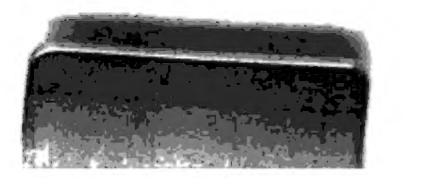
MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen. rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unserer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

Digitized by Google

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatt jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Kadu, Eingeborner der Inselgruppe von Ulea. Von Chamisso. 1. 3. 4.
Bruchstücke aus Dr. Pfeilschifters Wanderungen durch einige Provinzen von Holland im Frühjahr 1820. 4. 5. 16.
Neugegründetes Erbkönigreich auf einer Inselgruppe des atlantischen Meeres. 6.
Briefe eines deutschen Gelehrten, der sich gegenwärtig in Spanien befindet. 7. 8. 10. 11.
Die Portugiesinnen. 9.
Afrikanischer Aberglaube. 23.
Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste. 25. 26. 27.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Musikalisches Tagebuch ꝛc. 2. 22.
Miszellen. 3. 13.
Narcissas Grab in dem Pflanzengarten zu Montpellier. A. d. Fr. 7.
Kritische Analyse des Trauerspiels: die Schuld. Aus dem Edinbourg Magazine übersetzt. 10. 11. 13. 14. 15.
Rechtsfall aus der frühern schottischen Geschichte. A. d. Engl. 11. 13.
Winterspaziergang in Bern. Von Fr. Brun. 12. 13.
Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere. A. d. Fr. 17. 18. 20. 21. 24. 25. 26. 27.
Neue Religionssecte in Indien. A. d. Engl. 19.
Grabschrift des Walter von der Vogelweide. 19.
Anecdoten aus dem Leben Georg III. 21.

Gedichte.

Theelied. Von Möricke. 2.
Aegypten. A. d. Fr. Von Adrian. 7.
Die Nacht. Von Fr. Brun. 9.
Der Hahn und der Schuhu. 10.
Charade. Das Stammbuch. 12.
Erste Lebensstufe. Conz. 13.
Requiem. 15.
Die Felsen im Brenzthale. Magenau. 16.
Charade. Windbeutel. 18.
Abschied. A. d. Spanischen. 22.
Logogryph. Zeus. Euez. 24.
Die Harfnerin. Von Angilbert. 27.

Biographie.

Benjamin Heinrich La Trobe. A. d. Engl. 19.

Erzählungen.

Das Ideal. Von Fanny Tarnow. 1. 2. 5. 6. 8. 9. 12. 13. 15. 17. 18.
Aus Herrn Balthasars Leben. Von Contessa 20. 21. 22. 23.
Tristan von Leon. A. d. Fr. 24. 25. 27.

Korrespondenz.

Aus der Schweiz. 3. Aus Philadelphia. 4. Bern. 19. Berlin. Müllner. 23. Darmstadt. 7. Dresden. 1. Frankfurt. 24. 25. Jetnyt. 16. London. 7. 10. 11. 15. 19. 21. 23. 24. 26. München. 9. 11. 16. 17. Paris. 2. 8. 13. 14. 26. 27. Peter Paulshafen. 18. 20. Rom. 5. 6. 17. 18. Stuttgart. 22. Weinsberg. Von Justinus Kerner. 12. Wien. 27.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Vorwort zum zweyten Jahrgang des Kunstblatts 1821. — Achilles und Penthesilea, Gruppe von Rudolph Schadow. Nebst einem Kupfer.

Nro. 2.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia, und Vorschlag zu einem Nationaldenkmal zu Ehren Winckelmanns. Von Sickler. — Rudolph Schadows neueste Werke. Von Quandt.

Nro. 3.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia ꝛc. (Forts.) — Nachrichten aus Frankreich.

Nro. 4.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia ꝛc. (Beschl.) Nachschrift der Redaktion. — Bildende Kunst im Königreich der Niederlande. P.

Nro. 5.

Ueber eines der frühesten Gemälde Raphaels, aus der Schule des Perugino, nebst einer kurzen pragmatischen Betrachtung über das Verhältniß einer Schule zu ihren Zöglingen. Vom Professor Speth. — Neue Kupferstiche. Galatea, nach Raphael, gest. von Richomme. Fol. (Preis 30 Fr.) Von — der. — Rom.

Nro. 6.

Ueber eines der frühesten Gemälde Raphaels ꝛc. (Beschl.) — Mailand.

Nro. 7.

Ueber die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey. — Benjamin Robert Haydon. — Rom.

Nro. 8.

Ueber die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey. (Forts.) — Nachrichten aus Carlsruhe. — Wien. — Neapel.

Nro. 9.

Ueber die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey. (Forts.) — Rom. — Mailand.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Ueber Beamten-Maurerey. Eine Nothwehr von Müllner. — Zeitgeschichte. Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Aus dem XXII. Heft der Zeitgenossen besonders abgedruckt. Leipzig b. Brockhaus 1821. 144 S. 8.

Nro. 2.

Zeitgeschichte. Das Leben L. N. M. Carnots. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt von Wilhelm Körte. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Papiere Carnots. Leipzig, 1820. b. Brockhaus. 478 S. 8. — Naturwissenschaft. Die Geister der Natur, von Dr. Rudolph Meyer. Constanz bey Wallis. 1820. 259 S. in 12. — Notiz. Von Müllner.

Nro. 3.

Kriegswissenschaft. Bestimmung des todten Winkels im Profil der Wälle und Brustwehren zur Berichtigung der wirklichen oder blos eingebildeten Bestreichung der Festungswerke und Feldschanzen. 8. Berlin, Sandersche Buchhandlung. 8 S. — Erbauungs-Literatur. Geistliche Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Berlin b. F. Dümmler 1820. 47 S. 12. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. September 1820.

Nro. 4.

Dichtkunst. Manfred, ein Trauerspiel von Lord Byron. Aus dem Englischen übersezt von Adolf Wagner. (Mit dem beygedruckten Original.) Leipzig bey Brockhaus 1819. — Unterhaltungs-Literatur. Guido's Leben. Ein Roman von Friedrich Gleich. Frankfurt am Main bey Herrmann. 1819. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. September 1820. (Forts.) — Engl. Lit. Bericht vom Oktober 1820.

Nro. 5.

Länder- und Völkerkunde. Lettres sur quelques Cantons de la Suisse, écrites en 1819. Paris, Nicolle, 1820. 494 Seiten in 8. mit einer Vignette die das Hospitium auf der Grimsel darstellt. — Lettre à Mr. R*** R., membre de l'Institut, Professeur d'Histoire et Censeur royal, auteur des Lettres sur quelques Cantons de la Suisse. Paris, Paschoud. 1820. 24 S. in 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. September. 1820 (Forts.) — Englischer Literaturbericht vom October 1820. (Beschl.)

Nro. 6.

Länder- und Völkerkunde. Lettres sur quelques Cantons de la Suisse, écrites en 1819. (Beschl.) — Spanische Literatur — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. September. 1820. (Forts.)

Nro. 7.

Dramatische Dichtkunst. Die Syrakuser. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von Joseph Freyherr von Auffenberg, Lieutenant der Großherzogl. Badischen Garde zu Pferde. Bamberg und Würzburg in der Goebhardischen Buchhandl. 1820. 158 S. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. September 1820. (Beschl.) — Neueste Bibliographie Italiens. August 1820.

Nro. 8.

Lexicographie. Deutsch-lateinisches Lexicon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von Friedrich Carl Kraft, drittem Lehrer an der Domschule in Naumburg u. s. f. Erster Theil. A — Jod. Leipzig und Merseburg b. Ernst Klein und Wien bey Carl Schaumburg und Comp. 1820. XVIII und 1842 S. gr. 8. gespalt. — Periodische Literatur. I. Jährliche Mittheilungen, herausgegeben von Friedrich Rochlitz. Zugleich als Fortsetzung des Leipziger Taschenbuchs für Frauenzimmer von 1821. Leipzig b. Cnobloch. 480 S. 8. II. Nordischer Musenalmanach für 1821. Poetische Blumenlese, herausgegeben von Winfried. Hamburg in d. Herold-schen Buchhandlung. 170 S. kl. 8.

Nro. 9.

Dramatische Dichtkunst Theater von August Klingemann. Dritter Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1820. XIV und 440 S. gr. 8. I. Alfonso der Große. II. Das Vehmgericht. III. Oedipus und Jokasta.

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Januar 1821.

Jezt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freye, schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge, in der Freyheit Schoos.

Schiller.

Kadu, Eingeborner der Inselgruppe Ulea im Süden von Guajan. (Manuscript.*)

Wir hatten im Anfang 1817 im äußersten Osten des Asien und Amerika trennenden Oceans auf der Gruppe Ottio und Kaben der Inselkette Radack mit dem lieblichen Volke, welches sie bewohnt, Bekanntschaft gemacht und Freundschaft geschlossen. Als wir darauf in die Gruppe Aur derselben Inselkette einfuhren, die Eingeborenen auf ihren Booten uns entgegen kamen, und sobald wir Anker geworfen, an unser Bord stiegen, trat aus deren Mitte ein Mann hervor, der sich in manchen Dingen vor ihnen auszeichnete. Er war nicht regelmäßig tatuirt wie die Radacker, sondern trug undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln einzeln und in Reihen um die Knie, an den Armen und auf den Schultern. Er war gedrungenern Wuchses, hellerer Farbe, krauseren Haares als sie. Er redete uns in einer Sprache an, die von der Radackischen verschieden uns völlig fremd klang, und wir versuchten gleich vergeblich die Sprache der Sandwich-Inseln mit ihm zu reden. Er machte uns begreiflich, er sey gesonnen, auf unserm Schiffe zu bleiben und uns auf unseren ferneren Reisen zu begleiten. Sein Gesuch ward ihm gern gestattet. Er blieb von der Stunde an an unserm Bord, ging nur Einmal noch mit Urlaub aus Land und verharrte bey uns, unser treuer Gefährte, den Offizieren gleich gehalten, und von allen geliebt, bis zu unserer Rückkehr auf Radack, wo er mit schnell verändertem Entschluß erkor, sich anzusiedeln, um der Bewahrer und Ausspender unserer Gaben unter unseren dürftigen Gastfreunden zu seyn. Es konnte Niemand von dem menschenfreundlichen Geiste unserer Sendung durchdrungener seyn als er.

Dieser Mann war Kadu, ein Eingeborner der Inselgruppe Ulea, im Süden von Guajan, von nicht edler Geburt, aber ein Vertrauter seines Königs Toua, der seine Aufträge auf andern Inseln durch ihn besorgen ließ; er hatte auf früheren Reisen die Kette der Inseln, mit denen Ulea verkehrt, im Westen bis auf die Pelew-Inseln, im Osten bis auf Setoan kennen gelernt. Er war auf einer lezten Reise von Ulea nach Feis mit zweyen seiner Landsleute und einem Chef aus Cap, welcher lezte nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte, begriffen, als Stürme das Boot von der Fahrstraße abbrachten. — Die Seefahrer, wenn wir ihrer unzuverlässigen Zeitrechnung Glauben beymessen, irrten acht Monde auf offener See. Drey Monde reichte ihr kärglich gesparter Vorrath hin, fünf Monde erhielten sie sich ohne süßes Wasser, blos von den Fischen, die sie fingen. Den Durst zu löschen, holte Kadu in die Tiefe des Meeres tauchend kühleres, und ihrer Meynung nach, auch minder salziges Wasser in einer Cocusschale herauf. — Der Nordostpassat trieb sie endlich auf die Gruppe Aur der Kette Radack, wo sie sich im Westen von Ulea zu befinden wähnten.

Kadu hatte von einem Greise auf Cap Kunde von Ra-

*) Bruchstücke aus den Bemerkungen und Ansichten von Adelbert von Chamisso, Begleiter des Herrn Otto von Kotzebue bey der von ihm angeführten Seereise.

Digitized by Google

dack und Ralick vernommen — Seefahrer aus Cap sollen einst auf Radack, und zwar auf die Gruppe Aur verschlagen worden seyn; und von da über Nugor und Ulea den Rückweg nach Cap gefunden haben. Die Namen Radack und Ralick waren ebenfalls einem Eingeborenen aus Camareck, den wir auf Guajan antrafen, bekannt. Es werden oft Boote aus Ulea und umliegenden Inseln, auf die östlichen Insel-Ketten verschlagen, und noch leben auf der südlichen Gruppe der Kette Radack, Arno, fünf Eingeborne aus Camareck, die ein gleiches Schicksal auf gleicher Bahn dahin geführt.

Die Häuptlinge von Radack schützten die Fremden gegen niedrig Gesinnte ihres Volkes, deren Habsucht das Eisen, welches jene besaßen, gereizt hatte. Man trifft die edelmüthigere Gesinnung stets bey den Häuptlingen an.

Die Einwohner von Ulea, die in größerem Wohlstand und in ausgebreiterem Verkehr als die Radacker leben, sind ihnen in mancher Hinsicht überlegen. —

Kadu stand in einem gewissen Ansehen auf Radack. Er mochte, als wir diese Inseln besuchten, seit etwa vier Jahren auf denselben angelangt seyn. Er hatte zwey Weiber aus Aur, und von der einen eine Tochter, die bereits zu sprechen begann. — Unsere Erscheinung verbreitete in Aur, wo die Kunde von uns noch nicht erschollen war, Schrecken und Bestürzung. Der vielgewanderte, der vielerfahrene Kadu, der sich zur Stunde auf einer entlegenen Insel der Gruppe befand, ward alsbald herbeygeholt, und man begehrte seinen Rath, wie man den mächtigen Fremden begegnen solle, die man für böse Menschenfresser anzusehen geneigt war.

Kadu hatte von den Europäern vieles erfahren, ohne daß er je eines ihrer Schiffe gesehen. Er sprach seinen Freunden Muth ein, warnte sie vor Diebstahl, und begleitete sie an unser Schiff mit dem festen Entschluß, bey uns zu bleiben, und in der Hoffnung, durch uns zu seinem lieben Vaterlande wieder zu gelangen, da einmal ein europäisches Schiff in Ulea gewesen, zu einer Zeit, wo er selbst abwesend war. Einer seiner Landsleute und Schicksals-Gefährten, der bey ihm war, bemühte sich umsonst, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, und seine Freunde bestürmten ihn umsonst mit ängstlichen Reden; er war zur Zeit unerschütterlich.

Ein anderer Gefährde Kadu's, der Häuptling aus Cap, den wir im Gefolge des Königs Camari bey Udirich antrafen, faßte denselben Entschluß, dieselbe Hoffnung, als unser Freund. Er war ein schwächlicher Greis, sein Gesuch fand kein Gehör. — Es war schwer, ihn zu vermögen, unser Schiff zu verlassen, worauf er in Thränen in der ruhigen Lage beharrte, durch welche er seinen Vorsatz uns zu versinnlichen gesucht. — Wir stellten ihm sein Alter und die Mühseligkeiten unserer Fahrt vor, er blieb bey seinem Sinne; wir stellten ihm vor, daß unser Vorrath nur auf eine gewisse Anzahl Menschen berechnet sey. Er muthete uns zu, unsern Freund Kadu hier auszusetzen, und ihn an dessen Stelle aufzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

Mein lezter Brief, klagst Du, ist Dir unverständlich, und unbegreiflich die Leidenschaft, mit der ich mich nach Deutschland zurücksehne — lieber Ferdinand, sie ist mir selbst ein Räthsel, aber ein heiliges, an dessen Lösung das ganze Glück meines Lebens gebunden ist. Ich habe in diesen leztverlebten Monaten manches neue Blatt in der Geschichte meines Herzens durchblättert, und es ist mir klar geworden, was ich vom Leben fordern, was ich von ihm erwarten muß, um mit mir selbst einig zu werden. Von deutschen Eltern in Moskau geboren und erzogen, kam ich mir, von dem Wirbel des Gewühls dieser Riesenstadt früh ergriffen, immer nur wie ein, an den Flügeln gelähmter, am Boden hinflatternder Vogel vor, den es verdrießt, einem Wurm gleich schleichen zu müssen, da ihm auch die Kraft angeboren ist, sich in die Lüfte erheben zu können. In meinem zwanzigsten Jahre sandte mich mein Vater nach Deutschland. O nie kann, nie werde ich diese mit Dir in Jena verlebten Jahre vergessen! Wie sehne ich mich noch oft in diese frische, kräftige Jugendlust, in diese schön begeisternden Jugendträume zurück, und kann bis zur Wehmuth weich werden vor ihrer Erinnerung! Aber auch in ihnen wurde mir kein Zweck des Lebens klar, den ich als Beruf hätte festhalten mögen; auch in ihnen lag nicht die befriedigende Fülle des Daseyns, die ich als einen festen Halt für Herz und Geist, für Sehnsucht und Thätigkeit zu finden begehrte. Ich fühlte mich durch den Unwerth der Menschen, durch den Widerspruch der bürgerlichen Verhältnisse mit meinen Idealen, und durch die Nichtigkeit der Lebensfreuden in meinen zartesten Empfindungen verlezt, den frischen Jugendschlag meiner Herzenskraft gehemmt, und Einsamkeit und der Frieden stiller Natureinfalt schienen mir damals allein Glück gewähren und sichern zu können. Ich kam in das Vaterhaus zurück, unzufrieden mit mir selbst; unzufrieden mit Allem, was mich umgab, mußte ich dem klaren, ruhigen Weltverstand meines Vaters mißfallen; er sandte mich mit einer ihm gehörenden Handelskaravane nach Odessa, und auf dieser Reise durch die Wüsten und Steppen Asiens lernte ich nun den Menschen in jenem Naturzustand kennen, wo ihn keine Sorge belebt, als die, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und wo in seiner Seele keiner jener Wünsche wohnt, die in der unstilgen mit einem Strahl des ewigen geistigen Lichtes die Welt unsrer Ideen erhellen, und zum Bürger des Gei-

Digitized by Google

sterreichs, zum Beherrscher der Welt sichtbarer Naturerscheinungen machen. Ich schauderte vor dem Gedanken, in diesen Steppen geboren und nie aus diesem Sitz der Unwissenheit weggekommen zu seyn, nie ein Bedürfniß kennen gelernt zu haben, das über die Befriedigung des körperlichen Wohlseyns hinausreicht, und von der Welt nichts gesehen zu haben, als das, was man in diesen Wüsteneyen davon sieht — mein Geist, mein Herz, die ganze unermeßliche Welt der Ahnungen und Ideen, der Wünsche und Hoffnungen, der Schmerzen und Freuden, die ich in mir trage, würde dann ein unbeschriebenes Blatt geblieben seyn. Aber wo wohnt denn die Glückseligkeit, nach der mein Herz sich sehnt? Wenn ich sie nicht im Schoß gedankenloser Einfalt zu finden vermag, werde ich sie denn als eine Frucht der Bildung und des geistig verfeinerten Lebensgenusses kennen lernen? So fragte ich mich selbst. Ist es Fluch oder Wohlthat, daß bey Völkern, wie bey Individuen, der Fortschritt der Kultur die Bedürfnisse so vervielfacht hat, daß wir mit dem Glück harmloser Einfalt nicht mehr für unsre Wünsche auszureichen vermögen? Fluch? wie könnte denn die Bildung der Staaten in der Menschheit als Naturbestimmung begründet erscheinen? und Wohlthat — o mein Freund, um dieß zu seyn, müßten nicht Laster und Gebrechen so tief und unvertilgbar in dem Boden der Kultur, als die Naturerzeugnisse desselben wurzeln und üppig empor schießen! — Die Thorheiten und Laster der Menschen hatten mich gequält, so lange sie mir vor Augen waren; jezt aber in der Einsamkeit lernte ich empfinden, welche Quellen von Weisheit und Tugend sie sind, und daß diese, wie in der physischen Welt aus Verwesung neues Leben hervorkeimt, gleichfalls in ihrer stolzesten und erhabensten Blüthe nur aus der Nacht sittlichen Verderbens aufgehen. Doch je länger meine Reise dauerte, je mehr verlor sich in mir der Hang zu diesen Grübeleyen; ich fing an, weniger zu denken und mehr zu empfinden. Ich weiß nicht, ob ein volles oder ein einsames Herz für den Zauber der Natur am empfänglichsten ist, aber ich fühlte, daß es das Erwachen neuer tiefer, bis jezt in mir stumm gebliebener Empfindungen war, das im Fortgang meiner Wanderung diese so reich für die Träume meiner Phantasie, für die Ahnungen meines Herzens machte. Du hast mich vor der tiefen Fühlbarkeit meiner Seele gewarnt, die bey mir nicht blos jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht blos ein vergängliches Kolorit des Daseyns, sondern das tiefste heiligste Leben meines innersten Wesens selbst sey, und ich lernte nun begreifen, daß Du Recht hattest, mein Schicksal an das Erwachen der Liebe in meinem Herzen gebunden zu glauben. Gewiß, um glücklich zu werden, muß ich mit aller Kraft des Herzens in mir lieben, und, wenn es seyn muß, leiden. Eine unendliche Sehnsucht durchbebte plötzlich meine Seele, mir war, als schwebe mir die verhüllte Geliebte auf jedem Strahl des Mondes, jedem Silberblick der Sterne entgegen, ich fühlte, ich empfand ihre Geisternähe oft so lebendig mit allen Sinnen, und in diesen Ahnungen der Liebe löseten sich mir die bisherigen Räthsel meines Daseyns. Ihr, der im Voraus Geliebten, der in mir Lebenden, brauchte ich nur zu begegnen, sie nur zu erkennen mit dem ersten Blick. Seele in Seele, Auge in Auge getaucht, dahin gegeben im Wechseltausch Herz und Leben, und es gab dann für mich keinen Wandel des Geschickes mehr, das unwiderrufliche Urtheil über mein Leben war dann gesprochen. Ich fühlte aber auch, daß ich diese Geliebte nicht unter den ungebildeten Töchtern der Natur und der Einfalt suchen durfte; nur in dem Kreise gebildeter Frauen, nur in dem feineren vergeistigten Leben derselben entfaltet sich jene Zartheit der Gefühle, ohne die ich mir mein Ideal von Frauenreiz und Liebeszauber nicht verwirklicht denken kann, und nur an der Seite einer hochgebildeten, talentvollen Frau kann das Leben den süßen, frischen Reiz behalten, den ihm in der Jugend die Neuheit der Erscheinungen leiht, und den in spätern Jahren nur die Poesie der Einbildungskraft festzuhalten vermag. Bey bloßer Herzensgüte und einfältiger Unschuld, bey geistlosem häuslichem Glück und hausväterlicher Thätigkeit wird das Leben grau und die Seele matt. Wie die Zeit in unserm Körper die feineren, leichteren Elemente des jugendlichen Aufblühens allmählig durch Eisen und Erde verdrängt, so bringt auch das Alter in das geistige Leben eine dumpfe Schwerfälligkeit, die nur durch die höchste Freyheit und Liebe besiegt werden kann, und beyde können in uns nur durch Geistesbildung entfaltet werden. Je mehr der Mensch denkt, je mehr verfeinern sich auch seine Gefühle, und der sittliche Trieb in ihm zur sittlich schönen Empfindung. Was ist die Liebe des rohen Naturkindes? Und zu welchem Götterglück veredelt sie sich in der Seele des gebildeten Menschen! —

In Odessa traf ich Meiners, der sich dort angesiedelt, und sich aus Deutschland eine wackere, hübsche Frau mitgebracht hatte. Es that mir so wohl mit ihm von vergangenen Zeiten schwatzen zu können, in seiner Haushaltung und Lebensweise deutsche Sitte, deutsche Häuslichkeit wiederzufinden, daß ich alle meine Mußestunden bey ihm zubrachte. Er und seine Frau hatten sich aus Liebe geheurathet, sie waren so glücklich, sie werden es nach ihrer Weise und nach ihrem Sinn wahrscheinlich bleiben, und doch, Ferdinand, könnte mich ein ähnliches Verhältniß, ein gleiches Glück nie befriedigen. Amalie, Meiners Gattin, ist munter, verständig, fleißig, ordentlich, sie hat ein gutes, treues deutsches Herz, aber ihr fehlt jene Tiefe des Gefühls, die ich das Talent der Empfindung, das Genie des Herzens nennen möchte. Wem der Himmel eine solche Gattin zuführt, darf sich über sein Schicksal nie bekla-

Digitized by Google

gen; allein ich würde mit ihr verbunden das Leben verlassen, ohne je einen Augenblick nach dem ganzen Umfang meiner Fähigkeit Glück zu empfinden, glücklich gewesen zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, den 3. Dec. 1810.

Die theatralischen Darstellungen des vorigen Monats sind durch einen höchst traurigen Vorfall, den unerwarteten Tod der Schwester unsers geliebten Königs, Prinzessin Maria Anna, unterbrochen worden. Sie starb am 26. Nov. früh, an chronischen Unterleibskrankheiten, in ihrem 59sten Jahre. Geliebt von ihren Brüdern und Schwester, geliebt von den Söhnen und Töchtern derselben, die vertrauteste Freundin unsrer hohen Königin, ward sie von Jedermann, der sie kannte, verehrt, und angebetet als Wohlthäterin und Retterin von einer zahllosen Menge Armen und Bedürfenden, die mit flehenden Gebete an den Stufen des Altars knieten, als die Bitte für ihre Genesung zum Himmel scholl, war der Tag ihres Todtes ein allgemeiner Trauertag. Ihr Andenken wird im Segen bleiben.

Unser Professor Hartmann, der treffliche Historienmaler, hat einen ausgezeichnet ehrenvollen Ruf nach Neapel erhalten, um daselbst das eine der vier großen Altargemälde in der Kirche des heil. Franz zu malen, welche der König von Neapel nach der Rückkehr in seine Staaten gelobte. Die drey andern sind den Malern Camucini in Rom, Celestini in Neapel und Benvenuti in Florenz übertragen. Noch ist ihm das Sujet dazu nicht bekannt gemacht worden. Er wird unstreitig zu Anfang künftigen Jahres seine Reise dahin antreten. Dagegen erwarten wir mit jedem Tage den braven Maler Vogel in Dresden, welcher an die Stelle des unglücklichen von Kügelgen gerufen worden ist, und vor zwey Jahren bereits uns durch sein Gemälde des Pabstes von seiner errungenen Meisterschaft überzeugte. Man erwartet mit ihm zugleich den Bildhauer Matthäi, welcher ebenfalls eine Anstellung bey der hiesigen Kunst-Akademie erhalten hat.

Der Landtag geht ziemlich lebendig vorwärts, und die Präliminarschrift ist von den Ständen schon übergeben worden. Man sagt, daß die Verhandlungen nach Beendigung derselben öffentlich im Druck erscheinen werden, wodurch ein Wunsch aller derer erfüllt seyn würde, die mit gespannter Aufmerksamkeit ihrem Fortgange folgen.

In diesen Tagen fiel das jüngste Kind einer angesehenen Familie aus dem Handelsstande aus dem Arm der Wärterin, drey Treppen hoch zum Fenster herab auf die Straße. Glücklicherweise gieng eben unter den Fenstern ein Arbeiter vorbey, auf dessen Schulter es stürzte, und ihn zwar mit niederriß, doch nicht wesentlich beschädigte. Auch das Kind litt dadurch nur wenig von den Folgen des Falles und sieht seiner Wiederherstellung entgegen.

Bis zum 23. November also giengen die Vorstellungen des genannten Monats. In der italienischen Oper wiederholte man ältere Opern mit Beyfall. Mad. Borgondio trat als Tancredi auf. Sie rechtfertigte in dieser Rolle den ihr vorangegangenen Ruf keineswegs, sondern man fand ihre Stimme schwach detonirend, und ihr Spiel leblos. Sehr wohl that sie, diese Parthie nicht zu wiederholen, sondern nach einiger Zeit als Isabelle in den Italiana in Algeri aufzutreten. Hier erntete sie in mehreren Gesangstücken verdienten Beyfall, sang mit vollerschöner Stimme, stellte mindestens erträglich dar, und da das erhaltene Lob ihre Furcht verscheuchte, so wurden die Töne rein und angenehm. Gern hätten wir sie noch in einer dritten Oper gesehen, aber es sind nur wenige Rollen für ihren tiefen Alt geeignet, und so müssen wir auf dieses Vergnügen Verzicht leisten. Leider hörten wir auch nur in einer einzigen Vorstellung Mad. Marine Sessi, Baronin Nattorp, nämlich in der des Simmalione, mit Musik von Cimadono, von der aber, wegen der sehr vielen eingelegten Musikstücke von andern Meistern, wenig geblieben war. Wir können ihre Stimme mit nichts passenderem als einem Feuerwerke vergleichen, so überraschte, so blendete sie. Man staunt, ist hingerissen, will wohl manches als blosses Blendwerk tadeln, kann vor dem Interesse, welches das Ganze gewährt, nicht dazu gelangen. Jedenfalls ist ihre Methode, so wie die Kraft ihrer Stimme bewundernswerth, und das Grandiose ihrer Aktion würde noch mehr Eindruck machen, wenn das Alleinsingen während der ganze ½ Stunden währenden Oper nicht zuletzt doch den Zuschauer ermüdete.

Die deutsche Bühne gab am 14. Nov. zum erstenmale ein Lustspiel von Lebrün in drey Akten, unter dem Titel: Pommersche Intriguen. Es schien im Parterre auch eine Dresdner Intrigue dagegen obzuwalten, denn, obgleich viele Scenen unterhielten, und mit allgemeinem Interesse des heitern Gelächters aufgenommen wurden, so liessen sich doch, als der Vorhang gefallen war, einige Zischlaute vernehmen. Bey der bald darauf veranstalteten Wiederholung fielen sie jedoch ganz hinweg, und der Beyfall siegte. Nun ist freylich das Ganze blos eine Posse, die Charakter sind zum Theil gewaltig übertrieben, und der Knoten ist sehr locker geschürzt, aber doch unterhält sie, einige Situationen sind wahrhaft komisch, und das brave Spiel von Herr Werdy, als Schul- und Wachtmeister, Herr Kanow, als pommerscher Landjunker, Mad. Mayer, als Berliner Kammermädchen, und Herr Geiling Sohn, als Bauernbursche Hans, gab das Gute, das der Dichter darein gelegt hatte, treu wieder. Hrn. Schirmer hätten wir, besonders bey der ersten Vorstellung, etwas weniger Erhebung des Tons, Mad. Müller, als Isidore, mehr vornehme Ziererey, und Dem. Wagner mehr Natürlichkeit des Spiels gewünscht. Die zweyte Vorstellung gab alles dieses auch besser wieder.

In einem ganz andern Gebiete bewegt sich ein kleines, allerliebstes Lustspiel von Robert, Blind und lahm, welches am 19. Nov. zuerst gegeben ward. Hier waltet die höchste Feinheit in Dialog wie Intrigue ob, und mit dieser war es auch von Mad. Schirmer und den Herren Julius und Burmeister dargestellt. Wir wissen nicht, welchem von diesen Dreyen wir den Vorzug geben sollen, so viel ist gewiß, daß lebendiger, runder, wahrer und zarter die heitre Kleinigkeit auf keiner Bühne gegeben werden kann. Das Publikum erkannte es auch mit dem vollsten Danke an. Es schadet nichts, daß dieser sich bey uns selten im Herausrufen ausspricht, der köstliche Eindruck, den dieser drey Künstler Spiel in allen Gebildeten hinterließ, war eben so viel werth.

Wir sehen in diesem Jahre noch den Darstellungen eines neuen Schauspiels von dem trefflichen Houwald, unter dem Titel: Fluch und Segen, und der Iphigenie des großen Goethe entgegen, und sind der Direction im Voraus für die Genüsse, die sie uns dadurch bereiten wird, dankbar, je seltner bey uns besonders die Meisterwerke des leztern Heroen auf der Bühne erscheinen.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 1.

Digitized by Google

Nr. 1.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. Januar 1821.

Vorwort zum zweyten Jahrgang des Kunstblatts 1821.

Wir beginnen den zweyten Jahrgang des Kunstblatts mit den fröhlichen Hoffnungen, denen man sich am Anfang eines neuen Zeitabschnitts so gern überläßt, wenn das im vergangenen Erlebte nur irgend dazu berechtigt. Vor allem haben wir für die Theilnahme und Nachsicht, womit unser Blatt im verflossenen Jahre vom Publikum aufgenommen, und für den thätigen Eifer, mit dem es von einer bedeutenden Anzahl von Kunstfreunden unterstüzt worden ist, zu danken. Möge uns diese Gunst ferner dauern, und auch die Mitwirkung derjenigen Kenner, deren Theilnahme wir bis jezt noch vermißten, von nun an uns in den Stand sezen, das, was wir beabsichtigen, in vollkommenerem Maaße zu leisten.

Die Ereignisse der Zeit waren unserm Unternehmen vielfach günstig. Ruhe des Friedens, von mancherley politischen Bewegungen noch unerschüttert, gab dem Kunstleben ein fröhliches Gedeihen. Vieles von dem, was wir zu Anfang des vorigen Jahres erwarteten, ist ausgeführt — neues unternommen worden. — An einigen der höchsten Aufgaben versuchten sich die bildenden Künste in schwesterlicher Vereinigung. — Thorwaldsen hat den seltenen erhebenden Beruf, eine neu erbaute Kirche allein mit den Werken seines Meissels zu schmücken, schon zum Theil erfüllt: Architektur und Plastik sahen wir in gemeinschaftlicher vorberechneter Thätigkeit für das Heiligste des Menschen. — Der heitern und der ernsten Muse, Thalien und Melpomenen, ward in Berlin ein schöner Tempel errichtet, zu dessen Zierde sich Baukunst, Bildnerey und Malerkunst mit gleichem Eifer die Hände reichten. Das in München den Denkmalen des Alterthums geweihte Haus kam der Vollendung näher, und begann schon sich mit den heiteren Werken des Pinsels zu schmücken. — Aller Orten erkannte man die schöne Achtung der Vergangenheit an Denkmalen, geehrten Verstorbenen errichtet oder angeordnet. Am meisten zeichnete sich hierin Frankreich aus, das in der Hauptstadt und an vielen andern Orten des Reichs die Erinnerung an ältere Verdienste durch Monumente hervorzurufen bemüht war. In Frankfurt am Main wurde beschlossen, Goethe'n ein Denkmal zu erbauen, woran das gesammte Vaterland Theil nehmen sollte — wie man vernimmt, wird in diesem Jahre die Ausführung begonnen werden; durch Rosetti's Thätigkeit erhält Winckelmann ein Denkmal in Triest; und die Kaiser von Rußland und Oestreich gaben erst kürzlich Aufträge an Thorwaldsen zu Monumenten für Poniatowsky und Schwarzenberg. — Ueberhaupt war es höchst erfreulich, zu sehen, wie immer reger und lebendiger die Lust an Werken der Bildnerey wird — der Kunst, die seit langer Zeit am wenigsten gedeihen wollte, und deren Beruf für die Verherrlichung christlicher Zeit sogar bezweifelt worden war. — Mit welchem Enthusiasmus ward Thorwaldsen auf seiner Rückreise von Kopenhagen nach Rom überall empfangen! Der Ruf war es nicht allein, der ihm voranging — auch die Freude an Entstehung der edlen Werke, die, der einfachste Ausdruck des Schönen, am längsten den Stürmen der Jahrhunderte trotzen. — So zeigte sich diese Freude auch im kleineren Kreise an der Menge von Beschauern, welche sich das verflossene Jahr hindurch fast täglich um das nun beynah vollendete Modell von Danneckers Christus drängten. — Unter den Leistungen der Malerey sind vor allen die Werke zu nennen, welche Cornelius in der Glyptothek zu München a fresco, einem in Deutschland seit lange nicht mehr geübten Verfahren, begonnen hat, und von denen wir unsern Lesern bald ausführliche Nachricht zu ertheilen hoffen. Ferner die für das Theater in Berlin bestimmten Darstellungen von Schadow. An diesen größeren Werken, wie an einer bedeutenden Zahl von Staffeleygemälden zeigt sich, daß unsere Malerey immer unbefangener und reicher in der Wahl der Gegenstände wird. Die französische Kunst rühmt sich eines für einen deutschen Fürsten bestimmten Gemäldes von Gérard: Corinne, nach einer Schilderung der Frau von Stael, in welchem der Adel des Gedankens mit der Schönheit der Ausführung auf gleicher Höhe stehen soll. — In der Kupferstecherkunst zeigt sich neben den Huldigungen, die dem leeren Glanz und Schimmer des Grabstichels noch hie und da gebracht werden.

doch immer allgemeiner das Bestreben, zu wahrer Gründlichkeit und edler Einfachheit zurückzukehren, ohne sich eigenthümlicher Schönheiten zu entäußern. So manches Bedeutende, dessen Aufzählung hier zu weit führen würde, hat sie im verflossenen Jahre geliefert, und anderes ist im nächsten zu erwarten. — Die außerordentlichen Fortschritte endlich, welche seit kurzer Zeit in der Lithographie geschehen, sahen wir an den vor unsern Augen entstandenen Blättern beurkundet, womit Strixner den Anfang zur Herausgabe der Boisseréeschen Gemäldesammlug gemacht hat. Die Erscheinung dieser Sammlung in einem so vollendeten lithographischen Werke, wie diese Blätter versprechen, giebt in doppelter Hinsicht ein merkwürdiges Denkmal deutscher Kunst; es wird uns dadurch in Zukunft auch leichter werden, öfter und anschaulicher von einzelnen Gemälden derselben zu sprechen. — Auch die Stempelschneidekunst, in der seit geraumer Zeit Frankreich und Italien allen übrigen Ländern voran waren, hob sich in Deutschland seit Kurzem zu einer bedeutenden Höhe. Wir werden unsre Leser bald mit einigen Medaillen bekannt machen können, die den französischen und italienischen sehr wohl an die Seite zu stellen sind.

Dieß lebendige Fortstreben der Kunst in allen ihren Zweigen ward zugleich durch die Eröffnung von Kunstanstalten und Sammlungen thätig befördert. Paris feyerte die Eröffnung der Gallerie Luxembourg, welche die Meisterwerke der französischen Schule enthält. In Berlin wird fortdauernd an der Einrichtung eines Museums gearbeitet, welches unter Hirts Aufsicht eine große Anzahl von Kunstschätzen aller Art vereinigen soll.

Was die Kunde des Alterthums, der unerschöpfliche Born, aus welchem der Wissenschaft und Kunst immer neue Bereicherung quillt, im verflossenen Jahre hauptsächlich gewonnen, werden erst die nächstkommenden vollends zu Tage fördern. Vom Vaterlande beginnend, sehen wir mit Erwartung den ersten Lieferungen des Boisserée'schen Werks über den Dom zu Köln entgegen, das von gleicher Wichtigkeit in Hinsicht der Wissenschaft wie der künstlerischen Ausführung ist. Für das höhere Alterthum nehmen die mancherley Entdeckungen und genaueren Bestimmungen, welche von kühnen Reisenden in Aegypten und Nubien gemacht worden, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Belzoni's Reisebeschreibung ist erschienen — ihr wird in Kurzem das reiche Kupferwerk des Architekten Gau folgen, ein Denkmal des lebendigsten Eifers und unermüdlicher Anstrengung. Eine Gesellschaft preußischer Reisenden, worunter wir den General Menu von Minutoli und den Architekten Liemann nennen, ist gleichfalls auf einer Reise durch Aegypten begriffen, von welcher mannichfaltige Resultate zu hoffen sind. Der treffliche Consul Drovetti, welchem dieß Land, und so mancher, der es durchreist, überaus viel verdankt, hat eine sehr reichhaltige und merkwürdige Sammlung ägyptischer Alterthümer nach Europa gesendet. Möchte sie bald von einer Regierung öffentlich aufgestellt und der Forschung zugänglich gemacht werden! — Unter den literarischen Erscheinungen im archäologischen Fache dürfen wir ein vaterländisches Werk nicht unerwähnt lassen, die von Böttiger kürzlich herausgegebene Zeitschrift Amalthea, worin bewährte Kenner des Alterthums über mannichfaltige Gegenstände ihre Stimmen gegeben haben.

Es bleibt dem Kunstblatt noch vorbehalten, über vieles so eben Erwähnte nähere Anzeigen zu liefern. Wir haben in dem eben geschlossenen Jahrgang nach möglichster Vollständigkeit gestrebt, und, was nicht weitläufig erörtert werden konnte, wenigstens zu berühren gesucht. Um allzugroße Vereinzelung der Nachrichten zu vermeiden, gaben wir sie lieber etwas später in zusammenfassenden Uebersichten, und fürchten deßhalb keinen Vorwurf zu verdienen, da Schnelligkeit der Notizen im Gebiete der Kunst nicht von so großer Wichtigkeit ist, wie in der Politik.

Einen größeren Theil des Blatts als die Nachrichten, nahmen die Beurtheilungen ein. Hier lag es in der Natur der Sache, daß solche weder über alles Wichtige geliefert, noch jedesmal nach Verhältniß der Bedeutsamkeit der Gegenstände bemessen werden konnten. Noch weniger konnten alle in gleichem Geiste verfasst seyn. Es ergab sich hier dasselbe Verhältniß, wie bey jedem andern kritischen Blatte, und mit noch größerer Nothwendigkeit: Die zu beurtheilenden Kunstwerke sind an vielen Orten zerstreut — es ist schwierig, überall einen Kunstfreund zu finden, der ein Urtheil zu fällen unternehme, wie viel weniger steht zu erwarten, daß alle von gleichen Ansichten ausgehen, mit gleicher Unbefangenheit verfahren? — Um diese Verschiedenheit der Stimmen zu bezeichnen, und die Verantwortlichkeit für jedes vorkommende Urtheil von der Redaktion abzuwenden, war es durchaus nothwendig, die Namensunterschriften und gleichbleibenden Chiffern unter allen beurtheilenden Aufsätzen beyzubehalten, und wir werden auch in Zukunft nicht von dieser Regel abweichen. Sonach kann es weder der Redaktion, noch dem Geiste des Blatts zum Vorwurf gemacht werden, wenn man irgend einmal übertriebenes Lob oder ungerechten Tadel von einem unserer Mitarbeiter ausgesprochen findet. Wir beweisen unsere Unparteylichkeit, indem wir keiner billigen, und mit Schonung der Persönlichkeit verfassten Gegenrede die Aufnahme verweigern, wodurch denn das Publikum, wenn auch nicht immer das vollkommen Wahre, welches öfters in der Mitte liegt, doch die Ansichten beyder Parteyen zu vernehmen und zu prüfen in den Stand gesezt wird. Eine Zeitschrift, die sich nur einer Partey hingeben wollte, würde eben auch nur

für diese Partey Werth haben, und mit ihr vergehen. Von allgemeinem Nutzen kann sie nur seyn, wenn sie das Urtheil jeder Seite vor das Publikum bringt, auf eine Weise jedoch, welche den Anstand öffentlichen Gedankenwechsels nicht verlezt.

Es liegt aber in dem Charakter unsrer Zeit, und erweist sich in der Kunst, wie in der Literatur und Politik, daß, so sehr man das Bedürfniß ruhiger und besonnener Prüfung fühlt, doch das Urtheil der Meisten sich stets auf Extreme wirft. Man sezt voraus, ja man fordert sogar, daß jeder einer Partey angehöre — er soll loben, was auf der einen, und tadeln, was auf der andern Seite liegt. — Das billige Urtheil, das sich in der Mitte hält, gegen keinen Vorzug blind ist, aber auch die Schwäche nicht verkennt, von welcher keine Seite sich ganz frey sprechen kann, wird selten gehört. Es ist zu ruhig, es thut nicht genug Wirkung. Leidenschaften bewegen den größten Theil der Menschen — leidenschaftliche Aeußerungen für und wider machen sie erst auf die Wahrheit aufmerksam.

In Urtheilen über Kunstwerke besonders ist heutzutage nichts gewöhnlicher, als unbedingt zu loben oder unbedingt zu tadeln, entweder das Werk aufs höchste zu erheben, oder ohne Anerkennung eines Verdienstes es tief herabzusetzen. — Raphael, Michel-Angelo werden als Beyspiele gebraucht, um den Werth eines Gemäldes zu zeigen, und das individuelle Gefühl eines Moments im Gemüthe des enthusiastischen Beschauers wird als gültige Probe der Trefflichkeit des Gegenstandes ausgesprochen. Aber das unbefangenere Publikum will kein so hohes Lob. Die Heroen des goldenen Zeitalters der Kunst haben in den Augen der Welt, obgleich sie noch täglich ihre Werke sieht, eine Höhe des Ruhms erreicht, der ans Mythische gränzt, und Niemand wird leicht mit der Versicherung Eingang finden: es lebe ein Bildner wie Phidias, oder ein Maler wie Raphael. Wenn man auch keinen Grund sieht, an der Möglichkeit solcher Erscheinung zu zweifeln, so wird doch stillschweigend vorausgesezt, über die Gegenwart sey nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft als Richter bestellt. Man bedenkt, daß ein neuerer Künstler, je mehr er an die Höhe jener großen Meister hinanreicht, desto mehr Eigenthümliches haben müsse, desto weniger mit ihnen verglichen werden könne. So erregt die Anpreisung gleicher Vorzüge natürlich den Argwohn, daß Nachahmung im Spiele, das Verdienst kein ächtes sey. — Aus beyden Gesichtspunkten läßt es sich leicht erklären, warum übermäßige Lobeserhebungen dieser Art von den besser Unterrichteten oft weit eher als Ironie, denn als aufrichtige Anerkennung betrachtet werden.

Was den Tadel betrifft, so halten wir nur solche Werke der bildenden Kunst der Bekanntmachung werth, an denen mehr zu loben als zu tadeln ist. Eine blos verwerfende Beurtheilung kann also nur auftreten, wenn in dem Gegenstand eine besondere Anmaßung liegt, wenn die weitere Verbreitung, z. B. schlechter Kupferstiche, eine falsche Richtung veranlassen könnte, oder wenn es zur Uebersicht des allgemeinen Ganges der Kunst nothwendig ist — wie bey einer Kunstausstellung — auch des Mißlungenen zu erwähnen. — Klippen, welche dem Tadler nicht selten drohen, sind die Rüge längst verbesserter Fehler — an sich unnütz und doch Erbitterung veranlassend — und Angriffe auf die Persönlichkeit. Diese lezteren müssen wir vor allem zurückweisen, da es hier allein um das Wahre und Rechte im Allgemeinen, und nicht um das Individuum sich handelt. Ueberhaupt glauben wir uns verpflichtet, tadelnde Aeußerungen nur dann aufzunehmen, wenn der Ernst für die Sache dabey nicht zu verkennen ist. Denn unsre Zeitschrift soll dazu mitwirken, die Werthschätzung der Kunst vor den Augen des Publikums zu erhöhen, nicht, sie herabzusetzen.

Niemand wird in Abrede seyn, daß bey ausführlichen Kritiken einzelner guter Kunstwerke stets mit Vorsicht verfahren werden müsse. Die Beschreibung des Gegenstandes, sey sie auch noch so lebendig, vermag das Werk doch nicht so zu vergegenwärtigen, wie eine kurze Uebersicht den Inhalt einer Schrift darlegen kann. Denn ein anderes ist, Rede durch Rede, ein anderes, Bild durch Rede wiedergeben. Sollen nun die Vorzüge vorausgesezt und blos die Fehler gerügt werden, so ist das Werk in den Augen des Lesers beynah vernichtet, da es diesem unmöglich ist, das Gute deutlich hinzuzudenken. Wenn daher der Beurtheilende, der diesen Fehler zu vermeiden sucht, auch einmal der Gefahr nicht entgeht, seinen Gegenstand etwas zu hoch zu erheben, so ist er darum noch nicht unbedingt zu verdammen, besonders wo die Vorliebe für das Einheimische mitwirkt — eine an sich lobenswerthe Neigung, die aber ja immer die Gegenstände in verschönerndem Lichte zeigt. Das Meisterwerk endlich, oder das Werk jugendlichen Genie's, welches für die Zukunft Treffliches verspricht, stimmt auch den strengen Kritiker zum warmen Lobe, und läßt ihn geringe Mängel gern vergessen.

Fragen wir aber das unbefangene Publikum, welcher Beurtheilung es am meisten vertraut, so wird es gewiß diejenige nennen, in welcher zwar feine und warme Empfindung herrscht, aber zugleich ruhige Würdigung, und die Freymüthigkeit, auch den stärksten Tadel, wo es seyn muß auszusprechen. Ja man frage den verständigen, bescheidenen, wahrhaft verdienstvollen Künstler selbst! Er wird damit zufrieden seyn, sobald er nur sieht, daß der Tadel gut gemeint ist und das Rechte will. Denn nur der Eitle hält sein Werk für durchaus vollendet, und beruft sich

auf die Eingebungen seines Genius als auf ein unfehlbares Orakel. Raphael hat seine Schwächen so gut wie jeder andere; auch wird keiner gern sich überreden wollen, es sey ihm unmöglich, irgend etwas Besseres zu schaffen, als was eben aus seinen Händen hervorgegangen. Ist nicht vielmehr das Künstlerleben ein fortwährendes Streben und allmähliches Erringen? Darin besteht ja die Kraft des Genie's, daß sie stets den Flug erweitert und erhöht — und dennoch gilt auch ihm der alte Spruch: Irren ist menschlich!

So hat wohl der Beurtheilende jedes einzelne Werk nur als einen Theil des Ganzen zu betrachten, das der Künstler als eigenthümliche Wirkung seines Lebens hervorbringt; er wird vor allem sich in dessen Geistesrichtung und individuelle Neigung, so innig es ihm möglich, zu versetzen suchen, wird dann prüfen, welche Aufgabe er sich bey dem betreffenden Werke gewählt, und endlich zeigen, wie er dieselbe nach den Gesetzen der Kunst gelöst hat. Hier ergeben sich also zuvörderst zwey verschiedene Beziehungen des Werks — die eine zur Individualität des Künstlers, die andere zu den allgemeinen Forderungen der Kunst. — Des Meisters in der Kritik ist es, beyde mit wenigen Zügen vor Augen zu stellen. Gelingt ihm dieß, so darf er sich dann nicht scheuen, aufs Einzelne einzugehen, und nach den strengen Gesetzen der Kunst in allen ihren Theilen, zu loben oder zu tadeln: — der Leser weiß das alles sich zurecht zu legen, dem Künstler entgeht nichts an der Anerkennung seiner wahren Verdienste, und es findet sich Gelegenheit zu mancher nützlichen Erörterung, die für die Zukunft fruchtbar werden kann.

Ein schwereres Unternehmen ist es, über die Richtung eines großen Kreises mannichfaltiger Kunstbestrebungen, über das Verdienst einer Schule oder Partey, gerecht und billig zu urtheilen. Der Kritiker muß hier nothwendig nicht blos gründlicher Kenner, sondern Geschichtschreiber seyn. Kunstgeschichte bedingt aber durchaus eigene Anschauung der Werke und eben so genaue Berücksichtigung jedes einzelnen Strebens, wie der allgemeinen Tendenz. Darum sollte Niemand über Richtungen und Leistungen, die erst werden und sich gestalten, absprechen, wenn er nicht ihren Gang von Anfang an mit eigenen Augen ununterbrochen verfolgt hat. Es handelt sich hier gewöhnlich nicht so sehr um das Wort als um die That, — weniger um das Beginnen als um das Vollenden. Alles was sich neu entwickelt, muß als eine Gährung betrachtet werden, die Gutes und Schlechtes auswirft, und deren Produkt erst zu Tage kömmt, wenn sie vorüber ist. Der entfernte Beobachter aber steht oft in Gefahr, ein einzelnes Ergebniß für das Resultat des Ganzen zu halten, und darf deßhalb nie müde werden, die mannichfaltigsten Punkte miteinander zu vergleichen.

Auch in dieser historischen Beziehung hoffen wir, unsere Zeitschrift, welche den gegenwärtigen Gang der bildenden Künste nach allen ihren Theilen und in ihrem ganzen intensiven und extensiven Umfange durch einzelne Beurtheilungen und Nachrichten unbefangen anzudeuten bestimmt ist, werde nicht blos für den nächsten Augenblick, sondern auch für die künftige Uebersicht der Kunst unserer Tage einigen Werth behalten — und wir freuen uns, diese Materialiensammlung in einer Zeit begonnen zu haben, wo von allen Seiten so reicher Stoff sich entgegendrängt. Es ist eine zu wenig erkannte Lehre der Geschichte, daß mit dem Gedeihen und der Stärke der Völker das Aufblühen der Künste immer gleichen Schritt gehalten, und diese nur in ihrem üppigsten Ueberwuchern den Untergang des öffentlichen Wohls bedeuteten. Wie nun besonders unser deutsches Vaterland fortdauernd manchen Keim der Kunst entwickelt und manche Knospe zur Blüthe bringt, so dürfen wir wohl auch der zunehmenden Befestigung bürgerlichen und moralischen Glücks mit heiterem Muth entgegensehen.

Zum beyliegenden Kupfer:

Achilles und Penthesilea,

Gruppe von Rudolph Schadow.

Einen neuen Beweis, wie rasch die Bildnerey auf der einmal betretenen Bahn auch unter unsern deutschen Künstlern fortschreite, giebt ohne Zweifel diese schöne Gruppe, welche von Rudolph Schadow in Gyps ausgeführt, und bereits in einer römischen Zeitschrift, den Notizie del Giorno 1819. No. 14. rühmlich erwähnt und beschrieben worden ist. Sie ist noch nicht in Marmor bearbeitet, auch bis jetzt kein Kupferstich davon erschienen, und wir glauben daher, den vaterländischen Kunstfreunden ein angenehmes Geschenk mit einem genauen Umriß derselben zu machen. Der Raum dieses Blattes erlaubt uns nicht, die uns von einem Kunstfreunde mitgetheilte Beschreibung der Gruppe und mehrerer anderer von Schadows neuesten Werken noch in diese Nummer aufzunehmen — sie wird in der nächsten geliefert werden. Zur Erklärung des Gegenstandes fügen wir nur Folgendes bey: Der Held vertheidigt die Amazonenkönigin, welche tödlich verwundet zu seinen Füßen niedersinkt, gegen seine eigenen, auf sie andringenden Krieger. In dem Augenblicke, da er sie getödtet, hat ihn der Anblick ihrer Schönheit mit Liebe erfüllt, und so, von Schmerz über den eigenen Sieg durchdrungen, wendet er zürnend das Schwerdt gegen seine Freunde. — Ueber die Schönheit der Darstellung haben wir nicht nöthig etwas hinzuzufügen — sie wird jeden Beschauer von selbst lebhaft ansprechen — auch wird der nachfolgende Aufsatz das Verdienst des Künstlers in Auffassung seines Gegenstandes ausführlicher entwickeln.

Hiezu eine Kupferbeylage.

Achilles und Penthesilea.
Gruppe von Rudolph Schadow.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Januar 1821.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden,
Tief in meiner Brust.

Goethe.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Und doch war Meiners Gattin vom Schicksal bestimmt, mir den Traum meiner Sehnsucht zu deuten, und mir die glühende Braut meines Herzens in allem Glanz ihrer Geisteshoheit zuzuführen. Als ich am lezten Tage meines Aufenthalts in Odessa bey ihr war und über die langweilige Einförmigkeit der monatlangen Rückreise durch die Steppen Asiens klagte, holte sie mir aus ihrer Büchersammlung einige neuere deutsche Dichterwerke und bat mich, sie, zum Andenken an sie, als ein Hülfsmittel gegen die Langeweile mitzunehmen. Unter diesen Büchern war auch ein Roman aus der Feder Sidoniens, dieser so gefeyerten und berühmten jungen deutschen Dichterin. Ich habe von jeher eine entschiedene Vorliebe für die Produkte weiblicher Schriftstellerey gehabt, allein wie werde ich Dir die Klarheit und Wahrheit begreiflich machen können, mit der aus Sidoniens Dichtungen ihr eigenes Bild vor mir aufstieg? Mit all der Sicherheit, die nur immer das Bewußtseyn des eignen Daseyns in der Menschenbrust haben kann, empfand ich es, Sidonie hatte, ohne es vielleicht gewollt zu haben, in der Heldin des Romans, in der edelstolzen, hochbegeisterten, glühendliebenden, schwärmerischen, kühnen Olga sich selbst gezeichnet. Alle Züge meines Ideals fand ich in ihr wieder, und jeder Tag meiner einsamen Wanderung befreundete mich inniger mit dem herrlichen Wesen. All mein Denken wurde zum Gespräch mit ihr, und bald wurde sie ausschließlich mein Traum bey Nacht, mein Gedanke bey Tage. Ich kenne sie, wie ich mich selbst kenne — die geheime Geschichte ihres Herzens, ihre verschwiegene Klage, ihre dunkle Trauer, ihre unendliche Liebe, der erhabene Aufschwung ihrer Seele zu Gott, ihre stolze Erhebung über das kleine Leben, ich habe das alles mit ihr empfunden, mit ihr gelebt; nicht nur ihr Bild, nicht nur die heiße Liebe zu ihr, nein sie selbst, ihr eigenstes, wahrstes Seyn ruht tief in meinem Herzen, und ist ein Theil meines eignen Selbsts geworden. Ueber Länder und Meere, durch die Unsichtbarkeit hin, fand ich die Seele für mich geschaffen, und daß kein leeres Spiel der Phantasie mich täuscht, verbürgte mir die Aehnlichkeit, die in Sidoniens Werk Olga's Geliebter mit mir hat. Wenn Du das Buch nicht gelesen hast, so nimm es gleich zur Hand, und Du wirst erstaunen, wie ich oft in tiefer, heiliger Rührung über diese Sympathie des Erkennens zu der Sehnsucht zwischen ihr und mir erstaunt bin. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Sidonie in diesem Manfred das stille Ideal ihrer Liebe und ihrer Träume gezeichnet hat, und ist es nicht unverkennbar der Wink des Verhängnisses, welches uns für einander bestimmte, daß dieses Bild ihrer Ahnungen mir nicht blos in den äußern Zügen, sondern auch in den tiefern Regungen des Gemüths, in den innersten Eigenthümlichkeiten des Sinnes und des Charakters gleicht, wie mir in dem fremden Welttheil aus dem Zauberspiegel dieser Dichtung das Bild der Geliebten aufgieng, und den

himmlischen Funken jener unvergänglichen Liebe in mein Herz senkte, der das ganze Daseyn beseelt? O mein Freund, nur ihr allein werde ich es einst aussprechen können, wie ich sie von dem ersten Augenblick an, wo sie mich als Olga mit diesen stillen dunkeln Augen so innig anblickte, geliebt habe; wie mein ganzes Wesen, von diesem Blick durchglüht, sich wandelte, und aller Zwiespalt meines Wesens sich in Einer Sehnsucht, Einem Wunsche, Einer Hoffnung lösete!

Mein Vorsatz war, gleich nach meiner Zuhausekunft meinen Vater um die Vergünstigung einer Reise nach Deutschland zu bitten, wo Sidonie, jung und unvermählt, am Hofe der Herzogin von R. als ihre Vorleserin lebt. Er wünscht so sehnlich, mich verheirathet zu sehen; er hat mich so oft heiter scherzend gescholten, daß ich während meines Aufenthalts in Deutschland nicht darauf gedacht habe, ihm eine hübsche Schwiegertochter zuzuführen, daß ich seiner Einwilligung gewiß seyn konnte, wenn ich ihn den Zweck meiner Reise ahnen ließ, und so war es auch. Nur bat er mich, vorher nach Norwegen zu gehen, um mit einem der ersten Handlungshäuser in Drontheim eine Angelegenheit zu berichtigen und einen Vertrag abzuschließen, der für unser Haus sehr wichtig ist, und der durch mündliche Unterhandlungen erleichtert und durch sie allein schnell abgeschlossen werden konnte. Wie hätte ich ihm die Gewährung dieses Wunsches in dem Augenblick versagen können, wo er mir so liebevoll gewährte, was ich bat? Freylich komme ich nun um einige Monate später zu Dir, und dieser Zeitraum dehnt sich meiner Sehnsucht zu Jahren aus; allein ohne dieß Sehnsuchtsfieber würde es mir willkommen seyn, ein Land kennen zu lernen, das in dem Dunkel seiner Felsen und Wälder, in dem Großartigen seiner wunderreichen Sagen mich oft wie mit Zaubermacht zu sich gelockt hat. Lebe wohl, von Drontheim aus schreibe ich Dir wieder.

*

Diese Reise hat mir mehr gewährt, als ich von ihr zu hoffen wagte. Der Anblick der norwegischen Küste ist groß und schön, und ich erinnere mich nicht, je auf meinen Reisen einen malerischern Punkt gesehen zu haben, als den, wo wir landeten. Die Sonnenstralen verzitterten spielend in den Wellen des sanft bewegten Meeres, während die Felsen der Küste, hoch und schwarz wie roher Stoff des Chaos emporragten, und dem Meer mit der Stimme der Allmacht zuzurufen schienen: Bis hieher und nicht weiter! Der Boden ist an der Küste unfruchtbar; nur einzelne Erdschollen sieht man mit dem reizendsten frischesten Grün bedeckt, und hart an grausen Klüften blüht das Jelängerjelieber, und verhaucht, ungesehen, ungebrochen seine süßen Düfte. Der Charakter dieser Gegenden ist groß, still und ernst, aber unmerklich verschmilzt oft das Erhabene in der Schöne und eben durch diesen Uebergang eröffnen diese nordischen Gegenden unsrer Phantasie einen so unbegränzten Spielraum, und der Geist hebt sich wie auf Flügeln empor, während sich das Herz zu lebensvollern Schlägen aufgeregt fühlt. Und dann findest Du in diesen abgelegenen Felsenthälern noch die Sitteneinfalt des goldenen Zeitalters, das Wohlwollen reiner Menschlichkeit bey ihren Bewohnern, und alle wahren schönen Naturgefühle kräftigen sich in diesen Umgebungen. Die Normänner waren unter der dänischen Regierung das freyeste Volk in Europa, sie sind es vielleicht noch und eben daher ein herrlicher Menschenschlag. Auch die Töchter dieses Landes sind schön, mit Rosenwangen, hellen Augen und lichtbraunen oder goldenen Locken, aber ihre Schönheit verblüht schnell, wie die Blumen des nordischen Sommers, da ihnen der lebendige geistige Ausdruck der Züge, und mit ihm der Seelenreiz fehlt, der Frauenschönheit erhält und bewahrt.

Als ich in Drontheim ankam, war mein erster Gang zu dem Chef des Handlungshauses, mit dem ich das Geschäft abzumachen hatte, das mich herführte. Er wohnt für die kurze Zeit des hiesigen Sommers außerhalb der Stadt, in einem nur kleinen, aber zierlichen Hause, das in die Felsen hinein gegründet, und von Bäumen beschattet, mir alle Träume holder Abgeschiedenheit im Arme der Liebe und des häuslichen Glückes zurückrief, die ich je in früheren Jünglingsjahren sehnsuchtsvoll geträumt habe. Als ich in die Hausthür trat, erblickte ich durch die offenstehende Thüre des Gartenzimmers ein reizendes Gemälde. Auf einem niedrigen Sessel saß ein junges Frauenzimmer in dunklem Kleide, mit weißer Schürze und Peterine; ein Korb mit Spinat stand neben ihr, den sie zu brechen beschäftigt war, zu ihren Füßen lag auf einem kleinen Teppich ein Kind, das mit den Händen zu ihr hinauflangte, und das sie durch Lächeln, Singen und Plaudern still zu erhalten suchte, bis ihre Arbeit vollendet sey. Ich blieb unwillkürlich stehen, das Mädchen war nicht schön; aber sie sah allerliebst aus, so heiter, so fröhlich, so liebevoll niederblickend zu dem Kinde und ihm zulächelnd, und als sie nun, da das Kind zu weinen begann, aufsprang und zu ihm niederkniete, um es zu beschwichtigen und es zu liebkosen, sah ich eine edle, zarte, schlanke Gestalt, mit einer Anmuth der Bewegung, die in diesem Lande eine seltene Erscheinung ist. Jezt fiel ihr Blick auf mich — das Kind auf dem Arm, das seine Händchen fest um ihren Nacken schlug und das Köpfchen schelmisch und blöde vor dem fremden Manne verbarg, trat sie mir entgegen und fragte freundlich nach meinem Begehren. Ich hatte sie mit dem Kinde deutsch plaudern hören, und antwortete ihr daher in dieser Sprache, daß ich Herrn Paulmann zu sprechen wünsche. Sie sind ein Deutscher, ein Landsmann? fragte sie, mich freudig, erröthend und hold anblickend — halb und halb, antwortete ich ihr, von deutschen Eltern in Moskau geboren, ist mir wenigstens die deutsche Sprache vaterländischer Laut geblieben. Mit gutherziger Freundlichkeit bat sie mich,

zigt Platz zu nehmen; der Schwager sey nur mit seiner Frau spazieren gegangen, werde aber bald zurückkommen. Sie trug nun alles, was das Haus vermochte, herbey, um den fremden Wanderer zu laben, und diese häusliche Geschäftigkeit, und die Art, mit der sie ihre Achtsamkeit zwischen mir und dem Kinde theilte, stand ihr sehr reizend. Paulmann kam nach Verlauf einer halben Stunde, seine Frau am Arm — das Mädchen eilte ihnen mit dem Kinde entgegen, und man bedurfte nur eines Blickes auf diese Gruppe, um zu fühlen, daß diese guten Menschen in und durch ihre Liebe sich gegenseitig beglückend leben. Der Mann empfieng mich traulich, und mit der treuherzigen Gastfreundlichkeit, die hier einheimisch ist, lud er mich ein, für die Zeit meines hiesigen Aufenthalts bey ihm zu wohnen. Ich nahm das an, und wurde nun von diesem Abend an betrachtet, als sey ich ein Glied der Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

November.

In Venedig hatten lauter Reproduktzionen Statt. S. Crisostomo gab den Barbiere la Cenerentola, Adelina, Tancredi, erstere drei mit der vor Kurzem aus Paris zurückgekehrten Prima Donna Lipparini, leztere mit der Prima Donna Eckerlin. Sgra. Lipparini hat eine dünne aber intonirte Stimme, viele Gewandtheit, Biegsamkeit, und ist eine treffliche Schauspielerin. Sie eignet sich vorzugsweise für Op. buffe, wo sie auch dießmal großen Beyfall erwarb. Sgra. Eckerlin war meist übelgelaunt, und sang oft nur mit halber Stimme, und immer undeutlich. Schade, daß es gegen solche Eigenheiten keine Polizey gibt. Der Rest des Personals verdient keine Erwähnung. Sgr. Samuele reproduzirte die Gazza ladra, Mathilde ein schales Produkt von Coccia, und Agnese von Pär. O Himmel, welch Getümmel, welch Kratzen, Scharren, Pfeifen; niemand wußte seinen Part; die Prima Donna Riva, die der Impresar in bedrängter Lage von Bologna hatte kommen lassen, legte die schöne Cavatine: O quanto lagrime aus Donna del Lago von Rossini zur Sortita ein, trug jedoch, weil sie ohne Stimme sang, wenig Beyfall davon. Dächten diese Leute doch an die Natur, die nur solche Vögel singen läßt, welche Stimmen haben. Den Part des Uberto gab Sgr. Bottari mit lobenswerthem Fleiß und trefflicher Stimme, die beynahe drittehalb Oktaven im Umfange hat. Schade, daß er sich in den Mitteltönen so oft überschreit. Das übrige Personal ist unter Null.

In Mailand erschien am 14. November die neue Semiseria Margaretha d'Angiò, von J. Meyerbeer. Der Text, dem französischen von Guilbert de Pixerecourt, oder vielmehr dem spätern italienischen Drama gleichen Namens nachgebildet, hat weder, was die Handlung, noch überhaupt die poetischen Eigenschaften anlangt, Auszeichnungswerthes genug, daß es sich zur musikalischen Bearbeitung eignete. Der Tonsetzer erntete an jedem der drey Abende seiner Direktion am Klavier die lautesten Beyfallsbezeugungen der Mailänder, welche ihn nach jedem Akte auch auf die Szene riefen; mitunter zeigte sich wohl eine kleine Opposition, sie wurde jedoch bald ganz zum Schweigen gebracht. Indeß die dortigen Journalisten (der Corriere delle Dame allein ausgenommen, welcher nicht selten kalt und warm aus einem Munde blies) zündeten ordentliche Freudenfeuer in ihren Blättern an, daß wieder ein Mann von Gefühl, Verstand, und außergewöhnlicher Kultur ihr Opern-Repertorium bereichert habe, und wünschen sich, so wie Herr Meyerbeer, in enthusiastischen Ausdrücken dazu Glück.

(Der Beschluß folgt.)

Theelied.

Nach der Weise: God save the king etc.

Suche, wer lärmen mag,
Nur sich beym Weingelag
Reue und Weh.
Uns winkt im trauten Kreis
Unsres Vereines Preis,
Lohnend des Tages Fleiß,
Freundlich der Thee.

Rings herrscht durch Flur und Wald
Unwirthbar, feindlich, kalt
Draußen die Nacht.
Aber uns schreckt sie nicht;
Uns blinkt der Kerzen Licht;
Freude lacht, Liebe spricht,
Frohsinn erwacht.

Seht, unsre Wirthin füllt,
Freundlicher Güte Bild,
Die Taßen an.
Trinket die sanfte Glut!
Wißt, daß sie Wunder thut;
Denn köstlich ist und gut,
Was wir empfahn.

Freu't euch! kein trüber Blick
Soll dieses Abends Glück
Störend entweih'n.
Ich bin der Frohste hier.
Mädchen! ich winke dir:
Liebliche, schenke mir
Noch einmal ein!

Möricke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 10. December 1820.

Eine Tagesbegebenheit, die zu andern Zeiten außerordentliches Aufsehen erregt haben würde, aber in den jetzigen Umständen fast unbemerkt vorübergeht, ist der Tod des berüchtigten Talliens, eines Mannes, der von der niedrigsten Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft sich zu einer der höchsten im Staate emporgeschwungen hatte, über das Leben und den Tod von Tausenden entschied, wie der uneingeschränkteste Despot, und zwar stets im Namen der Freyheit und Gerechtigkeit, und nachdem er eine der glänzendsten Rollen in der Revolution gespielt hatte, wieder zu einer gänzlichen Unbedeutenheit und Vergessenheit zurücksank, und sein Leben in der Verborgenheit endigte. Die Geschichte dieses Mannes ist ein sonderbares Gemische von romantischen Zufällen, von Widersprüchen und Glückswechseln, und kann als ein merkwürdiges Beyspiel eines ächt revolu-

Charakters aufgestellt werden, nicht eines wahrhaft republikanischen, sondern eines solchen, wie Staatsumwälzungen in Frankreich deren eine Menge ans Licht gebracht haben, nämlich eines auf die Zeitbegebenheiten lebhaft einwirkenden, aber dann auch wieder von denselben gelenkten Charakters, über welchen sich kein bestimmtes Urtheil fällen läßt, sondern den man in verschiedenen Zeitumständen betrachten, und jedesmal einzeln beurtheilen muß. Auch sind die Zeitgenossen Talliens an ihm irre geworden, und mehrmals ist er von zwey Partheyen ganz entgegengesezter Handlungen beschuldigt worden. Dieß zeugt eben von keiner festen Haltung, und beweist, wie in Zeiten der Gährung auch ein charakterloser Mann mit Talent und Dreistigkeit großen Einfluß auf seine Mitbürger, wenigstens eine Zeitlang, erringen kann. Der Marquis von Bercy hatte vor der Revolution bemerkt, daß sein Pförtner einen muntern, und mit guten Anlagen begabten Buben habe, und ließ ihn studieren. Dieser Bube war der nachherige furchtbare Prokonsul Tallien. Als er erwachsen war, trieb er sich anfangs in den Schreiberstuben umher, und wurde dann Corrector in der Druckerey des Moniteurs. Sonderbar ist es, daß aus dieser Druckerey mehrere ausgezeichnete Männer der Revolution hervorgegangen sind. Vielleicht entwickelte sich beym Setzen der revolutionären Aufsäze im Moniteur ihr Geist, und dieß machte in ihnen den Trieb rege, auch eine Rolle bey den großen Begebenheiten zu spielen, die unter ihren Augen vorfielen. Daß er sich dann unter den Jakobinern auszeichnete, auf ihre Kosten ein Volksblatt: den Bürgerfreund, regelmäßig als Anschlagezettel an die Straßenecken heften ließ, im Nationalkonvente die Verurtheilung des Königs betrieb, und unbedingt für dessen Tod stimmte, ist bekannt, wie auch, daß er sich in der Schreckenszeit durch manche Gräuel furchtbar machte, besonders durch die Vertheidigung der schrecklichen Ermordungen in den Gefängnissen von Paris, und durch die grausamen Maßregeln, die er als republikanischer Kommissär zu Bordeaux betrieb. Hier gieng mit ihm eine merkwürdige Veränderung vor, welche ein wahres psychologisches Problem ist. Der wüthende Jakobiner sieht die schöne Tochter des Grafen von Cabarrus, damalige Frau von Fontenay, die zu ihrem Manne in Spanien reisen wollte, denkt von nun an auf nichts weiter, als ihr zu gefallen, hintertreibt die harten Verfolgungen, die er selbst angestiftet hatte, kehrt mit dieser schönen Frau nach Paris zurück, und stürzt hier den Tyrannen Robespierre. Dieser Schritt ist der wichtigste in seinem Leben, und er hat sich dadurch ein unendliches Verdienst erworben, wiewohl es eben so sehr die Sorge für sein persönliches Wohl, als diejenige für das Heil seines Vaterlandes war, die ihn dazu trieb, den Wütherich aus dem Wege zu räumen. Die Rede, die er im Nationalkonvente bey dieser wichtigen Begebenheit hielt, und worin er mit grellen und treffenden Farben die Tyranney des blutdürstigen Tyrannen schilderte, wird stets ein merkwürdiges Aktenstück bleiben. Der Einfluß, den er von nun an auf die öffentlichen Begebenheiten erhielt, war außerordentlich, und um diese Zeit spielte Mad. Tallien die glänzende Rolle in den Pariser Zirkeln, die auch ihr einen so großen Namen verschafft hat. Durch sie vorzüglich kamen die antiken Kostüme in Mode, und sie soll es gewesen seyn, welche einst mit bloßen Füßen und mit Juwelen an den Zehen in einem Konzert erschien. Jedoch war das Ansehen, das Tallien sich erworben hatte, nicht ohne Bitterkeit, denn er musste in der öffentlichen Versammlung harte Vorwürfe über sein voriges grausames Betragen anhören; er suchte sie freylich zurückzuweisen; allein die Zeugnisse dafür waren doch allzu einleuchtend. Auch zeigt er sich noch bey mehreren Gelegenheiten als einen der heftigsten Republikaner. In dem Maaße, als andre Männer zu Ansehen gelangten, schwand das seinige, und zulezt wurde er ein bloßer Beamter bey der Bonaparte'schen Armee in Egypten. Sein Amt als Verwalter der Nationalgüter in Cairo war wohl mehr prunkend als vollwichtig, und so wenig stand er auf seinem Posten fest, daß ihn ein bloßer General Menou als einen ungetreuen Beamten nach Frankreich zurückschicken konnte. Es war beynahe ein Glück für ihn, daß er auf der Rückfahrt nach seinem Vaterlande in die Hände der Engländer fiel; denn er entgieng dadurch den Folgen der gegen ihn gerichteten Anklage, und bekam in London den Genuß einer Art von Triumphes bey der Oppositionsparthey, die ihm ein Fest im Whigsklub zubereitete, und ihn wie eine wichtige Staatsperson behandelte, die er schon lange nicht mehr war. Als er wieder nach Frankreich zurückkehrte, wollte die schöne Tallien ihn nicht mehr für ihren Mann anerkennen, und verheurathete sich zum drittenmale, nämlich mit dem Grafen von Caraman. Sie soll Tallien blos geheurathet haben, um sich aus dem Gefängnisse zu retten, worein sie zu Bordeaux, während seines Aufenthalts daselbst, war gesezt worden. Sie hatte ihm sein Einkommen auf die glänzendste Art durchbringen helfen, und da ihm vermuthlich wenig mehr übrig blieb, so brachte er von nun an sein Leben in der Mittelmäßigkeit zu, ohne Ansehen und ohne Einfluß auf den Staat. Bonaparte wollte ihm vermuthlich keine Stelle in Frankreich geben; denn man schickte ihn nach Alicante als bloßen Handelskonsul, mit dem leeren Titel als Kommissär der Handelsangelegenheiten, und hiemit endigte sich seine politische Laufbahn. Er kam einige Jahre darauf nach Frankreich zurück, und wurde ganz vergessen. Seine ehemalige Frau hatte sich im Jahr 1805 noch dadurch bemerklich gemacht, daß sie während der Anwesenheit des Papstes in Paris vor ihm in einer fast theatralischen Stellung niedergekniet war, und um seinen Segen gebeten hatte. Ob Tallien einigen Antheil an den Begebenheiten der sogenannten hundert Tage im Jahr 1815 gehabt habe, ist nicht bekannt geworden. Weil damals alle alten Revolutionsmänner von Bonaparte emsig nachgesucht wurden, so ist es auch wahrscheinlich, daß an Tallien gedacht worden ist; doch trat er nicht hervor, sey es aus eigner Abneigung gegen alle ferneren Rollen im Staate, sey es, weil man ihn entbehren zu können glaubte. Auch ist es nicht erwiesen oder bekannt geworden, ob er die Annahme der berüchtigten Additionsakte mit unterzeichnet habe oder nicht. Einige Zeitungen haben es behauptet, andre nicht. So viel ist gewiß, daß er nicht mit denjenigen Mitgliedern des Nationalkonvents aus Frankreich verwiesen wurde, die, nachdem sie für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, auch noch im Jahr 1815 jene gegen die Bourbons gerichtete Akte mit unterzeichnet hatten; und er soll sogar in seinen lezten Jahren von einem Gnadengehalte der königl. Familie gelebt haben. Ist dieß der Fall, so muß ihm sein Gewissen mit doppelter Bitterkeit die Verurtheilung Ludwigs XVI. vorgeworfen haben, und mich dünkt, auf einen Mann von Gefühl würde die härteste Strafe keinen solchen Eindruck machen, als jene königliche Wohlthat. Merkwürdig ist es, daß, bey der Anzeige seines Todes, die Ultra-Zeitungen seiner fast lobend erwähnt haben. Seine Revolutions-Vergehen oder Irrthümer, hieß es darin, habe er durch seinen Antheil an der Begebenheit des 9ten Fructidor (dem Umsturze des Robespierreschen Systems) beynahe wieder gut gemacht; er habe seitdem seine Abstimmung im Nationalkonvente innig bereut, und er habe sich nicht, wie so viele Andere, in den Revolutionsunruhen bereichert, sondern sich mit leeren Händen zurückgezogen. So urtheilte über diesen berüchtigten Mann ein Blatt, das die liberalen Männer täglich nicht so gelinde behandelt. Was es mit der Uneigennützigkeit Talliens wirklich für ein Bewandniß gehabt habe, will ich nicht entscheiden. Vielleicht verstand er noch weniger die Kunst, Reichthum zu bewahren, als Reichthum zu erwerben.

D g.

Beylage: Literaturblatt, Nro. 1.

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. Januar 1821.

Ueber Beamten-Maurerei.

Eine Nothwehr von Müllner.

Der Professor Dr. Wachler in Breslau, in seinem „Jahrsbericht über die teutsche Literatur 1818" (Breslau b. Holäufer 1819) spricht in der Vorrede S. XIV ff. über die Nachtheile der Freymaurerei, und berührt den, hier in der Ueberschrift ausgedrückten Gegenstand, mit folgenden Worten.

„Der Maurer, wenn er dem Orden mit Liebe anhängt, muß und wird für den Maurer einige Vorliebe haben, von welcher sich gründliche Rechenschaft abzulegen, Wenigen beyfällt; diese Vorliebe wird bey ihm vorausgesetzt, wenn auch diese Voraussetzung nicht ausdrücklich ausgesprochen werden sollte. So entstehet eine, Verzeihung dem Ausdruck, welcher härter klingt als er gemeint ist, fast bewußtlose Partheylichkeit im Leben, und dieses wird von ihr, wie von einer unsichtbaren Macht, heimlich regiert. Nie unterliegt der sittlich starke Mann dieser Gefahr, gegen welche die Gesetze des Ordens selbst bestimmt warnen; aber wie viele sittlich Starke kommen gegen die Legion von Schwachen in Rechnung? und suchen nicht gerade viele der Schwachen und Schwächsten ihr Heil in der Maurerischen Kette?"

„Diese geheime waltende Macht offenbart sich am sichtbarsten in Anregung und Vorbereitung gewisser Meinungen und Ansichten, Zuneigungen und Abneigungen; sie gestalten sich, ihrem Ursprunge nach kaum zu erspüren, und befestigen sich, nicht in der daran unschuldigen Maurerey, sondern in einzelnen Maurerkreisen, und ergreifen die diesen angehörige Menge, welche bald genug derselben so gewohnt wird, wie des täglichen Brodtes. Ein Geist und Gemüth beengendes gesellschaftliches oder zünftiges Herkommen, in der auf Welt und Wirken hinübergreifenden Betrachtung, tritt an die Stelle der sogenannten Freyheit, welche schon im Namen als Kleinod und Vorrecht angekündiget zu werden scheint."

„Bey Vielen, die deshalb weder angeklagt noch angeschuldigt werden können und sollen, drängen sich, oft mild und schonend, oft feindlich herrisch, solche Meinungen, Ansichten, Grundsätze dem bürgerlichen Leben und dem Berufskreise auf, und üben, immer oder meist ungeahndet von dem, der sich ihnen hingegeben hat, eine die unbefangene Selbstständigkeit des rechtlich freyen Mannes störende Gewalt aus, und so ist es umsonst, daß der Orden verbietet, seine Verhältnisse auf das Geschäftsleben überzutragen. Darum fürchten viele Nichtmaurer nicht sowohl den Orden, als die Ordensbrüder; sie fürchten die Einstimmigkeit derselben, ihr geistig-zünftiges Zusammenhalten, ihre brüderlichen Besprechungen und Verabredungen, ihre weitgreifende Verbindung, ihren Briefwechsel. Manche denken sich eine Art von geheimer Polizey darunter, und haben am Ende hie und da nicht ganz Unrecht. Daß solche Besorgniß das öffentliche Leben trübet und entzweyet, wird kein Unbefangener in Abrede stellen wollen."

„Dieß, obgleich dieß nicht allein, scheint zu dem Wunsche zu berechtigen, daß die Freymaurerei, ohne von ihrem wirklich Guten, namentlich von ihren Wohlthätigkeits-Anstalten, irgend etwas aufzugeben, sich veröffentlichen möge;*) damit dem aus ihrer, jezt unwesentlich und überflüssig gewordenen Geheimhaltung hervorgehenden, ebenfalls geheimen, tiefgreifenden Mißtrauen und Spaltungswesen im bürgerlichen Leben ein Ende gemacht werde."

So spricht ein vielseitiger Gelehrter und (nach S. XI) dreyßigjähriger Maurer. Ich habe jüngst eine Erfahrung gemacht, welche Veranlassung und Stoff darbietet, seine allgemeinen Betrachtungen fortzusetzen und dem Besondern ein wenig näher zu führen.

Mit dem Bürgermeister meines Wohnorts (sein unbekannter Name gehört nicht zur Sache) gerieth ich, im Int. Bl. der Stadt, in eine öffentliche Discussion über eine — Repräsentativ-Constitution, die er eigenmächtig und, nach meiner Ueberzeugung, einem Kabinetsbefehle des Monarchen an die Minister (S. v. Kampz Jahrbücher Heft 30. S. 249) geradezu entgegen, auf rechtlich unförmliche Weise der Stadt gegeben hatte. Ich protestirte dagegen als Bür-

*) Für denselben Gegenstand spricht auch Wedekind in seiner Schrift: Der Pythagoräische Orden. S. Lit. Bl. 1820. Nro. 52.

der der Stadt nicht nur in eben dem Int. Bl., in welchem er sie ohne alle höhere Autorisation bekannt gemacht hatte, sondern auch (weil er Anfangs Censur-Difficultäten machte) in dem Weimarischen Oppositionsblatte 1820. Beyl. Nro. 60 sub rubro: Constitutionsdrang en miniature. Die erste Abtheilung der ihm vorgesezten administrativen Provinzialbehörde in Merseburg wurde dadurch bewogen, ihm Bericht über die Sache abzufordern, und, ohne mich dabey im mindesten zu hören, also im Stillen, genehmigte sie provisorisch seine Stadtconstitution. (M. s. darüber meine Erkl. im angez. Opp. Bl. Beyl. Nro. 88.) Es galt nun, für diesen befremdenden Schritt eine Erklärung zu finden, und es bot sich meiner subjectiven Ueberzeugung keine mildere dar, als diejenige, welche in oben angezogener Ansicht des Herrn Dr. Wachler ihren Stützpunkt fand.

Der Constitutionator quaestionis ist Maurer. Er gehörte früher einer, seit 40 Jahren hier bestandenen Loge an, hatte aber seit geraumer Zeit bey derselben gedeckt, und mit deren M. v. St. in offenkundiger, anfangs processualischer, Feindschaft gelebt. Wenige Monate vor der Discussion über seine Constitution war es ihm mit Hülfe eines gewandten und lebensklugen Officiers außer Dienst, der auf kurze Zeit hier lebte und zur Führung des Hammers Neigung hatte, gelungen, in der kleinen Stadt, deren wahrhaft gebildete Männer leicht in einer mäßigen Stube Raum haben möchten, noch eine zweyte Loge zu errichten, ihr ein Lokal in seinem Hause zu vermiethen, und mehrere Maurer der älteren Loge (unter ihnen auch einige der von ihm ernannten Repräsentanten) zum Uebertritt zu dieser neuen Loge zu bewegen. Merseburg liegt von hier (Weißenfels) zwey kleine Meilen. Ich hatte gehört, daß Maurer, welche als Räthe in der ersten Abtheilung der obengenannten Provinzialbehörde saßen, diese neue Loge zu besuchen pflegten, und es war mir bekannt, daß der erwähnte Vermiether mindestens mit Einem derselben in vertraulichen Verhältnissen stand. Ich selbst stand in persönlicher, mir damals sehr werther, Bekanntschaft mit dem Director dieser Abtheilung, dem wirklichen Regierungsrath' und titulirten geheimen Rathe, Herrn Krüger. Auch von ihm hatt' ich zwar gehört, daß er Maurer wäre, doch glaubt' ich, ihn unter die „sittlich Starken" des Dr. Wachler, nicht unter dessen „Legion von Schwachen" in Rechnung bringen zu müssen. An diesen schrieb ich daher, gleichzeitig mit einer geschäftlichen Reclamation, welche die fragliche Sache nochmals vor sein Departement bringen mußte, einen vertraulichen Privatbrief, fügte demselben diejenigen Papiere bey, aus welchen die rechtliche Unhaltbarkeit der neuen Constitution am leichtesten sich beurtheilen ließ, lud ihn freundlich ein, sie aufmerksam durchzulesen, sprach meine Ueberzeugung „daß hier Privateinflüsse, brüderschaftliche vielleicht, vorgewaltet", zugleich mit dem Glauben aus, „daß er nur bewußtlos dafür empfänglich gewesen;" gab ihm die Versicherung, „daß ich aus Achtung vor ihm die Sache von neuem zur reiferen Erwägung seines Departements gestellt, und demselben alle Wege, den ersten Irrschritt ohne Démenti zu verbessern, offen gelassen;" und schloß endlich mit einer Berufung auf das animam salvavi, ohne mir irgend einen Antrag zu erlauben, der seine positiven (gesetzlich ausgesprochenen) Amtspflichten in Anspruch zu nehmen hätte scheinen können. Statt der Privatantwort, die er, für seine Person, unserer persönlichen Bekanntschaft und meinem positiven Range (der Titular-Geheime Rath ist hier zu Lande wenig mehr, als der Titular-Hofrath) schuldig gewesen wäre, erhielt ich folgende Zufertigung seines Departements:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtigen wir hiemit, daß wir uns durch den Inhalt der Zuschrift, welche sie unterm 3. d. M. an mich, den mit unterzeichneten Regierungs-Director, gerichtet haben, und die von mir an das unterzeichnete Collegium abgegeben worden ist, veranlaßt finden, dato bey'm Königl. Oberlandesgericht zu Naumburg auf Eröffnung der fiskalischen Untersuchung gegen Sie anzutragen."

Die nächste Folge davon, so weit sie das Privatleben angeht, war folgender Briefwechsel.

1) An den Herrn G. R. Krüger.

Weißenfels am 16. Nov. 1820.

Wohlgebohrner Herr! Ew. Wohlgebl. haben meinen, einzig auf persönliche Bekanntschaft und voraussetzlich wechselseitige persönliche Achtung gegründeten, vertraulichen Privatbrief vom 3. d. M. gemißbraucht, indem Sie denselben einem Hohen Collegium als Denunciant vorlegten, um mich in einen fiskalischen Proceß zu verwickeln, Sie haben bey Ihrer Erscheinung in einer hiesigen Gesellschaft, diese persönliche Bekanntschaft gesucht, nicht ich; und um so tiefer muß ich diesen Mißbrauch des privatbrieflichen Vertrauens, diese Vermengung Ihres Amtes mit Ihrer Person, diese factisch-höhnische Verweigerung conventioneller Höflichkeitsantwort ressentiren. Mich dünkt, ich hab' ein Ordenskreuz, oder mehrere auf Ihrer Brust gesehen; Sie sind also unfehlbar Mann von wahrer Ehre, und die erste schickliche Gelegenheit unserer persönlichen Begegnung wird uns daher leicht über die Mittel verständigen, diese rein-persönliche Irrung auszugleichen. Aber der fiskalische Proceß, den Sie mir aufzuladen beliebt haben, wird nothwendig bekannt, ich habe das Unglück, mit meinem guten Namen in der Meinungssphäre eines großen Publikum existiren, und in dieser Sphäre ihn vertheidigen zu müssen. Um nun die eben erwähnte rein persönliche Ausgleichung durch nichts zu erschweren, und dabey die Stellung des Verlezten nicht mit dem Anschein eines Angreifenden zu vertauschen, mach' ich Sie mit dieser Nothwendigkeit hiermit achtungsvoll bekannt. Sollten Ew

Wohlgebl. in den nächsten 2 Wochen über diesen besondern Gegenstand noch irgend eine Eröffnung mir zu machen haben, welche dieser Nothwendigkeit mich entheben könnte, und die Sie mir unmittelbar zu machen Bedenken trügen; so ist, wenn ich nicht irre, der vormals hier angestellt gewesene, von mir sehr geachtete Herr Hofrath Becker ein gemeinschaftlicher Bekannter. Daß endlich Ew. Wohlgebl. diesen Brief nicht mit meinem Petschaft versiegelt, und über Leipzig erhalten, wollen Sie gefälligst durch den Umstand erklären, daß ich für alle Fälle die Vorsicht nöthig gefunden habe, ein Paar achtbare Ausländer zu Zeugen dieses meines bestgemeinten Schrittes zu machen.

Mit großer Hochachtung

Ew. Wohlgebl.

ergebster

Müllner.

2) Von denselben.

Wohlgebohrner Herr! Daß ich Ew. Wohlgeboren Schreiben vom 3ten d. M. worin Sie meine amtliche Wirksamkeit in Anspruch nehmen, dem Collegio dessen Mitglied und Vorsteher ich bin, übergab, wird niemand, der mit der Dienstordnung und den Dienstpflichten bekannt ist, befremdend finden. Einen Beweis von persönlicher Freundschaft habe ich gar nicht, wohl aber ein Verkennen aller bürgerlichen Verhältnisse darin gefunden. Daß dasselbe Beleidigungen des Collegii enthält, derentwegen Sie in Unannehmlichkeiten gerathen, ist nicht meine Schuld!

Meine Zeit ist mir aber zu genau zugemessen, als daß ich einen solchen Briefwechsel fortsetzen könnte, und es wird mir daher angenehm seyn, wenn Ew. Wohlgeboren Schreiben vom 16. d. M. das lezte ist, welches ich in dieser Angelegenheit erhalten habe.

Mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgebornen

Merseburg den 25. Novbr. 1820.

ergebener Diener

Krüger.

3) An denselben.

Hochwohlgeborner, Hochzuverehrender Herr! Im Auftrag des Herrn Hofrath Dr. Müllner soll ich Ew. Hochwohlgebr. den Eingang Ihrer verehrten Zuschrift vom 25. d. M. gehorsamst anzeigen, zugleich aber beklagen, daß dieselbe nichts enthält, was ihn der angedeuteten Maaßregeln überheben könnte, von denen er nun voraussetzen müsse, daß sie Ihnen genehm seyn werden. Ueberhäufte Geschäfte mögen ihm zur Entschuldigung gereichen, daß er nicht selbst geschrieben, sondern dieses, gleich anderer Correspondenz, mir aufgetragen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Hochwohlgebl.

Weißenfels den 27. Nov. 1820.

gehorsamster,

Pause. Cand. phil.

Diese Correspondenz (der ich meinen ersten Brief vor der Hand bloß darum nicht buchstäblich vorausgesendet habe, weil die Rechtmäßigkeit seiner Fassung zu richterlicher Entscheidung gestellt worden ist) trägt die Rechtfertigung seiner Bekanntmachung in sich selbst. Der Zweck dieser Mittheilung an ein so großes Publikum, wie (ohne mein Verdienst) das Publikum dieser Zeitschrift ist, wird durch den Eingang dieses Aufsatzes hinreichend angedeutet.

Wenn die Maurerei, der Beamten insonderheit, wirklich so, wie D. Wachler beschrieben hat, in das Geschäftsleben einwirken kann; (und wer möchte an dieser Möglichkeit zweifeln?) so ist es nach meinem Dafürhalten Pflicht der Departementshäupter in den Collegien, ihr möglichst entgegen zu wirken. Das können sie in einzelnen Fällen. Sie dürfen nur diejenigen, welche dadurch sich benachtheiligt glauben, sonder eigne, maurerische Befangenheit, ruhig anhören, und, wenn sie die subjective Ueberzeugung des Betheiligten wahrscheinlich finden, den Referenten und den Decernenten entweder unter den Nichtmaurern, oder unter den „sittlich Starken" (siehe Wachler am a. O.) auswählen. Hat nun der Betheiligte den Vortheil persönlicher Bekanntschaft mit dem Director; so hat er auch um so mehr ein Recht, seine Ueberzeugung von dem Daseyn solcher Einwirkung der geheimen Verbrüderung discreter Privateröffnung gegen ihn auszusprechen, um jene discrete Gegenwirkung hervorzubringen. Ich kenne (zumahl in administrativen Collegien) keine „Dienstordnung" und kann mir keine „Dienstpflicht" denken, welche geböte, den privatlichen Ausdruck einer solchen Ueberzeugung für eine Beleidigung des Collegium anzusehen, den vermeintlichen Beleidiger dem Collegium zu denunciren, und so fiskalische Klagen zu veranlassen. Ich sehe ganz ab von mir. In diesem Staate einzig und allein durch mehrfache Huldbeweise des Monarchen und durch die Anhänglichkeit an den Ort meiner Geburt zurückgehalten, bin ich bey diesem Verfahren weit weniger interessirt, als der (schon durch sein Alter ehrwürdige) Maurerorden und die staatsbürgerliche Gesellschaft überhaupt bey den Maximen interessirt sind, worauf es beruht. Processualischer Terrorismus in solchen Fällen dünkt mich nachtheilig für beyde Institute, weil er die nachtheiligen Wirkungen des einen auf das andere begünstiget, indem er dem Betheiligten das (so weit ich sehe einzige) Mittel abschneidet, sie zu hemmen: und wenn es nicht ein Irrthum meines Gedächtnisses ist, daß nach einem organischen Gesetze des Königreichs Baiern die Maurerei gänzlich vom Staatsdienste ausschließt; so sind es vielleicht ähnliche (wenn schon wichtigere) Vorfälle, welche jenes Gesetz dictirt haben.

Das Wort „Nothwehr" in der Ueberschrift bezieht sich auf die Verhältnisse meines Privatlebens. Die Art, wie ich

sie führe, ist nach meiner besten Einsicht so gewählt, daß ich davon einigen Nutzen für das allgemeine *öffentliche* Leben hoffen zu dürfen glaube. Um dieses möglichen Nutzens willen hab' ich die *Maxime*, welche gegen mich angewendet worden ist, der allgemeinen Prüfung bloß gestellt; um jener Nothwehr willen, hab' ich denjenigen genannt, der sie angewendet hat. Um aber dabey einer möglichen Mißdeutung vorzubeugen, die ihn bey Manchem in ein ungünstigeres Licht versetzen könnte, als die Maxime selbst, glaub' ich noch bemerken zu müssen, daß die im Morgenblatte 1820. No. 208. S. 836. abgedruckte Einladung, obschon die von mir abgekürzte Unterzeichnung (K.....) den Anfangsbuchstaben seines Namens hat, keinesweges von *ihm* unterzeichnet gewesen ist.

Zeitgeschichte.

Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Aus dem XXII. Heft der Zeitgenossen besonders abgedruckt. Leipzig b. Brockhaus 1821. 144 S. 8.

Das „Wörterbuch der Weltkinder," wovon öffentliche Blätter Auszüge gegeben haben, nennt die Biographien der Zeitgenossen überhaupt eine Art von Meuchelmord, die noch nicht bestraft wird. Das ist nun wohl zu hart; wohl aber hat Voltaire recht, wenn er dieselben zur *niederen Literatur* rechnet: denn sie stehen, ihrer gewöhnlichen Tendenz nach, und besonders in Bezug auf *lebende* Zeitgenossen, kaum um Eine Sprosse höher, als die Zeitungsschreiberey, welche meistentheils *Partey*schreiberey ist. Unter diese Kategorie möchten wir auch das vorliegende Buch stellen, obwohl es von vielen andern dieser Art durch lichtvollen Vortrag und ungemeine *Feinheit* sich unterscheidet. Aus dem Leben des berühmten Staatsmannes, welchen der Titel nennt, enthält es nur wenige, ziemlich magere Nachrichten. Der Hauptinhalt besteht in einer Beschreibung von den abwechselnden Lichtblicken und Verdunklungen, welche der ungenannte V. an dem Gestirne der politischen Liberalität in Preußen bemerkt zu haben glaubt. Den bleibenden Kern dieses veränderlichen Sternes sucht er in der *Genialität* des Fürsten (wir würden uns hier dieses, durch häufigen Mißbrauch der Mißdeutung bloßgestellten Modewortes enthalten haben), und die Ursachen des Lichtwechsels weist er, allerdings auf plausible Weise, in dem Widerstande und in der Einwirkung *fremder* Ideen in und außerhalb des Königreichs nach, die der erfahrene Minister nicht sicherer, als in stillthätiger Alliance mit der Macht der Zeit überwinden könne. Er trachtet, mit Einem Worte, zu zeigen, daß dieser erlauchte Staatsmann von dem Ziele einer durchgreifenden Liberalität in allen Staatseinrichtungen, dem er in den Zeiten des Mißgeschickes rasch entgegen geschritten war, sich keinesweges abgewendet habe; daß er nicht zu der kleinen (aber starken) Partey der entgegengesezten Meinungen übergetreten sey. Das wäre nun wohl soweit alles recht gut; aber wir begreifen den Zweck (den *objektiven*) einer solchen öffentlichen Darstellung der Dinge nicht ganz. Der genannte Staatsmann trägt entweder gegenwärtig in der öffentlichen Meinung den Schein einer Sinnesänderung, oder nicht. Im leztern Fall' ist die Beweisführung vom Gegentheil überley; im ersten ist sie, auf's gelindeste, indiscret, weil sie *die* Zwecke stören kann, um derentwillen der Fürst es für gut gefunden haben möchte, für jezt diesen Schein auf seine politische Weltansicht fallen zu lassen. Der Verf. zeigt zu viel Einsicht in das Wesen der delikaten Dinge, von denen er handelt, als daß man glauben könnte, er habe dieses Dilemma übersehen. Daher fällt denn bey vielen Stellen auf *ihn* der Schein, als ob er selbst nicht ganz fest im Glauben an dasjenige sey, was er beweist, sein Beweis bekommt das Ansehen einer *Aufgabe*, und das Lob sieht nicht selten wie ein Kleid aus, welches er seinen und seiner zahlreichen Meinungsgenossen frommen *Wünschen* angezogen hat. Wäre *das* sein Zweck gewesen; so müßte man demselben immer noch Objektivität zugestehen, und für *diese* Voraussetzung gilt der Lobspruch der *Feinheit* in der Ausführung, den wir oben bereits ausgesprochen haben. Er ist nicht gering: denn gerade die Feinheit ist es, durch deren Mangel die meisten Parteysprecher ihrer eigenen Sache schaden.

Aus diesem Mangel erklärt es sich leicht, warum Feinheiten dieser Art von dem Haufen der entgegengesezten Partey gewöhnlich nicht verstanden werden. Und daher vielleicht die *Maulwurfs*-Kritik (eine nicht zum besten versificirte Fabel, der Maulwurf genannt), welche in einem Berlinischen Korrespondenzartikel der Zeitung für die elegante Welt (1820. No. 217. Sp. 1735) diese Schrift getroffen, und ihr einen rein *subjectiven* Zweck (Versöhnung eines Erzürnten) vorgeworfen hat. Daß der Fürst selbst öffentlich (Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen No. 122. u. a. O.) gegen den Gedanken protestirt hat, als ob er selbst einigen willkührlichen Antheil an derselben haben, und als ob dieselbe mit seinem Vorwissen geschrieben und herausgegeben worden seyn könnte, das erklärt sich von selbst aus der Stellung des *Ministers*, die äußerlich wenigstens stets *über* den verschiedenen Partey-Meinungen seyn muß. „Ohne mich auf den *Inhalt* einzulassen," sagt er a. a. O. ausdrücklich, und für den Weisen sagt das genug.

Das Buch ist übrigens sehr gut stylisirt, wenn man nicht etwa an Kleinigkeiten Anstoß nehmen will, wie S. 71. a. E.: „er fügte noch eine Ermahnung *hintendrein*" (hinzu). Die geschichtlichen und statistischen Parthien sind in ihrer biographischen Benutzung so gehalten, daß ihr selbstständiger Werth nicht darunter leidet; und so kann das Interesse an der Person zum Vehikel der Verbreitung nützlicher Sach-Kenntnisse werden.

Nro. 3.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Januar 1821.

Man bedarf nicht, was man gern entbehrt.

Wollentreter.

Kadu, Eingeborner der Inselgruppe Ulea im Süden von Guajan.

(Fortsetzung.)

Wir müssen die leichte und schickliche Weise rühmen, womit Kadu sich in unsere Welt zu fügen gewusst; die neuen Verhältnisse, worein er sich versezt fand, waren schwer zu beurtheilen, zu behandeln. Er, ein Mann aus dem Volke, ward unversehens unter die an Macht und Reichthum so sehr überlegenen, so herrlichen Fremden, gleich einem ihrer Edlen angesehen, und das niedere Volk der Matrosen diente ihm, wie dem Oberhaupt. — Wir werden Mißgriffe nicht verschweigen, zu welchen er Anfangs verleitet ward, die er aber zu schnell und leicht wieder gut machte, als daß sie strenge Rüge verdienten. — Als kurz nach seiner Aufnahme unter uns, Häuptlinge von Radack zu uns an Bord kamen, überhob er sich gegen sie, und nahm die Geberden an, die nur jenen ziemen. — Eine arglose Verhöhnung ihrer Seits ward sein wohl verdienter Lohn. — Es geschah nicht ein zweytes Mal. — Er suchte Anfangs den Gang und die Art des Capitains nachzuahmen, stand aber von selbst davon ab. — Es ist nicht zu verwundern, daß er die Matrosen erst für Sklaven ansah: er befahl einst dem Aufwärter, ihm ein Glas Wasser zu bringen, — dieser nahm ihn still am Arme, führte ihn zu dem Wasserfaß und gab ihm das Gefäß in die Hand, woraus Andere tranken; er ging in sich und studirte unsere Verhältnisse und den Geist unserer Sitten, worin er sich bald und leicht zu versehen und zu finden lernte, wie er eben unsern äußern Anstand im Leben und bey der Tafel sich anzueignen gewusst.

Kadu lernte erst nach und nach die Kraft unserer geistigen Getränke kennen; — man will bemerkt haben, daß er sich Anfangs Branntwein von den Matrosen geben lassen. Als darauf ein Matrose bestraft wurde, deutete man ihm an, solches geschehe wegen heimlichen Trinkens des Feuers (der Name womit er den Branntwein bezeichnete). Er trank nie wieder Branntwein, und Wein, den er liebte, nur mit Mäßigung. Der Anblick betrunkener Menschen, den er auf Unalaschka hatte, machte ihn mit Selbstgefühl über sich selber wachen.

Er beschwor im Anfang den Wind zu unseren Gunsten, nach der Sitte von Eap; wir lächelten, und er lächelte bald selbst über diese Beschwörungen, die er fortan nur aus Scherz, und uns zu unterhalten, wiederholte.

Kadu hatte Gemüth, Verstand, Witz, je näher wir einander kennen lernten, desto lieber gewannen wir ihn. Wir fanden nur bey seinem liebenswürdigen Charakter eine gewisse Trägheit an ihm zu bekämpfen, die sich unseren Absichten entgegensezte; er mochte nur gern singen oder schlafen.

Als wir uns bemühten, über die Inseln, die er bereist oder von denen er Kenntniß hatte, Nachrichten von ihm einzuziehen, beantwortete er nur die Fragen, die wir ihm vorlegten, und dieselbe Frage nicht gern zweymal, indem er auf das, was er bereits ausgesagt hatte, sich bezog. — Wenn im Verlauf des Gesprächs Neues an das Licht gefördert ward, welches verschwiegen zu haben wir ihm ver-

wiesen, pflegte er gelassen zu entgegnen: „das hast du mich früher nicht gefragt," und dabey war sein Gedächtniß nicht sicher. Die Erinnerungen lebten nach und nach in ihm wieder auf, so wie das Ereigniß sie hervorrief, und wir glaubten zugleich zu bemerken, daß die Menge und Vielfältigkeit der Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, frühere Eindrücke in ihm verlöschten. Die Lieder, die er in verschiedenen Sprachen sang und von den Völkerschaften, unter welchen er gelebt, erlernt hatte, waren gleichsam das Buch, worin er Auskunft oder Belege für seine Angaben suchte.

Kadu hielt unter uns sein Journal nach Monden, wofür er Knoten in eine Schnur knüpfte, — dieses Journal schien uns aber unordentlich geführt zu werden, und wir konnten uns nicht aus seiner Rechnung finden. Er war nicht ungelehrig, nicht ohne Wißbegierde. Er schien wohl zu verstehen, was wir über die Gestalt der Erde und unsere nautische Kunst ihm anschaulich zu machen uns bestrebten, aber er war ohne Beharrlichkeit, ermüdet von den Anstrengungen, und kehrte ausweichend zu seinen Liedern zurück. Er gab sich einige Mühe, die Schrift, deren Geheimniß er begriffen hatte, selbst zu erlernen, war aber zu diesem schweren Versuch ohne Geschick. Was man ihm in der Absicht, ihn anzufeuern, sagte, mochte ihm wohl völlig den Muth benehmen, er unterbrach sein Studium, nahm es wieder vor, legte es aber endlich gänzlich bey Seite.

Er schien, was wir ihm von der geselligen Ordnung in Europa, von unsern Sitten, Gebräuchen, Künsten berichteten, mit offnem Sinne aufzufassen. Am empfänglichsten war er aber für den friedlichen Abentheuersinn unserer Reise, mit der er die Absicht verband, den entdeckten Völkern, was ihnen gut und nützlich sey, mitzutheilen. Er verstand allerdings darunter hauptsächlich, was zur Nahrung dient, erkannte aber auch wohl, daß unsere Ueberlegenheit auf unserm größeren Wissen überhaupt beruhe, und er ehrte und diente nach Möglichkeit unserem Forschsinn, wo derselbe auch manchen Gebildeteren unter uns sehr müßig geschienen hätte.

Als wir auf Unalaschka angekommen und er diese öde von allen Bäumen entblößte Erde sich beschauet hatte, eilte er geschäftig, uns aufzufordern, etliche Cocosnüsse, die wir noch am Bord hatten, und zu welchen er einige ihm gehörige hinzugeben wolle, hier an angemessenen Orten anzupflanzen; er drang, uns das Elend der Einwohner vorhaltend, auf den Versuch, und ließ sich ungern überreden, daß solches vollkommen überflüssig seyn würde. Die Natur fesselte meist seine Aufmerksamkeit und Neugierde. Die Rinder auf Unalaschka, die ihm erst ins Gedächtniß zurückriefen, daß er früher dergleichen auf den Pelew-Inseln gesehen, beschäftigten ihn anhaltend, und er ging ihnen täglich betrachtend auf der Weide nach. Nichts auf der ganzen Reise hat ihn freudiger angeregt, als der Anblick der Seelöwen- und Seebären-Heerde auf der Insel S. George. *)

Wie Kadu während der Reise nie vernachlässigte Eisenstücke, Glasscherben und alles von uns übersehene, was für seine Landsleute Werth haben möchte, sorgfältig sammelte und aufbewahrte, so suchte er sich auf Unalaschka unter den Geschieben des Ufers vorzüglich zu Schleifsteinen taugliche Steine aus. Wir haben diesen sanftmüthigen Mann nur einmal in zurückgehaltenem Zorn, in Ingrimm gesehen; das war, als im Verlauf der Reise er diese Steine an dem Orte, wo er sie in dem Schiffe verwahrt hatte, vergeblich suchte, und die Beschwerde, die er darüber führte, wenig Gehör fand. Er war in seinem Rechtssinn gekränkt.

Kadu war in seiner Armuth freygebig und erkenntlich in seinem Herzen. Er diente denen von uns, von welchen er beschenkt worden, und benuzte auf O-Wahu die Gelegenheit, durch den verständigen Handel, den er mit den kleinen Waaren, womit wir ihn bereichert, trieb, uns und die Matrosen, die ihm gedient hatten, Gegengeschenke darzubringen, wie sie jedem nach eigenem Sinn angenehm seyn mochten. Er legte für sich selber nichts zurück, als das, womit er einst seine Landsleute zu bereichern oder zu erfreuen hoffte. So hatte er seinen Freunden auf Radack alles, was er besaß, hinterlassen, und nur ein einziges Kleinod sich vorbehalten, einen Halsschmuck, den er lange noch unter uns getragen hat. Er vertraute uns einst mit feuchten Augen lächelnd, die Heimlichkeit dieses Halsbandes. Er focht im Kampf auf Tabual (Insel der Gruppe Aur von Radack) in den Reihen seiner Gastfreunde gegen den aus Meduro und Arno eingefallenen Feind; da gewann er über seinen Gegner den Vortheil, und war im Begriff den zu seinen Füßen Gestürzten zu durchbohren, als dessen Tochter rettend vorsprang und seinen Arm zurückhielt. Sie erhielt von ihm das Leben ihres Vaters. Dieses Mädchen verhieß ihm ihre Liebe; Kadu brachte ihr heimlich ansehnliche Geschenke auf ihre Insel hinüber, und er trug ihr zum Angedenken das Liebespfand, das sie auf dem Schlachtfelde ihm verehrt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der jedem Mathematiker so schätzbare Dollond, welcher im vorigen Juni starb, war am 24. Febr. 1731 in Spital=

---

*) Als von der Insel St. George aus Schiff zurückgekehrt, wir uns von den Seelöwen unterhielten, deren Gang und Stimme mit launigem Geschick nachzuahmen Kadu sich und uns ergözte, ward er mit anscheinlichem Ernste gefragt, ob er auch deren Nester und Eier unter dem Felsen am Strande in Augenschein genommen. Wie unbewandert er auch in der Naturgeschichte der Säugethiere war, befremdete ihn doch diese Frage, deren Scherz er gleich entdeckte und herzlich belachte.

fields in London geboren, wo sein Vater ein Seitenfabrikant war. Seines Handwerks überdrüssig, wurde der Vater Optikus, und trieb diese Kunst gemeinschaftlich mit seinem Sohne, in einem kleinen, ärmlichen Laden. Beyde machten so lange Experimente, bis sie 1758 ihr achromatic refracting telescope zu Stande brachten, wofür sie sich im folgenden April ein Patent ertheilen ließen, aber nicht aus eigenen Mitteln; sie waren zu arm dazu, und mussten daher einen andern Optikus die Hälfte davon abtreten, um nur die Kaufsumme des Patents bestreiten zu können. Diese Erfindung, welche Clairaut, Euler und alle Gelehrte in Europa so sehr bewunderten, blieb anfänglich in England bald unbekannt, und wurde wenig geachtet. Der Vater starb 1761, und hinterließ dem ältesten Sohne, von welchem hier die Rede ist, seine Geschwister zur Versorgung. Die Verbindung mit dem obengedachten Optikus, welcher das Patent kaufen half, dauerte fort, war aber für Dollond eine Quelle vieljähriger Verdrießlichkeiten, bis es ihm endlich gelang, sich nach großen Kosten und langen Rechtshändeln von dem Manne loszumachen. Sobald Dollond alleiniger Inhaber des Patents war, wurde sein Name bekannt, wozu besonders Short, Maskeline und andere Astronomen beytrugen. Sein Kaufladen wurde schon 1766 nach dem St. Pauls Kirchhofe verlegt, wo er und sein jüngerer Bruder funfzig Jahre lang in größter Eintracht ihre Geschäfte als mathematische Instrumentenmacher trieben. Der jüngere Bruder starb 1804. Unser Dollond sezte sich erst 1817 zur Ruhe und zog auf den romantischen Richmond Hill bey London. Er starb vorigen Juli im neunzigsten Jahre.

*

Die Kontraste zwischen Reichthum und Armuth, wovon jezt Reisende in allen Ländern Europa's und Amerika's so viel sagen, sind nirgends so grell wie in England. Liverpool, diese herrliche Stadt, welche sich immer verschönert und vergrößert, welche unlängst wegen des wachsenden Seehandels neue prachtvolle Schiffswerfte und Doggen hat bauen müssen, wo sich vor wenig Jahren das herrliche Athenäum erhoben hat u. s. w., ließ vor Kurzem im Parlamente eine Bittschrift einreichen, des Inhalts, daß ihr Handel sich merklich verminderte; daß von 100,000 Einwohnern nur 20,000 zu den Armengeldern beytrügen, daß 7000 die ihnen auferlegten Abgaben nicht erschwingen könnten, und daß die Armen 14,000 Köpfe betrügen. — Ein andrer Contrast: Die Stadt Manchester, wo bekanntlich nicht die ruhigsten Leute wohnen, und wo der Religionsspötter Carlisle, so wie Cobbett, Hunt, Woolser u. a. nicht die wenigsten Freunde haben, hat in der dortigen Johanniskirche einem alten würdigen Geistlichen, Clowes, zu Ehren, welcher leztlich sein funfzigjähriges Amtsjubiläum feyerte, ein schönes Basrelief aus weißem Marmor von dem berühmten Flaxman, das zehn Figuren enthält, errichten lassen. —

*

Daß Shakspeare lahm war, hat man jezt aus seinem eigenen Zeugnisse bewiesen, er sagt nämlich in seinem 37sten Sonett:

So that I am not lame, poor, nor despis'd,
Whilst that this shadow doth such substance give u. s. w.

(So bin ich weder lahm, noch arm, noch verachtet, so lange dieser Schatten solche Wirklichkeit gewährt.)

Und im 88sten:

Say that thou didst forsake me for some fault,
And I will comment upon that offence:
Speak of my lameness, and I straight will halt,
Against thy reasons making no defence.

(Sag, daß du mich wegen irgend eines Fehlers verließest: so will ich auf diese Beleidigung antworten: Sprich von meiner Lahmheit, so werd' ich alsbald schweigen, und gegen deinen Grund mich nicht vertheidigen.)

Hierauf hat zuerst Hr. Henry Neele, Verfasser eines Bändchens Oden und anderer Gedichte, wie auch einer Vorlesung über Shakespeare, welche er voriges Jahr in Stratford hielt, aufmerksam gemacht. Dieser geschickte Mann hat nämlich seit geraumer Zeit an einer Lebensbeschreibung Shakspeare's gefeilt, welche viele seiner Freunde im Manuscripte bey ihm gesehen haben, und worin man sich neue Aufschlüsse über den großen Dichter versprechen darf. Außer den obigen Stellen führt Neele noch mehrere aus den Sonetten zum Beweise der gedachten Behauptungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Dec. 1820.

Unter den Schweizerischen Landschaften, welche der Verfall der Baumwollen-Spinnerey und Weberey am empfindlichsten und in dem Verhältnisse schmerzhaft trifft, wie sie durch ihren Flor früher waren begünstigt worden, steht Appenzell Außerrhoden oben an. Diese Landschaft genoß jedoch auch schon bedeutenden Wohlstand, ehe noch die Fabriken eingeführt wurden, und darum rathen ihre verständigen Bürger zu dem, was vormals Gedeihen brachte, zurückzukehren, und den eigenen Bedarf, für den man von Fremden abhängig geworden war, sich wieder selbst zu verschaffen. Man will jezt dem Handwerkswesen neuen Schwung geben, und dazu auch das Zunftwesen restauriren. „Ein Volk voll gesunden Verstandes, (sagt der Rathschreiber Schäfer, einer der verdientesten Männer seines Kantons.) lebhaften Sinnes, natürlichen Witzes und unerschöpflicher Erfindungsgabe, kann im freyen Spielraum seiner Kräfte und Thätigkeit nie untergehen; es hat seinen feinen Takt, diejenigen Berufsarten zu erkennen und sich anzueignen, welche durch Zeitumstände und Lokalitäten geboten werden; und ändert seine Fabrikationen, mechanische Erzeugnisse und Pflanzungen, seinen Handel und Verkehr nach den eintretenden Bedürfnissen des In- und Auslandes. Wie die Naturprodukte ein bewunderungswürdiges Maaß innerer Kräfte und vielseitiger Nuzbarkeit haben, deren vernünftige Anwendung dem thätigen Menschen reichen Stoff zu einträglicher Beschäftigung geben, und wie der

Handel und Gewerbsfleiß Wohlstand und Freude bringen, und den Kunstsinn und die Thätigkeit erheben: so liegt es auch in den Pflichten jedes, für sein dauerndes Glück besorgten Volkes, die möglichste Mannigfaltigkeit in den Arbeits- und Erwerbsquellen zu unterhalten und zu vermehren, damit beym Kreislauf abwechselnder Bedürfnisse und äußerer Verhältnisse, es nie an Mitteln zum Unterhalt, zum Wechsel und zur Vervollkommnung nährender Künste und Berufsarten mangeln möge." In Blättern der Ermunterung, die er an seine Mitbürger richtet, durchgeht Hr. Schäfer die ältere Landesgeschichte, und verweilt bey den schon in den frühesten Zeiten größtentheils selbst verfertigten Kirchen, Brücken, Uhren- und Mühlenwerken, Wasserleitungen u. s. w.; bey den sehr bedeutenden Roth- und Weiß-Gerbereyen, Eisen- und Kupferschmieden, Ziegelbrennereyen und Salpetersiedereyen, Pulver- und Papiermühlen, von denen jezt nichts weiter übrig ist; ebenso bey den einst geschätzten Baumeistern und Büchsenschaftern, den Porträt-, Glas-, und Holzmalern. Den Verfall beschreibt er also: „Eine Veränderung seltener Art erlitt im vorigen Jahrhundert das Handwerkswesen von Appenzell, durch die schnelle Erhebung des Leinwand-, Baumwollen- und Mousselin-Gewebes. Der Weber, Feilträger, Fabrikant und Handelsmann erhob mit leichter Mühe seine Finanzen in glückliche Höhe, bauete sich stattliche Wohnungen, und äußerte in allen seinen Verhältnissen eine frohmüthige Regsamkeit und Wohlbehagen, inzwischen der Professionist nur durch beharrlichen Fleiß und angestrengte Sparsamkeit im Mittelstande bleiben und sich ein ruhiges Alter versprechen konnte, daher dann viele Werkstätten in Webkeller, Garn- und Umlegzimmer, in Kramläden und Waarenmagazine, und kleine dunkle Häuser in fensterreiche und hohe Gibelformen verwandelt wurden. Wenn der thätige Handwerker vor Tagesanbruch seine Arbeit anfieng und mit erschöpften Kräften erst bey später Nachtzeit endete, der Weber hingegen im Keller seinen Hauszins, Lebensbedürfnisse und Abendtrunk leicht und vollauf erwarb, gelüstete es jenen nach gleichen Vortheilen, er trat selbst hinüber oder widmete seine Kinder dem leichtern und ergiebigern Gewerbe. Nur bey den unentbehrlichsten Berufsarten lernten einzelne Söhne die Handthierungen ihrer Väter, oder arme Kinder irgend ein Handwerk, welches in vielen Gemeinden zum Aussiedeln der Fremden und zur Duldung herumwandernder Hausirer führen musste. Unsere Töchter weigerten oft die Hand des bescheidenen Professionisten und zogen die des Mousselinarbeiters vor, wodurch von erstern eine Menge Thurgauer- und Schwaben-Mädchen eingeheurathet wurden." Die Rückkehr zu den verlassenen Handwerksgewerben glaubt man nun durch eine der Gegenwart angepasste und von nutzlosen Formen der Vorzeit gereinigte Zunfteinrichtung befördern zu können, und wirklich haben sich die verschiedenen einzelnen Zünfte für eine gemeinsame und allen gleich verbindliche Handwerksordnung vereinbart; die am 20. August leztihin unterzeichnet und für deren Handhabung auch ein aus den Obmännern aller einzelnen Handwerke gebildeter Vorstand ernennt ward. Die neue Ordnung ist, was man auch übrigens vom Innungswesen halten mag, in einem sehr guten Geist abgefasst, und wohl geeignet, den Grund zu wachsender Vervollkommnung solcher Einrichtungen, und zur Erkenntniß dessen zu legen, was dem Handwerksstande zu thun obliegt, indem derselbe angewiesen wird, sich der Ordnungsliebe, Eintracht und Moralität des Namens einer ehrsamen, und den Kunstfleiß, Billigkeit und Treue, den einer achtungswerthen Meisterschaft würdig zu machen, und wie er mit vereinter Kraft und Ernst nach Gemeinnützigkeit streben und die Vervielfachung der eigenen Erwerbsmittel befördern soll, so hofft sein nunmehriger erster Vorsteher (eben jener Hr. Schäfer) hinwieder auch, daß forthin manches gegen ihn obgewaltete Mißtrauen und Vorurtheil verschwinden, eine allgemeinere Aneignung mechanischer Fertigkeiten in verschiedenen Berufsarten, und der Sinn für gesellschaftliche Zunftversammlung im Lande erhoben, und alsdann auch Obrigkeiten und Publikum bereit seyn werden, den einheimischen vor dem fremden Künstler und Handwerker zu begünstigen.

London, Dec. 1820.

Wenn der Entdecker Parry, den der König zum Schiffskapitain erhoben hat, sich für Geld wollte sehen lassen; so würden alle Freunde der Wissenschaften herbeyeilen, den berühmten Mann kennen zu lernen. Da er es nun außer Zweifel gesezt hat, daß es einen nordwestlichen Weg um Amerika in das stille Meer giebt, so werden bereits Anstalten gemacht, ihn die dritte Entdeckungsreise zur gehörigen Zeit antreten zu lassen. Unterdessen wird an seinem Berichte von der lezten Expedition gedruckt, wofür ihm der große Buchhändler Murray 1000 Pf. St. gegeben hat. — Im verflossenen Herbste sah man in dem Obstgarten des Hr. L. Phillips jun., in der Vorstadt Vauxhall an fünf tausend tragende Fruchtbäume. Man konnte diese Fruchtschau (fruitshow) unentgeltlich in Augenschein nehmen, und Käufer dieser Bäume hatten den Vortheil, die reifen Früchte zu sehen und zu kosten, anstatt, wie nicht selten der Fall ist, durch schönklingende Beschreibungen angelockt, sich der Gefahr einer Täuschung auszusetzen. Dieser geschickte Obstgärtner, ist schon zweymal von der Societät der Künste mit der goldnen Medaille belohnt worden. — Es ist bekannt, wie sehr die Katholiken in Irland nach der sogenannten Emancipation streben, und wie sie mit jedem Jahre ihrem Ziele näher kommen; eben so bekannt ist es, daß ihre Kirchen, Schulen und Proselyten in England und Schottland alle Jahre zunehmen, wie denn noch zu Anfange dieses Jahres in der Altstadt London eine prächtige katholische Kirche eingeweiht wurde, welcher der Papst ein sehr kostbares goldnes Altargeräth schenkte; und daß die Jesuiten, welche man aus andern Ländern vertreibt, ein sehr bedeutendes und blühendes Kollegium zu Stonyhurst bey Preston in Lancashire haben, von wo aus ihre Sache auf das Thätigste betrieben wird. Seit sieben Jahren haben sie eine eigene Monatsschrift, welche so guten Abgang gehabt hat, daß der Redakteur so eben eine wöchentliche Londner Zeitung unter folgendem Titel ankündigt: The catholic advocate of civil and religious liberty, wovon ein Stück alle Sonntage erscheint: jährlicher Pränumerationspreis in London 1 Pf. 17 Schill. In der Ankündigung heißt es: „Der Geist der „Freyheit ist wieder unter den Völkern von Europa erschienen; Länder, die seit Jahrhunderten unter dem eisernen „Joche des Despotismus seufzten, haben ihre Ketten zerbrochen. Religionshaß, Nationaleifersucht, eingewurzelte Vorurtheile und verjährte Gebräuche sind über der reinigenden „Flamme politischer Einsichten geschmolzen; und die gesittete „Welt gleicht jezt einer ungeheuren Familie, in welcher „Millionen von Brüdern, ohne Rücksicht auf Geburtsland und „Religion, ihre Stimme für allgemeine Freyheit und allgemeines „Menschenglück erheben. Der englische und deutsche Protestant, „der irländische und niederländische Katholik freuen sich in gleichem Maaße über die Revolutionen, wodurch die Völker befreyet „worden sind; Revolutionen, die eben so viele moralische und „politische Erscheinungen abgeben, von denen die Geschichte kein „andres Beyspiel aufstellt; Revolutionen, die im Stillen, ohne „Blutvergießen und blos durch die Kraft der öffentlichen Meinung bewirkt wurden u. s. w." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 1.

Nro. 1.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

In unterzeichneter Buchhandlung erscheint in wenigen Tagen das erste und zweyte Heft einer

Sammlung aller Maschinen, Instrumente, Werkzeuge, Geräthschaften, Zurichtungen, 2c. welche in der Haus-, Land- und Gewerbs-Wirthschaft angewendet werden, nach den in den verschiedenen Gegenden Europas verfertigten Zeichnungen. Vom Graf **Lasteyrie**.

Da dieses Werk mit der größten Sorgfalt gesammelt und verfaßt und alle Zweig der Land- und Hauswirthschaft, so wie der darauf Bezug habenden Gewerbe in sich schließt, so muß dessen Verbreitung von großem Nutzen seyn, indem der große, so wie der kleine Güterbesitzer für das, was in die eigentliche Land- und Haus-Wirthschaft, Viehzucht, Meillerei, Sennerei, Gärtnerei 2c. einschlägt, die zweckmäßigsten Maschinen, Geräthschaften, Einrichtungen 2c. so deutlich verzeichnet findet, daß sie leicht nachzuahmen sind. Das Heft von 10 Quartblatten mit 30—40 Abbildungen und Beschreibung wird den Subscribenten für 54 kr. erlassen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mannert, Dr. Conrad, (Hofr. u. Prof. zu Landshut) der Norden der Erde, von der Weichsel, bis nach China; nach den Begriffen der Griechen und Römer. 2te, ganz umgearb. Aufl. Mit 2 Charten. gr. 8. Leipzig, in der **Hahn'schen** Verlagshandlung. 2 Rthlr. 12 ggr.

Herr Hofrath Mannert fährt fort, seine, dem Publikum gegebene Zusage, (in einer neuen Darstellung seiner Geographie der Griechen und Römer Resultate vieljähriger Forschungen mitzutheilen), aufs Erfreulichste zu erfüllen. Den Anfang macht Homer's Kunde vom Norden der Erde. Des Verfassers unermüdetes Studium hat, besonders hier, den Lesern einen Gewinn bereitet, der mit jedem Schritte reicher und überraschender wird.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lackirkunst, oder genaue, richtige und gründliche Beschreibung der besten bis jezt bekannten Firnisse und Lacke auf alle nur mögliche Gegenstände, allerhand Beitzen auf Holz, Elfenbein, Knochen, Leder, u. s. w., Farbenbereitung, Farbenzusammensetzungen und Anstriche auf Holz, Leder, Papier, Eisen, Stahl, Stein, Kalk u. dgl., ingleichen Vergoldung auf Holz, Leder, Papier, Stein, Glas 2c. Ein nothwendiges Handbuch für Technologen, Maler, Färber, Ebenisten, Schreiner, Drechsler, Hornarbeiter, Sattler, Klempner, Buchbinder, Instrumentenmacher, Steinhauer, Maurer, Stahl- und Eisenarbeiter, u. s. w., welche ihre Arbeiten lackiren, schleifen, poliren und überhaupt denselben die größte Schönheit und den höchsten Glanz geben und sich dadurch stärkern Absatz verschaffen wollen. Nebst einem Anhange, Gemälde aller Art zu reinigen, lackirte, polirte und vergoldete Gegenstände zu säubern; Rostflecken auf Stahl und Eisen zu vernichten und anderen für Jäger, Künstler und Professionisten nutzvollen und werthgeachteten Dingen. Gesammelt und herausgegeben von **C. F. G. Thon**. Preis 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Obgleich die deutsche Literatur nicht arm an Schriften dieser Art ist, so vermissen wir doch ein Werk, welches nicht allein auf systematische Ordnung sich gründet, sondern auch nur solche Gegenstände enthält, welche die Erfahrung vollkommen bewährt gefunden hat. Der Herausgeber glaubt hier alles, was sich auf die Kunst zu lackiren im weitesten Sinne bezieht, nebst andern nützlichen und verwandten Gegenständen, nach Plan und Ordnung wissenschaftlich zusammengestellt und dadurch dieser Schrift einen Vorzug vor allen andern gegeben zu haben, wie aus dem, in die Kürze gezogenen Inhalte leicht zu ersehen ist, daß daher jeder Künstler und Professionist, welcher seinen Arbeiten Schönheit und Dauer geben will, wovon allein nur ein dauernder Absatz abhängt, gewiß volle Befriedigung finden wird.

Inhalt. I. Abtheilung. Genaue, richtige und gründliche Beschreibung der besten bis jezt bekannten Firnisse und Lacke, auf alle nur mögliche Gegenstände, namentlich auf Holz, Leder, Pergament, Papier, Eisen, Stahl, Blech, Stein, Leinewand, u. s. w. 1. Bereitung verschiedener ordinärer Firnisse für Ebenisten, Tischler, Drechsler, Klempner, Instrumentenmacher, Eisen- und Stahlarbeiter 2c., ingleichen zur Anstellung der feinern Lackfirnisse oder Lacke. 2. Bereitung der vorzüglichsten Lackfirnisse oder Lacke auf Dosen, Etuis 2c. von Papiermaché; auf allerhand Gegenstände, welche der Reibung unterworfen sind; auf Holzarbeit, Eisenwerk, Messingwaaren, Instrumente, Gemälde, Leder 2c. A. Weingeistfirnisse. B. Oelfirnisse. a. Leinöl- oder fette Firnisse. b. Terpentinölfirnisse. **II. Abtheilung.** Anweisung die gefertigten Arbeiten der verschiedenen Künstler und Professionisten zu schleifen und zu poliren, um dadurch die größte Schönheit und den höchsten Glanz hervorzubringen und sich desto stärkern Absatz zu verschaffen. 1. Das Schleifen der lackirten Arbeiten; 2. die Politur des Holzes; 3. die Politur des Hornes; 4. die Politur der Eisen- und Stahlwaaren. **III. Abtheilung.** Zubereitung verschiedener sehr vorzüglicher Beitzen. 1. Auf Holz; 2. auf Elfenbein; 3. auf Knochen; 4. auf Hor-

5. auf Leder und Pergament; 6. auf wollene, baumwollene, leinene und seidene Zeuge. IV. Abtheilung. Verfertigung verschiedener Malerfarben. 1. Metallfarben. a. Aus Bley; b. aus Kupfer; c. aus Eisen; d. aus Wismuth; e. aus Quecksilber. 2. Lackfarben — Erdfarben. a. Rothe, b. blaue, c. gelbe, d. grüne. 3. Lasur- oder Saftfarben. 4. Tuschfarben. 5. Waschfarben. V. Abtheilung. Die vorzüglichsten Farbenzusammensetzungen: 1. für alle Gattungen von Malerey, 2. für alle Gattungen von Färberey. VI. Abtheilung. Die schönsten bis jezt bekannten Farbenanstriche. 1. Auf allerhand Holz, 2. auf Leder, 3. auf Papier und Pappe, 4. auf Eisen; 5. auf Blech, 6. auf Glas ꝛc. VII. Abtheilung. Die Vergoldung auf allerhand Gegenstände, namentlich auf Holz, Leder, Papier, Stein, Glas u. dgl. VIII. Abtheilung, welche allerhand nutzvolle und werthgeachtete Gegenstände für Jäger, Künstler und Professionisten enthält.

Stolz, Dr. J. J., die sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments. Nach Griesbach's Ausgabe des griechischen Textes übersezt. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der früheren Ausgaben. gr. 8. Hannover und Leipzig, bey den Gebrüdern Hahn.

Weiß Druckpap. 14 gGr.
Ord. Druckpap. 12 gGr.

Die heilige Urkunde des Christenthums wird in dieser neuen Uebersetzung von dem ruhmvollen Vertheidiger evangelischer Freiheit, Herrn Dr. Stolz, allen ächten Verehrern Jesu dargeboten: so geläutert und gereinigt von Zeitirrthümern, so treu gehalten im Charakter der einfachen Urschriften, daß sie, vollkommen befriedigend jede billige Forderung gelehrter Bibelforscher, durchaus würdig des gegenwärtigen Standpunktes theologischer Wissenschaft, allgemeines Volksbuch, im edelsten Sinne des Wortes, zu werden verdient. Die Verleger haben, durch saubern Druck und billigen Preis, Alles gethan, um möglichste Verbreitung der trefflichen Arbeit in christlichen Familien, Gemeinden und Schulen zu befördern.

In der Michaelismesse ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Vierzehnter Band, das Jahr 1817 enthaltend, von D. K. Venturini. 8. Altona, bey Hammerich, 1820. 64 Bogen in gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Der Recensent hat die Fortsetzung der Venturinischen Chronik seit mehreren Jahren in diesen Blättern angezeigt. Er thut es noch jezt mit gleichem Vergnügen und mit Wiederholung alles dessen, was er früher von der ungemeinen Brauchbarkeit des Werks, von des Verfassers Sammlerfleiße, seiner historischen Treue und Kunst, und seiner unterhaltenden Darstellung gerühmt hat. Der Verfasser ist dem bisherigen, immer mit Beyfall betrachteten Plane, auch jezt gefolgt. Zuerst eine Einleitung, oder allgemeine Uebersicht der Begebenheiten des Jahrg. 1817, gleichsam wie es S. 12 heißt, ein Ueberschlag des Ganzen, woraus die Geschichte des genannten Jahres zusammengefügt wurde. Alsdann ein ausgeführtes Gemälde von den verschiedenen Staaten, und zwar in nachstehender Ordnung: Deutscher Bund — Oesterreichische Monarchie — Preußische Monarchie — Königreich Bayern — Königreich Würtemberg — Hannover — Sachsen; die Großherzogthümer Baden — Hessen-Darmstadt — Churhessen — Weimar — Mecklenburg; — Herzogthum Nassau — Fürstenthum Lippe — Waldeck; — Herzogthum Gotha; — Fürstl. Reuß-Plauensche Lande; Herzogthum Braunschweig — Oldenburg. Die freien Städte Deutschlands. Das Königreich der Niederlande — die Schweiz — Italien — (Toscana — Parma — Lucca — St. Marino — Sardinien — der Kirchenstaat — Königreich beyder Sicilien) — Spanien — Portugall und Brasilien — Frankreich — Großbritannien (und seine Colonien) — Rußland — Schweden und Norwegen — Dänemark — das Reich der Osmanen (die hohe Pforte und ihre Vasallen-Staaten). Der lezte Abschnitt ist überschrieben: der Schreckensmann auf St. Helena. Für den nächsten Band der Chronik ist eine pragmatische Uebersicht der Geschichte des nördlichen und südlichen Amerika seit dem Frieden von Gent aufgespart, und Herr Venturini verspricht damit die bisherige Verzögerung dieser Darstellung hinlänglich zu rechtfertigen. Wir können unsere Anzeige nicht schließen, ohne die rücksichtslose aber besonnene Freimüthigkeit des Verfassers als einen besondern Vorzug seiner Arbeit ausdrücklich zu bemerken. Er hat, wiewol er uns hier beynahe drey Mal zwanzig Bogen liefert, die ihm dadurch gewordene Vergünstigung wenn auch benuzt, doch keinesweges gemißbraucht.

Nachricht für Freunde der griechischen Literatur.

Verminderter Preis der Weiske'schen Ausgabe von Xenophon's sämmtlichen Werken.

Unterzeichnete Verlagshandlung hat sich entschlossen, die wenigen, noch vorhandenen Exemplare von:

Xenophontis Atheniensis Scripta, in usum lectorum, graecis literis tinctorum, commentariis, ad rerum et verborum intelligentiam, illustrata, a Benjamin Weiske, Vol. I — VI.

statt des bisherigen Ladenpreises von 8 Rthlr. 8 ggr. für 4½ Rthlr. gegen baare Bezahlung, zu erlassen. Diese Preisverminderung würde, für die einzelnen Werke, nach folgendem Verhältniß, eintreten:

Cyri disciplina (2 Tomi) würde kosten statt 2 Rthlr.		1 Rthlr.		4 ggr.
Anabasis	statt 1 Rthlr. 16 ggr.	1	—	—
Historia Graeca	statt 1 Rthlr. 16 ggr.	1	—	—
Oeconomicus, Symposium, Hiero, Apologia Socratis, Memorabilia (zusammen)	statt 1 Rthlr. 8 ggr.	—		20 —
Opuscula minora et Reliquiae (zusammen)	statt 2 Rthlr.	1	—	4 —

Die Vorzüge dieser Ausgabe sind Lehrern und Lernenden bekannt genug, um sicher erwarten zu können, daß ein solcher Vorschlag allgemein willkommen erscheinen werde. Die Käufer erhalten den, mit ächtem gelehrten Fleiße ausgearbeiteten, fortlaufenden Commentar eines praktischen Schulmannes, und einen correcten, sauber gedruckten Text, dessen bequeme Lettern dem Auge wohlthun.

Hahn'sche Verlagsbuchhandl. in Leipzig.

In der Michaelis-Messe ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe über Schweden im Jahre 1812, von C. Molbech. Aus dem Dänischen übersetzt. 3ter Theil. Mit einem Anhange über die Epochen in der Geschichte der Schwedischen National-Literatur. 26 Bogen in gr. 8. Altona bey Hammerich. 1 Rthlr. 16 gr., alle 3 Theile 5 Rthlr.

Mit diesem Theil, der den 27sten bis 34sten Brief enthält, ist dieß äußerst lehrreiche und unterhaltende Buch geschlossen. Je wichtiger Schweden ist, und je weniger es von seinem innern Zustande bisher hinlänglich bekannt war, desto willkommener muß jedem Freund der Länder- und Menschenkunde in Deutschland die Uebersetzung desselben seyn. Die Wißbegierde des Lesers wird auf eine eben so anziehende als unterhaltende Weise befriedigt. Herr Professor Molbech erzählt nicht blos die Geschichte seiner Reise, sondern es werden auch in diesem Theil sehr reichhaltige Bemerkungen und Nachrichten mitgetheilt über die Verfassung des Landes, über öffentliche Einrichtungen, über den Stand der Cultur, der Wissenschaften und Künste, über Alterthümer, Sitten, Gebräuche und andere, jeden Gebildeten ansprechende Gegenstände. Ueberall sind dabey Wahrheitsliebe, Unpartheylichkeit und Zuverlässigkeit sichtbar. Der Raum erlaubt nicht, den mannigfaltigen Inhalt näher anzugeben. Wenn ein früherer Beurtheiler der beyden ersten Theile sagte: daß wir durch dieses Buch über Schweden einen Wink erhielten, wie wir es vorher in der Deutschen Literatur gar nicht hätten, so gilt dieß wohl ganz besonders von dem diesem 3ten Theil auf 8 Bogen als Anhang beygefügten Umriß der Epochen in der Geschichte der Schwedischen National-Literatur, über welchen Gegenstand es uns so ganz an Nachrichten fehlte, daß auch dieser Abriß sehr willkommen seyn muß.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satyrae XVI. ad optimorum exemplarium fidem recensitae, varietate lectionis perpetuoque commentario illustratae a Geo. Alex. Ruperti. Editio altera et emendatior. Vol. I. II. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 7 Rthlr.

Charakter und Werth dieser trefflichen Ausgabe sind längst entschieden. Der sorgsam fortschreitende Fleiß des würdigen Herausgebers zeigt sich auf jeder Seite; die neue Auflage kann daher mit Recht eine ganz neue Ausgabe genannt werden.

In der academischen Kunst-, Musik- und Buchhandlung in Linz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Thielisch, (J. Ch. Superintendent in der Scharten) die christliche Lehre für Confirmanten, und zur Wiederholung der ewigen Wahrheiten, für junge und alte Christen. 8. Linz, 1819. 7 gr.

Lehr- und Erbauungsbuch (christkatholisches) für das liebe Landvolk, oder Predigten auf alle Sonn- und Feiertage des katholischen Kirchenjahres, zunächst für das christliche Landvolk. Von einem Pfarrer der Linzer Diözese. 2 Theile. gr. 8. Linz, 1819. 2 Rthlr. 3 gr.

Predigten, Predigt-Entwürfe und Stoffe zu Predigten über die evangelischen Pericopen an den vier Sonntagen im Advente. Für katholische Seelsorger, die sich bey den zu haltenden öffentlichen Religionsvorträgen an ihre Gemeinden eine Leitung oder Erleichterung wünschen. Von einem Pfarrer der Linzer Diözese. 2 Theile. gr. 8. Linz, 1818. 1 Rthlr. 16 gr.

Predigten, Predigt-Entwürfe und Stoffe zu Predigten über die evangelischen Pericopen an den zwey Sonntagen nach der Geburt und Beschneidung des Herrn. Für kathol. Seelsorger, die sich bey den zu haltenden öffentl. Religionsvorträgen an ihre Gemeinden eine Leitung oder Erleichterung wünschen. gr. 8. Linz, 1818. 20 gr.

Link, (Anton), Lehrbuch der reinen Mathematik, in einer leicht faßlichen Darstellung für die Jugend und diejenigen Liebhaber dieser Wissenschaft, welche sich durch Privatfleiß darin selbst unterrichten wollen. 2 Theile. Mit 240 Holzstichen. 8. Linz, 1805 — 1821. 3 Rthlr.

Lamsdorf, (Jos. Fr. v.), Gutsbesitzer. Das Spargelbuch, oder Anweisung, auf eine zeither in Deutschland unbekannte und ganz einfache Art den Spargel 10 bis 12 Zoll lang, gerade, wie eine Wachskerze und von der Dicke eines Zolles im Durchmesser zu erziehen, und die Spargelbeete durch 20 Jahre im vollkommen tragbaren Stande zu erhalten. Durch 30jährige Erfahrungen geprüft, und zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben. 8. Linz, 1820. 10 gr.

Bürgerblatt (österreichisches) für Verstand, Herz und gute Laune. 2 Jahrgänge, 1819 u. 1820. 4°. Linz. 4 Rthlr.

Duftschmid (C.), tractatus de scarlatina sive responsio ad quaestionem a cel. societate literaria Seelandensi circa scarlatinam proposita. 8 maj. Lincii 1820. 12 gr.

Liebeskind.

A. Tibulli Carmina, textu ad Codd. Mss. et editiones recognito, insigniori lectionis varietate, notis indicibusque adjectis, edidit. Ern. Car. Christ. Bach. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 1 Rthlr. 16 ggr.

Diese, von dem, mit dem Alterthum ganz vertrauten Herrn Pastor Bach besorgte, wohlfeile Ausgabe steht zwischen dem reichen Apparate großer Kritiker und dem Bedürfniß solcher Freunde der Poesie, welche, zur Bildung oder zur Erheiterung römische Dichter lesen, befriedigend in der Mitte.

An alle deutsche Buchhandlungen ist versandt:

Die Schule der Verstandesübungen nach der Stufenfolge für Bürger und Landschulen, entworfen von Dr. F. G. Nagel, 2ter Theil, Logik, 312 Seiten, Preis 18 gr. (25 Exemplare werden für 15 Thlr. und 12 Exemplare für 8 Thlr. erlassen.)

Die öffentlichen Beurtheilungen und die gute Aufnahme des ersten Theils dieser Schule, welcher vorbereitende Sinnanschauungen und grammatische Vorübungen enthielt, hat den Herrn Verfasser bestimmt, hier die Fortsetzung zu liefern, in der Hoffnung, auch durch diese den redlich beabsichtigten Nutzen, zu stiften, wozu er, nach seiner Ueberzeugung, weder Fleiß noch Mühe gespart hat.

Magdeburg d. 1. Dec. 1820

Creutz'sche Buchhandlung.

P. Terentii Afri Comoediae. Ad codices Mss. et optimas editiones recognovit, varietate lectionis, commentario perpetuo et indice verborum instruxit Fried. Christ. Gottl. Perlet. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. 3 Rthlr.

Auch für die Erklärung und Behandlung dieses trefflichen Komikers der Römer ist von Herrn Prof. Perlet eine neue Bahn gebrochen. Was vollständige Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel, was ein, mehrere Decennien umfassendes, eifriges Studium des Dichters vermöge, dem der Herr Herausgeber schon mehrere gelungene Arbeiten widmete, wird das Urtheil der Kenner bald würdigen. Die Varianten dreier, hier zuerst verglichenen Handschriften des Terenz, auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, sind eine neue Bereicherung für das Gebiet der höhern Kritik.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin, gezeichnet von einer Hamburgerin, für das Jahr 1821.

Mit Recht können wir dieses neue Heft empfehlen, das an Schönheit und Reichhaltigkeit der Muster den frühern nicht nachsteht.

Hamburg im Nov. 1820. Perthes u. Besser.

In unserm Verlage ist erschienen:

1) **Minerva, Decemberheft.** 2) **Miscellen aus der vaterländischen Literatur, 12s Heft.** 3) **Ethnographisches Archiv. XI. Bandes 1stes Heft.**

Bran'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen wurde versandt und ist zu haben:

Born, G., erstes Sprach- und Lesebuch für den Schul- und Hausgebrauch 8. 9 Bogen auf Schreibpapier geheftet 10 gr. oder 40 kr.

Ferd. Boselli, in Frankfurt.

Bey Friedrich Volke, Buchhändler in Wien, obere Bäckerstraße Nro. 764 unweit der Universität ist erschienen:

Catalog italienischer Bücher, auch mehrerer in Deutschland wenig bekannten Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker ɛc. Zweytes Heft.

So eben ist erschienen:

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften, herausg. von G. H. Stolze, Vorsteher der Apotheke und der Medicamenten-Expedition des Waisenh. in Halle. 16mo. mit 4 Kupfern. Preis 2 Thlr.

Die Versetzung des zeitherigen Redakteurs, Herrn Prof. Kastner von Halle, nach Bonn, gab Veranlassung, daß die Herausgabe auf Herrn Stolze, sowol als fleißiger Mitarbeiter am Jahrbuche, als auch durch seine Schrift über die Holzsäure aufs vortheilhafteste bekannt, überging. — Da nach der in diesem Bande abgedruckten Ministerial-Verfügung dem jetzigen Herrn Redakteur alle, bey dem Medizinal-Collegium vorkommende, das Apothekerwesen betreffende Gegenstände und deren Beurtheilung, insofern sie sich zur öffentlichen Bekanntmachung eignen, im Jahrbuch werden mitgetheilt werden, wovon das in diesem Bande enthaltene Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen über das Verbot des Einkaufs chemischer Präparate von Fabriken durch Apotheker, schon einen erfreulichen Beweis liefert; so wird dasselbe zugleich, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Tendenz, ein Archiv aller, das Apothekerwesen betreffenden, gesetzlichen Verfügungen des preußischen Staates seyn. — Indem vielen preußischen Apothekern, vorzüglich der neuern Provinzen, eine vollständige Kenntniß aller sie angehenden gesetzlichen Verfügungen mangelte, so hat der Herausgeber auch in diesem Bande angefangen, eine Zusammenstellung derjenigen Verordnungen zu geben, welche seit Erscheinung der revidirten Apothekerordnung im Jahr 1801 erlassen sind. Durch alles dieß wird das Jahrbuch jedem preußischen Apotheker unentbehrlich seyn, und dem übrigen Deutschland wird es sich durch seinen anderweitigen wissenschaftlichen Inhalt, worunter Original-Abhandlungen berühmter Gelehrten, sehr empfehlen.

Für schönes Aeußeres ist, wie bisher, bestens gesorgt, und mache ich zugleich bekannt, daß der herabgesezte Preis von 16 Rthlr. für die ersten 19 Bände noch auf unbestimmte Zeit fortdauert. Der 20. und 21. Band kosten 4 Rthlr. 12 gr.

Berlin im Oktober 1820.

Ferdinand Oehmigke.

Von folgendem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und von den kritischen Blättern so vortheilhaft beurtheilten Werk:

H. Hallam, Esq., geschichtliche Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter. Nach der 2ten Originalausgabe übertragen von B. J. H. von Halem. In 2 Bänden gr. 8. 1820.

ist so eben der 2te Band mit Register erschienen und versandt, und kostet auf weiß Druckp. 3 Thlr. 8 gr. auf holländ. Postp. 4 Thlr. 8 gr.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. in Leipzig.

Pindari Carmina. Recensuit, metra constituit, lectionisque varietatem adjecit Christ. Guil. Ahlwardt. Editio minor, in usum praelect. academ. et scholarum. 8. maj. Lips. sumtibus librar. Hahnianae. 18 ggr.

Das Verdienst des Herausgebers um die Kritik, besonders um die, äußerst schwierige, Metrik Pindar's, ist lange als classisch anerkannt. Mit seiner Arbeit beginnt eine neue Periode in der Geschichte des Textes, von welchem er eine gereinigte kritische Recension liefert.

Der Unterzeichnete hat eine Anzahl von Exempl. der Werke des Tacitus, deutsch und mit Abhandlungen und Anmerkungen von K. L. von Woltmann, 6 Thle. gr. 8. zu einem geringern Preise an sich gebracht, und kann daher den bisherigen Preis von 10 Rthlr. auf 6 Rthlr. herabsetzen, wofür es von Neujahr 1821 an, bis zur Erschöpfung des gegenwärtigen Vorraths durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. Berlin im December 1820.

G. Reimer.

Nro. 4.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Januar 1821.

Wir können nur zwey Gedanken auffinden, welche uns helfen, Schwierigkeiten zu ertragen: den einen, daß die Schwierigkeiten nicht so groß seyn; den andern, daß es gut sey, sie zu ertragen.

Garve.

Bruchstücke aus D. Pfeilschifters Wanderungen durch einige Provinzen von Holland im Frühjahr 1820.

Es war am 5. Februartage, als ich von Düsseldorf kommend, hinter Elten den Boden des Königreichs der Niederlande betrat. Grimmig blicken hier von nachbarlichen Grenzsäulen Adler und Löwe sich an, und das wachsame Heer der Zöllner lauert dahinter. Doch heute fragte mich Niemand nach zollbarer Waare; die Schrecken der Natur hatten die Wegelagerer verscheucht, auf den eingesunkenen, nur hie und da wieder aus den Fluthen aufsteigenden Dämmen verführte Niemand Contrebande, seit vierzehn Tagen war mein leichtes Fuhrwerk das erste, das durch das überschwemmte Land zu dringen suchte; doch einige hundert Schritte hinter Paperich ward es auch mir unmöglich, mit dem Wagen weiter zu kommen.

Welch ein Schauspiel bot sich hier dem überraschten Auge dar! Endloses Meer, so weit das Auge reichte! Nur hie und da starrte aus der trüben See ein ferner Kirchthurm, eine zerfallene Hütte, ein einsamer Baum, wie ein Denkstein einer untergegangenen Welt herauf. Die braunen Hügel von Elten hinter mir und in weiter Ferne die Berge von Cleve, die blätterlosen, abgestorbenen Aeste, welche Ulmen und Weiden aus dem Wasser heraufstreckten, die ärmlichen, verlassenen Hütten mit halb umgesunkenen Dächern und weggerissenen Wänden, die den Blick ins wüste Innere frey liessen, der graue, wolkigte Abendhimmel eines trüben Februartages, der auf der weiten, schweigenden Wasserfläche ruhte, alles einsam und farblos um mich, und ich mit meinem Fuhrmanne auf dem hohen Deiche, und ein in Lumpen gehüllter Greis am Abhange desselben, mit Reisigsammeln beschäftigt, — es war ein Bild der Zerstörung, Oede und Trauer, das mich tief erschütterte und mir unvergesslich seyn wird! —

Seit acht Tagen war ich auf Spuren der Verwüstung gegangen, hatte von Kostheim's Höhen die weite See gesehen, welche das Austreten des Rheines und Maines gebildet, in den Gebirgen zwischen der Nahe und der Mosel die Zerstörung, welche hochgethürmte Eismassen, die uns noch den Weg versperrten, dahin getragen, aber so niederschlagend war kein Eindruck gewesen, als der, den dieß Meer auf den Geldrischen Fluren auf mich machte.

Wenn der Anblick der Bahn, auf welcher das Verderben zehn Tage früher gegangen, mich noch mit Schaudern erfüllte, wie entsetzlich mag der Anblick der Gefahr selber gewesen seyn! Furchtbar sind zuweilen die Verwüstungen, welche die Donau und der Rhein im Frühjahr anzurichten pflegen, doch diesen Erscheinungen nicht zu vergleichen. In tausend Dörfern wird das Hausdach zur Stube, wo man in Sturm und Regen aushält, bis ein kühner Nachen zur Rettung naht oder Nahrung bringt. Die halbe Bevölkerung steht auf den Deichen, die noch über die strömenden Wogen emporragen, um dem Durchbrechen der Fluthen zu wehren, so lange die Anstrengung des Menschen der Gewalt der Elemente zu widerstehen vermag; horch, da dringt

aus fernen Dörfern der Hülferuf der Sturmglocke herüber, der Hund durchheult die Luft, selbst das Rind brüllt nach Rettung; hier sinkt ein Haus ein, dort stürzt eine Eisscholle den Kahn des Retters um; jezt tönt hundertfacher Schreckensruf in die Weite, der Damm ist gebrochen, die schönsten Felder sinken ein zum bodenlosen See! —

Ich schauderte ein Land zu bewohnen, wo der Mensch mit der Elemente verderblicher Macht in vergeblichem Streite liegt! Ich konnte die Liebe des Volkes zu einem Boden nicht begreifen, der, zum unsicheren Leben gegeben, oft in Einer Nacht mit Allem, was ich ihm anvertraue, unterm Fuße mir versinkt! Die rührenden Schilderungen von solchen Trauerscenen, die Louis Bonaparte, vom Anblicke der Ueberschwemmung von 1809 tief erschüttert in seine „Holländerinnen" *) eingeflochten hat, giengen hier lebendig meinen Geist vorüber.

Aber als ich drey Monde später die Betuwe und Limmers im Blüthenschmucke des Maies wieder sah, wie ganz anders war es da! Was weite, graue See gewesen, war jezt frische, sammtgrüne Wiesenfläche; zwischen wallenden Saaten lagen üppige Triften, wo im hohen Grase junge Rinder weideten; die Dörfer ruhten in der Umarmung langer Weißdornhecken; durch das Dunkel der Kastanienbaumreihen schimmerten anmuthige Landhäuser, und weiße Blüthenberge umlagerten die freundlichen Städte! So hatte die Verheerung sich in Reichthum und Segen verwandelt, und dem Glücke vertraut der Mensch! Zehnmal vertrieben stellt er seine Penaten wieder auf an den Niederhängen der Gletscher, wo die Lawine ihn begräbt, an dem Fuße des Vesuvs, wo die Erde unter seinem Fuße ihre Höllenschlünde öffnet, an dem Strome, wo ihm Land und Hütte in einen grundlosen See versinken!

Ich dingte hinter Paperich einen Bauer, und versuchte, von ihm geleitet, über die Dämme, wo wir bey jedem Tritte bis über die Knöchel in Lehmboden einsanken, weiter zu kommen. An mehrern Stellen war der Deich gebrochen, doch die Kluft nur wenige Schritte breit, so daß wir auf schwanken Balken darüber weggehen konnten. Das Städchen Sevenaer oder Zevenaar beherbergte mich am Abend.

Ich besuchte von hier aus einige Tage später, nachdem das Wasser mehr abgelaufen war, das Feld der Verwüstung. Um Sevenaer, Pannerden u. s. w. waren die Deiche gebrochen, Strecken von fünf und sechs Morgen Landes waren sechzig und achtzig Fuß tiefer See, und hinter dem See die Felder oft zehn und zwanzig Morgen breit mit hohem Sande überschüttet. Mehrern Grundbesitzern hat die Ueberschwemmung tiefe Wunden geschlagen, andere, deren Felder dem Verderben entgangen, segneten sie, weil sie der Landplage der Mäuse, welche voriges Jahr in der Limmers die schönsten Ernten verwüstet, ein Ende gemacht hat. Es ist merkwürdig, daß diese Ueberschwemmungen fast regelmäßig, von zehn zu zehn Jahren, wiederkehren, so z. B. 1809, 1796 u. s. w. Bey der Abschätzung und dem Ankaufe liegender Gründe muß auf diesen Cyclus des Unglücks besondere Rücksicht genommen werden. Das Loos der Armen ist in solcher Zeit glücklich und unglücklich zugleich; unglücklich, weil ihre kleine Habe und der Erwerb gefährdet wird; glücklich, weil Wohlthaten in reichem Maße zusammenströmen. Ganz Holland zieht in solchen Tagen die reichen Schleußen seiner Wohlthätigkeit auf, dem Nationalunglück kommt die Nationalhülfe zu Statten; die Summen der freywilligen Beysteuern betrugen auch in diesem Jahre wieder über eine halbe Million, die Privatwohlthätigkeit ungerechnet.

*) Marie ou les Hollandaises. 814, 3 vol.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kadu, Eingeborner der Inselgruppe Ulea im Süden von Guajan.

(Beschluß.)

Wir müssen in Kadus Charakter zwey Züge vorzüglich herausheben, seinen tiefeingewurzelten Abscheu für den Krieg, den Menschen-Mord, und die zarte Schamhaftigkeit, die ihn zierte, und die er unter uns nie verläugnet hat.

Kadu verabscheute das Blutvergießen und er war nicht feig. Er trug vorn auf der Brust die Narben der Wunden, die er im Vertheidigungs-Krieg auf Radack erhalten hatte, — und als wir uns zu einer Landung auf der St. Laurenz-Insel mit Waffen rüsteten, und er belehrt war, solches geschehe nicht zu einem feindlichen Angriff, sondern zur Selbstvertheidigung im Fall der Nothwehr, unter einem Volke, dessen Gesinnung uns unbekannt, und mit dem wir blos zu wechselseitigem Vortheil zu handeln gesonnen seyen, begehrte er Waffen, einen Säbel, wo mit er uns benöthigten Falls beystehen könne, da er sich noch im Schießen auf Unalaschka nicht hinreichend eingeübt. — Er hegte die Meynung fest, die er in Cap sich eingeprägt, daß graue Haare nur daher erwüchsen, daß man der Männerschlacht in ihrem Greuel beygewohnt.

Kadu bezeigte im Verhältniß zu dem andern Geschlechte eine musterhaft schonende Zartheit. Er hielt sich von dem Weibe, das im Besitz eines andern Mannes war, entfernt; er hatte überall ein richtiges Maß für das Schickliche. Was er auf O-Wahu erfuhr, widerstand ihm und er sprach frey darüber, wie über die Sittenlosigkeit, die er auf den Pelew-Inseln herrschend gefunden. In das freye Männergespräch gezogen, wusste er in dasselbe dergestalt einzugehen, daß er immer innerhalb der ihm angedeuteten Gränzen blieb.

Man findet den regsten Sinn und das größte Talent für den Witz unter den Völkern, die der Natur am wenigsten entfremdet sind, und besonders, wo die Milde des Himmels dem Menschen ein leichtes genußreiches Leben gönnt. Kadu war besonders witzig, verstand aber wohl in arglosem Scherz geziemende Schranken zu beobachten, und er wusste mit großem Geschick sich durch leichte Dienste oder Geschenke die zu versöhnen, über die er sich mit Ueberlegenheit belustigte.

Unser Freund bezeugte uns wiederholt im Verlauf unserer Reise, er sey gesonnen, bis an das Ziel derselben bey uns zu verharren, und sollten wir selbst sein vielgeliebtes Vaterland Ulea auffinden, von uns nicht abzutreten, sondern uns nach Europa zu begleiten, von wo aus wir ihm die Rückkehr nach Ulea verheißen dürften, da der Handel unsere Schiffe regelmäßig nach den Pelew-Inseln führt, wo die Boote von Ulea gleich regelmäßig verkehren. Wir waren selbst noch des andern Weges über Guajan unkundig, aber er hegte den Wunsch, und dieser würde ihm auf Guajan in Erfüllung gegangen seyn, Gelegenheit auf einer, der ihm bekannten Inseln zu finden, nach Eap über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt des Häuptlings dieser Insel, seines Unglücks-Gefährten auf Radack, berichten zu lassen, damit, meinte er, die Seinen ein Schiff baueten, und ihn dort aufsuchten. Er beschäftigte sich angelegentlich mit diesem Gedanken. —

Wir bemühten uns auf O-Wahu nutzbare Thiere und Gewächse, Setzlinge und Saamen verschiedener nützlicher Pflanzen zusammen zu bringen, deren Arten wir auf Radack einzuführen versuchen wollten. Kadu wusste, daß wir dort anzulegen gedachten, und beharrte auf seinem Sinn; wir forderten ihn auf, sich hier in Allem, was auf Radack nützen könne, zu unterrichten, daß er unsere Freunde unterweisen könne, daß er sie belehren könne, welcher Vortheil ihnen aus unsern Gaben erwachsen sollte, und wie sie ihrer pflegen müßten. Er gieng wohl in unsere Absichten ein, aber der Zweck lag ihm noch zu fern, und Leichtsinn und Trägheit liessen ihn in diesem wollüstigen Aufenthalt eine Lehrzeit saumselig benutzen, deren Versäumniß er später selbst bereute*).

Wir kamen nach Radack, und landeten auf Ottia unter dem Jubel der wenigen unserer Freunde, die nicht mit in den Krieg gezogen waren. Von dem Augenblicke an war Kadu unermüdlich auf das emsigste beschäftigt, beym Pflanzen, Säen und der Besorgung der Thiere, uns mit Rath und That an die Hand zu geben, und den Eingebornen das Erforderliche zu erklären und einzuschärfen. — Noch war er festen Sinnes, bey uns zu bleiben. —

*) Kadu hatte sich leicht mit den O-Wahuern verständigen gelernt, und er machte uns selbst auf die Aehnlichkeit verschiedener Wörter in ihrer Sprache und in den Sprachen der Inseln des westlichen Oceans aufmerksam.

Als auf Ottia alles Nöthige besorgt war, gieng Kadu nach Oromed, der Insel des alten Häuptlinges Saergaß, dort auch einen Garten anzulegen. Auf diese Excursion, die in Booten der Radacker ausgeführt ward, begleitete ihn nur der Verfasser dieser Aufsätze. — Auf Oromed giengen die Stunden des Tages in Arbeiten, die des Abends in anmuthiger Geselligkeit hin. — Die Frauen sangen uns die vielen Lieder vor, die während unserer Abwesenheit auf uns gedichtet, und worin unsere Namen der Erinnerung geweiht waren. Kadu berichtete ihnen von seinen Reisen, und mischte scherzhafte Mährchen seiner Erzählung bey. — Er theilte Geschenke aus, die er im Verlauf der Reise für seine Freunde gesammelt hatte. Sobald am andern Tag, den lezten unsers Aufenthalts auf Radack, das Boot, das uns zum Schiffe zurückführte, unter Segel war, erklärte Kadu, dessen heitere Laune in ruhigen Ernst übergieng, er bleibe nun auf Ottia, und gehe mit dem Rurick nicht weiter. Er beauftragte seinen Freund ausdrücklich, diesen neuen unveränderlichen Entschluß dem Kapitän zu verkündigen, und, Gegenvorstellungen ablehnend, sezte er die Gründe, die ihn bestimmten, auseinander. Er bliebe auf Ottia, Hüter und Pfleger der Thiere und Pflanzungen zu seyn, die ohne ihn aus Unkunde verwahrlost, ohne Nutzen für die unvernünftigen Menschen verderben würden. Er wolle bewirken, daß unsere Gaben dem dürftigen Radacker zu hinreichender Nahrung gereichten, daß sie nicht fürder brauchten aus Noth ihre Kinder zu tödten, und davon abliessen. — Er wollte dahin wirken, daß zwischen den südlicheren und nördlicheren Gruppen Radacks Friede wieder hergestellt werde, daß nicht Menschen Menschen mordeten. Er wolle, wenn Thiere und Pflanzen hinreichend vermehrt wären, ein Schiff bauen, und nach Ralick übergehen, unsere Gaben auch dort zu verbreiten. Er wolle von dem Kapitän, indem er ihm Alles, was er von ihm empfangen, wieder gebe, nur eine Schaufel, die Erde zu bearbeiten, und dieses und jenes nützliche Werkzeug sich erbitten; sein Eisen wolle er gegen den mächtigen Lamari verheimlichen, und nöthigenfalls vertheidigen. — Er rechne bey seinem Unternehmen auf die Mitwirkung seines Landsmanns und Schicksals-Gefährten, den er aus Aur, wo er sich jezt befände, zu sich berufen wolle. Dieser solle ihm auch sein Kind, seine Tochter mitbringen, die, wie er nun erfahren, seit seiner Abreise traurig war, nach ihm verlangte, nach ihm schrie, und nicht schlafen wollte. — Seine Weiber hatten andere Männer genommen, nur sein Kind beschäftigte ihn auf das Zärtlichste. —

Kadu bereuete in dieser Frist vieles Nützliche, die Bereitung des Bastzeuges auf O-Wahu u. a. m. zu erlernen, vernachlässigt zu haben, und er begehrte in diesen lezten Augenblicken noch über vieles Rath, den er mit großer Aufmerksamkeit auffasste.

Das Boot, worauf wir diese Fahrt gegen den Wind

anringend, vollbrachten, war ein schlechter Segler; die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als wir an das Schiff kamen, worauf sich glücklicherweise der Kapitän befand. — Als der Entschluß Kadu's bekannt geworden, sah er sich bald und unerwartet in dem Besitz unendlicher Schätze — solcher, die in diesem Theile der Welt die Begehrlichkeit der Fürsten und der Nationen erregen. *) Die Liebe ward kund, die er unter uns genoß, und man sahe jeden stillschweigend geschäftig, den Haufen des Eisens, der Werkzeuge, und der nutzbaren Dinge, die für ihn zusammengebracht warden, aus dem eigenen Vorrath zu vermehren. (Proben von Matten und Zeugen aus O-Wahu, Muster von Strohhüten u. d. m. wurden nicht vergessen.)

Als Kadu sein Bett, seine Kleider, seine Wäsche, die er nun behielt, zu einem Bündel zu schnüren sich beschäftigte, sonderte er seine Winterkleider sorgfältig ab, und brachte dieselben dem Matrosen, der ihm gedient hatte, als ein Geschenk dar, welches Geschenk jedoch sich dieser anzunehmen weigerte.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Kadu mit seinem Reichthum ans Land übergebracht wurde. Die Zeit erlaubte nicht, ihm irgend ein geschriebenes Zeugniß auszufertigen und zu hinterlassen. Nur eine Inschrift auf einer Kupferplatte an einen Cocosbaum auf Ottia geschlagen, enthält den Namen des Schiffes und das Datum.

Kadu wurde vor den versammelten Einwohnern von Ottia als unser Mann eingesezt, dem unsere Thiere, unsere Pflanzungen anbefohlen und der außerdem mit unsern Geschenken an Camari beauftragt sey. — Verheißen ward, daß wir, die wir bereits dreymal auf Radack gekommen, nach einer Zeit zurückkehren würden, nach ihm zu sehen, und Rechenschaft zu begehren. Zur Bekräftigung dieser Verheißung und zum Zeichen unserer Macht (wir hatten bis dahin nur Zeichen unserer Milde und Freundschaft gegeben) wurden, als wir bey dunkler Nacht an das Schiff zurückgekehrt waren, zwey Kanonenschüsse und eine Rakete abgefeuert.

Als wir am andern Morgen die Anker lichteten, war unser Freund und Gefährte am Ufer mit den Thieren beschäftigt, und er blickte oft nach uns herüber. —

*) κμητου δε σιδηρου. Ὀμ.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bruchstück eines Briefs aus Philadelphia, vom 20. April 1820.

Es bleibt immer der wichtigste Dienst, den man den Emigranten erweisen kann, wenn man für ihre Ueberfahrt sorgt. Es besteht zwar ein Gesetz des hiesigen Kongresses, daß kein Schiff mehr als zwey Menschen auf fünf Tonnen laden solle, aber noch vor Kurzem hatte das Schiff Georg mehr als vier Mann auf jede Tonne Raum, und brachte daher 63 Menschen weniger nach Philadelphia, als zu Amsterdam sich eingeschifft hatten. Ein anderes Schiff soll 128 Todte gehabt haben. Doch die hiesigen Gerichte nehmen davon keine Notiz, denn hier gilt vor Allem der goldene Spruch: Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.

. . . .

Die westlichen Staaten würden höchstens [illegible] ihrer gegenwärtigen Bevölkerung zählen, wenn diejenigen ihrer jetzigen Bewohner, die sich bey der dortigen Ankunft getäuscht fanden, ihre Rückreise nach den atlantischen Staaten hätten bestreiten können. Dieß sind die Worte der Herren Melish und Darby, die mich vor Kurzem besuchten; zwey geschätzte Gelehrte, die beyde den ganzen Umfang der vereinigten Staaten durchreißt und beschrieben haben. Sie suchten mich in meiner Ansicht von den westlichen Staaten zu bestärken, und mich aufzumuntern, unsere Landsleute von der verderblichen Emigration nach Westen abzuhalten.

Für Wissenschaft und Kunst geschieht hier nichts, gar nichts. Schon deshalb ist jungen Leuten von Bildung die Auswanderung durchaus nicht zu rathen. Ich habe mehr wie hundert Handlungsdiener hier getroffen in der Eigenschaft als Handwerkslehrlinge, Branntweinbrennerknechte, Schulmeister mit 100 bis 150 Dollars Gehalt, Postillons, Stallknechte, ja sogar als Stiefelputzer. Vermögende Familien der gebildeteren Klassen bleiben besser in Europa. Mittelmäßig begüterte Väter zahlreicher Familien, die nicht jedem ihrer Kinder ein hinreichendes Auskommen hinterlassen können, würden mit Vortheil gegenwärtig hier Güter kaufen können, wofür noch vor einem Jahre sechsfach höhere Preise ausgeschlagen wurden. Doch wollte ich jedem, der an trauter Freunde Umgang gewöhnt ist, angelegentlich empfehlen, nur in so fern auszuwandern, als einige seiner Freunde mit ihm ziehen wollen.

Es bewährt sich mir leider täglich, was ich, wenn ich nicht irre, in einem früheren Briefe schon bemerkte, daß das distinctive Merkmal zwischen monarchischen Staaten und demokratischen Republiken darin zu bestehen scheine, daß die erstere Ordnung, Ruhe und Sicherheit und die leztern Freyheit und Gleichheit gewähren. — Beraubungen der Posten, Mordthaten und Brandstiftungen sind an der Tagesordnung, und um der Verbrecher habhaft zu werden, giebt's in diesem weiten, gränzenlosen Lande kein anderes Mittel, als — Geldbelohnungen darauf zu setzen. Von den Amerikanern kann man wohl noch mit größerm Rechte als von den Schweizern sagen: Point d'argent, point d'américain.

Wie leicht bey der hiesigen extremen Preßfreyheit persönliche Animosität die Gränzen des Anstandes überschreitet, besonders wenn von Beamteten die Rede ist, ist aus den Anlagen zu ersehen. Der Bericht von der Kommitee zur Untersuchung des Betragens des Gouverneurs dieses Staates, ist ein Pröbchen von der hier herrschenden Kunde der deutschen Sprache, zugleich auch von dem gänzlichen Mangel an Zartgefühl, mit welchem man hier auch gegen den ersten Magistrat verfährt, indem man die elenden Anklagen gegen denselben zum Vorwande nahm, um mit roher Unverschämtheit in seine Privat-Familienverhältnisse, und besonders in seine ökonomischen einzudringen. Aber, was man kaum glauben wird, ist, daß wenig Tage nach jenem Bericht ein anderer von der Minorität der Committee erschien, worin behauptet wurde, daß der Gouverneur nach den schriftlichen Verhandlungen der Untersuchungs-Kommittee, wirklich aller ihm vorgeworfener Pflichtwidrigkeiten schuldig sey, während der erste Bericht ihn als verläumdet darstellt. So geht's in Republiken ohne republikanische Tugend.

Die Preise aller Lebensbedürfnisse fallen hier mit jeder Stunde, möcht' ich sagen. Alle Produkte der Landwirthschaft stehen 30 bis 75 Procent unter den Preisen von 1818 — 19. Feine Hüte kosten zwey Dollars, sonst sieben bis zehn. Stiefeln vier Dollars, sonst zehn bis vierzehn. Wollene Tücher fünfzig Prozent weniger als sonst.

In meinem nächsten Schreiben gedenke ich eine Sammlung von Zeichnungen von hier erfundenen, und in Europa noch unbekannten Maschinen mitzutheilen, besonders solcher, die für Oekonomie und Landbau bestimmt sind. Der Mangel an Händen hat darin wirklich Wunder geleistet, und das muß ich gestehen, für den Freund mechanischer Künste kann kein Land in der Welt belehrender seyn, als dieses.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 2.

Nr. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Januar 1821.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia, und Vorschlag zu einem Nationaldenkmal zu Ehren Winckelmanns.

In dem Kunstblatt No. 65. vom 14. August 1820 war in dem Briefe des Hrn. Dr. Bröndsted aus Ithaka von einem bronzenen Helm die Rede, der, wie man daselbst liest, in den Ruinen von Olympia im Jahre 1817 gefunden, jezt im Besitze des Colonel Roß, englischen Residenten in Zante, sich befindet. Dieser Helm, durch die darauf befindliche Inschrift, nach Hrn. Dr. Bröndsted's sehr wahrscheinlicher Erklärung, höchst merkwürdig, der zufolge wir hier ein Fragment von dem berühmten Werke von Onatas, dem Aegineten, dem Licht des Tages wiedergegeben sehen dürften, rief mir die neueste von dem Engländer Dodwell in seiner Reise durch Griechenland von Olympia, als dem Fundort jenes schätzbaren Ueberrestes, gegebene Beschreibung zurück. Da nun diese Beschreibung wohl die ausführlichste uns bis jezt bekannte Schilderung jener einst so hoch geseyerten und noch immer so hochberühmten Gegend mit vorzüglicher Wahrheit und Treue enthält, wofür der mir aus persönlicher Bekanntschaft und näherem Umgang während mehrerer Jahre meines Aufenthalts zu Rom genau bekannt gewordene Charakter dieses achtungswerthen Reisenden bürgt; da dieselbe ferner nicht allein einige Umstände angibt, die der Nachricht des würdigen, mir gleichfalls persönlich wohlbekannten Hrn. Dr. Bröndsted zur Unterstützung dienen können, sondern auch einige andere alte theuere Erinnerungen berührt: so glaubte ich, bey der Seltenheit des für uns ziemlich theuern englischen Originalwerks und bey dem Mangel einer Uebersetzung desselben, vielleicht nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich jene Schilderung hier übersezt mittheilte und sie mit einigen Bemerkungen begleitete, die sich mir dabey dargeboten hatten. Herr Dodwell, der von Sicyon über Paläopoli (Elis), Pyrgo und Phloka gezogen war, beginnt die Schilderung seiner Reise von dem leztgenannten Orte nach Olympia, so wie seines Aufenthaltes in dieser Gegend S. 327. Vol. II. folgendermaßen:

„Reise nach Olympia. Am 24. (Januar) sezten wir uns mit um so größerem Eifer nach den Ruinen von Olympia hinwärts in Bewegung, je größer unser Verlangen war, eine Gegend zu sehen, um welche rings umher die göttlichen Hymnen des Thebaischen Barden einen so herrlichen Kranz des Ruhms gewunden hatten. Berühmt ist dieser Platz nicht allein durch die Thaten des Heroismus, sondern eben sowohl auch durch die Begeisterung der Dichtung; wozu erheiternde Feste so wie das imponirende Gepränge der Religion das Seinige beytrug, um die Schaulust des Reichen nebst der Andacht des Frommen auf sich zu ziehen."

„Wir stiegen in eine Ebene herab, die von mäßig hohen Hügeln eingeschlossen war, welche Fichten (Pinien) von schwachem Wuchs jedoch schönen Formen bekränzten. Nach einer halben Stunde gingen wir über einen Strom, der eine Mühle treibt und in den Alpheios fällt. Wahrscheinlich ist dieß der Kladeos, welcher von den Gebirgen Arkadiens herabfließt. Sogleich darauf, nachdem wir quer über den Fluß gesezt hatten und rings um den Fuß eines Hügels gegangen waren, zeigte sich die Ebene von Olympia mit ihrem ganzen Ruhm alter Erinnerungen und ihrem klassischen Werth plötzlich unsern Blicken. Sie ist von der Gestalt eines länglichten Vierecks, erstreckt sich über eine (englische) Meile und ein Viertel von Osten gegen Westen, und wird gegen die Nordseite von niedrigen, wellenförmigen Hügeln begrenzt, mit sanftem Grün bedeckt, das mit bebauten Aeckern abwechselt, und hie und da durch das traulich verbundene Laubwerk der Stecheiche und der Fichte (Pinie) beschattet. Ihre südliche Grenze bildet der Alpheios, dessen gelbe Fluthen in einem breiten sehr gebogenen Bette sich wälzen, das man an dem Fuß einer Hügelreihe sich hinziehen sieht, die mit holzbedeckten Vorgebirgen und pflanzenreichen Uferbuchten abwechselt, während deren Abhangsseiten durch Korngefilde belebt werden, die sich nach und nach über einander, als grüne, von Mauern unterstüzte Terrassen erheben und die Ansicht eines kolossalen Theaters gewähren. Diese Hügelkette ist ungleich höher, als die von der gegenüber liegenden Seite der Ebene und wird besonders durch einen steilen Felsen charakterisirt, der von dem Flusse aus sich erhebt. Dieser Felsen könnte vielleicht der Berg Typaion seyn, von dem diejenigen Weiber gestürzt

wurden, die gegen das ausdrückliche Gesetz gesündigt und, durch ungestüme Neugierde getrieben, die Olympischen Spiele mit angesehen hatten. Die Ebene von Olympia ist ein fruchtbares Kornfeld und der Boden wird von dem Schlammabsatz des Alpheios gedüngt, der jährlich wenigstens einmal aus seinem Bette tritt. Demzufolge ist die Erde hier über ihren ursprünglichen Grund erhoben, und verbirgt, ohne Zweifel, viele herrliche Ueberbleibsel von alter Sculptur und Pracht. Die Anzahl der von Pausanias erwähnten Altäre und Statuen ist in der That überraschend. Außer vier hundert und fünf und dreyßig Statuen von Göttern, Heroen und berühmten Personen, die er einzeln beschreibt, gibt er häufig andere nur massenweise an. Desgleichen zählt er viele Statuen von Pferden, Löwen, anderen Thieren und mehrere Wagen von Bronze auf. Nero ließ viele der herrlichsten Statuen in die Latrinen (Kloake) werfen, die in den Alpheios führten.*) Man glaubt, daß der Tiber bey Rom eine Menge von alten Sculpturen in seinem Bette halte und man hat schon Vorschläge gemacht, wie man seinen Lauf ableiten und die in ihm versteckten Schätze auszuführen gedenke. Die Ableitung des Alpheios aus seinem jetzigen Bette möchte hingegen mit ungleich weniger Schwierigkeit bewirkt werden können, und wahrscheinlich von weit größerem Erfolge seyn."

„Es war des gelehrten Winckelmanns Lieblingsplan, zu Ausgrabungen auf der Ebene von Olympia eine Subscription zu eröffnen. Sollte ein solches Vorhaben je einmal ins Werk gesezt werden, so könnte man mit Zuversicht hoffen, daß die herrlichsten Werke der Sculptur sowohl, als andere höchst wichtige und schätzbare Ruinen an das Licht gebracht werden würden. Kein anderer Ort besaß eine solche Menge von Weihgeschenken, die man den Göttern dargebracht, und solch eine Menge von Vorstellungen in Marmor und in Bronze. Pausanias sah bey seiner Reise durch Griechenland mehrere Ueberbleibsel von Wagen, Schilden und Waffen, die man nah an der Säule des Oinomaos ausgegraben hatte.**) Die Fischer bringen noch bis auf den heutigen Tag in ihren Netzen aus dem Bette des Alpheios sehr oft die Ueberbleibsel von alter Bewaffnung und bronzenes Geräthe. Zu Phloka zeigte man mir die Bruchstücke eines runden bronzenen Schildes, der sehr gelitten hatte, und ich erkaufte mir ein Stück Helm von demselben Material. Mein sehr beweinter Freund, Hr. Mackenzie, war glücklicher und erhielt von den Fischern zwey ganze Helme von Bronze, vollkommen erhalten und von trefflicher Arbeit. Kurze Zeit vor meiner Ankunft ward nah bey den Ruinen des Tempels (des Jupiter) ein bronzener Kessel von bedeutendem Umfang ausgegraben. Er war noch ganz unversehrt und wurde mir für eine unbedeutende Summe angeboten; allein da er völlig glatt und ohne irgend einen Zierrath, übrigens sehr dünn und fein gearbeitet war, so lehnte ich den Ankauf, besonders in Hinsicht auf seine unbequeme Größe und Gestalt, welche die eines großen Kohlenbeckens war, von mir ab. Er schien mit Vergoldung bedeckt gewesen zu seyn, da ein Theil davon noch sichtbar war. Es verdient bemerkt zu werden, daß Pausanias behauptet*): es haben sich auf den beyden Seiten der unteren Akroterien des Tempels des Jupiter zwey Tripoden befunden. Das Wort Lebes bezeichnet ganz besonders diese Art von Gefäßen, und ob ich schon nicht behaupten will, daß dasjenige, welches ich gesehen, eines von denen gewesen, die Pausanias angegeben hat, so bleibt es doch immer bemerkenswerth, daß alle Umstände hier so genau zusammentreffen. Dieses ganz eigene Gefäß, obschon von einer wenig eleganten Form, kann sehr wahrscheinlich eines von denen gewesen seyn, die auf dem Tempel standen; und da es eben so wahrscheinlich auf einem Tripoden ruhte, so verschwand hierdurch das unelegante Aeussere, das es jezt hat, da ihm nun die Begleitung fehlt."

„Die Helme, die man zu Olympia findet, sind im Allgemeinen so außerordentlich dünn, daß ich daran zweifle, ob man sich ihrer jemals im Kriege bedient haben dürfte. Pausanias belehrt uns, daß einige in den Spielen das Wettrennen mit Helm, Schild und Stiefeln gerüstet unternahmen; und so ward denn wohl die leichte Bewaffnung, die man zu Olympia findet, zu diesem Zweck eher gebraucht als zu kriegerischen Unternehmungen. Auch ward wohl die leichte olympische Rüstung bey Prozessionen getragen; denn für diesen Gebrauch finden sich sehr viele Belege. Viele Figuren in dem Aufzuge der Panathenäen sind mit Helmen gerüstet; und die Wagenlenker sieht man in einem ähnlichen kriegerischen Anzuge, auf bearbeitetem Marmor wie auf gemalten Gefäßen häufig vorgestellt." — „Auch Votivrüstungen waren von leichter Beschaffenheit. Ein Helm von dieser Art mit einer Inschrift in griechischen Charakteren befindet sich in der Sammlung des Herrn Payne Knight."

„Der gegenwärtige Name der olympischen Ebene ist Antilalla, den sie wahrscheinlich von ihrer Lage, der Stadt Lalla gegenüber, erhielt, so wie viele andere Plätze

*) Suetonius, Nero, c. 24. Schwerlich ist die hier gegebene Nachricht so allgemein zu nehmen, wie Suetonius sie gegeben zu haben scheint. Die hier genannten Hieroniken lassen sich höchstens wohl nur auf die Tragöden beziehen, Pausanias Schilderung muß zu dieser Berichtigung führen.

**) Pausanias, V. 20. Wichtig ist diese Nachricht wegen zerstörender und in den Boden begrabender Ereignisse aus sehr frühen Zeiten.

*) Pausanias, V. 10. Das von Hrn. Dodwell gesehene Gefäß nennt Pausanias selbst Λέβης ἐπίχρυσος „einen vergoldeten Kessel."

in Griechenland, als Antiparos, Antiparos u. s. w., von ihrer respektiven Lage. Einige haben sich eingebildet, daß sie ihren Namen von αντιλαλο bekommen, was im Neugriechischen das Echo bedeutet, wodurch Olympia sich auszeichnete. Nah an der Poikile tönte das Echo siebenmal wieder. Diesen Zufall verdankte man ohne Zweifel der Lage der verschiedenen Gebäude, die den Schall zurückgaben. Da die Ursache nunmehr verschwunden ist, so zeigt auch die Wirkung sich nicht mehr."

„Die erste Ruine, die wir nach unserm Uebergang über den Kladeos erreichten, war von römischer Bauart und von Backsteinen, aus mehreren unerklärbaren Massen von Mauern an dem Fuß eines spitzigen Hügels bestehend, der, obschon viel höher als das Capitol zu Rom, doch nicht mehr Raum einnimmt, als dieses. Dieß mag der Κρονιος οχθος oder der Hügel des Saturns seyn." —

„Die Seite des Hügels gegen den Alpheios hinwärts hat eine halbkreisförmige Einbiegung, was einige verleitet hat, zu glauben, daß hier die Ueberbleibsel eines Theaters wären. Indessen giebt es daselbst keine Spuren von Bauwerk, die diese Meinung unterstützten. Nahe bey diesem Platze bemerkt man einen Grabhügel. Pausanias erwähnt ein von Trajan zu Olympia erbautes Theater, welcher Kaiser auch, zufolge demselben Schriftsteller, einige Bäder, eine Agora und einen Hippodromos errichtete. Die übrigen Gebäude, die er zu Olympia angiebt, sind der große Tempel, das Prytaneion, das Haus des Theokaleon, das Philippeion, die Tempel der Hera und des Pelops, das Metroon, die Stoa oder der Portikus des Agaptos, das Leonidaion, das Hippodamion, das Gymnasium, die Tempel der Demeter, des Herakles und der Aphrodite, und der Doppeltempel der Selene (Ilithyia) und des Sosipolis, endlich die Poikile. Von allen diesen Herrlichkeiten der Baukunst vermag nur der Tempel des Zeus allein mit einiger Gewißheit angegeben zu werden. Ein wenig Phantasie wird hinreichen das Stadium zu unterscheiden, das zwischen dem Tempel und dem Flusse in einem Olivenwald sich befindet. Es bestand aus Erhöhungen von Erde, welche durch die Zeit und die Pflugschaar geebnet worden sind."

„Nicht viele Schritte von dem Flusse des Kronischen Hügels gegen den Alpheios hinwärts, kamen wir zu den elenden Ueberbleibseln eines geräumigen Tempels, von dem man allen Grund hat zu behaupten, daß er der Tempel des olympischen Jupiter sey. Der Boden, der beträchtlich erhöht worden ist, bedeckt den größten Theil der Ruine. Die Mauer der Cella steigt nur gegen zwey Fuß über den Grund empor. Wir brauchten einige Türken zum Nachgraben, und wir entdeckten einige Colonnenstücke von dorischer Ordnung, von denen die Cannelirung dreyzehn Zoll in der Breite, der Durchmesser der ganzen Colonne (Säule) aber 7 Fuß 3 Zolle maß. Diese Dimensionen übertreffen bey weitem die des Parthenon und des Olympischen Tempels zu Athen, und sind wahrscheinlich größer als die Säulen von irgend einem je in Griechenland errichteten Tempel. Auch fanden wir einen Theil von einer kleinen Säule aus parischem Marmor, deren Zwischenräume der Cannelirung anzeigten, daß sie zur jonischen oder corinthischen Ordnung gehörte. Sie war zu klein, als daß sie zur innern Säulenreihe hätte gehört haben können, vielleicht aber bildete sie einen Theil der Einfassung des Thrones des Jupiter." — Der Tempel war aus einem Stein erbaut, der Poros heißt *), den man in der Nähe des Platzes fand, und welchen Theophrastos wie Plinius in Hinsicht auf Härte und Farbe mit dem parischen Marmor vergleichen, obschon sein spezifisches Gewicht ungleich geringer war."

„Der Stein, aus dem die Ruinen bestehen, hat immer noch die von diesen Schriftstellern angegebenen charakteristischen Merkmale, ausgenommen seine Leichtigkeit. Er ist von sandiger Farbe, sanft, leicht zerreiblich und voll Höhlen; da er aus Muschelschaalen und andern Concretionen besteht, die ihre Bildung dem Gewässer des Alpheios wahrscheinlich zu verdanken haben. Einige noch sichtbare Ueberreste von feinem weissen Stucco machen es zur entschiedenen Thatsache, daß alle Säulen diesen Ueberzug hatten, der gegen den zehnten Theil eines Zolls dick war, denselben den Anschein von Marmor gab und weniger genaue Beobachter leicht täuschen konnte. Nicht allein aber die großen Verhältnisse der Säulen, die man unter den Ruinen findet, bestärken die Meinung, daß hier der ehemalige Tempel des Jupiter sich befinde, sondern diese Vermuthung scheint auch durch den schwarzen Marmor bestätigt zu werden, den wir bey dem Ausgraben fanden, und der, nach Pausanias, das Pavimentum vor der Statue ausmachte. Wir fanden einige Fragmente von den Platten, die über sechs Zoll dick gewesen zu seyn scheinen. Dieser Stein ist völlig schwarz und nimmt eine gute Politur an; doch ist er zerbrechlich und von keiner harten Eigenschaft. **) Dieser berühmte Tempel hat seit den lezten Jahren beträchtliche Verwüstungen erfahren müssen. Die Lallioten, welche die benachbarte Stadt Lalla bewohnen, haben sogar Einiges von den Grundlagen dieses einst so heiligen Gebäudes aufgewühlt um Materialien für den Bau ihrer Häuser zu bekommen."

„Wir bestiegen einen Hügel, westwärts von dem Tempel und bemerkten von seiner Spitze herab mehrere alte Trümmer und große Steinblöcke. Dieser Platz beherrscht eine ganz vortreffliche Aussicht, das Ganze der reichen olympischen Ebene umfassend, mit ihren Trümmern, ihren geschlängelten Strömen, den sie umgebenden Hügeln, von Bäumen reich beschattet. Der Alpheios ist zu Olympia breit und reißend, von der Breite und der Farbe des Tibers bey Rom, und gleich diesem Fluß auch seine Farbe wechselnd, je nachdem der Boden beschaffen ist, über den er fließt; denn klar und durch-

*) Pausanias, V. 10. VI. 19. Plinius H. N. 36, 17. Hesychius Lex. Vol. 2. p. 1091.

**) Durch die Güte des Hrn. Dodwell besitze ich ein kleines Stück von diesem Stein, wovon ich die Hälfte dem Hrn. Obermedizinalrath und Ritter Blumenbach in Göttingen zugesendet habe.

sichtig ist er in Arkadiens Felsenkette; gelb aber zeigt er sich und undurchsichtig in dem Fruchtgefilde von Eleia. Beyde, der Alpheios und der Kladeos waren fast wie Gottheiten verehrt; sie hatten Altäre und ihre Standbilder befanden sich in dem Tempel des Jupiter."

„Nachdem wir mit Zeichnen und Untersuchung des Tempels und dessen unmittelbarer Nachbarschaft einen ganzen Tag zugebracht hatten, zogen wir weiter gegen das Dorf Miraka, das sich an dem östlichen Ende der Ebene befindet, und bemerkten auf unserm Wege einige halberloschene Spuren von Erdwällen und Mauern, die zum Hippodrom und zum Stadium gehören mögen. Wir gingen über einen Bach, der, von den Hügeln zur Linken herabkommend, die Ebene durchfließt und in den Alpheios fällt. Einige wenige Ueberreste alter Grabmäler wurden in dessen Nähe bemerkt. Hier verließen wir die Ebene und nach einem allmähligen Aufgang von wenigen Minuten, erreichten wir das Dorf Miraka, das eine halbe Stunde von dem Tempel entfernt liegt."

„In der Nacht des 24. (Januar) wurden wir durch ein Erdbeben aufgeweckt, das eine heftige Erschütterung des Thurms (in dem die Reisenden übernachteten) verursachte. Der Aga kam mit vieler Güte in unser Zimmer und gab uns die Versicherung, daß keine Gefahr zu besorgen wäre; sein Haus werde nicht einstürzen; denn da es aus nachgebendem Material erbaut sey, so werde es eher sich biegen als brechen."

(Der Beschluß folgt.)

Rudolph Schadows neueste Werke.

Die Spinnerin, in der Sammlung des Kronprinzen von Baiern, das Mädchen, welches die Sandalen sich bindet, und mehrere andere sehr liebliche und jugendliche Gestalten und still heitere Gegenstände, sind trefflich vollendet aus Schadows Werkstatt hervorgegangen, und haben ihm jenseits der Alpen bey seinen deutschen Landsleuten schon längst Beyfall und Dank erworben. Aber auch selbst die sonst auf deutsche Künstler eifersüchtigen Italiener sind auf Schadow aufmerksam geworden, und in einer römischen Zeitschrift Notizie del Giorno 1819. No. 14. wird eine in Gyps ausgeführte Gruppe, Achilles und Penthesilea, rühmlich erwähnt und beschrieben.

Der Künstler hat sich in Wahl und Darstellung einer ernsten, schönen und großen Aufgabe, eben so trefflich, als in seinen bekannten, höchst anmuthigen Werken gezeigt. Der Moment der Darstellung ist der des lezten, erlöschenden Lebensfunkens der heldenmüthigen Amazonenkönigin. Sie sank tödlich verwundet zu den Füßen ihres Siegers, der, von ihrer Schönheit gerührt, sie im Sinken noch sanft unterstützt, und ihren hohen Muth bewundernd, die verehrte Heldin gegen die wilden Krieger vertheidigt, welche auch sie, wie die andern erschlagenen Amazonen, in den Scamander werfen wollen. Der Gemüthszustand ist wohl einer der ergreifendsten, in welchen ein großes Herz kommen kann, und um so bedrängender, da die schönsten menschlichen Gefühle in einem so wunderbaren Verhältniß gegen einander stehen, daß sie sich wechselseitig schärfen und die Brust tief verwunden, die sie trägt. Der Held muß den eignen Sieg betrauern, die er überwunden muß er bewundern; in der Gegnerin hat er die Geliebte getödtet, und sieht sich genöthigt, die Rechte der Feindin gegen die eignen Verbündeten zu vertheidigen. So schwierig es auch war, diesen sich durchkreuzenden Gefühlen einen anschaulichen Ausdruck zu geben, so ist es dennoch dem Künstler dadurch gelungen, daß aus des Helden Blick ein erhabenes Zürnen stammt, sein bewaffneter rechter Arm sich drohend hebt — denn dieß ist die Stellung dessen, der die Macht hat Andere zu vernichten, nicht die der Vertheidigung noch des Angriffs. — Der linke Arm aber folgt dem Willen des Herzens, indem er die Verwundete am Oberarm hält, während der Schenkel sie unterstützt, um sie sanft sinken zu lassen. In der ganzen Stellung ist es unverkennbar angedeutet, daß der Held rasch den Ort veränderte und zu Hülfe eilte. Als Kämpfer stand er ihr gegenüber, als Beschützer steht er ihr im Rücken. Auf das Rührendste ist das Entweichen der Kraft aus den herrlichen, schönen Gliedern, der großartigen Gestalt der Königin, durch das sanfte allmählige, noch nicht völlige Zusammensinken ausgedrückt. In dem Bilde spricht sich Handlung und Gemüthszustand so treffend und ergreifend aus, daß jede Erläuterung als überflüssig zu erachten ist. Auch brauchen wir nicht erst auf die Schönheit der Linien, auf den Zusammenhang und Verbindung der Bewegungen aufmerksam zu machen, sondern blos zu versichern, daß in allen Hauptansichten diese Gruppe einen schönen Anblick darbietet.

Noch mehr Lebendigkeit und kühnere Stellungen gestatteten zwey Basreliefs, in welchen sich Schadows Phantasie äußerst schöpferisch und großartig zeigt. Auf dem ersten ist Castor und Pollux vorgestellt, wie sie mit ihrem schönen Raube, Phöbe und Hilaira, Töchtern des Leucippus und Bräuten des Idas und Lynceus, auf ungezügelten Rossen, davon eilen. Auf dem zweyten erblickt man den tragischen Ausgang des Frevels, denn im Kampfe um die geraubten Mädchen fällt Castor. Die Mythe sagt, daß Pollux, der unsterblich war, die Götter anflehte, das nun ihm traurige Geschenk der Unsterblichkeit zurück zu nehmen, oder ihm zu gewähren, es mit seinem Bruder theilen zu dürfen. Sein Gebet wird erhört und nun wandelt abwechselnd Pollux mit dem Erschlagenen freywillig im Schattenreich, und sodann steigt das liebende unzertrennliche Brüderpaar herauf, und erscheint bald den Sterblichen als ein freundliches Gestirn, bald als zwey über dem Meer schwebende Flammen, welche den Schiffern eine glückliche Fahrt verkünden, weßhalb die Dioskuren auf erhabenen Arbeiten und Münzen, wie auch hier, mit Sternen bezeichnet werden. Diese trefflichen Basreliefs hat Schadow für den Herzog von Devonshire in Marmor ausgeführt, und wiederholt sie gegenwärtig noch einmal.

Unter den Figuren, welche Schadow ohnlängst modellirte, zeichnet sich durch ungemein schöne Auffassung der Natur und Leichtigkeit in der Bewegung ein Knabe aus, welcher im Werfen eines Diskus begriffen ist. Die ganze Gestalt ist von Lebendigkeit durchdrungen; nicht nur im Blick, in jeder Muskel des jugendlichen, durch gymnastische Spiele ausgearbeiteten, aber noch durch keine übermäßige Anstrengung verunstalteten Körpers, drückt sich das Bestreben aus, das Ziel zu treffen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß diese Figur zu den trefflichsten Werken der Bildhauerkunst gehört. Wir werden durch diese äußerst gelungene Statue von natürlicher Größe zu der Bemerkung veranlasst, wie vortheilhaft es für jeden Künstler ist, die Aufgaben aus der Wirklichkeit zu entlehnen. Noch gegenwärtig ist das Werfen mit gerundeten Steinen ein Lieblingsspiel des römischen Volks, welches sie Ruzzica (Ruzzola) nennen. Die etwas wohlhabendern aus der gemeinen Volksklasse und Virtuosen in diesem Spiele, bedienen sich als Wurfscheibe runder Käse, welche durch ihre
r leicht auf dem Boden hinhüpfen.

Quandt.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Januar 1821.

Ein Weib ist genug geziert, wenn sie ihrem Manne gefällt.

Martin Luther.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Paulmann ist ein ernst heiterer Mann, der sich auf vieljährigen Reisen einen Schatz von Kenntnissen erworben hat, der aber auch mit der entschiedensten Festigkeit des Charakters eigensinnig an dem festhält, was er einmal als gut und wahr anerkannt hat, und dem es sehr schwer werden würde, einen Irrthum einzusehen und einem Vorurtheil zu entsagen. Er ist redlich und in allen Lebensverhältnissen zuverlässig; an Frau und Kind hängt er mit großer Herzlichkeit, ob er gleich auch zu den Männern gehört, deren Liebe in häuslichen Verhältnissen immer nur wie eine Vergünstigung, sie lieben zu dürfen, aussieht. Er ist brav und glücklich, das weiß, das fühlt er, allein er duldet es nun auch nicht, wenn Jemand dieß auf eine andere Weise, als die seinige, seyn will. Was außer dem Kreis seiner Ideen, seiner Empfindungen liegt, erscheint ihm meist wie gestaltlose Phantasterey, und ich gestehe, daß ich mich oft durch seine scharf absprechenden Urtheile verlezt fühle. Ein, sich innigst an den Mann anschmiegendes, nur in ihm lebendes Weib, als seine Maria es ist, kann es gar nicht geben. Alles Andere in der Welt ist ihr nur in so fern werth, als er Freude daran hat; sein Wille ihr Gesetz, sein Wunsch Befehl, seine Meynung unfehlbarer Urtheilsspruch. Sie ist eine Deutsche, die Paulmann auf einer Reise kennen lernte, und die der Liebe zu ihm Vaterland, Familie, alle freundliche, theure Gewohnheiten des Jugendlebens aufopferte, die aber keineswegs glaubt, daß sie einen Anspruch auf Dank, auf Vergeltung dieses Opfers zu machen hat. Denke dabey an keine Leidenschaft für ihren Mann; deren ist sie, wie ich glaube, ganz unfähig. Dieß Untergehen aller Persönlichkeit in der Hingebung an den Gatten ist bey ihr die einfachste Natur, ohne allen Wiederschein höheren Gehalts, und tieferer, romantischer Empfindung. Sie ist gut, hold, lieblich — ich muß das anerkennen, aber diese Einseitigkeit des Wesens ist in ihr mit jener Beschränktheit des Geistes verbunden und wahrscheinlich von ihr erzeugt, die mir bey reizenden Frauen immer so wehe thut, und ich fühle lebendiger denn je, daß ohne ein selbst kräftiges, geistiges Leben, eine weibliche Natur nie jenen Gegensatz des männlichen Charakters in sich bewahren kann, der allein durch seinen tieferen Reiz ein eheliches Verhältniß vor dem Fluch der alltäglichen Gewöhnung und vor Uebersättigung bewahren kann. Alle Tugend und Herzensgüte, die diese geistig gestaltlosen Frauen besitzen, sichert einen Mann, der mit ihnen für das ganze Leben verbunden ist, doch nicht gegen eine höchst langweilige Existenz. Marie z. B. ist nun schon alles geworden, was sie werden kann; gescheuter, tüchtiger für das Leben kann das Leben sie noch bilden, allein die innere Jugend, die das wahre Weib bis ins späteste Alter hinein sich in der Poesie seiner Empfindung zu erhalten vermag, wird bey ihr mit der Blüthe des äußern Reizes welken. Als ein noch nicht gelösetes Räthsel steht dagegen ihre Schwester Dorothea neben ihr. Wenn man sie so in ihre

häuslichen Thätigkeit so heiter und ununterbrochen geschäftig sieht, so sollte man darauf wetten, keiner ihrer Wünsche, keiner ihrer Gedanken reiche über den engen Kreis ihres Lebens hinaus, und doch, siehst Du sie in einzelnen Augenblicken, wo sie sich einsam, unbeachtet glaubt, so hat ihr Auge einen Blick, ihre Züge einen Ausdruck, der wahrlich diesem geschäftigen wirthlichen Thun und Treiben in seinem heiligen Ernst, seiner sinnigen Schwärmerey nicht angehört. Sie sowol als Marie haben immer, wie abgeschieden von der Welt, in einfach bürgerlicher Häuslichkeit gelebt, und der Kreis ihrer Kenntnisse erstreckt sich auch, wie es scheint, nicht über die Elementarkenntnisse des gewöhnlichen weiblichen Schulunterrichts. Dieß zeigt auch ihr Verstummen, sobald zwischen Paulmann und mir das Gespräch irgend eine Richtung nimmt, die es in das Gebiet der Idee, der Kunst, der umfassendern Lebens- und Weltansicht hinüberzieht. Es ist Schade um diese Dorothee! Was hätte nicht aus ihr, die in dieses eng beschränkte Leben so viel herzgewinnende Güte, so viel Zauber holder Anmuth, still erblühter Zartheit und Jungfräulichkeit zu legen weiß, werden müssen, wenn ihr Geist gebildet, ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft entfaltet und dadurch die Fähigkeit ihrer Seele, tief und stark zu empfinden, entwickelt worden wäre. Du glaubst nicht, wie reizend dieß Wesen jezt schon bey allem Mangel höherer Bildung ist! Alles im Hause liebt sie unbeschreiblich, und ohne daß man es ahnet, ohne daß man weiß, wie und warum, wird man ihr unaussprechlich gut. An eine Geliebte, an eine Gattin würde ich höhere Anforderungen machen, aber so eine Schwester wäre mir als wahre Gottesgabe, als ein schöner Himmelssegen willkommen. —

*

Der Himmel kann nicht reiner, die Luft nicht milder, sanfter seyn, wie hier in diesen Sommertagen. Die Gegend ist romantisch schön, überall sind die Thäler von Felsen eingeschlossen, deren graue Wände das Grün erheben, das den Boden deckt. Von den Höhen herab erscheinen die Buchten des Meeres wie stille, klare Seen, Waldbäche und Bergquellen strömen aus allen ihren Spalten und Schluchten hervor, und rieseln zwischen Kieseln und in sie hinabgerollte, zertrümmerte Steinmassen hin, und bilden einen phantasiereichen Kontrast des frischen, jugendlichen Lebens mit den dunklen Fichten, die wie die Väter des Waldes so schweigsam ernst dastehen. Stundenlang streife ich oft in diesen Thälern umher, in denen ich selten einem menschlichen Wesen begegne. Was mich umgiebt, ist still und feyerlich, wie meine Seele, die, wie mit neuen Sinnen begabt, zu verstehen lauscht, was diese Wellen, diese Wälder ihr zurauschen. Oft stehe ich an dem donnernden Sturz des Bergstroms, der meinen Geist aufstürmt, sich von der Erde aufzureißen, und ich vermag dann den Flug meiner Gedanken so wenig aufzuhalten, als den Sturz der herabbrausenden Fluthen vor mir — aber unwillkürlich zieht es mich zurück in die lieblichen, von klaren Quellen sanft durchrauschten Thäler, deren Melodien in meiner Seele tausend dichterische Bilder wecken. Alle Träume meiner Sehnsucht werden dann zu zauberwollen, mich himmlisch anlächelnden Gestalten und diese Augenblicke sind so beseligend, daß ich mich ihrer gewiß einst noch als Greis mit Rührung erinnern werde. Einzig schön sind die Nächte dieses Landes, wenn man anders das eine Nacht nennen kann, wo zum Tage nichts fehlt, als der stralende, oft auch drückende und blendende Sonnenglanz. Ich schreibe Dir diese Zeilen um Mitternacht — ohne Licht, aber troz dieser milden Helle hat alles um mich her in der Natur sich zur Ruhe geneigt, und die schwarzen Häupter der Felsenmassen selbst scheinen sich wehmuthsvoll und schweigend gegen ihre Grundvesten zu neigen. Mein Freund, woher die Macht, die meinen Geist und meine Phantasie zwingt, außer mir umherzuschweifen und jenseits der mir bekannten Gegenstände ein Glück aufzusuchen, das meine Sehnsucht dem Leben abforderte, ehe ich noch um die Wirklichkeit seines Daseyns wußte?

Eine stille süße Naturnothwendigkeit scheint den Menschen darauf hinzuführen, sich in enge Schranken zurückzuziehen, und doch strebt alles in ihm auch wieder nach dem Ungekannten, Namenlosen, vom Duft der Ferne Verschleierten hin.

Auf eine mir selbst unbegreifliche Weise überschleicht mich unter diesen Menschen lebend oft der Wunsch, den Traum meines Lebens fortzuträumen wie sie, die sie alle Wünsche in Einem befriedigt fühlen. Sie sind glücklich, so wahrhaft, so rein menschlich glücklich, und ich fühle es, wenn ich aus diesem Kreise scheide, werde ich oft schmerzlich den Frieden suchen, den ich hier gefunden habe, und meine Sehnsucht wird dann bey der Erinnerung an diesen friedlichen Sitz der Ruhe, der Treue und der stillen, innigen Empfindung weilen. — Ach, Ferdinand, warum ist es so schwer sich selbst, und das, was uns zu beglücken vermag, erkennen zu lernen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus D. Pfeilschifters Wanderungen durch einige Provinzen von Holland im Frühjahr 1820.

(Fortsetzung.)

Wie das allgemeine Unglück Einzelnen immer Heil bringt, so auch die Ueberschwemmung von 1809 einem jungen Arnheimer Advokaten. Louis Bonaparte, damals König von Holland, nahm an diesem National-Unglück besondern Antheil, half, wo er helfen konnte, und versammelte zu diesem Behufe auch ein Comité von Männern, aus den überströmten Bezirken gewählt, um Rath und Vorschläge von ihnen zu begehren. Arnheim schickte einen jungen, aus der Limmers gebürtigen Advokaten, der

in dieser Versammlung, ohne besondere Talente, ohne große Rednergabe zu besitzen, durch Detailkenntniß die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog. Nach der Beendigung dieser Angelegenheit kehrte der Advokat wieder in seine Altenstube zu dem gewohnten Tagwerke zurück, und war eines Morgens eben im Begriffe, nach dem Tribunal zu gehen, um dort einen Rechtsfall zu plaidiren, als er durch einen Eilboten den Befehl erhielt, nach dem Haag zu kommen. Der Advokat that eilig seine Geschäfte ab, eilte nach dem Haag und — erhielt dort das Portefeuille des Justiz-Ministeriums! Gegenwärtig bekleidet er die Würde eines Präsidenten des hohen Gerichtshofes im Haag.

Sevenaer ist ein kleines, artiges Städtchen, wo neben dem clevisch-geldrischen Patois schon holländische Sitten herrschend sind. Die Gebildeteren verstehen noch das Deutsche, weil das Städtchen lange unter preußischer und bergischer Hoheit gestanden, allein im Leben, in der Kirche und Schule hat die holländische Sprache das Bürgerrecht. Auf einer Abbildung dieses Städchens, die sich in den Nederlandsche Outheeden en Gezigten vom Jahre 1640 befindet, schwimmen leichte Schiffe auf lustigem Strome an den Mauern von Sevenaer weg; jezt ist weder Schiff noch Strom mehr zu sehen, nicht eine Spur seines Bettes, nur ein im Sommer stets trockener Graben wird noch für einen Rest desselben gehalten. So sieht man auch an der Kirche von Alt-Sevenaer die eisernen Ringe noch, an denen hier die Rheinschiffe festgebunden worden sind, jezt aber ist hier weder Rhein noch Schiff mehr zu sehen. So wandelbar und veränderlich ist hier selbst der Gang der Natur! — Die Gluthpfanne mit der Torfkohle, welche sammt thönernen Pfeifen sogleich nach der Tafel auf dem Tische erscheint, die Feuerstübchen unter den Füßen der Damen, welche diesen, selbst im Sommer, überall hin, sogar auf den Ball und ins Theater folgen, die festverklebten Fenster, die nicht mehr geöffnet, sondern nur etwas empor geschoben werden können, alles das sagt dem Deutschen, daß er in Holland*) ist.

Zwey Stunden hinter Sevenaer fuhren wir auf einer Fähre, hier Pont genannt, über den Yssel. Diese Fährenfahrt ist hier so bequem eingerichtet, daß die Fähre von selbst über den Strom treibt. Sie ist nämlich mittelst eines Taues an ein mitten im Flusse sich befindliches Schiff befestigt. Die Bewegung der Fähre wird durch den Druck des Wassers und die Richtung, welche man durch die Befestigung des Taues dem Fahrzeuge gibt, hervorgebracht.

Arnheim ist eine sehr nett gebaute Stadt. Die Form der Häuser, die spiegelhellen Fenster und die reinlichen Straßen tragen ganz und gar holländisches Gepräge. Die Stadt liegt am Fuße einiger Sandhügel, hier Berge genannt, und wird daher dieser ihrer schönen Lage wegen von den Holländern viel gepriesen. Ein altes Sprichwort charakterisirt sie neben Nymwegen der oudste (ältesten), Roermonde der grooste und Zütphen der rykste (reichsten) als die vermaakelykste (lustigste) Stadt von Geldern. Dieß „lustig" ist unstreitig auf ihre Lage zu beziehen, denn sollte es von dem geselligen Leben und den Zerstreuungen Arnheims gelten, so dürfte das Sprichwort Unrecht haben. Zwar wohnt hier und in der Nähe der reichste geldrische Adel; zwar ist sie der Sitz des Gouvernements der Provinz und eines Gouverneurs, der jährlich wenigstens 25,000 fl. ausgibt, zwar liegt hier Reiterey und Fußvolk in Besatzung, dessenungeachtet aber ist die Klage über Mangel an Unterhaltung allgemein und gegründet. Langweilige Gastereyen, langweilige und steife Casinos, eine langweilige Kirmse, das ist alles, was es zur Zerstreuung darbietet. Die Herren sammeln sich des Tags ein Paar Mal in dem schön gebauten Societätshause, nehmen ihr Schnäpschen und ein Stück Zeitung zu sich, deren einige niederländische nebst einer deutschen und einer pariser vorräthig sind, und schmauchen und plaudern; die Damen sind häuslich, wie die Holländerinnen überhaupt es sind.

In der Nähe von Arnheim liegen viele Landgüter, die ihrer (in Holland) reizenden Lage wegen des Sommers selbst von Fremden häufig besucht werden, wie z. B. Rosendael, Bilzoen u. s. w. Schon vor zwey Jahrhunderten hat ein Hr. D'Outrein einen „Wegweiser durch die Herrlichkeit Rosendael" zum Druck gefördert, welcher viele Auflagen erlebte, und in diesem Jahre ließ ein patriotischer Gelderländer die Druckpressen wieder unter einer neuen Beschreibung dieses „Aardtsch Paradys" (irdischen Paradieses) wie es genannt wird, seufzen. Ich glaubte, nicht säumen zu dürfen, dieses achte Weltwunder (nach den hängenden Gärten der Semiramis einzureihen) zu schauen, und — man kann das an einen alten, dicken Thurm angefügte Schloß nicht besser beschreiben, als mit der idyllischen Prose, mit der D'Outrein das „hoogaadlyke Slot" besingt:

„Twe Gevels en een Toren
Vervaarlyk dik van muur, vertoonen sig van voren,
Van waar men het gesigt heeft op den schoonen Hof.
De Vloed beswommen werd van Swaanen, Gansen, of
Van Eenden, naar het valt. Die vlugge Duiven tieren
Hier wonder wel *) etc."

Neben dem Schlosse einige Grotten, gar zierlich von Muscheln und Muschelchen, bunten Steinen und Steinchen, die Mohren und Seeungeheuer bilden, ausgelegt; ein Wasserfall, der über eine Treppe von fünf Stufen herabstürzt, ein chinesisches Häuschen mit dem Stammbuch, wo ganz

*) Ich gebrauche hier und in der Folge das Wort Holland zur Bezeichnung der vereinigten niederländischen Provinzen; so viel zur Vermeidung von Mißverständnissen.

*) Zwey Giebel und ein Thurm, entsetzlich dick von Mauer, zeigen sich von vorn, von wo man die Aussicht hat nach dem Hof. Auf dem Wasser schwimmen Schwäne, Gänse und Enten, je nachdem es kommt. Die geflügelten Tauben gedeihen hier außerordentlich wohl, u. s. f.

Gelderland seine Namen bewundernd eingetragen hat; Vexierbrunnen und eine Säulenhalle von Holz, wo Venus und Diana und andere halbnackte heidnische Damen von einem Zimmerdecorateur gar kunstreich an die Wand gepinselt prangen, das sind die **Herrlichkeiten von Rosendael!** Kein Felsen, kein Bach, keine malerische Baumgruppe, keine anmuthige Wiesenfläche, nichts, was Jemanden, dessen Geschmack nicht wie diese Bäume und Grotten verkrüppelt ist, erfreuen könnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, December 1820.

In den vergangenen Tagen gab im Theater della valle ein Improvisatore Proben seiner Geschicklichkeit. Nicht bewenden ließ er es dabey, einen vorgelegten Gegenstand auf der Stelle in Stanzen und Reime, deren Bau und Abwechselung ebenfalls vorgeschrieben war, zu bringen, oder den Stoff seines Gesanges aus einem einzigen gegebenen Worte zu ziehen, nein, er gieng noch weiter: er ließ ihn auch mit Melpomenes Kothurne auftreten. Mehr nicht als zwanzig Sekunden Zeit, die Uhr in der Hand, brauchte er, um den Plan des Trauerspieles zu entwerfen, die Vertheilung der Aufzüge und Auftritte zu machen, und sogleich darauf die redenden Personen durch seinen Mund sprechen zu lassen; ja, er vertrat auch selbst die Stelle des Chors dabey. — Diese Art poetischer Seiltänzer ist jezt sehr zahlreich geworden. Wenn man bedenkt, daß die Schiller und Alfieri, nach ihrer eigenen Aussage, Jahrelang arbeiteten, ehe sie die Werke ihrer tragischen Muse ans Licht treten zu lassen wagten, und daß diesen Künstlern ihre Eingebungen von der Lippe fließen, während ein Anderer kaum Zeit haben würde, sie niederzuschreiben, wenn man das, sage ich, bedenkt, was sind dann doch jene gegen diese? Ja, heißt es, das scheint so, aber man darf es auch bey diesen nicht so genau nehmen; vor dem ruhigen, scharf untersuchenden Blicke des Lesers würde ihre Arbeit in das Nichts sinken; man muß nur die Kunst bewundern, mit welcher sie das Ohr täuschen, daß es — nur heraus! —, daß es glaubt, etwas zu hören, worinnen Sinn und Verstand sey. Also wäre keiner darinnen? Wie? Ein ganzes Haus guter Köpfe möchte sich an Albernheiten belustigen? O, nimmermehr wird man mich dessen überreden! Nein, nein, die Kunst hat eine solche Höhe erreicht, daß es gar keine Kunst mehr ist, Schöpfungen der Einbildungskraft hervorzubringen. O, aufgeklärtes Jahrhundert! wohin werden wir noch gelangen! Meine Ahnungen sagen mir, daß uns das Denken am Ende ganz wird erspart werden. Wer weiß, ob nicht gar die Dampfmaschinen dazu anwendbar seyn dürften, sie, die schon jezt in England das Bier, ohne menschliche Beyhülfe, von der Malzdürre an bis fertig zum Einschenken ins Glas bereiten. Und warum nicht? Man gebe ihnen die Worte: „**Perfektibilität, Surrogat, Absolut, Positiv, Negativ, ernster Schauder***), **lebendiges Leben, Miasma der Zeit,** „u. s. w." zu verarbeiten, so werden sie, wie sie das auch durch einander werfen mögen, sicher ein politisch-metaphysisches Werk liefern, das den besten der neuern Schriften nicht nachstehen wird. — Ich erinnere mich manches Schriftstellers, der als ein grosser Mann, ja als ein Philosoph bewundert ward, und dennoch waren seine Schriften Niemanden klar, ja ihm selbst nicht, und wurden doch allgemein bewundert. Wie würden diese Männer, wenn sie jezt noch schrieben, vor der Riesengröße der heutigen Philosophie, als Zwerge dastehen! Ja, wahrlich! während Andere wehmüthig vom Abendgefühl des Untergangs der Welt gerührt sind, erheitert mich das Morgengefühl des wiederkehrenden goldnen Alters.

*) Ob mir schon kein **spaßhafter Schauder** bekannt ist, so macht die Antithese ihn doch nothwendig, so wie es, zufolge des **lebendigen Lebens**, auch einen **todten Tod** geben muß.

Keinen herrlicheren Genuß kann sich wohl der Reisende, der Roms Alterthümer besucht, bereiten, als wenn er in das vatikanische Museum, nach eingebrochener Nacht, geht, und sich die Meisterwerke der Vorzeit beym Fackellicht zeigen läßt. Wer kennt nicht den Zauber, den der Mondschein, durch seine großen Massen, seine scharfen, bestimmten Schatten, Gegenständen giebt, die im Tageslicht vielleicht unbedeutend sind; wie er groß und herrlich macht, was klein und dürftig ist. Man denke sich also, wie durch eine ähnliche Beleuchtung das erscheinen muß, was schon ohnedieß Erzeugniß hoher Geisteskraft ist. — Dem Künstler, der aus seinem akademischen Saale die Wirkung des Lichtes kennt, das von oben herab auf das Modell, das er zeichnet, strömt, brauch' ich das nicht zu sagen. — Nun kommt hier noch dazu die Höhe und Weite der Säle; die tiefe feyerliche Stille, die ringsumher herrscht; das Dunkel, das im Hintergrunde liegt, und die vergangenen Jahrhunderte zu beschwören scheint, aus den Gräbern hervorzutreten. Man stelle sich nun vor, welches offene Feld die Einbildungskraft hat, um sich in die Zeiten zu versetzen, wo jene Kunstwerke gebildet wurden. — Wer sich an diesem Anblicke weiden will, muß dem Aufseher des Museums dazu den Tag bestimmen lassen. Dieser besizt alle die dabey nöthigen Vorrichtungen, d. i. eine Art von Blechschirmen auf langen Stangen befestigt, welche auf allen Seiten dem Auge die Flammen verbergen, von welcher sich das Licht auf den zu betrachtenden Gegenstand gießt. Seine Leute sind schon mit der Weise bekannt, sie für die vortheilhafteste Wirkung an den gewähltesten Stellen zu halten. Mehrere zusammengebundene Wachsfackeln bilden den Lichtheerd. Der Aufwand für die Dienstvergeltung beträgt ungefähr 4 – 6 röm. Piaster, wovon vier dem Aufseher gereicht werden, und das Uebrige unter seine Leute und die am Thore des Museums stehenden Schweizer vertheilt wird. Die Kosten der Windkerzen sind noch besonders in Anschlag zu bringen. Der Abfall von diesen, nach geendigtem Umgange, gehört zu den Sporteln der Aufwärter.

Am 29. d. vor. Monats stieg ungefähr 2 Stunden nach Sonnenuntergang ein glänzendes Meteor am Himmel auf, und beleuchtete während einiger Sekunden ganz Rom, als wäre es von der vollen Mittagssonne überstrahlt worden; seine Richtung nahm es von Süden nach Norden. Jezt haben wir erfahren, daß dieselbe Lufterscheinung genau in derselben Zeit auch in Neapel gesehen worden ist. — Um einigermaßen die Höhe zu kennen, in welcher sich diese Kugeln entzünden, wäre es wohl für die Meteorologie zu wünschen, daß unter der Menge von Augenzeugen dieses Ereignisses nur zwey, einer hier, der andere in Neapel gewesen seyn möchten, denen es eingefallen wäre, den Punkt, wo dieser Feuerklumpen ihnen verschwand, oder sonst eine bedeutende Veränderung erlitt, ihn sage ich, an einem hohen Gebäude, oder an irgend einer beträchtlichen Hervorragung zu zu bemerken, ihres zufälligen Standortes sich genau dabey zu erinnern, und sich ihre Beobachtungen mitzutheilen. Auf solche Art würde durch die Oeffnung der Winkel, die an einer schon bekannten Grundlinie lägen, des Dreyecks Scheitelhöhe sich bestimmen lassen, in welcher das Meteor sich im Augenblicke der beyden gleichzeitigen Beobachtungen befand. — Die Gemüther des Volks hat dieses Himmelszeichen mit **ernstem** Schauder erfüllt; so glänzend es auch war, sieht es solches doch als einen finstern Vorboten an, und weissagt Unglück. Des Guten steht uns freylich nicht viel bevor.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Januar 1821.

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf,
Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

Schiller.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsezung.)

Ich bin heut tief und seltsam bewegt. Ohne es gewollt zu haben, hingerissen von dem Vertrauen, das Dorothea Jedem einflößt, der sich ihr naht, habe ich ihr das Geheimniß meiner Liebe zu Sidonien und den Vorsatz von hier nach Deutschland zu gehen, und um ihre Hand zu werben, gestanden; und mir ist jezt, als sey die Blüthe meiner Leidenschaft für die Herrliche in dem Augenblick verwelkt; wo ich sie durch das ausgesprochene Wort aus dem still verschlossenen Heiligthum meines Herzens hinaus in die Außenwelt versezt habe. Nein, dieß Geheimniß mußte nicht ausgesprochen werden, wenn es nicht seinen schönsten Reiz verlieren sollte; sein Zauber lag in der gestaltlosen magischen Ueberhüllung, in der es ruhete, und doch lag in dem Aussprechen desselben ein namenloser Reiz, und die heilige Wunderkraft der fremden Liebe vermochte selbst die Züge der Freundin mit einem Reiz zu beseelen, den ich die Verklärung aller Huld, aller Weiblichkeit und Schönheit nennen möchte. Wie eine neue Morgenröthe, heimlich süß und entzückend ging mir in Dorotheens Erröthen, in ihrem Blick, in dem leisen Beben ihrer Stimme, das Bild der fernen unsichtbaren Geliebten in namenlosen, nie von mir empfundenen Zauber auf. Wie vor ihr hätte ich vor Dorotheen knieen und ihr mit Thränen, mit Zittern, mit aller Seligkeit des Entzückens sagen mögen: Seh ich dich endlich? Du, die du nur in meinem Herzen wohntest, nur in meinen Träumen den Schleyer wegzogst, der mir deine himmlische Gestalt barg, und mir Glut und Schmerz, Liebe und Wonne in die Seele blicktest. Du erscheinst mir und ich darf deine Hand fassen, darf dich an mein Herz ziehen und sagen: Nun bleiben wir ewig bey einander, ich habe dich gefunden, um mich nie wieder von dir zu trennen! —

Oft war es mir aufgefallen, was ich auch schon gegen Dich erwähnt habe, daß beyde Frauen verstummten, sobald zwischen Paulmann und mir das Gespräch sich auf Kunst, Wissenschaft, Literatur oder irgend eine ideenreiche Ansicht des Lebens lenkte. Bey längerem, ungestörten Beysammenseyn konnte es mir nicht entgehen, daß dieß Verstummen bey Dorothea ein erzwungenes war, und daß es sie anfangs Mühe kostete, die Achtsamkeit zu verbergen, mit der sie diesen Unterredungen lauschte. Mich empörte die rohe Gewalt, mit der Paulmann diesem sich nach Licht und Freyheit sehnenden Geist in die Schranken der Handwerks-Profession seelenloser Hauswirthlichkeit gebannt hielt, und eifrig ergriff ich in seiner Abwesenheit jede Gelegenheit, den Frauen vorzulesen oder ihnen zu erzählen, und fand dadurch Gelegenheit, die Tiefe und Wahrheit zu bewundern, mit der sie das Schöne auffaßten und das Vortreffliche von dem Guten, dieses von dem Verfehlten zu sondern vermochten. Auch entfaltete sich mir die Liebenswürdigkeit der beyden Frauen immer anmuthsvoller — in dieser Anspruchlosigkeit, dieser klaren Einfachheit, dieser Stille ihres Gemüths lag etwas, das alle Unruhe meines Wesens beschwich-

tigte, alle Verworrenheit meines Innern lösete und wie Nachtigallgesang im Abenddunkel und in Waldesschatten auf mich wirkte. — Sie waren Feldblumen, einfach an Farbe und an Duft, aber lieblich und eine Zierde des stillen Thales, wo sie blüheten. Heute nun, als Paulmann aus der Stadt von seinem Comptoir nach Hause kam, brachte er ein Packet neu angekommener Bücher mit, denn er selbst lieset viel und ist mit den besten Erzeugnissen der neu-europäischen Literatur bekannt. Ich fand unter den Büchern mehrere Werke weiblicher Federn und nahm daher Gelegenheit während der Mahlzeit, das Gespräch darauf zu lenken und den Einfluß zu preisen, den die Frauen seit Ludwig XIV. Zeit auf die Literatur gewonnen haben, und wie jezt das weibliche Geschlecht so viel höher in geistiger Bildung stehe, als in früheren Jahrhunderten und so manche Kette des Vorurtheils und des engherzigen Wahnes gesprengt sey, durch die das Weib zur Sklavin des Mannes erniedrigt gewesen sey, statt in der Freyheit edler Selbstständigkeit durch die Liebe seine Lebensgefährtin in voller Gleichheit beyderseitiger Rechte zu seyn. — Paulmann sah mich hier spöttisch an und ohne eine Sylbe zu erwiedern, pries er, sich zu seiner Frau wendend, das vor ihm stehende Gericht als ganz vorzüglich gelungen, und wie sie doch die beste Köchin sey, die er kenne. Ich fühlte mich durch die Geringschätzung weiblicher Bildung, die sich in seinem Lächeln und in dem Ton seiner Worte aussprach, unmuthig aufgeregt und forderte ihn auf, mir darüber Rede zu stehen. Wie kann ich dieß, sagte er mir ruhig ernst, über einen Gegenstand, den Sie selbst nicht in einem nur einigermassen klaren Begriff anzuschauen vermögen? Die eitle Geistigkeit der neu-europäischen Bildung hat die Verhältnisse beyder Geschlechter zu einander so erschüttert, daß sie schwanken und wir alle mehr oder minder die Sicherheit des Naturverhältnisses verloren haben, und doch ist es diese, nach der sich jeder edle Mann, jedes reine unverschrobene Weib zurücksehnt, eben weil die Naturnothwendigkeit mächtiger ist, als alles Erkünstelte. Man hat die Frauen im geselligen Leben hoch gestellt, um sie desto leichter erniedrigen zu können; die Idealität der ritterlichen Galanterie früherer Jahrhunderte ist verschwunden; eine neue Ansicht und eine neue Würdigung der Frauen hätte in der Anerkennung ihrer Zartheit und Milde als eine Blüthe unsrer Religion in das Leben übergehen sollen; statt dessen hat die Verkehrtheit der Männer dem weiblichen Sinn und Wesen den tiefen, heiligen Lebensreiz geraubt, dessen Priesterinnen sie nur in Einfalt und Unschuld seyn können. Selbst der gesellige Umgang mit ihnen ist in der großen Welt matt und faul geworden und hat ganz den feineren Reiz der geschlechtlichen Wechselwirkung auf einander verloren. Man will jezt die Weiber vielseitig gebildet, und verleitet sie dadurch, ihrer Natur untreu zu werden. Ich gesteh es Ihnen, mir sind alle diese hochgebildeten, kunst- und talentvollen Frauen wie Mißgeburten verhaßt, und ich danke Gott, daß er mir ein einfaches, braves, häusliches Weib gegeben hat, die nicht durch Modeleserey und Modetand ihr richtiges Gefühl verdrehet und die einfache Stärke ihres Gefühls nicht durch erlogene Albernheiten und weinerliche Empfindeleyen abgestumpft hat. — Marie reichte ihm hier lächelnd die Hand; Dorothea erröthete, und warf einen ernsten, forschenden Blick auf mich. Warum, fragte ich ihn, wollen Sie keinen Unterschied zwischen Bildung und Verbildung gestatten? Auch ich will das Weib nicht aus dem Kreise der Weiblichkeit hinaustreiben und seine schöne Blumennatur in ihm zerstören; allein ich will ihm das Streben nach allem, was es sich im Reich der Kunst und der Idee an Talent und Wissenschaft anzueignen vermag, frey gelassen wissen, statt es auf die Handwerksprofession der Haushaltung beschränken zu wollen, und ich will dieß, damit es seinen Beruf durch Liebe zu beglücken, freudig und herrlich erfüllen könne. Wo der Geist nicht gebildet wird, wo seine Fähigkeiten unentwickelt bleiben, da entfaltet auch das Gefühl seine schönsten und zartesten Blüthen nicht. — O, unterbrach er mich hier zürnend, wenn Sie wüßten, wie mich die verwirrende Mischung von Wahrheit und Falschheit ärgert, die diesen Begriffen zum Grunde liegt, und die es dahin gebracht hat, daß auch die schönste weibliche Seele heut zu Tage im Welt- und Menschenverkehr nicht mehr die Reinheit und Harmonie ihres Wesens ungetrübt und ungestört zu bewahren vermag! Es ist ein Zeichen von der schmählichen Entartung unsers Geschlechtes, daß wir die Weiber in diese Verwirrung der Begriffe, in diese Unnatur der Bildung hineingerissen haben, und ihnen die Rückkehr unmöglich machen, denn nur durch die Liebe können sie sich wieder zurechtfinden, und wie selten ist jezt ein Mann, an dem sich ein weibliches Wesen zu einem stillen, fröhlichen, gesunden Leben und Wirken hinaufranken kann? Ich habe fast alle Länder Europas durchreiset, und da ich von frühester Jugend an mich durch Neigung und Charakter mit meinen Hoffnungen auf Glück an das häusliche Leben, auf Gatten- und Vaterliebe angewiesen fand, habe ich die Verhältnisse beyder Geschlechter zu einander zum Hauptgegenstand meiner Beobachtungen gemacht, und mich durch diese fest überzeugt, daß die Grundgesetze der Natur und nicht Sitte und Herkommen, das Weib zur Abhängigkeit und zu der einfachen Beschränkung des häuslichen Lebens bestimmen. In Euren Städten, in Euren geselligen Kreisen versteht Ihr Euch nicht mehr darauf, den Reiz des Umgangs mit Frauen zu empfinden, Ihr treibt Euch mit ihnen umher, wie Ihr Euch mit einander auf Euern Klubs und Kaffeehäusern umhertreibt, und daran geht mit der Schönheit zarter Sitte auch jedes Herzensglück verloren, und leere Empfindeley, Schwächlichkeit der Empfindung ist an die Stelle der Liebe getreten. Nur unter dem Schutz des Mannes darf das

Weib in das Leben hinaustreten, und nur durch die Liebe soll ihr Geist gebildet werden. Der Mann kann und muß sich durch den Kampf mit dem Leben stählen und kräftigen; das Weib soll nicht werden, es ist, und wo ein Weib, und sey es im reinsten Adel, durch Kampf und Geistesbildung sich zum klaren Selbstbewußtseyn, zur Sicherheit der Lebensklugheit erhebt, empfinde ich eine drückende, unheimliche Beklommenheit; sie ängstigt mich, und ich wende mich erkältet von einem Wesen ab, das in den zartesten Beziehungen aufgehört hat, ein Weib zu seyn, und doch nicht meinesgleichen geworden ist. Ein Weib ist rein durch sich selbst, als Weib das Höchste, was sie werden kann; alle Talente, alle Geistesbildung ist für sie verderblicher Ueberfluß; im besten Fall kann ihr Besitz eine Zierde, ein hübscher Putz seyn, aber nie können sie den Werth des Weibes erhöhen, und so wie die Verhältnisse der Geschlechter und des geselligen Lebens sich nun einmal gestaltet haben, wird man schwerlich ein weibliches Wesen treffen, das nicht von seinem Glück und seinem Werth eingebüßt hat, um sich jene Rechenpfennige glänzenden Scheines einzuhandeln. Tugendhafte Weiber giebt es unter Euch — aber die Schönheit lauterer Weiblichkeit, die Sicherheit und Haltung des Lebens, die schöne Bewußtlosigkeit des heiligen Naturdaseyns, die Frömmigkeit der Liebe und der unerschütterlichen Treue — diese findet man bey keinem nach dem heutigen Modezuschnitt gebildeten Weibe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugegründetes Erbkönigreich auf einer Inselgruppe des atlantischen Meers.

(Nach dem Hrn. v. Zach in der Correspondance astronomique.)

Jonathan Lambert, ein amerikanischer Matrose, nahm im Jahr 1811, von der öden und verlassenen Insel Tristan de Acunba im südlichen atlantischen Ozean Besitz, und erließ deßhalb ein nach allen diplomatischen Formen abgefasstes Manifest, welches durch seinen ersten Staatsminister, einen andern amerikanischen Matrosen, der André Millet hieß, unterzeichnet ward. Er erklärt darin, am 4. Hornung 1811, von der Insel Tristan d'Acunba, so wie von zwey benachbarten Eylanden, der Unzugänglichen und der Nachtigallen-Insel (l'Inaccessible et l'île des rossignols) vollständigen Besitz genommen zu haben, für sich selbst und für seine Nachkommen auf alle Zukunft; somit erklärt er sich für den Herren und Fürsten derselben. Sehr merkwürdig ist dabey, daß der Gesandte der vereinten Staaten am Hofe von Brasilien diese neue Macht anzuerkennen scheint, und gewissermaßen ihr Agent ist. Einen andern hat sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welcher bey der brittischen Regierung und der ostindischen Compagnie beglaubigt ist. Der amerikanische Minister sendet dem neuen König Lambert, aus Rio Janeiro Pflanzen und Saamen aller Art, Zuckerrohre, Kaffeestauden u. s. w., die in der neuen Niederlassung vortrefflich gedeihen. Die amerikanischen und brittischen Schiffe, welche wissen, daß die vormals öde Insel gegenwärtig Erfrischungen und vortreffliches Wasser darbietet, halten da an. Der Kapitain Lowel kam zweymal hin und überzeugte sich, daß die Niederlassung viel verspreche und in der Folge bedeutend und wichtig werden könne. Zur Erkenntlichkeit für die freundschaftlichen und gefälligen Besuche desselben, ist durch ein neues Manifest Sr. Maj. kund gethan worden: es solle die Nachtigallen-Insel künftig Lowells-Insel, und die Unzugängliche, Pintards-Insel, alle drey zusammen aber die Erfrischungs-Inseln (isles of Refreshment) heißen, welch lezterer Name vorzugsweise auch vorzugsweise der großen Insel, die vormals Tristan d'Acunha hieß, angehören soll, wo Se. Maj. ihre Residenz haben. Merkwürdig mag es hinwieder gefunden werden, daß dieser neue und selbsterschaffene Fürst, gleich vielen andern, in seinem Manifest bereits auch von Schikane (Chicanery) spricht, und vom Völkerrecht, mit dem Beysatz, wenn es ein solches giebt (the laws of nations, if any there are.)

Weiterhin verdient bemerkt zu werden, daß der brittische Verfasser eines sehr geschäzten, 1816 in London angegebenen hydrographischen Werkes, der Stiftung dieser neuen Robinsonschen Dynastie glücklichen Erfolg, Wohlstand und Gedeihen wünscht. Er schließt seine Anzeige des neu errichteten Inselreiches mit den Worten: „Möge ein seinem Stifter so ehrenvolles und der Menschheit so wohlthätiges Unternehmen, den verdienten Erfolg haben! Jeder redliche Seefahrer muß diesem Wunsche von Herzen beypflichten.“ Was aber vielleicht noch am meisten Verwunderung erregen kann, ist der Umstand, daß seine Lambertische Majestät im Jahr 1813 durch ihren Agenten und Minister auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die brittische Regierung und die ostindische Gesellschaft für Allianz und Hülfe ansuchen ließ; unter Vorbehalt jedoch der Rechte eigener Besitznahme und Regierung, und daß hierauf wirklich auch der Gouverneur vom Cap, Lord Caledon, dem Ansuchen entsprach und dem Bevollmächtigten des Königs Lambert ein kleines Fahrzeug bewilligte, worin er seiner erfrischenden Majestät fünf gewerbfleißige Familien sandte, die sich zur Ansiedlung unter seiner Botmäßigkeit freywillig anerboten hatten. Auch Hornvieh, Schafe, Ziegen und andere für den Erfolg und das Gedeihen der jungen Kolonie nützliche und nothwendige Dinge mehr, wurden vom brittischen Gouverneur dahin übermacht. Wenn sie nun aber einst blühend, wichtig und bedeutend geworden ist, dann wird vermuthlich das Wohlwollen gegen Se. Maj. vom guten Empfange, anderen Gesinnungen Platz machen. Immerhin bleibt Lambert ein außerordentlicher und merkwürdiger Mann, der unsere Bewunderung mehr und eher verdient, als viele andere, die wir bewundert haben oder noch bewundern, und wohl darf man diesem Robinson Crusoe unserer Zeit, welcher auf einer höheren Stufe steht, und seines in der Kultur vorgeschrittenen Jahrhunderts werth ist, eine lange, glückliche und friedliche Regierung wünschen. Den neuesten Bestimmungen der brittischen Seefahrer zufolg, liegt Tristan d'Acunba oder die Erfrischungsinsel unter 37° 6′ 9″ südlicher Breite und 11° 52′ 0″ westlicher Länge von Greenwich, oder 14° 12′ 15″ von Paris.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, December 1820.

(Beschluß.)

Bekannt aus den öffentlichen Blättern wird es den Lesern wahrscheinlich schon seyn, daß, bey Umgrabung eines Stückes Land, in der Villa Pamfili Doria, man zufällig auf alte Grabmähler stieß. Ich werde daher nur sehr wenig davon sagen. Sie waren, nach allen Anzeigen, ein Familienbegräbniß des

Hauses Tossia Valentina. Offen sind gegenwärtig sieben Todtenkammern, deren Mauern von Backsteinen errichtet sind. Beym Hinabsteigen findet man Mosaikfußboden; an den Wänden umher die sogenannten Columbaria, mit Aschenkrügen, Töpfen, in welchen Knochen aufbewahrt sind, u. s. w. Die verschiedenen Inschriftensteine, auch einige Steinbilder und Sarkophagen hat man herausgehoben und unfern davon zerstreut auf einen von Bäumen umschlossenen Platz gesezt, die meisten aber längs einem mit gelbem Sand ausgestreuten, in verschiedenen Krümmungen sich schlängelnden Wege gereiht, so daß das Ganze das Ansehen eines christlichen Kirchhofgartens hat. Als ich gestern (10. Dezember) diese Stelle besuchte, blühten dort mehrere schöne Feldblumen bunt unter einander *). Die umherstehenden Eichen, Lorbeern u. s. w. haben noch ihr volles Laub. Der reine, wolkenlose Himmel glich einem unabsehbar hin über dem Haupte ausgespannten blauen Tuche.

Vor wenigen Tagen ist hier der Ritter Vasi gestorben. Welchem Reisenden ist wohl dieser Cicerone unbekannnt? Sein Buch ist der Erbe seines Namens geworden, in dessen Besitze es übrigens schon seit langer Zeit war; denn man nannte und nennt es nicht mehr bey seinem Titel, sondern man sagt: „den Vasi mit in den Wagen nehmen; mit dem Vasi in die Bäder von Caracalla gehen; den Vasi fragen u. s. w. Uebrigens ist es nicht das Beste, was in der Welt über Rom geschrieben worden ist. Aber de mortuis nil nisi bene. Der Verstorbene war ein würdiger Mann, hatte viele Verdienste und Unermüdsamkeit im Arbeiten. Mit seinem Leben hört das Ausschlußrecht seiner Schrift auf, durch welches das Auftreten jedes andern Werks bestimmt die Fremden in Rom und seinen Umgebungen zu führen, gehindert ward; wir dürfen daher etwas Gründlicheres, Richtigeres und weniger trocken Vorgetragenes hoffen. In der That ist schon für den nächsten Monat ein Begleiter dieser Art von dem gelehrten Abt Guatari versprochen. — Neuerdings ist das schon früher vorhanden gewesene deutsche Kollegium in dem Palaste, den die Kunstschulen der Akademie von St. Lukas einnahmen, wieder eröffnet worden, um die dem geistlichen Stande gewidmeten Jünglinge, aus den katholischen Theilen Deutschlands, zu herbergen, welche hier die Erlernung der theologischen Wissenschaften anfangen, oder fortsetzen und vollenden wollen.

Am 4ten des laufenden Monats statteten der Erbprinz von Dänemark und seine Gemahlin Seiner Heiligkeit einen Besuch ab, von welcher sie mit allen, ihrem hohen Rang gebührenden Achtungsbeweisen empfangen wurden. — Am 5ten vereinigte sich die Versammlung für die Kirchengebräuche gewöhnlich Präparatoria genannt. In dieser Sitzung trug Se. Eminenz, der Kardinal Pier Francesco Galeffi, Bischof von Albano, die Sache der Selig- und Heiligsprechung des hochwürdigen Knechts Gottes Cesar de Bus, Urenkels der heil. Francesa, römischen Matrone vor, welcher Priester in Avignon war, und die Kongregation der Weltpriester der christlichen Lehre stiftete. — Der Hr. Abt Michelangelo Lanci, öffentlicher Lehrer der morgenländischen Sprachen am römischen Archigymnaß, hat unter dem Titel: „Historisch-kritische Abhandlung über die Omirenen und ihre in einem vatikanischen Kodex gefundenen Schriftzüge" ein Werk bekannt gemacht, welches mehr Licht über seine ihm jüngst geglückte Entdeckung zweyer omirenischen Inschriften giebt, deren Buchstabe in einer Art gebildet ist, welche in Arabien mehrere Jahrhunderte vor der mahometanischen Zeitrechnung üblich, und bis jezt den gelehrtesten Nachforschern unbekannt geblieben war. Dieses Werk enthält zugleich einen Artikel von Eben Calidun, über die arabische Paläographie und eine sehr genaue Chronik der Dynastien und regierenden Häupter der omirenischen Nation. — In der Nacht, wo das Luftzeichen gesehen ward, verliessen mehrere neapolitanische Soldaten ihre Fahnen. — Der Graf St. Leu hat ein Werk in drey Bänden geschrieben, welches die Geschichte seiner Regierung in Holland mit vielen authentischen Belegen enthält. Es ist nicht im öffentlichen Verkaufe und wird von dem Verfasser unter seinen Bekannten vertheilt. — Am 10ten bey Tagesanbruch begrüßten die Kanonen der Engelsburg das Jahrsfest des Tages, an welchem die Engel das Haus der Mutter Gottes nach Loretto brachten. Später darauf wurde ein feyerlicher Umgang gehalten. — Der kaiserlich österreichische Gesandte am heil. Stuhl, Graf Aponi, ist zugleich zum Geschäftsträger des Königs von Sachsen an der Stelle des verstorbenen Abts Adorni ernannt.

*) In unsern Gärten prangen noch überall frische Rosen und junge Knospen im freyen Lande.

Rom, den 16. Dec. 1820.

In der Bibliothek des Vatikans arbeiteten zwey getaufte Rabbiner als Scriptoren, und zwar mit gehöriger Besoldung. Zwar ist die Kenntniß der morgenländischen Sprachen, ja selbst der griechischen, hier weit seltner, als ich glaubte, aber es sind wegen diesen Converssen tüchtige Männer, wie Lanzi, zurückgesezt worden. Einer, Ubani, ist schon seit Jahren an dem Vatikan angestellt, der andere, Latti, (Transposition des Namens seines Pathen des verstorbenen Kardinals Litta) ließ sich vor 1½ Jahre taufen, und tischte eine ganz unglaubliche Lebensgeschichte auf, welche allen Deutschen, an die er sich annestelte, höchst verdächtig vorkam. Diese beyden Gesellen nun sind überführt, hebräische Bücher und Handschriften aus der Bibliothek entwendet, und auf das Unverschämteste hier verkauft zu haben. Wer weiß, wie viel schon durch ihre Finger gegangen seyn mag! Vor drey Jahren wollte ein von seinen frommen Beschützern sehr hierher empfohlener Converse aus Fürth chaldäische Testamente für die Bibelgesellschaft heimlich in der Druckerey der Propaganda drucken lassen.

Voriges Jahr endete Naro's Tiberausgrabung höchst schmählig, und dennoch ist dieses die Seite, von welcher die sonst so feinen Römer immer wieder angeführt werden.

Die Theater werden sehr glänzend werden. Tor di Nona, auf welches der Herzog Torlonia sehr viel verwendet, wird Musik von Rossini und Fioravanti, Valle von Paccini, Argentina von Mercadanti geben.

Die Effemeridi erfreuen sich vielen Antheils, und ich hoffe, daß sie sich erhalten werden. Das dritte Heft erscheint nächstens.

Das Censuredikt ist so streng ausgefallen, weil man in einigen Steigerungen zu öffentlich verfahren war. Uebrigens ist auch nirgends die Kunst so weit gebracht, Geseze zu umgehen, als hier. Unter den neuerdings auf den Index gesezten Büchern sind auch die Stunden der Andacht und sechs spanische Schriften. Uebrigens ist man gegen Zeitungen ungleich gelinder, als in manchen andern Staaten.

Prinz Heinrich von Preußen, Lord Colchester und der Minister von Stein sind hier angekommen. M.

Logogriph.

Durchwühlend spaltet es die Erde;
Schwingt sich in Lüften ohne Haupt.
Wird ihm auch noch der Hals geraubt,
So ist es Täuschung, bringt Gefährde.

Auflösung der Charade in Nr. 313.

Neujahr.

Beylage: Literaturblatt Nro. 2.

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 6. Januar 1821.

Zeitgeschichte.

Das Leben L. N. M. Carnots. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt von Wilhelm Körte. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Papiere Carnots. Leipzig, 1820. b. Brockhaus. 478 S. 8.

Rec. gab, bey dem Parademarsch, welchen er die, in Leipzig zur Ostermesse d. J., erschienene kriegerische Bücher-Armee in dem Literaturblatte Nro. 63 und 64 im Geschwindschritt machen ließ, als er eben in derselben Stellen creirte und Avancements verhieß, Herrn W. Körte den Rath: die persönliche Bekanntschaft Carnots in Magdeburg, die nicht schwer hält und interessant ist, zu suchen, hinzusetzend, „das würde sein Buch zum Stabsoffizier befördert haben.“ Dieser so wohlgemeinte Fingerzeig war, wie wir jezt aus der vorliegenden Biographie sehen, überflüssig, indem der Herausgeber in der Vorrede S. VII erklärt: „Durch die zweyte Rückkehr der Bourbons nach Frankreich ward Carnot nach Deutschland verschlagen; er wählte Magdeburg zum Wohnorte. Ein Unglücksgefährte (wahrscheinlich M. N. Rioust) des edlen Mannes, welcher hier zu Halberstadt seinen Zufluchtsort fand, veranlaßte meine persönliche Bekanntschaft mit Carnot. Einzelne Dienstleistungen, unerheblich an sich, in der Fremde jedoch immer ersprießlich, knüpften briefliche Mittheilungen an, welche unter glücklichen Umständen leicht Wohlwollen und Vertrauen erwecken; und so ward ich näher bekannt mit dem Charakter und den Lebensumständen des vortreflichen Mannes, ꝛc.“

Der Inhalt des Buches rechtfertiget diese Erklärung fast auf jeder Seite und wir müssen es dem Verfasser Dank wissen, daß, in einem vorzüglichen Styl und in lichtvoller Darstellung, er uns mit dem öffentlichen Leben des merkwürdigen Mannes bekannt machte, der Mitglied der National-Versammlung, des Convents und des Directoriums von Frankreich, Generallieutenant, Minister des Kriegs und des Innern, Graf und Pair, Großoffizier der Ehrenlegion und Mitglied der ersten Klassen des National-Instituts war. Wir sagen absichtlich des öffentlichen Lebens, denn die Geschäfte und Bürden desselben liessen Carnot niemals die Süßigkeiten des Privatlebens dauernd schmecken; und so oft er auf längere Zeit von den ersten Staatsstellen des großen Reichs entfernt war; war diese Entfernung: Verbannung aus seinem Vaterlande.

Das Detail der verwickelten großen Angelegenheiten, in denen Carnot sich überall den größten Ruhm erwarb, und in welche uns d. V. einführt, zeugt dafür, daß er aus der ersten Quelle schöpfte. Zu weitschweifig, und dem Plane dieser Blätter fremd, würde es seyn, wenn wir unsere Leser ausführlich damit unterhalten wollten. Allein um ihnen einige Gelegenheit zu geben, diese Biographie und das Großartige in ihr zu würdigen, heben wir folgende Stellen aus; „„S. 87. Carnots Plan zu dem Feldzug von 1796 gehört zu den kühnsten, deren je der Genius des Siegs erschuf. Der ganze ungeheure Raum von Düsseldorf bis Savona sollte nur Ein Schlachtfeld seyn, und die Nordarmee unter Beurnonville, die Sambre und Maasarmee unter Jourdan, die Rhein- und Moselarmee unter Moreau, die Alpenarmee unter Kellermann, und die italienische Armee unter Buonaparte bildeten zusammen nur Eine Armee, deren rechter Flügel die Oesterreicher aus Italien, der linke sie vom Niederrhein, und das Centrum sie vom Oberrhein zurückdrängen sollte; insgesammt in drey Richtungen gegen Wien, als ihren gemeinschaftlichen Centralpunkt hinwirkend, um Oesterreich und mit ihm die übrigen Mächte zum Frieden zu zwingen, und die Republik Frankreich vollends in den ersten Rang der europäischen Mächte emporzuheben.““

Die Geschichte bietet Weniges dar, diesem Plane gleich an kolossaler Größe, innerer Gediegenheit und, wir setzen hinzu, genialerer Einfachheit.

Man hat Carnot niemals den Ruhm eines unübertroffnen Strategen streitig gemacht, aber desto größere Zweifel gegen seine taktische Fähigkeiten (in jetziger Art den Krieg zu führen entscheidender, und stets weit blendender für den Haufen als jenes) erregt. Doch das Nachstehende dürfte auch hierüber ein glänzendes Zeugniß für ihn ablegen:

„„S. 53. Carnot war mit dem commandirenden Ge-

neral Jourdan und den übrigen Conventskommissarien auf dem rechten Flügel, welcher bereits bedeutende Vortheile erkämpft hätte, als die Nachricht einging: der linke Flügel sey geworfen und habe bereits 4 Stück Geschütz verloren. — „Wir müssen," sagte Jourdan, „dem linken Flügel eilends mit einem Theil unserer Streitkräfte zur Hülfe eilen." — „General," antwortete Carnot, „das ist der sicherste Weg, eine Schlacht zu verlieren." — „Was dann thun?" — „Anstatt dem geschlagenen linken Flügel zur Hülfe zu eilen", erwiederte Carnot, „muß vielmehr der linke Flügel den bereits siegreichen rechten noch verstärken, alsdann wird nichts uns widerstehen können; wir werden durchbrechen, und morgen früh Maubeuge erreichen; was liegt daran, ob dies durch den rechten oder linken Flügel bewirkt werde? — *) Geschieht dies nicht, so werden wir genöthigt seyn, zurückzugehen, oder wir können höchstens nur unsre Stellung behaupten, von der Stadt abgeschnitten, die sich nicht länger halten kann. —" Diese Meinung ging durch, und nun sammelte Carnot die flüchtig gewordenen Schaaren des linken Flügels, kassirte auf dem Schlachtfelde selbst**) den Anführer derselben, stellte sich dann, mit der Nationalschärpe angethan, und mit der Muskete im Arm,***) an die Spitze der Grenadiers und führte sie zum Kampfe, alles um sich her durch sein Beyspiel entflammend.""

Züge edlen Herzens und einer die Probe haltenden Gerechtigkeit geben dem bis jezt noch starren Heldenbilde das Leben einer schönen Seele:

„„S. 106. Oh! Moreau (ruft Carnot in seiner Schrift wider Bailleul aus) oh! mein theurer Fabius, wie groß warst Du hier! wie erhaben über jene kleinliche Generalseifersucht, an der so oft die schönsten Entwürfe scheitern. Mögen sie Dich anklagen, daß Du Pichegru nicht vor Gericht gestellt, oder daß Du ihn vor Gericht gestellt habest. Ich urtheile darüber nicht. Aber mein Herz, überzeugt, daß Moreau nimmer fähig war, treulos oder ungerecht zu seyn, ruft Dich zu seinem Helden aus. Die Nachwelt, gerechter als Deine Zeitgenossen, wird Dir Altäre erbauen!""

*) Bey der Lage jenes Gefechts ist es möglich gewesen, daß es einerley war, ob der rechte oder der linke Flügel die Sache entschied, und so wird es Carnot sicher auch blos in Bezug auf den vorliegenden Fall gemeint haben; allein mehrentheils ist es nichts weniger als gleichgültig, welcher Flügel den Sieg entscheidet und allemal am besten, wenn es dem gelingt, welcher der feindlichen Rückzugslinie am nächsten steht, weil hierdurch die Verwirrung der Fliehenden größer und oft es möglich wird, sie ganz von jener abzuschneiden. Entschied z. B. das englische Centrum bey Waterloo (und nicht der linke Flügel durch die Preußen) den Sieg, so wurde die Schlacht für die Franzosen niemals so total verloren, und nicht ihre gänzliche Auflösung bewirkt. Anm. des Rec.

**) Man denke!

***) Wie Schwerin, nur glücklicher, bey Prag. Hätten die Republikaner Fahnen gehabt, hätte er auch wohl, wie dieser, statt der Muskete eine Fahne genommen. A. d. Rec.

Es thut wohl im Leben Carnots ein so rühmliches und reines Zeugniß zu finden von einem Manne, der von gleicher wahrhafter Treue für Freyheit und Vaterland gewesen.

„„S. 183. Bey dem Treffen von Meissenheim (1800) hatte der brave Obrist Bisson Wunder der Tapferkeit und Geistesgegenwart gethan. General Championet meldete dies dem Kriegsminister Carnot mit der Bitte um des Braven Beförderung. Carnot im Drang der Geschäfte vergißt es. — Bisson kommt nach Paris, und im Gefühl seines Werths geht er zum Minister, ihn heftiger als schicklich zur Rede stellend. „Ja," sagt er unter andern, „ich weiß wohl, Ihr, die Ihr von Euren Schreibtischen uns kaltblütig den Befehl zur Schlacht sendet, Ihr hört nicht auf unsere gerechten Forderungen. Vor aller Gefahr sicher, vergesset Ihr in Euren warmen Stuben, daß unterdessen unser Blut fließt, und daß wir unter freyem Himmel liegen!" — „Sie vergessen, Hr. Oberst" erwiederte Carnot ernst, „wer ich bin und was Sie mir schuldig sind, wo wohnen Sie?" — „Im Hotel Bordeaux, Straße Grenelle." — „Gehen Sie, Sie sollen sogleich von mir hören." — Als Bisson Carnots Zimmer verläßt, begegnet er dem General Bessières, welchem er den Vorfall erzählt. „Geh' nicht nach Deinem Quartier, sondern nach meinem Hause; ich will suchen, die Sache bey dem Minister wieder gut zu machen." — Bisson folgt dem Rath; beunruhigt indessen über die Unbesonnenheit seiner Reden, schickt er nach einer halben Stunde in sein Quartier, zu erkunden, ob nach ihm gefragt worden sey? Statt der Antwort wird ihm ein versiegeltes Packet geschickt, welches für ihn abgegeben sey. Der Oberst erkennt das Siegel des Kriegsministeriums, reißt es hastig ab und — findet seine Ernennung zum Brigadegeneral mit folgenden Worten von Carnots Hand: „Es ist nicht genug, junger Mann, seinem Vaterlande Dienste zu leisten, man muß auch seine Pflicht und das, was sich schickt, zu ehren wissen. Ich kann geirrt haben, Sie aber haben sich schwer vergangen. Sie gehen Morgen zu Ihrer Brigade ab!" — Bisson eilte zu Carnot, um seinen Dank und seine Reue vereint zu bringen, ward aber nicht angenommen; er ehrte dagegen Carnot, und sich selbst durch seinen öffentlich ihm dargebrachten Dank."" —

Naiv ist die Art, wie Carnot die, allerdings weitgehende, Bitterkeit seiner Schrift: „Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen françois, l'un des Fondateurs de la république et membre constitutionel du directoire exécutif: au rapport fait sur la conjuration du 18 fructidor an V, au conseil des Cinq Cents par J. Ch. Bailleul, au nom d'une commission spéciale, à Londres 1799" entschuldigt. „Ich bekenne," sagt er, „daß ich die Kunst nicht verstehe, Jemand auf eine feine Weise zu sagen, daß er sey, was er ist, ein Lügner, ein Verräther, ein Mordlustiger. —"

Aus diesen, ohne besondere Wahl, ausgehobenen Stel-

an der lesenswerthen Lebensbeschreibung wird man sich überzeugen; daß diese Biographie so wenig gewöhnlich als der Mann ist, den sie darstellt. Sollen wir etwas daran tadeln, so ist es, daß der Herausgeber mit zu viel Liebe an den Lichtseiten seines Gemäldes gearbeitet hat, und daß er den Titel Carnots Leben, in den: Carnots Lobrede, füglich verwandeln könnte. Doch wir verargen ihm dieß keineswegs, obgleich wir ihm nicht in der S. 33 und 38 geäußerten Behauptung beystimmen können: daß die Prinzen Frankreichs in der Katastrophe der Revolution nicht hätten fliehen sollen. Was sollten sie denn thun? — bleiben! Es war nur die Wahl zwischen sich todschlagen lassen oder fliehen, und Ersteres wäre ihnen durch den niederträchtigen Pöbel aller Stände in jener Schreckenszeit um so sicherer geworden, als selbst das Haupt ihres wohlwollenden und tugendhaften Königs unter dem gräßlichen Hohngelächter einer entmenschten Volksmasse fiel.

Naturwissenschaft.

Die Geister der Natur, von Dr. Rudolph Meyer. Constanz, bey Wallis, 1820. 259 S. in 12.

Der Verfasser ist ein Enkel J. Rudolph Meyer's von Aarau, dessen Leben Hr. Evers beschrieben hat, und schon selbst auch durch die Reise auf die Eisgebirge des Kantons Bern und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812 (Aarau 1813) bekannt. Die Aufschrift des vorliegenden Buches könnte einen Anhänger der naturphilosophischen Sekte vermuthen lassen, was jedoch keineswegs der Fall ist. Naturphilosophisch ist die Schrift allerdings, aber nicht in der aberwitzig mißbrauchten, sondern in der ächten Bedeutung des Wortes, wie sie Baco von Verulam einst erläutert hat, und Alexander von Humboldt auf allen Blättern seines großen Reisewerks anwendet.

„Meine Absicht war (sagt der bescheidene Verfasser), durch die Schönheiten, welche die Natur auch im Alltäglichsten darbietet, demjenigen, welcher mit der Wissenschaft nicht vertraut ist, Liebe für dieselbe zu erwecken, und so bündig, als es immer in meinen Kräften stand, einen Ueberblick der Schöpfung zu geben; dem Gelehrten aber angenehme Rückerinnerung zu gewähren.“

Das Ganze zerfällt in sechs Abschnitte, deren jeder auch einzeln für sich bestehen mag; die geologischen Erscheinungen sind Vorwurf des ersten, die Pflanzenschöpfung und die Thierwelt sind die Gegenstände des zweyten und dritten, und die drey weiteren beschäftigen sich mit dem Menschen, seinen Verhältnissen zur Schöpfung, und mit der vergleichenden Uebersicht der Organisation in dieser. Die Schreibart ist dem Gegenstande angepaßt, bilderreich wie der Reichthum der Natur es mit sich brachte, und zuweilen in dichterische Prosa übergehend, wo Gefühl und Phantasie dieses schufen; aber strenge Regel und verständiges Urtheil halten überall die Zügel, so daß auch der ernste Forscher den Ausflügen des sachkundigen Dichters gerne folgt, welcher hinwieder keine seiner Behauptungen ohne Belege aufstellt, und in untergesetzten Noten dem Unkundigen wissenschaftliche Nachweisungen ertheilt. Ein paar Stellen des Buches mögen übrigens, was darin zu suchen ist, sicherer andeuten: die eine ist den Betrachtungen über die Pflanzenwelt, die andere denjenigen über das Unsterbliche in der Schöpfung enthoben.

„Jeglicher Pflanze ist ihr Wohnplatz bestimmt: diese gehören dem sonnichten Berge, jene dem Thal, andere unterirdischer Nacht, andere wieder dem Wasser an. Dürren Sand sucht das Heidekorn, den verwitternden Felsen erkiest sich der Steinbrech; im Sumpfe wuchert der Reis. Ueberall aber sind nährende Früchte gespendet. Das Getreide bis in fernen Norden gesandt; nach Süden Bataten und Erdäpfel. Aber auch fern von der Heimath gedeihen sie unter des Menschen sorgsamen Händen. Immer mehr und mehr streben sie, ihre Herrschaft zu vergrößern und sich anzusiedeln; diese gesellig, finden sich in lieblichen Gruppen, jene bilden ein Volk, in Wiesen und Wäldern vereint. Denn mannigfaltig hat die Natur die Pflanzen begabt und reisefertig die Früchte in's Leben geschickt. Den einen schenkte er Flügel und Fallschirm *); die Lüfte segeln mit ihnen hin, wo des Lebens noch zu wenig blüht. Andere tauchte die Natur in süße oder klebrichte Säfte **); diese hängen sich an die Füße und Flügel der Thiere. Andere wieder verschloß sie in feste Schalen; unversehrt schwimmen sie dem Strome nach, unverlezt selbst durch wüthende Stürme, reisen sie von einem Welttheil zum andern ***). Wo jezt noch ein Felsen öde und nakt steht: erst werden Flechten und Moose um ihn den grünen Mantel werfen; dann wird er mit Blumen geschmückt, und in Sträucher und Bäume verwandelt erscheinen. Auch über die Gräber von Plüse ****) haben die Blumen in schönen Kränzen sich verbunden, die erstarrten Lavaströme des Vesus mit frischem Grün überzogen. Jenes Stammhaus mächtiger Fürsten kleidet jezt der Epheu, Farrenkraut wächst unter seinen Ruinen; die Zitterpappel hat auf seine höchsten Mauern den Weg gefunden, und da sich festgepflanzt. Theben und Athen, Rom und Sirakus, prangen nicht mehr mit ihren Tempeln, nicht mehr mit ihren blendenden, schön geordneten Marmorsäulen, nicht mehr mit ihren lebenathmenden Götterbildern. Prunkende Granatenbäume und düftender Jasmin haben über ihre Trümmer andern Liebreiz verbreitet. Um jene Säulenkolosse sind Blumenkränze

---

*) Die Samen des Ahorns, des Löwenzahns u. s. w.

**) Die Mispel.

***) Die Cocosnuß.

****) Des verschütteten Ortes in Graubünden.

gewunden; das künstlich geschnitzte Laubwerk halten Flechten umsponnen. Die Natur spielt nur in ihren geringsten Wesen, und beschämt steht der Mensch vor seinen prahlerischen Werken. Die Haiden Deutschlands, welche einst des Meeres Wellen abschüttelten, hat die Erica bekleidet, und unzähliges Leben hingelockt, wo es leer und öde war! In Africa's und Asiens grenzenlose Wüsten werden mit Liebe die Gewächse dringen und dort einst Quellen sammeln. Auf grünem Teppiche werden sie dem Menschen den Weg bahnen zum dampfenden Niger und zu Thibets Riesengebirgen. Welch Leben wird da durcheinander strömen, tausend und tausendfältig, wo jezt kaum das Raubthier, lechzend vor Durst, den heißen Sand durchrennt! — Allmählig nur, nur von Geschlecht zu Geschlecht, schreiten die Pflanzen vorwärts, aber groß ist die Macht des Pflanzenvolkes! Der Einzelnen ist eng ihr Gebiet ausgemessen, und fest ist sie an ihr Haus gekettet; aber dennoch keimt in ihr eine höhere Seele, welche ihre Schranken verläßt. Freudig spürt ihr der Forschende nach.“ Es folgt jezt die Würdigung der Erscheinungen, welche das Höhere in der Pflanze beginnende Leben vermuthen lassen, und sie an die Thierwelt knüpfen. Weil in diesen dem Verfasser zu folgen der Raum dieser Blätter nicht gestattet, so mag nun die Schlußstelle seiner Betrachtungen über das Universum, und den Menschen als Glied der Natur, auch diese Anzeige schließen. — „Wenn auch ein Ring geschlossen wird, er greift in einen andern ein, und führt die Kette des Lebens von Ewigkeit zu Ewigkeit fort! Wie aber, sollte das Leben immer wiederkehren in das alte Gleis der Kindheit? Nur in der Frucht gerettet, mit dem Tod erlöschen? Sollte zwischen Wiege und Bahre getheilt, diesseits und jenseits, sein Anfang und Ende seyn? So quält sich der Zweifler und gedenkt mit Wehmuth seiner Jugendjahre, in denen er des Lebens Glück verlor, das im Genusse wie die Blume in der Frucht erstirbt. Mißtrauend einer Offenbarung, die seit Jahrtausenden verschollen, sieht ängstlich er dem Tod entgegen! Dennoch redet seine eigne Brust der Unsterblichkeit das Wort, seine eigene Vernunft, die sich den Tod nicht denken kann. Die Formen alle sind vergänglich, der Geist ist unvertilgbar. Der Felsen, welcher einst die Bäche segnend sandte, und die Lauine strafend donnerte in's Thal, hat es jezt mit Schutt und Trümmer zum leeren Grab gedeckt. Entkleidet ihrer stolzen Pracht, steht öd und schauerlich die Burg, umringt von Nesseln und von Dornen, und nur die Eule haust, ein böser Geist der Nacht, darin! Zur Menschheit tritt im Tod der Bettler und der Fürst zurück; ob jener nackt im Schooß der Erde, ob dieser auch in stiller Gruft, auf sammtnem Polster, unter reichem Sternenmantel, ruht; die Verwesung ehrt den eiteln Schimmer nicht! So geht Macht und Glanz dahin! Mensch ist Mensch, und keiner stehet höher, es sey durch seinen innern Werth! Der Geist ist ewig! Tod ist nirgends! Ueberall nur Tausch, und der Tausch ist Leben! Die Formen nur sind sichtbar, die Geister selber nie erblickt, unvertilgbar! Ich vermag die Kraft nicht wahrzunehmen, mit welcher der Magnet das Eisen meiner Hand entreißt; ich sehe von der Wärme nichts, die belebend mich durchströmt; ahne nichts vom Funken, der dunkel in dem Stein verborgen liegt; nichts vom Blitz, der sich in schwarzen Mantel des Gewitters hüllt; nie hab ich erblickt, was den Kristall erbaut, nie was in der Pflanze wohnt; und dennoch sind's die Geister, durch welche schön und groß die Welt hervorgegangen! So des Menschen Geist, auch er ein Licht, das sichtbar nur in seiner Form, im Denken und im Sprechen nur erkennbar wird! Aber auf den Schlag springt der Funke aus dem Stein; er erlischt, und dennoch lebt er ungesehen fort. Die Kohle wird verzehrt im Glühen, doch verwandelt ist sie dennoch da! Der Kristall, aus seiner Auflösung steht unvertilgbar wieder auf. Die Pflanze welkt; was sie erbaute, das verschwindet meinem Auge, doch es sucht sich neue Arbeit! Selbst die Hülle deines Geistes geht durch Fäulniß nicht dem Tod entgegen; sie wird zu neuem Leben nur verwandelt. Ist das Leben doch ein immerwährendes Erneuern, ein allmählig Werden und Verwesen. — Die hohe Seele aber sollte aufgeopfert werden einer niedern Kraft, und dieselben Rechte nicht erhalten haben? Sollte einem Worte gleich, entgegen dem ganzen Streben der Natur, vergehn! — Der hohe Denkgeist ist aus Erdekräften nicht gebildet, nur auf sie gegründet; so kann er auch im Tode sich nicht lösen. Im Menschen steht das Irdische vollendet, ein Himmlisches beginnt in ihm, wie in der Pflanze Blüthe eine höhere Seele reift! Es ist nicht das lezte Glied der Lebenskräfte; Absicht liegt im kleinsten Streben der Natur, es kann sie nur dort erfüllen! — Auch dich, o Zweifler, trägt der Allmacht Liebe, auch dich bewacht sie! — Sollte sie nur nach Vollendung streben, um ihre Blumen dann zu brechen, ihre Früchte zu verderben, zu vernichten! Vernichten kann sie nicht! Aus Nichts wird ewig Nichts! Was ist, das bleibt.“

Notiz.

Ein alphabetisches Verzeichniß der im Lit. Bl. 1820 unter meiner Redaction erschienenen Aufsätze wird spätestens im Mon. Februar nachgeliefert werden.

Müllner.

Druckfehler.

In dem Aufsatze: Spaniens Cortes, Nro. 99. S. 394. Sp. 1. Z. 1 und 2. v. u. lies: widersehen, statt: widerse- — auch sind die unleserlich gerathenen Worte der lezten Zeile so zu lesen: im Namen der Nation zu veranlassen.

Nro. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Januar 1821.

Sie selber geben euch die große Lehre,
Die tausendmal der Himmel schon gegeben,
Und tausendmal der Mensch vergessen hat,
Daß auch das Stärkste fallen kann auf Erden.

Raupach.

Aegypten. *)

(Von Joseph Agoub, einem jungen Aegyptier. N. d. Franz.)

Ein Sohn des Nils, erzeugt am heißen Strand,
Die Brust durchglüht von afrikan'schem Feuer,
Seh' ich mit Schaudern auf mein Heimathland —
Ein großes Grab — ! Was heilig uns und theuer,
Ist dir, mein Vaterland, zuerst entkeimt;
Dein Schoß erzeugte Götter, Helden, Weise:
Doch wie der Nil auch zürnend steigt und schäumt —
Die Freyheit floh aus deiner Kinder Kreise.

O weine, unglücksel'ge Königin,
Um deine Söhne, die das Grab verschlungen,
Um deinen hohen Ruhm, der nun dahin,
Um deiner Feste Lust, die bang' verklungen!
Barbaren schonten nicht den heil'gen Staub,
Der uns von deiner Herrlichkeit geblieben;
Was kühn der Zeit getrozt, hat frecher Raub
Entführt, ihr Wüthen herzlos aufgerieben.

Wer rächt die Kränkung, die an dir verübt?
Kannst du nur Söhne, deiner unwerth, zeugen?
Willst du, o Nil, die Wogen bang getrübt
Stets unter diesem Sklavenjoche beugen?
Erhebet, heil'ge Schatten, euern Blick,
Und auf der Pyramiden stolze Trümmer —
Doch, ihr kehrt nie vom Erebus zurück,
Und unsre Klage höret ihr dort nimmer.

Abr.

*) Denjenigen unsrer Leser, welchen das französische Original dieses Gedichtes nicht zu Handen kommt, wird dieses Bruchstück desselben willkommen seyn. Der Dichter, H. Joseph Agoub, aus Groß-Cairo, kam im Verfolg der französischen Unternehmung nach Marseille; einer seiner Brüder focht in den französischen Heeren; er selbst widmet sich dem Studium der Literatur. Wahrscheinlich hätte er, ohne die Schicksale, welche ihn aus seinem Vaterland führten, nie erfahren, welche große Vergangenheit er für dasselbe zu beklagen hat.

Briefe eines deutschen Gelehrten, der sich gegenwärtig auf einer Reise durch Spanien befindet.

(Fortsetzung.)

Madrid, den 17. Dec. 1820.

Madrid von heute gleicht dem Madrid, das uns vor dreyßig Jahren ein ungenannter Deutscher und nachher Ch. A. Fischer geschildert haben, wie ein Ey dem andern. „Schwarzgekleidete verschleyerte Weiber und Männer mit ungeheuern bauschenden Mänteln; Soldaten und Mönche von allen Farben, Wasserträger und Limonadenverkäufer mit ihren Tonnen; asturianische Gemüsweiber und Orangenhändlerinnen aus Malaga; galizische Lastträger mit spitzigen Filzmützen und valenzianische Fuhrleute vor ihren Rohrkarren; Ziegenheerden, die von Thür zu Thür gemolken werden, und Haufen klingelnder Esel mit Körben beladen; gravitätische Reuter auf glattgeschornen Maulthieren und katalonische Kutscher mit ihren Calesins; blinde Musikanten, die Jonadillas singen und verschmitzte Bettler, die ihre Aves beten; in gellendes Ge-

läute von zehn benachbarten Kirchen und der feyerliche Zug des Venerabile. Die Klingel des Chorknaben lässt sich hören und alles stürzt auf die Knie; alle Lippen verstummen, alle Hüte verschwinden; alle Wagen stehen still, die ganze wogende Masse scheint versteinert zu seyn. — Zwey Minuten, und alles geht seinen alten Gang.“ — Das Alles ist heute, wie es vor dreyßig Jahren gewesen, nur daß sich die Zeitungsleser an der Puerta del Sol vermehrt haben dürften, daß sie statt des langweiligen Diario mit seinen Ankündigungen von Bruderschaftsfesten und verlornen Sachen den Universal und den Constitutionel lesen, und daß die blinden Musikanten statt der schlüpfrigen Toradillas ein Libertad, libertad sacrosanta! oder Iligos de la patria! singen. Die Männer hüllen sich, wie sonst, in die großen weiten Mäntel, und die Weiber kokettiren, wie sonst, mit dem kurzen Röckchen (Basquinna), dem geheimnißvollen Schleyer (Mantilla) und dem Fächer.

Seit einigen Tagen, wo wir wieder den reinsten blauen Himmel und eine angenehm wärmende Herbstsonne haben, sind der Prado und die Gärten von Buen Petiro bis nach Sonnenuntergang voll von Spaziergängern. An den Sonn- und Festtagen, wo auch die schlichte Bürgerwelt si- im Freyen ergötzt, ist es so gedrängt voll, daß man sich von einem Menschenstrome gutwillig muß forttreiben lassen, wenn man nicht zerdrückt und zerquetscht werden will. Da nach drey Uhr gewöhnlich der Hof erscheint, die Wagen der königlichen Familie von den prunkenden Leibwachen umgeben, so sind immer Kavallerie-Abtheilungen aufgestellt und spielen die Musikchöre der hier garnisonirenden Regimenter. Die Königin blüht in wahrhaft jugendlicher Schönheit, und auf dem rosigen Gesichte malt sich die reinste Anspruchlosigkeit, ja Demuth möcht' ich sagen. Es scheint mir nicht, als wüßten die Spanier solche deutsche Frauentugend zu würdigen. — Neben den Strömen von Spaziergängern ziehen die langen Reihen von Wagen auf und ab, schöne, geschmackvolle Equipagen mit schönen Pferden bespannt und alte unförmliche Kasten, von Maulthieren gezogen, die einen mit Bedienten, die in Gold und Silber strotzen, die andern mit Kutschern in schmutzigen Livreen. Auf den steinernen Bänken haben sich Invaliden, eine dicke Negeramme und Kinder mit ihren Wärterinnen gelagert.

Die meisten Reisebeschreiber haben uns die Spanierinnen als sehr reizend geschildert. Auf den Spaziergängen, im Theater und im Concerte habe ich bisher noch nie ein schönes Mädchen, auf den Straßen, wenn sie Abends mit der wachsamen Mutter oder Duena nach der Kirche gehen, zuweilen ein hübsches gesehen. Edle, schlanke Gestalten mit regelmäßigen, seelenvollen Gesichtszügen und reinem blühenden Teint, wie man sie in Deutschland und Holland wohl zuweilen sieht, sind mir bisher noch gar nicht, niedliche Figuren und hübsche Gesichter ungemein seltner vorgekommen, als anderswo. Die Weiber sind, der Mehrzahl nach, klein und mager, die ältern indeß häufig auch mit einem entstellenden Embonpoint begabt; fast alle haben blasse, dunkle Gesichter, mit jüdischer Zeichnung, die Oberlippen mit leichtem Haaranfluge überzogen; schön ist nur das dunkle, feurige Auge, das die Männer mit keckem, aufforderndem Blicke anschaut. Fuß und Hand werden bey den Spanierinnen sonst wohl auch gerühmt, doch muß ich gestehen, daß ich bey den Französinnen weit öfter einen schöngeformten Fuß gesehen habe; im Gegentheile, ich sehe hier sogar oft einen langen, ungestalteten Fuß, dessen Häßlichkeit bey dem kurzen Rocke, den durchbrochenen Strümpfen und den weißseidenen Schuhen, in denen viele Damen auf dem Spaziergang erscheinen, noch mehr ins Auge fällt. Wie das Klima sie früh reift und entwickelt, so verschwinden ihre Reize auch schnell, und Fischer hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Eine Spanierin von vierzig Jahren scheint noch einmal so alt zu seyn, und ihre ganze Figur zeigt von Uebersättigung und beschleunigtem Alter.

Am 6., als dem Geburtstage J. M. der Köni- , war bey Hofe Handkuß. Ich stand eine halbe -nde lang an der großen Treppe hinter einer Säule, wo hoffähigen Damen, alle Herzoge und Marquis, alle Generale und Offiziere, alle Hof- und Staatsbeamten, alle Bischöfe, Prälaten und Domherren u. s. w. passirten. Ich habe ni- mehr und mannichfaltigere Uniformen und Ordensdekorationen gesehen. Es gab manches seltsame Gesicht, das in die von Gold oder Silber strotzende Uniform eingepuppt, unwillkürlich zur heitern Satyre hinriß. Die matten Gestalten dieser dickbebänderten Generale, die wohl mehr Siege über freundliche Schönen, als über die Feinde des Vaterlandes davon getragen haben mögen; diese jungen Söhne des Mars, denen der schwere Helm noch auf dem vierzehnjährigen Kopfe wackelte; diese hohen, schönen Männergestalten von Domherrn und Prioren, die mir's begreiflich machten, wie die Geistlichen hier den Damen Günstlinge seyn können; diese zähen, geistlosen Gesichter von Grandes, sie führten mir ein Lustspiel auf, das, könnt' ich's auch nur mit launigen Monologen ausfüllen, mich höchlich vergnügte. Es war mir in der That recht unlieb, als sich ein Spanier mit philanthropisch-republikanisch-liberalen Ideen an mich drängte, und mich mit sentimentalen Tiraden über die eitle und lächerliche Pracht der Großen und die Noth des Volkes, welche ein Dutzend zerlumpter Arbeiter repräsentirten, langweilte; ich hatte keine Lust, mir aus der heitern Posse eine jammernasse Comédie larmoyante machen zu lassen und zog mich zurück. Doch als ich heimwärts ging und längs des Weges eine Anzahl von krüppelhaften Bettlern fand, die sich an die Straßen geschleppt hatten, wo die Staatswagen vorbeyrollten, und die ihre Gebrechen in der scheußlichsten Entblößung auslegten, da wurde mirs doch anders und ernster zu Muthe. Ein Blick auf die mit unschätzbaren Reichthümern prunken-

den Großen, auf diese hohlen Köpfe von Hof- und Kriegsleuten, auf die fetten und ausschweifenden Pfaffen, und — auf das in Lumpen gehüllte Volk, kann er nicht das Räthsel einer Staatsumwälzung besser lösen, als das geheimnißvollste Memoire, und den entschiedensten Freund des Königs zum Demagogen machen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Narcissa's Grab im Pflanzengarten zu Montpellier.

Alle französischen Wörterbücher der Erdbeschreibung, mit Einschluß der neuesten Ausgabe Vosgien's, unterlassen nicht von Montpellier zu melden, es besitze diese Stadt den ersten Pflanzengarten von Europa. Herr Charles de Belleval in der zweyten Ausgabe seiner Notice sur Montpellier nennt ihn, bescheidener, den ersten öffentlichen Pflanzengarten, der in Frankreich errichtet ward.*) Es sey derselbe, fügt er hinzu, unter Heinrich IV., fünfundzwanzig Jahre früher als der Pariser Garten, durch den eifrigen Botaniker, Pierre Richer oder Richier de Belleval angelegt worden. Weil die von der Regierung zur Unterhaltung desselben abgereichte Summe unzureichend war, so verwandte der als Lehrer dabey angestellte Richer über 100,000 Fr. aus eignem Vermögen auf denselben, wie dieß in einer von ihm an Heinrich IV. gerichteten Vorstellungsschrift merkwürdig und rührend folgendermaßen bezeugt wird: „L'achapt, bastiment et peuplement de votre jardin, l'entretenement ordinaire de six hommes et des bestes chevalines, pour le transport des plantes, les recherches lointaines et voyages ont tellement épuisé mes petits moyens, que je ne suis demeuré que chargé de grosses deptes, et d'une nombreuse famille.“ Dem Gedächtniß des verdienstvollen und großmüthigen Gelehrten ist in dem von ihm angelegten Garten kein Denkmal errichtet, und seine Grabstätte in der St. Peterskirche weiß Niemand mehr anzugeben.

Hingegen wird im Garten selbst ein anderes Grabmal besucht, das ihm auch für empfindsame Seelen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Einer nur wenig bezweifelten Sage zufolge hat nämlich der berühmte brittische Dichter, der Doktor Edouard Young (geb. 1684, gest. 1707), im Garten von Montpellier seine geliebte Stieftochter Narcissa verstohlner und heimlicher Weise begraben, weil ihr, als außer dem Schoß der alleinseligmachenden Kirche verstorben, ein ordentliches Begräbniß verweigert ward. Das wichtigste Zeugniß der Thatsache findet sich in den Nachtgedanken des klagenden Vaters: Die Stelle (in der dritten Nacht) vom Tod und Begräbniß der Tochter, welche der liebende Vater für die Herstellung ihrer Gesundheit in's südliche Frankreich begleitet, wird keinem Liebhaber der brittischen Dichtkunst unbekannt seyn.

Im Garten von Montpellier wird seither den Fremden eine erhöhete Stelle gezeigt, wo ein Cypressengang steht, durch den man zu einer Vertiefung gelangt, in der sich Narcissa's Ruhestätte befinden soll. Hr. Charles de Belleval giebt in seiner Notice auch folgende auf die Ueberlieferung Bezug habende Nachrichten.

Hr. Banal, der vieljährige Obergärtner, erzählt, ihm habe ein alter Gartengehülfe, der vor wenigen Jahren gestorben ist, und als ein redlicher, wahrheitsliebender Mann bekannt war, versichert: er selbst habe, durch eine Nebenthür und zur Nachtzeit, einen Engländer, der den Leichnam seiner Tochter auf dem Rücken trug, in den Garten geführt, und er sey ihm auch behülflich gewesen, die Leiche an der Stelle zu begraben, die gegenwärtig unter dem Namen des Grabes von Young's Tochter bekannt ist. Kurz vor der Revolution ward daselbst nachgegraben, und es wurden Knochen gefunden, welche die Zergliederer als einem jungen weiblichen Körper zugehörend erkannten.

Hr. Talma und seine Gattin, die berühmten Schauspieler am französischen Theater in Paris, hatten während ihres Aufenthaltes in Montpellier, zum Behuf eines einfachen Denkmals, das an der Stelle, wo Narcissa's Gebeine ruhen, errichtet werden sollte, eine Unterzeichnung vorgeschlagen und eröffnet. Das Denkmal kam jedoch nicht zu Stande, und schwierige Leute fanden es bedenklich, der immer noch zweifelhaften Ueberlieferungen damit eine neue Weihe zu geben. Sollte des Mädchens Staub nicht wirklich hier weilen, ward ihnen mit Recht geantwortet, so würde alsdann ihr Geist die Huldigungen empfangen, und der Erinnerungen an Unsterblichkeit, an Belohnung der Unschuld und Tugend, mögen auf keinem Fall zu viele dargeboten werden!

Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, den 8. Dec. 1820.

Donna Diana, oder Stolz und Liebe. Lustspiel in drey Akten und in Versen von Moreno, aus dem Spanischen übersezt von West.

---

*) Die Pflanzengärten oder ihre Geschichte reichen in's hohe Alterthum hinauf, und der älteste, von welchem Kunde geblieben ist, ward von Theophrast (bey 300 Jahren vor Christus), mit Beyhülfe des Demosthenes von Phalerus unterhalten, und als Fideikommiß seiner Schule vermacht. In Karls des Großen Kapitularien sind auch für die Anlegung von Gärten Verordnungen enthalten, und die Verzeichnisse der darin zu ziehenden Gewächse sind noch vorhanden. Die Republik Venedig richtete auf Bitte des Messer Gualtieri 1333 einen öffentlichen Arzneygarten ein. Die darin gezogenen Pflanzen mahlte Andreas Amadei mit erstaunlicher Kunst und Wahrheit; diese Gemälde werden noch in Venedig aufbewahrt. Im sechzehnten Jahrhundert leuchtete Italien auch in dieser Hinsicht mit rühmlichem Beyspiele vor. Mehreres zur Geschichte der Pflanzengärten findet sich in Sprengel's Geschichte der Botanik gesammelt.

Wüßten wir nicht, wo solche Schätze zu finden sind, so wäre es wohl verzeihlich, sich fast immer im Kreise Kotzebue's scher Machwerke herumzuarbeiten, wo bey immerwährendem Wiederkauen abgedroschener Sentenzen und erborgter Ideen, außer gewöhnlichen Theatercoups, nichts gegeben wird, was die Aufmerksamkeit fesselt, und für diejenigen durchaus nichts gewonnen wird, die mit dem Besuche des Theaters mehr als Abend-Zeitvertreib verbinden. Schon längst sollten wir von dem Wahne zurückgekommen seyn, daß man bey den Franzosen einsprechen müsse, um ein gutes Lustspiel auf die deutsche Bühne zu bringen. Man nenne uns doch ein französisches Lustspiel von dem Gehalte, wie Donna Diana. — Und, Deutsche, Franzosen und Italiener zusammengenommen, haben noch nicht den dritten Theil solcher Schätze, wie die Spanier.

Wir halten es für überflüssig, die Tendenz des Stückes auseinander zu setzen, da sie auf dem Titel genugsam ausgesprochen ist: Stolz und Liebe.

Donna Diana ist zu stolz, um zu lieben, allein sie muß unterliegen. Don Cäsar liebt, und muß stolz scheinen, um zum Ziele zu gelangen. — Wie einfach ist dieser Plan, aber mit welchem Scharfsinn, mit welcher Kraft, Feinheit und Lieblichkeit ist er ausgeführt! — Der schlaue Perin leitet Alles, aber auch er muß kalt gegen Florette scheinen, damit die Liebe ihren Triumph feyre.

Aber wahrlich eine schwere Aufgabe hat die Schauspielerin zu lösen, welche die Parthie der Donna Diana übernimmt. Nicht allein die sehr schnell folgende Abwechselung entgegengesezter Leidenschaften, starke, sehr starke Aeußerungen, die wie Blitze aus den Wolken zücken, (wobey so leicht die Decenz vergessen wird) sondern auch die Würde ihres Standes, wodurch die Linie noch feiner bezeichnet wird, erschweren diese Aufgabe. Wir haben dieß auf andern Bühnen bey dieser Vorstellung leider zu oft empfunden, wo wir in Donna Diana fast nur eine gewöhnliche Dirne sahen. — Ganz anders gab Dem. Julie Frank diese Darstellung. Ihr Anzug, ihr Gehen und Stehen zeigte allenthalben die edle Spanierin, der man sich nur mit Verehrung nähern konnte. In heftigster Leidenschaft verlor sie nie die Meisterschaft über ihren Körper (wahrlich eine große Seltenheit) und eben so richtig durchdacht, eben so fein gefühlt, gehörig abgeschieden, ohne harten Kontrast war ihr Uebergang zum andern Extrem, zur Ruhe. In ihrer Deklamation bemerkten wir einen ungewöhnlichen Ton-Umfang, dessen Mangel die peinlichste Monotonie zur Folge hat, wodurch selbst die größten Meisterwerke dramatischer Dichtung wirkungslos bleiben. Monotonie entsteht ferner, wenn der Schauspieler die einzelnen Sätze ohne das Ganze zu berücksichtigen, vorträgt. Allein die Lichtpunkte aufzufinden, und nur die Lichtpunkte, und alles übrige untergeordnet lassen, das ist die gefährliche Klippe, woran die meisten scheitern. Dem. Julie Frank hat diese Klippe gänzlich vermieden, und obschon ihr Stolz der Liebe weichen mußte, so gieng sie doch siegreich aus dem Kampfe. Auffallend war es uns, daß ihr ausgezeichnetes Verdienst in dieser Darstellung vom Publikum nicht erkannt, wenigstens durch keine Beyfalls-Aeußerung belohnt ward.

Herr Fischer, als Perin, hat sich als vorzüglicher Schauspieler gezeigt, seine Darstellung in dieser geschlossenen Haltung möchte wohl oft vergebens gesucht werden.

Herr Mehlich, als Don Louis, mit einer seltenen, herrlichen Tenorstimme begabt, sang die Romanze sehr gut, und hätte von Seiten des Publikums wohl Aufmunterung verdient.

Das Ganze der Vorstellung war höchst lobenswerth. Bey Gelegenheit werden wir unsre Ideen über Deklamation mehr auseinandersetzen, und zum Schlusse dieses einen Versuch machen, den leidenschaftlichen Vortrag bildlich darzustellen.

Vergleichen wir denselben dem stürmischen Meere, wo die Massen groß und klein aneinder prellen, und die kleinere Masse von der größeren verschlungen oder getheilt wird. Jede Welle ist in Form und Ausdehnung verschieden. — Aufgeregt aus der Tiefe, gehoben, wieder hinabgeschwungen, erhebt ihr mächtiger Schwung die entgegenströmende Masse noch höher, und nimmt sie wieder in ihren Schooß auf. Und, wenn auch das ganze Meer in gewaltiger Bewegung ist, so findet sich doch eine Stelle, wo die Kraftäußerung am gewaltigsten sich darstellt, und wo am wenigsten. Immer ist jedoch die Masse zwischen beyden Extremen die größeste. Indem nun das Eine hervortritt, das Andre untergeordnet bleibt, werden beyde Endpunkte durch die größeste Masse verbunden. — So der Vortrag. — Die gewaltigsten Kraftäußerungen des empörten Elementes sind die Lichtpunkte, die schwächsten sind die Ruhe; und was zwischen beyden liegt, möchten wir den Waagebalken nennen, der beyde Waagschalen verbindet. — Der Schauspieler, der dieses Bild vor Augen hat, wird nie durch Monotonie ermüden.

B.

London, Dec. 1820.

(Fortsetzung.)

Herr Jeffrey, der Herausgeber des Edimburger Review, ist zum Rektor der Universität Glasgow erwählt worden, wo er in jeder der vier Nationen eine große Stimmenmehrheit hatte. Wirklich sind ihm die Schotten Dank schuldig, denn kein literarisches Werk hat ihre Gelehrten so weit und breit bekannt gemacht, als das von ihm gestiftete Review. — Die lithographische Charte, welche der berühmte Barrow entworfen hat, zeigt die ungefähre Weite von Lancaster's Sund, welcher blos mit dem Auge gemessen, 150 engl. Meilen lang und 20 bis 25 engl. Meilen breit zu seyn scheint. Diese Charte steht sowol in der Literary Gazette vom 25. Nov., als in der Morning Post. Er war es, der den Plan zu Roß's und zu Parrys Entdeckungsreise machte. Die vielen Gegner unter den Geographen, selbst Malte-Brun nicht ausgenommen, welche ein solches Unternehmen verlachten, sind nun zum Schweigen gebracht. Man wird aber die neue, nicht mehr zu bezweifelnde Durchfahrt, in einer etwas südlicheren Breite versuchen, als die ist, zu welcher Parry hinausdrang. Seine Reise sowol, als die Roß'sche, haben bereits den Vortheil gehabt, daß die Wallfischfänger sich nun in weit höhere und besser bevölkerte Gewässer wagen, als vorher. — Unter den Uebersetzungen, welche der gelehrte Orientalist, Parlaments-Mitglied und Baronet, Sir George Staunton d. jüng., rühmlichst bekannt durch seine mit Anmerkungen bereicherte Uebertragung des Ta-thing-luh-lih, oder des peinlichen Gesetzbuchs der Chinesen, bey Murray nächstens herausgeben wird, war auch ein beliebter chinesischer Roman angekündigt. Als der gelehrte Abel Remusat in Paris dieß sah, fragte er Sir Georgen, seinen persönlichen Bekannten, mit welchem er in freundschaftlichem Briefwechsel steht, was für einen Titel der Roman habe? Er sey nämlich selbst mit Uebersetzung eines chinesischen Romans beschäftigt. Es traf sich so, daß beyde Gelehrten ein und dasselbe Werk gewählt hatten! Aber da Sir George blos einen kurzen Abriß davon giebt, so hat er Hrn. Remusat ersucht, ja seine Bearbeitung des interessanten chinesischen Produktes der gelehrten Welt nicht vorzuenthalten, da gedachter Abriß gleichsam eine Einleitung dazu abgeben und ein Verlangen darnach erregen würde. — Die Schüler auf der großen, alten und reich ausgestatteten Schule zu Eton, haben seit geraumer Zeit ein Wochenblatt unter dem Titel: The Etonian herausgegeben, welches dem bekannten Microcosm, das vor dreyßig bis vierzig Jahren von ihren Vorfahren herausgegeben wurde, gar nicht nachsteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 3.

Nr. 3.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. Januar 1821.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia, und Vorschlag zu einem Nationaldenkmal zu Ehren Winckelmanns.

(Fortsetzung.)

So viel aus Dodwells Schilderung des gegenwärtigen Zustands der olympischen Ebene! Hoffentlich wird dieser Auszug hinreichend seyn, um dem Zwecke, wozu derselbe hier gegeben ward, zu entsprechen. Um die Aufmerksamkeit aber an gewisse Hauptpunkte darin besser zu fesseln, habe ich mehrere Stellen, die von besonderer Wichtigkeit sind, unterstrichen, worauf ich deßhalb gütig zu achten bitte.

Von Wichtigkeit ist nämlich hier *zuerst* die Angabe der *so vielen bronzenen Helme*, die in dieser Gegend von Zeit zu Zeit gefunden werden. Mit Recht vermuthet Hr. Dodwell, daß diese Helme nicht Kriegshelme sind, sondern eher zu der Rüstung der Hoplitodromen gehört haben möchten. Mehr noch würde ich aber der Meinung den Vorzug geben, daß sie entweder zu den Votivhelmen oder auch zu den bronzenen Statuen selbst gehört haben dürften, die ehemals diese Gegend schmückten. Diesen lezten Fall angenommen, würde besonders der Roß'sche Helm dafür sprechen, daß wir in ihm ein wirkliches Fragment von der Statue des Hieron von Onatas, wie Hr. Dr. Bröndsted glaubt, anerkennen dürften. Im zweyten Falle wäre er ein bloßer Votiv-Helm, über dessen Verfertiger dann weiter nichts vermuthet werden könnte. Ob aber in diesem Falle dieser Helm die erwähnte so wichtige Inschrift tragen könnte, bleibt sehr zu bezweifeln; denn was sollten denn die Συρακοσιοι darauf? Doch wohl schwerlich würden diese auf einem so unbedeutenden Helme sich als Theilnehmer des Weihgeschenkes haben angeben lassen können? Ein Einzelner, auch ein König, durfte und konnte aber eher selbst ein sehr einfaches Weihgeschenk mit seinem Namen bringen. Noch ungleich weniger jedoch kann, eben wegen dieser Inschrift, der Helm des Hieron der eines Hoplitodromen gewesen seyn. Folglich bleibt nur der dritte der oben angegebenen Fälle der wahrscheinlichere.

Von Wichtigkeit ist ferner *zweytens* die von Herrn Dodwell genau bemerkte *Dünnheit der Bronze* an allen von ihm gesehenen Helmen. Kriegshelme konnten sie schon deßhalb nicht wohl seyn. Vielmehr bewährten sie als solche ihr höheres Alterthum, da demjenigen, dem die Werke der alten Kunst aus eigener Anschauung bekannt seyn sollten, nicht entgangen seyn wird, daß die bronzenen Statuen, je älter, oder vielmehr je vollkommener sie gearbeitet waren, auch um so leichter und dünner in der Bronze gehalten waren. Nicht in der Masse, sondern in der Form ward ihr Werth gesucht, und man vergeudete die Bronze in den bessern Zeiten der Kunst, bey den Griechen zumal, nie ohne Zweck. Dieser Abstand läßt sich besonders bey der Vergleichung der modernen Bronzen mit den antiken am bestimmtesten erkennen. Zur Fixirung eines Urtheils darüber, verweise ich an die Bronzen zu Neapel und zu Rom. Der treffliche Dornenzieher oder der junge Sieger im Wettlauf, wie andere wollen, vom Capitol, wie herrlich ist dieser nicht in Hinsicht auf seine Formen, und wie leicht im Guß, obgleich man keineswegs behaupten wird, daß er zu den leichtesten Güssen gehöre! Ungleich stärker und schwerer ist selbst der Guß der Büste des Hadrian aus der S. Marcusbibliothek zu Venedig. Leichter und vorzüglicher in der Form ist gegen die vorhergehende Büste die Bronze des Brutus, (der Kopf, nicht die Brust,) aus dem Pallaste der Conservatoren in Rom. Von ungleich dünnerem Guß sind ferner die Bronzen aus Herkulanum und Pompeji, als diejenigen größtentheils alle, die man auf dem Capitol zu Rom findet, den vergoldeten Herkules in der Stanze der Conservatoren etwa ausgenommen. Einer der leichtesten Güsse bey fast colossaler Größe, ist aber besonders der Hermes Logios oder Agoraios im kaiserlichen Antikenkabinet zu Wien. Und sicher ist diese die vollendetste und herrlichste aller großen Bronzen, die wir bis jezt kennen gelernt haben! Wahrscheinlich von griechischen Meistern, noch in der Blüthe der Bronzegießerkunst, verfertigt. — Daß also auch sehr dünne bronzene Helme Statuen angehört haben könnten, möchte schwerlich mit Grund bezweifelt werden können; *dieß so wenig*, als daß sie abgesondert vom Guß des Gan-

zen auf den Köpfen saßen, wofür ebenfalls Beyspiele beygebracht werden dürften.

Von Wichtigkeit ist drittens der Fund des höchst wahrscheinlich zu dem einen Tripus auf dem Giebelfelde des Tempels des olympischen Zeus gehörenden vergoldeten Kessels von Bronze; ebenfalls von großer Dünnheit des Gusses: da Pausanias bestimmt von zwey Tripoden an dem Gebäude gesprochen, die sicher vergoldet waren. Und wie möchte wohl, ohne diese so natürlich sich bietende Annahme, sonst eine andere Wahrscheinlichkeit aufgefunden werden, die den Fund eines so großen vergoldeten Gefäßes an diesem Orte erklärte? Dasselbe gilt auch von dem bronzenen Schilde, den Dodwell ebenfalls sah, und der, wo er nicht irgend einmal zu einer Statue gehört, wohl den 25 bronzenen Schilden nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit beygezählt werden dürfte, die in dem Tempel des olympischen Göttervaters sich zu des Pausanias Zeit befänden und mit denen gerüstet die Wettläufer in die Rennbahn hinabstiegen.*)

Von Wichtigkeit ist viertens die Menge des übrigen hier gefundenen und immerfort, selbst nur auf der Oberfläche, oder in dem Flusse verhaltenen, bronzenen antiken Geräthes. Woher diese Menge desselben, das sich schon so ganz ungesucht den Fischern wie dem Grabescheit darbietet? — Fast ungezwungen scheint sich hier die Vermuthung zu zeigen, daß der Untergang von Olympia's durch die Schöpfungen der Kunst so reich geschmückter Ebene nicht durch Zerstörung von Menschenhand sowohl, als vielmehr durch gewaltige Naturbegebenheiten bewirkt worden seyn möge.

Zwar, daß Menschenhand schon in früherer Zeit hier manchen Frevel verübt habe, wer möchte dieses so ganz in Abrede stellen wollen? Was für Gräuel die ungebildeten wilden Aetolier in ihrem Kampfe mit dem achäischen Bund auch in Olympia, jedoch noch ärger zu Dodona verübt, erzählt uns Polybius IV, 65. V. 9. Wie Sylla Olympia eben so wenig als andere Hauptplätze Griechenlands verschont, sagt Plutarchos im Sylla, und Appian im Mithridatischen Kriege C. 28 u. 29. Wie Nero sich dort benommen, berichten Pausanias und noch auffallender Suetonius. Und hatte auch das besiegte Griechenland nach Nero's Zeit eine lange Ruhe, während welcher Fürsten, wie Trajan, Hadrian u. a. m., zu erhalten, ja sogar noch nachzuschaffen suchten: so scheint doch, wenigstens nach der Theilung des römischen Reichs, in den spätern Zeiten der byzantinischen Kaiser manches aus Olympia nach Constantinopel abgeführt worden zu seyn, wenn die Nachricht aus Cedrenus I. wirklich gegründet ist, daß die Statue des olympischen Jupiter noch im eilften Jahrhunderte sich zu Constantinopel befunden habe. Möglich für die Annahme bleibt es dann immer, daß auch in spätern Zeiten ätolische Fäuste wiederum in Olympia gewirthschaftet haben könnten.

*) Verglichen die in diesem Zusammentreffen der Umstände sicher bedeutende Nachricht bey Pausanias V. 12., wo man liest: κεῖνται δὲ αὐτόθι καὶ ἀσπίδες χαλκαῖ πέντε καὶ εἴκοσι, τοῖς ὁπλιτεύουσιν εἶναι φορήματα ἐς τὸν δρόμον. Sie lagen nämlich im großen Tempel.

Allein greift denn die Räuberhand nicht vor allem nach demjenigen, was als Material kostbar ist, besonders nach allem Erz? Damit kann der Barbar schon manchen Nutzen sich verschaffen, und dem gilt sicher ein bronzener Nagel ungleich mehr, als das schönste Marmorgebilde; wie man dieß in Rom, ja wohl allerwärts, an den alten Monumenten sehen kann, aus denen die Klammern oder Nägel von Erz herausgebrochen wurden. Demnach würde wohl schwerlich so vieles bronzene Geräthe aller Art in Olympia's Boden gefunden werden, wenn dessen Zerstörung vorzüglich durch räuberische Hand bewirkt worden wäre.

Nur in solchen Gegenden und Orten, die eine gewaltsame und plötzliche zerstörende Umwandlung erfuhren, wie in Herculanum, Pompeji, Ostia u. s. f. werden neben anderen Gegenständen der Kunst auch eherne Werke, eherne Geräthschaften aller Art gefunden, die sonst sehr selten sind, wo blos Menschenhand verwüstete.

Nach Erwägung dieses Umstandes, den wohl schwerlich derjenige als unbedeutend übersehen wird, der mit Ausgrabungen und deren Geschichte auf klassischem Boden vertraut ist, bleibt nun aus der Dodwellschen Schilderung ferner fünftens von Wichtigkeit, die Angabe der Zertrümmerung der so ungeheuren, gegen 21 Fuß und darüber im Umfang, bey 7 Fuß 3 Zoll im Durchmesser haltenden Säulen, und deren gänzlichen Umsturzes auf einen Haufen, so daß die Mauer der Cella nur noch zwey Fuß über dem Schutt oder den Trümmern sich erhebt, obwohl auch diese beträchtlich von ihrer Höhe verloren haben wird. Schwerlich that oder vermochte dieses räuberische Menschenhand in dieser Art, und wenn die benachbarten Lallioten noch in den neuern Zeiten die Materialien zu dem Bau ihrer Häuser aus dem großen Tempel nahmen, so werden diese sicher weit eher nach den schon zugehauenen kleinern und bequemern Bausteinen an den Mauern gegriffen haben, als nach den kolossalen, felsenähnlichen Säulen; wobey das Auffallende dadurch vermehrt wird, daß auch nicht eine einzige Säule von allen, weder an diesem großen Tempel, noch an den übrigen oben genannten stehend oder aufrecht angetroffen wird. Aller Wahrscheinlichen Vermuthung nach kann dieß nur von der Wirkung einer sehr gewaltsamen Naturerscheinung eine Folge seyn.

Demnach wird in der Dodwellschen Schilderung sechstens vorzüglich wichtig die Erwähnung des heftigen Erdbebens, das er selbst, während seiner so äußerst kurzen Anwesenheit in dieser Gegend, und zwar nur eine halbe Stunde von dem großen Tempel entfernt, erfuhr, so wie auch die

fast mehr als philosophische Ruhe des Aga, der die Reisenden damit tröstete, sein aus Holz und biegbarem Materialien erbautes thurmähnliches Haus werde eher biegen als brechen. Ohne Zweifel waren dergleichen Erschütterungen dem Aga nichts Ungewöhnliches, und er wusste, daß ein Gebäude, aus nachgebendem Holz erbaut, nicht leicht umstürze, aus langer Erfahrung; so wie wir von Pouqueville und andern Reisenden belehrt sind, daß auf der Westseite des Peloponnesus die Erdbeben immer häufig waren, weßhalb denn auch eben daselbst gerade die allerwenigsten noch stehenden Trümmer alter Gebäude angetroffen werden. Erdbeben, besonders solche, wo der Stoß von unten empor kommt, sind aber die gefährlichsten Feinde aller Gebäude, besonders der Säulengebäude, und so wird dieser Umstand, mit allen den übrigen in Uebereinstimmung, es sehr wahrscheinlich machen können, daß die Prachtgebäude von Olympia ihren Umsturz und ihre Zerstörung hauptsächlich nur durch ein bedeutendes Erdbeben gefunden haben mögen.

In dieser Verbindung wird endlich vorzüglich wichtig siebentens die Dodwell'sche Nachricht von dem alljährlich einmal, oder wohl mehreremale, aus seinem Bette austretenden Alpheios, durch den neues Land in beträchtlicher Höhe über dem ehemaligen alten Boden aufgeschwemmt worden ist, da der Alpheios so vielen Schlamm mit sich führt, gleich dem Tiber in Rom. Wie hoch das aufgeschwemmte Land sey, ist in genauem Maaß von Hrn. Dodwell nicht angegeben worden. Dieser Reisende spricht nur von einer Erhöhung des Bodens überhaupt. Ohne Zweifel hat aber sie in Hinsicht auf die Länge der Zeit und auf das Zusammenstürzen so bedeutender Gebäude, die ehemals in dem nicht sehr ausgedehnten Raum des Gefildes von Olympia sich befanden, sehr beträchtlich seyn müssen. Beyde Ursachen, Ueberschwemmung und davon begleiteter Ueberzug der Ebene mit Schlamm, sodann der Schutt der zusammengestürzten Gebäude, besonders der hohen Erdwälle des Hippodrom haben demnach theils plötzlich, theils allmählig die Werke der bildenden Kunst den Blicken der Welt entziehen müssen; die Werke der Kunst, die — wie Pausanias selbst ausdrücklich bemerkt *) — sich alle auf einem ursprünglichen Sumpfboden befanden, und der folglich bey Erdbeben und damit verbundener Ueberschwemmung eines reissenden Stroms noch mehr dazu geeignet war, diese größtentheils in sich aufzunehmen. Denn wenn auch Cedrenus, und nach diesem Chandler, berichtet: die Statue des olympischen Zeus sey nach Constantinopel gebracht worden, wo man sie noch im eilften Jahrhunderte n. Ch. gesehen; so ist doch bis jezt noch keine Nachricht bekannt geworden, die ein gleiches von den andern fünf Colossen desselben Gottes am Fuße des kronischen Hügels, den achtzehn anderen großen Statuen im großen Tempel und den zwanzig Colossen im Tempel der Hera erzählte; noch weniger endlich liesse sich vermuthen, daß die vielen hundert oder tausend übrigen Werke, was besonders die Werke aus Marmor anbetrifft, in denjenigen Zeiten von Olympia alle abgeführt worden wären, wo doch die Gleichgültigkeit gegen die Werke der Kunst und die Barbarey ziemlich schnell begonnen hatte.

Von diesen wenigstens wird sicherlich, vielleicht nur mehr oder weniger beschädigt, der ungleich größere Theil noch jezt in der Tiefe von Olympia's Boden ruhen. Denn wenn sich bis auf unsere neueste Zeit, theils in den Netzen der Fischer im Alpheios, theils bey ganz oberflächlichen Nachgrabungen, so vieles bronzene Geräthe, Helme mit Inschrift, Schilde, Weihkessel ꝛc. finden, was bey bloßen Plünderungen oder Zerstörungen durch Menschenhand am mehrsten oder allein reizen musste; so lässt sich wohl mit aller Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Marmorarbeiten noch unverhältnißmäßig mehr hier verborgen seyn müssen, indem diese weder früher noch später die barbarischen Bewohner oder Zerstörer von Olympias Gegend auf irgend eine Weise reizen konnten. Demnach wäre die Vermuthung des Hrn. Bröndsted keineswegs zu verwerfen, daß der von ihm beschriebene Helm mit Inschrift zur Statue des Hieron von Onatas gehört haben möge; bey welcher Annahme dann aber auch die zweyte Vermuthung sich bietet, daß jene Statue selbst sehr wahrscheinlicher Weise noch in Olympia's Ebene ruhen könne; nur tiefer, als der Helm gelegen hat, da das Leichtere natürlich höher zu liegen kommt, oder da die Ueberschwemmungen des Flusses ihn eben sowohl von seiner Statue weggeführt haben mögen, als dieß bey den andern, sogar im Alpheios gefundenen Helmen der Fall gewesen seyn wird. *)

Das Schicksal von Olympia wird von dem der Stadt Ostia im alten Latium nicht sehr verschieden gewesen seyn. Daß diese leztere Stadt nicht sowohl durch Plünderung und Brand, als durch Erdbeben, vorzüglich aber durch Ueberschwemmung ihren Untergang gefunden, ist gegenwärtig allgemein anerkannt. Flußschlamm, mit Schutt vermischt, bedeckt daselbst das alte Pflaster von 12 Fuß bis zu 25 Fuß Höhe, wie man besonders an dem ausgegrabenen großen Tempel, von dem nur noch die Cella steht, mehrere treffliche Marmorsäulen aber in dem tiefen Graben um denselben

---

*) Vergl. Pausanias; V. 11: wo er angibt, man habe die aus Elfenbein gearbeitete Statue des Zeus in Olympia, um sie vor Schaden zu sichern, häufig mit Oel bestreichen müssen, weil die Gegend umher sumpfig sey. διὰ τὸ ἑλῶδες τῆς Ἄλτεως.

*) Den Alpheios selbst abzuleiten, möchte wohl eben so vergeblich und unnützlich, als höchst kostspielig seyn. Die daraus zu gewinnende Ausbeute dürfte schwerlich die der jüngsten Antikensischerey in dem Tiber bey Rom um Vieles übertreffen. Die wichtigeren und schwereren Kunstwerke hat der Strom wohl nicht in sein Bette wälzen können.

liegen, deutlich bemerkt. Ob gleich man nun daselbst auf nichts bedeutendes trifft, so lange man während des Nachgrabens zu nahe an der Oberfläche des, einer wüsten Viehweide ähnlichen, Bodens sich hält; so ist doch jede Nachforschung von glücklichem Erfolg begleitet gewesen, als man die Tiefe des alten Pflasters zu erreichen strebte. Ohne Zweifel würden also Nachgrabungen, mit besonderer Aufmerksamkeit und Vorsicht angestellt, zu Olympia ähnliche, und wohl — nach den schon erwähnten Erscheinungen zu schließen — noch weit glücklichere Resultate gewähren.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten aus Frankreich.

Paris. Die Freunde der Kunst erinnern sich noch mit Vergnügen, von der lezten Gemäldeausstellung her, des Bildes: Tasso's Tod, von Ducis, Neffen des berühmten Dichters dieses Namens, und Schwager des großen Tragikers Talma. Der Künstler hatte sich vorgesezt, vier Hauptscenen aus dem Leben des Sängers von Sorrento darzustellen, und vollendete die Sammlung, womit er beynahe zehn Jahre lang sich beschäftigt hatte, durch diese Arbeit. Die verwittwete Prinzessin von Talmont hat die vier Gemälde gekauft, und sie zieren gegenwärtig ihr Gesellschaftszimmer, wo der Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, um vieles die Wirkung übertrifft, die sie bey der öffentlichen Ausstellung hervorbrachten. Sie geben gewissermaßen eine dramatische Vorstellung in vier Abtheilungen von demselben Manne, in vier sehr verschiedenen Zeitabschnitten seines Lebens. Das erste Gemälde zeigt Tasso, wie er der Prinzessin Leonore eine Episode aus seinem befreyten Jerusalem vorliest, worin eben diese Prinzessin, die der Dichter liebte, unter Sophroniens Namen dargestellt ist. Damals blühte das Gesicht des Dichters von Jugend, Hoffnung, Liebe und Glück. — Das zweyte Gemälde hat Tassos Gefangenschaft zum Gegenstande, und zeigt ihn in einem Zustande der Verzweiflung und des Wahnsinnes, in welchem Michel Montaigne, der eben damals durch Ferrara reiste, ihn findet. In Blick und Zügen ist neben der Geistesabwesenheit das große Dichtergenie unverkennbar, zugleich aber bildet das Feuer der Augen, welches das Geheimniß der Seele des Dichters zu verrathen scheint, einen glücklichen Gegensatz mit der Ruhe, die auf dem Gesichte des Philosophen herrscht. — Das dritte Gemälde stellt den Dichter dar, wie er, mit Lumpen bedeckt, aus seinem Kerker wieder ans Licht getreten ist, sich bis in seinen Geburtsort geschleppt hat, und sich hier in der Wohnung seiner Schwester Cornelia befindet. Da er sie prüfen will, ob Zeit und Unglück eine Veränderung in ihren Gesinnungen hervorgebracht haben, gibt er sich anfangs nicht zu erkennen, sondern kündigt sich als einen Boten an, der ihr einen Brief von Tasso zu übergeben habe. Gerührt von dem Schmerze, den sie beym Lesen dieses Briefes, worin des Bruders traurige Schicksale beschrieben sind, blicken läßt, kann er sich nicht länger halten, sondern stürzt sich in Cornelias Arme. — Tasso's Tod ist, wie schon gesagt, der Gegenstand des vierten Gemäldes. Der Maler stellt das Leichenbegängniß des Dichters im Kloster Onofrio dar, an eben dem Tage, an welchem ein Triumphgepränge auf dem Capitol für den Verfasser des Befreyten Jerusalems zubereitet wurde. Auf die Nachricht seines Todes eilen seine Freunde hin zum Sarg des Erblaßten, und der Kardinal Cintio krönt hier das Haupt des unsterblichen Barden.

Im Departement der untern Seine, eine Stunde Weges vom Städtchen Eu, wurden vor einiger Zeit die Trümmer einer römischen Stadt entdeckt. Einige Nachgrabungen die seitdem gemacht worden sind, haben schon mehrere Gegenstände des Alterthums zu Tage gefördert, unter andern die Mauern eines Tempels, deren oberer Theil vom Feuer gelitten zu haben scheint. Nahe an der Vorderseite dieses Tempels sind römische Münzen aus den Zeiten Augusts und Tibers gefunden worden. In einem stark verwachsenen Dickicht nimmt man die halbrunde innere Form eines Amphitheaters oder einer Rennbahn wahr, und mehrere andere Spuren lassen noch viele wichtige Entdeckungen vermuthen, wovon zu wünschen wäre, daß sie die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen möchten; denn Privatpersonen würden ihr Vermögen zu Grunde richten, wenn sie aus eignen Mitteln die Nachgrabungen fortsetzen wollten.

Bey den Arbeiten, die, seit einiger Zeit vorgenommen worden sind, um den Gesundbrunnen zu Néris, im Allier-Departemente, immer mehr zu vervollkommnen, hat man ebenfalls schon manche Spur des Alterthums angetroffen. So entdeckte man jüngst beym Graben einer Wasserleitung zu den warmen Bädern, eine Piscine von ungefähr funfzig Fuß im Durchmesser, und acht bis neun Fuß Tiefe. Innerhalb steigt man auf mehrern kreisförmigen Stufen hinab. Diese Treppe, imgleichen der Boden und die Umfassung, sind mit dem schönsten Marmor bekleidet, den ein drey Zoll dicker Mörtel von grauer Farbe bedeckt, dessen Beschaffenheit und Zubereitung man gegenwärtig nicht mehr zu kennen scheint. Noch hat man sechs kleinere, runde und viereckige Wasserbehälter gleicher Gattung, und ebenfalls mit einer marmornen Bekleidung versehen, angetroffen. Diese Entdeckungen lassen auf noch viel wichtigere schließen, um so mehr, da Säulengänge von Marmor und Granit, die bey Aushöhlung eines Grabens in der Nähe eben dieser Badeanstalt gefunden wurden, das Daseyn eines alten Tempels fast außer Zweifel setzen.

H — h.

Nro. 8.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. Januar 1821.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten.

Goethes zahme Xenien.

Briefe eines deutschen Gelehrten, der sich gegenwärtig auf einer Reise durch Spanien befindet.

Madrid, den 17. Dec. 1820.

(Fortsetzung.)

Fremde strömen jezt verhältnißmäßig viele herbey, am meisten Franzosen, einige Engländer und von Deutschen nur, so viel ich weiß, ein Paar, viele ziehen sich aber, da ihre Plane sich selten verwirklichen, bald zurück, und Alle klagen über den Mangel jener Bequemlichkeiten, die jedes andere gebildete Reich des europäischen Kontinents darbietet. Wir haben gute Landstraßen, aber für den, der nicht mit Postpferden reiset, wenig Gelegenheit, darauf fortzukommen; nur zwischen hier und Barzellona ist eine neue Diligence angelegt. Auch nach Irun soll eine angelegt werden, allein solche Dinge brauchen hier viel Zeit, bis sie zur Ausführung kommen. Hier herrscht gegenwärtig eine so ungeheure Theurung, daß ein einzelner Mann unter 3000 fl. fast nicht leben kann und dessen ohngeachtet fast alle Bequemlichkeiten entbehrt, die er im südlichen Deutschland hat, wenn er 800 fl. ausgiebt. Für 600 — 800 fl. Miethe findet er kaum ein erträgliches Zimmer, und will er einige Bequemlichkeit, so muß er einen Bedienten halten, da man sogenannte Lohnbediente vergebens sucht. In demselben Verhältniß muß man Wäsche, Kleider rc. bezahlen, nur den Mittagstisch kann man zu einem Piaster d. i. 2 fl. 36 kr. anständig haben, wenn auch nicht so gut, als zu Frankfurt um 1 fl. Die Tasse Kaffee kostet in den Kaffeehäusern 16 kr. Ein dänischer Gelehrter, der vor ein Paar Wochen hier angekommen ist, und den ich beym schwedischen Geschäftsträger zufällig fand, soll, wie man mir versichert, mehrere Nächte auf der Straße zugebracht haben, weil ihm seine Verhältnisse nicht erlauben, solche Ausgaben zu machen. Da er sich vorzüglich mit dem Studium der alten Schriftcharaktere beschäftigt, so sollen seine Papiere dem Alkaden große Besorgnisse eingeflößt haben, weil man die copirten Züge für Chiffern hielt; er wurde daher als der Spionerie verdächtig verhaftet, nach der Erklärung des Räthsels aber wieder freygelassen.

Da das Leben der gebildeten Mittelklasse sich hier, wie anderswo, an Schauspiel, Concert und Literatur erheitert, so will auch ich hier vom Schauspiel, Concert und Literatur reden.

Die Theater werden besucht, so wie sie es verdienen, d. h. sehr wenig. Die Logen sind meistentheils fast ganz leer; der übrige Theil des Hauses ist oft nur zur Hälfte voll. „Die wenigen Zuschauer, sagte lezthin ein hiesiges Blatt, welche den Vorstellungen fort und fort beywohnen, beweisen eine große Anhänglichkeit und eine unerschütterliche Beständigkeit. Ich bin gewiß, daß der größte Theil von denen, welche man täglich in den Logen und in den Lunetas sieht, (und es sind fast immer ein und dieselben Gesichter) ins Theater gehen, ohne zu wissen, daß sie hineingehen, indem sie sich aus reiner Gewohnheit gehen lassen. Consuetudo altera natura!" — Ueber die Abnahme des Theaterbesuchs wird mancherley hin und her geredet.

Es sind der Ursachen unstreitig mehrere, welche zusammen wirken und die für die Kasse der Unternehmer höchst nachtheilige Wirkung hervorbringen. Nach einstimmiger Behauptung aller Männer von Bildung, hat der Tod des Schauspielers Maiquez der Madrider Bühne einen großen Stoß gegeben. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, von diesem großen, allgemein betrauerten Künstler zu reden. Die Schauspieler, welche jezt auf den hiesigen Bühnen ihr Wesen treiben, sind in der That höchst mittelmäßig; was Jedermann fühlt und einsieht; man gewahrt bey Mangel außer Anlage und Kenntnissen auch noch Mangel an freudigem Eifer und verständiger Leitung. Die große Theurung, die politische Lage des Landes und die patriotischen Gesellschaften halten überdieß noch manchen zurück, der außerdem das Theater besuchen würde. So kommt es denn, daß die Einnahme zuweilen, wie ich bestimmt weiß, kaum 15 Louisd'or beträgt. — Inzwischen suchen die Theater durch Mannichfaltigkeit der Darstellungen zu locken.

Das Theater del Principe gab in der lezten Woche allein fünf Lustspiele von entschiedenem Werthe und drey gute Tragödien, nämlich: El parecido en la Corte, el Celoso y la Tonta, el Baron, la Mogigata, el Médico á Palos, los templarios, Numancia destruida und la Virginia. — „El Parecido en la Corte“ ist eines der heitersten Lustspiele von D. Augustin Moretin. Man findet zwar jene Wortspiele und gesuchten Gleichnisse darin, welche sein Jahrhundert charakterisiren, allein der Dialog ist fließend, gefällig und elegant; die Handlung hat Interesse und Bewegung, die Versifikation ist rein und wohlklingend. Es ist unstreitig eines von den Stücken, in denen sich das Genie, die überströmende Phantasie und die Kraft der ältern spanischen Dichter kund thut. — „El Celoso y la Tonta (Eifersucht und Einfalt)“ von D. Damaso Isusquiza ist ein Intriguenstück mit moralischer Nutzanwendung, eine Sittenpredigt, an die Spanier gerichtet, sie von der Untugend der Eifersucht zu heilen und sie zu lehren, den Weibern mehr Vertrauen zu schenken, indem gerade die, welche sie am sorgfältigsten hüten, von der List derselben betrogen werden. — „El Baron,“ „la Mogigata (die Heuchlerin), und „El Médico á Palos“ sind beliebte Lustspiele von dem über die Maßen gerühmten Theaterdichter Moratin, der, so viel ich weiß, sich gegenwärtig in Barzellona aufhält. — „Los Templarios“ sind eine matte und holperigte Uebersetzung der Renouardischen Templer. Der Uebersetzer scheint weder mit dem Genius der französischen Sprache vertraut zu seyn, noch die spanische in seiner Gewalt zu haben. Ich lernte in Sennora Agustina Torre, welche die Königin gab, eine achtungswerthe Künstlerin schätzen, und glaube, daß Sennor Caprara, der den Großmeister mit Beyfall spielte, in guter Schule Gutes leisten würde. — Die „Virginia“ des Alfieri, von Sennor Solis, einem jungen, hoffnungsvollen Dichter, mit großem Geschicke ins Spanische übersezt, hat ausgezeichneten Beyfall gefunden, den sie mitunter auch den beziehungsreichen Stellen dankt, und den Ideen, welche sonst nie auf der spanischen Bühne laut werden durften. Verse, wie z. B.

. . . . Quién ha visto
mas execrables leyes? ... Los romanos
servir! ... A los tiranos decenviros
servir el pueblo libre? A los soberbios
sus frentes humillar? .... No son nacidos
para servir, aquellos que tenemos
manos y corazon. . . . . . .

(Hat man je schändlichere Gesetze gesehen? — Die Römer dienen! — Das freye Volk den tyrannischen Dezemviren dienen? — Vor den Uebermüthigen sich demüthigen? — Wer Arme und ein Herz hat ist nicht zum Dienen geboren.)

wurden mit unbändigem Lärmen beklatscht. — Doch mehr noch als Lustspiel, Bolero und Saynete entzückt der joven indio Cossoul mit seinen Kugeln, Platten und Fertigkeiten, derselbe, der vor Kurzem auch in Deutschland so viel Glück gemacht hat. Vorigen Donnerstag hat derselbe auch vor der Königl. Familie und dem ganzen Hofe, da der König gegenwärtig das Theater nicht besucht, eine Vorstellung gegeben und unter anderm auch unter Begleitung der Königl. Kapelle ein Violinconcert von Viotti gespielt. — Zur Abwechslung unterhält noch der bekannte Professor Robertson aus Paris mit seinen mechanischen und physikalischen Kunststücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Vieles in mir sprach laut gegen Paulmanns Ansicht; vorzüglich empörte sich dagegen in mir das Gefühl, mit dem der Mann, dem schwächeren Geschlecht gegenüber, es stets als einen Mangel der Großmuth empfinden muß, wenn diese zarten Wesen durch das Herrschergesetz roher Stärke zur Abhängigkeit und Unmündigkeit verdammt werden. Ich machte Paulmann dieses bemerklich. Will ich denn das? fragte er mit weichem Ernst; liebe ich mein Weib etwa nur, weil sie die Mutter meiner Kinder ist und meinen Haushalt gut führt? Drücke ich sie nicht in dem innigen, dankenden Gefühl, daß sie mir zum Vollgefühl des Daseyns, zur Vollendung meines Wesens, zu dem Glück meines Lebens unentbehrlich ist, an mein Herz? Der Mann ist seiner Natur nach oft roh, das Weib ist es ohne gänzliche, gräßliche Entartung nie — aber eben um dieser Schönheit ihrer Natur willen braucht sie nichts zu lernen, um gebildet zu heißen; alle Sprachkenntnisse, alle Virtuosität in Künsten, aller Glanz

der Weltbildung, aller Reichthum witziger Unterhaltungsgabe, entstellen nur in ihr die angeborne Schönheit. Ich höre meine Marie, ich höre Dorothea so gerne ihre einfachen Lieder singen — allein sähe ich sie je in Gesellschaft oder in Concerten mit ihren wirklich schönen Stimmen prunken, so wäre mir meine Freude an ihrem Gesang auf immer verleidet. Beyde sprechen ihre Sprache rein und richtig, Beyde sind fähig die Schönheit eines Kunstwerks, einer Dichtung im Gefühl, nicht im Begriff, also nicht als Kunstleistung, sondern als etwas wirklich Lebendes und Erlebtes, zu empfinden; aber ich wiederhole es Ihnen, die Bildung der Frauen muß so in Einfalt und Liebe begründet seyn, daß sich ihr Wesen durchaus nicht in Werke darstellen läßt. Die gebildeten Frauen, diese Vielwisserinnen, diese ästhetischen Kunstkennerinnen, Virtuosinnen und Schriftstellerinnen sind mir als eine Pest des Lebens und der Gesellschaft verhaßt.

Hier fiel mein Blick auf Dorothea — ein schmerzlicher Zug flog über ihr sonst so still heitres Gesicht, und ihr Auge füllte sich mit Thränen — sie erröthete, als sie sah, daß mein Blick mit theilnehmendem Befremden auf ihr weilte, und stand auf, sich leise zu entfernen. Paulmann bemerkte dieß nicht, und fuhr fort: Thatenmuth und Gedankenfülle soll der Mann nicht erst durch die Liebe erhalten; sein Daseyn ist nicht ausschließlich in dieser bedingt, allein weihen soll ihn das Weib zu beyden durch ihre Liebe, und durch ihren Reiz und ihre Grazie ihm und seinem Leben Milde und Klarheit geben. Er schloß hier Marie in seine Arme, und gerührt sagte er, sie leise auf die Stirne küssend, muß nicht das geliebte Weib es tief und innig in ihrem Herzen fühlen, daß sie ein den Mann veredelndes Wesen, die Schöpferin und Pflegerin seines Glückes ist, und daß von ihr in den unsichtbaren Banden der Liebe und der Anmuth gehalten, seine Stärke sich so gern vor ihrer Milde beugt? — Mit unendlicher Liebe in Blick und Ton neigte sich Marie zu ihm nieder, und seine Hand zu ihren Lippen emporhebend flüsterte sie: sie wird fühlen, daß es nicht die Herrschsucht des Mannes ist, die von ihr Gehorsam heischt, sondern, daß das Bedürfniß ihrer Natur, sich einem höheren Wesen anzuschmiegen, sie dem Manne unterwürfig macht, den sie mit ganzer Seele als ihren Beschützer, ihren Gatten, als ihr sichtbar gewordenes Schicksal ehrt und liebt. —

Tief ergriffen stand ich auf, und Beyder Hände fassend, und sie vereint an mein Herz drückend, pries ich ihr Glück, und eilte schnell hinweg, weil ich mich bewegter fühlte, als ich es mir selbst zu deuten vermochte. Mir war es, als zerfließe vor mir Sidoniens hohes, herrliches Bild in Nebel, als verschwinde die Sicherheit der Wahrheit meiner Empfindung für sie, und mache der Angst Platz, in ihr einem Trugbild nachzustreben. Marie und Dorothea — wie fremd war ihnen der Glanz, der Schimmer, mit dem mich jene in der Hoheit ihres Geistes, in der Kühnheit ihrer Lebensansichten, in der Genialität ihres Talents bezaubert hatte — und doch fühlte ich, daß beyden Frauen bey der frommen Einfalt, die ihnen ihr einsames Leben und ihre einfache Bildung gegeben und bewahrt hatte, auch jener namenlose Zauber der Seelenschönheit und der Weiblichkeit eigen war, der so viel Macht über das Gemüth des Mannes hat, und durch den allein die Neigung sich zu Liebe ausbilden kann, weil sie für die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit der Schönheit und der Jugend allein den Ersatz sichert, den der Mann zu finden begehrt, um nicht im Wechsel das Bleibende suchen zu müssen. Ich blieb den Nachmittag allein auf meinem Zimmer, die Unruhe, die ich empfand, that mir quälend wehe, ich war mir selbst nicht klar, und strebte vergebens nach Verständniß des Streites in mir. Schon mehreremal hatte ich empfunden, daß Dorotheens Nähe mir in solchen Stimmungen wohl that. Sie ist so klar, so milde freundlich, nie aufreizend, stets besänftigend — heute bey Tisch hatte ich sie zum Erstenmal bewegt, schmerzlich bewegt gesehen. Wer hatte sie verlezt? ich, durch den Werth, den ich einer ihr versagten Ausbildung der Fähigkeiten des weiblichen Geistes beklagte, oder Paulmann, dessen Grundsätze für sie vielleicht zur drückenden Beschränkung geworden waren? — Sie war mir überhaupt oft eine räthselhafte Erscheinung gewesen, in der Einfachheit ihres Wesens glaubt man sie in der ersten Stunde, wo man sie sieht, durchschaut zu haben; es ist Dir, als habest Du schon Jahrelang mit ihr gelebt, und je länger Du sie siehest, je mehr sich ihr Wesen vor Dir entfaltet, je reicher an innerm, geheimnißvollen Reichthum erscheint sie, und durch die Heiterkeit ihres Wesens leuchtet zuweilen ein Strahl tiefen Ernstes und einer sanften Wehmuth. Ach wäre es ihr vom Schicksal vergönnt worden, in Wissenschaft und Kunst Organe für die Kraft ihrer Seele und ihres Geistes aufsuchen zu dürfen, sie würde neben den Herrlichsten ihres Geschlechts glänzen, statt daß jezt ihr schönes Leben spurlos dahingleitet, ohne je die wahre Würdigung seines Reichthums zu erhalten. — Ich strebte gewaltsam, Sidoniens Bild festzuhalten, aber immer brach in mir der Vorwurf wieder durch, in Dorotheens Gegenwart Meynungen ausgesprochen zu haben, die ihr vielleicht wehe gethan hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 12. Dec. 1820.

Bevor ich Ihnen etwas von dem Gang des hiesigen öffentlichen Unterrichts sage, bemerke ich, daß man uns von Madrid aus auf sehr zuverläßlichem Wege geschrieben, daß man sich jezt über den Plan des öffentlichen Unterrichts bespricht, und es ist schon die Errichtung von vierzig Universitäten auf der Halbinsel genehm-

migt worden. Auf diesen sollen folgende Gegenstände gelehrt werden: 1) Spanische und lateinische Grammatik; 2) Geographie und Chronologie; 3) Literatur und Geschichte; 4) reine Mathematik; 5) Physik; 6) Chemie; 7) Botanik und Agrikultur; 8) Zoologie und Mineralogie; 9) Logik und allgemeine Grammatik; 10) Statistik und Staatswirthschaft; 11) Moral und Naturrecht; 12) Oeffentliches Recht und Konstitution. — Auffallend ist es, wie sich hier, in Paris, die öffentliche Meinung bey allen Gelegenheiten an den Tag legt. Hr. Guizot hatte seit zwey Jahren seinen Geschichtkursus nicht mehr gehalten, weil die hohen Staatsämter, zu denen er sich emporgeschwungen hatte, ihn davon abgehalten hatten, und ein öffentlicher Lehrer in Paris, wenn er einiges Ansehen hat, nur dann seinen Vortrag hält, wann er kann; hat er keine Zeit, sein Amt zu erfüllen, so muß sich die Jugend anderswo um Unterricht umsehen. Da Hr. Guizot nun diesen Winter seine Vorlesungen wieder beginnen wollte, so wurde, bey den Verhältnissen, worin sich der Professor befindet, eine Tagesbegebenheit aus diesem ganz einfachen Umstande, und die Regierung und der Unterrichtsrath blieben dabey keineswegs ruhig und unthätig. Um dieses zu begreifen, muß man sich aus den Zeitungen erinnern, was sich seit mehreren Jahren mit Hr. Guizot zugetragen hat. Von einem bloßen Privatgelehrten hatte er sich bey der Staatsumwälzung vom Jahr 1814 zu einem Generalsekretär des Ministeriums des Innern, und von dieser Stelle zum Maître des Requêtes und sogar zum Staatsrathe erhoben. Er gehörte in dieser Eigenschaft zu der kleinen Anzahl von Staatsmännern, welche im vorigen Jahre eine Mittelparthey zwischen Ministerialen und Liberalen bildeten, und von der man scherzhaft sagte, daß die ganze Parthey auf einem Kanapee Platz finden könnte. Diese kleine Sekte, die unter dem Namen der Doctrinair-Sekte bekannt ist, weil sie es sich sehr angelegen seyn ließ, abstrakte Grundsätze in Umlauf zu bringen, hatte eine üble Stellung, denn sie ward nicht allein von den Ultras, sondern auch von den Liberalen heftig angegriffen, und zuweilen mußte sie noch einen dritten Angriff von den Ministeriellen aushalten. Zulezt schmolz sie durch den Uebergang einiger ausgezeichneten Mitglieder zur liberalen Parthey, fast ganz zusammen. Hr. Guizot war einer der Lezten, welcher von ihr abtrat; dafür gieng er aber auch mit mehr Aufsehen und entschiedenerem Schritte über, als die andern, wovon die neulich von ihm herausgegebene, und bereits dreymal aufgelegte Schrift einen hinlänglichen Beweis liefert. Er wurde aber auch aus dem Staatsrathe entfernt und alles seines Einflusses beraubt, oder eigentlich gieng die Entfernung aus dem Staatsrathe seinem neuen politischen Glaubensbekenntniß voran. Die Ankündigung der Fortsetzung seiner Vorlesungen ließ daher vermuthen, daß er von nun an in einem ganz unabhängigen, freysinnigen Geiste die Geschichte vortragen würde, wie Hr. Daunou, und wie Hr. Cousin die Philosophie vortrug, den die Ultras aber Mittel gefunden haben, in Ruhestand zu versetzen. Da die erste Vorlesung eines öffentlichen Cursus in Paris mit einem Gepränge verbunden zu seyn pflegt, so war man auch sehr neugierig auf das Beginnen des Geschichtvortrages des Hrn. Exstaatsraths. Dem Unterrichtsrath, der noch den Auftritt bey Bavoux's Lehrvortrage im vorigen Jahre lebhaft vor Augen hatte, war bange geworden, es möchte hier wieder zu einem leidenschaftlichen Ausbruche kommen, und er soll anfangs gesonnen gewesen seyn, von dem Professor das Vorzeigen seiner schriftlichen Hefte zu verlangen, doch begnügte er sich zulezt damit, daß er den Neugierigen den Zutritt zu den Vorlesungen erschwerte, indem verordnet wurde, man sollte nur mit Einlaßkarten zuhören können. Dennoch wurde der Saal gedrängt voll, und beym Erscheinen des Professors erscholl rauschender Beyfall, der wahrscheinlich seinem Uebertritt zur freysinnigen, unabhängigen Parthey gelten solle. Seine Einleitungsrede bot das einzige politische dar, daß er in etwas verhüllten Ausdrücken seine Zuhörer ermahnte, nicht zu verzagen in Hinsicht des Triumphes der Freyheit und Gerechtigkeit, indem man schon größere Hindernisse, als die jezigen, habe beseitigen gesehen. Seinerseits hat Herr Daunou, am Collège de France, den dießjährigen Vortrag der Geschichte mit einer sehr freysinnigen Darstellung der Geschichtschreibekunst eröffnet, die ebenfalls von einer großen Menge von Zuhörern mit lebhaftem Beyfalle aufgenommen worden ist. Ebenso hat der bekannte Schriftsteller Jouy an dem Privatinstitut: Athénée de Paris, einen Winterkursus über die Verhältnisse zwischen Moral und Literatur begonnen. Was er in der ersten Stunde über die Moral im Allgemeinen sagte, war nichts weiter, als was man in allen Lehrbüchern darüber findet, doch kann sein Cursus in der Hinsicht interessant werden, weil er die Politik und Literatur auf die Grundsätze der Moral stützen will. Ich muß gestehen, daß es jedoch einem unbefangenen Zuhörer widerlich auffällt, wenn ein Mann, welcher um eines beträchtlichen Gehaltes willen dem Despotismus fröhnte, sich mit einer Wärme zum Vertheidiger der Freyheit aufwirft, als ob er nie etwas anders habe lieben und vertheidigen können. Leider gehören die geschicktesten Schriftsteller der liberalen Parthey in Frankreich zu dieser unrühmlichen Klasse, die man daher die neuen Liberalen nennen sollte, um sie von denjenigen zu unterscheiden, welche stets ihren freysinnigen Grundsätzen treu geblieben sind. Was den öffentlichen Unterricht in Frankreich betrifft, so ist neulich eine lange Verfügung der Regierung erschienen, die aber im Grunde alles beym Alten läßt. Die Unterrichtskommission ist blos in einen Unterrichtsrath verwandelt worden; darin besteht die Hauptveränderung, und eigentlich ist dieß blos die Wiederherstellung des Namens, der schon vorhin da war. Bey der Wiedereinsezung des königl. Thrones wurden aus den Administrationen sogenannte Direktionen, aus den Räthen Kommissionen, und nunmehr werden allmählig aus den Direktionen wieder Administrationen, und aus den Kommissionen Räthe. Dieß beweist blos, daß, nachdem man sehr voreilig alle bestehenden Einrichtungen hatte über den Haufen werfen wollen, man doch zulezt einsieht, daß die, seit der Revolution üblichen, Institute im Grunde doch die besten sind. In der neuen Verfügung über den öffentlichen Unterricht ist auch noch verordnet worden, daß alle besoldeten Lehrer und Vorsteher der Lehrinstitute nie ohne die Kennzeichen ihres Amtes im Publikum erscheinen sollen. Eine solche Verordnung, die in unsern, an das Unterwürfige der Besoldungen gewöhnten Ländern nicht den geringsten Widerspruch finden würde, findet hier großen Widerstand. Schon unter der kaiserlichen Regierung hatte man einen schön gestickten Palmen- oder Oelzweig als Kennzeichen für das Universitätspersonale ausgedacht; allein die Lehrer wollten mit ihrem Oelzweig nicht im Publikum erscheinen. Eben so geht es auch jezt. Dießmal hat der Unterrichtsrath statt des großen Palmzweiges einen ganz kleinen vorgeschrieben, der am Knopfloche stecken soll; allein auch mit diesem Ordenszeichen wollen die Professoren nicht in der Stadt umhergehen. Les français n'aiment pas à s'assujetir, sagte mir ein Professor über diesen Umstand; obschon die königl. Verordnung erst vor vierzehn Tagen erschienen ist, so hat doch der Unterrichtsrath schon nachgeben müssen, und die Verordnung dahin beschränkt, daß das Kennzeichen blos auf einem schwarzen Rocke getragen werden soll, nicht aber auf einem farbigen, und daß man dasselbe auf einem rothen Bande, wie einen Orden tragen könne; man vermuthet aber, daß sich nichts destoweniger das Kennzeichen des Lehreramtes allmählig ganz verlieren werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 3.

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. Januar 1821.

Kriegswissenschaft.

Bestimmung des todten Winkels im Profil der Wälle und Brustwehren zur Berichtigung der wirklichen oder blos eingebildeten Bestreichung der Festungswerke und Feldschanzen. 8., Berlin, Sandersche Buchhandlnng. 8 S.

Aus den „8 S.“ ersehen die Leser, daß das Werk für den Zweck, welchen sich Rec. davon im Literaturblatt Nro. 63. versprach, entweder zu kurz gerathen, oder im Lapidarstyl geschrieben seyn muß. Das Erstere ist der Fall. Statt wie wir von dem gelehrten Verfasser erwarteten, einmal ein, zu höchster Zeit, ausgesprochenes systematisches Wort über die mögliche Vermeidung der todten Winkel in der Anlage der Werke zu erfahren, hat derselbe das Wort „Profil“ im allerengsten Sinn genommen. Unmöglich konnten wir anders glauben, als daß endlich einmal die sonderbaren, oft verkehrten Ansichten verschiedner Ingenieurs über die irregulaire Befestigung zur Sprache komme, und daß der V. auf einfachem Wege uns zeige: wie weit es im Reiche der Möglichkeiten liegt, todte Winkel aus der Fortification zu verbannen, oder wo dieß nicht ganz geschehen kann, sie doch zu verkleinern. Das aber ist d. Vs. Absicht gar nicht gewesen, er beschäftigt sich blos mit den todten Winkeln, welche auf der Grabensohle am Profil der Wälle und Brustwehren entstehn, und einzig den Belagerten beym Sturm schädlich werden.

Wir wollen und können deshalb mit dem V. nicht rechten, denn in gewissem Sinne versprach der Titel nur dieß. Wie solches der V. erfüllt, greift zu sehr in's Einzelne, um für diese Blätter zu gehören. Es sey genug, daß wir sagen: das Ganze gründet sich auf eine mitgetheilte Tabelle, deren Rubriken nur zusammengestellt, aber weder unbekannt noch neu sind. Wir stellen daher in Bezug auf unsren Tagesbefehl vom 1. August 1820, den damals überschätzten todten Winkel nunmehr in die Reihe der gemeinen Soldaten, wo er allerdings gute Dienste thun kann. Dagegen avanciren wir nachträglich den, bisher als Gemeiner fechtenden, im vorigen Blatt bezeichneten, französischen Krieger „Carnots Leben von W. Körte ꝛc.“ zum Major.

Rec. glaubt aber denen Lesern, welche nicht genug in die Befestigungskunde eingeweiht sind, einen Gefallen zu erzeigen, wenn er ihnen ganz populair sagt: was regulaire und was irregulaire Fortification und was ein todter Winkel, eigentlich für Dinge sind.

Eine Festung ist regulair, wenn dieselbe in ihrer Anlage (gezogenen Grundlinien) ein Vier-Fünf-Sechs-Eck u. s. w. ist, so, daß hierdurch die Vertheidigung sich überall gleich ist. Baut man eine ganz neue Festung, so zieht man diese Art, als die beste vor. — Irregulair dagegen ist jede Festung, die nicht aus gleichen Theilen besteht, und also auch an vielen Theilen schwächer als an andern ist. Befestigt man z. B. einen Ort, ein gebirgiges Terrain; so kann man dies gar nicht vermeiden; denn je nachdem die Stadt, der Berg, sich an seinen Grenzen biegt, werden, da man doch diese umgeben muß, kurze und lange Linien, und bey deren Zusammenstoßen stumpfe und spitze Winkel sich auf die verschiedenartigste Weise erzeugen. Da nun aber der erste Grundsatz bey aller Befestigung ist: keine Linie muß sich selbst; sondern sie muß allemal die neben ihr liegende vertheidigen; (aus dem einfachen Grunde: wenn der Feind auf eine Linie anrückt, so wird er von dieser, wenn eine Kanonenkugel auch noch so gut trifft, allemal nur höchstens drey Mann, wie seine Tiefe ist, verlieren; kommt er aber in den Strich wieder nur einer Kugel der Nebenlinie, so wird diese ihm ein ganzes Glied tödten) so entsteht die große Frage „wie sind die ausgehenden Winkel, wenn die Schenkel derselben lang sind, zu bestreichen?“ denn diese Winkel vertheidigen sich selbst wenig, je stumpfer sie sind je weniger, und auf diese unbefeuerten, in der Kunstsprache unbestrichenen, d. i. todten Winkel, macht der Feind allemal den Angriff.

Gewöhnlich deckt man die weit vorspringenden todten Winkel durch ein daneben gelegtes Werk. Allein dadurch entsteht der Nachtheil, daß dann immer dieses deckende Werk selbst wieder eins für seine eigenen todten Winkel braucht. Auf diese Weise häuft man Werk auf Werk, ohne reellen Nutzen, in anderer Hinsicht aber von großem Schaden. Wie

weit nun diese Deckung anwendbar, und wie weit sie es nicht sey, dieß gründlich dargelegt, hielt Rec. irrig für den Vorwurf der mitgetheilten Abhandlung.

Erbauungs-Literatur.

Geistliche Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Berlin b. F. Dümmler 1820. 47 S. 12.

Der Herausgeber, welcher V. v. E. (Varnhagen von Ense?) unterzeichnet, spricht in dem Vorworte von dem Angelus Silesius so, als ob kein Mensch (und er selbst nicht) wüßte, daß derselbe niemand anders, als der bekannte Liederdichter D. Johann Scheffler ist, welcher 1624 zu Breslau geboren wurde, in der Folge dem Kaiser Ferdinand III. und zugleich dem Herzoge von Würtemberg-Oels als Leibarzt diente, 1653 zur röm. kathol. Kirche übergieng a) und 1677 als Priester starb: der nämliche Scheffler, von welchem Neumeister urtheilte: Papaeus hic Angelus, sed bonus, und der nämliche Angelus, von welchem Rambach in seiner Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrh. d. Kirche, Bd. 3. (Altona und Leipzig 1819) sagt: „Er ist eben so zart in seinen Gefühlen, eben so feurig in seiner Begeisterung, als Fr. Spee, den er sich zum Vorbilde gewählt zu haben scheint, dem er aber auch nur zu oft in seiner schwärmerischen Ueberspannung und in seinen frommen Tändeleien nachahmt." Der cherubinische Wandersmann war nach Herrn V. v. E. fast ein ganzes Jahrhundert lang ein in zahlreichen Ausgaben verbreitetes Erbauungsbuch; aber „alle diese Ausgaben, von denen wir einen 1736 zu Altona veranstalteten Druck als den spätesten anführen können, gehören zu den allergrößten Seltenheiten; ja nach dieser Zeit scheint selbst alle Kunde davon erloschen." (Von einem zahlreich aufgelegtem Erbauungsbuche? b) „Erst in unseren Tagen wurde, mit anderm Wiedergewinnen des geistigen Lebens, auch dieses Buch unter Schutt und Trümmern (!) neu entdeckt, ein ausgezeichneter Geist befreundete sich damit, und erkannte darin die Weihe, durch welche dieser Angelus einem Tauler und Novalis (!) als würdiger Genosse beygesellt erscheint." (Wer mag nur dieser ausgezeichnete Geist seyn?) „Der cherub. Wandersmann, der seine Gesinnungen am reinsten ausspricht," (reiner noch, als das Lied: Mir nach, spricht Christus unser Held?) „ist als sein Hauptwerk zu betrachten, an welches sich die geistlichen Hirtenlieder und die betrübte Psyche, die er ebenf. unter dem Namen Angelus Siles. herausgegeben, wahrscheinlich anreihen würden, wenn sie, wie jenes, erst wiedergefunden wären." Der ausgezeichnete Geist, welcher den cherub. Wandersm. entdeckt hat, braucht diese Lieder nicht „unter Schutt und Trümmern" zu suchen; es ist uns sehr wahrscheinlich, daß er sie bey obgenanntem Herrn Rambach, Prediger b. St. Jacob in Hamburg, in wohlgeordneter Bibliothek finden wird. Denn dieser Gelehrte führt in der angez. Anthologie Bd. 3. S. 99 dieselben als ein Buch in 5 Theilen an, das zu Breslau 1657 und 1668 unter dem Titel herausgekommen ist: Heilige Seelen-Lust, oder Geistliche Hirten-Lieder der in ihren JESUM verliebten Psyche, gesungen von Johann Angelo Silesio; ja er citirt sogar von gewissen, in den protest. Kirchendienst übergegangenen Schefflerischen Liedern die Blattseiten, wo sie in jenem Buche stehen, worauf wir die Voraussetzung bauen, daß er es besitzt, oder doch weiß, wo es anzutreffen ist. Von der betrübten Psyche sagt er zwar nichts, aber das wird wohl die in obigem Titel im Genitiv stehende verliebte Psyche, und also gar kein besonderes Buch seyn. c)

Wir können nicht sagen, ob es mit der Seltenheit und der Entdeckung des cherub. W. eine ähnliche Bewandniß hat; möchten es aber fast vermuthen, da wir von unserm Herausg. selbst (S. VII) hören, daß eine Sammlung von Sprüchen daraus schon 1815 von H. Heid, und eine desgleichen 1818 von Franz Horn, bekannt gemacht worden. Genug Herr V. v. E. wollte eine dritte geben, die ihm mit dem Besten von jenen noch Besseres verbinden zu können schien, und wozu er unter andern durch seinen handschriftlichen Besitz aufgefordert wurde. So giebt er denn nun hier (aus dem handschriftl. Besitze doch wohl?) einen Auszug von 136 Sprüchen, welche größten Theils den Charakter von Epigrammen tragen, die aus den Reibungen eines kräftigen und philosophischen Geistes mit einem nach Vergöttlichung der irdischen Triebe verlangenden Gemüthe entsprungen sind.

---

a) Vielleicht schon ein Jahr früher. In Christoph. Matth. Pfaffii Introd. in Hist. Theol. litterariam (Tübing. 1724. Sumt. Cottae) P. II. S. 126 wird folgende Schrift von ihm angeführt: Jo. Schefferi Causae fundatae, cur abjecto Lutheranismo cathol. religionem sibi capessendam fuisse animadvertit! Straubingae 1652. Germanice Breslau 1653. M.

b) In Gabriel Wimmers Liedererklärung (Altenburg 1749 b. Richter) Thl. 2. S. 89 hebt das Verzeichniß seiner Schriften also an: „Der Cherubinische Wandersmann. edit. Glogau 1675." Und S. 90 heißt es: Auch lobet G. Arnold, welcher A. 1713 den Cherubinischen Wandersmann zu Frankfurt am Mayn wieder herausgegeben, den Autorem in der Historie der mystischen Theologie p. 487 daß er Christum lebendig gekannt und gehabt habe." Das Buch also kann selten geworden seyn, aber alle Kunde davon war nicht verloren. M.

c) Und doch vielleicht. Gabriel Wimmer a. a. O. S. 90 sagt: „Die betrübte Psyche hat er zu Breslau A. 1664 ediret." M.

Wenn die besten davon nicht etwa in den handschriftl. Besitz eingeschwärzt worden sind; so ist wohl des Herausgebers unbekannter „ausgezeichneter Geist“ Schefflern zu nahe getreten, wenn er ihn mit Tauler und Novalis auf Eine Linie stellt. Mag Scheffler unsertwegen ein Mystiker seyn; er ist doch, nach diesen Proben, gewiß einer, wie ihn auch die hellen Köpfe gern hören: d) denn er sagt S. 42 selbst:

Die Einfalt schätz' ich hoch, der Gott hat Witz beschert;
Die aber den nicht hat, ist nicht des Namens werth.

Unter dieser Bedingung lassen wir die Einfalt, die fromme meinen wir, deren Besitzer sich die Armen im Geist (les pauvres d'esprit) nennen, gern passiren: denn trotz der prätendirten Armuth im Geist weiß sie sich selbst, wie wir S. 18 sehen, sehr geistreich zu erklären:

Der Armuth Eigenthum ist Freyheit allermeist,
Drum ist kein Mensch so frey, als der recht arm im Geist.

Einer so witzigen, frommen Einfalt kann es begegnen, daß sie von dem mystischen Gefühle ihrer Identität mit Gott selbst:

Gott ist soviel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine hegen —
Ich bin nicht außer Gott, und Gott nicht außer mir,
Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier —

plötzlich (S. 15. Nro. 9, 10 und 11) bis dicht an das Labyrinth der atheistischen Gedanken hinabstreift:

Ich selbst muß Sonne seyn, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit mahlen.

Gern sieht man ihr zu, wenn sie mit der Philosophie so:

Man sagt, die Zeit ist schnell: wer hat sie sehen fliegen?
Sie bleibt ja unverrückt im Weltbegriffe liegen —

und mit den Mysterien des Glaubens so spielt:

Gott zeuget seinen Sohn, und weil es außer Zeit,
So währet die Geburt auch bis in Ewigkeit.

Sie trifft (Spr. 50) den Nagel mitten auf den Kopf:

Wie! daß die Welt nicht schätzt die schönen Himmelsauen?
Man schätzt nichts unbeschaut; es mangelt am Beschauen.

Und wenn unsere Offenbarungs-Philosophen die naive Offenheit derselben (Spr. 103) besäßen:

Ich lieb' ein einzig Ding, und weiß nicht was es ist,
Und weil ich es nicht weiß, drum hab' ich es erkiest;

so würden sie über Gott (in der Natur u. s. w.) nicht dicke Bücher schreiben, welche ohne Hülfe des Verstandes verstanden seyn wollen.

Kurz das Büchlein ist voll von Worten, bey denen, nach Wallensteins Bedienten bey Schiller, „sich mancherley denkt“; und so können wir dasselbe (es kostet nur 4 gr.) allen denen, die von den zahlreichen Ausgaben des ganzen Wandersmannes keine einzige aufzutreiben wissen, viel dreister empfehlen, als wir den sonst sehr achtbaren Herausg. zum Professor der kirchlichen Literärgeschichte vorschlagen möchten.

*) Dieser Meinung ist auch ein anderer Rec. vor ungefähr 90 Jahren gewesen. Im Catal. Biblioth. theol. (Hildesiae 1731 sumt. L. Schroeder) p. 496 ist die Rede von Schefflers Türkenschrift und Christenschrift: In quorum primo contendit, bellum Turcicum Germanis a Deo immissum, ob Apostasiam ab Ecclesia Romana. In secundo, Ecclesiae Romanae hoc deberi, quod non omnis Germania a Turca absumta sit.“ (A propos de bottes, giebt es nicht auch heutzutage solche Scheffler, die uns gern beweisen möchten, die demagogischen Umtriebe ꝛc. wären eine Strafe für den Abfall von der römischen Kirche, und nur dieser hätten wir es zu danken, daß sie noch nicht in ganz Deutschland ausgebrochen?) „Confutatus“ fährt der alte Rec. fort, a C. Chemnitio, et J. A. Scherzero, et velut ineptissimus circulator omnibus ad ridendum propositus.“ (Die neuen Scheffler widerlegt unter andern Voß contra Stolberg; aber der würdige Greis ist kein Scherzerus, er nimmt die Sache ernsthaft.) „Et tamen fotus in sinu, et loco non vulgari habitus.“ (Ganz wie Stolberg!) „Quae enim sub nomine Joh. Angeli ab eo edita sunt monumenta mystica, multorum judicio sunt comprobata. Et vix est cantionale apud nosmet hodie, in quo non cantiones plures reperiantur a Joh. Angelo compositae, qui ab hoc Joh Schefflero non differt, nisi solo nomine.“ So dreht sich die literarische Welt immer im Kreise, und jede Zeit hat ihre Scheffler und ihre Scherzer, beyderseits meist gute Leute.

Müllner.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

September 1820.

H. Touquet, Herausgeber der Constitutions-Urkunde zu 5 Centimen das Exemplar, ist durch den fast unglaublichen Beyfall, den dieses Unternehmen fand, aufgemuntert worden, eine verhältnißmäßig eben so wohlfeile Ausgabe von Voltaires Werken zu veranstalten. Das Ganze wird aus 15 Bänden in Duodez bestehen und jeder derselben nur 2 Franken kosten. — Der Buchhändler Lefevre hat von seiner schönen, bey Crapelet gedruckten, und von uns schon angezeigten Oktavausgabe der Oeuvres de J. J. Rousseau, die lezte Lieferung erscheinen lassen. Sie bestehet aus dem 11ten und 21sten Band. (51½ Bogen Druck). Lezterer enthält als Nachtrag zu dem ganzen Werke: einen Brief des Verfassers an den Prinzen Beloselsky; einen Brief von David Hume an Suard; ein Verzeichniß der Lieblings-Wörter, Redensarten und Ausdrücke des Genfer Philosophen; ein analytisches Sachregister; und ein von Barbier entworfenes Verzeichniß der vorzüglichsten Schriften, die über Rousseau selbst und über seine Werke bekannt geworden sind. — Von der ebenfalls schon angekündigten neuen Ausgabe der Oeuvres complètes du chancelier d'Aguesseau, sind die beyden lezten Bände XV u. XIV ausgegeben worden. Die im ganzen Werke zerstreuten Schriften des Kanzlers, die bis jezt noch ungedruckt waren, und folglich in der Quartausgabe von 13 Bänden sich nicht befinden, betragen mehr als die zu einem ganzen Bande erforderliche Materie. — Oeuvres complètes de l'Abbé Barthélemy. Dieses Werk wird aus

4 Octavbänden bestehen, und einen Bestandtheil der schon angezeigten, von dem Buchhändler Belin unternommenen Collection de prosateurs français ausmachen. — Oeuvres de l'Abbé Millot, von Millon, Delisle de Sales u. a. fortgesezt, 8ter, 10ter und 11ter Band, (zusammen 114 Bogen Druck in 8.) Diese drey Bände machen die dritte Lieferung des ganzen Werks aus, welches aus 12 Bänden bestehen wird. Gedruckt bey P. Didot, verlegt von Tenré. — Oeuvres complètes de Pothier. Kaum hatte der Buchhändler Beauce seine von uns angezeigte Ausgabe der Werke Pothiers mit dem 13ten Bande vollendet, als schon wieder eine neue Ausgabe davon unternommen werden konnte. Diese wird aus 14, bey P. Didot gedruckten Oktavbänden bestehen, wovon Anfangs November die erste Lieferung erscheinen soll. — Oeuvres de Filangieri. Die Uebersetzung dieses Werks schreibt sich schon von ältern Zeiten her. Gegenwärtige neue Ausgabe desselben kündigt sich vortheilhaft an, da Benjamin Constant Noten dazu liefert, und der würdige Salfi eine Lobrede auf den Verfasser hinzufügen wird. Das Ganze soll aus 6 bey P. Didot gedruckten Oktavbänden bestehen, und, vom December an, alle zwey Monate in Lieferungen von zwey Bänden erscheinen. Subscriptionspreis für jede Lieferung 12 Fr. Bey Dufart.

Wir haben selten Gelegenheit Schriften der **Gottesgelahrtheit**, der christlichen Moral und der häuslichen Andacht anzuzeigen; nicht als ob deren in Frankreich keine erschienen: im Gegentheil, seitdem die Missionärs in den Provinzen Frankreichs ihr Wesen treiben, treten, vorzüglich in Lyon, Marseille, Avignon, und anderen mittäglichen Städten, viele erbauliche Bücher und Büchlein ans Licht, die aber nur einen höchst beschränkten Theil frommer Leser finden, und gewiß nichts Anziehendes für das Ausland haben, daher wir sie bis jezt ganz mit Stillschweigen übergangen haben. Folgende **polemische** Schrift aber bietet ein allgemeines Interesse dar: Examen critique de l'Essai sur l'indifférence en matière de religion, de M. l'abbé de la Mennais. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, diesen Versuch über die Gleichgültigkeit in Religionssachen zu erwähnen. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift nennt sich auf dem Titel derselben Lejoyeur de Saint-Acre; wahrscheinlich aber ist dieser Name pseudonym. 16¼ Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr.

Rechtswissenschaft. Traité des nullités de tout genre, de droit et de forme, admises en matières civiles par les nouveaux codes et la jurisprudence des cours, avec l'esprit de l'ancien droit, par M. Biret. Der Verfasser, Friedensrichter zu La Rochelle, ist schon durch andere juristische Arbeiten als Schriftsteller bekannt. — Procès complet de M. de Pradt. Dieser Prozeß ist hinlänglich im Auslande bekannt. In vorliegendem Bande sind alle Aktenstücke zusammengestellt, die auf erwähnten Rechtshandel Beziehung haben. 14 Bogen Druck in 4. Preis 3 Fr. Bey Béchet. — Conspiration militaire. Rechtfertigungsschrift eines französischen Offiziers, der in dieser wahren oder vorgeblichen Verschwörung vom 19. August d. J. verwickelt war. Zweyte Auflage, 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. Bey Pillet. — Histoire du procès de la reine d'Angleterre. Dieser berüchtigte Prozeß ist von H. Desquiron de Saint-Agnan, Advokat beym königl. Gerichtshof zu Paris, mit vieler Umsicht nach Art der Causes celèbres in ein Ganzes gebracht worden. Bis Ende Septembers waren schon 10 Lieferungen erschienen. Die 8te ist mit dem Bilde der Königin, und die 10te mit dem Bilde des Kammerherrn und Ritters Bergami geziert. Jedes Heft enthält ungefähr drey Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. Bey Rosa.

Arzneywissenschaft. J. B. Morgani, De sedibus et causis morborum etc. curantibus F. Chaussier et N. P. Adelon. Von diesem bekannten Werke wird die neunte Ausgabe in 8 Oktavbänden angekündigt. Das Leben des Verfassers geht dem Werke vorher; ein Sach- und Namenregister begleitet es. Der erste Band ist bereits erschienen. 40 Bogen Druck. Subscriptionspreis 7 Fr. Demnächst 8 Fr. Bey Compere. — De la sterilité de l'homme et de la femme, et des moyens d'y remedier, par V. Mondat. 7 Bogen Druck in 12. Preis 2 Fr. 5 Cent. Bey Mignerel.

Mathematische Wissenschaften. Application de l'arithmétique au commerce et à la banque. Theoretisch-praktisches Elementar-Werk von J. B. Juvigny. 1ster Theil. 18 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. Bey F. Didot. — Algèbre élémentaire, raisonnée et appliquée, par J. Noël. Bey den vielen Elementarbüchern, die in Frankreich über die Buchstaben-Rechnung vorhanden sind, wäre vielleicht jeder Zuwachs überflüssig. Aber der Verfasser ist selbst Lehrer der physischen und mathematischen Wissenschaften am Atheneum von Luxemburg, und als Handbuch seiner eigenen Vorlesungen betrachtet, ist es sehr brauchbar. 23¼ Bogen in 8. Bey Bachelier.

Kriegswissenschaft. Der General-Lieutenant Jomini, General-Flügel-Adjutant des Kaisers von Rußland, ehedem in französischen Diensten, hat seine kritisch-militärische Geschichte der Kriege der franz. Revolution (Histoire critique et militaire des guerres de la revolution), nach neuen Urkunden umgearbeitet, und eine zweyte, mit einer großen Anzahl Karten und Plane vermehrte Ausgabe davon veranstaltet. Dieses Werk in 6 Oktavbänden, von 160 Bogen Druck, bildet die zweyte Abtheilung eines viel umfassenden Werks, welches der Verfasser, im vorigen Jahre, als eine neue Ausgabe schon älterer Schriften, unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, ankündigte. Die erste dieser Abtheilungen wurde zugleich mit jener Ankündigung im vorigen Jahre ausgegeben. Sie enthält, in 3 Bänden, die Geschichte der Kriege Friedrichs II. (Histoire des guerres de Fréderic II.) Preis 40 Fr. Gegenwärtige sechs Bände umfassen die Kriege der französischen Revolution von 1792 bis 1794. Preis 65 Fr. Der Verfasser hatte die Geschichte dieser Kriege bis 1801, in 10 Bänden versprochen, und wollte in einer dritten Abtheilung die Kriege während des franz. Kaiserreichs, von 1801 bis 1815, in sechs Bänden nachfolgen lassen. Vielleicht wird dieses Versprechen in der Folge noch erfüllt werden. Anselin und Pochard sind die Verleger der hier angezeigten Geschichte der Kriege der franz. Revolution.

Philosophie. Elemens de philosophie, par P. J. H. Genty. Von diesem Werk ist das dritte Buch erschienen, welches die Anfangsgründe der Metaphysik enthält. 15¼ Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr. Bey Egron. — Observations philosophiques sur le Dictionaire philosophique de Voltaire, par G. Feydel. Es scheint, der Verfasser wolle das ganze philosophische Wörterbuch des jezt mehr als je hochgepriesenen Voltaires philosophisch durchgehen, denn vorliegendes Heft kündigt nur die erste Lieferung eines größeren Werkes an, und es sind in demselben blos zu folgenden Artikeln des Buchstaben A., Anmerkungen geschrieben: Alphabet, Abtey, Abt, Bienen (Abeilles), Abraham, Mißbrauch (Abus), Mißbrauch der Wörter. Außerdem enthält dieses Heft den Anfang einer Vorrede, die in den folgenden Heften fortgesezt werden wird. 2 Bogen Druck in 12. Preis 1 Fr. Bey Delaunay u. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 9.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Januar 1821.

Doch wenn auch Frühlingsstrahl erkaltet,
Und alles einst wohl auch verblüht,
Ein neuer ew'ger Lenz erglüht,
Und alles ewig jung gestaltet!

Ungenannter.

Die Nacht.

Der Lenz ist verblühet, der Sommer entschwand,
Es deckt schon die Stoppel das falbende Land,
Der Storch und der Kranich entfloh über See,
Schon weilet der Nebel auf bräunlicher Höh'.

Doch blühts noch im Garten, doch düftets noch fein,
Von scheinlosen Blümchen im trauten Verein,
Reseda durchbalsamt die herbstliche Pracht,
Mirabilis öffnet den Busen der Nacht.

Mirabilis Holde! so zart und so weich,
Der schüchternen Unschuld wie bist du ihr gleich;
Du schließest den Busen der blendenden Pracht,
Du öffnest ihn schweigenden Sternen der Nacht.

So schließt wenn das Leben zum Niedergang sinkt,
Sich stille die Seele; sie athmet, sie trinkt
Erquickung im thauigen Schimmer der Nacht
Und fliehet des Lebens ermüdende Jagd.

Denn hoch durch das Sternall' Unsterblichkeit schwebt,
Da hebt sich der Fittig der Seele, es strebt
Der Gedanke zu himmlischen Höhen empor,
Hoch über dem irdischen Täuschungsflor!

Den duftenden Kelch dann entschließet der Geist,
Und himmlischer Thau in den Lechzenden fleußt;
O hehre, o selige Schauer der Nacht,
O Abend des Lebens voll heiliger Pracht!

Fr. Brun.

Das Ideal.
Julius an Ferdinand.
(Fortsetzung.)

Ich ging endlich Dorothea aufzusuchen, um mich mit ihr zu verständigen. Entschuldigen durfte ich mich freylich nicht, aber es ihr doch aussprechen, daß ich ihren stillen Werth anerkenne und daß gerade bey ihr nichts vermisst werden kann, weil die Natur dieser Nordlands-Lilie, mit den tiefblauen, wundervoll schönen Augen so Vieles gegeben hat, was bey Einem minder reich von ihr ausgestatteten Wesen die Bildung erst hervorbringen muß. Sie war nicht im Hause zu finden, sondern spazieren gegangen, und das Mädchen, das mir diese Nachricht gab, bezeichnete mir auch den Weg, den sie genommen hatte. Dieser führte mich einen Felsenpfad abwärts in ein einsames Thal, durch dessen Klüfte ein Bergstrom mächtig hinabstürzte, während der Abendwind durch die Fichtenwipfel säuselte, als wolle er sich selbst beym Versinken der Sonne in den Schlaf lullen. Ich sah sie auf einem Felsenvorsprung sitzen; den Kopf auf den aufgestützten Arm niedergesenkt, schauete sie ernst und sinnend weit in die Gegend hinaus, und mir war, als sehe ich sie von den Geistern dieser Felsenklippen umschwebt. So ernst, Dorothea? fragte ich, mich zu ihr setzend. Sie wandte, ohne die Stellung zu verändern, das Auge zu mir — ich sah, sie hatte geweint, aber auf ihren reinen, klaren Zügen lag eine so himmlische Ruhe, daß ich den Schmerz nicht zu nennen vermocht hätte, der ihnen den rührenden Zauber dieser

milden Wehmuth verliehen hatte. Hier, antwortete sie mir, in diesen Gegenden, wo der Fleiß des Menschen die Natur noch nicht umgestaltet hat, erinnert uns Alles an die Urkräfte dieser geheimnißvollen Schöpfermacht und die Betrachtung wird unwillkürlich ernst und andächtig. Ein reich und blühend angebautes, mit Dörfern und Städten übersäetes Land bietet der Phantasie keinen Spielraum — uns dünkt, es müsse von jeher so gestaltet gewesen seyn; eben so wiegten auch die Auftritte des geselligen Lebens in eine gewisse geistige Apathie und nur in der Einsamkeit leitet die Wirklichkeit der Dinge auf erhabene Ideen hin. Diese nordischen Naturbilder sind so ernst schön. Der Duft dieser Fichtenwälder ist freylich nicht süß und berauschend, wie der Duft von Italiens Blüthenbäumen, aber er ist erfrischend und kräftigend, und sie sind, wie sie da vor uns stehen, bis zu den senkrechten Gipfeln hinauf mit ihren dunkelpurpurfarbigen Aepfeln behangen, ihre Zweige von der sinkenden Sonne lichtgrün durchstrahlt, vielleicht schöner noch, als unsre deutschen Laubwälder, deren fallende Blätter jeden Herbst das Bild eines schmerzlichen Kampfes zwischen Tod und Leben geben. Die lichte, spinngewebgraue Farbe der absterbenden Fichtenzweige bietet dagegen ein sanftes Bild der Vergänglichkeit und das Leben scheint aus ihnen so langsam wegzuschwinden, daß man den Tod nur als das, was er wirklich ist, als ein sich frei machendes Leben zu empfinden vermag. Ein Vorgefühl der Ewigkeit durchbebt mich in dieser Einsamkeit; alle Sorgen und Schmerzen des Lebens lösen sich in Träumen und Ahnungen auf, heilig wie die Erinnerung und das Vorgefühl geweihter Lebensstunden.

Und wer, Dorothea fragte ich, lehrte Sie in dieser Einsamkeit so schön empfinden, so edel denken?

Sie lächelte sanft. Welches andern Lehrmeisters, antwortete sie, bedarf denn ein weibliches Herz, als den einfachen, uns angebornen Sinn für die Schönheit der Natur, wenn wir uns ihn unverkünstelt erhalten? Sollte denn aus der ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung, die Sie für uns Frauen begehren, allein der Sinn sich zu entwickeln vermögen, dessen wir bedürfen, um uns in den Lebenskreis gebildeter Menschen frei und beglückend mit eingeschlossen zu fühlen? Wer ein für die Schönheit der Natur kaltes Herz an dem Zauber der Kunst und der Wissenschaft erwärmen will, auf den wird dieser doch nur wie gemaltes Feuer wirken, und wo Talent, Kraft und Genie zur Liebe in einer Weiberseele sind, da entfalten sie sich von der Natur und von der Einsamkeit beschützt und gepflegt besser, als wenn die Kunst es zu thun übernimmt.

Sie sind ein Beweis davon, liebe Dorothea, allein nur als Ausnahme möchte ich diesen gelten lassen und doch behaupten, daß im Allgemeinen auch die Frauen im Leben für das Leben gebildet werden müssen. Was kann man denn in der Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens, fern vom vielfachen Menschenverkehr, von den Menschen, von uns selbst, von dem stark bewegten Strom des wechselnden Lebens kennen lernen? Nur am Geist entfaltet sich der Geist, nur an der Seele die Seele. Die Künste, die Wissenschaften, das Interesse für die Literatur, für die fortschreitende Entwicklung der Menschheit in allen ihren politischen und geistigen Erscheinungen übt und entwickelt eine Menge von Fähigkeiten in uns, deren Daseyn in Frauenseelen beweiset, daß sie nicht ungeweckt schlummern sollen. Warum sind die Frauen oft so engherzig und kleingeistig? — warum die Mehrzahl nach dem dreyßigsten Jahr so matt und seelenloos? — weil ihre Geistesthätigkeit nicht mit ihrer äußerlichen Lebensthätigkeit in harmonischem Verhältniß steht und daher das Niedre bey ihnen über alles Schöne und Freye ihrer Jugendzeit den Sieg davon trägt.

Und ich möchte dagegen behaupten, daß man gerade in der Welt die Menschen nur einseitig kennen und beurtheilen lernt. Im gewöhnlichen Weltverkehr haben die Menschen alle eine ähnliche Physignomie und wie oft sind sie nicht schon mit Münzen verglichen worden, deren Gepräge sich im Umlauf verwischt hat! Wer die wahre Mannigfaltigkeit des Menschen-Charakters kennen lernen will, muß den Menschen in so einfachen Verhältnissen aufsuchen, daß sie die hervorragenden Züge seiner Individualität nicht abgeschliffen, sondern entwickelt haben. Nur drückt sich die Eigenthümlichkeit einfacher Menschen der Phantasie mehr ein, als sie das Gedächtniß durch Thatsachen beschäftigt. Und jene Stimmung unsrer Seele, die wie ein frommer Gottessegen das Herz reinigt und die Seele für Glück und Schmerz kräftigt, und jene Treue und Wahrheit der Empfindung, die in einem beschränkten, häuslichen Leben auch das Kleinste adelt, weil es mit Liebe und aus Liebe gethan wird — Julius, erblüht diese auch in dem Weltleben, das Sie so preisen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Portugiesinnen.

Eine lange Nacht lag auf Portugal; die Entfernung des Hofes, und sein Aufenthalt in Brasilien machte seine Hauptstadt weniger interessant; seltner als andre im Rücken von Europa gelegene Länder wurde es von Reisenden besucht, noch seltner zum Gegenstande öffentlicher Mittheilungen gemacht.

Die Nation scheint aus ihrem Schlummer erwacht zu seyn; die Ereignisse seines politischen Himmels füllen unsre Zeitungen, und so dürften auch diese Zeilen nicht unwillkommen seyn.

Ich habe einst einen kleinen Theil dieses Landes durchstreift; einige meiner alten Freunde, welche länger daselbst verweilten und schärfer beobachteten als ich, haben mir wenigstens so viel davon erzählt, daß mein ziemlich treues

Gedächtniß es wagen darf, den deutschen Damen eine kleine Skizze der Portugiesinnen vorzulegen.

Schätzen Sie sich glücklich, meine Leserinnen, nicht Portugiesinnen sondern Deutsche zu seyn. Sie würden sich in diesem Lande bald langweilen, bald an die deutsche Freyheit einen Seufzer der Sehnsucht herübersenden.

Nirgends leben wohl die armen Frauenzimmer eingeschränkter als in Portugal. Ihr größter Genuß ist, sich auf den eisernen Altanen, welche fast durchgängig die hohen mit einem Aussprung auf die Straße versehenen Fenster umgeben, entweder stehend zu präsentiren, oder, sey es nun aus Nachlässigkeit oder Trägheit, gar auf deren Fußboden zu sitzen. Leider ist der Standpunkt dieser Altane, wenn gleich seine Höhe bisweilen den Schönen des Landes Reize, welche sie eigentlich nicht haben, geben mag, zu hoch, um daß es zu mündlichen Unterredungen mit den Vorübergehenden kommen könnte; höchstens kann das Schnupftuch manövriren und die Augensprache die Lücken ergänzen.

Frauenzimmer auf den Promenaden zu erblicken, ist etwas Seltenes; sie scheinen selbst des Gehens ungewohnt worden zu seyn; wenigstens würden deutsche Kunstrichterinnen ihren schwerfälligen gravitätischen Gang, wenn gleich das durchgängig elende, spitzige und brennende Steinpflaster ihrer Städte den armen Füßchen nicht behagen mag, nicht zum günstigsten beurtheilen. Eben so unzufrieden würden sie mit der gewöhnlichen Tracht der Portugiesinnen seyn. Denken Sie sich selbst, meine Leserinnen, in der größten Hitze, sogar in den Hundstagen, in einen langen tüchnen Mantel mit breiten Sammtkragen gehüllt, ihren Kopf mit einem Tuche bedeckt, dessen doppelte Zipfel theils hinten herabhängen, theils sich unter dem Kinne zusammenknüpfen, — wie würde Ihnen zu Muthe seyn? Höchstens würden Sie diese Tracht zu einer Schlittenparthie wählen.

Glauben Sie übrigens, unter Portugals Bewohnerinnen volle rothe Wangen zu finden, so haben Sie fehlgeschossen; nur ihre blendende Weiße, ein bey der Gluth ihres Himmels, trotz ihrer Eingezogenheit, nicht zu erwartendes Phänomen, würde Ihnen gefallen.

Wie könnte die frische, rosenfarbne Röthe, mit welcher Leibesbewegung und freye Luft ihre holden Wangen malt, ihren Farbenpinsel den armen Portugiesinnen leihen? Der Weg zur Kirche ist ihre einzige Bewegung; für sie giebt es weder Prater noch Thiergarten, weder Berliner Linden, noch Pariser Boulevards, und sind sie in der Kirche, so haucht ihnen die in den klösterlichen feuchten Gewölben zusammengedrängte, durch die Menge der Andächtigen verdickte Luft, eine Bläße an, welche sie von den Jahren der sich entfaltenden Jugendknospe bis zum Matronenalter begleitet, wenn sie nicht gar auf diesen lezten Stufen des Lebens etwas in Olivengelb übergeht.

Glauben Sie ferner, meine Leserinnen, daß die Portugiesinnen, da sie so selten ausgehen, ihre Promenaden wenigstens zwanglos genießen können, so irren Sie abermals. Eine weibliche Bedienung berührt jedesmal den Saum ihres Kleides, und gehört der Herr Gemahl zu den Ultra Eifersüchtigen, (Verzeihung für diesen Ausdruck; das Wort Ultra ist jezt so Mode geworden), so wird dieß Gefolge noch um eine Begleiterinn vermehrt. Dergleichen Subjekte kann man miethen, wie etwa in unsern großen Städten die Lohnbedienten.

Die boshafte Unterhaltung der Frauenzimmer — wie sie bey unsern Thee- und resp. Kaffeegesellschaften im Schwange ist — fällt gleichfalls weg; sie scheinen zu arm an Geist, oder durch den glühenden Himmelsstrich und Mangel an Bewegung so träge geworden zu seyn, um sich in diesen Zirkeln bey einer aufgeweckten Unterhaltung zu gefallen. Fänden Sie, meine Leserinnen, nun gar in einer ächt portugiesischen, den alten Gebräuchen unbedingt ergebenen Familie Eintritt, und erblickten eine Damengesellschaft nicht auf Stühlen, sondern auf dem Fußboden im Kreise umher sitzen, gewiß Sie würden vor Erstaunen in der Thür stehen bleiben. Würden Sie auf dem Wege in das Tafelzimmer, oder beym Nachhausegehen den Arm eines Herrn verlangen, ey! ey! wie würden Sie gegen die portugiesische Züchtigkeit verstoßen! Wenn sich bey uns nach aufgehobener Tafel eine allgemeine Heiterkeit verbreitet, zumal wenn bisweilen der Champagner beym Desert seine Fesseln gesprengt hat, so wird man im Gegentheil in Portugal zur Siesta oder Sesta, zu einem Mittagsschläfchen, fast möcht' ich sagen gezwungen. Vergebens hoffen sie durch gesellschaftliche Spiele — etwas Unerhörtes in Portugal — durch scherzhafte Unterhaltung, Musik, allgemeine Lectüre u. s. w. von ihrem Mittagsschläfchen zu neuem Leben zu erwachen; bewahre! Sie müssen Karte spielen. Diese Karten sehen weder den französischen noch deutschen ähnlich. Fragen Sie aber unsre ältern Damen, welche noch gern ihr Solo spielen, so werden sie Ihnen sagen, daß das Wort Matador portugiesischen Ursprungs ist. Nach geendigter Parthie geht man nach Hause.

Würden Sie wohl unter diesen Umständen, trotz seiner Orange- und Citronenbäume gern in Portugal seyn?

Belmont.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December 1820.

Am 17. trat Herr Eßlair, der in den lezten Sommermonaten die Theilnahme des Theaterliebenden Publikums durch dreyßig Gastrollen, besonders als Otto, Tell, Hugurd, Hugo, recht lebhaft in Anspruch genommen hatte, zum Erstenmal als bleibendes Mitglied unsrer Bühne auf, und wurde mit lautem Jubel vom Publikum begrüßt. Möge er erfüllen, was er am Schlusse mit Wärme versprach, und nicht ermüden, die seltnen Geschenke, womit die Natur ihn ausgestattet, mit dem anhaltenden Fleiß zu üben, welcher allein zum Höchsten in der Kunst führen kann. Die Rolle des Hugo ist unstreitig eine der gelungensten des Herrn Eßlair, und es ist unverkennbar, daß er sie mit Sorgfalt und Liebe studiert hat. Seine

ganze Haltung, der zerstörte, geisterartige Blick verkünden die tiefe, verborgene Schuld der schwer beladenen Brust. Auch ohne die glänzenden Stellen der Declamation, welche in dem endlich hervorgepreßten Geständniß, in der poetischen Beschreibung des Schaffots und später des Schlachtgewühls, wo er Sühne des Verbrechens suchen will, bis zum furchtbaren Hallelujah, aus verbrannten Tempeln den Beyfall des Parterres erstürmen, wird der Kenner höchst befriedigt dem Künstler durch alle bedeutenden Momente seines schönen Spiels folgen.

Madame Fries, als Elvire ließ vielleicht manchen Bewunderer (?) ihrer Vorgängerin in dieser Rolle, der Dem. Pfeiffer, die südliche Gluth wilder Leidenschaft vermissen, wußte aber den, auf eine gefährliche Spitze gestellten Charakter mit mehr Adel und Würde zu halten. Voll hinreißenden Gefühls gab sie die lezten Scenen, wo sie den ewigen Abschied von dem geliebten Knaben nimmt, und sich im Tode dem vereinigt, dessen Schuld und ihre, nur der Tod löschen kann.

Auch auf unserm Theater wird die Zweykampfs-Scene zwischen Vater und Sohn ausgelassen; dem Zuschauer wird dadurch ein peinliches Gefühl erspart, allein weniger motivirt erscheint die schnelle Versöhnungsmilde des Don Valeros. Es ist immer eine mißliche Sache um Amputationen. Auch das schadhafte Glied hängt durch feine, verborgene Fäden mit dem gesunden Körper zusammen.

Die lezte Woche, wo wir drey bedeutende Darstellungen hinter einander auf unserm Theater sahen, gab uns Ersatz für die Leere und Dürftigkeit der zeitherigen. Der Aufführung der Schuld folgte am 26. Macbeth, und am 28. der längst verhießene Leuchthurm. Macbeth wurde bey ungeheuer vollem Hause gegeben. Einen großen Theil der Zuschauer, vorzüglich des schönen Geschlechts, dem man die genauere Bekanntschaft mit dem veralteten Shakespeare nicht eben zumuthen kann, hatten freylich die Hexen hereingelockt, von deren Tänzen man sich einen ganz besondern Spaß versprach. Diese Hexen waren nun aber so wenig zauberartig gekleidet, daß sie ganz gewöhnlichen Carnevals-Fledermäusen glichen, und in ihrem Auftreten, so wie in ihrem Tanze vermißte man das Gespensterartige des unterirdischen Reichs. Auch bey dem Gesicht der Könige aus Banquos Geschlecht vermißte man den größern Effekt eines magischen Spiegels, da sie als wirkliche Personen hinter einem aufgespannten Flore im Hintergrunde der Bühne vorüber schritten. Die übrige Maschinerie aber war so vortreflich, wie man es auf unsern Theater so sehr gewohnt ist. Das Verschwinden der Hexen durch die Luft wurde äußerst glücklich ausgeführt. Die Personen selbst versinken mit solcher Schnelle in die Vertiefung des Theaters, daß es dem größten Theil der Zuschauer unbemerkbar blieb, während die Larven mit dem Gewand bekleidet, vermittelst eines Seils durch die Luft hinweg schwinden. Die Beleuchtung der königlichen Tafel, wo der unerwartete Gast Banquo sich an Macbeths Platz sezt, war blendend und prachtvoll, und wurde von dem freudigen Beyfallsgemurmel der obern Gallerie begrüßt. Herr Eßlair (Macbeth) gab seinem Spiel bey der Erscheinung des Geistes alles Gräßliche des Moments, so wie überhaupt die ganze Rolle mit einer großen, vom Publikum dankbar erkannten Anstrengung. Nur wünschten wir, daß vorzüglich die siebente und achte Scene des ersten Akts, wo Duncan dem Macbeth seine Erhebung ankündigt, und sich als Gast auf sein Schloß einladt, nicht weggeblieben wäre, weil sie zum Verständniß der nachfolgenden Monologe und Gespräche zwischen Macbeth und seiner Lady durchaus nothwendig ist. Vielleicht konnte dafür die gedehnte Scene im vierten Akt zwischen Macduff und Malcolm etwas abgekürzt werden, in welcher übrigens Herr Jerrmann mit Feuer und mit einem Fleiße spielte, welcher in der Zukunft Vorzügliches von diesem jungen Begeisterten hoffen läßt. Das Spiel der Madame Fries als Lady Macbeth befriedigte in den leztern Scenen vorzüglich. Anfangs vermißten wir das stolze, gehaltne Spiel des Weibes, zu welcher Macbeth sagt: gebier mir keine Töchter! Männer nur soll mir dein unbezwinglich Herz erzeugen. Sehr schön sprach sie die schauerlichen Worte: „und nimmer sieht die Sonne diesen Morgen" — die in der Seele des Zuschauers alle Schrecknisse der nachfolgenden That ahnungsvoll hervorrufen. Herr Schwadke als Rosse vergriff mehr, als es einem so eingeübten Schauspieler verzeihlich ist, seine Rolle. In der siebenten Scene des vierten Akts sprach er die Worte: „in Ruhe waren alle, da ich gieng", so wie die frühern: „wer hätt es ohne Grimm anhören können, wenn die Buben es geläugnet" statt mit der bittersten Ironie, in einem wahren Pathos. Dem Anfänger verzeiht man Mißgriffe. Dem geübten Schauspieler nie, wenn auch die Rolle, die er spielt, nicht seiner Individualität zusagen sollte. Mögen wir bey einer wiederholten Vorstellung weniger Anlaß zum unangenehmen Geschäft des Tadels finden!

(Der Beschluß folgt.)

Paris, den 12. Dec. 1820.

(Beschluß.)

Wie sehr der freysinnige Geist jezt auch in die Geschichte eindringt, sieht man aus der eben erschienenen Geschichte der Stadt Paris, von Dulaure, die sich auf sechs Bände belaufen wird. Der Verfasser, ein ehemaliger Pfarrer, welcher sich während der Revolution vom geistlichen Stande lossagte, und sich verheurathete, war Mitglied des berüchtigten Nationalkonvents, und stimmte für den Tod Ludwigs XVI. In der Folge mußte er selbst vor dem Hauptdemagogen fliehen. Bey seiner Rückkunft in Frankreich bekam er ein kleines Amt; da er im Jahr 1815 die Bonaparte'sche Additionsakte nicht unterzeichnet hat, so hat sich auch das über die vormaligen Mitglieder des Nationalkonvents ausgesprochene Verbannungsurtheil nicht über ihn erstreckt, und er fährt ungestört in Paris fort, sich auf das Studium der vaterländischen Geschichte zu legen, in welcher er sehr bewandert und zu nicht unwichtigen Resultaten gelangt ist. In der Vorrede seiner Geschichte bemerkt er, daß es dem Leser auffallen müsse, wie die ältern Jahrhunderte der Geschichte Frankreichs mit unerhörten Greuelthaten angefüllt seyn, welche die Geschichtschreiber unter der alten Regierung oft bemäntelt hätten; diese Greuelthaten seyen keineswegs übertrieben, und es sey nur allzu erwiesen, daß je weiter man sich von der jetzigen Zeit entferne, je größere und barbarische Gebräuche und Thaten treffe man bey allen öffentlichen Einrichtungen, und bey denjenigen Klassen an, welche sich vor dem Volke hätten auszeichnen wollen; er habe sogar manches bey Seite gelassen, um den Leser nicht zu ermüden, aber nie habe er etwas verschwiegen, um die Laster der Mächtigen zu verhüllen. Diese hat er denn auch wirklich in seiner Geschichte schauderhaft dargestellt, aber stets mit unwiderleglichen Beweisen, und wenn man diese Reihe von barbarischen Zügen durchgelesen hat (der erste Band erstreckt sich blos bis zum eilften Jahrhundert) so hat man gewiß keine Ursache mehr, die von gewissen Leuten so benannte gute alte Zeit zurückzuwünschen. Denn eine gute alte Zeit hat, in der französischen Geschichte wenigstens, niemals statt gehabt; sondern je weiter man in die Jahrhunderte zurückgeht, je ärger findet man die Unterdrückung des armen Volkes, und je erbärmlicher sind alle Staats-Einrichtungen. In Frankreich ist es nothwendig, diese Bemerkung der Nation oft und deutlich vor Augen zu stellen, weil es eine Parthey giebt, die unaufhörlich darnach strebt, die unvollkommenen Einrichtungen der alten Zeit wieder ins Leben zu bringen, um dadurch alles Gute, was seit Ende des vorigen Jahrhunderts im Gange ist, zurückzudrängen.

Dg.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Januar 1821.

Dichtung und Geschichte,
Gesicht, Erfahrung, sind ja Schatten nur
Von Einem Ding bey mannichfachem Lichte.
Wahrheit ist Einheit.

Müllner's Albaneserin.

Kritische Analyse des Trauerspiels: Die Schuld, aus Blackwood's Edinburgh Magazine No. XXXII. Vol. VI. mit vergleichenden Anmerkungen.

Guilt, or the anniversary. A Tragedy, from the German of Adolphus Müllner etc.

(Schuld, oder der Jahrestag, eine Tragödie aus dem Deutschen Adolph Müllner's.)

Die besten jetzigen deutschen Kritiker scheinen darinnen übereinzustimmen, daß sie ihre eigne dramatische Literatur sehr gering schätzen. *) Sie sind zwar in der That stolz, und das mit Recht, auf einige wenige Meisterstücke, in welchen sich die intellektuelle Feinheit (intellectual subtlety) Lessings, die unwiderstehliche (uncontrollable) Feuerkraft Schillers, und die in ihrer Art einzige Verbindung von Vernunft und Leidenschaft, wodurch sich der Genius ihres Goethe charakterisirt, reichlich entfaltet haben. Mit Recht aber klagen sie, daß keiner dieser großen Männer ihnen eine solche Anzahl guter Werke gegeben habe, die nach regelmäßigen Grundsätzen verfertiget wären, und in einer Form, welche zu einer Art von Muster für Errichtung einer wahren nationalen Literatur des Drama dienen könnte. Jeder dieser Männer scheint seine ganze dramatische Laufbahn hindurch bemüht gewesen zu seyn, irgend eine große Idee, irgend ein großes Princip aufzusuchen, das die zwey Elemente, der Neuheit und der Würde, in sich begriffe, und zwar so, daß es würdig wäre der Grundstein eines großen Gebäudes zu seyn, das bis zu den entferntesten Zeiten einen richtigen Ausdruck des Genius germanischer Gedanken und Gefühle abgeben könnte. Man kann es bezweifeln, daß den drey mächtigen Schriftstellern, die wir genannt haben, ein solches Bestreben in irgend einem Falle gelungen sey, und es ist ganz gewiß, daß wenn dieß der Fall seyn sollte, keiner derselben jemals damit ganz zufrieden war. *) Von allen dramatischen Werken Lessings ist Nathan der Weise das einzige, das in Deutschland itzt für seiner ganz würdig gehalten wird; indessen hat dieses ausgezeichnete Produkt wirklich sehr schwache Ansprüche auf den Charakter eines guten (proper) Drama. Es ist vielmehr ein philosophischer Roman in dramatischer Form, und als Roman betrachtet, ist er gewiß in Ansehung der Erfindung sowol als der Ausführung einer der besten, den die Gesammtheit der europäischen Literatur aufzuweisen hat. Sehr glücklich war der Gedanke, für die Darstellung eines Gemäldes der verschiedenen Charaktere von Menschen, wie sie durch die Natur ihres religiösen Glaubens modifizirt werden, jene schöne Zeitperiode zu wählen, wo Menschen von so verschiedenen Glaubensmeinungen unter dem Einflusse der entgegenge-

*) Die besten sind das nun wohl nicht.

*) Bey derselben Gelegenheit, in der Analyse des Originals der Schuld, sprach de Vanderbourg im Journal des savans 1816. Sept. von der noch rückständigen Erfindung der „veritable tragédie allemande, que Goethe, et surtout Schiller, ont si longtemps et si diversement cherchée, mais que probablement ils n'ont pas trouvée, puisqu'ils ont changé de route à chaque nouvel essai.

festesten, jedoch edelsten Gefühle zusammenkamen," um unter dem begeisternden Himmel Palästina's als Helden der Frömmigkeit und des Ritterthums miteinander zu wetteifern. Schon der Name Saladin, welcher der wahre Held des Stücks ist, besizt einen Zauber, über den nichts geht. Jammerschade ist's, daß die ganze schöne Dichtung und Begeisterung (passion) der Scene und des Dichters durch die Kälte jener Lehren und Grundsätze, welche zu verbreiten der eigentliche Zweck des ganzen Stücks war, erstarren mußte; aber eben dieser Mangel läßt es weniger bedauern, daß die Form des Stücks, als ein Kunstwerk, so ist wie sie ist, und daß deshalb das Meisterwerk Lessings ein deutsches Trauerspiel zu seyn verfehlt hat. Eben so ist das größte aller Goethe'schen Werke, der Faust, wiewol es im höchsten Grade fast alles (every power) enthält, was zur Construktion einer vollkommnen dramatischen Dichtung erfordert wird, bey alledem eine bloße Skizze oder vielmehr ein bloßes Fragment eines mystischen Romans. Der Dichter selbst ließ sichs nie träumen, daß es auf die Bühne gebracht werden würde, und in der That, ohne den Zauberstab Faust's selbst dabey anzuwenden, würde es ganz unmöglich seyn, blos eine oder zwey auseinander folgende Scenen davon auf irgend eine Bühne in der Welt zu bringen. *) Doch Goethe hat mancherley Versuche gemacht, wirklich handelnde Drama's (true acting dramas) zu dichten; er hat alles versucht, von der bloßen Nachahmung der höchsten griechischen Tragödie in seiner Iphigenia, herunter bis zu der fast prosaischen Schilderung häuslicher Sitten in seinem Clavigo und der Stella. Doch zulezt scheint er den Versuch aufgegeben zu haben, theils wegen gänzlicher Unzufriedenheit mit den Resultaten seiner eigenen Bemühungen, theils, zweifelsohne, weil er den mehr triumphirenden Eindruck beobachtete, den jene fast kindischen Werke, durch die der Name Schiller zuerst bekannt wurde, auf das Publikum machten. Diesem feurigen Genie, so wollte es das Schicksal, gelang es indessen am Ende eben so wenig als seinem großen Meister und Nebenbuhler. Er hat keine Werke zu Tage gefördert, die der Form nach vollkommner oder befriedigender wären, als die Goetheschen; und während weder Wallenstein, Wilhelm Tell und Maria Stuart oder Egmont, noch die Braut von Messina über die Iphigenia gesezt werden können, so muß man doch gestehn, daß unter allen Schöpfungen seines Genies er nichts hinterlassen habe, was in Ansehung des Reichthums der Erfindung, in Ansehung der Reinheit, Manigfaltigkeit und Kraft der Sprache, irgend eine Vergleichung mit dem Faust aushalten könnte. Durch dieses unübersetzbarste aller Werke glauben wir die große Aufgabe wirklich und zum erstenmale gelöst — nämlich die, daß es möglich sey, die höchste Kraft eines hellen speculativen Verstandes sowol, als einer mysteriösen abergläubischen Schwärmerey, selbst in unmittelbarer Nebeneinanderstellung, ja fast in fortwährender Untereinandermischung, zu besitzen und auszuüben. Wenn irgend Jemand davon etwas geben kann, was einer Uebersetzung ähnlich sieht, so ist es Coleridge; — mit allen seinen majestätischen Träumen der Einbildungskraft, und aller seiner Herrschaft über lieblich dahin fließende und furchtbar einherschreitende Verse, fürchten wir jedoch, selbst er werde für den Faust nicht die Hälfte von dem thun können, was er für den Wallenstein gethan hat. Seit Schiller todt und Goethe verstummt ist, schien das deutsche Drama nichts hervorgebracht zu haben, was neben den Meisterstücken dieser Männer nennenswerth wäre. Unter den neuern deutschen Schriftstellern ist der Nachahmungstrieb selbst stärker als unter unsern eignen, und man kann im Allgemeinen behaupten, daß die Bühnen von Wien, Berlin und Weimar mit wenig mehr sich recrutirt haben, als mit Karrikatur-Wiedergeburten der Räuber und des Götz von Berlichingen, die um so anstößiger scheinen, je zahmere, schalere und geistlosere Copien sie sind, von den mehr gehaltenen und regelmäßigern Kunstwerken jener mächtigen Hände. Allerdings ist viel Genie und viel schöne Leidenschaft (fine passion) in einigen Stücken Heinr. Collins, insonderheit, wie es uns scheint, in seinem Coriolan, den man nach Shakspeares Coriolan tausendmal eher lesen kann, als Voltaires Brutus nach Shakspeares Julius Cäsar. Allein dieser Dichter hat weder Originalität der Erfindung, noch steht ihm der Ausdruck zu Gebote, um der Begründer von irgend etwas zu seyn, geschweige von etwas, worinnen seine großen Vorgänger nicht reussirt hatten. Bis jezt blieb die Lücke unausgefüllt; jedoch nach den Auszügen, die wir im Begriff sind vorzulegen, können unsre Leser vielleicht hoffen, daß das aufgehende Genie Ad. Müllners, wenn es weislich von ihm selbst geleitet, und durch die Gunst seiner Landsleute unterstüzt wird, bestimmt ist, diese Vorwürfe beseitigen zu helfen. Was würden wir nicht drum geben, solch ein Genie unter uns zu sehen, welches alle schönen freyen Kräfte seiner Jugend auf unser Drama verwendete. Wahr ist's, wir haben in diesem Fach nicht so viel zu wünschen als die Deutschen; aber dann würden wir auch in Wahrheit die größten Hoffnungen hegen, und derjenige, der sie erfüllte, würde in der That in höchsten Ehren stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mit Hülf' eines Schauspielers aus Goethe's Schule soll dieß gleichwol in Berlin, auf einem fürstlichen Familientheater, geschehen seyn.

Briefe eines deutschen Gelehrten, der sich gegenwärtig auf einer Reise durch Spanien befindet.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater de la Cruz ist das Lustspiel noch schlechter. Es scheint, die Spanier haben eben so viel Lust, die Scene ihrer Lustspiele nach Deutschland zu verlegen, wie

die Deutschen, Spanien als den romantisch-tragischen Boden anzusehen. Die beyden Lustspiele, die ich auf dieser Bühne gesehen, spielten beyde in Deutschland. Wie sich doch alles wiedergibt! Die deutschen Dichter entlehnen aus spanischen Stücken manche allerliebste Idee, die spanischen aus deutschen. In Kotzebue's Kleinstädtern sucht sich Sabinchen, von der Großmutter mit dem Porträt des Geliebten in der Hand überrascht, dadurch aus der Verlegenheit zu retten, daß sie vorgibt, es sey das Bild des Fürsten; dasselbe thut hier Augustina in „El Retrato del Duque;" Augustina's Geliebter kommt in dieselbe Noth, wie Kotzebue's Mann ohne Titel, nur ist hier die Idee zu einem leeren, langweiligen Stücke ausgesponnen, die in den Kleinstädtern nur ein ergötzliches Intermezzo gibt. — Das neue Ballet „la hermosa Arsenia" hat einige Abende die Kasse gefüllt. Dem. Mollart von Paris, die mit einem Gehalte von 14,000 Fr. hier engagirt ist, sieht hübsch aus, tanzt erträglich und hat die Stimme aller ihrer Landsleute für sich. Maria Fabiani und die HH. Beaudri und Cairon sind brauchbar; eine Verwegenheit aber ists, mit diesen wenigen erträglichen Subjekten und einem Dutzend unbehülflicher Statisten ein großes, auf anmuthige Ausführung berechnetes Ballet geben zu wollen. Die schönsten Scenen können daher nur Lachen oder Ekel erregen. Man braucht nicht erst die lieblichen Pages du Duc de Vandôme und der Dem. Bigottini und Fany Bias bezaubernde Talente auf dem großen Operntheater gesehen zu haben, wie es etwa bey mir der Fall war, um eine solche Versündigung am guten Geschmack widrig und ekelhaft zu finden. — Wie auf dem Theater del principe Hr. Cossoul, so bezaubert hier die Familie Romaniac mit ihren Seiltänzerkünsten. In der That, ich kenne, wenn ich auch alles jemals Gesehene meinem Geist vorübergehen lasse, kein reizenderes, üppigeres und bezaubernderes Schauspiel als Dem. Rosalie Romaniac auf dem schwanken Seile. Die zarten Glieder umschließt fleischfarbener Tricot, den schlanken Leib umwebt ein kurzes Kleid, von flimmerndem Golde durchwirkt, wie flüssiges Gold, so wandelt sie auf dem unsichtbaren Faden durch die Luft, eine ätherisch-romantische Erscheinung. Ein reizender Amor kniet sie gleichsam in leichten Wolken und gaukelt auf dem Knie den goldenen Pfeil oder die schwankende Pfauenfeder. Wenn der Fandango, wie er auf beyden Theatern getanzt wird, mich anekelte, so gewährte er, von dieser Zauberin auf dem schwanken Seile getanzt, ein Schauspiel, von dem Fischer und Studer (in seinen „Rückerinnerungen an Spanien") in ihren Schilderungen des Fandango nur eine farblose Skizze geben. Der leichte Fuß der Tänzerin haftet auf dem unsichtbaren, immer hin- und her schwankenden Faden, sie ist eine überirrdische Erscheinung, denn sie berührt nie den sichtbaren Boden. Die Kastagneten fangen zu sprechen an. Nie hätte ich geahnt, daß in den klappernden Hölzern eine so seelenvolle Sprache verborgen liege! In langsamen, abgebrochenen Takten verkündigen sie die ersten, schüchternen Ahnungen der Liebe, doch bald macht das Feuer der Leidenschaft sie inbrünstiger, beredter, kühner, verwegner, jezt schnalzt es wie die Zunge der Mänade, jezt ruft es durstend nach Genuß, dann girrt es dazwischen, wie das zärtlichste Girren der Taube, und koset leise, und tändelt verschämt, und wieder schlägt der freye Takt der Freude, jede Bewegung wird heftiger, größer, ausdrucksvoller. Das Auge schimmert in heiterer Lust, die Lippen lächeln und dürsten, das Herz pocht wärmer und lauter, bis die trunkene Tänzerin endlich ermüdet hinsinkt. Sie ruht in reizender Stellung auf dem allmählig leichter schwankenden Faden, und schaukelt sich wie eine Venus in lichten Wolken, während die Bewegung jede reizende Form des Körpers enthüllt und das Auge noch freudesatt und trunken herablächelt. — Wer denkt dabey nicht an den Tanz der Künstler in Heinse's Ardinghello?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hahn und der Schuhu.

Geschloßnen Aug's traf einst den Hahn
Ein Schuhu auf dem Nachtflug an,
„O Blindheit, trauriges Geschick!
Spricht Pallas Thier, wozu die Augen,
Wenn ohne Schuhu-Feuerblick
Sie nicht zum Sehn im Finstern taugen?
Der Nacht geheimnißvolle Welt,
Die, Gott-reflex bis zu des Poles Ferne,
Beym Dämmerschein magnet'scher Sterne
So klar in meine Augen fällt,
Von der ich jede Nacht mehr lerne,
Von alle dem gewahrt er nichts!
Nichts von der Gottheit dieser Erde!
Versteht mich nicht, wenn ich beweisen werde:
Das Dunkel sey Reflex des Lichts.
.... Der Arme! wie er schläft! als sey die Nacht
— der Weisheit Schacht,
Wo die Mysterien des Abgrunds vor mir liegen —
Zum Schlaf gemacht!
Mit Augen ohne Licht, mit Flügeln die nicht fliegen —"

„Hier nicht" versezt der Hahn, erwacht,
(Denn schon bricht hinterm Kranz der Hügel
Ein Morgenstrahl in die erwachende Natur)
„In diesen Mauern nicht; in meiner Heimath nur!"
Er spricht's, und seufzt, und schüttelt seine Flügel,
Und streckt sein Haupt empor, und kräht —
Das will vielleicht in seiner Sprache sagen:
Sey mir gegrüßt, das wieder uns zu tagen
Beginnt in seiner Majestät,
Du Ewiges, vor dessen Wink dem Nichts
Gelingt ein Daseyn zu gewinnen. —

„Wie?" krächzt der Schuhu, doch ... des Lichts
Ausstrahlende Gewalt umnebelt seine Sinnen;
Verlezt, verscheucht vom jungen Morgenscheine
Sucht er, am hellen Tage blind,
Die traute Nacht im Dunkel der Gesteine.

* * *

Wenn das nicht Plato's Menschen sind,
Nur ungerupft; so giebt es keine.

Korrespondenz = Nachrichten.

London. December.

(Fortsetzung.)

In der großen Londner Vorstadt Paddington, welche seit Anlegung des dortigen und des Regenten=Kanals zusehends blühender wird, ist es im Werke ein Theater zu bauen, da die grösseren und kleineren Schauspielhäuser von dort sehr entfernt sind. So wie jezt die Sachen liegen, ist dieß wünschenswerth. Die Väter vieler Londner Familien bringen ihre Abende in Clubs oder Tavernen zu, und lassen Frau und Tochter zu Hause. Ein Theater in einer so bevölkerten Gegend ist also ein wahres Bedürfniß; es wird Sittlichkeit, Bildung und geselliges Vergnügen befördern. — Sollte das englische Theaterwesen auch wenig Nachahmungwerthes für das feste Land haben, so ist doch das löbliche Zusammenhalten des brittischen Schauspielervölkchens werth als musterhaft angepriesen zu werden. Nicht zu gedenken der Hülfskassen für Bejahrte, für Wittwen und für Waisen, denen jährliche Benefizvorstellungen gewidmet sind, sieht man, wie bey jedem unzeitigen Todesfalle eines verdienten Schauspielers, dessen Hinterlassene Unterstützung bedürfen, die beyden großen Theater, das Opernhaus, die ausübenden Tonkünstler ꝛc. sich beeifern, durch die unentgeltliche Beysteuer ihrer Talente, eine Benefizvorstellung recht einträglich zu machen. *) Dieß war der Fall lezthin, als man der Wittwe und den Waisen des so verdienten, edlen Rae beyspringen wollte. Elliston, Charles Kemble, Miß Kelly, Ambrogetti u. s. w. zogen eine glänzende, reichlich bezahlende Zuhörerschaft herbey, und der armen Wittwe wurde ein Ertrag von mehr als tausend Pf. Sterl. eingehändigt. Dieß erinnert an die kindliche Liebe der berühmten Schauspielerin Edwin, von dem Theater in Drurylane, eine geborne Richards aus Irland, deren jüngst verstorbene Mutter lange Zeit die erste komische Schauspielerin auf der Bühne in Dublin gewesen war, und nebst ihrem Manne von der dankbaren Tochter frühzeitig in den Ruhestand versezt wurde. Noch rühmlicher ist die kindliche und Geschwisterliebe der in den lezten Jahren auf dem Theater zu Coventgarden so hoch gefeyerten O'Neill, jezt Gattin des Hrn. Becher, eines reichen irischen Gutsbesizers und Parlamentsgliedes, welche bey ihrer ehrenvollen Verheyrathung mit diesem Herrn ihr ansehnliches, blos durch die Anwendung ihrer glänzenden Talente erworbenes Vermögen ganz und gar unter ihre Eltern, Brüder und Schwestern so vertheilte, daß diese alle reichlich auf Lebenszeit versorgt wurden, während ihr großmüthiger Gatte ihr gleich ein solches Leibgedinge aussezte, daß sie nie Ursache haben kann, ihren Edelmuth zu bedauern. — Aus den Briefen des Dr. Pinkerton, welche dem 16ten Report of the British and foreign Bible Society angehängt sind, ergiebt sich, daß das MS. der Grusinischen Uebersezung der Bibel, welche der heilige Euphemius im achten Jahrhundert verfertigte, sich noch in dem Iberischen oder Georgischen Kloster auf dem Berge Athos, nebst vielen andern theologischen Handschriften in derselben Sprache, befindet. Die gedachte Societät wird sprachkundige Männer hinschicken, um diese Schriften copiren zu lassen. Wenn das erwähnte MS. nicht aus der slavischen Uebersezung interpolirt ist, so kann man es als einen Fund betrachten. — Der würdige und gelehrte Jacobsen in Altona hat in die englischen Blätter einen kosmopolitischen Aufruf an die in Südamerika befindlichen Engländer einrücken lassen, daß sie sich verwenden möchten, Saamen und Pflanzen von dem berühmten Gewächs Arracacha, welches noch weit schmackhafter und nuzbarer ist, als die Kartoffel, und welches in dem Dorfe Bipaçon bey Santa Fé de Bogota gebauet wird, nach Europa zu schicken. Bey dieser Gelegenheit ist bekannt worden, daß die reiche Horticultural Society in London zur Erreichung dieses Endzwecks Anstalten gemacht hat, welche den besten Erfolg versprechen. — Walker, der junge Dichter, welcher die so wohl aufgenommene Tragödie Wallace auf die Bühne brachte, lieferte vor einigen Tagen auch ein Nachstück, betitelt The Warlock of the Glen. (Der Zauberer des Thals). Vorher hatte man seinen Wallace gegeben, und — es war etwas Neues und Unerhörtes, daß ein so junger, noch nicht zwanzigjähriger Mensch im Stande war, einen ganzen Abend hindurch mit seinen Produkten das Theater in Coventgarden zu unterhalten. Warlock ist ein artiges unterhaltendes Melodrama, welches im schottischen Hochlande spielt. Clanronald ein schottischer Edelmann, hat die Güter seines Bruders, des Laird von Glencairn, unrechtmäßiger Weise an sich gebracht, und giebt vor, daß jener in der Schlacht geblieben sey; aber seine Unterthanen hatten ihn im Verdacht, und sprachen ganz laut davon, daß er seinen Bruder, nach dessen Rückkehr aus dem Kriege, meuchelmörderisch umgebracht habe. Seinen Neffen, Adelbert, den rechtmäßigen Erben, hält er in enger Haft, wie dessen Mutter, die deßwegen in noch strengerem Gewahrsam seufzet, weil er ausstreut, sie sey von Sinnen. Die Bauern versammeln sich, um Sandie's und Marianens Hochzeit zu feyern, und während dieser Zeit entspringt die Gräfin aus dem Gefängnisse, läuft, ihren Sohn auf dem Arme tragend, mitten unter die Leute und fordert sie auf, ihren rechtmäßigen Laird zu beschüzen. Clanronald und seine Anhänger verfolgen sie; sie entkommt durch einen verzweifelten Sprung von einem Felsen ins Meer, geräth aber dennoch mit ihrem Kinde wieder in seine Hände, worauf der Knabe in einen einsamen Ort unweit der Abtey in Glencairn gebracht wird, wo Clanronald ihn zu ermorden befiehlt. An diesen Ort haben sich vorher bestellt der Fischer Andreas und ein Unbekannter, der Zauberer vom Thale genannt, um dem Hause Glencairn ein sehr wichtiges Geheimniß mitzutheilen. Der Knabe wird von der Ermordung gerettet, und der Zauberer offenbart und beweist, daß er selbst Clanronalds Bruder ist, von welchem man geglaubt, er sey ermordet. Andreas erkennt ihn als seinen rechtmäßigen Herrn. Weil der Zauberer einen unterirdischen Weg in das Schloß Glencairn weiß, so tritt er dort in demselben Augenblicke auf, wo Clanronald, welcher den Knaben für ermordet hält, seine Schlechtheit vollenden und die Gräfin zu einer übereilten Heyrath zwingen will. Der erstaunte Bösewicht will seinen so unerwartet entdeckten Bruder erstechen, wird aber überwältigt, und der Zauberer, als rechtmäßiger Laird, behält die Oberhand und erlangt abermals Erbgut, Gemahlin und Kind. Etliche Situationen sind sehr überraschend, besonders die Scenen, wo die Gräfin plözlich unter die Bauern tritt, und wo sie sich in die See stürzt. Der Dialog ist fließend und viele Stellen würden geübteren Dichtern Ehre machen. Am meisten zeichneten sich aus: Madame Faucit in der Rolle der Gräfin, und Abbott als Zauberer. Blanchard und Miß Beaumont gaben eine richtige Idee von den schottischen Landleuten, und der pas seul welchen Miß C. Dennet im ersten Akte tanzte, wurde sehr beklatscht. Die Decorationen sind prachtvoll und die Musik angemessen. Der junge Dichter hatte das Glück, auch dieses Stück mit allgemeinen Beyfall aufgenommen zu sehen; wirklich ist es eine ganze Woche hindurch alle Abende von überfüllten Häusern mit immer gleichem Vergnügen gesehen worden. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Aehnliche Einrichtungen und ähnliche Handlungsweise finden, wie alle unsre Leser wissen, auf allen unsern stehenden von den Regierungen unterstüzten Bühnen ebenfalls statt.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 4.

Nr. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Januar 1821.

Erinnerung an unseres Winckelmanns Idee zu einer Ausgrabung in Olympia, und Vorschlag zu einem Nationaldenkmal zu Ehren Winckelmanns.

(Beschluß.)

Wenn nun der Englische Reisende an Ort und Stelle bemerkt, daß aller Grund zur Hoffnung vorhanden sey, es würden durch Ausgrabungen zu Olympia die herrlichsten Werke der Sculptur entdeckt werden können; wenn er dabey zugleich der ersten, von unserem unsterblichen Winckelmann dazu erweckten Idee mit Beyfall gedenkt: so glaube ich weder etwas zu Gewagtes noch Ueberflüssiges gethan zu haben, indem ich eben diese Winckelmannische Idee, durch die neuesten Bestätigungsgründe ihrer Tauglichkeit veranlasst, vor dem größeren Publikum hier in Erinnerung brachte. Dem großen Meister der neuern Alterthumsforschung, dessen Geist so mächtig auf die Erkenntniß des Vorzüglichsten in den Werken der Kunst eingewirkt hat, sind wir schon längst auch unter uns ein Denkmal schuldig, das unsere Achtung seiner großen Verdienste bezeuge. Zwar hat er sich selbst durch seine eigenen Schriften das dauerhafteste aller Denkmale erhoben; allein nichts bezeugt noch auch von unserer Seite den öffentlichen Dank, den Deutschland ihm dafür zu zollen verpflichtet ist. Nirgends zeigt der Boden, dem er seiner Geburt nach angehört, und dem er durch sein Wirken einen schönen Ehrenkranz geflochten, auch nur sein Kenotaph oder irgend eine, im Kreise der bildenden schönen Künste entstandene und ausgeführte Erinnerung! — Sollen wir Deutsche dieses Verdienst etwa nur dem Italiener zu Triest, wie jüngst erst geschehen, oder dem Römer überlassen, nachdem pfäffische Bigotterie sein kleines Denkmal vor einigen Jahren aus dem Pantheon entfernt hat? —

Dürfte also meine Stimme, als die Stimme eines Einzelnen, nicht zu gewagt und zu unpassend oder zu anmaßend erscheinen, so wäre sie die folgende:

„Man ergreife die Winckelmannische, sicher sehr glückliche Idee zu einer, in größerem Umfang mit möglichster Genauigkeit und Vorsicht anzustellenden Nachgrabung in Olympia auf Subscription! Man vereinige alle theils daselbst, theils an andern Orten in Griechenland vermöge derselben Subscription dem Licht des Tages wieder gewonnenen Werke der alten griechischen Kunst in Einem und Demselben Lokal, welches in einer, entweder durch das Loos oder auf sonstige Weise zu bestimmenden Hauptstadt von Deutschland, durch die Architektur würdig errichtet und durch die Sculptur gehörig ausgeschmückt werden müsste, und gebe diesem die Bestimmung, Winckelmanns Denkmal unter uns zu seyn."

Dr. Sickler.

Nachschrift der Redaktion.

Welcher Freund der Kunst, und welcher, dem das Andenken Winckelmann's und der Ruhm des Vaterlands heilig ist, sollte sich nicht durch einen so ganz im Geist und Sinn des unsterblichen Alterthumsforschers gedachten Vorschlag ergriffen fühlen? Die Lieblingsidee des Mannes, dessen Werke unvergänglich nicht nur uns Deutschen leben, sondern ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden sind, durch vereinte Kräfte der deutschen Nation auszuführen, und das Ergebniß ihm selbst zum Denkmal zu weihen — könnte ein Vorschlag angemessener und ehrenvoller seyn? — Und daß der Erfolg einer Ausgrabung in Olympia die Erwartungen, welche schon Winckelmann davon hegte, nicht täuschen werde, zeigt uns die unbefangene Beschreibung eines Reisenden, dem es an keinerley Kenntnissen fehlte, um solches beurtheilen zu können, deutlich genug. Es sollte aber einem Deutschen, einem verdienstvollen Alterthumskundigen vorbehalten bleiben, den Aufruf zu einer Nachgrabung, und zwar in Beziehung auf Winckelmann, an Deutschland ergehen zu lassen, und dürfen wir nicht hoffen, sein Vorschlag werde mit eben dem lebendigen Eifer vom Vaterland ergriffen werden, mit dem er gegeben worden ist.

So großartig wie der geehrte Verfasser am Schluß seines Aufsatzes die Aufforderung hingestellt hat, könnte sie

Manchem zu ausgedehnt und schwer ausführbar scheinen. Aber halten wir uns nur zuerst an das Nächste, und bedenken ferner, daß der muthigen Ausdauer nichts zu schwierig ist. An ein architektonisches Monument zur Aufbewahrung der Kunstwerke kann freylich nicht eher gedacht werden, als bis diese herbeygeschafft sind. Schon dieß Herbeyschaffen aber ist ein Unternehmen Winckelmann's würdig, und verspricht der deutschen Nation ein schönes Besitzthum an alten Kunstwerken, woran sie, auch nach den neuesten herrlichen Erwerbungen des Kronprinzen von Bayern, noch immer nicht so reich ist, als andere benachbarte Völker.

Deutschland hat sich gerade in der gegenwärtigen Zeit der ausgezeichnetsten Fortschritte in der Kunde des Alterthums vor allen andern Ländern zu rühmen — der Eifer für Erwerbung älterer und neuerer Kunstschätze wird immer reger und lebendiger — mehrere Beyspiele haben bereits gezeigt, wie thätig unsre Künstler hierbey sind, und wie viel die Beharrlichkeit Einzelner bey Unternehmungen, wie die vorgeschlagene, auszurichten vermag. Darum vereinige nun eine große Idee zum Ruhme eines der ersten Schriftsteller des Vaterlandes diese ganze Masse von Kräften! Und sollten nicht alle hohen Gönner und Beschützer der Künste, unsere gelehrten Alterthumsforscher, unsere verdienten Künstler, und jeder Freund des Schönen unter uns, gern dazu mitwirken, diesen Verein zu stiften, und sich bemühen, seinen Erfolg zu sichern?

Ihrer Prüfung legen wir — da der Hr. Verfasser das Kunstblatt zum Organ seines Vorschlags gewählt, und uns mit der Aufforderung, den Gedanken weiter zu erörtern, beehrt hat — einige nähere Vorschläge zur Ausführung des Unternehmens vor, und bitten, uns weiteren Rath darüber mitzutheilen. Mit Sorgfalt werden wir jede Meynung beachten und keine Rücksicht vernachlässigen; unser Blatt steht jedem zweckdienlichen Vorschlag auch zur weiteren Bekanntmachung offen, und wir werden seiner Zeit dem Publikum den geeigneten Bericht über den Gang der Angelegenheit im Ganzen erstatten.

Der Verein, welcher sich zu dem Unternehmen, Winckelmann ein Denkmal durch eine Ausgrabung in Olympia zu stiften, zu bilden hätte, würde theils aus der ganzen Anzahl der Subscribenten, theils aus den Reisenden bestehen, welche die Ausgrabung vorzunehmen gesonnen wären. Dieser lezteren dürften wohl nicht weniger als drey seyn, nämlich ein gelehrter Alterthumskenner, welcher mit der ganzen Oertlichkeit, nach den Angaben der Alten, innig vertraut, und jeden vorkommenden Ueberrest alter Kunst genau zu untersuchen im Stande wäre — ein Zeichner für Antiken und Landschaften — und ein Architekt zur Vermessung und Aufnahme der Ruinen, so wie zur unmittelbaren Leitung der Ausgrabungen selbst. — Es ist nicht zu zweifeln, daß mehrere unsrer verdientesten Gelehrten und Künstler sich bereit finden werden, die Reise zu unternehmen. Wir sprechen vom Verdienst, nicht von der Lust — denn wer, der reiselustig, und dem das Alterthum lieb ist, möchte nicht mit Freuden nach dem geheiligten Schauplatz der olympischen Spiele ziehen?

Während nun diese kleine Gesellschaft von Reisenden sich zusammenfände, würde sich aus den erfahrensten, bewährtesten und thätigsten Rathgebern ein Ausschuß zu bilden haben, welchem die Förderung der Unternehmung und die Besorgung aller Angelegenheiten des Vereins anvertraut werden müßte. Dieser würde die Mitglieder des Vereins von Zeit zu Zeit bekannt machen, die subscribirten Beyträge in Empfang nehmen, davon die Reisenden fortdauernd mit dem nöthigen Geldvorrath versehen, und durch Verwendung bey den Regierungen ihnen ihr Geschäft auf alle Weise zu erleichtern suchen. Endlich hätte derselbe, in Verbindung mit den zurückgekehrten Reisenden, über die zu Tage geförderten und ins Vaterland gebrachten Denkmäler zu wachen, damit sie als Gemeingut sämmtlicher Mitglieder des Vereins, und somit der deutschen Nation, die dem Zweck der Unternehmung angemessene Bestimmung erhielten.

Das Nächste hierbey würde die Eröffnung der Subscription und Festsetzung der Akzien seyn. Vielleicht wäre es am angemessensten, die jährliche Akzie auf Eine Carolin zu bestimmen. Bey einer bedeutenden Anzahl von Beyträgen auf drey bis vier Jahre, welche, die liberalen Unterstützungen der Regierungen mitgerechnet, in Deutschland zu erhalten nicht schwer ist, müßte sich ein jährlicher Kassebestand bilden, hinreichend, die Kosten der Unternehmung zu decken. Die zurückgekehrten Reisenden müßten noch den Privatvortheil haben, durch Herausgabe ihrer während der Ausgrabung gesammelten Bemerkungen und Zeichnungen einen Theil ihrer Mühe belohnt, und die Wissenschaft durch ihren Fleiß bereichert zu sehen.

In Betracht, daß die Unterzeichnung nicht bald genug eröffnet werden kann, hat sich, bis der hier angedeutete Vorschlag von andern Freunden des Unternehmens näher erörtert, der Ausschuß gebildet, und alles Nöthige festgesetzt seyn würde, die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart erboten, die Subscriptionen anzunehmen. Wir ersuchen daher jeden, der zur Ehre Winckelmann's und des deutschen Vaterlandes den Vorschlag zu unterstützen gedenkt, der genannten Buchhandlung seine Unterzeichnung einzusenden, und können versichern, daß wir bereits die Freude gehabt haben, die Anerbietung auf 20 Akzien zu erhalten.

Von der Kunstliebe der deutschen Fürsten, wie von der großen Anzahl warmer Verehrer unseres Winckelmann, die Deutschland zählt, dürfen wir die bereitwilligste Begünsti-

gung dieses Unternehmens mit Zuversicht hoffen. Ist die Ausgrabung einmal unternommen, und mit glücklichem Erfolg gekrönt, so wird sich dann auch leicht die Stadt in Deutschland bestimmen lassen, wo die gefundenen Denkmäler Winckelmann zu Ehren aufgestellt werden sollen. Immer wird der Ort am meisten Anspruch darauf erhalten, von dem aus die Unternehmung am kräftigsten unterstüzt worden ist.

Und so empfehlen wir diese Vorschläge noch einmal der aufmerksamen Prüfung und thätigen Mitwirkung aller Kunst und Vaterland liebenden Deutschen!

Bildende Kunst im Königreich der Niederlande.

Die Holländer und Niederländer haben sich in einem Fache der bildenden Künste, der Malerey, unsterblichen Ruf erworben. Sie haben, zwar weniger tief und gemüthreich, doch nicht minder originell, dieß Fach im Gegensatze mit dem Klassischen ausgebildet, und das zu einer Zeit, wo die klassischen Studien in Holland mit Eifer betrieben worden sind. Aber die Kunst befreundete sich damals wenig oder nicht mit der Gelehrsamkeit, und Sitte und Denkweise unter den höhern Ständen begünstigte die Richtung, welche der Genius der Maler nahm. Derselbe Geist lebt auch jezt noch in diesem Volke, ich weiß nicht, ob in Folge der Richtung, welche die bildende Kunst unter ihm genommen, oder als Markstein und Grenze, innerhalb welcher sie sich bey ihm bewegen soll. Es werden noch viele Jahre vergehen, bis der Geschmack des Volks den jetzigen Bestrebungen der Künstler, sich im Wege klassischer Studien und italienischer Schule auszubilden, folgt, und diese Richtung ihm zusagen wird.

Der Ruhm der Rembrandt und Rubens, der Van Dyk und Wouvermann hat in unsern Tagen die Niederländer wieder begeistert und beflügelt, und in der That haben sie auf der mit frischem Muthe betretenen Bahn bereits erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Regierung begünstigt und fördert diese Bestrebungen, so viel an ihr ist durch Maler- und Bildhauer-Akademien, Kunstschulen, Eröffnung von Antiken- und Gemäldesammlungen, Kunstausstellungen, Preisaufgaben u. s. w. Antwerpen und Amsterdam haben ihre großen Malerschulen und nun auch alljährlich ihre Kunstausstellungen.

Ein einsichtiger Beobachter, der mir seine Bemerkungen mittheilte, stellte unter den Historien-Malern L. Moritz oben an. Reichthum der Erfindung, Kraft des Ausdrucks und Anmuth der Farbengebung vereinigt er in seltener Vollkommenheit. Er hat in Paris unter David, und in Rom studirt, und sein Name ist schon aus diesen Zeilen her, jedem Kunstfreunde werth. Moritz ist überdieß auch ein ausgezeichnetes mathematisches Genie. Er hat zwey Automaten verfertigt, welche Bewunderung erregen. — Auf ihn folgt als Historien- und Porträtmaler C. H. Hodges. Auch dieser Künstler hat in der Farbengebung große Vollkommenheit erreicht. Uebrigens zeichnen sich seine Werke durch gefällige Anordnung, die sich bis auf alles Beywerk erstreckt, besonders aus. — A. de Lelie theilt mit diesem den Ruf, und hat ihn besonders durch seine Tableaux de genre erworben, worin er jezt unerreicht seyn dürfte. — J. Pienemann verbindet mit geistreicher Erfindung in der Ausführung großes Geschick. Von seiner „Schlacht von Quatre-bras" habe ich mehrmals mit großen Lobeserhebungen sprechen hören, wiewohl sie übrigens nicht ohne Gebrechen seyn soll. — J. A. de Waille hat als Porträtmaler große Verdienste. Anmuthige Behandlung, welche Wahrheit und Treue der Umrisse nicht beeinträchtigt, und frische Färbung machen seine Bilder eben so beliebt als schätzenswerth. — C. Kruseman, ein Zögling von de Waille, tritt als Porträtmaler ganz in seine Fußstapfen. Er vereint damit noch ein großes Geschick zum „häuslichen Gemälde," deren er mehrere mit großer Lieblichkeit und einer bezaubernden Beleuchtung ausgeführt hat. — M. J. Van Bree, erster Professor an der königl. Akademie der schönen Künste zu Antwerpen, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Künstlern, welche Holland hervorgebracht hat. Seine historischen Bilder zeichnet geistreiche Composition, geschmackvolle Gruppirung und edle Einfalt aus. Seine Umrisse sind bestimmt, fest und richtig gezeichnet. Ein Hauptbild von ihm ist „die Belagerung der Stadt Leyden" auf dem Stadthause zu Leyden befindlich. Die vorjährige Kunstausstellung zu Gent zierte die Skizze seines: „Wilhelm I. verwendet sich für die Sache der Katholiken zu Gent 1578." — Hariengs wird sehr gerühmt. — J. Paling, der Porträtmaler, hat auch mehrere historische Gemälde geliefert, und sich einen günstigen Ruf erworben. Nach seinen Porträten zu urtheilen, befürchte ich nur, seine historischen Bilder dürften etwas Hartes und eine zu düstere Beleuchtung haben. Auch sein Pinsel hat sich an der Schlacht von Waterloo versucht. — C. Sels zeigt durch die Reinheit seiner Zeichnung, Zartheit des Pinsels und gefälliges Colorit große Hinneigung zur italienischen Schule. — W. B. Van der Koop ist ein sehr verdienstlicher Porträtmaler, und im Besitze des glücklichen Talents, Charaktere treffend wieder zu geben. — J. Moll, einer der beliebtesten Porträt- und Historien-Maler, zeichnet sich durch die sinnige Wahl der Scenen, zarte Behandlung und klares Colorit vortheilhaft aus. — Versteeg erinnert durch Genauigkeit in der Ausführung und Zartheit des Pinsels an Douw. Er ist unter den jeztlebenden wohl derjenige, welcher die Effekte einer künstlichen Beleuchtung mit dem größten Glücke behandelt. — J. Wonder hat sich durch seine Portraits und tableaux de genre einen gr.

ßen Ruhm erworben. Alles ist in seinen Darstellungen gefällig geordnet, charaktervoll und mit Geschmack ausgeführt. — Le Duc ist äußerst fleißig in der Ausführung, und zart und rein in der Färbung. — J. Kamphuizen wetteifert in den tableaux de genre mit Wonder, Hodges und de Lelie, um die Palme; seine Farbengebung ist vorzüglich, nur in der Ausführung ist er hie und da zu sorglos.

Im Fache der Landschaftmalerey haben die Ruysdael und Both glückliche Schüler und Nacheiferer gefunden. C. van Drielst stiehlt der Natur die anmuthvollsten Bilder ab. Die mit wahrhaft idyllischem Sinne gewählten Gruppen umwebt das heiterste Licht. Schade, daß zur Klarheit und Zartheit er nicht Kraft zu fügen weiß, er würde sonst unübertrefflich seyn! — J. Hulswit vereinigt alles, was den gefälligen Landschaftmaler bildet. Vom Licht und Helldunkel macht er einen meisterhaften Gebrauch, das Auge bezaubernd, die Seele entzückend. — P. van Os gehört zu den vorzüglichsten Thierzeichnern. Er bildet mit eben so großem Geschick die Gruppen, als er mit Treue die Umrisse wiedergibt. — K. P. Ommeganck (in Antwerpen) wird längst schon als einer der größten Landschaftmaler der Niederlande betrachtet. Einsichtsvolle Wahl des Entwurfs, ein frischer Pinsel und ein warmes Colorit zeichnen alle seine Bilder aus. — Mehrere von diesen Verdiensten hat auch Regenmorther. — P. Barbiers beurkundet in seinen vortrefflichen Landschaften sinniges und sorgfältiges Studium der Natur. Das Charakteristische des verschiedenen Baumschlags gelingt Niemand besser als ihm. — H. Michaelis ist ein sehr glücklicher und angenehmer Landschaftmaler; sein Colorit ist durchsichtig und klar. Bey anhaltendem Studium kann er in seinem Fache noch eine hohe Stufe von Auszeichnung erreichen. — In J. Schelfhouts Bildern erfreut eine gefällige und fleißige Ausführung. Seine Staffagen sind vortrefflich gewählt und behandelt; er ist darin unstreitig der erste unter seinen Landsleuten. — P. G. Westenberg ist ein treuer Schüler der Natur, welche er auch mit Sinn zu behandeln weiß. Seine größte Stärke besteht in Prospekten; seine Manier ist kühn und ausdrucksvoll; Schade, daß sein Ton hie und da ein wenig zu duster ist! — J. Jelgerhuis, Mitglied des Amsterdamer Theaters, hat auch als Maler einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Sein Pinsel versucht sich gern und mit Glück an Prospekten von Straßen und Kirchen, worin er ein fleißiges Studium der Perspektive verräth. Er liebt eine helle, sonnige Beleuchtung. — J. A. Kuip, der jezt in Beel, ohnweit Nymwegen lebt, hat sich lang in Italien aufgehalten und vortreffliche Studien von da zurückgebracht. Das Studium der italienischen Natur und der italischen Schule hat einen wohlthätigen Einfluß auf ihn gehabt; er zeichnet mit eben so viel Geschmack als Einsicht. Er hat viele italienische Ansichten geliefert, und die vorjährige Kunstausstellung zu Antwerpen hat eine Reihe schöner Bilder von seiner Hand geschmückt.

Wie Holland die Blumen selber von jeher gepflegt hat, so pflegte es auch die anmuthige Blumen- und Früchte-Malerey, und mag sich rühmen, auch jezt noch große Künstler in diesem Fache zu besitzen. H. Voogt schreitet auf der Bahn, die er sich gewählt, noch täglich mehr vorwärts. — W. Hendricks zeichnet sich nicht nur als Landschaft-, Blumen- und Früchtemaler aus, sondern auch durch seine häuslichen Scenen, die ihm eine bleibende Stelle unter den Künstlern dieses Faches sichern. — G. J. J. Van Os ist unter den Blumen- und Früchtemalern jezt vielleicht der erste. Schöne Wahl und Anordnung, ein frisches, harmonisches Colorit und ein hoher Grad von Vollendung zeichnet alle seine Bilder aus. — Wenn J. Van Leeuwen in geschmackvoller Behandlung dem Van Os nachsteht, so weicht er ihm doch nicht in Wahrheit und Treue der Darstellung. — A. J. Brand hat in diesem Fache einen großen Namen sich erworben. Schade, daß seine wankende Gesundheit ihm keine angestrengte Beschäftigung erlaubt!

Das mit Schiffen bedeckte oder vom Sturm aufgewühlte Meer war niederländischen Künstlern oft der Gegenstand, an dem sich ihr Pinsel versuchte. Mehrere thaten es mit großem Ruhme, viele eifern ihnen nach. Unter den jezt lebenden mit größerm Glücke keiner als Nik. Baur, ein Friese. Er gab zur vorjährigen Kunstausstellung zwey Ansichten von Amsterdam, von der Seeseite aus genommen, welche beyde den Beyfall der Kunstkenner ihm erworben haben. Vorzüglich aber fesselte das Publikum seine Darstellung des „Bombardements von Algier in der Nacht vom 27. August 1816." Das Wasser ist durchgängig klar und durchsichtig, die Wellen sind gut, die Staffage mit Einsicht behandelt. — Koekkoek ist ein verdienstvoller Maler; auch er hat die Schwierigkeiten, welche eine durchscheinende Behandlung der Luft und des Wassers für den Pinsel haben, glücklich besiegt. — Koning, Schouman und Schotel verrathen große Anlage und regen die Erwartung an, daß sie recht Verdienstliches in diesem Fache leisten werden.

Einen erfreulichen Beweis von der Thätigkeit und Regsamkeit der jungen Künstler liefern die häufigen Concursarbeiten, welche um die von der königl. Societät ausgesezten Preise wetteifern. Das vorige Jahr hat die Societät: „Eine hügelige, sandige Gegend mit Baumgruppen von wenigstens drey Arten Bäumen und ländlichen Wohnungen besezt, bey untergehender Sonne, gegen Ende Augusts," zur Aufgabe gemacht. Es sind nicht weniger als 14 Concursstücke eingelaufen, unter denen eine „Ansicht aus der Gegend von Arnheim" von Andreas Schelfhout, einem Haager, den Preis davon trug. Ein hübsches Bild von J. Carpentero erhielt ein Accessit. — Für das Tableau de genre war die Aufgabe „ein Vaccine-Saal." Unter den sechs Concurrenten trug J. B. L. Maes, ein Genter, den Preis davon. Für Fr. Verploet von Mecheln wurde einstimmig eine ehrenvolle Erwähnung begehrt. — Den großen von der königlichen Akademie ausgesezten Preis für eine historische Composition: „der junge Tobias kehrt zu seinem blinden Vater zurück und legt ihm die Fischhaut auf die Augen, damit sie nach der Vorhersagung des Engels wieder sehend würden," hat C. de Braekeleer von Antwerpen davon getragen.

In der Bildhauerkunst haben die Niederländer nie etwas Großes und seit einer langen Reihe von Jahren nicht einmal etwas Bemerkenswerthes zu Stande gebracht. Indeß dürfte jezt Hr. Gabriel, ein Amsterdamer, der unter Canova studiert hat, in diesem Fache der bildenden Kunst ein hervorstechendes Talent entwickeln und die Fähigkeit der Holländer, auch hierin etwas leisten zu können, beurkunden. Seine ersten Schritte auf dem Pfade der Kunst berechtigen zu großen Hoffnungen. Der berühmte Historienmaler L. Moritz, von dem ich schon geredet habe, hat sich aus Kunstliebhaberey auch mit der Bildnerey beschäftigt und mit solchem Erfolge, daß man nur beklagen muß, daß er untheilbar ist, und nicht die eine Hälfte von ihm sich der Malerey, die andere der Bildnerey widmen kann.

P.

Nro. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. Januar 1821.

Nicht aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Denn göttlich rühren ihn der Sänger Lieder,
Und das Gefühl der innern Kraft erwacht,
Tief in dem Innern klingt das Schöne wieder.

Schreiber.

Briefe eines deutschen Gelehrten, der sich gegenwärtig auf einer Reise durch Spanien befindet.

(Fortsetzung.)

Da wir diesen Winter hindurch keine Oper haben, so hat die berühmte Sängerin Donna Lorenza Nunnez Correa sich entschlossen, einige Konzerte zu geben. Gestern, Sonnabends (man bemerke, wie sichs in Spanien geändert hat) war das erste dieser Konzerte in einem sehr kleinen Saale des Hotels San Fernando gegen 2 Piaster Eintrittsgeld. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich von dem Zustande der musikalischen Bildung der spanischen Nation zu unterrichten; wollte ich nach diesem Konzerte mir zu urtheilen erlauben, so würde mein Urtheil ein höchst ungünstiges seyn. Den Anfang machte die Symphonie aus Rossini's Uraca. Man braucht nicht an die Münchner, Darmstädter oder Frankfurter Orchester gewöhnt zu seyn, um diese Execution unerträglich schlecht zu finden. Die blasenden Instrumente fielen gleich nach den ersten Takten, welche die Pauken angaben, um einen halben Takt zu früh ein, und wurden im Einzelnen so schlecht behandelt, daß ich unwillkührlich an das Liebhaberconzert in einer kleinen rheinländischen Stadt erinnert wurde, dem ich vorigen Winter gelegenheitlich beywohnte. Ich habe damals in mehrern rheinischen Provinzialstädten Opern gehört, und die Orchester überall besser gefunden, als in der Hauptstadt Spaniens. Die Symphonie aus Mozarts Titus, welche den Schluß der ersten Abtheilung machte, wurde ein Chaos von so disperaten Tönen, daß es erst wieder eines Mozarts bedurft hätte, um Harmonie hineinzubringen. Darauf erfreute uns ein D. Romualdo Torrelas mit einer Baßarie aus Rossini's Uraca, die er ohne Schule wie ohne Stimme vortrug. Endlich trat Sennora Correa selber auf, eine in ihrem vierzigsten Jahre noch hübsche Frau. Sie that den Mund auf und liebliche Töne quollen in anmuthigem Rythmus hervor. Ihre Stimme ist nicht sehr stark, den kleinen Saal füllte sie aber wohl aus; in den untern Tönen schien sie mir, vielleicht in Folge ihres Embonpoint etwas bedeckt, die höhern Töne dagegen waren rein, metallreich, weich und ungemein ansprechend. Ihr Gesang war mehr gefällig als großartig, sie verziert weniger, als es in der italienischen Schule zu geschehen pflegt. Sie sang übrigens mit ungemeiner Sicherheit und Innigkeit. Die Hälfte des Publikums zischte während der Arie, um nur den Beyfall zurückzuhalten, der sie an der Vollendung zu hindern drohte. Nach ihrer zweyten Arie wollte das Klatschen und Bravorufen gar kein Ende nehmen. Außer ihr sangen noch ein Paar Spanier, D. Mariano Hubalge und der Professor (Musikmeister) D. Domingo Gallegos, von denen der erstere eine gefällige Tenorstimme und gefälligen Vortrag hatte, der zweyte dagegen nur noch Fisteltöne und eine veraltete Schule. — Der kleine Saal war übervoll, doch sah ich verhältnißmäßig wenig Damen; Frauen von ausgezeichnetem Range waren gar nicht da. — Welch ein Unterschied zwischen den mir unvergeßlichen abonnirten Winterconzerten in München und diesem hier in der Hauptstadt Spaniens! In der

Königl. Kapelle mögen sich allerdings bessere Künstler befinden, allein diese sind nicht für das Publikum.

Die Literatur ist rein politisch geworden; alle Hände sind beschäftigt, Zeitungen und Flugschriften an den Tag zu fördern oder französiche auf die Politik Bezug habende Werke zu übersetzen; höchstens liefern die Druckereyen noch einige geistliche Bücher. Die Poesie hat dieselbe Richtung genommen, und die Musen des spanischen Parnasses singen nichts als patriotische Hymnen, die zum Theil höchst prosaisch sind und den Styl gewöhnlicher Proklamationen haben. Eine der vorzüglichsten Produktionen der Art, die auch außerordentlichen Beyfall gefunden, ist ein in Barcellona verfertigtes Freiheitslied, dessen Chor lautet:

„Libertad, libertad sacrosanta,
nuestro numen tu siempre serás:
Puedes ver nos morir en tus aras,
mas gemir en cadenas jamas.

(Freiheit, heilige Freiheit! unsere Gottheit sollst du immer seyn: Du kannst uns sterben sehn an deinen Altären, aber in Ketten schmachten siehst du uns nie.)

Die Strophen sind weder gereimt noch metrisch geordnet, und lauten z. B.

Las cadenas de vil servidumbre,
Catalones, supimos romper,
y juramos con noble ardimiento,
á ser libres, ó bien perecer.
Juramento tan digno cumplamos
si nos quieren de hierros cargar:
seamos Brutus si existe un Tarquino
que nos quiera de nuevo humillar.

(Die Ketten der schmählichen Knechtschaft haben wir gebrochen, Katalonier; wir schwören mit hoher Kühnheit: frei zu seyn, oder edel zu sterben. Lasst uns erfüllen den herrlichen Schwur, wenn sie uns mit Ketten drohn. Tarquin, soll seinen Brutus finden, wenn er uns von neuem unterjochen will.)

Der General D. Rafael del Riego hat eine neue Vertheidigung gegen die ihm in den Sitzungen der Cortes gemachten Vorwürfe (Vindication de los extravios imputados al General D. Rafael del Riego el de 7. setiembre en las Cortes) herausgegeben, welche für die Politik und Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit ist. In einem edlen kernhaften Styl erklärt er sich mit militärischer Freimüthigkeit über das Vorgefallene. Diese Schrift und die in Folge der Ereignisse vom 16 — 18. November erfolgte Wiederanstellung haben den General Quiroga zu einer Erklärung veranlasst, und zur Aussöhnung dieser beyden Helden der spanischen Staatsumwälzung sind die Thore geöffnet.

(Der Beschluß folgt.)

Kritische Analyse des Trauerspiels: Die Schuld, aus Blackwood's Edinburgh Magazine No. XXXII. Vol. VI. mit vergleichenden Anmerkungen.

(Fortsetzung.)

Dieses Trauerspiel, Müllners erstes dramatisches Stück von regelmäßiger Länge und Construktion, machte bey seiner Aufführung auf der Wiener Bühne einen gewaltigen Eindruck, und gab viele Wochen hindurch der eleganten und sehr gebildeten Welt dieser Stadt den Hauptstoff zur Unterhaltung. Es ist seit der Zeit mit dem ausgezeichnetesten Erfolg fast auf allen andern Bühnen Deutschlands aufgeführt worden, und hat in der That bereits über allen deutschen Dramen, die seit geraumer Zeit geschrieben worden sind, seinen Platz eingenommen. Manche kleinere Schönheiten des Stücks haben ihren Theil daran gehabt, daß denselben diese hohe Auszeichnung wiederfuhr; die Hauptursache davon muß aber wohl sonder Zweifel in der Tiefe jener Ansichten über den Menschen und dessen ganze Bestimmung gesucht werden, welche der Autor seinem Werke einverleibt hat — Ansichten, welche vielleicht niemals zuvor einem deutschen Drama mit so viel kräftigem (consistent) und gleichförmigen Ernst des Gedankens, Willens und Ausdrucks einverleibt worden sind, wovon jedoch hin und wieder Spuren in vielen ihrer nach griechischem Modell geformten Lieblingsstücke gefunden werden, in welchen die mit manchen andern Zweigen ihrer Literatur Bekannten überflüssige Ursache zu der Meinung finden werden, daß darinnen viel mit dem herrschenden Geist deutscher Ideen und deutscher Philosophie übereinstimme. Das Interesse dieser Tragödie ist tief — mit manchen der verborgensten Mysterien der menschlichen Seele ringt (grapples) sie, und enthüllt dieselben, so fern dieß möglich ist. Die Elemente des Gefühls (the elements of feeling) von welchen sie hauptsächlich Gebrauch macht, sind in der That ganz einfache Elemente, im Ganzen genommen mit keinem sophistischen oder phantastischen Mischmasch versitzt, und nicht entstellt durch einen beträchtlichen Zusammendrang von Begebenheiten, Zufällen und Personen. Doch die Einfachheit sowol der Fabel selbst, als der Leidenschaften, welche sie darstellt, vermindert keineswegs die Wirkung des ganzen Drama's, sondern erhöht sie vielmehr gar sehr. Es gibt da genug für's Auge sowol, als für die Einbildungskraft, und sicherlich mehr als genug um eine Menge Betrachtungen zu erwecken, die dauernd seyn müssen, weil sie wesentlich unerschöpflich sind. Die Erhabenheit (nobility) des Menschen, wenn er als ein freywilliges Opfer seiner Tugend fällt — seine Armuth, sein Elend, wenn er gegen die Stimme des Gewissens gesündigt hat, und von da an sich als ein Verworfener und als ein durch seine Unwürdigkeit von dem harmonischen Ganzen der Natur getrenntes Glied

führt*). — Dieses sind die großen und schönen Ideen, die dieser Dichter durch sein lebendes Gemälde des menschlichen Wirkens und Geschicks ins Licht zu stellen unternommen hat. Niemand kann dieses Gemälde ohne Kummer betrachten; denn wer ist so rein und glücklich, der in einem solchen Gemälde nichts finden sollte, was ein schwaches Bild von dem zurückführte, was in seinem Innern vorgegangen ist? Die Gedanken, welche jemals gehabt zu haben, er kaum sich zu gestehen wagen wird — die Gefühle, die unterdrückt, — die Leidenschaften, die in der übeln Geburt erstickt worden sind — an alles dieß wird er gezwungen sich zu erinnern, und bey Lesung der Schuld muß Jedermann sich selbst in vielen Stücken als schuldig bekennen. Die größte Schönheit bey Müllner's Handhabung (management) seiner Fabel liegt in der geschickten und doch vollkommen natürlichen Art, mit der er gewußt hat, die Schuld in der Fülle ihres Elends darzustellen, ohne uns doch gegen seinen schuldigen Helden mit Widerwillen zu erfüllen, und dadurch das lebendige Interesse zu schwächen, mit welchem ein so wunderbares Geschick, als das seinige betrachtet werden muß. **) Es gibt in dieser Hinsicht, den einzigen Macbeth ausgenommen, kein Stück in der Welt, wie es scheint, das das Gemüth des Lesers oder Zuschauers so völlig zufrieden stellte. Der Braut von Messina kann man allerdings größtentheils das Nämliche nachrühmen; jedoch der Mangel an Harmonie in der Sprache und den Gefühlen jener, gewaltigen Tragödie hindert in nicht geringem Grade den tiefen Eindruck, den die Katastrophe derselben zu machen außerdem wohl geschickt gewesen wäre. Wie unvollkommen aber auch die Moral dieses Trauerspiels durch die Personen der Fabel selbst dargestellt wird, so wird sie doch herrlich (nobly) am Schlusse desselben durch den Chorus ausgedrückt. In Wahrheit, jene erhabenen (nicht leicht zu übersetzenden Worte: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, 2c. hätten eben so wohl zum Schluß des Müllnerschen als des Schillerschen Stücks gepaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rechtsfall der früheren schottischen Geschichte.

Am 30. November 1687 ward Philip Standfield vor Gericht gebracht, weil er seinem Vater geflucht, (nach den schottischen Gesetzen ein Kapitalverbrechen) und als Theilnehmer an dem Mord desselben. Sir James Standfield, der Ermordete, war von sehr melancholischer Gemüthsart; so daß, als sein Leichnam in einem Brunnen bey seinem Hause zu Newmilles gefunden wurde, man anfangs dafür hielt, er habe sich selbst hineingestürzt. Allein nachdem sein Leichnam schon begraben war, verbreitete sich das Gerücht, er sey auf Anstiften seines Sohnes Philipp, den er seiner Ausschweifungen wegen enterbt hatte, von Mördern angefallen und erdrosselt worden. Hierauf ließ der Gerichtshof den Leichnam wieder ausgraben, und von zwey bewährten Wundärzten, Krawford und Muirhard untersuchen. Philipp hielt sich bey diesem Geschäfte, nach Aussage der Wundärzte, in einiger Entfernung von der Leiche; als er aber aufgefordert wurde, nun näher zu treten, legte er die Hand an das Haupt seines Vaters, und sogleich stürzte das Blut aus Nase und Mund des Ermordeten; dieser Umstand, und die sichtbare Angst und Zerknirschung des jungen Standfield, scheinen großen Einfluß auf den Ausspruch der Jury gehabt zu haben, und sind im Protokoll mit diesen Worten angeführt: „Daß nachdem der besagte Philipp Standfield den Leichnam berührt, um ihn in den Sarg legen zu helfen, derselbige sogleich von neuem blutete, und besagter Philipp voll Blut ward, (gemäß der gewöhnlichen Art, wie Gott Mordthaten ans Licht kommen läßt), worauf selbiger mit großer Bestürzung den Leichnam fallen ließ, und voll Entsetzen schrie: „Gott sey mir gnädig." Der Angeklagte ward der Theilnahme an dem Morde seines Vaters schuldig erkannt; obgleich nur eine starke Präsumtion gegen ihn gefunden werden konnte; dagegen war es erwiesen, daß er seinem Vater geflucht hatte. Es erfolgte das Urtheil, daß ihm die Zunge ausgerissen, dann die Hand und endlich der Kopf heruntergeschlagen werden sollte — das Urtheil ward mit der größten Strenge vollzogen. Er betheuerte seine Unschuld bis zum letzten Augenblick. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: „Es ist ein dunkler Fall, und die Entscheidung, ob er schuldig oder unschuldig war, muß bis zu jenem großen Tage verschoben werden. Gewiß ist es, daß er ein schlechter Mensch war, und ausschweifende Leute mögen ein Beyspiel an ihm nehmen." In diesem Falle hat demnach eine schottische Jury ganz wie ein ehemaliges französisches Kriminalgericht, nach Anzeigen, geurtheilt und wahrscheinlich gemordet. *)

*) Das sind fast die eignen Worte des Wiener Kunstrichters in Anz. d. Schuld S. 209.

**) Das bezweifelt er jedoch selbst a. a. O. S. 232.

*) Fountainhall's Decisions. Vol. I. p. 483.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Dec. 1820.

(Beschluß.)

Der Leuchtthurm, dieses geniale Produkt, wo eine ungeheure Phantasie das Rührendste und Gräßlichste gattet, wurde durch eine sehr vorzügliche Aufführung gehoben. Herr Vespermann gab den wahnsinnigen Ulrich mit einer Wahrheit und Tiefe, die das Innerste durchschnitt. Ulrich ist die Hauptfigur des Ganzen. Er ist das blinde Werkzeug der rächenden Nemesis. Durch die Entführung eines geliebten Weibes und Kindes, die er im Meer untergegangen glaubt, zum Wahnsinn getrieben, sucht der Verlassne den Sturm als seinen treuen Gefährten, hoffend, er könnte die Verlorne ihm wieder bringen. Aber auch Finsterniß ist es, was der Unglückliche sucht! Mit Hülfe des Lichts ist ihm ja die Geliebte entflohn, darum „soll es Nacht seyn, damit die Menschen den Weg aus der Heymath nicht finden." Von dieser fixen Idee erfüllt, löscht er die Lampe des Leuchtthurms aus, durch deren Schein die strankenden Schiff

Rettung am Ufer des Meeres finden sollen. Das Schiff, auf welchem die Entflohne mit ihrem Verführer, von Sehnsucht und Reue getrieben, aus der neuen Welt zurückkehrt, um den verrathenen Gatten in Europa wieder aufzusuchen, scheitert, und die Unglückliche findet in der Dunkelheit ihren Tod in den Wellen. Ihr Verführer, Graf Holm, kommt ans Land, durch den mit entführten Sohn gerettet, den schon früher die Mutter auf Kunde nach dem verlassenen Vater gesandt hatte, und den ein unbekanntes Sehnen nach diesem Ufer zog, wo die Liebe zu Dorotheen, der Tochter des Thurmwächters, ihn fest hält. Der Thurmwächter, Ulrichs Bruder, hat schon seit Jahren mit dem armen Wahnsinnigen seine Wohnung an dem verhängnißreichen Ufer aufgeschlagen, und sich das menschenfreundliche Geschäft aufgelegt, die Schiffbrüchigen zu retten — Ulrich findet die Leiche seines Weibes am Ufer; er glaubt sie schlafend und trägt sie mit liebender Sorgfalt herein, ihren Schlummer bewachend. Tief ergreifend sprach Hr. Vespermann die schönen Worte: „Still o still! erweckt sie nicht! Meer geh leise auf und nieder" u. s. w. Dann holt er Blüthenzweige, um ihr Lager damit zu schmücken — Unterdessen naht sich Holm und erkennt die Leiche, bey welcher ihn der wiederkehrende Ulrich findet. Dunkle Erinnerung dämmert in seinem zerrütteten Gehirn — er erkennt die Stimme des Jugendfreundes, und mit zerreißender Wehmuth und Milde begrüßt er den Wiedergefundenen. Dunkel nur erinnert er sich, daß nicht alles recht gewesen sey, und reicht dem Grafen einen der grünen Zweige als Friedenszeichen. Wie dieser zernichtet sich entfernt, um den Sohn aufzusuchen, erwacht die Idee des Entfliehens wieder in Ulrich, er will die Geliebte in ein anderes Land tragen, um sich ihren Besitz zu sichern, und in rührender Klage seine Freunde, die Delphine, anrufend, daß sie ihn mit ihr hinüber führen, springt er mit der Leiche im Arm ins Meer, die treue Harfe voranschickend. Dorothee erblickt die Leichen im fernen Meer; der Graf sinkt erschüttert zur Erde, wird aber von Kaspar (dem Thurmwächter) wieder aufgerichtet, dieser vereinigt Dorotheen mit dem liebenden Jüngling, und verheißt tröstend dem Verbrecher Sühne und Entsündigung durch die Liebe der schuldlosen Herzen. Aus dem Friedenszweige, den der sanfte Ulrich ihm gereicht, flicht der Verbrecher der Braut die Krone, und Kaspar, die Blicke gen Himmel gerichtet, endigt mit einem: Amen, ich verzeih in ihren (der Abgeschiednen) Namen. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diesen Schluß, es dem Gefühle des Lesers überlassend, ob er sich mit dieser Verweisung an die göttliche Barmherzigkeit befriedigen kann, und sagen nur noch einige Worte über die Aufführung, wo auch außer Herrn Vespermann die andern Schauspieler gerechtes Lob verdienen: bey dem reinen, deutlichen Vortrage des Hrn. Reinhard als Kaspar, ging kein Wort des Originals verloren, und mancher holperichte Vers und platte Ausdruck (der wohl noch der Feile eines Dichters bedarf, dem die gelungenste Diktion zu Gebothe steht) wurde dem Zuhörer unmerklich gemacht. Sehr schön, und mit aller heftigen Bewegung, die Graf Holms Erzählung in ihm erwecken muß, sagt er, ihn gleichsam fortreißend, die Worte: „Flieht aus eures Freundes Hütte!" In Hinsicht der Deklamation gebührt gleiches Lob der Madame Carl als Dorothea und Hrn. Urban als Walter. Beyde haben mit seelenvollem Ausdruck die schönen, lyrischen Stellen und mit höchster Innigkeit spielte Hr. Urban in der siebenten Scene mit Dorotheen, die alles fromme Kindliche ihrer Rolle auch in den frühern Gespräch mit dem Vater wiedergab. Möchten wir doch oft und immer so rühmliches von den Bestrebungen unsrer Bühne berichten können!

H ß m.

London, December.

(Beschluß.)

Hr. Parkes hat in den Verhandlungen der Caledonischen Gartenbaugesellschaft den Nutzen des Küchensalzes im Garten- und Obstbau bewiesen und deßwegen eine Preismedaille erhalten. Er thut aus vielfältigen Erfahrungen dar: 1) daß Küchensalz in gehöriger Quantität zum Gedeihen und Wachsthume des Pflanzenreiches beyträgt; 2) daß Salz die Obstbäume und Küchengewächse gegen Würmer und Insekten schützt; 3) daß es eins der kräftigsten Mittel ist, die Insekten in einem Garten zu tödten; 4) daß man es auch zur Ausrottung des Unkrauts und anderer schädlicher Gewächse brauchen kann. — Archäologie und Kunst haben in England unter den Großen, Reichen und Gelehrten immer viel Dilettanten gehabt; die Stiftung der Königl. Akademie vermehrte sich, die Gründung der British Institution gewährte Belohnung und Ehre allen eingebornen Historienmalern, die sich auszeichnen wollten; und der Ankauf der Elginschen Marmors für das National-Museum hat so viele neue Liebhaber angeworben, daß der Prediger Fosbrooke, welcher außer andern Werken besonders durch „British Monachism" bekannt ist, auf das neue Jahr archäologische Vorlesungen in London hat ankündigen können. — Von William Tooke steht die vollständigste (vermuthlich von seinem Sohne herrührende) biographische Nachricht in dem Gentlemann's Magazine. Es wird dort verwiesen auf eine ausführlichere Notiz in Nichols's Literary Anecdotes. In St. Petersburg stand er in beständiger freundschaftlicher Verbindung mit den dortigen lutherischen und reformirten Geistlichen; sie unterhielten ein sogenanntes Kränzchen, das von einer Wohnung zur andern wechselte. Aber die merkwürdigste und angenehmste Versammlung dieser Art, wie Tooke oft mit Vergnügen zu erzählen pflegte, war der jährliche Schmaus, welchen die Kaiserin Catharina II. den Geistlichen aller Religionen und Sekten ihrer Kaiserstadt gab, und welchen sie diner de tolérance nannte. Den Wirth machte da der Erzbischof Gabriel, in pontificalibus, und jeder Gast kam in seinem Amtsornate. Zur rechten Hand des Erzbischofs saß Plato, wenn er den Dienst bey Hofe hatte; und zur linken der Angliski Pastor (der englische Prediger). Die übrigen saßen seniores priores. Pamphilief, Beichtvater der Kaiserin, und ein Hieromonachus, eine Serviette unter dem Arme, gingen umher und sahen zu, daß die Gäste gut bedient wurden. Bey diesem wahrhaft köstlichen Banquet herrschten Einigkeit und Scherz. Die Gerichte waren kaiserlich, die Weine die besten, welche es nur gab, und ein Nachtisch aus den kaiserlichen Gärten und Treibhäusern. Wären alle Streitigkeiten der christlichen Kirche (sagte Tooke) so wie hier bey Burgunder- und Champagner-Wein geschlichtet worden, so würden sie zwar etwas mehr christlichen Wein, aber bey weitem nicht so viel Christen-Blut gekostet haben. Tooke verstand, außer seinen guten Kenntnissen in der Philologie, Deutsch und Französisch gründlich. Wenn die reformirte Gemeinde in Petersburg zufälligerweise keinen Pastor hatte, predigte er vor derselben französisch. Nach seiner Rückkehr von dort predigte er in derselben Sprache nicht selten in London, zum Besten der französischen protestantischen Schule und des dazu gehörigen Arbeitshauses, und seine Aussprache war so gut, daß die, welche ihn nicht kannten, ihn für einen gebornen Franzosen hielten. Das Bildniß dieses vortrefflichen und gelehrten Menschenfreundes steht vor seiner Uebersetzung des Lucian, nach einem Gemälde von Shee, gestochen von Collyer.

Druckfehler.

Im Morgenblatt Nr. 7. S. 26. Sp. 1. Z. 12. v. o. lies Tocadillas statt Taradillas und Z. 13. ebendaselbst Higos statt Itigos.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 4.

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. Januar 1821.

Dichtkunst.

Manfred, ein Trauerspiel von Lord Byron. Aus dem Englischen übersezt von Adolf Wagner. (Mit dem beygedruckten Original.) Leipzig bey Brockhaus 1819.

Der Herr Verleger hat wirklich sehr klug gethan, der Uebersetzung des Herrn Adolf Wagner das Original selbst beyzufügen. Nun können doch wenigstens diejenigen Leser, welche der englischen Sprache kundig sind, beurtheilen, was der Dichter eigentlich hat sagen wollen, *) denn das kann man aus der durchaus mißlungenen Dollmetschung auf keine Weise. In lezterer ist der Sinn der Urschrift theils gänzlich verfehlt, theils nur zur Hälfte wieder gegeben, und wir führen zum Beweise dessen einige Fehler an, die noch lange nicht zu den bedeutendsten gehören. S. 10 werden die Zeilen:

I have done men good
And I have met with good among men,

ganz unrichtig übersezt:

Menschen that ich Gutes,
Fand auch wohl manchmal Gutes noch dabey,

da es doch heißen müßte:

Menschen that ich Gutes,
Und traf auch selbst noch Gutes unter ihnen.

S. 12 wird in

Ye spirits of the unbounded universe,

„spirits" durch Urgeister gegeben. Wo hat Lord Byron hier von Urgeistern gesprochen? Herr Wagner thut es also blos des lieben Versmaaßes wegen. Das ebenfalls dort befindliche neu geschaffene Wort „allum" möchte wohl keinen Beyfall finden, und nur sehr Wenigen verständlich seyn. S. 13 übersezt Hr. W. „Tops of mountains" durch „Felshöh'n." Von Felshöhen (Tops of rocks or cliffs) ist hier gar nicht die Rede, sondern von Gebirgsgipfeln. Es giebt Gebirge, die nichts weniger als Felsen, und Felsen, die keine Gebirge sind.

Who is undying. — Rise! Appear! Appear!

wird übersezt:

„Der unvergänglich ist! Erscheint! Herzu!"

Es muß aber heißen:

„Der nimmer stirbt. — Erhebet Euch! Erscheint!"

Der Begriff der Unsterblichkeit, den Byron durch das Wort undying andeutet, ist ganz verschieden von dem Begriffe der Unvergänglichkeit, welcher auch bey einem leblosen Gegenstande statt haben kann. Das „Rise" (Erhebet Euch!) mußte unter jeder Bedingung im Deutschen wiedergegeben werden.

The burning wreck of a demolished world

heißt bey Herrn Wagner:

„Die Trümmer einer ausgebrannten Welt"

obgleich der Dichter offenbar von „brennenden Trümmern einer zerstörten Welt" spricht. Eben so unrichtig und blos des Versmaaßes wegen ist die Strophe

A wandering hell in the eternal space

übersezt durch:

„Ein Wanderhöll' im ew'gen Himmelsraum."

By the strong curse, which is upon my soul

giebt unser Dollmetscher:

„Bey schwerer Fluchslast, welche mich bedrückt,"

und es muß heißen:

„Bey schwerem Fluch, der meine Seele drückt."

Welch' einen niedrigen Eindruck macht nicht der Pleonasmus von „Schwer" und „Last", und wie rauh und unangenehm tönnt das Wort „Fluchslast", welches Herr Wagner unserer Sprache aufbürden will? Auch hätte er einsehen müssen, daß soul keineswegs unübersezt bleiben durfte. Bey so vielen, auf etwa acht Seiten sich befindenden Fehlern, wird man sich leicht überzeugen, daß Herr Wagner keinen Beruf zur Verdeutschung von Byrons Werken habe, und daß nicht Alles klassisch ist, was ein gewinnsüchtiger Verleger mit den Pausbacken eines Posaunenengels dafür ausruft.

---

*) Auch die Leser des Lit. Bl. welche diese Dichtung noch nicht kennen, werden das gern wissen wollen. Daher hätt' ich gewünscht, daß der Rec. auch über das Original berichtet hätte, wie es von einem andern Rec. bey Byrons Giaur Nro. 90. 1820. geschehen ist. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Guido's Leben. Ein Roman von **Friedrich Gleich**. Frankfurt am M. bey Herrmann. 1819. 8.

In einigen frühern Geisteserzeugnissen dieses Verfassers glaubte man dichterische Anlagen zu bemerken, durch welche er zwar nie einen glänzenden Ruhm, aber mit der Zeit den Ruf eines mittelmäßigen Romanschreibers hätte erlangen können. Guido's Leben ist jedoch eines der mißlungensten Produkte, die uns in diesem Fache vorgekommen sind. Ein matter, schleppender Styl, Charaktere ohne Haltung, Begebenheiten ohne Interesse, und eine redselige Breite machen dies Werkchen zu einem sehr langweiligen Ganzen. Nirgend findet man einen neuen ansprechenden Gedanken, der für die Mühe des Durchlesens entschädigen könnte. Außer dem Verf. haben Setzer und Corrector durch eine Menge von Druckfehlern redlich dafür gesorgt, diesen Guido, trotz seines vornehm klingenden Namens, zu einem recht widerlichen Gesellschafter zu machen.

Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit spätern Zusätzen und Belegen von **Wilhelm Müller**. 2 Bände. Berlin bey Dunker und Humblott. 1820. 8.

Leider fand sich Recensent durch den Titel dieses Werkes außerordentlich getäuscht, denn Herrn Müller's vertraute Briefe enthalten wirklich fast gar nichts Neues und Bemerkenswerthes über die genannten Gegenstände, fast gar nichts, was nicht bereits aus hundert andern allgemein gelesenen Schriften weit besser und ausführlicher bekannt wäre. Es ist aber nun einmal die Gewohnheit der meisten, nach Italien reisenden Deutschen, sich für ihre Reisekosten durch ein Werkchen der vorliegenden Art bezahlt zu machen, und die Lesewelt ist immer noch neugierig oder gutmüthig genug, diesen Absichten zu entsprechen. Wir würden auch Herrn W. M. es keinesweges verargen, daß er der alten Gewohnheit treu blieb; nur hätte er es sich nicht so gar leicht machen sollen, durch sein Buch das Publikum in Contribution zu setzen, denn um recht viele Bogen zu füllen, hat er häufig mehrere Seiten aus Goethe, Castellan und Andern, ja sogar aus der Zeitung für die elegante Welt vom J. 1819 wörtlich abgeschrieben, und eine Menge italienischer Gassenhauer mitgetheilt, von denen er Band II. S. 259. selbst sagt, daß sie, „wahre Niederträchtigkeiten" enthalten. Fehlt es uns denn etwa in Deutschland daran? Warum will man noch aus Wälschland dergleichen Contrebande holen? Welcher gebildete Italiener wird wohl nach Berlin reisen, um die Zoten der dortigen Krautweiber aufzuschreiben und seinen Landsleuten in der Ursprache für schweres Geld zu verkaufen?

Band I. S. 11. sagt Herr Müller zwar sehr vornehm: „Ich hätte eine Ode in Horazischem Style schreiben können; so recht klassisch wohl war mir zu Muthe." Was man aber von seinen Horazischen Oden zu erwarten hätte, mögen die folgenden Strophen seines, im zweyten Bande mitgetheilten, fünf ganze Seiten füllenden Trinkliedes beweisen:

> Neue Flaschen auf den Platz!
> Sind wir mit dem Vivat fertig,
> Seyd des Pereats gewärtig,
> All ihr Brüder Goliaths!
>
> Goethe, großer General,
> Laß dich unsern Simson nennen,
> Der du ihre Saat verbrennen
> Thätst so kecklich allzumahl.
>
> Pereat, wen das verdrießt! (?)
> Und, soll's toleranter klingen,
> Pereat vor allen Dingen,
> Wer statt Kerns die Schaale frißt! (?)

Wie wird sich Goethe über dieses Generalspatent in Versen freuen! Aber welches Müllerthier soll dem neuen Simson wohl seinen Kinnbacken leihen, um damit die heutigen Philister zu schlagen?

Für die Leser, welche der italienischen Sprache nicht kundig sind, wird Hr. M's. Werk dem größten Theile nach ganz unverständlich seyn, da fast jede Seite mit italienischen Worten und Reden gespickt ist. Doch dies ist ein Glück, weil dieses Buch hin und wieder manche schmutzige, alles Schamgefühl auf das Aeußerste verletzende Anekdoten enthält, die gerade dadurch, daß der Verf. italienisch sagte, was er deutsch zu sagen, vielleicht sich noch schämte, den Meisten unverständlich bleiben.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

September 1820.

(Fortsetzung.)

Politik. Endlich ist nach langem Brüten H. Clausel de Coussergues mit seinem Projekte des Anklage-Vorschlags gegen den Minister Decazes ans Licht getreten: Projet de la proposition d'accusation contre M. le Duc Decazes. Die Neugierde des Publikums war so sehr gereizt, daß in kurzer Zeit eine dritte Auflage von dieser Schrift erforderlich war. Es ist dieser dritten Auflage eine Antwort auf die Schrift des Grafen d'Argout, ebenfalls das Anklage-Projekt betreffend, hinzugefügt worden. 26½ Bogen Druck in 8. Preis 4 Fr. 50 Cent. Bey Dentu. — Supplement au memoire de M. Clausel de Coussergues. Dieser Nachtrag bezieht sich auf die Prefectur der Polizey rücksichtlich des schrecklichen Ereignisses vom 13. Februar. 4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Pillet. — Lettres sur divers sujets de politique et de morale. Diese Briefe sind an H. Clausel de Coussergues gerichtet. Der Verfasser derselben hat nur blos die Anfangsbuchstaben seines Namens zu erkennen gegeben: A. L. B. 2 Bogen Druck in 8. Bey Brissot-Thivars. — Les Ministres duc Decazes, Maréchal Gouvion-Saint-Cyr, et Marquis Desolle, oder die bürgerliche und militärische Verschwörung. 7 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Le Normant. — La vérité sur l'état actuel de l'Espagne. Erster Nachtrag zu vorstehender Schrift: Les Ministres duc Decazes etc. 1 Bogen Druck in 8. Preis 50 Cent. Bey Le Normant. — Documens nécessaires pour l'intelligence de l'histoire de France en 1820, par M. Heratry. Der Verfasser hatte gewiß die Absicht nicht, eine historische Schrift zu liefern, daher wir sie auch nicht in die Klasse der Geschichte aufstellen. Indessen verlieren die Urkunden, wovon hier die Rede ist, nichts von ihrem historischen Werthe, obwohl sie eigentlich nur als Belege

politischer Meinungen dienen. Der Name des Verfassers, und die interessanten Noten, die er den Urkunden hinzugefügt hat, gaben dieser Schrift einen so reißenden Absatz, daß in wenig Tagen die vierte Auflage davon erforderlich gewesen ist. 6 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Maradan. — Considérations sur l'Etat politique de l'Europe etc. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Europas, insbesondere aber Frankreichs, über die Censur und über die Wahlen, oder Nachtrag zu den historischen Urkunden des H. Keratry, von A. Jay. 3¼ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Baudouin. — Discours sur le gouvernement représentatif, par M. L. Merzières. In dieser Rede wird das Verhältniß einer repräsentativen Regierung mit der Literatur erörtert. 1½ Bogen Druck. — Maurice, ou l'Ile de France. Gegenwärtige Lage dieser Kolonie, und urkundliche Belege der Forderungen, die die Einwohner machen. Von Jouy. 3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Lacretelle und Comp. — Deuxieme Lettre de Martine Veler. Den ersten Brief dieses Pseudonymen, auf Gnadengehalt gesezten Obristen, an den Kriegsminister Latour Maubourg, haben wir zu seiner Zeit angezeigt. 4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Mongie. — La conspiration des barbes. Brief von H. Bignon an H. Mechin. Zweyte Auflage. 1 Bogen Druck in 8. Preis 40 Cent. Bey Brissot Thivars. — Le fil d'Ariadne. Dieser Faden der Ariadne wird von einem Monsieur de L. dem öffentlichen Interesse und der Geschichte dargeboten, um sich aus dem liberalen und doctrinaren Labyrinthe endlich herauszufinden. Auf diesen wohlthätigen Wegweiser folgt eine Untersuchung der Meinungen und der Beschwerden, die H. Keratry in seiner lezten Flugschrift geäußert hat. 6 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Ponthieu. De la nécessité d'appeler au trône les filles de France. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux macht gegenwärtig keine Veränderung des Salischen Gesetzes mehr nothwendig. H. Thomassy, Verfasser dieser kleinen Schrift hätte also seine Dinte sparen können. 9 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Dentu. — Memoire qui a remporté le prix de 600 Fr. proposé par l'Academie des ignorans. Diese Denkschrift ist zufolge des Programms der Akademie, zum Vortheil des Verfassers gedruckt worden. Die Preisfrage war: Welches sind die schnellsten und zugleich die gemäßigtsten Mittel, der Revolution auf immer ein Ende zu machen, ohne den Grundsätzen zu nahe zu treten, die die königliche Charte geheiliget hat? Der Verfasser wird nicht genannt. 2¼ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Le Normant. — Lettre de M. Madier de Montjau, conseiller à la cour royale de Nismes, à M. Paquier, ministre des Affaires étrangères. Der Name des Verfassers ist während der lezten Sitzung der Deputirtenkammer vortheilhaft bekannt geworden. Dieser Brief beziehet sich auf die nämlichen Angelegenheiten, die damals in Anregung gebracht wurden. Er ist vom 5. Juni d. J. datirt. 1 Bogen Druck in 8. Bey Gaude, zu Nimes. — De la dissolution de la chambre des députés. Par Benjamin Constant. Der beliebte Verfasser zeigt in dieser kleinen Schrift mit seiner gewöhnlichen Beredsamkeit, welchen Einfluß diese von Vielen gewünschte Auflösung der Deputirtenkammer auf die Nation, auf die Regierung und auf das Ministerium haben würde. 4½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. Bey Bechet. — La France politique à la fin du 18 siècle et au commencement du 19. Als Verfasser dieses Werks wird eine Gesellschaft von Magistratspersonen und Gelehrten angegeben. Es soll aus vier Oktavbänden bestehen, und, vom Monat Januar 1821 an, in vier Lieferungen ausgegeben werden. Der Unterschriftspreis eines jeden Bandes ist 6 Fr. 50 Cent. Bey Rapet.

Geschichte. Bey Firmin Didot ist eine Geschichte der Revolution erschienen, die die römische Republik umstürzte und das Kaiserreich begründete: Histoire de la revolution qui renversa la republique romaine etc. par M. Nougarède, baron de Faget. 2 Bände in 8. zusammen 56¼ Bogen Druck, Preis 12 Fr. — Der Buchhändler Pillet d. ält. hat von den Denkwürdigkeiten der Revolution auf der Insel St. Domingo, memoires pour servir à l'histoire de la revolution de Saint-Domingue, par P. de Lacroix, eine zweyte Ausgabe mit einer neuen Karte von dieser Insel und einen typographischen Plan erscheinen lassen. 2 Oktavbände, zusammen 49 Bogen Druck, Preis 15 Fr. — Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes, par G. T. Raynal. Gegenwärtige neue Ausgabe, die der Buchhändler Amable Costes von diesem berühmten Werke ankündiget, wird aus 11 Oktavbänden mit 10 Kupfern und einem Atlas in 4. bestehen. — Gustave Vasa, ou la Suède delivrée. Par M. Baignoux. Ist wohl mehr Roman, als Geschichte. 3 Bände in 12. 43 Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Mame, zu Tours. — Les Grenadiers français, ou Les Soldats immortels. Sammlung heroischer Thaten und merkwürdiger Handlungen, nebst einer biographischen Notiz über La Tour d'Auvergne, ersten Grenadier Frankreichs. 10 Bogen Druck in 12. Preis 2 Fr. Bey Vauquelin.

Zeitrechnung. Revue chronologique de l'histoire de France. Diese chronologische Uebersicht der Geschichte Frankreichs fängt mit dem Jahre 1787 an, und geht bis 1818, umfaßt also den ganzen wichtigen Zeitpunkt von der ersten Zusammenberufung der Notablen, bis zum Abzuge der fremden Truppen. 52½ Bogen Druck in 8. Bey F. Didot. — H. Champollion-Figeac, Verfasser eines berühmten, 1819 erschienenen und von der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften des königl. Instituts gekrönten Werks: Annales des Lajides, oder Chronologie der griechischen Könige Egyptens, Nachfolger Alexanders d. G. hat einen Nachtrag zu diesem Werke geliefert: Supplement des Annales des Lajides. Die Nouvelles recherches des H. Saint-Martin sind als Vorläufer eines großen Werkes anzusehen: Chronologie de l'histoire ancienne, wovon in diesem Jahre noch der erste Band erscheinen wird, und daß von dem nämlichen Verfasser eine Geschichte von Palmyra in der königlichen Druckerey unter der Presse ist.

Biographie. Dictionnaire historique, oder kurze Lebensgeschichte der Männer, die durch Werke des Genies, durch Irrthümer oder Verbrechen ihren Namen auf die Nachwelt gebracht haben, vom Abl. F. X. de Feller. Da seit einiger Zeit die Lebensbeschreibungen an der Tags-Ordnung zu seyn scheinen, so wird auch von diesem bekannten Lexikon eine neue Ausgabe, und zwar die fünfte, angekündiget. Der Herausgeber verspricht viele neue Artikel und eine Verbesserung der alten. Zu wünschen wäre es, man ginge unparteyischer dabey zu Werke, als der Verfasser selbst, und die vorhergehenden Fortsetzer seiner Arbeit. — Memoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. le Duc de Berry, par M. le vicomte de Chateaubriand. 9½ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey le Normant.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Literaturbericht für October 1820.

The poetical remains of the late Dr. John Leyden with Memoirs of his Life. By the Rev. James Morton. 8. 12 Sh. geb. In diesem Nachlasse befindet sich auch wieder das Gedicht Scenes of Infancy abgedruckt, ein Gedicht, das zuerst unmittelbar nach des Verf. Abreise nach Indien 1803 erschien, und nicht den Beyfall fand, dessen es werth ist, ungeachtet ihm auch in Blackwood's Edinburger Magazin jeder Werth abgesprochen worden. Die Verdienste dieses Mannes um morgenländische Literatur werden auch vom Auslande anerkannt, sein poetisches würdigt Nathan Drake in seinen Winternächten Th. 1. S. 77 — 146. Geboren in einer einfachen Schäferhütte in Schottland an den Ufern des Teviot, in einer wilden romantischen Gegend am Fuße des Ruberslaw, wo die Haide beginnt, die von allen Seiten diesen majestätischen Hügel umgibt, verlebte Leyden die ersten funfzehn Jahre seines Lebens, und sog hier seine nie erkaltete Liebe für den Aufenthalt seiner Kindheit, seinen Sinn für die Wundermährchen dieser Gegend und seine Religiosität ein. Wegen seines Eifers für das Erhabene und Uebernatürliche und seiner religiösen Reinheit vergleicht Drake ihn mit Collins, dessen Leben Johnson schrieb. An wissenschaftlicher Bildung übertrifft er aber nicht nur ihn, sondern, ausgenommen etwa William Jones, die meisten bekannten Gelehrten. Seine Lust und sein Talent in Erlernung der Sprachen wurden von den Eltern nach ihren besten Kräften genährt, und nachdem er Jahre lang von seiner väterlichen Wohnung aus, zu der er jeden Abend zurückkehrte, mehrere Meilen entfernt liegende Schulen besucht hatte, studierte er seit 1790, seinem sechszehnten Jahre, in Edinburg die klassischen und orientalischen Sprachen bis zum Sommer 1796. Nichtsdestoweniger kehrte er alljährlich in den Sommerferien in das Thal seiner Kindheit zurück, wo seine Studierstube eine Schlucht war, etwa Feldwegsweite von seiner natürlichen Wohnung abgelegen. Hier hatte er sich eine Art Hütte gebaut, halb in die Erde hinein, bedeckt mit Binsen und Farnkraut. Ein Bergstrom, der von einem über dieser Hütte schwebenden Abhang herabstürzt, floß unten in mäandrischen Windungen durch wilde und erhabene Parthien vorüber. Schon vor dem Jahre 1800 genoß Leyden durch seinen Enthusiasmus für Dichtkunst und orientalische Kenntnisse die Bewunderung und Verehrung der ersten Dichter und Gelehrten seiner Zeit, eines Richard Heber, Walter Scott, George Ellis. Um diese Zeit ergab er sich der Medicin in Verbindung mit historischen und philologischen Forschungen, um seiner ursprünglichen Bestimmung für die theologische Laufbahn zu entgehen. Bald fesselten die neuen Entdeckungen in Afrika seine Aufmerksamkeit, und es erschien im Jahre 1799 schon von ihm ein geschichtlicher und philosophischer Abriß von der Geschichte der europäischen Entdeckungen und Niederlassungen im nördlichen und westlichen Afrika am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. Darauf veranlassten ihn Freunde, seine Studien über Schottland zu verbreiten, und so gab er mehrere Arbeiten über altschottische Gedichte, über die Poesie und Ueberlieferungen der gaelischen Völkerstämme zur Erläuterung Ossians heraus. Dann aber richtete sich sein kühner Blick auf Indien, er erhielt die medicinische Doktorwürde, und reiste als Arzt angestellt im April 1803 nach Indien ab. Zur Erinnerung für seine Freunde hinterließ er jene Scenen der Kindheit, denen er voll Gefühl für die stillen Freuden der Häuslichkeit und Geselligkeit nur mit Schmerzen Lebewohl, — ein ewiges Lebewohl sagte. In Indien begann für ihn eine kurze, aber glänzende Laufbahn. Mit seiner glühenden Vorliebe für den Orient umfassten seine Studien hier fast alles menschliche Wissen; alte und neue Sprachen studierte er mit gleichem Eifer und Erfolg. Sein früher Tod unterbrach seine ausgebreiteten Forschungen, und beraubte die Welt um die Hoffnung, seine großen Schätze von Uebersetzungen aus dem Persischen, Arabischen und Sanskrit an das Tageslicht gefördert zu sehen. Er starb in Java am 28. August 1811, von einem pestartigen Fieber hingerafft, betrauert auch von dem Vornehmsten um die Vorzüge seines sanften, uneigennützigen Charakters.

Ein anderes kleines episches Gedicht, das diesen Scenen der Kindheit an die Seite gestellt zu werden verdient, und keineswegs, wie der Titel schließen lässt, eine bloße Beschreibung, sondern die Erzählung der unglücklichen Liebe des Fremdlings Erdwin zu der in dem Thale von Slaughden einsam mit ihrem alten Vater Conrad wohnenden Gonilda enthält, ist the vale of Slaughden, von James Bird, einem jungen Manne von etwa dreyßig Jahren, der eine kaufmännische Anstellung zu Yorford in Suffolk hat.

Fouque's Sintram und seine Gefährten (12.) und Grillparzers Sappho sind ins Englische übertragen, leztere für die englische Bühne bearbeitet worden. (8. 2 S. 6 D.)

Das dießjährige Augustheft des Edinburger Review (No. LXVII) hat folgende Artikel:

1. S. 1 — 39. Aufsatz über die Frage: Aus welchen Elementen besteht das jetzige französische Volk, d. h. nicht die Politiker von Paris, sondern die ganze Bevölkerung von 30 Millionen Seelen? Der Aufsatz ist der Angabe nach das Resultat umständlicher Nachforschungen. Er schließt mit den merkwürdigen Worten: „Uns scheint jezt die Gründung einer guten Verfassung in Frankreich mehr von dem Volke als von neuen Gesetzen und Einrichtungen abzuhängen. Wünscht es wirklich die dauerhafteste Befestigung bürgerlicher Freyheit, so muß es sich auch zu den Opfern verstehen, die zu deren Erlangung nothwendig sind, und vor Allem muß es in Geduld harren des allmähligen Reifens dieser Einrichtungen und der Entwicklung der Gewohnheiten, Ansichten und Gefühle in der Gesammtmasse der Nation, durch welche allein entweder der Werth des gegenwärtigen Systems oder die Nothwendigkeit und der Erfolg fernerer Abänderungen in denselben gesichert werden können." — 2. S. 39 — 60. Ueber die zweckmäßigste Classifikation der Steine. Es wird erörtert, daß bisher über diese Materie nichts Zureichendes geschrieben worden, eine Kritik der frühern Versuche aufgestellt, und dann zur Begründung eines dem gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft angemessenen Systems dem mineralogischen vor dem geologischen Princip der Vorzug zuerkannt. — 3. S. 61 — 79. Es wird das Unzweckmäßige der bisher unter dem Namen Zehnten fast allgemein eingeführten Kirchenabgabe gezeigt, und ein neuer Plan, dem Klerus für diesen Zehnten einen Ersatz zu geben, als eine der größten Wohlthaten für Geistlichkeit und Volk dargelegt. — 4. S. 79 — 108. Dieser Aufsatz, überschrieben das Leben von Sir Joshua Reynolds enthält bey Gelegenheit einer Anzeige von: Joseph Farington's Memoirs of the Life of Sir Joshua Reynolds with some Observations on his Talents and Character einen Mischtopf bunter, aber unterhaltender Reflexionen, namentlich auch über Kunst im Allgemeinen und in England besonders.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Januar 1821.

> Wer des Morgens mit Romanlesen beginnt, wird des Abends mit Romanspielen endigen.
>
> Bührlen.

Das Ideal.
Julius an Ferdinand.
(Fortsetzung.)

Ich vermochte nicht zu antworten und beugte mein Gesicht schweigend auf Dorotheens Hand nieder; sie fuhr fort, und, o könnte ich Dir beschreiben, wie schön sie unter dem Reden wurde! — Ich habe es heut Mittag tief empfunden, daß Sie Paulmanns Aeußerungen mißverstanden und es nicht ahnen, wie viel höher der edle Mann uns in der Anerkennung unsers wahren Werthes und unsers wahren Berufes stellt, als so viele Männer der jetzigen Zeit, die unser Geschlecht nur so hoch heben, um sich desto eitler in der phantastischen Huldigung bespiegeln zu können, die sie ihm darbringen. Nur in der Verborgenheit, nur in der Umschirmung frommer häuslicher Sitte gedeihen wir und finden in den einfachen Lebensverhältnissen dieser hinreichend Gelegenheit, die schönsten und zartesten Blüthen der Gefühle zu entfalten und das Leben mit den dichterischen Bildern unsrer Phantasie zu schmücken. Treten wir in die Welt hinaus, verflechten sich unsre Verhältnisse zu den Menschen mannigfaltig, so schleift sich in uns die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestaltung ab, und die geistigere Bildung, die die Rose unsers Reizes blendender färbt, schärft auch zugleich den Dorn, an den unser Glück und nur zu oft auch unser Werth verblutet. Freylich muß der Mann jetzt hoch stehen, der sich in unsrer Zeit die Fähigkeit erhalten will, den Reiz der wahren schönen Weiblichkeit würdigen und anerkennen zu können. Diese glänzt nie — allein ein edler Mann wird sich durch die klare Wahrheit ihrer Empfindung, durch die Lauterkeit ihrer Güte und die kunstlose Einfalt ihrer Gedanken tiefer ergriffen und beglückender befriedigt fühlen, als durch allen Schimmer hochgebildeter Geistigkeit. Julius — fuhr sie fort — Sie sind so gut, Sie scheinen mir für Wahrheit des Daseyns und der Empfindung so empfänglich — wie kommen Sie nur dazu, sich ein so phantastisches Bild von Frauenwerth und Frauenbestimmung entworfen zu haben?

So wie sie, hatte noch nie Jemand zu meinem Herzen gesprochen, ich noch nie so lebhaft das Bedürfniß empfunden, Jemanden unbedingt zu vertrauen, mein ganzes Herz, meine geheimsten Gedanken und Wünsche in seine Seele niederzulegen. Du solltest diese Dorothea nur einmal sehen, Ferdinand — sie ist keinesweges blendend schön, aber alle ihre Züge und vorzüglich ihr reines mildes Auge sind ein Spiegel des edelsten und gefühlvollsten Herzens, das Gott je für sanfte Liebe, für Trost und Mitleiden, für alle frommen, schönen Regungen der Seele schuf und die Tugend selbst scheint ihrer Stirne und ihrem Blick das Siegel unbefleckter Reinheit und Wahrheit aufgedrückt zu haben. Man kann ihr nichts verheimlichen wollen, und auch mir flog unwillkührlich das Geheimniß meiner Liebe über die Lippen. Nein, sagte ich ihr, das hohe Bild, das in meiner Seele von Frauenwerth und Frauenbildung lebt, ist keine trügerische Traumgestalt; die tiefe, mächtige Sehnsucht meines Herzens, ihr im Leben zu begegnen, würde mir

schon das wirkliche Daseyn desselben durch diese geheimnißvolle Anziehungskraft beweisen — auch war sie meinem Geist schon lange in der Ahnung gegenwärtig, ehe ich sie im Leben fand. Ich liebe, Dorothea, liebe eine der Edelsten und Vortrefflichsten Ihres Geschlechts, ausgezeichnet vor Tausenden ihrer Mitschwestern durch Ruhm, durch Geist, durch Talent, und doch liegt die stärkste Macht des Zaubers, der mich an sie bindet, nicht in diesem Glanz, sondern in dem was ihn erzeugt, in jener Seelenkraft der Begeisterung, die die Liebe zum Grundton des Daseyns macht und dieses in sie begränzend es unendlich reich macht in dieser Begränzung.

Dorotheens Auge schimmerte, als füllte es der Glanz einer Thräne, und zaghaft schlug sie den Blick zu Boden. Ich kann mich nicht an dem genügen lassen, fuhr ich fort, was sich äußerlich im Leben erstreben läßt; es ist in mir eine Ueberfülle des Lebens und der Empfindung, die mich zerstören würde, ohne die heilige Offenbarung einer Liebe, der man allein ein ganzes Daseyn ohne Verkümmerung, ohne Erniedrigung, ohne Zwiespalt hingeben kann. Ich begehre von allem was das Leben bieten kann, nichts als ein zweytes Herz fähig mir in der unendlichen Kraft der Empfindung in jedem Pulsschlag des Gefühls, in jeder Regung der Seele zu begegnen. Unter Menschen habe ich gelebt, allein mit meiner Sehnsucht — Wüsten habe ich durchzogen und die Natur hatte keinen Trost für mich — da erschien sie mir und mein unbedeutend Leben war am Ende — ich erkannte sie, um sie zu lieben — ich liebe sie, um sie ewig zu halten — ich kann nicht von ihr lassen, könnte sie nicht aufgeben ohne mich aufzugeben in dem was das Beßre in mir ist, weil es in seiner Sehnsucht nicht den vergänglichen Erscheinungen dieses Lebens, sondern dem Ewigen in mir angehört.

Und wie, fragte Dorothea weich und ernst, wo fanden Sie, wie erkannten Sie die Geliebte? —

Diese Frage traf mich wunderbar. Sidoniens Bild war mir so lebendig aufgegangen; meine Liebe für sie war so hell aufgeflammt, daß ich, Alles vergessend, mich von der Täuschung umfangen fühlte, sie sey gegenwärtig und ich spreche ihr selbst aus, wie ich sie liebe. — Dorotheens Frage lösete diesen Zauber — ich bedurfte einige Minuten mich wieder zur klaren Besonnenheit zu sammeln. Sie ist fieng ich endlich tiefaufathmend an, Ihre Landsmännin, eine Deutsche wie Sie, liebe Dorothea, was mich innig freuet und ihr gefeierter Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Sidonie S.

Sidonie S., rief Dorothea mit einem Erstaunen aus, das mich überraschte, ein glühendes Erröthen färbte ihre Wange, sie sah mich lange und forschend an — Sidonie S., wiederholte sie langsamer wie vor sich hin, die Dichterin, die Verfasserin von Olga, unmöglich! unmöglich! —

Dieselbe, antwortete ich, kennen Sie sie, haben Sie sie vielleicht in Deutschland gesehen?

Ich habe viel von ihr reden hören, aber so viel ich weiß, waren Sie nie in der Gegend Deutschlands, wo sie lebt.

Auch habe ich sie nie gesehen.

O Don Quixote, Don Quixote der zweyte, rief sie hier lächelnd aus, welch einem Wolkenbilde haben Sie sich da ergeben! Sollte man einen so vernünftigen Mann wie Sie einer solchen Thorheit fähig glauben! — Aber, fuhr sie muthwillig und doch herzgewinnend traulich fort, machen Sie mich nun vollends zur Vertrauten; erzählen Sie mir den Roman Ihres Herzens, und wer weiß, ob ich Ihnen nicht noch zur Vergeltung manchen neuen Zug zum Bilde Ihrer Geliebten liefern kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Winterspaziergang in Bern.

21. Jänner 1797. Von Friederike Brun.

Wie schön ist der Winter in der Schweiz! Allein nur bey hellem Himmel und Sonnenglanz kann man mit den Aussichten um Bern Freundschaft machen, wenn man durch die schöneren Gestaltungen im Waatlande verwöhnt ist. Denn Formen und Farben, in der Nähe um das hügelichte Thal von Bern, sind kalt und nordisch: allein bricht die Sonne hervor, erscheint das Himmelsamphitheater der Gletscher und Hochgebirge, so ordnet sich Alles in ein harmonisches Ganzes, und selbst das Trübe und Gestaltlose erhält Anmuth und Leben. — Um Mittag erschien der traute Freund: „Habt ihr heute Muth zu großen Dingen, Friederike und Lotte?“ Mutter und Tochter antworteten fröhlich: „Ja!“ Es war ein himmlischer Tag, wie nur in der Schweiz Wintertage glänzen. Kein fesselnder Frost; nur die blendenden Kontraste des Winters; sonst alles liebevoll auflebend, erwärmt. Wir giengen zum Bärenthore heraus, außen an der Engi, diesem schönen Spaziergange hin, wo unter den sonnwärts grünenden Hügeln, die Aar freundlich gerade von den Alpen herab zu kommen scheint, und die wunderbare Krümmung macht, durch welche sie jene Halbinseln bildet, wo die finstern Tannen in den hellgrünen Strom blicken. Die Alpen standen im mittäglichen Silberflor gehüllt, doch wie ungelöste Räthsel der Zukunft da; wir aber schwebten beynahe körperlos in diesen ätherischen Winterlüften daher; unser Agathon war Kind mit meiner neunjährigen Charlotte, Herz und Geist mit mir, und uns Beyden ein Genius der Freude. Wir liessen allen Lebensnebel hinter uns, und stiegen immer höher am freyen Landrücken empor. Jetzt erschien der Jura, wie eine weiße ungeheure Mauer hingezogen, hinter uns stieg der Pantiger Hubbel empor, neben ihm die Landstraße gen Norden. Rechts, links, vor uns in der Tiefe, überall glänzte die allgegenwärtige Aar. — Unten an dem strudelnden Alpenstrom liegt ein einsames Häuschen; da rettete ein

Freund den andern ans Gestade;*) die Wirbel drohten den gewarnten unkundigen Schwimmer zu verschlingen, aber die wachsame Freundschaft erschien, und rettete den, der seiner Kraft zu viel vertraute, und seinen Mangel an Behendigkeit nicht erkannte.

Jezt kamen wir durch einen finstern, erstarrten Tannenforst, wo unsere Tritte auf dem harten mit Schnee bestreuten Boden ertönten, und unsere Stimmen unter den schneebeladenen, gebeugten Aesten wiederhallten, wie in einem alten gothischen Dome. Hier erzählte der Freund der Mutter und Tochter, (darstellend lebendig wie nur Er erzählt) die tragische Geschichte des ehrwürdigen Ahnherrn, Erlachs vom Donnerbühel; den der Eidam erschlug mit dem eigenen Siegerschwerte: noch tief durchschauert, traten wir aus der Tannennacht hervor an die Aar, tief liegt das Schloß Reicheberg unter hell besonnten buchenbewäldeten Hügeln an dem sanft gleitenden Flusse; „und hier ist des ehemaligen Schlosses Stätte, hier fiel der große Erlach!!“

Wir giengen über die Aar, und bestellten ein ländliches Mittagsessen im romantisch gelegenen Fährhause. „Hier war ich vor zwey Jahren froh mit unserm Matthisson, nun mit Euch, unter diesem blauen Himmel, im Strahl dieser Mittagssonne, welche Euch versöhnen soll, mit dem Winter des transalpinischen Himmels.“

Wohl war alles um uns die lieblichste Idyllenpoesie ländlicher Natur. Ein kleiner, mit Buchen bedeckter Hügel lag vor uns, röthlich glänzten die ruhenden Winterknospen im Sonnenstrahl; doch wölbten sich sanft die Zweige der milderen Luft entgegen. Wir folgten einem kleinen Steige am Hügel hin, ein entfesselter Bach floß still unter den Steingewölben; zwischen bemoosten Steinen rannen halbschlummernde Quellen herab; der Sonnenstrahl hatte sie noch nicht ganz aus dem Winterschlafe geweckt: durch die enge, lange Hügelkluft aber blickten wir gerade auf die blendend weiße, hocherhabene Jungfrau.

Wir kehren vor das Gebäude der Schloßorangerie zurück, wo wir über der Aar auf dem von der Sonne durchwärmten Steindamm sitzen. Lotte und Bonstetten werfen sich mit Eiszapfen, mich mit neuentsprossten Frühlingskräutern; im nahen Kontrast der Sonn- und Schattenseite, und wir nehmen unser Mahl unter dem blauen Himmel im Januar ein; so hat die Winterluft Italiens, welche sie heute vor einem Jahr noch einathmete, die Kranke gestärkt. Dann giengs muthig weiter über Bremgarten. — Die „Geschichte des goldlockigten Nägeli, wie es die seidenen Flechten strählt“ **) wird uns von Bonstetten Angesichts dieses romantischen Schlosses erzählt — (ein wahres Volkslied) — vor uns liegt ein Hainthälchen, von dem glänzenden Strom umspielt. Von den freyen Abhängen der mit Obstbäumen beschatteten, mit Schweizerhütten bestreuten Wiesenhügel blickten wir durch weitgeöffnete Thäler hin an die ewigen Alpen. Die milde Leichtigkeit der Luft war unbeschreiblich, und wir waren so innig umfangen von Natur und Freundschaft. Lotte gaukelte vor uns her, leicht wie ein Westwind, und jubelte vor kindlichem Wohlseyn im Freyen. Die Gewölke, welche spät von der Jungfrau, dem Eiger, den Schreck- und Wetterhörnern und dem Finsteraarhorn aufschwebten, zogen nun wie eine Engelglorie um sie her, und ruhten blendend weiß auf den dunkeln Tannenspitzen der vorgelegten Hügel, welche den Lauf des Stroms bezeichnen; oft auch wuchsen sie hinter dem Horizonte wie zarte Maienblümchen, über fernen Waldbergen auf, — das unermeßlich Große ließ sich rings zu uns herab, kindlich schauten wir das Unumfaßbare an, und der dunkelblaue Himmel umfieng uns, wie ein stilles Kämmerlein, so vertraut und heimlich.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bonstetten Trembley, den Polypenbeobachter.

**) Eine Bernerische Volkssage.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weinsperg.

In Folge eines Briefes des Herrn Regierungsassessors Weserman in Düsseldorf in dem Archive für den thierischen Magnetismus, in welchem Hr. Wesermann kund thut, daß er durch bloßes Wollen seine Gedankenbilder Schlafenden als Träume zuführen könne und sie in einer Entfernung von neun Meilen träumen lasse was er wolle, läßt Jean Paul in seinem unvergleichlichen Humor in Nr. 174. des Morgenblattes, einen Polizeydirektor Saalpater einen Traumgeberorden befürchten, der dem Polizeydirektor sich auch in fünf im Wirthshause der Hauptstadt angekommenen Studenten, die sich die fünf Vokale, Ah, Eh, Ih, Oh, Uh nennen, unumstößlich kund thut.

Daß die Idee, als existire eine Gesellschaft, die von großen Entfernungen aus Menschen durch magnetischen Einfluß zu quälen suche, wirklich schon einmal im Kopfe eines Menschen Wurzeln faßte, kann nachstehende, auch in psychologischer Hinsicht merkwürdige Geschichte lehren.

Im Herbste des Jahres 1818 erhielt ich von einem vaterländischen Buchhändler ein Schreiben, in dem er mir mittheilte: Daß kürzlich ein junger von A. gekommener Kaufmann mit einem Manuscripte bey ihm erschienen sey und ihn auf's dringendste ersucht habe: dieses Manuscript nebst einem Schreiben an den König der Niederlande sobald als möglich zum Drucke zu besorgen. Das Schreiben an den König enthalte eine Vorstellung, wie zu A.... sich eine Bande befinde, die durch magnetischen Einfluß, den sie, in ein Zimmer eines gewissen Hauses verschlossen, ausübe, Menschen nach den größten Entfernungen hin und besonders ihn, wo er nur gehe und stehe, zu quälen suche. Er fordere in diesem Schreiben den König, auch seiner eigenen hohen Person wegen, auf, diese Bande in Verhaft zu nehmen und eine Untersuchungskommission über sie niedersetzen zu lassen. Das Manuscript enthalte eine Geschichte der magnetischen Verfolgungen des Hrn. K., (so nannte sich der junge Kaufmann) durch diese dämonische Verbrüderung zu A.... Der Herr Buchhändler ersuchte mich, das Manuscript zu durchlesen und ihm über dasselbe meine Ansichten mitzutheilen. Nach einigen Tagen erschien der Verfasser selbst bey mir. Herr K. war ein Mann gegen dreyßig Jahre. Von Dingen, die außer dem Kreise seiner vermeinten magnetischen Verfolgungen lagen, sprach er ganz vernünftig. Die Geschichte dieser aber, gab er also an:

Ich war Buchhalter eines angesehenen Hauses zu A. Jahre lang genoß ich der besten Gesundheit, als sich die äußerst häßliche Schwester eines jüdischen Commis meines Hauses, die mir gegenüber wohnte, beyfallen ließ, mich von dem Fenster aus einigemal mit den Augen zu magnetisiren. Dieses häßliche Geschöpf wollte mich dadurch zu einer Verbindung mit ihr zwingen, die ich stets mit Verachtung ausschlug, mir aber dadurch die Feindschaft ihrer ganzen Familie zuzog. Von nun an vereinigten sich alle Glieder dieser Familie, mich durch Magnetismus zu ermorden, was sie sonst auch wohl schon Manchen gethan hatten.

Die Bande besteht aus dem besagten häßlichen Mädchen, ihrem jungen Bruder, einem alten Oheim und einer abscheulichen alten Muhme. Wo ich gehe und stehe, fühle ich den mich

verzehrenden magnetischen Einfluß dieser gegen mich verschwore- nen Bande.

Zuerst übte die alte Muhme ihren Einfluß auf mich in einer Nacht aus, als ich schlafend im Bette lag. Da fühlte ich ganz genau, wie dieses häßliche Geschöpf mir das magnetische Fluidum von ihrem Hause aus auf die Herzhöhlen richtete, ich hörte, wie dieß Fluidum mit einem besondern Tone in meine Herzhöhlen ein- strömte, und von da aus als ein tödtendes Feuer durch alle meine Adern brannte. Von da an ist dieser Bande auch nichts mehr verborgen, was ich thue. Lese ich z. B. in der Stille einen Brief und glaube von keinem Menschen bemerkt zu seyn, so flü- stert eines aus dieser Bande, während ich noch den Anfang lese, mir schon das Ende des Briefes höhnisch lächelnd zu. Bin ich noch so beschäftigt und zerstreut, muß ich mitten in meinen Ge- schäften aus den größten Entfernungen her ihre teuflischen Schimpfreden gegen mich hören. Durch größere Entfernung dem Einfluß dieser Bande wo möglich zu entgehen, begab ich mich von A. . . . nach London. Als ich auf der See schiffte, kam uns ein amerikanisches Schiff entgegen. Wohl war bestimmt auf diesem Schiffe keines aus jener magnetisirenden Bande, und dennoch rief mir vom Verdecke des Schiffes schon aus weiter Ent- fernung jener abscheuliche Oheim, mit heller gellender Stimme, antwerpischer Mundart, die schrecklichsten Flüche und Schimpfre- den zu. In London angekommen, miethete ich mich in dem Zimmer eines von der größern Welt sehr entlegenen Hauses ein; aber dem Hause mich nähernd, rief mir schon die scheußliche alte Jüdin aus einem der Fenster zu: „Ha! Ha! Ha! Da bin ich auch! K.! Du entgehst unserer Marter nicht!"

Ich war zu London in einem Concerte, wo einer der größ- ten Sänger Englands sang. Er war gerade auf dem Punkte, das Höchste seiner Kunst zu entwickeln. Alle meine Gedanken waren nur nach ihm gerichtet, da rief auf einmal der alte jüdi- sche Oheim nur mir vernehmlich in den Saal: „K.! ich bin auch hier! Hund! Du kannst uns nicht entgehen!!"

Als ich nun genau erprobt hatte, daß keine Entfernung mich von dem Einfluß dieser magnetisirenden Bande abschnitt, kehrte ich von London gerade wieder nach A. . . . zurück, um bey der Polizey daselbst ernstliche Klage gegen diesen höllischen Verein zu führen, da begegnete mir als der erste Mensch zu A. . . . jener junge Jude und sagte: „So, K.! kommst Du auch wieder?" Da faßte ich ihn mit wüthendem Grimme und hätte ihn erdrosselt, wäre nicht die Polizey dazwischen gekommen. Diese ergriff mich, und war doch i ch der unglückselig Verfolgte, und führte mich in ein Kloster, wohin man Geisteskranke zu bringen pflegt, und ich war doch ganz bey Sinnen. Da for- derten mich Aerzte vor, befühlten mir den Puls, rieben mir Salben in den Kopf, behandelten mich, wie einen Narren. Das war aber jener Bande Labung, sie schrien mir stündlich zu: „K.! ha! ha! ha! nun stirbst Du als Narr!" Man führte mich in meine Heimath zurück. Der Arzt, der mich begleitete, sagte zu mir: „Herr K. über die Grenze, das werden Sie fühlen, reicht der Einfluß jener magnetisirenden Bande nicht." Aber, wehe! über die Grenze gekommen, rief mir der alte Oheim gellend zu: „Ha! ha! ha! ha! Da sind wir auch!" und richtete die alte scheußliche Muhme das magnetische Feuer immer stärker auf mein Herz: Denn je mehr ich schwinde und veralte, je stärker und jünger wird diese teuflische Alte. Hören Sie's?! — Da schreyt so eben der alte Jud': „K.! Du bist bey Dr. Kerner. Du meinst dieser könne Dir helfen. Hund! Du betrügst Dich! Wir martern Dich fort!" Ich versicherte den Unglücklichen, daß ich keine frem- de Stimme vernommen. Da sagte er: Das ist eben das Schreck- liche, daß diese Bande, nur mir allein bemerklich, diesen höllischen Einfluß auf mich ausübt; dadurch glaubt mir's kein Mensch, und ich muß in Aller Augen ein Narr seyn.

Oft machen sie mir durch ihren infernalischen Einfluß von A. . . . aus Füße so dick, wie Wollensäcke, aber im Augen- blicke, wo ich Andern diese Mißhandlung zeigen will, ziehen sie dieselben wieder zurück, die Geschwulst ist verschwunden und jeder sagt: „Ihre Füße sind ganz natürlich, das war von Ihnen nur Einbildung!" — Oft setzen sie mir von A. . . . aus Insekten von allen Farben auf den Kopf. will ich sie aber vor- weisen, flugs sind sie wieder weg! — Ich gieng in meine Hei- mat zu meinem Beichtvater, der von Jugend auf väterliche Sorge für mich getragen, ihm mit aller Zerknirschung meinen bekla- genswerthen Zustand zu beschreiben. — was geschah? Kaum in's Zimmer getreten, fing diese scheußliche magnetisirende Bande zu A. . . . an, an allen meinen Gesichtsmuskeln auf die Art zu manipuliren, daß sie beständig die Bewegung von Lachen- den machten, ich nun beständig aufs abscheulichste lachte, kein ernstes Wort hervorbringen konnte, und mein Beichtvater mich für wahnsinnig halten mußte. Ich ließ mich bey dem Hrn. Mi- nister v. B. melden, willens, ihm mit allem Nachdruck vorzustel- len, welchen traurigen Einfluß eine solche aus der Ferne magne- tisirende Bande auf Monarchen und Minister und besonders auf die Bundesversammlung zu Frankfurt ausüben könne; ich wollte in ihn dringen, diese gefährliche Erscheinung Sr. Majestät zu entdecken, und die Veranstaltung zu treffen, daß dieser Bande auf diplomatischem Wege ihr Handwerk niedergelegt und sie zur härtesten Bestrafung gezogen würde, aber als ich mich Sr. Ex- cellenz nahte, was geschah? Diese infernalische Bande zu A. . . . fieng alsbald alle meine Gesichtsmuskeln nun auf die Art zu manipuliren an, daß sie beständig die Bewegung eines Weinen- den machten, ich in ein abscheuliches Geheul ausbrach, kein Wort hervorbringen konnte, und mich Se. Excellenz für einen Narren halten mußte. Ich bitte Sie nun, fuhr er fort, nicht um ärzt- liche Hülfe: denn was würde diese nützen, so lange diese satani- sche Verbrüderung in A. . . . noch im Stande ist, ihren mich verzehrenden magnetischen Einfluß auf mich auszuüben? sondern ich bitte Sie inständig, mir zur öffentlichen Bekanntmachung meiner Verfolgungen zu verhelfen, auf daß alle polizeylichen Behörden in Bälde auf die Existenz dieser so höchstgefährlichen Bande, die sicher noch in andern Ländern verbreitete magnetisi- rende Unterbanden hat, aufmerksam gemacht und solchem Frevel mit Macht Einhalt gethan werde. —

Alle meine Versuche, ihm vor Augen zu legen: daß er die körperlichen Leiden, die er etwa fühle, wohl mit Unrecht einem magnetischen Einfluß von A. . . , aus zuschreibe, daß jene Bande nur in seiner Einbildung bestehe, — waren vergebens, er brach in die bittersten Klagen und Thränen über solche Erklärungen aus, die man ihm immer, statt ihm thätige Hülfe gegen jene teuflische Bande zu leisten, versage. Ich war gezwungen, in seine krankhaften Phantasien einzugehen und ihm ein Empfehlungsschreiben an einen Bekannten am Bundestage, das er aufs dringendste von mir begehrte, zuzusagen. Nur so schied er beruhigt von mir. Später soll Herr K. wirklich den Weg nach Frankfurt angetreten haben.

Dr. Justinus Kerner.

Charade. An***

Hast du bedächtlich den Keim mit liebender Pflege geleget,
Hebt sich schnell und kräftig empor, des Ersten Bedeutung.
Vielfache Früchte gewährt das Zweyte dem eifrigen Sammler,
Bald ist's der Kern, bald ist es die Schale die ihn erfreuet.
Zu des Zweyten Geschlecht gehöret das Ganze und bietet
Sanfte Blüthen Dir dar geweiht von liebenden Freunden.
Jede bezeichnet den Wunsch, der ihre Herzen belebet.
Wenn einst vergnügt dein Auge weilt auf dem bunten Gemische,
O! so gedenke dann meiner mit freundlicher Gegenerinnrung.

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Pflug. Flug. Lug.

Nro. 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Januar 1821.

Wenn — — — nichts beschlossen
Uebern Sternen wird — der Mensch
Frey hienieden hat zu wählen
Alles droben zu vertreten —
Das wär schlimm, sehr schlimm! dann stünd es
Uebel um ein gutes Ende.

Müllner in der Schuld.

Kritische Analyse des Trauerspiels: Die Schuld. aus Blackwood's Edinburgh Magazine No. XXXII. Vol. VI. mit vergleichenden Anmerkungen.

(Fortsetzung.)

Der Gebrauch, den der Verfasser von der Idee des Schicksals macht, die Art wie er diese Idee mit dem Gewaltigen und Geheimnißvollen, das sie besizt, durchführt, ohne doch die Freyheit und Verantwortlichkeit des Handelnden im geringsten in Gefahr zu setzen, ist eine andere Vortrefflichkeit des Stücks. Sein Held, Hugo, wird vor uns gebracht, als einer, dem Missethat und Elend schon vor seiner Geburt geweissagt worden ist; und doch hat er uns mit solcher Treue und Stärke das Bild unsers geheimnißvollen Lebens gemalt, daß dieser Umstand gegen keines unsrer natürlichen Gefühle in Ansehung der Schicklichkeit (proprieties — muß vielleicht heißen properties) einer Wiedervergeltung anstößt; — wir sehen, daß, wie viel auch von seinem Leben vorherbestimmt gewesen seyn mochte, er doch Meister dieses Lebens und der alleinige Schmidt seines ganzen Geschickes war. In der Poesie, die eine Abspiegelung (reflection) des Lebens durch ein Medium ist, welches das, was es abspiegelt, sowol verschönert als verherrlichet — vor allem in einer so edlen Poesie wie die Müllnersche, befremdet es uns gar nicht, mehr von den verborgnen Geheimnissen des Lebens zu sehen, als in dem gewöhnlichen Leben, wie wir selbst es betrachten, vorkömmt — noch weniger erstaunen wir darob, daß die handgreiflichen (nicht verborgnen) Züge des wirklichen Lebens in einer solchen Poesie mit neuer Frischheit der Farbe, mit neuer Stärke des Tons vorgetragen worden. Es ist blos als ob es dem Dichter vergönnt worden wäre, einigen Schimmer jener Vorwissenheit (prescience) zu haben, von welcher wir wissen, daß sie existirt, und während wir sein Genie, wie es sich in seinen andern Werken zeigt, bewundern, erlauben wir uns kaum zu zweifeln, daß solche Dinge Jemand verliehen seyn können, der solche Gaben, wie er, hat. Ohne einigen Gebrauch von dieser Ehrfurcht erregenden (awful) Idee zu machen, ist's möglich mit genugsamer Kraft und Stärke eine einzelne tragische Begebenheit, irgend einen unglücklichen Zufall in eines Menschen Leben, darzustellen; ganz unmöglich aber scheint es uns, ohne deren Gebrauch, ein vollständiges Panorama aller derjenigen unentwirrbar gemischten und unauflöslich verknüpften fortschreitenden Gedanken und Handlungen zu entfalten, worinnen allein die wahre und ganze Tragödie irgend einer Lebensgeschichte offenbart werden kann.

Die Mutter dieses Hugo, eine spanische Dame, wird durch einige unglücksschwangere Worte einer Zigeunerin, die seinem Geschick nichts als Uebles versprechen, erschreckt. Sie wird vermocht, in der Abwesenheit ihres Gemahls ihren Sohn einer Freundin, einer nordischen Gräfin, zu geben, die gern einem Erben haben möchte, und ihn auch wirklich als ihren Sohn ihrem Gemahl vorstellt. Von diesem Herrn wird er nach einem schwedischen Schlosse gebracht, und dort in aller der wilden Freyheit, und dem noch wil-

dern Aberglauben des Nordens erzogen. Bevor er die Grenzen der Mannheit überschritten hat, geht er auf Reisen, und wird durch das Vergnügen, die Erinnerungen seiner Kindheit wiederzusehen, verleitet, einige Jahre auf spanischem Boden zuzubringen. Er weiß nichts von dem Geheimniß seiner eignen wunderbaren Geschichte, ist, zufolge seiner Namensveränderung, gleichfalls in Spanien von Niemand gekannt, schließt eine innige Freundschaft mit einem jungen Edelmann seines Alters, und faßt eine unglückliche Leidenschaft für seines Freundes schöne Gemahlinn. Nach langem Kampf und Ringen mit seiner Leidenschaft wird seine Standhaftigkeit zulezt dadurch überwältiget, daß er wahrnimmt, seine Liebe werde glühend erwiedert. Hin ist die Ehre Elvirens,*) und bald erwacht der Argwohn ihres Gemahls. In seiner Eifersucht beleidigt er Hugo, und facht dadurch die ersten Regungen jenes bösen Gedankens an, der bestimmt ist, ihn in sein Unglück zu stürzen. Er wird von Hugo im Walde getödtet; man vermuthet, daß er durch ein zufälliges Losgehen seines Gewehrs gefallen sey, und (unter manchen traurigen Aengsten von Seiten Elvirens, und einigem schwarzen Argwohn seiner Schuld, wiewol ohne einige wirkliche Kenntniß davon zu haben oder sie zu glauben) wird er der Gemahl der schönen Elvire, die ihn liebt und wiedergeliebt wird mit aller der unsäglichen Hitze einer südlichen Einbildungskraft und eines südlichen Bluts. Sie verlassen Spanien, nehmen den Sohn, welcher Elvire von ihrem ermordeten Gemahl hat, mit sich, und schlagen ihre Wohnung in Hugos väterlichem Schlosse auf, wo sie ein Jahr lang mit Hugos unverehlichter Schwester, Bertha, **) zubringen, einer Dame, deren reine nördliche einfache Tugend und Glückseligkeit sehr contrastirt mit jenem Tumult von Elend und Vergnügen, zwischen welchen das Leben des schuldigen Ehemanns, und des nicht unschuldigen Weibes getheilt ist. Die Handlung des Stücks fängt mit dem Abend des Tags an, welcher dieses Jahr schließt. Elvire erscheint allein auf der Bühne, und vertreibt sich die Zeit in ihrem geheimen Zimmer mit Harfenspielen, indessen Graf Orindur in den Bergen mit der Jagd beschäftigt ist. Eine schwermüthige Furcht — eine Vorempfindung von etwas, das im Begriff ist, ihren Mann zu befallen, scheint über ihrer Seele zu hängen; und das plötzliche Springen einer Saite ihres Instruments ist dem aufgeregten fieberischen Zustande ihrer Phantasie hinreichend, ihren Besorgnissen, deren Druck sie nicht loswerden kann, in der Einsamkeit durch Worte Luft zu machen. Die Schwester ihres Mannes kommt ins Zimmer und bemerkt den Aufruhr in ihrer Seele. Nachdem sie von dem schwärmerischen Ursprung unterrichtet ist, zieht sie dieselbe damit auf, daß sie dergleichen Ideen nachhängt: Ihr kennet nicht der nordischen Geister Weise. — rc. bis: Schneelicht heißt es hier, ihr wißt nichts davon im heißen Süden.*)

In diesem Augenblick hört man schwach und in der Entfernung Jagdgetöse, und Elvire, die glaubt, ihr Mann kehre zurück, schickt ihren Sohn Otto fort, ihn am Schloßthore zu empfangen. **) Der Knabe gehorcht, kehrt aber bald mit der Nachricht zurück, daß ein Fremder, seinem Vorgeben nach, ein alter Ritter aus Spanien, mit Gefolge angekommen sey. Der Knabe ist von dem Anblick der spanischen Kleidung und der Musik der spanischen Sprache entzückt, und wundert sich, daß seine Mutter an seiner unschuldigen Freude nicht theilnehmen will. Der Fremde wird indessen gastfreundlich aufgenommen und in sein Zimmer gebracht, worauf die Unterhaltung zwischen Elviren und Berthen wieder beginnt. Die Schwester klagt über das veränderte Betragen ihres Bruders, und daß er es schlecht verhehle, wie unglücklich er sich fühle. Dieser ganze Dialog enthält viel Schönes. Gegen den Schluß hin sagt Elvire: Wie! nicht glücklich, er ist mein rc. bis: Glück ist ohne Frieden nicht.

Endlich wird gemeldet, daß der Graf, wiewol er von einem wilden Eber angegriffen in großer Gefahr gewesen sey, wohlbehalten im Anzuge sey, und bald darauf trifft er im Schlosse ein. Er will Elviren nicht eher sehen, bis

---

*) Dieser Punkt ist im Original dunkel gelassen, und der Verf. scheint einen wirklichen ehebrecherischen Fall Elvirens nicht angenommen zu haben. S. die Wiener-Moden-Zeitung 1817. No. 32. S. 255: „Nur die letzte Gunst hatte die fromme Spanierin die Kraft zu versagen, und die vor sich selbst erröthende Hoffnung auf des kränkelnden Carlos Tod (vergl. d. Schuld S. 143.) war das einzige, was den lodernden Trieb mit dem Traume einer entfernten Befriedigung hinhielt.

**) Im Original Jerta. Weshalb mag der Uebersetzer diesen Namen geändert haben? Hat er nicht im Scandinavischen seine Bedeutung? Fouqué, im Zauberring, hat auch eine Gerda oder Gerta, wenn wir nicht irren.

*) Die Anführungen aus der Uebersetzung sind zu häufig, und zu lang, als daß wir sie hier mittheilen könnten. Doch geben wir den Anfang dieser ersten zur Probe:

Bertha. (With cheerfulnees.) You know not yet.
The ways of northern spirits. It is true.
Beyond your Pyrenees, guitars may breathe
From shadowy hollows, and terrific steeps,
Prophetic music. But, in these cold realms,
Spiritual guests another language hold. —
Down through the chimney's narrow throat the winds
All blow with swelling cheeks. Then all the doors
At once fly open: — hands invisible
Extinguish every light. The affrighted stork,
Screaming, departs from the devoted house.
The roof-tree cracks, portending sudden fall; —
Owls, great as eagles, at the window peck
While in the chimney-corner, spitting fire,
Black cats are stationed; and at last behold,
Dancing in flames of blue and green, appears —
Even a whole armament of imps from hell:
But if you hear not, close upon your ear,
The owl cry — "Hugo:" you need never fear
That he will not return.

**) Im Original thut das Jerta.

er sich vom Blute gereinigt hat, und während er dieß thut, sind Bertha und Elvire nochmals allein gelassen, und die erstere schließt mit folgender angreifenden Stelle: Wie wird euch, eure Blicke sind verstört ꝛc. bis: Oh! wär' Hugo heim geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Ihr Scherz hätte mich geärgert, wenn sie nicht so gerührt, so wunderlieblich lächelnd und erröthend dazu ausgesehen hätte; übrigens that es mir auch so wohl mit ihr zu reden, ich fühlte, daß sie mich verstand, daß ich ihr klar war, und daß sie mich achtete in der Sehnsucht meines Herzens, und daß sie diese Heiligkeit der Liebe zu begreifen und zu ehren vermogte, bewies mir aufs Neue den angebornen Adel dieses wundersamen Wesens. Ich erzählte ihr, wie ich zum Besitz von Sidoniens Schriften gekommen war, wie ich aus ihnen den Geist, das Herz, die Welt- und Lebensansichten der Verfasserin habe kennen lernen und mir nun aus diesen Sidoniens eignes Bild in allem Zauber meiner Jugendideale aufgestiegen sey und ich es erkannt habe, wie ich sie und nur sie im Leben gesucht und geliebt habe, seit dem Augenblick, wo ich mir zuerst meines Herzens bewußt geworden sey. Dorothea hörte mir mit still sinnender Theilnahme zu. — Und Sidonie, fragte sie endlich, haben Sie ihr geschrieben? Haben Sie Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, wie Sie lieben?

Sobald meine Geschäfte hier beendigt sind, eile ich zu ihr. Ist ihr Herz noch frey, und eine innre Stimme verkündet mir, daß ich dieß hoffen darf, so werde ich um sie, ermuthigt durch das Bewußtseyn, ihr ein reines Herz und die Treue unvergänglicher Liebe bieten zu können. Wer ein andres Wesen so in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit zu erkennen, so in seinen Empfindungen zu errathen, so in seiner Liebe, seinem Glauben und seinem Schmerz zu verstehen vermag, wie ich Sidonien, der hat ein heiliges, unveräußerliches Recht auf die Geliebte.

Nein lieber, edler Freund, sagte mir Dorothea bewegt, schelten Sie mich nicht kalt, halten Sie es für keinen Mangel an Seele bey mir, wenn ich Ihre Liebe zu Sidonien für nichts mehr und nichts minder als für eine Selbsttäuschung halte. Sie lieben und suchen die Liebe selbst; das Leben führte Ihnen keine Erscheinung vor, in der sich die Liebe Ihnen zu offenbaren vermochte, und so bildeten Sie sich ein Ideal und glauben dieses nun in Sidonien gefunden zu haben. Wie sehr wahrscheinlich ist es aber, daß Sie, wenn Sie sie persönlich kennen lernen, sie dem Gebild Ihrer Phantasie sehr unähnlich finden werden! Im Zauberglanz von Olga's Schönheit steht sie vor Ihnen, allein die Natur versagte ihr diese; sie ist nicht häßlich, wie man sagt, aber nicht einmal hübsch zu nennen. — und dann, gewohnt, sich bewundert zu sehen, gewohnt in der Welt zu leben, gewohnt ihre Gefühle in Dichtungen niederzulegen und auszusprechen, und sie so, jenseits der Gränze der Wahrheit mit dem Glanz der Poesie zu schmücken — Julius, dürfen Sie da hoffen, daß sie die Kraft des Herzens bewahrt hat, die dazu gehört zu lieben, wie Sie geliebt seyn wollen? — Der Dichter gehört keinem einzelnen sterblichen Weibe an, und wenn man in das Innere seiner Verhältnisse zu Frauen blickt, so wird man immer finden, daß auch die geliebteste für ihn nur eine vorübergehende Erscheinung seines Urbildes war — sollte es nun bey den Dichterinnen anders seyn? — Der Glanz des Künstlerlebens ist mit einem rein weiblichen Daseyn unvereinbar; nicht die Poesie, deren sanfter, milder Blüthenduft unser ganzes Seyn und Leben durchhauchen muß, wohl aber alles selbstschöpferisches Bilden, weil uns dieses dem Wirkungskreis entfremdet, den die Natur uns zur sichernden Lebensschranke angewiesen hat. Liebten Sie Sidonie nur um der Erkenntniß ihres Charakters willen, die Sie aus ihren Schriften gezogen haben, so würde ich weniger für Sie fürchten; allein so haben Sie sich durch den Putz blenden lassen, den ihre Berühmtheit ihr anlegt, und das kann Sie und Sidonie nie zum Glücke führen.

Und wo, Dorothea, fragte ich erstaunt, haben Sie Ihr Geschlecht und die Verhältnisse des geselligen Lebens so klar beurtheilen lernen? wo fanden Sie die Veranlassung, sie aus diesem Gesichtspunkt ins Auge zu fassen und darüber nachzudenken?

In meinem Leben der Liebe und des häuslichen Glückes, antwortete sie, wie die Vorsehung es mir als Tochter, Freundin und Schwester schenkte, wird mit dem Herzen auch der Geist gebildet und wir Mädchen leben oft im Kreise der allereinfachsten Häuslichkeit ein für Sinn und Gemüth sehr reiches dichterisches Leben. Indessen, fuhr sie ernst werdend fort, weiß ich auch, wie mannigfaltig sich das gestaltet, was der Mensch sein Glück nennt; man kann auch in der großen Welt glücklich seyn, glücklich in der Verbindung mit einer glänzenden Frau, die außer ihrem Mann und ihren Kindern auch noch viel und mancherley von draußen her zu ihrem Glück bedarf — die einzige wesentliche, ganz unumgängliche Bedingung zum Glück ist und bleibt für uns Menschen Einheit des innern und des äußern Lebens. Sie stehen jetzt an einem Scheidewege, und daher wünsche ich, daß Sie sich ernst befragen und ernst prüfen, ehe Sie einen für das Glück Ihres Lebens entscheidenden Schritt thun. Meine Begriffe von Glück und Tugend sind einfach, wie ich selbst es bin; es wäre thöricht, sie Ihnen als Maßstab aufdringen zu wollen, allein, so wie ich Sie kenne, fürchte ich, Julius, daß Sie Ihr Glück nicht auf dem Wege finden werden, wo Sie es zu suchen Sich versucht fühlen.

Dorotheens Worte bewegten mich wunderbar; wie reich und schön entfaltete sich in diesem Gespräch ihr einfach milder und doch so klarer Geist, der mit ihrem Herzen voll Kinderunschuld und Demuth in so ungestörter Liebe lebt, daß man nie zu sondern vermag, was bey ihr Gedanken, was Empfindung ist. Und doch hat diese milde Klarheit alle Bilder meiner Phantasie, alle meine bisherigen Wünsche und Hoffnungen getrübt. Sidoniens Nebelgestalt schwimmt nur noch in farblosem Duft vor mir, und will ich sie fester fassen, so blickt sie mich mit Dorotheens Auge an und nach und nach tritt aus dem Nebel auch Dorotheens Gestalt hervor, und ich vermag keine von beyden mehr gesondert von der andern zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Google

Erste Lebensstufe.

Schon von der ersten Berührung der Welt unfreundlich getroffen
Laut auf schreyet das Kind, sträubend sich gegen ihr Nahn;
Aber die Lust folgt bald, an dem heiligen Busen der Mutter
Saugt es in dämmerndem Traum süßes Vertraun auf die Welt:
Doch es löst sich der Traum, willkommene Töne berühren
Freudig sein Ohr, und es reckt staunend den Fremden es dar,
Jezt wird auch sein Auge gereizt vom erhellenden Lichte,
Und die Gestalt entzückt schon als Gestalt ihm den Sinn.
Das mit den Lippen zuvor nur tastet', es tastet umher mit
Strebenden Händen, kühn alles zu fassen bestrebt.
Bald die Bande, den fesselnden Zwang der Linnen zu sprengen
Ringt es, und frey ungehemmt möcht' es sich haben, sich selbst.
Wie es den Tönen der Mutter zuerst, den liebenden süßen
Horchte mit süßer Lieb, eigene Töne jezt schon
Will es versuchen, und Lust und Begier mit den Tönen bezeichnen
Und der Sängerin Mund bildet den lallenden Mund.
So allmählig erwacht es von Traum zum Tag des Bewußtseyns,
Und unbewußt sich selbst findet es jezt an dem Licht.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 27. Dec. 1820.

Merkwürdig ist es zu sehen, wie sich so fleißig kleine Ereignisse in Paris zutragen, welche die von der einen der beyden mächtigsten Partheyen so sorgfältig ausgedachten Maßregeln zur Beeinträchtigung der Volksrechte vereiteln, und der öffentlichen Meinung, welche durch diese Maßregeln zum Stillschweigen gebracht werden soll, Luft verschaffen. Bekannt ist die ironische Aeußerung Figaros in dem Beaumarchais'schen Lustspiele: „Wenn ich nur nicht wider den Staat und die Kirche, wider die Personen, welche in Ansehen stehen, über die Politik, über die Theater u. s. w. schreibe, so erlaubt man mir alles drucken zu lassen, was ich nur will — unter Genehmigung von zwey oder drey Censoren." Diese Stelle wurde seit Bonapartes Konsulate übergangen, und zwar ohne Widerspruch des Publikums. Aber neulich mochte es den Parisern wohl zu hart dünken, unter diesem Censur-Joche zu stehen, und sich nicht einmal darüber lustig machen zu dürfen. Als daher Figaro im Anfange vorigen Monats im Théâtre français einmal wieder gegeben wurde, und die Schauspieler jene Stelle ihrer Gewohnheit nach übergiengen, so verlangten die Zuhörer mit Donnerstimme, die Stelle sollte deutlich hergesagt werden. Der Schauspieler entschuldigte sich damit, daß er sie in seiner Rolle nicht verzeichnet finde, und sie daher nicht auswendig wüßte. Allein dagegen wurde Rath geschafft. Es wurde ihm anbefohlen, den Text aus dem Souffleurloche zu nehmen und herzulesen. Dieß geschah, und nun wurde die Stelle zwiefach und dreyfach beklatscht. Eine andere weniger bekannte Stelle über die schädliche Wirkung der Hofintriguen, die man auch zu übergehen pflegte, wurde ebenfalls verlangt, und mußte auch abgelesen werden, worauf natürlich ein eben so lauter Beyfall erscholl. Die Zeitungen durften von dem Vorgange nichts melden; damit aber das Publikum in keiner Unwissenheit darüber verbliebe, so hat ein Ungenannter denselben umständlich in einer kleinen Broschüre erzählt, und diese Broschüre findet sich, wie man leicht denken kann, in allen öffentlichen Lesezirkeln vor. Es werden in derselben noch acht andere Verstümmelungen angeführt, welche von der öffentlichen Behörde an den Beaumarchais'schen Lustspiele verübt worden sind. Es wäre möglich, daß das Publikum nunmehr die gänzliche Wiederherstellung von den Schauspielern verlangte. Es bezahlt ja für das Anhören des ganzen Stückes; warum sollte es dann nicht auch fordern können, daß es ganz hergesagt werde; und warum sollte sich das, was gedruckt ist, nicht auch füglich auf der Bühne aussprechen lassen? In Frankreich ist die Aengstlichkeit der Obrigkeit in dieser Hinsicht um so ungegründeter, da das französische Publikum die bekanntesten Theaterstücke beynahe auswendig weiß, und es also in Betreff des Eindruckes gewisser Stellen so ziemlich gleichgültig ist, ob dieselben hergesagt werden oder nicht. Im Gegentheile werden sie erst dadurch recht bemerklich, daß sie auf Befehl schweigend übergangen werden. Aus dieser Ursache ist die oben angeführte Stelle aus Beaumarchais Figaro so populär in Frankreich geworden, daß sie Jedermann bekannt ist. Man könnte einwenden, daß die Bühne auf den Franzosen einen weit lebhafteren Eindruck verursacht, als auf andere Völker, und daß er sich alles, was vom Theater herabgesagt wird, heftiger zu Gemüthe führt. Hierin aber trägt der Schein. Freylich wallt das Gemüth des Franzosen bey den theatralischen Vorstellungen oft auf; allein der empfangene Eindruck verfliegt bald, und nach dem Schauspiele legt er sich so ruhig schlafen, als ob er eine Aufwallung gehabt hätte. Es ist auch in der lezten Zeit in mehrern Schriften eine größere Freyheit in Hinsicht der Theater gefordert worden, als die Regierung bisher gestattet hat. Von den Trauerspielen des energischen Dichters Chenier, welcher während der republikanischen Regierung dichtete, wollten die beyden Haupttheater kürzlich mehrere aufführen, allein von keinem derselben wurde die Darstellung erlaubt. Auch der noch lebende Le Mercier konnte es nicht dahin bringen, daß sein neues Trauerspiel: Der Wahnsinn König Karls VI. durfte öffentlich aufgeführt werden. In der Vorrede zu seinem Stücke, welches seitdem im Druck erschienen ist, beklagt er sich bitter über einen solchen Zwang; und dieser Vorfall hat einen freysinnigen Schriftsteller, Namens Métral, veranlaßt, eine Schrift über die Theaterfreyheit in Bezug auf die Preßfreyheit herauszugeben, welche diesen Gegenstand sehr freymüthig beleuchtet. Bey einer zweyten Gelegenheit hat sich die öffentliche Meinung nicht minder ausgesprochen, als bey der Aufführung Figaros, ich meine das Vorlesen eines politischen Gedichtes am Athenäum. Dieser Gegenstand gränzt an die höhere Politik; allein er betrifft auch das Sittengemälde der Hauptstadt, und in dieser Hinsicht kann es mir nicht verwehrt seyn, den Vorfall wenigstens anzuführen. Viennet ist ein junger Dichter, welcher unter Bonaparte's Regierung Offizier war, und sich damals manche poetische Schmeicheleyen hat zu Schulden kommen lassen, wie Hunderte von Dichtern und Prosaisten sie damals hervorbrachten, aus jugendlichem Enthusiasmus, aus Nationaleitelkeit, aus Eigennutz, oder aus andern Beweggründen. Bey der Wiederherstellung des Friedens ward er mit Tausenden seiner Waffengefährten in den Ruhestand versezt; seine poetische Ader nahm nun eine andere Richtung; anstatt den despotischen Sieger zu besingen, wählte er nunmehr zu Vorwürfen seiner dichterischen Episteln wichtige Tagesbegebenheiten, besonders solche, welche auf die öffentliche Freyheit Einfluß haben konnten. Eine kräftige Sprache, und mit Eleganz vorgetragene freysinnige Lehren, gaben diesen Episteln einen desto größern Werth, da sie auf die Zeitereignisse einwirken konnten, weshalb sie auch vielen Beyfall erhielten. Zur Nachwelt werden sie wohl nicht übergehen, denn dazu sind sie nicht genug ausgearbeitet; aber in den jetzigen Zeiten ist es schon ein großes Lob eines Dichters, wenn er durch sein Dichtertalent zur Verbesserung des Zustandes seiner Zeitgenossen, und zunächst seiner Landsleute beytragen kann, und den spätern Ruhm dem näher liegenden Nutzen aufopfert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 5.

Nr. 5.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. Januar 1821.

Ueber eines der frühesten Gemälde Raphaels, aus der Schule des Perugino, nebst einer kurzen pragmatischen Betrachtung über das Verhältniß einer Schule zu ihren Zöglingen.

Vom Professor Sperb.

Der Gegenstand dieses Gemäldes ist, was die Italiener gewöhnlich eine Pietà nennen. — Der Leichnam Christi, von dem Jünger Johannes unterstüzt, ruht, nach der Abnahme vom Kreuze, im Schooße der Mutter. Die Magdalena kniet zu den Füßen des Leichnams, und benezt sie küssend mit Thränen. Zu beyden Seiten der Hauptgruppe stehen in fast gleicher Entfernung davon, die Jünger und Freunde Nicodemus und Joseph von Arimathia.

Drey Bäumchen, zarten Stammes, erheben sich in der Mitte und zu beyden Seiten des zweyten Grundes. Den fernen Horizont begränzen sanfte Gebirge.

Zuerst heften wir unsere Aufmerksamkeit auf die Anordnung der Theile zum Ganzen.

Mit dem Anblicke der zu beyden Seiten stehenden Figuren tritt sogleich der Schüler Perugino's vor die Augen, doch nicht mehr mit der absolut symmetrischen Strenge seines Lehrers.

Schon deutet die mittlere Gruppe auf jene bewegtere Form der Zusammenstellung hin, in welcher Raphael nachmals so herrlich, und seinen späteren Kunstgenossen zum Vorbilde geworden ist.

Das entseelte Haupt ruht auf dem des Jüngers, nach welchem hin die Mutter sanft sich neigt. — Dadurch umschreibt sich schon diese Gruppe mit einem für diese Zeit ungewöhnlich zarten Steigen und Fallen der Linie, bey welchem nur, die beyden Figuren zur Seite ganz in symmetrisch gleicher Entfernung von der Hauptgruppe zu halten, dem Gefühle Raphaels nicht mehr so ganz zusagen konnte, wie sehr auch sein Lehrer in Zusammenstellungen der Art sich besonders gefiel. — Darum rückte er den Nicodemus (so wollen wir die ehrwürdige Gestalt zur Rechten nennen) der mittleren Gruppe allmählig näher, und, indem er sie so mit in den Kreis derselben zog, vermied er eine zu strenge Gleichförmigkeit in der Anordnung mit Joseph von Arimathia, der zur Linken steht, zwar mehr getrennt von der Hauptmasse, aber doch wieder mit ihr verbunden durch Maria von Magdala, welche zu des Erlösers Füßen liegend, ihn als nothwendigen Theil mit dem Ganzen zusammen hält, das jezt erst durch sie in reiner Abgeschlossenheit vor uns steht.

Der seelenvolle Ausdruck, der in jeder Hinsicht alle Werke des Malers von Urbino auszeichnet, und ihm, dem Einzigen, unter allen den ersten Platz einräumt, belebt auch hier jede Gestalt. — Mag der Geist in seinen späteren Gebilden auch aus vollendeteren Formen sprechen, so entwickeln doch auch hier alle Züge tiefe Wahrheit und Zartgefühl.

Die Lage des Entseelten, Mund und Auge sanft geschlossen, verkünden den im Frieden mit der versöhnten Menschheit entschlummerten Erlöser, ohne alle Merkmale vorhergegangener Leiden. Die Liebe hat das Schwerste willig vollbracht.

Mariens Schmerz beym Anblicke des erblaßten Sohnes geht tief aus der Seele hervor; doch nur zart schwebt er auf den leise bewegten Zügen der Dulderin. Denn was sie jezt noch beschäftigen kann sind nicht des Sohnes Leiden, es ist der Gedanke an des Vaters ewigen Rathschluß, an den Gehorsam, der einer Magd ziemt, und sie dulden und vertrauen heißt; es ist stille Ergebung in den Willen des Vaters, die jeden Ausbruch tiefen Leidens bekämpft und in Wehmuth auflöst.

Was soll ich nun von Johannes sagen, von dem seinem Meister vor allen theuren Jünger, dem Augenzeugen seines Todes und seiner Ruhe im Grabe, zu der er, mit den Edlen die ihn umgeben, ihn jezt bestatten will. Sein Schmerz ist in der Liebe erloschen, denn ganz Liebe ist er. Rührend ist seine zärtliche Sorgfalt bey Erzeigung dieses lezten Dienstes ausharrender Treue; rührend sein Blick nach der theuren Wunde hin, von der er seine hülfreiche Hand schüchtern zurückgezogen hält, als wollte er dem entschlafenen Freunde nicht neue Schmerzen durch unsanfte Berührung verursachen. Eine rührende Anmuth ist über die ganze holde Gestalt ausgegossen.

In schönem Contraste stehen damit die beyden Alten. Ihr männlicher Ernst verschließt stummen Schmerz, keiner vermag in laute Klagen auszubrechen. Beyde sind voll Wehmuth der Leiche in Andacht zugewandt.

Magdalena ist ganz an ihrer Stelle. Von Kummer gebeugt, liegt sie in Demuth hingegossen vor dem Herrn zur Erde. Und wie sie einst zu seinen Füßen sein lebendig Wort des Trostes und der Gnade horchend vernahm, und mit reuigem Gefühle thränend sie umfasste; so lässt sie auch im Tode ihres Meisters nicht ab, seine Füße mit Thränen des tiefsten Leidens zu benetzen.

Wie zart und innig gefühlt ist nicht Alles in diesem kostbaren Dokumente einer jugendlichen Begeisterung Raphaels, wie herrlich durchgeführt die Macht der Empfindung und wie mannigfaltig vertheilt! Wie individuell motivirt und bezeichnet, und doch wieder im Einklange gehalten zur Gesammtwirkung und zur Einheit der Gefühle, die das Ganze beleben, dem auch nirgends ein Fremdartiges beygemischt, keine, auch nicht die leiseste Regung eines Gliedes aufgedrungen ist, die das Ganze zerreißend auseinander hielte und in seiner Ruhe störte.

Und das Alles ist das Werk des frühen Jünglings-Alters unseres Sanzio, wo er mit kindlicher Unbefangenheit am Glauben hing und in Reinheit der Sitten und Unschuld wandelte.

Wie sehr auch Raphaels spätere Werke in den technischen Theilen des Künstlichen der Zeichnung und Drapirung, der Färbung und des Auftrages durch erstrebte höhere Kenntniß an Vollkommenheit außer der Schule gewonnen haben; so entzückt uns doch hier der einfache, ernste, mit sich und dem dargestellten Gegenstande übereinstimmende Farbenton, der in leichten Tinten jeder Stelle passend aufgetragen ist; unser Auge verschmäht nicht, auf diesen Umrissen zu ruhen, die mehr natürlich, als ängstlich gesucht und nach idealen Vorbildern gewählt, mehr wahr als zierlich sind; wir gefallen uns in diesen unschuldigen Reminiscenzen der Schule, auf die wir bey einigen Stellen der Gewänder stoßen und rührend bleibt uns des Jüngers noch kindliche Unwissenheit in Kunstfertigkeiten, die aus reifem Unterricht der Schule hervorgehen und durch längere Uebung und Betrachtung vollendeter Werke dem Schüler immer vollkommener zu eigen werden; denn wunderbar verstand dabey Raphael der Seele tief gekränktes Leben zu schildern und zur Gesammtwirkung eines rührenden Ganzen zu verbinden, so, daß man den wahrhaft Einzigen schon im Beginnen seiner Laufbahn als den Liebling der Gottheit mit Staunen verehren muß.

Zur interessanten Geschichte dieses Bildes mögen nun noch folgende Notizen dienen, die wir zum Theil aus Füßli's allgemeinem Künstlerlexikon, 2tem Th. Anhang zum siebenten Abschnitte, der das Leben Raphaels und die Literatur von dessen Werken enthält — genommen haben, und die, nach Füßli's eigenem Bericht an den Leser, aus Vasaris Lebensbeschreibung Raphaels, und dann aus dem Texte zu dem bekannten Crozat'schen Werke, theils aus Dubois de St. Gelais Description des tableaux du Palais royal geschöpft sind.

Zufolge dieser Nachrichten nun (Füßli a. a. O. S. 59. No. 8, 9 u. 10) machte unser Gemälde, mit noch zwey andern aus dem Cyclus der Leidensgeschichte, das Gradino eines Altars in der Nonnenkirche S. Antonio zu Perugia aus, für welche es Raphael gemalt hatte.

Die Königin Christina kaufte sie von den Nonnen, und so kamen sie nachmals — ob unmittelbar oder aus dem Kabinette Bracciano, ist ungewiß — in die ehemalige Gallerie des Herzogs von Orleans.

Das Bild No. 8. stellt Christus am Oelberge vor und No. 9. ist eine Kreuztragung. No. 10. aber ist das oben beschriebene Bild von Raphael, von welchem es a. a. O. heißt: „Die Grablegung (oder vielmehr eine Pietà) Nebenbild von No. 8. vollkommen von gleicher Größe (9″ H. 10½″ B.) auf Holz. Landschaft mit drey Bäumen. Auf den Knien der Mutter liegt der von St. Joseph gehaltene Leichnam. Magdalena knieend küsst ihm den rechten Fuß. Zwey Apostel blicken mit Schmerzen auf ihn. Madonna trägt eine Art Nonnenschleyer."

Wir bemerken hierzu, daß die Angabe von 10½″ Breite mit dem Meße unseres Bildes auf ein Haar übereinstimmt; nicht so die Höhe von 9″. Sie beträgt, wegen der oben und unten angesetzten schmalen Leisten, gegenwärtig 9¼″, und ohne diese 8¾″.

Bey obiger Benennung einiger Personen fällt sogleich ein Verstoß gegen die Wahrheit der Geschichte in die Augen. St. Joseph war schon bey der Geburt des Christkindes ein Greis, unmöglich kann er also nach 33 Jahren wieder als Jüngling hier erscheinen. Die Geschichte aber spricht ausdrücklich von Johannes. Eben so wenig können die beyden Männergestalten Apostel genannt werden. Sie hatten alle — nur Johannes nicht — ihren Meister verlassen. Wohl aber, sagt die Geschichte, daß Joseph von Arimathia, ein heimlicher Jünger, ihn zu Grabe brachte, der also mit irgend einem hülfreichen Freunde und Anhänger — dem Nicodemus — hier allein am rechten Platze ist.

Ueber die Zeit, in welcher Raphael dieses Bild gemalt haben soll, gibt Füßli a. a. O. S. 6. Folgendes an: „Jezt (1505) ging Raphael (nach dem Tode seiner Aeltern) von Urbino nach Perugia zurück. Die vorzüglichsten Werke, die er dort in einem Zeitraume von zwey Jahren (also bis 1507) verfertigte, waren: Eine Madonna ꝛc. für die Serviten-Kirche. — Für die Nonnen von St. Anton eine andere Madonna mit dem bekleideten Leichnam in ihrem

Schrecken. — Dann heißt es: Ueber dieser Altartafel hing in einem Rond ein trefflicher Gott Vater, und am Altarstemel sah man in ganz kleinen Bildern wieder den Cyclus, wie zu Urbino: Christus betet im Garten; die Kreuztragung, und der todte Christus im Schooße seiner Mutter." — Hier weiß man nun nicht genau, wurden diese lezteren Bilder während dieser zwey Jahre mit dem vorigen gleichfalls erst für diese Kirche verfertigt, oder waren sie schon früher darin aufgestellt, und um diese Zeit nur dort zu sehen. Soll das Erstere damit gemeint seyn, so haben wir einige Zweifel dagegen. Raphael wäre wenigstens zwischen zwey und drey und zwanzig Jahre alt gewesen, als er diese Pietà gemalt; ein viel zu reifes Alter für dieses Bild, das durchaus mehr den Schüler Perugino's, als jenen hohen Meister beurkundet, der er sich gleich ein Paar Jahre später im fünf oder sechs und zwanzigsten seines Alters, in dem Gemälde der Disputa bewiesen hat. Ueberhaupt können wir uns in die weiter angegebene Zeitrechnung nicht recht finden. — Wenn die Angabe richtig ist, daß Raphael mit 25 Jahren nach Rom berufen wurde, wie konnte er 1507, in seinem 24sten Jahre, noch in Perugia gemalt haben, hierauf erst noch zweymal nach Florenz gegangen, und dort das lezte Mal — wie angenommen wird — vier Jahre geblieben seyn, bis zu seiner Abreise nach Rom, selbst diese in den spätesten Zeitpunkt 1510 gesezt, wo dann Raphael 27 Jahre alt gewesen wäre?

Dem Allem sey nun wie ihm wolle. Wir halten uns hier an das Bild selbst, dessen ganzer Charakter — wenn wir ihn mit dem völlig veränderten Style, mit der weit vollkommneren Zeichnung, den besseren Verhältnissen und einer durchaus festeren Behandlungsweise jener aus der Gallerie Borghese zu Rom bekannten Grablegung (wozu Raphael die Zeichnung während seines ersten Aufenthaltes in Florenz gemacht haben soll) vergleichen — dessen ganzer Charakter, sage ich, allein und hinlänglich uns bestimmen muß, die Zeit der Entstehung dieses Bildes noch vor Raphaels erste Reise nach Florenz — also früher als 1505 — und folglich ganz in die Schule des Perugino zu setzen.

Hr. v. Crozat besaß davon eine Zeichnung des ersten Gedankens, und Cl. Düflos hat es, in der Größe des Originals, für Crozat, No. 27. (sehr mittelmäßig) gestochen. Sonderbar ist es, daß Landon weder in den Annalen noch dem Manuel dieses Bild in Umrissen gab, da er doch die Conturen von den beyden andern Bildern No. 8. und 9. gegeben hat. Füßli S. 59. Anmerk. 314.

Was nun die lezten Schicksale dieses Bildes betrifft, so ist bekannt, daß es zu den Zeiten der französischen Revolution mit seinem Eigenthümer, dem Herzog von Orleans, und dessen ganzer Gallerie nach England gewandert ist. Dort wurde mit diesem Bilde die reiche Sammlung einzeln an Einzelne nach und nach verkauft. Und so geschah es, daß vor mehrern Jahren Herr Bonnemaison dieses Bild in London gekauft, von dort wieder nach Paris zurückgebracht, und seinem gegenwärtigen Besitzer und Eigenthümer, dem k. b. Oberst-Ceremonien-Meister Grafen Karl von Rechberg käuflich überlassen hat.

Wir knüpfen hier an unsere frühere Beschreibung des Bildes noch folgende Reflexionen an.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Raphael zum ausgezeichnetsten Künstler geboren, mit allen Anlagen des glücklichsten Genies in Peruginos Schule trat. Perugino galt zu seiner Zeit, und mit Recht zu allen Zeiten, für einen ausgezeichneten Meister. Wer dessen Werke in Bologna, Florenz, Siena, Rom und vor allen al Cambio gesehen hat, der fand darin, wenn auch nicht eine hervorstrebende Breite des Geistes, doch gewiß eine so innige Tiefe, daß, wer ihm Geistesdürftigkeit vorwerfen wollte, nur Mitleid verdiente.

Raphael war also Perugino's Schüler. Und wie verhielten sich nun Beyde zu einander?

Perugino als Lehrer konnte nur den technischen Theil seinem Schüler zur Kenntniß bringen, der bis hierher blos den Unterricht seines Vaters genossen hatte.

Es ist zwar aus der Geschichte nicht bekannt, welchen Gang eigentlich dieser Unterricht genommen. Doch irret man nicht leicht, wenn man im Allgemeinen bey der damals üblichen Strenge und Bestimmtheit der Meister in den Umrissen und der Anordnung, den Zögling zugleich überall auf die Natur selbst; so wie in der Färbung, außer jener, mehr auf das eigene Gefühl für Euphonie, als auf den systematischen Unterricht einer Farbenlehre hingewiesen annimmt.

Gewiß aber ist es, daß Perugino's Schule des sogenannten akademischen Aktzeichnens und jenes unaufhörlichen und in die Länge allen Geist ertödtenden Copirens der Antike entbehrte. Desto früher mochte dagegen der Schüler, sobald er es auch nur zu einiger Fertigkeit in der Technik gebracht hatte, an sich selbst angewiesen worden seyn, seine Kräfte in der Anordnung und Ausführung zu versuchen; damit das innere Leben über dem todten Mechanismus nicht zulezt erstürbe, und der Schüler über das, was er als eigentlicher Künstler leisten konnte, bey Zeiten zu sich selbst kommen möchte.

In wie weit hat nun Raphael dem Unterrichte seiner Schule entsprochen?

Zuerst sehen wir den Schüler in der Zeichnung seinem Meister kindlich zugethan, das heißt, in der Einfachheit und der strengeren Führung der Umrisse; welche Bestimmtheit

Raphael auch nie abgelegt, nur später mit kräftigeren und blühenderen Formen fließender verbunden hat. So finden wir ihn auch in der Anordnung und Faltung der Gewänder, bis zum Farbenton und dem leichten Auftrage dem Lehrer ergeben.

Am rührendsten aber ist zu sehen, wie sehr sich der Schüler auch in dem geistigen Leben seines Lehrers gefiel. Es zeigt sich in dem erwähnten Bilde dieselbe Zartheit der Empfindung ausgedrückt, derselbe Ernst, dieselbe Ruhe und stille Größe in den Charakteren, wie wir sie in Perugino's Gemälden wahrnehmen.

Wir schreiben dieß aber keineswegs dem Schulunterrichte zu, sondern der glücklichen Individualität Raphaels, womit sein jugendliches Gemüth begabt war, und woran er, was Extension betrifft, nicht nur seinen Lehrer selbst, sondern alle Meister übertraf, während viele an Intension ihm nahe stehen.

Nicht ohne diese günstige Natur-Anlage finden wir Raphael schon als Schüler in einer besseren, von seinem Meister verschiedenen Tendenz zur Zusammenstellung der Figuren begriffen.

Wir haben früher, bey der Beschreibung unseres Bildes von Raphael schon bemerkt, daß die Situation der beyden Alten uns sogleich an den Styl Perugino's erinnerte. Es ist auch, nach Allem, was wir von diesem Meister gesehen haben, kein Zweifel, daß er in der Symmetrie noch weiter gegangen, und mit den beyden Alten auch noch Johannes und Magdalena stehend zu beyden Seiten im Vorgrunde der Madonna würde angereiht haben; während der Schüler die ersteren mehr in den Mittelgrund gestellt, und die lezteren zuvorderst mit der Hauptgruppe unmittelbar verbunden, gleichsam handelnd eingeführt, jede Figur an der geeignetsten Stelle und mit der passendsten Beziehung auf ihren Charakter, wodurch er dem Ganzen mehr Reichthum, Leben und Bedeutung gegeben hat.

Wie viel Raphael übrigens von der seinem Meister eigenen symmetrischen Form der Anordnung beybehalten, und wann und wie er davon selbst in seinen Werken aus der blühendsten Epoche den verständigsten Gebrauch gemacht hat, davon haben wir an einem andern Orte *) schon das Nöthigste erörtert.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Kunst in Italien. 2ter Theil.

Neue Kupferstiche.

Galatea, nach Raphael, gest. von Richomme. Fol. (Preis 30 Fr.)

(Vergl. Kunstblatt No. 93. vorigen Jahrs.)

Die Galatea ist ein Wandbild in der Loggia Chigi, oder der Farnesina, und vielleicht nicht ganz von Raphael's eigner Hand, aber doch seines Namens gewiß nicht unwerth. Richomme hat sich schon früher durch sein Blatt, Adam und Eva (gleichfalls nach Raphael), den Liebhabern empfohlen, und er ist ohne Zweifel einer der zierlichsten Stecher. Leider hat er aber, dort wie hier, den göttlichen Jüngling von Urbino ins Französische übersezt. Dieß ist so wenig Raphael, als Boucher's Grazien aus dem Palais-Royal die hellenischen Charitinnen waren. Raphaels Bilder treten nirgends mit Ansprüchen auf, sie blenden nicht; der gewöhnliche Kunstliebhaber geht leicht an ihnen vorüber, und bleibt beym Albano oder Paul von Verona oder gar beym Ritter van der Werst stehen. Raphaels Schönheiten liegen tiefer, und wer das höchste nur um eine Linie verrückt, der macht es zur Parodie. In der That ist der größte unter den neuern Künstlern, nur erst von drey Kupferstechern (mit Ausnahme von Marc Anton) ganz begriffen worden, von zwey Niederländern, Edelink und Pitow, und vom Franzosen Dorigny, und wer ihn im Kupferstich kennen lernen will, der halte sich, für den Anfang, ausschließend an die genannten vier Künstler. Ein Abglanz seiner Werke findet sich freylich immer bey Morghen, Desnoyers, Fr. Müller und einigen andern, auch mögen diese sich eines vorzüglichern Grabstichels rühmen, als ihre Vorgänger, was bey vielen den Ausschlag gibt; doch wir sprechen von Raphael, nicht von der weit getriebenen Technik unserer Zeit. *)

Es war vielleicht nie nöthiger, als gegenwärtig, vor einem falschen Geschmack zu warnen, der uns neuerdings auf Abwege führen muß. Die Malerey hat sich endlich wieder von der Manier zu trennen gewusst, und die Kupferstecherkunst muß denselben Weg einschlagen, wenn die, welche sich damit beschäftigen, nicht bald im Strom der Zeit untergehen wollen.

—ber.

*) Dieß Urtheil möchte doch wohl für die älteren Kupferstecher zum Theil zu schmeichelhaft, und gegen die neueren zu hart seyn!!

Anm. der Redaktion.

Rom.

S. Königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern hat zur Vermehrung seiner Sammlung von Büsten ausgezeichneter Deutschen für die Walhalla, kürzlich in Rom folgende Büsten von colossaler Größe und aus carrarischem Marmor bey deutschen Künstlern bestellt:

1. Die Büste des Herzogs Christoph von Würtemberg, bey dem Bildhauer Schweille in Neapel, einem geborenen Würtemberger.
2. Die des Geschichtschreibers Justus Möser, bey Launitz, einem der besten Schüler Thorwaldsen's.
3. Die des Fürsten Carl von Schwarzenberg, mit Lorbeer gekrönt, bey dem Bildhauer Schaller, einem geborenen Wiener.

Die Wahl dieser Aufträge beurkundet aufs neue den feinen Sinn, mit welchem dieser Fürst fortdauernd die Künste ermuntert und beschüzt.

Nro. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. Januar 1821.

Da stand sie die Sonne in Düfte gehüllt!
Da rauchen die Berge, da schwebet ihr Bild!
Da gieng sie danieder, und siehe, der Mond,
Wie silbern er über und unter uns wohnt.

Seht auf nun, da brennen im himmlischen Meer
Die Funken, und brennen im Frost um uns her:
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt
Hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.

Klopstock.

Winterspaziergang in Bern.

(Beschluß.)

Wir wandelten durch das neue Land an glückselig einsamen Hütten hin, wo auf den Wiesen schon die Kindlein sprangen in Sonntagslust, und alles rings ums Haus ordentlich und tüchtig aussahe in Winterruh; Holz, Scheunen und Gärtchen. Sonderbar ist die Einfahrt dieser, immer an einen Hügel gelehnten Bauerhäuser. Vom Hügel führt man über die eine Brücke Heu, und Erntewagen unter das Dach, wo der geräumige Hausboden ein Drittheil der Wohnung einnimmt. Was ist reizender auf Erden, als solch ein sauberes Bernerisches Bauerhaus? Die äußere Bretterbekleidung der Balken ist zierlich gehobelt, wie nie in Dänemark die Dielen. Die Farbe des Holzes geht aus dem muntern Hellgelb des frischen Tannenholzes, mit der Zeit in ein sauberes Dunkelgrau über: — unter dem weit hervorragenden Dache laufen rund ums Haus luftige Gallerien (Lauben nennen sie's), wo alle häusliche Arbeit im Sommer im Kühlen, im Winter bedeckt, verrichtet werden kann. Da hängen die Provisionen von goldnem Türkenkorn-Kolben, von Taback, von manchem Gemüse. — Unten am Eingange, zu beyden Seiten der Treppe, liegt zur einen Seite das gespaltene Holz ordentlich, ja zierlich aufgeschichtet, zur andern das noch ganze; daneben sind die Ackerwerkzeuge hingestellt und aufgehangen. An jeder Wohnung sprudelt ein reinlicher Röhrbrunnen, und selbst der Düngerhaufen (der regelmäßig umflochtene) wird zur Zierde. Wir verglichen die fast immer wohlgefällige Form der steinernen Wohnungen des italienischen Landvolkes, (im Kirchenstaate zumal), mit diesen hölzernen Häusern; Ach! dort ist das Elend zu Hause, und bewohnt oft allein die schöne leere Form: hier aber wohnt Reinlichkeit und ruhige häusliche Fülle. Du trittst ein, die sauber getäfelten Wände, die hölzernen reinen Stühle, der weiße Lindenholztisch, alles glänzt Dich an; bald ist ein ländliches Mahl aufgetischt aus dem reichlichen Wintervorrathe. Schönes Brod, treffliche (immer frische, nie gesalzene) Butter, Käse, wie nur die Schweiz ihn hat, kristallklares Wasser, leichter Landwein, Milch, und Kaffee mit herrlicher Sahne, sind in wenig Minuten fertig, und werden aufgetragen von Mädchen oder jungen Frauen, deren sauberer Anzug, häusliche Behendigkeit und Schönheit gleich sehr entzücken. Die bewunderungswürdige Schönheit des Wuchses und der Bildung der Bäuerinnen des Cantons Bern hat mich immer von Neuem frappirt; an Wuchs, Gesichtsbildung, Farbe, grandiosen Formen und edlen Anstand, sind sie nur den Römerinnen zu vergleichen, und verlieren bey dem Vergleiche nicht.

Allein wir müssen weiter eilen, denn schon schwand die Sonne hinter hohen Hügeln und wir sind noch fern von Bern. Schon haben wir die große Neufchateler Brücke passirt, und befinden uns auf einem hohen, nun von kalten Winden durchwehten Lande, und fühlen plötzlich, daß wir heute den 22. Januar schreiben! Unser besorgter Freund sucht Schutz für mich, in einem dichten Tannenwalde, der über den Aar-Ufern des kalten Uecht-

landes sich hinzieht. Hier kennt er ja jeden Pfad; wie oft trieb ihn und den Busenfreund Johannes Müller jugendlicher Unmuth, in dieser finstern Wälder Schatten die glühende Brust zu kühlen! Wir steigen erst schroff bergan, dann steil hinab; um uns erstarrt Alles, gefrorne Bäche hemmen unsern Pfad, wir müssen längs ihnen hinab, an hangenden Gebüschen gleiten! Bonstetten sieht nun auf einmal mit Schrecken, daß er gänzlich verirrt ist, im finstern kalten pfadlosen Forst; und schon röthet die sinkende Sonne fern erblickte Bergspitzen! Wir klettern und gleiten den gefrornen Bächen nach hinab, hinab; und finden uns endlich in menschenleerer Wildniß, auf einer vorragenden Felsenplatte, hart an den Fluthen der pfeilschnell strömenden Aar; über und um uns gediegener Fels, kein Pfad als durch die Wüste zurück in die Nacht! Meine Kräfte sinken plötzlich mit dem Muthe; ich bin todmüde, und lehne mich halb ohnmächtig an die kalten Felsen.

Kein Ton eines beseelten Wesens durchbricht das Schweigen, auch die Aar gleitet pfeilschnell, doch spiegelhell und ohne Laut — ich war ergeben da zu bleiben; ich wußte nicht wie; Lotte war kindlich muthig, Bonstetten rang die Hände vor Angst! Da erscheint um eine schnell gebogene Felsenecke des Gestades, ein kleiner winziger Kahn, von einem Manne gerudert. Angerufen in höchster Noth, nahet er; landet, o Freude! Vorsichtig müssen wir hineinsteigen, uns auf den Boden setzen, mäuschenstill, so gebot der Führer, denn die Barke ist gebrechlich wie Charons Nachen, stillgleitend der Strom, schweigend die finstern Gestade! Und meine Seele schwebend in Bangigkeit, denn sichtlich war der Nachen überladen, und doch gleiten wir sehr schnell, und zwar gegen den Strom an, wie Forellen; hoch glänzt purpurner Wiederschein der Abendröthe an schwarzen Tannenhügeln über des Stromes schnelle kühne Windungen, in die Tiefe seiner Fluthen herab; wir fliegen die finstereinsamen Gestade vorbey, Schattenbilder in der Tiefe Schoß werfend — eisigkalte Lüfte umströmen uns, und es umfängt mich die kalte Stille mit schauerlichen Ahnungen! Nun schießen wir blitzschnell bald links, bald rechts in die Strombiegungen; plötzlich landen wir, schweigend empfängt unser Fährmann den Lohn, stößt schweigend ab, und schnell sind Barke und Schiffer verschwunden. Mir war noch alles wie ein Traum, und ich glaubte uns in Elysium gelandet, am hellgrünen lieblich umbuschten Hügel. Wir befanden uns aber am Saum der schroffen Höhe, welche die Engi krönt. Neu belebt durch die nahe Heimath, klomm ich den Hügel hinan. Oben auf fernblickender Höhe weilte noch der lezte Abendschein an den Hochgebirgen, bläulich erstarrtes Eis und glühende Lebensfarben wechselten dort wie heute auf unserer abentheuerlichen Wanderung.

Der schweigende Fährmann war wahrscheinlich ein Kontrebandier, welcher aufs nächtliche Geschäft ausschlich, uns fand, und aus Menschlichkeit die Verirrten aufnahm. Da wir endlich mit sinkender Nacht heimkamen, fiengen die Meinen eben an, ängstlich um uns besorgt zu werden.

Als wir nachher vor dem wärmenden Kaminfeuer gemeinschaftlich mit unserm Freund überlegten, woher die unbegreifliche Verirrung unsers in Bern gebornen lieben Führers wohl entstanden seyn könnte? fand sichs, daß derselbe bey seinen ehemaligen Wanderungen durch diese Gegend, wenn die Dunkelheit ihn überraschte, und er müde von dem Gehen war, den kürzesten Heimweg zu schwimmen pflegte. Dieß vergessen zu haben war wahrlich sein einziges Vergehen, und wir wollen ihn hiemit für alle übrigen dieser Art großmüthig, für Vergangenheit und — Zukunft, absolviren.

Kritische Analyse des Trauerspiels: Die Schuld, aus Blackwood's Edinburgh Magazine No. XXXII. Vol. VI. mit vergleichenden Anmerkungen.

(Fortsetzung.)

Bey Eröffnung des zweyten Akts sieht man Hugo ganz erschöpft von seinen Fatiguen in seinem Zimmer auf einem Sofa ruhen. Seine Schwester Bertha tritt herein, und es entspinnt sich zwischen ihnen eine schöne und höchlich dramatische Unterhaltung: — — Jerta. Wie dich der Eber angegriffen, und du ihn — — bis: Nichts. — Erzähle!

Hierauf folgt die ganze Erzählung von Hugo's Geburt, die ihm von seinem vermeinten Vater auf seinem Todbette entdeckt worden war. Sie ist schön zusammengesponnen; jedoch unser Raum ist zu beschränkt, um uns der Versuchung zu überlassen, sie abzuschreiben. Am Schlusse derselben ruft Bertha, die in ununterbrochenem Stillschweigen zugehört hat, mit pathetischer Bewegung: O leb wohl, mein goldner Frieden rc. bis: muß ich, wenn dein Weib es heischet.

Kurz nachher tritt der Knabe Otto auf; er kommt um den Grafen von der Ankunft des spanischen Fremden zu unterrichten. Bevor er noch ausgeredet hat, tritt Elvire ein. Bertha hat ihr die wunderbare, so eben von Hugo vernommene Geschichte erzählt, und Elvire brausend (wild) wie sie ist, ist auf Bertha eifersüchtig geworden, die sie nun nicht mehr für die Schwester ihres Gemahls hält. Hugo widerlegt ihren Verdacht, und nach einer Pause spricht Elvire folgendermaßen: Hugo kannst du mir vergeben? — bis: Entsetzlich — Ha. —

Dieser lezte Ausruf geschieht beym Eintritt des spanischen Gastes. An seinen stolzen Gesichtszügen, an seinem stolzen Betragen erkennt Hugo sogleich den Vater des ermordeten Carlos. Der alte Mann war viele Jahre in Amerika abwesend gewesen, kehrt zurück, und hört die

traurige Nachricht von dem Tode seines Sohns. Er kommt hierher nach Norden, um den einzigen übrigen Erben seiner Familie, den Sohn des Carlos und der Elvire zu sehen. Bald aber wird es klar, daß ganz andere Gedanken einen großen Antheil an den Bewegungsgründen zu seiner Reise gehabt haben. Seine Besorgnisse sind rege geworden, indem er seines Sohns einbalsamirten Leichnam gesehen hat. Ein unbewußter Verdacht hat sich seiner bemächtigt, und treibt ihn sich in's Klare zu setzen dadurch, daß er Elvirens Gemahl kennen lernen will. Hugo's Verwirrung, wie er die Erzählung des Don Valeros hört — seine Reise, seinen Vorsatz, seine Hoffnungen — denn er sagt mehr als genug, um ein schuldiges Gewissen in Aufruhr zu setzen— ist schrecklich für Elviren, und bestätigt nur zu sehr den Argwohn des Spaniers.

Einige der schönsten Scenen der Tragödie kommen im dritten Akt vor. Der Verdacht des Spaniers wird wechselsweise eingeschläfert und wieder geweckt durch die günstige Schilderung, die der Knabe Otto von Hugos Charakter macht; und dem angebornen Adel der Gesinnungen, wie er sich in Hugos Reden häufig ausspricht, einerseits; andrerseits durch die Winke und Anspielungen auf die Wahrheit, die jeden Augenblick dem Hugo immer schwärzer entfallen — bis seine Besorgniß endlich zum höchsten Grad der Angst gesteigert wird. (— — Meinst du? Lieber noch als sich — bis: habt Dank für die Beschreibung solcher span. ed. That.)

Wiederum kann nichts schöner seyn, als folgender Dialog zwischen Hugo und Valeros: — Ihr seyd Vater und ihr weint? bis: Freundlich Ritter mit Elviren, sie ist schuldlos.

In dem nämlichen Akte wird Hugos wirkliche Abstammung ihm zuerst enthüllt, und zwar im Lauf eines sehr kunstvoll gehaltenen Gesprächs, an welchem er, Valeros, Elvira und Bertha, jedes seinen Theil nehmen, indem jedes etwas von dem, was es weiß, mittheilt. Das Aggregat davon ist, wie unsre Leser bereits haben vermuthen können, nichts geringeres, als die völlig Gewißheit, daß die spanische Gräfin, die Hugo der nordischen Gräfin schenkte, Valeros Gemahlin war, und daß Hugo folglich die Wittwe seines Bruders eheilichte. Die zweyte und noch schrecklichere Wahrheit, die der schuldigen Seele Hugo's so aufgedrungen wird, werden unsre Leser wohl bereits ebenfalls geahnet haben. Doch nichts geht über die Art und Weise, wie die Enthüllung dieser Wahrheit dem durch Gewissensbisse geängsteten Brudermörder selbst, in der Angst seines unbändigen (ungovernable) Herzens entrissen wird. Du bist Otto, du bist mein Sohn — bis: der es that — Er ist mein Sohn.

Der Kampf der väterlichen Gefühle endet sich endlich damit, daß Valeros seinem Sohne nach Rom zu gehen empfiehlt, um dort von dem gemeinschaftlichen Vater der Gläubigen die Verzeihung zu erlangen, die dieser als Vicar Gottes auf Erden allein, wie die Katholiken glauben, zu gewähren die Macht hat. Doch Bertha, eine Protestantin, beschwört Hugo, nicht von dem Glauben zu lassen, in dem er geboren und erzogen worden sey, nicht durch Abtrünnigkeit eine neue Bürde auf seine belastete Seele zu laden: Hugo spricht, wie folgt, und damit schließt sich der Akt: — Ich bin Christ und Mensch rc. bis: mich mit mir, vielleicht mit Gott.

In diesem dritten Akte ist das ganze brennende Interesse des Trauerspiels concentrirt. Hier ist alles zusammengepresst und gehäuft, um das volle Maß von Hugo's Schuld darzustellen, (to bring out) und uns auf die Vollendung seines furchtbaren Geschicks vorzubereiten. Nichts müssen wir mehr bewundern, als die tiefe, pathetische und unfehlbare Gewalt, mit der der Dichter sich aus der Schwierigkeit herausgewickelt hat, durch so wenig Personen, wovon jede theilweise nichts von der Sache weiß, ein Geheimniß ans Licht zu ziehen, das auf vielerley kleinen Umständen beruht, und doch, wenn es einmal enthüllt ist, einen nicht gesuchten und völligen Effekt macht. Vor allem liegt meisterhafte Schönheit in dem episodischen Charakter des Knaben Otto. Der Knabe bewegt sich zwischen Scenen des Schreckens und Entsetzens, ohne das mindeste von dem zu ahnen, was über die Halle Oerindurs so viel Elend verbreitet. Seine reine Seele wandelt unbefleckt selbst bey dem Schrecken der Schuld über die glühende Asche von Schuld, Leidenschaft, Reue, Gewissensbisse, Rache und Lebensüberdruß. Mit einer wahren poetischen Hochachtung für die Würde seiner Unschuld, hat der Dichter den Knaben rein zu erhalten gesucht, und ihn entfernt gehalten von allen gewaltsamen Aufstellungen streitender Leidenschaften; und doch läßt er einen Theil und zwar einen großen Theil der verhängnißvollen Erzählung von den Lippen des unschuldigen Knaben sammlen *), hat überdieß ihn immerfort eingeführt, um durch den Contrast seiner argwohnlosen Einfalt den durch die andern handelnden Personen des Stücks erregten Schreck zu vermehren. Durchaus ist des Knaben Charakter und Betragen so gehalten, daß sie einen Gesichtspunkt abgeben, von welchem aus die ganze Scene mit Gemüthsrührungen betrachtet werden kann, die von einer der Hauptrührung sehr entgegengesezten Beschaffenheit sind, jedoch in höchst zarter Vereinigung mit ihr harmoniren, indem sie jene und uns durch ihre Zartheit besänftigen, ohne doch im mindesten unser Interesse am Schreck, unsere Begriffe davon zu schwächen. Er ist eine schöne Personification der Liebenswürdigkeit jener Kinderjahre, in denen die Welt und ihre sämmtlichen Bewohner durch das Medium der Freude, des Vertrauens, und vertraulicher Liebe gesehn werden, indessen die Krämpfe des Verstandes und die Stürme der Leidenschaften rings umher rasen, ohne nur für einen Augenblick die glänzende Heiterkeit der harmlosen Jugend zu trüben:

Ueber dir und rund um dich
Ist tief und schwarz die Luft — eine substanzielle Nacht —
Eine Ebenholzmassene Schwärze — du scheinst sie mir zu durchdringen
Wie mit einem Keil. Doch seh ich wieder hin,
So ist deine eigne Heiterkeit da — dein krystallner Schrein —
Deine Wohnung von Ewigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

*) M. de Vanderbourg fragt dagegen in der eben angezeigten Kritik den Autor: Devoit il employer à la marche de sa pièce le goût du jeune Otto pour le costume espagnol, et même en tirer quelques mots tragiques?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris 27. Dec. 1820.

(Fortsetzung.)

Die Veranlassungen von Viennets Gedichten waren: eine Hausuntersuchung, die bey ihm von Polizey wegen angestellt worden war, und die er sehr komisch schilderte, das Erscheinen eines Kapuziners auf den Gassen von Paris, die Uebergabe des jugendlichen Unterrichts an die Jesuiten im Kanton Fryburg, die Auswanderung der Bewohner Pargas, bey der Einnahme ihrer Stadt durch Ali-Pascha, und dießmal war es eine Epistel an den König von Spanien bey Gelegenheit der lezten Ereignisse im Escurial und zu Madrid. Die meisten dieser Gedichte wurden vor ihrem Erscheinen im Drucke, bey öffentlichen Sitzungen im Königl. Athenäum, wo bekanntlich von den Unternehmern dieser Privatanstalt jeden Winter hindurch wissenschaftliche und belletristische Vorlesungen veranstaltet werden, hergesagt worden; denn der Verfasser besizt ein so starkes Gedächtniß, daß er auch seine längsten Gedichte nicht zu verlesen braucht, sondern sie von Anfang bis zu Ende auswendig weiß, und ohne Anstoß hersagen kann. Die Epitre au roi d'Espagne war auf den vorigen Donnerstag-Abend angekündigt worden, und zwar nach einer Vorlesung des Hrn. Jouy. Ich weiß nicht, weshalb sich Hr. Jouy zum Professor aufgeworfen hat, wozu ihm augenscheinlich die nöthigen Eigenschaften fehlen, besonders in dem Fache, das er sich ausgewählt hat, nämlich Moral und Politik. Jouy ist ein feiner, gewandter Sittenschilderer; allein die Tiefe der Gedanken, die zu einer Darstellung großer moralischer Wahrheiten erforderlich wäre, besizt er nicht; und bisher hat er noch nichts vorgetragen, als oberflächliche allgemeine Dinge, die allerdings zierlich ausgedrückt sind und deshalb günstig aufgenommen werden, weil der Redner manches Wort zu seiner Zeit einfließen läßt. Als diese Vorlesung zu Ende war, trat Viennet auf, und sagte seine poetisch-politische Epistel her. Es war eine Anrede an den König von Spanien. Ist es wahr, o Ferdinand, begann der Dichter mit der den Dichtern verstatteten Freymüthigkeit, daß Hofschranzen, denen die alten Mißbräuche theurer sind, als das Wohl ihrer Mitbürger, dir gerathen haben, dich von der konstitutionellen Bahn, die du so rühmlich betreten hast, wieder zu entfernen, und dein Volk allen den barbarischen Einrichtungen wieder preis zu geben, unter welchen es Jahrhunderte lang geseufzt hat? Hier schilderte der Dichter mit starken Zügen die Greuel der Inquisition, und die traurigen Folgen manches andern Druckes aus den vorigen Zeiten, und stellt demselben das frische und muthige Leben, was sich seit der Wiederherstellung der Konstitution in ganz Spanien so schön gezeigt habe, gegenüber. Aber, fährt der Dichter fort, man erschreckt dein Gemüth mit den Gräueln der französischen Revolution. Dieß gab dem Dichter Anlaß, ein Gemälde Frankreichs aufzustellen, worinn er sorgfältig die von einer zügellosen Partey begangenen abscheulichen Thaten von der Sache der Freyheit und Gerechtigkeit völlig absonderte, und sehr fein hören ließ, daß auch Frankreich nur dann glücklich seyn werde, wenn es nicht von dem konstitutinellen System abweiche. Er schilderte die schädlichen Folgen des Wankelmuths und der Unschlüssigkeit bey denjenigen, denen das Staatsruder anvertraut ist, und beschloß mit der Ermahnung, der beschwornen Staatsverfassung unverbrüchlich treu zu bleiben. Von der spanischen Verfassung sagte der Dichter: Sie war dein Heil, sie wird dein Ruhm werden: Elle fit ton salut, elle sera ta gloire. Dieser Vers wurde mit einem doppelten Beyfall begrüßt; bey einem andern, worin es hieß: Sey Eins mit deinem Volke, und dann braucht es dich nicht zu kümmern, si un congrès du nord te blâme ou te loue war das Beyfallklatschen und Beyfallrufen so heftig, daß der Dichter eine Zeitlang nicht wieder zu Worte kommen konnte. Ich wiederhole hiebey, daß ich bloßer Berichterstatter bin, und mich auf das Erwägen des Innhalts der Epistel nicht einlasse. Als das Gedicht zu Ende war, ward der politische Dichter nochmals mit einer Salve von Beyfallklatschen von seinem Lehrstuhle herabbegleitet. Das Gedicht soll in einigen Tagen schon gedruckt erscheinen. — Mehrere Verbrecher, welche in der lezten Zeit vor Gericht untersucht worden sind, haben einigen Blättern eine neue Gelegenheit verschafft, wider das Sittenverderbniß zu eifern, welches wie sie steif und fest behaupten, in der Revolutionszeit seinen Ursprung genommen hat, da sie hingegen in der vor-revolutionären Zeitepoche ein wahres goldenes Zeitalter erblicken, welches sie natürlich aus allen Kräften ihrer Seele wieder zurückwünschen. Um sie zum Schweigen zu bringen, citirt ein Blatt der Gegenparthey die berüchtigte bändereiche Sammlung Causes célèbres, in welcher wahrlich genug vor-revolutionäres Sittenverderbniß zur Sprache kommt. Es ist jedoch wahr, daß einige der neuesten gerichtlichen Verhandlungen empörend für das menschliche Gefühl sind. Dahin gehört vorzüglich der Kriminalprozeß des Lelièvre zu Lyon. Welches größere Ungeheuer läßt sich denken als dieser Mann, der eine öffentliche ziemlich angesehene Stelle bekleidet, in Hinsicht der Erziehung zu den höheren Ständen gehört, und mit kaltem Blute die Vergiftung dreyer Frauen, und die Ermordung seines Kindes übernimmt, und außerdem einer Menge von Verfälschungen überführt wird? Dieser Bösewicht ist nun schon zum viertenmale verheurathet und vielleicht würde er sich auch der vierten Frau auf dieselbe Art entledigt haben, um ihr Erbtheil an sich zu ziehen, wenn ihn nicht endlich die verdiente Strafe erhascht hätte. Es sind bey diesem Prozesse einige Umstände ans Licht getreten, welche beweisen, wie nachgiebig die Welt überhaupt gegen Verbrecher verfährt, die einen gewissen Rang in der Gesellschaft einnehmen, und durch ihr persönliches Ansehen geschüzt werden. Schon früherhin, ehe als Lelièvre seine abscheulichen Vergiftungs-Anschläge ins Werk gesezt hatte, war er von der Polizey des Innumlaufsetzens falscher Banknoten überwiesen worden; allein da er Vermögen genug besaß, um den von der Bank dadurch erlittenen Schaden wieder zu vergüten, so begnügte sich die Obrigkeit mit der Entschädigung, anstatt ihn, wie einen gemeinen Verfälscher, zur Strafe zu ziehen. Hätte sie damals sich durch keine Rücksichten abhalten lassen, um die Geseze ihrer ganzen Strenge nach zu vollziehen, so hätte sie vielleicht die spätern Verbrechen verhindert. Eben so hat es sich mit seinen Verwandten verhalten. Die Familie seiner zweyten Frau hat vor Gericht gestanden, sie habe bey dem plözlichen Tode dieser Frau starken Argwohn geschöpft; jedoch um den Witwer keiner entehrenden Strafe preis zu geben, habe sie keine gerichtliche Untersuchung mögen anstellen lassen. Also damit die sogenannte Familienehre gerettet wurde, ist Lelièvre noch im Stande gewesen, eine dritte Frau und sein Kind ums Leben zu bringen! Das sind die Folgen der Privatrücksichten! Von einem im Laster so geübten Verbrecher kann keine Reue erwartet werden; es ist daher nicht zu verwundern, daß er sein Todesurtheil mit der größten Kaltblütigkeit angehört hat, und seitdem nicht die mindeste Spur von Angst oder Gewissensbisse von sich gegeben hat. — Der über den Hauptmann Tulasne verhängte Kriminalprozeß erregte hier in der Hauptstadt viel Aufsehen, da dieser Prozeß aus einer besondern Rücksicht hier mußte verhandelt werden, obschon das Verbrechen in einer entfernten Gegend nämlich in dem Indre-et-Loire-Departemente war begangen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 5.

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. Januar 1821.

Länder- und Völkerkunde.

Lettres sur quelques Cantons de la Suisse, écrites en 1819. Paris, Nicolle, 1820. 494 Seiten in 8. mit einer Vignette die das Hospitium auf der Grimsel darstellt.

Lettre à Mr. R*** R., membre de l'Institut, Professeur d'Histoire et Censeur royal, auteur des Lettres sur quelques Cantons de la Suisse. Paris, Paschoud. 1820. 24 S. in 8.

Der Professor der Geschichte an der Universität in Paris und Millin's Nachfolger im Aufseheramt der königlichen Münzen und Alterthümer, Hr. Raoul. Rochette, verwandte auf seinen ersten Ausflug nach der Schweiz im Sommer 1819 gerade fünf Wochen, während welchen er eine ansehnliche Zahl der Cantone, und einige der schönsten Theile des Landes durchwandert, seine Zeit vortrefflich benuzt hat, und jezt in diesen, angeblich an seine Gattin, in der That aber für das Publikum geschriebenen Briefen, sein Reise-Tagebuch bekannt macht. Der Eintritt in die Schweiz geschah durch Neufchatel, von wo der Reisende seinen Weg über Freyburg und Bern in's Oberland nahm, daselbst Lauterbrunn und Grindelwald besuchte, über den Brünig und durch Unterwalden nach Luzern gieng, den Rigiberg bestieg und Schwytz besah, über den See nach Altorf schiffte, die Höhe des Gotthards erreichte, über den Grimsel in's Haslithal kam, und durch das Waadtland und Genf zurückkehrte.

Die Naturschönheiten des Landes waren es, die den Reisenden zunächst anzogen, er legt dafür ein sehr empfängliches Gemüth und zarte Empfindungen zu Tage; die malerischen Schilderungen der von ihm durchwanderten Gegenden können mitunter den gelungensten an die Seiten gesezt werden, und sie machen den werthvollsten Theil der Briefe aus, welche in einer leichten und gefälligen Schreibart die empfangenen Eindrücke rein und einfach wiedergeben und nur an ein paar Stellen, die bey den glücklich überstandenen Gefahren des Reisenden allzugefällig verweilen, Spuren von Uebertreibung und Verschönerung (Brodirung) an sich tragen. Nicht weniger, als das Land selbst, beschäftigten aber auch seine Bewohner den Reisenden, der mit ihrer Geschichte vertraut und dadurch in den Stand gesezt war, in dem engen Raum seines Durchfluges, hinsichtlich des öffentlichen und Privatlebens der Schweizer und ihrer gegenwärtigen Verhältnisse. mehr als man erwarten konnte und einiges sehr treffend zu beobachten. Hier indeß stellten sich zwey Klippen dar, an denen Hr. Rochette öfters anstieß und auch mehrmals gescheitert ist. Die eine lag in der Natur des Vorwurfs, indem Staatseinrichtungen und Gesellschaftsverhältnisse nicht mit dem flüchtigen Blick mögen erhascht und aufgefaßt werden, der für Fernsichten und Landschaftsgemälde genügen kann; Hr. Rochette aber, dem es zu der erforderlichen sorgfältigeren und ververgleichenden Prüfung an Zeit gebrach, die einen ungefähr wie die andern behandelt und also zwar das Bild seiner ersten Eindrücke, aber damit auch sehr oft ein täuschendes und falsches Bild im Spiegel sehen läßt. Die zweyte ungleich gefährlichere Klippe war die politische Stimmung und die vorgefaßte Meinung, welche der Reisende mitbrachte, und deren gefärbtes Glas seine Beobachtungen vielfältig trüben mußte. Für die Berichtigung der eingeschwärzten Vorurtheile reichte die kurze Zeit der Reise nicht hin, obgleich man hin und wieder deutlich wahrnimmt, daß Empfänglichkeit dafür vorhanden war, die sich schon aus der leichten und lebhaften Auffassung der Gesehenen und Gehörten vermuthen ließ, aber einstweilen doch nur zur Folge haben konnte, daß der Reisebeschreiber manchmal mit sich selbst in seltsamen Widerspruch geräth und an der einen Stelle rühmt, was er an der andern getadelt hat. Was in dem Buche am widrigsten auffällt, das sind die immer wiederkehrenden, gar oft an den unpassendsten Stellen angebrachten Ausfälle auf das liberale System und auf die liberalen Männer des jetzigen Frankreichs; diese Ausfälle nehmen in der Vorrede ihren Anfang und endigen nur mit dem lezten Brief.

Zu diesen allgemeinen Bemerkungen und auch zu Begründung derselben, will der Ref. nun einige Einzelnheiten ausheben.

Einen unglücklicheren Eingang für die Gemälde der Alpenwelt konnte Hr. Rochette unmöglich wählen, als sein läppischer Ausfall auf die Naturforscher (S. 13) ist: „Que l'homme qui ne va dans les Alpes que pour ramasser des pierres ou pour compter des étamines, ne s'extasie et ne se passionne jamais, cela se conçoit; que tout chargé de son lourd butin et de son orgueilleux savoir, il reserve pour lui-même tout son admiration, il faut bien encore que cela se conçoive, puisque cela se voit tous les jours, mais moi, qui ne m'élève au sommet des montagnes que pour y chercher des sensations et des images, dois-je donc mesurer mes expressions d'après la hauteur réelle de ces montagnes, plutôt que d'après leur effet sur mon imagination, et ne dois-je plus marcher dans les alpes, qu'armé de la toise ou du compas d'un géometre? Non, sans doute; je me moque du pédant qui m'endoctrine, pour contempler un tableau qui m'enchante etc." Die Namen der Haller, Saussure und Humboldt, mögen für viele andere, welche neben ihnen genannt werden könnten, die ungereimte Frage beantworten, und darthun, daß die erhabensten und ergreifendsten Schilderungen der Alpennatur gerade von denen herrühren, welche ihre Erscheinungen auch wissenschaftlich zu erforschen und zu würdigen verstunden.

In Neufchatel werden der regsame Fleiß, die Kunstfertigkeit, die religiöse Duldsamkeit der Einwohner und die Verfassung des Landes gerühmt. Doch erscheint dem Reisenden (und nicht mit Unrecht) die Doppelgestalt des Fürstenthums, als preußische Provinz und schweizerischer Canton, ziemlich seltsam (pour le moins bizarre) und, wie er glaubt, auch den Wünschen des Volks zuwider, das nicht gern doppelte Abgaben nach Berlin und in die Bundeskasse zahlt, und entweder ganz dem Königreich oder ganz der Schweiz angehören möchte, zuverläßig jedoch lieber das leztere. Es sind indeß die Beyträge an die Central-Ausgaben der Eidgenossenschaft in Friedenszeiten sehr unbedeutend, und die Nachtheile, welche der gerügte Zwitterstand früher oder später zu Tage legen wird, dürfte ohne Zweifel ungleich bedenklicher für die Schweiz als für die Landschaft Neuenburg seyn, die sich auch schon bey ihrer früheren unvollkommneren Vereinbarung mit der lezteren, in dem gedoppelten Verhältniß recht wohl befand. Hr. Rochette findet es merkwürdig, daß die Landleute und das Volk in Neuenburg mit Rousseau's Schriften vertrauter waren, als die aufgeklärtesten (?) Männer daselbst, und was ihm das Fürstenthum am besten empfohlen hat, ist der Umstand, „daß die liberalen Ideen dort weniger Gunst haben, als in keinem andern Schweizer-Canton." Er war damals noch nicht Censor, sonst hätte er den eigenthümlichen Abscheu (horror naturalis) des Magistrats von Neufchatel gegen die Preßfreyheit zu rühmen gewiß nicht unterlassen.

Freyburg, obgleich die freysinnigen Ideen dort ihren Wohnsitz eben so wenig aufgeschlagen haben, erfreut sich dennoch keinerley Gunst unsers Reisenden. Es mißfallen ihm daselbst vielmehr die Frömmeley und die vielen Kirchen, die gothische Bauart und die öden Straßen, der Mangel an Kunstfleiß und der vernachlässigte Anbau des Landes. Man sollte denken, daß bey so bewandten Dingen die Neuerer in Freyburg nicht unbedingt zu verdammen wären, aber wo sich's um diese handelt, da scheut Hr. Rochette keine Inconsequenz, und er schämt sich nicht, von dem ehrwürdigen P. Girard, diesem hochverdienten Reformator der Schulen von Freyburg zu sagen: ihm sey possierlich vorgekommen, einen liberalen Franciscaner zu sehen, und er werde nicht ermangeln, diesen neuen Bruder, von seltsamer Gestaltung, den Liberalen in Paris zu empfehlen! Die Aufnahme der Jesuiten ist ungefähr das Einzige, was ihm in Freyburg gefallen hat; es seyen, meint er, kenntnißreiche und gebildete Ordensmänner, die man aus Wallis berufen habe, um einen classischen Normalunterricht an die Stelle des regellosen der Landstreicher-Professoren (Professeurs isolés, vagabonds) zu bringen. Die von der Regierung veranstalteten Auswanderungen nach Brasilien werden hingegen getadelt, weil das schlecht angebaute Land der arbeitenden Hände selbst bedürfte.

Bern, und vornehmlich das alte Bern, war in der vorgefassten Meinung des Hr. Rochette, hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung mackellos und unübertrefflich; man sieht es ihm an, daß er dort Männer gesehen hat, die diese Meinung etwas herabstimmten, und er gesteht jezt, daß mancherley Mißbräuche eingeschlichen und Remeduren erforderlich waren. Die öffentliche Bibliothek daselbst rühmt er, fast eben so sehr um dessen willen, was sie nicht, als um dessen willen, was sie enthält. „Es finden sich daselbst keine Theologen, die niemand mehr liest, wenige Dichter, die man nur wenig liest, und noch weniger Philosophen, die man nicht lesen sollte." Das Einzige, was ihm in Bern mißfiel, waren die Sträflinge im Schallenwerk, die zur Säuberung der Straßen gebraucht, einen widerlichen Anblick gewähren. In Hofwyl bekam er den Hrn. Fellenberg nicht zu sehen, aber der dortige Ceremonienmeister (für Fremde nämlich) Hr. Graf de Vieilleville, empfing den Landsmann recht gut und entließ ihn mit der wohlberechneten Erklärung, Hr. Fellenberg sey ausschließlich nur im landwirthschaftlichen Fache ein Neuerer. Unter dieser Beschränkung wird ihm die Sünde verziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. September 1820.

(Fortsetzung.)

Länder- und Völkerkunde. Histoire, antiquités, usages, dialectes des Hautes Alpes. Das Departe-

ment der Ober-Alpen ist wenig bekannt, und wird selten von Reisenden besucht, daher diese Schrift zu den willkommenen Erscheinungen gerechnet werden kann. Der Verfasser derselben nennet sich nicht, sondern zeigt blos an, daß er ehedem die Stelle des Präfects in diesem Departement bekleidete, und folglich im Stande war, eine genaue und richtige Beschreibung davon zu liefern. Er verbreitet sich in derselben über Naturgeschichte, Alterthümer, Sitten, Gebräuche, und über die Landessprache. Zu diesen mit Fleiß bearbeiteten und anziehend geschriebenen Nachrichten hat er eine biographische Notiz über den gelehrten Botaniker Villars gefügt, der in den Oberen Alpen geboren wurde. Das Ganze ist mit Karten, Ansichten und Portraits geziert. 22 Bogen Druck in 8. Bey Fantin, Treuttel und Würtz, und Delaunay. — Atlas géographique, historique, politique et administratif de la France etc. par H. Buré. Von diesem schon angezeigten Werke ist die erste Lieferung erschienen. Sie enthält 3 Bogen Text in gr. Folio und 4 Karten, nämlich 1. das römische Reich, so dargestellt, daß der Ursprung der verschiedenen Völker, die sich in Gallien niedergelassen haben, und das Kriegstheater der Gallier in Europa und Asien, hervorspringen; 2. Gallien unter den Römern; 3. Gallien, kurz vor der Regierung des Königs Clovis; 4. Frankreich, beym Tode dieses Königs. Unterschriftspreis einer jeden Lieferung 15 Fr. Bey Desray. — L'indispensable, ou le fidèle conducteur des étrangers dans Paris. Es sind der Wegweiser in Paris so viele, daß dem Fremden die Wahl schwer fällt, an wen er sich wenden soll. H. Godet, Verfasser des hier angezeigten unentbehrlichen Gefährten, hat die Einrichtung desselben sehr sinnreich getroffen, nur hat er sich im Formate geirrt, denn ein Buch in Quarto ist gewiß ein sehr unbequemer Gefährte in den Straßen von Paris. Doch bestehet es nur aus 6 Bogen Druck und einem Plan von Paris. Preis 4 Fr. Der Verfasser ist selbst Verleger. — Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, par Barthelemy. Der Buchhändler Ledoux kündigt eine neue Ausgabe dieses klassischen Werks in 7 Oktavbänden und einen Atlas in 4. an. Die im lezteren enthaltenen Karten, Plane, Ansichten und Schaumünzen werden von Tardieu gestochen. Je zwey Bände machen eine Lieferung aus, wovon die erste den 15. Oktober versprochen war. Die Unterschrift auf dieses Werk ist bis Ende dieses Jahres offen. Preis einer jeden Lieferung 16 Fr. 50 Cent. oder des ganzen Werks. 66 Fr.

Erziehungsschriften. Histoire de la Bible, ou Recits tirés des Saintes écritures. Diese biblische Geschichte hat Hrn. Boissard, einen der würdigen Prediger der lutherischen Gemeinde zu Paris, zum Verfasser. Sie ist zunächst für die Jugend geschrieben, die in der vortreflichen, mit der lutherischen Kirche verbundenen Schulanstalt gebildet wird, und entspricht aufs vollkommenste ihrem edlen Zweck. Wer sich erinnert, wie viel Gutes ehemals der wackere Hübner (und seit neuer Zeit Sailer und Schmid) durch seine biblische Geschichte in Deutschland gestiftet hat, der wird sich besonders geneigt finden, es Hrn. Boissard Dank zu wissen, daß er mit eben so vieler Deutlichkeit, und eben solcher Kürze, seine anziehenden Erzählungen dem Fassungsvermögen der Kinder gemäs eingerichtet, und ihnen ein Buch in die Hände gegeben hat, welches mit Begirde von ihnen gelesen wird. Schon ist die dritte Auflage davon erschienen, und diese mit einer kurzen Uebersicht der Kirchengeschichte, imgleichen mit einer Darstellung der Gleichförmigkeit und des Unterschiedes, die zwischen den evangelischen und katholischen Glaubensgenossen statt finden, vermehrt worden. 13 Bogen Druck in 12. Preis 2 Fr. Bey Treuttel und Würtz. — Biographie des jeunes Demoiselles, par Mme Dufrenoy. Durch diese Sammlung von kurzen Lebensbeschreibungen der berühmtesten Frauen seit den Zeiten der Hebräer bis auf unsere Tage, hat die weibliche Jugend ein sehr nützliches und unterhaltendes Lesebuch mehr bekommen. Es erscheint davon eine zweyte verbesserte Ausgabe. 4 Bände in 12. 62 Bogen Druck. Preis 6 Fr. Bey Eymery. — Ornemens de l'esprit et de la memoire, oder Auswahl von Anekdoten, interessanten Zügen, und geschichtlichen Erzählungen. 6¼ Bogen in 32. Bey F. Didot gedruckt.

Sprachlehre. Annales de grammaire. Von dieser periodischen Schrift, die von mehreren Mitgliedern der grammatikalischen Gesellschaft, namentlich die HH. Butet, Lemare, Perrier, Scott de Martinville und Vanier zu Mitarbeitern hat, ist das 12te Heft erschienen (9 Bogen Druck in 8), und mit demselben der erste Band vollendet. Subscriptionspreis, für 12 Hefte, die zu unbestimmter Zeit ausgegeben werden, 12 Fr. Bey Bechet.

Lexicographie. Dictionaire espagnol-français et français-espagnol, par Nunez de Taboada. Das vollständigste von allen bekannten spanischen Wörterbüchern. Gegenwärtige neue Ausgabe enthält eine große Anzahl von Wörtern, die in der ersten Ausgabe fehlten; imgleichen sind in derselben die Präpositionen angezeigt, die jedes Wort regiert. 2ter Theil in zwey Bänden, zusammen 145 Bogen Druck in 8. Preis 24 Fr. Bey Th. Barrois.

(Der Beschluß folgt.)

Englischer Literaturbericht für October 1820.

(Beschluß.)

Mit der Errichtung der königl. Akademie, deren Geschichte Farington seinen Memoiren von Sir Josua Reynolds Leben passend beygefügt hat, datiren sich die Hoffnung und der Ursprung aller gesunden Kunst in England. „Hier ist die gewöhnliche Ordnung der Dinge umgekehrt. Die Errichtung von Akademien war anderswo gleichzeitig mit dem Verfall der Kunst; bey uns scheint sie die Gewähr und Hauptstütze ihres Gelingens." Nachdem der Vf. noch manches über die seitherigen Kunstausstellungen in London gesagt hat, schließt er mit folgenden Charakteristiken einzelner englischer Künstler:

„Des verstorbenen West Gemälde waren bewunderungswerth wegen ihrer Composition und Gruppirung. In diesen Hinsichten können sie nicht besser seyn, man nehme z. B. den Tod des Generals Wolf. Uebrigens aber hätte er eben so gut eine Portion hölzerner Figuren zusammenordnen und mit einem Streichpinsel überfirnissen, und dann das Ganze copiren können, und es würde eben so gut geworden seyn. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen beschränkte sich auf eine Kenntniß mechanischer Verhältnisse und Maaßen, und weihte sich nicht der Schönheitslinie oder wendete sich auf, um dem Ausdruck Stärke zu verleihen. Doch arbeitete er lange und anhaltend daran, der Kunst in diesem seinem adoptirten Vaterlande aufzuhelfen, und wirkte er nicht mehr, so lag es an der Kälte und Förmlichkeit seines Genies, nicht an dem Menschen selbst. — Barry war abermals ein Beyspiel von denjenigen Künstlern, die die Natur verschmähen und von ihr verschmäht werden. Er konnte keinen Gegenstand im ganzen Universum treffen; machte er den Versuch, so glich er einem trunkenen Reiter, sein Auge schwankte, seine Hand versagte den Dienst, und so wagte er sich an

den Versuch in großer Kunstmanier, wie die Barmherzigkeit alle andere Mängel verdeckt. Doch sind wir der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß einige Figuren und Gruppen in seinem Gemälde der olympischen Spiele in den Adelphi, was den Umriß betrifft, schöne Zeichnungen nach der Antike sind. Im Kolorit und Ausdruck gleichen sie wilden Indianern. Seine andern Gemälde daselbst sind nicht der Erwähnung werth, ausgenommen als Warnungstafeln für den verirrten Kunstjünger, der den hohen und steilen Gipfel der Kunst erklimmen will, ohne den Weg der Natur zu verfolgen. Doch war Barry ein Mann von Genie und seine Kunst liebte er enthusiastisch. Aber leider nahm er seinen glühenden Eifer nach Vervollkommnung für die Kraft selbst, dahin zu gelangen; statt sie sich zu erwerben, maaßte er sich die Fähigkeit an, die grösten Werke auszuführen; er sezte voraus, daß die körperlosen Ausgeburten seines Gehirns aus den Mauern der Adelphi hervorkommen würden, etwa wie ein Traumbild oder ein Feenmährchen, — und das Resultat war, daß alle die glänzenden Täuschungen seines unverdauten Ehrgeizes, wie die grundlose Werkstatt der Vision, nicht eine Trümmer zurückliessen. Was er über seine Kunst schrieb, enthält viel wahres Gefühl und anziehende Ideen. — Fuseli ist ein anderer ausgezeichneter Künstler, der es beklagt, daß die Natur ihn verstößt. Aber seine Zerrbilder und Fratzen sind deutsch, und nicht englisch: sie drücken wie der Alp die Brust unserer einheimischen Kunst. Sie sind zu versteckt, zu düster und zu ausschweifend für uns; wir suchen nur mit langen Sperrschritten so schnell wie möglich über den Grund zu kommen, und schreiten nicht aus unserm Gleise, um eine Ungereimtheit aufzuspüren. Selbst nach dem Verlauf von mehr als einem halbem Jahrhundert können wir seinen Genius nicht als naturalisirt unter uns ansehen, und wenn wir ihm damit kein Kompliment sagen, so beabsichtigen wir auch keinen strengen Tadel damit. Fuseli stehen Witz und Worte zu Gebot; er würde, wenn er auch nie einen Pinsel angerührt hätte, doch ein Mann von außerordentlichen Ansprüchen und Talenten seyn. — Haydon ist ein junger vielversprechender Künstler, mit großem Eifer und Kraft; er hat neulich ein Bild gemalt, das allgemeine Bewunderung erregte. Ohne diesen Tribut verdienten Beyfalls kürzen zu mögen, müssen wir, und dieß als Freunde, bemerken, daß er nach unserm Urtheil zu einem edlen Gemälde nur den Grundstein gelegt, und das Gerüst aufgeführt hat, aber nicht mehr. Es ist Geist, Auffassungsgabe, Kraft und Effekt darin unverkennbar, allein mit allem diesem ist nur der erste Umriß gegeben. Es ist der Grund, nicht der ganze Bau eines ausgezeichneten Kunstwerks. Es ist eine rohe Zeichnung, die gelungene Skizze einer Meisterhand. Wir wünschen, daß er sich an ein Gemälde wage, welches durch den Werth in allen seinen einzelnen Theilen den Totaleindruck hervorbringe, und nicht blos auf den ersten oberflächlichen Anblick imponire.

5. S. 109 — 121. Uebersicht des Lebens und der Reisen des verstorbenen John Lewis Burkhardt, bey Gelegenheit seines Werks: Travels in Nubia, die die Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern Afrikas im vorigen Jahre in einem Quartbande herausgab. Es ist schon oft in diesen Berichten davon die Rede gewesen. — 6. S. 121 — 148. Ein langer Auszug aus den unsern Lesern bereits bekannten Memoiren des Richard Lovell Edgeworth, Vaters der geistreichen Schriftstellerin Maria Edgeworth. — 7. S. 148 — 160. Anzeige und Kritik des im Jahre 1819 zu Edinburg erschienenen Werks: The Jacobite Relics of Scotland. Collected and illustrated by James Hogg. 8. 444 S. Der Recens. tadelt die politischen anticonstitutionellen Grundsätze des Vfs., zu denen derselbe sich auch in seinen bekannten Erzählungen für Winterabende bekannte, rühmt sonst das verdienstliche Unternehmen, die Gesänge, Lieder und Legenden der Anhänger des Hauses Stuart, die zum Theil Muster ächter und wahrer Dichtkunst sind, und der Vergessenheit, welcher der unselige politische Streit überhaupt überliefert werden muß, entrissen zu werden verdienen, zu sammeln. Hogg verfällt nur in den tadelnswerthen Fehler, daß er zu sehr ohne Unterschied alles herrlich und vortreflich findet, und zeigt in allen seinen Auszügen und Bemerkungen, mit denen er den Text begleitet, einen giftigen Eifer gegen die hannöversche unter dem Namen Whigs geltende Partey, die er mit den angefrischten Derbheiten jener frühern Zeit anfällt. — 8. S. 160 — 176. Eine sehr günstige Kritik von dem Sketch-book des Geoffrey Crayon 2 Voll. 8. London 1819. 1820, aus dem in der New-Yorker Ausgabe das Morgenblatt 1819 im 269sten und 283sten Stücke zwey Bruchstücke mittheilte. Dieß ist das erste, in der Literatur zu erwähnende Produkt eines Amerikaners, dort geschrieben, dort zuerst gedruckt, und dem Vernehmen nach dort weit und breit gelesen und geschäzt. Es ist in einem höchst gefeilten und zierlichen Englisch geschrieben, und hoffentlich der Vorbote eines bessern Geschmacks bey den Schriftstellern dieses großen und verständigen Reichs, wenigstens aber ein würdiger Vorläufer des gehaltvollen und klassischen Journals, das vierteljährig zu Boston unter dem Namen des nordamerikanischen Review erscheint, und sich durch geist- und kenntnißreiche Darstellung, durch gründliche Erörterungen über die interessantesten Gegenstände, durch eine zwar patriotische, aber nicht verletzende Politik und einen männlichen, kräftigen Charakter auszeichnet. Crayons Werk hat außer den gerühmten lokalen Verdiensten noch das des allgemeinen literarischen Werthes. Addison und Goldsmith sind in den humoristischen und räsonnirenden, der treffliche Mackenzie in den sanftern und pathetischern Stellen nützliche Vorbilder seines Geschmacks gewesen, und er hat mit ihnen Aehnlichkeit, ohne ihre Vollendung zu erreichen. Das Werk enthält eine Reihe oder Sammlung von 35 einzelnen selbstständigen Versuchen und Erzählungen der verschiedensten Art, ursprünglich einzeln herausgegeben, in der Gestalt periodischer Miscellen zur Belehrung und Unterhaltung Amerikas, und jezt in zwey Bänden für die englische Lesewelt gesammelt. Als Proben gibt der Recensent im Auszuge die scharfsinnige Sage von Rip van Winkle, dem Bewohner eines Dorfs am Fuße der Kaatskill-Gebirge zur Zeit, da dieses Land noch eine englische Kolonie war. Sodann ein Auszug aus einer Abhandlung über die Stimmung, mit der neuere englische Schriftsteller über Amerika gesprochen haben. Crayon bemerkt gleich zu Anfang dieses Aufsatzes, daß, des vielfältigen Verkehrs zwischen beyden Nationen ungeachtet, das englische Publikum über kein Volk weniger gründlich unterrichtet und gegen keines mehr von Vorurtheilen eingenommen sey. Der Grund davon wird darin gefunden, daß bisher dieß Land von der werthlosesten Klasse englischer Reisender besucht worden. — 9. S. 176 — 203. Ueber die alte Jurisprudenz der Skandinavier. 10. John Keats Gedichte S. 203 — 213. Vergl. einen unserer jüngsten Berichte. Bey allen Auswüchsen athmet in ihnen ein genialer poetischer Hauch. Der Vf. ist dem Vernehmen nach noch ein sehr junger Mann. Die alten englischen Dichter, hauptsächlich Dramatiker, sind seine lobenswerthen Vorbilder. — 11. S. 214 — 254. Ueber die besten anwendbaren Mittel, die Bildung in der Masse des Volks durch Schul- und Erziehungswesen zu befördern.

Nro. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Januar 1821.

So ist mein Tod ein Uebergang ins Leben,
Und meine Lust!
Ich weiß, er wird nun bald die schweren Fesseln heben,
Ich jauchze laut! — und er zerreißt die Brust.
Aus Sophiens Reisen.

Requiem.

Alle die hier einsam blühten,
Langsam, still in sich verglühten,
Sich nach Lieb' und Freundschaft sehnten,
Dauernd Glück zu gründen wähnten —
Die der Blüthen keine fanden,
Die sich Kränze niemals wanden,
Und am Busen der Getreuen
Nimmer durften sich erfreuen —
Aufgezehrt von heißem Sehnen,
Aufgelöst in stillen Thränen,
Seh'n sie in des Sarges Hüllen
All' ihr Sehnen sich erfüllen.

Die ihr trüb begonn'nes Leben
Wie ein Dunstbild sah'n verschweben;
Die in nächtlich düstern Stunden
Trostvoll keinen Stern gefunden;
Die gesengt nur von der Sonne,
Nie erquickte Schattens Wonne,
Und mit schweißvoll, blut'gen Händen
Fruchtlos sah'n ihr Mühen enden —
Ob auch immer fehl sie rangen,
Etwas werden sie erlangen,
Wenn sie ledig aller Bande
Schlummern auf des Friedhofs Lande.

Auch die nimmer fehl gerungen,
Denen alles hier gelungen,
Die belohnt von Dankes-Blicken
Konnten Elend oft erquicken;
An der Brust der treu Geliebten
Biedermannes Pflichten übten,
Und im Blühen holder Sprossen
Noch ein Leben froh genossen —
Fanden sie auch viel hienieden,
Eins ward ihnen nie beschieden,
Konnten Ruhe nimmer finden,
Als in Grabes stillen Gründen.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Ich bin noch hier, obgleich meine Geschäfte schon seit Wochen beendigt sind, aber es ist, als ob mich ein Zauber an diese lieben freundlichen Menschen gefesselt hält, die man lieben muß, um sie in ihrer ganzen Trefflichkeit zu erkennen. Wie unverständig bin ich in meinem früheren Urtheil über sie und ihre Verhältnisse zu einander gewesen! Hier, hier wohnt das Glück, das ersehnte, das aufzusuchen ich ausziehen wollte! O könnte ich Dir diese Dorothea schildern in all ihrer Anmuth, in all der Tiefe ihres Wesens, wie sie, zu weiblich, um auf sich selbst ruhen zu können, doch so erhaben ist über alle Bedürftigkeit der Schwäche! — so zart und doch so mächtig in ihrer Liebe, so muthig und doch so sanft, und ihre Milde, ihre Weiblichkeit so durchleuchtet von einer Geisteshelle, die die erhabene Kraft und die hohe Zuversicht einer reinen, festen, frommen Seele ahnen läßt! Wie oft erschließt sich mir vor ihrem Blick eine Welt neuer Gefühle! Wie lebe ich mich an ihrer

Seite mit hinein in das Leben einfacher durch Liebe veredelter Häuslichkeit! Wie lerne ich es begreifen, daß der Mensch der Natur die Kraft wieder abzugewinnen vermag, die die Welt ihm entzogen hat! Ja, es ist wahr, was ich früher nie erkannt habe, das gesellige Leben unsrer großen Städte verwässert langsam, aber unausbleiblich unsre Empfindung und an die Stelle der einfachen Stärke und Wahrheit unserer Naturgefühle tritt eine Sentimentalität und eine Leidenschaftlichkeit, die, aus Irdischem geboren, auch irdisch sich verzehren muß. Die wahre Liebe ist Einklang aller schönen und hohen Kräfte des Gemüths, und giebt uns den Muth, die Mühen und Sorgen des Lebens zu überwinden, statt daß wir in jenem erkünstelt exaltirten Zustand des Gemüths ihren Druck doppelt hart empfinden. Ich wünsche mir keine Abgeschiedenheit von der Welt, kein Einsiedlerleben; ich will wirken und handeln, will mit Freunden fröhlich leben und mich in Kunst und Wissenschaft alles Schönen meiner Zeit und meines Volkes erfreuen; aber vor allen Dingen will ich Gatte, Vater, Hausherr seyn und werden, und in der großen Welt nur für die kleine Welt meines Herzens und seines Glückes leben. O Ferdinand, wenn Dorothea mich liebte, wie unaussprechlich glücklich würde es mich machen, sie als Tochter in das Haus meines ehrwürdigen Vaters einzuführen! Wie reich ist sie an allen Tugenden, durch die das Weib dauernd beglücken kann! Ich vergöttere sie nicht mit blinder Leidenschaft, kein Sturm erschüttert meine Seele, keine verzehrende Glut lodert in meinem Herzen — aber wie ein stiller Friedensengel beseligt mich ihre Nähe, ihr Blick, ich möchte immer um sie seyn, sie sehen, sie hören, mich an ihrer still waltenden Liebe, mit der sie für alles sorgt, was sie umgiebt, an ihrer heitern Geschäftigkeit, ihrem Ernst, ihrem Scherz erfreuen, ihr meine ganze Seele aufschließen, ihr jeden Gedanken meines Herzens vertrauen und ewig bey ihr allein Trost für jeden Kummer suchen. Ich würde, wenn ich mich von ihr trennen müßte, das Leben in seinen edelsten Hoffnungen nicht aufgeben; aber mit unvergänglicher, wehmuthsvoller Sehnsucht würde ich ihrer ewig, ewig als des besten und theuersten Wesens gedenken, was ich je gekannt habe, und alles was das Glück mir dann noch geben könnte, wäre genußlose Ruhe. Oft beseligen wonnevolle Ahnungen mein Herz, eine eigne Rührung und Innigkeit schimmert zuweilen durch ihre friedliche Ruhe durch, und einzelne ihrer Worte, einzelne ihrer Blicke sind voll unendlichen Zaubers süßer, tiefer Empfindung — aber dann ist sie auch wieder ganz Heiterkeit, ganz Muthwillen. Sie muß es fühlen, daß ihr lebensreiches, warmes Bild längst in meinem Herzen die Truggestalt verlöscht hat, die ich zu lieben wähnte, doch sie macht sich ein Vergnügen daraus, mich mit der Erinnerung an Sidonie zu plagen, und je mehr ihr Bild in meiner Phantasie verbleicht, in je glühendern Farben sucht sie es wieder aufzufrischen. Wie dem aber auch sey, mein Schicksal muß sich bald entscheiden; ich darf meine Abreise nicht lange mehr verzögern, und kann Norwegen nicht verlassen, ohne Dorotheens Herz über den Gehalt meiner Zukunft befragt zu haben. Gott schenke mir die Erfüllung meiner Wünsche. Ach, Bruder, wie unaussprechlich glücklich würde ich seyn, dürfte ich das herrliche Mädchen mein nennen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritische Analyse des Trauerspiels: Die Schuld, aus Blackwood's Edinburgh Magazine No. XXXII. Vol. VI. mit vergleichenden Anmerkungen.

(Beschluß.)

Beym Schlusse dieses Acts fühlt der Leser unwiderstehlich, daß er an der Schwelle irgend einer Scene augenscheinlichen Schrecknisses stehe, und daß nur mit Blut allein alle diese grimmigen Flammen befleckter Liebe und eines schuldigen Gewissens gelöscht werden können. Es ist klar, daß der Augenblick irdischer Abbüßung für den Sünder nahe ist; daß, wenn auch die Welt ihn ertragen könnte, er doch nicht mehr die Welt ertragen kann, und daß das einzige, was für Hugo noch übrig bleibt, der Tod ist. Auch Elvire, obschon weniger schuldig, als er, ist doch ein Theil von ihm; es ist unmöglich zu denken, selbst im Traum, daß diejenigen von einander könnten getrennt werden, deren Vereinigung um so einen theuren Preis erkauft worden ist. Sie leben eins in dem andern. Sie haben allen Schmähungen der Welt getrotzet, um sich zu vereinigen — ein schwarzes Geschick hat alle ihre Hoffnungen und Wünsche, ihre unvollkommne Lust, und übel verhehltes Elend unentwirrbar verflochten; sie sind eins im Leben und wir fühlen, daß, ohne eine Sünde gegen die Natur zu begehen, sie nicht anders können vorgestellt werden, als gleichfalls eins im Tode. Wie klar indessen auch die Katastrophe vorherzusehen ist, so weiß man doch nicht, durch was für Mittel sie herbeygeführt werden wird. Und wirklich groß ist die Kunst, die der Dichter sie herbeyzuführen angewendet hat, indem er nach und nach, doch sicher, die Personen selbst zum Ausgange vorbereitet, und also Schritt vor Schritt zu der einzigen Stellung leitet, von welcher aus wir die gänzliche und vollkommene Endigung ihres schwarzen Schicksals hienieden übersehen können. Wie wir gesehn haben, so will Hugo sich anfangs der Gerechtigkeit überliefern, und seine Schuld auf dem Schaffot büßen. Der spanische Stolz des Don Valeros verwirft jedoch diesen Gedanken mit Abscheu. Bertha schlägt ihrem Bruder vor, sich zum Commando einer Expedition anzubieten, die gegen eine feindliche Invasion abzugehn im Begriff ist — hier einem ehrenvollen Tode entgegen zu gehen, oder, wenn er nicht bliebe, durch seine Thaten die Er-

innerung an seine Sünden auszulöschen. Sie thut dieses Verschlags zuerst gegen Elviren Erwähnung, die beym Gedanken, von Hugo getrennt zu werden, schaudert — zumal jetzt in seiner Verzweiflung. In ihrer ersten Bewegung sagt sie zu Bertha: Geh, Entsetzliche, du willst ꝛc. bis: seine Tritte hör' ich in der Gallerie.

Hugo tritt blaß und entstellt ein, hört den Vorschlag Berthas, nimmt ihn mit Heftigkeit an, doch aus ganz andern Rücksichten, als diejenigen sind, aus welchen ihn Bertha betrachtet hat. Vorher indessen bricht er in eine leidenschaftliche Klage über das Betragen seiner Mutter aus, der er einen Theil seiner Schuld wenigstens zur Last legt. Bertha sagt: Gott vergeb' ihr, was an euch ꝛc. bis: Nein du irrest nicht. Hinaus muß ich, wo die Würfel fallen.

Nach dem Abtreten der Frauenzimmer kommt ein schönes Selbstgespräch Hugos, aus welchem man leicht ersieht, daß seine Seele über Selbstmord brütet. Doch die Nachahmung Shakspears ist hier zu sichtbar, und die Poesie weit unter ihm. *) Er wird von Valeros unterbrochen, und nun folgt eine Scene, die vielleicht die kühnste in dem Stücke ist, und die wir, obschon wir die uns gesezten Grenzen schon weit überschritten haben, nicht umhin können unsern Lesern ganz zu geben. Sie ist ganz eines Ford oder Webster würdig.

(Hier folgt die ganze 6te Scene.)

Während Valeros im Begriff ist, Hugo zu erstechen, werden sie durch Elviren unterbrochen, und es folgt eine andere schöne Scene, die sich mit der Versöhnung zwischen Vater und Sohn endet — eine Versöhnung, welche darum nicht weniger tief und zärtlich ist, weil keiner der Versöhnten irgend einige Aussicht auf Glück deshalb unterhält, weder für sich noch für den andern. Hierauf wird das unglückliche Paar allein auf der Scene gelassen, und wir fühlen, daß die Gegenwart eines Dritten eine Entheiligung ihrer Einsamkeit, und eine unnöthige Höhnung jener Liebe seyn würde, die selbst in der Schuld etwas von ihrem Adel behält. Eine tiefe Stille dauert einige Minuten während dem Hugo auf seinem Stuhle sizt, und mit anscheinender Ruhe still betet. Elvire kniet ihm gegenüber zur Seite ihrer Harfe, und betet gleichfalls, doch ohne ihre Lippen zu bewegen, inbrünstig. Die Glocke schlägt Zwölf, und der Jahrestag der Schuld ist am Schluß. Ein leichter Schauder ergreift Elviren, sie steht langsam vom Gebet auf, und Ruhe herrscht auf ihrem Gesicht. Hugo verlässt, wenn die Uhr ganz ausgeschlagen hat, ebenfalls langsam den Stuhl, und nähert sich Elviren: Die Stunde hat gerufen ꝛc. bis: kühn voran die dunkle Straße.

Sie ersticht sich; ihre Knie wanken, die Harfe fällt am Stuhl hingleitend zu Boden, und sie sinkt, den Dolch in der rechten Hand haltend, darauf nieder.

In diesem Augenblicke stürzen sämmtliche Personen des Drama herein, erschreckt durch den Lärmen bey Hugos Falle (?) — doch wir können nichts von der herzzerschneidenden Scene, die hier folgt, geben. Sobald beyde todt sind, zieht Valeros den Dolch aus Hugos Wunde (?) und spricht: Ist der Geist nur frey von Qual — bis: und gieb die Freyheit mir.

Bertha entreißt ihm den Dolch und sagt: Ritter seyd ein Mann — bis: wenn die Todten auferstehen.

Das ist der Schluß dieses erhabenen Trauerspiels — wir fühlen, daß keine Worte von uns etwas zu der Wirkung, die es hervorbringen muß, hinzufügen können. Ein Wort jedoch noch, bevor wir schließen, die Uebersetzung betreffend, aus der wir so verschwenderisch Stellen ausgehoben haben. Unsre Leser können versichert seyn, daß sie mit erstaunlicher Treue gemacht ist, und indem wir so viel gesagt haben, haben wir alles gesagt, was nothwendig ist. Der Uebersetzer (wie wir hören, Hr. Gillie's, der Autor des Childe Alarique) hat meisterliche Kenntniß im Gebrauch unsers dramatischen ungereimten Verses bewiesen — doch das ist das Mindeste, was man zu seinem Lobe sagen kann. Er hat gezeigt, daß er nicht blos ein geschickter Versemacher ist, sondern auch ein ächter Dichter; denn blos ein wahrer Dichter kann fassen und wiedergeben, wie er gethan hat, die fließenden (fleeting) und ätherischen Farben der Poesie und Leidenschaft. Er hat ein Werk geliefert, das berechtiget ist, seinen Rang unter den schönen englischen Trauerspielen zu nehmen; den schönsten, wir nehmen keinen Anstand es zu sagen, die seit vielen Jahren diesem Theile unserer Literatur beygefügt worden sind. Unsre Leser werden bemerken, daß diese Uebersetzung bis jezt noch nicht publizirt worden ist. Der Autor hat blos einige Dutzend Exemplare für seine Freunde drucken lassen, und er ist so gütig gewesen, uns eins davon zukommen zu lassen. Es ist eine schöne typographische Probe; der zierlichsten eine, die je der Presse von Ballantyne ihr Daseyn verdankte. Der Beyfall, der diesem Stück zu Theil werden muß, wird, wie wir hoffen, Hrn. Gillies zu ferneren Bestrebungen der nämlichen Art (in the same style) anreizen. Was für ein weites Feld liegt für den offen, der in solcher Vollkommenheit, wie er, der zwey reichsten Sprachen Europens mächtig ist — der englischen und der deutschen.

Miscellen.

In einem Makulaturbogen, der mir kürzlich in die Hände fiel, und der einem im Jahr 1644 gedruckten Werke angehörte, fand ich folgende Steigerung des Vergnügt-

*) Das hat M. selbst weit stärker gesagt. Anh. d. Schuld, S. 233. Doch ist der Inhalt beyder Selbstgespräche sehr verschieden. Hamlet scheut nur die Träume nach dem Tode, um ein unbefriedigtes Leben abzuwerfen. Der blutschuldige Hugo erstarrt zwischen den beyden Vorstellungen: Vernichtung und Ewigkeit.

seyns: Willst Du für einen Tag vergnügt seyn, laß Dich barbieren; willst Du es für eine Woche seyn, geh zum Hochzeitsschmaus; willst Du es einen Monat lang seyn, kaufe Dir ein gutes Pferd; ein halbes Jahr lang, kaufe Dir ein schönes Haus; ein ganzes Jahr lang, nimm Dir eine schöne Frau; zwey Jahre lang, so werde Priester; Dein ganzes Leben lang, so sey mäßig.

*

Ein, durch seine Kenntnisse, seine Reisen und seine Geschichte gleich berühmter Mann, Roseli, übergab dem Magistrat in Utrecht eine Bittschrift, worin er um eine Professur der orientalischen Sprachen, oder der Mathematik, der Philosophie, der Geschichte und der Theologie, oder um die Erlaubniß, ein Kaffeehaus zu errichten, bat. Dem Mann, von dem man wusste, daß er in allen diesen Wissenschaften bis zur Gelehrsamkeit erfahren war, gestand man nur die Erlaubniß zu, Gastwirth zu werden. Dieß geschah im Jahr 1716, könnte aber auch noch 1821 geschehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Dezember.

Da unerachtet der liberalen Institutionen für Gelehrsamkeit und Gelehrte, in England, arme Autoren noch nicht der Unterstützung sicher sind, welche die Beförderung der Wissenschaften fordert, so haben sich mehrere von ihren edlern Freunden zur Stiftung „einer Königlichen Gesellschaft verbunden" zur Aufmunterung des dürftigen Verdienstes, und zur Beförderung der Gelehrsamkeit überhaupt (a royal Society of litterature for the Encouragement of indigent merit and the promotion of general litterature.) Eine mäßige jährliche Subscription ist auch hier als das zweckmäßigste Mittel erwählt. Ihre Statuten gleichen denen andrer Gesellschaften dieser Art. Die Zeit ihrer Eröffnung ist nahe. Man erfährt nun, daß der König die Einrichtung derselben dem Bischof von St. David's, Dr. Thomas Burgeß, aufgetragen hat. Dieser als Philolog und Theolog aus vielen Schriften auch auf dem Festlande rühmlichst bekannter Mann, hat sich schon durch die Stiftung einer Art von theologischer Universität in Wales um sein Vaterland sehr verdient gemacht und genießt völlig unter den brittischen Gelehrten das zu einem solchen Geschäft erforderliche Zutrauen. Die Unterstützung des Königs, und der Umstand, daß Se. Majestät einen solchen Mann, wie Burgeß, an die Spitze der neuen Societät stellt, haben derselben bereits mächtige Freunde und Gönner erweckt; deren Namen nächstens dem Publikum mitgetheilt werden sollen. Mehrere Mitglieder der Königlichen Familie haben sich unterzeichnet; die Minister versprachen ihre Mithülfe; die hohe Geistlichkeit nimmt thätigen Antheil und die vorzüglichsten Männer unter den Lehrern der Universitäten Oxford und Cambridge gehören zu den Beförderer der Anstalt. Eine sehr ansehnliche Summe ist bereits zusammengebracht und da sich diese täglich mit der Zahl angesehener Subscribenten vermehrt, so kann es nicht fehlen, daß die Sache bald zu Stande komme. Man weiß bereits die drey ersten Preisaufgaben. 1. Des Königs Prämie von hundert Guineen: über das Zeitalter, die Schriften, und das Genie des Homer, und über den Zustand der Religion, der bürgerlichen Gesellschaft, der Gelehrsamkeit und der Künste während dieser Periode, blos nach Homer's Angaben. 2. Societäts-Prämie von fünfzig Guineen: Dartmoor ein Gedicht. 3. Societäts-Prämie von fünf und zwanzig Guineen: über die Geschichte der griechischen Sprache, über die jetzige Sprache Griechenlands, und über den Unterschied zwischen dem alten und neuen Griechisch. In dem Namen der Gesellschaft wird wohl eine Aenderung vorgehen. Man hat nämlich angemerkt, daß der Zusatz „zur Aufmunterung des darbenden Verdienstes" füglich wegbleiben könnte, weil er leicht zu Spöttereyen Anlaß geben könnte, und weil kein Gelehrter seine Dürftigkeit gern zur Schau trüge. — Der große Schauspieler John Kemble, welcher nun wieder nach Lausanne zurückgekehrt ist, wo er seine Tage in Ruhe endigen will, hatte eine dramatische Bibliothek gesammelt, welche in England und vielleicht nirgends ihresgleichen hatte. Es ist gut, daß dieser literarische Schatz nicht vereinzelt wird, sondern beysamen bleibt, indem der reiche Herzog von Devonshire die ganze Sammlung an sich kaufen wird. — Während Händels herzerhebende und vielleicht unvergleichliche Kompositionen in seinem Vaterlande, von neuern Tonstücken verdrängt, nur selten aufgeführt werden, weiß man, wie unbegränzt die Hochachtung ist, welche das brittische Reich allen Werken dieses großen Mannes zollt; ja sie wächst mit jedem Jahre und wenn der Messias in der Fastenzeit noch so oft aufgeführt würde, so würden doch die Theater immer überfüllt seyn. Eine gleichdauernde Achtung scheint sich bey den Engländern der deutsche Mozart zu erwerben. Die beyden Virtuosen, Gebrüder Cramer (von denen der Clavierspieler als Componist und ausübender Musikus auch in Deutschland, Italien und Frankreich berühmt ist) haben in der (durch H. Spohr's bekannt gemachten Bemerkungen) auch im Auslande nicht unberühmten Philharmonischen Gesellschaft in London die Feyer von Mozarts Geburtstage angekündigt, und die Begehung desselben Tages auf gleiche Art in den künftigen Jahren, leidet wohl wenig Zweifel. Es kann keinem der vielen hiesigen Deutschen gleichgültig seyn, das Verdienst eines Landsmannes, in welchem Fache es auch sey, so hoch geschätzt zu sehen. — Die große Sternwarte auf der Universität Cambridge, wozu so reichlich unterzeichnet worden ist, (jezt schon über eilftausend Pf. Sterl.) soll daselbst nordwärts von der Landstraße nach Madingly auf einem Felde, welches dem St. John's College gehört, errichtet werden, weil die Aussicht dort von nichts unterbrochen wird. Es sind bereits für 2300 Pf. Sterling astronomische Instrumente dafür bestellt. — Ein junger Zoolog, der hier öffentlich angestellt war, und dessen ausgebreitete Kenntnisse in seinem Fache ihn durch ganz Europa berühmt gemacht hatten, ist plötzlich wahnsinnig geworden, höchst vermuthlich durch seinen übergroßen Fleiß und heißen Eifer für sein Fach. Alle Freunde der Wissenschaften betrauern diesen Unfall außerordentlich, da er außer seiner großen Gelehrsamkeit und seinem unermüdlichen Fleiße, einen sehr edlen Charakter besaß. — Die hier vielbesprochene Miß Margaret Macavoy, welche, obgleich stockblind, mit den Fingern Farben unterscheiden und sogar lesen konnte ꝛc. ist zwar todt, aber die Akten über diese merkwürdige Erscheinung sind noch nicht geschlossen. Ein Herr Saunders (und eine ihm nachsprechende gelehrte deutsche Zeitung) wie auch englische Blätter haben den Dr. Renwick, Arzt am Hospital zu Liverpool, der diesen Fall zuerst bekannt machte, wegen seiner angeblichen Leichtgläubigkeit verspottet und das Mädchen eine Betrügerin genannt. Das war allerdings sehr leicht. Aber Dr. Renwick, ein kaltbeobachtender, erfahrener, und kenntnißreicher Mann, hat nichts als wohlbewiesene Facta aufgestellt und jezt die ganze Sache viel umständlicher in folgender Schrift untersucht: The continuation of the narrative of Miss M. Macavoy's case etc. by Th. Renwick, M. D. London, Boldwin. 8.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Januar 1821.

Drum bitt' ich, Mädchen! so sehr ich kann:
Geht nicht zum Tanz mit dem Wassermann!

Herders Volkslieder.

Die Felsen im Brenz-Thale.

Eine Volkssage.

Seht dieser Zacken Felsen Paar!
Ein jeder dieser Felsen war
Ein Mädchen einst; dort oben stand
Hoch auf des Berges steilem Rand
Ein festes Schloß mit hohen Zinnen,
Ein altes Fräulein wohnte drinnen;

Gequält von Rachsucht, Stolz und Schaam
War sie dem Volk der Männer gram,
Der alten Eselsburger Blut,
Trug sie im Herzen rauhen Muth,
Und glich, wenn dem Gerücht zu trauen,
Weit mehr den Männern als den Frauen.

Getäuschte Lieb' umzog ihr Herz
Früh mit des Unmuths kaltem Erz,
In ihrer Mauern Felsgestein
Schloß drum sie von der Welt sich ein,
Nur selten sah man sie den Hallen
Zur freyen Flur herab entwallen;

Nur in des Waldes tiefem Grau'n
War manchmal Abends sie zu schau'n,
Und sammelte im Mondesschein
Geheimer Kräuter Wurzeln ein,
Drum sprach man längst schon in der Runde,
Mit Geistern stehe sie im Bunde;

Auch oft in stiller Mitternacht
Erbraußt's wie Satans wilde Jagd,
Und zog in raschem Windes Lauf
Des Schlosses steilen Pfad hinauf,
Die Müllerin vernahm mit Grausen
Oft durch das Thal der Geister Sausen;

Manch Ritter kam zu Fuß und Roß;
Doch keinem thät sich auf das Schloß,
Denn unerschüttert, wie der Grund
Der hohen Felsenburg, bestund
Ihr Schwur, das Leben eh zu lassen,
Als nicht die Männer all zu hassen;

Auch musst' ihr schwören jede Magd,
Die ihr zum Dienst sich zugesagt,
Mit theuren Eides heil'gem Schwur,
Sonst würde plötzlich auf der Spur
Ihr Zorn des Meineids Frevel rächen,
Mit keinem Mann ein Wort zu sprechen.

Und treu der Herrin jede Magd
Den Eid hielt, den sie zugesagt,
Bis in des Thales frischem Grün
Ein holder Fischerknab' erschien,
Der zu der Brenz krystallnen Wogen
Mit Netz und Angel kam gezogen.

Des lust'gen Fischers Lied erklang
Hoch zu der Burg hinauf und drang,
Erweckend süßen Liebes Schmerz,
Den jungen Mägdlein in das Herz;
Mit jedem Abend kam er wieder
Und sang beym Fischen seine Lieder,

Und zwey der Mägdlein durch die Kraft
Der süßen Lieder hingerafft,
Entschlüpften einst im Mondesstrahl
Der engen Haft herab ins Thal,
Mit Wasser-Eimern auf den Köpfen,
Als gingen Wasser sie zu schöpfen.

Oft sah des Mondes Silberblick
Der Liebenden verschwiegnes Glück,
Sie barg des Ufers grüner Strauch
Vor des Verräthers gift'gem Hauch;
Doch daurend ist kein Glück zu loben,
Ein Auge lauert heut von oben!

Und jach durchzückt ein Wetterstrahl
Mit dumpfem Donnerschlag das Thal;
Emporgeschreckt aus süßer Lust
Erstarrt das Herz in ihrer Brust,
Die Armen stehn im Mondenscheine
Verwandelt in zwey Felsensteine.

Noch starrt in ihrer Liebe Grab
Das Schwester-Paar, ins Thal hinab
Auch sieht man eingehöhlt in Stein
Die Eymer, und im Mondes-Schein
Vernimmt man oft, wie menschlich Stöhnen
Aus beyden Felsen Seufzer tönen.

Rudolf Magenau.

Bruchstücke aus D. Pfeilschifters Wanderungen durch einige Provinzen von Holland im Frühjahr 1820.

(Fortsetzung.)

Der Kunstfreund, den sein Weg durch Arnheim führt, vergesse nicht, ein altes, freundliches, anspruchloses Männchen hier aufzusuchen, dessen Name in der Geschichte der niederländischen Kunst bekannter ist, als in seiner Vaterstadt, den Maler Van Leeuwen. Er stellte mir ein Paar Blumenstücke auf die Staffeley, die ich, hier von keinem Beywerke gestört, lang und mit innigem Wohlgefallen beschaute. Gefällige Anordnung, täuschendtreue Färbung, Durchsichtigkeit u. s. w. das sind, wenn ich nicht irre, die currenten Kunstphrasen, mit denen man Kunstwerke der Art zu schildern pflegt; das ist aber eben der Kunst eigenthümliche Eigenheit, daß sie nicht durch anderes sich schildern oder wiedergeben läßt; denn alle diese Termini mahnen nur an ein Anderes, uns etwa Bekanntes, um den Vergleich zu erleichtern. Soll ich die Kennermiene annehmen und in Van Leeuwen's Blumenstücken etwas tadeln, so sind es die zu vielen Thautropfen und Insekten, die der Künstler, ohne Zweifel seinen Landsleuten zu Lieb und Trost, (deren Alpha und Omega von Kunstgenuß und Kunstkritik denn doch immer der Thautropfen ist, den man wegwischen, und die Fliege, die man wegjagen möchte), in seinen Gemälden anbringt, und so das zu Einem Leben, dem harmonischen Raumverhältnisse und Färbung, Zusammengetretene und Zusammenfließende der mannigfaltigen Blumen und Früchte stört und zerreißt.

Am Wirthstische, bey dem aber in Holland kein Wirth erscheint, weil viele Holländer es unter ihrer Würde halten, mit einem Gastwirthe an ein- und denselben Tische zu essen, besah ich das Serviettenband meines Tischnachbars und fand den Namen eines der ausgezeichnetsten bayerischen Staatsdiener und Gelehrten auf demselben. Bald darauf trat ein Kavallerieoffizier herein und nahm diesen Platz ein. Ich wendete mich an ihn und erfuhr zu meiner Ueberraschung und Freude, daß der Name ihm gehörte und er der Sohn dieses Staatsdieners sey. Nur wem fern von einem geliebten, wenn auch oft ungerechten Vaterlande einmal ein Landsmann begegnet ist, wenn der Muttersprache schmerzlich entbehrte Laute so wieder ans Ohr und Herz geklungen haben, nur der begreift das Gefühl so freudiger Ueberraschung. Die Frage nach gemeinsamen Freunden und Bekannten führte viel Vergessenes wieder zurück, und bereitete uns Beyden eine wehmüthig glückliche Stunde. Ich kann nicht umhin, hier einen Vorfall zu erzählen, welcher einerseits ein erfreulicher Beweis ist, wie in der Fremde der Landsmann an dem Landsmanne einen natürlichen Freund und Beschützer findet, andrerseits auch die holländische Rechtspflege charakterisirt. Vor etwa anderthalb Jahren brachte ein holländischer Werber einen fränkischen Holzflößer ein, der, angeblich vor einigen Jahren angeworben und nachher entlaufen, nach Java gebracht werden sollte. Der Franke läugnete zwar, jemals angeworben worden zu seyn, da jedoch der, (ich weiß nicht mehr) Zu- oder gar nur Vorname zu dem des Entlaufenen stimmte, und ein Offizier nebst zwey Unteroffizieren, die bey der Einschiffung der Truppen angestellt sind, unter einem Eide erhärteten, daß sie in dem ihnen vorgeführten den Entwichenen wieder erkannten, so wurde der Unglückliche vor ein Kriegsgericht gestellt, bey dem auch der erwähnte Landsmann saß, und war daran, verurtheilt zu werden. Als man bereits das Urtheil fällen wollte, erhob sich mein Freund, stellte vor, was eigentlich des Werbers unwürdiges Gewerbe sey, und wie leichtsinnig Offizier und Unteroffiziere gehandelt, die einen Menschen, den sie zwey Jahre früher ein- oder zweymal gesehen, und denen seitdem wenigstens 12,000 Soldaten durch die Hände gegangen, wieder zu erkennen eidlich behaupteten, und fragte den Unglücklichen endlich, ob er sich denn nicht erinnern könnte, zu der Zeit, wo er angeblich desertirt seyn sollte, anderswo gewesen zu seyn. Der Flößer erinnerte sich, damals gerade in Mainz sich aufgehalten zu haben, die Beweise wurden geliefert und der Unglückliche gerettet. Ich bin überzeugt, daß unsere humane Regierung diesen edlen Zug eines Bayers, dessen Name ihr nicht fremd seyn kann, gewiß mit Wohlgefallen vernehmen werde; ich nenne ihn nicht, weil ich seine Erlaubniß dazu nachzusuchen vergessen habe.

Von Arnheim nach Zütphen führt eine wohlunterhaltene Straße, die an ein Paar Stellen sich dem alten Yssel oder Kanal des Drusus nähert. Die leichten Hügel, die vielen angepflanzten Wälder und die freundlichen Landsitze geben dem Wege eine Abwechslung und Mannichfaltigkeit, welche wenige andere Straßen in Hol-

land haben dürften. Zütphen ist die dritte Stadt der Provinz, hübsch gebaut, lebhaft und angenehmer als Arnheim. Wenn ich den Gesellschafts-Ton der Einwohner rühme, so geschieht es nicht, weil ich ihn als lobenswürdig selber erfunden habe, sondern weil mir derselbe als solcher gerühmt worden ist. Das Societätshaus zu Zütphen ist nicht größer und schöner, als das in Arnheim; für die literarischen Bedürfnisse der Mitglieder ist aber hier ungleich besser gesorgt, als dort. Die Buchhandlung des Hrn. Thieme ist thätig, und fördert manches brauchbare Werk ins Publikum, vorzüglich aber Uebersetzungen aus dem Deutschen. Es ist zu bewundern, daß alle diese Uebersetzungen, die gewöhnlich flüchtige und mangelhafte Fabrik-Arbeit sind, so viel Eingang in einem Lande finden können, dessen Bewohnern die deutsche Sprache so zugänglich und oft auch so bekannt ist. Nicht blos die Mehrzahl der Romane, Erzählungen und Schauspiele, mit welcher der Leipziger Büchermarkt überschwemmt wird, nicht blos historische Werke und Reisebeschreibungen, Jugendschriften und Unterhaltungsbücher werden übersezt, sondern auch die meisten Unterrichts- und Schulbücher, grammatische und lexicographische Arbeiten, so daß man in den Schulen, auf dem Schreibtische des Gelehrten und dem Putztische der Damen die Werke deutscher Schriftsteller findet. In den Büchersammlungen der Gebildetern findet man überdieß die Werke der geachtetsten deutschen Schriftsteller in der Ursprache, und die jüngern Holländer neigen sich, mit wenig Ausnahmen, zu deutscher Art und Kunst hin, wie die älteren noch immer am Französischen hängen und darin befangen sind. Ueberraschende Liebe und Vertrautheit zu und mit deutscher Literatur traf ich insbesondere bey den Aerzten, deren viele theils auf deutschen Hochschulen ihre Studien, theils auch Reisen gemacht haben über Cleve und seinen Thiergarten hinaus, bis wie weit sich sonst die deutschen Reisen der Holländer zu erstrecken pflegen. Göttingen wird oft mit Ehrfurcht und Liebe genannt und das Vorbild der fünf jungen Wanderer van Swinden, Lulofs, Erul, Seringa-Kupper und Modermann, welche vor einigen Jahren einen Ausflug an die Leine, den Main und Rhein gemacht und mit jugendlicher Begeisterung ihren Landsleuten in zwey aufgeschriebenen Bänden erzählt haben, hat zur Nachahmung gereizt.

Zütphen hat, so wie Arnheim, eine kleine Besazung. Das holländische Militär ist zwar nicht mehr, wie vor dreyßig Jahren, ein zusammengesezter Haufe von fremden Söldlingen, allein es genießt noch immer nicht jene Achtung, deren es sich in Deutschland zu erfreuen hat, wo es dieselbe nicht etwa muthwillig verscherzt. Unter den Offizieren sind zwar die Söhne von angesehenen Familien, dessen ungeachtet ist aber kein enger Verkehr zwischen dem Militär und den übrigen Zirkeln, sie machen fast überall noch einen abgesonderten, geschlossenen Körper, mit dem man nur selten in Berührung kommt. Erfreulich ist's, an dem holländischen Offizier nie oder höchst selten jenen anmaßenden, bramarbasirenden und feindlichabstoßenden Ton gewahr zu werden, der anderswo so oft und so störend hervortritt. Soldat und Offizier sind gut und höchst zweckmäßig gekleidet und anständig bezahlt.

Von Zütphen brachte mich ein schlechter Postwagen, der selbst einem berüchtigten sächsischen den Rang streitig machen konnte, durch das Haideland der hooge Veluwe nach Harderwyk. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als die Reise durch diese Wüste, in der nichts als verkrüppeltes Holz und hie und da eine armselige Hütte das traurige Einerley unterbricht. Aus den Hütten stürzen Schwärme von halbnackten, mißgestalteten Kindern, deren Züge uns die rohen Horden der amerikanischen Urwälder vergegenwärtigen, hervor, den Wagen mit jämmerlichem Geheule verfolgend, um einige Pfennige zu erbetteln. Harderwyk ist ein kleiner freundlicher Ort, in dem sonst eine Duodez-Universität hauste, die aber jezt einem Athenäum Platz gemacht hat. Die Studenten lebten hier mit den Einwohnern in der traulichsten Eintracht; daher bey allen, die in Harderwyk studiert haben, die Erinnerung an das heitere Städtchen noch immer lebhaft ist. — Hier that die weite Süder-See sich vor mir auf; zum erstenmal spielten die Wogen des Meeres an meinen Fuß, zum erstenmal schweifte der Blick und die aufgeregte Phantasie über die Wogenfläche weg, die ferne, dem bloßen Auge selten sichtbare Inseln umkränzen. Ach! ich konnte das Meer nicht mit der freudigen Ueberraschung und dem bewundernden Entzücken eines Binnenländers begrüßen, ich sah nur die große, geleislose Weltstraße, die ich vielleicht auch noch werde befahren müssen, um jenseits des Oceans eine bleibende Stelle zu finden, die die das weite Festland mir nirgends anbieten will! —

Am Abend noch bestieg ich ein sogenanntes Beurtschiff, das segelfertig im Hafen lag, und das mich nach Amsterdam bringen sollte. Bey heiterer Nacht ist die Fahrt von hier nach Amsterdam ungemein angenehm; man gleitet auf den ruhenden Wellen wie über einen dunkeln Spiegel hin, den unendlichen Himmel mit seinen flimmernden Sternen über sich, den unendlichen Himmel unter sich. Aber heute giengen die Wellen ziemlich hoch, die Nacht war düster und ich lag matt und krank im Fenster der Kajüte, vertrauend, daß der nahe Morgen und das nahe Amsterdam mich frey machen und neu beleben würden.

(Die Fortsetzung künftig.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Irkutsk, im May 1820.

Die Reise, die der Generalgouverneur von Sibirien, der Geheimerath Speranskji, von Irkutsk ab über den Baikal in die Gegenden von Nertschinsk gemacht hat, ist in vieler Hinsicht ein Denkmal seiner Menschenliebe geworden. Diese Gegenden zogen, wie man sagt, vorzüglich in Rücksicht der großen Anzahl der dort nomadisirenden burätischen Völkerstämme und wegen der Ansiedelung neuer Landbebauer seine Aufmerksamkeit auf sich. In den ersten 24 Stunden seiner Reise legte er den Weg von Irkutsk bis Werchnendinsk, eine Strecke von 310 Werst zurück, was ich nur erwähne, weil Ihnen in Ihrem Deutschland die Geschwindigkeit unsrer Reisen fabelhaft dünken muß. Am 24. Februar traf er in Nertschinsk ein, wo er gleich am

Tage seiner Ankunft die Gerichts-Instanzen, das Rathhaus, die Kreis-, Civil- und geistliche Schule und das Stadtgefängniß besuchte und am folgenden Tage nach den 260 Werst von der Stadt Nertschinsk entlegenen Nertschinskischen Berghütten abreisete, die er am 26. in allen einzelnen Theilen in Augenschein nahm und am 27. das wodwischenskische Bergwerk besuchte, in welchem er gegen zwey Werst unter der Erde fortging. Die senkrechte Tiefe des Schachtes, wo er herunter gelassen wurde beträgt 34 Klafter. Am 28. kam er in die Stadt zurück und den 29. bezeichnete er durch Errichtung einer Bibelgesellschaft, in welche 51 Mitglieder eintraten und für welche 2100 Rubel Beyträge eingezeichnet wurden. Die Stiftung derselben in dieser Gegend bezweckt vorzüglich, die Bibel in die Hände der Unglücklichen zu bringen, die aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen bestimmt sind, ihr Leben in den Nertschinskischen Berghütten zuzubringen. Zu Selenginsk (einem kleinen Städtchen von wenig Einwohnern diesseits des Baikal) besah der Gouverneur die dortige Militärwaisen-Abtheilung in der sich 400 Zöglinge befinden und gieng von da nach der Troizko--Sawskischen Festung, wo er die Gränzkanzley und das sehr merkwürdige Archiv derselben in Augenschein nahm und dann nach Kjachta gieng, das 4 Werst von dieser Festung entlegen ist. Hier errichtete er gleichfalls eine Bibelgesellschaft, für welche eine Summe von 4020 Rubel gesammelt wurde. Fast alle Beamten und Handelsleute von Kjachta nahmen Antheil daran, so wie auch an einer zur Unterstützung der Militärwaisen zu Selenginsk eröffneten Subscription, für welche 2160 Rubel einkamen. Im Rathhause ward, auf den Antrag des Burgemeisters, Kaufmanns Igumnow, der Beschluß gefaßt, eine Werkschule zu Gunsten armer Bürgerkinder zu errichten. Hr. Igumnow erbot sich für den Unterhalt von fünf derselben zu sorgen und die übrigen Anwesenden erklärten sich bereitwillig, jeder nach seinem Vermögen Antheil daran zu nehmen. Zugleich ward beschlossen, durch freywillige Beyträge eine Summe zur Anlage und Errichtung eines öffentlichen Kornmagazins zum Besten der Armen und zur Unterstützung aller Einwohner auf den Fall einer Theurung zusammen zu bringen, was für diese Gegend, wo das Rockenmehl nie unter 8 Rubel das Pud (40 Pfd.) verkauft wird, höchst wohlthätig werden muß. Auch besuchte Hr. v. Speranskji von Kjachta aus die Handels-Slobade der angränzenden Chinesen, die ihn mit einer selbst für Chinesen ausgezeichneten Höflichkeit empfingen. Von Kjachta aus sezte er seine Reise nach den sogenannten Gänseseen fort, die der Mittelpunkt der Verwaltung der achtzehn Selenginskischen Burätenstämme sind, und wo der Hauptgötzentempel, so wie der Lamasche Gottesdienst besonders die Aufmerksamkeit auf sich zogen, so wie auch die am jenseitigen Ufer des Selenginsk-Stromes wohnenden englischen Missionäre einen Besuch erhielten. Nach drey Wochen, in denen der Gouverneur eine Reise von mehr als 3000 Werst Weges zurückgelegt hatte, kam er in den ersten Tagen des Märzes glücklich wieder in Irkutsk an. — Nach einem ungewöhnlich strengen Winter haben wir hier im Lauf des April-Monats fortdauernd veränderliches Wetter gehabt. Nach heftigen kalten Winden, schneiete es fast unaufhörlich. Heitere und warme Tage waren nur wenige. Am 25. April des Morgens um 4 Uhr war hier eine starke Erderschütterung in der Richtung von Norden her, welches man dadurch bemerken konnte, daß die Gebäude und die in denselben befindlichen Sachen eine größere Richtung nach Süden hin hatten. Uebrigens hat diese Erderschütterung keinen Schaden verursacht.

München 9. Jenner.

Bis Ihr Publikum nicht die näheren Nachrichten von unseren Brasilischen Reisenden höchst schäzbaren Bemühungen und Gelingen erhält, werden folgende, in ihrer persönlichen Nähe gesammelte Züge ihm willkommen seyn. Sie bieten freylich immer noch eine bloße Zeichnung ihres Zuges durch jenes unbekannte Land dar, jedoch durch mehr Einzelnheiten belebt, wie der in der Eos und nach ihr in der Allg. Zeitung enthaltne Bericht.

Die Veranlassung zu der Reise durch die Verheyrathung der k. österreichischen Prinzeß an den Kronprinzen von Portugal ist bekannt. Die Herrn Spix und Martius giengen auf der Fregatte Austria von Triest den 9. April 1817 unter Segel und hatten während der Reise Gelegenheit, in Pola, Malta, Gibraltar und Madera zu landen. Den 14. Juli 1817 waren sie so glücklich, den herrlichen Hafen von Rio de Janeiro zu begrüßen und zum ersten Mahl die reiche brasilianische Erde zu betreten. Nach einem Aufenthalt von 3 Monaten in den Umgebungen der neuen Königsstadt, schickten die beyden Naturforscher die erste Sammlung nach Europa ab, und traten dann ihre Reise ins Innre des Landes an. Von Rio de Janeiro nahmen sie den Weg zu Lande über St. Crux nach der Stadt St. Paulo und von da nach Sorrocába und dem Porto Feliz, nahe am 25° südlicher Breite gelegen, wo man sich auf dem Flusse Tiete nach Matto Grosso einschifft. Von hier aus nahmen sie ihre Richtung über Jundiahy und S. Joao d'El Rey nach Villa ricca. In dieser Hauptstadt von Minas Geraës, dem Centrum der Goldwäschereyen, hatten unsre Reisenden die schon längst erwünschte Gelegenheit, die dortigen Formationen und die so berüchtigten Goldwäschereyen, so wie auch die nahgelegenen Minen von gelben Topasen und Euklasen, zu untersuchen. Nachdem dieser Zweck erreicht war, machten sie eine Seiten-Digression in den dichten Küstenwald, welcher von Rio de Janeiro bis Bahia fortläuft und größtentheils noch von wilden Horden bewohnt ist. An dem Rio da pomba, zu nächst dem Rio doce, bot sich ihnen zum ersten Male die Gelegenheit dar, die wilden Stämme der Coropó's, Pury's, Batecúdos und Coroáto's in ihrem wilden Naturzustande zu beobachten. Zurück aus diesen dichten Urwäldern, kehrten die Reisenden nach Villa ricca, bestiegen die dortigen freystehenden Gebürge (Serra's), voll der herrlichsten Blumen und Insekten, und eilten dann über das goldreiche Oertchen Sabará nach Villa do principe in den Diamanten-District, dessen Mittelpunkt der Flecken Tejuco ist. Hier, in den Alpen von Brasilien, liegen die größten Schäze von Gold und Diamanten begraben, und wie wetteifernd mit den bunten Steinen schmücken sich auch die Blumen mit den reichsten Farben. Nachdem die Diamantenwäschereyen hinlänglich untersucht und der höchste Berggipfel, Stambé, bestiegen und gemessen war, wurde die Reise über die Villa de Fanado (der Hauptstadt von Minas novas) in die Wälder de S. Matheus fortgesezt, welche die grausamen Anthropophagen, Botecudos, bewohnen. Der genannte Fluß und seine Umgebungen sind der Fundort aller übrigen Edelsteine, der Smaragde, Chrysolithe, blauen und weißen Topasen, Aquamarine, grünen und rosenrothen Turmaline, Granaten u. s. w., welche von Brasilien aus in Europa bekannt geworden sind. Der mannigfaltigen Gefahren ungeachtet, kamen die Naturforscher durch dichte dürre Wälder glücklich an die Quelle, wo sie das Vergnügen hatten, das Vorkommen dieser Edelsteine kennen zu lernen. Nach der Rückkehr in die hochgelegnen Gefilde (Campos) von Minas novas entschlossen sie sich, von hier aus, durch den menschenleeren Sertao nach dem Rio de S. Francisco aufzubrechen. Zum Glück waren mit dem Eintritt des Julius, die durch die Austrocknung der Seen an jenem Strome verursachten Krankheiten, kalte Fieber (cesoës), blutige Diarrhöen 2c. fast vorüber und es drohte nur hie und da ein bösartiges Nervenfieber. Jedoch entgiengen sie glücklich auch dieser Gefahr und gelangten bey dem Dorfe Salgado an den Strom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 6.

Nr. 6.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 18. Januar 1821.

Ueber eines der frühesten Gemälde Raphaels, aus der Schule des Perugino, nebst einer kurzen pragmatischen Betrachtung über das Verhältniß einer Schule zu ihren Zöglingen.

(Beschluß.)

So ehrte Raphael als Schüler seine Schule, und wir ehren sie gewiß mit ihm, wenn sie so zum Schüler in ihrem Verhältnisse bleibt; aber auch den Schüler ehren wir nicht minder, wenn er sich darin wacker umgesehen, und mit allen zur Kunst nöthigen Hülfsmitteln, insofern sie ihm die Schule geben kann, tüchtig versehen hat. — Doch ist er mit ihr, als Schule im strengen Sinne, fertig geworden, und er fühlt sich dann nicht unwiderstehlich hinausgetrieben in die Freyheit, so halten wir ihn für völlig aufgegeben. Denn von jezt an läuft er Gefahr, sich um sein heiligstes Eigenthum, die ihm angeborne Individualität zu bringen, die ihm eine Schule auf verkehrtem Wege wohl rauben, aber geraubt nimmer geben kann.

Nicht so unser Raphael. Es lag in seinem umfassenden Genie, in seinen raschen Fortschritten, daß ihm die Schule, die das Ihrige löblich an ihm gethan, nun nicht mehr genüzen konnte. Wir halten dieses selbst für ein großes Glück, und für ein noch größeres, daß seiner Universalität keine genügen konnte; weil er ihr dann vielleicht über die Gebühr gehuldiget hätte, und darum weniger eigenthümlich geblieben wäre.

Je mehr der emporstrebende Geist sich seiner Kraft bewußt ward, desto mehr drängte es ihn, was kunstverwandte Geister vor und gleichzeitig mit ihm geleistet, selbst zu sehen. Nach Toskana zog es ihn hinüber, nach jenem Boden, wo in vielverzweigten Aesten die Kunst am kräftigsten Urstamme immer neue Blüthen trieb. Nach Florenz zuerst. Und als nach dem Tode der geliebten Aeltern seine Gegenwart zu Hause nicht mehr nothwendig war, kehrte er, nach einigem Aufenthalte in Perugia, wieder nach Florenz zurück. Hier war es nun, wo sein unaufhörlich nach Vervollkommnung ringender Geist volle Befriedigung fand. Doch nicht mehr in den Förmlichkeiten einer neuen Schule oder Akademie, sondern in der freyen, geistigen Anschauung der Werke anderer Meister, in der Erwärmung seines Geistes an dem ihrigen und im Genusse der Seelenverwandtschaft mit ihnen.

Mit Giotto, Ang. da Fiesole, den beyden Gaddi und andern, mag er sich wohl, bey eigener, besserer Form und freyeren Umrissen, im Besitze gleicher Zartheit der Empfindung und Tiefe des Ausdrucks gefühlt haben; aber in den Werken Ghirlandajo's und vor allen in denen des Masaccio fand er, wonach er am meisten strebte, einen größeren Styl durchaus in den Formen, Gewändern und Umrissen. Es ist bekannt, mit welcher Liebe und Bewunderung Raphael vor den Werken dieser Meister und vorzüglich des Masaccio in Florenz gestanden, wie sein Geist sich daran genährt und erkräftiget, wie sein Auge für Verhältniß und Correktheit, für das Strenge, Edlere und Gefälligere der Formen und Conturen sich geschärft hat. Welchen Vorzug er hierin dem Lezteren gegeben, beweisen selbst einige so gar treue Entlehnungen von Figuren sammt den Motiven ihrer Darstellung, z. B. von Adam und Eva, einem Paulus und andern, aus den herrlichen Fresken al Carmine, die uns zu Rom im Vatikane begegnen.

Mit Fra Bartolomeo schloß er persönliche Freundschaft. Ihre Gemüther stimmten zusammen. In der Färbung und im Style der Gewänder hatte jener entschiedenen Einfluß auf ihn. Und so mag sich Raphael noch mit Manchem der Edelsten seiner und der früheren Zeit befreundet haben. — Wie er um die Gunst Mich. Angelo's, dieses Unzugänglichen, bemüht war, ist bekannt. Was er in ihm selbst nicht finden konnte, das suchte er in dessen Werken. Die Derbheit der Form hatte er von ihm. — Auch das Studium am Plastischen verschmähte er nicht, er fühlte dessen Schönheiten. Die Reliefs dienten ihm vor Allem.

So forschte der lernbegierige Jüngling nach Allem, was für das Höchste galt, sah und prüfte Alles als Anregungs- und Ausbildungsmittel seines Innern und der äußern technischen Fertigkeit; das Beste davon behielt er. — Es war dieß seine zweyte Schule, aber die Hochschule, wo er Alles mit seinem regeren Gefühle und seiner reiferen Wissenschaft auf die ihm

eigene Weise verbinden, jenen Meistern nachahmen, und dennoch Raphael bleiben konnte.

Diese Periode der freyen Selbstentwicklung des Genies (das gemeine Talent reicht hier freylich nicht zu) durch geistige Anschauung, ist die wichtigste und entscheidendste für den Kunstjünger, und der Probierstein dessen, was an ihm ist und was er sofort zu leisten vermag.

Die Resultate dieses Studiums, das der Verfasser des Aufsatzes über die Münchener Kunstausstellung 1820. Nro. 90—93 dieser Blätter, im Gegensatze zum akademischen, im Tone der Verachtung Stubenfleiß genannt hat, waren für Raphael die glänzendsten. Durch dasselbe erschwang sich erst sein Genie in den später zu Rom vollendeten Werken auf einen Grad der Kunstvollkommenheit, über den hinaus wir jezt im Allgemeinen keinen höheren kennen. Sind dieß aber die Früchte des Stubenfleißes, so kann der mit höheren Anlagen des Geistes begabte Zögling einer Schule den akademischen nicht früh genug dagegen vertauschen.

Man sieht hieraus, in welchem Verhältniß eigentlich die Schule, als solche, zur höheren und höchsten Kunstausbildung ihrer Zöglinge steht, und wie sie denselben, hat sie sie einmal mit den nöthigen Kenntnißen der Technik und den zur Produktion nöthigen Elementen dienlich versehen, einen freyen Spielraum zur Entwicklung ihrer genialen Geisteskräfte, auf welchen Wegen es ihnen immer gefallen mag, unbedingt gestatten müße. Es bleibt daher stets ein unverzeihlicher Eingriff in das geistige Eigenthum des Zöglings, will die Schule fortfahren, ihn ewig in den Schraubstock ihrer eigenen Formen zu zwängen; will sie fortwährend ihn nöthigen, seinen Pinsel nur in ihre Farben zu tauchen, am dürren Gliedermanne die Falten zu studiren, weit über die Schranken hinaus an geistlosen, gezwungenen Aktstellungen und mit dem unaufhörlichen Abschreiben lebloser Gestalten sich so lange zu ermüden, bis der lezte Funke des eigenen, inneren Lebens völlig erloschen ist. — Eine Schule mißkennt ihren Zweck ganz und gar, die die Freyheit des Geistes so sehr in Beschlag nimmt, daß ihre Zöglinge streng nur an das Alleinstudium ihrer Werke gebunden, ihren Geist nie an den erlesensten Gebilden anderer Meister erquicken, ja sogar den natürlichsten Trieb zu eigenen freyen Produktionen nicht befriedigen dürfen, es sey ihnen denn zuvor die besondere Erlaubniß, wann und wie dazu gegeben; — die dann, ist kaum die Idee des Schülers geboren, in die Darstellung so lang hineinzeichnet oder pinselt, bis der Zögling von allem dem, was er selbst dabey gefühlt und damit gewollt, keine Spur mehr sieht, sein Eigenthum gänzlich vernichtet und ihm dagegen der Geist und die Form der Schule aufgedrungen ist. Eine Schule, die die Individualität ihrer Zöglinge so wenig ehrt, ist auf ganz verkehrtem Wege.

Aber warum will man die Individualität nichts gelten lassen? Sind denn die Werke der uns vor Kurzem in diesen Blättern so hoch gepriesenen Schule nicht selbst aus Individualitäten hervorgegangen, und zeigen diese sich nicht selbst verschieden? Ist denn die Kunst ein Handwerk, daß alle ihre Gebilde über einen Leisten geschlagen seyn sollen, damit sie dann erst als Meisterwerke Allgemeingültigkeit haben? Zu dem ist es bey weitem noch nicht dahin gekommen, daß die hier gemeinte Schule „durch ein paar große, öffentliche Werke sich so als durch und durch bewährt, beurkundet hat", daß sie den Schülern als die höchste, allgemeingültigste könne aufgedrungen werden.

Eben so wenig kann „Vielseitigkeit der Anregung und Bildung, und die dadurch ins Leben gerufene Blüthe aller Anlagen und Fertigkeiten" durch diese einzige Schule — auch als Akademie — erzielt werden. Sie steht ja selbst wieder der Allgemeinheit der Kunstansicht nur als einzeln und individuell gegenüber; „die Einheit ihrer Ueberzeugung, die Allgemeinheit der Begeisterung für das Künstlerleben", ist und kann durchaus nur als eine einzelne, nur als die besondere einer Schule gelten und angesehen werden, die eben deßwegen, besteht sie mit Eigensinn darauf, den Schüler in ihrem Geiste und nach den Vorbildern ihrer Werke völlig ausbilden zu wollen, in ihm nur Einseitigkeit und Manier erzielen kann.

Zwar hat der Verfasser des erwähnten Aufsatzes sich schon zum zweyten Male die Mühe gegeben, der von ihm gefeyerten Schule dadurch den Charakter einer absoluten Allgemeinheit anzustempeln, daß er ohne weiters zu behaupten fortfährt, in den Werken ihrer Meister (worunter durchaus nur zwey Individuen zu verstehen sind) habe sich unter anderem an einem todten Christuskopfe, „die Darstellungsgabe bis an die Grenze des Erreichbaren erschwungen", während Raphael an der Schilderung eines lebenden Christuskopfes „dessen vollendetes Bild außer den Grenzen der Möglichkeit liegt — gleichsam nur — gezeigt hat, wie weit es hierin der bildenden Kunst zu gehen erlaubt ist." Die Schule hat also, wo nicht mehr, doch eben soviel geleistet, als Raphael! — Nicht genug. Daß und wie glücklich die Schule zugleich bemüht gewesen, mit ihren Werken nebenbey auch Buonarotti's Großartigkeit der Form und Gewalt des Ausdrucks und wiederum Correggio's Zartheit und Anmuth, und Poussin's edlen Styl der Anordnung und des Rubens Farbenglut und Schönheit zu verschmelzen; daß und wie ihre Werke allein durch eine überschwängliche Fülle von Schönheiten aller Art, die theilweise aus den besten Schulen gesammelt und hier, gleichsam wie in einem Brennpunkte vereinigt, (nach dem alten: Vis unita fortior) weit pikanter und eindringender hervortreten, und dem Schüler darum mehr genügen müßen, als die Betrachtung und gei-

sige Auffassung der einzelnen Werke jener Meister selbst, aus denen sie zusammengetragen sind; das alles ist und wurde schon früher einmal auf das glänzendste hervorgehoben, um die Behauptung durchzusetzen, daß nicht nur irgend eine Schule in diesem Sinne, sondern daß gerade diese die einzige sey, von der das Heil der Kunst zu erwarten steht.

Es gehört hier nicht zu unserm Zwecke den Ansichten des Verfassers von dem Werthe jener Meisterwerke seiner Schule, die unsrige noch einmal öffentlich entgegenzustellen, da wir uns nicht gerne wiederholen möchten; wir bemerken nur im Allgemeinen hinsichtlich der Verdienste dieser Schule, daß 1) so lang in ihren Werken sich die Breite und Bewegung in Formen und Stellung und das Uebergewicht des Ausdruckes der neuesten französischen Schule — doch nicht mit Erreichung ihres besseren technischen Theils — vorherrschend zeigt; so lang sich das Schwülstige eines Sabatelli, dieses neueren Manieristen unter den Italienern, darin hervorthut, unmöglich von Gediegenheit der Formen und des Geistes jener alten Meister, die zu Vorbildern gedient haben sollen, die Rede seyn kann. Daß 2) eine auf dem Wege der Eklektik bezweckte Allgemeingültigkeit durchaus nichts frommen könne: Einmal der Schule selbst nicht, da sie dadurch nur ein mechanisches Talent der Nachahmung, aber keinesweges eine auf genialer Kraft beruhende Selbstständigkeit ihrer Meister zu erkennen gibt; dann aber noch weit weniger ihren Schülern, in wieferne diese dabey streng angewiesen, gezwungen sind, ausschließend nach einem todten Aggregate von mißlungenen Nachahmungen ihrer Meister, sich selbst zu Nachahmern zu bilden.

Ganz anders verhält sich die Sache, tritt der Schüler unmittelbar vor die Urbilder. Nichts davon zu sagen, daß ihm dort der Geist in seiner ursprünglichen Reinheit völlig ungetrübt und unverfälscht vor der Seele steht, daß er nicht mehr genöthiget ist, ihren Ausdruck und Charakter, ihre Formen und Farben durch die einseitige Brille seiner Schule zu sehen; so steht er durchaus frey, sich selbst eigen, vor ihnen, und je mehr er sich davon angezogen fühlt, desto mehr wird, bey regerer Empfänglichkeit seiner Seele, ihr Geist sich in den seinigen ergießen, desto inniger wird die Belebung, desto völliger die Durchdringung seyn. Wie dann auch später des Jüngers Werke auf diesem Wege denen des Meisters begegnen mögen, es ist nicht todte Nachahmung, es ist Verwandtschaft ihrer Geister, des sie gemeinsam belebenden Prinzipes, es ist des Schülers eigener Lebensfunke nur an der Flamme des Meisters entzündet. So wie dann auch wieder die nothwendige Divergenz beyder auf die Verschiedenheit ihrer Eigenthümlichkeit hinweiset, womit jeder die Natur sieht und fühlt, jeder nach der ihm eigenen Weise in seinen Gebilden der Wahrheit nachstrebt, beyde wahr und der Eine so wahr, wie der Andere, und in der Darstellungsweise, bey gleicher Wahrheit, dennoch wieder verschieden.

Dieß ist der einzige Charakter aller Originalität und zugleich der erfreulichste Genuß der Kunst, immer dieselbe Wahrheit unter stets neuen Formen und Eigenthümlichkeiten der unendlich mannichfaltig sich gestaltenden Geister erscheinen zu sehen.

So erschwang sich auch Raphael, (wir müssen noch einmal auf ihn zurückkommen) zu dem uns bekannten höchsten Grade der Kunst.

Perugino's Schule hatte allgemeinen Ruf, den ihr bisher auch noch keine der neuesten streitig gemacht hat, und dennoch suchte Raphael in ihrer Gültigkeit weder seinen höchsten Ruf, noch die Vielseitigkeit der Anregung und Bildung, er verließ sie, um sich andern zuzuwenden; ja um diese Vielseitigkeit der Anregung zu erzielen und die Blüthe aller seiner Anlagen und Fertigkeiten in's Leben zu rufen, musste er nach Florenz gehn, um dort erst frey und eigenmächtig sich durch geistige Betrachtung auserlesener Werke hoher, herrlicher Meister, zum Höchsten zu erschwingen. Eine unläugbare Thatsache.

Auch in Raphaels eigener Schule — weil man sich doch auf ihn berufen hat — finden wir Bestätigung unserer Behauptung. Mehr als dieser Meister, hat wohl noch keiner die höchsten Kunstlerzwecke umfasst, und keiner war mehr geeignet, allgemeine Begeisterung für sie einzuflößen, und dennoch erhielt sich sein Geist unter seinen Schülern nicht ausschließend rein und unvermischt. Wir gedenken nur des Julio, seines besten Schülers, aus dessen bedeutendsten Werken mehr der Charakter des gewaltigern Buonarotti spricht, als das stillere Gemüth Raphaels, dem sein Geist weniger als jenem verwandt war.

Das sind nun die Früchte verschiedener Eigenthümlichkeit, von der man, wie von der Physiognomie der menschlichen Gesichter, sagen kann, daß sie bey jedem Menschen anders, bald die eine der andern völlig entgegengesezt, bald im Allgemeinen durch unendliche Abstufungen mehr oder minder zu einer unglaublichen Verschiedenheit der Grade nüancirt ist.

Man sage nicht: Wenn es um die Ausbildung der Kunstzöglinge also steht, so wird die Welt bald arm seyn an Künstlern; denn wo finden sich die Genie's, die außer der Schule sich selbst forthelfen können?

Unsere Zöglinge treten nun zwar heut zu Tage keinesweges mehr mit der Universalität raphaelischer Anlagen in die Schule, sie finden dagegen auch keinen Perugino mehr. Aber zu läugnen ist es nicht, daß dennoch Mancher zum Künstler geboren da und dort zur Schule geht, um dessen späteres Fortkommen außer ihr sich die Schule nicht kümmern darf. Freylich findet sich das Genie nicht alle Tage und zu Dutzenden, wie die gemeinen Talente, die mit aller Anstrengung kaum über das Machwerk hinausgehen,

und selbst darin oft nicht einmal die Kenntniß der Schultechnik zeigen. — Aber ein einziges Genie, das sich selbstständig ausbildet, ist uns lieber, als hundert solche Talente, die nie mündig werden und darum auch der Schule bis an ihr seliges Ende bedürfen. An solchen mag sie sich ewig abmühen, sie ewig in ihren Kreis gebannt halten, ihre Werke werden doch immer das servum imitatorum pecus an der Stirne tragen, von welcher Art die Welt schon mehr als zu viel aufzuweisen hat.

Doch ist der Eine oder der Andere ihrer Zöglinge berufen, einmal aus sich selbst zu schöpfen, ist er daher durchaus anders gemüthet, ist seiner Seele eine andere Richtung eingeboren, schweben ihr andere Ideale vor, und kann er sich deßwegen mit den Formen, dem Charakter und Ausdruck eben so wenig, als mit der Palette der Schule befreunden: so lasse sie ihn in Frieden ziehen. Denn es kann ihm an ihren Werken weder ihre geistige noch mechanische Eigenthümlichkeit zur treuen Nachahmung etwas gelten. Nicht die erste, weil sie (als Eigenthümlichkeit eines Andern) doch nie die Seinige werden kann; nicht die zweyte, weil sie, als fremdes Eigenthum, an ihm nur als todte Nachahmung und Manier geachtet werden müßte.

Es soll aber der Künstler — als solcher — in seinen Werken überhaupt nur sich selbst, nicht seiner Schule angehören, seine Gebilde sollen seinen eigenen Namen, nicht den seines Meisters tragen. Hätte sich aber Raphael in dem Kreise seines Lehrers Vanucci ewig herumtreiben müssen, so wäre er zuletzt Vanucci, aber nicht Raphael geworden.

Darum müsse sich eine Schule (wenn sie anders sich selbst recht versteht) nie den eitlen Gedanken beygehn lassen, die Kunst an sich, und noch oben drein auf dem Wege der Nachahmung ihrer Werke lehren zu wollen; da es doch eigentlich nur der Zweck ihrer Bestimmung seyn kann, das Mechanisch-Technische der Kunst nach seinem Umfange zur Fertigkeit der Zöglinge zu bringen. — Wie diese alsdann das Erlernte auf ihre eigene Weise benützen, daraus ihre Formen bilden, wie sie dieselben ordnen, bewegen und als Künstler mit dem eigenen Funken ihres Geistes beleben wollen, das überlasse sie ihnen ganz, denn das ist und bleibt ihre Sache. Die Schule gestatte ihnen darum auch frühzeitig einen Spielraum, worin ihr Geist mit Freyheit sich regen, hören, sehen, fühlen kann, wie und wo es seiner Individualität am Besten zusagt. Ist der Geist der Wahrheit in ihnen, so sind sie zu Künstlern geboren, und die Schule hat mit dem Unterricht das Ihrige an ihnen gethan. Im Weitern wird sie jener Geist sicher leiten und ihren Zweck nimmer verfehlen lassen. Ist er aber nicht in ihnen, wie vermag die Schule das zu geben, was eine Gnade, ein freyes Geschenk des Himmels ist, und dessen so Manche selbst bedarf.

Wir können übrigens nicht schließen, ohne noch die erfreuliche Bemerkung zu machen, wie sehr sich in unbefangenen, von verschrobener Kunst-Theorie freyen Gemüthern der bessere Geschmack in diesen Tagen unter uns hervorgethan, und durch aufmerksame Betrachtung die wesentlichste Theilnahme jenen Werken (des Stubenfleißes) geschenkt hat, die entweder durch anspruchlose Einfachheit, ruhigen, gesezten Styl und durch den nüchternen Ausdruck einer tief angeregten Empfindung — oder durch geistreiche Auffassung von Naturscenen mit all dem Zufälligen ihres Daseyns, durch die Wahrheit ihrer interessantesten Momente und das Geniale ihrer Darstellung Herz und Auge an sich zogen.

Durch den Ankauf vieler dieser Werke und die noch zahlreicheren Bestellungen auf ähnliche, bewährte sich dieser bessere Geschmack zugleich in den Gemüthern gegründet.

Mailand.

Von dem rühmlich bekannten Werke: Raccolta di varie Scene eseguite da più celebri pittori teatrali in Milano hat der Kupferstecher Stucchi den 16ten Fascikel (9 Scenen enthaltend) herausgegeben, und den ersten Theil, welcher 100 Tafeln enthalten sollte, geschlossen.

Der genannte Künstler will nun, da er von allen Seiten aufgefordert und unterstüzt wird, im zweyten Theile die besten Vorhänge der vorzüglichsten Theater Italiens hinzufügen, und verspricht größere Kupfer, und in diesen das genaueste Detail. Die Pränumeration kostet für das Heft (das nun bloß 5 Kupfer enthalten soll) 2 Lire 50 Cent. für schwarze, und 3 L. 50 Cent. für colorirte Tafeln.

Alle Kunsthandlungen Mailands, so wie der Herausgeber Stucchi (wohnhaft al Ponte Vetro Nr. 2225) nehmen Abbonnements an.

Der Professor der Architektur, Carlo Amati, in Mailand, kündigte unlängst ein interessantes Werk unter dem Titel: Antichità di Milano an, worin er auf 17 Tafeln (mit angehängtem Commentar) das Resultat einiger Nachgrabungen am Corso der Porta Nuova, und anderer bey der Porta Orientale bekannt zu machen verspricht. An beyden Plätzen fanden sich nämlich alte Marmors mit auserlesenen Architektur- und Skulptur-Verzierungen, welche der Autor auf das sorgfältigste untersucht und beschrieben hat. Wer es weiß, daß Mailand im 4ten Jahrhundert durch die Menge prächtiger Triumphsäulen, Kirchen, Theater, Ehrenbogen u. s. w., welcher Ausonius umständlich in seinen poetischen Werken Erwähnung thut, eine würdige Nebenbuhlerin Roms geworden, und wem es bekannt ist, daß die bisher gekannten Antiquitäten dieser Stadt nicht den Charakter eines Zeitalters tragen, das bis zum Jahrhundert des Maximian hinaufgeht, dem wird dieses Unternehmen um so mehr Freude machen, als die Kunstgeschichte bisher noch keinen Beweis enthielt, daß die durch Vitruv verherrlichten architektonischen Grundsätze und römischen Manieren, so wie dieselben Meisel, welche die Triumphbogen Augusts und Trajans bearbeiteten, auch in dieser Hauptstadt so glücklich geübt wurden. Am Ende sind noch weitere 8 Tafeln angehängt, auf welchen verschiedene mit Inschriften und Figuren gezierte antike Steine gezeichnet stehen. Der Herausgeber wird nur 350 Abdrücke veranstalten, und bis künftigen Julius seine Zusage erfüllen.

Nro. 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. Januar 1821.

Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerley Gewürm nach seiner Art. — Und Gott sahe, daß es gut war. —

Mosaische Schöpfungsgeschichte.

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Der Academie des Sciences vorgelegt, den 28. Februar 1820 von Chabrier.)

In den meisten Werken, welche von der Bewegung der Thiere handeln, wird auf die dabey mitwirkenden mechanischen Kräfte wenig oder keine Rücksicht genommen; und diese sind es doch, von welchen allein die verschiedenen Arten und Modifikationen der Bewegungen abhängen. Zu diesen Kräften gehören besonders die verschiedenen Arten des Hebels; ferner die Elastizität, welche durch die Schwere des Körpers, bey der Einwirkung der Muskeln auf die Knochen, so sehr in Betracht kommt; und endlich die Centrifugalkraft. Wie groß bey den Bewegungen unsers Körpers der Einfluß der Elastizität der Knochen und Bänder ist, zeigt sich unter andern besonders an den langen Knochen der untern Extremitäten, welche nicht blos Hebel, sondern wahre elastische Federn sind; und nur so werden sie in den Stand gesezt dem Einfluß, der Beugemuskel und dem Druck der obern Theile zu entsprechen, ihre Wirkung fortzupflanzen, sie ins Gleichgewicht mit dem Widerstand des äußerlichen Stützpunktes zu bringen, und auf diese Art die Schnelligkeit der Bewegung und die beschleunigende Kraft der Streckmuskeln zu vermehren, wodurch die zur Ueberwindung der Schwere bey den, zu der fortschreitenden Bewegung erforderlichen Bewegungen der Glieder nöthige Centrifugalkraft erzeugt wird.

Die fortschreitenden Bewegungen des Menschen und der Thiere sind begründet: 1. auf die Muskelkraft, die nach der Willkür des Thieres den Impuls gibt; 2. auf das Verhältniß der Kräfte zu der Schnelligkeit und der Masse; 3. auf die Schnelligkeit der Bewegung, die zum Theil auf den Wirkungen der Elastizität beruht; 4. endlich auf dem Resultat des Widerstands des innern und des äußern Stützpunkts; welches Resultat verschieden seyn muß nach der Stellung, der Masse, dem Umfang, der Form dieser Theile, und nach der Schnelligkeit ihrer Bewegungen.

Mittheilung der Bewegung in den elastischen Körpern.

Wenn zwey elastische Körper sich berühren, so pflanzt sich die Bewegung nach einer oder nach verschiedenen Richtungen fort.

Das gespannte Seil ist dem Seiltänzer nur in sofern nützlich, als es die seinen Knochen für so heftige Bewegungen fehlende Elastizität ersezt, und dieß um so mehr, je länger und stärker gespannt das Seil ist.

Eine gespannte und plötzlich losgelassene Feder springt mit einer unendlich größeren Schnelligkeit in ihre vorige Lage, als die war, womit sie aus derselben gedrückt (gespannt) wurde, und diese vermehrte Schnelligkeit vermehrt die Kraft der Bewegung bedeutend, (nach der bekannten Regel der Mechanik) so ist leicht einzusehen, wie sehr es bey der

Kraft der Bewegung auf die Elastizität der Theile ankommt.

Wenn ein Theil eines elastischen Körpers in der Ausdehnung nach einer Seite gehemmt ist, so äußert sich die elastische Kraft nach der entgegengesezten freyen Seite hin, und die Schnelligkeit der Bewegung wird durch den Gegenstoß noch vermehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Fortsetzung.)

Wie wirst Du, ist mein lezter Brief in Deine Hände gekommen, erstaunen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorgestern mit Sidonie, mit diesem Ideal meiner Jugendträume verlobt und unendlich glücklich bin. Sie war jedoch meine erste Liebe und da man in der zweyten Geliebten eigentlich immer nur die erste fortliebt, so wirst Du Dir diesen Dir gewiß unerwarteten Wandel meines Herzens in seiner Wahl, als Menschenkenner leicht erklären können. Wer hätte sich auch träumen lassen, daß der Himmel mir in diesen Felsenthälern die Hochgefeyerte, die Dichterfürstin unsrer Zeit entgegen führen würde! Wenn ich das nicht als einen Wink des Schicksals, ihr Herz und Leben zu weihen, zu ehren verstanden hätte, so wäre ich ja gar nicht werth, daß mich das Schicksal eines solchen Winkes gewürdigt hätte.

Doch Du wirst wissen wollen, wie sich das Alles begeben hat, und so erfahre denn die wundersame Geschichte Deines glücklichen Freundes.

Wir waren von einem tief im Gebirge wohnenden Freund Paulmanns zu einem Besuch auf seinem Landgut geladen, dessen schöne, romantische Lage mir Dorothea oft mit Begeisterung gerühmt hatte. Die kleinen zweyräderigen Fuhrwerke, deren man sich hier allgemein bedient, sind ohne Rücksitz, und so fuhr Paulmann mit seiner Frau, ich mit Dorothea. Nur eine kurze Stunde waren wir gefahren, als die Gegend allmählig wilder und wilder wurde. Die äußern Felsenmassen begannen gen Himmel auf zu starren, wie das Gerippe einer Welt, das erst des Augenblickes harrte, der es mit Leben und Schönheit bekleiden solle, allein diese Wildheit hatte eine Größe der Erhabenheit, von der die Seele mächtig ergriffen wurde. Hier sang kein Vogel, hier blühte keine Blume, der Adler umkreisete diese düstre, furchtbare Einöde. Unser Gespräch stockte, ich drückte schweigend Dorotheens Hand an mein Herz. Plötzlich spaltete sich die Felsenwand vor uns, Fichten und Tannen dunkelten jenseits auf aus den Spalten und Klüften bis hinauf zum Gipfel der Felsen, und erhoben das frische, unbeschreiblich glänzende Grün der dazwischen liegenden Thäler und Wiesen, deren klare Seen die Schönheit dieses Anblicks erhöheten. Wir waren erst gegen Abend ausgefahren, um die Schönheit der Nacht zu genießen. Die Sonne sank jezt und die Felsen, hinter denen sie verschwand, erglühten purpurfarbig, während der Mond sein goldnes taghelles Licht auf die Gegend goß. Unvergleichlich schön, ein himmlisch lichtes Aethermeer ist dieser blaue Nachthimmel des Nordlands, und die Silberstrahlen seiner Sterne wiegen uns in jene sanfte Melancholie ein, die die Phantasie beflügelt und die Seele erhebt. Eine solche, Frieden und Liebe athmende, alle Sinne bezaubernde Nacht hatte ich noch nie erlebt — und wie nun als Sonnenbote der erste, frische Morgenhauch durch sie hin säuselte, die höchsten Wipfel der Fichten sich leise wie erwachend regten, und die Vögel, die in ihnen schlummerten, zu wecken schienen, da hob sich mein überseliges Herz empor zu dem großen Urheber der Natur, der uns für dies flüchtige Leben den vergänglichen Schmerz und die ewige Liebe gegeben hat. — Leichte silberne Duftwölkchen schwammen vor dem Purpur des glühenden Morgenrothes her — ich lauschte der kommenden Sonne entgegen mit jedem Seelensinn und wagte, Dorotheens Hand drückend, kaum zu athmen — sie kam endlich und die schönste Feyer ihres Erscheinens war die Thräne andachtsvoller Wonne in Dorotheens Auge — und wie ich sie nun an mein Herz zog und diese Thräne ihrem Auge entküssend, sie vor der Sonne, dem Auge des allsehenden Gottes, fragte, ob sie mein seyn wolle für Zeit und Ewigkeit und wie sie nun, das Haupt an mein Herz legend, in Thränen ausbrach, so schön, daß Engel sie weinen könnten und die Hand gen Himmel emporhebend, flüsterte: hier und dort! — o Ferdinand, da verstummte Dein Freund vor Seligkeit und nur seine Thräne war sein Gelübde und sein Gebet. —

Frage mich nicht, wie vieler Zeit ich bedurfte, ehe ich zum klaren Bewußtseyn der Sicherheit meines Glückes kam; Dorothea an meinem Herzen und in meinen Armen, gab es für mich kein irdisches Zeitmaß mehr. Sie aber richtete sich aus dieser Umarmung auf und mich süßlächelnd und erröthend anblickend, nannte sie mir fragend, zweifelnd Sidoniens Namen. Ich sagte ihr nun, wie ich mich der Liebe zu dieser schon lange als eines täuschenden Jugendtraumes bewußt geworden sey, und wie ich in ihr nun in vollster Wahrheit der Empfindung all das Herrliche und Beseligende liebe, was mein Herz in seinen Liebesahnungen und seiner Sehnsucht früher in Sidonie zu finden gehofft habe; wie mir in ihr ein viel reineres Bild von Frauenhuld und Frauenwerth sichtbar geworden sey und wie nur sie, nur meine geliebte, meine angebetete Dorothea auf dem ganzen Erdenrund die Einzige sey, von der mir wahres, tief empfundenes Erdenglück kommen könne. Dorotheens Augen füllten sich mit Thränen — so ist denn, sagte sie, der erste

und theuerste Wunsch meiner Seele erfüllt, es ist mir gelungen, den Mann meiner Seele mir selbst untreu zu machen und ich verdanke den Besitz seines Herzens keiner äussern Zufälligkeit, keinem Irrglanz der Berühmtheit und des Geistes, sondern nur dem, was ich in unverfälschter Wahrheit meines eigensten und innersten Seyns bin und ihm ewig zu bleiben hoffen darf. Ich selbst bin es, Julius, die unter dem als Schriftstellerin angenommenen Namen, Sidonie, auf Deine Phantasie einen Eindruck machte, der wahrscheinlich dem Glück unsrer Herzen seine Wahrheit und Reinheit getrübt haben würde, wenn Du mich als Sidonie aufgesucht, als Schriftstellerin kennen gelernt und um mich geworben hättest.

Ueberraschter, als ich es Dir zu schildern vermag, staunte ich sie an. Um Dir das Räthsel zu lösen, fuhr sie fort, wie Du mich, die Du in Deutschland glaubtest, hier in den Felsenthälern Norwegens findest, muß ich Dir einen flüchtigen Umriß meines Lebens entwerfen. Ich bin nicht Mariens Schwester, aber unsre Väter waren Brüder, unsre Mütter Schwestern und wir sind Beyde an einem Tage geboren. Inniger kann keine Familie vereint seyn, als die unsrige es war, und da wir in einer kleinen Stadt in Hinsicht des Umgangs fast ganz auf uns beschränkt waren, so befestigte die Gewohnheit des ungestörten Zusammenlebens das Band unsrer Herzen von Jahr zu Jahr inniger. Von Jugend auf zeigte ich Talent zur Dichtkunst; meine Lieben erfreuten sich daran, ohne es aufzumuntern, und meine Mutter bemühete sich, mir Grundsätze einzuflößen und mir Gewohnheiten anzubilden, die mich auch in reiferen Jahren davor schützen konnten, auf mein Talent eitel zu werden. Kaum funfzehn Jahr alt verlor ich meine Eltern; sie hinterliessen mir kein Vermögen, aber von Mariens Eltern aufgenommen, war mir das Glück treuer Elternliebe noch nicht verloren. Marie und ich hatten gemeinschaftlich eine schöne Kindheit verlebt; auch unsre ersten Jugendjahre waren schön; die Trauer um den Verlust meiner Eltern veredelte uns und lehrte uns tiefer empfinden. Einsam von außen, entfaltete sich unser inneres Leben im Umgang mit Gott, mit der Natur, in der Liebe, die uns an unsre Eltern und an einander band. Im neunzehnten Jahre wurden wir Waisen. Eine Tante von uns, die in Königsberg lebte, erbot sich, eine von uns an Kindesstatt annehmen zu wollen, da ihre Lage es ihr nicht verstattete, bey uns Beyden Mutterstelle vertreten zu können, und das Schicksal selbst entschied, daß Marie zu der Tante gehen solle, indem es mir eine andere Versorgung anwies. Ich hatte mich in den beyden lezten Jahren an eine größere Dichtung gewagt und Olga vollendet; der Prediger unsers Wohnortes hatte sie ohne mein Wissen drucken lassen und mir dadurch die Gunst der Herzogin von K. erworben. Diese vortreffliche Frau erkundigte sich bey dem Verleger nach der Verfasserin; dieser, der meinen wahren Namen nicht wusste, wandte sich an den Prediger, von dem er das Manuscript erhalten hatte, und durch diesen, von meinen Verhältnissen unterrichtet, berief mich die Herzogin als Vorleserin zu sich. Ich sage Dir nichts von dem Schmerz der Trennung, den Marie und ich empfanden; allein so tief er auch war, so blieb doch der Gedanke, daß wir nun die Welt sehen und kennen lernen sollten, nicht ohne Einfluß auf unsern Sinn. Mit großen Erwartungen von ihr kam ich in der Residenz an. Olga hatte mir eine Berühmtheit erworben, von der ich in meiner bisherigen einsamen Verborgenheit keine Ahnung gehabt hatte. Die Herzogin nahm mich mit ehrender Güte auf; Alles drängte sich zu mir, in jeder Zeitschrift fand ich mein Lob, jeder Posttag brachte mir von irgend einem Buchhändler eine Aufforderung ihn zum Verleger zu wählen, oder von irgend einem berühmten Schriftsteller, einer berühmten Frau eine schmeichelhafte Einladung an diesem oder jenem literarischen Unternehmen Theil zu nehmen. Meine Jugend, meine Anspruchlosigkeit bewahrten mich vor dem Unglück beneidet zu werden; edle Menschen traten mir freundlich entgegen, Gebildete suchten mich auf, und in den drey Jahren, die ich am Hofe der Herzogin verlebt habe, hat mich keiner der Dornen verlezt, die so oft auf der schriftstellerischen Laufbahn Eitelkeit und Herz verwunden. Desto nachtheiliger war der Einfluß dieser Verhältnisse auf mein inneres Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München den 9. Jenner.

(Fortsetzung des Berichts der Brasilischen Reisenden.)

Hier in den niedrigen Kalkgebirgen, welche den Rio de S. Francisco in seinem Laufe begleiten und viele Höhlen in sich schließen, glückte es den Reisenden, viele Bruchstücke von dem antidiluvianischen Elephanten-artigen Faulthier (Megatherium) aufzufinden. Die bisher gesammelten Schätze wurden nach einiger Zeit den Fluß abwärts nach Malhada, dem Gränzort der Capitanie von Bahia, vorausgeschickt, während die Reisenden selbst über den Strom sezten und in der, beynahe nur von Unzen, Schlangen, Araras und Papagayen bewohnten Einöde auf die hohe Ebne (Chapada) von Paranán in der Capitanie von Goyaz vordrangen. Von hier ist es, wo der große Tocantins, nördlich durch die Capitanien von Goyaz und Para dem ungeheuren Amazonenstrome zufließt. In kurzer Zeit wäre es den Reisenden möglich gewesen, auf diesem Strom nach Pará zu schiffen, allein aus vielen Gründen zogen sie es vor, von hier gegen Osten nach der Stadt Bahia durchzubrechen, um die bisherige reiche Ausbeute an Thieren, Pflanzen und geognostischen Sammlungen von dieser Seestadt aus nach Europa zu senden. Nicht ohne Ueberwindung wurde dieser Plan ergriffen, die vorausgeschickten Sammlungen am Rio de S. Francisco wieder aufgenommen, und der eben so gefährliche als lange Weg nach Bahia angetreten. Nachdem die beyden Naturforscher in die Capitanie von Bahia eingetreten waren, erschreckte sie die Nachricht von einer fast beyspiellosen Dürre und Wassermangel, welcher die ohnehin gefährlichen Wege durch das Innere der Capitanie unzugänglich gemacht und alle Verbindung mit der Hauptstadt unterbrochen habe. Ganze Heerden von Schlachtvieh oder mit roher Baumwolle, dem wichtigsten Erzeugniß am Rio de S. Francisco, beladener Maulthiere waren gezwungen, an die etwas frischeren Ufer jenes Stromes zurückzukehren. Nur ein fester Entschluß konnte in dieser mißlichen Lage retten; unsre Reisenden machten deshalb in den stärksten Eilmärschen durch diese trockne Wüsteneyen, indem sie den Lastthieren, so wie sich selbst, den brennenden Durst mit Zucker zu lindern suchten. Unter den mannigfaltigsten Gefahren und Strapatzen und fast mit dem Verlust ihrer ganzen Karawane, erreichten sie am Ende des Novembers 1818 die Stadt Bahia, gewöhnlich auch S. Salvador genannt. Von hier aus wurde denn die dritte sehr zahlreiche Sendung nach Deutschland abgeschickt. Die Reisenden machten darauf eine Seereise nach dem Rio dos Ilheos, 30 Meilen südlich von Bahia, von wo aus sie einige Tagereisen in die Wälder drangen, um einige dort hausende Indier-Stämme zu beobachten und sich mit der herrlichen ewiggrünen Vegetation der dortigen Urwälder bekannt zu machen.

Von dort kehrten sie, fast immer längs des Meeres, zu Fuß nach Bahia zurück. Es war nun Zeit geworden, nochmals in das Innere zu dringen, um ohne Gefahr vor kalten Fiebern am Rio de S. Francisco die Reise nach Maranhao fortzusetzen, obgleich die Gefahr wegen Dürre und Trockenheit des zu durchreisenden Landes, in dem es seit drey Jahren nicht geregnet hatte, noch fortdauerte. Während alle andere Karavanen noch regnerische Witterung abwarteten, brachen die Naturforscher mitten durch diese Gefahren, und wären auch glücklich den Uebeln, welche Wasser- und Futtermangel verursachten, entgangen, hätten sie es nicht für unerläßlich erachtet, mitten in den Gebirgen, wo die größte Trockenheit herrschte, einen angeblichen Silberblock aufzusuchen. Sie waren so glücklich, an den Ort zu gelangen, wo dieser Metallblock liegt, und fanden zu ihrem Erstaunen einen mehrere hundert Arroba's schweren Koloß von Meteor-Eisen. Die größten Stücke, welche davon mit außerordentlicher Mühe abgeschlagen werden konnten, sind 1 Schuh lang und werden in dem königl. Kabinet zu München aufbewahrt. So glücklich auch der Erfolg dieses Unternehmens in wissenschaftlicher Hinsicht war, so unglücklich war er in Beziehung auf die Karavane der Reisenden, indem sie von der Seiten-Digression zurückkehrend mehr als die Hälfte ihrer Lastthiere theils durch giftige Kräuter theils durch Futtermangel getödtet fanden. Mit der möglichst größten Eile suchten sie den Ueberrest der Karavane zu retten, indem sie nach Joazeiro an die wasserreichen und grünenden Ufer des Rio de S. Francisco vordrangen. Die Karavane wurde hier von neuem organisirt, und der angefangene Reisezug fortgesezt. Man passirte den Strom und trat in die Kapitanie von Pernambuco ein, welche auf ihren grünen Fluren den Ermüdeten einige Rast gestattete. Immer weiter gegen Norden führte der Weg von hier in die Capitanie von Piauhi, deren hügelige salzreiche Grasfluren zahlreiche Heerden des trefflichsten Rindviehs nähren. An der nördlichen Gränze dieser Provinz, nachdem sie den Rio Parnaiba passirt hatten, erlagen unsre Reisenden den bisher erduldeten Mühseligkeiten und dem feindlichen Einfluß der feuchten wasserreichen Gegend. Beyde erkrankten und wurden in einem bedauernswerthen Zustande, ohne gegenseitige Sorge für einander haben zu können, über 20 Meilen weit in Hangmatten von Negern fortgetragen. Erst in Aldeas Altas, dem Gränzflecken der Capitanie von Maranhao, erholten sie sich so weit, um auf dem Fluße Itapicurú die Reise nach der Insel Maranhao fortsetzen zu können, wo sie am Ende des Monats Juni 1819 ankamen. In der Stadt San Luiz nahm der dortige englische Konsul unsre noch fieberkranken Reisenden in seine Wohnung auf und pflegte sie mit der edelsten Gastfreundlichkeit unter den ebenso litterärischen als gefühlvollen Aeußerungen, daß Männern, die sich zum Besten der Menschheit aufgeopfert hätten, die redlichste und sorgfältigste Theilnahme nicht entstehen dürfe. Von Maranhao ward die vierte Sendung nach Deutschland besorgt und unsre Naturforscher verließen, kaum hergestellt, diesen gastfreyen Aufenthalt, um sich nach Pará an der Mündung des Amazonenstromes zu verfügen, für dessen Beschiffung gerade jezt die vortheilhaftesten Monate August — Dezember eintrafen. Ihre Reise zur See von Maranhao bis Pará war glücklich genug, indem sie am sechsten Tage, den 27. Juli dort eintrafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom 1. Januar.

Thorwaldsens Rückkehr nach Rom ist am 28. v. M. bey einem Gastmahl von 130 Gedeck von Künstlern und Freunden dieses Heroen der Kunst aufs höchste gefeyert worden. Einer unsrer Landsleute dichtete folgende, an kein Kunstverdienst Anspruch machende, aber die Empfindung Aller aussprechende Zeilen, die Kocher, ein genialer hier auch anwesender würtemberger Tonkünstler, in Musik sezte.

Lächle deiner Freund' Empfang,
Die hier um dich, Alle,
Ihre Freude mit Gesang
Waffnen, daß sie schalle;
Hör nach langer Trennung Zeit
Unsern Gruß im Liebeskleid!

Rief dich wohl das Land hinweg,
Deiner Jugendschritte,
Wo dir theuer Weg und Steg
Baum und Bach und Hütte;
Hier zum großen Vaterland
Führte dich der Musen Hand.

Musen hört der Freunde Lied,
Grazien lächelt milder,
Wo sein freundliches Gemüth
Schuf der Freunde Bilder.
Hört es, wo auch euer Bild
Ihm aus reichen Händen quillt;

Denn sie schmeichelten dem Nord
Süß dich anzuweben.
Froh um deine Wiege dort
Pflegend herzustehen.
Lockten dann mit holdem Wort
Dich zum Lieblingshimmel fort.

Lehrten nach dem Urgesez,
Sinn der Welt dich bilden,
Auf dem Pfad des Phidias,
Wo in Glanzgefilden,
Sang Homer und Sophokles,
Plato sprach und Sokrates.

Milde lößte sich das Band,
Das dich früh gehalten,
Nun schaffst du ein Jugendland
Hier in Glanzgestalten,
Hier, wo in der Musenwelt
Freund den Freund am Busen hält.

Dieses freundliche Lied wurde beym Mahle gesungen, an dessen Schluß der Kronprinz von Dännemark erschien und seinen Landesmann bewillkommte, welches dann dieses Fest noch mehr verherrlichte. — Wenn die Neapolitaner uns in Ruhe lassen, so wird dieser Winter sehr angenehm in Rom seyn. Thorwaldson's Rückkunft und die vielen Bestellungen, so er überkommen, bringen neuen Schwung in das Kunstleben, und die große Zahl der Fremden belebt Rom außerdem noch gar sehr. Wenn gleich hier die Sculptur jezt einen entschiedenen Vorsprung vor der Mahlerey erhalten, so ist das Bestreben der Vervollkommnung auch dieses Zweiges der Kunst unverkennbar, und kann man mehrere wackre Künstler nennen, die in den lezten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht haben. Unter den Franzosen verdient Wicar vor allen andern genannt zu werden. Dieser Mann, einer der größten Kenner der Malerey, die wohl je gelebt haben, ist wirklich ein trefflicher Historien-Maler, und sein leztes schönes Bild — Octavia, die bey der Vorlesung der schönen Episode des Todes des Marcellus in Ohnmacht fällt, für den Marchese Sommariva in Mailand, wird gewiß jedem Kenner Vergnügen gewähren. Der herrliche Genre-Maler Granet arbeitet jezt an einem schönen Bilde für den König von England, welches alle seine Vorgänger hinter sich lassen wird. Chauvin liefert schöne Veduten.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. Januar 1821.

Länder- und Völkerkunde.

Lettres sur quelques Cantons de la Suisse, écrites en 1819. Paris, Nicolle, 1820. 494 Seiten in 8. mit einer Vignette die das Hospitium auf der Grimsel darstellt.

Lettre à Mr. R*** R., membre de l'Institut, Professeur d'Histoire et Censeur royal, auteur des Lettres sur quelques Cantons de la Suisse. Paris, Paschoud. 1820. 24 S. in 8.

(Beschluß.)

In Thun traf Hr. Rochette gerade während der Eröffnung oder dem ersten Lehrcurs der dort errichteten eidgenössischen Artillerie-Schule ein; er wollte dieselbe aber nicht sehen, weil ihm die ganze Anstalt und überhaupt das Streben mehrerer Cantone, den Militärgeist zu heben, durchaus mißfällt, indem er darin das auf die Schweiz übergetragene Grundverderben der europäischen Staaten, und die Zerstörung ihres Nationalgeistes erblickt, und dafür hält, mit gleichen Waffen kämpfend, werde die Schweiz dem mächtigern Feind nie die Stirne bieten können, sie müsse dafür zu eigenthümlichen ihre Zuflucht nehmen. Schon den Central-Unterricht der Milizen in den Hauptstädten der Cantone tadelt er, weil dabey an Sittlichkeit der Recruten mehr verloren geht, als durch Geschicklichkeit gewonnen werden mag. Dafür will er nicht blos alte Eintracht und einfache Sitten hergestellt wissen, sondern er empfiehlt auch in vollem Ernst die Rückkehr zu den alten Waffen: die Armbrust soll statt der Flinten dienen, und Felsstücke von den Bergen herabgerollt, sollen die Artillerie ersetzen. Diese Betrachtungen führen den Reisenden zu anderen, welche die Bundesverhältnisse der Cantone überhaupt betreffen. Er, der wenige Blätter zuvor keine Central-Militär-Anstalten haben will, möchte hingegen auch einen engeren politischen Verband; das Vermittlungswerk Napoleons ist ihm ein Werk schlauer Arglist und einer verschmitzten Staatskunst, das der Wiener Congreß hätte auflösen sollen, statt dasselbe fester zu begründen und durch Hinzufügung fremdartiger Bestandtheile noch schlechter zu machen, als es zuvor war. Die Neutralität der Schweiz, versichert er, werde nur so lange beachtet bleiben, als die fremden Mächte ihren eignen Vortheil dabey finden, und in der Verfassung der Eidgenossenschaft sey nichts enthalten, was sie gegen auswärtige Feinde schützen könnte. Wenn dem wirklich so wäre, dann würden doch gewiß auch die Nationalfeste, deren Stiftung der Tagsatzung von ihm empohlen wird, ein sehr ohnmächtiges Rettungsmittel seyn.

Treffender und gründlicher sind seine Betrachtungen über den fremden Kriegsdienst der Schweizer. Er erklärt sich gegen denselben, aber keineswegs im Geiste derjenigen seiner Landsleute, denen die Schweizertruppen verhaßt sind. Er hält vielmehr dafür, es sey der Schweizerdienst in seinem Ursprung und Fortgang für Frankreich jederzeit ehrenvoll und wohlthätig gewesen; eben aus dem Standpunkt der Schweiz betrachtet, erscheint ihm eben dieser Dienst weder rühmlich noch vortheilhaft, und mit republikanischen Sitten wie mit dem Geiste der Freyheit unverträglich. Er glaubt auch nicht, daß das Uebermaaß der Bevölkerung wirklich vorhanden sey, womit man in älteren und neueren Zeiten den capitulirten Dienst vertheidigen wollte, weil ja doch noch so viel öder Boden, so viele unbenutzte Quellen des Arbeits- und Gewerbsfleißes im Lande zu finden sind.

In der neuen Verfassung von Luzern weist der Reisende den vorherrschenden oligarchischen Geist nach. Die kindische Eitelkeit des Abbé Raynal, welcher den Helden der Schweizerfreyheit ein bald hernach vom Blitz zerstörtes Pygmäen-Denkmal errichten ließ, wird mit treffendem Spotte gezüchtigt. Die Fernsichten des Rigi und ihre Wechselerscheinungen sind meisterhaft geschildert. Daß in der 1769 neuerbauten Kirche zu Schwytz die Kanzel von Marterbildern der drey Reformatoren, Luther, Zwingli und Calvin getragen werde, und daß Zürich, um die böse Last seinem Zwingli abzunehmen, 40,000 Gulden vergeblich anerboten habe, war dem Ref. ganz unbekannt und dürfte wohl auf einem Mißverstand beruhen. Gleich apocryphisch ist der Bericht von der neuerlichen Aufhebung der Preßfreyheit in Schwytz und Uri, „weil, wo jedermann alles Gute sagen

und alles Löbliche thun dürfe, die Preßfreyheit entweder unnütz oder schädlich sey." Ohne die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung untersuchen zu wollen, bemerken wir nur, daß sie dem Hrn. Rochette angehört, und keineswegs den Regierungen von Uri und Schwytz, die weder zu Einführung noch zu Aufhebung der Preßfreyheit jemals Decrete erlassen haben, aus dem ganz einfachen Grund, weil auf ihrem Gebiet keine Druckpressen vorhanden sind.

Lausanne und der Canton Waadt haben sich einer grossen Vorliebe unsers Reisenden zu erfreuen, über die er sich selbst gewissermaßen wundert, indem er mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen gewesen zu seyn eingesteht. Aber Lausanne erscheint ihm als die schönste unter den Schweizerstädten, welche er gesehen hat, in dem Canton erkannte er den zunehmenden Wohlstand, und der gute Gebrauch, den dieser von seiner neuen Freyheit macht, versöhnt ihn sogar mit den Vorfällen von 1798, und er wagt vollends eine Vergleichung der Befreyung der Waldstätte vor fünfhundert Jahren mit der Befreyung der Waadt vor einigen und zwanzig Jahren; er rühmt die weise Mittelstraße zwischen den Extremen, welche die Regierung eingeschlagen hat, so wie der Waadtländer Frömmigkeit und reine Sitten, „die man in unserem aufgeklärten Jahrhundert gar nicht in dem Maaße erwarten dürfte"; die Fortschritte des Militärgeistes und des Kunstfleißes sind es einzig nur, welche ihn für die Waadt einigermaaßen besorgt machen.

Einen seltsamen Contrast mit den vorhergehenden Briefen bildet der lezte aus Genf. Diese gewerbsame und reiche Stadt darf überhaupt ihren Ruhm nicht in französischen Reisebeschreibern suchen. Vor sechzig Jahren schrieb der Chevalier de Bouflers in den Briefen aus der Schweiz an seine Mutter: „Genève est une grande et triste ville, habitée par des gens qui ne manquent pas d'esprit, et encore moins d'argent, et qui ne se servent ni de l'un ni de l'autre." Und jezt schreibt Hr. Raoul-Rochette: „A peine entré dans cette ville, j'aurois voulu m'en eloigner; j'aurois peine à dire, lequel m'a deplu davantage, de Genève, ou du peuple qui l'habite." Der bittere und heftige Tadel aller politischen, religiösen, sittlichen und geselligen Verhältnisse des genferischen Gemeinwesens, welcher den ganzen Brief füllt, entspricht diesem Eingang und schließt mit der schnöden Behauptung: die Genfer sprechen verächtlich von den Schweizercantonen und fühlen sich durch die Vereinbarung mit der Schweiz herabgesezt; auch begreift er (Hr. Raoul-Rochette) wirklich gar nicht, warum der Wiener Congreß sie nicht eher zu Savoyarden gemacht habe.

Die Briefe über einige Cantone der Schweiz erschienen ungefähr gleichzeitig mit der Ernennung ihres Verfassers zum königlichen Censor, und ein über den seinen Mitbürgern durch leichtfertige Verläumdungen angethaner Schimpf entrüsteter Genfer (der Professor der Rechte, Hr. Rossi), hat in der Lettre à Mr. R*** R., den unbesonnenen Tadler ernst und kräftig zurechtgewiesen. Mit Recht nennt er den Brief über Genf ein Libell, das dem Censor, welcher Libellisten-Unfug verhüten sollte, zum doppelten Vorwurfe gereichen muß. Die Abfertigung der kränkendsten Anschuldigung lautet also: „Ihre Grobheiten und Schimpfreden (so drückt sich Hr. Rossi aus) begleiten Sie mit unbegreiflichen Anklagen. Sie sagen: die Genfer reden verächtlich von denjenigen Schweizercantonen, welche annoch am Glauben wie an der Freyheit ihrer Väter fest halten und die nicht geistreich genug sind, um alljährlich ihre Verfassung zu ändern; mit einem Wort, sie fühlen sich durch ihre vom Wiener Congreß verhängte Vereinbarung mit der schweizerischen Eidgenossenschaft herabgesezt. Wie, die Genfer sollten verächtlich von ihren Bundesgenossen sprechen! Ich würde in Wahrheit untröstlich seyn, wenn zu besorgen wäre, daß auch nur ein einziger Canton der Schweiz einer so gehässigen Verläumdung Glauben beymessen dürfte. Er ist dieß aber nicht zu fürchten. Keiner unserer Bundesgenossen wird Ihnen glauben, mein Herr, denn alle waren Zeugen unserer grenzenlosen Freude an dem ersehnten Tag, wo die seit drey Jahrhunderten bestandene Freundschaft durch eine feyerliche Handlung zum ewigen Bunde erhoben ward; dem wiederhergestellten Genf ist dieser schöne Tag, nach einer Reihe leidenvoller Jahre und harter Bedrückungen, ein Pfand des neuen Lebens und neuen Wohlstandes geworden. Die Bundesgenossen aber wissen, daß von eben diesem Zeitpunkt an alles Sinnen, Streben und Thun der Genfer darauf allein nur hinzielte, sich des ihnen zu Theil gewordenen Schweizernamens werth zu machen. Sie wissen, welch eine angelegene Sorge es für uns gewesen ist, die Einrichtungen unsers Gemeinwesens mit denjenigen des gemeinsamen Vaterlands in Uebereinstimmung zu bringen, und daß die Genfer als sie sich eine neue Verfassung gaben, weit entfernt verächtlich von den ihrem Glauben und ihren Gesetzen treu gebliebenen Cantonen zu sprechen, vielmehr diejenigen beneidet haben, welche nicht, wie sie, in den kaiserlichen Abgrund versenkt wurden, und ihre alten Einrichtungen beybehalten konnten? Wer war es, der Genfs alte Verfassung umgestürzt hat? Woher kamen die Dolche, durch welche achtungswürdige Bürger als Schlachtopfer gefallen sind? Wer hatte den Freystaat von fünf Jahrhunderten in Ketten gelegt? Gott bewahre, daß ich eine solidarische Verantwortlichkeit dieser Missethaten auf Sie anwenden wolle, aber fordern darf ich doch wenigstens, daß Sie für eine Nation Achtung tragen, die von der Ihrigen viel Böses erlitten hat, und dafür keinen andern Ersatz begehrt, als Wohlwollen und Freundschaft."

Hr. Raoul-Rochette ist eben jezt (August 1820)

auf einer neuen Reise durch diejenigen Schweizer-Cantone, die er vor einem Jahr nicht besucht hat, begriffen; er will einen zweyten Band seiner Briefe liefern, und vermuthlich dann auch wohl, zu Anwendung seines Censoramts über den ersten, der dessen vielfältig bedarf, die gute Gelegenheit benutzen.

Spanische Literatur.

Folgende Anzeige spanischer, zum größten Theil seit der Staatsumwälzung dieses Landes erschienene Bücher, wird unsern Lesern willkommen seyn, so wie die Hoffnung, in Zukunft mit diesen Anzeigen fortfahren zu können.

Bey Orea sind höchst gehaltlose Reflexiones politicas analogas à las circumstancias del dia erschienen.— Vom ersten Bande der ungemein interessanten Representation que en defensa de los diputados de las Cortes extraordinarias y ordinarias presos en mayo de 1814 dirigieron à la comision de causas de Estado, en 9 de decembre de 1815, ocho de los mismos que se hallaban aun en la carcel de la corona de esta villa; y escritos que la acompannaban, etc.*) sind das 3te und 4te Heft ausgegeben worden. Ich behalte mir vor, von diesem Werke ausführlich zu reden, sobald es vollendet seyn wird. — Der Dr. D. Toribio Nunnez, Professor an der Universität Salamanca, hat die verschiedenen staatswissenschaftlichen Schriften des Engländers Bentham gesammelt, geordnet und daraus ein System der Politik gebildet, das er unter den jetzigen Umständen zur Aufklärung seiner Landsleute herauszugeben für zweckmäßig erachtet. Es ist in Salamanca unter dem Titel: Sistema de la ciencia social, ideado por el jurisconsulto inglés Jeremias Bentham; y puesto en egecucion conforme á los principios del autor original por el Dr. D. Toribio Nunnez, jurisconsulto espannol. Das Werk wird sehr gerühmt und die Arbeit des Hr. Nunnez als höchst verdienstlich gepriesen. Es ist übrigens in der That Schade, daß selbst die bessern Köpfe vielleicht aus tadelnswerther Bescheidenheit, statt mit der Begründung und Entwickelung eigner Ideen, sich so gerne mit der Verarbeitung fremder beschäftigen! In einem Volke, wie das spanische, kann die Schöpfungskraft noch nicht erloschen und erstorben seyn; es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die lezten Ereignisse und die dadurch erfolgte Entbindung von so manchem Zwange sie ermuthige und stärke, in die Tiefen des eignen Geistes hinabzusteigen, und aus diesen, lange verschlossen gewesenen Fundgruben neue Schätze an den Tag zu fördern. — Für die Zeitgeschichte, und besonders für den Taktiker wichtig, ist die Relacion histórica de la defensa de Gerona, vom Marschall de Camp D. Miguel de Haro, mit einem Plan und dem Portrait des Generals Alvarez. Der künftige Bearbeiter der Geschichte des denkwürdigen Krieges der Spanier gegen die Franzosen findet reichhaltige Materialien, nur ist es bey dem Zustande des spanischen Buchhandels äußerst schwierig, sie sich zu verschaffen. Es ist äußerst Schade, daß die Kommission von Offizieren, die zur Bearbeitung der Geschichte dieses Krieges, beym Kriegsministerium niedergesezt worden ist, und die auch wirklich eine gehaltreiche und trefflich geschriebene Einleitung bekannt gemacht hat, in ihren Arbeiten unterbrochen worden ist. — Professor S. Mieg hat einen Paseo por el Gabinete de la historia natural de Madrid (Wanderung durch das Madrider Naturalien-Kabinet) herausgegeben, der für Diejenigen, welche diese reichhaltige Sammlung besuchen wollen, von großem Werthe ist; und bey Sanz ist eine Descriptio artistica del real monasterio de S. Lorenzo del Escoria y sus preciosidades, despues de la invasion de los franceses, ebenfalls ein trefflicher Leiter und Begleiter erschienen. — Ein sehr glücklicher Einfall war es, die Predigt, welche der jetzige Pabst Pius VII. als Bischof von Imola bey Gelegenheit der Errichtung der cisalpinischen Republik gehalten hat (Homilia de N. SS. P. Pio VII siendo cardenal y obispo de Imola) ins Spanische zu übersetzen. D. Tomas Rodriguez Burón, ein Mann von Talent, der, als der Parthey der Josephenos zugethan, lange sich als Vertriebener in Frankreich aufgehalten, hat das Werk mit vielem Fleiß und Gediegenheit übersezt und es noch mit interessanten Noten begleitet. — Aus dem Englischen und Französischen wird ungemein viel übersezt, um so mehr, als ein großer Theil von Spaniern die französische Sprache zu erlernen nur leider zu dringende Veranlassung hatte. Selbst die erbärmliche Memoire des bekannten Bergami und Desquiron's Geschichte des Prozesses der Königinn von England haben Uebersetzer und Drucker gefunden. Von den berüchtigten Principes de la legislation universal und Robertson's Geschichte Karls V. sind Uebersetzungen angekündigt. — Das Feld der schönen Literatur ist äußerst mager bestellt, das selten Bessere sind ebenfalls Uebersezungen. Von der Uebersetzung der Werke der Miß Benet ist der 13te Band (Rosa ó la Nina mendiga) erschienen, und eine Donna Juana Barrera, die mir übrigens ganz unbekannt ist, hat einen englischen Roman unter dem Titel: Caecilia ó el padre y la hija, nicht ohne Geschick übersezt. Ich habe mit Vergnügen wahrgenommen, daß die spanischen Damen nicht so ununterrichtet sind, als man in Deutschland gewöhnlich glaubt, und es hat mich sehr überrascht, von einer jungen Spanierinn das Verlangen äußern zu hören, Deutsch zu lernen, da ihr die Lektüre des Werkes der Frau von Staël-Holstein „Ueber Deutschland," so viele Achtung für unsere Literatur eingeflößt. — D. Vicente Fernandez Villares hat einen Roman von Ducrey-Duminil übersezt, betitelt: Dias en el campo, ó pintura histórica, de una pequena familia. Die Uebersetzung wird gelobt. Von den Cartas de Abelardo y Eloisa, puestas en verso, und der Correspondencia original de Abelardo y Eloisa, puesta en prosa castellana, sind neue Auflagen erschienen. — Spanische Originalwerke sind in diesem Fache nur zwey erschienen, nämlich: Porlier en su última hora (Porlier in seiner Todesstunde), monologo representado en el teatro de la Corunna, vom Kapitan D. Josef Urcullu, ein mattes, geistloses, widriges Gesalbader, und: la villa constitutional ó el castigo generoso (das constitutionelle Städtchen oder die edle Strafe), Lustspiel in Versen, ein gehaltleeres Gelegenheitsstück. Noch muß ich zum Schlusse eines poetischen Undings als einer Curiosität erwähnen, ein D. Rafael de Cáceres hat nämlich eine Mitologie in Versen geschrieben, betitelt: Exposicion métrica sucinta y Exacta de

*) Vorstellungen, welche zur Vertheidigung der im May 1814 gefangenen Mitglieder der Kortes am 9. December 1815 bey der Kommission der Staatsverbrechen eingereicht worden sind, von acht jener Abgeordneten, welche sich zusammen in den Staatsgefängnissen dieser Stadt befunden haben. Nebst dazu gehörigen Beilagen.

todos los musculos del cuerpo humano ó sea la miologia, puesia en verso castellano. Sie verdient neben den deutschen Reimgeographien ihren Platz.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. September 1820.

(Fortsetzung.)

Philologie. Sophoclis Trachiniae, graece, curante C. Nicolo-Poulo, Smyrnaeo. 3 Bogen Druck in 12. Der Herausgeber ist einer der Aufseher der Bibliothek des königlichen Instituts. Er hat auf die nämliche Art die drey nachfolgenden Trauerspiele von Sophocles bearbeitet: Antigone, 3 Bogen Druck; Oedipus coloneus, 4 Bogen Druck; und Electra, 4 Bogen Druck. Alle vier Stücke sind von Delalain verlegt worden.

Beredsamkeit. Entretien sur l'éloquence, par Charles Magnin. Diese kleine Schrift, die sich vorzüglich durch einen reinen, sorgfältigen Styl auszeichnet, wurde in der Sitzung der franz. Akademie vom 24. August v. J., ehrenvoll erwähnt. 2¼ Bogen Druck. Preis 1 Fr. Bey den Gebrüdern Debure. — Eloge de S. A. R. Charles-Ferdinand-d'Artois, duc de Berri. Par A. N. P. Maquart. Diese Lobrede hat den 25. August v. J. den Preis davon getragen, den die Akademie der Wissenschaften, Künste und Literatur von Dijon für diesen Gegenstand ausgesetzt hatte. Der Verfasser ist schon durch seine, von der nämlichen Akademie gekrönten Lobrede auf den Herzog von Enghien vortheilhaft bekannt. 3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Nozeran. — Discours sur le sujet proposé par l'Academie française au concours d'éloquence de 1820. Par Saint-Albin-Berville, avocat. Die Aufgabe war, den Unterschied der Beredsamkeit zu bestimmen, die sich für die Rednerbühne eignet, und die vor Gericht erforderlich ist. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. Bey Baudouin.

Dichtkunst. Choix de poesies diverses de M. J. Chenier, und Poesies d'André Chenier. Zwey Bändchen in 18. jedes von 9 Bogen sauber gedruckt, bey Baudouin. Preis von beyden 5 Fr. — Opuscules poétiques du général L. N. M. Carnot. Es thut wehe, einen Mann, wie Carnot, der als militärischer Schriftsteller allgemeine Bewunderung erregt hat, auf einmal als Dichterling auftreten und sich dem Urtheile eines jeden Schulknaben bloßstellen zu sehen. Hätte der Held von Roßbach nicht die Grille gehabt, französische Verse zu schreiben, so würde er in den Augen vieler Franzosen größer erscheinen. Diese Wahrheit ist allgemein anerkannt, warum also übergab Carnot seine Opuscules poétiques nicht lieber den Flammen, als den Händen eines Buchhändlers. 22¼ Bogen Druck in 8. Bey Baudouin. — L'Ermitage de J. J Rousseau et de Gretry. Es ist bekannt, daß Gretry Besitzer von Rousseaus friedlicher Wohnung im Thale von Montmorency war, und bis ans Ende seiner Tage dort in stiller Zurückgezogenheit lebte. Seine Nachkommen ließen diesen ländlichen Sitz nicht in fremde Hände kommen, sondern fahren fort, ihn zu bewohnen und das Andenken zwey berühmter Männer dort zu feyern. Flammand Gretry, Neffe des vortreflichen Tonsetzers, ist der Verfasser gegenwärtigen Gedichts, dem mehrere geschichtliche Anmerkungen hinzugefügt sind. 18 Bogen Druck in 8. mit Kupfern. Preis 5 Fr. Bey Mlle. Jenny Gretry. — Les Exilés du Champ d'Asile. Lyrisches Gedicht von Maffre. 2 Bogen Druck in 8. Preis 75 Cent. Bey Renard. — De l'institution du jury en France. Dieses Gedicht erhielt von der französischen Akademie eine ehrenvolle Erwähnung. Der Verfasser desselben ist Charles de Saint-Maurice. 1 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Egron. — La France fière d'elle même, oder freysinnige Huldigung in Versen den großen Männern Frankreichs, von dem Gallier Brennus an, bis auf den unsterblichen Cambronne. Dem Vaterlande gewidmet von A. A. de Baufort d'Auberval, Verfasser von folgender früheren Schrift: Epitres liberales à mes souliers, aux arts, à Rien etc. zweyte Ausgabe. 3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Clerisse. — Les Gendarmes, poëme en deux chants, par M. Odry. Ein mit vieler Laune geschriebner Schwank. 1 Bogen Druck in 8. Preis 75 Cent. Bey Barba. — L'impieté, ou les Philosophistes, poetischer Versuch in acht Gesängen, der Herzogin von Angoulême gewidmet und zum Besten dreyer unglücklicher Familien herausgegeben von F. P. A. M. C***. Wahrscheinlich hat der Verfasser seinen Namen ein Räthsel bleiben lassen, weil der Bekanntmachung seines Gedichts eine wohlthätige Absicht zum Grunde liegt. Wir fürchten aber, daß das Publikum minder großmüthig seyn, und die drey unglücklichen Familien eben nicht sehr bereichern dürfte. Das Werk wird aus einem Oktavband bestehen und auf Unterschrift herausgegeben. Preis 5 Fr. — Fables. Par M. le Marquis Eugène de Valadous. 7½ Bogen Druck in 12. Preis 2 Fr. Bey Dentu. — Le Procès de la reine d'Angleterre, raconté par Jerôme Léveillé, Fort de la Halle à Paris; pot-pourri. Ein Lastträger (fort de la halle) erzählt diesen erbaulichen Rechtshandel in Knittelversen von verschiedenen Rhythmen, so daß jede Strophe nach einer andern bekannten Weise eines Volkliedes abgesungen wird; daher der Name Pot-Pourri. 3te Auflage. ¼ Bogen Druck in 18. Preis 1 Fr.

Romane. L'Observateur, ou Monsieur Martin. Par Pigault-Lebrun. Dieses neue Produkt des schreiblustigen Lebran hat den nämlichen Fehler, der seinen übrigen Arbeiten zur Last gelegt werden kann: man wird beym Lesen sogleich inne, daß der Verfasser zu schreiben angefangen, ohne sich vorher einen Plan gemacht zu haben; ja man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß er nur gesucht habe Seiten zu füllen. 2 Bände in 12. zusammen 22 Bogen Druck. 6 Fr. Bey Barba. — Le Prêtre, par Mme S. P.*** 4 Bände in 12. Preis 10 Fr. Bey Ponthieu. — Altemor, ou les cinq frères, eine asiatische Geschichte, wovon das Mauscript in den Ruinen von Delhi gefunden wurde, nachdem Thomas Kulikan, im Jahre 1739, diese Stadt zerstört hatten. H. de Boissy, Verfasser dieses Romans, ist schon durch die Liebschaften Ludwigs XIV und durch Agnes Sorel bekannt. 3 Bände in 12. zusammen 24¼ Bogen. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Plancher. — Damis, ou l'Education du cœur, par Hugues Millot. 16 Bogen Druck in 12. mit Kupfern. Preis 3 Fr. 50 Cent. Bey Chauvin. — Wilmina, ou l'Enfant des Apennins, par Mlle L. G. de C. 5 Bände in 12. 41 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Lecard. — La Dame masquée, ou Malheur et Prospérité. Von H. de Boissy, der nämliche, der den oben angezeigten Roman, Altamor, geschrieben hat. 4 Bände in 12., zusammen 39¼ Bogen Druck. Preis 6 Fr. Bey Locard. — Le Mont Cantal, ou les malheurs de la famille de Beauvallier, par Mme L. B. D. 3 Bände in 12. 36 Bogen Druck. Preis 8 Fr. Bey Lerouge. — Mes contes et ceux de ma gouvernante, par Marc-Luc-Roch Policarpe. Der pseudonyme Verfasser, ehedem in Kriegsdiensten, erscheint hier als Schulmeister und Küster des Dorfs Tonquebec. H. Duval, Ritter der Ehrenlegion, nennet sich als Herausgeber dieser Erzählungen. 3 Bände in 12. 27 Bogen Druck, Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Mongie.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Januar 1821.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle,
Biegt sich der hohe geläuterte Wille
In des Weibes verklärter Gestalt.

Schiller.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

(Beschluß.)

Ich konnte es mir nicht verhehlen, erzählt Dorothea weiter, daß diese neue Lebensweise mich weit von aller rein weiblichen Bestimmung abführte; ich schrieb viel und mit steigendem Beyfall, alle Schätze der Literatur standen mir zu Gebot, die in der Residenz aufgehäuften Kunstwerke eröffneten mir eine neue herrliche Welt, ich lebte geistig ein sehr reiches Leben, allein meine Freude an häuslicher Thätigkeit, an Fleiß und Handarbeit, an stiller Einsamkeit verlor sich allmählig, und mit ihr die Frische der geistigen und körperlichen Gesundheit. Ein hochgeistiges Leben ist für uns Frauen immer ein kränkelndes, und meine eigne Erfahrung, so wie die Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit habe, haben mich überzeugt, daß das Leben einer Schriftstellerin oder Künstlerin fast ohne Ausnahme zu einem unnatürlichen wird. Vor der Göttlichkeit des ächten Dichterberufes muß freylich die Anforderung jedes irdischen Verhältnisses verschwinden; allein die Natur macht oft in einem Jahrtausend nur eine Ausnahme im weiblichen Geschlecht, und diese mag denn freylich, wie es bey der Frau von Stael der Fall war, als Ausnahme gelten. Der Mann darf die Liebe, er darf Gatten- und Vaterfreude, den Frieden schöner Häuslichkeit der Kunst opfern, und doch wird das Verhältniß, das ihm diese Opfer als nothwendig abfordert, immer nur ein seltnes und ungewöhnliches seyn; allein den Frauen giebt die Natur höchstens leichte Talente, doch in der Regel nie jene selbstschöpferische Geniuskraft, die diese zur genialischen Einheit verbindet, und damit ist auch dem verkünstelten Künstlerleben, dem jezt so viele Frauen nachstreben, das Urtheil gesprochen. Ein anderes ist es, wo das Schicksal eine Frau mit allen Ansprüchen ihres Herzens auf Glück zur Resignation bestimmt hat — wo das Grab vielleicht ihre Liebe deckt und die heilige Treue ihres Herzens sie ohne ein äußeres kirchliches Gelübde, zur Nonne weihete — oder wo sie ihres Talentes bedarf, sich selbst und ihrer Familie einen anständigen Lebensunterhalt zu erwerben. Da lasst uns schonend urtheilen und theilnehmend wünschen, daß es der Poesie gelingen möge, dem Dornenkranz, den sie trägt, die scharfen Spitzen zu nehmen und in den Gebilden ihrer Phantasie Trost für die Leiden einer rauhen Wirklichkeit zu finden. — Aber selbst in solcher Lage ist die Kunst nur ein Nothbehelf, und jeder Standpunkt im Leben, der ihr häusliche Thätigkeit, Regsamkeit für andere, Fleiß, Verborgenheit, Beschränkung auf einen kleinen Kreis sichert, wird dem Frieden ihres Herzens, ihrer Ruhe und ihrem Glück heilsamer seyn, als es irgend eine Art von Berühmtheit zu werden vermag. Eine Erfahrung, die ich machte, war mir vorzüglich schmerzlich — in dem, was ich schrieb, spiegelte sich — vielleicht aus Mangel an Talent — das Selbstempfundene, Selbsterlebte treu ab, und diese Wahrheit der Empfindung war, wie ich glaube, das einzige Verdienst, auf das ich als Schriftstellerin Anspruch machen konnte; allein es ist unglaublich, wie sich das,

was ich so darstellte, gewissermaßen von meinem Leben ablösete und zu Etwas außer mir Existirendem wurde. — Der tiefste Schmerz, den ich empfunden hatte, war der über den Verlust meiner Eltern; ich sprach ihn einst in einer mir heiligen Stunde unter tausend heißen Thränen in einem Gedicht aus, das man für mein gelungenstes hielt — aber mir war es eine Entweihung; ich habe das Gedicht nie gedruckt lesen können — ich fühlte durch seine Existenz das Heiligthum meines Grams entweiht. — Ausgesprochen, der Menge ausgesprochen hatte ich, was ich nur vor Gott hätte hinweinen sollen. Vielleicht verstehst Du mich nicht in dem unsäglichen Schmerz, mit dem ich das empfand; aber jede Schriftstellerin hat vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht und sollte diese, als der tiefsten Wahrheit ihres Seyns gefährlich, fürchten. — Anders als das meine hatte sich das Leben meiner Marie gestaltet. In stiller Demuth blühte sie im Hause der Tante in all der Lieblichkeit und Anspruchlosigkeit zarter Jungfräulichkeit fort; Paulmann, den Handlungsgeschäfte nach Königsberg geführt hatten, lernte sie kennen, liebte sie und warb um ihre Hand. Er fühlte, welch ein Opfer sie ihm bringe, wenn sie ihr Vaterland verlasse, und überzeugt, daß wir Frauen in den Jugenderinnerungen die zartesten Herzensblüthen bewahren, schlug er ihr vor, eine ihrer Jugendfreundinnen zu bereden, sie nach Norwegen zu begleiten, damit diese durch ihre Nähe jene frischblühend erhalte. Marie liebte nur mich; sie hatte mit Paulmann oft von mir geredet, da sie aber sein bis zur Abneigung gehendes Vorurtheil gegen schriftstellernde Frauen kannte, die er sich ohne Ausnahme als verschroben und überbildet dachte, so hatte sie nie den Muth gehabt, ihm zu sagen, daß ihre Dorothea mit der Schriftstellerin Sidonie Eine und Dieselbe sey. Ihr Brief, in dem sie mir ihre Verlobung und Paulmanns Wunsch bekannt machte, galt mir für einen Wink des Himmels. Ich erbat von der Herzogin meine Entlassung und eilte zu ihr und dann mit ihr und ihrem Gatten hierher, wo ich Tage des reinsten Herzensfriedens gelebt habe, von denen ich dankbar erkenne, daß ich ihnen eine Kräftigung meines innern Lebens verdanke, wie sie mir mein voriges, den eigentlichen Kern im Menschen angreifendes Leben, nicht zu geben vermochte. Jezt erschienst Du — ich gesteh es, daß ich im Anfang einigemal die Versuchung empfand, mich vor Dir ein Bischen mit meinem Geist aufzuputzen, da es mir nicht entgieng, daß Du die geistige Bildung der Frauen eben so überschäztest, als Paulmann sie in Deinem Sinn zu tief herabwürdigte. Allein bald führte mich die Unbefangenheit, mit der Du Dich mir nahtest und in mir nur ein gutes, fleißiges, heiteres Geschöpf sahst, von dieser Versuchung zurück. Diese Art der Annäherung war mir fremd und sie that mir unendlich wohl. In meiner Vaterstadt hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mit jungen Männern umzugehen; bey Hofe trat ich schon mit meiner Schriftstellerey geputzt auf; die Auszeichnung, die man mir erwies, galt vorzugsweise und zuerst immer der Dichterin; so empfieng meine Eitelkeit viele Huldigungen, doch mein Herz blieb unbeachtet und unbefriedigt. Dir gegenüber fühlte ich mich nun zum Erstenmal, entkleidet von allem Geistesschimmer, in der Liebenswürdigkeit meines Mädchenwesens anerkannt, und das machte mich zu glücklich, als daß ich mich noch versucht fühlen konnte, unser Verhältniß durch einen mir werthlosen Triumph der Eitelkeit anders zu gestalten. Urtheile aber nun von dem Eindruck, den das Geständniß Deiner Liebe zu Sidonien auf mich machte. Schon damals, mein Freund, besaß aber Dorothea und nicht Sidonie Dein Herz — was Dich an diese band, war nur ein Trug der Phantasie. O wie dankte ich der Vorsehung jezt dafür, daß sie mich Dir als Dorothea entgegengeführt hatte! Glaube mir, als Sidonie hättest Du mich nie wahrhaft lieb gewonnen. Du hättest in ihr vorzugsweise die Dichterin aufgesucht, und das ist eben das Unglück, dem die Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in ihrem Verhältniß zur Außenwelt nicht entgehen können, daß man in dem Umgang mit ihnen vorzugsweise ihren Geist in Anspruch nimmt, nur diesen kennen zu lernen sucht, und daß die Bande, die geistiges Wohlgefallen und der Zauber der Phantasie knüpfen, das Herz nicht dauernd zu beglücken vermögen, ja daß dieses oft kalt bleibt, wo die Phantasie glüht. Ich glaubte nur der Stimme der Pflicht zu folgen, als ich nach Norwegen ging, um für Glanz und Berühmtheit den stillen Frieden, frommen Fleißes und treuer Freundschaft einzutauschen, und sieh, es war der Pfad, auf dem die Vorsehung mich meinem Glück entgegen leitete. —

Hier sank Dorothea an meine Brust und welches Zusatzes bedürfte es noch, Dir zu schildern, wie glücklich ich bin?

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere

(Fortsetzung.)

Von dem Stützpunkt.

Jedes Thier bedarf zur Ausübung seiner Bewegungen eines Stützpunktes. Der äußere Stützpunkt trägt den Körper, seine Wirkung hat also die entgegengesezte Richtung wie die der Schwere des Körpers, und hält ihr das Gleichgewicht; auf diese Art wird den Kräften, die den Körper bewegen, eine fortschreitende Richtung gegeben. (Wie eine Kugel, wenn sie von zwey andern in verschiedenen Richtungen zugleich berührt wird, die mittlere Richtung nimmt oder stehen bleibt, wenn die beyden andern Kugeln sie in ganz entgegengesezter Richtung zugleich und mit gleicher Kraft berühren; oder in gerader Richtung vor- oder rückwärts sich bewegt, je nachdem die stärkere Kraft von der einen oder andern

Seite einwirkt, indessen ist auch dieses dann eine mittlere Richtung zu nennen.) So kann die ganze Kraft der Muskeln zur fortschreitenden Bewegung verwendet werden; da ohnedieß diese Kräfte, ungefähr gleich stark in entgegengesezten Richtungen gegen die beyden Insertionspunkte wirkend, neutralisirt werden müssten.

Von den inneren Stützpunkten und von den fixen Punkten der Muskeln.

Die zu den verschiedenen Bewegungen der einzelnen Theile des Körpers nöthigen inneren Stützpunkte, befinden sich meistens an den in jeder Lage am wenigsten beweglichen Theilen. Z. B. ist der Stützpunkt bey partiellen Bewegungen der Schenkel, das Becken.

Die fixen Punkte der Muskeln finden sich immer nach der Seite hin, die am meisten Widerstand leistet; bey Bewegungen des ganzen Körpers also nach der Seite des äußern Stützpunkts, nach unten; bey partiellen Bewegungen meistens nach oben, nach dem Becken, den Schultern, dem Schädel — es ist sehr wichtig bey einer solchen Erklärung, partielle Bewegungen, von denen des ganzen Körpers, bloßes Bewegen der Beine vom wirklichen Gehen zu unterscheiden; denn bey jenen ist der Stützpunkt das Becken, bey diesem der Boden, und das Becken wirkt dann wie der ganze Körper vermöge seiner Schwere, wie oben gesagt ist.

Von dem Widerstand flüssiger Körper.

Der Widerstand, den flüssige Körper den Bewegungen des thierischen Körpers entgegensetzen, steht im Verhältniß mit ihrer Masse, der Schnelligkeit ihrer Bewegung, der Ausdehnung ihrer Oberfläche und ihrer Gestalt.

Bey einem unter der Oberfläche des Wassers sich befindenden Körper, vermehrt der Druck des Wassers von oben den Widerstand nicht fühlbar; es ist also für die Leichtigkeit der Bewegung gleichgültig, wie tief sich der Körper unter dem Wasser befindet — was auch durch Versuche bestätigt ist.

Je leichter ein Körper, oder ein Theil desselben ist, oder je größer seine Ausdehnung, in Vergleich zu seiner Masse, desto größer ist der Widerstand des Wassers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, den 1. Jenner.

(Beschluß.)

Von unsern deutschen Malern verspricht der junge Schoppe aus Berlin ein tüchtiger Maler zu werden. Sein großes Gemählde — Jairi Töchterlein — ist ein sehr gut gelungenes Bild, welches auch in Berlin bey der Ausstellung sehr gefallen hat. Koch hat für den Freyherrn von Stein den Aufstand der Tyroler Bauern im Jahre 1809 sehr brav gemalt. Jezt wird er für denselben „die Einschiffung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig zu Elsfleth im Jahre 1809, malen, und ich erwarte viel von diesem Bilde. Philipp Veit hat eben eine Judith gemalt die wunderschön gelungen ist. Die Brüder Riepenhausen haben in den lezten Jahren so große Fortschritte gemacht, daß man sie, ohne den Talenten andrer Maler zu nahe zu treten, zu den bedeutendsten Historienmalern unsrer Zeit zählen kann. Ihre beyden lezten Gemälde — Christus, wie er zu Petrus sagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht — und der Sänger von Schiller sind so schöne Bilder, daß sie die Bewunderung aller Kenner und Liebhaber der Malerey auf sich ziehen. Auch haben sie von Engländern, Russen, Dänen, Deutschen so viele Bestellungen, daß sie für Jahre vollauf zu thun haben. So eben haben sie den Carton zu einem großen Gemälde für den Herzog von Cambridge zu Stande gebracht, der wirklich vortrefflich gerathen ist. In diesem werden sie gewiß ihr großes Talent recht an den Tag legen können. Overbek ist noch immer mit seiner Frescomalerey in der Villa Massimi (ehmals Giustiniani) beschäftiget. Es wäre zu wünschen, daß er bald mit dieser Arbeit, die ihm freylich viel Ehre macht, aber viele Zeit raubt, bald fertig würde. Schnorr soll an einem schönen Bilde arbeiten, was ich aber noch nicht gesehen habe. Allmählig dürften sich wohl unsre deutschen Historienmaler von der übertriebenen Lobpreisung der alten florentinischen und deutschen Schule lossagen, wenn sie nicht den Vorwurf auf sich laden wollen, flach zu malen, welches ihre Werke leicht in den Augen der Ausländer heruntersetzen würde. Doch auch diese Mode wird nicht von Dauer seyn, und die deutschen Künstler werden doch zulezt den rechten Weg einschlagen. Von Landschaftsmalern haben wir wirklich hier höchst bedeutende Künstler. Rebel und Catell liefern wirklich herrliche Gemälde. Schuberger hat kürzlich einen Schweizer Wasserfall gemalt, der sehr gelungen ist und viel Effekt macht. Die Landschaften Deerlinger's und Vogds, Beyde Holländer, gehören zu den besten dieser Gattung. Die saubern Landschaften von von Rohden erregen Bewunderung. Von den wunderschönen Zeichnungen des trefflichen Reinhard's sage ich Ihnen nichts, weil dieser große Künstler schon genug in Deutschland bekannt ist. Kürzlich hat er eine köstliche Zeichnung für die Baronin von Blome gefertiget, die die Bewunderung aller Kenner auf sich ziehet. Schade, daß dieser große Künstler schon so lange an Rheumatismen darnieder liegt. An Gmelin hat die Kunst einen großen Verlust erlitten, denn schwerlich möchten wir einen Kupferstecher sobald wieder erlangen, der zugleich ein so guter Zeichner wäre, wie Gmelin war. Hier nannte man ihn den deutschen Woolett, weil außer Woolett keiner vorhanden war, der einen Claude Lorrain im Kupferstiche so darzustellen vermochte, wie er. Wir fürchten sehr, daß das schöne Prachtwerk, womit die Herzogin von Devonshire der gelehrten Welt ein Geschenk macht, „die italiänische Uebersetzung der Aeneide von Caro" mit herrlichen Kupfern geziert, durch Gmelins Tod leiden werde. Gmelin hatte die Direktion dieses Werks übernommen und die meisten Landschaften dazu gestochen. Catel, Bassi, Vogd hatten viele Zeichnungen dazu geliefert, und der erste Theil gehörte zu den gelungensten Prachtwerken. Zum zweyten Theile hatte er schon mehrere Platten geliefert, wie sein Tod auf einmal fast das ganze Werk in Stocken gerathen ließ. Die Herzogin, die wirklich keine Zeit und Kosten spart, es zu Stande zu bringen, hat sich nach einem andern Künstler umgesehen; allein die von diesem gelieferten drey Kupferstiche sollen gar keinen Kunstwerth haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich Reinhard's Gesundheit bald wieder herstellte, und er dieses schöne Werk zu Tage förderte; ich glaube die Herzogin würde ihm gerne die Leitung dieses Unternehmens übertragen. Ein Dilettant, Graf Mörner aus Stockholm, erregt hier unter allen Künstlern und Kunstliebhabern allgemeine Aufmerksamkeit. Mit vielem Geiste, Auffassungsgabe und wahrem Künstler-

Talente hat er ein Werk gezeichnet und selbst in 20 Blättern radirt, was ihm unendlich viel Ehre macht, und den Wunsch erregt, daß er sich ausschließend der Kunst widmen möge. Es ist eine höchst geistreiche lebendige nicht durch Carricatur entstellte Darstellung des römischen Carnavals. Die Fröhlichkeit des römischen Volkes im Carnaval, welche durch keine Zügellosigkeit gestört wird, ist eine der angenehmsten Erscheinungen, und verdiente von einem Mann von solchem Geist, wie Graf Mörner, dargestellt zu werden. Pinelli, ein genialischer Römer, hatte vor einigen Jahren in einigen Blättern versucht, eben diesen Gegenstand darzustellen, allein seine Phantasie, die zu sehr an Banditen-Scenen und Malviventis sich gewöhnt hat, vermochte nicht so wahr und treu diese Scene des Frohsinns des ruhigern und bessern Volkes aufzufinden und so gemüthlich darzustellen wie Graf Mörner. Dieser arbeitet und vollendet jezt sein schönes Gemälde von der Schlacht von Groß-Beeren, was unendlich viel Verdienst hat. Schon zählt man ihn zu den bedeutendsten Künstlern Rom's. — Um Ihnen einen Begriff zu machen, welche Physionomie der römische Winter zur Weinachtzeit hat, sage ich Ihnen, wie wir das Christfest gefeyert. Wir hatten zur Spendung der Geschenke an Kinder und Freunde die hübschesten Hütten von Lorbeeren in einem Saale errichtet. Orangen und Rosen zierlich mit ihnen vermengt, verschönerten die Decoration. Unsere Citronenbäume prangen mit den schönsten Blüthen und doch fühlen wir ziemlich empfindlich die Kälte. Bald schweigen wir aber, wenn wir in den Zeitungen lesen, daß in Berlin der Schnee am 2. December vier Fuß hoch gelegen hat. — Rossini componirt für das Theater von Tortonia eine neue Oper. Er singt selbst sehr schön. An Tacci haben wir jezt vielleicht den besten Buffo in Europa. Die Presepio's (Krippen) sind dieses Jahr allerliebst. Die hübscheste ist in der Propaganda und im Palazzo Buoncampogno. Die größte in der Kirche Ara Coeli. Es ist eine gar freundliche Darstellung, wenn es auch Spielerey seyn sollte.

Peter und Pauls Hafen d. 10. Nov. 1819.

(Aus einem Briefe des Herrn Riccord, Chef von Kamtschatka.)

Erst in der Hälfte des Mais bekamen wir in diesem Jahr schöne Tage, und die angekommenen Schwalben zwitscherten uns den eingetretenen warmen Sommer zu. Die Awatschasche Bucht wurde noch zu Anfang des Frühlings ganz vom Eise befreyt, aber der Peter-Pauls Hafen konnte nicht vor dem 20. Mai seine starken Eisfesseln abschütteln.

Da nach dem Fischfange die Hauptbeschäftigung der hiesigen Einwohner zur Sommerzeit im Gemüsebau besteht, so sahen sie sämmtlich mit Ungeduld der günstigen Zeit dazu entgegen, die aber nicht vor Pfingsten (den 25. Juni alten Styls) eintrat. Die Birken, welche hergebrachtermaßen auch hier die Hütten der Einwohner an diesem Tage zieren, waren noch nicht ausgeschlagen, allein dafür wurde für uns alle das Pfingstfest durch die Ankunft der zweyten Petersburger Winterpost, die uns die Nachrichten vom November-Monat brachte, zu einem Freudenfest, da wir hier jährlich nur zweymal Nachrichten von Freunden, Verwandten und Bekannten erhalten.

Den 4. Juni wurde, ungeachtet der Dunkelheit von der See her, zur allgemeinen Freude, auf den Leuchtthürmen von dem Telegraphen das Signal gegeben, daß ein Fahrzeug in der See zu sehen sey und zwar ein ausländisches unter amerikanischer Flagge, und bald hatten wir das Vergnügen, in demselben einen vorjährigen Bekannten, den Schooner, General St. Martin, unter dem Befehl des braven Schiffers Greims zu erkennen. Er brachte, nach der mit dem Russischen Generalkonsul der Philippinischen Inseln, Hrn. Dobell, abgeschlossenen Uebereinkunft, diesem zur Equipirung seiner eigenen, im hiesigen Hafen liegenden Brigg, Seeleute, die er von amerikanischen, bey den Sandwich-Inseln vor Anker gelegenen Fahrzeugen gemiethet hatte, von wo dieser Schooner nach einer zwanzigtägigen Fahrt unmittelbar bey uns ankam und deswegen ganz und gar keine Waaren eingenommen hatte; aber zur Schadloshaltung dafür brachte er uns nüzliche Thiere, Schweine und Hühner mit, ferner eine ansehnliche Menge ganz frisch erhaltenen tropischen Früchte, gegen hundert große reife Wassermelonen, und den sehr nüzlichen Meerrettig, der in den hiesigen Küchengärten mit glücklichem Erfolg gebaut wird. Von ihm erfuhren wir auch den Tod des von allen Seefahrern, welche die tropischen Klimate beschiffen, hoch gepriesenen und durch sie dem ganzen cultivirten Europa bekannt gewordenen Königs der Sandwich-Inseln, Tammamea, der nach einem kurzen Krankenlager, im März 1819 auf seiner Hauptinsel Owaihi starb.

Vor seinem Tode ereignete sich bey den Sandwich-Küsten eine ausserordentliche Natur-Erscheinung: im Verlauf von drey Stunden stieg und fiel das Wasser des Oceans in einer gewissen Anzahl von Minuten auf sechs Fuß, und zwar mit so einer Regelmäßigkeit und Stille, daß weder den im Hafen liegenden Fahrzeugen, noch den Orten an der Küste dadurch der geringste Schaden verursacht ward. Dieß, der Aufmerksamkeit der Naturforscher würdige, Phänomen wurde von den Bewohnern der Insel Owaihi, als ein Vorbote des Todes ihres geliebten Königs betrachtet, der, hingestreckt auf seinem Sterbelager, den auf seinen Befehl bey ihm versammelten Fürsten aller ihm unterwürfigen Inseln zum lezten Mal gute Lehren gab und sie ermahnte, seine nüzlichen Anordnungen heilig zu beobachten — „die wir, sagte er, den zu uns gekommenen und unter uns wohnenden weissen Menschen zu verdanken haben" — welche er insbesondere vor allen übrigen zu achten, das ihnen zugehörige Eigenthum unverlezlich zu halten, und ihnen dieselben Freyheiten und Vortheile zu erhalten hat, die er ihnen zugestanden habe. Hierauf bestimmte er einen seiner Söhne Reo-Reo, einen, zwanzig Jahre alten, feurigen, europäisch erzogenen Jüngling, der, wie man sagt, fertig Englisch spricht und versteht, zu seinem Nachfolger. Alle anwesenden Fürsten ließ er, dem Herkommen gemäß, dem neu ernannten Monarchen den Eid der Treue ablegen, Reo-Reo selbst aber übertrug er, seiner Jugend wegen, der Sorgfalt seiner Gemahlin, und sezte sie dadurch zur einstweiligen, uneingeschränkten Regentin aller seiner Besizungen ein. Einige Stunden darauf gieng dieses Gestirn des Ruhms der Sandwich-Inseln unter.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Das Fahren auf den Flüssen und auf dem Meer
Gieng nicht, wenn meine erste nicht wär.
Was sind denn aber die andern beyden?
Ach Gott! bey unsern betrübten Zeiten
Siehts meistens leer darinnen aus,
Und klopft man an, so ist Niemand zu Haus.
Das Ganze ist ein häßlicher Mann,
Auf den man sich nicht verlassen kann.

Auflösung der Charade in Nro. 12.

Stammbuch.

Nro. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. Januar 1821.

Nur Ein Gebot geb' ich euch: liebet euch Einer den Andern.

Worte der Schrift.

Neue Religionssekte in Indien.

Die Calcuttaer Zeitung enthält folgende Bemerkungen von der Feder eines gewissen Hrn. Traut über die Saadhs oder Saudhs, eine neue indische Sekte: „Im März 1806 wohnte ich, auf einer Einladung der Obern einer allgemeinen Versammlung der Sekte in der Stadt Furrekhabad bey. — Die Versammlung fand in dem Hofe eines grossen Hauses statt. Die Anzahl der Männer, Weiber und Kinder war sehr groß. Man empfieng uns mit großer Ehrerbietung und wies uns Sitze vor der Hausthüre an. Nach einiger Zeit, während welcher der Hof sich ganz mit Menschen angefüllt hatte, nahm der Gottesdienst seinen Anfang. Er bestand blos in dem Absingen eines Hymnus, worauf sich einzig der öffentliche Gottesdienst der Saadhs beschränkt.

Die folgenden Nachrichten über das Entstehen der Sekte erhielt ich von Bhuwanee Dos, dem obern Geistlichen derselben:

„Um das Sumbut-Jahr 1600, oder vor 177 Jahren erschien einem Manne, Namens Beerbhan, aus Beerghasur bey Narnoul in der Provinz Dheli, Ooda Dos und lehrte ihn die Grundsätze der jezt von der Sekte bekannten Religion. Zugleich gab er ihm die Zeichen an, bey welchen er ihn bey seiner Wiedererscheinung erkennen sollte: 1) Würde Alles, was er vorhersagen würde, eintreffen. 2) Würde sein Körper keinen Schatten werfen. 3) Würde er ihm seine Gedanken sagen. 4) Würde er zwischen Himmel und Erde schweben. 5) Würde er die Todten erwecken.

„Buhwanee Dos schenkte mir ein Exemplar des Pothee oder Religionsbuch der Saadhs, welches in eine Art von Vers im zehnten Hindu'schen Dialekt geschrieben ist.

„Die Saadhs verwerfen und verabscheuen jede Art von Götzendienst, und der Ganges wird von ihnen eben so wenig als heilig betrachtet, als es von den Christen geschieht; dennoch ziehen sie ihre Proselyten meistens von den Hindus, denen sie im Aeußeren vollkommen gleich sind. Die Gottheit nennen sie Sutgur; und Saadh bedeutet Diener Gottes. Sie sind reine Deisten, und ihr Gottesdienst ist von der einfachen Art, wie ich ihn beschrieben habe. Zierrathen und muntere Farben sind aus ihrer Kleidung verbannt, welche allezeit weiß ist. Sie verbeugen sich gegen Niemand, und weigern sich vor Gericht zu schwören, (worin sie, wie fast in Allem, den Quäkern gleichen); und die Gerichtshöfe nehmen (gleichfalls wie bey den Quäkern) ihre Bejahung an Eides statt an. Sie enthalten sich alles Luxus im Genuß; z. B. des Tabacks, Pauns, Opiums und Weines. Sie haben niemals Nauches oder Tänze. Jeder Angriff auf Menschen oder Thier ist ihnen verboten, Selbstvertheidigung aber erlaubt.

„Thätigkeit ist ihnen streng empfohlen. Dabey tragen sie große Sorgfalt für ihre Arme; und die Annahme eines Almosen von Fremden wird als ein Schandfleck betrachtet, und mit der Ausschließung aus der Sekte bestraft.

„Jede Art von Prunk beym Gottesdienst ist verboten, während heimliches Gebet streng empfohlen ist. Almosen sollen nicht gegeben werden, damit die Menschen es sehen. Und es ist eine Hauptpflicht, die Zunge in Zaum zu halten. — Die Hauptsitze der Sekte sind Delhi, Agra, Jypore und Ferrukhabad; aber auch in andern Theilen des Landes finden sich Mitglieder derselben. Eine jährliche Versammlung findet in einer oder der andern dieser Städte statt, wobey die Angelegenheiten der Sekte berathen werden. Der Beamte von Ferrukhabad schilderte mir die Saadhs als rechtliche Leute in ihrer Aufführung. Sie beschäftigen sich meistens mit dem Handel.

Bhuwanee Dos wünschte sehr mit der christlichen Religion bekannt zu werden, und ich gab ihm einige Exemplare des neuen Testaments in persischer und indischer Sprache, welche er, wie er mir sagte, gelesen, seiner Sekte gezeigt, und sehr lobte. Ich fand sehr viel Interessantes in den Saadhs, und bin der Meinung, daß ein thätiger und geschickter Missionar sehr leichten Eingang bey ihnen finden würde."

Benjamin Heinrich La Trobe.

Am 3. Sept. 1820. starb zu Neu-Orleans einer der geschicktesten Architekten und Ingenieurs der neuen Welt, Benjamin Heinrich La Trobe, ein Opfer des gelben Fiebers. Er war in England geboren, und studierte zu Nisky in Sachsen. Sein Vater war Superintendent aller Herrnhutergemeinden in England. Seine eigentliche Bestimmung war keineswegs das Fach, worin er sich so vortheilhaft ausgezeichnet, aber sein kräftiges Genie, womit sich später glückliche Zufälle vereinigten, brach sich seine eigene Bahn. Im J. 1785, bey seiner Rückkehr aus Deutschland, wurde er im Stempelbureau angestellt. Aber des Mechanischen einer solchen Beschäftigung bald überdrüssig, gab er seine Stelle auf, und begab sich zu einem ausgezeichneten Londoner Architekten in die Lehre. Nicht lange nachher ward er von einigen Freunden hervorgezogen, und zeigte sein Talent in dem Bau mehrerer eleganten Landhäuser; und er war auf dem besten Wege, sich im eigenen Vaterlande Ruhm und Reichthum zu erwerben, als ihm der Tod die Gattin entriß. Der Schmerz über diesen Verlust zerrüttete seine Gesundheit und sein Vermögen, welcher leztere Umstand ihn wahrscheinlich dazu bewog, daß er sich im Jahr 1795, im 33sten seines Alters, nach Amerika begab. Seine Absicht war, sich zu einem in der Nachbarschaft von Philadelphia wohnenden Oheim zu begeben.; widrige Winde aber zwangen das Schiff im Hafen von Norfolk in Virginien einzulaufen. In diesem für ihn völlig fremden Ort fand ein Herr, den er zufällig auf der Straße angeredet, so viel Gefallen an dem jungen Manne, daß er ihn zuerst zu sich einlud, und nach einer näheren Bekanntschaft dem Obristen Bullstrode Washington vorstellte, welcher die erste Gelegenheit wahrnahm, ihn bey seinem großen Verwandten, dem Präsidenten, einzuführen. Dieser behielt ihn eine Zeitlang auf Mount Vernon bey sich, und ermunterte ihn, seine Kunst in Ausübung zu bringen.

La Trobe war es, welcher den James-Fluß schiffbar machte, welches ihm die Ernennung zum Ingenieur des Staates von Virginien verschaffte. Zu Philadelphia errichtete er die Bank; verbesserte die Festungswerke und Leuchtthürme an der Küste, und führte sehr große Werke aus, um die Stadt mit Wasser zu versehen, wofür er auch zum Ingenieur derselben ernannt wurde.

Die bald darauf erfolgende Ernennung zum Aufseher über die öffentlichen Werke der vereinigten Staaten gab ihm indessen noch größere Gelegenheiten, seine Talente an den Tag zu legen.

Ungefähr einen Monat vor seinem Tode schrieb Hr. La Trobe an Hrn. Ackermann in London, um ihn um seine Meinung über die Herausgabe der Plane seiner Werke zu befragen, wovon er Copien nach England schicken wollte. — Als die vorzüglichsten darunter nennt er die Domkirche zu Baltimore als ein durchaus gewölbtes Gebäude von Granit und die größte Kirche in Nordamerika, deren Kuppel 70 Fuß Durchmesser und 100 Fuß innere Höhe hat. Die Börse zu Baltimore 256 Fuß Länge bey 140 Fuß Breite mit einer 115 Fuß hohen Kuppel, sieht er als sein kühnstes Werk an. Der Repräsentanten-Saal zu Washington, 100 Fuß Länge bey 80 Breite und 50 in der Höhe, aus massiven Steinen und Backsteinen erbauet und gewölbt. In demselben wird ein reiches Gesimse von 24, 28 Fuß hohen prächtigen Corinthischen Säulen getragen. Die Bank von Pensylvania, ganz von weißem Marmor erbauet, wovon einige Blöcke in der Bekleidung 25 Fuß lang, 5 breit und 1 dick sind; er hält dieses für sein bestes Gebäude. Das Wasserhaus zu Philadelphia, von wo aus dieses unentbehrliche Element in der Stadt herum vertheilt wird, stehet auf einem der Hauptplätze derselben; es ist ganz aus Marmor erbauet und mit 16 Fuß hohen, aus einem einzigen Block verfertigten Säulen geziert. Der nördliche Flügel des Capitoliums der vereinigten Staaten war von einem Franzosen und einem Engländer, Namens Hadfield, angefangen worden, als er die Stelle als Aufseher über die öffentlichen Werke erhielt. Da ein Theil dieses Gebäudes aber nur für den Augenblick errichtet war, so veränderte er das Innere, vereinfachte das Aeußere, entwarf den Plan zu dem Mittelgebäude und erbaute den südlichen in Uebereinstimmung mit dem nördlichen Flügel. Das Innere, sagt er indessen, ist nicht, wie er es gewünscht, indem, wie er meint, la difficulté vaincue sich in der Eintheilung nur zu deutlich zeige. Die Bank der vereinigten Staaten, schließt Hr. La Trobe endlich, welche jezt von einem seiner Schüler,

Hrn. Strickland, erbauet wird, sey; mit der Ausnahme des Hauptzimmers, gleichfalls nach seinem Plane.

Im Jahre 1811 hatte er das große Werk unternommen, die Stadt New-Orleans mit Wasser zu versehen. Die Leitung desselben hatte er seinem ältesten Sohne anvertraut, der aber im Jahr 1817 ein Opfer dieses verderblichen Himmelsstriches wurde. Im Jahr 1818 gab er daher alle seine Stellen auf, und zog mit seiner ganzen Familie nach dieser Stadt, um ein Kapital von 50,000 Thaler, welches er in dem Unternehmen bereits angewandt hatte, zu retten. Am 4. August schrieb er den obigen Brief an Hrn. Ackermann in London, und am 3. September hatte er zu leben aufgehört.

Grabschrift des Walther von der Vogelweide.

Das Zeitalter des bekannten Minnesängers, Walther von der Vogelweide, lässt sich nach den, in den von ihm noch erhaltenen Gedichten vorkommenden Andeutungen ungefähr bestimmen; wir finden ihn darin schon im Jahr 1198 bey der Krönung des Kaisers Philipp von Schwaben gegenwärtig; ein andermal äußert er, daß er schon dreyßig Jahr lang gedichtet und gesungen habe; daß er also um 1228 ohne Zweifel noch am Leben war. Das eigentliche Jahr seines Todes würde uns eben so zuverlässig bekannt seyn, wie es hiemit der Fall bey Conrad von Würzburg, (starb 1287 zu Freyburg im Breisgau) und Heinrich Frauenlob (starb zu Mainz 1317) ist, wenn sich sein Grabmal im Neuen Münster zu Würzburg noch erhalten hätte. Von der Inschrift des Grabsteins — der vielleicht noch vorhanden ist — haben wir dermalen nur noch folgende gereimte Hexameter, die in dem sogenannten Würzburger Codex Blatt 212, b, eingezeichnet sind:

De milite Walthero dicto von der Vogelweide, sepulto in ambitu novi monasterii Herbip. in suo epitaphio sculptum erat.

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os obiisti;
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere. *)

Aehnliches hatte einst Ritter Walther von der Vogelweide, aus St. Gallen von seinem Kunstgenossen Reinmar dem Alten gerühmt, in der Klage über seinen Tod, in der Manessischen Sammlung S. 105. heißt es u. a. „mir ist's leid um deinen wohlredenden Mund und deinen süßen Gesang." —

*) Von dem Ritter Walther, genannt von der Vogelweide, begraben in dem Kreuzgang des neuen Münster zu Würzburg, war in seiner Grabschrift gesagt:
Walther, der du, lebend, von der Vögelweide warst, in dir starb die Blüthe der Beredsamkeit, der Mund der Pallas. Damit also deine Biederkeit einen Heiligenschein erlange, spreche jeder, der dieß liest: Gott sey gnädig seiner Seele.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Jenner.

Aus Federal-Creek im Staat von Ohio ist von dem Unternehmer der kleinen im Frühjahr 1819 nach Nordamerika abgegangnen Auswanderer-Kolonie, Hr. Hauptmann Steiger von Grandson, ein im Herbstmonat 1820 geschriebner Brief eingetroffen, dem folgende Angaben enthoben sind: Wir machten unsere Reise von Bern nach Antwerpen in 17 Tagen, die Fahrt über das atlantische Weltmeer in 49 Tagen; von Neu-York nach Philadelphia brauchten wir 9 Tage, und 15 von da nach Pittsburg. Hier schifften wir uns auf den Ohio ein, und die Reise von 17 Tagen auf diesem Flusse ist die angenehmste, die wir gemacht haben. Die Schönheit dieses großen Flusses, seine Inseln und Ufer ist entzückend. In Mariette, einer Stadt, die beym Einflusse des Muskigum in den Ohio auf den Ruinen einer sehr großen Stadt und Festung der Indianer erbaut ist, kaufte ich endlich von der Gesellschaft des Ohio-Staates Land, welches unter dem 39sten Breitengrade, 40 Meilen westlich von Mariette, zwischen den Flüssen Hokhoking und Federal-Creek liegt. Ich habe in allen Rücksichten Ursache zufrieden zu seyn; der Boden ist fruchtbar, die Luft gesund, das Klima sanft, doch hatten wir Schnee und Reif im Winter, und was sehr unangenehm ist, plötzliche Wechsel von Kälte und Wärme, gegen die man sich verwahren muß. Dennoch ist bisher Niemand von uns krank gewesen. Der Sommer ist sehr heiß, aber die Nächte recht angenehm. Ich schreibe jezt in meinem Gartencabinette, umschwärmt von einer Menge Colibri's von seltener Schönheit, und Schmetterlingen von jeder Gestalt und Farbe; sie haben mir zwar viele Blumen verderben, sind aber so schön, daß ich nicht auf sie zürnen kann. Die Nächte werden von tausend fliegenden Lämpchen erhellt, einer Art leuchtender Maykäfer, die aber so wenig Unbequemlichkeit verursachen, daß man sie sogar in den Zimmern gerne sieht. Ich habe meine Wohnung in einem schönen Thale, nahe bey einem Hügel, dem eine reiche Quelle entströmt, aufgeschlagen und genieße der Ansicht auf den Federal-Creek. Wir haben einen herrlichen Tisch; denn nebst den besten Zugemüsen, finde ich Hirsche, wilde indianische Hühner, rothe Rebhühner u. s. w., in meinen weitläufigen Wäldern. Ein reich besezter Hühnerhof und zahlreiches Vieh ist ebenfalls vorhanden; das einzige, was uns fast ganz fehlt, ist der Wein. Wir haben zwar Madeira- und Canarien-Wein; er ist aber nicht nur sehr theuer, sondern ersezt nach meinem Geschmack unsern guten schweizerischen Tischwein keineswegs. Wir führen hier ein sehr thätiges und zugleich stilles Leben, und haben in gänzlicher Einsamkeit doch keinen Augenblick Langeweile. Sonntag Morgens versammeln sich meine 4 bis 5 englische Meilen weit auf meinen Besitzungen zerstreuten Leute bey mir, ich lese ihnen unsere in der Schweiz gewöhnlichen Kirchengebete, zuweilen auch eine Predigt und wir singen Psalmen mit eben so vieler Andacht, als in einer Kirche. Ich fand diesen Gottesdienst um so nöthiger, da wir von einer Menge Religionssecten, eine sonderbarer als die andere, umgeben sind. Jeder Gottesdienst ist hier durchaus frey, und was auf Religion, welche es auch immer seyn mag, Bezug hat, genießt jede gebührende Achtung. Meine Nachbarn sind alle Engländer und sehr brave Leute; ich kann sagen, ich kenne 50 Meilen in die Runde nichts Verdächtiges, als einige Deutsche und Kanadier; die größte Sicherheit herrscht hier in Allem; man hat kein Beyspiel von einem Diebstahl. Mit einem Worte, ich bin mit meinem Loos sehr wohl zufrieden, und wünsche, daß die Brasilier es eben so gut getroffen haben, als wir, woran ich jedoch zweifle. Wenn man in Amerika landet, so ist der erste Anblick des Landes nicht nur unangenehm, sondern man kann sagen, abschreckend.

Die ungeheuren schwarzen Wälder, der röthliche Boden, die rothe Farbe aller Häuser, das blasse Aussehen aller Einwohner machten einen Eindruck auf mich, der schwer zu beschreiben ist. Selbst Pensylvanien, das ich in seiner ganzen Breite durchreisete, und das für schön gehalten wird, gefiel mir nicht besser. Ist man aber jenseits der Gebirge, so bekommen Land und Leute ein besseres Ansehen. Das Land, so ich bewohne, gleicht Italien. Die Bäume sind von ungewöhnlicher Höhe; unsere Wälder bestehen aus Sycomeren, Zuckerahornen, Nuß- und Castanienbäumen, weissen, rothen und schwarzen Eichen, Sassafras u. s. w., und sie sind bevölkert mit Bären, Hirschen, Beutelthieren, Kaninchen und Eichhörnchen, wenigen Panthern und vielen Wölfen. Die leztern gaben uns den Winter hindurch jede Nacht ihre Serenade, aber sie sind durchaus nicht furchtbar. Die Welschhühner und Schildkröten, die Bären und Racoons liefern eine vortreffliche Speise, und sind, wie die Hirsche, so gemein, daß ein 50 bis 60 Pfund schwerer nur 30 Centimen oder 18 Batzen kostet. Die Schlangen sind zahlreich, aber ihrer Größe ungeachtet, nicht sehr furchtbar, die Kupferschlangen und Klapperschlangen ausgenommen. Die erstern sind sehr giftig und so klein, daß man sie nicht bemerkt. Die Klapperschlangen haben drey bis sechs Fuß Länge und die Dicke eines Mannsarms; wenn sie aber zornig werden, so erhalten sie die Dicke eines Schenkels, sie sind nicht bösartig, aber wegen ihrem Gift äusserst gefährlich, denn dieß bringt wunderbare Wirkungen hervor. Gestern griff einer meiner Hunde eine Klapperschlange an und wurde von ihr gebissen. In weniger als einer Minute schwell ihm Kopf und Füße so an, daß wir das arme Thier verloren schäzten; doch haben wir jezt Hoffnung, es könne vielleicht noch gerettet werden.

Hr. Galatin, Gesandter der vereinigten Staaten, ursprünglich ein Genfer, sagte mir in Paris, ich werde in Amerika spanische Sommer und russische Winter finden; das Leztere fanden wir nicht; im verflossenen Winter blieb der Schnee nur drey Tage liegen, und man hätte nicht mit Vergnügen Schlitten fahren können. Am 11. Jenner hatten wir das erste Gewitter mit Bliz und Donner; und während der Zuckerernte im Hornung, sahen wir uns oft gezwungen, Kleid und Weste auszuziehen. In Rücksicht auf die Sommer aber hat sich des Hrn. Galatin Ansicht bestätigt; auch leben wir unter dem gleichen Himmel, wie die Calabresen, und wohnen südlicher als Konstantinopel. Darum genießen wir hier die Vortheile eines warmen Klimas, ohne den Nachtheilen desselben ausgesezt zu seyn. Ich fand im Ganzen die Gegenden am Ufer des Meers weit ungesunder und unangenehmer, als die im Innern des Landes gegen Westen liegen. — Die einzige Neuigkeit, welche die Schwäzer und Speculanten der vereinigten Staaten beschäftigt, ist die Entdeckung, die man diesen Sommer etwa 100 englische Meilen von hier gemacht hat. Indem man einen Sood grub, fand man ein Stück gediegenes Gold von 9 Fuß Länge und ungefähr 6 Fuß Dicke und Breite. Da aber der glückliche Janki (Amerikaner) nicht Geld genug hat, um einen so ungeheuren Goldklumpen ans Tageslicht zu fördern, so machte er hundert Actien von hundert Dollars jede, um die Ausgrabungskosten zu decken; er behält sich Drey vom Hundert des Gewinns vor, und verspricht das Uebrige gleichmäßig unter die Besizer der Actien zu theilen, für die sich wirklich viele Liebhaber finden. Wenn ich indessen nur das Holz verkaufen könnte, was wir in großen Haufen verbrennen, so wäre ich schon um einige tausend Thaler reicher. Täglich fällen wir einige hundert Stämme, die wir bey Nacht verbrennen, diese Feuer bilden einen sehr schönen Anblick. Man kann hier recht angenehm leben, und noch etwas bey Seite legen; mit Arbeit und Sparsamkeit ist man fast gewiß, Vermögen zu sammeln; nur hüte man sich vor dem Spiel, denn diese Pest zeigt sich hier, wie in der alten Welt. Jeder Anfang zur Anlegung einer Kolonie in der Wüste ist schwer, aber mit ausdauerndem Muthe auch bald überstanden. Ich bin mit 132 Personen von Bern abgereist, und, obschon ein Tischler, Namens Lau, an der Auszehrung gestorben, hat sich unsere Bevölkerung doch vermehrt. Glaube aber nicht, daß ich dieses ganze Volk noch bey mir habe. Sobald wir in Amerika landeten, wählte ich mir diejenigen aus, die ich bey mir behalten wollte; die übrigen konnten, wie wir übereingekommen waren, ihr Glück für sich selbst suchen, und ich bin froh, ihrer los zu seyn u. s. w.

London, Dezember.

(Fortsetzung.)

Ein Herr Smart, bekannt durch sein Werk the theory and practice of elocution (worin er sehr gesuchten Unterricht ertheilt) und verschiedene andre Schriften ähnlichen Inhalts, liest diesen Winter abermals verschiedene Stücke Shakspears vor. Diese Shakspearian Readings sind sehr besucht, vertreten beynahe die Stelle eines Schauspiels und werden denen überaus nüzlich, welche sich bemühen, ihre Muttersprache richtig auszusprechen und mit Anstand zu declamiren. Diese Beflissenheit gehört zu den Studien vieler jungen Leute, weil die Gelegenheit, öffentlich zu reden, in England häufig vorkommt. Daher rührt es zum Theil, daß, wie Reisende oft bemerken, Leute von Erziehung ihre Muttersprache nicht nur fehlerfrey schreiben, sondern sich auch im Umgange richtig und fertig ausdrücken können. Smart ist vollkommner Meister seiner Kunst und darf mit einem alten Rhetor verglichen werden. — Es sind auch Vorlesungen über die deutsche Literatur angekündigt vom Hrn. Dr. Andr. Stäbele, einem gebornen Schweizer, der unlängst in der Pestalozzischen Anstalt zu Iferten angestellt war. Fürst Esterhazy, der hiesige österreichische Gesandte, verwendet sich unmittelbar für diesen Gelehrten. Er fängt seine Vorlesungen an von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und dem damaligen Zustande der deutschen Dichtkunst, handelt dann von Klopstock, Lessing, dem Hainbunde in Göttingen, von Voß, Miller, Stolberg ꝛc. von den lyrischen Dichtern dieses Zeitraums, Wieland, Schiller, Goethe; von den Schauspielen der beyden Leztern, besonders von Schillers Wilhelm Tell und Maria Stuart, und von Goethe's Faust, Tasso und Iphigenia; von der Schlegelschen Schule und ihrem Streite mit Kozebue; von La Motte Fouqué und Jean Paul; von dem Dichter des Freyheitskrieges Körner ꝛc., und von den neuesten Dichtern, Müllner, Grillparzer bis Uhland ꝛc. Endlich wagt er Vermuthungen über die künftigen Aussichten der deutschen Literatur. — Am 14. dieses hatte wieder die Ausstellung der besten Ochsen, Schweine und Schaafe in Smithfield statt, und nach langer Prüfung der Richter wurden viele Prämien von 10, 15 und 20 Guineen vertheilt. Kenner versichern, daß diese Smithfield Club Cattle Schow einen großen Einfluß auf den vortrefflichen Zustand der Viehzucht in England habe. Für praktische Landwirthe ist diese Versammlung (wo man viele vornehme Leute antrifft, die ohne Auszeichnung unter die gemeinsten Pachter gemischt sind) ein wahres Fest und eine unvergleichliche Schule der Oekonomie. Anderer Vortheile nicht zu gedenken, hat die große Sorgfalt der Viehzüchter dem englischen Leder einen so entschiedenen Vorzug gegeben, daß die Londner Schuster, Sattler und andre Lederarbeiter behaupten, sie könnten gar kein andres, als englisches Leder brauchen, weil es geschmeidiger und in jeder Rücksicht besser sey, als alles andere.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 7.

Nr. 7.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. Januar 1821.

Ueber die Entwickelung der ältesten italienischen Malerey.

Es gibt nur eine Kunst; unter den verschiedensten Umständen unterliegt sie immer denselben Gesetzen der Produktion und Erscheinung. Die Veränderung in den Ideen, welche sie ausdrückt, in den Naturgegenständen, welche auf die Bilder des Vorstellungsvermögens einwirken, begründet, in Vereinigung mit den Eigenheiten des Künstlers selbst, jene wechselseitige Abweichung der besondern Zeitgenossenschaften, Schulen und Meister, die wir überall wahrnehmen und unterscheiden, ohne deßhalb den allgemeinen Maaßstab für jegliches Schöne aufzugeben, der dem Urtheil, wie dem Genusse gleich unentbehrlich ist. Aus dieser durchgängigen Uebereinkömmlichkeit aller Kunst erklärt sich, daß die Vorzeit auch dann noch belehrt, wenn alle Ideen, gleichwie alle äußere Anlässe, sich verändert haben; daß ein nordisches Land oft auf ein südliches wirkt, und so auch im umgekehrten Falle, wie nun schon oft erprobt worden ist. Der Grieche erlernte viele Vortheile der Kunst von noch älteren Völkern; er bildete selbst ihre Ideen fort, wie vortreffliche Männer gezeigt haben, und wie nun neuerdings die ägyptischen Studien des Architekten Gau ins Licht setzen werden. Aber die Kunst der ältesten Christen bemeisterte sich bey gänzlicher Abweichung von den leitenden Ideen, aller Geschicklichkeiten und Einsichten, ja selbst jener allgemeinen Schönheitsgesetze der alten Kunst, die ich anderswo gewagt habe unter den Styl zu begreifen. — Auf eine ähnliche Weise waren die Geheimnisse, die Weisheit, die ältesten Urkunden der neuen Religion in den Begriffen und Redeformen der klassischen Sprachen niederlegt worden.

Vielen Schriftstellern ward es gerade deßhalb unmöglich, die Entstehung und den Fortgang der neueren Kunst zusammenhängend zu entwickeln, weil sie nicht bis auf den Zeitpunkt zurückgekehrt waren, in welchem die Ideen des Christenthums beginnen sich mit den Formen der alten Kunst zu verschmelzen. Man blieb lange geneigt, die neuere Kunst als ein gänzlich abgerissenes Ereigniß der Geschichte anzusehn, und andrerseits gewöhnten sich die Geschichtforscher, auch das christliche Alterthum als ein abgesondertes Ding, bald als die äußerste Verwilderung des klassischen Alterthumes, bald als eine ehrwürdige Reliquie zu betrachten. Vasari, der das Andenken vieler Kunstwerke der ersten Jahrhunderte, welche zu seiner Zeit noch unversehrt dastanden, der Nachwelt hätte retten können, glitt sehr leicht über einen Gegenstand hin, dessen volle Bedeutung er nicht faßte. Spätere Antiquare, Bosius, Ciampini, Buonaroti, bildeten daraus ein eignes abgesondertes Fach, welches jedoch in der Folge so wenig weiter gebildet wurde, daß selbst die umfassenden Werke des D'Agincourt und Cicognara nur im allgemeinen auf längst Bekanntes verweisen. In der That ist es mit Schwierigkeiten verknüpft, die Mittelglieder aufzufinden, durch welche die auflebende Kunst des neuen Italiens mit der früh- oder altchristlichen zusammenhängt. Denn eben diese altchristliche Kunst war in den ersten Abschnitten des Mittelalters überall, doch vorzugsweise in den Ländern, welche Völker deutschen Stammes beherrschten, verfallen. Die Forscher verloren deßhalb, über einen bestimmten Zeitpunkt hinaus, die Spur, oder ermüdeten an der kindischen Unvollkommenheit der Denkmale. Vielleicht wagte Vasari aus einem ähnlichen Gefühle des Ueberdrusses das ganze frühere Mittelalter bey Seite zu stellen und einen geschichtlichen Zusammenhang zu ersinnen, der in der Folge eben so oft gedankenlos wiederholt, als bruchstückweise mit Heftigkeit angegriffen wurde.

Die Hauptzüge seiner Darstellung sind diese: die Kunst sey im Abendlande gänzlich zu Grunde gegangen; im dreyzehnten Jahrhundert seyen darauf einige Neugriechen, aber gar rohe, ungeschickte Gesellen, nach Florenz gerufen worden; diese haben in einem florentinischen Knaben, Johann Cimabue, die Lust zur Kunst erweckt, und eben denselben nothdürftig in den Anfangsgründen unterrichtet; von diesem ersten namhaften Künstler der Florentiner stamme die ganze toskanische Schule ab. Man sehe über dieß leztere den Baldinucci, der sich die Mühe gegeben hat, Vasari's Darstellung durch eigene Tabellen und Stammbäume übersichtlich zu machen. Nun ist übrigens nicht zu verkennen, daß dem Vasari viele Thatsachen bekannt waren, die durchaus nicht in sein System passen, ja dasselbe ganz umwerfen. Lanzi Th. 1. S. 6. hat ebendaher versucht,

jene Widersprüche auszugleichen. Allein die Annäherungen des Unvereinbaren sind immer an und für sich gewaltsam, und durchaus nicht anwendbar für einen Schriftsteller, der seine vereinzelten Materialien nicht überall und jederzeit im Geiste gegenwärtig hat; bey dem mithin sehr Vieles nebenhin fällt, ohne in den Zusammenhang zu passen.

Die Schriftsteller dahingegen, welche das bezeichnete historische System des Vasari angegriffen haben, sind meist Provinzialhistoriker *), die mit Florenz um die Ehre des ersten Anstoßes einer Geistesregung streiten, welche mehr noch, als Poesie und Literatur, das gebildete Volk vom Barbaren unterscheidet. Gewiß ist ihr Bestreben sehr nützlich gewesen, in sofern es viele unbeachtete Künstlernamen und Zeitbestimmungen ans Licht gezogen hat; übrigens fehlte es ihnen meist an dem Umfang historischer Gelehrsamkeit, der allenfalls genügen konnte, das Wahre, Halbwahre und Falsche auseinander zu setzen, welches gemeinschaftlich dem Systeme Vasari's zum Grunde liegt. Der Einfluß der Neugriechen, den Vasari durch eine mißverstandene Ueberlieferung hatte kennen gelernt, beleidigte die Nationaleitelkeit der Italiener; es war ohnehin sonnenklar, daß er nicht auf die Weise, wie Vasari darstellt, stattfinden konnte. Denn einer blos gewerbsmäßigen Anleitung bedurften die Italiener zu keiner Zeit, am wenigsten aber als Cimabue Knabe war, indem gerade damals viele italienische Maler namhaft werden, die jenem in den Vortheilen der Kunst wenig nachstehen. Daher läugneten sie alle Einmischung der Grie-

---

*) Vor mehr als dreyßig Jahren gaben sich in diesem Bemühen die Hand: der Pater della Valle, Mariotti und Orsini, und, wenn gleich weniger entschieden, auch der Topograph von Pisa, Ritter Morrona. Della Valle ist ein literärischer Aufschneider, dessen Arbeiten man nur mit der größten Vorsicht benutzen kann. In Beziehung auf Siena hat er viel Richtiges und Neues mitgetheilt, aber nie aus der ersten Quelle, vielmehr aus den ungedruckten Handschriften des Mancini und Benvoglienti, welche in der öffentlichen Bibliothek zu Siena aufbewahrt werden. Giulio Mancini, der um das Jahr 1600 lebte, betrachtete die Kunstgeschichte mehr im Ganzen und errieth den Zusammenhang der altchristlichen Kunst, deren Denkmale ihm zu Rom sehr bekannt geworden waren, mit der neuern Kunst der Italiener. Uberto Benvoglienti, um das Jahr 1700, trug mit großem Fleiße urkundliche Nachrichten von sienesischen Künstlern zusammen, welche, da die genannte bändereiche Sammlung großentheils aus Abschriften besteht, von Schreibfehlern wimmeln. Auch passen die Citationen nur noch auf wenige Archive, da die meisten seitdem neuangeordnet und einige geplündert oder beschädigt worden sind. Nun hatte della Valle die Unverschämtheit, seine verworrenen und weitschweifigen Beyträge, in den Lettere Sanesi und in den Noten zu Vasari, als Resultate eigner Forschungen auszulegen, da er doch durch ein bloßes Blättern in dem schönen Auszuge aus den Pergamenten der Opera del Duomo zu Siena in wenig Stunden hätte sehen können, daß Benvoglienti's Anziehungen nicht mehr mit der gegenwärtigen Anordnung dieses Archives zusammentreffen, welche schon 1721 veranstaltet worden ist; daß mithin sein Betrug früh oder spät an den Tag kommen würde. Es ist aber nicht genug, daß alle in den sieneser Briefen angegebene Nummern des genannten Archives unanwendbar sind; auch viele Jahreszahlen und Data sind falsch angegeben, und sogar in den gewöhnlichsten Schlußformen die lächerlichsten Lesarten aufgenommen. Es genügt anzuführen, daß er in dem Contracte des Nicolaus von Pisa in Bezug auf die Kanzel des Domes durchgehend pervium für pergamum liest, und in einem Contracte des Jacob della Quercia die Jahrszahl 1402 für 1412 gibt. Nach diesen Erfahrungen wird es schwer seyn, sich auf seine Geschichte des Domes von Orvieto zu verlassen, deren Richtigkeit mir noch nicht vergönnt war, an Ort und Stelle zu prüfen. Wenn nun gleich viele seiner sienesischen Angaben durch das Verdienst des Benvoglienti richtig sind, so greift er doch auch dort fehl, sobald er sich auf seine eingebildete Kennerschaft verläßt. In einer Anmerkung zum Leben des Fra Bartolomeo, wiederholt zu dem des Masaccio (Vasari ed. di Siena.), will er auf seine Weise die Hand dieses Meisters in einem Mauergemälde entdeckt haben, welches den sehr bezeichneten Stempel der Schule Peter Perugino's trägt. Dieses Gemälde in der Kirche S. Maria delle Grazie, zu S. Giovanni di Valdarno, enthält eine Denkschrift, die fast so groß, als das Gemälde selbst ist, und anzeigt, daß das dargestellte Wunder im Jahre 1479, also lange nach dem Tode des Masaccio, sich ereignet habe; nicht zu gedenken, daß auch alsdann noch eine Zeit verging, ehe milde Gaben genug vorhanden waren, die prächtige Kirche zu erbauen. Zudem sagt Vasari im Leben des Perugino, ein Schüler des Lezteren, der unter dem Namen des Montevarchi bekannt ist, habe dieses Wunder alldort gemalt, was doch dem Herausgeber des Vasari nicht hätte entgehen sollen. — Bedürfte es noch weiterer Beweise seiner Unzuverlässigkeit, Anmaßung und Flüchtigkeit?

Mariotti — lettere Perugine — schöpfte dahingegen seine Nachrichten aus der Quelle; ich habe einen großen Theil derselben auf dem Archivio Decemvirale zu Perugia verglichen, und seine Angaben und Abschriften jederzeit genau gefunden. Sein Kunsturtheil stützte er auf den damaligen Akademiedirektor zu Perugia. Orsini, der, obgleich selbst ein Maler, doch kein Bild zu beurtheilen verstand. Er giebt z. B. in seinem Guida di Perugia ein Gemälde der Carmeliterkirche, welches aus raphaelischen Fragmenten mit kalter Correctheit zusammengesezt ist, und wahrscheinlich von Dominico Alfani herrührt, für ein Werk aus Peter Perugino's erster, trockener Manier. In der That dreht sich seine Kunstweisheit um die italienischen Begriffe trocken und breit; doch hat er auch eine gewisse Ahnung des magischen Reizes der Formen und Linien-Verhältnisse.

Morrona endlich steht in Pisa selbst in dem Rufe, seine Quellen mit Gewissenhaftigkeit genuzt zu haben. Ich habe seine Spur in dieser Hinsicht noch nicht verfolgen können; doch scheint mir sein Kunsturtheil sehr einseitig, seine Begriffe eingeschränkt, und sein historisches Urtheil sehr unsicher. In der Beleuchtung der Alterthümer des 11ten und 12ten Jahrhunderts ist ihm in neuern Zeiten der Professor Ciampi nachgefolgt, über dessen Arbeiten, Meinungen und Ansichten anderwärts Gelegenheit vorkommen wird, mich auszusprechen.

chen in den ersten Aufschwung der neuitalienischen Kunst, und ließen, nicht ohne einige Inconsequenz, (wie Lanzi und Della Valle bey Besichtigung einer altitalienischen Malerey in der Gruft von Sta Maria novella) nur da einen Griechen zu, wo sie etwas über menschliche Begriffe Rohes und Bäuerisches entdeckten. Vergebens zeigte ihnen der tüchtige Lami — Trattato di Lionardo da Vinci, Firenze 1791. 4to. p. LIII. sqq. — daß die Neugriechen viel Treffliches aufzeigen, dessen altchristlichen Ursprung er übrigens nicht ahnete; daß sie in der Zierlichkeit der Behandlung Dinge geleistet haben, die vor dem dreyzehnten Jahrhundert in Italien ohne Beyspiel sind. Eine fast allgemeine Verblendung, die in einer zu materiellen Ansicht der Kunst ihren nächsten Grund haben mochte, verhinderte sie einzusehn, daß der Italiener von einem benachbarten Volk, mit dem er sich vielfach berührte, gar Manches lernen konnte, wenn einmal erweislich war, daß eben dieses Volk damals, bey vieler Gemeinschaftlichkeit der Kunstideen, eine entschiedene Ueberlegenheit des Geschickes besaß. In der That hatte Vasari die Tradition nur mißverstanden und auf seine poetische Weise ausgebildet. Die Italiener bedurften allerdings keiner Griechen, um auf den Gedanken geleitet zu werden, ihre Heiligen zu malen; ein flüchtiger Blick auf die Kirchengeschichte beseitigt diese Frage auch ohne die Hülfe reichlich vorhandener Denkmale. Aber sie bedurften eines Musters erreichbarer Vortrefflichkeit; eines Mittelgliedes, um sich dem würdigen erhabenen Sinne der altchristlichen Kunst wieder anzunähern, der, bey zu großer Unvollkommenheit in der Ausübung, in ihrem eigenen Voralter unkenntlich geworden war. Dieses Muster fanden sie bey demselben Volke, welches dem Handel ihrer Seestädte die lebhafteste Beschäftigung gab. Vielleicht aber veranlaßte gerade die Eroberung Constantinopels, an dessen Plünderung italienische Seestädte Theil nahmen, durch Verbreitung älterer neugriechischer Kunstgegenstände, jene Annäherung an die Behandlungsart und an die Vorstellungen eben derselben, welche nach dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts in den Malereyen der toskanischen und umbrischen Städte hervortritt, und bis zu Giotto überall fortdauert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Benjamin Robert Haydon.

Dieser ausgezeichnete Malerist, wie wir in den Annals of the fine arts, Nro. XVII, lesen, den 26. Jan. 1786 zu Plymouth geboren, wo sein Vater eine bedeutende Buchhandlung hatte. Haydon's Liebe zur Kunst zeigte sich früh. Sein erster Versuch war die Karrikatur eines Knaben, der immer in der Schreibschule weinte. Er zeichnete ein weinendes Gesicht und eine Hand, die einen Becher hielt, um die Thränen aufzufangen. Die Zeichnung wurde in der Schule aufgehangen und so oft der Knabe weinte, zeigten alle Finger auf dieselbe. So schlecht die Zeichnung gewesen seyn muß, so hatte das Ansehen, das er dadurch bey den Knaben gewann, die Folge, daß sein Herz bey dem Gedanken berühmt zu werden, zum ersten Male höher schlug.

Mit seinem Alter wuchs die Neigung zur Kunst und beunruhigte seinen Vater, der einen andern Lebensplan für ihn entworfen hatte. Er wurde nach Honiton in eine Schule geschickt und dem Vorsteher anbefohlen, seiner Neigung zur Malerkunst so viel als möglich in den Weg zu treten. Er war aber nicht lang in dieser Schule, so lernten schon alle Knaben Zeichnen von ihm. Einst sah er auf der benachbarten Höhe eine Jagd und malte bey seiner Zurückkunft an die Wand, was er gesehen; der Lehrer war entzückt über diesen Versuch und bat, als Haydon in den Feyertagen nach Haus gieng, seinen Vater, sich nicht länger dem zu widersetzen, was er für eine unwiderstehliche Neigung halte: der junge Haydon mußte aber, nachdem er die Schule verlassen, zu einem Kaufmanne, um die Handlung zu erlernen. Der Prinzipal war seiner bald müde; denn statt zu schreiben, las er im Virgil, und statt zu rechnen oder seinen Unterricht anzuhören, zeichnete er Gegenstände aus der Aeneide. Als er nach Hause kam, ward er, seiner Unbrauchbarkeit wegen, schlecht empfangen.

Er führte nun zwey Jahre lang die Geschäfte seines Vaters und zeichnete dann halbe, oft ganze Nächte hindurch. Er war mit seinem Vater übereingekommen, daß er nach sieben Jahren seiner Neigung folgen dürfe. — Die Gespräche von Reynolds fielen ihm zufällig in die Hände und er las sie an einem Abende ganz durch. Hier fieng der lang schlummernde Funke Feuer und griff unwiderstehlich um sich. Reynolds Grundsatz, daß anhaltender Eifer den Mann von Talent zur Vortrefflichkeit führen müsse, machte den tiefsten Eindruck auf Haydon. Er begann nun planmäßig zu studiren. Aus Albinus schöpfte er seine ersten anatomischen Kenntnisse; dazwischen suchte er die Ufer des Meers, wo man badete, und bestrebte sich, den lebendigen Bau des menschlichen Körpers kennen zu lernen. Er legte sich oft angekleidet nieder und stand mit Tagesanbruch auf, um die anatomischen Zeichnungen zu vollenden, die er die Nacht zuvor angefangen. Sein Vater sah endlich, wie aller Widerstand vergeblich sey und willigte ein, daß er seiner Neigung zur Malerey folgte, und nach London gieng. Im May 1804 kam er, achtzehn Jahr alt, in London an. Er miethete sich eine Wohnung und begann schon am folgenden Tag zu arbeiten, entschlossen, zwey Jahre zu zeichnen und zu studiren, ehe er zu malen begänne. Er sah mehrere Monate keinen andern öffentlichen Ort, als die Shakspeare Gallerie. Sein Eifer war so groß, daß er kaum alle vierzehn Tage sein Zimmer verließ: seine Hausleute ließen ihn bitten, er möge sich nicht umbringen. Durch

Prince Hoare, den dramatischen Schriftsteller, dessen Bekanntschaft er durch die Empfehlung eines Verwandten gemacht hatte, wurde er mit Füßli und Northcote bekannt, und kam in die königliche Akademie, wo er von nun an angestrengt arbeitete, so daß ihn Füßli, der ihn am Morgen, am Mittag und Nachts da fand, einst mit seiner gewöhnlichen Milde fragte, wann er denn zu Mittag esse? — Hier schloß er auch mit Wilkie, der eben von Edinburg kam, wo er zwey Preise gewonnen hatte, und der eher als vollendeter Künstler denn als Student in die Akademie trat, den engsten Freundschaftsbund.

Im Oktober 1816 begann Haydon sein erstes Gemälde und vollendete es in sechs Monaten. Die Akademie nahm den Versuch sehr gut auf. Im Januar 1808 fieng er seinen Dentatus an und hatte schon mehrere Monate daran gearbeitet, als ihn Wilkie mit sich in Lord Elgin's Haus nahm; die Schätze griechischer Kunst machten hier einen solchen Eindruck auf die Seele des jungen Künstlers, daß er, sobald er nach Hause kam, sein Gemälde verwarf und es am nächsten Morgen mit höheren Ansprüchen an sich selbst begann. Durch Lord Elgin's Schätze gewann er eine tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst und schritt sicherer vor. Er zeichnete zehn, zwölf, oft fünfzehn Stunden unausgesezt nach den Antiken, und stand manchmal bis Mitternacht, Licht und Zeichenbrett in der einen Hand, während er mit der andern zeichnete. Dentatus ward 1809 vollendet und im folgenden Jahre in die Gallerie der British Institution gesendet, wo er den ersten Preis gewann. Seines Macbeth's wegen, den er in zwey Jahren (1810—1812) vollendete, hatte er vielen Verdruß. Die Direktoren der brittischen Gallerie sprachen ihm den Preis ab und boten ihm 30 Guineen als Entschädigung für den Rahmen, das Gemälde für nichts achtend. Er selbst hatte für den Rahmen 60 Guineen bezahlt. Derjenige, der das Gemälde bey ihm bestellt hatte, wollte es nicht nehmen, weil es größer war, als er bestimmt hatte; sein Vater hatte ihm alle Unterstützung entzogen. So begann er seinen Salomon in der äußersten Dürftigkeit. Er war unentschlossen, ob er an dem großen Gemälde fortarbeiten solle oder Porträts malen, um sich die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu verdienen. Er wählte endlich das erstere, bedenkend, daß er jede Schwierigkeit besiegen, nur nach Ruhm streben, jede Kraft anstrengen und seiner und seines Vaterlandes Ehre jede kleinliche Rücksicht und Entbehrung opfern müsse.

Jeder Zustand der Ungewißheit ist quälend. Ist nur ein Entschluß gefaßt, dann gewinnt die Seele neue Spannkraft und der Widerstand entweicht. Statt still zu sitzen, zu klagen, begann er am nächsten Morgen den Kopf der unglücklichen Mutter im Gemälde des Salomon und malte nun eifrig, Tag für Tag, die herbsten Entbehrnisse duldend und nach und nach Bücher, Zeichnungen und Kleider verkaufend, um seine Modelle zu bezahlen. Aber der Aufwand geistiger und körperlicher Kräfte, die er diesem Gemälde weihete, und die Anstrengung der lezten sechs Tage und Nächte, in denen er seinen Salomon vollendete, schwächten seine Gesundheit so sehr, daß sie bis jezt nicht wieder hergestellt ist.

Salomon, den Haydon in Spring Gardens ausstellen ließ, wurde verkauft und fand allgemeinen Beyfall. Die Direktoren der British Institution sandten ihm ein Geschenk von 100 Guineen. Seine Feinde ließen endlich seinem Talent und seinem Muthe Gerechtigkeit widerfahren. Seine Ausdauer, seine Festigkeit sollten jedem jungen Künstler zum Beyspiele dienen.

Seiner Gesundheit und seiner Ausbildung wegen gieng er 1814 mit seinem Freunde Wilkie nach Paris. Die Menge interessanter Charaktere unter den fremden Truppen und die Schätze des Louvre boten reiche Gelegenheit, seine Studien zu fördern. Er kehrte in demselben Jahre nach London zurück und begann des Heilands Einzug in Jerusalem. Im folgenden Jahre vollendete er mehrere andere Gemälde, musste aber steter Kränklichkeit wegen London bald ganz verlassen. Erst 1816 begann er zu genesen. Seine Bemühungen zu dieser Zeit, Lord Elgin's Sammlungen zu einem Staatsgut und seinen Landsleuten zugänglich zu machen, sind bekannt, und über seine neueren Leistungen hat das Kunstblatt bereits Andeutungen gegeben.

Rom.

Der Hofbildhauer Busch aus Meklenburg ist vor einigen Tagen hier in Dürftigkeit gestorben. Seine Habseligkeiten wurden von den Landsleuten so hoch ersteigert, daß ich hoffe, die Familie, welche ihn mit eigener Großmuth bis an sein Ende pflegte, werde vom Erlöse befriedigt werden.

An dem neuen Flügel des Museo Chiaramonti läßt die Regierung thätig fortarbeiten. Leider erfordern aber die corinthischen Capitäle noch wenigstens 1½ Jahre Zeit, ehe sie angesezt werden können, und der Baumeister Stern liegt schon seit längerer Zeit auf dem Krankenbette.

Eine Darstellung nach dem Leben in 24 Blättern, Graf Mörners römisches Carneval ist nun von ihm selbst radirt, erschienen, und hat verdienten Beyfall. Es kostet (bey Scudari Via Condotti) mit kurzer Beschreibung drey römische Scudi.

Ein hiesiger Kunsthändler hat das Glück gehabt, einem Florentiner eine antike Badewanne von Rosso Antico, schreibe Rosso antico, um siebenzig Scudi — abzuhandeln. Nun fordert er 14,000 dafür, wird jedoch schwerlich um diesen Preis Käufer finden, da man doch wahrscheinlich über kurz oder lang entweder die alten Brüche oder Marmormagazine am Meeres- oder Tibergestade entdecken wird, (?) welche den Preis so schnell herab drücken werden, als den der altägyptischen Statuen, welche nun bereits wohlfeiler sind, als die adrianesken.

Nro. 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Januar 1821.

Der Künste Zauber wird kein Herz empfinden,
Fehlt ihm die Kraft, ihn selbst in sich zu finden.
Schreiber.

Aus Herr Balthasars Leben.

Herr Balthasar schob die Kaffeetasse und ein Zeitungsblatt, in dem er eben gelesen, unwillig von sich weg, und legte sich in seinen Lehnstuhl zurück.

„Wenn irgend Jemand auf der ganzen Welt den Namen eines Selbstpeinigers verdient" sprach er mit kläglicher Stimme, „so bin ich es schon um dieser verruchten Zeitungen und Journale willen. Wären die Römer bereits von dieser Seuche befallen gewesen, Terenz hätte ohne Zweifel in seinem Heavtontimorumenos glücklichen Gebrauch davon gemacht. — Da liegt es nun wieder," fuhr er zu seiner Frau gewendet fort, indem er auf einen Stoß Zeitschriften zeigte, der auf dem Tische lag, „da liegt es nun wieder vor mir haushoch und ich muß durch, und kaum bin ichs, so hat der Bote aus der Stadt mir es schon wieder berghoch hingelegt und ich muß von Neuem durch, und so nimmt meine Qual und mein Aerger kein Ende." — „Es ist ja doch kein freyer Wille," sagte seine Frau, ohne von ihrem Strickzeug aufzusehen. — „Freyer Wille, freyer Wille!" rief er. „Was ist denn wohl des Menschen freyer Wille? Mein Kind, der Lyonnet soll noch kommen, der diesen sogenannten freyen Willen unterm Mikroscop zergliedert, und in seine Fasern zerlegt, wie jener die Seidenraupe. Er würde uns wunderliche Dinge zeigen, mein' ich. Was kann ich denn für diesen bestialischen Trieb, meine Nase in alles zu stecken, alles zu wissen, alles zu erfahren? Wie? Zwar bestialisch, nein, so ist dieser Trieb keineswegs zu nennen, er gehört vielmehr gerade zu dem, was uns vom Thier unterscheidet und darüber erhebt. — —" „Und am Ende" fiel Frau Rebecka ein, „am Ende hast du doch das größte Vergnügen von der Leserey." — Er lachte ingrimmig laut auf. „Vergnügen! Vergnügen! Ey so wollte ich doch, du hättest — nur acht Tage lang solch Vergnügen bey deiner Truthühner- und Enten-Zucht: ich gebe dir mein Wort, am neunten liessest du den Putchen allen miteinander die Hälse abschneiden!" — Frau Rebecka blickte ihn unwillig von der Seite an. Er fuhr fort: „Ich sage dir, allen! so leid dir auch jezt jedes Stück thut, das du musst schlachten lassen — und die Enten mit Kastanien heut Mittag waren höchst delikat, das kann ich dir auch sagen — aber Vergnügen! Ich bitte dich, mein Schatz! du sprichst wieder einmal ins Blaue hinein. Während die Wolken, die mir jeder Zeitungs-Tag schwärzer am politischen Horizont aufthürmt, mich mit Kummer und Sorgen erfüllen, während der Geist, der sich jezt in unserm Vaterlande regt, fast jede Nacht wie ein dunkles Gespenst an mein Lager tritt und mich nicht schlafen lässt, während jedes neue Blatt beynahe mir eine neue gräßliche Mordthat berichtet, sprichst sie von Vergnügen!" — „Nun aber doch die andern Blättchen alle, mit den hübschen Geschichtchen, mit den Nachrichten vom Theater — — mit den Recensionen." — „Hübsche Geschichtchen! daß Gott erbarm! Nachrichten vom Theater! Ach diese Theater-Nachrichten, diese Recensionen, die sind ja eben das schleichende Gift, das mich langsam abzehrt! Diese Saalbadereyen, für die sich jeder literarische Eunuch

gut genug dünkt, der nichts anders kann; diese Klatschereyen, die keinen Menschen interessiren, als etwa die guten Freunde und Feinde am Ort, ach! und die ich doch alle, alle lesen muß, um in der Ordnung zu bleiben, diese machen ja eben meine Danaidenqual!" — „Vergeht doch die Zeit dabey!" sagte Frau Rebecka. — „Vergeht! vergeht! ja du hast recht! Sie vergeht, die kostbare, unwiederbringliche, sie vergeht in dieser edlen Beschäftigung wie ein Schlag ins Wasser, wie ein Wolkenschatten, der übers Land läuft, ohne eine Spur zurück zu lassen, daß sie da gewesen ist. Was hätte ich nicht vielleicht alles für Leben, Kunst und Wissenschaft leisten können in der Zeit, die ich mit dieser Leserey vertrödelt!" — Frau Rebecka fuhr gleichmüthig fort: „Und da wir nun auf dem Lande wohnen, und keine Concerte, kein Theater mehr haben —" — „Kein Theater, ja, dem Himmel sey Dank!" unterbrach er sie — „Kein Theater! Ich bin so glücklich, in kein Theater mehr gehn zu dürfen. Und so bin ich denn, wenn mir gleich diese unglücklichen Papiere da, wie der Ratte ihr Schwanz, auch hieher gefolgt sind, so bin ich denn doch nicht ganz umsonst aufs Land gezogen." — „Hm!" sagte Frau Rebecka mit dem Kopfe nickend! „Warum liefst du denn jeden Abend ins Theater, da wir noch in der Stadt waren?" — „Warum! warum! Mein Schatz, ich behaupte der Mensch weiß selten recht genau um das eigentliche Warum seiner Handlungen, oder er gesteht es sich selber nicht. Das vor der Welt ausgesprochene wenigstens ist wohl fast nie das rechte. Wenn ich aber spräche: ich lief alle Abend ins Theater um mich zu ärgern, so klänge das freylich wunderlich, aber es fiele nicht gar weit von der Wahrheit." — „Ach geh doch: ärgern! geh! die Komödie war ja doch von jeher dein allergrößtes Vergnügen!" — Er sprang empor, hob Hände und Blicke zum Himmel und ließ sich dann wieder in den Sessel zurück fallen. „O Herr," rief er, „da ist sie schon wieder mit ihrem Vergnügen! Sie pflastert heut das ganze Haus mit Vergnügen wie einen himmlischen Freudensaal! Ich sage dir aber, nein, zum Henker! nein! nicht Vergnügen! nein! Grimm und Aerger, Gift und Galle habe ich von deiner verwünschten Komödie. Oder soll ein Mensch, der es mit der Kunst redlich meint, soll er es denn mit Vergnügen ansehn, wie sie dem schmählichsten Verfalle zuläuft? Soll er es mit Vergnügen ansehn — —"

Er wurde hier durch Klopfen an der Thür unterbrochen, und ein ältlicher Mann von schlichtem Aeußern trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer, welchem er sogleich schnell entgegen ging, mit dem Ausruf: „Ey willkommen, herzlich zum erstenmal in meinem Hause willkommen, mein lieber Herr Pastor!" ihm freundlich die Hand reichte und zugleich mit der andern die Klingelschnur zog. Hierauf führte er ihn nach dem Sofa, stellte ihn seiner Frau vor, schob ihm, während er hier seine Verbeugung wiederholte, von hinten einen Stuhl in die Kniekehlen, so daß er den angefangenen Bückling schnell abzubrechen und sich nieder zu setzen genöthiget war, befahl dem eintretenden Diener eine Tasse und eine Pfeife zu bringen und sprach dann, sich wieder in seinem Lehnsessel niederlassend: „Nun aber sagen Sie mir! Ich frage Sie, lieber Pastor, wie wär Ihnen zu Muthe, wenn Sie Bauchgrimmen hätten, und ein anderer glaubte, Sie schnitten Gesichter vor lauter Vergnügen? Was? Aber es war nur dein Scherz, Frau! nicht? Du wolltest mich nach deiner Art nur ein wenig necken. Wie? Sprich, rede, antworte! Doch erst schenk Kaffee ein. Man kann nicht zwey Herren zugleich dienen. — Es war die Rede vom Theater, lieber Pastor. Das ist nun freylich ein Gegenstand, um den Sie sich wohl wenig kümmern, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu: es erspart Ihnen zu jetziger Zeit einen großen Aerger und Kummer. Denn sehen Sie, ein Mensch wie ich, dem die närrische Lust am Theater nun einmal von Kindes Beinen an in den Gliedern gelegen hat, er kann nicht gleichgültig zusehen, wie mit jedem Tage der äußere Glanz zum Theil auf eine ungebührliche Weise zunimmt, und der innere Gehalt indessen immer mehr verfällt; er kann nicht gleichgültig zusehen, wie hohle Deklamation, mit ihrer Confidente, Attitüdenprunk und ihrer Schleppträgerin Manier, sich breit auf den Brettern niederläßt, und Wahrheit und Natur wie abgewiesene Bettlerinnen sich sacht aus dem Hause schleichen." — „Wenn dem so ist, wie Sie sagen," hub Pastor Bertram an, der sich während der langen Rede von der kleinen Verlegenheit erholt hatte, in die ihn der Empfang gesezt „wenn dem so ist — was ich freylich nicht beurtheilen kann, da ich lange kein Schauspiel sah — so mein' ich, wär es doch vielleicht unbillig, den Schauspielern selbst ganz allein die Schuld davon aufzubürden. — „Wem sonst?" rief Herr Balthasar. „Ueberall wo die Kunst verfiel" — „Ist sie durch die Künstler verfallen!" vollendete jener lächelnd. „Ganz recht! Nur möchte ich unter den Künstlern nicht die Schauspieler allein, sondern auch die Dichter mit verstehen."

Aus den großen Augen, womit Herr Balthasar den Sprechenden ansah, blickte sehr deutlich die Verwunderung hervor, daß der Mann über einen solchen Gegenstand mitsprechen zu wollen schien. „Hm, hm, ich merke wohl, was Sie meinen!" sagte er endlich. „Und leider haben Sie vielleicht nicht ganz unrecht." — „Ich meine," erwiederte Bertram, „es könnte wohl seyn, daß manche unserer dramatischen Dichter selbst uns nicht selten Deklamationen für tragische Würde, rhetorischen Prunk für wahre Sprache der Leidenschaft, fleischlose Schatten für kräftig gezeichnete und durchgeführte Charaktere, überhaupt aber zu viel Worte und zu wenig Handlung geben, unter welcher leztern ich aber keineswegs etwa ein bloßes Akkumulat zahlreicher Ereignisse und Begebenheiten verstehe, wie wir es wohl auch jezt hier und da die Schaulust des Publikums füttern se-

hen.“ — „Sie sind mein Mann!“ unterbrach ihn Herr Balthaser. Gut! brav! schön! recht! — Und so sind wir auf der Flucht vor der Hausbackenheit und gemeinen Natur der Familiengemäldezeit in den geraden Weg zur Manier und Unnatur hinein gerathen.“ — „So scheint es fast: Und eine Manier, die unserm eigentlichsten Wesen zuwider läuft. Unser deutsches Schauspiel soll überhaupt kein fremdes, am wenigsten ein spanisches, oder etwa ein französisches seyn. Um sich die Eigenthümlichkeiten irgend eines fremden zu erwerben, Wahrheit und Charakteristik aufgeben, die mir die beyden Grundpfeiler des deutschen Schauspiels zu seyn scheinen, heißt für den Deutschen den festen Gang auf seinen Füßen abschwören, und um groß zu erscheinen, zeitlebens auf Stelzen gehen wollen. — Bedürfte es ja etwa irgend eines fremden Anhalts, nun so fassen wir getrost die Hand des unserer Natur so nah verwandten brittischen Heros, der uns unbeschadet unserer Eigenthümlichkeit den Kopf schon über dem Wasser erhalten wird.“ — „Halt, Freund! rief Herr Balthasar. Auch hier keine Abgötterey und Delailama-Verehrung! Den Hut tief ab vor dem großen Christoph, unter dessen gewaltigen Schritten die Bretter zittern! *) Aber so klein sind wir nicht, daß wir uns von ihm müßten tragen lassen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Von der Centrifugalkraft und der Schwerkraft.

Wenn das Thier auf seinen Füßen steht, so ist vermöge der Schwere des Körpers die Wirkung der Beugemuskeln besonders erleichtert; allein wo die Centrifugalkraft ungehindert wirken kann, also bey solchen Thieren, die sich in einer Flüssigkeit bewegen, im Wasser oder in der Luft, ist das Beugen und Ausstrecken der Glieder gleich leicht, weil der Widerstand der umgebenden Flüssigkeit nach allen Seiten gleich groß ist.

Im menschlichen Körper finden sich die meisten derjenigen Bedingnisse vor, welche zur Hervorbringung der Centrifugalkraft nothwendig sind. Die schwersten und beweglichsten Theile sind nach außen in der größten Entfernung von dem Stützpunkt; die kürzesten, schmälsten und am meisten elastischen berühren den Boden, so daß sie eine umgekehrte Pyramide darstellen; auch alle einzelnen Theile des Körpers sind nach dieser Regel gebaut; der Schenkel ist dicker als die Wade, der Leib dicker als der Schenkel, und von diesen Theilen ist wieder der obere Theil dicker als der untere. So kann jeder dieser Theile für sich und alle zusammengenommen eine Centrifugalkraft erzeugen, die im Verhältniß steht mit der Entfernung vom Stützpunkt, dem Grad der Elastizität der Theile, und der Kraft der Muskeln.

Von der Kraft der gekrümmten Springfeder und ihrer Analogie mit den Artikulationen der Knochen der untern Extremitäten und der Krümmung der Wirbelsäule.

Jemehr eine elastische Feder Krümmungen nach zwey entgegengesetzten Seiten hat, desto großern Widerstand leistet sie einer auf sie drückenden Kraft; indem die Wirkung dieser Kraft auf eben so viele Punkte sich vertheilen muß, als die Feder Biegungen hat. Die Summe des Widerstandes einer solchen Feder wird daher im Verhältniß stehen mit dem Grad ihrer Spannung und der Anzahl ihrer Biegungen. Die abwechselnden Biegungen des Fußes, der Kniee, der Schenkel und der Wirbelsäule, bieten eine solche mehrfach gebogne, elastische Feder dar; hiedurch wird die Elastizität im menschlichen Körper, und die Mittel zum Widerstand gegen die Wirkung der Beugemuskel und der Schwerkraft des Körpers vermehrt; in dem Verhältniß wie eben gesagt wurde. Auf diese Art werden die aufsteigenden Bewegungen und die Wirkungen der Centrifugalkraft unendlich mehr erleichtert, als wenn die verschiedenen Glieder eine grade Linie machten; die Kraft der Elastizität und die Centrifugalkraft theilt sich bey der Bewegung, vermöge dieser Krümmungen von unten nach oben, allen Theilen mit, und die obersten Theile bewegen sich nicht nur mit ihrer eigenen partiellen Kraft, sondern auch mit der aller vorhergehenden Theile. Bey den fortschreitenden Bewegungen der Thiere bildet diese wellenförmige Linie, und besonders die Wirbelsäule eine abwechselnd gespannte und nachgelassene Feder; wie sich jeder durch genauere Betrachtung leicht überzeugen kann.

Bey den Fischen sind die Enden der sehr eng vereinten Wirbelknochen bey einigen mit einer knorplichten, bey andern mit einer gelatinischen Masse angefüllt, wodurch die Elastizität sehr vermehrt, und besonders die raschen und starken Seitenbewegungen der Fische erleichtert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Peter und Pauls Hafen d. 10. Nov. 1819.

(Beschluß.)

Nach dem Gebrauch der Einwohner von Owaihi, muß der Thronerbe den Ort und selbst die Insel, wo sein Vorfahr gestorben, gleich verlassen. Der feurige und herrschsüchtige junge König sagte bey seiner Abreise von Owaihi zu seinen Freunden: „Hat mein Vater mich vorzugsweise vor meinen Brüdern würdig befunden, sein Nachfolger zu seyn, so werde ich auch keine andre Gewalt über mir dulden, und ich erkläre ausdrücklich, daß ich nach Verlauf des zu meiner Entfernung bestimmten Termins entweder als wirklicher König, oder als gar nichts zurückkehren werde. Die auf der Insel Owaihi zurückgebliebenen Fürsten beschäftigten sich sämmtlich mit Kriegsübungen und die ganze Insel ist bedeckt von Menschen, die größtentheils auf europäische Art bewaffnet sind. Alle in den dortigen Häfen befindlichen ausländischen Fahrzeuge waren gleichfalls genöthigt, sich schlachtfertig zu halten.

In dieser unruhigen Lage befanden sich die Sandwich-Inseln, als der amerikanische Schooner von dort absegelte, der uns diese Nachrichten mitbrachte. Man glaubt jedoch, daß es dem jungen Reo-Reo, der eine sehr starke Parthey hat, und dem übrigenfalls auch die amerikanischen Schiffe beyzustehen sich bereit gemacht haben, gelingen wird, seine gesetzliche Gewalt, wenn gleich nicht ohne Blutvergießen, zu behaupten.

Der nach dem Tode des Tamineamea gefundene Schatz, den er durch den Handel mit den Europäern gesammelt hat, beträgt gegen eine halbe Million spanischer Piaster, und der

---

*) Herr Balthaser spielt hier wahrscheinlich auf ein bekanntes Wort von Diderot an, als Voltaire, Shakespeare mit einem großen steinernen Christoph verglichen hatte.

Werth einer gleichen Summe ist noch in Waaren und einigen gut bewaffneten Handels-Fahrzeugen vorhanden. Dieser Schatz ist für ein außerordentlich groses Kapital anzusehen, wenn man bedenkt, daß Tammeamea während der Reise des englischen Kapitäns Vancouver, der sich lange Zeit auf den Sandwich-Inseln aufgehalten hat, ein bloßer Befehlshaber war, der im Jahr 1795 mit andern Insulanern zu ihm kam, um für Bananas und Schweine eiserne Nägel einzutauschen, und der, indem er den Matrosen beym Ausfüllen der Fässer mit frischem Wasser half, die eisernen Reifen sehr geschickt von denselben abzuschlagen wußte.

Tammeamea hat viel Anekdoten und Einfälle hinterlassen, die wahrscheinlich gesammelt und in Amerika gedruckt erscheinen werden. Von den mir erzählten Anekdoten will ich hier nur folgende mittheilen:

Bey Gelegenheit eines von ihm auf seinen Inseln bekannt gemachten Befehls sagte einer der allerehrsüchtigsten Fürsten, der sich mit seinen Freunden in Gesellschaft befand und sich durch unmäßigen Gebrauch des Rums erhizt hatte, daß er diesem Befehl durchaus nicht nachkommen wolle. Ein in der Gesellschaft anwesender Engländer, der Liebling des Königs und zugleich sein erster Minister, antwortete ihm, daß er sich gewiß nicht unterstehen werde, den geringsten Ungehorsam zu zeigen. „Warum glaubst du das, fragte ihn der Fürst sehr stolz? weißt du nicht, daß ich auf meiner Insel eben so gut König bin, als Tammeamea auf Owaihi?“ — Der Favorit hinterbrachte dem König noch an demselben Tage diese Aeußerung des Fürsten; dieser hörte ihn mit ruhiger Miene an und übertrug ihm, statt der Antwort, das Geschäft, sogleich zu dem Fürsten, der sich seiner Unabhängigkeit gerühmt hatte, den Kasten zu tragen, in den der König gewöhnlich spuckt, und den blos dieser gebrauchen kann, weswegen er auch dem Monarchen von einem besondern Beamten überall nachgetragen wird. Der Fürst fühlte, sobald er dieß unerwartete Geschenk erhielt, sogleich die Bedeutung desselben, da er sich nicht unterstehen durfte, es dem Volk vorzuzeigen, und beeilte sich das Kästchen mit dem Gehorsam eines Unterthanen Tammeamea persönlich wieder zuzustellen.

Der Juni-Monat wurde für uns Bewohner vom Peter- und Pauls-Hafen auch noch dadurch merkwürdig, daß wir einen aus der See ausgeworfenen Wallfisch am Ufer, etwa 20 Werst vom Hafen entfernt, fanden, dessen Kopf, so wie der größte Theil des Körpers mit Sand verschüttet war, woraus man abnehmen konnte, daß er schon eine geraume Zeit auf dieser Stelle gelegen haben mußte. Dem ungeachtet bildete aber doch der übrige Theil seines Körpers einen solchen Berghügel, daß man nur vom Schwanze her auf denselben steigen konnte. Dieß Meerthier lag im Sande auf dem Rücken und hielt in der Länge, ohne den Kopf, der fast den dritten Theil des ganzen Körpers ausmachte, gegen 62 Fuß. Den Bewohnern der Umgegend war dieser Fund von eben so großem als mannichfachem Nutzen: die besten Theile des Specks wurden zur Speise ausgeschnitten, und die andern zur Erleuchtung ausgeschmolzen, und dadurch den Einwohnern auf ganz Kamtschatka die Lichter, die hier außerordentlich theuer sind (70 Rubel das Pud) ersezt. Mehrere Wochen hindurch war dieser Ort ein festlicher Versammlungsplaz der Kamtschadalen, welche leidenschaftliche Liebhaber von Wallfischspeck und Fleisch sind.

Unser dießjähriger Sommer hat sich durch vortreffliches, fast heißes Wetter ausgezeichnet. Das Thermometer zeigte den Monat Julius hindurch 16 — 20 Grad Wärme, und drey Tage, nämlich den 8ten, 9ten, und 16ten, von Mittag bis 3 Uhr Nachmittags hatten wir nach Reaumur bis auf 23 Grad. Diese Witterung ist vorzüglich unsern Gemüsen vortheilhaft gewesen. Gewöhnliche rothe irländische Kartoffeln haben wir in großer Menge geerntet; die Gurken waren in der Mitte des Augusts völlig ausgewachsen und konnten abgenommen werden; sogar Melonen, die ich nur zum Versuch hatte anpflanzen lassen, wurden reif. Erbsen von verschiedenen Arten, Sallat und fast alle Bohnenarten sind täglich auf unserm Tisch erschienen; ja sogar Blumenkohl haben wir hier gebaut und uns seine schönen weißen Blüthen vortrefflich schmecken lassen; nur der gewöhnliche Weißkohl hat von den Raupen außerordentlich gelitten. Wegen des anhaltenden warmen Herbstes konnten viele Gemüse bis zum 1sten Oktober im Garten bleiben. Seit meiner Ankunft hier habe ich es eingeführt, daß mir an diesem Tage jeder Einwohner berichten muß, wie viel er an Gartengemüse eingeerntet hat. Diejenigen, welche sich vor Andern durch den größern Ertrag ihrer Ernte auszeichnen, werden von mir mit einer kleinen Summe Geldes und mit einem Lobschreiben belohnt, und ich habe die Freude, sämmtliche Einwohner durch diese Einrichtung zu einer größern Sorgfalt für die Fruchtbarmachung ihrer Gärten angefeuert zu sehen.

Zum Beweise, wie warm der dießjährige Herbst gewesen, will ich Ihnen nur einen Fall erzählen. Am 23. September um 11 Uhr Vormittags fuhr ein hier sich befindender Sandwichs-Matrose auf einem leichten Fahrzeug im Hafen herum. Der Tag war heiter, und die heißen Sonnenstrahlen brannten seinen schon an Hitze gewöhnten und nur mit einem Hemde bedeckten Körper; er erinnerte sich seines heißen und gesegneten Clima's und sprang plözlich in das salzige und kalte Wasser, um sich zu baden.

Den 20. September kam aus Ochotsk das Transportschiff Dionißji unter dem Befehl des ausgezeichneten See-Offiziers Sacharjin hier an. Sacharjin befand sich mit auf der Brigg Rurik während der Reise derselben um die Welt; Krankheit zwang ihn, als der Rurik hier ankam, bey uns zu bleiben; auf den Rath des hiesigen geschickten Arztes Mobarßki nahm er seine Zuflucht zu dem Gebrauch der warmen Quellen, mit welchen Kamtschatka von der Natur so reichlich gesegnet worden ist und verdankte diesen seine Herstellung. Aus Dankbarkeit dafür widmete er sich dem Dienst dieser Gegenden, und da ich kein Mittel zur Zufuhr von Mehl für die hungerleidenden Bewohner der Umgegend von Nishnekamtschatka sah, schlug ich ihm vor, denselben, auf dem von ihm befehligten Transportschiff die nöthige Quantität Mehl zuzuführen. Mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth erfüllte Hr. Sacharjin, ungeachtet der stürmischen Jahreszeit und des Eises, wovon die Mündung des Kamtschatka-Stromes bereits umgeben war, meinen Wunsch mit der Gewandtheit eines erfahrnen und geschickten Seeoffiziers; er brachte uns von dort eine beträchtliche Menge Lerchenbauholz zurück, kam noch zur gehörigen Zeit in Ochotsk vor der dort geschlossenen Schiffahrt an, und kehrte von dort zeitig genug mit einer Kronladung von allen jährlichen Bedürfnissen und mit der St. Petersburgischen Post vom Juni-Monat zu uns zurück. Auch unser Handel war dieß Jahr blühend. Im Maimonat kam auf unserm Tauschhof aus der Kirgisischen Steppe eine Karawane von 176 Kameelen mit 350 Waarenballen an, die Rauchwerk, wollene Fabrikate, rohe Häute und Zitwersaamen enthielten. Ueber die Gränze sind drey Karawanen abgefertigt: die erste im April von 109 Kameelen und 49 Wagen mit 310 Waarenballen; die zweyte im Mai von 60 Kameelen und 30 Wagen nach der Kirgisischen Steppe und die dritte gleichfalls im Mai von 93 Kameelen nach der Stadt Kokant. Diese Karawanen haben ausgeführt: Seiden- und Baumwollen-Waaren, unächte Tressen, wollne Fabrikate, Rauchwerk, rohe Häute, gegossenes Eisengeschirr, Stangeneisen, Glaskorallen, kleine Spiegel, Taback, Kämme von Horn u. s. w. zusammen für den Werth von 197,667 Rubel.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 7.

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. Januar 1821.

Dramatische Dichtkunst.

Die Syrakuser. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Von *Joseph Freyherr von Auffenberg*, Lieutenant der Großherzogl. Badischen Garde zu Pferde. Bamberg und Würzburg in der Goebhardischen Buchhandl. 1820. 158 S. 8.

Das Lit. Bl. hat im vor. Jahrgange zwey Trauerspiele dieses Verfs. der *Flibustir* und die *Bartholomäusnacht* angezeigt. Das Intell. Bl. Nro. 25. von diesem Jahrg. kündiget schon wieder drey *neue*: das obgenannte, *Wallas*, und *König Erich* an. Die Kritik muß sich also dazu halten, um dem Verf. nachzukommen:

„Wer *Flüche* trägt, der hat sie selbst erschaffen, (?)
Der wird im eignen Frevel untergehn.
Die Unschuld, die mit ihm in Nacht muß schwinden,
Wird ihren Lohn im Reich der Wahrheit finden."

Mit diesen Worten drückt derselbe in der Zueignung an die Leser das *Thema* des Stückes aus. Die Hauptpersonen sind *Hiero* König von Sicilien und sein Sohn *Gelon*. Jener ist ein Verehrer und Verbündeter der Römer (die eben mit Hannibal den zweyten punischen Krieg führen), und dabey ein *Ultra*-Monarch, nach *heutiger* Weise zu reden; dieser ist ein Feind der römischen Welt-Despoten und ein *Liberaler*. Der König, obschon er diese Gesinnung *kannte*, hat ihn mit einem Heere zur Unterstützung der Römer nach Agrigent gesendet. Ungerufen kehrt er zurück, weil er sichere Nachricht hat, daß Hannibal Sieger geworden ist. Er fordert vom König Bruch mit den Römern; tritt, nachdem Hiero dies verweigert hat, an die Spitze einer Verschwörung, welche die königliche Willkühr in die Schranken der Grundgesetzlichkeit (Constitution) bannen will; geht nun, als er seine Absicht an der Wandelbarkeit des Volkes scheitern sieht, in der Freyheitsliebe so weit, das Schwert auf des Vaters Haupt zu zücken, und wird als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Sein Freund Theodot, obwohl er seine Gattin Herallea liebt, rettet ihn durch Kleidungswechsel aus dem Kerker, und stirbt für ihn, indem er den Giftbecher leert, den Herallea (vom König beauftragt, dem Sohne den Tod und den väterlichen Segen zu bringen) ihm zutrinkt. Aber die Rettung frommt nicht: denn das Schiff, auf welchem Gelon fliehen will, zerschellet der Sturm, und die Leiche des Ertrunkenen wird an der Küste gefunden. Der König, welcher mittlerweile blind geworden ist (nicht etwa wie Oedip, durch Selbstblendung, sondern plötzlich von selbst, vermuthlich durch Apoplexie) schließt das Stück mit den Worten:

Du hast gebüßt! Du starbst mit meinem Seegen!
Führt mich! ich will mein Haupt — zur Ruhe legen.

Das ist der Kern der Fabel. „Aber wo bleibt denn der *Fluch*?" Der befindet sich in der *Vorfabel*, oder vielmehr er *ist* die Vorfabel, und hängt mit der Handlung so locker zusammen, daß, wie die Leser gesehen haben, Rec. die Fabel hat erzählen können, *ohne* ihn auch nur zu erwähnen. Gelon hat nämlich schon früher, am Grabe seiner Mutter, Bruch mit den Römern gefordert; hat schon damals das Schwert gegen den verweigernden Vater gezückt, und dieser hat ihm *geflucht*. Gelons That wird durch das ganze Stück als eine *Wirkung* dieses Fluches — wenn nicht dargestellt (denn das bloße *Reden* davon stellt so etwas nicht dar) — doch von dem Verf. dafür *ausgegeben*. Darin liegt der Hauptfehler des Erzeugnisses: denn diese Wirkung ist, dramaturgisch betrachtet, $= 0$; weil Gelons That *im* Stück (der Angriff auf des Vaters Leben) der That gleich ist, welche *vor* dem Stücke den Fluch veranlaßt hat. Ein Fluch, welcher nicht weiter wirkt, als seine eigne Ursache, wirkt gar nichts, was auf das menschliche Gemüth eine dramatische (zumahl tragische) Wirkung hervorbringen könnte: es müßte denn der Dichter aliunde den Beweis führen, daß *ohne* den Fluch der Verfluchte anderen Sinnes geworden seyn würde, als er vorher gewesen. Herr v. A. könnte zwar einwenden, die That *im* Stücke sey der That *vor* dem Stücke nicht *ganz* gleich, vielmehr hänge an jener ein $+ x$, nämlich der förmliche Beytritt zu einer Verschwörung, die Aufforderung des Volks zur Empörung, und die Oeffentlichkeit des Attentats gegen des Vaters Haupt. Aber dieses $+ x$ ist ein dramatisches $\frac{1}{\infty}$ (Unendlich kleines), es macht auf das Gemüth keinen merklichen stärkeren Ein-

druck, als das erzählte Attentat vor dem Fluche; ja wohl gar einen schwächern, weil jenes erste neben der Leiche der Mutter geschah — einer Mutter, welche nach Vers 1. S. 20 zwischen Vater und Sohn als beschwichtigender Genius gestanden hatte. „Aber was schadet denn" könnten die Leser fragen, „die Vergeblichkeit der Vorgeschichte?" Sie schadet, da sie kurz ist, jezt nicht viel mehr; aber sie hat viel geschadet: denn über dem Bestreben, die Leidenschaften der entzweyten Blutsverwandten, die das innere Leben des Stückes ausmachen sollten, auf den Fluch, als auf ihren Quell, zurückzuführen, hat der Verf. versäumt, sie psychologisch-wahr zu schildern durch die Hinweisung auf ihre Entstehung und auf ihre Nahrung. Der Verf. wird den Rec. um so leichter verstehen, wenn er Schillers Don Karlos in's Auge faßt. Er wird da viele Stellen finden, die es uns lebendig vor Augen führen, wie und wodurch Philipps Despotensinn und seines Sohnes Liebe zu den unterdrückten Völkern entstanden waren. Und so etwas wirkt weit mehr, als ein Fluch. Selbst der Vaterfluch in Werners 24sten Februar, der alles zu wirken scheint, was uns in Schrecken sezt — was würde er wohl in der Hauptsache wirken, wenn die That im Stück mit ihren Triebfedern und Veranlassungen nicht so geschickt an jene Vorfabel angefügt, und mit soviel Menschenkenntniß psychologisch herbeygeführt wäre, daß sie auch demjenigen wahrscheinlich bleiben muß, der überall nicht an die mystische Wirkung der Flüche glaubt?

Daß diese schuldlose Heraklea, und der ebenfalls schuldlose Freund (denn er liebt zwar des Freundes Gattin; aber mit siegreicher Selbstbeherrschung) in Gelons Untergang verwickelt worden, kann Rec. an und für sich nicht tadeln. Aber auch hier vermißt man die ästhetische Nothwendigkeit dieses episodischen Verhältnisses, welches in die Katastrophe blos durch den Umstand eingreift, daß Gelon durch den geäußerten Verdacht, von Theodot aus böser Absicht, aus Begierde nach Heraklea's Besitz und vielleicht mit ihrer Beystimmung in die Verschwörung verwickelt worden zu seyn, beyde zu dem Entschlusse der Selbstopferung für ihn bestimmt. Diese Selbstopferung würde um so poetischer gewirkt haben, wenn sie rein aus Gattenliebe und Freundschaft abgeleitet worden wäre.

Aus diesen Gründen kann Rec. das Ganze nicht für gelungen anerkennen. Einzelheiten aber giebt es genug, die für des Verfs. künftiges Gelingen Hoffnung erwecken. Einen einzigen Sechsfüßler ohne Cäsur S. 61 a. E. ausgenommen:

Du bleibst ein freyer Bürger auf dem freyen Thron,

ist Rec. auf keinen verwerflichen Vers gestoßen. Sie sind fast überall eben so wohl gebaut, als im folgenden Monolog (S. 63 ff.):

Du stolzes Schiff! du Bändiger der Wogen!
Wie herrlich steht dein großes Bild vor mir!
Du schwebst hinaus in dunkle Nebel-Fernen,
Und breitest auf dem Rücken fremder Meere
Die kühnen, sturmvertrauten Segel aus.
Wer sich mit dir auf blauen Wellen wiegt,
Dem schlägt das Herz so frey! das Auge strebt
In sanfter Gluth zum klaren Himmel auf.
Du segelst fort, und immer tiefer sinkt
In's Nebelkleid die heimatliche Küste!
Im Abendrothe glänzt der Berge Haupt,
Und die Erinn'rung frohdurchlebter Tage
Schwebt sanft herüber aus dem fernen Land,
Wo uns der Heimat süße Freuden blühten,
Wo noch so manches Aug' geliebter Wesen
Um uns die lezte Abschieds-Thräne weint.
So flieht das Leben hin — mit schnellem Lauf,
Und Lethe's Strom nimmt unsre Klagen auf!

Du edles Schiff!! kennst du ein fernes Land,
Wo Friede wohnt für den, der mit dir zieht?
Kennst du ein Land, wo eine mild're Sonne
Die Thräne trocknet in dem matten Aug'?
Das noch kein Fluch der Sterblichen erreichte,
Wo des Olympos reiner Segen wohnt?! —
Du kennst es nicht! Für unermeß'ne Räume
Hast du die stolzen Segel ausgespannt.
Dich reizt das blüthenvolle Ufer nicht,
Für keine Heimat wurdest du geschaffen,
Und schnelle zieh'n die lockenden Gestade
Den Frühlingsträumen gleich — an dir vorbey.
So ist auch mir manch' schönes Bild entschwunden,
Und keinen Ruhort habe ich gefunden.
Du königliches Schiff!! einst wird der Sturm
Auch deine nie gebeugten Masten brechen.
Einst wirst auch du vielleicht auf öder Klippe
Ein Spiel der treulos, fremden Woge seyn:
Dann weh' dem Armen, dessen Haupt sich oft
In deinem Schooß zur stillen Ruhe neigte.
Er wird nie mehr der Heimat Küste sehen,
In deinem Falle muß er untergehen!
Die Woge wird den starken Bau durchwühlen,
Und frech mit den gesunk'nen Trümmern spielen!
In deinem Bild seh' ich mein Schicksal winken!
Laßt Götter! mich — nicht fern vom Ziele sinken!!

Hier ist blos das Winken nicht passend, weil es von einem feindlichen Geschick gesagt wird. In die herrschenden Ansichten der Zeit greift nicht unschön die Schilderung des Ultra-Monarchismus S. 83 ein:

Unwandelbar ist der Entschluß des Königs,
Und dennoch fordert er die Redner auf:

Des Volkes Wünsche treu ihm zu verkünden.
Der Bürger spricht: der König hört, beschließt
Was er beschlossen — eh' der Bürger sprach.
Nennst Du das Freyheit? kühne Redner-Spiele
Von einem Königs-Machtspruch übertäubt,
Sind sie Verkünder ächter Volkes-Würde?
O nein! nimm Rath von Deinen Bürgern an,
In keinen Machtspruch kleide Deinen Willen!
Errichte einen Thron für das Gesetz,
Der fester steht als Deine eig'ne Würde!
Reiß uns vom Sklavenjoch der Römer los,
Und lerne herrschen ohne fremde Hülfe.

Die Mahnung ist wohl so weise, als die Antwort, welche in der Antigone des Sophokles Hämon seinem Vater Kreon auf die wichtige Frage giebt „Ist nicht das Volk des Königs Eigenthum?"*)

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. September 1820.

(Beschluß.)

Alterthumskunde. Nouvelles recherches sur la ville d'Uxellodunum, par Champollion-Figeac. In gegenwärtiger antiquarischer Schrift sucht der Verfasser über die alte Geographie, besonders über Cäsars Eroberungen in Gallien, ein neues Licht zu verbreiten. Seine hier zusammengestellten Forschungen bestimmen unwiderlegbar den Platz, wo die gallische Stadt Uxellodunum, die Cäsar belagerte und eroberte, gestanden haben muß. Bekanntlich befanden sich mehrere Städte dieses Namens in Gallien, diejenige aber, wovon hier die Rede ist, lag in dem jetzigen Querci, und ist das heutige Capdenac oder Cadenac: also nicht Cahors, noch Luzech, vielweniger die unter den Namen Puy d'Issolu bekannte Landstrecke. Ungeachtet der gründlichen Beweise des Verfassers, findet seine Schrift doch vielleicht noch ihre Gegner. 14½ Bogen Druck in 4., mit 6 Kupfern. Preis 9 Fr. Bey Fantin, Treuttel und Würtz. — Archaeologie pyrénéenne, oder religiöse und geschichtliche Haus- und Grab-Alterthümer der verschiedenen celtischen und aquitanischen Völker von A. L. C. A. Du Mege, aus dem Haag, ehemaligen franz. Ingenieur-Officier. 4 Bände in 8., mit einem kleinen Atlas in Folio. Dieses Werk, welches in Toulouse gedruckt wird, und erst im Monat Februar 1821 erscheinen dürfte, wird zur Verbreitung im Auslande der Treuttel und Würtzischen Verlagshandlung in Commission gegeben werden.

Kunst. Manuel de l'Amateur d'estampes, par Joubert, pere. Dieses Werk, wovon der Verfasser, der selbst Kupferstecher ist, die nahe bevorstehende Herausgabe ankündiget, ist nach Art des Manuel du libraire eingerichtet. Nach dem Prospektus hat der Verfasser, seit dem Ursprunge der Kupferstecherkunst, bemerklich gemacht, was den Werth und die Priorität der Abdrücke bestimmt; ferner die Kennzeichen angegeben, woran man die Originale von den Copien unterscheidet; und dann den Werth bestimmt, den vorzüglich seltene und gesuchte Kupferstiche im Handel haben können. Dem Ganzen ist ein Versuch über das Genie als Princip der schönen Künste hinzugefügt; imgleichen eine Untersuchung über die Erfindung der Kupferdruckerey; ferner, ein allgemeiner Ueberblick des Zustandes der Kupferstecherkunst in Europa; und zuletzt eine Betrachtung über die lithographische Druckerey in ihrem Verhältnisse gegen die Kupferdruckerey. Dieses Werk wird aus 3 Oktavbänden bestehen und der erste derselben in drey Lieferungen erscheinen. Bey dem Verfasser und bey Donde-Dupré. — Salon de 1819. Diese schon angezeigte, von Landon gemachte Sammlung der besten Mahler- und Bildhauerarbeiten in der Ausstellung vom 25. August v. J. ist mit der so eben erschienenen 12ten Lieferung geschlossen. Sie enthält 3 Bogen Druck und 12 Kupfer, ein Register des zweyten Bandes, und ein Namenverzeichniß der Künstler, deren Arbeiten in beyden Bänden dargestellt worden sind. Preis des ganzen Werks 30 Fr.

Bibliographie. Manuel du libraire et de l'amateur de livres, par J. C. Brunet. Dieses bekannte bibliographische Handbuch, welches zum drittenmal aufgelegt worden ist, enthält über zweytausend Artikel mehr, als die vorige Ausgabe, und ist mit vielen Noten vermehrt worden. Es zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die geschätztesten und seltensten Bücher, die nützlichsten und kostbarsten beydes, älterer und neuerer Werke umfaßt, wobey die besten Ausgaben, der Preis wozu sie seit fünfzig Jahren in den öffentlichen Steigerungen verkauft worden sind, imgleichen der approximative Werth der im Buchhandel noch vorkommenden älteren Werke, angegeben worden ist. Die andere Abtheilung enthält ein Register, in welchem die im Lexicon angezeigten Werke in methodischer Form geordnet worden sind. Diesen hat der Verfasser eine große Anzahl anderer guter Bücher zugesellt, die im Lexikon nicht aufgeführt werden konnten, weil sie nicht rar sind, sich noch im Handel befinden, und folglich keinen erhöhten Preis haben. Am Ende befindet sich ein vollständiges Verzeichniß der lateinischen, französischen und italienischen Bücher, die von den Elzevirs gedruckt worden sind. In typographischer Hinsicht läßt dieses Werk nichts zu wünschen übrig, eben so wenig in Ansehung der Correktheit. Das Ganze besteht aus 4 Oktavbänden von 155 Bogen Druck. Preis 40 Fr. Bey dem Verfasser und bey Treuttel und Würtz.

Freymaurerschriften. Le parfait maçon, ou repertoire complet de la maçonnerie symbolique. Diese Schrift, die den Bruder J. F. Vernhes, Großmeister der Loge La parfaite Humanité zu Montpellier, zum Verfasser hat, kommt in Lieferungen oder Heften zu 4 Bogen Druck in 8. heraus, wovon sechs einen Band ausmachen. Das Ganze wird aus 2 Bänden bestehen. Preis eines jeden Heftes 1 Fr. 50 Cent.

Zeitschriften. Tablettes universelles. Unter diesem Titel wird Anfangs November d. J. eine neue Zeitschrift in Paris erscheinen, die eine Quintessenz aller inländischen und ausländischen Zeitungen und anderen periodischen Schriften zu seyn verspricht. Es soll ein Repertorium aller Begebenheiten und Neuigkeiten werden; sie mögen Geschich-

---

*) Diese Antwort ist ein wenig dunkel: „Καλῶς ἐρήμης γ᾽ ἂν σὺ γῆς ἄρχοις μόνος." Aber der kurz vorhergehende Vers des Αἵμων, der 737ste, erklärt sie zur Gnüge: Πόλις γὰρ οὐκ ἔσθ᾽, ἥτις ἀνδρός ἐσθ᾽ ἑνος. Deutlicher noch hat sie ein glorreicher deutscher Monarch in's Deutsche übersetzt, als er (bey Girtanner über d. franz. Revolut. Bd. 1. Buch 2. S. 204.) von den Landesherren sagte: „Müßten sie nicht auf der Stelle davon laufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete?"

M.

te, oder Wissenschaften, Literatur und Kunst betreffen, nicht allein in Hinsicht Frankreichs, sondern der ganzen gebildeten Welt. Da ein so ausgedehntes Unternehmen nicht das Werk eines einzigen Mannes seyn kann, so nennt sich auch eine Gesellschaft von Gelehrten als Herausgeber dieser Zeitschrift, wovon monatlich ein Heft von 8 bis 10 Bogen in 8. zuweilen mit einem Kupfer oder einem Musikblatte erscheinen soll. Unbegreiflich ist es, wie Auszüge aus allen französischen, aus den 80 oder 90 englischen, aus den 130 oder 140 deutschen, mit einem Worte aus allen periodischen Schriften Europas, Asiens und Amerikas in einem so beschränkten Raume Platz finden mögen. Drey Hefte bilden einen Band. Preis 10 Fr. Der ganze Jahrgang 36 Fr. Bey Baudouin. — Zu Toulouse erscheinen zwey neue juristische Zeitschriften. Die eine führt den Titel: Journal des arrêts de la cour royale de Toulouse, und enthält, in der ersten Abtheilung, die merkwürdigsten Urtheilssprüche des Toulouser königl. Gerichtshofes, und in einer zweyten Abtheilung werden die vorzüglichsten Beschlüsse des Cassationstribunals und anderer Gerichtshöfe des Königreichs, in bürgerlichen und Criminal-Angelegenheiten zergliedert und beurtheilt. Mehrere Advokaten vom königl. Gerichtshofe zu Toulouse sind Mitarbeiter an dieser periodischen Schrift, wovon seit dem 1. Juli. d. J. monatlich ein Heft von 4 Bogen Druck in 8. ausgegeben wird. Preis des Jahrganges 15 Fr. Bey Vieusseux. — Die andere: Memorial de jurisprudence de la cour royale de Toulouse, wird ebenfalls seit d. 1. Juli. von dem Advokaten Tajan herausgegeben. Preis des Jahrganges von 12 Heften zu 5 B. Druck in 8. 15 Fr. Bey Rivals. — Journal des sociétés d'agriculture du département du Tarn. Es erscheint davon, seit vorigem August, alle zwey Monate ein Heft von 3 Bogen Druck in 8. Preis des Jahrganges, 6 Fr. Bey Baurens zu Albi.

H—t.

Neueste Bibliographie Italiens.

August 1820.

I Fanciulli Bearnesi o sia legioni di morale atte ad istruire e dilettare la gioventù, di Mad. Brebier Delafage. Milano, presso fusi Stella e Comp.

Der Titel zeigt den Inhalt und die Tendenz dieses preiswürdigen Werkchens, das für die Jugend gewiß ungemeines Interesse haben wird, da der blumenreiche Styl, womit die angenehmen Erzählungen vorgetragen sind, den jugendlichen Gemüthern nahe liegt. Diese vier Bändchen mit schwarzen, auch kolorirten Kupfern (zu 2 und 3 Lire das Stück) dürften den Wunsch nach einer ähnlichen Sammlung bey gar manchem Jugendfreunde und Familienvater, noch mehr bey den zarten Blüthen der Menschheit selbst rege machen.

Le rime del Petrarca. Padova 1819 tipografia del Seminario Vol. 2. in 4. grande fig.

Diese neueste prachtvolle Ausgabe, wovon man bereits seit mehrern Jahren in verschiedenen Zeitschriften gesprochen, ist endlich erschienen. Der rühmlich bekannte Prof. Marsand hat dieselbe besorgt, kommentirt und mit solchen litterarischen Vorzügen ausgestattet, daß ihr füglich unter allen bisher bekannten das Primat zugestanden werden muß. Die beygefügten Kupfertafeln, welche theils der Sujets wegen, welche sie vorstellen, theils wegen den Originalien, von welchen sie genommen sind, endlich auch wegen der Nettigkeit und Vorzüglichkeit der Arbeit selbst, alles Lob verdienen, enthalten vorerst die Bildnisse des Sängers, und der Laura; jenes nach dem Originale von Guarienti durch Mauro Gandolfi, dieses nach dem berühmten Originale des Simone Memmi durch Rafael Morghen gestochen; ferner eine wunderschöne Zeichnung der Grotte von Vaucluse in der ersten Abtheilung, dann jene von Selva-priana, wo Petrarca die Nachricht von Laura's Tode erhielt, vor der 2ten Abtheilung. Vor der 3ten, welche die trionfi enthält, steht Arquà, wo P. den größten Theil davon geschrieben; die Ansicht von Linterno bey Mailand geht der 4ten voran, weil der Dichter damals, als er dort wohnte, zu dem höchsten Gipfel seines Ruhmes gelangte; endlich findet sich vor der Dichtung trionfo della morte sein Monument von Arquà, und vor den trionfo della fama, sein in Padova befindliches Monument. Alle diese Kupfer sind in der sogenannten Aquatinta-Manier theils vom verstorbenen Bigatti, theils von den Künstlern Federico Lose und Migliara aus Mailand gestochen. Das Facsimile, welches sich S. 358 des 1sten Bds. befindet, und jene 8 Zeilen, welche P. in dem Coder des Virgils der Ambrosian. Bibliothek geschrieben hat, wiedergiebt, ist von Emanuel Scotti unter Aufsicht des Autors gemacht worden. Die litterarischen Vorzüge dieser Ausgabe, welcher Marsand vieljährige Studien gewidmet hat, hat derselbe durch Benützung der Bemerkungen der berühmtesten Bibliographen Volpe, Bandini, Serassi und Morelli, so wie der ältesten nach dem Autografe P—s selbst gemachten Ausgaben (die mit dem bekannten Verse des 205ten Sonetts Arbor vittoriosa trionfale beginnen) zu seinem Ruhme ungemein erhöht. Sein Kommentar erstreckt sich nicht blos auf grammatikalische, historische oder poetische Gegenstände, da er einen der Sache gewachsenen Leser voraussezt; indeß steht vor jedem Sonette oder Canzone der kurze Inhalt, und sind die Unterscheidungszeichen allenthalben so genau gesezt, daß die Kraft des Ausdrucks dadurch sehr gewinnt. Die Memorie della vita di Fr. Petrarca etc. sind von der Baseler Ausgabe 1554 und aus den latein. Privatbriefen (1601 Lyon) sehr schön und korrekt übersezt. Solchergestalt gehört also dieses vorzügliche Werk unter die seltensten Zierden jeder Bibliothek, und trägt nicht wenig zum Ruhme jenes Landes bey, das, auf den Lorbeern seiner großen Vorfahren bereits seit langer Zeit behaglich ruhend, hiermit einen Beweis gab, was es bey zweckmäßiger Ermunterung für Wissenschaft und Kunst zu leisten im Stande seyn wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In der Recension von Moritz von Kotzebues Reise nach Persien Nro. 100. S. 397. Sp. 2. Z. 19. v. u. lies: kam, statt: kann.

Ebendas. Z. 8. v. u. lies: Fet-Ali-Schah, statt: Fel-Ali-Schah.

Ebendas. S. 398. Sp. 1. Z. 19 v. u. setze nach: abwarten Comma st. Punkt.

Ebendas. Sp. 2. Z. 9. v. o. lies: „Da, st. Da.

Ebendas. Z. 1. v. u. lies: Corpulenz, st. Corpulen.

Ebendas. S. 399. S. 1. Z. 8. v. o. ist nach dem Worte: größer einzuschalten: gewesen wäre.

Ebendas. Sp. 2. Z. 8. v. u. lies: Pythagorischen, st. Pythagoräischen.

Nro. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Januar 1821.

Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;

Alles Höchste, es kommt frey von den Göttern herab.

Schiller.

Aus Herr Balthasars Leben.

(Fortsetzung.)

Bertram wollte antworten, doch indem öffnete sich die Thüre, und ein junges Mädchen mit Blumen bekränzt, und einen Korb voll Blumen in den Händen trat rasch auf die Schwelle, zog sich aber, den fremden Mann erblickend, eben so schnell wieder zurück. — „Klära! rief Herr Balthasar, Klara! Nun bitt ich Sie, was schämt sich das Mädchen?“ — „Der eignen Schönheit, wie es scheint!“ erwiederte Bertram von der Erscheinung überrascht. — „Der fremde Besuch!“ sagte Frau Rebecka lächelnd. — „Sündenfall!“ rief Herr Balthasar. — Frau Rebecka lächelte fort und sprach mit einem scharfen Seitenblick: „Der kann hier nur einem Sünder einfallen. Das Mädchen schämt sich ihres Aufputzes vor fremden Augen; das siehst Du doch wohl. Komm nur herein, Klara,“ fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „komm nur immer herein, Klärchen, mein Kind!“

Klara trat herein, halb lachend, halb verlegen, und eilte auf die Mutter zu, indem sie im Vorbeygehen einen Augenblick dem Fremden gegen über stehen blieb und ihm mit hocherglühenden Wangen ihren Knix machte. Pastor Bertram aber konnte seine Blicke gar nicht mehr abwenden von dem wunderlieblichen Gesicht, das aus der reichen Fülle der goldfarbigen mit Rosen durchflochtenen Locken wie ein Engelskopf aus Morgenwolken schaute, und als sie jezt im halblauten Gespräch mit der Mutter die langen dunklen Wimpern von den Augen hob, und ihm der blaue Himmel daraus so rein und freundlich entgegen strahlte, da faßte er Herr Balthasars Hand, und indem er nach einem bekannten englischen Kupferstich über dem Sofa zeigte, der eine Gruppe kindlicher Gestalten auf Wolken emporschwebend darstellt und diese Unterschrift führt, sprach er: „Such is the Kingdom of Heaven!“ *) — „Meinen Sie?“ erwiederte Jener, indem er gleichfalls das schöne Mädchen mit innigem Wohlgefallen betrachtete. „Meinen Sie?“ und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Wahrlich ich meine es in diesem Augenblicke selbst, ob ich gleich recht wohl weiß — — Ja, mein Freund, wir sind nun einmal der Erscheinung unterthan und leibeigen, und graue Haare geben noch keine Freyzügigkeit. Hoffentlich giebt sie uns auch der irdische Tod noch nicht. — Da schreiben wir alten Graubärte dem Mädchen alle möglichen Tugenden zu, blos weil ihr Aeußeres unsere Sinne besticht! Nun recht so. Es ist in der Ordnung.“ — „Das thun wir nun wohl eigentlich nicht!“ nahm Bertram das Wort. „Wir schreiben ihr nur Kindlichkeit, Unschuld zu, also nur eine Unbekanntschaft mit dem Bösen, eine Abwesenheit desselben; wir sehen ein reines Blumenbeet vor uns, in welches die Welt noch nicht Zeit gehabt hat, ihr Unkraut einzusäen.“ — „Das braucht die Welt nicht zu thun!“ fiel jener rasch ein.

*) Ihrer ist das Himmelreich.

„Des Unkrauts Saame liegt schon von Natur in jedes Menschen Brust; die Welt giebt nur Sonnenschein und Regen zum Gedeihen. Auch unter jenen Rosen“ — er zeigte auf Klara, die unbekümmert um das Gespräch wie es schien, die großen Vasen, auf dem Kamingesims mit frischen Blumen versah — „auch unter jenen Rosen liegt die Schlange; das Böse ist da, wenn es auch vielleicht noch schlummert.“ — „Das sind nun wieder einmal von deinen Behauptungen!“ sprach Frau Rebecka unwillig. — „Die Sie vielleicht selbst nicht einmal im Ernst behaupten wollten!“ fügte der Pastor lächelnd hinzu. Herr Balthasar aber erwiederte hitzig: „O ja! das will ich, und in bitterm Ernst! Ich sage und behaupte, und bin nicht der erste, der es behauptet hat, daß der Mensch von Natur aus böse ist, und ich bin gleichfalls nicht der erste, der es gesagt hat, daß selbst unsre guten Handlungen, ja unsere Tugenden meist aus Fehlern oder Schwächen keimen.“ — „Einige werden belohnt, die meisten vergeben! *) Ganz recht!“ entgegnete Bertram „allein zwischen dieser und Ihrer ersten Behauptung ist, dünkt mich, ein großer Unterschied zu machen, und wenn ich Ihnen die zweyte unter gewissen Bedingungen gern zugebe, so hätte ich gegen die erste wohl gar mancherley einzuwenden.“ — „Mit Erlaubniß, meine Herren!“ sprach Frau Rebecka, als sich jezt eben Klara nach beendigtem Geschäft wieder dem Tische näherte, rief diese zu sich und sagte ihr etwas ins Ohr. Klara nickte freundlich mit dem Kopfe und sprang aus dem Zimmer, Frau Rebecka aber sagte zu ihrem Mann gewendet: „Nun weiter, wenns beliebt!“ — „Warum schickst Du das Mädchen fort?“ fragte dieser. — Sie nahm gelassen eine gefallene Masche auf und erwiederte gleichgültig: „Es war nur von wegen des Unkrauts!“ — Herr Balthasar lachte laut auf. „Und dann dachte ich,“ fuhr sie fort, „du wolltest etwa dem Herrn Pastor erzählen, wie das Mädchen uns ins Haus gekommen ist. Ich denke, er gehört nun auch hinein.“

Bertram verneigte sich freundlich und fragte dann mit Verwunderung: Ob Klara denn nicht ihre Tochter sey? — „Nein“ entgegnete Herr Balthasar, „ich habe das Kind gefunden, und will Ihnen gern erzählen, wie, ob ich gleich *die da* wohl kommen sehe. Sie will mich mit mir selber schlagen. Wie fein! Aber fehlgeschossen, mein Schatz, weit fehlgeschossen! Beweist gar nichts! Die Geschichte ist kurz diese. Im Jahr 1809 hielt ich mich eine Zeitlang im südlichen Deutschland auf, zum Theil um der Mineralogie willen, auf die ich damals eben gestellt war. Der Krieg überraschte mich dort. Die Schlachten von Abensberg und Eckmühl waren geschlagen und die österreichische Armee nahm ihren Rückzug, ehe ich noch an den meinigen gedacht hatte. Nun war das Land von Franzosen überschwemmt, und ich saß in einem kleinen Städtchen fest. Es dauerte nicht lange, so waren die fremden Gäste auch hier. In einer Nacht erschien ein starker Haufe französische Reiterey; der General verlangte einen sichern Mann zum Führer, der sowol der Gegend als der französischen Sprache kundig sey. Da ich bey meinen Streifereyen schon öfter in dem Städtchen gewesen war, so kannten mich die Leute wohl, und wußten, daß Beydes bey mir zutraf; deßhalb, und weil sie wohl auch die Ehre einem Fremden lieber gönnen mochten, als einem Heimischen, ward ich in Vorschlag gebracht und herbey geholt. Ich sezte mich mit Händen und Füßen dagegen; allein der General machte dem Streit auf die kürzeste Weise ein Ende. Auf seinen Wink saßen einige von seinen Dragonern ab, einer faßte mich unversehens von hinten um den Leib, zwey andere bey den Beinen, ein vierter hatte indeß schnell ein lediges Pferd herbey geführt, im Handumdrehen prangte ich auf einmal im Schlafrock und Nachtmütze hoch zu Roß; die Dragoner lachten, Magistrat und Bürgerschaft schrien: Adjes, Herr Balthasar! Kommens bald wieder! und so gings im starken Trott zum Thor hinaus. Ich besann mich bald. „Rebus angustis animosus atque fortis“ sagte ich halblaut zu mir selbst, steckte die Füße in die Bügel und zeigte fürs erste den Reitern, daß ich auch reiten konnte. So ritten wir die Nacht durch. Als der Morgen dämmerte fingen vor uns die Kanonen an zu grollen. Bald darauf zankte auch das Kleingewehrfeuer dazwischen hinein, und ein blutrother Feuerschein, dem wir entgegen ritten, stieg am Morgenhimmel empor, als wollt' er den anbrechenden Tag in der Geburt verschlingen. Das war aber die rechte Morgenröthe für den blutigen Tag, der kommen sollte. Es war der Tag des Treffens bey Ebersberg. Wir trabten rasch vorwärts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Von der Kompression und der Dilatation.

Ein komprimirter Körper wird immer dichter, als er in seinem vorigen dilatirten Zustande war; durch die Kompression wird immer Wärmestoff frey, der dann wieder vereint mit der eigenen Elastizität des Körpers die Wiederausdehnung desselben befördert.

Die Elastizität bewirkt die schnellsten und kräftigsten Bewegungen. Bey einigen Körpern zeigt sich die Elastizität dadurch, daß sie, gebogen, sogleich mit Kraft in ihre vorige Lage zurückspringen; dahin gehören die eigentlich sogenann-

*) Klopstock.

ten Stahlfedern, gespannte Seile, die Sehnen der Muskeln, die Aponeurosen der Ligamente, die fibrösen Gelenkkapseln, lange und dünne Stücke von Knochen, Horn u. s. w. Eine andre Art der elastischen Körper sind die, welche sich komprimiren lassen, und dann sich mit einer oszillirenden Bewegung wieder ausdehnen; dahin gehören die Metalle, harte Steine, hartes dichtes Holz, gasartige Flüssigkeiten, und bey den Thieren die Knochen und ihr Mark, das Fett, (denn da diese beyden lezten Substanzen beständig Wärme entwickeln, so befinden sie sich in einem fortwährenden dilatirten Zustand und lassen sich daher auch komprimiren); ferner die Knorpeln, die hornigten Theile, besonders die Hufe der Säugethiere und die Klauen und Schuppen der Vögel, die Federn; die Schuppen der Fische und Amphibien, die hornartigen Bedeckungen der Insekten, und endlich die Luftarten, die sich in so großer Menge im Innern der Thiere befinden, besonders bey den Vögeln und Insekten; auch die Muskelsubstanz ist in gewissem Grade elastisch.

Von den Wirkungen der Elastizität im thierischen Körper.

Die zu den ausstreckenden Bewegungen der Thiere nöthige Centrifugalkraft wird besonders durch die Schnelligkeit der Bewegung erzeugt; und unter die Kräfte, welche diese Schnelligkeit hervorbringen, gehört ganz besonders die Elastizität.

Die bey der Bewegung wirksamen Theile des thierischen Körpers zerfallen in zwey Hauptabtheilungen: erstlich die sensible Fleischsubstanz, welche vermöge ihrer Verbindung mit dem Sensorium, den durch den Willen bedingten ersten Impuls gibt; und zweytens die als todte Masse mechanisch wirkenden Theile, die Knochen, Bänder, Knorpeln, Sehnen u. s. w.; die gleichsam die Werkzeuge darstellen, deren sich der Wille vermöge der Muskeln zu seinen Zwecken bedient.

Die unteren Extremitäten, welche den Druck der Schwere des ganzen Körpers tragen, mussten schon deßhalb, mit einer größern Menge jener mehr fühllosen mechanisch wirkenden Theile versehen seyn, um durch einen zu starken Druck nicht zu leiden; und hier besonders zeigt sich, wie wichtig die Elastizität für die Leichtigkeit der Bewegung ist.

Diejenigen Theile, welche am meisten Elastizität besitzen, die Flechsen, die Aponeurosen, die Knorpeln, kurz alle fibrösen Theile, sind besonders in den Gelenken angehäuft, wo auch der Druck am stärksten seyn muß; während die fleischigen elastischen Theile der Muskeln sich mehr an die Mitte der langen Knochen anschließen.

Die elastischen Theile dieser Gliedmaßen werden komprimirt und angespannt durch die Wirkung der Beugemuskeln vereint mit der Wirkung der Schwere des Körpers, und der des Widerstandes des äußern Stützpunktes; sobald also die Streckmuskeln den Impuls zu der ihnen entsprechenden Bewegung geben, so muß diese durch die vereinte Wirkung der Expension der vorher komprimirten elastischen Theile, und der durch den oben berührten Bau der Theile bedingten Centrifugalkraft, an Intensität sehr gewinnen. Auch der zelligte Bau der Gelenke oder der Knochen erleichtert die Kompression und Expansion dieser Theile, das in denselben enthaltene flüssige Mark trägt gleichfalls viel dazu bey; denn außer den bekannten Ursachen, ist es gewiß die Verminderung dieser Flüssigkeit, welche mit zunehmenden Alter die Bewegungen erschwert, indem die Elastizität dieser Theile vermindert wird. *)

Bey den Vögeln, die zu ihren Bewegungen eine noch größere Elastizität und Leichtigkeit der Theile bedürfen, wird dieses flüssige Mark durch Luft ersezt, welche sich aus ihren Luftsäcken bis in die Flügelknochen und Federn verbreitet. Dasselbe ist der Fall bey den Insekten, auch bey ihnen wird die im Innern befindliche Luft, wenn sie sich zum Fluge erheben, bis in die äußersten Theile ihrer Flügel getrieben, wodurch diese sich denn nach und nach gehörig ausbreiten; da sie vorher unter den Flügeldecken zusammengefaltet lagen. Bey manchen Fischen scheint der Mangel einer Schwimmblase durch eine größere Menge knorpligter Theile ersezt zu werden.

Es ist durch genaue Versuche erwiesen, daß eine aufrecht gestellte Eisenstange durch ihre eigne Schwere an Länge verliert, wie viel mehr müssen also die Knochen der untern Extremitäten und der Wirbelsäule, durch die Schwere des Körpers, den Widerstand des äußern Stützpunkts und die Reaktion der Muskeln komprimirt werden, und an Länge verlieren, um sich dann beym Nachlassen jener Kräfte wieder mit Schnelligkeit auszudehnen, und wie großen Einfluß muß dieß auf die Leichtigkeit und Intensität der Bewegung, besonders beym Lauf und beym Sprung haben.

---

*) Um einen Begriff der ungeheuern Kraft dieses elastischen Vermögens zu geben, diene hier folgendes auf bekannte Berechnungen gegründete Beyspiel. Der Floh springt 200 Mal so hoch als er selbst ist. Diese sonst unbegreifliche Kraft lässt sich blos aus dem besonders elastischen Bau seiner Glieder erklären. Wenn wir annehmen, daß ein Windhund von drey Fuß Länge, in eben dem Maße springen könnte wie der Floh; so würde er in 219,642 Sprüngen um die Erde springen. (Den Umfang der Erde zu 131,785,600 Rh. Fuß genommen). Wenn er zu jedem Sprung 1 Sekunde gebraucht, so vollendet er die Reise in etlichen Sekunden über 2½ Tag, lässt er sich aber 15 Sekunden Zeit zu jedem Sprung, so hat er in 38¼ Tagen die Erde umsprungen.

Die Elastizität befördert besonders die ausstreckenden Bewegungen, welche daher auch meistens rascher sind, als die Biegung des Gliedes. Die Beugemuskeln sind stärker und dicker als die Streckmuskeln, werden noch durch die Wirkung der Centrifugalkraft besonders unterstüzt, und dennoch vermögen sie die größere Wirkung der Elastizität beym Ausstrecken des Gliedes nicht zu ersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus dem Leben Georg III.

Nichts war diesem König so kostbar als die Zeit, nichts so verhasst als Zeitverlust. Er schob keins seiner Geschäfte auf, ließ nie auf die Unterschriften warten, reisete gern schnell, befahl aber oft, die Pferde zu schonen. Die Mäßigkeit im Essen und Trinken trieb er so weit, daß er, wenn er ein Lever in St. James hielt, fast gar nicht zu Mittag aß, um desto freyern Geistes zu seyn.

*

Von den Armee-Uniformen gefiel ihm die der blauen Garde zu Pferde am besten. Er trug selbst Kapitäns-Uniform, hielt beständig eine Kompagnie dieses Regiments in Windsor und schenkte ihr ein Paar silberne Pauken mit den Worten: „Ich gebe sie euch gern; haltet sie werth; nicht wahr, ihr werdet sie in Ehren halten?" — Bey großen Hoffesten war das von ihm eingeführte und beliebte Costüme ein blauer Rock mit Tressen und eine Scharlachweste mit Gold.

*

Es freute ihn, wenn er Heerschau über die Garde hielt und man die Truppen lobte. Einst machte ihm Windham, der unter den Zuschauern war, und mehrere Damen führte, den Hof, indem er laut zu seinen Begleiterinnen sprach: Wie schön! wie prachtvoll! Weit schöner als die Marionetten-Truppen in Paris. Der König rief ihm zu: Nicht wahr, Windham, meine Truppen gefallen Ihnen? — Seine Pferde schonte er außerordentlich. Sehen Sie, sagte er einst zu Winchilsea, sehen Sie hier mein Pferd. Ich reite es schon 20 Jahre, und es ist noch immer gut. Jedes Pferd muß man auf seine Weise reiten, das ist das ganze Geheimniß.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. December.

(Beschluß.)

Vorige Woche wurde im Drury-lane-Theater ein neues Stück Pocahontas oder die Indianische Prinzessin gegeben, welches nur mittelmäßigen Beyfall fand. Es ist in reimlosen Versen und mit vieler Sorgfalt geschrieben, aber eben weil es zu sehr nach der Lampe riecht und etwas zu didaktisch für die Bühne ist, wollte es der große Haufen nicht ganz billigen. Es liegt ihm eine historische Thatsache zu Grunde. Als nämlich die Engländer sich in Virginien niederliessen, gieng einer von ihnen tief in das Gebiet der Eingebornen und kam an die Wohnung einer Prinzessin, die sich in ihn verliebte und mit ihm nach Europa zurückreiste. Die jezige adlige Familie Inchiquin in Irland stammt aus dieser Ehe. In dem Drama wird der Engländer gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, und durch die Fürbitte der Prinzessin gerettet. Die Musik ist nicht schlecht und die Decorationen vorzüglich. — Der fruchtbare Dibdin beschenkt das unter ihm stehende Surrey-Theater mit nicht weniger als drey Stücken für die Feyertage, (wo wegen der aus der Schule zurückkehrenden Kinder alle Londner Schauspielhäuser gepropft voll sind); eins davon ist auf die Geschichte des Belisarius gegründet und das Gerücht sagt, daß es großes Glück machen werde. In dem Coventgarden-Theater hat man eine neue (von dem, unter dem angenommenen Namen Barry Cornwall sehr vortheilhaft bekannten, Dichter herrührende) Tragödie einstudiert. In dieser ist der Herzog von Mirandola der Held, welcher, wie einst der wundervolle Crichton, alle Professoren zum Wettkampfe herausfordert. Dieser sollte Statt haben, unterbleibt aber, weil der Papst den Verdacht begt, Mirandola sey ein Ketzer. Sein Zank mit Innocens VII. ist die Grundlage dieses Trauerspiels, welches in der gelehrten Welt große Erwartungen erregt. — Die vielen englischen Zeitungsblätter sind voll Ankündigungen segelfertiger Schiffe in die Gegenden, wohin man anfängt, häufig auszuwandern, nämlich Vandiemen's Land, Neu-Süd-Wales, Canada und das Vorgebirge der guten Hoffnung. Die meisten Emigranten wählen das Cap der guten Hoffnung. Die Regierung unterstüzt sie alle, am meisten die, welche durch untadelhaften Ruf ihre Ansprüche geltend machen können. Nach der Meinung aller Verständigen sollte man diesen Reiselustigen eine goldne Brücke machen. — Da jezt Egypten und dessen Antiquitäten in der Gelehrten- und Kunst-Welt die große Mode sind, so sieht man in London mit vielem Genusse ein herrliches Privat-Kabinet Egyptischer Seltenheiten, Mumien, Ibis, Papiri, Körbchen rc., welches Lord Belmore auf seiner Reise durch das alte Wunderland gesammelt hat. Alle hier aufgestellte Stücke sind vortrefflich conservirt und schön, besonders die Papiri mit Hieroglyphen; eins derselben hat er sogar zu einer Art von Tapeten einer seiner schönsten Zimmer gemacht, und er läßt jezt etliche Papiri von einem deutschen Lithographen auf Stein copiren. — Unter die Reisenden, von denen man schöne Ausbeute erwarten darf, gehört auch Herr Burchell, welcher vom Cap der guten Hoffnung landeinwärts gereist ist, und sich unter andern sehr für Zoologie interessirt hat. — Man lies't in einem öffentlichen Blatte die Regulationen (He slandins orders) des englischen Hauses der Gemeinen im 17ten Jahrhunderte. Es heißt dort z. B. 1614. May 17. Anbefohlen, daß dieß Haus alle Tage früh um sieben Uhr versammelt seyn und um 8 Uhr die Verhandlungen anfangen sollen; ferner daß keine Motion nach 12 Uhr statt haben soll. 1641. Anbefohlen, daß alle Mitglieder, welche nach 8 Uhr ins Haus kommen, Einen Schilling bezahlen sollen; und daß wer den ganzen Tag ausbleibt, fünf Schillinge erlegen soll. 1642. Anbefohlen, daß wer nicht alle Morgen zum Gebete da ist, einen Schilling in die Armenbüchse bezahlen soll. 1693. Anbefohlen, daß kein Mitglied auf der Gallerie, oder während Comiteen an der Tafel des Hauses, Taback rauchen soll.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 2.

Nro. 2.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 1.

Anzeige und Ansuchen an alle ausgezeichnete Zeitgenossen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen wird binnen möglichst kurzer Zeitfrist erscheinen:

Biographie jezt lebender Personen, welche sich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben.

Von

F. von Lupin auf Illerfeld,

Königlich baier. Oberbergs-Kommissär, Mitglied der kön. Akademie der Wissenschaften in München, der kaiserl. Leopoldinischen in Bonn, der Societät der Wissenschaften in Görlitz, der naturforschenden Gesellschaften in Berlin, Halle, Leipzig, Zürich und Sigmaringen, der mineralogischen zu Dresden und Jena, der botanischen in Regensburg und der [illegible] zu [illegible], so wie der landwirthschaftlichen Vereine in Baiern, Hannover, Baden und Mecklenburg

Wenn die Geschichte Folge und Verkettung der Begebenheiten in den weiten Kreisen von Raum und Zeit vor unsern Augen enthüllt, und die Menschen nur in so fern an uns vorüberführt, als ihre Thaten ihr angehören; so versezt uns dagegen die Biographie in den innern Kreis des individuellen Lebens der Menschen, und macht uns auch mit denjenigen bekannt, die ausgezeichnet sind, ohne welthistorisch zu seyn. Jene belehrt uns durch allgemeine und große Ansichten; diese kann durch psychologische Menschen-Erkenntniß zu der eigenen Weisheit des Lebens führen.

Noch nie hat es eine denkwürdige Zeit ohne denkwürdige Männer gegeben; aber noch keine hat der denkwürdigen so viele hervorgebracht, als die gegenwärtige, und noch in keiner hat sich die Theilnahme an denselben so bestimmt ausgesprochen. Und wem sollte wohl diese Erscheinung in einer Zeit befremden, in der das Menschengeschlecht, beweglicher als nie zuvor, und mehr bewegt als niemals, was sonst Wenige gedacht, gemeinschaftlich zu bedenken, und daran Theil zu nehmen sich erhebt; wo selbst Wissenschaften und Künste, und Agricultur und Gewerbe und Handel, als ein Anliegen Aller, vor Allen verhandelt und von Allen beachtet und gewürdigt werden. Und bei diesem allgewaltigen Aufschwunge, das Ideal einer bessern Zeit in den Herzen getragen, steht es noch an der Pforte der Gegenwart, und sieht wenig zurück, nur vorwärts. Wer den Mund auf ewig geschlossen, war er nicht besonders denkwürdig und groß, er ist vergessen. Aber die, welche noch sprechen, und uns täglich genannt werden, die in Worten, Schriften und Thaten, in tausend unsichtbaren Fäden mit dem zusammenhängen, was wir wünschen und hoffen oder fürchten, sind ein Gegenstand der innigsten Theilnahme. Sie kennen zu lernen in dem Augenblicke der Handlung, bekannt zu werden mit ihrer Entwicklung, ihren Schicksalen und Verhältnissen, zieht uns an, wie uns die Nachrichten anziehen, die uns von denjenigen mitgetheilt werden, die in unsre Zirkel eintreten, und von denen, sobald sie interessant sind, die ganze Gesellschaft unterrichtet seyn möchte, auch über das, was sie selbst zunächst angeht.

Niemand wird, von diesem Standpunkte betrachtet, der Biographie der Lebenden ihren Werth absprechen; daß sie zeitgemäß seye, beweist auch der Beifall, der ihr vorzüglich in den neuesten Zeiten geschenkt wurde. Die Einwendung, daß die Lebensbeschreibungen der noch nicht Vollendeten eine ungeeignete Vorarbeit seye, bedeutet gerade so viel, als wollte man sagen, die Geschichte unserer Zeit, die auch noch unvollendet da steht, sey bis zu ihrer Vollendung keiner Aufmerksamkeit werth. Männer, die öffentlich sprechen, und handeln und schreiben, sind größtentheils in ihrer Individualität schon weiter vorgerückt, als es vielleicht die Geschichte unserer Tage nicht ist. Wäre es möglich, die Geschichte aller denkwürdigen Zeitgenossen mitzutheilen, es würde vielleicht eine der interessantesten schriftstellerischen Unternehmungen seyn. Der Vollkommenheit eines solchen Unternehmens, sich so weit es immer seyn kann, zu nähern, ist die Absicht des hier angezeigten Werkes.

Aber so viele Schriften auch vorhanden sind, die als eine wahre Fundgrube für dieses bedeutende Unternehmen betrachtet werden mögen, so ansehnlich auch die Materialien sind, die der Verfasser bereits der Mittheilung vieler ausgezeichneter Männer und Frauen durch ganz Europa verdankt, (und denen er, da seine Zeit zu beschränkt ist, allen besonders für die Mittheilungen zu danken, hier öffentlich den geziemendsten Dank abstattet); so ist doch die Zahl der denkwürdigen Personen, deren Lebensnotizen noch ermangeln, so bedeutend, und es hält so schwer, sich an alle einzeln zu wenden, daß der Verfasser den Weg dieser Anzeige einzuschlagen sich veranlaßt findet, und zugleich an alle ausgezeichnete Zeitgenossen das allgemeine Ansuchen stellt, ihn mit biographischen Notizen ihrer selbst oder auch ihrer Freunde und Bekannten zu unterstützen.

Es geschieht dieß nicht ohne eine gewisse Scheue, denn wenn gleich bei der guten Absicht des Vertrauens das Ansuchen an sich wohl schwerlich verkannt werden wird; so haben ihn doch die bisherigen Erfahrungen mit einigen Bedenken bekannt gemacht, die man, wenigstens Anfangs, sich ihm mitzutheilen gehabt hat. Einige haben nämlich geglaubt, daß ausführliche, den Lebenden nicht immer angenehme Charakter-Schilderungen in diesem Werke aufgestellt werden wollten, — andere, daß ungeeignete Lobeserhebungen ihrer Bescheidenheit zu nahe treten könnten, - noch andere, daß es eine Art Anmaßung seye, in diesem Werke unter noch bedeutendere Männer, als sie selbst sind, aufgenommen zu werden.

Diesen und ähnlichen Bedenken glaubt der Verfasser durch folgende Bemerkung zuvorkommen zu müssen.

Ein Werk, das mehrere tausend biographische Artikel in 5 bis 6 Banden enthalten wird, kann keine sehr ausführlichen einzelnen Biographien mittheilen. Der Plan des Werkes gestattet es von selbst nicht, das zu thun, was mehrere wünschen, daß es nicht geschehe. Es handelt sich davon, in denen in alphabetischer Ordnung folgenden Biographien die wichtigsten Lebensmomente der Einzelnen in einer gedrängten Uebersicht darzustellen und vorzugsweise nur Thatsachen aufzuführen. Ihr Umfang wird die in Helders bekanntem Werke enthaltenen Artikel selten übersteigen, einige werden den Andeutungen in den Zeitgenossen, und was die Ausdehnung im Allgemeinen anlangt, den Biographien in der Biographie des hommes vivants ziemlich gleich kommen.

Es wird sich alle erdenkliche Mühe gegeben werden, von denjenigen, die durch ihren Rang in der Gesellschaft hervorstehen und sich unterscheiden, oder durch ihre Verdienste, oder durch ihre Begebenheiten und Glücksveränderungen, oder durch ihre Schriften denkwürdig gemacht haben, die geeigneten Lebensnotizen zu erhalten.

Werke aufgenommen zu werden; aber wir geben denjenigen,

Keiner der hieher gehörigen kann es verargen in diesem die dennoch öffentlich bekannt gemacht zu werden eine gewisse Abneigung tragen, zu bedenken, ob es ihnen wohl nicht gerathener erscheine, sich, mittelbar oder unmittelbar, selbst mitzutheilen, als diese Mittheilung Andern zu überlassen, die vielleicht aus bester Absicht, der Lobeserhebungen und der Bemerkungen mehr einstreuen, als ihnen angenehm seyn dürfte. Ueber das hinaus, was selbst mitgetheilt werden wird, soll, wenn die Mittheilung nur einigermaßen erschöpfend ist, nicht gegangen werden.

Wer sollte wohl gegen das hier angezeigte Unternehmen so eingenommen seyn, dem Verfasser nicht mittheilen zu wollen, wann und wo er geboren? wo er seine Erziehung erhalten? wo er seine Studien vollbracht? welche besondre Schicksale er gehabt, oder welche Begebenheiten er erlebt hat? welches seine etwaige Laufbahn im Staatsdienste war? in welchen Verhältnissen er vorzüglich gewirkt, oder was er sonst unter-

nommen, geleistet; oder Denkwürdiges geschrieben und öffentlich bekannt gemacht hat?

Wie es Personen gibt, die nicht gerne öffentlich genannt werden, selbst wenn sie öffentlich auftreten; so gibt es auch einige, die es sich gerne gefallen lassen würden, ja es sogar als Mangel der ihnen gebührenden Achtung ansehen könnten, in einem Werke dieses Umfangs übergangen zu werden. Auch bey diesen glaubt sich der Verfasser durch diese öffentliche Anzeige gerechtfertigt, da es ja nur bey ihnen gestanden hat, den Verfasser mit ihm vielleicht abgängigen Notizen zu unterstützen. Auch die Bedenklichkeit, ob man wohl zur Aufnahme geeignet seye? ist überflüssig; der Verfasser wird niemand in die unangenehme Lage versetzen, da zu stehen, wo er seinen Platz nicht ausfüllt.

Alle Staatsmänner, Militärs, Gelehrte, und Künstler aller Länder, die sich durch ihre Laufbahn oder ihre Unternehmungen hervorgethan, so wie überhaupt alle diejenigen, die für das allgemeine Beste, oder Gemeinnützliche und Wissenswerthe, sich, wo und wie es auch seyn mag, ausgezeichnet haben, sind zu der Aufnahme in ein Werk geeignet, das gerade dadurch ein vorzügliches Interesse erhalten wird, daß es nicht nur die Allerausgezeichnetsten, deren eine kleine Zahl ist, sondern auch diejenigen bekannt macht, die noch nicht den Weltruf erlangt haben.

Da es selbst bey dem besten Willen nicht möglich ist, dem Verfasser die entfernteren Briefe portofrey zuzusenden; so ersucht er, sich des Buchhandels bey den gefälligen Mittheilungen zu bedienen, und da die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen mit allen bedeutenden Buchhandlungen in Verbindung steht, die Briefe unter Addresse des Verfassers, mit Couvert an diese Buchhandlung, mittelst der ihm nächstgelegenen Buchhandlung auf die gewöhnliche Weise abgeben zu lassen.

Illerfeld bey Memmingen in Bayern im Dezember 1820.

Stuttgart und Tübingen. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung hat den Verlag nachstehender Charte käuflich an sich gebracht:

Militair-Charte von Süddeutschland in 20 Sectionen nach den besten astronomischen und trigonometrischen Ortsbestimmungen und Hülfsquellen auf Befehl Sr. königl. Hoheit Ludwig August Kronprinzen von Baiern unter der Leitung des königl. baier. General-Lieutenants von Raglowich auf dem Ingenieur-Bureau der Reservearmee entworfen und herausgegeben von dem königl. baier. Ingenieur-Hauptmann A. von Coulon.

Diese Charte bildet zusammengesezt das gefälligste Format, in der Höhe von 4′ 2″ und in der Breite von 5′ 4″. Sie erstreckt sich von 24° 50′ bis 33° 10′ östlicher Länge, und von 46° 24′ bis 50° 52′ nördlicher Breite; der baier. Schuh ist in 400,000 Theile getheilt. Eine jede Section enthält 1169 Qu.-Stunden an Flächen-Inhalt. Die ganze Charte umfaßt daher die Oerter Bonn, Marburg, Jena, Freyberg, Prag, Iglau, Mölk, Grätz, Klagenfurth, Botzen, Chur, Bonn, Strasburg, Saarbrück, Zweybrücken, und was sie in sich schliessen, und somit den Rhein von seinem Ursprung bis Bonn, die Donau bis Mölk, den ganzen Main, Neckar, Inn, Lech, Isar u. s. w. Sie bildet eine genaue Uebersicht von der richtigen Verbindung aller Chausséen, Vicinal-Straßen, von dem Lauf der Flüsse und den Gebirgszügen. Auch sind darin alle Hauptorte, Städte und Märkte genau eingetragen, übrigens aber, um dadurch die Ueberladung der Schrift zu vermeiden, nur jene kleinen Orte noch bemerkt, welche in militärischer Rücksicht und wegen den Straßen-Verbindungen interessant sind.

Diese Charte kann also mit Recht als Militair-, oder Fluß-, Berg- und Strassen-Charte von Süddeutschland betrachtet und benuzt werden.

Stich, Druck und Papier sind vortrefflich.

Ein vollständiges Exemplar kostet im Subscr. Preis 20 fl. einzeln das Blatt 1 fl. 20 kr.

Jede Buch- und Kunsthandlung kann diese Charte bis Ostern für diesen Preis liefern, wo dann der eigentliche Ladenpreis von 30 fl. eintritt.

Stuttgart und Tübingen: in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Europäische Annalen 1820. 12s Stück.

Allgem. deutsche Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama, herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. 1820. November.

Die Neue National-Chronik der Deutschen hat, bey aller Ungunst der Zeit, die Schwierigkeiten des Anfangs so glücklich überwunden, und so ausgezeichnete Proben von Beyfall, Ermunterung und Unterstützung genossen, daß Unterzeichnete die Fortsetzung derselben auch für das künftige Jahr dem vaterländischen Publikum schuldig zu seyn glaubt.

Der Plan und der Zweck dieser Zeitschrift, so wie der in ihr lebende Geist, ist aus dem vorliegenden Jahrgange ersichtlich. Wir begnügen uns deßhalb, hier nur noch das Eine zu bemerken, daß die Absicht, durch freymüthige Behandlung des Stoffs, den die Tagsgeschichte darbietet, und durch belehrende und unterhaltende Darstellung derselben, richtige Ansicht der Ereignisse, deutsche Gesinnung und bürgerliche Tugend zu befördern, stets dieselbe bleiben wird.

Uebrigens dauern die bisherigen Bedingungen, in Ansehung der Abnahme fort. Die Bestellungen können bey allen löbl. Postämtern gemacht werden, welche sich an die Königl. löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition nach Stuttgart zu wenden haben, welche, einer besondern Uebereinkunft mit dem Verleger gemäß, im ganzen Königreich den Preis nicht erhöhen wird. Monatlich ist diese Zeitschrift auch in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands im nämlichen Preise zu bekommen. Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, Bestellungen an. Die nächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Der jährliche Preis ist mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rhein. oder 3 Thlr. sächs. gesezt, welcher Betrag bey Empfang der ersten Nummer entrichtet wird.

Ellwangen und Gmünd im December 1820.

Ritter'sche Buchhandlung.

Volger, Dr. Wilhelm Friedrich, (Subconrector am Johaneum zu Lüneburg). Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, für Bürger und Landschulen, so wie zum Selbstunterricht. 1ste Abtheil. (Europa). 2te Abtheilung (Asien, Afrika, Amerika und Polynesien.) gr. 8. Hannover, in der Hahn'schen Hof-Buchhandlung. Für 49 enggedruckte Bogen ist der Pränumerations-Preis 1 Rthlr.

Durch die anziehendste Mannigfaltigkeit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate aller neuern geogra-

phischen Forschungen entspricht dieses Werk vollkommen seinem Zwecke; es wird, nach der nunmehrigen Vollendung, in Schulen, wie in gebildeten und mittleren Ständen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Von

„Helons Wallfahrt“ nach Jerusalem, hundert neun Jahr vor der Geburt unsers Herrn, vom Verfasser der Glockentöne,

ist das dritte Bändchen in allen Buchhandlungen zu haben, das vierte und lezte Bändchen wird in einigen Wochen nachgesandt.

Tübingen. In der Buchhandlung des Unterzeichneten sind zu haben: 48 dreystimmige Choral-Melodien zum Gebrauche für Kirchen, Schulen und Familien, nebst einer kurzen Anleitung zum Choral-Gesange, von F. Silcher, Musikdirektor an der Universität Tübingen. Preis 1 fl. Diese Choräle können auch schon von Anfängern im Klavierspielen, sowol wegen ihres einfachen Satzes, als auch, weil sie in den Violinschlüssel gesezt sind, mit Nutzen gebraucht werden.

Laupp, Buchhändler.

In unserm Verlage ist erschienen:

Denkwürdigkeiten aus der ältern und neuern Zeit. 1ster Band, enthaltend: 1) Darstellung der Revolution in Spanien, im Jahre 1820. 2) Geschichte Ali Paschas von Janina, von Herrn Pouqueville.

Jena den 8. December 1820.

Bran'sche Buchhandlung.

Dr. C. G. D. Stein, geographisch-statistisches Zeitungs- Post- und Comtoir-Lexicon in 4 Bänden und 8 Abtheilungen I. 1. 2. II. 1. 2. III. 1. 2. A—R Pränumerationspreis für das ganze Werk auf Schreibp. 12 Rthlr. weiß Druckp. 10 Rthlr. ordin. Druckp. 8 Rthlr.

Der Recensent der ersten Bände in der Leipziger Literatur-Zeitung 1819. Nro. 107. sagt unter andern davon: Für die Befriedigung dieses dringenden Zeitbedürfnisses ist nun das vorliegende Werk berechnet. Den Beruf des Verfassers dazu kann Niemand in Zweifel ziehen, der den mühseligen tief ins Einzelne gehenden Fleiß zu würdigen versteht, mit welchem er sein Handbuch der Geographie und Statistik in den 4 verschiedenen Auflagen nach den jedesmaligen Zeitverhältnissen umgestaltet und festgesezt hat. — Es ist ein Werk, welches die Verdienste des Verfassers um ein mit Liebe und seltener Sachkenntniß von ihm angebautes Feld der Wissenschaften, bedeutend erhöhet und vermehrt hat. Wir fügen nur hinzu, daß es im künftigen Sommer ganz vollendet seyn wird.

Leipzig den 1. Dec. 1820.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

M. Tulli Ciceronis libri tres de natura Deorum, ex recensione J. A. Ernesti, et cum omnium Eruditiorum notis, quas Jo. Davisii editio ultima habet. Accedit aparatus criticus, ex amplius XX. Codicibus Mss. nondum collatis, digestus a Geo. Henr. Mosero, Phil. D. et in Gymnasio Ulmensi Professore, qui idem suam annotationem interposuit. Copias criticas congessit, Dan. Wyttenbachii selecta scholarum suasque animadversiones adjecit Fridericus Creuzer, Theol. et Philos. Dr. et literarum in academia Heidelbergensi Professor. 8. maj. Lipsiae, sumt. Hahnii. 3 Rthlr. 12 ggr.

Die Herausgeber haben es unternommen, einen neuen, kritisch bearbeiteten Text dieses viel gelesenen Meisterwerks zu constituiren; und zwar auf den Grund der, sehr selten gewordenen, Ausgabe von Davis. Die Arbeiten der Kritiker und Ausleger aller Jahrhunderte sind, ihrem Kern nach, hier geprüft, um eine Recension zu liefern, die keinem, mit ächter Bildung und philologischer Wissenschaft befreundeten Gelehrten fehlen darf.

Bey mir ist so eben erschienen:

Die Scharlachfieber-Epidemie im Cüstrinschen Kreise i. J. 1817 bis 1819 und die aus solcher gegangenen Bemerkungen, so wie die mit der Belladonna als Schutzmittel angestellten Versuche, dargestellt von Dr. F. A. G. Berndt gr. 8. 12 gr.

Neuendorf, C. T. A. Dr. de spinae bifidae curatione radicali gr. 8. 4 gr.

Berlin im November 1820.

Ferd. Oehmigke.

Magnetismus und Immoralität ein merkwürdiger Beytrag zur geheimen Geschichte der medicinischen Praxis. 8.

ist so eben bey Hartknoch in Leipzig erschienen und brochirt für 12 gr. oder 45 kr. Rheln. in allen Buchhandlungen zu haben.

Das Repertorium für in- und ausländische Literatur

wird im nächsten Jahre so fortgesezt, daß das Stück aus fünf Bogen bestehen wird. Monatlich erscheinen zwey Stücke. Diese bedeutende Erweiterung war man dem vermehrten Umfange der Literatur, dem Wunsche vieler Theilnehmer, dem ungetheilten Beyfall des Publikums schuldig. Der Ladenpreis des Jahrgangs ist ungeachtet dieser Erweiterung nur 6 Thlr. 16 gr. Mit dem lezten Stücke dieses Jahrgangs wird das erste des nächsten Jahrgangs, wichtige neue Werke zuerst anzeigend, ausgegeben werden. Leipzig im Decbr. 1820.

Carl Cnobloch.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adjecit Chr. Fried. Ferd. Haackius, Gymn. Stendal. Rector. Vol. I. II. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 8maj. 4 Rthlr.

Ungeachtet seither mehrere Textes-Abdrücke vom Thucydides erschienen, fehlte es doch ganz an einer zweckmäßigen Handausgabe. Eine solche hat, nach dem Urtheil sachkundiger Richter, der Herausgeber geliefert und dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Hellas. Gedrängte Uebersicht der altgriechischen Staaten- und Gelehrtengeschichte, dargeboten von Fr. C. Petri, Kurhessischem Kirchenrathe und Professor zu Fulda, gr. 8. 18 gr.

Herr K. R. Stephani sagt in seinem Schulfreund von dieser Schrift: Gern kehrt man an der Hand der Geschichte zu diesem Volke, seinen Staatsmännern und Gesetzgebern, Helden und Weltweisen, seinen Dichtern und Künstlern zurück, um sich mit ihnen zu befreunden und durch sie zur Fortsetzung ihres Werkes begeistern zu lassen, und hierzu bietet der treffliche und thätige Petri in diesem Werke freundlich die Hand. Und in der Literatur-Zeitung für Volksschullehrer sagt Recensent davon, daß es ein sehr zweckmäßig bearbeitetes Lehrbuch sey, auch für ältere Personen in Ermangelung größerer Werke brauchbar.

Theodor von Leithold, Meine Ausflucht nach Brasilien oder Reise nach Rio de Janeiro und von dort zurück, nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bey Hofe und unter dem Volke und einigen Winken für diejenigen, welche ihr Heil in Brasilien versuchen wollen. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, in einem saubern Umschlage geheftet. 1 Thlr. 4 gr

Noch bis jezt weiß man zu wenig von diesem gelobten Lande, nach welchem jedes hier nicht befriedigte Gemüth hinsteuern möchte. Erfahrungen machen weise. Wohl dem, der sich die Erfahrungen Anderer zu Nutzen macht, er erspart sich Zeit und Reue. Es ist nicht Alles Gold was glänzt, sagt ds Sprichwort. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Anzeige.

Um der starken Nachfrage nach dem vierten Bande der Restauration der Staatswissenschaft von Hrn. C. L. von Haller zu begegnen, und auch diejenigen Käufer zu erleichtern, welche der drey ersten Bände dieses Werkes nicht bedürfen sollten, hat sich die unterzeichnete Buchhandlung entschlossen, jenen vierten Band mit einigen, von dem Verfasser selbst herrührenden Zusätzen und Verbesserungen unter dem besondern Titel: Theorie der geistlichen Staaten und Gesellschaften, erster Band, neu zu drucken. Derselbe wird bis E de des Monats März fertig werden und für einen billigen Preis durch jede Buchhandlung zu bekommen seyn, an die man sich vorläufig mit Bestellungen wendet. Der 1ste und 2te Band jenes Werkes, in der zweyten, vermehrten und verbesserten Auflage, ist ebenfalls durch jede Buchhandlung erhältlich, und der dritte wird binnen kurzer Zeit auch fertig.

Winterthur im December 1820.

Steiner'sche Buchhandlung.

Bibra, F. L. v. Georg der Dritte, sein Hof und seine Familie. Nach englischen Quellen bearbeitet in 3 Abtheilungen. 8. Leipzig (brochirt). Mit einem wohlgetroffenen Bildniß. 2 Thlr. 6 ggr.

Dieses Lebensgemälde wird von jedem unbefangenen Leser und Geschichtsfreunde mit großem Antheil betrachtet werden. Der Hr. Verfasser hat die aus ächten, zum Theil bisher unbenuzten Quellen geschöpfte, reichhaltige Erzählung in ein kunstloses Gewand gekleidet, das um so anziehender werden muß, jemehr es dem Charakter einfacher Größe entspricht, der in dem Leben des verehrten Monarchen überall hervorleuchtet, und je denkwürdiger und entscheidender die Zeitperiode seiner Regierung bleibt.—

Wir haben von dem Werk:

Geschichte der zwischen der [illegible]ar und dem Jura gelegenen Landgrafschaft Buchsgau, mit Hinsicht auf den Hauptort Olten. Von Ildef. v. Arx.

eine Parthie Ex. zur auswärtigen Debitirung übernommen. Gelehrte, Geschichtsfreunde u. s. w. die dasselbe zu besitzen wünschen, können sich mit der Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung wenden.

St. Gallen 1. Jan. 1821. Huber und Comp.

Hannoversche Pharmacopöe. Aus der lateinischen Urschrift übersezt, und mit einem Anhange versehen, vom Ober-Bergcommissar, Apotheker W. Gruner. gr. 8. Hannover in der Hahn'schen Hof-Buchhandlung. 1 Rthlr. 12 ggr.

Vielfachen Aufforderungen zu einer Uebersetzung dieser Pharmacopöe ist hiedurch um so vollständiger Genüge geleistet, da der Herr Uebersetzer noch in einem Anhange die Methoden angegeben hat, nach welchen die, am meisten einer Verunreinigung, oder Verfälschung ausgesezten Medicamente geprüft werden können. Gleich nützlich wird die Uebersetzung für manchen Apotheker, der die Schriften von Bucholz, Klaproth, Trommsdorf rc. nicht besizt, wie für den Land- und Stadtphysikus, bey der Untersuchung der, in seinem Distrikte liegenden, Apotheke seyn.

Berichtigung.

In No. 46. des vor. Jahres bittet man in der lezten Spalte Zeile 15 von unten zu lesen: Lezteren statt: Lectüre.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Januar 1821.

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist Natur.

Goethe.

Abschied.

Aus dem Spanischen.

Ich hatte kaum die Herrliche gefunden,
Doch konnt' ich bang und schüchtern es nicht wagen
Ein leises Liebeswörtchen ihr zu sagen,
Da nahten schon der Trennung bittre Stunden.

Geleiten durft ich Sie zur Scheidestelle —
In Purpurflammen sank der Abend; ferne
Aus Osten glänzten freundlich mild die Sterne
Und traulich rieselte die nahe Quelle.

Wohl such' ich oft noch einsam jene Stelle,
Doch kalt und still umglänzt mich Sternenhelle;
Es flüstert keinen Liebesgruß die Welle.

Aus Herr Balthasars Leben.

(Fortsetzung.)

Als wir eine Anhöhe erreicht hatten, — erzählte Herr Balthasar weiter — lag vor uns im Thal ein brennendes Dorf; drüber hinaus zur Rechten und Linken in der Ebene zuckten Geschützblitze durch den Nebel. Der General befahl mir nun, sie seitwärts durch die Berge nach einem Ort zu führen, den er mir nannte, wahrscheinlich um von dort aus den retirenden Oestreichern in die Seite oder in den Rücken zu fallen. Wir mussten durch das brennende Dorf. Es schien von allen Einwohnern verlassen; todte Pferde und zerbrochene Wagen und Munitions-Karren lagen umher; kein Laut regte sich als das Prasseln des Feuers, und es sah sich wunderlich an, daß die Häuser so in tiefer Stille und Ruhe fortbrannnten, wie die Kerzen in der Frühmette. Als wir uns einem stattlichen Hause näherten, glaubte ich endlich von dort eine menschliche Stimme zu vernehmen. Ich hatte mich nicht geirrt. Aus einem Giebelfenster lehnte sich ein kleines Mädchen heraus und schrie händeringend in einem fort: Mei Mutterl! ach, mei Mutterl! Der hintere Theil des Hauses brannte schon lichterloh, und die Flamme schlug eben über das Dach hin. Pauvre enfant! rief der General; pauvre enfant, riefen die Offiziere hinter ihm, und trabten vorüber. Ich wusste eigentlich nicht recht, was ich that — ich fühlte blos lebhaft den Grimm über das pauvre enfant und die Unmöglichkeit das Kind hier verbrennen zu lassen — ich hatte aber in dem Augenblick schon meinen Gaul herum geworfen, setzte über den niedrigen Heckenzaun und sprengte auf das Haus zu. Hinter mir entstand ein greulicher Tumult. Halt! halt! schrien hundert Stimmen; mehrere Schüsse fielen; ich hörte die Kugeln pfeifen. Schießt nur, ihr Narren, ihr pauvres enfants! rief ich, ich habe jezt keine Zeit, mich um euch zu kümmern! Ich sprang vom Pferde und lief in das brennende Haus. Es war voll Rauch. In meiner Bosheit aber drang ich muthig hinein, die Treppe war zum Glück nicht weit von der Thür; oben ward die Luft freyer. Ich fand das Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, in einer Kammer unter umhergestreuten Kleidungsstücken,

offnen Koffern und Mantelsäcken; im ganzen Hause sonst regte sich kein lebendiges Wesen. Ich versprach dem Mädchen, es zu seiner Mutter zu bringen, nahm es auf den Arm, wickelte es in meinem Schlafrock und eilte wieder nach der Thür. Meine Frau Liesel! schluchzte das Kind, indem es auf eine große Puppe zeigte, die am Boden lag. Ich raffte die Frau Liesel gleichfalls auf, steckte sie mir in den Busen und sprang nun die Treppe hinunter. Unterwegs fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß hier wohl vielleicht die Gelegenheit sey, den Franzosen zu entwischen und so mich von der verhaßten Frohne zu befreyen, die Feinde meines Vaterlandes zum Verderben meiner Landsleute anzuführen; ich wandte mich daher am Ende der Treppe nicht rechts nach der Hausthür, obgleich die helle Flamme bereits in den Hausflur hinein züngelte, sondern auf gut Glück zur linken Hand, in der Hoffnung dort einen andern Ausweg zu finden. Ich stieß auf eine Thür, die ich mit einem Fußtritt öffnete; sie führte mich in die Küche; eine zweyte brachte mich in den Garten. So war ich im Freyen; aber drum noch nicht geborgen, denn ich hörte die Stimmen der Franzosen, die mich im Garten suchten. Der Nebel jedoch, der immer dichter fiel, rettete mich: ich entwich glücklich über den Gartenzaun, warf meinen versengten Schlafrock ab, der mich im Fortkommen hinderte, und lief nach einem Gehölz, das ich vor mir erblickte. Ich mochte aber ein Paar hundert Schritt darin vorgedrungen seyn, da sah ich mich schon wieder im Freyen und auf der großen Straße, und als ich mich erschrocken zurück wandte, vernahm ich Pferdegetrapp ganz in der Nähe. Ich hatte kaum Zeit mich hinter einen Strauch niederzuwerfen. Sey still, flüsterte ich dem Kinde zu, die Franzosen kommen! Es schlang ängstlich seine Aermchen um meinen Hals. Der ganze Schwarm Reiterey, der General an der Spitze, zog wenige Schritte von mir vorüber. Jezt erst kam mir die Angst. Das Herz hämmerte mir so heftig in der Brust, daß die Frau Liesel, die aus meiner Weste hervor schaute, darüber in eine seltsam nickende Bewegung gerieth; und ich wills euch gern gestehen, ich ertappte mich selbst darüber, daß ich in meiner Angst das Vater Unser rückwärts zu beten angefangen hatte, wie dieß in alten Geisterbeschwörungsgeschichten zu geschehen pflegt, wenn man die bösen Geister wieder entfernen will." — „Vorwärts wäre wohl besser gewesen!" sagte Frau Rebecka, indem sie ihren Mann mit einem besondern Lächeln ansah. — „Nun es half auch so!" fuhr dieser fort. „Die Franzosen zogen vorüber, ohne mich zu bemerken, und nach einer kurzen Rast und Ueberlegung schlug ich den Weg nach dem Gebirge ein, denn nach dem Städtchen zurückzukehren, welches ich diese Nacht wider Willen verlassen hatte, durfte ich nicht wagen; in den Bergen aber war wenigstens vor der Hand noch Freyheit und Sicherheit und ich hatte dort Freunde. Wie ich nun mit Hunger und Kummer, Fahr und Noth mich bis dahin durchgeschlagen, das erzähle ich vielleicht ein andermal. Genug ich fand endlich freundliche Aufnahme bey einem wackern Landmanne, der vor Kurzem erst mein Begleiter auf einer Reise ins Salzburgische gewesen war. Er gab mir mehrere Wochen lang Kost und Wohnung, versah mich mit Kleidung, denn ich war ja von allem entblößt, und half mir sogar mit eigner Gefahr wieder zu meinen Sachen, die ich in jenem Städtchen zurückgelassen hatte, bis ich endlich nach der Schlacht bey Wagram Gelegenheit zur Rückkehr fand und meiner Frau das Mädchen sammt der Frau Liesel überbringen konnte. — „Und Sie erfuhren nichts von den Eltern des Kindes?" fragte Bertram. — „Ja, ich erfuhr auf mein Nachforschen in dem Dorfe, wo ich es gefunden, daß es wahrscheinlich einem Wachtmeister des Regiments angehörte, welches in jener Nacht dort von den Franzosen überfallen worden, und dessen Uniform man mir beschrieb, und als ich mich dadurch geleitet an das Regiment selbst wandte, fand sich, daß alles zutraf, allein ich erhielt auch zugleich die Nachricht, daß jener Wachtmeister, mit Namen Marquard und von Geburt ein Niederländer, in dem Gefecht an jenem Morgen geblieben, von seiner Frau aber seit dieser Zeit nichts weiter gehört worden sey. Mein wiederholter Aufruf in den Zeitungen war ohne Erfolg." —

(Der Beschluß folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

November.

(Fortsetzung. M. s. Nr. 21.)

Voltaire sagte einst zum jungen Gretry: Sie sind Musiker, und haben Geist, das ist zu selten, mein Herr, um nicht für Sie das lebhafteste Interesse zu empfinden. Mit demselben Rechte können wir dem geistreichen Meyerbeer zurufen, und ihm unsre Aufmerksamkeit schenken; wir wollen nun seine dermalige sehr rühmliche Leistung prüfen, und diese wo möglich und nöthig durch freundliche Bemerkungen in der Absicht erläutern, um dem geschätzten Künstler die innige Theilnahme zu beweisen, mit welcher wir ihn an das schöne Ziel klassischen Rufes geleiten möchten. „Denn die Schönheit in der Kunst ist nicht etwas so armes und dürftiges, daß eines Menschen Streben sie erschöpfen könnte, und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf einen Auserwählten fällt; ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Wiederschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der Himmel auf die Welt gesezt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird."

Der Tonsetzer hat diese Oper (Margaretha von Anjou) für Italien geschrieben; dieser Umstand entschuldigt die Farbe der Convention, die sie trägt, und

noch so manches, das sich entweder verschieden betrachten oder tadeln lässt. Doch hat er den Fehlern der allerneuesten Schule wie da sind: Vernachlässigung klassischer Korrektheit, Mangel an harmonischer Kraft, jener zerfließenden schwächlichen Süßlichkeits-Manier mit sichtlichem und glücklichem Streben entgegengearbeitet. Die Musik, welche von achtungswerther Kenntniß der Harmonie zeigt, ist meist im gewählten Style, mit Kunst und Charakter geschrieben. Man findet des Trefflichen Vieles, des Originalen Manches, oft schöne sehr edle Deklamation, (die musikalische Prosodie, Rhytmopöie genannt, scheint M. wie aus der Sorgfalt abzunehmen, welche er auf Accente, Tonfüße, Taktart u. s. w. legt, einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen) volle doch nicht zu sehr ins Detail arbeitende oder den Gesang deckende Instrumentirung, manchmal neue und kühne Verbindungen fremdartiger Akkorde am rechten Orte, als wirksames Vermehrungsmittel musikalischen Ausdruckes, wodurch der von so manchen Italienern hartnäckig verfochtene Irrthum Rousseau's: que toute notre Harmonie n'est qu'une invention gothique et barbare wieder recht offenbar sich widerlegt hat. Gehört es zum Triumphe eines Tonsetzers, wenn er die Schwächen der Sänger zu verschleyern und durch meisterhafte Vertheilung von Licht und Schatten denselben Haltung und Wirkung zu verschaffen weiß, so hat M. dießmal (denn alle Sänger, den übelgelaunten und belohnten Tacchinardi ausgenommen, waren zweyten Ranges) fast das Unmögliche geleistet. Alle traten besonders in den Ensemblestücken lebendig hervor, und gewannen durch die glücklichen geistigen Kombinationen des Tonsetzers die Gunst eines Publikums, das bereits geraume Zeit empfindlich gegen sie eingenommen war. Seine musikalischen Perioden haben jedoch nicht immer den wahren metrischen Gehalt, welches, wie man auch an den früheren Opern dieses Meisters bemerken konnte, dem Effekte der besten Musikstücke nicht selten sehr schadet. Nur der kluge, vorsichtige Gebrauch der rhytmischen und logischen Periodologie und der zur ästhetischen Anordnung eines musikalischen Stückes gehörigen Dinge bringt jene magische Wirkung hervor, die in allen Künsten aus der richtigen und zweckmäßigen Zusammenstimmung der Theile entsteht. „Wer mit unsern Herzen sprechen, und sympathetische Regungen in ihm erwecken will, sagt Lessing (Dramaturgie 27. St. S. 214.) muß eben so wol Zusammenhang beobachten, als wer unsern Verstand zu unterhalten und zu belehren gedenkt. Ohne Zusammenhang, ohne die innigste Verbindung aller und jeder Theile ist die beste Musik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig ist. Nur der Zusammenhang macht sie zu einem festen Marmor, an dem sich die Hand des Künstlers verewigen kann."

Die musikalische Rhetorik also ist es, welche die künftige Aufmerksamkeit des geachteten Künstlers beschäftigen dürfte; dann, wenn auch die rhetorische Zusammenfügung der musikalischen Sätze bey ihm ein gediegenes eigenthümliches Gepräge annehmen wird, dann wird sein musikalischer Styl einen Vorzug erhalten, ohne welchen ein klassischer Ruf im Reiche der Tonkunst nicht denkbar ist. Herr Meyerbeer wird diese wichtige Bemerkung als ein Wort zu seiner Zeit geredet, nicht ungütig nehmen, denn nur sogestaltig wird er durch seine bisherigen rühmlichen Studien unterstüzt das von Vielen gesuchte, aber von Wenigen errungene Ziel der Unvergänglichkeit gewiß erreichen:

> Denn mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
> Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Diese Oper wurde mit immer gleichem Beyfalle bis zu Ende der Stagione, d. i. bis in die ersten Tage des Dezembers gegeben. Die Ballets und die Mayersche Oper Alfredo, welche abwechselnd mit dem Barb. di Seviglia bis zur Vorstellung der Margaretha gegeben wurde, sind aus dem Früheren bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote aus dem Leben Georg III.

Georg III. war ein leidenschaftlicher Jäger. Ein gewisser Feltham, der den Zoll der Brücke bey Hamptoncourt gepachtet hatte, hielt einst die ganze Königliche Jagd auf. Als nämlich der Vortrab der Jäger, die einen Hirsch, der durch die Themse geschwommen war, verfolgten, an das Gitterthor kam, und rief: der König! ließ Feltham sie ohne Bezahlung durch. Jezt kam ein zweyter Haufen und rief: der König! Feltham trat mit dem Schlüssel in der Hand vor das zugeschlossene Thor und schwur: „Er ließe Keinen durch, ehe er ihre Schillinge sähe. Den König Georg III., den Gott erhalten wolle, sagte er, habe ich durchgelassen. Weiter kenne ich keinen König in England. Käme der König von Frankreich selbst, so müsste er so gut wie irgend ein andrer seinen Schilling bezahlen. Ich gebe 400 Pfund Zoll und die Brücke kostet mich 1000 Pfund. Hängt mich, wenn ich aufmache." — Jezt aber zeigte sich der König in Person und Feltham öffnete ehrerbietig. Der König sandte aber Lord Sandwich zurück, sich nach den nähern Umständen zu erkundigen, und dieser erfuhr von Feltham, daß die Königl. Jagd sich mit einer Guinee loszukaufen pflege. „Gebt ihm, sagte der Monarch nach angehörtem Bericht, vierzig Schillinge, denn unsrer waren vierzig. Der Mann hat recht und muß von seinem Zolle leben." Die Hofdamen nannten ihn nachher nur den groben Feltham, woraus er sich aber wenig machte und nur wiederholte: Ich muß von meiner Brücke leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart im Januar.

Schillers Fiesko hat unlängst auf unserer Bühne jene Theilnahme nicht mehr gefunden, deren er sich bey frühern Darstellungen zu erfreuen hatte. Der Grund hievon mag ebenso wol darin aufzusuchen seyn, daß Fiesko, der politische Held, als solcher überhaupt kein Gegenstand der Bewunderung und Theilnahme der jezigen über öffentliche Interessen aufgeklärten Zeit mehr seyn kann, als auch hauptsächlich in der wenig gerundeten, und zu einem Ganzen keineswegs harmonisch ver-

schmolzenen Darstellung. Unsere Bühne besitzt überhaupt in diesem Augenblick die Kräfte nicht, die erfordert werden, ein grösseres Kunstwerk in jenem harmonischen Einklange zu leisten, der den sinnigen Zuschauer allein zu befriedigen vermag, und daher dürfte es gerathener seyn, die Darstellung eines solchen, bey so bewandten Umständen, lieber gar nicht zu unternehmen. Schon der Held dieser Tragödie ist für die Darstellung eine überaus schwierige Aufgabe. — Die wirklichen und scheinbaren Widersprüche des Charakters harmonisch zu einem Ganzen zu verschmelzen, im Wüstlinge wie im Hofmann, im scheinbaren Volksfreunde, und im zärtlichen Gatten den prädominirenden Egoismus und Ehrgeiz als oberstes Prinzip dem innern Auge des Zuschauers stets gegenwärtig und sichtbar zu erhalten, und dennoch in jedem Moment ganz das zu scheinen, was eben der Moment erheischt, dieß fordert eine ungemeine Gewandtheit des Geistes von Seiten des Mimen, und ein vorausgegangenes gründliches Studium, dem er sich zu widmen, bey seinen übrigen Geschäften, selten Muße findet. Als erste Darstellung dieser Rolle, müssen wir übrigens die Leistung unseres Künstlers loben, und wollen sein redliches Streben keineswegs verkennen. Der Mohr von Tunis, diese originelle Schöpfung des Dichters, sezt gleichfalls ein entschiedenes Kunstvermögen des Darstellers voraus. Nur dem wahren Humoristiker wird es gelingen, die dämonische Laune des hartgesottenen Sünders, wie ihn der Dichter nennt, zur Erscheinung zu bringen, und Ref. hat auf unsern ersten Bühnen die talentvollsten Schauspieler an dieser Aufgabe scheitern sehen. Wem nicht wahre Genialität beywohnt, für den wird sie stets eine Klippe seyn. Auch vermißten wir bey der Anordnung der Volksscenen, der Gefechte u. s. w., das wirksame Eingreifen des Regisseurs, dessen Talent und Thätigkeit solche Stücke ganz besonders in Anspruch zu nehmen pflegen. — Roberts Macht der Verhältnisse, zum Erstenmal gegeben, wollte nicht gefallen. Das Stück hat Vorzüge und Mängel, die wir nicht berühren, da es allgemein bekannt ist, aber die erste Darstellung desselben auf der Bühne kommt zu spät, da hoffentlich die Verhältnisse, die es behandelt, in der Gesellschaft bereits als ausgeglichen zu betrachten sind, und daher das allgemeine Interesse nicht mehr, wie vor zehn Jahren, in Anspruch zu nehmen vermögen. Dennoch liessen wir uns sagen, daß ehrenzarte Zuhörer über Aussprüche, wie z. B. „die Ehre ist kein Monopol, kein Standesvorrecht, sondern ein Gemeingut ꝛc., die Köpfe geschüttelt haben sollen; — je nun solche Ultras giebt es wohl überall, und wir wollen uns glücklich preisen, daß ihr Kopfschütteln die alte Zeit wenigstens nicht mehr zurückzubringen vermag. — Die Darstellung des Stücks wurde im ziemlichen Einklange geleistet, und bewies, daß das bürgerliche Drama die Sphäre sey, in welcher die Kräfte unseres Schauspielervereins sich am sichersten bewegen, wenn, wie es sich von selbst versteht, eine zweckmäßige Vertheilung der Rollen statt findet, was nicht immer der Fall ist, wie denn auch bey dieser Vorstellung ein Rollentausch zwischen dem Präsidenten und Pastor zu wünschen gewesen wäre. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin zu beklagen, daß die bessern Schauspiele von Iffland gänzlich von dem Repertorium unserer Bühne verschwunden zu seyn scheinen. Sollte dieß Verschwinden etwa durch die Meinung erzeugt worden seyn, daß sie veraltet sind, so gestehen wir, daß wir diese Meinung nicht theilen können. Deutsche Art und Sitte sind vorherrschend in den bessern Arbeiten des verstorbenen Meisters, seine komischen Charaktere besonders sind ächt national und ergötzlich, manche Thorheit, die in seinen Stücken nur angedeutet worden, hat die Zeit inzwischen zur Reife gebracht, und ebendarum dürfte man jezt nicht ohne Ergötzen zu ihrer Quelle zurückkehren. Allerdings wird die Direktion für die Anstellung eines ersten zärtlichen Vaters zu sorgen haben, ehe die Darstellung der meisten dieser Dramen möglich ist; indessen dürfte dieser Mangel ja wohl überhaupt fühlbar seyn. — Eines ältern musikalischen Meisterwerks, das wir freudig willkommen hießen, sey hier ebenfalls Erwähnung gethan. Es ist dieß Glucks Iphigenia in Aulis. Das Publikum ehrte sich selbst, indem es sich bey der Darstellung des klassischen, im ächten Kernstyle componirten Werkes zahlreich einfand. Leider können wir die Ausführung desselben von Seiten unserer Sänger keineswegs loben. Ein solches Werk erfordert einfachen, ausdrucksvollen Vortrag; nur dem wahren dramatischen Sänger wird es gelingen, darin zu befriedigen. Coloraturen und Schnörkeleyen sind hier nicht anwendbar, der einfach-erhabene Stoff widerstrebt ihnen gänzlich. Durch ausdrucksvolle musikalische Deklamation allein kann hier Wirkung hervorgebracht werden. Ueberhaupt wurde der wahre dramatische Gesang auf unserer Bühne leider stets vernachlässigt, und die Vorliebe für den Modecomponisten Rossini, wie bekannt kein Beförderer desselben, die auch hier überhand zu nehmen scheint, dürfte leicht jede Spur von ihm bey unsern Sängern vollends vertilgen. Von Seiten der Direktion bemerken wir hier beiläufig, wird dieser Vorliebe übrigens nur durch öftere Wiederholung einiger seiner ältern Opern Nahrung gegeben; denn unbefriedigt blieb bisher das Sehnen des enthusiastischen Rossinianers nach einem Otello und einer gazza ladra. Unser Orchester, das sich unter der geschmackvollen Leitung des wackern Lindpaintner stets auszeichnet, hat auch in der Gluckschen Oper seinen alten Ruhm wiederum bewährt. — Den Verlust eines höchst bedeutenden Kunsttalents haben wir in Hrn. Eßlair, der unsere Bühne verlassen hat, allerdings zu beklagen. Dieser Künstler machte jedoch sein Talent nur zu oft auf Kosten des Ganzen geltend, dem er sich durchaus nicht unterzuordnen bemüht war, was doch ein Iffland, die höhere Anforderungen der Kunst stets im Auge, selbst wenn dieß Unterordnen Opfer von ihm heischte, nie verschmäht hat; und so brachte er den sinnigen Zuschauer nur zu oft um den höchsten Genuß vor der Bühne, den allein das Wohlgefallen an einem harmonischen Ganzen hervorzubringen vermag. Auch hatte er einen ziemlich beschränkten Cyklus von Rollen, und entschloß sich nur ungern diesen zu erweitern, wodurch wir besonders um manchen Kunstgenuß an neuern gelungenen Bestrebungen im Gebiete der Tragödie, verkürzt wurden. Das Repertorium der Bühne kann nun allerdings durch den Abgang des genannten Künstlers an Mannichfaltigkeit gewinnen, und wenn die Direktion redlich bemüht ist, die vorhandenen Kräfte zweckmäßig zu einem Ganzen zu verbinden, und bedeutende Lücken im Personalstand, was freylich Noth thut, auszufüllen, so wird man leicht das Verschwinden eines glänzenden Talents vergessen, das uns zwar in seiner einzelnen Erscheinung fast immer zur Bewunderung hinriß, aber offenbar die Harmonie des Ganzen störte. — „Eine böse und fast eingefleischte Unart der deutschen Schauspieler,“ (wie sich Hr. Klingemann im zweyten Bande seiner theatralischen Reise über diesen Uebelstand ausdrückt;) scheint leider seit einiger Zeit auch unter einem großen Theile des hiesigen Personals habituell geworden zu seyn, die Unart nämlich, nicht nach Gebühr und Schuldigkeit zu memoriren. Auf Abstellung derselben wäre nun wohl hauptsächlich zu bringen. Dieser eingerissene Uebelstand auf den deutschen Bühnen wurde auch mit den Waffen des Witzes in einem neuen nach Delavigne von Thumb bearbeiteten Lustspiele (die Schauspielerschule,) angegriffen; wie denn überhaupt in diesem Stücke die Lächerlichkeiten und Absurditäten der Tagelöhner dieses Standes an's helle Licht der Sonne hervorgezogen werden, was dann freylich dessen Darstellung auf denjenigen Bühnen leicht verhindern dürfte, wo solche Tagelöhner Einfluß auf die Beschlüsse der Direktion haben.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 8.

Nr. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Januar 1821.

Ueber die Entwickelung der ältesten italienischen Malerey.

(Fortsetzung.)

Es wird nicht vergeblich seyn, zu zeigen, auf welche Weise Vasari zur Kunde von jenem Einfluß der Griechen auf die italienische Malerey gelangt war, und wie gerade die ihm eigne flüchtige Benutzung seiner Quellen die Mißverständnisse herbeyführen musste, welche in der Folge so viel Streit und Verwirrung veranlasst haben. Unter den Handschriften, die er benuzte, befanden sich zwey Werke, welche in den ersten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts verfasst worden sind. Das ältere enthält technische Vorschriften zu jeder Art der Malerey, nach Anmerkungen verfasst, oder abgeschrieben, welche ursprünglich von Cennino di Drea Cennini, einem Schüler des Agnolo Gaddi, waren aufgezeichnet worden. Es befindet sich gegenwärtig in der Mediceo-Laurenziana, pluteus 78. cod. 23. Das Andere ist ein weitläufiges historisch-theoretisches Werk des berühmten Bildners Lorenzo Ghiberti, dessen Abschrift, dieselbe deren Vasari sich bediente, in der Magliabechiana, Classe XVII. palchetto I. n. 33, aufbewahrt wird. In der angeführten Handschrift des Cennini liest man zu Ende: Finito libro. Referamus gratia XPI. 1437. a di 31. Luglio. ex stincharum. — nämlich dem Schuldgefängnisse — was sich jedoch nicht auf den Verfasser selbst bezieht, wie Bottari zu Vasari bemerkt hat, sondern auf den Abschreiber. Denn diese Handschrift ist zuverlässig kein Autographum, weil sie einerseits reinlich und mit ausgesparten Anfangsbuchstaben geschrieben ist, andererseits jedoch die Gegenstände, welche allem Ansehen nach im Originale verworren durch einander geschrieben waren, in derselben Unordnung wieder gibt; überdieß war das Abschreiben eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen der florentinischen Schuldgefangenen; auch wäre es unwahrscheinlich, daß ein Schüler des Gaddi im Jahre 1437 noch gelebt habe. Auf diese Veranlassung bemerke ich noch, daß keinesweges ausgemacht ist, daß die Originalbemerkungen des Cennini nicht auch von einem späteren Inhaber seines Handbuches mit Zusätzen vermehrt worden seyen, was namentlich von dem Abschnitte zu vermuthen ist, der anfängt: Ti voglio insegnare a lavorare a olio in muro o in tavola, che l'usano molto i Todeschi," welchen der Ritter Puccini in seiner Schrift über das Alter der Oelmalerey angewendet hat.

Genug, Cennini sagt, in dem angeführten Codex Nr. 2. Seite 2. „Cennino di Drea Cennini di Colle, di Valdelsa nato, fui informato nella detta arte dodici anni da Agnolo di Taddeo da Firenze, mio maestro, il quale imparò la detta arte da Taddeo suo padre, il quale suo padre fu battezato da Giotto e fu suo discepolo anni ventiquatro; il quale Giotto rimutò l'arte del dipingnere di Grecho in Latino e ridusse al moderno e ebe l'arte più compiúta, che avessi mai più nessuno. Nächst dieser von Vasari — vita d'Agnolo Gaddi — mit wenig Abweichungen wörtlich angeführten Stelle, ist im ganzen Buche nur noch diese einzige historische Notiz, oder Wiederholung, vorhanden: p. 13. „Mattieni questo modo di ciò, che ti dimostravo del colorire, perochè Giotto, il gran maestro, tenea chosi lui. Ebbe per suo discepolo Taddeo Ghaddi Fiorentino anni XXIV., ed era suo figlioccio. Taddeo ebbe angniolo suo figliuolo; Angniolo ebbe me anni XII,, onde mi misse in questo modo, del quale Angniolo colorì molto più vagho in frescho, che non fè Taddeo suo padre."

Bottari täuschte sich daher, indem er hoffte, daraus weitere historische Aufklärungen erlangen zu können. Indessen haben jene Worte des Cennini: „Giotto veränderte die Malerey aus dem Griechischen ins — eigenthümlich — Italienische, und führte die moderne Art ein," an und für sich ein großes Gewicht, sowohl in Beziehung auf die Stimme selbst, die sich in obiger Schulableitung hinlänglich beglaubigt, als durch das höchst Treffende und auf die geschichtlichen Beyspiele durchgehend Anwendbare ihres Inhalts. Vasari jedoch verkannte hier den wahren Gehalt der Worte, und glaubte darin die Bestätigung der Hypothese zu finden, auf welche ihn das erwähnte andere Werk des Ghiberti geleitet hatte.

Dieses Buch enthält zu Anfang eine höchst wunderliche und unbrauchbare Compilation der Kunstgeschichte der alten

Welt, welcher Uebersetzungen oder Auszüge aus Plinius und Vitruv zum Grunde liegen. Auf diesen ersten Abschnitt folgt eine kurze Uebersicht der Kunstgeschichte der neuern Welt bis auf Ghiberti selbst, welche mit Auslassung des Ueberganges oder Einganges, und ohne alle Beyhülfe der Kritik, in dem großen Werke des Präsidenten Cicognara (Vol. II. pag. 108.) neuerlich abgedruckt worden ist. Da die ausgelassene Stelle überhaupt zum Verständniß der Ansicht des Ghiberti und insbesondere in vorliegender Untersuchung unentbehrlich ist, so gebe ich sie hier als Ergänzung des erwähnten Abdruckes.

Cod. cit. fo. 7. a tergo: „Adunche al tempo di Costantino imperatore e di Silvestro papa sormontò sù la sede cristiana. Ebbe la idolatria grandissima persecutione in modo tale, (che) tutte le statue e le pitture furono disfatte e lacerato di tanta nobiltà, ed anticha e perfetta dignità. E cosi si consumarono colle statue, e pitture, e volumi, e commentarj, e lineamenti, e regole, (che) davano ammaestramento a tanta ed egregia e gentile arte. E, per levare via ogni anticho costume di idolatria, constituirono i templi tutti essere bianchi. In questo tempo ordinorono grandissima pena, a chi facesse alcuna statua o alcuna pittura; e cosi finì l'arte statuaria e la pittura, ed ogni dottrina, che in essa fosse fatta. Finita chè fu l'arte, stettero i templi bianchi circa d'anni 600. Cominciorono i Greci debilissimamente l'arte della pittura, e con molta rozeza produssero in essa. Tanto, quanto gl'antichi furon periti, tanto erano in questa etá grossi e rozi. Dalla edificazione di Roma furono Olimpie 382.

Auf diese Stelle folgt alsdann unmittelbar das Lob und die Jugendgeschichte Giotto's, aus welcher, da mit ihr der Abdruck Cicognara's anfängt, hier diese wesentlichen Worte genügen werden: „Giotto — fu discepolo di Cimabue, (che) tenea la maniera Greca, in quella maniera, (che) ebbe in Etruria grandissima fama.

Wir sehen oben, daß Ghiberti, verleitet durch eine unbestimmte Kunde von dem Hasse der früheren Christen gegen heidnische Stiftungen, und von dem späteren Bilderstürme christlicher Grübler, auf gänzlich unhaltbare Behauptungen gekommen war, die wir dem größten Bildner der neueren Zeit eben so gern verzeihen werden, als die Unfähigkeit, sich in seiner eignen Muttersprache vernehmlich und richtig auszudrücken. Wenn wir aber eben diese Behauptungen mit den Ansichten vergleichen, welche in der Einleitung, und in den früheren Lebensbeschreibungen Vasari's vorherrschen, so wird uns vollkommen klar, daß Vasari die derben Mißgriffe Ghiberti's stets im Gedächtniß behielt, und daß er, ungeachtet der besseren Hülfsmittel, welche seine gelehrten Freunde reichlich herbeyschafften, nie mehr von den irrigen Vorstellungen: einer gänzlichen Unterbrechung aller Kunstübung — einer zweyten Begründung der Kunst durch die neuen Griechen — endlich einer unsäglichen Unvollkommenheit eben dieser neugriechischen Kunst — sich frey machen konnte.

In so weit hatte Ghiberti den späteren Geschichtschreiber wirklich verleitet. Als er aber in einem raschen Sprunge von jenen Griechen auf Giotto überging, und, schon in dem Gebiete neuerer Künstlertraditionen angelangt, mit vieler Bestimmtheit sagte: „Cimabue übte die griechische Manier, welche damals in Toskana großen Ruf genoß", so wagte Vasari auf sein eignes Gewissen hin, nicht allein eine artige Novelle, sondern auch jene unhaltbare Schulengenealogie zu erbauen, welche den Cimabue zum Vater der gesammten neueren Kunst macht. Hätte er aber den einfachen Sinn dieser späteren Worte des Ghiberti und jener früher angezogenen des Cennino festgehalten, und ihre Angabe geprüft, indem er die italienischen Malereyen des dreyzehnten Jahrhunderts mit den Miniaturen der griechischen Handschriften oder mit dem kleinen Mosaik der Sacristey der St. Johanniskirche, die er in Florenz so nahe zur Hand hatte, sorgfältig verglich; wenn er eben hiedurch zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß die Griechen im früheren Mittelalter den Italienern im Kunstgeschicke weit überlegen waren: so würden jene Schriftsteller, statt ihn zu verwirren, ihm eine wahre geschichtliche Thatsache enthüllt haben.

Wir können jedoch an diesem Orte nicht unbemerkt lassen, daß Vasari, nächst den bemerkten Quellen, auch in der Kunde von gewissen griechischen Musaicisten, welche im dreyzehnten Jahrhunderte, doch ohne bestimmte Angabe des Decenniums, nach Florenz gekommen seyn sollen, Veranlassung fand, seine Erziehungsgeschichte des Cimabue weiter zu bilden. Schon im früheren italienischen Mittelalter finden sich vereinzelte Spuren von Zuziehung neugriechischer Künstler; häufiger wo, wie in Venedig, Handel- und Staatsverbindungen die Annäherungen begünstigten. Diese griechischen Ankömmlinge, welche oft von den Vertheidigern des Vasari genuzt, und von seinen Gegnern bey Seite gestellt worden sind, haben jedoch in jenen frühen Zeiten wenig auf die toskanische Malerey gewirkt, welche noch bis zum Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts Beyspiele einer ganz eigenthümlich italienischen Barbarey aufweist, wie jene Altarbekleidung vom Jahre 1215 in der Gallerie zu Siena, welche dort willkührlich und ohne alle Wahrscheinlichkeit dem Bruder Jakob della Turrita beygemessen wird. Es wäre denn zwar an sich nicht unmöglich, daß die griechischen Musaicisten, von denen Vasari redet, nach Florenz gekommen wären, und dort gearbeitet hätten, doch beruhet diese Thatsache fast ganz allein auf Vasari, da das Archiv der Wollenweberzunft, welche den Bau und die Unterhaltung der Johanniskirche leitete, verstreut oder verlegt worden ist. Der Vater Richa — della

chiese di Firenze — behauptet allein, den Meister Apollonius des Vasari, mit andern florentinischen Musaicisten vermischt, in den Büchern besagter Zunft aufgefunden zu haben, begleitet aber diese Angabe mit keiner näheren Bestimmung der Zeit, noch mit einer ausführlichen Angabe des Ortes, wo er seine Nachricht aufgefunden; auch habe ich den achtbaren Jesuiten mehrmal auf verfälschten Nachrichten aus zugänglichen Archiven, z. B. aus dem des Bigallo, betroffen. Der einzige Umstand daher, der die Angabe gewissermaßen glaubwürdig macht, ist das neugriechische Ansehen eines Theiles der musivischen Gemälde an der Kuppel der besagten Johanniskirche, und zwar vorzüglich, daß dieses Ansehen nicht sowol von einer glücklichen Nachbildung älterer neugriechischer Kunstwerke, wie in der Tafel des Cimabue in Sta Maria novella, sondern vielmehr aus der wirklichen Ausübung der späteren, verfallenden griechischen Kunst herzurühren scheint. Wirklich gewinnen schon die Malereyen Jakob's della Turrita, vom Jahre 1225, ganz ungemein durch die Vergleichung mit jenen groben Arbeiten der Kuppeldecke. Es ist nämlich hier ins Auge zu fassen, daß die neugriechischen Denkmale, welche im Allgemeinen als eine sehr mechanische Ueberlieferung aus einem höheren, noch hervorbringenden Alterthume anzusehen sind, um so schöner werden, als sie ihrem Ursprunge in der Zeit näher rücken, und umgekehrt um so viel unbelebter und geistloser, als sie sich den neueren Zeiten mehr und mehr nähern. Demungeachtet nahm ich häufig vortreffliche Arbeiten auch noch in Handschriften wahr, welche die Gelehrten dem zwölften Jahrhunderte beymessen, selbst in einigen, deren Zeitalter in den Büchern selbst beglaubigt ist. (Siehe in der Barberina zu Rom den Codex 202, welcher die Psalmen Davids in griechischer Sprache enthält, vorzüglich das Bild des Propheten selbst.) Mit der fränkischen Plünderung von Constantinopel und nach der allgemeinen Zerspaltung des griechischen Reiches scheint mir dann — wenn ich nicht etwa irre — der Verfall jener Zierlichkeit und Sorgfalt im Nachbilden einzutreten, welche in den Handschriften früherer Jahrhunderte so oft erfreut, während man in späteren Miniaturen und Tafeln vielmehr eine gehaltlose Fertigkeit wahrnimmt. (Ich erinnere hier nur an die Tafel des Andrea Rico von Candia, welche man der Sammlung alter Toskaner in der öffentlichen Gallerie zu Florenz vorangestellt hat, obgleich die Behandlungsart und die italienisch-gothische Schrift nicht in Zweifel lassen, daß dieses Bild viel neuer als Cimabue und Giotto sey.) Man dürfte eben daher annehmen, daß die neugriechische Malerey gerade in dem Zeitpunkte allen Werth verliert, in welchem die italienische beginnt, sich aus dem rohesten Zustande hervorzubilden. Eben dieses macht aber auch um so viel wahrscheinlicher, daß jene allgemeine Nachahmung neugriechischer Kunstideen und Malerbehelfe, welche wir in dem ersten Aufschwung der italienischen Malerey wahrnehmen, nicht sowohl aus der Stiftung griechischer Schulen, welche ausserhalb Venedig nirgends, und selbst dort nur in sehr frühen Zeiten erwiesen worden sind, als vielmehr aus dem neu erwachten Triebe entstanden ist, dem Vortrefflichen sich anzunähern. Auf eine ähnliche Weise wirkten die antiken Bildnereyen anreizend und vorbildlich auf das Bestreben nach höchster Vollendung der neueren Kunst unter Lionardo, Raphael, und einigen andern rer Zeitgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus Carlsruhe.

Unser Hofmaler Kunz hat eine treffliche Landschaft vollendet, die ihm einen Ehrenplatz neben den vorzüglichsten Niederländern gewinnen muß. Im Vorgrunde eines schönen Hirtenthales, neben einer meisterhaft behandelten Hainbuche, steht ein Stier mit einigen weidenden und ruhenden Kühen. Der Stier ist mit einer solchen Fülle von Kraft ausgestattet und hat ein so herrliches Farbenspiel, daß er, auf den ersten Blick, an den Räuber der Königstochter Europa erinnert. Allenthalben in diesem Bilde zeigt sich eine klare, tiefe Naturanschauung, der Pinsel ist warm und rein, das Colorit glänzend und harmonisch; der Künstler hat es durchaus nicht auf Effekt angelegt, er hat alle schneidenden Gegensätze vermieden, und doch bezaubert sein Bild das Auge und nimmt zugleich das Gemüth gefangen. Schade, daß dieses treffliche Gemälde ins Ausland geht.

Hr. Prof. Frommel ist nun mit dem Gegenstück zu seiner trefflichen Landschaft Ariccia beschäftigt. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß der Preis jenes Blatts gegenwärtig 8 fl. ist.

In diesem Augenblicke bildet sich hier eine Gesellschaft für Kunst und Industrie. Der das Gute willig und thätig fördernde Großherzog hat ihr seine Protektion zugesagt, und in dem neuen Ständehaus wird eine besondere Gallerie zum Behuf der öffentlichen Ausstellung angebracht.

Es ist bekannt, daß vier der schönsten Claude Lorrain früher von Cassel nach Paris in die Hände eines Mitglieds der Napoleonschen Familie und von da nach Petersburg gewandert sind. Unser mit Recht gepriesener Haldenwang wird diese, für Deutschland nun wohl auf immer verlorenen Blätter, stechen, und sich dadurch ein neues, bleibendes Denkmal gründen.

In der Lithographie hat der Gallerie-Direktor Becker einige so gelungene Versuche gemacht, daß zu wünschen wäre, er möchte aus seinen reichen Vorräthen noch mehr geben, und die Blätter durch den Kunsthandel in Umlauf bringen lassen.

Die wohl ausgebreiteste aller deutschen Kunsthandlun-

gen, Artaria und Fontaine in Mannheim, hat die Bildnisse Goethes, Schillers, Herders und Wielands von vorzüglichen Künstlern stechen lassen, und ohne Zweifel den zahlreichen Freunden dieser Meister unserer Literatur damit etwas sehr Willkommenes unternommen.

— ber.

W i e n.

Fräulein Julie Mihes, in Berlin und Breslau als geschickte Künstlerin bekannt, hat sich der schwierigen Arbeit unterzogen, das Bild der Dreyeinigkeit von A. Dürer, eine der schönsten Perlen der kaiserlichen Gallerie in Wien, in lithographirten Umrissen nachzubilden. Der Gegenstand des Bildes ist folgender:

In der Mitte des (auf Holz gemalten, etwa 5 Fuß hohen) Bildes erscheint der gekreuzigte Heiland, von dem göttlichen Vater in den Wolken gehalten, über beyden die heilige Taube. Zu beyden Seiten der göttlichen Dreyeinigkeit Schaaren von Engeln, wovon die vordersten die Leidenswerkzeuge, Lanze, Geissel, Schwamm ꝛc. tragen. Unterhalb der Engelchöre, welche die höchste Region des Himmels einnehmen, zeigen sich hier die heiligen Jungfrauen mit Palmen, von der göttlichen Mutter dem Vater, Sohne und Geiste zugeführt, dort die übrigen Heiligen, Männer und Frauen. Die unterste Region ist mit Personen der geistlichen und weltlichen Macht angefüllt, wovon bey weitem die größte Zahl aus Porträten voll Leben und Wahrheit besteht. Diese ganze Fülle von Herrlichkeit strahlt aus den Wolken, die sie unten einschließen, auf die unten liegende Erde nieder; der Künstler steht in der Ecke mit einer Tafel, worauf die Worte: Albertus Durer. Noricus. faciebat. Anno: A. Virginis. Partu: 1511. nebst dem Zeichen Dürer's.

Da es sich vor allem um den wahren Geist des Originals und möglichste Treue handelt, so musste das große, unzählige Figuren darbietende Bild in mehrere Blätter abgetheilt werden, deren jedes eine auch für sich bestehende Hauptgruppe in der Größe des Originals enthält, wobey durch die Austheilung dafür gesorgt wurde, daß nichts vom Originale — wegbleibe, sondern lieber manches auf dem andern Blatte wiederholt wurde, was schon in dem Umfange des einen vorkam. Auf diese Art zerfällt das Bild in dreyzehn Abtheilungen, welche zwar nicht durchaus von gleicher Größe, doch sämmtlich auf gleich großem Papier abgedruckt werden. — Ein vierzehntes Blatt wird in dreymal verkleinertem Maaßstabe das ganze Bild darstellen, theils um das Original mit einem Blicke überschauen, theils um die Richtung und das Verhältniß der einzelnen Blätter unter sich leichter würdigen zu können. Hiezu kommt noch das Titelblatt mit einer der Zeit Dürer's entsprechenden gothischen Verzierung, dem Bildnisse Dürer's und der Stadt Nürnberg, wie sie an dem untern Rande des Originals erscheinen.

Das lithographische Institut am Michaelerplatze in Wien hat die Subscription auf dieses Werk eröffnet. Alle zwey Monate erscheint ein Heft aus fünf Blättern bestehend, auf groß Basler Velin, im Preise von 17 fl. W. W. oder 6 fl. 40 kr. in Zwanzigern. Mit drey Heften ist das Ganze geschlossen. Ein Bogen gedruckter Text mit der Erklärung und genauen Beschreibung des Bildes wird dem dritten Hefte unentgeldlich beygelegt.

N e a p e l.

Die Akademie der schönen Künste zu Neapel hat in einem unlängst erschienenen Programme die Aufgabe für den Concorso 1821 bekannt gemacht. Der Gegenstand ist folgender:

Medea zwischen Mitleid und Zorn schwankend im Augenblick, worin sie den Tod ihrer Söhne beschließt.

Dieser Gegenstand wurde von Timomachus, dem Byzantiner, behandelt; Julius Cäsar schätzte das Gemälde dieses Malers ungemein hoch, und griechische und lateinische Dichter feyerten dasselbe, weil man darin jene Decenz fand, welche eine solche grausame, verabscheuungswürdige That von den Augen der Beschauer entfernt halten musste. *)

Sowohl Inn- als Ausländer werden zu diesem Concurse geladen; das Bild soll auf Leinwand in der Größe von 6 zu 4 Fuß gemalt seyn.

Das Prämium besteht in einer goldenen Medaille von 600 Ducati. Diejenigen, welche hierbey zu concurriren gedenken, haben ihre Arbeiten bis zum Julius 1821 an den Sekretär der schönen Künste in Neapel unter der gewöhnlichen Chiffre oder einem Motto nebst angehängtem versiegeltem Briefe (worin der Name des Künstlers, dessen Wohnort ꝛc. verzeichnet seyn soll) zu übersenden. Die Stücke, welche den Preis nicht erhalten, werden an ihre Eigenthümer sammt den versiegelten Briefen wieder zurückgestellt.

---

*) Vielleicht liest man hier nicht ungern das Epigramm des Ausonius, 121.

Medeam vellet cum pingere Timomachi mens,
  Volventem in natos crudum animo facinus:
Immanem exhausit rerum in diversa laborem,
  Pingeret affectum matris ut ambiguum.
Ira subest lacrymis: miseratio non caret ira:
  Alterutrum videas ut sit in alterutro.
Cunctantem satis est: nam digna est sanguine mater
  Natorum: tua non dextera, Timomache.

Nro. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Januar 1821.

Unabhängig und frey ist nur der Wille des Menschen.
Sonst beherrscht das Geschick ihn, und der Zwang der Natur.

Giltermann.

Aus Herr Balthasars Leben.

(Beschluß.)

„Wenn ich das Mädchen wieder von mir hätte lassen müssen!“ rief Frau Rebecka. — Herr Balthasar reichte ihr die Hand und sprach: „Wenn der Mensch durch Liebe und Sorge sich etwas aneignen und zu dem seinigen machen kann, so dürfen wir das Mädchen wohl unsere Tochter nennen.“ — „Sie haben sich ein schönes Recht darauf erworben!“ nahm Bertram das Wort. „Meinen herzlichen Dank für Ihre Erzählung! — Um so mehr,“ fuhr er lächelnd fort, „da sie uns in der That einen trefflichen Beweis gegen Ihre Behauptung von vorhin an die Hand gegeben hat.“ — „Ach, Possen, Possen!“ rief jener. „Darum wollte auch die da, daß ich erzählen sollte. Aber heißt nur nicht meine Eitelkeit zu Eurem Alliirten zu machen. Ich weiß nur zu gut, wie wenig ich mir auf diese schöne That einzubilden habe. Ohne das pauvre enfant der Franzosen hätte ich das Kind eben auch verbrennen lassen, das glaubt mir. Aber ich ärgerte mich darüber, eben weil es Franzosen waren. Ein: armes Kind! aus deutschem Munde hätte mich bey weitem nicht so grimmig gemacht, als das pauvre enfant. Nun wollte ich sie beschämen, ich der Deutsche, die Franzosen; ich wollte mich ein wenig bewundern, ich wollte mich ein wenig sehen lassen; daß ich mit meinem Pferde dabey über die Hecke setzen konnte, war auch nicht übel, u. s. w. Und wenn das Kind nicht so hübsch war, wer weiß, ob ich nicht, von Hunger, Anstrengung und Angst erschöpft, wie ich war, im ersten besten Dorfe es wieder hinter den Zaun gesezt hätte? Und wenn das Mädchen nicht so schön wäre, wer weiß, ob wir es auch so liebten? Doch nein, Klara, nein, mein gutes Kind“ — fuhr er fort, denn Klara trat jezt eben wieder ins Zimmer und blieb an der Thür stehen — „komm her zu mir! Dich hätt' ich lieb, auch wenn Du häßlich wärst!“

Klara näherte sich ihm mit zögernden Schritten und schien geweint zu haben. Sie blieb vor ihm stehen und sagte mit ängstlicher, stockender Stimme: „Lieber Vater, ich wollte Dir nur sagen, die Schauspielerinn — es steht jezt immer so viel von ihr in den Zeitungen da — Du sagtest neulich, daß Du sie wohl sehen möchtest — die Schröder —“ „Die Schröder!“ rief Herr Balthasar — Nun? wie? was? Sie ist doch nicht hier?“ — „Nein, nein, lieber Vater, das nicht, aber sie wird, sie ist —“ Ihre Stimme wurde immer weinerlicher. — „Was ist sie denn? ist sie todt?“ — „Nein — nein — aber sie kommt nach Berlin.“ — „Wie? nach Berlin? Ey! Woher weißt Du das, Mädchen?“ — Doch jezt brachen die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen, sie eilte zu der Mutter, kniete vor ihr nieder und verbarg schluchzend den Kopf in ihren Schoß. — „Klara!“ rief diese erschrocken, „was ist Dir? was ist geschehn?“ — Herr Balthasar rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her. „Ich verstehe das Mädchen nicht! Was weint sie denn? Ist denn das ein Unglück, daß die Frau nach Berlin kommt? Oder möchtest Du gern hin, Kla-

ra? Möchtest Du sie gern sehen? Sprich! Rede! Ich habe es zwar verschworen, je wieder ins Theater zu gehen und mag von allen Schauspielern und Schauspielerinnen auf dieser Welt nichts mehr wissen, aber sieh, mein Kind — —" — Klara sprang schnell empor, eilte zu ihm und warf sich an seine Brust. „Ach lieber, lieber Vater," rief sie, „nur dießmal noch erbarme Dich! die arme Frau ist so gut, und so brav!" — „Gut und brav?" sagte Herr Balthasar ein wenig verwundert. „Nun, mag seyn! Man lobt sie ja von allen Seiten." — „Und so arm!" fuhr Klara fort — „Und so krank!" — Er faßte das Mädchen an beyden Schultern und starrte ihr ins Gesicht. „Arm? Ich bitte Dich, Klara! und krank? Wie denn? wer denn? wo ist sie denn?" — „In der Schenke," erwiederte Klara leise. — Er sprang vom Stuhle empor. „In der — Gott sey bey uns! In der Schenke? Die Schröder in der Schenke?" — „Nein, nein, lieber Vater," schluchzte sie, „nicht die Schröder! nur eine arme Schauspielerin — sie konnte nicht mehr fort — ach, sie muß gewiß sterben, wenn Du Dich nicht erbarmst, wenn Du nicht hilfst. Der Wirth will sie nicht länger behalten ohne Deine Erlaubniß; der Richter verlangt einen Paß; von mir will sie selber nichts mehr nehmen, wenn Du nicht drum weißt — ach, und die armen Kinder! —"

Sie sprang nach der Thür, öffnete sie und führte ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren herein, die mit demüthig vor der Brust gefalteten Händen an der Thür stehen blieb. Sie strich ihr die dunkeln Haare aus der Stirn, küßte sie auf die bleichen Wangen und sprach ihr leise Muth ein. „Sieh nur, Vater," sagte sie zu diesem, „das arme Kind, wie bleich, wie hager!" Und indem sie sich mit halblauter Stimme zur Mutter wandte: „ich habe ihr das Kleid gegeben; Du bist nicht böse, liebe Mutter. Ach ich wollte auch meine goldne Kette verkaufen lassen in der Stadt, ich wollte einen Arzt aus der Stadt holen lassen und Arzeney, aber ich durfte ja nicht." — „Wozu aber dieses Verheimlichen, Klara?" sagte Frau Rebecka ernst. — „Ach Du liebe Mutter" rief sie und ihre Thränen brachen aufs Neue hervor, „ich hatte ja den Vater so oft so viel Böses von den Schauspielern sagen hören — und er wurde immer so zornig dabey — ach ich fürchtete mich, ich wagte ja nicht, es ihm zu sagen, ich glaubte, er würde die arme Frau fortweisen lassen —" „Das glaubst Du von mir, Klara?" fragte Herr Balthasar im Tone des Vorwurfs. — „Nicht wahr? nicht wahr? Das war sehr einfältig von mir! Schelte mich, strafe mich, lieber Vater! —" sie küßte freudig seine Hand — „wie konnte ich denn auch glauben, daß Du Dich der armen kranken Frau nicht erbarmen würdest! Sieh, Lydia" — sie lief auf das Mädchen zu und zog sie mit sich fort — „sieh, ich sagte Dir es wohl, mein Vater ist gut, er wird uns helfen! Nicht? Vater, nicht? Du guter, guter Vater!" — „Nun ja doch, ja," rief dieser, der Frau soll geholfen werden. Ich will gleich selbst zu ihr gehen. Aber sage mir, woher weißt Du, daß die Schröder — —" — „Das wird Dir Lydiens Mutter selbst erzählen. Ich habe es von ihr. — Und die arme Lydie —" sie sprach ihm leise ins Ohr — „Das arme Kind behälst Du hier; nicht wahr? Die bleibt bey uns, Vater. Das soll Dir gar nichts kosten. Kleider erhält sie von mir; ich habe ja so viele, viele, und sieh nur, sie ist fast so groß als ich, und was sie sonst noch braucht — lieber Vater, von heute an giebst Du mir kein Taschengeld — ich nehme keins mehr, Vater —" — „Nun, nun" unterbrach er sie lächelnd, „wir wollen sehn! Sprich nur mit der Mutter. Und" — fuhr er fort sie beym Arm zurückhaltend — „nach Berlin möchtest Du auch gern, Du Schelm, nicht wahr?" — Doch Klara antwortete ihm nicht darauf, sondern zog Lydien mit sich fort zur Mutter, und als diese nach einigen Fragen, die sie an Lydien that, von Klarens Liebkosungen bestürmt, ihre Einwilligung nicht versagte, kannte das Mädchen ihrer Freude keine Gränzen mehr. Sie lief von einem zum andern, umarmte die Mutter, umarmte den Vater, umschlang dann wieder die Knie der Mutter, herzte und küßte Lydien, ja sie war im Begriff auch den Pastor zu umarmen, als sie plötzlich sich besann, daß er ja ein Fremder sey, und nun mit weit offnen Armen doch erröthend und verlegen vor ihm stehen blieb. Herr Balthasar aber umfaßte das liebliche Kind, küßte sie auf die Stirn und rief, indem er dem Pastor die Hand reichte: „Such is the Kingdom of Heaven! — Und künftige Woche reisen wir nach Berlin!"

C. W. Contessa d. J.

Afrikanischer Aberglaube.

Einer der Missionarien der Londoner Missionarien-Gesellschaft in Afrika gibt die folgende Beschreibung von der Unwissenheit und dem Aberglauben der Stämme, worunter er wohnet. — „Der König von Lattakoo erzählte bey seiner Rückkehr von einer langen Reise gegen Osten, er habe Stämme gesehen, denen nie vorher einer von seinem Volke (den Bootchuanas) zu Gesichte gekommen war, doch aber manches von ihnen gehört hatten, z. B. daß sie Kuhschweife hätten; sie kamen von allen Seiten herbeygelaufen, um ihn und seine Leute zu sehen, und wunderten sich sehr, als sie solche sich selbst so ähnlich sahen." — Eine hölzerne Glocke mit drey kleinen Puppen, welche die Stunden und Viertelstunden schlagen, die von der Gesellschaft nach Lattakoo gesandt worden, erregte großes Erstaunen. Einige der Eingeborenen stritten sich darüber, ob diese kleine Männchen von Gott oder Menschen gemacht worden; auch wünschten

sie zu wissen, ob sie Fleisch äßen und Milch tränken. Ein Gerücht ging gleichfalls umher, diese Männchen seyen in der Nacht in einem Wagen, ohne Ochsen gekommen. Kurz diese Uhr erscheint ihnen als das Wunderbarste, das ihnen noch vorgekommen. — Nach einer sehr trockenen Jahreszeit kam ein sogenannter Regenmacher nach Lattakoo. Man betrachtet diese Leute als eine Art von untergeordneten Gottheiten. Viele der Einwohner gingen ihm entgegen und beschenkten ihn mit einem Schafe. — An demselben Tage fand eine Regenversammlung zu Malkaks Kraal statt, und der Regenmacher erhielt einen fetten Ochsen zum Geschenk. Hierauf gab er den Befehl, daß sich keiner unterstehen solle im Felde zu graben oder sonst etwas zu arbeiten, mit der Drohung, daß den Ungehorsamen der Blitz erschlagen werde. Der Befehl fand den willigsten Gehorsam. Als sich bald darauf einige Wolken zeigten, belebte sich die allgemeine Hoffnung, daß es nun regnen würde. — Bey einer dieser Regenversammlungen beklagte sich der Regenmacher, daß die Holländer (so nennen sie alle Missionarien) durch ihre Gebräuche den Regen verhinderten, und empfahl dem Mateebe, solche zu entfernen. Ob dieß aber auch gleich manche wohl wünschten, so unterblieb es doch. — Als nach einiger Zeit der Regen immer noch ausblieb, fing das Volk an ungeduldig zu werden, und auf den Regenmacher zu schimpfen, den es einen Lügner nannte, und sagte er sey zu alt, um Regen zu machen. Da er nicht mehr wusste, was er thun sollte, bestieg er einen Berg und rollte Steine herab, um nur Zeit zu gewinnen. — Zwölf Tage darauf kam endlich der Regen an, und dauerte drey Tage lang fort. Hierauf zog der Regenmacher mit einer Menge Weiber singend durch die Stadt, Geschenke für den Regen fordernd.

Der Missionar erzählt auch von mehreren Gefechten, welche wegen Wegtreibung des Viehes zwischen den Bootschuans und Buschmännern statt fanden, und die ersteren waren sehr gegen ihn aufgebracht, als er sie bereden wollte, einige Diebe, die sie gefangen hatten, nicht zu ermorden; sie sagten ihm, er möchte ihnen wohl predigen, müsse aber nicht ihre Gesetze verändern wollen. Einmal wurde über die Hinrichtung eines Buschmanns ein Fest gefeyert, welcher einen Ochsen gestohlen hatte, und ihrem Gesetze gemäß nicht zwey dafür erstatten konnte. — Da einige schwere Gewitter stattfanden, wodurch einige Weiber und mehreres Vieh getödtet worden, so wurde eine Feyerlichkeit veranstaltet, um weiterem Unglück vorzubeugen. Der Regenmacher befahl, daß sich keine Weibsperson aufs Feld wagen solle, indem die Wolken der Medicin (?) bedürften, um keine mehr zu erschlagen. Der König, der Regenmacher nebst einer großen Menge Volkes begaben sich hinaus, wo die Frau lag, stießen mehrere Male ihre Assigais (Wurfspieße) in den Boden, zündeten Feuer an, um die Wolken zu beräuchern, und, nachdem sie die Leiche mit Wasser abgewaschen, gestatteten sie dem Missionar, sie auf ihre gewöhnliche Weise zu begraben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, am 24. December 1820.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen.“

Schiller.

Die Batterie, welche seit beynahe 5 Jahren die Bühne von Berlin beschießt, muß sich dießmal wenden: denn sie ist im Rücken angegriffen, und zwar von Wien aus, von der Leib- und Ehrengarde der Mad. Stich, welche in den lezvergangenen Monaten die Kaiserstadt entzückt hat. Im Oktoberberichte, der durch einen Druckfehler vom September datirt ist, (in Nro. 274.) zog ein Correspondent gegen die angeblich überspannten Lobsprüche los, welche ein Wiener Journal der genannten Berliner Künstlerin gespendet hatte, und wovon ein Auszug in den Löschpapieren neu nachgedruckt worden war. Dieses Wiener Journal, welches weder die Löschpapierne noch der Correspondent der Batterie genannt hatte, war, wie sich nunmehro ergeben hat, die Wiener Zeitschrift für K. L. Theater und Mode, und der (anonyme) feurige Lobredner der Mad. Stich hat nicht nur S. 1192. ff. wegen der Kritik seiner Lobrede auf die Batterie eine antikritische Salve witzigen Traubenhagels gegeben, sondern ihr auch einen weit aussehenden, humoristischen Krieg angedroht. Ein Offizier der Batterie, welcher der Mad. Stich halber zu Wien en mission sich befand, meldete mir das brieflich und sendete mir das Kriegsmanifest aus der Wiener Zeitschrift mit erläuternden Notizen. Da in demselben der Vocativus: „Lieber Kurzer!“ vorkommt, und da auch der Offizier en mission von dem Manifeste so sprach, als ob es gegen den Kurzen gerichtet wäre; so sendete ich die Depesche, ohne den Oktoberbericht nachzuschlagen, an den Kurzen, damit er sich in Vertheidigungsstand setzen möchte. Dieser hat nun den Brief des Offiziers en mission (Spion klingt nicht gut) mit seinen Noten zurückgesendet, wie nachstehend zu lesen ist.

„Wien den 9. December 1820.“

„Unser Kurzer ist laut der gedruckten Beylagen einmal recht kurzsichtig gewesen.“ (Ich?) „Die Kritik der Stich in der Moden-Zeitschrift, die jeder mit den hiesigen Verhältnissen bekannte Leser sogleich für einen feinen Tadel, für eine gewandte Opposition gegen die, zum Theil auf das beliebte Abspenstigmachen berechneten, Lobhudeleyen erkennen mußte, hat er für baare Münze, für eine Huldigungsmedaille von reinem Golde angesehen, und eine schulputzende Kritik genannt. Das heißt blind seyn!“ (Re — blind! Hat denn der Spion den Oktoberbericht nicht gelesen? Die Sache geht mich ja gar nichts an, es ist der Dramaturg, der die Moden-Kritik attaquirt hat, ich hab' sie gar nicht gelesen. Aber nun weiter! will 'mal für den Dramaturgen antworten.) „Der angegriffene anonyme Recensent hätte geschont werden sollen, es ist, im Vertrauen gesagt, der nämliche, der für die Albaneserin mit wahrem Heldenmuthe sich mitten in die Hebenstreitigkeiten gestürzt hat.“ (Was geht das den Dramaturgen an? Der hat keine Albaneserin geschrieben, und wird wohl selbst manche Hebenstreitigkeit dagegen in petto haben.) „Ueberdieß macht ihm die attaquirte Beurtheilung der Stich die größte Ehre, wenn man Wien kennt. Jeder scharfe, kräftige, vollends beißende, überhaupt humoristische Tadel der Schauspieler wird hier vom Censor, Herrn Schreyvogel, ohne weiteres gestrichen.“ (Was? Schreyvogel?

Ist denn der nicht mehr Theatersecretär? Oder censirt dort der Theatersekretär die Theaterkritiken? Das ist 'ne bequeme Einrichtung!) *) „Die Schauspieler würden ihn sonst knebeln, und die Schauspielerinnen ihm die Augen ausreißen.“ (Bah! wegen des Tadels einer Berliner Schauspielerin würden ihn die Wiener Schauspielerinnen wahrhaftig nicht zum Gloster gemacht haben.) „Auf diese Verhältnisse spielt der angefochtene Rec. an, indem er von seinen Hyperbeln sagt: Wer nicht in die Breite und Tiefe bauen kann, der sucht Raum in den Wolken; das scheinbare Mißverhältniß verschwindet, und wird Harmonie bey Entdeckung des Grundes und der Umgebung des luftigen Bauwerks. Lieber Kurzer, wenn du in deiner Grundgestalt ein Schauspieler bist,“ (das wäre mein Fach!) „wie mehrere deiner Collegen seyn sollten, so erkläre dem Dichter das Gleichniß, denn du hast ein Recht dazu, das Infernalische des Theaterwesens“ (gut!) „besser zu verstehen, als er. O du hast gewiß Zangen, um die Schrauben auf dieselbe Weise herauszuziehen, wie sie hineingekommen sind!“ (Zangen? Ganz recht! Kneipzangen. Solche lebendige Schrauben muß man kneipen, dann drehen sie sich von selbst heraus. Muß nur hübsch lang seyn, die Kneipzange, daß die Hand in Sicherheit ist.) „Nur durch die Unbekanntschaft Berlins mit diesen Wiener Dingen ist es zu erklären, daß unsere Berliner Artilleristen hier so fehl geschossen haben.“ (Der nachgedruckte Extract der Wiener Lobrede wird wohl in unsrer Löschpapiernen ganz anders ausgesehen haben, als die satyrische Lobrede selbst. Der Dramaturg hat sie wenigstens nicht allein für Lobhudeley gehalten, s. die Elegante Nro. 242. Sp. 1935.)

In der That schreibt dort ein Berliner also: „Unterhaltung verschaffte uns indeß etwas, das wir gerade entbehrten — Mad. Stich. In der Spenerschen Zeitung finden sich nämlich die Wiener Effekte ihrer mimischen, ja sogar ihrer körperlichen Reize in dem abentheuerlichsten Panegyristen-Ton verkündet und gepriesen, und ihr kritischer Anbeter ließ sich u. a. ungefähr in die Phrase aus: Mad. Stich sey, mit Erlaubniß zu sagen, göttlich!“ Das ganze Uebel scheint also lediglich in dem Umstande seinen Grund zu haben, daß von den Wiener Hyperbeln, deren unsichtbarer Parameter = Schalk war, einzelne Stücke, die wie gerade Linien aussahen, in der Berliner Zeitung abcontrefeyt worden sind. Es sollte mir leid thun, wenn Mad. Stich darüber sich nicht eben so sehr erzürnt hätte, als im Oktoberberichte der Dramaturg. Es kann einer Schauspielerin auf dem Papier kaum etwas Uebleres begegnen, als so colossal überlobt zu werden. Das Entzücken gehört ins Parterre; in kritischen Blättern ehrt nur das motivirte, besonnene Urtheil. — Der Kurze, der so gern Papier, als Worte spart, fährt gleich unter dem Wiener Briefe fort:

„Dem Franz — Jungfrau von Orleans — schöne Figur — rauschender Applaus! Der Herr G. Int. hat also schon wieder für eine neue Favoritsultane“ (des Publikum) „gesorgt. Uebrigens: neu besetztes Neusonntagskind, pommersche Intriguen, Vorlegeschloß und dergleichen.“

Der Dramaturg, durch mein Versehen noch ganz unbekannt mit dem Kriege, in welchen er verwickelt ist, schreibt über Houwalds Leuchtthurm. Er erkennt die Stärke des neuen dramatischen Dichters in der Erfindung poetischer Situationen an, beschuldiget ihn aber, nach den ihm bis jezt bekannt gewordenen Proben, der Schwäche in Erfindung und Handhabung der Fabeln. In Hinsicht des Leuchtthurms kann er recht haben. Wenigstens ist mir, der ich ihn gelesen habe, die Fabel gänzlich wieder entfallen; aber die Situationen sind mir größtentheils im Gedächtnisse geblieben. Der Dramaturg räth ihm an, die Fruchtbarkeit an halbtragischen Kleinigkeiten zu bezähmen, wozu der Theaterbeyfall so leicht verführen könne. Von Dem. Joyeuse, die er in Contessa's Räthsel gesehen, hegt er Hoffnungen.

*) Das ist die Censur überhaupt, und wollte Gott, daß sie nur in Theaterdingen, nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler von Betheiligten ausgeübt würde.

M.

Brief der constitutionell gesinnten Dame.

„Ich gratulire zum goldenen Andenken, Herr Royalist! Jeanne Pauline.“

Wenn Jeanne Pauline in diesem Style fortfährt, wird sie bald die Kurze heißen. Daß sie diesen Brief ohne Nachschrift hat versiegeln können, ist zum Erstaunen.

Müllner.

London. December.

Die Papyrus-Rolle, mit welcher, wie wir erwähnten, Lord Belmore sein Zimmer verzieren lassen will, wurde aus einer Mumie genommen; sie ist ungefähr neun Zoll breit und zwölf Fuß lang; die Hieroglyphenschrift darauf ist so frisch, als wenn sie eben erst geschrieben wäre. Die übrigen Papyri, welche er besizt, sind nicht viel schlechter und werden das jezt in London von Dr. Young und unter dessen Begünstigung eifrig betriebene Studium der Hieroglyphen sehr begünstigen. Lord Belmore und seine muthige Gemahlin reisten zum Theil mit Belzoni. Auch brachte der Lord von dort über hundert Käfer aus Basalt, Verde antique und anderem Gestein, wie auch aus gebranntem Thon, welcher in einigen Exemplaren eine schönere Glasur und Farbe hat, als das beste moderne Porzellan. Diese Käfer, ein vermuthlich für sehr heilig gehaltenes Insekt, findet man unter andern in den egyptischen Gräbern und Mumien-Behältnissen; doch sind sie selten, besonders die, auf welchen sich Hieroglyphen befinden.

Jedes neue Stück des Quarterly Review wird zwar immer begierig theils gelesen theils durchblättert, aber Literaturfreunde werfen die Augen beynahe aus gleich großer Neugier auf die jedesmal demselben vorgesezten Novitäten Murray's, des Verlegers dieser Goldgrube (im Doppelsinn); denn obgleich Murray noch nicht mit dem ungeheuren Capital des großen Hauses Longmann und Comp. wetteifern kann, so ist er doch entschieden deswegen der jezige Fürst unter den brittischen Sosiis, weil jeder Schriftsteller, der mit Trompeten und Pauken in die literarische Welt eintreten möchte, sein Produkt bey ihm anzubringen sucht. Daher es denn Murray nicht nur allen seinen Collegen an Menge neuer Verlagswerke, sondern auch an Bedeutung derselben und an berühmten oder modischen Namen zuvorthut. So hat seine diesmalige Novitätenliste (d. h. ehestens herauszugebende aber noch nicht erschienene Werke) nicht weniger als drey und vierzig Nummern, wovon, zur Bestätigung des Gesagten, hier einige angeführt werden: Lord Byrons historische Tragödie Marino Faleiro, Doge von Venedig; Horace Walpole Graf von Orford Memoiren der lezten neun Regierungsjahre Georg II.; Memoiren des Lord Waldegrave; Burkhardts Reisen in Syrien und auf dem Berge Sinai; Capitän Parrys Reise, um einen N. W. Weg aus dem atlantischen in das stille Meer zu entdecken; Foscolo's Geschichte von Parga; Gifford's (Herausgeb. d. Quart. Rev.) Ausgabe der Schauspiele und Gedichte Shirley's; Leake's Topographie von Athen, mit Kupfern nach Zeichnungen von Cockerell; Religiöser Cultus im Mittelalter; Sheridan's Werke von Moore; Southey's ausführliche Geschichte des lezten Krieges in Spanien und Portugall; Sheridan's Leben von Moore; die persönliche Geschichte Georg III. von Lecker; Lyon's Reise in Nord-Afrika von Tripoli nach Murzuk u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 8.

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. Januar 1821.

Lexicographie.

Deutsch-lateinisches Lexikon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von Friedrich Carl Kraft, drittem Lehrer an der Domschule in Naumburg u. s. f. Erster Theil. A — Jod. Leipzig und Merseburg b. Ernst Klein und Wien bey Carl Schaumburg und Comp. 1820. XVIII. und 1842 S. gr. 8. gespalt.

Nur zwey wesentlich verschiedene Fälle sind denkbar, in welchen ein deutsch-lat. Wörterbuch gebraucht zu werden pflegt: entweder will es derjenige, welcher das Deutsche versteht, zu dessen Uebersetzung in das Lateinische gebrauchen; oder es will derjenige, welcher der lateinischen Sprache mächtig ist, sich desselben bedienen, um das ihm minder geläufige Deutsche zu verstehen. Ueberhaupt, und die Sache in ihrer Allgemeinheit betrachtet, dient jedes m-n'sche Lexikon entweder zum Uebersetzen (aus m in n), oder zum Verstehen (von m). Beyde Zwecke nehmen wesentlich verschiedene Mittel in Anspruch. Dem leztgedachten entspricht die lateinisch vorgetragene Entwickelung der in einem deutschen Worte oder in einer deutschen Redensart enthaltenen Begriffe. Wenn man sich z. B. Adelungs deutsches W. B. auf folgende Weise in's Lateinische übersezt denket: „Das Sechseck, des —es, plur. die —e, Figura aut corpus sex angulos habens u. s. f."; so hat man die Vorstellung eines deutsch-lateinischen W. B., welches für den gelehrten Ausländer diesem Zwecke vollkommen genug thun würde. Dem Deutschen hingegen, welcher eben aus seiner Muttersprache in das Lateinische übersetzen wollte, würde damit schlecht gedient seyn; denn er würde immer nur Umschreibungen oder Beschreibungen statt der Wörter finden: Beschreibungen, die häufig ihn nicht viel weiter bringen würden, als z. B. diese in dem Dict. de la langue françoise par Catel: Sérin, s. m. Petit oiseau dont le chant est fort agréable. Er wird vielmehr Reichthum an lat. Wörtern für ein und dasselbe deutsche, und Erklärung ihrer Unterschiede, sey es nun direct oder durch phraseologische Beyspiele, (also vielmehr Entwickelung der lateinisch gegebenen Begriffe) zum Behuf verständiger Auswahl wünschen müssen.

Beyde eben beschriebenen Zwecke sind, da die ebenfalls berührten Mittel dazu einander nicht ausschließen, an und für sich vereinbar, wenn der Lexicograph beyde Sprachen gleich tief durchdrungen hat. Aber wenn er sie beyde mit gleichem Eifer verfolgen will, braucht er auf jeden Fall einen Raum, welcher die Gränzen eines Schulbuches weit überschreiten würde. Das hat unser V. nicht gewollt, er hat den erstgedachten Zweck, möglichste Brauchbarkeit bey'm Uebersetzen („zur Uebung im Uebersetzen" sagt er in der Vorr. S. III.) vorherrschen lassen, ohne jedoch den zweyten gänzlich aus den Augen zu verlieren. Man sieht in den meisten Fällen, daß er nach beyden Zielpunkten strebte, und, wenn er schon nicht für classisch gebildete Ausländer schrieb, doch bemüht war, die inländische Jugend durch die fremde Sprache tiefer in die Kenntniß ihrer eignen Muttersprache einzuweihen.

Es ist ein doppelter Reichthum, den er hier zur Schau legt: einmal an deutschen Wörtern und Bedeutungen derselben, und dann an echt lateinischen Redensarten. Nach seinem Ausführen S. V. enthält schon dieser erste Theil über 2000 Wörter, die man bey Scheller und Bauer vergebens sucht. Er ist, wie aus der Vergleichung hervorgeht, von dem Grundsatze ausgegangen, weniger die aus der lat. und griech. Sprache genommenen, als die von den neueren, besonders der französischen entlehnten, halb oder ganz germanisirten Wörter in das deutsche Sprachregister einzuschalten; und so hat er das Werk nicht blos für Schulen, sondern auch für Geschäftsmänner, selbst für Diplomatiker, brauchbarer gemacht, als es die genannten Vorgänger sind. Seine lat. Phraseologie ist in quali et quanto vorzüglich, und ihre Stellungen, bald nach etymologischen, bald nach psychologischen (auf Association und Contrast der Begriffe beruhenden) Gesetzen geordnet, erhöhen ihren Werth. An Einem Worte läuft oft eine ganze Kette von Redeformen hin, so daß man stetig von der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung bis in die entferntesten Tropen steigt, und das Wort der Muttersprache nun erst vollkom-

men zu verstehen glaubt, nachdem man gesehen, auf wie viele verschiedene Arten sein Begriff, in der oder jener Verbindung, in der fremden Sprache ausgedrückt oder doch angeregt werden kann. M. vergl. z. B. die Artikel: begreifen, fassen, halten, Gesicht, gut, Herz u. s. f. Er hat fast allenthalben die gemeine wie die feine, die philosophische wie die poetische Sprache in sein Gebiet gezogen, und in dieser Hinsicht das Homogene beyder Idiome meist glücklich zu paaren gewußt.

Daß in einem solchen Werke bisweilen Nieten gezogen werden, versteht sich von selbst, da das ganze Leben voll Nieten steckt. Rec. macht nur auf einige von denen aufmerksam, die er bey einer neuen Auflage am liebsten durch Gewinne ersezt sähe: Denkform, einengen, Afterwitz, geräuschlos, geborgen, (welches freylich als Nachprämie der Nummer bergen gewonnen werden kann; aber wer denkt immer daran, daß dieses Adjectiv ursprünglich ein Particip ist?) gemüthlos, (welches billig auf das, auch nicht ganz erschöpfte, gemüthlich folgen sollte) Balkentreter, Heiligenbild, giftartig, Gaserleuchtung, folgerecht, Frühroth, (was freylich wohl im Morgenroth nachkommen wird) Denkstein, Denkvermögen, Blumensprache, Charade, (das Sylbenräthsel fällt auch nicht gleich jedem bey) Investiturrecht, Amtsfrohn, bahnlos, (vom künftigen unwegsam sehr verschieden) Aufstrich, (b. d. Violine z. B.) anschwemmen, (alluvionem facere) Junggesellenwirthschaft, (etwa res domestica caelibalis) Emanationslehre, Blumenkorb, Aushängeschild, Bischoffsring, —mantel, Elster, (die wenigstens auf Aelster zurückweisen sollte, da dort steht: „gewöhnlich Elster") Anhalt, Hochgebürge, Bienenstich, Hüttenkunde, Abendmalsprobe, Benefizvorstellung, gothischchromatisch und achromatisch, Benedictiner, Gefühlsvermögen, Blumenkrone, —polyp, Aufschwung, Atlanten, (an einem Gebäude) Fesseltanz, (ὕμνος δεσμιος im Vischylos) Alterthumskunde, u. s. w. In Betreff der Phraseologie hätte bey angenehm (zu hören) juvat eine Stelle verdient, Hor. Od. 4. 11. Ovid. Met. 9, 9; bey besorgt seyn: cura me tenet, Ovid. Met. 9, 10; bey Gestalt verändern (vl. periodisch): vices mutare, z. B. Mutat terra vices, Hor. Od. 4, 7; bey heimgehen: remeare. Ovid. Met. 15, 44; bey aufmerksam seyn: aures adhibere. Cic. pro Arch. poet. 3; bey Arm (eines Flusses): meatus. Tacit. Germ. 1. u. s. f. Bey Aufsatz fehlt die allgemeine eigentl. Bedeutung, — des Ofens, des Blasinstruments u. s. f. Bey Jungfernkrankheit ist auf Bleichsucht verwiesen, welches aber fehlt. Kann es aber einen Donnerstrahl geben? Auch in den technischen Bezeichnungen, wo es mehr auf das Wort, als auf seine Erklärung ankommt, finden sich einige Lücken. Bey Endurtheil fehlt die sententia definitiva (etwas ganz anderes, als — ultima); bey Ausflucht die juristische exceptio; bey Bruch die arithmetische Fractio, bey Erniedrigung die theologische inanitio, bey Erhöhung die theol. exaltatio. Bey Beichte mangelt die Ohrenbeichte (auricularis); bey Bekehrung die theol. conversio (μετανοεῖν) Vulg. Ferner bey abfallen von der Religion das eigentliche labi; bey Flaschenzug das aus dem Griechischen entlehnte Wort polyspastus; (Vitruv.) bey Artillerie hätte wohl der (freylich problematische) etymologische Ursprung: ars (arcum) tollendi erwähnt werden mögen, auch ist die Bedeutung des Worts als mathem. Wissenschaft vergessen; (S. jedoch Geschützkunst — ars tormentaria) und es hätte bey res tormentaria Flamianus Strada angezogen besonders aber Cicero's tormentis verberare urbem in der Phraseol. nicht übergangen werden sollen. Cubiczahl, —wurzel, Bluttaufe (Märtyrthum) und Johannisjünger (Zabier) fehlen. Bey Offenbarung würde besser inspiratio stehen, da revelatio nach den Patr. eccles. eigentlich ein Theil von jener ist. Auch mangelt bey Genugthuung die kirchliche obedientia passiva u. s. f.

Schlüßlich macht Rec. noch auf die musterhafte Behandlung der Partikeln (da, daß, durch, eben, doch, aber u. s. f.) aufmerksam, die man sonst gewöhnlich der Grammatik überlassen findet; und zugleich auf den Umstand, daß hinter den meisten Phrasen der Name des Autors als Ehrenwache steht, welches u. a. den großen Vortheil gewährt, daß die Jugend nicht unbewußt mit einem Mönch redet, wo sie mit Cicero und Livius reden könnte. Aber, fragt Rec., wie kommt da Bauer unter die Propheten? Noch möchte man wünschen, daß bey dem lat. Substantiv, wenn eben kein Beywort sein Geschlecht bestimmt, dieses durch die gewöhnliche Abbreviatur angezeigt seyn möchte, gleichwie dies im Deutschen mit der Natur der Zeitwörter geschehen ist. Die geograph. Art. sollen dem zweyten Theile angehängt werden, zu dessen Vollendung Rec. dem Herrn V. Muße und jene Heiterkeit der Seele wünscht, die bey solchen Arbeiten eben so nöthig ist, als sie dabey leicht verloren geht.

Periodische Literatur.

I. Jährliche Mittheilungen, herausgegeben von Friedrich Rochlitz. Zugleich als Fortsetzung des Leipziger Taschenbuchs für Frauenzimmer von 1821. Leipzig b. Cnobloch. 380 S. 8.

Einer der Mitarbeiter (Bührlen) sagt S. 103:

> Sonst sah man große Dichter in Almanachen
> Alljährlich förmliche Besuche machen:
> Jezt schicken sie, weil doch die Leser warten,
> Ihren Namen auf Visitenkarten.

Das ist nur allzuwahr, und wo es nicht wahr ist, da steht es meist noch schlimmer: selbst die Visitenkarten der wenigen echten Dichter fehlen. Das Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer hat daher wohl gethan, daß es, mit Ausziehung des gewöhnlichen Kalenderputzes (ein sorgfältig gear-

beitetes Brustbild des Kurfürsten Moritz von Sachsen ist diesmal sein ganzer Schmuck), den Titel und die äußerliche Gestalt eines Jahrgeschenkes für Männer angenommen hat. Und wenn wir auf die Mehrheit des gemischten Inhalts sehen; so trägt es auch wirklich diesen Charakter.

Die biographische Skizze, Moritz von Sachsen (von Böttiger d. j.), ist mit Geschichtschreibertalent verfaßt; aber die Schreibart ist nicht rein von störenden Sprachflecken. S. 48 stößt man auf den Satz: — „Wirklich schienen die Truppen —; das Verlangen des Kaisers —; die Einverleibung Burgunds —; dies und mehreres andere, von den Ständen zugestanden, nicht geeignet, jene Befürchtungen zu vermindern.“ Es ist freylich erlaubt, wenn man mehrere Subjekte aufzählen will, das vorangehende Zeitwort in die Mehrzahl („schienen“) zu stellen; aber wenn man dieselben später in eine Einzahl sammelt („dies und mehreres“), so wird man das Zeitwort in der Einzahl (schien) wiederholen müssen, welches hier um so nöthiger war, da außerdem, wie figura zeigt, zwey Participialconstructionen („zugestanden, nicht geeignet“) sinnverdunkelnd an einander stießen. „Dies und mehreres andere, von den Ständen zugestanden, schien nicht geeignet“ u. s. f. hätte den Fehler leicht entfernen können. Der Dativ S. 61: „Die Kaiserkrone — an einem bigotten Pedanten zu vergeben,“ mag wohl nur Druckfehler seyn; aber schwerlich kann man folgende Stellen dafür halten: „der schon seiner Lage nach der geborne Gegner des in Spanien und Deutschland, (den) Niederlanden und Italien herrschenden Hauses seyn mußte“ (S. 67); ferner „zwischen dem Kurfürst(en) und Heinrich“ (Ebendas.) und: „Weniger gewissenhaft als Johann Friedrich, der sich vor dem Schmalkaldischen (Bunde) mit Franz I. nur deswegen nicht verbunden hatte.“ (S. 66) Das Zeitwort verbunden konnte nicht berechtigen, das Hauptwort Bund auszulassen, und das im vorhergehenden Satze vorkommende Hauptwort Verbindung eben so wenig. Dies wird hinreichen, den genannten jungen Gelehrten zur Sorgfalt für die Ausbildung seines Styles einzuladen.

Das Leben im Geist und in der Wahrheit von Heinroth, „aus dem Gebiete der Seelengesundheitskunde,“ ist eine ernste, philosophisch-religiöse, zum Theil biblische Abhandlung, welche mit ungemeiner Klarheit den Unterschied zwischen dem Weltleben und dem Leben in der Welt entwickelt, und das „Leben im Geist und in der Wahrheit,“ welches mystische Schwärmer gern als eine brünstig-liebende Versenkung des eignen Wesens in Gottes Wesen darstellen, mit entschiedenem Glück auf deutliche Begriffe der Seelenlehre zurückführt. Wer das Weltleben lebt, der empfindet das Leben nur als Leiden, oder als Reiz. Hier ist keine Ruhe, keine Aussicht auf Ruhe, kein Gleichgewicht der innern Potenzen, keine volle Gesundheit der Seele denkbar. Eine Willenskraft, stark gegen die selbstsüchtigen Triebe, und in reiner Abhängigkeit von den Geboten der Vernunft, mithin die höchste moralische Freyheit, nicht blos als Fähigkeit, sondern als wirklicher Besitz gedacht, erhebt den Menschen zur irdischen Seligkeit, vergöttlichet ihn, giebt ihm das Gefühl seiner geistigen Emanation aus dem Wesen Gottes, und erfüllt ihn mit Liebe für den ewigen Urquell seiner unsterblichen Seele. So haben wir die Ansicht aufgefaßt, welche der V. zum Theil in schönen und stets lichtvollen Bildern ausspricht. Er vergleicht S. 145 das leidige Selbst, welches das Leben auszehrt, und den Menschen hindert, die Gegenwart Gottes zu erblicken, mit einem dunklen Körper, der den leuchtenden und erwärmenden Strahl der Sonne von ihm abhält. „Sobald dieses Licht-verdunkelnde Selbst uns nicht mehr im Wege steht, steht Gott vor uns als heitre Lebenssonne, die den Tag, die den Frühling, die unverwelkliches Leben bringt. Weit entfernt, daß Gott dann noch ein Gegenstand des Zweifels, oder auch nur der grübelnden Forschung für uns wäre, ist er wie das Licht, wie die Luft, ein Gegenstand unmittelbarer Wahrnehmung, nicht für den Sinn, nicht für den Verstand, aber für die tiefste Quelle unserer Empfindung, für unser innerstes Leben: für das Herz.“ Diese wenigen Worte wiegen leicht das in diesen Blättern mehrmals erwähnte, dicke Buch des Herrn Prof. Clodius über Gott auf. Das innere Auge des Weltmenschen hat den grauen Staar, und nur des Willens feste Hand kann ihn operiren, kann den dunklen Körper aus dem Auge ziehen oder wenigstens vor dem Augapfel niederdrücken. S. 135 vergleicht der V. den Willen mit der ausübenden Gewalt im Staate, welche der gesetzgebenden (der Vernunft des Staates) dienen soll. Das Bild (zu welchem noch ein drittes Glied gehört: der Verstand als richterliche Behörde für die einzeln gegebenen Fälle) ist nicht neu; es ist häufig selbst in der Rechtswissenschaft gebraucht worden:*) aber es thut darum nicht minder gute Dienste, um den einzigen Weg anzudeuten, der zum wahren Seelenfrieden führt.

Die Reflexionen, von Bührlen, sind nicht minder ernsthafter, doch aphoristischer Natur, und senden blos einzelne Lichtstrahlen in das Dunkel unseres inneren und äusseren Lebens. Blitze (des Genies) fanden wir nicht darunter, wohl aber Blicke eines hellen, von geläutertem Gemüth unterstützten Verstandes.

Die Freunde, ein Schauspiel in einem Akt, von Rochlitz, haben wir mit Vergnügen gelesen. Zwey wahre Freunde sind im Begriff, um Eine und dieselbe Geliebte zu

*) Ich hab' es selbst einmal, in der Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 87. S. 103. gebraucht, und, wenn ich nicht irre, früher in Zacharia's Gesetzgebungswissenschaft gelesen.

M.

werben. Adolph, für den Emilie nicht ohne Vorneigung zu seyn scheint, und welchem Ludwig den Vortritt in der Bewerbung einräumt, hat die Tugendstärke, seine Hoffnung zu opfern, und für den Freund zu werben. Emilie lernt den edlen Bewegungsgrund seiner Handlung kennen, und, obschon selbst edel genug, ihn vollkommen zu schätzen, bestimmt sie derselbe dennoch, dem minder tugendstarken Ludwig ihre Hand zu reichen. Sie thut recht! Die Liebe, die das Weib sucht, wird durch die Fähigkeit, sich selbst einer andern Liebe (zum Freunde) aufzuopfern, schlecht empfohlen, wenn der Entsagende nicht an dem Opfer zu Grunde geht. Die Wahrheit dieser Grundmoral des kleinen Stücks macht, daß der ihr entsprechende Ausgang dem Geiste wie dem Gemüthe Befriedigung gewährt. Weniger dem Kunstsinne: denn die Ausführung ist zart und psychologisch gründlich; aber eben darum nicht drastisch-dramatisch, obschon die Führung des Dialogs dramatisches Talent beweist. Daß der V. den Humor besizt, welcher jenem Mangel hätte abhelfen können, zeigt die „Vorrede ohne Buch," S. 223. Der Stoff hätte sich zum (fein komischen) Lustspiele besser, als zum Schauspiele geeignet.

Minder bedeutend sind die beyden Aufsätze von Jacobs. Die Erzählungen von Fouqué und Miltitz haben wir als Almanachswaare erfunden. In jener ist uns die Spaßigkeit der beyden Maler abschmeckend, und der Tod des Liebenden feudalistisch vorgekommen. Der Erzähler scheint ihn aus purem Respect vor der Legitimität sterben zu lassen.

II. Nordischer Musenalmanach für 1821. Poetische Blumenlese, herausgegeben von Winfried. Hamburg i. d. Herold'schen Buchhandlung. 170 S. kl. 8.

Ist das Manier für einen Almanach? Manier, so mager und schlicht in eine so feiste und neujahrfestlich angepuzte Gesellschaft zu treten, wie die jetzigen Mode-Taschenbücher ausmachen? Nicht mehr als 170 Seiten, klein Oktav und weitläuftiger Druck! Also nicht halb so viel, als dieses Taschenbuch im J. 1819 hatte (das von 1820 haben wir nicht gesehen). So ein magrer Almanach gleicht dem dürren Rekruten, zu welchem Falstaff sagt: „der Feind kann eben so gut nach der Schneide eines Barbiermessers schießen, als nach dir." Die Kritik weiß gar nicht, wie sie einen so dünnleibigen Feind treffen soll. Und was für eine Uniform! Nicht nur schlicht, nein, beynahe roh tritt dieser Almanach unter die gepuzten und überpuzten Toiletten-Gardisten. Nicht einmal ein farbiger, geschweige denn ein goldener Schnitt; nicht einmal (wie doch i. J. 1819 noch der Fall war) ein gedruckter Umschlag; nichts als weißes Papier, broschirt und in einen Viertelsbogen röthlich-grauen Zuckerdütenpapiers gewickelt! Wer kann das einer Dame zum Christgeschenk machen? wer damit eine ästhetische Jungfrau zum neuen Jahr etrenniren? Mit solch einem Taschenbuche, wenn man es einmal gekauft hat, ist nichts anzufangen, als daß man es lese, und dazu können wir es zum Glück allen denen empfehlen, deren Geschmack nicht durch die Moderagouts verderbt, und nicht allen Gesängen in deutsch-classischer Weise abhold gemacht worden ist. Im ganzen Büchlein ist keine einzige Liebesgeschichte, ja überhaupt nicht einmal eine Erzählung im Sinne der Almanachs-Aesthetik; kein mittelalter Ritter, keine spukende Ahnfrau, keine Schauerromanze, kein spanisch-deutsches Gedicht — mit Einem Worte, nichts, was die Taschenbücher zu Zierden der Taschenliteratur macht. Und doch sind der Mitarbeiter nicht blos (wie am Beckerischen Vergnügen) 35, sondern 44, unter welchen aber Fouqué der einzige beliebte und gefeierte Modedichter ist. Ja in dem Gedicht auf den verewigten Kanarienvogel Sisi, welches dieser Dichter S. 151 beygetragen hat, kömmt auch nur ein einziger Modefehler vor:

Einst wohl begrüßt (ßest) du wieder mich.

In allen übrigen, wovon Lindenhaus, Diagores, Prätzels Nänie, Schmidt's v. Lübek gleiche Loose, Göckingk's dumme Schöne, Winfrieds Damon und Edone und Bartels Simonides uns im Gedächtnisse geblieben sind, ist, mit Ausnahme von dem Bedenklichen: „ein ewiges Verein finden" S. 37, keine von allen den Sprachunformen und Versmißgeburten anzutreffen, worinnen die beliebten Modedichter jezt einander zu überbieten pflegen. Das fließt alles so klar und allgemein verständlich dahin, als ob die Sänger ihr Deutsch aus Wieland, Gellert, Uz, Kleist, Bürger, Hölty und dergleichen deutschen Dichtern gelernt hätten. Das schlägt allenthalben rein und rhythmisch an die Saiten der Empfindung an, und wenn schon eben nichts geeignet seyn möchte, poetisch überreizte Nerven in Ent- oder Verzückung zu versetzen; so haben wir doch auch nichts gefunden, was in uns nicht im Ganzen das behagliche Gefühl des Wohlgefallens erweckt hätte.

Die Distichen von Giltermann S. 147 ff. haben uns durch eine Zufälligkeit vergnügt. Drey davon nämlich enthalten den ganzen Inhalt der in Nro. I. befindlichen, oben extrahirten Abhandlung von Heinroth gleichsam in nuce. Hier sind sie.

9) Wende dich, Mensch, wohin du nur willst, um Ruhe zu finden;
Wahre Ruhe, fürwahr, findet das Herz nur in Gott.
10) Reden läßt sich von Gott mit gelehrten und tönenden Worten;
Aber der Glaub' an Gott ruht in der innersten Brust.
11) Unabhängig und frey ist nur der Wille des Menschen;
Sonst beherrscht das Geschick ihn, und der Zwang der Natur.

Da die Mitarbeiter der Kritik so wenig Fläche zum Schuß und so wenig Flecken zum Abkommen (Zielen) dargeboten haben; so hält sie sich billig an den Herausgeber, und nimmt es mit diesem übergenau. Sein idyllisches Gedicht Damon und Edone S. 103 ist höchst anmuthig in der Form, die kleine Handlung wohl geleitet; aber die Katastrophe nicht tadelfrey herbeygeführt. Damon, der schüchtern Liebende, sieht die liebekalte Edone schlummern. Er, der nie gewagt hat, seine Liebe zu zeigen, geschweige denn auszusprechen, betet (schön und melodisch) zu dem Gott des Traumes, sein Dolmetscher zu werden. Er wird erhört, im Traume sieht Edone seine Sehnsucht, fühlt ihn in ihren Armen und ihr Herz wird von Mitleid bewegt. Jezt schleicht eine Natter nach ihrem Fuße, der Jüngling tödtet sie, und die Erwachte sinkt in seine Arme. Wozu die Natter? Wozu ein Theaterstreich des Erweckens? Wozu eine Rettung, die allein hingereicht hätte, dem Jüngling ihr Herz zu öffnen? die daher die Hauptsache (den Traum) fast überley macht, und die den Traumgott wenigstens um die Hälfte seines Ruhmes bringt. Wie viel Liebliches hätte da statt der garstigen Natter gemalt werden können! Das Erwachen, mit einem leisen Seufzer des Namens Damon; des Jünglings freudiger Schauer; der Jungfrau Erröthen bey'm Anblick des im Traum Umarmten; seine sehnsuchtsvolle Antwort auf den Namenseufzer, und nun das Zusammenflackern der langverhaltnen und der neu entzündeten Flamme. Wir bitten uns das von dem Dichter im nächsten Almanach aus.

Nro. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Januar 1821.

Wer will zuhorchen einer schönen Mähr,
Einfältiglich, doch lieb und wunderbar,
So wie die gute alte Zeit? —
Der folge mir!
Um manch ein grau Jahrhundert gehts zurück. —
De la Motte Fouqué.

Tristan von Leon.

(Das Taschenbuch für Damen von 1821 enthält ein Bruchstück des alten deutschen Ritterromans Tristran, dessen Verfasser der berühmte Meister Gottfried von Straßburg ist, der in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts schrieb. Besagtes Bruchstück: „Tristan's Tod" ward uns von Conz mit eben so viel Innigkeit und Einfalt, als richtigem Geschmack „nacherzählt." Ohne durch die Unverständlichkeit des Textes gefoltert zu werden, sezt es den Leser in den Stand, das Charakteristische des Zeitalters und der Erzählung zu empfinden. Da uns der werthe Mann bis jezt keine Hoffnung macht, die Verdeutschung dieses ganzen Gedichtes zu übernehmen, so dürfen wir wagen unsere Leser mit einem andern Bruchstück: „Tristans Geschichte bis zu seiner Heyrath mit Isotten mit den schönen Händen" zu unterhalten. Wir erzählen einer alten französischen Uebersezung des provenzalischen Gedichtes nach, welches leztere wahrscheinlich auch dem alten Straßburger Sänger zum Leitfaden diente. Unser Text besagt, daß sein Original im zwölften Jahrhundert gedichtet worden sey, aber einen noch ältern, lateinischen Sänger zum Vorbild gehabt habe. Dieser lezte Umstand möchte vielleicht Männer, die an den Quellen der alten Literatur schöpfen, bewegen, auf Spuren dieses lateinischen Ur-Tristan [denn so nennt ihn der provenzalische Text] aufmerksam zu seyn.)

Meliadus, König von Leon (die westliche Gegend Frankreichs, die später Armorien hieß, und uns nun unter den Namen Niederbretagne, wo St. Paul de Leon liegt, bekannt ist), war in gerader Geschlechtsfolge ein Neffe Joseph von Arimathia, durch dessen Bruder Bran, der zwölf Söhne hinterließ. Joseph kam nämlich zu seiner Zeit nach Gallien, brachte den heilgen Graal, das ist der Kelch, aus dem der Herr das Abendmahl ertheilte, mit sich, und sezte seinen Bruder und dessen Nachkommen zu dessen Wächtern ein. Meliadus Gemahlin war Isabelle, die Tochter Felix, Königs von Cornwall, dessen Sohn Marke ihm bald nachher auf den Thron folgte. Da wir mit dieser Genealogie nothdürftig im Reinen sind, wenden wir uns zu Isabelle, welche schwanger ist, und erzählen, daß eine benachbarte Fee für Meliadus in Liebe entbrannte; sie lockt ihn durch Hexenkünste auf eine Jagd und entführt ihn; verzweifelnd über den Verlust ihres Gatten, macht sich Isabelle mit einem Hoffräulein und ihrem Stallmeister, Gouvernail, auf den Weg, ihn zu suchen. In einer Nacht, welche sie in einem dichten Walde zubringt, wird sie von Schmerzen überfallen und nach langem Leiden giebt sie einem schönen Knaben das Leben. Da sie ihre Kräfte erlöschen und den Tod sich nahen fühlt, läßt sie sich ihren Sohn reichen, schließt ihn in ihre Arme, benezt ihn mit ihren Thränen und spricht: „Sehr verlangte mich nach dir, o mein Sohn, und nun sehe ich in dir das schönste Kind, dessen je eine Mutter genesen. Mir aber frommt deine Schönheit nicht, denn ich sterbe an den Schmerzen, die deine Geburt mir machte. Traurig kam ich daher, traurig gebar ich dich, traurig habe ich dich im Leben begrüßt, traurig ist das erste Fest, so

ich dir gebe, und traurig sterbe ich wegen dir. Da du nun in lauter Trauer geboren warst, soll dein Name auch Trauriger (Tristan) heißen." Nachdem sie das gesagt hatte, küßte sie ihn, und so wie sie ihn geküßt hatte, verschied sie.

Gouvernail und das Fräulein, voll Betrübniß über den Tod ihrer Fürstin, nahmen sich des schönen Kindes Tristan an, waren aber sehr in Verlegenheit, ihn zu nähren, als ihnen der Zaubrer Merlin erschien. Dieser bricht den Zauber, der Meliadus fesselte, und befiehlt dem treuen Gouvernail, für den jungen Tristan, als einen der drey, künftighin berühmtesten, Ritter der Tafelrunde zu sorgen.

Meliadus erzieht Tristan mit Sorgfalt, und Gouvernail seinem, dem Zauberer gegebenen Versprechen getreu, übt ihn in den Waffen, und pflanzt heiße Liebe für die Tugend in sein Herz.

Tristan war sieben Jahr alt, als sein Vater des Wittwerstandes müde ward, und die Tochter König Huels von Bretagne heyrathete; sie war sehr schön und angenehm, aber listig und boshaft. Bald faßte Meliadus große Liebe zu ihr und sie gab ihm einen Sohn, der diese Königin gar bald für den armen Tristan zu einer sehr schlimmen Stiefmutter macht. Sie will ihn vergiften, allein der Becher, welcher dazu bestimmt war, wird von ihrem eignen Sohn geleert, und zieht diesem den Tod zu. Zum zweyten Mal sucht sie ihr Verbrechen zu vollstrecken, allein Meliadus, der gegenwärtig ist, ergreift den Becher, erkennt, daß Gift darin ist, versammelt seine Barone, und verurtheilt die Königin auf ihren Rath, zum Feuertode. Da wirft sich ihm Tristan zu Füßen und erbittet eine Gabe — sie wird ihm gewährt, und er fordert die Begnadigung seiner Feindin. Meliadus, der durch den eben abgelegten Eid gebunden ist, schenkt der Königin das Leben, will aber fortan keine Gemeinschaft mit ihr pflegen.

In eben dieser Zeit prophezeiht ein wahrsagender Zwerg dem König Marke von Cornwall, Tristans Oheim, daß er von Tristan solle gehöhnet werden und durch ihn in bitteres Unglück gerathen. In Zorn entbrannt über diese Aussicht, schwört der König Tristans Verderben; einige Ritter seines Hofs ziehen wohlgewaffnet aus und legen sich in einem Wald in Hinterhalt, in welchem Meliadus mit Tristan zu jagen pflegte. Sie ermorden Meliadus, den sie entwaffnet finden, der treue weise Gouvernail weiß aber Tristan ihren Streichen zu entziehen; da die böse Königin nun Leon allein beherrschte, und der verwaiste Tristan alles von ihrem Haß zu fürchten hatte, entführt ihn Gouvernail und rettet ihn an des großen Pharamunds Hof. Hier erlernt nun Tristan mancherley Wissenschaft, ja selbst das Brett- und das Schachspiel, er wird auch der schönste und kräftigste Edelknabe seines Alters. Belinde, Pharamunds Tochter, konnte ihn nicht sehen, ohne ihn zu lieben, und von Leidenschaft überwältigt, legt sie ihm das Geständniß ihrer Liebe ab. Tristan ist sehr bewegt, sehr gerührt, sehr versucht — allein Gouvernail versichert ihn, daß ihm die Ehre verbiete, das Haus eines großen Königs, der ihn an seinem Hofe aufnahm, zu beleidigen und zu höhnen; von ihrer Liebe bethört, erspäht Belinde Tristan in einem einsamen Gebüsch und wirft sich in seine Arme. Der sittsame, strenge Tristan weist sie zurück, einige Höflinge kommen dazu, und Belinde ist boshaft genug, durch Geschrey und Klagen die Schuld des Ueberfalls auf Tristan zu werfen. Man führt ihn vor Pharamund, der aber, seiner Tochter Strafbarkeit in ihren Augen lesend, um sie zu prüfen, ihr ein Schwert giebt, mit dem Befehl ihren Beleidiger zu tödten. Belinde sinkt verzweiflungsvoll ihrem Vater zu Füßen, und fleht ihn an, mit eben diesem Schwert ihr unseliges Herz, das sie dem schönen Tristan geschenkt und das er verschmäht hat, zu durchbohren. Pharamund hebt seine Tochter vom Boden auf, umarmt, tröstet sie, lobt und bewundert den schönen Tristan, kann ihn aber, da sein Stand nicht bekannt ist, nicht zum Schwiegersohn wählen; er verbannt ihn deßhalb von seinem Hofe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Verhältnisse der Elastizität, der Centrifugalkraft und der Muskularkraft.

Die Menge der elastischen Theile nimmt zu von oben nach unten, und von vorn nach hinten, wie man z. B. besonders deutlich an den Schwänzen der Fische bemerken kann; dagegen die Erfordernisse der Centrifugalkraft von unten nach oben und von hinten nach vorne zunehmen; vermöge der größern Schwere, der größern Entfernung vom äußern Stützpunkt, und der größern Beweglichkeit der Theile, welche nach oben hin zunimmt.

Bey den Thieren, die die raschesten und kräftigsten Bewegungen ausführen, besteht der untere Theil der Gliedmaßen beynahe blos aus elastischen Theilen, Knochen, Flechsen, Knorpeln, Hufen u. s. w., während nach oben hin sich die schweren starken Muskeln befinden; so muß bey einigen z. B. beym Hirsch, sogar die verhältnißmäßig unförmliche Größe und Schwere des Rumpfes, durch den Druck auf die dünnen, aus lauter elastischen Theilen bestehenden Beine, die Elastizität derselben erregen, und die Kraft und Schnelligkeit der Bewegungen vermehren.

So leisten diese Theile in Hinsicht auf den Rumpf dieselben Dienste, die das gespannte Seil dem Seiltänzer leistet.

Die Lage der Muskeln an den Extremitäten, die Verhältnisse der Entfernung ihrer Insertionspunkte von dem Stützpunkt des Knochens im Gelenk und vom Ende des Gliedes, stimmt genau mit den Gesetzen des Hebels überein, der fixe Punkt mag nun oben oder unten angenommen werden. Bey einem Menschen, der sich zum Sprunge anstellt, was immer durch eine Beugung der Glieder und ein Senken des Rumpfes, also ein Spannen der oben angeführten elastischen Theile geschieht; wird diese Spannung bewirkt durch folgende Hauptkräfte:

1) Die Wirkung der Muskelkraft, zusammengesezt aus der Kontraktion der Beugemuskeln und dem Widerstand der Streckmuskeln. Denn daß dieser Widerstand die Kontraktion der elastischen Theile sehr vermehren muß, ist leicht einzusehen; die Aktion eines Muskels muß immer die Reaktion seines Antagonisten hervorrufen.

2) Die Schwere der obern Theile.

3) Die Kraft der zunehmenden Schnelligkeit, und die Centrifugalkraft, welche bey der sich senkenden Bewegung der genannten Theile erzeugt wird, und welche diese Theile noch mehr herabzieht als es die Beugemuskeln allein thun könnten.

4) Endlich der Widerstand des äußern Stützpunkts, welcher der Schwere der obern Theile das Gleichgewicht hält, und den fixen Punkt der Muskeln bedingt.

In dieser Stellung sind auf der einen Seite die Streckmuskeln und ihre Sehnen stark gespannt, und überhaupt alle elastischen Theile in der größten Spannung und Kompression; dagegen sind die Beugemuskeln, wenn das Glied einmal gebeugt ist, ganz schlaff und unfähig, den geringsten Widerstand zu leisten; es ist also klar, daß sie den entgegen wirkenden Kräften nicht das Gleichgewicht halten können, und daß, sobald die Streckmuskeln den Impuls geben, durch eine stärkere Kontraktion, die komprimirten und gebogenen Theile sich wieder aufrichten und ausdehnen müssen, und zwar mit einer Kraft, die durch die Elastizität dieser Theile unendlich vermehrt wird, und um so mehr, je größer die vorhergehende Beugung und Kompression war. Der Widerstand der Schwere wird durch die, vermöge der Schnelligkeit der Ausdehnung der Theile bedingte, aufsteigende Centrifugalkraft überwunden, und diese nimmt wegen der zunehmenden Schwere der Theile, mit ihrer größeren Entfernung vom Stützpunkt, nach oben immer zu.

Nehmen wir die Kraft der Beugemuskeln gleich: 1. an; so ist der Widerstand der Streckmuskeln ebenfalls gleich: 1. zu setzen; also die Summe der Muskelthätigkeit gleich: 2. Die Wirkung der Schwere und der zunehmenden Schnelligkeit in der Bewegung der Theile sey ebenfalls gleich: 1. Und endlich der Widerstand des äußern Stützpunktes auch gleich: 1. So ist also die Kraft, womit sich die elastischen Theile wieder ausdehnen und aufrichten werden, (da sie im Verhältniß mit der komprimirenden Kraft steht), gleich: 4. Und also beträgt die Wirkung der Streckmuskeln nur den vierten Theil der ganzen Kraft; während Dreyviertel andern Kräften zuzuschreiben sind. Und dennoch sind diese bisher gar nicht beachtet worden.

Die größere Masse elastischer Theile in den Knochen, den Gelenken und den Streckmuskeln, die Zunahme derselben nach unten zu, die Stellung der Muskeln um den Knochen, die Richtung ihrer Kraft, die Wirkung der Schwere und der zunehmenden Schnelligkeit, der Widerstand des äußern Stützpunkts, die Schnelligkeit der ausstreckenden Bewegungen, welche mit der Schwäche der Streckmuskeln in Verhältniß zu den Beugemuskeln, sich nicht reimen liesse, wenn jene die Ausstreckung allein bewirkten, alle diese Umstände beweisen den Antheil, den die Elastizität bey unsern Bewegungen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. d. 4. Jannar.

Zur gemeinschaftlichen Uebung und Ausübung des Gesanges, bildete sich hier vor drey Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumental-Musik nur eine Uebersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eignen Natur, wenn sie der Muse der Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bey unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers, den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von seiner Würde verliere, beschränkt die Zuhörer bey seinen Darstellungen auf seinen eignen, an Uebung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten gibt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. Dezember, bey einer Aufforderung, welche verstanden zu haben das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst in den Menschen gelegt. — Mozarts, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und auch alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so fürbar, als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersezt, indem man den Gesang, den die immer [illegible] Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß. Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: Die Anwesenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte.

Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Klavierkonzert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbey zeigte der Cäcilien-Verein, durch Aufführung einer Cantate, warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leistungen des Hrn. Mozart, seine Tondichtungen sowol als sein Spiel, befriedigten in hohem Grade, und gewöhnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Die Erntezeit der Tonkünstler – der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwey andere Konzerte. Das eine gab Hr. de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Klarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester, zum Vortheile des Theater-Pensions-Fonds gegeben. An lezterem tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre, des wohlthätigen Zweckes wegen, erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubniß um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte; denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten, Musik-Sachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinnst.

Einige Privat-Bühnen wollten, den Winter durch, die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizey den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu sehr Wort gehalten; oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunft-Rechte geltend gemacht – das habe ich nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern, ein großes Lärm-Stück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiederte als besaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffne blieb aber unzerschmettert, und berief sich kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akustischen Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen seyn. Die Theater-Direktion hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, so bald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen, von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze – ihr Herz war leer, und das Haus ward voll. . . Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwey andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Drama's zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem, bald gräulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweyte neue Stück war, Voltaires Zaire, nach der Uebersetzung von Peuzer. Es hat seinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? So lange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhaus-Gewächsen der Uebersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Goethes Egmont und Götz sind nie über unsere Bühne gegangen – nie! und sind uns so fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forster sie in's Vaterland verpflanzt.

(Der Beschluß folgt.)

London, Dezember.

(Fortsetzung.)

Seit dem Tode des großen Caricaturisten Gillray hat sich in England Niemand in diesem Fache hervorgethan als etwa Cruick Shanks, ob er gleich gar weit hinter jenem zurückbleibt, und seine Talente meistens an die grellsten und gröbsten Radical-Pasquille wegwirft. Nun aber ist ein Competent erschienen, der offenbar Gillray's Werke fleißig studiert hat. Sein Probestück stellt den Guckkasten eines Savoyarden vor, welcher die berüchtigten Abentheuer einer gewissen vornehmen Dame sehen läßt. Sie reitet da auch selbst auf einem Schafbock, welcher Bergami's Gesicht hat. Dieser Ritt bezieht sich auf ein gar sonderbares Herkommen zu Torre in Devonshire, wovon der Englische Zuschauer Nro. 614. das Mehrere besagt. Die erlauchte Ritterin befindet sich mitten im Hause der Lords, wo vorigen Sommer ihr Prozeß verhandelt wurde, und man sieht ziemlich ähnliche Portraits von mehreren ihrer Anhänger, welche auch dem deutschen Publikum hinlänglich bekannt sind. Um die Caricatur ganz zu verstehen, muß man die scandalöse Chronik der berühmtesten Oppositionisten und dieser Dame kennen. Die Composition des Bildes berechtigt zu Erwartungen von diesem Künstler, der sich nicht genannt hat, vielleicht weil er es nicht wagen mochte, mit den Radicalen anzubinden, deren triftige Argumente ihm bald das Handwerk legen würden. – Aus der ersten Oppositionszeitung Morning Chronicle vom 20. Dez. sieht man, daß die darin das große Wort führende Parthey auf die Stiftung einer Literatur-Societät unter Königlichen Auspicien eifersüchtig ist und fürchtet, die Gelehrten des Brittischen Reichs dürften dadurch verleitet werden, Ultra's, oder dem Könige zu sehr ergeben zu werden; es wird daher gerathen, eine Antiliteratur-Societät zu begründen, in welcher man nicht nach der „loyalty" der Mitglieder fragen möge.

Die Präsidentschaft Bombay hat beschlossen die Insel Kenn oder Kaeese im Persischen Meerbusen zu einem Waffenplatze und einer Waarenniederlage zu machen. Es ist etwa vier engl. Meilen lang und zwey breit. Bey Arrian heißt es Kataca.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriph.

Ein bekannter Gott bin ich
Aus dem grauen Heidenthum;
Kehrest du mich aber um,
So bin ich ein Landesstrich.
Kaum noch nennt die Charte meinen Namen,
Doch zwey Erdentheile knüpfe ich zusammen.

Auflösung der Charade in Nro. 18.

Windbeutel.

Nro. 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Januar 1821.

Mich der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn.

Westöstlicher Divan.

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

Alexander Scott von Liverpool segelte im Oktober 1810 mit dem Kauffahrthey-Schiffe Montezuma, Capitain Knubley, im sechzehnten Jahr seines Alters als Lehrjunge aus jenem Hafen. Das Schiff war nach Brasilien bestimmt, wurde aber am 23. Nov. des Morgens um drey Uhr an der afrikanischen Küste, irgendwo zwischen den Vorgebirgen Noon und Bojador zertrümmert. Scott mit der übrigen Mannschaft fiel in die Hände des Araberstammes Toborlet, welcher ungefähr acht oder neun Stunden von dem Ort, wo sie sich ans Land retteten, im Thale Gerrohah seine Zelte aufgeschlagen hatte. Es mochten derselben wohl an hundert seyn, deren jedes von sieben bis acht Personen beyderley Geschlechts, von dunkler Farbe aber stark und schlank gebildet, bewohnt war. Die Zelte waren niedrig und aus einem groben, von den Arabern aus Kameel- und Ziegenhaaren und Wolle verfertigten Matten ähnlichen Stoff verfertigt. Scott blieb ungefähr drey Wochen in diesen und einigen andern zwey Meilen (überall engl.) weiter liegenden Zelten, während welcher Zeit er auf Fellen schlief und einen dicken Brey von Gerstenmehl zu essen erhielt. Er hatte bemerkt, daß die Araber zwey von den Schiffen gerettete Schweine getödtet, aber deren Fleisch entweder am Seeufer liegen gelassen, oder ins Meer geworfen hatten. Sie fingen jezt an ihre Zelte abzubrechen, und verkauften ihn einem alten Manne, Namens Sifi El Hartoni, welcher drey Kameele bey sich hatte und ihn mit sich wegführte. Noch am Abend desselben Tages begegneten sie einem andern Araber, welcher die übrige Mannschaft, mit Ausnahme des Hauptmanns, eines Passagiers und zweyer Matrosen gekauft hatte. Am folgenden Morgen kamen sie zur Stelle, wo das Schiff gescheitert war, und wo sie drey Tage lang blieben. Alsdann wandten sie sich gegen Süden, und nach einer zweytägigen Reise begegnete er einem andern Schiffsjungen, einem Portugiesen, im Besitze eines andern Stammes, mit dem er zu entfliehen suchte; sie wurden aber bald wieder eingeholt, tüchtig abgeprügelt, und sogleich für immer getrennt. Antonio's Herr führte denselben gegen S.O., und Scott mit dem seinigen zogen, so genau als er schließen konnte, funfzehn Tage lang gerade nach Süden, während welcher Reise sie die See fast immer im Gesichte behielten. Sie dauerte noch funfzehn länger, und sie mochten ungefähr funfzehn Meilen des Tages zurücklegen; jede Nacht ruheten sie in den Zelten irgend einer Horde aus, und wurden allenthalben gastfreundlich aufgenommen. — Das Land, durch welches sie kamen, bestand meistens aus einem weichen Sand. Ein Theil der Straße führte durch ein Thal Wad Seyghi genannt, welches ein Salzfluß durchströmte, und das ein Gebüsch enthielt, worin Scott Bäume antraf, welche den Tannen glichen, und andere, die seiner Beschreibung nach den Akazien gleich kommen. Auch bemerkte er ein Thier,

wahrscheinlich einen Büffel, welches von den Arabern Rowy-and genannt, und gegessen wird. Am Ende der siebzehnten Tagreise kamen sie zu einer Gegend El Gbibla genannt, wo sie ein Lager von dreyunddreyßig Zelten fanden. Hier blieben sie mehrere Monate lang. Ihr Lagerplatz war der höchste in dem Bezirk, dessen Boden meistens felsig war; er mochte ungefähr 200 M. südlich von dem Orte seyn, wo er dem Sifell Hartoni verkauft wurde, und an zwanzig M. vom Meere, dessen Gebrülle er bey stürmischem Wetter vernehmen konnte. (?) — In dieser Gegend sah Scott eine Menge wilden Geflügels, zuweilen Füchse, Wölfe, Rehe, oder Thiere wie Rehe, von schwarzrother Farbe, weissem Bauche, schwarzen spitzzulaufenden, vorwärts gebogenen Hörnern, mit vorspringenden Augen, großen, schwarzen Augen. Eine Gattung dieser Thiere hatten gerade Hörner: — man nennte sie El Mochám. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Tristan von Leon.

(Fortsetzung.)

Gouvernail beschließt, Tristan zu seinem Oheim, den König von Cornwall, mit welchem er eine Aussöhnung bewirkt hatte, zu führen. Allein die unglückliche Belinde kann seine Abreise nicht ertragen, sie bemächtigt sich desselben Schwertes, mit welchem ihr Vater sie gegen Tristan bewaffnete, um ihr Leben zu beenden; vorher schreibt sie aber Tristan folgenden Brief: „Freund Tristan innig und „ohne Arg geliebt, — Gott möge dich behüten! Muth „möge in dir sich mehren, und Güte dir zur Seite stehen; „Freude und Gelingen, Ehre und günstige Ebentheuer „mögen dich allenthalben begleiten; Hoheit, Ruhm und „ritterliche Siege dich schmücken; Freude und Fröhlichkeit „dich nie verlassen, Ritter-Ruhm deinen Namen auf der „ganzen Erde verbreiten, deine Gegner alle vor dir erliegen, und du allen obsiegen. Gott, der ewig herrschen wird, „gebe dir ein besseres Ende, wie das meine war, und mehr „Freude als mir ward; denn meine erste Liebe erstirbt in „der Angst des Todes, und nichts, mein süßer Freund, tröstet mich, als daß ich durch eben das Schwert sterbe, mit „dem ich dich tödten sollte, und denke ich daran, süßer „Freund, wie ich dich dem Tode entzog, so kann ich dich nicht „stärker mehr lieben, als ich schon thue. Nur um das Eine „bitte ich Gott: daß er dich nicht sterben lasse, bis du nicht „erfahren hast, wie die Liebe in wahrhaft gefühlvollen Herzen herrscht, und wie der stirbt, dem Liebe den Tod giebt, „der dessen Liebe keinen Dank findet. — Geliebter, ich „sterbe für dich! und weil du fern bist und meines Todes „Zeuge nicht seyn kannst, sende ich dir diesen Brief, den ich „mit meiner Hand schreibe, und mein Hündlein, das du „mir zu Liebe bewahren mögest. Es ist das guteste Hündlein von der Welt, und darum weil es so gut ist, sende „ich es dir, meinem Freunde." — Belindens Blut hatte das Ende des Briefs überflossen — und Tristan weihte tief gerührt der armen Prinzessin die innigsten Thränen; er legte ihren Todesbrief auf sein Herz und das Hündlein ward ihm so werth, daß seine Liebkosungen solches ganz ihm zu eigen machten.

Nachdem er bey seinem Oheim, König Marke, angelangt war, übte und vervollkommte er sich in allen ritterlichen Tugenden dergestalt, daß er wegen seines zierlichen Betragens, Schönheit und Muth gleich geschätzt ward. Bald kommt Morhalt von Irland, einer der berühmtesten Ritter der Tafelrunde, nebst einem Haufen Ritter, um den Tribut zu fordern, an König Marke's Hofe an. Dieser ist sehr betrübt, zu dessen Erlegung gezwungen zu seyn, weil keiner seiner Ritter sich mit dem furchtbaren Morhalt zu messen getraut. Tristan, nachdem er mit seinem Hofmeister zu Rath gegangen ist, bittet den König, ihn zum Ritter zu schlagen: „Gern, mein schmucker Sohn, antwortet der König, denn du hast es wohl verdient, nur betrübt es mich dabey nicht größere Feste und Freudengelage geben zu können, wegen des harten Tributs, den die Irländer zu fordern gekommen." Tristan antwortet nicht; sobald er aber am folgenden Tage den Ritterschlag erhalten, bittet er seinen Oheim um die Vergünstigung, sich mit dem Morhalt zu schlagen, um das Land von dem schimpflichen Tribute zu befreyen. Der König, dem seine Ritter keine Hülfe anboten, nimmt den Vorschlag an; er läßt den irländischen Ritter wissen, daß sich ein Kämpfer gefunden; diese betrachten den jungen namenlosen Tristan mit Geringschätzung, allein dieser zögert nicht länger sich als Markes Neffe und Meliadus Sohn kund zu geben. Die irländischen Ritter bewundern seinen Muth und seine Schönheit, der König umarmt ihn mit Freudenthränen, der Zweykampf findet statt; und obschon Tristan schwer verwundet wurde, gelang es ihm dennoch endlich Morhalts Kopf zu spalten, worauf dieser halb todt vom empfangenen Hiebe und der Scham unterlegen zu seyn, da er so sicher auf den Sieg rechnete, seine Waffen von sich wirft und auf seinem Schiffe davon flieht.

Cornwall war nun von seinem unrühmlichen Tribute befreyt, aber Tristan vom Blutverlust geschwächt, lag in Ohnmacht; man eilt ihm zu Hülfe, man führt ihn in Triumph heim und verbindet seine Wunden, von denen einige bald heilen. Allein Morhalts Lanze war vergiftet gewesen, und deßhalb ward die erste größte Wunde, die Tristan em-

*) S. fand in den Kupfertafeln von Shaw's Zoologie sogleich die folgenden Thiere, welche er in der Wüste und den angrenzenden Gegenden gesehen hatte, und deren Eigenheiten er genau beschrieb: Antilope oryx, oder egyptische Gemse, A. Gazelle, Cervicapra, oder gemeine Gemse; A. Euchore, oder Springgemse.

rung, alle Tage gefährlicher. Die Wundärzte geben ihn auf und Tristan bittet den König um Erlaubniß, in Logers — so hieß damals England — Hülfe suchen zu dürfen. Er reist ab; sein Fahrzeug wird vom Sturm getrieben und erst nach vierzehn Tagen tritt er in Irland ans Land. So bald er den festen Boden unter sich hat, nimmt er seine Harfe und spielt so süß, daß seine Töne alle Zuhörer fest bannen. Der König von Irland und die schöne Isotte, seine Tochter, waren an einem Fenster, das aufs Meer ging, sie hören die Töne, der König steigt ans Gestade herab, sieht, daß ein verwundeter Ritter die Harfe spielt, lässt ihn in sein Schloß tragen und empfiehlt ihn seiner Tochter Isotte, der schönsten Prinzessin der damaligen Welt und die am besten mit Wundenverband umzugehen wusste. Tristan verhehlt seinen Stand, allein Isotte verpflegt ihn wohl und von diesem Moment an entkeimt die Liebe der Beyden. Lange Zeit entging es der Prinzessin, daß die Wunde vergiftet war; während ihrer Heilung halten mehrere Ritter der Tafelrunde ein Turnier, unter ihnen auch Palamedes, ein sarazenischer Prinz, der sich unendlich, und zu steten Jammer verurtheilt, in Isotte verliebt. Tristan, der sich auf seinem Krankenlager zu einem Fest, das Marke seinen Rittern giebt, tragen lässt, nimmt die Liebe des Sarazenen wahr, und an der Eifersucht, die ihn ergreift, lernt er die Gewalt seiner eignen Liebe zu Isotte erst kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Von den fortschreitenden Bewegungen.

Zu den fortschreitenden Bewegungen haben die Thiere Extremitäten erhalten, auf die sie sich im Fortschreiten abwechselnd stützen. Mehrere Amphibien, die sich mit dem Unterleib nicht über den Boden erheben, sind hier mit sehr glatten Schuppen versehen, wodurch sie in den Stand gesezt werden, am Boden hinzugleiten, und so die Bewegung der Extremitäten sehr zu unterstützen; zum Fortschieben dienen besonders die Hinterbeine, welche deßhalb auch viel stärker sind, als die Vorderbeine. Andere Amphibien bewegen sich blos vermöge sehr elastischer Schuppen fort.

Andere Thiere, deren Bau so eingerichtet ist, daß sie von der sie umgebenden Flüssigkeit getragen werden können, bedienen sich abwechselnd des Rumpfs und der Extremitäten, um sich fortzubewegen; dahin gehören die Vözel und die Insekten. Diejenigen Thiere endlich, die im Wasser leben, bedienen sich des Rumpfs und der Extremitäten zugleich zum Fortbewegen.

Wenn der Mensch aufrecht steht, so wirken die Beugemuskeln und die Streckmuskeln gleichmäßig, und indem sie den fixen Punkt unten annehmen, drücken sie unterstüzt durch die Schwere der Theile die Gelenk-Enden fest zusammen; während sie zugleich die Schwere der Theile im Gleichgewicht halten.

Beym Gehen steigt und fällt das Centrum der Schwere abwechselnd. Das linke Bein wird etwas gebeugt vorwärts gesezt, und sogleich drückt die ganze Schwere des Körpers auf dieses Bein, komprimirt und spannt dessen elastische Theile in Vereinigung mit den Beugemuskeln, und diese Theile expandiren sich dann bey der folgenden Bewegung. Diese zweyte Bewegung geschieht, indem zugleich das rechte Bein von der Erde aufgehoben wird, wie vorher das linke, dann ruht der ganze Körper blos auf diesem; zu gleicher Zeit aber strecken die Streckmuskeln, vereint mit den sich expandirenden elastischen Theilen dieses Bein aus; und die Last des Körpers wird auf das nun etwas gebeugt vorwärts gestellte rechte Bein gehoben, und so abwechselnd.

Jedes Bein wird abwechselnd der fixe und der bewegliche Punkt. Das Vorwärtsbewegen des ganzen Körpers geschieht durch die Wirkung der Streckmuskeln des vorwärts gesezten Beins, und des anderen bis zu dem Moment, wo es vom Boden erhoben wird, um die Stelle des ersten einzunehmen; diese Muskeln wirken dann indem sie den fixen Punkt unten nehmen, und so den Rumpf vorwärts ziehen, unterstüzt durch die Centrifugalkraft und die Schwere der Theile selbst. Das Vorwärtsbewegen und Aufheben des Beines selbst geschieht, indem diese Muskeln den fixen Punkt oben am Becken, also im Centrum der Schwere nehmen. Vom Menschen bis zum Insekt senkt sich der Rumpf bey der Vorbereitung zum Sprung, und erhebt sich in dem Sprunge selbst. Diese Bewegung ist das Resultat der Wirkung der Streckmuskeln, der Elastizität und der Centrifugalkraft. Der Körper senkt sich, indem er nach entgegengesezten Richtungen drey Biegungen annimmt, welche von oben nach unten größer werden; dieß geschieht durch die Wirkung der Beugemuskeln, indem sie ihren fixen Punkt nach unten nehmen, und vereint mit der eignen Schwere des Körpers, die elastischen Theile komprimiren und spannen. Hierauf wird durch die Wirkung der Streckmuskeln, durch die rasche Expansion der elastischen Theile und durch die aufsteigende Centrifugalkraft der Körper in die Höhe geschnellt. Der Lauf wird durch dieselben Kräfte und Bewegungen bewirkt, wie der Gang, nur mit größerer Intensität und Schnelligkeit. Der eine Fuß wird rascher und weiter vorgesezt, und der andere schneller erhoben, und so das Gewicht des Körpers schneller von einem Bein auf das andere gehoben. Durch den stärkern Impuls der Muskelthätigkeit wird dann auch die Wirkung der Elastizität und der Centrifugalkraft verstärkt. Der Kopf ist dabey nach hinten gebeugt, um dem nach vornen gebeugten Körper das Gleichgewicht zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. d. 4. Januar.

(Beschluß.)

Das sogenannte neue Jahr gibt mir Veranlassung von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug, und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloßen Transito-Handel, und da sie nichts wagen, sind sie sichere Kaufleute.

denen man vertrauen darf." Nur jedesmal am ersten Januar trinken sie etwas viel, und dann sprechen sie in Versen, sowol gereimte als ungereimte Dinge. Diese Neujahrs-Gedichte sind von großem humoristischem Werthe, sie sind satyrische Paraphrasirungen des Prost Neujahr! welches um Mitternacht die Buben auf der Gasse schreien. Es ist schon an sich selbst drollig, eine ehrenfeste politische Zeitung mit sehnsuchtsvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäischen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es ist als sähe man Soldaten in seidenen Strümpfen Schildwache stehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne sie so, weil in Deutschland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unserer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeschmückt, wie sie auch schon früher unsere Gastfreundschaft mit Versen erwiederte. Doch haben wir auch eine schöne Literatur, (so genannt, wie das weibliche Geschlecht das schöne heißt; weil es manchmal schön ist.) Zuerst die Iris, eine Sonntägliche Beylage zur „Zeitung der freyen Stadt Frankfurt." vorzüglich Theater-Kritiken bestimmt, wobey sie zwischen der Lobsucht der Schauspieler, und der Tadelsucht der Zuschauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geschicklichkeit durchschifft. Dann, eine andere Sonntägliche Beylage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land. Troz dieses bäuerlichen Namens, enthält das Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigne oder angeeignete, weiß ich nicht, denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollo-Hains, fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentliche Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthsel zuerst errathen haben. Auch theilen sie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern ansehnliche Preise aus. Von zehn Meilen weit in der Runde, schicken kluge Oedipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewezt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst, in der Mitte seines Textes, eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Das Journal des Drames et des Modes, zur Uebung deutscher Hausfrauen im Französischen (die in der Sprache wird vorausgesezt), wovon jede Woche ein Heft erscheint. Zwey Tage nach der Schlacht bey Hanau, hat der Herausgeber endlich eingewilligt, auch Deutschland als Modestaat zu erkennen, und seitdem, was früher nie geschah, theilt er neben den französischen und englischen, auch deutsche Moden, sowol gedruckt als gemalt mit. Im Uebrigen enthält dieses Journal die feinsten Pariser künstlichen Blumen — verblümt gesprochen, poetische — die, da sie nicht leben, unverwelklich sind. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwanglosigkeit in jedem Sinne mißbraucht, denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jezt Allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit diesem Namen, hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein Vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche, und das in Folgendem bestehe, u. s. w. Auch wird im neuen Jahre eine religiöse Wochenschrift, von mehrern Religionslehrern bearbeitet, unter dem Namen „Blätter für häusliche Erbauung des Christen," erscheinen. Sie ist für diejenigen bestimmt, die Alter, Schwäche, Krankheiten, oder andere unabwendbare Verhältnisse, verhindern, die Gottesverehrungen des Sonntags zu besuchen. Vielleicht wird die wohlthätige Wirkung einer solchen Erbauungsschrift noch ausgebreiteter seyn, als die Herausgeber selbst meynen; denn wenn auch die Andacht in den Kirchen, weil sie gemeinschaftlich ist, empfängliche Gemüther um so mehr beseelt, so gibt es viele Andere, welche die versammelte Menge nur zerstreut. Bey den Leztern kann durch häusliche Andacht das religiöse Gefühl um so stärker erweckt werden, da dieses zum Theil schon vorausgesezt werden muß, sobald sie Erbauungs-Reden in die Hände nehmen.

Unser gesezgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwey der städtischen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beydes sind Gegenstände, die Alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt, und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das Erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Hrn. Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des gesezgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat, wie jedes andere Konzert, drey Abtheilungen und zwey Pausen. Die lezteren werden, wie dort zur Bewegung der Hände, so hier zur Bewegung der Füße benuzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro, dann ein ruhiges Andante, endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marsch genannt. Sobald der leztre anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeyeilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schafheerde wird in den Städtischen Pferch — nein — Stall getrommelt. Mit dem lezten Wirbel, schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondschein-durstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt und will er nicht im Freyen die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freylich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armuth gewidmet, und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehntausend Gulden eingetragen hat. Aber liesse sie sich nicht durch eine andere Steuer ersezen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten, dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein belästigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freyheit hierinn nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweytens: weil man ungern einsam im Freyen wandelt, und die Meisten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß der gemachte Vorschlag zur Ausführung komme.

D. B.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 9.

Nr. 9.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. Januar 1821.

Ueber die Entwickelung der ältesten italienischen Malerey.

(Fortsetzung.)

Folgende Maler gehören zu den namhaften Vorgängern des Cimabue in der Nachahmung der Neugriechen. Meister Solsernus, dessen colossales Musaik von 1210, an der Vorseite des Domes zu Spoleto in einer getreuen Abbildung dem Kunstblatte wird beygelegt werden *); Bruder Jacob von Turrita, der 1225 das löbliche Musaik der Altar-Nische in der Johanniskirche zu Florenz ausgeführt hat; vielleicht derselbe, welcher zu Rom in S. Maria maggiore und in S. Gio. Laterano, fast sechszig Jahre später, doch nicht mehr ohne Gehülfen, arbeitete; Guido von Siena, dessen colossale Madonna vom Jahre 1221 noch wohlerhalten in der Dominikanerkirche zu Siena gezeigt wird; Giunta von Pisa, ihr Zeitgenosse, von dessen Arbeiten nur ein einziges Kruzifix mit seinem Namen, in der Kirche degli Angeli bey Assisi, mir zu Gesicht kam, von dem jedoch andre Inschriften um 1220, und später bekannt sind. Wir sehen aus diesen Beyspielen, daß Cimabue, um auf griechische Weise zu malen, keiner griechischen Meister bedurfte, und daß er auf keinen Fall der Stifter seiner Kunstrichtung war. Es ist daher auch unwahrscheinlich, daß er alle seine Zeitgenossen unterrichtet habe, und völlig unglaublich, daß die Sieneser, deren beglaubigte Denkmale wohl vierzig Jahre weiter zurückgehen, als die florentinischen, und welche gerade in diesem Jahrhunderte die heftigsten Parteykriege gegen Florenz führten, sämmtlich bey Cimabue und Giotto in die Lehre gegangen wären. Wirklich erkennt man schon n Guido, dann in Diotisalvi *) (der von 1259 bis 1291 viele Deckel der Einnahmebücher der sienesischen Republik bemalt, von denen eines vom ersten Semester 1270 noch vorhanden und in der Gallerie der Kunstschule aufgestellt ist) endlich in Duccio (der in den Jahren 1285. 1291 dem Diotisalvi in der Bemalung jener Bücher nachfolgt, aber 1308 sein köstliches Altarbild des Domes vollendet, und später nicht mehr vorkommt) eine eigenthümliche Farbenanwendung, einen habituellen Schnitt der Gesichtsformen, welcher in Simon Martini, in Lippo Memmi, Ambrogio und Pietro di Lorenzo, in Berna und andern Sienesern bis zu Taddeo Bartoli, oder bis zum allgemach eintretenden Naturalismus der Kunst, in dieser Schule fortdauert.

Der gütige Leser könnte sich wundern, daß ich von dieser Aneignung der griechischen Manier als von einer ganz ausgemachten Sache rede, daß ich nicht vielmehr durch eine Reihe von Vergleichungen die Sache ins Klare setze. Nun zähle ich freylich bey einigen auf vorangehende Bekanntschaft mit den obenhin erwähnten Gegenständen; für andere genüge die kleine Beygabe erläuternder Kupferstiche; alle aber werden darauf Rucksicht nehmen, daß gelegentliche Mittheilungen, wie diese, nicht alle Vergleichungs-Fälle einzeln aufführen können. Die kleinen Runde um die Madonna von Cimabue zu Sta Maria novella *) dienen ganz eigentlich dazu ins Licht zu setzen, daß darin vorkommende altchristliche Vorstellungen, wie die Brustbilder der Apostel, deren antiker Schnitt nicht zu verkennen ist, durch die Neugriechen überliefert waren, welche sich eben dort in der heiligen Kaiserin durch Kleidung und Schmuck ankünden, und noch mehr in einem h. Archimandriten, welcher neuerlich so sehr beschädigt worden ist, daß ich aufgeben mußte, ihn zeichnen zu lassen. Die Abbildungen, die ich von gedachten Gegenständen gebe, konnten dießmal nicht ausführlicher geliefert werden, weil die Dunkelheit des Ortes, an dem das Gemälde aufgestellt ist, den Künstler verhinderte, seine übrigens genauen Durchzeichnungen mit Sicherheit nach dem Originale auszubilden.

Nun muß man sich andrerseits vor dem Mißgriffe bewahren, den Einfluß der Griechen auf das neue Italien als das Eindringen einer ganz fremdartigen Richtung anzusehen. Die ältesten Versuche, christliche Charaktere, Vorstellungen, Symbole, in den Kunstformen der alten Welt auszuprägen, gehören dem römischen Weltreiche in seinem

*) S. den beyliegenden Umriß.

**) Diese Notizen sind aus dem Archiv der Bicherna, oder Staatsverwaltung, zu Siena, ausgezogen.

*) S. die beyliegenden Umrisse.

ganzen Umfang an. Immerhin mag das kunstbegabte, früh der neuen Religion gewonnene Volk der Griechen an der Ausbildung der feststehenden Charaktere der Apostel, der Propheten, des Weltlehrers, und anderer früh gewöhnlichen Vorstellungen, den entschiedensten Antheil haben. Rom aber blieb, selbst nachdem es von den Herrschern verlassen worden war, die heilige Stadt; selbst abwesende Kaiser fuhren fort, die Stätte zu schmücken, auf der die ersten Apostel und unzählige Christen für den Glauben gelitten hatten. Auf der andern Seite Italiens ward Ravenna in Eile zur christlichen Hauptstadt eingerichtet; Basiliken, Rotunden, welche zum Theil noch immer stehen, wurden dort in Menge erbaut, und mit aller Kunst, deren das sinkende Reich noch fähig war, ausgeziert. In dieser Zeit, aus der nur wenig Künstlernamen sich erhalten haben, ist es schwer auszumachen, ob Griechen, ob Italiener die Mehrzahl der öffentlichen Werke geleitet und angefertigt haben. Schon ungleich früher, in der lezten Blüthezeit der heidnisch antiken Kunst, hatte sich römischer und griechischer Kunstsinn völlig verschmolzen, mithin ist es mehr als wahrscheinlich, daß bis zur Unterwerfung Italiens durch die Longobarden, denn die Gothen änderten wenig, die christlichen Malereyen, Gebäude, Skulpturen in Rom und Ravenna wenig von denen in Constantinopel verschieden waren, welche die Zerstörungen und Vorurtheile der Türken gegenwärtig hinweggeräumt oder unzugänglich gemacht haben. (Ich berufe mich hier nicht auf Banduri, weil aus seinen Abbildungen keine Folge gezogen werden kann.) In der That genügt es, in den musivischen Malereyen oder in den christlichen Sarkophagen zu Rom und Ravenna solche Figuren und Vorstellungen hervorzuheben, welche auch in den Miniaturen der griechischen Handschriften vorzukommen pflegen, um durch ihre wechselseitige Vergleichung zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die christliche Kunst in Italien und Griechenland aus einer gemeinsamen Quelle entspringt. Wir wollen nun auch die Ursachen und das Charakteristische der Abweichungen betrachten, auf welchen in einem spätern Zeitalter die Verschiedenheit der Kunst beyder Nationen beruhet.

Die erste Abänderung der italienischen von der griechischen Kunstübung ereignete sich ohne allen Zweifel nach der Unterwerfung eines großen Theiles von Italien unter die Longobarden. Die germanischen Einwanderer hatten, wie längst bewiesen worden ist, durchaus keine Kunst und kein Bedürfniß derselben; der Zustand der unterworfenen, schon früher durch Pest und Krieg, dann durch die Härte der jüngsten Eroberer geminderten Italiener war der Ausübung der Kunst durchaus ungünstig. Das freygebliebene Gebiet von Rom war endlosen Ueberzügen der benachbarten Longobarden ausgesezt; Ravenna, und was davon abhing, war eine griechische Provinz geworden; daher kann nicht einmal in diesen Bezirken ein gedeihliches, wirksames Daseyn vorausgesezt werden. Wenn nun gleich schon damals die geschichtliche Nothwendigkeit eingetreten war, daß in den Künsten des Friedens und des Wohlstandes, der Italiener dem Griechen bedeutend nachstehen musste, so scheint demungeachtet dieser Zeitraum der Longobarden und Exarchen noch lange nicht die tiefste Erniedrigung der italienischen Kunst herbeygeführt zu haben. In Rom und Ravenna prangte so viel Vortreffliches älterer Zeiten, dessen Unterhaltung allein schon das Nachdenken der Künstler in Anspruch nahm; in Rom selbst wurde, nach Anastasius, noch manches Neue geschaffen, dessen Ueberbleibsel in Ciampini's Werken abgebildet sind. Als späterhin die Longobarden selbst in ihren Sitzen heimischer, der Landesart mehr angeeignet waren, wendeten sich ihre Fürsten (nach Paul Diaconus) zur Anlage öffentlicher Werke, welche, um nach den geringen Ueberresten in Monza und Pavia zu urtheilen, noch nicht so weit von den Vorbildern des Alterthumes entfernt waren. Auch in Toskana bezeugen Inschriften, daß zu Volterra unter Kunipert, zu Chiusi unter Luitprand, Kirchen und Altäre geschmückt worden, und es ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß in Fiorenz das Octogon der Johanniskirche, dessen Andenken bis in die longobardischen Zeiten zurückreicht, dessen Styl jedoch für römische und gothische Zeiten zu wenig rein ist, damals erbaut worden sey, als Theodelinda jenen Heiligen überall zu ehren bedacht war. Ja selbst in dem Zeitalter Karls des Großen blieb den musivischen Arbeiten im Lateran — (siehe Niccolo Alemanni von den Malereyen des alten Laterans) — und den besser erhaltenen in der Tribune der Kirche Sta Praxedis, welche Pasqual I. anfertigen ließ, — (siehe Ciampini) — und manchem andern sicher italienischen Werke, einige Güte des Umrisses, Gradheit und Einfachheit des Styles, so wenig auch das Ungeschickte der Arbeit, und die gänzliche Abwesenheit der Modellirung den Vergleich mit gleichzeitigen und späteren Denkmalen der Griechen aushält. Der völlige und grenzenlose Verfall der italienischen Kunstübung beginnt dann erst mit dem neunten Jahrhunderte, als Italien, zu schwach den fremden Einfluß abzuwehren, zu ungeduldig, ihn zu ertragen, auf längere Zeit in die tiefste Zerrüttung verfiel. Aus dieser Zeit bewahrte der Senator Buonaroti eine kleine Altartafel aus Elfenbein, deren Abbildung seinen *osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. Firenze 1716. 4to.* im Appendix beygefügt ist; das Original aber gelangte in der Folge in das christliche Museum der Vaticana. Die genannte Abbildung ist ziemlich genau, und man kann schon daraus abnehmen, daß nunmehr alle Vorstellung von menschlicher Proportion erloschen war; daß der Umriß unsicher, schwankend, gedankenlos um den Gegenstand schweift, wesentliche Formen wegschneidet, andere ungethümlich vergrößert. Diese Darstellungsweise, die ich habe von sehr kleinen Kindern befolgen sehen, läßt

sich nur aus der Verbindung von Unsicherheit und barbarischer Genügsamkeit erklären. Seiner Plumpheit ungeachtet sind auf diesem Denkmal der Abt des Klosters Rambona und die Herzogin von Spoleto, später Kaiserin, Agiltruda, verewigt worden, woraus man schließen sollte, es sey für etwas Ungewöhnliches gehalten werden. Von dieser rohen Art, die Italien ganz eigenthümlich ist, und von welcher kein Beyspiel in Frankreich oder Deutschland vorkommt, finden sich später bis ins 12te Jahrhundert vielfältige Proben. Ich sage bis ins zwölfte Jahrhundert, weil die bekannte Handschrift des Donizo — Vaticana cod. M. M. M.M. D.CCCC.XXII. — in dem die Gräfin Mathilde, ihre Aeltern und andere Figuren vorkommen, wo der Dichter selbst erscheint, wie er der Gräfin sein Buch überreicht, noch immer in derselben furchtbar gespenstischen Weise bemalt ist. Es würde ermüden, alle Handschriften der italienischen Bibliotheken nachzuweisen, in denen diese Unformen vorkommen. Man sehe zum Beyspiel in der Barberina zu Rom das Chronicon Vulturnense No. 873, die lateinische Bibel des eilften Jahrhunderts; und die fünf losen Pergamentrollen, welche nach der Anspielung auf die Investiturstreitigkeiten im No. 1. in das 11te Jahrhundert zu gehören scheinen; in der Dombibliothek zu Perugia die Nummern 19 und 29; in der Sapienza zu Siena die ersten Bände der Sammlung, welche der Bibliothekar de Angelis für die Geschichte der Miniatur Malerey angelegt hat. Nach der Analogie zu urtheilen, fallen viele barbarische Skulpturen an alten Domkirchen und Benediktinerabteyen in eben diesen Zeitraum, wie der Fries an der Vorseite der Abtey zu Volterra, das Relief der heiligen drey Könige innerhalb der Pfarrkirche zu Arezzo, und ein ähnliches in einer Gartenmauer eingelassen am Platze S. Franz zu Bolsena. Das uralterthümliche, barbarische Madonnenbild in dem Musaik der Tribune von Sta Franziska Romana, auf dem campo Vaccino zu Rom, scheint aber durchaus dem Zeitalter jener Miniaturen der angeführten Handschrift des Donizo anzugehören. Dahingegen sahen wir*), daß die Baukunst schon mit dem eilften Jahrhunderte, vorzüglich im untern Arnothale, einen hohen Standpunkt einnimmt; und werden in der Folge wahrnehmen, daß mit dem zwölften Jahrhundert überall in Italien auch in der Malerey und Skulptur das Streben zum Besseren hervortritt. Ich bin nämlich im Stande, an seinem Orte einige Künstler namentlich aufzuführen, deren Fortschritte von aller Nachahmung der Griechen unabhängig waren, und darzulegen, daß Rom mit seinen Vorbildern aus dem Alterthume einen eigenen Mittelpunkt des ersten künstlerischen Aufstrebens gebildet hat. Indessen beruhet die Verbesserung der italienischen Kunstübung im zwölften Jahrhundert allein auf den Umrissen, welche aufhören, in die Gegenstände einzuschneiden, und einigem Streben nach Leben und Ausdruck in den Köpfen. Von der griechischen unterscheidet sie sich, noch bis nach dem Jahre 1200 durch kurze Proportionen, dicke Umrisse, unvertriebene Farbenflecke, und durch eine gänzliche Enthaltung vom Golde.

*) Siehe Nr. 52 und 53 des Kunstblatts vom vorigen Jahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom.

Die schöne Gruppe des Nestor und Antilochus in dem sinnreich ergriffenen Augenblicke, wo der Sohn, mit dem Feuer kindlicher Liebe, sich als Schild vor die Brust des Vaters zu werfen strebt, dieses Meisterwerk des spanischen Bildners, Hrn. Alberis, rückt seiner Vollendung in Marmor immer näher. Man hat es schon im Gypse früher bewundert; welches lauten Beyfalls darf also nicht der Künstler gewärtig seyn, wenn es im Marmor dastehn und folglich durch die Weichheit des Fleisches, welche die Natur des Gypses versagt, noch mehr gewinnen wird, besonders da kleine Mängel, auf welche die Kritik der Kenner Hrn. A. aufmerksam gemacht hatte, von ihm verbessert worden sind. Nach der allgemeinen Stimme ist diese Darstellung eine der merkwürdigsten und besten unserer Zeiten. Die Handlung spricht, ergreift, erschüttert. Man nimmt innigen Antheil an der Begebenheit, bey welcher Vater und Sohn so tief rühren. Man sieht mit ihnen den andrängenden Feind, welcher freylich hier nicht vorhanden ist und nicht vorhanden seyn durfte. Der verwundete Greis ist schon auf ein Knie gesunken; der Jüngling stürzt sich vor ihn und dem Anfalle entgegen, umschlingt den Vater mit der einen Hand, und mit der andern führt er den Streich, der ihn retten muß, mit Wuth in der Geberde, und sorglos für seine eigne Brust, denn, wenn er mißlingen sollte, ist sie für die seines Erzeugers dargeboten. Der Vater aber, noch selbst vom Muthe beseelt, hält den Sohn mit einer Stärke zurück, welche zeigt, daß ihm die Erhaltung des muthigen Erben seines Ruhms näher am Herzen liegt, als die Verlängerung eines ohnedieß schon fast verlebten Daseyns. Das Ganze ist über Lebensgröße, mithin sind große Formen da; sie sind aber auch mit Größe und Stärke des Gefühls ausgedrückt. Die Muskeln sind nicht aufgedunsen aber schwellen von Kraft und Leidenschaft, und die Handlung bewegt sie mit Wahrheit; ihre Zeichnung ist fest, richtig und edel. Der berühmte Thorwaldsen soll, höchlich erstaunt bey dem Anblicke dieses Werks, gesagt haben; er würde, wenn es aus seiner Hand hervorgegangen wäre, stolz darauf seyn. Schwer ist wohl zu entscheiden, wem eine solche Aeußerung aus dem Munde eines solchen Mannes mehr Ehre mache, ob dem Künstler, der das herrliche Kunsterzeugniß schuf, oder dem Manne selbst, der mit so viel Selbstverläugnung und Offenherzigkeit seinen Werth durch diesen Ausruf stempelte. Das Werk des Hrn. A., der über die ersten

männlichen Jahre bereits hinaus ist, ist eine um so merkwürdigere Erscheinung, als alle frühern Arbeiten desselben unter die sehr mittelmäßigen, einige sogar unter die schlechten gehören. Welchen Aufschluß kann man von diesem Seelenräthsel geben? Man behauptet, von Hrn. A. sey einmal in einem vertraulichen Gespräche geäußert worden, der Gedanke an sein gesunkenes Vaterland habe ihn mit Begeisterung ergriffen, und er habe in dem Antilochus die zu seiner Rettung herbeyeilende Jugend des Volks gesehen und so jenen Vorfall in der Geschichte des Nestor als eine allegorische Vorstellung benützt. Ein so großer, ernster Gedanke musste wohl groß und ernst ins Leben treten.

Auch ein andrer Bildner aus Spanien, Hr. Sola, hat unlängst eine vortreffliche Arbeit geliefert, bey welcher man nicht fragen darf: was bedeutet sie? was stellt sie vor? Man sieht es ja; es ist eine Mutter, die hinter ihrem Knaben steht und ihn das Bogenschießen lehrt; mit der einen Hand leitet sie seine unerfahrnen Fingerchen, um die Sehne zu spannen; die andre richtet den aufgelegten Pfeil. Die himmlische Gestalt aber der Mutter und die unsterbliche Jugend in beyden, wen können sie bezeichnen als Venus und Amor?

Diese Gruppe, nur in verschiedener Zusammenstellung, so wie auch Venus oder Amor gesondert, wiederholen sich jezt fast in allen Werkstätten der Bildner. Man bewundert die Fürstin der Herzen bey dem Altmeister Canova; man steht mit Entzücken vor einer andern bey dem durch seinen Geist den Stein beseelenden Thorwaldsen, obgleich, so göttliches Gepräg auch diese hat, doch viele seinen drey Grazien noch den Vorzug geben wollen. Auch einige junge Künstler, Hr. Tenerani von Carrara, Schüler des Ritters Thorwaldsen, und Hr. Büström, Schwede, haben dieselben Gegenstände, doch anders gefaßt, ausgestellt. Bey dem ersten liegt die Göttin, ihr Haupt auf den Arm gestüzt; Amor bemüht sich so sanft als möglich einen Dorn aus ihrem Fuße zu ziehn. Welche liebliche Dichtung! Wie geschickt benimmt sich das Kind dabey! Die Mutter äußert nicht den mindesten Schmerz, sie sieht ihm lächelnd zu. Bey dem zweyten ist das Urbild der Schönheit halbknieend gebildet, und fängt in dieser Stellung, mit beyden Armen das kleine boshafte Götterkind auf, welches in vollem Laufe sich hineinstürzt, um einen neuen seiner zahllosen Schelmenstreiche zu erzählen. Auch diese weibliche Gestalt ist sehr anziehend, doch hat sie nicht sowohl den Ausdruck der himmlischen Liebe, als sie mehr die irdischen Blicke fesseln zu wollen scheint. Auch findet man vielleicht mit Recht, daß das wahre griechische Vorbild im Haarwurfe nicht befolgt worden; es hat das Ansehn, als hätte eines Haarkräuslers Hand den Kopfputz à la grecque geordnet. Vor nicht sehr langer Zeit ging eine vollendete Arbeit des Hrn. Fabris, eines Mailänders, für den Fürsten Esterhazy nach Wien ab. In dieser zeigt sich Venus stehend; sie ist leicht in der Brust verwundet, oder, besser gesagt, gerizt; sie hat den Pfeil, der sie traf, ergriffen, hält ihn von sich ab und legt den Finger auf seine Spitze, aber leis und behutsam, als fürchte sie, sich zum zweytenmale zu verletzen; sie scheint selbst nicht geglaubt zu haben, daß er so spitz seyn könnte, und sich darüber zu verwundern; das schalkhafte Lächeln Amors, der ihr zur Seite steht, beweist, daß er an ihr selbst ihn habe versuchen wollen.

Doch genug von den Darstellungen der Cypria und ihres Sohns. Gegenstände aller Art sind von Meistern und Schülern behandelt und für die Bestimmung der besten wird, bey der Menge der guten, die Auswahl dem Auge schwer. Welche Opfer bringt nicht schon allein der Wiederhersteller des reinen Geschmacks in der Bildnerey, der Marchese Canova, um den Muth der Jünglinge, die einen Kranz in dem Tempel der schönen Künste zu erstreben trachten, anzufeuern! Er hat in jedem Jahre einen Preis für einen aufgegebenen Wettstreit ausgesezt, in welchem der Sieger, sey er Einheimischer oder Fremder, auf vier Jahre hinaus eine monatliche Zahlung von 20 römischen Piastern erringt. Den Gnadengehalt von jährlichen 3000 Piastern, den der Papst ihm zur Belohnung seines Verdienstes bestimmte, überläßt er wieder, in seiner ganzen Summe, zur Unterstützung der Lernenden, unter deren beste Köpfe er, nach einem jedesmaligen Ausspruche der Akademie von S. Lukas, vertheilt wird. Ueberhaupt ragt auf der erhabenen Stufe, auf welcher dieser große Mann, als Künstler, steht, er doch in allen seinen edeln Handlungen noch mehr als Mensch hervor. Zur allgemeinen Geschichte der Künste hier gehört, daß, da sie durch Herbeyziehung der Fremden ein großer Erwerbzweig für den Einwohner sind, ihn nähren und beglücken, sie auch vorzüglich von der Regierung begünstigt werden, und vielleicht wird, im Verhältnisse, zu wenig für die Wissenschaften gethan.

A.

Mailand.

So eben sind bey Bettoni die ersten Blätter des Kupferwerks erschienen, welches von dem Herausgeber der Pinacoteca del Palazzo reale delle scienze etc., Michele Bisi nach den Gemalden des Cav. Andrea Appiani veranstaltet wird. Es ist dem K. Prinzen Michael von Rußland gewidmet. Der Stich ist in der Art des Bartolozzi, wobey Bisi einige seiner besten Collegen, als Rosaspina, Gandolfi, und gute Schüler des Prof. Longhi beschäftigt. Die ersten Blätter enthalten: Romulus und Tatius, Veturia und Coriolan, Apoll und Marsyas.

Berichtigung.

Der Preis der Galatea nach Raphael von Richomme ist in Paris 40, nicht 30 Franken. Das Blatt scheint zu steigen.

Hierzu zwey Kupferblätter: a) Christus zwischen Maria und Johannes nach einem kolossalen Musaik zu Spoleto; b) zwey Rundgemälde nach Joh. Eimaaue.

Colossales Musaik an der Vorderseite des Domes zu Spoleto, vom Meister Solsernus i. J. 1310.

Nachahmung der Neugriechischen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Januar 1821.

Der vorschreibt Sturm und Winden
Die angemeßne Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo dein Fuß wandeln kann.

Altes Kirchenlied.

Die Harfnerin.

Dort ist der Mutter Hütte,
Hier ist der Mutter Grab!
Hier schläft sie, die mir das Leben,
Das traurige gab!
Ach, daß die Todten hier unten,
Hier oben die Lebenden sind!
Mutter ich will auch hinunter;
Mutter ich bin ja dein Kind!

Dort ist der Mutter Hütte;
Wo ist Vater denn hin?
Ach der ist gegangen,
Mit dem Heere zu ziehn!
Uebern Rheine drüben
Würgt ihn die mördrische Schlacht;
Seinen traurenden Lieben
Hat ein Traum Botschaft gebracht.

Dort ist der Mutter Hütte;
Wo ist Bruder denn hin?
Ach den zog längst ins Weite
Wilder männlicher Sinn.
Ueber unendliche Meere
Nach Amerika
Eilte der muthige Knabe,
Als er die Segel ersah.

Dort ist der Mutter Hütte,
Ach wer wohnet darin?
Fremde sitzen im Stübchen
Schlafen im Kämmerchen drinn.
Ach sie weisen mich ferne,
Nehmen mich nimmermehr auf!
Ueber mir Himmel und Sterne —
Wohin richt ich den Lauf?

Dort ist der Mutter Hütte,
Stübchen und Kammer und Heerd.
Was ist mir noch geblieben?
Was ist dem Mädchen noch werth?
Hier schläft die Mutter im Grabe,
Vater und Bruder sind hin,
Nur die Tochter soll einsam
Unter den Menschen hin ziehn.

Dort ist der Mutter Hütte,
Wo sie traulich oft sprach:
„Mädchen still und bescheiden,
Folge im Dulden mir nach."
Oft dann nahm sie die Harfe,
Sang mir ein inniges Lied —
Ach mir blieb noch die Harfe!
Ach ich weiß noch das Lied!

Dort ist der Mutter Hütte,
Scheiden muß ich von ihr,
Aengstlich nehm ich die Harfe:
Harfe du wanderst mit mir!
Bebt mein Herz mir, die Saiten
Beben dem Herzen es nach;
Schläft mein Kummer, die Saiten,
Beben den Kummer nicht wach!

Dort von der Mutter Hütte
Wank ich in fremdes Land,
Wandere Straßen und Pfade
Alle mir unbekannt.
Mädchen bin ich; die Männer
Herrschen kalt in der Welt;
Was ists, wenn ein armes Mädchen,
Was ists, wenn ein Sperling fällt?

Dort um der Mutter Hütte
 Sammelt sich Freuden mein Herz.
Süßer Erinnerung Bilder
 Verdrängen wohl manchmal den Schmerz.
Lebwohl du der Mutter Hütte,
 Ach und du der Mutter Grab!
Kommt mit mir Harfe und Lieder,
 Du Einz'ges, was Mutter mir gab! —

Angilbert.

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

(Fortsetzung.)

Nach Scotts Vermuthung war es im Monat Juli, als die Horde endlich aufbrach. Man sagte ihm, daß sie sich auf einer langen Reise nach Haz el Herzsch begeben würden, wo er seinen Glauben würde verändern oder sterben müssen.

Die Karavane war aus zwanzig Familien zusammengesezt, worunter die seines Herrn aus drey Söhnen und drey Töchtern bestand. Von 500 bis 600 Kameelen, welche sie bey sich hatte, gehörten diesem 57. Jede Familie hatte ein Zelt, welches, nebst den Lebensmitteln, den Wasser und allen ihren Habseligkeiten von den männlichen Kameelen getragen wurden, während die jungen und die milchgebenden Weibchen von jeder Last frey bleiben. Sie hatten auch 1000 Schaafe und eben soviel Ziegen. Pferde hatten sie nur 5, welche auf der Reise nur für die Straußenjagd gebraucht wurden, die Federn dieser Vögel wurden sorgfältig aufbewahrt während das Fleisch gegessen wurde. Auch hatten sie zwey Esel, und eine große Menge Hunde, meistens von den Wind- und Bluthunden-Rassen, womit die Araber Hasen, Füchse und Wölfe jagten, von deren Fleisch die Horde gelegentlich zehrte. Auf der Reise wurden die Ziegen und Schaafe jeder Familie besonders gehalten. Sie trennen sich nicht leicht, ausgenommen, wenn sie auf Vegetation stoßen; die Pfeife oder das Horn des Treibers bringt sie indessen wieder schnell zusammen. Das leztere wird am öftersten gebraucht, und bringt schnell die Heerde um den Treiber her, von dem sie, wie man vermuthet, Schutz gegen die wilden Thiere suchet. Man sagt, sie witterten die Nähe eines Wolfes innerhalb einer halben Meile.

Jeden Abend wurden die Zelte aufgeschlagen, und das zu jeder Familie gehörige Vieh vor einem jeden versammelt, wo auch die Feuer zum Kochen angezündet wurden. Wird irgend ein feindlicher Angriff in der Nähe befürchtet, so werden alle Zelte in einem Zirkel aufgestellt, den man Donar nennet, in dessen Mitte das Vieh getrieben wird, und die Männer lagern sich zwischen den Kameelen, die beym ersten Lärm aufstehen.

Die Schaafe und Ziegen sind von denen in England sehr verschieden, indem sie weit größer sind, längere Beine haben, und sehr ans Reisen gewöhnt sind. Wenn sie Futter genug haben, so halten sie mit den Kameelen auf der Reise gleichen Schritt, und laufen zuweilen so schnell wie ein Windhund. Scott hat niemals gesehen oder gehört, daß die Kameele Kohlen (?) verschlungen hätten, ob er sie gleich oft den größten Mangel leiden gesehen. Während der ersten vier oder fünf Tage führte die Straße der Karavane über einen harten Mergelboden, mit wenigem wilden Gesträuch, aber ohne einen einzigen Grashalm. Alsdann kamen sie zu einer sandigen Gegend El-e-Buscharah genannt, wo Hügel und Thäler mit einander abwechselten, das Wasser aber sich nur in einem zehn Meilen südlich von dem Eintritt in dieselbe befindlichen Brunnen fand, womit man die Kameele belud. Die Araber sagten Scott: dieser Brunnen sey von Christen gegraben worden, welche einst dieses Land besessen, bis sie von den Mauren oder Arabern daraus vertrieben worden. In dieser sandigen Gegend sahen sie kein anderes Thier, als einige Rehe von einer Nankinfarbe, mit schwarzen Streifen auf den Seiten gegen den Bauch hin und Nase, Augen und Zunge von derselben Farbe; die Männchen hatten kleine gerade Hörner ohne Zweige, die Weibchen keine; ihre Beine waren lang und dünn; und sie waren so flüchtig, daß sie die Windhunde nicht einzuholen vermochten; ihre Höhe war geringer als die eines englischen Schaafes. *) Die einzigen Gewächse in diesem Strich waren kleine Büsche und ein niedriger Baum von den Arabern El Myrreh genannt. Der höchste davon ist ungefähr drey Ellen hoch, er hat rothe breite Zweige wie die Palme, und auslaufende Wurzeln, wie Süßholz, ungefähr einen Finger dick und zuckersüß; sie nennen diese Wurzeln Ferrada, und werden von ihnen sowol als dem Vieh gegessen, für welches man sie besonders für gesund hält. Unter den Vögeln, die Scott hier sah, erwähnt er besonders einen unter dem Namen eines wilden Fasanen; die Eier von mancherley Vögeln wurden im Sand gefunden. Eilf Tage lang zogen sie über diesen Sand weg, dann kamen sie auf einen festern etwas hügeligen Lettenboden, mit einigem Gebüsch, aber keinem andern Gewächse. Die Hügel waren mitunter felsig und mit trockenem Moose (Lichen) bewachsen. Durch diese Art von Landschaft zogen sie zwey Monat lang, während welcher sie durch mehrere Thäler kamen, welche von Bächen durchschnitten wurden, deren Wasser untrinkbar war. Auch kamen sie bey einigen Salz- und Schwefelminen vorüber, welche sich als weisse und gelbe Felsen in den Thälern zeigten. Scott erprobte das erstere durch den Geschmack und das lezte durch seine Brennbarkeit.

Die von den Kameelen während feuchter Witterung (welche jedoch in dieser Gegend selten ist) in dem lehmi-

---

*) Dieß ist unstreitig eine Gemse, und wahrscheinlich eine neue Art. Der Antilope Oryx kömmt sie am nächsten.

gen Boden zurückgelassenen Spuren leiteten die Caravane durch diese unwirthbare Wüste. Sie begegneten oft andern arabischen Horden, die, wie sie, auf der Reise begriffen waren; aber theils aus Furcht und theils aus Mangel an Wasser und Nahrung für's Vieh lagerten sie sich nie nahe an einander.

Die Grenze des lehmigen Bodens bildete ein zwey Tagereisen tiefer Wald, in welchem sie mehrere Löwen sahen, die ihnen aber nicht nahe kamen. Scott bemerkte überhaupt, daß die Raubthiere selten Menschen anfielen, wenn sie nicht gereizt wurden; die Heerden aber wurden im Walde von einem Tiger angefallen, (nach Scotts Beschreibung eher ein Panther). Die Kameele wittern dieses Thier aus einer großen Entfernung, und seine Annäherung wird durch ihre Weigerung weiter zu gehen erkannt. Sobald die Männer im gegenwärtigen Falle dieses bemerkten, nahmen sie ihre Flinten zur Hand. Der Tiger näherte sich mit wenig Geräusch und fiel über die Schaafe her; die Araber suchten ihn zu verjagen, und schossen nach ihm, worauf er sich plötzlich gegen sie wandte, drey von ihnen tödtete, wovon er zwey zu gleicher Zeit niederriß, und fünf verwundete. Hierauf bemächtigte er sich eines Schaafes, welches er mit großer Leichtigkeit im Rachen davon trug.

In diesem Walde begegneten sie auch einer Horde, welche einen zahmen Elephanten bey sich hatte. Diese Araber gehörten zum Stamme Or Ghóbet, und waren von dunklerer Farbe als die vom Stamme El Ghibloch. Sie kamen von El Sharrag und gingen nach einer Stadt, deren Namen Scott entfallen, um Getreide zu holen. Sie warnten Scott's Horde vor einem Volke schwarzer Wilden, Baurbarras genannt, welches in diesem Walde hausete, und ihnen großen Schaden gethan hatte. Im Walde waren Datteln, Cocosnuß-Bäume und wilde Pomeranzen.

Auf der andern Seite des Waldes kam die Karavane wieder in eine sandige Gegend, wo niedrige Hügel und Thäler mit einander abwechselten, und die mehrere Bäche mit etwas fauligem Wasser benezten, obgleich das Wetter seit langer Zeit sehr heiß gewesen, und nur wenig Regen gefallen war. Die Reise durch diese sandige Gegend dauerte einen Monat, als sie plötzlich das Ufer eines großen Sees erreichten, von dessen entgegengeseztem Ufer sich zwey Bergspitzen wie zwey Wolken zeigten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Von dem Schwimmen der Fische.

Die Fische haben sehr viele elastische Theile, und ihr Skelet besteht großentheils aus Knorpeln. Bey ihnen nimmt die Masse des Körpers vom Schwanz bis zum Kopf zu: während die Oberfläche, die er dem Wasser darbietet, von vorn nach hinten zunimmt; denn der Schwanz mit den Schwanz- und Steißflossen bietet, im Verhältniß zu seiner geringen Masse, dem Wasser eine größere Fläche dar, als der übrige Theil des Körpers, und zugleich nimmt die Beweglichkeit der Theile nach hinten zu.

Es ist leicht einzusehen, daß diese leichtern und flachern Theile, so wie die übrigen Flossen vom Wasser einen grössern Widerstand erfahren müssen, als der übrige Körper, und daß sie also, indem sie sich von vorn nach hinten bewegen, und gegen das Wasser stemmen, den Körper vorwärts bringen müssen; schon das Zurückschnellen des gebogenen Schwanzes muß den Körper vorwärts bewegen, indem der Widerstand hinten größer ist, als vorne.

Manche sehr platte Fische bieten dem Wasser eine, im Verhältniß zu der Masse, zu geringe Oberfläche dar, als daß sie sich im Wasser erheben könnten, ohne ihre Schwimmblase, vermöge welcher sie in die Höhe steigen, und mit der sie umgebenden Masse von Wasser ins Gleichgewicht setzen können. Denn nach den Versuchen der HH. Biot und De la Roche expandirt sich die Luft in der Schwimmblase, wenn der Fisch in die Höhe steigt, und kondensirt sich wieder, wenn er in die Tiefe sinkt.

Außerdem trägt die Blase auch durch ihre Elastizität dazu bey, die inneren Theile bey den raschen Seitenbewegungen des Thiers zu schützen. Zugleich vermehrt sie die Elastizität des Körpers, ohne sein Gewicht merklich zu vergrößern. Durch die in der Tiefe des Wassers zunehmende Dichtigkeit der Luft in der Schwimmblase wird zugleich Wärme entwickelt, deren vielleicht der Fisch in dieser Tiefe bedarf.

Mehrere Gattungen von Fischen, denen die Schwimmblase fehlt, können die Höhlungen ihres Leibes nach Bedürfniß mit Wasser anfüllen, und auf diese Weise den in der Höhe und in der Tiefe wechselnden Druck des Wassers ausgleichen. Nach Herrn Blainville (Annales du Musée. T. 18.) gehören dahin besonders das Geschlecht der Rochen und der Hayfische.

Zum Sprunge legt sich der Fisch auf die Seite, und biegt seinen Körper so, daß der Kopf höher als der Schwanz zu stehen kommt; wenn nun dieser gespannte Bogen, vermöge der Elastizität des Rückgrades losschnellt; so muß, da der Widerstand des Wassers hinten und unten (am Schwanz), stärker ist, als vorn und oben, der Körper, vermöge der aufsteigenden Centrifugalkraft, vorwärts und in die Höhe geschleudert werden.

Da das Schwimmen beym Menschen auf denselben Gesetzen beruht, wie bey den Fischen; so ist es nicht nöthig, weitläufig davon zu sprechen. Was im Bau des Menschen jenen Gesetzen widerspricht, muß er durch Kunst, durch die Schnelligkeit und den Kraftaufwand bey seinen Bewegungen ersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. December.

(Beschluß.)

Man hat so lange an der Existenz des Einhorn's gezweifelt, daß folgende Nachricht Interesse haben wird. Dies

für fabelhaft gehaltene Thier lebt in dem Inneren von Tibet, wo es den Einwohnern längst bekannt gewesen ist. In dem 47ten Stücke des Quarterly Review, welches gegen das Ende dieses Monats erschien, wird nachstehender Brief eingerückt. Der Major Latter, welcher in dem Lande des Rajah von Sikkim, auf dem ostwärts von Nipahl gelegenen Gebirge, ein Truppen-Kommando hatte, schreibt an den General-Adjutanten Nicol und dieser berichtet wieder an den General-Gouverneur Marquis von Hastings also: „Die Existenz des Einhorns ist so merkwürdig, daß ich erwähnen muß, wie die Sache zu meiner Kenntniß kam. In einem Tibetanischen die Namen verschiedener Thiere enthaltenden Manuscripte, das ich mir neulich aus dem Gebirge zuschicken ließ, wird das Einhorn denen Thieren beygerechnet, welche einen gespaltenen Huf haben, und heißt der einhörnige Tso'po. Als ich den Mann, der mir das Manuscript brachte, fragte, was für ein Thier dieß wäre, gab er mir gerade eine solche Beschreibung, wie man in den alten Schriftstellern vom Einhorn findet; er sagte, es sey in dem Innern von Tibet einheimisch, ungefähr von der Größe eine Tattuh (eines zwölf bis dreyzehn Faust, d. i. 48 bis 52 Zoll hohen Pferdes) und grimmig und äußerst wild; es werde niemals, oder nur sehr selten, lebendig gefangen, aber oft geschossen; und das Fleisch sey eßbar. Der Mann, (fährt Major Latter fort), welcher mir diese Nachricht gab, hat dergleichen Thiere oft gesehen und ihr Fleisch gegessen. Sie befinden sich heerdenweise beysammen, wie unsre wilde Büffel, und man erblickt sie oft an den Grenzen der großen Wüste, etwa dreyßig Tagereisen von Lassa, in der von den herumziehenden Tartarn bewohnten Gegend." Mit dem Briefe wurde eine Zeichnung des Einhorns eingesendet, welche der Bote aus dem Gedächtnisse machte; es hat einige Aehnlichkeit mit einem Pferde, aber der Huf ist gespalten; ein langes gekrümmtes Horn wächst aus der Stirn, und sein eberartiger Schwanz gleicht dem der fera monoceros wovon Plinius II. n. 8. 21. sagt: Ein sehr wildes Thier ist das Einhorn, am Leibe gleicht es einem Pferd, es hat den Kopf des Hirsches, die Füße des Elephanten, den Schwanz des Ebers; sein Gebrüll ist gewaltig; auf der Stirn hat es ein zwey Spannen langes, schwarzes Horn. Man sagt, daß dieses Thier sich nicht lebendig fangen lasse. Die Aehn-Aehnlichkeit ist gewiß sehr auffallend, weil es, wie das Einhorn der h. Schrift, heerdenweise angetroffen wird, und weil die übrigen Umstände der Beschreibung nicht passen, kann es offenbar nicht das Nashorn seyn, welches einzeln umherschweift. Ueberdieß werde das Nashorn Servo genannt und unter die Classe der Elephanten gesezt. Er fügt ferner hinzu, es könne auch das in Tibet wohlbekannte wilde Pferd nicht seyn, weil dieß auch einen andern Namen hat, und in dem erwähnten Manuscripte den Thieren beygezählt wird, welche keinen gespaltenen Huf haben. Latter beschließt den Brief mit der Versicherung, daß er an den Sachia Lama geschrieben und ihn ersucht habe, ihm eine vollkommene Haut des Einhorns mit Kopf, Horn und Hufen zu verschaffen; daß es aber lange Zeit dauern werde, ehe er sie erhalten könne, weil man diese Thiere nicht näher als dreyßig Tagereisen weit von Lassa antrafe. — Seit der Ankunft dieser Nachricht soll eine zweyte eingetroffen seyn, welche die Einschiffung eines lebenden nach England bestimmten Einhorns ankündigt. Man hat in Paris vielleicht nicht ganz mit Unrecht über englische Eifersüchteley auf französisches Verdienst in Literatur, Kunst und Industrie geklagt. Aber sie kann gewiß nicht den wahren Verehrern der Wissenschaften in England Schuld gegeben werden, wie man daraus sieht, daß the Board of Longitude bey dem berühmten französischen Uhrmacher Bequet einen schönen Chronometer für die Königliche Sternwarte zu Greenwich bestellt hat. Die Uhr wurde lezthin durch ein eignes von der Regierung dazu bestimmtes Schiff, Chamaeleon, aus Frankreich abgeholt und wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gebracht. — Die Secte der Methodisten vermehrt sich nicht nur außerordentlich in Großbritannien und Irland, sondern auch auf den Südsee-Inseln, wo sie bald eine solche Macht, wie ehemals die Jesuiten in Paraguay erlangen dürfte.

Paris, den 27. Dec. 1820.

(Fortsetzung M. s. Nr. 14.)

Der Familien-Einfluß bey den Gerichtshöfen, ist in den Departements so groß, daß die Vergehen, worin sie verwickelt sind, nicht in demselben Departemente können gerichtet, sondern vor ein entfernteres Gericht müssen gebracht werden. So war es bey dem über den Hauptmann Tulasne verhängten Kriminalprozesse der Fall; an einem Herbstabend 1819 sizt ein begüterter Notarius, und spielt in seinem Zimmer Karten mit zwey Nachbarn; die Frau hat sich aus dem Zimmer entfernt, als ob Haushaltungsgeschäfte anderswo ihre Gegenwart erheischten. Unterdessen schleicht sich ein verlarvter Unbekannter ins Haus, wird zwar von Jemand gesehen, aber nicht erkannt, öffnet halb die Thüre des Zimmers, erschießt den Notar mitten zwischen seinen beyden Nachbarn und verschwindet. Der Notar ruft aus: Elender, du hast mich erschossen! und athmet den lezten Hauch aus. Seine Frau tritt ins Zimmer, gibt nicht das geringste Zeichen von Bestürzung oder Bedauern von sich, und ihre ganze Besorgniß richtet sich auf einen kranken Hund, der in demselben Zimmer liegt. Das Haus des Notars war ein Landhaus; außer einem einzigen Bedienten hatte Niemand den Mörder gesehen; nur ein Kind im Hause sagte aus, er habe den Hauptmann Tulasne erkannt, welcher mit der Notarinn seit lange in geheimem Einverständnisse lebte, und schon mit ihrem Manne deshalb in blutigem Zanke verwickelt gewesen war. Der höchste Verdacht fiel also auf diesen ein Gut in der Nähe besitzenden Offizier; er wurde aber erst spät verhaftet und zwar mit der Notarinn. Da, wie gesagt, die Familie der Frau sowol als des Hauptmanns in der Gegend zu großes Ansehen hatten, als daß die Zeugen dadurch nicht hätten abgeschreckt werden sollen, freyes Zeugniß abzulegen, so wurde der Prozeß nach der Hauptstadt verlegt. Er erregte eine sehr lebhafte Neugier, und man drängte sich zu dem Gerichtssaale, um die Personen zu sehen, welche, ihres ausgezeichneten Standes ungeachtet, solch eines Verbrechens beschuldigt waren. Sonderbar war es, daß man schon vorhersagte, die Beklagten würden freygesprochen werden. Hätte man dieser Vorhersagung auf die Spur kommen können, so hätte man vielleicht sonderbare Entdeckungen in dem Gebiete der sogenannten Gerechtigkeit gemacht. Der Verdacht konnte jedoch nicht stärker seyn, als er es hier war, und alle Vermuthungen häuften sich wider die beyden Beklagten zusammen. Freylich fand sich kein einziges bestimmtes Zeugniß gegen sie vor, und kein Zeuge nannte den Thäter, sey es, weil keiner ihn kannte, sey es, weil keiner ihn zu nennen wagte. Der Königl. Anwald bestand darauf, die Notarinn und der Hauptmann sollten als des Mordes schuldig vom Gerichte verdammt werden, weil hier die größte moralische Gewißheit ihres Verbrechens vorhanden sey; die Geschwornen waren in ihrer Berathschlagung nicht dieser Meinung. Da kein einziges Zeugniß die beyden Beklagten als straffällig erwies, so wurden sie beyde losgesprochen, und sogleich in Freyheit gesezt. Nach der während der französischen Staatsverbesserung eingeführten Gesezgebung kann es zuweilen ereignen, daß ein Verbrecher der Gerechtigkeit entgeht, weil die Geschwornen nur nach bestimmten Beweisen urtheilen dürfen. Dieß ist freylich ein Uebel, allein dagegen wird einem größern vorgebeugt, demjenigen nämlich, daß ein Unschuldiger als strafbar könne gerichtet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 9.

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. Januar 1821.

Dramatische Dichtkunst.

Theater von August Klingemann. Dritter Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1820. XIV und 440 S. gr. 8.

Die dramatischen Werke Klingemanns zeugen einstimmig von einem sehr verständigen Bestreben, die Ansprüche der rechten Poesie an das Drama mit denen der deutschen Bühne, d. h. der deutschen Schauspieler und Zuschauer, zu vereinigen, oder mit anderen Worten: den dramatischen Gestaltungen seiner Muse nicht nur Bühnenfähigkeit, sondern auch Theatereffect zu geben. Mit den mannigfachen Erfahrungen, die er als Bühnenvorsteher zu machen Gelegenheit gehabt hat, war er ganz eigentlich dazu berufen, wie schwer auch immer diese Aufgabe seyn mag. Und mich dünkt, sie ist sehr schwer!

> Ich weiß wohl, was ihr wollt, und woll't euch leicht entzücken,
> Wenn nur, was ich nicht mag, mir einmal wollte glücken!

Das ist die Schwierigkeit für den wahren Dichter, auf welche die sogenannten beliebten Theaterdichter nie zu kommen, und daher feyern diese auf den Bretern alltäglich Triumphe über jene: kurze Triumphe allerdings, aber ihre Menge erfezt, was jedem einzelnen an Dauer abgeht. So hat besonders das prosaische (wenn schon häufig versificirte oder in jambischem Tacte geschriebene) Rührspiel der Tragödie im Geschmack der Theaterbesucher unendlichen Abbruch gethan, und es ist Klingemanns besonderes Verdienst, daß er diesem Feinde wiederum möglichsten Abbruch gethan hat durch zahlreiche Dramen tragischer Art, die oft nur den Titel der Tragödie dem verweichlichten Publikum zum Opfer brachten, und demselben stärkere Kost vorsezten, als Iffland, Kotzebue, die Frau von Weissenthurn u. a. m. in ihren Jahrküchen zu bereiten pflegten. Dieses Verdienst, welches der fruchtbare, im Reiche der Stoffe wohl bewanderte Dichter zu mehren im Stande ist, fordert die Kritik zu einer Prüfung seiner Werke auf, auch wenn sie nicht mehr, was man sagt, neu sind. Der vorliegende Band hat der geschäzten Sammlung drey derselben beygesellt.

I. Alfonso der Große,

König von Asturien, hatte seinen Sohn Garcias gefangen gesezt, weil er einen Bauer, der seiner Jagdlust bittend sich entgegenstellte, tödtlich niedergeritten hatte. Dessen Schwiegervater, Fernando Graf von Castilien, ein ehrgeiziger (getaufter) Maure, befreyt ihn mit Gewalt, und reizt ihn an, gegen den Vater rebellische Waffen zu ergreifen. Damit beginnt das Stück. Die Nachricht von der Empörung verwundet das Herz des Vaters bis zum Anfall von Irrsinn. Er entdeckt einen Versuch des Feindes, ihn zu vergiften; es ist ungewiß, ob Garcias oder Fernando den Giftmischer abgesendet, und Alfonso tödtet diesen auf der Stelle, um nicht von ihm zu hören, daß es Garcias gewesen. In einem kurzen Gespräch mit Elviren, der Gemahlin des Garcias, dringt sich ihm der Glaube auf, daß die Sendung von Fernando kam, und mit dem Ausruf:

> „O mein Gott!
> In der Verzweiflung ist noch Seeligkeit,
> Er hat es nicht gethan!“

sinkt er, am Schlusse des zweyten Aktes, ohnmächtig zu Boden. Im dritten Schlacht zwischen ihm und den Rebellen; Garcias wird gefangen, und nun beginnt in Alfonso ein heftiger Kampf der Vaterliebe mit der Königspflicht, den Sohn als Empörer zum Tode zu verdammen. Dieser innere Kampf, obwohl mit den stärksten, theatralischen Farben gemalt, scheint mir die schwächste Seite der Dichtung: denn ist er nicht weit mehr dichterisch willkührlich, als psychologisch nothwendig? Der König kann begnadigen, zumahl den Sohn, den fremder Ehrgeiz zum Verbrechen gegen ihn angereizt hatte. Und niemand kann diesen Umstand übersehen, selbst vor der Bühne nicht: denn — er thut es am Ende wirklich, und das macht, nachdem Fernando sich selbst getödtet hat, die glückliche Katastrophe der Tragödie, welche der V. ein „Schauspiel“ genannt hat. Die theatralisch wirksame Art, auf welche diese Katastrophe herbey geführt wird, verbessert nichts an der Sache. Die Königin Mutter bringt in dem Augenblicke, wo Alfonso das Todesurtheil ausgesprochen hat, und von neuem ohnmächtig niedergesunken ist, um sich bald wieder zu erholen, mit einer Schaar von Fernando's verwaistem Rebellenhau-

fen in den Pallast, um ihren Sohn zu retten. Garcias, der sein Verbrechen längst bereut, vor der Gerichtsscene schon mit dem Vater liebend sich versöhnt und der strengen Gerechtigkeit des Königs sich unterworfen hat, weigert sich, der Retterin zu folgen, und als sie mit Gewalt ihn aus der Gefahr zu reißen befiehlt, greift er nach einem Schwert, um selbst sein Todesurtheil an sich zu vollziehen. Jezt (und warum jezt erst?) fühlt Alfonso, daß er der Begnadigung würdig sey; er hört in einer Aeußerung des Knaben Pedro (seines Enkels) die Stimme Gottes, der dem Abraham das Opfer des Sohnes erläßt, weil er ihn bereit zum Gehorsam erfunden hat, und löst den locker verschlungenen Knoten mit dem Theaterstreiche:

„Dein König kann dich nicht retten, Jüngling!

(Indem er rasch die Krone nimmt und sie ihm aufs Haupt sezt.)

Ich bin's nicht mehr!"

War dieser Knoten nicht fester zu verschlingen? Ich sollte glauben. Garcias Empörung in ihrer Wirkung auf das Reich, und Alfonso's Verhältniß zu seinen Großen und zu seinem Volke, konnten ohne großen Aufwand von Erfindung so gestellt werden, daß die Ausübung des Begnadigungsrechtes in diesem Falle mit der Königspflicht, das Haupt einer Empörung zu strafen, praktisch völlig unvereinbar wurde, bis die hochherzige Unterwerfung des Prinzen die Großen und das Volk selbst gewann, und dieselben vermochte, den Vater zur Ausübung seines schönsten Königsrechtes aufzurufen. So wäre der vorhergehende lange Kampf in Alfonso's Brust wahrer, und ebendadurch — minder lang, minder ermüdend geworden. Die Liebe des Vaters zu seinem Sohne ist ihrer Natur nach zu stark gegen die trockne Theorie einer strengen Königspflicht; dieser Kampf erkältet daher für den tragischen Helden, in welchem er gekämpft wird, und es wäre vielleicht dramatisch zweckmäßiger gewesen, statt einer theoretischen, und selbst theoretisch nicht einmal unbedingten Pflicht, zu strafen, oder wenigstens mit derselben, eine äußere, politische Nothwendigkeit gegen die Gewalt der Vaterliebe in die Schranken zu führen.

II. Das Vehmgericht,

obwohl es der Dichter „ein dramatisches Gemählde" nennt, ist ebenfalls ein Trauerspiel, zwar höchst unglücklichen Ausgangs. Mich dünkt, es ist auch von unglücklicher Anlage in Hinsicht seiner Grundidee, wie poetisch auch diese gestaltet seyn mag. Der Held ist ein Freygraf der Vehme. Sein Weib hat aus Liebe zu ihm, und um ihn vom gewissen Tode zu erretten, ihren ersten, vom harten Vater ihr aufgedrungenen Gatten vergiften lassen. Er entdeckt es, und unter namenlosen Leiden seines liebenden Herzens tritt er vor dem heimlichen Gericht als Kläger gegen sie auf. Sie wird verurtheilt, hingerichtet, erscheint ihm auf Geheiß des (mit übernatürlichen Kräften begabten) Stuhlherrn entsühnt und verklärt, und er, nachdem er die schwerste der Proben bestanden hat, wird vom greisen Meister zu seinem würdigen Nachfolger ernannt. „Kühne Geister," sagt der V. im Vorbericht, „die (besser hier: welche) die höchste Idee eines Bundes aufzufassen vermögend sind, möchten schwerlich einen andern Schluß wünschen, als den, wodurch Adelheid's Tod Hugos Prüfung im lezten Grade abgiebt, deren Bestehen ihn zum Meister vom Stuhle einweihet." Diese höchste Idee des Vehmgerichts ist aber eine Verirrung der menschlichen Vermessenheit im Labrinthe mystischer Schwärmerey; sie kann ein gutes tragisches Werkzeug seyn, aber nie die moralische Grundidee einer guten Tragödie abgeben. Daher unfehlbar die genußleere Wirkung der Schrecknisse des Stücks, die an und für sich neben den Schrecknissen im Macbeth und Lear nicht eben zu schrecklich sind. Der ganze Apparat des heimlichen Gerichts wiegt den Schauder nicht auf, der bey Dunkans Ermordung und bey dem Händewaschen der Lady Macbeth uns durchrieselt; und doch hat dieser Schauder Reize, welche den Empfindungen, die hier erregt werden, gänzlich fehlen. „Die Erscheinung der verklärten Adelheid" fährt der Dichter fort, „hat die Poesie nicht weiter zu rechtfertigen. Der Epopte kann sie übrigens als Mysterie betrachten." Was gewinnt die Kunst bey dem möglichen Glauben des Epopten? Und was bezweckt die Poesie, die dramatisch-theatralische besonders, wenn sie das Vehmgericht, die Mißgeburt einer wilden, ordnungslosen Zeit, dergestalt idealisirt, daß es, als ein mystischer Ausfluß der Gerechtigkeit einer höhern Welt, mit seinen übernatürlichen Quellen in sichtbaren, übernatürlichen Wirkungen, zusammen zu hängen scheine? Freylich war das hier die einzige Möglichkeit, das durch die Begebenheit niedergedrückte Gemüth zu erheben; aber es ist in der Tragödie nicht gleichgültig, wohin es erhoben wird, ob zum Gefühl seiner rein sittlichen Freyheit, oder zur Schwärmerey für eine scheinbare Tugend, für eine mystisch ausgeschmückte Verirrung der zerrütteten, bürgerlichen Gesellschaft. Ueberdies wird das Vehmgericht hier so allmächtig geschildert, daß Hugo es für unmöglich halten muß, ohne Verlust des eignen Lebens demselben das Opfer zu unterschlagen, welchem schon ein anderer Freyschöffe auf der Spur ist; und so ist es nicht einmal Schwärmerey für die höchste Idee des Bundes, die ihn zur Anklage treibt. Ein Grund mehr, warum der endliche Sieg der menschlich-positiven (auf willkührlicher Menschensatzung beruhenden) Pflicht über die innigste eheliche Liebe hier dem Gemüthe so wenig Befriedigung darbietet.

Inzwischen giebt eine varians lectio S. 345 einen andern Schluß. Hugo vollzieht mit eigner Hand das Urtheil an der geliebten Gattin, und tödtet sich selbst, „dem Bunde treu, und treu dem Weibe." Das dürfte von besserer

Wirkung seyn; nur Schade, daß es in der Anlage des Ganzen nicht genügend vorbereitet, nicht benutzt worden ist, die überspannten, widernatürlichen Ansprüche des Bundes an die Menschennatur seiner Glieder in das gehässige Licht zu stellen, welches ihnen gebührt.

III. Oedipus und Jokasta,

frey nach Sophokles bearbeitet, ist unserm Dichter ungleich besser, als seinem Vorgänger Voltaire gelungen, weil er in der Hauptsache viel näher, als jener, seinem antiken Vorbilde sich angeschlossen, keinen Prinzen Philoctet von Euböa (so heißt bekanntlich bey Volt. ein vormaliger Anbeter der Jokasta) eingemischt, und so den Totaleindruck, welchen das griechische Meisterwerk zu machen geeignet ist, ungleich reiner bewahrt hat. Die Fabel des Originals ist wahrscheinlich nur der Minderzahl unserer Leser bekannt; hier ist sie.

Oedip hielt sich für den Sohn des Polybos von Korinth und der dorischen Merope. Bey der Schwelgerey eines Gastmahls schalt ihn ein Trunkener seines Vaters falschen Sohn, und dieser Vorwurf verwundete seinen Ehrgeiz so tief, daß er ohne der Eltern Wissen nach Pytho wanderte, den Apoll darüber zu befragen. Statt der Antwort ward ihm der Orakelspruch, daß er seiner Mutter Bett besteigen und der Mörder seines Vaters werden würde. Diesem Schicksal zu entgehen, floh er die Eltern; erschlug in der Aufwallung des Zorns einen ihm unbekannten Greis, der ihn mit Gewalt aus seiner Bahn verdrängen wollte; kam nach Theben, welches von dem räthselvollen Ungeheuer Sphynx verwüstet wurde, besiegte dasselbe, und erhielt als verheißenen Dank die Hand der Jokasta, der Wittwe des von einem Unbekannten auf der Reise erschlagenen Königs Lajus, mit welcher er Söhne und Töchter erzeugte. Die Kadmusstadt wird von der Pest verheert; dies giebt Veranlassung, das Orakel zu befragen, wie der Zorn der Götter abzuwenden sey, und die Antwort ist, daß man den Tod des Lajus an seinem Mörder rächen müsse. Diesen zu entdecken, befragt Oedip den Seher Tiresias, und erhält die Antwort, daß er, Oedip, **selbst** der Mörder sey. Er zieht Kreon, den Bruder der Jokasta, in den Verdacht, daß derselbe mit dem Zeichendeuter in arglistigem Bunde stehe; doch bald erfüllen ihn die Aeußerungen der Königin über den Ort und die Umstände von Lajus Untergang mit banger Besorgniß, welche noch durch das Geständniß derselben gesteigert wird, daß sie dem Lajus einen Sohn geboren, welchen derselbe drey Tage nach der Geburt mit zusammengeschnürten Füßen durch einen Hirten im Forste hab' aussetzen lassen, damit er umkommen und so den Orakelspruch Apollons, daß dieses Kind ihn einst tödten würde, Lügen strafen möchte. Ein Bote von Korinth bringt nun die Nachricht, daß Polybos gestorben, und daß Oedip nicht dessen Sohn, sondern ein Kind sey, welches er, der Bote mit zusammengeschnürten Füßen von einem Hirten empfangen, und der kinderlosen Merope übergeben habe. Der Hirt erscheint, wird von dem Boten erkannt, und das schreckliche Geheimniß ist enthüllt: Oedip ist Lajus Sohn, er hat den ungekannten Vater erschlagen, und mit seiner eignen Mutter Kinder gezeugt. Jokasta entflieht in ihr Gemach, Oedip sprengt die verschlossenen Thüren, findet sie erhenkt, und blendet sich mit dem Heft ihres Gewandes, um den Tag, den Schauplatz und die Folgen seiner Greuel nicht mehr zu sehen.

Diese furchtbare Schicksalsfabel erregt ein tragisch erschütterndes Grauen vor der geheimnißvollen Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit über die Ereignisse des menschlichen Lebens: vor einer Herrschaft, welche die menschlichen Leidenschaften, besonders die Begierde, hinter den Vorhang der Zukunft zu schauen, und die Furcht vor dem Uebel, welches der forschende Blick in jenen dunkeln Regionen zu erspähen glaubte, in ihren geheimen Diensten zu haben scheint. Diese Wirkung ist unabhängig von dem religiösen **Glauben** eines Volkes an die Untrüglichkeit der Orakelsprüche; der individuelle **Aberglaube** der handelnden Hauptpersonen reicht hin zur Auslegung des gewaltigen tragischen Hebels; und indem die Ereignisse diesem Aberglauben entsprechen, beweisen sie nicht seine Richtigkeit, sondern lediglich seine verderbliche Wirkung. Man darf voraussetzen, daß Sophokles den Orakelglauben für Aberglauben erkannte: denn er läßt ihn Jokasten, auch selbst den Oedip, dafür ansprechen, und die Erfüllung beyder delphischen Sprüche bewegt die Königin zu keinem Worte, welches eine Reue über ihren Unglauben verriethe. Auch Oedip läßt dergleichen nicht blicken in seinem Schmerze, und die Unglücklichen scheinen beyde zu fühlen, scheinen stillschweigend einzugestehen, daß es ihre (und des Lajus) **Furcht** vor dem angekündigten Unheil war, welche dasselbe **möglich** und **wirklich** machte. War dieses die Ansicht, welche der Dichter hegte, und die er durch das Medium des Gefühls im Zuschauer erwecken wollte, so hatt' er keineswegs die **Götter** wegen der grausamen Hartnäckigkeit zu rechtfertigen, womit sie ihre Beschlüsse vollstreckt zu haben scheinen konnten. Und in der That, wenn er das gewollt oder nach Kunstgesetzen gesollt hätte; so würd' ihn der Vorwurf treffen, einen wichtigen Umstand unbenutzt gelassen zu haben, den andere Dichter und Mythographen seiner Zeit und Vorzeit zu anderen Kunst-Zwecken erfunden oder von der Tradition entlehnt hatten. Euripides namentlich stellt in der Exposition der Phönizierinnen (der feindlichen Brüder des Racine) die Reihe von Greueln im Geschlecht der Labdakiden als eine Folge des Ungehorsams dar, welchen Lajus gegen den Willen der Götter begangen hatte. Jokasta lebte mit ihm kinderlos, da —

Geht er und fragt Apollon, und, mit Söhnen das
Verwaiste Haus zu segnen, flehet er den Gott.
Der sprach: O du, der rossetandigen Theber Fürst,
Verlange nicht nach Kindern. Das Geschick verbeuts:
Denn zeugst du einen Sohn! so tödtet dich dein Kind,
Und Blut auf Blut beflecket dein gesammtes Haus.
Doch er, von Wollust trunken und in Bakchos Wuth,
Zeugt einen Sohn, und als er nun das Kind erblickt,
Da, zitternd vor dem Fehltritt und des Gottes Spruch
Giebt er den Säugling (seinen Fuß mit spitzem Stahl
Durchbohret) Rinderhirten, ihn auf Hera's Au
Zu legen u. s. f.

Eben so stellt Aischylos die Sache in **Sieben gegen Theben** V. 730 f. Dreymal hat Apollon durch pythischen Spruch dem Lajus den Willen der dunklen Schicksalsmacht verkündiget, kinderlos zu bleiben; denn so nur werde er das Reich erretten. Er folgt aber dem gegentheiligen Rathe seiner Freunde, und zeugt den Oedip, der durch seine blutschänderisch erzeugten Söhne Eteokles und Polyneikes den zerstörenden Bruderkrieg über Theben bringt. Es ist gleichviel, ob Sophokles diesen Zug der großen tragischen Fabelkette von Kadmus bis auf Antigone als **gegeben** kannte, oder nicht; er wäre, wenn er seiner bedurft hätte, der Mann gewesen, ihn zu erfinden. Weniger noch scheint derjenige dessen zu bedürfen, welcher diesen Stoff für die Bühnen der Christenheit bearbeiten will, deren Zuschauern die Gerechtigkeit der griechischen Gottheiten weniger am Herzen liegt, als dem Theaterpublikum von Athen; und so dürfen wir mit Klingemann nicht darum rechten, daß er in seiner freyen Nachbildung des Sophokles diesen Zug nicht von Euripides und Aischylos entlehnte. Er hat genug gethan, daß er den Fehler Schiller's in der Braut von Messina vermied, wo die Götter mit allzutiefem Ernste der eigensüchtigen Grausamkeit in Vollstreckung ihrer Verkündigungen beschuldiget werden, und wo niemand ist, der ihre Gerechtigkeit mit der Einrede verträte, daß das Unglück des Hauses lediglich aus Isabellens abergläubiger Furcht davor entsprungen sey. Inzwischen liegt dem modernen Theaterpublikum immer der Irrthum nahe, von der Erfüllung einer prophetischen Andeutung auf eine unausweichliche Vorausbestimmung der entsprechenden Begebenheit zu schließen, so handgreiflich auch der Trugschluß für den geübten Logiker ist. Bey den Griechen, die vermöge der unter ihnen üblichen Erziehungsweise schon in früher Jugend durch die Elemente der Mathematik zum Scharfdenken angeleitet wurden, mag das anders gewesen seyn; dort mag selbst die Masse eines vollen Amphitheaters eingesehen haben, daß ein erfülltes Orakel keine starre Prädestination beweist, weil ja ein Orakelspruch auch **unerfüllt** bleiben kann: und dort also mag der Tragöd wohl guten Grund gehabt haben, mehr auf Befestigung des religiösen Volksglaubens an die pythischen Sprüche, als auf seine Entkräftung hinzuarbeiten. Ja es mag in Athen, wo die dramatischen Dichtungen vor ein Kunstgericht **staatsgewaltlicher** Art gestellt wurden, bedenklich gewesen seyn, das Ganze eines ernsten Drama so zu stellen, daß es durch seinen Schluß jenem Volksglauben direct und ausdrücklich zu widersprechen, und denselben untergraben zu wollen schiene. Darum vielleicht verbreitete Sophokles über seine eigne geläuterte Ansicht dieser Dinge den Schein, als ob der Ausgang die anfänglichen, aus dem Bedürfnisse des Trostes entspringenden Zweifel der Jokasta an der Glaubwürdigkeit der pythischen Sprüche Lügen strafen sollte; darum legte er nach der Enthüllung der vom Orakel vorausgesagten Greuel weder ihr noch dem Oedip das ausdrückliche Anerkenntniß in den Mund, daß sie durch ihren furchtsamen Glauben daran, und durch die Anwendung unrechtmäßiger Abwendungsmittel ihr Unglück selbst geschmiedet hätten; darum ließ er selbst den Chor, das Organ der zuschauenden, weisen Betrachtung, gerade **diese**, durch die ganze Fabel so nahe gelegte Betrachtung nicht in Worten aussprechen, sondern füllte vielmehr dessen Strophen mit Klagen über die rasche Wandelbarkeit menschlicher Glückszustände an, die zuletzt in den Gemeinplatz: nemo ante mortem beatus, auslaufen. Aber der moderne Dichter, welcher diesen antiken Stoff für **seine** Zeit bearbeitet, ist von dieser Rücksicht befreyt; er darf unbedenklich den Glauben der griechischen Helden als Aberglauben sich darstellen lassen, und die Kritik scheint von ihm verlangen zu können, daß er dieser Freyheit cum grano salis sich bediene, weil er dadurch den Vortheil erlangt, dem obengedachten Trugschluß' einer stumpfdenkenden Menge vorzubauen und das erotische Gewächs der antiken Schicksalsfabel mit seinen Wurzeln tiefer in den moralischen Boden der modernen Welt einzupflanzen. Für diesen möglichen Kunstzweck scheint mir Klingemann hier weniger gethan zu haben, als er in einer **freyen** Nachbildung des Griechen konnte.

Ein anderes Bedenken kommt mir, indem ich mir das Stück auf der deutschen Bühne denke, wegen der Zerfällung in fünf Aufzüge. Unsere Aufzüge sind **Unterbrechungen** der Gedanken und Empfindungen, welche der Dichter erregen will. Das waren die antiken Akte nicht, insofern der **Chor** die Zwischenakte ausfüllte, und so wenigstens die **Aufmerksamkeit** der Zuhörer fortwährend am Gegenstande festhielt. Den Chor, seiner Form nach, hat unser Dichter entfernt, und wie geschickt er auch immer den, **ohne** die Form noch brauchbaren, Inhalt in die Rollen zu vertheilen gewußt; so erhalten doch nun die Aufzüge einen Anschein von Willkührlichkeit, der meinem Gefühl nicht zusagen will. Wo der Vorhang fällt, da sollt' er immer auch etwas zu **bedecken** haben, wenn nicht eben ästhetisch nothwendiger, doch ästhetisch nützlicher Weise. Es sollte, mit anderen Worten, keinen Zwischenakt geben, wo nicht irgend etwas vorgegangen seyn muß, welches **sehen** zu lassen entweder unnütz oder zweckwidrig gewesen wäre. Das ist im Originale nicht der Fall. Kreon, Tiresias, der Bote von Korinth, der Hirt des Lajus und der (die Katastrophe erzählende) Diener des Hauses, deren successive Ankunft die Abschnitte der Handlung bildet, kommen immer an wie gerufen, ohne daß zwischen ihren Scenen irgend etwas außerhalb Vorgegangenes (mit alleiniger Ausnahme der außerhalb erfolgten Katastrophe) gedacht werden müßte, um die ganze Begebenheit in Raum und Zeit für die Phantasie als ein continuum eng zusammen zu halten. Dieß verstärkt die Wirkung der Enthüllung auf das Gemüth; die Zerfällung in Aufzüge, welche Klingemann **dramaturgisch** blos durch das Rufenlassen der nöthigen Zeugen zu motiviren gewußt hat, schwächt dieselbe. Kurz, sobald ich mir aus dem Oedip des Sophokles den Chor wegdenke, möcht' ich ihn lieber in **Einem** Aufzuge sehen, so wie ich Werner's Februar nicht in zweyen oder gar mehreren möchte; und **ohne** den Chor würde der Oedip eben so kurz, vielleicht noch kürzer seyn können, als dieses moderne Schicksalsspiel, das mit seiner, in der Zeitfolge wie im Raume eng concentrirten Kraft so gewaltig auf empfängliche Gemüther wirkt.

Diese Zweifel nehme jedoch der Dichter nicht für **Tadel**: sie stehen blos hier, weil es der Kunst nützen kann, daß sie geprüft werden, gleichviel ob sie in der Prüfung bestehen oder fallen.

Müllner.

Nro. 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Januar 1821.

Nord oder Süd! wenn nur im warmen Busen,
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Ein Göttergleicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden.
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht.

Lappe.

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

(Fortsetzung.)

Die Stelle, bey der sie am See anlangten, war nicht die rechte, und sie zogen daher dessen nördlichen Ufer entlang, bis sie am Abend zu einer Anzahl unbeweglicher, von Rohr und Bambus erbaueten Hütten kamen, welche den Or Shébets gehörten und El Sharrag genannt wurden. Die Landschaft umher bestand aus einem weichen sandigen Boden, mit wenig Holz. Sie trug viele niedrige Sträucher, und am Ufer standen hohe Bäume mit hohem Stamme und einer Krone an der Spitze, etwa wie ein Kokosnußbaum, nur höher.

Der Zug der Karavane war vom Anfang bis zum Ende ziemlich ebenmäßig in einer Richtung fortgegangen, ausgenommen, wo ein Berg oder Fluß im Wege lag; sobald aber das Hinderniß vorüber war, nahm er wieder die erste Richtung. Scott hatte kein anderes Mittel, um über dieselbe zu urtheilen, als die Sonne, und darnach meint er, daß solche anfangs etwas gegen S. O. ging, sich allmählig aber mehr gegen S. wandte.

Sie wanderten jeden Tag, ausgenommen drey Tage, welche sie im Walde zubrachten, nachdem sie jene drey Männer durch den Tiger verloren hatten. Der erste war ein Ruhetag, am zweyten begruben sie die Todten und am dritten bedeckten sie die Gräber mit Steinen, um solche gegen wilde Thiere zu sichern. Zuweilen, wenn die Hitze sehr groß war, hielten sie schon gegen zwey oder drey Uhr an. Nach Scott's Schätzung legten sie meistens 20 M. und selten unter 15 M. des Tages zurück.

Auf der ganzen Reise kamen sie zu keiner unbeweglichen Hütte oder sonstige festen Wohnung, bis sie den See erreicht hatten; auch zu keinem hohen Berge, oder großen Flusse, der sich nicht durchwaten ließ. Von den Horden, welchen sie begegneten, sprachen einige nebst dem Arabischen, das Scott nun ziemlich wohl zu verstehen anfing, noch eine andere Sprache.

Auf der Reise ritt jeder wechselsweise auf den Kameelen; die Weiber und Kinder thaten es oft: und auch Scott war es zuweilen gestattet. Seine vorzügliche Beschäftigung war bey seines Herrn Heerde, wobey ihm eine von dessen Töchtern half; des Nachts musste er Gerste zwischen zwey flachen Steinen zermalmen. Die Araber aßen sehr wenig, und er bekam noch weniger. Seine Füße und Beine waren durch den heißen Sand mit Blasen bedeckt, für den kleinsten Fehler wurde er unbarmherzig geprügelt, besonders wenn er des Morgens etwas lange schlief. Es fehlte ihnen oft an Wasser; am meisten aber litten sie in der Nähe der Salz- und Schwefelminen, wo sie Tagelang keines hatten. Sie nahmen alsdann zu der Milch der Ziegen und Kameele ihre Zuflucht, und behalfen sich öfters mit dem Urin der Lezteren, oder auch mit dem Wasser, welches sie im Magen der verreckten fanden. Der Urin dieses Thieres wird sonst auch

als Reinigungsmittel gebraucht. Man nimmt solchen gewöhnlich drey Morgen hintereinander, und er wirkt sehr auf den Magen. Die Araber essen im Allgemeinen nur einmal des Tages, und zwar nach Sonnenuntergang. Ihr gewöhnliches Mahl bestand aus Ziegenmilch und einem dicken Gerstenmehlbrey; fehlte es ihnen aber an Getreide, so tranken sie Ziegen- und Kameel-Milch, und aßen das Fleisch des lezteren, gleichviel ob es verreckt oder vorsätzlich geschlachtet war. Zuweilen verschlangen sie sogar die zähe und dicke Haut dieses Thieres. Zuerst wird solche zwischen zwey Steinen dünn geklopft, und dann geröstet, das Leztere geschieht sehr schnell. Ein großes Feuer von Holz wird auf dem Boden angezündet, und die Haut oder alles andere Fleisch, welches sie braten wollen, wird mit glühenden Kohlen und dem heißen Sand bedeckt, bis es gar ist, worauf es, ohne besondere Rücksicht auf den daran haftenden Sand, verschlungen wird. Zuweilen essen die Araber auch Heuschrecken, welche auf gleiche Weise zubereitet werden.

Die Herden wurden zu El-Sharrag unter der Aufsicht von zwey Personen aus jeder Familie zurückgelassen, und ein großes Boot gemiethet, um den übrigen Theil der Horde über den See zu führen. Dieses Boot war sehr lang, von rothem, dem Mahagony ähnlichen Holze, und ohne alles Eisen erbaut, selbst das Steuerruder mit Stroh- oder Grasseilen befestigt. Das Boot, worin sich Scott mit ungefähr achtzig von seiner Horde befand, ward von einem Araber von dunklerer Farbe befehligt, es war von sechs Negern bemannt, deren es vielezu El Sharrag gab, und welche Scott, aus der übeln Behandlung schließend, die sie erfuhren, für Sklaven hielt. Es fuhr bey Sonnenaufgang ab, und ward von sechs Rudern in dem Maßstabe von ungefähr zwey Meilen die Stunde, bis ein wenig vor Sonnenuntergang vorwärts gearbeitet. Die Ruder waren kurz und schwerfällig; die Neger saßen zwey auf einer Bank, mit den Gesichtern gegen den Hintertheil des Bootes gerichtet, und ruderten mit kurzen und schnellen Schlägen, wobey sie jedesmal den Körper erhoben. Sie ruheten ungefähr achtmal im Tage jedesmal zwischen zehn und funfzehn Minuten. Kurz vor Sonnenuntergang ließen sie einen schweren Stein mit ungefähr zwanzig Klafter Tau, als Anker hinab, und das Boot blieb die ganze Nacht durch liegen. Bey Sonnenaufgang lichteten sie wieder den Anker und fuhren wie am vorigen Tage bis gegen Sonnenuntergang, wo sie ihn wieder fallen ließen. Am dritten Tage erst gegen zwey Uhr des Nachmittags erreichten sie das entgegengesezte Ufer, am Fuße der obenerwähnten zwey Berge, in der Landschaft El Hezib, gegen welche ihr Lauf beständig gerichtet war. Der Name des Sees ist Bahar Tieb. (Nach Scott heißt Bahar ein schiffbares Wasser, und Tieb oder Ti-eb, frisch, daher dieser Name Frischwasser-See, nach M. Rennell Park's Dibbie oder dunkle See.) Die größte Länge dieses Sees, meint Scott, erstrecke sich von N. O. gegen S. W. Als er sich auf demselben befand konnte er nach beyden Richtungen hin kein Ende davon sehen, und man sagte ihm, er erstrecke sich nach Beyden sehr weit. Die Breite mochte an der Stelle, wo sie überfuhren, und welche die engste zu seyn schien, nach der Zeit zu urtheilen, die sie auf der Ueberfahrt verwandt, an sechszig Meilen betragen.

(Der Beschluß folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Vom Fluge — die Brust der Vögel.

Da der Brustkasten der Vögel, außer der Lunge, dem Herzen und den übrigen Brusteingeweiden auch eine große Anzahl von Luftzellen enthält, die sich sehr ausdehnen können; so ist er im Verhältniß viel geräumiger als derjenige der Säugethiere.

Die übrigens unbewegliche Wirbelsäule scheint doch da, wo die Lendenwirbel an die Rückenwirbel gränzen einige Beweglichkeit zu besitzen. Da an den Rippen und dem Brustbein beym Vogel sich die Muskeln befestigen, die zur Bewegung der Flügel dienen, so ist die Festigkeit dieser Theile dadurch vermehrt, daß die Rippen ganz aus Knochen bestehen, und nicht wie bey den Säugethieren nur durch Knorpeln mit dem Brustbein verbunden sind; nach hinten sind die Rippen überdieß durch eigene Fortsätze, die besonders von den mittleren Rippen nach oben und hinten sich erstrecken, mit einander enger verbunden, zugleich dient dieser Bau dazu, die Ausdehnung des Brustkastens, wovon unten die Rede seyn wird, gleichmäßiger zu machen. Der ganze Bau des Brustbeins, die starke Hervorragung desselben, sein zellulöser Bau, dient dazu, den starken Brustmuskeln einen gehörigen Befestigungspunkt zu geben, und doch die Schwere des Körpers möglichst wenig zu vermehren; hiemit stimmt auch der Bau des kurzen dicken Schlüsselbeins überein.

Die Intensität der Bewegungen wird noch sehr vermehrt durch die große Elastizität dieser Theile und besonders des gabelförmigen Knochens, der sich bey den meisten Vögeln findet, und des obern Flügelknochens.

Zur Bewegung der Flügel dienen besonders der große und der kleine Brustmuskel.

Der große Brustmuskel sezt sich an dem Kamm des Brustbeins, dem gabelförmigen Knochen und den untern Rippen fest; während seine breite und starke Sehne sich am Flügelknochen befestigt. Er zieht, wenn er den festen Punkt am Brustbein nimmt, den Flügel nach außen, nach unten

und hinten, oder wenn er den festen Punkt am Flügelknochen nimmt, so dehnt er den Brustkasten aus. Der kleine Brustmuskel, welcher unter dem großen liegt, und dessen Sehne sich innerhalb des Stützpunktes an den obern Flügelknochen ansezt, hebt den Flügel in die Höhe, in Verbindung mit den Muskeln der Schulter. Zugleich bringt er die beyden Schultergelenke näher, und nähert auch das Brustbein der Wirbelsäule, wodurch der Brustkasten enger und die in den Luftzellen befindliche Luft dichter wird.

Die Flügel.

Die Schwungfedern sind ganz geeignet, die Luft beym Aufheben des Flügels nach oben und vorne leicht zu vertheilen, und dagegen bey der Bewegung nach unten und hinten sie zurückzuhalten. Ihre obere Seite ist konvex, ihre untere konkav, und eben so verhält es sich bey den einzelnen Bartfederchen. An der vordern Seite der Schwungfeder ist der Bart dichter und kürzer, als an der hintern, weil diese Seite die Luft besonders leicht durchschneiden muß.

An der vorderen Seite sind die Flügel am schwersten und dichtesten; sie sind besonders da, wo die Schwungfedern festsitzen, mit einer großen Anzahl elastischer Bänder versehen, wodurch das Schließen der Flügel hauptsächlich bewirkt wird. So wie im Kleinen die Schwungfedern, so ist im Ganzen der Flügel oben konvex, unten konkav; vorne dicht und fest, hinten leicht und lose. Hieraus geht hervor, daß der Widerstand der Luft gegen die Flügel viel größer seyn muß, als gegen den übrigen Körper, daß also bey der Bewegung von oben nach unten, sie der Stützpunkt des Körpers werden, und diesen erheben. Ihr oben berührter Bau macht es ihnen möglich, nun von unten nach oben rasch die Luft zu durchschneiden, wobey dann der Körper den Flügeln als Stützpunkt dient, und ehe der Körper sich dann wieder gesenkt hat, ihn durch eine neue Bewegung von oben nach unten und hinten wieder zu heben, und vorwärts zu treiben, und so fort. Der Widerstand der Luft wird noch dadurch vermehrt, daß die untere Seite der Flügel eine größere Oberfläche darbietet als die obere, indem die einzelnen Federn und Bartfederchen eine unendliche Menge kleiner Rinnen oder Zellchen bilden. Da die Flügelknochen sich am vordern Rande der Flügel befinden, und dadurch zu seiner größeren Schwere beytragen, so erleichtert auch dieß die Bewegung nach oben und vorne, und vermehrt die Wirkung der aufsteigenden Centrifugalkraft beym Aufschlagen der Flügel.

Dasselbe Verhältniß des vordern Randes der Flügel zu dem ganzen Flügel findet auch bey den Fledermäusen statt.

Die Flügelhaut der Fledermäuse bildet im ausgespannten Zustand eine große Menge von kleinen Falten die sich von vorne nach hinten erstrecken, und dieselben Dienste leisten, wie die kleinen Rinnen oder Zellen an der untern Seite der Flügel der Vögel. Außerdem schlägt sich der Theil der Flügelhaut, welche die nach vorne gerichtete Ecke der Flügelknochen ausfüllt, und sich vom Ende des Handgelenks bis nach der Schulter erstreckt, im ausgestreckten Zustand stark nach unten um, so daß sie eine oben gewölbte, unten konkave Gestalt annimmt, und den Widerstand sehr vermehrt.

Auch bey manchen Insekten sind die Flügel mit vielen der Länge nach laufenden Falten versehen, um den Widerstand der Luft zu vermehren. Zum gleichen Zwecke dienen die kleinen harten Haare oder Stacheln, die sich an der untern Seite der Flügel mancher Gattung von Insekten, zum Theil am Rande der oben berührten Falten finden. Da sie rückwärts gerichtet sind, so halten sie die Luft auf bey der Bewegung des Flügels von vorne nach hinten, und lassen sie hingegen leicht durchstreichen beym Aufheben der Flügel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im Januar.

Mad. Stich hat uns mit Ruhm gekrönt, und ich glaube, nicht minder mit Händen voll des edlen ungarischen Metalls, verlassen. Sie und ihr Mann traten überhaupt in drey und fünfzig Rollen auf, worunter jedoch mehrere Wiederholungen zu rechnen sind. Die Gastspielerinn gab nämlich Donna Diana, ihre erste und lezte Darstellung, dreymal, das Mädchen von Marienburg eben so oft, Shakspears Julie, fünf- und die Jungfrau von Orleans achtmal. Dieses Stück wurde während ihres Hierseyns neu in die Scene gesezt. Als ihre gelungensten kann man D. Diana, Chatinka, Julie, Aeglisth und Johanna d'Arc ansehen; die verfehlteste war Ophelia. Was die zuerst genannte Darstellung betrifft, so erwarb sie in den ersten beyden Akten volles Lob; im dritten überschritt sie die Gränze des Lustspiels, gerieth in eine zu hoch gespannte tragische Stimmung und der Ton war zu scharf. In der langen Reihe von Gästen, die während des verflossenen Sommers bis hieher auf dem k. k. Hoftheater für das rezitirende Schauspiel sich einfanden, hat, mit Ausnahme des wackern Künstlers Anschütz aus Breslau, keiner den Enthusiasmus unsers Publikums in einem so hohen Grad erregt, und wie billig, wurde auch hier dem zarteren Geschlecht der Vorrang zugestanden. Eine jugendlich blühende, emporstrebende Gestalt, ein klangreiches, umfassendes Organ, kräftige Darstellungsweise — solche Vorzüge können ihre Wirkung nicht verfehlen. Daß aber einige Rezensenten in ihrem Enthusiasmus zu weit gingen, und die kritische Feder mit dem poetischen Kiel verwechselten, ja die Darstellerin höher stellten, als sie selbst es je zuvor sich träumen ließ, und sie dadurch in Gefahr brachten, ein Opfer des in Paris so sehr gefürchteten Ridicül's zu werden, ist ausgemacht; worüber es zwischen den Ultra's und den Gemäßigten bey einem Haar zum Krieg gekommen wäre. Mad. Stich findet übrigens in der höheren Tragödie ihren angemessensten Wirkungskreis, aber auch hier tritt die Heroin fast immer vor der zarten Weiblichkeit hervor; im Lustspiele bewegt sie sich zu abgemessen und mit Ungemächlichkeit, wiewol man ihr im Ganzen ein schönes Maaß zusammenwirkender Bewegungen nicht absprechen darf, auch äußert sie mehr Takt und Beurtheilungskraft, als Empfänglichkeit, und zur Höhe der Begeisterung schwingt sie sich fast nie empor, welches ihre Darstellung der Jungfrau von Orleans am entschiedensten erwies. Im Fache der tragischen Liebhaberinnen haben wir

keine Schauspielerin, die ihr den Preis streitig machen könnte; die hochtragischen Charakter-Rollen fordern aber und die Anstands-Charaktere des feineren Lustspiels werden durch Künstlerinnen versehen, (die geniale Schröder und die anmuthsvolle Löwe), in deren Mitte sich die Gastspielerin aus Berlin mit allem Rechte selbst gefallen darf.

Herr Stich zeigte sich als ein brauchbarer und gewandter Darsteller im Lustspiel; Anstand und Mäßigung charakterisiren sein Benehmen auf der Bühne. Organ und Artikulation — jenes steht immer zu hoch, diese ist zu gedehnt — sind ihm hinderlich. Anfangs sprach er weniger an, in der Folge mehr und mehr. Seine gelungneren Rollen waren Perin (in D. Diana) Diethelm, (im Schreibepult) und Langers (in: Welcher ist der Bräutigam). Anfangs war die Rede von wirksamen Unterhandlungen mit diesen Gastspielern laut und fast allgemein; jezt ist das Gerücht verklungen. Hr. und Mad. Anschütz aus Breslau werden dagegen als engagirte Mitglieder zu Ostern unfehlbar wieder eintreffen.

Mit gleichem Enthusiasmus, wie auf dem Hoftheater die Stich, wurde im Schauspielhause an der Wien die Sängerinn Metzger aus München aufgenommen. Sie musste der Aufforderung zur Rückkehr nachgeben und die Reihe ihrer Gastrollen abkürzen, so daß die neueinstudierte Oper Mahomed, vom Kapellmeister Winter, worin sie noch aufzutreten gedachte, nicht mehr gegeben werden konnte. Den größten und bleibendsten Eindruck machte sie in der alten einfachen und gesangreichen Oper von Paesiello: die schöne Müllerin. Dem heutigen Geschmack wollte diese Composition freylich nicht mehr ansprechen, doch der unbefangene Charakter (wiewohl dieses nur im Sinne der italienischen Opern-Naivität zu nehmen ist) und der ausdrucksvolle, melodische Gesang sagten der Sängerinn vorzüglich zu, deren einschmeichelndes, die wärmste Theilnahme erregendes Talent auch dem veralteten Werke neuen Beyfall gewann. Diese Oper wurde fünfmal wiederholt, und nach ihrem zweyten Konzert, welches die Sängerin als ihre lezte Leistung angekündigt hatte, musste sie, dem allgemeinen, stürmischen Aufruf nachzugeben, noch einmal als Röschen auftreten. Das unterbrochene Opferfest, worin sie die Myrrha unter der Orchesterleitung des Tonsetzers, ihres würdigen Meisters, sang, wurde nur zweymal gegeben. Mlle. Metzger erhielt zwar vielen Beyfall in einzelnen Parthieen, doch fanden die Kenner ihre Verzierungen zu überladen, und das Bestreben zu glänzen, was sich im Vortrag der gefühlvollen Arie: „Ich war, wenn ich erwachte" — am merklichsten aussprach, wirkte nachtheilig, mehr aber noch die mangelhafte Unterstützung auf der Bühne, wo im Kreise der Mitwirkenden kaum Einer auf dem rechten Platze stand.

Auch der treffliche Sänger Wild, Deutschlands erster Tenorsänger, ist mit Anfange des Jahres in seine stille, reizende Heimath zurückgekehrt; gleich dem lieblichen Sänger des Haines, der sich im Winter in ein geräuschvolles, glänzendes Gemach verirrt, und schnell wieder entschwebt in die heitre Region des Waldes und der Lüfte. Aber ich weiß es wohl, dieses Gleichniß paßt nicht ganz, denn Wild bleibt gewiß mit dankbarem Herzen der glänzenden Kaiserstadt ergeben, dessen Tonkunst liebendes Publikum seinem vormaligen Liebling einen Empfang gewährte, wie er selbst, aus andern Rücksichten, ihn schwerlich ahnen mochte. Er hatte Verlängerung seines Urlaubs erwartet, aber dringender Umstände wegen nicht erhalten. Seine lezte Gastrolle war Jokonde, den er zum drittenmale sang. Wer kann ihn auch die Arie: „Der ersten Liebe Zauberkraft" rc. ohne tief durchglühende Sehnsucht zu empfinden, singen hören? Seine höheren Töne sind unsicher geworden, die Mittelstimme aber kräftiger und fester, sein Vortrag gediegener, sein Geschmack noch ausgebildeter, und selbst als Schauspieler hat er bessre Haltung, mehr Routine gewonnen. Den höchsten Preis gestanden ihm die Kenner in der Oper Semiramis zu, wo er alle Forderungen der dramatisch-musikalischen Deklamation erfüllte. Sein Tenor kann hinsichtlich der Wirkung mit der Stimme der Catalani verglichen werden: Der erste Ton entführt die Seele, und läßt sie mit dem lezten nur aus seinem Zauberkreis entschlüpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, den 27. December 1822.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiger Schritt der französischen Regierung ist, daß nun endlich auch einer der Verbrecher, die sich im Jahr 1815 durch ihre an den Protestanten des Gard-Departements verübten Greuel furchtbar gemacht haben, gerichtet und verdammt worden ist. Bey der jezt die Oberhand habenden Parthey war es wahrlich nicht zu erwarten, daß diese Verbrechen, die sie stets bemäntelt hat, jezt noch würden untersucht werden. Ihr Betragen in dieser traurigen Angelegenheit zeigt, wozu der Partheygeist verleiten kann. Als ein freysinniger und muthvoller Deputirter, Herr D'Argenson, zuerst die Verbrechen einiger fanatischen Katholiken im Gard-Departemente zur Sprache brachte, so überschrieen die Ultras seine Stimme, und waren so kühn, ihn zur Ordnung rufen zu lassen. Allein späterhin, als die Freysinnigen in der Deputirtenkammer in größerer Anzahl vorhanden waren, und die Ultras sie nicht mehr überschreyen konnten, kamen alle Grausamkeiten jener Verfolgung ans Tageslicht. Der Schwiegervater des Ministers, Graf St. Aulaire, Deputirter des Gard-Departements trug das Meiste dazu bey, sie bekannt zu machen, und die Regierung konnte nun nicht mehr umhin, doch endlich die Verbrecher vor Gericht zu ziehen; einer wurde zum Tode, die andren lebenslänglich zu den Galeeren verdammt. Der Haupt-Anführer aber war noch unter dem Einflusse mächtiger Beschützer freygesprochen worden, und geht jezt ungestört zu Nismes unter den Familien umher, die er ihrer Väter, Brüder, Söhne beraubt hat. Seitdem die jezige Partey wieder das Uebergewicht bekommen haben, genießen auch die Protestanten-Verfolger wieder Schutz und Schirm. Clausel de Coussergues in seiner berüchtigten Anklagsschrift wider Graf Decazes, ergreift beynahe offenbar ihre Vertheidigung, wenigstens beschönigt er ihr Betragen so, als ob jene Verfolger blos ihre zuvor von den Protestanten verfolgten Familien hätten rächen wollen, und also blos aus allzugroßer Vater- oder Bruder-Liebe gehandelt hätten; und wenn zuweilen die liberalen Blätter jene gehässigen Verfolgungen wieder in Erinnerung bringen, um vor neuen zu warnen, so sind die Ultra-Blätter gleich bey der Hand und schreyen über Verläumdung, Uebertreibung u. s. w. Daß die Liberalen aber nichts übertrieben haben, ist aus dem so eben über einen jener Protestanten-Mörder, Namens Lavie, verhängtem Gerichte deutlich hervorgegangen. Die Wittwen und Waisen der von diesem Bösewichte ermordeten Protestanten sind bey seinem Anblicke ohnmächtig darnieder gesunken; solch eine Wirkung hat noch vor Gericht die Anwesenheit dieses fanatischen Verbrechers auf sie hervorgebracht. Die Regierung muß gefühlt haben, daß es doch zu arg wäre, wenn Bösewichter, die den Namen des Königs bey ihren Verbrechen mißbraucht haben, ungestraft einherwandelten, unter dem Schutze einer Parthey. Eine solche Nachgiebigkeit könnte die Regierung selbst in Gefahr bringen. Die Ultra-Blätter haben über das Todesurtheil Lavie's keine Bemerkung verlauten lassen; es muß die Protestanten im Gard-Departemente sehr beruhigen, da sie doch nunmehr sehen, daß die Gerechtigkeit nicht ganz unthätig ist, um sie vor neuen Verfolgungen zu schützen, die sie stets zu befürchten hatten; denn das Uebergewicht der jezigen Machthaber ist keineswegs dazu geeignet, sie zu beruhigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Monats-Register Januar.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unserer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserem bisherigen Bestreben, dem Morgenblatt jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . 3 fl.

Für diesen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen

Der Königin Maria Stuart diamantnes Kreuz. A. d. Engl. 30. 31. 33. 34.

Länder- und Völkerkunde.

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste. (Beschl.) 29. 34.
Die Schlangenbanner in der Barbarey. A. d. Engl. 32.
Neue Brücke in Indien. 33.
Der Hammer auf Bornholm. 37. 38. 40. 41. 42. 43.
Neue Akademie in Granada. 45.
Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien. 45. 46. 47. 49.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien. 28. 33.
Miszellen. 28. 31. 34. 36. 41. 43. 50.
Sonderbarer Brauch. 29.
Betrachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere. A. d. Fr. (Beschl.) 30. 31.
Ueber Pferderennen und Pferdezucht. 35.
Von der ersten Benutzung der Dämpfe zu mechanischen Zwecken. 36.
Taubstumme. 37.
Die Grabstätte. A. d. Fr. 39.
Musikalisches Fest in Birmingham. A. d. Engl. 46.
Letzte Befehl. König Heinrich des IV. von Frankreich, nach der Schlacht von Ivry. 51.

Biographie.

Richard Lowell Edgeworths Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. A. d. Engl. 39. 40. 42. 44. 50.

Geschichte des Grafen von Bnquoy. A. d. Fr. Von Amalie Schoppe. 45. 46. 48. 49. 51.

Erzählungen.

Tristan von Leon. 28. 29. 32. 33.
Emmy. Von Adrian. 35. 36. 38. 39. 40. 42. 44.
Die Engelsköpfchen. Von Fr. Laun. 47. 48. 50.

Gedichte.

Die Zeiten. Von Angilbert. 30.
Räthsel. Der 29ste Februar 1796. 30.
Das Veilchen. Nach Walter Scott. Adrian. 33.
Laocoon. 35.
Charade. Glückseelig Neujahr. 36.
Die Weihe. 38.
Das stumme Kind. Von Gubitz. 41.
Charade. Hering. 42.
Liebes-Freyheit. Schnabel. 43.
An mein Blümchen im Spätherbst. Moll. 44.
Liebesklage. A. d. Spanischen. A. Huber. 48.
Charade. Martin Luther. 48.
Iskafoffs Tod. A. d. Russ. Von Maltitz. 51.

Korrespondenz.

Brasilien. 34. Berlin. 24. Carlsruhe. 32. Dresden. 38. Frankfurt. 42. 43. Italien. 51. London. 32. 33. 37. 40. 45. 46. 48. 50. Leipzig. 35. 36. Mosul. 44. Paris. 29. 31. 32. 39. 46. 47. 51. Rom. 28. 41. 45. Schweiz. 30. 31. 47. 48. Wien. 28. 29. 30. 37. 40. 41. 44.

Kunst-Blatt.

Nro. 10.

Sonett. Nach Mich. Ang. Buonarroti, von Adrian. — Ueber ein Gemälde von Peter Perugino in der k. Gallerie zu München. Vom Professor Speth. — Straßburg. Von — der. — Nachrichten aus Paris.

Nro. 11.

Ist der vortreffliche Maler Hans Hemling in Konstanz geboren? Von S. B. — Ueber die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey. (Forts.)

Nro. 12.

Ueber die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey. (Beschl.) Von C. F. Freyh. v. Rumohr. — Nachrichten aus Frankreich.

Nro. 13.

Ueber einige der neuesten lithographirten Blätter aus Stuttgart. Vom Professor Speth. — Neue Kupferstiche. 1. Die heilige Jungfrau mit dem Schmetterling nach Raphael, gest. von F. Pavon. 6 fl. 2. Mater amabilis. Nach demselben, gest. von Caronni. 4 fl. 30 kr. Von — der. — Berichtigung. Von — der. — Rom. — Statue des Sardanapalos oder indischen Bacchus.

Nro. 14.

Mannichfaltiges aus Paris.

Nro. 15.

Mannichfaltiges aus Paris. (Bschl.) Von P. A. — La Metropolitana Fiorentina illustrata. Firenze presso Giuseppe Molini et Comp. 1820. VII und 78 S. in gr. 4. mit 38 Kupfertafeln. Von S. — Lettre à Mr. le Baron Silvestre de Sacy, par Mr. l'abbé Reinaud, sur la collection de monumens orientaux de Mr. le comte de Blacas. Paris impr. et libr. de Firmin Didot. 1 Blatt in 8. — Neue englische Werke.

Nro. 16.

Ueber den Apollon des Kanachos. Von K. O. Müller.

Nro. 17.

Werke der Baukunst in Florenz, im Jahr 1820. Von Antonio Benci. — Neue lithographische Blätter. Von — der. — Kupferstichpreise. Von — der. — Mailand. Il Museo Chiaramonti, descritto ed illustrato da Filippo Aurelio Visconti e Giuseppe Antonio Guattani. — Nachricht aus Breslau. Von Bg. — Rom.

Literatur-Blatt.

Nro. 10.

Taschen-Literatur. Das Becker'sche Vergnügen. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. Oktober. 1820. — Neueste Bibliographie Italiens. August 1820. (Forts.)

Nro. 11.

Periodische Literatur. I. Historisch-genealogischer Kalender auf das Gemein-Jahr 1821. Mit Kupfern. Herausgegeben von der Kön. Preuß. Kalender-Deputation 242, 104 und 66 S. kl. 8. — II. Berlinischer Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1821. Mit Kupfern. Herausgegeben von der K. P. Kalender-Deputation. — Strickbeutel-Literatur. I. Taschenbuch für Damen a. d. Jahr 1821. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — II. Almanach des Dames pour l'An 1821. à Tubingue chez J. G. Cotta, à Paris chez Treuttel et Wurtz. — III. Penelope für d. J. 1821. Herausgeg. v. Theodor Hell. Leipzig b. Hinrichs. — IV. Cornelia. Taschenbuch f. deutsche Frauen a. d. J. 1821. Herausgeg. v. Aloys Schreiber. Heidelberg b. Engelmann. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. Oktober 1820. (Forts.)

Nro. 12.

Heilkunde. Neue Beobachtungen über die in Württemberg so häufig vorfallenden tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste. Von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsberg. Tübingen b. Osiander 1820. 120 S. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. October 1820. (Forts.) — Verzeichniß der in Oestreich erscheinenden politischen und literarischen Zeitungen in verschiedenen Sprachen, welche in Wien zu haben sind.

Nro. 13.

Kirchengeschichte. L'Espagne heureuse par la vie de la Constitution et la mort de l'inquisition etc. Par Dom Antoine Bernabeu, prêtre député de la province de Valence à l'assemblée nationale des Cortes d'Espagne. Madrid, 1820. 8. — M. Huldreich Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge. Herausgegeben von Leonhard Usteri, Professor am Carolinum, und Salomon Vögelin, gewesenen Prediger an der Waisenkirche. Zwey Bände. Zürich bey Geßner, 1819. 1820. 555 und 640 S. in 8. mit dem Bildnisse Zwingli's. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. Oktober. 1820. (Forts.) — Neueste Bibliographie Italiens. August 1820. (Forts.)

Nro. 14.

Dichtkunst. Olfried und Lisena. Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen von August Hagen. Königsberg in der Universitätsbuchhandlung. 1820. 545 S. 8. — Periodische Literatur. Conversationsblatt. Der Friedensbote. Literarischer Anzeiger. — Preßzwang.

Nro. 15.

Unterhaltungs-Literatur. Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens. Von H***. Amicus Plato, sed magis amica veritas. Aarau bey Sauerländer 1820. 321 S. in 12. — Taschenliteratur. Vergißmeinnicht ein Taschenb. f. 1821, von H. Clauren. Leipzig b. Leo. 473 S. kl. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. October 1820. (Forts.) — Literatur-Mensch. Von M.

Nro. 16.

Taschenliteratur. Aglaja. Für 1821. Wien b. Wallishausser 308 S. kl. 8. — Rheinisches Taschenbuch f. d. J. 1821. Darmstadt b. Heyer und Leske. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. October. 1820. (Beschl.) — Spanische Literatur. — Nothhörner. Von Müllner.

Nro. 17.

Sternkunde. Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium. Auctore Carolo Friderico Gauss. Hamburg, Perthes, 1809. 242 S. gr. 4. 1 Kupfertafel. — Spanische Literatur. (Forts.)

Nro. 28.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Februar 1821.

Ruhe wird nimmer,
Welchem die Laufbahn
Götter bezeichnet.
Trinius.

Tristan von Leon.

(Fortsetzung.)

So schmerzhaft Tristans Wunden waren, verließ er in der Nacht vor dem Turnier verstohlner Weise sein Lager, verbarg sich in den dem Turnierplatz angrenzenden Wald, und erschien unter den Kämpfenden. Er wirft alles nieder, was sich ihm zur Gegenwehr darbietet, kämpft gegen Palamedes, auf den er es vorzüglich abgesehen hat, sticht ihm vom Pferd, greift ihn mit dem Schwert in der Faust an, und trägt den Kampfpreis davon. Allein seine Wunden bluten von Neuem, er sinkt, wenn gleich triumphirend, in tödtlicher Schwäche; man bringt ihn ins Schloß zurück, und Isotte bemüht sich mit zunehmender Theilnahme, ihn zu heilen. Endlich nimmt sie wahr, daß seine Wunden vergiftet sind; sie geht aus, Heilkräuter zu suchen, ihre Kunst wird mit Erfolg gekrönt, Tristan geneset und erklärt, ihr fortan sein Leben weihen zu wollen, ohne jedoch ihr seinen Namen und frühere Waffenthaten zu offenbaren.

Ein zartes Hoffräulein der Königin schleicht sich eines Tages in Tristans Zimmer, untersucht seine Waffen und entdeckt an seinem Schwert eine so gewaltige Scharte, daß sie sich überzeugt, sie könne nur entstanden seyn, indem es Morhalts Schädel gespalten. — Dieser unholde Ritter war aber an seinen Wunden gestorben. — Das Fräulein theilt diese Entdeckung der Königin mit, welche den Säbelsplitter, so in Morhalts, ihres Bruders, Schädel stecken geblieben war, sorgfältig in einer Schachtel aufbewahrt hielt; der Versuch, den Splitter mit der Scharte zu vergleichen, rechtfertigt ihren Verdacht, und zeigt ihr in Tristan ihres Bruders Mörder an. Mit Jammer-Geschrey fordert sie ihren Gemahl auf, Tristan zur Rede zu stellen; dieser erröthet bey des Königs Frage, und ist dadurch noch schöner, gesteht seine That ein, und erzählt, wie ihn der Sturm nach Irland verschlagen. Die Königin ruft um Rache für ihres Bruders Tod; die schöne Isotte erblaßt, alle Ritter bezeigen durch ein unwilliges Gemurmel, daß sie Tristans Tod mißbilligen und der König selbst fühlt den Zorn in seinem Herzen ersterben. „Ritter, sprach er zu Tristan, ihr habt mich sehr beleidigt, da ihr den Morhalt erschlugt; aber sehr schade wär es auch, wenn ich euern Tod zuließ. Ich schenke euch das Leben aus zwey Ursachen; einmal wegen des tapfern Rittergeistes, der in euch lebt, und zweytens, weil ihr unter meinem Dache wohntet, und weil ich euch Hülfe leistete, wie sie euch noth that. Euch zu tödten wär ein zu schnöder Verrath. Aber mein Land müßt ihr räumen und nimmer wiederkehren, denn fände ich euch jemalen, so brächte ich euch um." — Darauf ließ er ihm Waffen und ein Pferd geben. Tristan blickte seufzend auf Isotte, dankte dem König und bestieg sein Roß — und so kehrte er von seinen Wunden geheilt, nach Cornwallis zurück.

König Marke forderte bey seines Neffen Rückkehr eine getreue Erzählung seiner Abentheuer, Tristan gehorcht und

von Liebe hingerissen, macht er eine so bezaubernde Beschreibung von Isottens Schönheit, daß der Oheim, nachdem er ihn um eine Gabe gebeten und deren Zusage auf die Heiligthümer hat beschwören lassen, ihn auffordert, ihm Isotte zur Gemahlin und Königin aus Cornwallis zu holen.

Tristan musste, wenn er nach Irland zurückkehrte, dem sichern Tod entgegen sehn, allein durch Schwur und Treue, noch mehr durch süße Liebesbanden gefesselt, zögert er keinen Augenblick dahin zu gehen. Er legt fremde Waffen an, und geht nach Irland zu Schiff. Ein Sturm verschlägt ihn an die englische Küste, hier, in Cramalot, hält eben König Artur seinen Hof; die berühmtesten Ritter der Tafelrunde umgeben ihn, und empfangen fremde Ritter mit Achtung. Tristan bringt einige Tage unbekannterweise hier zu, wohnt den Kampfspielen bey, und bedeckt sich mit Ruhm. Eines Tages landet König Argius von Irland, Isottens Vater, der eines an seinem Hofe verübten Mordes beschuldigt, auf König Arturs Befehl erscheint, sich von dem Verdachte zu reinigen. Blaner, einer der furchtbarsten Ritter der Tafelrunde, war sein Ankläger, und Argius Alter und Kraft seiner Stärke nicht gewachsen. Unter den Rittern der Tafelrunde durfte er keinen Vertheidiger wählen, denn ihre Gesetze verboten ihnen, einer gegen den andern zu streiten, es müsste denn um einer persönlichen Ursache seyn, die nur durch Zweykampf entschieden werden konnte. Argius, der von des unbekannten Ritters Verdienst gehört hatte, wählte ihn zu seinem Vertheidiger, mit bestimmten Worten beschwört er ihm seine Unschuld und sein gutes Recht in dieser Sache, und bittet um seinen Beystand. „Ach Herr König, ruft Tristan, ihr habt mich ja ehedem vom Tode gerettet, wohl ist es billig, daß ich das Leben wage, um euch vor dem Tod zu beschützen.“ Nun giebt sich Tristan zu erkennen. Argius bewundert seinen Edelmuth und verspricht, ihm nach dem Kampfe jede von ihm geforderte Gabe zu gewähren.

Tristan überwindet Blaner, schenkt ihm aber nicht allein großherzig das Leben, sondern bezeigt ihm die größte Achtung, weil er in die Verwandtschaft Lanzelots vom See gehört, nach dessen Bekanntschaft und Freundschaft Tristan aufs Eifrigste trachtet. Nachdem diesem von den tapfern Rittern alle Ehre erzeigt ist, führt ihn Argius nach Irland, wo die Königin, um des Dienstes willen, den er ihrem Gemahl geleistet, nicht mehr daran denkt, daß sie durch ihn ihren Bruder verlor. Isotte, welche erfahren, daß ihr Vater ihrem Geliebten eine Gabe versprochen, hegt die süßeste Hoffnung; aber ach! Tristan kehrt nur mit Verzweiflung zu ihr zurück, denn sein Schwur nöthigt ihn, für König Marke um Isotte zu werben. Argius genehmigt diese Heirath und bald ist Alles zu der Prinzessin Abreise bereit. Den Abend vor dieser stellt die Königin, welche die Leidenschaft der beyden Liebenden wahrgenommen hatte, der treuen Brangine, Isottens Kammerfräulein, die ihr junge Herrin zu begleiten bestimmt war, einen Liebestrank zu, den sie von einer Fee erhalten, und befiehlt ihr, solchen am Abend der Hochzeit in Isotten und Königs Marke Becher zu mischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

November.

(Fortsetzung.)

Bologna reproduzirte li Danaide von Morlacchi mit heterogenen Einschaltungen und Beyfall. — Genua hatte unter andern die Oper: la prova d'un Opera Seria von Grecco mit der jungen Metas, die auch hier sehr viele Ermunterung fand.

Turin hatte eine neue Oper vom Polygraphen Pacini: il Califo di Bagdad. Der Tonsetzer wurde jeden der drey ersten Abende gerufen; die Poesien begrüßten ihn qual' astro novello dell' arte; aber am vierten Abend war Niemand mehr im Theater! Diese bey Pacini sehr gewöhnliche Erscheinung gründet sich auf die Ueberschätzung, welche man bey dem Anblicke des jungen Meisterchens aus ganz natürlichen Gründen seinen Noten zu Theil werden läßt; ist er vom Klaviere verschwunden, so zerfällt Alles in sein voriges Nichts zurück. Die große Trommel, dieses in der Oper so feindliche Prinzip, hat vom Alpha bis Omega niemals Ruhe; dieß ist charakteristisch bey Pacini: seine Zeichnung ist wie immer, schwach, meist falsch, dafür kolorirt er a la Rossini, nur daß bey ihm Alles eine Farbe hat. Manchmal findet er zwar auch den Weg zum Herzen, besonders in Arien und Duetten ꝛc., aber er kann sich wegen Mangel an Conduite darin nicht festsetzen. Seine Tonstücke sind nicht psychologisch begründet, d. h. sie haben hinsichtlich ihres Ausdrucks weder Folge noch Zusammenhang, der dem natürlichen Gange der Empfindungen und Neigungen angemessen wäre. Dazu kömmt noch die jezt so herrschende Modulirwuth und Unstätigkeit, die keinen Gedanken zur eigentlichen Ausführung kommen läßt, und wobey Ohr und Herz so oft in der Theilnahme gestört und weggerissen werden. Endlich vermißt man in dieser Oper den wahren guten Satz, ächte Bässe u. s. w. Bey alle dem gilt Pacini (wie die Turiner Zeitung wieder ausdrücklich sagt) für einen gewandten Meister in der Harmonie!! Möchten doch die hierländigen Kunstkritiker das unlängst von einem Ausländer an Italien gesprochene kräftige Wort *) über den bemitleidenswerthen

---

*) Italia! heißt es in einer Stelle der vor Kurzem erschienenen historisch kritischen Disseriazion über Hasse und seine Werke: Italia! Madre e Maestra de Cantanti e dè Sonatori

Verfall ihrer Musik beherzigen, und ihnen die Augen über ihre heutigen Kunstphänomene öffnen!

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Der Chirurgus Dr. Livingstone in China, schreibt aus Macao den 25. März 1820, er wundere sich außerordentlich, daß man in England hier und da noch an der Wirksamkeit der Schutzpocken zweifle; er sey davon fest überzeugt, vaccinire in einer Woche zuweilen 500, und habe seit zehn Jahren eine Erfahrung hierin gehabt, welche äusserst bedeutend sey; er habe aber während seiner Praxis nie von einer Fehlschlagung gehört.

*

Aus Salts Reisen ist bekannt, daß Nath. Pearce sich lange Zeit in Abyssinien aufhielt: seine eigene interessante Nachrichten über dieses Land stehen in den Verhandlungen der literarischen Gesellschaft von Bombay. Ueber seinen Tod ist Folgendes bekannt worden. Seit seiner Rückkehr aus Abyssinien hielt er sich anderthalb Jahre in dem Hause des englischen Consuls zu Cairo auf. Er wünschte sehr nach England zurückzukehren und Herrn Salt, unter dessen Schutze er etliche Jahre gelebt hatte, gab ihm das nöthige Geld zu dieser Reise. Man übergab ihm viele kostbare Alterthümer für das brittische Museum, und andere wichtige Sachen für Sir Joseph Banks, für die Lords Mountnorri und Belmore, für Hrn. Bankes und Hrn. Hamilton. Mit diesen reiste er nach Alexandrien, wo er sich einschiffte. Aber das Fahrzeug wartete auf Ladung, und wurde aufgehalten, dazu fingen die Nordwestwinde an zu wehen. Damit es ihm nun nicht so viel kosten möchte, rieth man ihm, wieder ans Land zu gehen, und den Abgang eines auf den folgenden September segelfertigen Schiffes abzuwarten. Dieser Umstand war so wenig zu seinem Vortheil, daß er ihm das Leben kostete. Denn bald nach seiner Landung verfiel er in ein Gallenfieber, woran er am 12. August d. J. starb. Sein größter Wunsch war, Hrn. Salt noch einmal zu sehen, und dieser kam wirklich am 10. in Alexandrien an, so daß er ihm noch die lezten Gefälligkeiten erweisen konnte, welche Pearce wegen der vielen Hrn. Salt in Abyssinien geleisteten Dienste, und wegen seiner langen und beständigen Zuneigung so sehr verdiente. Er wurde Abends in dem Gebiete des griechischen Klosters beerdigt. Seinen Leichenzug begleiteten Hr. Salt, Hr. Lee, der englische Consul in Alexandrien, Hr. Henderson, Arzt im Dienste der ostindischen Compagnie und andere achtungswerthe Personen: sechs englische Matrosen trugen die Leiche zu Grabe, welches er immer sehr wünschte, da er in der Marine gedient, und viel auf dieselbe gehalten hatte. Etwa 12 Tage vor seinem Tode ließ er sein Testament niederschreiben, worin er alle seine Papiere, welche wichtig sind, Herrn Salt vermachte, es ihm freystellend, ob er sie herausgeben wollte, indem er die aufgezeichneten Umstände vornehmlich für ihn gesammelt hätte. Pearce war zu East Acton von geachteten Eltern geboren und erst vierzig Jahre alt. Mit großen Naturgaben ausgerüstet, hatte er während seiner vielen sonderbaren Schicksale sich eine Menge allgemeiner Kenntnisse erworben. Er hat einen Bruder und eine Schwester hinterlassen, welche seine Rückkehr sehnsuchtsvoll erwarteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im Jannar.

(Fortsetzung.)

Angelica Catalani hat ihr drittes Konzert, das bereits vor vierzehn Tagen erfolgen sollte, noch nicht gegeben. Man glaubte, sie erwarte zur Ausführung dieses Vorsatzes die Ankunft der Monarchen aus Troppau; dem muß aber nicht so seyn, da die hohen Allirten schon den dritten Jänner nach ihrem neuen Vereinigungsort abgegangen waren. Anfang hieß es, sie werde sich in einer Reihe von Produktionen, wöchentlich einmal, hören lassen. Das erste Konzert fand am vierzehnten vorigen Monats Statt. Des hohen Eintrittspreises von 12 Gulden ungeachtet, war die Versammlung zahlreich, und wie sich's denken läßt, auch glänzend. Die Künstlerin offenbarte in den verschiedenen Gesangstücken theils die hinreißende Kraft ihres Organs, theils die seelenvolle Anmuth ihrer Töne, und theils ihre bewunderswürdige Kunstfertigkeit. Sie überraschte die Zuhörer mit dem in italienischer Sprache vorgetragenen Liede: „Gott erhalte Franz den Kaiser." Kunstkenner bemerkten, daß ihre Stimme an Umfang und Leichtigkeit verloren habe, auch fanden sie ihre Koloraturen zuweilen weniger geründet; im Allgemeinen aber diese Meisterin des Gesanges auch dießmal des Ruhmes würdig. Den 21sten gab sie ihr zweytes Konzert, vor einer weniger zahlreichen, doch eben so glänzenden Versammlung, wie acht Tage früher, und der Beyfall wurde ihr in größerem Maße noch gezollt. Auch hatte sie dießmal den Umfang des Saales und die erforderliche Kraftäußerung mehr berechnet, das Orchester war besser eingerichtet, und die Stimmen durften nicht erst prima vista transponirt werden. So wurde durch geringere Anstrengung die Lieblichkeit des Tons vermehrt, die Blasinstrumente konnten besser mitwirken, und kein Hinderniß störte den Genuß. Die Künstlerin ließ in einem Umfang von mehr als zwey Oktaven das hohe h und das tiefe fis hören, ihre Passagen gelangen vollkommen, und ein langes haltender, kunstreicher Triller steigerte die Bewunderung aufs höchste. Der Vortrag einer Arie von Fioravanti war vollendet zu nennen. Eine neue Kavatine, komponirt von der Konzert-

---

dell universo!" Voi Italiani, a cui pur si deve la gloria, di aver col vostro insegno ridrizzata la Musica Gasciata dà barbari nelle irruzioni! Voi che nella Vocale davate Legge all' universo! In quale stato oggi non vi trovate per esservi allontanati dalle Orme dè Vostri maggiori e per aver voluto seguire il capriccio! Quali mirabili effetti non seguiterebbe a produrre, se venissero studiati e presi per modello i vostri grandi Maestri!

geberin, diente zum Triumph ihrer Virtuosität. Es ist ausgemacht, daß Mad. E. den Winter über hier bleiben und erst im Frühjahr nach Ungarns Hauptstadt gehen wird, wo man sie sehnsuchtsvoll erwartet.

Vor einigen Tagen hatten wir Gelegenheit, einen Virtuosen auf einem seltnen Instrument zu hören: den Hrn. Antonio dall' Occa, ersten Kontrabassisten der russisch-kaiserlichen Hofkapelle. Sein Vortrag auf diesem schwierigen und unbequemen musikalischen Werkzeug zeichnete sich durch Zartheit, Geschmack und Expression aus; im langsamen Tempo ist der Ton gesangreich, im geschwinden rein und sicher. Der Künstler erhielt von einem nicht zahlreichen Auditorium großen Beyfall.

Nun zu den neuesten dramatischen Erscheinungen: Das öffentliche Geheimniß. Lustspiel in drey Aufzügen, nach Gozzi und Calderon vom Hofschauspieler Lembert, ist mehrmals wiederholt worden. Das Original hat bekanntlich zwey verschiedene Bearbeitungen erfahren. Im Spanischen führt es den Titel: Das Geheimniß in Worten; Gozzi benuzte dieses Lustspiel und nannte es: Das öffentliche Geheimniß. In seiner Vorrede eifert er gegen die Meinung derer, welche ihm vorwerfen, er habe das Werk eines gewissen spanischen Autors nachgebildet. Die Idee sey vielmehr aus Calderon entlehnt, die Ausführung unterscheide sich aber gänzlich von der Arbeit des genannten Dichters. Betrachtet man die Sache jedoch näher, so ist kein Ei dem andern ähnlicher. Gozzi's Stück erscheint nur prosaischer und kahler. Einige Personen wurden eingeschalten, unter andern ein Hofpoet, der den Namen Brighella führt. Der komische Bediente Fabio heißt im Italienischen Truffaldino, die beyden Alten wurden wie gewöhnlich Pantalon und Tartaglia getauft. Die reine Uebersetzung ist platt, und die Verse sind im höchsten Grade stümperhaft. Gotter behielt den Titel bey und richtete das Stück dem Geschmacke seiner Zeit gemäß ein. Die Prosa ist geläufig, etwas trivial, aber die improvisirten Verse sind ungemein glücklich, wiewol sehr frey behandelt. Gries gab seiner Uebersetzung dieses Lustspiels den Titel: Das laute Geheimniß. Am richtigsten und bezeichnendsten ist wohl die Ueberschrift des Originals. Hr. Lembert vereinigte dieses mit Gozzi's und Gotters Bearbeitung, und bemühte sich, dem jetzigen Zeitgeschmack so viel möglich zu entsprechen. Der Dialog wurde durchgängig versifizirt, und das alexandrinische Sylbenmaß wechselt in leicht gehaltnem Rythmus mit gereimten Jamben auf vortheilhafte Weise ab. Manches hat der Bearbeiter besser eingeleitet, was sich sonst im Laufe der Begebenheiten gleichsam nur von selbst ergab. Die Darstellung gehörte nicht unter die gelungensten des Hoftheaters, wenn gleich Fleiß und Sorgsamkeit nicht zu verkennen waren. Bianca wurde von Mad. Löwe im Einzelnen ausgezeichnet dargestellt, die Einheit fehlte, und die Kraft erstarb allmählig; Reiz und Anmuth schmückte, wie gewöhnlich, das ganze Gemälde. Die Darstellerin der Laura war völlig aus ihrer Sphäre gerückt, und je mehr sie sich in diese hinein zu arbeiten strebte, desto mehr mußte ihr die Ausführung mißlingen. Andere Charaktere wurden theils gänzlich vergriffen theils unwirksam entwickelt.

Kurze Zeit nach der ersten Aufführung dieses vorzüglichen Intriguenstücks sahen wir ein neues Schauspiel, betitelt: Das Alpenröslein, das Patent, und der Shwal. Jede der drey Abtheilungen führt eine dieser Ueberschriften. Der erste Theil ist komisch sentimental, der zweyte stellt eine Posse in der vornehmen Welt vor, und der dritte ist aus burlesken Unsinn zusammengesezt. Die Manier kann wenigstens für neu passiren, der gute Geschmack aber weder dadurch gewinnen, noch befriedigt werden. Alles ist so plump und ungeschickt hingestellt; desto glücklicher der Effekt berechnet. Indessen hat diese Berechnung bey uns dennoch ihr Ziel verfehlt, obgleich die Darstellung durchgängig vortheilhaft war. Die Darstellerin der Lise, (Mad. Korn) hatte in diesem Charakter ihren eigenthümlichen Wirkungskreis wieder gefunden. Eben so Hr. Koberwein in der Rolle des Barons. Wenn Erstere Anfangs und überhaupt im ersten Akt, hin und wieder aus dem Tone fiel, so faßte Lezterer den seinigen nur im dritten Akte mit so vieler Sicherheit, als die verzerrte dramatische Figur einem Schauspieler verstatten mag, dessen Manier ohnehin an die Karikatur streift. Im Ganzen war die Entwicklung wirksam und lebendig. Herr Koch, als General Barzikoff, ergriff auch dießmal die rührenden Momente mit besonderm Nachdruck. Mad. Weißenthurn als Gräfin und Mlle. Lefevre als Baronin wirkten das Ihrige.

(Der Beschluß folgt.)

Rom d. 13. Jan. 1821.

Die Theater wechseln ihre Opern nächste Woche. Am meisten hat sich Mircadanti's Scipione in Cartagine des Beyfalls zu erfreuen und verdient ihn im hohen Grade. Das Ballet Gundeberga wird durch den Tanz der Torelli und die Mimik des Kindes gehalten, welches die Hauptrolle spielt. In Tordi Nona hatten wir bis heute den ewigen Aschenbrödel zu genießen. Ein Versuch, einen Foyer nach Pariser Art einzurichten, will nicht gelingen. So etwas liegt nicht in der ehernen Lebensregel der Römer.

Die Stürme in unserer Nähe jagen auch an unserm Horizont einige Wolken, jedoch kommen ziemlich viel Fremde an, unter denen sich der Th. Maitland, der Herzog und der Ritter Hamilton, die Fürsten Korsakof und Lapuchin befinden. Für die Herausgabe der deutschen Quellenschriftsteller des Mittelalters erwarte ich erfreuliche Ergebnisse von der Anwesenheit des Freiherrn von Stein.

Die Efemeridi litterarie di Roma schreiten rasch vorwärts, und sind ziemlich reichhaltig, die Vereinigung mehrerer auch ausländischer Gelehrten, und die lobenswerthe Eintracht Feas und Nibbys mit Beyseitsetzung ihrer sonstigen Streitigkeiten lassen mich hoffen, daß diese Zeitschrift vorzugsweise für die Alterthumswissenschaft interessant werden wird. Dem dritten Hefte ist ein französisch geschriebener Brief Hr. von Niebuhrs an den Herausgeber der Bibliotheca italiana angehängt, in welcher er den Correspondenzartikel im Oktoberhefte der Bibliotheca italiana nach Gebühr abfertigt. Das V. Heft der Efemeridi erscheint in wenigen Tagen.

Kürzlich entführte ein 50jähriger Staabsoffizier mit Hinterlassung seiner Gattin und fünf Kindern, die Gattin eines sehr geachteten Bologneser Edelmanns, dessen Name den italienischen Parnaß ziert. Sie ist bereits 40 Jahr alt, und läßt drey Kinder zurück. Solche Leidenschaften sind in Italien beyspiellos. Sie haben sich zu Livorno auf ein amerikanisches Schiff nach den vereinigten Staaten eingeschifft.

Der prophezeyende Kalender Catamio genannt, der unglaublich großen Kredit genießt, spricht von nichts als Krieg, auch soll schon am 11. d. das Leben eines hohen Monarchen in Gefahr seyn. Es ist ein bedeutendes Zeichen der Zeit, wie sich Aberglauben und Unglauben hier die Hand bieten. Viele, welche seit Jahren nicht mehr zur Beichte gegangen sind, haben diesen Kalender auf ihrem Tische. Er enthält auch viel Cabbala für das liebe Lotto. Der jetzige Verfasser heißt Francisco Montanari zu Faenza. Er erhielt die Papiere des Camaldolesermönchs Casamio. Ich empfehle sein Werk, mit Vergleichung des Math. Laensberg, einem unserer deutschen Mystiker zur Bearbeitung.

M.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 10.

Nr. 10.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Februar 1821.

Sonetto

di Michel Angelo Buonarroti.

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona,
Ch'altro in terra non è che mi diletti,
E vivo ascendo tra gli spirti eletti;
Grazia, ch'ad uom mortal raro si dona.

Si ben col suo fattor l'opra consona,
Ch'a lui mi levo per divin concetti,
E quivi informo i pensier tutti e i detti
Ardendo amando per gentil persona.

Onde, se mai da due begli occhj il guardo
Torcer non so, connosco in cuor la luce,
Che mi mostra la via ch'a Dio mi guide.

E se nel lume loro acceso io ardo,
Nel nobil foco mio dolce riluce
La gioja che nel cielo eterna ride.

Sonett.

(Nach Mich. Ang. Buonarroti, von Adrian.)

Ein schönes Antlitz trägt mich himmelan,
Daß ich vor jeder Erdenlust es preise,
Und lebend wandle in der Sel'gen Kreise —
Ein seltnes Glück auf öder Erdenbahn! —

Ein Wunder hat der Schöpfer da gethan,
Und seine Macht auf gnadenvolle Weise
In ihr gezeigt; so darf zu seinem Preise
Ich andachtsvoll dem holden Wesen nahn.

Wenn liebentbrannt an ihren schönen Blicken
Mein Auge hängt, erglüht in tiefer Brust
Die reine Flamme, die zu Gott mich leitet;

Und wenn mich jene Strahlen hehr beglücken,
Entzündet sich die Ahnung all der Lust,
Die in dem Himmel ewig mir bereitet.

Winkelmann sagt in seiner Geschichte der Kunst B. 4. K. 2. „In andern Künstlern hat der Himmel das „sanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kom„men lassen; und es ist ihnen durch die Bemühung, ihr „Wissen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher „Schönheiten erhärtet worden, wie dem Michael Ange„lo — —. Er hat sich mit Betrachtung der hohen Schön„heit beschäftiget, wie man aus seinen theils gedruckten, „theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen „und erhabenen Ausdrücken über die elbe denket, und er ist „wunderbar in starken Leibern; aber aus angeführtem „Grunde hat derselbe aus seinen weiblichen und jugendlichen „Figuren Geschöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in „der Handlung und in den Gebärden gemacht: Michael „Angelo ist gegen den Raphael, was Thucydides „gegen den Xenophon ist."

Die neuen Herausgeber von Winckelmanns Werken fügen der Angabe des Buchs, worin Michel-Angelo's Gedichte erschienen sind *), ein anderes Sonett zur Probe bey, und äußern sich über die Sammlung also: „In diesen sel„tenen, und daher im Auslande wenig bekannten Gedich„ten offenbart sich der große Michel-Agnolo auf eine Weise, „welche allen, die ihn nur aus seinen Gemälden und Sta„tuen kennen, auffallend und wunderbar erscheinen muß. „Innige Bewunderung wahrer Schönheiten, tiefe von ih„rem Gegenstand nicht erhörte Liebe, sanfte rührende Weh„muth über die ganze Erscheinung des einer unendlichen „Liebe nicht genügenden Lebens und eine hieraus sich erzeu„gende schwermüthige Sehnsucht nach Auflösung und Be„freyung von den irdischen Fesseln, sind der Grundton die„ser glühendwarmen Gedichte, in welchen M. Agnolo das „Weibliche seiner großen gewaltigen Natur um so lieblicher „ausspricht, je mehr in seinen übrigen Kunstwerken das „männliche Princip überwiegend und hervortretend ist. „Viele der in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte schei-

*) Rime di Michel Agnolo Buonarroti il Vecchio, con una lezione di Benedetto Varchi e due di Mario Guiducci sopra di esse (di Gennaro Gianelli) in Firenze 1726. Das Obige ist aus dem Parnasso italiano Tom. XXXIV. genommen.

„nen in den lezten Lebenstagen M. Agnolo's, wo schon der „Körper seinem regen, ewig lebendigen Geiste erlag, ent„standen zu seyn."

Ueber ein Gemälde von Peter Perugino in der k. Gallerie zu München.

Höhe 6' 3''. Breite 4' 11''. Auf Holz.

Vom Professor Speth.

Gemälde aus den älteren Epochen der Kunst in Italien, vorzüglich der vorraphaelischen, waren in Deutschland immer die seltensten Erscheinungen in öffentlichen Sammlungen, und sind es größtentheils noch. Wir finden darin die Werke der vielfach verzweigten späteren Bologneser Schule zu Dutzenden, indessen man sich nicht selten vergebens nach einem alten Florentiner, Sieneser oder Römer umsieht.

Es ist wahr, wenige Schulen waren so fruchtbar in ihrer weiteren Fortpflanzung und in ihren und ihrer Schüler Werken, wie die der drey Carracci. Was haben diese nicht Alles, was hat nicht Guido Reni, Cavedone, Albani, Guercino, Lanfranco, Dominichino, der Uebrigen nicht zu erwähnen, nur in Oel, ohne Berührung ihrer vielen Fresken, zu Tage gefördert, von den größten Altarblättern an, bis zu den kleinsten Staffeley-Gemälden! Ja es wäre unglaublich, zeigte sich nicht in den meisten ihrer Werke eine bis dahin ungewöhnliche Fertigkeit im Zeichnen und Malen und eine Praktik in der Behandlung alles Technischen, aus der uns allein eine solche Fruchtbarkeit begreiflich wird.

Bey den älteren Meistern war dieß freylich anders. Sie verfuhren durchaus mit mehr Strenge, mit größerem Ernst. Die Hand, so scheint es, folgte nur langsam dem Geiste, sie vermochte glücklicher Weise noch nicht diesem vorzugreifen, der sie bey jedem Zuge besonders geleitet hat. Die Technik hatte noch nicht die Oberhand gewonnen. Geist und Charakter galten auch Etwas und für das Wesentlichste. Die Liebe führte den Pinsel. Alles mußte mit der größten Sorgfalt und Beharrlichkeit ausgeführt werden, Beywerke wie Hauptsache. Das alles förderte nun freylich die Arbeit nicht so schnell, und machte eben darum, trotz der immer noch bedeutenden Anzahl ihrer Werke in Italien, die Verbreitung derselben im Auslande weniger möglich. Dazu kömmt noch, daß sie Vieles in Fresco, und ihre grösseren Werke für Kirchen malten, wenn sie streng in Ehren gehalten und bis auf unsere Tage treu bewahret wurden. Was sie an kleineren Gemälden fertigten, fand größtentheils seine Bestimmung schon in italienischen Privat- und öffentlichen Sammlungen, woraus es nur selten durch Kauf oder Tausch Andern überlassen wurde.

Doch damit hatte es auch gute Wege. Denn unbeachtet standen diese Bilder in ihrer völligen Anspruchlosigkeit. Kalt und frostig bey ihrem Anblicke, wenn sie anders dessen gewürdiget wurden, eilte der Blick über sie weg; denn sie hatten oft nicht Farbe, nicht Bewegung genug, um das Auge anzuziehen und zu längerer Betrachtung einzuladen. Der Seele und des tiefen, innigen Ausdruckes, der Natur und Wahrheit in ihrer höchsten Einfalt achtete man wenig oder gar nicht. Man gedachte ihrer nicht einmal, wenn von Kunstwerken die Rede war; es wäre denn gewesen, um sie steif, trocken, hart und einförmig zu nennen. Höchstens fand man in ihnen einen schlichten, mageren Anfang der Kunst, wo man in gewisser Beziehung eher das Ende darin finden sollte.

Es gab wirklich eine Zeit, wo dieß alles so war, und wo selbst die kräftigsten Geister das unvergleichbar Hohe und Herrliche daran nicht in ernste Betrachtung zogen.

Darum kann man es aber auch unserer Zeit wenn gleich nur zum negativen Verdienste anrechnen, daß sie, die sonst leichtfertige, dennoch in gar Vielen eine bessere Ansicht entwickelt und den Sinn für Wesenheit und das Eindringen in den tiefer verschlossenen Kern unterstüzt und befördert hat.

Es hat sich in unseren Tagen Vieles anders gestaltet, Manches zum Bessern. Man hat das Alte um des Alters willen zerstört und eben dadurch die Liebe zum Alten nur um so mehr geweckt.

Wir unterscheiden übrigens wohl den reinen Sinn und die geläuterte Liebe zum Alterthume, von einem alterthümlichen Thun und Treiben überhaupt und in der Kunst insbesondere. Jene dringen unaufhaltsam in das Wesen der Kunst ein, dieses hingegen affektirt nur ihre Form, ohne den Geist und Charakter damit zu verbinden. Und wenn dem lezteren, vielleicht mit Recht, zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß es nur darum ein Gemälde für gut erkennt, weil es alt ist; so möchten wir zu Gunsten der ersteren den Satz eher umkehren und sagen, damit sie ein altes Gemälde, als solches, anpreisen können, muß es nothwendig auch gut seyn. Nur in diesem Sinne ist es auch der neueren Kunst gestattet, alt zu seyn, und nur in diesem Sinne bleibt es ihre höchste Aufgabe nach dem Alten zu streben.

Durch die Umwälzungen in Italien wurde manches Bild, und zwar aus allen Schulen und Epochen der Kunst, seiner alten Stelle entrückt, aus seinem verjährten Besitze vertrieben, es mochte sich in Kirchen, öffentlichen Sammlungen und Pallästen, oder als Privat-Eigenthum in den Händen Einzelner befinden. — Viele Klöster und Kirchen wurden unterdrückt, und ihre Kunstschätze wanderten in andere Hände. Was die Sieger sich nicht zueigneten nahmen die Familien, die zunächst Anspruch darauf hatten, wieder zurück; in das Uebrige theilten sich Andere.

Das Meiste wurde jezt mehr oder weniger Handlungsartikel. — Sonst reiche, begüterte Familien, die schon früher in ihrem Wohlstande zurückgekommen waren, verarmten durch die leidigen Folgen der Krieges-Steuern und Abgaben vollends, und waren genöthiget, wenn nicht ganze Sammlungen, doch das Vorzüglichste daraus zu veräußern.

Durch diese Umstände wurde es möglich, daß man jezt erst, auch außer Italien, in öffentlichen und sogar Privat-Sammlungen Gemälde älterer italienischer Meister, selbst solcher, deren Namen bis dahin bey uns kaum bekannt waren, zu Gesicht bekömmt; und jenen Zerstörungen ist es zuzuschreiben, daß wir bis zur Stunde noch oft, selbst noch von italienischen Kunsthändlern, mit Gemälden dieser Art heimgesucht werden, deren Größe, Form und Inhalt uns über ihre ursprüngliche Bestimmung und den Ort ihres früheren Aufenthaltes keinen Augenblick in Zweifel lassen.

Und so gelang es auch bereits schon vor mehreren Jahren, daß durch die Wahl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern, die Gallerie zu München mit zwey vorzüglichen Gemälden alter italienischer Meister bereichert worden ist. Beyde Bilder wurden in Paris gekauft. Das eine davon — eine Madonna, ganze Figur, betend vor dem Christkinde, von Francesco Francia — wurde schon in diesen Blättern des vorigen Jahrganges angezeigt.*) Von dem zweyten, einem Werke des Pietro Perugino, wollen wir jezt unsern Lesern eine nähere Beschreibung mittheilen.

Die Anordnung der Figuren ist nicht sowohl in dem eigenthümlichen Style des Perugino, als vielmehr in dem allgemein herrschenden damaliger Zeit, höchst einfach und streng symmetrisch.

Maria steht in der Mitte, zur Rechten St. Johannes, zur Linken St. Nikolaus der Bischof. Alle senken den Blick vor sich hinab zur Erde auf das Christkind, das zu ihren Füßen liegt. — Es ist unmöglich irgend einer Scene ein sichereres Daseyn zu geben, und ernster und feyerlicher sie in der Gegenwart zu fixiren, als es hier geschehen ist.

Maria, zart und anmuthig die Hände faltend, ist in Andacht völlig aufgelöst, voll Demuth hingezogen zum holden, einzigen Lieblinge ihres Herzens! St. Johann theilt mit ihr denselben Erguß der Andacht, dieselbe Empfindung, doch individuell verschieden. In Ehrfurcht neigt sich sein Haupt, es beugt in Demuth sich der Geist vor dem unendlichen Geiste. Der Bischof mit Inful und Stab,— er hält ein Buch —, welch' ehrwürdige Gestalt, wie fest und männlich ernst er aussieht, eins mit sich, und wie abgeschlossen sein Innerstes zur Ruhe und zum ewigen Frieden! Sein Blick weilet in tiefer Betrachtung auf dem Kinde. — Und nun das Kind selbst; das in sich, wie in einen Brennpunkt, alle Strahlen der mütterlichen Empfindung aufnimmt, und dahin wieder zurückstrahlt; wie gerührt erkennt es nicht die fromme Huldigung Mariens und der beyden Heiligen!

Zarte Blümchen umsprießen es, da eines, und dort und hier wieder eines, so recht zufällig und in Unschuld, wie von Kindern gepflanzt, und doch wieder absichtlich, als hätten sie damit ihre Liebe und Verehrung ihm bezeigen wollen.

So steht Alles durchaus in sinniger Wechselbeziehung und ist in mildem Ernst der Empfindung zur Einheit eines Ganzen völlig abgeschlossen.

Die Strenge in den Umrissen und den Gewändern entbehrt nicht des zärteren Flusses der Linien, nicht graziöser Ausbeugungen mit anmuthiger Bewegung der Glieder. Die leichte, bis auf die Conturen hinein durchsichtige Behandlung, die anscheinende Unbestimmtheit im Auftrage einer durchgängig gebrochenen harmonischen Färbung, sagen Perugino's früherer Epoche zu, der wir hierin vor der späteren den Vorzug geben, in welcher er zwar künstlicher, aber auch härter zuweilen und weniger zusammenstimmend in den bunteren Tönen seines Colorites geworden ist.

Dieses vortreffliche Werk befindet sich links im vorlezten Saale der Gallerie zu München, und Hr. Strixner hat uns im 15ten Hefte der Gallerie von München und Schleißheim eine recht gelungene lithographische Abbildung davon gegeben, die uns in die Anordnung und den Geist und Charakter des Originales sehr befriedigend einführt.

S t r a ß b u r g.

Diese Stadt, einst so hellstrahlend unter ihren rheinischen Schwestern, hat, gleich diesen, ihr Blütenalter längst überlebt, und zeigt nur noch in ihrem Münster, dem ewigen Denkmale deutscher Kunst, was sie ehemals gewesen. Unterdessen thut die gegenwärtige Regierung doch manches für öffentliche Verschönerung und Bequemlichkeit. Dahin gehören die Wiederherstellung der Kay's und der Bau eines neuen Theaters. Es sey uns vergönnt, einige Worte über das Lezte zu sagen.

Nachdem das alte Theater auf dem Broglio gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgebrannt war, wurde alsbald der Plan zu einem neuen entworfen, denn es schien zweckmäßig, in einer Grenzstadt, wo die heimische deutsche Sprache sich noch immer neben der französischen fort erhält, und eine Universität, nach deutschem Zuschnitt, zum zweytenmale sich gründete, auch zwey Bühnen zu haben.

Ein Spekulant hatte inzwischen die Gelegenheit sogleich benuzt, und ein Interims-Theater in der alten St. Stephanskirche einrichten lassen, auf welchem, abwechselnd, deutsches und französisches Schauspiel gegeben wird. Unterdessen entwarf die Direktion der Brücken und Straßen den Grundriß zu dem neuen Bau, die Ausführung begann,

*) S. Nro. 11.

und es waren bereits gegen 100,000 Franken auf Pillotage und Fundamente verwendet worden, als das Personale der gedachten Anstalt verändert wurde, und die neue Direktion der ponts et chaussées den ersten Plan abänderte, und in Paris zur Genehmigung vorlegte. Die Genehmigung erfolgte, und die Ausführung wurde einem Baumeister anvertraut, welchen sich die Stadt von Paris hatte kommen lassen. Allein es zeigten sich jezt sehr viele Mängel in dem Plan, der denn doch, nachdem er einmal die Billigung der obersten Behörde erhalten, im Wesentlichen beybehalten werden musste. Siebzehn bis achtzehn Jahre wird nun schon an diesem Theater gebaut, der Kostenaufwand (nunmehr aus der Octroi bestritten) soll sich bereits auf zwey Millionen Franken belaufen, und die Beendigung dürfte kaum im Laufe des Jahrs erfolgen. Das Theater in Darmstadt wurde binnen zwey Jahren mit kaum ein Viertel der Kosten gebaut.

Der Bau eines Theaters hat zwar seine Schwierigkeiten, aber es kann einfach und höchst zweckmäßig zugleich seyn. Wozu die Umstellung durch überflüssige und kostspielige Säulen und Arkaden? Warum die Verschwendung an Treppen, ꝛc.? So z. B. reichte der vordere Portikus schon hin zur Bedeckung der Eingänge, nun aber ist über den Säulen noch eine große, nicht wohlfeile, Terrasse angebracht; hier sollen, über den Säulen, sechs Statuen zu stehen kommen, welche der treffliche Ohmacht verfertigt. Ob das Theater und das Auditorium in akustischer Hinsicht zweckmäßig ausfallen werde, steht zu erwarten, in jedem Falle aber kommt uns das Gebäude, im Verhältniß zur Bühne und dem Auditorium, viel zu klein vor, es ist zu sehr umstellt von aussen. Der Plan ist, während des Bauens, dreymal abgeändert worden, und dadurch eine Verschiedenheit der Architektur entstanden, daß man glauben sollte, das Gebäude sey aus verschiedenen Jahrhunderten, und habe zu sehr verschiedenen Zwecken gedient. Durchaus zeigen sich seltsame Varietäten von Formen. So sind die untern Bogenfenster zum Theil mit, zum Theil ohne Kämpfer gestaltet und dergleichen mehr. Auch das Aeußere lässt kein Schauspielhaus erwarten.

Daß die Legitimität des guten Geschmacks bey uns nicht durchaus anerkannt sey, geht aus einem andern Beyspiel hervor. Man kennt das schöne Monument des edeln Dessaix auf der Rheininsel, nach Weinbrenners Plan errichtet, und mit schönen Reliefs von Ohmacht verziert. Sehr bezeichnend krönten Säbel, Helm und Schild die Stirne der Pyramide, wie man denn diese Attribute auch auf Moreau's Denkmal bey Dresden angebracht hat. Jezt hat man statt der Waffen, den Deckel eines Sarkophags hingelegt, und die Verbesserung ohne Zweifel sehr sinnreich gefunden.

— ber.

Nachrichten aus Paris.

Der Bildhauer Ruxhiel hat von der Herzogin von Berry den Auftrag erhalten, die Figur des heil. Carl für die Kapelle von Rosny in Marmor auszuführen.

Im November hat die Societé des Amis des Arts die Ausstellung der Kunstwerke eröffnet, die sie im Laufe des Jahrs 1820 angekauft hat, und nun, nach ihrem Gebrauche, unter ihre Mitglieder verloost. Diese nützliche Anstalt hat anstatt des Herzogs von Berry, der ihr vorgestanden hatte, nun den Herzog von Bordeaux gewählt, dessen Stelle seine Mutter vertritt.

Die Subscription auf das Monument des Herzogs von Berry beläuft sich bis jezt auf 530,000 Franken. Die Ausführung ist den ersten französischen Künstlern, dem Architekten Percier, und den Bildhauern Dupaty und Cartellier übertragen worden, und man versichert, das Modell werde bald vollendet seyn.

Hr. Landon hat ein neues Werk begonnen: Choix des Tableaux et statues des plus célèbres Musées et Cabinets étrangers etc., in gestochenen Umrissen mit historischen und kritischen Notizen von einer Gesellschaft von Künstlern und Liebhabern. Das Werk soll zur Ergänzung der Annales du Musée français dienen, und zwölf Lieferungen von 36 Blättern in Oktav enthalten. In den Notizen sollen die Größe, die Restaurationen oder allmähligen Veränderungen des abgebildeten Kunstwerks, der Ort, wo es sich gegenwärtig befindet, die Künstler, die es bereits durch Kupferstich bekannt gemacht, und die Kennzeichen der Originalität angegeben werden. Jede Lieferung kostet 9 Fr. Vier sind bereits erschienen. Man unterzeichnet darauf bey Treuttel und Würz.

Von dem schönen Werke über die Rosen von P. J. Redouté mit Text von Cl. Ant. Lory ist die 17. und 18. Lieferung erschienen. Jede kostet für Paris in gr. 4. 15 Fr. — in gr. Fol. 56 Fr. — Redouté hat bekanntlich die Kunst, den farbigen Abdruck von einer einzigen Platte zu machen, sehr vervollkommnet, und manche Abbildungen der Blüthen lassen in der That wenig zu wünschen übrig, wie überhaupt die leichte, freie und äußerst zarte Behandlung das größte Lob verdient. Nur das Grün der Blätter scheint uns noch einer Verbesserung sehr zu bedürfen. Es hat meistens eine unnatürliche und unangenehme bläuliche Metallfarbe.

Berichtigungen.

In No. 101. des Kunstblatts vom vor'gen Jahr ist der Preis des Kupferstichs: Ariccia von Frommel, auf 5 fl. 30 kr. angegeben. Dieser Preis hat zwar für die Subscribenten bestanden, nunmehr ist aber der Ladenpreis 8 fl. 15 kr. eingetreten.

Der in Nr. 46. des Kunstblatts v. J. angezeigte Kupferstich: die heilige Margaretha, nach Raphael gestochen von Rahl kostet nicht 5 fl. 30 kr. sondern 4 fl.

Beylage: Notiz über die neue Ausgabe der Description de l'Egypte.

Beylage zum Kunstblatt Nro. 10.

1 8 2 1.

Notiz über die neue Ausgabe des großen französischen Werks über Aegypten.

Eine kurze Anzeige der neuen, durch den Buchhändler Hrn. Panckouke in Paris veranstalteten Ausgabe des großen französischen Nationalwerks:

Description de l'Égypte, ou recueil des observations et des recherches faites en Egypte pendant l'expédition de l'armee française. Seconde édition, dédiée au Roi. Publiée par C. L. F. Panckouke; vingt-cinq volumes in 8. de texte et neuf-cents gravures format grand atlas, grand aigle, grand monde, format dit grand Egypte, etc. (Ces gravures sont imprimées sur les cuivres mêmes de la première édition, dont il a été tiré peu d'exemplaires.)

ist bereits in N. 97. des Kunstblatts vom vorigen Jahre gegeben worden. Bekanntlich ist dieses Werk durch die Gelehrten und Künstler entstanden, welche Buonaparte an der Expedition in Aegypten zu dem Endzwecke Theil nehmen ließ, um die Merkwürdigkeiten des vorher noch immer nicht genau gekannten Landes zu untersuchen. Seit dieser beschwerlichen vierjährigen Unternehmung sind 17 Jahre auf die Ausarbeitung des Werks auf Kosten der französischen Regierung verwandt worden, und unbestreitbar hat ihm, neben mancher andern Wissenschaft, besonders die Alterthumskunde höchst bedeutende Erweiterungen zu verdanken. Die Gelehrten und Künstler, die an der Expedition sowohl als an der Herausgabe des Werkes Theil genommen, sind folgende: Berthollet, Monge, Conté, Costaz, Delille, Desgenettes, Devilliers, Fourier, Girard, Jollois, Lancret, Jomard (welcher als Kommissär der Regierung die Herausgabe dirigirte), Andréossy, Balzac, Boudet, Caristie, Cécile, Chabrol, Coraboeuf, Cordier, Coutelle, Delaporte, Descotils, Dubois-Aymé, Dutertre, Faye, Fèvre, Gratien-Lepère, Geoffroy, Jacotin, Jaubert, Larrey, Legentil, Lepère der Aeltere, Lepère der Architekt, Malus, Marcel, Martin, Norry, Nouet, Protain, Raffeneau, Raige, Redouté, Rozière, Rouyer, Saint-Genis, Samuel Bernard, Savigny, Villoteau. Da dieß Werk bey dem wohlfeilen Preise, um den es nun angeschafft werden kann, und wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes, ohne Zweifel auch in Deutschland nicht unbeträchtlichen Absatz finden wird, so halten wir es nicht für überflüssig, über die einzelnen Lieferungen nach und nach kurze Berichte zu liefern. Zur vorläufigen Uebersicht des Ganzen aber geben wir hier eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Werks, die auch denen nicht unwillkommen seyn wird, welche die erste Ausgabe in dem ziemlich ungeordneten Zustande benutzen, in welchem sie nach und nach erschienen ist. Zur Grundlage dient uns dabey der von Hrn. Panckouke bekannt gemachte Prospektus.

I. Text.

1ster Th. Historischer Vorbericht. —

Die erste Abtheilung, welche die 5 ersten Bände begreift, enthält die Beschreibung alter Städte, und geht von der südlichen Gränze Aegyptens, wo sich die ältesten Monumente finden, den Nil abwärts. Im ersten Theile sind noch enthalten: Beschreibung der Insel Philä — Syene — Elephantine — Ombos — Edfu — Elethyia — Esne — Hermonthis.

2ter Th. Allgemeine Beschreibung von Theben — Thal von Theben — Gebäude und Hippodromen — Propyläen — Tempel — Pallast — kleiner Tempel — Hippodrom — Kolossen in der Ebene von Theben — Koloß des Memnon — Inschriften — Grab des Osymandyas — Isistempel — nördliche Ruinen — Ruinen von Qurnah — Ruinen von Luqsor — Pallast von Luqsor — Propyläen — Sphynxreihe. —

3ter Th. Tempel und Ruinen von Karnak — Pallast von Karnak — östliche, nördliche und südliche Ruinen — Propyläen — großer südlicher Tempel — kleiner Tempel — Parallele mit den griechischen, römischen und neueren Monumenten — Ruinen von Med-A'mud.

4ter Th. Hypogäen von Theben — Bilder darin — Styl der Figuren — Mumien — Sarkophage — Manuskripte auf Papyrus — Backsteine mit Charakteren: — Königsgräber — Katakomben der Harfen — der Metempsychose — astronomische Gegenstände: — Geographische Lage von Theben — Astronomische Monumente; — Denderah, — Keft und Qus.

5ter Th. Abydos — Panopolis — Cheykh el Harydy — Antäopolis — Syut — Achmuneyn — Antinoe — Heptanomis — Nomos von Arsinoe — Labyrinth und See Moeris — Memphis und die Pyramiden — Babylon — Kairo — Heliopolis — Atrib und Alterthümer von Qelyubyeh — von San — von Bubastis und Abukeycheyd — der Hauptstädte des alten Delta — Alexandrien und Taposiris — unterirdische Monumente von Alexandrien, — Alexandrinische Säule.

Antiquarische Abhandlungen. 6ter Th. Nilmesser, Grotten von Elethyia — See Möris — Murrhinische Gefäße — Küste des rothen Meers — Thierkreis — Alte musikalische Instrumente. —

7ter Th. Einbalsamirung — Erklärung eines astronomischen Gemäldes — Persepolitanisches Monument — Ehemaliger Arm des Nils — Hebräer in Aegypten — Landwirthschaftliche Maaße — Musik — Astronomische Basreliefs. —

8ter Th. Maaße der alten Aegyptier ꝛc.

9ter und 10ter Th. Forschungen über Wissenschaften und Staatsverwaltung — Alte Inschriften — Ueber die Bauart der Pyramiden — Versuch über die ägyptische Kunst — Ueber die ägyptische Baukunst — Ueber die Hieroglyphen, mit einer Uebersicht der Zeichen — Alte Geographie.

Gegenwärtiger Zustand von Aegypten. 11ter Th. Astronomische Bemerkungen — Verbindungen vom indischen zum mittelländischen Meere — ehemalige Gränzen des rothen Meers — Qoceyr — Hühner in Oefen ausgebrütet — Arzneyen.

12ter Th. Verwaltung — See Menzaleh — Thal des Natronsees — Finanzen von Aegypten — Künste und Handwerke.

13ter Th. Nubien — Mosesbrunnen — Bereitung des Ammoniak-Salzes — Krankheiten — Kufische Inschriften — Denkschrift über die Araber.

14ter Th. Musik.

15ter Th. Instrumente, — physische Bildung der Aegypter — Provinz Bahyreh.

16ter Th. Meqyas von der Insel Rudah — Reise ins Innere von Delta — Geschichte der Mameluken — Canal von Alexandrien — Beny Sueyf und Fayum — Arabische Gewichte — Verzeichniß der arabischen Stämme.

17ter und 18ter Th. Halbinsel Sinai — Oestliche Provinzen von Nieder-Aegypten — Nekrologische Tabellen von Kairo — Untersuchungen über den Ackerbau und Handel der Aegypter — Ueber die ägyptischen Seen — Die Provinz Alexandrien — Construction der Karte von Aegypten Münzen von Kairo — Höhemessung des Nilthals.

Naturgeschichte. Zoologie. 19ter, 20ster, 21ster und 22ster Th. Beschreibung der Säugethiere — Nilfische — Erklärung der Abbildungen — Ueber die Wirbelthiere — Vögel — Ueber die wirbellosen Thiere — Systeme mehrerer Classen derselben — Erklärung der Kupfertafeln von den Thieren mit und ohne Wirbel.

Botanik. 23ster Th. Doumpalme in Oberägypten — Wildwachsende Pflanzen in Aegypten — Angebaute Pflanzen — Floræ Aegyptiacæ illustratio — Vergleichung der ägyptischen und französischen Pflanzen.

Mineralogie. 24ster Th. Mineralogische Beschreibung des Thals von Qoceyr — Abbildung der Felsen — Physische Beschaffenheit von Aegypten — Beschreibung der Mineralien ꝛc. — Bemerkungen über das Thal von Aegypten — Erhöhung des Nils — Meteorologische Beobachtungen. —

25ster Th. Erklärung der Kupfer.

II. Kupfertafeln.

Alterthümer. 9 Theile, enthaltend 429 Platten. 1ster Th. (97 Platten). — Insel Philä. Plan und Umgegend — Monumente — Granitberge; — Großer Tempel — Oestliche Gallerie — Säulenreihen — Capitäle und Cornischen — Portikus — Löwen von dem ersten Pylon — Skulpturen des Portikus — Hieroglyphische Inschriften — Vasenabbildungen — Symbolischer Kopfputz — Perspektivische Ansicht des zweyten Pylon — innere Ansicht — westlicher Tempel — römisches Bauwerk. — Insel Elephantine und Syene. Katarakte von Syene — Ruinen von Elephantine — Granitbrüche — Ansicht von Syene — Nilmesser; — Südlicher Tempel; — Nördlicher Tempel; — Verfallenes Gebäude. — Kum Ombu (Ombos). Ruinen und Umgebungen — Großer Tempel — Hieroglyphen — Capitäle; — Kleiner Tempel — Hieroglyphische Inschriften — Perspektivische Ansicht beyder Tempel und ihrer Einfassung — Selseleh (Silsilis). Basreliefs der Grotten. — Edfu (Apollinopolis magna). Hauptansicht — Pylon des großen Tempels — Längendurchschnitt — Ansicht des Innern — Skulpturen — Frisen — Perspektivische Ansicht des Pylon — Kleiner Tempel. — El-Kab (Elethyia). Ruinen und Umgegend — Ansicht und besonderer Plan der Gebäude — das Innere der Hauptgrotte — alter Steinbruch — Basreliefs — Fragmente von Statuen — einzelnstehender Tempel. — Esne (Latopolis). Plan der Gegend — Aufriß des Portikus — Seitenwand — 12 Capitäle — innere Cornische — Verzierungen der Säulen — Thierkreis in erhabener Arbeit an der Decke des Portikus — architektonische Glieder — Nördlicher Tempel von Esné — Thierkreis — Perspektivische Ansicht. — Erment (Hermonthis). Ansicht des Tempels — Basreliefs — Gebäude aus den Trümmern des Tempels aufgeführt — Plan der Ueberbleibsel eines alten Wasserbehälters. — Gebäude zu Tod.

2ter Th. (92 Pl.) — Theben (Medynet-Abu d. h. der in dem Dorfe Medynet-Abu gelegene Theil von Theben). Topographischer Plan von Theben, den Ruinen und Umgebungen; — Propyläen des Tempels — Capitäle — Theile einer Säule — Karyatide — Basreliefs an den Mauern des Pallastes — südliche Gallerie des Peristyls — Fragmente auf dem ersten Pylon der Propiläen gefunden — Seeschlacht auf der Vorderwand des Pallastes eingegraben, Triumphzug in der nördlichen Gallerie eingegraben — Basrelief in der südlichen Gallerie — innere Ansicht des Peristyls des Pallastes. — Theben (Memnonium). Topographischer Plan des Grabmals des Osymandyas, der beyden Kolosse, der Ebene und Ruinen — Ansicht der beyden Kolosse — südlicher Koloß — Kolossale Statue des Memnon — Grab des Osymandyas mit einem Theil der Ebene von Theben — Trümmer der kolossalen Statue des Osymandyas — Ansicht des Grabes des Osymandyas und der lybischen Gebirgskette — Capitäle des Säulensaals — Karyatide — Basreliefs — Wagen auf dem ersten Pylon eingegraben und Kopf einer Statue — Fragment des linken Fußes der kolossalen Statue des Osymandyas — Grab des Osymandyas, restaurirt nach Diodorus von Sicilien; — Basreliefs des westlichen Tempels und einer benachbarten Grotte — topographischer Plan der nördlichen Monumente; — Plan eines großen Hypogäums oder Sprinx. — Theben (Qurnah). — Topographischer Plan der Ruinen und der Umgebungen; — Plan, Durchschnitt und Theile der Kapitäle des Pallastes — Aufriß, Perspektivische Ansicht des Pallastes — Gemälde und Basreliefs — Skulpturen — Fragmente von Stein und bemaltem Holz — Basreliefs; Arme und Binden der Mumien — Backsteine mit eingedrückten Hieroglyphen — Kopf einer männlichen Mumie — einer weiblichen; — Mumien von Säugethieren — von Ibisen — vergoldete von Schakals u. s. w. — Gemälde auf den Mumienbinden — gestreifte Leinwand auf Mumien gefunden — Manuskripte auf Papyrus — Idole und Fragmente von bemaltem Sykomorusholz. — Theben (Bybân El Moluk) — Thal der Königsgräber — Plan und Durchschnitt des vierten Königsgrabes in Westen, — östliche Königsgräber — einzelnes Grab, — Sarkophage; — Idole und Fragmente aus Serpentin, Alabaster und Sandstein in diesem Grabe gefunden — Fragmente von schwarzem und rothem Granit — astronomisches Gemälde am Plafond des ersten Grabes in Westen — Gemälde am Eingang des fünften Grabes — andere Gemälde — bemalte Basreliefs im 4ten und 5ten Grabe — Gemälde aus dem letztern — mystische Gegenstände und Darstellungen von Gebräuchen aus Gemälden mehrerer Gräber — Geräthe, Waffen u. s. w. aus den Gemälden des fünften Grabes — Gemälde im Saale der Harfen — Vasen ꝛc.

3ter Th. (69 Pl.) Theben (Luqsor). Ruinen — Allgemeine Ansichten — Aufriß des Pallastes — innere Säle — Theile von drey Seiten der östlichen Obelisken am Pallaste — Seiten des westlichen Obelisken — Theile der an der Gallerie gefundenen Kolosse — Basreliefs — Symbolische Kähne und Kriegsscenen, an den äußeren Wänden eingehauen — Gemächer von Granit Basreliefs im Innern — Hieroglyphen nächst der Thüre — Basreliefs an den innern und äußern Mauern des Pallastes — Vasenabbildungen — Theben (Karnak). Ruinen — Allgemeine Ansicht der Ruinen des Pallastes — Ruinen des Säulensaales und der Granitgemächer — Koloß am Eingange des Säulensaales — Kleiner Tempel an der Einfassung des Pallastes — Innere Ansicht des südlichen Tempels — Querdurchschnitt

des Pallastes vor den Obelisken — der Granitgemächer und in der Gallerie des Pallastes — Sphynxe am Haupteingange — Sphynx an dem südlichen Gange — Torso von Granit, am südlichen Thore gefunden; — Karyatiden am Tempel — Granitblock mit sechs Figuren verziert — Basreliefs an der äußeren nördlichen Mauer des Pallastes — perspektivische Ansicht — allgemeine Ansicht der Propyläen und Ruinen des Pallastes — Südliche Ansicht der Propyläen — zween Kolosse von dem einen Pylon der Propyläen — Sphinx am Zugang zu den Propyläen — innere Verzierung — Statuen von schwarzem Granit — Koloß am Eingang des Saales — Deckengemälde an der südlichen Pforte — Plan des großen südlichen Tempels — Ansicht und Theile der Widder am Zugang — Inschriften in die Terrasse gehauen — Vasen in verschiedenen Gebäuden gesammelt — Vasen in verschiedenen Monumenten gezeichnet — Figuren, aus den Basreliefs verschiedener Gebäude. — Theben (Med'A'mud). Topographischer Plan — Reste eines Portikus — Sammlung hieroglyphischer Inschriften.

4. Th. (72. Pl.) Keft (Coptos). Kranz eines Thores. — Denderah (Tentyris). Plan der Ruinen — nördliches Thor — Façade des großen Tempels; — Plan, Durchschnitt und Anriß; — Mauern zwischen den Säulen — Verzierung der Echwandpfeiler und einer Felderdecke — Decke des Portikus des großen Tempels — Thierkreis an derselben — Thierkreis an der Decke eines der oberen Säle — Cornische und Frise der Seitenwände des Portikus — Basreliefs im Gemach des Thierkreises — einzelne Vorstellungen von den Wänden des großen Tempels — Hieroglyphen — Façade des Portikus — Plan, Aufriß und Durchschnitt des Typhoniums — Skulpturen im Innern. — Abydus. Ruinen mit Umgegend — Pallast — Fragment von Skulptur. — Antäopolis (Qâu El Kebyreh). Tempel und Umgebungen — Monolith — Reste des westlichen Gebäudes. — Syut (Lykopolis). — Ansichten des Gebirgs und der Hypogäen — des Haupthypogiums — Basreliefs — hieroglyphische Verzierungen. — Achmuneyn (Hermopolis magna). Ruinen — Portikus des Tempels. — Antinoe. — Ringmauer der Stadt — Ruinen — Portikus des Theaters — Triumphbogen — Plan, Aufriß — Säule des Alexander Severus — Statue des Antinous — Hippodrom — verschiedene Portiken — Bäder — Colonnade der Hauptstraße. — Heptanomis. Zerstörtes Gebäude — Theile eines Thores aus Backsteinen. — Heptanomis (Beny=Hasan). Hypogäen — Plane — Theile und Malereyen — Plan von Cusä — Alterthümer — Plan und Theile von Tehne — dorische Architektur — Steinbruch gegen Mittag. — Fayum. See Möris — Aegyptischer Tempel — Alterthümer der Umgegend — Ansicht und Theile des Obelisken von Begyg — Pyramiden aus Backsteinen — Pyramiden von Meyduneh — Pyramiden von El Metanyeh — Pyramiden von Saqqarah.

5. Th. (93. Pl.) Saqqarah, Memphis und die Pyramiden. Malerische Ansichten, Architektur, Basreliefs ꝛc. ꝛc. — Vogelbrunnen — Steinbrüche der Pyramiden — Kolossale Faust des Vulkan — antike gestickte Tunika — Theile im Großen von dem berühmten Sphynx — innere Ansichten der großen Pyramide — Grundrisse, Profile und Theilungen der Pyramiden mit allen Maaßen — Höhemessung der Ebene der Pyramiden. — Gegend von Babylon. Römisches Gebäude — Obelisken, und vollständige Sarkophage mit allen ihren Hieroglyphen. — Heliopolis. Topographie der Ruinen — Obelisk ꝛc. ꝛc. — Delta, Tanis, Atfribis, Tempel der Isis von Granit ꝛc. ꝛc. Plan der Ruinen — Monolithen — Gräber — Kapitäle — Basreliefs — Obelisken — Keilschrift ꝛc. ꝛc. Alexandrien. Alte Topographie — Malerische Ansichten — Architektonische Plane und Theile — Obelisk der Cleopatra — große alexandrinische Säule von Granit — antike Cisternen — großer Sarkophag von ägyptischer Breche — Circus — Bäder der Cleopatra — Tempel der Diana ꝛc. ꝛc. — Taposiris, Thurm der Araber. Plane, Aufrisse, Theile. — Sammlung von Papyrus, Hieroglyphen, Inschriften, Medaillen und Antiken in 46 Platten. Aegyptische, griechische und lateinische Inschriften — Inschriften vom Berg Sinai — Stein von Rosette — Lampen — Vasen — Skarabäen — geschnittene Steine — verschiedene Antiken, aus Granit und andern harten Steinen, gebrannter Erde ꝛc. ꝛc.

Gegenwärtiger Zustand. 2 Theile enthaltend auf 170 Platten: Landschaften — Ansichten von Städten — Darstellungen des Innern ägyptischer Häuser und Scenen aus dem Leben der jetzigen Aegypter. — Asuan, Esné. Ansicht — Grundriß und Minaret. — Qéné, Qoceyr. Gräber. — Hafen. — Syut. Katakomben — Brücke. — Mittel=Aegypten. — Minyeh. Ansichten der Stadt der arabischen Gebirge — Dörfer — Plan der Canäle — Profil des Thales — Wässerungsdämme — Vogelberg — Kloster. — Fayum. See — Grab und Minaret — zerstörtes arabisches Gebäude — Ansicht von Beny=Sueyf. Niluser. — Landenge von Sueys. Hafen — Grund des arabischen Meerbusens — alter Canal der beyden Meere — projektirter Canal — Feste Agerond — Quellen des Moses — Höhemessung der Landenge. — Umgebungen von Kairo. Bulaq — Insel Rudah — Alt=Kairo — Gyzeh — Allee von Sykomoren — Garten des Murad=Bey — Wasserleitung — Ableitung des Canals — jährliches Fest beym Eröffnen des Damms — Ebene Qubbeh — Brücke in der Pyramidenebene — Nilmesser von Rudah — Grundriß des Brunnens — Theile der Säule — Hafen von Bulaq — große Moschee. — Kairo. Plan — Gama el Daher — Brücken über den Kanal — Moschee von Tulun — Verzierungen; — Moschee des Sultan Hassan; Platz Birket=el=Fyl während der Ueberschwemmung — Generalquartier der französischen Armee — Platz Ezbekyeh — Panorama — Qasim=Bey's Garten und Teich — Thor Bab=El=Nasr — Thor Bab=El=Futuh — Tränke — Cisterne — öffentliches Bad — Inneres des Hauses vom Osman=Bey — Saal im Hause des Solyman Aga — Pallast des Qasim=Bey — Garten am Pallast des Elfy=Bey — Ansicht der Carawane von Tor — Gräberstadt — Haus des Hassan Kaschef, worin das Institut d'Egypte wohnte — Haus des Ibrahim=Kolheyd=El=Sennary — Gräber der Mameluken — Citadelle — Innere Ansicht einer Moschee — Moschee des Sultan Qalâun. — Nieder Aegypten. Brücke von Beysus — Dörfer am Nil — Ansicht von Belbeys — Fischerei auf dem See Menzaleh — Gräber von Damiette — zerstörtes Dorf — Ansichten von Beny Salameh — von Fueh. — Rosette und Umgegend. Ansichten des Hügels — der Stadt — der Insel Farcheh — der Nilmündung — Häuser Festung Abukir. — Alexandrien. Alter Hafen — Neuer Hafen — Schloß des Leuchtthurms — Diamantfelsen — Ringmauer der Araber — Thürme — zerstörte Moschee Baum der Pilger — Wasserleitung — Plan, Aufriß und Theile eines türkischen Hauses — öffentliches Bad — Begräbnißplatz Straße — Bazar — Wasserleitung — Ausschiffung der französischen Armee beym Thurm des Marabu. — Arabische Wüste. Okels von Alexandrien, Damiette und Rosette; Häuser von Malta, Alexandrien, Rosette, Damiette und Kairo. —

Natronseen. Kloster S. Makarios — Kloster der Syrier — innere Ansicht. — Künste und Gewerbe. Leinölpresse — Hühnerofen zu Luqsor — zu Kairo — Kalkofen — Glasofen — Ofen zum Ammoniak-Salz — Rad mit hohlen Feigen oder Sprengmaschine — Zuckermühle — Pflug — Dreschmaschine — Mehlmühle — der Müller — der Bäcker — Zuckerbäcker ꝛc. ꝛc. (31 Platten meist drey bis vier Gegenstände enthaltend.) — Costüme und Bildnisse. Reitknecht — Weib aus dem Volke — Dichter — Astronom — Almes oder öffentliche Tänzerinnen — Santons von Abyssinien und Constantinopel — Mameluk — alexandrinische Seeleute (11 Pl. worunter das Bildniß des Seyd-Mustapha von U. Massard.) — Inschriften, Münzen und Medaillen, 10 Pl. Kufische Inschriften vom Nilmesser und den ältesten Moscheen — Arabische Sonnenuhr — Kufisches Astrolabium — Kufische Medaillen und Steine ꝛc. — Gefäße, Geräthe und Werkzeuge. 13 Pl. wovon einige 20 — 30 Gegenstände enthalten.

Naturgeschichte 2 Bände mit 250 Pl., welche zum Theil 30 — 40 Figuren enthalten, vorzüglich gestochen. Die Zeichnungen von Redouté d. j., Barraband, Prêtre, Bessa, Turpin, Huet, Meunier ꝛc. die Kupferstiche von Tresca, Forssel, Coutart, Prudhon, Lambert, Allais ꝛc. Zoologie 173 Pl. — Botanik 62 Pl. meistens von Plée gestochen. Mineralogie, 13 Pl.

Geographie, 52 Pl. gestochen im Dépôt de la guerre von den ersten französischen Kupferstechern; die Commission d'Egypte kaufte sie um 200,000 Franken. Sie enthalten folgende Orte; Generalkarte in 3 Blättern; Theil von Syrien — Nieder- und Mittel-Aegypten: Topographie. Nubien und Katarakten, Ombos, Edfu, Esne, Theben; Thal von Qoceyr, Umgegend von Qene, Girgeh, Tahtah, Syut, Manfalut, Minyeh, Antinoë, Abu Girgeh, Fechn, Gebel-Gebei, Beny, Sueyf, Fayum, Pyramiden; Memphis, Suevs, bittere Seen; Kairo, Belbeys; Umgegend des Kuhbanches, Natronsee, See Mareotis, Fluß ohne Wasser, Menuf, Tant, Bubastis Salahyeh, Canal von Suevs, El Arych, See Sirbon, Tennis, Pelusium, Gatyeh, Mansura, San, Fueh, Damanhur, Alexandrien, Insel Abukir, Rosette, See Burlos, Damiette, Mündung von Dibeh, Gaza, Jerusalem, Jaffa, Cäsarea, Akre, Nazareth, Jordan, Tyrus, Sidon ꝛc.

In diesem Verzeichniß der Kupfer sind nur die wichtigsten Gegenstände kurz angegeben.

* * *

Den Verschluß dieses äußerst wichtigen, Aegypten nach allen Beziehungen darstellenden Werks hat die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen für ganz Deutschland übernommen. — — Es erscheint in Lieferungen, wovon jede aus 5 Kupfern bestehen wird, in groß Atlas-Format, auf eben so schönem Papier gedruckt, wie die erste Ausgabe. Jede dieser Lieferungen kostet 5 fl. Beym Unterzeichnen wird zugleich auf die zwey lezten Lieferungen des Werks Vorauszahlung geleistet. Wenn ein Kupfer in Format grand aigle, grand monde oder Egypte einer Lieferung beygegeben wird, so wird solches für 2 Kupfer in groß Atlas-Format gerechnet, und kostet auch eben so viel als diese leztern; die Lieferung besteht alsdann nur aus 4 Kupfern, welche ebenfalls 5 fl. kosten. Das größte sogenannte grand monde oder Egypte Format wird nur aus 24 Kupfern bestehen.

Die Bände, welche den Text enthalten, werden mit neuer Cicero-Schrift, in 8., auf sehr schönem Papier gedruckt; denselben werden 28 Kupfer beygegeben.

Jeder dieser Bände kostet mit den 28 Kupfern 4 fl. Das Verzeichniß der Subscribenten wird am Ende des Werks unter dem Titel: „Subscribenten, welche sich zur Stiftung dieser Ausgabe vereinigt haben" angedruckt werden. Keine Subscription konnte unter günstigeren Umständen angekündigt werden. Die erste Ausgabe wird bald ganz fertig seyn; und es wird versichert, daß die zweyte, um vollendet zu werden, nur die Zeit abwartet, welche zur Sammlung der Subscribenten erforderlich ist; hier kann Schnelligkeit der Vollkommenheit nicht schaden. Von den 5 Kupfern einer jeden Lieferung werden 2 oder 3 Alterthümer, 1 oder 2 neueren Zustand, und 1 Naturgeschichte oder Geographie enthalten.

Alle 4 — 5 Wochen erscheint eine oder zwey Lieferungen, und somit beträgt die Auslage monatlich höchstens 10 fl. Später werden die Lieferungen, nach dem Wunsche der Subscribenten, schneller auf einander erscheinen; und da alle Kupfer schon gestochen sind, so wird das ganze in 2 oder 2½ Jahren vollendet seyn können. Man kann unterzeichnen:

in Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
in Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandlung.
in Nürnberg, bey Hrn. Buchhändler Felsecker.
in München, bey Hrn. Buchhändler Lindauer.
in Wien, bey Hrn. Buchhändler Gerold.
in Prag, in der Calve'schen Buchhandlung.
in Breslau, bey Hrn. Buchhändler W. G. Korn.
in Berlin, bey Hrn. Buchhändler Enslin.
in Hamburg, bey den Hrn. Buchhändlern Perthes und Besser.
in Copenhagen bey Hrn. Buchhändler Brummer.
in Petersburg bey Hrn. Buchhändler Schwetschke.
in Pest bey Hrn. Buchhändler Kilian.
in Warschau bey Hrn. Buchhändler Glücksberg.
in Königsberg bey Hrn. Buchhändler Unzer.
in Hannover, bey den Hrn. Gebrüder Hahn.
in Leipzig bey Hrn. Buchhändler Kummer.
in Zürich bey Hrn. Buchhändler Orell, Füßly u. Comp.
in Bremen bey Hrn. Buchhändler Heyse.

Nro. 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Februar 1821.

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzessinn Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war gallant.

Goethe.

Tristan von Leon.

(Fortsetzung.)

Tristan und Isotte schiffen sich ein; günstige Winde schwellen die Segel, die beyden Liebenden heften seufzend die Blicke auf einander, die Strahlen der Sonne und die Gluth ihrer Herzen verursachen ihnen einen peinigenden Durst, Isotte klagt darüber zuerst, und Tristan, die Flasche mit dem Liebestrank erblickend, den Brangine unseligerweise zu verbergen versäumt hatte, ergreift diesen Trank und genießt ihn in Gemeinschaft mit Isotte. Dem Feuer ihrer Brust hätten sie vielleicht widerstanden, allein was vermochten sie gegen den Zauber der Fee? — Ein Sturm erhebt sich, das Schiff geräth in die rettungsloseste Gefahr — wir können den Erzähler von Tristans Abentheuern nicht beschuldigen, daß er Wielanden ausschrieb, wir danken Wieland, daß er diese schöne, rührende Katastrophe unserer Liebenden in seinem Oberon benuzte, allein die Winde ersparten den irländischen Schiffern die Schicksals-Sühne, die Hüon und Amanda in die Wellen begrub — sie schleuderten das Schiff in den Hafen einer unbekannten Stadt, die Seefahrer steigen ans Land, fragen, wo sie sind, und ein Greis, den Tristan und Isottens Schönheit dauerte, berichtete ihnen wehmüthig, daß man sie nach dem Schlosse Plours führen müßte, wo der falsche, gewaltthätige Brunor ihnen den Tod drohte, wenn nicht der neu ankommende Ritter tapfrer wie er, und die Dame züchtiger und schöner wie die seinige sey. Man begreift wohl, daß Tristan den frechen Brunor und drey oder vier Riesen, seine Gesellen, im Kampfe erlegt, auch Isotte erhält den Preis der Schönheit, die Liebenden nehmen das Schloß Plours in Besitz, und sind gar nicht sehr eilig, solches zu verlassen. Endlich mussten sie aber doch ihre Reise nach Cornwall fortsetzen; sie langen an, König Marke ist über Isottens Schönheit entzückt, und die Hochzeit wird gefeyert. Hatte die Liebe Tristan und Isotte zu einem Fehltritt verleitet, welchen die Empfindung entschuldigen darf, so zog dieser Fehltritt nun die Nothwendigkeit eines Betrugs nach sich, den sie mißbilligt, und der Leser ist betroffen, so wenig Zucht und eine so dringende Nothwendigkeit, den Schein zu erhalten, in diesem uralten Geschichtchen zu finden. Brangine, von der Liebe zu ihrer Herrschaft bewogen, opfert ihre unbefleckte Unschuld, um Isottens Verrath zu verbergen. König Marke, von dem ihm gespielten Betruge nichts ahnend, ist mit seinem Loose höchlich zufrieden, und um Tristan seinen Dank dafür, daß er ihm eine so reizende Gattin zuführte, zu bezeigen, macht er ihn zu seinem ersten Kämmerling, wodurch er bey der Königin den vertrautesten Zutritt erhält.

Brangine hatte sich für ihre Herrin geopfert, hatte sie diese damit vor der Rache ihres betrogenen Gemahls geschützt, allein sie konnte nicht die Furcht vor einer Entdeckung, der Begleiterin jeder Schuld, aus Isottens Brust bannen, und von dieser gefoltert, hatte Isotte die Unmenschlichkeit, ihr treues Kammerfräulein vom Hofe entführen, und mit dem Auftrag, sie zu tödten, in einen großen Wald schleppen

zu lassen. Branginens Schönheit rührte ihre Henker, sie fragten verwundert, was sie der Königin zu Leide gethan? — „Ach nichts, was ich wüßte! antwortete Brangine mit Thränen. Wie die Königin Irland verließ, hatte sie eine Lilienblume, die sie dem Könige Marke bringen sollte; ich hatte eine gleiche. Die Königin verlor die ihre auf dem Meer. Um ihr, die in großem Jammer war, zu dienen, gab ich ihr die meine, die ich wohl zu bewahren gewusst hatte. — Und für diesen Dienst, sonst weiß ich keine Ursache, will sie nun meinen Tod." Die Männer verstehen dieses Räthsel nicht, aber unfähig die holde Schöne zu ermorden, binden sie dieselbe an einen Baum, bestreichen ihre Schwerter mit Blut, und bringen der Königin die falsche Nachricht ihres Todes, wobey sie ihr zugleich ihre Worte wiederholen, als habe sie solche im Sterben gesprochen.

Isotte ward davon mit allen Qualen der Reue ergriffen; gern hätte sie tausendmal mit ihrem Leben ihrer Freundin Leben erkauft; aber nun war es zu spät. Doch Branginens Schicksal war nicht so schrecklich, wie sie fürchten musste, gewesen: Palamedes, der des Weges ritt, löste ihre Fesseln und brachte sie in ein nahes Frauenkloster. Wie er wieder in den Wald kam, gelangt er an einen Brunnen, wo er zu seinem Erstaunen Isotte findet, die den Verlust ihres so grausam verrathenen Kammerfräuleins beklagt; Palamedes eilt, ihr die Verlorne wieder zu bringen, die Königin umfasst ihre Knie, benezt sie mit ihren Thränen, schließt sie in ihre Arme, und verspricht ihrem Retter eine Gabe, die er bitten würde, zuzugestehen. König Marke trifft bey ihnen ein, man macht ihm glauben: Brangine sey von Räubern entführt, und von Palamedes befreyt worden, und der gute Marke theilt Isotens Freude so redlich, daß er es über sich nimmt, die Gabe, welche der rettende Ritter zu fordern hat, zu gewähren. Dieser fordert Isotte fortführen zu dürfen. — Wie weh es König Marke that, sein Wort war gegeben, und Palamedes führte die Königin von dannen. Tristan war ferne, ein andrer sehr tapferer Ritter, Lambert, dessen Wunden Isotte pflegt, achtet seine Schwäche nicht, bewaffnet sich, eilt dem Entführer nach, erreicht ihn, fechtet mit ihm, aber seine Wunden öffnen sich von neuem, er fällt und Palamedes schenkt ihm das Leben. Während des Zweykampfes entwischt Isotte, sie kommt an ein Flußgestade, wo sie einem Ritter begegnet, dem sie sich zu erkennen giebt; er nimmt sie auf sein Pferd, durchschwimmt den Fluß mit ihr, und bringt sie in einen Thurm, den sie, weil Palamedes ihr auf der Ferse folgt, sogleich verschließt. Der Ritter will den Verfolgenden aufhalten, sie fechten, er fällt, und der Sieger, in Verzweiflung Isotte seiner Gewalt entzogen zu sehen, wirft sich vor dem Thurm am Boden, und „geräth in tiefe Gedanken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

(Fortsetzung.)

Der Spiegel des Wassers, während der Ueberfahrt über den See, war eben und mit schwimmenden Gräsern bedeckt. Einige derselben hatten breite Blätter, keine aber das Ansehn von Seegräsern, am Ufer wuchs eine Menge Schilf. Das Wasser unter dem Grase war hell, und frischer als anderes Wasser in der Gegend, welches alles faulig schmeckt; indessen meint Scott, sey es doch nicht, was man in England ein frisches oder süßes Wasser nennen würde. Scott sah keine merkliche Strömung im See, und er bemerkte in beyden Nächten, wo sie vor Anker lagen, daß das Boot bis am Morgen seine Stellung unverändert behalten hatte. Der Himmel war ohne Wolken, die Luft still, und es fiel ein schwerer Thau. Der **Bahar** enthielt Schildkröten von einer viel kleineren Gattung, als die, welche von Westindien nach England gebracht werden. Auch gab es eine Menge Fische in demselben, welche mit leichter Mühe mit Netzen durch Fischerböte oder vom Ufer aus gefangen wurden. Er sah einige wie Makrelen, einige wie Aale, aber dicker und größer. Einige waren ohne Schuppen, er sah aber keine mit langen Fühlhörnern.

Es waren viele Fischerböte auf dem **Bahar**, keines aber größer, als das, worin er sich befand, und welches 200 Menschen fassen konnte. Beyde Enden desselben waren gleich, und stiegen wie bey den Kanoes hervor, und waren ungefähr drey Ellen weit gedeckt, auf den Ruderbänken, welche quer darüber lagen, saßen immer zwey Männer, wovon ein jeder ein besonderes Ruder führte. Das Boot hatte einen sehr flachen Boden, welcher, so wie die Seiten, mit Dielen belegt war; es hatte keinen Mast, war aber mit einem Loche am Boden und einem Sitz darüber versehen, wo einer angebracht werden konnte. Das Tau war aus Binsen verfertigt, welche, wie man ihm sagte, frisch gesammelt und dünn geklopft, und dann in Stricken geflochten werden, welche nachher eine gelbe Farbe annehmen. Das Boot wird in der Sprache der Araber **Jourgos**, aber von den Einwohnern von El Sharrag und El Hezsch **Flook** genannt.

Scott hatte keine Gelegenheit mit dem Schiffspatron zu reden. Dieser Mann trug ein weißes baumwollnes Hemd, mit einem rothen Gürtel, und war mit einem Säbel und einer Flinte bewaffnet. Die Kleidung der Bootleute glich ziemlich einem englischen Fuhrmannskittel, aus wollnem Zeuge (eine ziemlich genaue Beschreibung der Kleidung der ärmeren Klassen der Mauren an den Küsten der Barbarey). Sie trugen alle gelbe mit Roth gefütterte Pantoffeln, von gleicher Weite von den Fersen bis zu den Zehen, (gerade wie die Pantoffeln in der Barbarey). Diese Leute

sprachen Arabisch, aber auch noch eine andere Sprache Schlech genannt. Sie waren wegen einem Volk in Besorgniß, welches von dem obern oder nördlichen Theil des Bahar herab zu kommen pflegt, und dort auf der östlichen Seite desselben wohnt; es ist von kleiner Statur und von einem von den Arabern verschiedenen Geschlecht. Scott glaubt sich zu erinnern, daß man ihm gesagt, dieses Geschlecht, (welches sie Zachah nanuten) glaube nicht an Mahomed.

Die Bootleute sagten ihm auch, indem sie nach Süden hindeuteten, daß in jener Gegend ein großes Salzwassermeer läge; daß der Bahar, worauf sie sich befänden, in dasselbe fiele, daß es viele Saffinah el Kobeer, große Schiffe, darauf gäbe, und daß sie solches Bahar el Keeber, (großes Meer oder Wasser) nennten. Ferner daß sich in jener Gegend ein Hafen, Namens Bambarry befände,*) wo eine Menge Schiffe hinzukommen pflegte. Weiter erzählten sie, daß sehr weit gegen Süden, und ehe sie noch auf der Welt waren, große Gefechte auf dem Bahar el Keeber sowol als auf dem Lande zwischen den Franzosen und Engländern (Francese et Inglese waren ihre Ausdrücke) vorgefallen wären, und daß die Gebeine der auf dem Lande erschlagenen noch an jener Stelle unbegraben lägen.

An der Stelle, wo sie landeten, befand sich eine Menge aus aufrecht stehenden, auf beyden Seiten mit Rohr bekleideten, Balken erbauete Hütten, deren Zwischenräume mit Sträuchern ausgefüllt, und die mit Binsen aus dem Bahar gedeckt waren. Der Name des Ortes ist El-Tab Sidna Mahomed, welches bedeutet: die Stadt eines Obern, Namens Mahomed, und der Name des Stammes El Tahsi del Hezsch. Alle die Araber küßten den Boden dreymal, sobald sie gelandet waren, und wuschen Hände und Angesicht mit Sand, wie sie immer vor dem Gebete zu thun pflegten. Scott wollte dieß nicht thun, und wurde von den Männern so lange geprügelt, bis sich die Weiber für ihn verwendeten. Sie blieben die Nacht über in diesen Hütten, welche sie am andern Morgen bey Sonnenaufgang verließen, und Scott mit sich nahmen, indem sie ihm sagten, daß sie jezt nach Hez el Hezsch zu Sidna Mahomed gingen, wo er die Beschneidung und ihren Glauben annehmen müsse, sonst würde Mahomed aufstehen und ihn tödten. Diese Drohungen wurden noch mehrere Male wiederholt, und sogar von Mißhandlungen begleitet; da die Araber aber nach ein Paar Tagen sahen, daß Scott bey seiner Weigerung standhaft blieb, ließen sie gänzlich von ihrer Zudringlichkeit ab, und er behielt seine Religion unverändert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nicht weit südlich vom Congofluß ist eine Landschaft, welche Bamba genannt wird, und wo die Portugiesen Sklaven zu holen pflegten. Die Knochen und die Gefechte aber müssen nach M. Renneals Meinung anders wohin gehören. Scott verstand nur noch wenig vom Arabischen, welches nicht einmal die Muttersprache seiner Neger war.

Sonderbarer Brauch.

Von alten Zeiten her bezieht die Rentey von Haigerloch in dem Dorfe Eitingen bey Horb am Neckar einen jährlichen Lebenzins. Bey dem Einzuge dieses Lebenzinses haben folgende Formalitäten statt: Am Konraditag im November muß der Haigerlochische Rentbeamte zu Pferd bey Tagesanbruch, ohne Rücksicht auf Witterung, an der Gränze der Eitinger Bahn erscheinen. Ihn müssen begleiten ein Bedienter, auch zu Pferd, und ein Hund. Da erwartet ihn der Dorfschütze, mit gepuderten Haaren, und umhangen mit einem Degen. Dieser geht dem Rentbeamten voran, und führt ihn bis vor das Wirthshaus. Hier soll der Lebenzins auf dem Tische liegen. Der Ortspfarrer läßt den Rentbeamten fragen, ob gepredigt werden und wann das Hochamt anfangen soll. Nach beendigtem Gottesdienste wird im Wirthshause eine Mahlzeit gehalten, wozu nebst dem Rentbeamten und seinem Bedienten, der Pfarrer, der Vogt, der Schütze und die Träger geladen sind. Der Tischgesellschaft gegenüber wird für den Hund, welcher den Rentbeamten begleitete, ein Tuch auf dem Boden ausgebreitet, und eine gepfefferte Suppe in einem neuen hölzernen Becken, ein Batzenbrod und eine Bratwurst zum Schmause vorgesezt.

(Dieser Brauch bestand bis in neuerer Zeit; vor drey Jahren haben aber die Eitinger diesen Zins abgelöst. Um so interessanter ist es, ihn für die Provinzialgeschichte der Gegend aufzubewahren.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im Januar.

(Fortsetzung.)

Am 31. Dezember wurde uns ein kleines Stück: Der Sylvester-Abend oder: Die Büsten, vorgeführt. Es war weder rührend noch drollig, weder interessant noch lebendig; was es sonst war, kann Jeder sich leicht denken. Die Kürze ist daran zu loben, und eben so der edle Zweck: denn es hatte die Bestimmung das alte Jahr zu Grabe zu begleiten. Uebrigens ist es nicht der Mühe werth, daß man eine Hand voll Asche auf den Leichnam streut, der wohl an keinem Orte wieder auferstehen wird.

Lustiger war ein andres kleines Stück aus Castellis diesjährigem „dramatischen Sträuschen“ —: Der Einsiedler im Lerchenwald, oder: die geheimnißvolle Laube. Muthwille, Ironie und Verwirrung, wie sie nur immer in einem Vaudeville aufziehen, wechseln hier in bunten Reihen mit einander ab. Es ist wohl darauf abgesehen, die Schüchternen in Verlegenheit zu setzen, ungefähr wie lose Gesellen es machen, um hübsche Mädchen in die Enge zu treiben, die dann so ungerecht sind, die armen Kinder einfältig zu schelten, wenn sie den Spaß nicht verstehen wollen, und sich über sie lustig zu machen, wenn sie dergleichen thun. Zum Glück wissen sich die Mädchen in der Residenz herauszuziehen, und aufrichtig gesprochen, ist die Sache bey weitem nicht so schlimm, wie sie scheint, nur sehr lustig und sehr neckisch, und so verzweifelt neckisch, daß die Meisten Bedenken tragen, zu gestehen, daß sie sich belustigt haben.

Auf dem Hof-Operntheater ist Rossini's Barbier von Sevilla zum Benefize der Madam Grünbaum gegeben worden, und wollte das erstemal nicht recht behagen. Es läßt sich dieses zum Theil nur aus den seltsamen Launen erklären, die auch zuweilen ein ganzes Publikum zu befallen pflegen; denn hier ist keine einzige Rolle schlechter besezt, als auf dem Theater an der Wien, wo die Oper sehr gefiel, wiewol die Gast-Darstellungen des talentvollen Fischer aus München, der als Figaro mehrmals auftrat, ihr erst das eigentliche Relief gaben. Sonst ist außer der hoffnungsvollen jungen Sängerin Madam

Schütz, die sich aber mit der gediegenen Meistersängerin Grünbaum noch lange nicht parallel stellen kann, und dem Tenorsänger Jäger, alles dort unter dem mittelmäßigen, und Alles nur auf Lärm und Geschrey berechnet. Theils lassen sich aber noch andre Gründe für diese Erscheinung anführen, wovon einer schon oben berührt wurde, nämlich die Leistung des Künstlers vom Münchner Hoftheater. Ferner eignet sich die Gesangs-Parthie der Rosine, da sie dem Mezzo-Soprano nahe kommt, nicht ganz für das in der höheren Oktave treffliche Organ der Sängerin Grünbaum; mehrere Gesangstücke, die auf dem Vorstadt-Theater weggelassen waren, wurden nebst andern nicht hieher gehörigen eingeschaltet; dann fiel die Langsamkeit einiger Tempo's auf, einige Charaktere wurden schleppend gehalten und durchgeführt; endlich vermißte man am Schlusse ein anziehendes kleines Gesangstück, wodurch der Tenorist Jäger noch besonders auf die Zuhörer gewirkt hatte. Bey der dritten Vorstellung schien das Auditorium erwacht zu seyn und die Superiorität der Ausführung anzuerkennen.

Auf dem Theater an der Wien gab man eine andre Oper von Rossini: Die Italienerin in Algier, vor mehreren Jahren von dem damals hier anwesenden italienischen Opristen aufgeführt, und zwar mit wahrhaft künstlerischer Auszeichnung, sowol im Gesang, als in der Darstellung; einige Talente, wie z. B. die gefeyerte Sängerinn Borgondio, ragten besonders hervor. Dessen ungeachtet gefiel die Production der deutschen Sänger, wiewol in beyder Hinsicht viel untergeordnet, im Ganzen mehr, als jene. Auch hier können nur Mad. Schütz und Hr. Jäger ausgezeichnet werden, doch war die Parthie der ersteren noch etwas zu tief für die Sängerin. Der Bassist Seipelt als Dey mußte einer ihm höchst nachtheiligen Vergleichung unterliegen, und Kunstverständige fanden mehr als jemals in seinem Ton und Vortrag Aehnlichkeit mit dem Ausdruck der Empfindungen dieses und jenes unmusikalisch erschaffnen Wesens. Thadäo, Hr. Spitzeder, war eine triviale Karikatur. Dieser Darsteller und Baßsänger, dem man mehrseitige Brauchbarkeit und eine gewisse kalte ausländische Volkskomik nicht absprechen darf, hatte auf ähnliche Weise als Verwalter in der Molinara Spaß gemacht und hält sich nun sofort mit großer Selbstliebe an seine glücklich versuchte Manier, die vorzüglich darin besteht, mit allezeit fertigen Zusätzen provinzielle Redensarten zu verbinden und lokale Ausdrücke einzumischen, die seiner Zunge nicht geläufig sind; man lacht über den Kontrast und über die Ungefügigkeit, das ist eigentlich das Ergötzlichste dabey. Indessen muß man unser Theaterpublikum nach den abwechselnden Vereinigungspunkten beurtheilen. Denn ganz andre Forderungen macht man in den beyden Hoftheatern, als im Schauspielhause an der Wien, und hier wieder höhere, als in den übrigen Vorstadtbühnen. Eine Volksposse mag in der Leopoldsstadt noch so oft wiederholt werden, und noch so sehr belacht werden, fast keine einzige Klasse von Zuschauern legt einen besondern Werth auf das Produkt, und selten wird die erste Vorstellung eines Stücks mit einstimmigem Wohlgefallen aufgenommen, ja man behauptet in dieser Hinsicht einen gewissen Eigensinn, mit dem auch die Scribenten zum Theil behaftet sind, die den selbst geflochtenen Dichterkranz sich platterdings nicht von der Stirne ziehen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, den 27. Dec. 1820.

(Fortsetzung.)

Nismes, das sonst so schöne, und für Fremde so reizende Nismes ist durch die traurigen Vorgänge der lezten Jahre außerordentlich danieder gesunken. Ehemals, sagte vor Kurzem ein Gastwirth jener Stadt zu einem Reisenden meiner Bekanntschaft, ehemals verweilten Fremde gern einige Wochen lang unter unserm heitern Klima; jezt besehen sie hastig die Merkwürdigkeiten der Stadt, und reisen dann wieder von dannen; ehemals blühte Handel und Kunstfleiß, und bereicherte die Stadt; jezt liegen fast alle vorigen Fabriken darnieder. Die Protestanten, welche sich zu Nismes stets durch ihre Betriebsamkeit ausgezeichnet haben, wagen es nicht mehr, Arbeitsanstalten zu errichten, und Trestaillons, von dem man sich die schauderhaftesten Züge erzählt, erscheint von Zeit zu Zeit auf dem Markte zu Nismes, zum großen Schrecken aller Protestanten. Wie furchtbar dieser Mann noch jezt seye, kann man aus den merkwürdigen Worten abnehmen, womit der entschlossene und kühne Madier de Montjau neulich seine vortreffliche Vertheidigung vor dem Kassationsgerichte schloß: „Trestaillons wartet zu Nismes auf mich, und wenn ihr mir mein Betragen verweiset, so raubt ihr mir die einzige Sicherheit, die ich gegen die Dolche habe.“ Wie beklagenswerth muß der Zustand einer Stadt seyn, worin ein Richter, welcher beherzt genug gewesen ist, um die ungestraft gebliebenen Verbrechen öffentlich anzugeben, die Dolche der Verbrecher zu fürchten hat! Ein öffentlicher Beamter, welcher dem Gemeindewohle einen solchen außerordentlichen Dienst geleistet hat, sollte mit der Bürgerkrone belohnt werden; allein Madier de Montjau hat von dem Kassationshofe einen amtlichen Verweis erhalten!! und hätte der Hof dem Antrage des Königl. Anwalds nachgegeben, so wäre Madier de Montjau sogar von seiner Richterstelle einstweilen suspendirt worden! Der Unwille, den er in seiner Vertheidigung wider die fanatischen Verfolgungen ausdrückt, und der ihn dazu angetrieben hat, sie öffentlich bekannt zu machen, um dadurch der Erneurung derselben vorzubeugen, wird zu allen Zeiten seiner Menschenliebe Ehre machen, wie verschieden auch über seinen entschlossenen Schritt mag geurtheilt werden, und mich dünkt, derjenige Staat, welcher viele solcher beherzten Bürger aufzuweisen hätte, berechtigt zu schönen Hoffnungen in Hinsicht des endlichen Sieges der Humanität. — Noch haben die Tagesbegebenheiten einen besondern Gerichtsfall herbeygeführt. Als im Anfange dieses Jahres die Ausnahme-Gesetze in Vorschlag gebracht wurden, und man die National-Subscription entstehen sah, die den Zweck hatte, die Wirkungen derselben zu mildern, so kündigte auch ein gewisser Lambert eine Konstitutionsmedaille an, welche auf der einen Seiten die Worte des Königs zu Gunsten der Aufrechthaltung der Verfassungsurkunde, und auf der andern eine Ehrensäule mit den Namen aller freysinnigen Deputirten enthalten sollte, welche wider die Ausnahmegesetze würden gestimmt haben; da nach dem Gesetze alle Medaillen nur auf dem Königl. Münzhause können geprägt werden, so wollte auch jener Lambert die seinige dort prägen lassen. Hr. Puymaurin, Direktor des Münzhauses, welcher in der Deputirtenkammer auf der Ultraseite sizt, verweigerte ihm dieses Prägen, welches, wie es scheint, ganz von der Willkühr des Hrn. Direktors abhängt. Lambert begnügte sich nun damit, mehrere Abgüsse der von ihm gestochenen Form in Zinn zu veranstalten. Diese Abgüsse wurden ergriffen, und der Verfertiger wurde vor Gericht gezogen, unter der Beschuldigung, er habe das Königl. Münzrecht verlezt. Vergebens suchte sein Vertheidiger den großen Unterschied zwischen dem Prägen einer Medaille und dem Verfertigen von Abgüssen nach einer Form darzulegen. Die Konstitutionsmedaille wurde verdammt, hatte ja die National-Subscription dasselbe Schicksal erlitten. Man hielt dem Advokat eine königliche Verordnung vor, die auch das Abgießen verbieten soll. Aber, erwiederte der Advokat, eine königl. Verordnung ist nur dann gültig, wenn sie in die Gesetzsammlung (Bulletin des lois) eingerückt wird, und von dieser Verordnung steht keine Sylbe darin. Nichtsdestoweniger wurde Lambert zu einer Geldstrafe verdammt. Also werden wir sobald keine Konstitutionsmedaillen erblicken.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 10.

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. Februar 1821.

Taschenliteratur.

Das Becker'sche Vergnügen.

Dieser Scherzname hat an „W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Friedrich Kind" (Leipzig b. Göschen, Wien b. Gerold), sich einmal angeschlossen, seitdem der Herausgeber mit dem Gleditzischen Vergnügen (dem alto Taschenbuche zum geselligen Vergnügen b. Gleditzsch) in Opposition getreten ist, und wir möchten denselben zum Behuf bequemerer Citation beybehalten. Der vorliegende Jahrgang (1821) „bürgt zur Gnüge für die ernstliche Bemühung des Herausgebers, diesem Taschenbuche jede Vollkommenheit zu erhalten und zu erwerben, welche man von Sammlungen dieser Art gerechter Weise erwarten darf." So versichert uns, mit einem bescheidenen: „Hoffentlich," der Herausgeber selbst in der „Erinnerung" S. IX, die er sehr sinnig nicht Vorerinnerung überschrieben hat, weil sie vielmehr eine Rückerinnerung ist; denn er citirt ad vocem: erwarten darf, sowohl seinen Aufsatz „Taschenbücher?" in der Abendzeit. vom vor. Jahr, als auch dasjenige, „was dagegen in Nro. 44. des Cotta'schen Literatur-Blattes 1820 angeführt werden ist." Auch erinnert diese Erinnerung a. a. O. in parenthesi an die Anzeige des Verlegers, daß der Mitarbeiter diesmal 35 sind, „worunter sich, mit sehr geringer Ausnahme, keiner befindet, welcher nicht bereits den Freunden der Dichtkunst vortheilhaft bekannt wäre." Die Bekannten, (worunter in der That Kind, Leeben, L. Brachmann, Contessa, Grillparzer, Houwald, Kuhn, Krug v. Nidda, Nordstern, Schmidt v. Lübeck, St. Schütze und Tiedge sich befinden) wollen wir vor der Hand nicht lorgnettiren: denn die gedachte Erinnerung hat unsere Erwartung auf die Unbekannten gespannt, indem S. X geschrieben steht: „Was mir noch nicht bekannte Einsender anlangt, so habe ich bereits im vorigen Jahrgange bemerkt, daß von diesen nur Beyträge aufgenommen werden können, die sich durch Neuheit der Erfindung oder Vollendung der Form auszeichnen. Wie einige dieß so mißverstehen konnten, daß sie mit sehr alltäglichen, ja von ihnen selbst für noch unreif anerkannten Versuchen in dieser Gesellschaft einen Platz zu finden vermeinten, ist in der That unbegreiflich."

Warum stellt der Herausgeber sein Begreifung-Vermögen (Vergl. Lit. Bl. v. 1820. Nro. 89. S. 354. Sp. 2. gegen d. E.) so in Schatten? Die unbekannten Einsender haben vermuthlich ihre Producte für nicht alltäglich gehalten, und dieselben nur in ihren Briefen für unreif anerkannt. Das erklärt die ganze Erscheinung. Dagegen aber könnte wohl diese Abmahnung mißverstanden werden: denn sie klingt in den Worten: „daß von diesen (den unbekannten Einsendern) nur Beyträge aufgenommen werden können, die sich — — auszeichnen;" genau so, als ob ausgezeichnete Eigenschaften der Erzeugnisse von den bekannten Schriftstellern nicht gefordert würden. Doch vielleicht ist das wirklich die Meinung, und wir können sie nicht tadeln, weil es einem Wirthe, wie vornehm er auch immer sey, doch nothwendig frey stehen muß, mit bekannten Gästen es minder genau zu nehmen, als mit unbekannten. Aber die Zuschauer auf der Gallerie des Ballsaales (die Leser) werden dadurch vorzugsweise auf die unbekannten gespannt, und die Kritik scheint den Wirth in der strengen Handhabung der von ihm selbst vorgeschriebenen Etikette unterstützen zu müssen.

Uns unbekannt war Elvire mit dem Gedicht: Stanzen S. 123. In der That nichts, als Stanzen, und was kann alltäglicher seyn? Auch sind sie nichts weniger, als vollendet in der Form: denn obwohl in der ersten Stanze von dem Dichter gesagt wird:

„Denn, was er will, muß seinem Wunsch sich fügen;"

so hat doch der Schlußreim der lezten Stanze dem (muthmaßlichen) Willen der Dichterin sich nicht gefügt. Wir bleiben da an einem Faden hängen, der aus Melodieen gezogen wird, und der

„Mit zartem Spiel der Zāten Wechsel lindet,
Doch mit dem Spiel auch heil'gen Ernst verbindet."

Zwar mag für gelinde, Kraft der poetischen Freyheit wohl linde gesagt werden, aber aus lindern muß man um des Reimes willen nicht linden machen. Zwar kommt

nach Adelung, bey den schwäbischen Dichtern das Zeitwort: gelinden vor; aber nicht als activum. Es heißt dort nicht gelinde machen, sondern gelinde werden. Den in der angef. Stelle enthaltenen, mit dem Melodieen-Faden gestickten Gedanken drückt Hagedorn ganz einfach mit den Worten aus: O Dichtkunst, die das Leben lindert. Was würde man aber wohl dazu gesagt haben, wenn er hinzugesezt hätte: Doch mit dem Spiel auch heil'gen Ernst verbindert! Und gleichwohl — wenn wir für lindern lindern schreiben dürften, auf daß es auf verbinden reimen möchte, warum nicht auch umgekehrt? Kurz, Elitie ist nicht nach dem Ballgesetz gekleidet, welches für die Unbekannten gilt. Ist sie vielleicht als Bekannte eingeschlüpft?

Der Herr Graf v. Knyphausen, mit dem Gedicht an Molly S. 334 ist in demselben Falle. Er reimt im Liede Küssen auf verfließen.

Nicht so Klotilde. Die zwey Sonette S. 374, die ein sternheller Winterabend erzeugt hat, enthalten würdig aufsteigende Gedanken, und wenn nicht S. 375 gläubend dem gebräuchlicheren gläubig vorgezogen worden wäre, so möchte der Eigensinn selbst an der Form keinen Tadel finden.

Der Freyherr v. Lichtenstein (Ludwig), mit dem Reiseliede S. 316, bleibt zwar auf der Erde; aber es läßt sich hoffen, daß er von seiner Reise uns Gutes mitbringen werde. Er scheint wirklich „des Gesanges frohe Gabe" zu besitzen, und wird auf der Reise hoffentlich Stoff antreffen.

Wilhelmine Roll singt S. 309 in drey Stanzen „der Zukunft Walten"; Fr. v. Reinhard (im Register Carl genannt) „den Knaben" S. 314 und das „Sängerleben" S. 400. Dies Paar mag mitreisen, auf daß sich Gedanken losrütteln.

Unter den Bekannten betrachten wir zwey mit besonderem Interesse. Grillparzer singt S. 317, „Licht und Schatten."

Schwarz ihre Brauen,
Weiß ihre Brust,
Klein mein Vertrauen,
Groß doch die Lust.

Schwatzhaft mit Blicken,
Schweigend die Zung';
Alt das Mißglücken,
Wunsch nimmer jung! (Das Mißglücken auch, wie dessen Scansion zeigt.)

Arm was ich brachte,
Reich meine Lieb'. (und hart!)
Warm, was ich dachte,
Kalt was ich schrieb. (Warum ließ er es drucken?)

Außer diesem Nichts ist S. 387 nur noch ein eben so unbedeutendes Produkt von ihm anzutreffen, und er scheint hier das Vorrecht der Bekannten gemißbraucht zu haben.

Kind selbst hat zu den Gedichten beygetragen: Die Kinder im Walde (effektvolle Ballade), der pädagogische Kunstgriff (geistlose Anekdote), der Freyschütze (Oper-Poesie) und der Page. Den Hauptmoment dieser Romanze:

Oft saß er ihr zu Füßen
Und sang in's Lautenspiel (S. 379.)

hat der „treffliche Ramberg" (S. unsere Anz. des vor. Jahrgangs) im Titelkupfer versinnlicht. Daß der Page singt, zeigt das Notenblatt in seiner Hand; und daß die Laute klingt, verbürgt — der Hund, der sie sichtbar accompagnirt. Wenn er doch von dort herüber könnte in das Zimmer der „lustigen Musikanten," (3tes Kupfer) um die schlechtgezeichnete Katze zu verjagen und dem Musikanten die ungeschickte Hand auf dem Griffbrete abzubeißen. Da er einmal Recensent der Musik ist; so könnt' er sich auch wohl an die blinde Kunst machen. F. Kuhn hat nach (post) der Brachmann einen Columbus gesungen. (S. 208.) Minder fließend, minder correct vielleicht; aber mit tief-poetischer Verzichtleistung auf den Theaterstreich des Rufes: „Land,"" und mit einzelnen Schönheiten, wie diese:

Da sieht er's in der Luft sich wiegen,
Da sieht er's durch das scharfe Rohr
Wie eine Purpurblume fliegen,
Des Vogels herrlich Meteor,
Und neue Kraft, noch obzusiegen,
Hebt noch einmal die Brust empor.

Das Räthselalphabet des vor. Jahrganges wird S. 413 in Distichen aufgelöst. Im Z liefen Katze und Mäuse nach Schinken und Wurst. Die Auflösung lautet:

Närrischer Zug! wohin die eilenden Mäuse, die Katze?
Siehst du die Prämien nicht? Schinken und Würste?
Das zieht:

Ein feiner Zug (trait d'esprit) fürwahr! Das A, in welchem ein Künstler auf dem schlaffen Seile sich zeigt, wird aufgelöst:

Stützen bestimmte Natur, zu tragen den schwächeren Anhang.

Der neue Oedip scheint, da er nicht auf Anbau rieth, an die Anhänge der Taschenbücher gedacht zu haben; aber helfen diese nicht vielmehr das Hauptgebäude tragen? Die Tänze wenigstens (von Lauchery in Berlin) haben wir, in Gedanken, mit weit mehr Vergnügen durchgetanzt, als die Gedichte durchgelesen, obschon der Anfang (von Gehe) einladend war.

Und die Erzählungen? Da jede davon ihr Kupfer hat; so wird es ihnen an Lesern nicht fehlen, daher haben wir sie ungelesen gelassen. Doch kennen wir die „Unmöglichkeit" von L. Brachmann aus der Handschrift, und sehen nicht ein, warum der treffliche Ramberg auf dem Kupfer dazu ein Schaaf angebracht hat, welches sich anschickt, Wasser zu saufen. Die Gemüthlichkeit dieser Erzählung kann ihn unmöglich auf dieses Sinnbild gebracht haben, denn sie ermangelt des Geistes nicht. Doch vielleicht soll's ein Mi..io seyn, um Zeit und Schauplatz der Handlung (Pabst

Pius IV. und Spanien) anzudeuten. Den Kirchgang (von G. Schilling) hätten wir gewiß gelesen, wenn uns das schauerliche Kupfer nicht abgeschreckt hätte. Dieser Erzähler weiß zu ergreifen, und so fürchteten wir uns mehr vor ihm als vor dem Geripp hinter der Treppe und dem geharnischten Ritter.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Oktober 1820.

Von Gesammtwerken haben wir als neue Unternehmungen zu erwähnen: Oeuvres complètes de J. Racine, mit den vereinigten Noten aller Ausleger dieses Verfassers, herausgegeben von L. Aimé Martin. 1ster und 2ter Band in 8. zusammen 99 Bogen, gedruckt bey P. Didot. Das ganze Werk wird aus 6 mit Racines Bildniß und 12 andern Kupfern gezierten Bänden bestehen, die in zwey nach folgenden Lieferungen, bis April 1821 erscheinen sollen. Preis eines jeden Bandes 9 Fr. Bey Lefevre. — Oeuvres complètes de Rollin. Neue, von H. Letronne, Mitglied des Instituts besorgte Ausgabe, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen. Das Werk wird aus 30 Oktavbänden und einem Atlas bestehen. Die Herausgabe geschieht, von bevorstehendem December an, in alle zwey Monate sich folgenden Lieferungen von zwey Bänden. Der Atlas macht die lezte Lieferung aus. Unterschrift wird bis zur Erscheinung der zweyten Lieferung angenommen. Preis eines jeden Bandes auf feinem, geglätteten Papier sauber gedruckt, 6 Fr. Bey F. Didot. — Als Nachtrag zu den verschiedenen Ausgaben von Voltaires Werken, giebt P. Didot einen Band. Pièces inédites de Voltaire, nach den Original-Manuscripten, heraus. Oktavband, von 30 Bogen Druck, Preis 6 Fr. Duodezband, von 20½ Bogen Druck, 4 Fr.

Arzneywissenschaft. Traité élémentaire de matières médicales, par J. B. G. Barbier, ausübenden Arzt, im Krankenhause zu Amiens. 3ter Band. 35 Bogen Druck. Preis 5 Fr. 50 Cent. Paris, bey Mequignon-Marvis. — Monographie historique et médicale de la fièvre jaune des Antilles, oder physiologische Untersuchungen über die Entwickelung und Fortpflanzung dieser ansteckenden Krankheit. Vorgelesen in den Sitzungen der königl. Akademie der Wissenschaften vom 6. December 1819, 17. April und 19. Juni 1820, von Moreau de Jonnès. 24 Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr. 50 Cent. Bey Migarret.

Magnetism. Le magnetisme éclairé, ou Introduction aux Archives du Magnetisme animal, par M. le baron d'Henin de Curvillers, maréchal de camp etc. Diese Schrift von 16 Bogen Druck in 8. dient als Vorläufer des wieder erweckten Journal des Archives du magnetisme animal, wovon bereits einige Hefte erschienen sind. Der Verfasser verspricht in dieser Zeitschrift alles einzurücken, was für und wider den thierischen Magnetism gesagt werden kann, und gewissenhaft alle Versuche und Bemerkungen mitzutheilen, die zu seiner Kenntniß gelangen. Preis des Jahrganges dieser Zeitschrift, von 12 Heften, jedes von ungefähr 6 Bogen Druck 8. 25 Fr. Bey Barrois d. ä., Treuttel und Würtz.

Naturgeschichte. Manuel d'Ornithologie, oder systematische Darstellung aller in Europa befindlichen Vögel. Vor derselben gehet eine Analyse des allgemeinen Systems der Vogelkunde her. Der Verfasser, C. J. Temminck, hat auch ein alphabetisches Register der verschiedenen Vögel-Gattungen hinzugefügt. Ueberdem ist diese zweyte Ausgabe mit beträchtlichen Zusätzen bereichert, und den neueren Entdeckungen gemäß eingerichtet worden. 2 Theile in 8. zusammen 68½ Bogen Druck. Preis 15 Fr. Bey G. Dufour. — Nouveau recueil de planches coloriées d'oiseaux. Diese neue Sammlung von illuminirten Vogel-Abbildungen, ist als eine Fortsetzung der Folio- und Quart-Ausgaben von Buffons Vögel-Sammlung anzusehen, wozu im Jahre 1770 die königliche Buchdruckerey den Text unter ihren Pressen hervorgehen ließ. Die Herausgeber dieser neuen Sammlung sind Temminck, aus Amsterdam, Verfasser von vorstehendem Werke, und Meiffren-Laugier, Baron von Chartrouse, aus Paris. Die Zeichnungen sind von Huet und Prêtre verfertiget, alle beyde Mahler am Museum der Naturgeschichte. Es erscheint davon monatlich eine Lieferung. Preis in 4. 9 Fr. in Folio 12 Fr. Bey G. Dufour.

Pflanzenkunde. Prodrome de la monographie des espèces et variétés connues du genre rosier. Die Abtheilungen sind nach der natürlichen Ordnung. Der Verfasser hat den botanischen Benennungen die gewöhnlichen Namen der Rosen hinzugefügt, imgleichen ein synoptisches Register, und zwey in Farben gedruckte Kupferplatten. Duodezband von 5 Bogen Druck. Preis 6 Fr. Bey Dufart. — Histoire de la rose chez les peuples de l'antiquité et chez les modernes, par M. le marquis de Chesnel. Dieses vorläufig angekündigte Buch wird nur aus einem Oktavband bestehen, dennoch aber giebt es der Herr Marquis auf Subscription heraus. Es soll eine Beschreibung von allen Rosen geben, die in den Gärten gezogen werden; es soll lehren, wie die Rosenstaude gepflegt werden muß; es soll den Leser mit den Eigenschaften der Rose bekannt machen und ihm zeigen, welche Zubereitungen für den Gaumen und zur Erhaltung der Schönheit daraus verfertiget werden. Der Buchhändler Vieusseux zu Toulouse nimmt Unterschrift auf diese Geschichte der Rose an. Preis 3 Fr.

Wasserbaukunst. Memoires sur la digue de Cherbourg, par Cachin. Bey Bearbeitung dieses Werks hatte sich der Verfasser, franz. General-Inspektor des Brücken- und Straßenbaues, einen doppelten Zweck vorgesezt: zuerst die Arbeiten zu würdigen, die zur Erbauung des Wasserdamms von Cherbourg angewandt worden sind; und dann diese Arbeiten mit denen des Hafendammes (Breakwater) von Plymouth zu vergleichen. H. Cachin kündiget zugleich ein anderes Werk an, worin die Arbeiten beschrieben werden sollen, die angewandt worden sind, den weiten Hafen in den Granit von Cherbourg auszuhölen, dermaßen, daß die größten Schiffe stets flott darin liegen. Man weiß, wie sehr an der Ausführbarkeit dieser Bauten anfangs gezweifelt wurde, eine umständliche Auseinandersetzung derselben gewähret daher ein erhöhtes Interesse. Gegenwärtige Schrift bestehet aus einem Oktavbande mit 5 großen Kupferplatten. Preis 15 Fr. Bey F. Didot.

Seewissenschaft. Cours d'observations nautiques, par P. Ducom. Dieses Handbuch umfaßt beynah alle einem Seemanne nöthigen Kenntnisse, nämlich: die Anfangsgründe der Astronomie; die besten Methoden, die Breite und Länge zu berechnen; den Gebrauch der Seeuhren; die Theorie aller Instrumente, die zu den Seebeobachtungen gebraucht werden; eine Anweisung, sich ein richtiges Augenmaß zu erwerben; eine neue Methode die Länge zu messen; endlich eine Anweisung alle Strömungen genau berechnen zu können. Dann folgen mehrere Tafeln, als: der Länge und Breite der vorzüglichsten Häfen, Buchten, Felsen, Sandbänke, u. s. w. der ganzen bekannten Welt; der neuerfundenen Signale für die Kauffahrteyschiffe aller Nationen; der

Logarithmen, Sinus, Tangenten, u. s. w. Das Ganze ist in einen Oktavband von 34 Bogen Druck zusammengedrängt. Bordeaux; bey Pinard.

Kriegswissenschaft. Le Guide du Pontonnier, par A. F. Drieu. Anweisung zum militärischen Brückenbau, erläutert durch die merkwürdigsten Uebergänge über Flüsse, wovon bis jezt in der Geschichte Erwähnung geschehen ist. Diese Schrift ist eine desto willkommnere Erscheinung, da in der Militär-Literatur Frankreichs kein Werk vorhanden ist, welches sich ausschließlich mit einem Gegenstand beschäftigt hätte, der einen so wichtigen Theil der Kriegskunst ausmacht, ja wovon nicht selten der Sieg oder die Niederlage eines Heeres abhängt. Der Verfasser dieser Schrift legt in derselben viele Sachkenntnisse und Erfahrungen an den Tag. Er ist Hauptmann im französischen Pontonnier-Corps. Zur bessern Verständigung hat er dem Texte viele Figuren und einen topographischen Plan der Insel Lobau hinzugefügt, wo die Verschanzungen angegeben sind, die daselbst in dem Feldzuge vom Jahre 1809 aufgeworfen wurden. 1 Band in 8. Preis 6 Fr. Bey Levrault.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Bibliographie Italiens.

August 1820.

(Fortsetzung.)

Pomona italiana ossia Trattato degli alberi fruttiferi Opera di Giorgio Gallesio, autore del trattato del Citrus edella teoria della riproduzione vegetale. — Pisa, presso Niccolò Capurro.

Von diesem Werke, welches bereits seit 1818 von Turin und Mailand aus angekündigt worden, sind nun 4 Faszikel Zeichnungen mit 1 Bändchen Text, eine interessante Monographie der Ficus enthaltend, erschienen. Italien allein entbehrte bis jezt einer Pomona, eine Lücke, welche bey dem Umstande, daß jenes glückliche Klima nicht minder reich an den schönsten Obstsorten fremder Frucht-Pflanzen nicht bedarf, bisher dem Naturforscher sehr unangenehm auffiel. Der Autor theilt sein Werkchen in drey Theile, nämlich: in den scientifischen, beschreibenden und abbildenden. Der leztere soll 36 Faszikeln enthalten, und binnen neun Jahren vollendet seyn. Die zwey ersten Abtheilungen werden die Abbildungen der besten italienischen Obst-Varietäten nach der Natur gezeichnet, nebst ihrer Beschreibung enthalten, und der dritte Theil soll eine vollständige Abhandlung der Pomologie, und jeder Obstsorte in sich begreifen. Gallesio hatte die Ordnung und Präzision Duhamels im Auge, und gab durch interessante Vergleichungen der italischen Arten mit ausländischen, durch die Analyse und Beschreibung der lezteren, seinem Werke bezüglichen Wort für das übrige Europa. Wenige Werke Italiens können sich hinsichtlich der Ausgabe mit diesem messen. Der beschreibende Theil ist auf sehr schönem Velin in Folio mit bodonianischen Lettern gedruckt. Die kolorirten Abbildungen sind jedoch die Hauptzierde des Werks, sie gehören unter die schönsten, welche man in dieser Gattung kennt; läßt der Autor seinen Eifer nicht erkalten, so wird dieses Werk wohl unter die vorzüglichsten und schätzbarsten dieses Landes gerechnet werden können.

Annali geografici e dò viaggj contenenti l'estratto e l'analisi delle migliori opere di geografia, di statistica, e dè Viaggi, con carte geografiche etc. pubblicati da Salvatore Bertolotto, genovese. Tomo I. Nro. 1. Genova 1820 presto Bonando.

Unter diesem Titel erscheint ein periodisches Blatt, welchem gutes Gedeihen zu wünschen wäre, weil Italien in diesem Fache bisher ziemlich arm geblieben ist. Für den jetzigen Zeitgeschmack scheint die Aufgabe des Verfassers wohl sehr fruchtbar und angenehm. V. hat hinreichende Hülfsmittel in jeder Hinsicht, und bietet Genua seiner günstigen Lage wegen eine sehr vortheilhafte Gelegenheit zur Sammlung der Materialien und Notizen dar. Die erste Abtheilung enthält: 1) Kotzebues Reise der Russen um die Welt vom Jahr 1815 — 1818. 2) Mac-Leod's Reise nach den Inseln Lien-Kien 1816 — 1817. 3) Balbi, über die Bevölkerung Europa's. Die zweyte: Ueber eine europäische Kolonie auf einer Insel der stillen See. 2) Physikalisch-politische Uebersicht des gegenwärtigen Erdballs, von Balbi. 3) Beschreibung neu entdeckter Alterthümer in Arabien, von Banks. Die dritte: Reise des Cap. Enegildo Frediani nach dem Oriente. Ueber die Ceder von Libanon, von Jaetano Savi. Kurze Notiz über den Reisenden Burkhardt. Alterthümer Nubiens, von Banks. Reise des Hrn. Mellien nach den Quellen des Senegal rc. Bücherankündigungen.

Raccolta dè più scelti monumenti di belle Arti, si di pittura, e scultura, come d'architettura e d'ornato, che esistono nella città di Siena.

Schon im Jahr 1819 kündigte ein ausführliches Programm das vorliegende Werkchen an; den Text zu den Kupfern versprach der Professor der dortigen Universität, Giuseppe Poltri; die Direktion des Ganzen führte der Direktor der Akademie der schönen Künste, Giuseppe Colgnon. Jezt erschienen von dem Werkchen zwey Tafeln, deren erste einen Theil von Freskogemälden Raphaels und des Pinturicchio enthalten; die zweyte zeigt eine Abtheilung des Chors der Metropolitankirche. Beyde Tafeln sind sehr gut gezeichnet, und geben ihre Originale getreu. Aber der Text hiezu ist noch nicht erschienen. Es ist zu wünschen, daß diese Unternehmung bald möglichst zu Stande gebracht werde.

Dizionario della favola o Mitologia greca, latina, egizia, celtica, persiana, siriaca etc. di Fr. Noel tradotto del francese con correzioni ed aggiunte da Girolamo Pozzoli. Vol. I. Milano, Battelli e Fousani.

Bis jezt ist von diesem preiswürdigen Werke das 11te Heft erschienen. Das Bild der Mythologie aller Zeiten und Völker ist hier aus dem Originale wieder gegeben, doch scheint der Uebersetzer die Eigenheiten der Diktion nicht besonders beachtet zu haben, und dürften in dieser Hinsicht so manche Unrichtigkeiten zu rügen seyn. Eine Menge kolorirte Kupfer sind dem Werke beygegeben. Jeden Monat erscheint ein Heft von 48 Seiten, mit 5 — 6 Kupfern, und kostet jedes 3 Lire rc. Das ganze Werk ist mit 4 Bänden geschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In dem Aufsatze: Ueber Beamten-Maurerei, Nro. 1. S. 3. Sp. 1. Z. 17. v. o. lies: demselben st. denselben. Sp. 2. Z. 5. v. o. lies: ihrer st. seiner. Z. 25. v. o. ist zu lesen: in discreter Privateröffnung.

Nro. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Februar 1821.

Wandle fort mit der Zeit; doch verwahre dich gegen den Zeitgeist.

Lavater.

Die Zeiten.

Klag um die alten Zeiten nicht,
's hat ja jede Zeit ihr eigen Gesicht;
Schaust du sie frey von Herzen an
So wirst du ihr wohl zugethan;
Schaust aber stets in dich hinein,
So wirst du ihr oft grämlich seyn.

Was innerlich der Mensch mag nähren,
Das hat die Zeit herauszukehren,
Drum ist sie oft in Gefühlen warm,
Dabey an Selbsterkenntniß arm.
Ein andermal ist sie so klar,
Vernünstelt alles auf ein Haar,
Und läßt bey ihren kalten Manieren
Das Herz im Leibe fast erfrieren.

Zum drittenmale ist sie toll,
Weiß nicht, was sie fühlen oder denken soll,
Und quält sich unter viel Grimassen
Sich selbst zusammen- und auf-zufassen.
Willst du dabey Gesichter schneiden,
So muß dir's Leben fast verleiden;
Bleib nur in solcher Zeit ganz still,
Sie findt am End doch was sie will.

Meinst aber du, sie soll einmal ruh'n,
Damit du mögest dir gütlich thun,
Und deiner selbst behaglich genießen;
So laß dichs eben nicht verdrießen,
Daß du bist kurz, die Zeit so lang,
Viel Menschen mitnimmt auf Einen Gang,
Verstehst du sie recht und siehst ihr zu,
So läßt sie wahrlich dich in Ruh.

Angilbert.

Der Königinn Maria Stuart diamantnes Kreuz.

(Aus den Annalen der öffentlichen Gerechtigkeit. European Magazine.)

Maria Stuarts Schicksal ist unsern Lesern durch die Geschichte und die Dichtung zu bekannt, um sie durch eine lange Einleitung bis zu dem Zeitpunkt zu führen, wo diese unglückliche Frau, des Mordes ihres zweyten Gemahls, Heinrich Stuart Darnley, beschuldigt, sich dem Lord Bothwell, ihrem Mitschuldigen bey dem angeblichen Morde, in die Arme geworfen hatte. Von diesem Augenblick an sah sich Maria von allen Großen des Landes verlassen. Um sie zur Entsagung der Krone zu vermögen, welches ihre geheime Absicht war, musste Bothwell, der einen solchen Preis nicht willig würde haben fahren lassen, von ihr getrennt werden. Deßwegen schickte der Adel einen aus seiner Mitte mit dem Vorschlage an sie ab, daß er sich unterwerfen wolle, wenn sie ihrem zweyten Gatten entsagte, und Maria, durch Irthum schüchtern gemacht, fiel in diese dritte Falle, und übergab sich in die Hände des verbündeten Adels auf dessen eigenen Bedingung. Edinburg hatte sich für denselben erklärt, und dahin brachte er, mit dem Anscheine von Ehrerbietung und Dankbarkeit, eine Fürstin, welche innerhalb zwey Jahren zweymal Gattin gewesen war, wenn Bothwell anders ihr Gatte genannt werden konnte, nachdem er die Mutter seines einzigen Sohnes gesetzwidrig von sich gestoßen.

Der Zug der Königin durch Edinburg nach Holyrood

war, wie gewöhnlich, sehr zahlreich an Nachfolgern und Zuschauern, und der starke Einfluß ihrer Feinde reichte nicht hin, die Beyfallsbezeigungen gänzlich zu unterdrücken, welche ihr Anblick immer hervorrief. Ein gewöhnliches Weib würde sich dem Volke durch Zurückgezogenheit, Wittwenkleider und ein trauriges Gesicht interessant zu machen gesucht haben: diese listige Fürstin aber zeigte sich ihren Feinden in einer muntereren und anziehenderen Gestalt als je. So drängte sich das Volk einen Zug zu sehen, welcher mehr dem einer triumphirenden Monarchin, als dem einer in Verdacht gehaltenen Wittwe glich, und ihre Leutseligkeit und sorgloses Vertrauen in ihrem Benehmen musste ihren Feinden, wenn es sie auch nicht von ihrer Unschuld überzeugen konnte, als ein Zeichen ihres Zutrauens auf ihre Gnade erscheinen. Nur einige von Knox's (Mariens Feind, ein presbyterianischer Prediger) strengsten Anhängern schlichen sich erbittert weg, und die, welche da blieben, wurden zuletzt in dem allgemeinen Taumel fortgerissen. Sie ruhete in des Grafen Morton Haus zu Edinburg aus, und während sie sich auf der Altane zeigte, und Geld unter ihre Unterthanen vertheilte, erschien eine Trupp Weiber, welche den Saum ihres herabhängenden Mantels küssten und Bittschriften zu ihren Füßen niederlegten. Sie wünschte, daß ihr solche vorgelesen würden, und die erste, welche einer der Lords öffnete, lautete also:

„Schöne und gute Königin! — Dieses kömmt von einer, welche Euch Gesundheit und Freude wünschet, indem Eure Freude allen bedrängten und verzweifelten Weibern sehr zum Troste gereichet; denn wenn Ew. Maj. so fröhlich seyn und von ordentlichen Leuten gelobt werden kann, so giebt es kein herabgewürdigtes oder tadelswürdiges Weib, welches nicht auf das Ansehen der Schuldlosigkeit Anspruch machen, und überall ihr Gesicht frey erheben dürfte. Daher bitte ich Ew. Maj. wollten bekannt zu machen geruhen, wie viel und wie lange ein Weib ohne Tadel leiden und sündigen könne. Dieß fordere ich eher, als daß ich darum bitte; denn wenn unsere Königin uns des Zeichens und Stempels des Schicklichen beraubet, so kommt es ihr zu, uns eine neue Verordnung zu geben, daß man wissen möge, was heilig und unheilig sey. — Ew. schöne und königl. Person hat einen edeln Gemahl gehabt, dem seine Feinde nur die Sünden eines freyen und gütigen Gemüthes zur Last legen konnten, die, wenn sie in ihm eine so tödtliche Strafe verdienten, solches wohl auch in einer Gattin und Königin thun: Ew. Maj. hat die geduldigen und demüthigen Frauen des Ruhmes der Demuth und der Belohnung eines geachteten Mannes beraubt; indem ein gutes Ansehen und vollkommene Artigkeit jezt mehr zu gelten scheinen, als der Besitz eines unbefleckten Rufes und einer stillen Häuslichkeit. Es kömmt daher Ew. Maj. zu, den lustigen Gattinnen Unterhalt und Wohnungen zu geben, damit sie in Ermangelung reicher Kleider und seltener Schönheit nicht der Verachtung ausgesezt werden, und damit Trotz in Häßlichkeit und gemeinem Kittel nicht verachtet werde, während man solchen in Schönheit und Putze lobet.

„Geruhen Ew. Maj. die Männer, welche Euch zur Rechten stehen, zu zwingen, ihre Weiber und Schwestern eben so zu beurtheilen, wie sie es bey ihrer Gebieterin zu thun belieben, und sollte sich einer darunter finden, der einen Neffen hat, welcher sein Geburtsrecht und seiner Mutter guten Namen verloren hat, so lasset sie ihn nicht beyde mit Füßen treten, weil ein verlassenes und schwaches Weib (vielleicht) solche Fehler begangen, die in Ew. Maj. nur anständige Zufälle sind.

„Verwerfet dieses auch nicht, weil es von einer kömmt, die weder Gatten noch guten Namen hat, denn durch diese Zufälle bin ich würdig, mit Ew. Maj. verglichen zu werden. Ueberdieß ist in einem übeln Ruf zu seyn auch gar keine Schande, da Ew. gute Person solches so leicht trägt, und um die Wahrheit zu sagen, so ist gar kein Uebel vorhanden, wie die Vielen beweisen, welche keines in Ew. Maj. sehen, so wie Ew. eigene hohe Gnade und Gunst gegen den, welcher diese Unglücksfälle bereitet hat, seiner armen Gattin und Ew. Maj. pflichtergebene Dienerin —

Anna Bothwell."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Fortsetzung.)

Allgemeine Bemerkungen über den Flug.

Bey allen fliegenden Thieren ist die Luftmasse im Inneren des Körpers viel größer, als bey anderen Thieren; was beym Fliegen von großer Wichtigkeit ist. Während des Fluges wird diese Luftmasse durch die heftige Bewegung, und bey den Vögeln besonders durch die Wirkung der Brustmuskeln, in allen Theilen des Körpers komprimirt, hierdurch wird überall Wärmestoff erzeugt, welcher die Theile elastischer macht, ohne ihre Schwere zu vermehren. Bey den Vögeln wird die Luft in die Flügelknochen und Schwungfedern getrieben, und macht diese elastischer und mehr geeignet, dem Widerstand der Luft zu begegnen; auch bey den Insekten wird die Luft in die Flügel getrieben. Durch das Niederschlagen der Flügel wird der Brustkasten wieder ausgedehnt, die Luft expandirt sich wieder und vermindert so das spezifische Gewicht des Körpers. Während des Aufschlagens der Flügel zieht sich zugleich der Unterleib zusammen und trägt so zur Kompression der Luft bey.

Auch bey den Insekten zeigt sich ein abwechselndes Ausdehnen und Einziehen des Unterleibes in Uebereinstimmung mit dem Auf- und Niederschlagen der Flügel, wodurch die Luft in die luftführenden Gefäße der Flügel getrieben

und, und hingegen beym Aufschlagen die Expansion derselben begünstigt und das Steigen des Körpers erleichtert wird; zugleich richtet sich bey den Vögeln und Insekten der Schwanz und Unterleib nach unten, wodurch der Widerstand der Luft beym Steigen vermindert wird.

Ueberhaupt findet während des Fluges eine beständig abwechselnde Kompression und Expansion des Rumpfes statt.

Bey dem Aufschlagen der Flügel verlängert sich der Längendurchmesser des Körpers, während der Querdurchmesser und der Höhedurchmesser sich verkürzen. Beym Niederschlagen der Flügel hingegen, findet das umgekehrte Verhältniß statt. Diese Veränderung wird durch die den Flügel bewegenden Muskeln bewirkt. Bey den Insekten scheint dieß sogar ihre hauptsächliche Bestimmung zu seyn, da bey ihnen diese Muskeln nicht unmittelbar mit den Flügeln zusammenhängen.

Folgendes sind die Bedingungen, unter denen das fliegende Thier in der Luft den zum Fluge nöthigen Stützpunkt findet.

1) Die Masse muß in allen Theilen von hinten nach vorn zunehmen; dagegen muß die Oberfläche im Verhältniß zu der Masse von vorn nach hinten zunehmen.

2) Da zum Fluge sehr rasche Bewegungen nöthig sind, so muß sowol die Kraft der Muskeln, als die Elastizität der Theile sehr groß seyn. Denn das Aufschlagen der Flügel muß so rasch geschehen, daß dadurch für den Körper eine hinreichende Centrifugalkraft erzeugt wird, um ihn bis zu dem nächsten Niederschlag der Flügel, wenn auch nicht mehr zu heben, doch wenigstens sein Sinken zu verhindern.

3) Endlich kann die Schnelligkeit der Bewegungen durch die Länge der Flügel kompensirt werden; da die Centrifugalkraft zunimmt in dem Verhältniß der Entfernung des Centrums der Schwere von dem Stützpunkt.

Trotz der großen Verschiedenheit in dem Bau der Insekten und dem der Vögel, finden sich doch in Hinsicht des Fluges manche Analogieen zwischen Beyden. Folgende sind die vorzüglichsten.

1) Bey den Vögeln, wie bey den meisten Insekten, haben die Flügel ungefähr dieselbe Form; bey beyden sitzen sie an der Seite des Körpers, zwischen dem Kopf und dem Unterleib.

2) Beyde haben an den Flügeln elastische Ligamente, welche das Zurückkehren der Flügel in die ruhige Lage erleichtern. Bey den Vögeln befinden sich aber diese Bänder am vordern Rande der Flügel, bey den Insekten am hintern.

3) Die Vertheilung und der Nutzen der Luft im Innern des Körpers ist bey beyden ähnlich; doch ist die Masse der Luft und ihre Vertheilung bey den Insekten größer.

4) Der Hals und der Unterleib, mit Inbegriff des Schwanzes bey den Vögeln, trägt durch seine, mit dem Auf- und Niederschlagen der Flügel gleichzeitigen Bewegungen nach oben und unten in etwas zum Fluge bey.

5) Endlich sind bey beyden die Flügelmuskeln die stärksten im ganzen Körper, und wiederum die niederziehenden stärker, als die heraufziehenden.

Durch die Schnelligkeit der Bewegungen, und durch das Verhältniß der Masse und der Oberfläche seines Körpers und seiner Flügel, gelingt es dem Vogel nicht nur, seine eigene größere spezifische Schwere mit der der Luft auszugleichen, sondern er giebt sich sogar eine solche Centrifugalkraft, daß er sich nach Willkür in der Luft erheben und nach jeder Richtung bewegen kann, indem er die Luft zu seinem äußeren Stützpunkt machen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im Januar.

(Beschluß.)

Unter den Taschenbüchern für dieses Jahr tritt Aglaja aufs neue reizend hervor. John's kunstreicher Stichel hat ihr edlen Schmuck verliehen; mit poetischen Gaben die Muse ihre Freundin freundlich ausgestattet. Der Erzählungen preiswürdigste ist „Samuel Brink's lezte Liebesgeschichte. von E. A. West. eine Episode aus dem Roman seines Lebens.“ Einfache Handlung, aus dem wirklichen Leben, in lebendiger Entfaltung und musterhafter Gediegenheit des Styls.

Der zweyte Jahrgang des Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und Mednyansky, einem höheren Zweck gewidmet, bietet den Freunden des Vaterlandes, wie den Verehrern der Kunst und Wissenschaft, die sich hier geschwisterlich umarmen, eine Fülle von bleibenden Schätzen dar. Den innern Werth des Büchleins zu entwickeln, und das Einzelne nach Verdienst zu würdigen, erfordert mehr Raum und Zeit, als die Bestimmung dieser Blätter uns verstattet. Der Name des verehrten Geschichtsforschers (Hrn. v. Hormayr), der sich mit hellem Scharfblick in die labyrinthischen Tiefen der Wissenschaft hinuntersenkt, und auf den Flügeln der Begeisterung emporschwebt, ist dieses Werkes gültigste Empfehlung.

Castelli hat eine Sammlung von dreyßig und etlichen Liedern in östreichischer Mundart angekündigt, wovon einige gelungene Proben die Freunde dieser Gattung von Dichtkunst zu angenehmen Erwartungen berechtigen.

Vom Professor Schneller zu Grätz erhielten wir ein angenehmes Weihnachtsgeschenk, unter dem Titel: Weiblichkeit. Es besteht in einem duftenden Kranz von Sonetten, deren Zahl sich auf fünf und dreyßig beläuft. Die wechselnden Verhältnisse der Jungfrau, des Weibes, und der Mutter, nebst den sie begleitenden Gefühlen, werden lyrisch dargestellt, indem diese drey, ihr innerstes Gemüth enthüllend, der Reihe nach vor uns auftreten. Ein zarter Gedanke, zart und innig ausgeführt!

Drey Hefte des vom Hrn. Kaune herausgegebenen „Panorama's von Wien“ (oder: der frohe Zuschauer an der Donau) sind bereits erschienen. Sie wollen nicht behagen, und gleichen allzusehr einem Panorama auf der Leinwand, wo im Gewühl der Erscheinungen keine einzelne recht deutlich in die Augen springt. Schade, daß dieser unterrichtete

und talentvolle Mann bey solchen Unternehmungen nicht die Gabe der Popularität besizt. Seit dem Anfange dieses Monats ist er Redakteur der von dem vorigen Verleger aufgegebenen und nun in der Straußischen Verlagshandlung fortlaufenden musikalischen Zeitung geworden, die ihm einen angemessenen Wirkungskreis eröffnet, wenn es ihm anders nur an Geduld und Ausdauer nicht gebricht. — Der Einsiedler, eine Art von Eipeldauer für die gebildeten Klassen, von einem gewissen Coremans in die Welt gesendet, ist sogleich nach seinem ersten Erscheinen wieder in seine Klause zurück gedrängt worden. Das Schicksal des Spectateur's hatte den Vorwizigen noch nicht gewizigt.

Die vaterländische Blätter haben aus Mangel an Unterstüzung aufgehört. Es will verlauten, daß zwey hiesige Schriftsteller, der Eine Uebersezer am Theater an der Wien, der Andre durch mehrere dramatische Originalwerke bekannt, sich zur Stiftung einer neuen Zeitschrift, unter dem Titel: Feyerstunden, vereinigt haben. Jedes Heft soll mit der Abbildung eines östreichischen Literators geschmückt erscheinen. Noch hat kein Schriftsteller zum Sizen eine Feyerstunde finden können, mithin ist zu befürchten, daß die Unternehmer dafür sizen bleiben.

Als die zweyte Redoute im Laufe dieses Winters abgehalten wurde, deren Ertrag, mit dem Ueberschuß eines Glücksp.els verbunden, zur Unterstüzung des Fonds für wohlthätige Anstalten bestimmt ist, ließ der bekannte Mechaniker Mälzel sein neuerfundenes vierzehnstimmiges Trompeten-Harmonikon hören, um diesen Zweck zu befördern. Das Instrument begann mit Reiter-Appells, und beschloß mit Märschen, die sämmtlich durch Kraft und Genauigkeit des Vortrags Bewunderung erregten. In diesem Harmonikon werden alle diatonischen und chromatischen Akkorde, was für gewöhnliche Trompeten unmöglich ist, hervorgebracht, das Anstoßen und Abbrechen der harmonischen Klänge ist überraschend, der Ton läßt sich kaum von dem eines geübten Trompeters unterscheiden. Außer den genannten Stücken werden auch Ländler, ja sogar äußerst schwierige Variationen ausgeführt. Die Instrumente waren am erwähnten Abend etwas verstimmt, was von dem ungünstigen, einem steten Luftzug ausgesezten Standpunkt herrühren mochte. Dieses Harmonikon soll bereits einer hohen Militär-Person verkauft seyn.

Schließlich noch eine Anekdote. Vor einigen Tagen las man in einer der lebhaftesten Gegenden der Stadt, an einer Straßenecke, folgende geschriebene Aufforderung: „Es braucht Jemand binnen heut und etlichen Tagen die Summe von 74 (glaub ich) Gulden Convent M. (so und so viel in Wiener Währung) gegen hinreichende Sicherstellung und Gewährleistung. Wer sich dazu willig finden läßt, beliebe (da und da) das Nähere darüber einzuholen.“ — Eine ganz neue Manier, Anleihen zu machen.

Schweiz, Jenner.

Die seit 1799 zu Zürich ausgegebnen, vom In- und Ausland mit Beyfall aufgenommnen Helvetischen Almanache, welche sich dem nicht minder schäzbaren, 1780 von dem Dichter Salomon Geßner eröffneten und nach seinem Tod bis 1797 fortgesezten Helvetischen Kalender anreihten, haben mit dem Jahrgang 1821 die Gallerie statistischer Beschreibungen der XXII Schweizer-Kantone vollendet, welche der Sammlung einen bleibenden Werth verleiht. In der Folge soll nun das Jahrbuch einen, mit dem vaterländisch-statistischen Verwandten, schweizerisch-geschichtlichen Inhalt beginnen, und die vorzüglichsten Gelehrten und Schriftsteller der Schweiz sind so eben durch ein Rundschreiben des Verlegers zur Mitwirkung eingeladen worden.

Das wichtigste naturhistorische Werk, welches die Schweiz im verflossenen Jahr geliefert hat, ist die, eigentlich erst zu Anfang des gegenwärtigen ausgegebene: Histoire des Monocles, qui se trouvent aux environs de Genève, par Louis Jurine (Genève ch. Paschoud, 1820. 260 Seiten in gr. 4. mit 23 colorirten Kupfertafeln.) Die Geschichte der microscopischen Wasserinsekten aus der Gattung der Kiefenfüße (Monoculus) und Wasserflöhe erhält dadurch eine Menge der schäzbarsten und anziehendsten Aufschlüsse und Bereicherungen, denn das Werk ist im Geist der ächt philosophischen Naturforschung geschrieben, nach den Vorbildern Bonnets und Huber's, um hier nur schweizerische Namen zu nennen. Es war die lezte Arbeit des verewigten Jurine, und bis an Vorrede und Einleitung bereits vor seinem Tode gedruckt; aber auch diese lagen in der Handschrift fertig, und die Vorrede kann nicht ohne Rührung gelesen werden. Sie ist gleichsam am Grabe der Tochter geschrieben, die des Vaters treues Auge bey den vieljährigen microscopischen Beobachtungen war, welche dem Buche zum Grund liegen; auch seine kunstreichen Zeichnungen rühren von ihr her, und ohne diese geliebte Tochter wäre das Werk nicht zu Stande gekommen. Seit die berühmte Maria Sybilla von Merian im Jahr 1699 das Weltmeer durchschiffte, um in der Gegend von Surinam Insekten zu beobachten und zu zeichnen, ist die Fräulein Jurine vielleicht, durch ihre vielen und schönen Zeichnungen, die um Naturbeschreibung und Naturforscher verdienteste Person ihres Geschlechtes. Mit dem Kunsttalent verband sie die, seltener als man glauben sollte, damit zusammentreffende Kunst der guten Beobachtung, und ihre Arbeiten empfehlen sich durch strenge Genauigkeit gleichmäßig wie durch Zierlichkeit. Hr. Jurine hat etlichen seiner Freunde mehrmals bezeugt, er wünsche durch die Herausgabe seiner Geschichte der Monoclen, hauptsächlich der vielgeliebten Tochter und der Gehülfin aller seiner naturhistorischen Arbeiten ein Denkmal zu errichten. Mit ihren Geistesvorzügen verband Fräulein Jurine den liebenswürdigsten Umgang und alle Tugenden ihres Geschlechtes. Die zärtliche Pflege der Mutter, und die angestrengte Sorgfalt, mit der sie ihr während ihrer lezten Krankheit alle Zeit und Kräfte opferte, hatten ihren ohnedieß zarten Körperbau dermaßen angegriffen, daß sie jene nur fünf Wochen überlebte, und im 37sten Altersjahre den trostlosen Vater verließ, der bald auch selbst seinen Vorangegangenen folgte. Ein zweyter, nicht minder wichtiger und ebenfalls gemeinsamer Nachlaß des Vaters und der Tochter, ist die Geschichte der Fische des Genfersees, die im Laufe dieses Jahres erscheinen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

In Leipzigs blutgem Kampfgewühl,
Wo mancher tapfre Krieger fiel,
Sank auch, das Schwert in seiner Hand,
Ein Jüngling für das Vaterland.

Kaum war er siebzehn Jahre alt,
Als ihn mit siegender Gewalt
Die finstre Todesmacht ergriff,
Und aus dem schönen Leben rief.

Doch freute er, wie wunderlich,
Nur fünfmal des Geburtstags sich;
So saget mir doch Tag und Jahr,
Da dieser Held geboren war.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 14.
Zens. Suez.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 3.

Nro. 3.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Bey H. Laupp in Tübingen ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Waldarich, Trauerspiel von Ludwig Höfacker,

gr. 8. 163 Seiten, in Umschlag geheftet 1 fl. 36 kr. roh 1 fl. 24 kr. Velin 2 fl.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

De Aure et Auditu Hominis et Animalium. Pars I. De Aure Animalium Aquatilium auctore Ernesto Henrico Webero, Philos. et Med. Doct. in Universitate Lit. Lips. Prof. Anat. Comp. extraord. Cum X. Tabulis æneis. Lipsiæ apud Gerhardum Fleischerum 1820. Preis 3 Rthlr. 12 Gr.

Als Einleitung ist eine Abhandlung über die Thiere, deren Gehörwerkzeug noch nicht mit Gewißheit gekannt ist, vorausgeschickt. Dann folgt die Darstellung der Gehörwerkzeuge der Krebse, — der Sepien, — der Fische, denen die halbcirkelförmigen Kanäle und die Steinchen des Labyrinthes fehlen, — der Fische, deren häutiges Labyrinth in keinem besondern knorplichen oder knöchernen Labyrinthe, sondern zugleich mit dem Gehirne in der Schedelhöhle eingeschlossen liegt, — der Fische, deren Schwimmblase durch drey Gehörknöchelchen mit dem häutigen Labyrinthe verbunden ist, und die Stelle des Trommelfelles vertritt, — der Fische, deren Schwimmblase durch häutige in den Kopf eintretende Kanäle mit dem Labyrinthe des Ohrs in Verbindung steht, — der Fische, deren häutiges Labyrinth in einem von der Schedelhöhle getrennten knorplichen Labyrinthe eingeschlossen ist. Die Kupfertafeln, welche diese Reihe von Bildungen darstellen, sind von Schröter und Richter gestochen, und von dem Verfasser selbst gezeichnet.

Im Verlage des Königl. Taub-Stummen-Instituts zu Schleswig ist kürzlich erschienen und in Commission bey den Herrn Karl Tauchnitz in Leipzig zu bekommen:

Biblische Sympathieen, oder erläuternde Bemerkungen und Betrachtungen über die Berichte der Evangelisten von Jesu Lehren und Thaten. Von Doctor Joh. Friedr. Kleuker. 34 Bogen in groß 8.

Der Herr Verfasser, unter dessen Namen das Publikum nichts alltägliches zu erwarten berechtiget ist, hat durch dieses sein neustes Werk auf mehr als eine Classe christlicher Leser wohlthätig zu wirken gesucht. Wie schon die Vorrede zeigt, war sein Hauptzweck kein anderer, als die, von ihm behandelten Berichte der Evangelisten von den Reden und Handlungen Jesu in ihrem urkundlich wahren Sinne zu erklären und so darzustellen, daß dieser Sinn besonders in den darüber angestellten Betrachtungen, die nicht von gewöhnlicher, zum Theil seltener Art und Eigenschaft sind, jedem christlichen Leser, sey er mehr oder weniger gelehrt oder ungelehrt, einleuchtender und seinem Nachdenken wichtiger würde. Wo er nicht umhin gekonnt, auch gegen bekanntere falsche Deutungen zu reden, da geschieht es nicht durch nackten Widerspruch, sondern auf eine Art und in Wendungen, wodurch man einsehen lernt, wie und warum das Falsche nicht wahr, nicht das Rechte seyn kann. Auch solche Belehrungen sind dermalen noch um so nöthiger, je seltener sie an diejenigen gelangen, die ihrer am meisten bedürfen. Das Werk ist übrigens in einer, der behandelten Gegenstände durchaus würdigen, Art geschrieben.

Französische Literatur.

Der erste Bericht für 1821 über Neuigkeiten der französischen Literatur ist so eben erschienen und bey mir so wie durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu haben. Im Jahr 1820 sind eilf Berichte erschienen, welche den Freunden französischer Literatur ebenfalls noch zu Dienst stehen.

Leopold Voß in Leipzig. (Ritterstraße neues Haus).

J. D. Naumanns, Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Einnehmer, Tabellarisches Handbuch für den Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Dienst. Zum Gebrauche für Königl. Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende überhaupt. 4. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. In Steindruck, geheftet 2 Thlr.

Der Nutzen dieses Handbuchs leuchtet beym flüchtigsten Ueberblick in die Augen. Nicht allein der Zoll-Offiziant, sondern jeder Absender im Auslande, so wie jeder Empfänger im Innlande, kann nach demselben sich selbst berechnen, was und wie viel er zu verzollen hat. Uebrigens ist der Druck so eingerichtet, daß jede eintretende Veränderung sogleich abgeändert werden kann.

Es ist für sämmtliche preuß. Provinzen eingerichtet, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Bey Friedrich Volke, Buchhändler in Wien, sind zu haben:

Teatro scelto di Schiller.
Tradotto
da
Pompeo Ferrario.
6 Vol. in 12. Milano. brosch. 4 Rthlr. 16 ggr.

Der Uebersetzer liefert aus der ersten Dichterperiode unsers Schillers, dessen Erzeugnisse ein Gemeingut aller Nationen geworden sind, den Fiesko, den Don Carlos aus der zweyten, — und die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Maria Stuart und Wilhelm Tell aus der dritten, sämmtlich in frischer Prosa. Herrliche Kopien für den, welchem der Genuß der Originalwerke versagt ist, — und ein wahres Geschenk für diejenigen Deutschen, welche in der italienischen Sprache sich vervollkommnen und lernen wollen, wie nebst dem Sinn der Worte auch das Eigenthümliche der Darstellungsweise und des Colorits eines Schriftstellers in dieser wahrhaft schönen Sprache ausgedrückt werden müssen. Papier und Lettern lassen nichts zu wünschen übrig. Die Bände werden auch einzeln gegeben.

Cenni Storico-critico
intorno
alla Vita ed alli Opere
del al. Compositore di Musica
Gio. Adolfo Hasse.
detto il Sassione
di
Franc. Sal. Kandler
gr. 8. Venezia 1820. 12 ggr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Von Altdeutscher Baukunst durch C. L. Stieglitz. Mit 1 Titelkupfer und 34 Kupfertafeln in Folio. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1820. Preis 20 Rthlr.

Die Uebersicht giebt den Plan des Ganzen, welches durch drey Abschnitte sich verbreitet. Der erste Abschnitt, in welchem die Baukunst der frühern Zeiten von ihrem Verfall, von den lezten Jahren des römischen Reiches an bis zur Kunst der Byzantiner in Betracht kommt, dient zur Einleitung. Der zweyte und dritte Abschnitt sind der Bildung der Baukunst in Deutschland gewidmet, wobey drey Zeiträume angenommen sind, von Carl dem Großen bis in das zehnte Jahrhundert, vom eilften Jahrhundert bis in das erste Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts, von dieser Zeit bis in die ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts. Bey der Auswahl der Kupfer hat man beabsichtigt, solche Werke der Baukunst des Mittelalters und der unmittelbar vorgehenden Zeiten aufzustellen, welche die verschiedenen Bauarten von Theodorich, dem König der Gothen, an, bis zur Ausbildung der deutschen Baukunst, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts bis in das vierzehnte Jahrhundert deutlich machen.

Anzeige an das gelehrte Publikum.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben fertig geworden;

Initia Philosophiæ ac Theologiæ ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli Diadochi et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss nunc primum græce edidit itemque ejusdem Procli institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Fridericus Creuzer.

Die Erscheinung des ersten und zweyten Bandes des von Hrn. Cousin in Paris veranstalteten Abdrucks eines Theils von Proclus Comment. in Platon. Alcib. I. hat mich veranlaßt, einstweilen die eben beendigte Erste Abtheilung des Ersten Bandes der hier oben genannten und schon früher von mir angekündigten vollständigern Ausgabe des Proclus, und zwar verbunden mit einem ähnlichen Werke des Olympiodor, ins Publikum zu bringen, um dasselbe nicht allein von der eifrigen Fortsetzung des Drucks, sondern auch von dem zu überzeugen, was von dieser Ausgabe zu erwarten ist. — Es ist dieselbe in allen Buchhandlungen um 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. rhein. zu haben, wo auch zugleich eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben wird, welche das gelehrte Publikum durch die derselben beygefügte Vorrede des Verfassers näher über dasselbe unterrichtet. Uebrigens ist die Vollendung des ganzen Proclus bis Ende Januar 1821 um so gewisser zu versprechen, da schon jezt weit mehr davon abgedruckt ist, als die Ausgabe das Herrn Cousin enthält.

Frankfurt a. M. im December 1820.

H. L. Brönner.

Das

Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen

ist eines der ältesten solcher ephemerischen Jahrbücher, das von G. C. Claudius, genannt Ehrenberg, im Jahr 1784 angefangen und bis an seinen Tod 1814 von ihm fortgesezt worden. Der Beyfall, welcher diesem Taschenbuche so viele Jahre zu Theil wurde, verbürgt schon den angenehmen und nützlichen Inhalt, womit der Verfasser bemüht war, dasselbe auszustatten. Es ist zu einer kleinen Frauenzimmerbibliothek von 30 Bdchen angewachsen, welche mit mehr als 250 Kupfern berühmter Künstler, als D. Bergen, W. Böhm, Bolt, Chodowiecky, Jury und mehreren andern, geziert sind. Dessen noch kleiner Vorrath kam vor wenig Jahren in meine Hände, und ich bin seitdem öfter angegangen, solche zu einem wohlfeilern Preis als bisher abzulassen. Durch dieses bewogen, biete ich ein solches, aus 30 Jahrgängen bestehendes Exemplar für 12 Rthlr. baar an.

An diese schließt sich eine neue Folge von 4 Jahrgängen an, nämlich 1817—1820, welche der Hr. Hofrath Rochlitz zu besorgen die Güte hatte, und die treffliche Aufsätze von Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Fanny Tarnow, Wellentreter, so wie von dem Herausgeber selbst, enthält. Auch haben zu diesen die schon rühmlichst bekannten Kupferstecher W. Böhm, Eßlinger, Fleischmann, Lips und Schwerdgeburth 25 Kupfer geliefert. Um den

Besitzern der ersten Sammlung auch die Anschaffung dieser Fortsetzung zu erleichtern, so stelle ich den Preis für diese von jezt an von 5 Rthlr 16 gr. auf 4 Rthlr., und werde mich auch bey einzelnen Jahrgängen billig finden lassen. Für die bey esezten Preise sind nicht nur bey mir, sondern auch durch alle Buchhandlungen Exemplare zu erhalten.

Leipzig im Decbr. 1820.

Carl Cnobloch.

Das 11te und zwölfte Heft von

G. Moller's Denkmähler der deutschen Baukunst nebst dem Text zum ersten Band

sind erschienen und enthalten: 1. Grundriß der Kirche zu Gelnhausen. 2. Aufriß derselben. 3. Durchschnitt derselben. 4. Perspectivische Ansicht derselben. 5. Südliche Thüre derselben. 6. Details der Säulen. 7. Details aus derselben. 8. Thüre am Dom zu Paderborn. 9. Innere Ansicht der Kirche zu Oppenheim. 10. westliche Thüre derselben. 11 und 12. Vergleichung des Freiburger und Straßburger Münsters mit gothischen Kirchen in Italien, Portugall, Frankreich und England. Dieser erste Band ist damit geschlossen, welcher auch unter dem besondern Titel: Beyträge zur Kenntniß der deutschen Baukunst des Mittelalters, enthaltend eine chronologisch geordnete Reihe von Werken aus dem Zeitraume vom achten bis zum sechszehnten Jahrhundert, als ein Ganzes für sich zu haben ist.

Der Preis aller 12 Hefte mit Text ist 18 Thlr 12. gr. oder 35 fl. 12 kr. Ueber die Fortsetzung des Werks nach einem veränderten Plan wird eine besondere Bekanntmachung demnächst erscheinen.

Darmstadt im Decbr. 1820.

Heyer und Leske.

E. Blaquiere, Esq. Briefe aus dem mittelländischen Meere, enthaltend eine Schilderung des bürgerlichen und politischen Zustandes von Sicilien, Tripoli, Tunis und Malta. I. Theil, Sicilien. Aus dem Englischen. mit Charte von Sicilien. gr. 8. 1821. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 Fl. 9 Kr.

Sicilien zieht jezo die Augen von ganz Europa auf sich; daher glauben wir, daß diese Schilderung eines Britten, gerade in diesem Augenblicke, für das große Publikum vielfaches Interesse habe, und überliefern solche in einer treuen Uebersetzung. Zur Erläuterung hat der Herausgeber einige Anmerkungen hinzugefügt, die sich besonders auf den Zeitraum von 1812 bis jezt erstrecken, und den Leser auf das aufmerksam machen, was sich seitdem auf der Insel begeben hat. — Auch hat sie den Titel:

Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde; in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von Dr. F. J. Bertuch. Zweyte Hälfte der ersten Centurie XXV. Bd.

und ist sowohl unter diesem zur Fortsetzung, als auch besonders durch alle Buchhandlungen von uns zu bekommen.

Der 2te Theil, welcher Tripoli, Tunis und Malta enthält, ist unter der Presse, und wird in einigen Wochen ausgegeben.

Weimar, im Januar 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Ankündigung.

Ich zeige hiermit an, daß in meinem Verlage unter dem Titel:

Allgemeines encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, begründet von Dr. L. Hain, und nach einem erweiterten Plane bearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, 4 Bände in Lexikonformat,

ein Werk erscheinen wird, welches sich über das ganze Gebiet des menschlichen Wissens verbreiten, und durch seinen reichen und gemeinnützigen Inhalt gewiß alle gebildete Klassen des Publikums in hohem Grade interessiren wird. Schon der Name des als Mitredacteur des Conversations-Lexikons und durch andere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannten Begründers muß auch für dieses Werk die günstigsten Erwartungen erregen; daß diese nicht unbefriedigt bleiben werden, wird die von einem Probebogen des Werks selbst begleitete ausführlichere Anzeige beweisen, welche in allen deutschen Buchhandlungen gratis zu haben ist, und auf welche ich mich mit dem Wunsche beziehe, daß sie von keinem Gebildeten möge unbeachtet gelassen werden. Da diese Anzeige sich über Tendenz, Inhalt, Umfang und Behandlungsart vollständig ausspricht, leztere auch, so wie die äußere Einrichtung, aus dem Probebogen hinlänglich erkannt werden kann; so begnüge ich mich hier nur anzuführen, daß das ganze Werk nach einem ungefähren Ueberschlage über 100,000 Artikel aus allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben enthalten, und ungefähr aus zwölf Alphabeten in Lexikonformat bestehen, mithin den größten Sachreichthum mit der größten Gedrängtheit verbinden wird. Das Ganze wird 4 Bände bilden, jeder Band aber in 2 Abtheilungen erscheinen. Die erste Abtheilung des ersten Bandes, welche die Buchstaben A und B enthält, wird mit Neujahr 1821 im Drucke beginnen. Die Herausgeber werden alles aufbieten, die Fortsetzung möglichst schnell nachfolgen zu lassen, so daß ich die Beendigung des ganzen Werks im Jahre 1823, also im Laufe von 3 Jahren versprechen kann.

Der Subscriptionspreis auf das ganze Werk beträgt für Druckpapier 10 Thlr. (18 fl. rheinisch,) für Schreibpapier 15 Thlr. (27 fl. rheinisch). Dieser überaus niedrige Preis macht es auch den Unbemittelten möglich, sich dieses gemeinnützige Werk, das an umfassenden Gehalt in der deutschen Literatur nicht seinesgleichen hat, und seine Brauchbarkeit für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, gewiß bewähren wird, anzuschaffen, und ich will den Ankauf auch dadurch erleichtern, daß ich jezt keine Vorausbezahlung bedinge, sondern erst bey Ablieferung des ersten Bandes die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Thlr. auf Druckpapier und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier bezahlt erhalte.

Subscription nehmen alle deutsche Buchhandlungen an, und der Termin dafür ist bis Johanni 1821 bestimmt. Privatsammlern sollen angemessene Vortheile bewilligt werden, und ich lade alle diejenigen, welche sich diesem Geschäft unterziehen wollen, ein, sich sowohl wegen der Bedingungen als wegen der nöthigen Anzeigen u. s. w. direct an mich zu wenden.

Altenburg, den 1sten December 1820.

Christian Hahn.

Bey C. Haas in Wien ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dom heiliger Sänger, oder fromme Gesänge der Vorzeit. Aus mehreren Sprachen übersezt und bearbeitet von J. P. Silbert. Mit einer Vorrede von Fr. v. Schlegel. Mit Kupfern gr. 8. 1820. brosch. 1 Rthlr. 8 gr.

Gleich wunderbar lieblichen Harfenklängen ertönen in diesem „Dom", Stimmen aus allen Jahrhunderten der christlichen Kirche: und von den heil. Kirchenvätern Ambrosius und Gregorius von Naziang, und den großen Lehrern des Mittelalters, dem seligen Petrus Damianus, dem heiligen Bonaventura, Thomas von Kempen und der heil. Gertrudis, bis zu den als Gelehrten berühmten Balde, Vida, Erasmus und Sarbievius, und den von heiliger Liebe begeisterten Sängern, dem heiligen Johannes vom Kreuz, und sel. Liguori hinab, tönet hier aus den verschiedensten Zonen und Zungen und in den mannichfaltigsten Accorden ein herrliches Concert heiliger Sänger in unsere deutsche Sprache herüber.

Das Werk zerfällt in fünf Bücher, deren erstes, in zehn Elegien, das Kindlein Jesus besingt. Das zweyte gibt in einem abgerundeten Cyclus die schönsten geistlichen Oden und Lieder aus den griechischen, lateinischen und italienischen Schätzen der Vorzeit. Das dritte Buch, überschrieben: Der Bienenstock, ist eines der schönsten, bisher noch unübersezten Gedichte des unsterblichen Balde, das in einer Reihe von sieben Oden eine wunderbare Begebenheit besingt. Das vierte Buch, Philomele, welches, wie der Vorredner, Hr. Friedrich v. Schlegel, spricht: „im schönsten und herrlichsten poetischen Gewande die bedeutungsvollen und geheimnißreichen Lieder des h. Johannes vom Kreuz, des sel. Liguori, und anderer, von heil. Liebe erleuchteter, glühender und begeisterter Sänger enthält, das Innigste und Geheimnißreichste der wahren Andacht und Religion umfaßt", dürfte manches empfängliche Herz sehr freudig überraschen. Das fünfte Buch: Maria, beschließet diese, aus dem so grossen, doch so Wenigen bekannten heiligen Liebesschatze gruppirte Poesien, an deren Stirne der hochverehrte Name Ihrer Majestät der Kaiserinn von Oesterreich strahlet, welche die Zueignung derselben huldreichst anzunehmen geruht haben.

Taschen-Gratulant, der neueste elegante, für Jung und Alt, zu allen Gelegenheiten, in deutscher und französischer Sprache. Nebst Gratulationsbriefen und Stammbuchaufsätzen. Mit Kupfern. 2te verm. Aufl. 1820. Cartonnirt 18 gr.

Poltergeist, der, im Brühler Walde. Wundergeschichte aus Oesterreichs Vorzeit. Mit Kupfern 8. 1820. brosch. 18 gr.

Heidenschuß, der, in Wien. Roman aus der Zeit der lezten türkischen Belagerung Wiens. Mit Kupf. 8. 1820. brosch. 16 gr.

Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Des Johann van Eyffern wahrhafte kalifornische Geschichte und geistreiche mystische Gespräche mit Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten von Heerrauch. Herausgegeben von Kanne. 8. Nürnberg in der Campeschen Buchhandlung.

Inhalt. Der van Eyffern wird durch Se. Excellenz Generalsuperintendent. Münchhausens Lügen erhalten historischen Glauben, auch Schelmuffsky. Die kalifornischen Geschichten sind interessant, aber wahr. Etwas vom Handel der alten asiatischen Engländer mit den Feuerländern (nach Schlenkbeil, Quistorp, Kanne, Görres). Vom quecksilbernen Baume, von dem Mondspiegel, von den Zugvögeln und der Constitution. Der christliche Aberglaube und Mysticismus sind für allemal abgethan. Reinecke Fuchs ist nicht vergessen, und die Aufklärung verbreitet sich im ganzen Lande.

Da das Werk wohlfeil ist, so hat man, für ein so Billiges als es nur immer seyn kann, wornach die Menschheit seufzet.

Anzeige.

In allen Buchhandlungen und durch die Löbl. Postämter ist der Prospectus folgenden Werks zu erhalten:

Geschichte und Beschreibung von Aachen, seinen Heilquellen und Umgebungen. Mit 24 Kupfern, vier Planen und einer Reisekarte in die Umgebungen von Aachen. Nebst einem Anhange, Spaa, Lüttich und Brüssel betreffend. Von D. A. Gebauer, Hofrath. Heidelberg, im Verlag von J. Engelmann.

Der Subscriptionspreis (bey Ablieferung des Werks zu zahlen) bis zur Erscheinung des Werks ist 1 Friedrichsd'or. Wer auf 8 Exemplare subscribirt, erhält das 9te gratis. Der nachherige Ladenpreis ist wenigstens ⅓ höher.

Erklärung.

In No. 106 des Literaturblatts zum Morgenbl. v. J. wird der in der neuesten Ausgabe des Conversations-Lexikons hinzugefügte Artikel den Hr. Hofrath Müllner betreffend fälschlich mir zugeschrieben; ich erkläre daher, daß ich weder Verfasser dieses Artikels bin, noch an demselben irgend einen Antheil habe, auf mein Ehrenwort.

Leipzig d. 2. Jan. 1821.

Prof. A. Wendt.

Daß diese Erklärung für mich nicht nöthig war, hab' ich a. a. O. bereits ausgesprochen. Müllner.

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Februar 1821.

— — Den Menschen adelt
Den tiefgesunkenen, das lezte Schicksal.

Maria Stuart von Schiller.

Der Königinn Maria Stuart diamantnes Kreuz.

(Fortsetzung.)

Kirkaldy von Grange, welcher das Blatt gelesen, schien verwirrt und warf einen Seitenblick auf den Grafen Morton, der, von der Kürze seiner Statur begünstigt, unbemerkt hinter der Königin gestanden hatte, und dessen schadenfrohes Auge zugleich sein Vergnügen über den Spott und seine Hoffnung, die er als Wollüstling auf die Erniedrigung seiner Gebieterin gründete, zeigte. Maria aber las in Beyder Seelen, und indem sie ihren kleinen Sohn Jakob, der damals wenig über ein Jahr alt war, auf den Arm nahm, winkte sie der Ueberbringerin des kühnen Briefes, welche in ihre dürftige Kleidung gehüllt, aber mit unbedecktem Gesichte, statt sich zu verbergen, keck stehen geblieben war, zu sich heran. Ihre schönen blauen Augen auf sie gerichtet, und mit dem ihr eigenthümlichen bezaubernden Lächeln sagte sie alsdann zu ihr: „Bittstellerin, der Königin ist nichts zu geben übrig geblieben, ihr Sohn aber verspricht bey diesem Kreuze alles wieder gut zu machen. Zu gleicher Zeit ließ das Kind ein diamantenes Kreuz, welches ihm Maria zuvor in die Hand gegeben hatte, ihr in den Busen fallen. Die Unbekannte bückte sich tief und sagte: „Mein Seegen ruhe auf Euch! Das Kreuz ist ein Tröster, und mögen sich die rothe Rose und Distel darum herschlingen.“

Marien war die Trennung des Grafen Bothwell von der Lady Anna bekannt, für welche die (von Herder so schön übersezte) mit ihrem Namen überschriebene Ballade „Schlaf sanft mein Kind, schlaf sanft und süß, u. s. w.“ mehr Interesse erregt hat, als ihr die Geschichte giebt. Sie sah dieses unbekannte ärmlich gekleidete Weib mit ernstem Blicke an, und fühlte sich durch eine Schönheit überrascht, welcher ihrer eigenen nicht nachstand. Der finstere Graf Morton lächelte über die Röthe, welche Scham und Gewissensbisse über Mariens Wangen verbreiteten, und entzog sie den Blicken der Menge, — die lezte, welche sie in Edinburg als ihre Königin gesehen.

Etwas über zwanzig Jahre waren seit diesem Tage und Mariens berüchtigten Prozesse vorüber gegangen. Ihre lange Abwesenheit und Gefangenschaft hatte den Haß ihrer mannigfaltigen Feinde gegen sie gemildert; — der Regent, Graf Muray war unter Mördershand gefallen; Buchanan war nicht mehr, und die Flamme, welche diese durch ihren Eifer gegen sie erregt hatten, sank unter dem gewöhnlichen Einfluß der Zeit und veränderten Ansichten. Von allen aber, die Mariens Unschuld behaupteten, waren keine eifriger, als der Oheim und Bruder der Lady Anna, der geschiedenen Gattin des vertriebenen Grafen Bothwell. Von dieser ihrer Verwandtin Schicksal gaben sie vor indessen nichts zu wissen: es hieß, sie habe sich in eines der noch übrigen Klöster geflüchtet, und von ihrem Kinde hatte man nichts mehr gehört. Verlassen und enterbt, würde dieser unglückliche Knabe nicht leicht von den Verwandten seines geächteten Vaters, oder von denen seiner Mutter, welche sich der

Ländereyen bemächtigt hatten, wozu ihn seine Geburt berechtigte, beachtet worden seyn. Seine Mutter hatte ihm der Königin Kreuz gegeben, und gerathen, einen weniger verhaßten Namen anzunehmen.

In der Nähe eines verfallenen Klosters war es, wo, in einer stürmischen Oktobernacht die Pfeife eines Schäferjungen, dessen Heerde an dem dunkeln Heidekraut weidete, welches damals das Thal von Dunderenan bedeckte, drey Männer versammelte. „Der Mond scheint wieder im Westen," sagte der Bursche, indem er wieder ein Reisserbündel in einer der Klosterzellen anfachte, — „der Mond scheint wieder, und die Königin ist entflohen!" — „Entflohen!" schrie Lord Marwell, indem er sein Schwert vor sich in den Boden stieß — „dann mag der trockene Boden es blank erhalten, denn wir werden seiner bedürfen. — Maria aus Elisabeth's Klauen entflohen! — Was wird jezt aus den Baronien Bothwell werden?" — „Wem," sagte Herries von Caerlaverock, „hätte sie sie besser geben können, als seines Vaters Bruder? — Es unterliegt wenigem Zweifel, wer den Wald haben wird, wenn wir das Reh in unserer Gewalt haben. — Hast du das Bett fertig, Fahm, und alles was sich für eine Dame geziemt?" wendete sich Herries zu dem Schäferjunger. — „Frisches Heidekraut und Heu;" erwiederte der Bursche, dem man den Namen Fahm nicht mit Unrecht gegeben hatte; denn so wird der häßlichste und ungestaltetste Teufel genannt, den schottischer Aberglaube erfunden, und des Burschen Kameraden hatten ihn an denselben gewöhnt, indem seine Ungestalt gänzlich dem Begriffe entsprach, den sie sich von diesem Teufel machten. In dem Augenblick vernahm man den Laut einer sanfteren Pfeife, und die zwey schottischen Edelleute eilten hinaus zum Empfang ihrer Gefährten. Der Vorderste gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß alles geglückt, und nachdem sie ein Frauenzimmer vom Pferde gehoben, und auf den Boden gesezt hatten, verschwanden sie im Dunkel des Thales. — „Seyd uns willkommen, unsere Dame und Gebieterin," sagte Caerlaverock, „an einem Orte, welcher Euch auf einer schlimmen Reise ein Obdach gewährt. Hier, wo der Altar gestanden, haben der wilde Fuchs und das Reh ihr Lager gefunden, wir wollen Euch aber auf unsern Schwertern Treue schwören."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen über einige Theile des Mechanismus in den fortschreitenden Bewegungen der Thiere.

(Beschluß.)

Von der Funktion der Muskeln im Allgemeinen.

Die Flügel werden in die Höhe gezogen durch den kleinen Brustmuskel, der sich innerhalb des Stützpunkts des Flügelknochens ansezt, und so als ein Hebel erster Art wirkt, wo der Stützpunkt zwischen der Last und der Kraft sich befindet; ferner durch die Muskeln der Schulter, welche als Hebel der zweiten Art wirken, indem die Last zwischen dem Stützpunkt und der Kraft liegt; die Wirkung beyder Muskeln wird unterstützt durch die Expansion der elastischen Theile; bey diesem Aufheben der Flügel wird zugleich der Brustkasten und der ganze Körper im Quer- und Höhendurchmesser verkürzt und im Längendurchmesser verlängert, wie schon gesagt ist. Bey dieser Bewegung war der feste Punkt im Centrum der Schwere im Rumpf. Beym ersten Flügelschlag ist dieß leicht einzusehen, da der Körper noch am Boden ruht; im Fluge hingegen erhält der Körper durch die vorhergehende Bewegung in die Höhe, unterstützt durch die, vermöge der raschen Bewegung der Flügel, erzeugte Centrifugalkraft die Fähigkeit, wiederum der Stützpunkt für das Aufschlagen der Flügel zu werden.

Sind nun die Flügel erhoben, so wird es ihnen durch ihren oben berührten, dem Widerstand der Luft entsprechenden, Bau möglich, diese zum äußeren Stützpunkt zu nehmen. Der große Brustmuskel nimmt nun seinen festen Punkt am Flügelknochen, oberhalb dessen Stützpunktes, und zieht so den Körper in die Höhe; es ist daher eigentlich falsch ausgedrückt, wenn man sagt, die Flügel werden niedergezogen; dies scheint blos so, weil der Brustmuskel von der aufsteigenden Centrifugalkraft des Rumpfes unterstüzt, denselben selbst höher hinauf schnellt, als die Basis der Flügel, weshalb es dann scheint, als wenn diese herabgezogen wären. Indem nun von den beyden Seiten die Brustmuskeln an Knochen des Brustkastens, woran sie festsitzen, ziehen, ist es leicht einzusehen, daß sie den Brustkasten selbst ausdehnen müssen, wie oben gesagt ist. Zugleich werden aber die elastischen Theile des Brustkastens, und besonders das Schlüsselbein, und der gabelförmige Knochen, auch die Gelenkbänder und Knorpeln des Flügelgelenks gespannt und komprimirt; sobald daher die Wirkung des großen Brustmuskels aufhört, dehnen sich diese elastischen Theile aus, und erleichtern die Wirkung der den Flügel in die Höhe ziehenden Muskeln; indem zugleich, wie oben gesagt ist, der Körper der Stützpunkt für die Bewegung der Flügel wird.

Eine genaue anatomische Untersuchung dieser Theile wird die Richtigkeit dieser Ansichten bestätigen, und sie erläutern.

Miszellen.

Der Missionair Campbell (Mitglied der London Missionary Society) ist 250 engl. Meilen nordostwärts von Lat-

taku, im mittäglichen Afrika, vorgedrungen und hat eine Stadt Kurrechane entdeckt, welches die Hauptstadt des Stammes Marotzee ist, und etwa 16,000 Einwohner enthält. Dieß Volk besizt einen gewissen Grad von Civilisation, der in dortiger Gegend ungewöhnlich ist. Sie schmelzen Eisen und Kupfer aus Erz, welches in den nahe gelegenen Bergen gegraben wird. Ihre Näh- und andere Nadeln, wie auch ähnliche Metallwaaren sind weit umher bekannt. Campbell sah dort viele Gießereyen; man war aber zu eifersüchtig, ihm Zugang zu erlauben. Sie machen Töpferwaaren; ihre Sachen sind gut geformt und artig bemalt. Körbe machen sie gut. Die Wände in ihren Häusern sind bemahlt mit Elephanten, Leoparden, Schildern ꝛc. Der König schenkte Herrn Campbell zwey Ochsen und zwey Elephanten-Zähne, und in der großen Versammlung wurde beschlossen, daß man die Missionarien der weissen Männer annehmen und beschützen wolle. *)

*

Im Dezember v. J. starb zu London der gelehrte Buchdrucker Samuel Rousseau. Er stand in der Lehre bey dem berühmten alten Nichols, dem Literator und Herausgeber des Gentleman's Magazine, für welchen er dann und wann Grabschriften und andere literarische Seltenheiten aufsuchen musste. Er war ein merkwürdiges Beyspiel davon, wie man sich troz der mißlichsten Lage durch Ausdauer ausgebreitete Kenntnisse erwerben kann. In den wenigen Musestunden, welche einem Lehrburschen und Gesellen in der Druckerey übrig blieben, lernte er ganz für sich selbst Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch, Persisch und Arabisch. In der Folge machte er sich auch noch mit dem Französischen und andern neuen Sprachen bekannt. Eine Zeit lang war er Lehrer an Joy's Armenschule in dem Viertel Blackfriars. Er kaufte sich selbst Pressen und fing an zu drucken; aber er hatte kein Glück und verlor dabey. Während dieser Zeit lebte er meistens vom Unterrichte, welchen er in der persischen Sprache gab. Auch compilirte und edirte er 1) Blumen der persischen Literatur. 1801. 4. 2) Dictionary of Mohammedan Law, Bengal Revenue Terms, Sanscrit, Hindoo and other Words used in the East Indies. 1802. 12. 3) Persisch-englisches Vocabularium. 1802. 8. 4) Richardson's Proben der persischen Poesie, oder Oden des Hafiz, mit engl. Uebersetzung und Paraphrase. 5) Balfour's forms of Herkern, corrected from a variety of manuscripts, translated into English; with an Index of Arabic words explained, and arranged under their proper roots. 6) Eine persische Grammatik 1805. 4. Desgleichen persische Vorlegeblätter (Cobybook) besonders zur Erlernung der Nustaleek Handschrift. Als er seine Druckerey aufgegeben hatte, arbeitete er für Buchhändler: da er aber blos dahin sah, seine Familie zu unterhalten, nicht gelehrten Ruhm zu erwerben, so erschienen seine meisten Schriften unter einem erdichteten Namen: Z. B. An essay on Punctuation. 1815. 12. Annalen der Gesundheit und eines langen Lebens. 1818. Die Kunst richtig zu interpungiren. 1818. Principles of elocution. 1819. Desgleichen andere lexicalische, biographische und geographische Werke, welche immer gut abgiengen. Vor drey Jahren wurde er von einem Nervenschlage gelähmt, wozu noch ein Krebsschaden im Gesichte kam. Der unglückliche Mann konnte nun weder eine Feder halten, noch seine Nahrung selbst zu Munde führen. In dieser entsetzlichen Noth erhielt er Unterstützung aus der mildthätigen Kasse des Literary Fund, und blos durch die Hülfe dieser edlen Gesellschaft wurden seine Töchter in den Stand gesezt, den arbeitsamen, unglücklichen Drucker und Literatus zu beerdigen.

*) Aus einem Briefe des Dr. Philipp, residirenden Missionars auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung.

*

Der Prediger Dr. Cartwright, ein berühmter Mechanikus, schickte lezthin auf den Markt in Coventgarden einen Karren, der durch ein, von zwey Männern regierte Triebwerk in Bewegung gesezt wurde. Diese pedo-motive Machine geht mit gleicher Leichtigkeit über ebenen und hügeligen Boden, wenn der Wagen nicht überladen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 27. December 1820.

(Fortsetzung.)

Das häufige Veranstalten neuer Auflagen von Voltaire's und Rosseau's Werken ist in der That eine Begebenheit, welche eine so wie überhaupt die außerordentliche Thätigkeit, die im französischen Buchhandel herrscht, in Erstaunen sezt. Jede Woche sieht man neue Unternehmen beginnen, die außerordentliche Kapitalien erfordern, und nur in der Hoffnung eines sichern Absazes veranstaltet werden können. Ein Buchhändler versichert mich, daß der bloße Umstand des Aufhebens des Stempels auf Bücheranzeigen den Handel außerordentlich befördert habe. Die Kaiserliche Regierung, welche alle mögliche Taxen ersonnen hatte, war unter andern auch auf den Einfall gerathen, den Buchhandel damit zu belasten. Bekannt ist die lächerliche Taxe, die sie auf Citate und Excerpte aus bekannten Büchern gelegt hatte. Nicht so unvernünftig schien die Stempeltaxe der Buchhändler-Ankündigungen. Allein anstatt der Staatskasse erspriesslich zu seyn, ward sie derselben hinderlich; denn die Buchhändler liessen sich durch die Kosten abschrecken, und wagten es kaum, ihre Ankündigungen zu versenden. Die französische Post, welche sich mit dieser Versendung um einen billigen Preis abgiebt, verlor einen beträchtlichen Zweig ihrer Einkünfte, und der Buchhandel gerieth in Stocken. Die Deputirtenkammer schaffte endlich den lästigen Stempelzoll auf Bücherankündigungen ab, aus dem guten Grunde, weil die Staatskasse wenig oder nichts da-

bey gewann, und der Handel sehr dadurch verlor. Seitdem hat die Post monatlich eine ungeheure Menge von literarischen Anzeigen in ganz Frankreich und in die Fremde zu versenden; die entlegensten Flecken und Landhäuser werden mit den neuen Unternehmen bekannt; und da die Lust zum Lesen und die Begierde nützliche Kenntnisse zu sammeln, unendlich lebhafter ist, als vor der Revolution, so findet fast jedwedes Unternehmen auch eine Menge von Subscribenten. Daß die Buchhändler nicht ermangeln würden, auf den noch nicht verloschenen Militärgeist zu spekuliren, war leicht vorauszusehen; die Heldenthaten der französischen Armee sind daher auch in allen möglichen Gestalten von einem kompendiösen Duodezbändchen an bis zu 24 dicken Bänden, mit und ohne Kupfer erzählt worden, und ein Schriftsteller, Namens Tissot, gibt sich beynahe mit nichts Anderem ab, als mit der Abfassung von Vorreden und Einleitungen zu den meisten dieser Werke, die man bey ihm bestellt, wie beym Kupferstecher die Platten zu einem Werke. Diese Vorreden schreibt Tissot mit einer Art von fanatischer Inspiration, die den oberflächlichen, von der Eroberungssucht noch nicht zurückgekommenen Köpfen vortrefflich behagt. Tissot hat als eifriger Republikaner in der literarischen Laufbahn begonnen, sich hernach zum besoldeten politischen Schriftsteller Bonaparte's herabgelassen, und seitdem die Besoldung aufgehört hat, bekennt er sich zu den Liberalen.

(Der Beschluß folgt.)

Schweiz, Jenner.

(Beschluß.)

Die Preisschrift des bernischen Oberförsters, Hrn. Kasthofer, über die Veränderungen, welche das schweizerische Alpengebirge seit einer Reihe von Jahren erlitten hat, deren das Morgenblatt bey Anlaß der Verhandlungen der schweizerischen Naturforscher zu Genf im vorigen Jahre rühmlich erwähnte, ist jezt im Druck erschienen, und ich komme auf dieselbe nochmals zurück, um ihres anziehenden Schluß-Abschnittes willen. Nachdem Hr. Kasthofer die Mittel vorgeschlagen und gewürdigt hat, welche der Verwilderung der hohen Alpen Grenzen setzen können, bemerkt er, daß dieselben immerhin nur von langsamer Wirksamkeit seyn werden; daß sie von keinen Behörden mittelst zwingender Maßregeln durchgesezt werden können, und daß, da sie gegen Trägheit und Vorurtheile verstoßen und dem Eigennutz selten in kurzen Zeiträumen zusagen, dieselben erst dann nur allgemein anwendbar seyn werden, wenn der Sinn im Gebirg herrschen wird, der in der Liebe für das Gesammtwohl die Kraft und Lust für eigene kleine Entbehrungen findet. Und nach diesem Uebergange von der Charakteristik der Gebirge zu derjenigen ihrer Bewohner, fährt er weiter also fort: „Die Ueberzeugung muß vorzüglich aus der Betrachtung der Kultur unseres Hochgebirgs und der Bildungsstufe seiner Bewohner hervorgehen: daß Verordnungen der Regierungen nicht hinreichen können, bey diesen Hirtenvölkern den Geist der Gemeinnützigkeit zu schaffen, der nur von früher Jugend her durch Beyspiel und Erziehung wieder geweckt werden kann. Dieser Geist, dessen Verlust wir beklagen, hat in frühern Zeiten die Gebirgsvölker beseelt; denn die Liebe des Vaterlandes ist eins mit ihm, da sie auf der Kraft des Entbehrens zum Vortheil des gemeinen Wohls beruht, und jener Geist und diese Liebe gleich im Eigennutze untergehen. Die Geschichte dieses Volkes ist in ihrem Beginnen seinen Katarakten ähnlich gewesen. Die Begeisterung für die Freyheit hat sie erhoben, als ringsum ihre Felsen die Nachbarvölker in Knechtschaft erniedrigt lagen. Bedürfnisse hatten sie wenig; die Berge gaben mehr als jezt, und mehr als sie bedurften; geringer war die Bevölkerung, die Länderey weniger zerstückelt; die fremde Sitte, der fremde Dienst, die fremden Gelder, die Sclaverey des Luxus, die zuerst die Hauptstädte erniedrigt, waren noch nicht in diese Thäler gedrungen. Aber der Strom der glänzenden Geschichte ging bald in stillen Fluthen, und bald in regungslosem, stockendem Gewässer unter, auf dem im schweren Gang von zwey Jahrhunderten nur Wellen schlugen, wenn der Nachbar Goldklumpen hineinwarf, oder von Rom her der Sirocco darüber wehte. Begeisterung für gemeines Wohl wurde nach und nach gefährlich; die Selbstsucht herrschend; einheimisch die Trägheit. Wie sehr haben nun seither mit der Bevölkerung und mit den neuen Sitten die Bedürfnisse sich vermehrt, wie sehr durch Handelsdruck und durch die Zerstückelung der Ländereyen die Hülfsmittel sich vermindert! Keine Begeisterung hebt mehr, wie in jenen Zeiten, und erweitert des Volkes Leben und Thätigkeit, und in der wachsenden Armuth verderben die edlen Triebe. Die Bewegungen der Völker rings um unsere Felseninsel haben uns kaum berührt; ihre Kämpfe haben ihnen Uebung, neue Lebenskraft und Selbstgefühl, uns vielleicht den alten Schlummer wiedergebracht, der bey äußerem Frieden nur die größere Regsamkeit des innern Lebens in Kunst und Wissenschaft und in dem Anbau unsers Landes mit seinen bösen Folgen zu entfernen vermag. Wie oft ist der Mangel an Industrie und Thätigkeit im vaterländischen Gebirg beklagt worden! Was aber ist Industrie, als Bildung durch Kenntnisse, Künste und Fertigkeiten, in Thätigkeit auf Mittel des Erwerbs gerichtet? Wie können wir Industrie der Völkerschaften zu erwecken hoffen, wo jene Bildung nicht vorhergegangen, wo dieser beklagenswerthe, der Schweiz unwürdige Zustand der Volksschulen seit Jahrhunderten unverbessert fortbesteht? Kein heller, für das Gute reger Sinn des Regenten ersezt den Mangel jener Bildung bey dem Volke. Jede, auch die weiseste Verwaltung steht schwankend auf die Spitze gestellt und schwach gegen den Andrang der Zeiten, wo sie nicht auf Bildung und auf der Liebe zum gemeinen Wohl als breite Unterlage ruht; und wenn auch ein Volk an den Gehorsam gewöhnt werden könnte, der aus der Furcht, nicht aus der Einsicht, hervorgeht; an die Ruhe, die nicht Gleichgewicht, sondern Abwesenheit der Kräfte ist: es würde dieses Volk die Empfänglichkeit für das Gute und die Fähigkeit der Begeisterung verlieren, ohne die es früher oder später ruhm- und achtungslos zu Grunde geht. Jede Zeit hat ihren guten Geist, der in stufenweisen Entwickelungen das menschliche Geschlecht dem fernen Ziele näher führt. Auch wir wollen den Geist unsrer Zeit segnen, der durch den Druck vergangener Jahre den Wunsch gesezmäßiger Freyheit und das Licht der Wissenschaften uns gebracht, die, indem sie der Selbstsucht entgegenwirken, die Liebe des Vaterlandes zeugen und ernähren, die über Alles uns Bedürfniß ist, die allein dieses zertrümmerte Gebirg unter diesen Gletschern und Lawinen uns theuer und heilig machen kann. Unsere Geschichtschreiber haben gesprochen; Pestalozzi hat unter uns gelebt; die Armenschule in Hofwyl steht unter unsern Augen gegründet. . . .

Die Genfer Aerzte hatten vor sechs Monaten die Jodin als ein specifisches Mittel gegen Kröpfe gerühmt und sie, im Gegensaz des gebrannten Schwammes, als magenstärkend und völlig unschädlich gepriesen. Die neue Entdeckung verbreitete sich schnell überall hin, und man glaubte ein eben so erwünschtes als kräftiges Hausmittel gewonnen zu haben. Manche haben die Unvorsichtigkeit und Uebereilung gebüßt; der Giftstoff darf nur mit Vorsicht von behutsamer Hand gereicht werden. Dieß besagen jezt amtliche Kundmachungen von Genf und Lausanne.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 11.

Nr. 11.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. Februar 1821.

Ist der vortreffliche Maler Hans Hemling in Konstanz geboren?

Zu dieser Frage werden wir durch einen Freund der altvaterländischen Literatur bewogen, von dem wir eine Sammlung bisher ungedruckter altdeutscher Gedichte besitzen, und nächstens den Abdruck einer ihm gehörigen höchst schätzbaren Handschrift der Nibelungen erwarten.

Herr von Laßberg zu Eppishausen, bey Konstanz, theilt uns das Stammregister eines Hans Hemling mit, welches er in einer vor Kurzem von ihm zu Konstanz angekauften Handschrift gefunden hat. Es ist die Elsaßische Chronik des Königshoven, und die Handschrift scheint fast aus derselben Zeit herzustammen, da das Buch verfaßt wurde, welches um das Jahr 1386 geschah.

Das Stammregister, von einer spätern Hand als die Chronik geschrieben, enthält die Namen des Großvaters, Rudin Hemling, geboren 1342, gestorben 1414; des Vaters Conrat, geboren 1394, gestorben 1448; der Mutter Margarett Bruschin, gestorben 1447, und ihrer 6 Kinder, unter denen Hans Hemling, der vorlezte, 1439 geboren ist. Das Verzeichniß wurde bis in das Jahr 1496 fortgesezt, wie das der unter diesem Jahr angemerkte Todesfall eines der Geschwister beweist.

Außer diesen Geschlechts-Nachrichten, welche, wie gewöhnlich in einem Hausbuch zu geschehen pflegte, von dem Besitzer auf dem lezten Blatt bemerkt worden sind, befinden sich in der Chronik mehrere Konstanz betreffende Merkwürdigkeiten, und eine Aufzählung der Bischöfe von Konstanz bis auf Bischof Heinrich von Hoewen, welcher von 1439 bis 1475 dem Bisthum vorstand. Dieser Zusatz, von derselben Hand wie das Stammregister geschrieben, fehlt in der von Schilter besorgten Ausgabe des Königshoven.

Aus Allem scheint hervorzugehen, daß das Geschlecht der Hemling Konstanz angehöre. — Herr von Laßberg bemerkt, daß die Mutter Margarett Bruschin und der gleichfalls im Namenregister angeführte Mann der Tochter Margarett, Hans Hudschlin, aus jener Gegend sey, und daß lezteres Geschlecht jezt noch blühe.

Ein zweyter Zusatz kommt in der Chronik bey Friedrich von Blanckenheim vor, mit welchem Königshoven die Reihe der Straßburger Bischöfe schließt. Dieser Herr gelangte später (von 1393 bis 1423) zum Bisthum von Utrecht; und nun bezieht sich jener Zusatz nicht allein hierauf, sondern ist auch in der niederdeutschen Sprache geschrieben, woraus man offenbar sieht, daß die Chronik eine Zeitlang in Utrecht gewesen ist. Dieser Umstand verdient ganz besonders bemerkt zu werden, weil er andeutet, wie die Handschrift an den in den Niederlanden lebenden Maler Hans Hemling gekommen seyn könnte. Denn die in den Geschlechtsnachrichten enthaltenen Zeitbestimmungen, so wie die Schreibart des Namens, passen recht wohl auf diesen Namen.

Wir kennen bis jezt nur zwey zuverlässige mit der Namensunterschrift versehene Gemälde von Hemling, — nämlich die Vermählung der heiligen Catharina, und die Anbetung der drey Weisen in dem St. Johanns-Spital zu Brügge; auf beyde schrieb er

Opus Johannis Hemling
Anno 1479 —

und nicht Hemmelinck, wie Descamps*) berichtet. Lezteres ist nach der niederdeutschen Sprechart geschrieben, in der das am Ende stehende g oft wie k klingt; Carl von Mander**) schrieb den Namen auf dieselbe Weise, und noch dazu mit Verwechslung des Vorbuchstabens Memmelinck. Dieser Gegensatz zwischen Hemlings eigener und der niederdeutschen Schreibart seines Namens, scheint schon die Vermuthung für einen oberdeutschen Ursprung zu begünstigen.

Was nun die Zeitbestimmungen anbetrifft, so ist vor allem zu beachten, daß Hemlings eigenes Bildniß auf dem lezten jener oben angeführten 1479 verfertigten Gemälde durchaus die Züge eines höchstens vierzigjährigen Mannes hat, welches genau mit dem Geburtsjahr 1439 übereintrafe. Hr. v. Keverberg hat dieses Bildniß zu seiner Princesse Ursula***) stechen lassen.

*) la Vie des peintres T. I. p. 12. Paris 1753.

**) Leven der Nederlantsche en Hooghduytsche Schilders. Amsterdam 1617. 4. Fol. 127. b.

***) Ursula princesse britannique d'après la légende et les peintures d'Hemling. Gand 1818. 8.

Die übrigen auf noch erhaltenen Werken von Hemling befindlichen Jahrszahlen, die uns bis jezt bekannt geworden, beschränken sich auf die Jahre 1479, 1480, 1484 und 1487.

Unter seinen Gemälden, die abhanden gekommen sind, wird eines von 1470 und eines von 1450 angeführt. Wir finden dieß in der von Morelli herausgegebenen, aus der 1sten Hälfte des 16ten Jahrhunderts stammenden, italienischen Handschrift eines ungenannten Reisenden. *)

Die Angabe des Jahrs 1450 ist die einzige, welche gegen die Vermuthung für den Konstanzer Hemling streitet. — Indessen wer steht uns dafür, daß hier nicht ein Lese- oder Schreibfehler zu Grunde liege? Wie leicht wird nicht der im 15ten Jahrhundert für 7 gebräuchlich gewesene römische Fünfer Λ mit 5 verwechselt; hat ja neuerlich noch Hr. von Keverberg **) gerade auf einem Gemälde von Hemling 148Λ für 1485 gelesen. Auch darf wohl nicht übersehen werden, daß der ungenannte Reisende die Gemahlin Herzogs Philipp des Guten von Burgund, von deren Bildniß er die Jahrszahl 1450 anführt, Isabella von Arragonien statt von Portugal nennt, und daß er bey dem andern Gemälde die Jahrszahl 1470 mit dem Zusatz begleitet: Die Wahrheit vorbehalten — salvo el vero — welches anzuzeigen scheint, daß er aus der Erinnerung geschrieben, oder mit Ungewißheit gelesen hat.

Jene Angabe kann uns also nicht abhalten, der von Hrn. von Laßberg aufgestellten Vermuthung weiter nachzuforschen.

Aber Descamps sagt ja ausdrücklich, Hemling sey in der kleinen, eine Stunde von Brügge entfernten, Stadt Damme geboren.

Woher weiß er das? Keiner der ihm vorangehenden Schriftsteller berichtet etwas davon. Carl von Mander, der Altvater der niederdeutschen Kunstgeschichte, führt Hemling nur kurz an, und zählt ihn natürlich und recht unter die Brügger Maler. — Es scheint also Descamps schöpfte blos aus der in dem St. Johann-Spital noch erhaltenen Sage und stuzte diese auf seine leichtfertige französische Weise zu.

Die Sage lautet also: „Ein armer kranker Soldat, von Damme herkommend, wurde in das Spital aufgenommen, daselbst gepflegt und geheilt; kaum genesen, so entdeckten sich in ihm außerordentliche Talente für die Malerey; es war Hemling, der nun die bewunderungswürdigen Gemälde verfertigte, welche noch bis auf diesen Tag die Hauptzierde des Spitals ausmachen."

Hr. von Keverberg bemerkt *), indem er diese Sage mittheilt, daß das Spital blos für Einwohner von Brügge gestiftet sey, daß daher die Einwohner von Damme kein Recht gehabt, darin aufgenommen zu werden, und zieht so den Schluß, daß Hemling müsse von Brügge gebürtig gewesen seyn. Dieß folgt nicht, er brauchte nur in Brügge zünftig gewesen zu seyn, und das war Hemling gewiß, als er an dem Spital anklopfte: denn die Gemälde, die er hier nach seiner Genesung verfertigte, beweisen den vollendeten Meister, der längst die Lehrjahre bey Johann van Eyck überstanden, in die Malerzunft aufgenommen und auf Reisen gewesen war.

Wir erklärten uns die Sage, ehe wir noch etwas von einem Konstanzer Hemling wußten, aus dem, was wir von Karls des Kühnen prachtvollem Feldzug gegen die Schweizer und den darauf gefolgten wiederholten Niederlagen bey Granson und Murten, und von seinem Untergang bey Nancy gelesen. Man nehme nur Müllers Schweizer-Geschichte **) zur Hand, und man wird staunen über die Herrlichkeit und den Ueberfluß, den der Herzog in diesem Zuge aufthat; er führte den größten Theil seines Hofes, die ganze Dienerschaft im höchsten Glanze mit sich. Was könnte da wohl natürlicher seyn, als daß er einen oder auch mehrere Maler bey sich gehabt; daß Hemling, nach dem Tode seines Meisters, der erste Maler in allen nieder- und oberdeutschen Landen, den Herzog begleitet, in dessen Hauptstadt er ansäßig war; daß er sich als Krieger gekleidet, und nach der Flucht bey Granson oder Murten ins Elend gerathen und die Heimath gesucht habe, — oder daß er gar, wie er die Niederlage seines Herrn gesehen, ihm Kriegsdienste gethan bis zu der unglücklichen Schlacht bey Nancy am 6ten Jenner 1477, und nun erst im härtesten Winter mit aller Noth und Ungemach nach Hause geflohen sey? Der Umstand, daß er von Damme hergekommen, scheint von keiner Bedeutung; es wird dadurch nur die Richtung angegeben, in welcher der Kranke heimgekehrt, der lezte Ort, an welchem er verweilt, und von wo aus vielleicht man ihn hülfreich nach Brügge geleitet hat. — Die Zeit paßt in beyden Fällen ganz gut zu der auf den Gemälden im Spital angegebenen Jahreszahl 1479. Denn die Schlacht von Granson wurde am 3ten März und die von Murten am 22sten Juni 1476 geliefert. Hemling hätte also jene Gemälde, von denen das größte, die Vermählung mit der heiligen Catharina mit den Flügelbildern, mehr als ein Jahr erfordert hat, wenn wir von 1477 bis Anfangs 1479 rechnen, etwa in 2 Jahren vollendet. Mit dieser Erklärung, die man wohl für wahrscheinlich und ungezwungen wird gelten lassen, folgt aus jener Sage nichts, weder für noch gegen die Abkunft unsers Malers von Brügge.

*) Notizia d'opere di Disegno nella prima metà del Secolo XVI. scritta da un Anonimo publicata da Jacopo Morelli. Bassano 1800. 8. p. 17 et 75.

**) Princesse Ursula. p. 126.

*) Princesse Ursula. p. 125.

**) Fünfter Theil. S. 3 u. ff.

Wenden wir uns nun wieder zu der Vermuthung, daß Hemling von Konstanz herstamme, und fragen wir, wie er zuerst nach Brügge könne gekommen seyn? so zeigt sich uns auch nicht die mindeste Schwierigkeit, da wir wissen, daß, — wie in den neuern Zeiten die Künstler nach Italien zu reisen pflegen — so in der alten Zeit es allgemeine Sitte der deutschen Maler war, nach den Niederlanden zu wandern. Schon im 13ten Jahrhundert waren Köln und Mastricht die berühmtesten Malerschulen von Deutschland, und im 15ten Jahrhundert zog die große Kunst des Johann van Eyck bey der Pracht und dem Reichthum der niederländischen Städte gar alle an sich, die ihr Talent entwickeln und unter begünstigenden Verhältnissen ausüben wollten. Die Werke des Michel Wohlgemuth von Nürnberg, des Martin Schön von Colmar und vorzüglich des Friedrich Herlen von Nördlingen deuten entschieden auf die Schule des Johann van Eyck. Und aus späterer Zeit ist uns von Dürer bekannt, daß er nicht nur in seinem Alter, sondern auch auf seiner ersten Wanderschaft in den Niederlanden gewesen.

Es liegt also gar nichts Gewagtes darin, wenn man annimmt, daß Hans Hemling bey Joh. v. Eyck die Malerey gelernt und sich in Brügge niedergelassen habe. Das Buch, welches zu dieser Vermuthung geführt, hätte in dem Fall wahrscheinlich Hemling selber angehört, es wäre in den Niederlanden um so leichter an ihn gekommen, weil es in oberdeutscher Sprache abgefasst ist. Ja man könnte glauben, daß dieß in Utrecht selber geschehen, wohin das Buch ohne Zweifel durch Friedrich von Blanckenheim, Bischof von Straßburg gebracht worden; denn zur Zeit des Hemling, in den Jahren 1457 bis 1494, war David, natürlicher Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, Bischof in Utrecht, und daher mochte wohl für den am Burgundischen Hof bekannten Maler ganz besondere Veranlassung zu einem Aufenthalt in dieser Stadt entstehen. Ueberzeugende Beweise für oder gegen die ganze Vermuthung lassen sich zunächst nur von Nachforschungen in den Archiven zu Konstanz und Brügge erwarten; und hiezu aufzufordern, ist der Hauptzweck unserer Frage.

Sollte es sich nun in Folge solcher und anderer Nachforschungen bestätigen, daß Hans Hemling in Konstanz geboren sey, so würden wir uns erinnern, wie häufig die Jugend-Eindrücke einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung selbst hochbegabter Menschen ausgeübt; wir würden es begreiflicher finden, daß ein an den Ufern des Bodensees und in den Thälern der Schweiz aufgewachsener Künstler eine besondere Neigung für die Landschaft gezeigt, und diese in allen seinen Werken mit bewunderungswürdiger Kunst und Abwechslung angebracht habe. Wir würden dann glauben uns desto besser erklären zu können, warum Hemling die Reise der drey Könige und der Ursula Gesellschaft in den mannichfaltigsten Lagen zwischen Bergen, auf Strömen und Seen mit der größten Wahrheit darzustellen verstanden; und warum es ihm gelungen, in dem Gemälde des heiligen Christophs das schönste Wunder der Natur, die aufgehende Sonne, nachzubilden, widerscheinend im Glanz eines unübersehbaren Wasserspiegels.

S. B.

Ueber die Entwickelung der ältesten italienischen Malerey.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir dahingegen die äußere Lage der Griechen, in denen der vorübergehende, hartnäckig verwehrte und bestrittene Bildersturm den Eifer für Bilder und Bilderverehrung nur noch mehr angereizt hatte, so findet sich zwar, daß ein despotisches Regiment, ein gesunkener Nationalcharakter gerade nicht geeignet sind, ein selbstständiges Geistesleben zu entwickeln. Allein, gegen das Loos der Italiener gehalten, war schon sehr Vieles dadurch gewonnen, daß die Liebe einer bessern Vorzeit selbst durch die Fürsten wach erhalten wurde; daß zu keiner Zeit weder die Lust, noch die Mittel fehlten, Kunstwerke auch mit bedeutendem Aufwande anzuschaffen; daß Künstler öffentlicher Achtung genossen und im Dienste der Kaiser angestellt wurden. Diese Umstände erklären, daß Vorstellungen, die in einem höhern Alterthume waren ausgebildet worden, die durch den Bildersturm wohl vorübergehend entrückt, aber nicht entzogen seyn konnten, nun noch mit dem höchsten Fleiße, ja ich möchte sagen mit Liebe und eignem Leben wiederholt wurden. Zahllose Beyspiele in den Handschriften der grösseren Bibliotheken, andere kleine Denkmale in Schmelz, in Elfenbein, von musivischer Arbeit, beweisen uns die Dauer und das Daseyn einer so bedingten Kunst. Eine Scene aus der epischen Darstellung der Geschichte Josua, auf einer Pergamentrolle der Vaticana, kann gewiß für ein glänzendes Beyspiel der glücklichen Fortpflanzung des Hochalterthümlichen gelten. Das Bild ist in Acquarell gezeichnet, mit hie und da aufgehöhten Lichtern. Obgleich die äußere Form des Buches sehr alterthümlich ist, so sollte man dennoch aus der Schrift, wenn diese sicher mit den Malereyen gleich alt wäre, auf ein nicht sehr hohes Alterthum schliessen können. Nun würde man aber wirklich Mühe haben, in diesen Acquarellzeichnungen eine mittelalterliche Hand zu erkennen, wenn nicht die äußern Theile ganz einsichtslos behandelt wären: die Kleidung und Bewaffnung ist völlig antik, die Städte sind auf alte Art personificirt, der Ausdruck in den Bewegungen ist durchaus passend, lebendig und edel. Auch ist der Gebrauch des Goldes darin fast ganz vermieden, gleichsam damit man hier durch keinen Nebenumstand an mittelalterliche Eigenheiten und Gewöhnungen gemahnt werde. *)

*) Es war die Absicht, dem Kunstblatt die Abbildung einer Scene aus diesem Gemählde beyzulegen; zufällige Umstände

Denn ist gleich eine reinliche, bestimmte, liebevolle Behandlung im guten Sinne das Charakteristische der mittelalterlichen Arbeiten der Griechen, so ist doch auch die Kehrseite jener ihnen ganz eigenthümlichen Barbarey nicht zu übersehen, die ohne Zweifel in der frühen Berührung mit orientalischen Völkern ihren Grund hat. Lust an wunderlichen Verschlingungen, am Glanz der Metalle und Edelgesteine äußert sich schon früh in dem Schmuck der Kaiser auf byzantinischen Münzen und in den Beywerken der Mehrzahl griechischer Miniaturen, Schmelz- und Schnitzwerke. Auch hält man die Griechen mit einigem Grunde für die Stifter jenes regellosen Baustyles, welcher die Mauern mit Säulen aller Größen überhäuft, und mehr den Eindruck des Reichthumes, als den der Ordnung, der Form, des Ebenmaßes zu bezwecken scheint; wie wir davon mehrere Beyspiele in den italienischen Seestädten sehn, unter denen St. Marcus zu Venedig am meisten auffällt. Doch abgesehen von diesen Gewöhnungen des Geschmackes erzeigen sich die Griechen des Mittelalters auch sehr ungeschickt in der Erfindung solcher Gegenstände, die ihnen nicht schon ausgebildet aus dem ersten christlichen Alter überkommen waren. So blieb unter den spät aufgekommenen Vorstellungen die Madonna mit dem Kinde bey den Griechen stets eine rohe Idee, deren Häßlichkeit späterhin auch von ihren besten italienischen Nachahmern beybehalten wurde, die selbst in dem Bilde des Cimabue in Sta Maria novella noch in krassem Gegensatze zu dem Kinde steht, welches leztere durchaus muß mit dem Leben verglichen worden seyn, und zu den großen Engeln an der Seite, welche ich für einen italienischen aus eignem Studium und Nachdenken entstandenen Zusatz halte. So ward auch das Cruzifix höchst unedel, wie es scheint, in der Absicht, die Sache recht natürlich darzustellen, mit aufgesenktem Unterleibe entworfen. Auch diese Vorstellungsart ging nach dem Jahre 1200 auf die italienische Malerey über, welche in früheren Bildern, wie in dem zu Spoleto, auf einem Seiten-Altar der Kirche St. Giovanni e Paolo, mit der Aufschrift unter den Füßen Christi: A. D. M. C. LXXXVII. MS. . . . OPUS ALBERT .... die leider zu Ende verstümmelt ist, die Stellung Christi aufrecht annahm, so wie sie späterhin Giotto wiederum allgemein machte. — Nichts kann den Gegensatz der mittelalterlich-griechischen zur altchristlichen Ableitung einer Darstellungsweise oder Kunstidee besser ins Licht setzen, als ein gemeinschaftliches Vorkommen zweyer entgegengesezten Fälle in einem und demselben Kunstwerke. Ein Beyspiel dieser Art gewährt uns das griechische Calendarium von musivischer Arbeit, welches die Republik Florenz von einer griechischen Dame erstand, die nach dem Falle ihres Vaterlandes nach Italien geflüchtet war. Dieses Denkmal wird mit dem Schatze der Johanniskirche in der opera del Duomo zu Florenz aufbewahrt, und ist von Gori (mon. basil. Bapt. S. Johannis Florent.) mit großer Weitläuftigkeit erläutert und dem neunten Jahrhunderte zugeschrieben worden. In diesem Werke, dem man ein hohes Alter nicht absprechen kann, wenn gleich der gelehrte Forscher geirrt haben sollte, befindet sich auf derselben Tafel die Kreuzigung und die Erweckung des Lazarus; erstere auf die erwähnte unedle Weise dargestellt, leztere völlig in derselben Zusammenstellung, wie auf den altchristlichen Sarkophagen, nur glücklicher, kunstgerechter, als sie mir auf diesen jemals vorgekommen ist. Wenn ich nicht fürchtete das Kunstblatt mit Beylagen zu überhäufen, so würde ich auch von diesen beyden Bildern einen Abdruck besorgt haben, um die mißlungenen Abbildungen bey Gori entbehrlich zu machen.

Konnte es nun gleich nicht fehlen, daß bey der Annäherung der Italiener an die Griechen zugleich mit dem Guten und Wesentlichen auch das Fremdartige und Müssige aufgenommen wurde; wenn auch von nun an die früher karge italienische Malerey das Gold so sehr zu verschwenden anfängt, daß Rahmen, Feld und Nimbus auf derselben Goldflache kaum noch durch Einschnitte und Unebenheiten sich sondern: so darf man dennoch im Ganzen eben diese Hingebung in die Griechen nur als die Rückkehr zum Altchristlichen, als die Wiedervereinigung mit einem reicheren Arme desselben Stromes betrachten. In der That kommt bey italienischen Malern des dreyzehnten Jahrhunderts selten vor, daß sie aus ihren griechischen Vorbildern Figuren in barbarisch byzantinischen Bekleidungen aufnehmen; auch entsinne ich mich, außer der Madonna und dem Crucifix, kaum eine andere mittelalterlich griechische Darstellung jemals bey ihnen angetroffen zu haben; die Verzierung endlich entlehnen sie zu Anfang des Jahrhunderts aus der spät römischen, gegen Ende aus der gothischen oder deutschen Architektur, und nur äußerst selten einmal aus dem orientalischen Wesen der Byzantiner. Dahingegen sieht man sie den Weltlehrer, die Apostel, die Propheten sich so lebendig aneignen, daß man oft, wie bey den kleinen Runden am Rahmen der Madonna von Cimabue, deren schöne Modellirung dießmal im Kupferstiche nicht ausgedrückt werden konnte, sich zugeben muß, daß sie den ursprünglichen Bildern ähnlicher seyn mögen, als die musivischen Gemälde zu Rom und Ravenna, welche doch schon im fünften und sechsten Jahrhundert gefertigt worden sind. Auch sieht man deutlich, daß die erstarrten Ueberreste einsichtsvoller Anschauung der Natur, welche in der neugriechischen Malerey überall sichtbar werden, den im innersten Leben aufgeregten Italiener eben zur ersten Bekanntschaft mit der Natur selbst hinüberleiteten, welche gerade in den Werken der vorzüglichsten Nachahmer der Griechen, des Duccio von Siena und des Cimabue von Florenz, schon sehr bemerklich zu Tage liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hiezu die beyden in der lezten Note angezeigten Kupferstiche.

verhinderten aber die Fertigung der Zeichnung. Wir legen jedoch zwey andere Abbildungen bey, welche die Fortpflanzung der altchristlichen Ideen und Darstellungsweisen in der Kunst der Griechen des Mittelalters versinnlichen: a) Gott Vater, der das Licht in die Welt sendet, nach einer Miniaturmalerey aus dem Cod. 38. Plut. V. der Bibl. Mediceo Laurentiana. b) der Prophet Jeremias, aus dem Cod. 9. Plut. V. derselben Bibliothek.

Nro. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Februar 1821.

Und Aron warf seinen Staab vor Pharao, und vor seinen Knechten, und er ward zur Schlangen. Da forderte Pharao die Weisen und Zauberer, und die Weisen und Zauberer thäten auch also mit ihrem Beschwören. Ein jeglicher warf seinen Staab von sich, da wurden Schlangen daraus. Aber Arons Staab verschlang ihre Stäbe.

2. Buch Mose 7. Cap.

Die Schlangenbanner in der Barbarey.

(Aus Rileys Gefangenschaft in der Wüste.)

„Ich zahlte zwey Dollars für meinen Platz und konnte von da ungestört in das zu der Beschwörung der Schlangenbanner bestimmte Zimmer sehen. Dasselbe war ungefähr zwanzig Fuß lang und funfzehn breit, mit Ziegel gepflastert, und inwendig mit Kalk verputzt; auch waren die Fenster gehörig mit einem Gitter von Eisendrath verwahrt, so daß es für die Schlangen unmöglich war, auf irgend eine Weise aus dem Zimmer zu entwischen. Dasselbe hatte nur eine Thüre, und in derselben war ein Loch, sechs bis acht Zoll im Viereck, geschnitten, welches gleichfalls mit einem Gitter gesichert war. In dem Zimmer standen zwey Männer, welche Araber zu seyn schienen, mit sträubigem Haar und Bärten, und man sagte mir, diese seyen von einer besondern Race Menschen, welche die Gabe besäßen, Schlangen zu bannen. — Ein hölzerner Kasten, ungefähr vier Fuß lang und zwey breit, wurde bey der Thüre hingesezt, und hatte eine Schnur an einem Schieber befestigt, der an dem einen Ende des Kastens sich befand. Diese Schnur lief durch das Loch in der Thür. Die zwey Schlangenbanner waren blos in Haiks (ein kurzes Hemd) und selbst diese sehr kurz, gekleidet. Nachdem sie ganz andächtig durch ihre religiöse Ceremonien gegangen, nahmen sie so feyerlich Abschied von einander, als wäre es auf ewig. So wie dieses geschehen, verließ der eine das Zimmer und schloß die Thüre fest hinter sich zu. Der Araber, der zurückblieb, schien in schrecklicher Angst; ich konnte das Schlagen seines Herzens wahrnehmen, und seine Brust hob sich convulsivisch; er schrie ganz leise dreymal: „Allah houakiber,“ welches bedeutet: „Gott allein ist groß.“ —

Der Araber stand in dem entferntesten Theil des Gemachs; in dem nämlichen Augenblick wurde der Kasten geöffnet, und eine Schlange kroch langsam heraus; sie schien ungefähr vier Fuß lang und acht Zoll dick; ihr Farbenspiel war das schönste, was man in der Natur sehen kann, abwechselnd dunkelgelb, purpur und weiß und schwarz und braun gefleckt. — So wie sie den Araber im Zimmer erblickte, leuchteten ihre Augen, die klein und grün waren, wie Feuer. — Plötzlich richtete sie ihren Kopf ungefähr zwey Schuh von der Erde in die Höhe, und auf den vertheidigungslosen Araber zuschießend, packte sie ihn, mit einem fürchterlichen Gezisch begleitet, zwischen den Falten seines Haik, gerade über seiner rechten Hüfte. Der Araber gab einen schrecklichen Schrey von sich, als noch eine Schlange aus dem Käfig kam; diese leztere war schwarz, sehr glänzend, und schien sieben bis acht Fuß lang, aber hatte nicht mehr als zwey Zoll im Durchmesser; sobald sie gänzlich den Kasten verlassen hatte, warf sie die feurigen rothen Augen auf ihr bestimmtes Schlachtopfer, streckte ihre gespaltene Zunge heraus, rollte sich in einen Kreis auf, erhob ihren Kopf aus der Mitte desselben bis drey Fuß hoch von der Erde, und die Haut des Kopfs über ihren Augen, in Gestalt und ungefähr in Größe eines menschlichen Herzens herauspressend, fuhr sie wie ein Blitzstrahl auf den Araber, schlug ihr Gebiß in seinen Hals, unweit der Schlagader.

während dem ihr Körper und Schwanz sich zwey bis dreymal um seinen Nacken und Arme schlangen. Der Araber stieß das gräßlichste und Mitleid erregendste Geschrey aus; der Schaum stand ihm vor dem Mund, und indem er mit seiner Rechten den Theil der Schlange faßte, der seine Arme umwunden hatte, versuchte er zu gleicher Zeit, immer in der größten Todesangst seinen Nacken von dem Thier zu befreyen, indem er es mit der Linken beym Kopf faßte. Doch vergebens. Unterdessen hatte sich die andere Schlange um seine Beine geschlungen, und fuhr fort alle andere Theile seines Körpers zu beißen, so tief, daß das Blut aus allen Wunden über seine Bekleidung und Haut strömte. Dieser gräßliche Anblick machte mein Blut in den Adern gerinnen, und kaum konnte ich mich aufrecht erhalten. — Ungeachtet des Arabers stärksten Bemühungen, die Schlangen mit seinen Händen abzureißen, umschlungen ihn dieselben nur immer fester, benahmen ihm den Athem — so daß er auf die Erde stürzte, wo er, in den fürchterlichsten Zuckungen sich hin und her wälzend, seinen ganzen Körper mit Blut und Geifer bedeckte, bis er keine Bewegung mehr von sich gab und todt zu seyn schien. In diesem lezten Kampfe hatte er die schwarze Schlange mit seinen Zähnen verwundet, als sie versuchte, sich mit ihrem Kopf in seinen Mund zu zwängen, was ihre Wuth nur noch mehr vermehrte.

In diesem Moment hörte ich den durchdringenden Ton einer Pfeife, und meinen Blick nach der Thür wendend, sah ich den andern Araber mit einem Lockpfeifchen am Mund; die Schlangen horchten auf diese Musik; ihre Wuth schien sie nach und nach zu verlassen; sie machten sich allmählig von dem scheinbar todten Körper los, und nach dem Kasten zu kriechend, befanden sie sich bald ganz in demselben, und wurden sogleich darin verwahrt. —

Die Thür des Zimmers wurde nun geöffnet, und der bis jezt draußen gewesene Araber lief seinem Gefährten beyzustehen; er hielt ein Fläschchen mit schwarzer Flüssigkeit in der einen Hand, in der andern einen eisernen Meisel, womit er seinem Gefährten, der von der Mundsperre befallen war, die Zähne mit Gewalt öffnete, und ihm ein wenig von der Flüssigkeit in den Mund goß; darauf hielt er ihm die Lippen zusammen, legte seinen Mund an des todten Mannes Nasenlöcher, und füllte so dessen Lunge mit Luft, sodann salbte er dessen zahlreiche Wunden mit ein wenig von der nämlichen Flüssigkeit, und dennoch zeigte sich keine Spur von Leben. Ich glaubte ihn wirklich todt; sein Hals und Adern waren außerordentlich angeschwollen. Nun nahm sein Gefährte den leblosen Körper in seine Arme, trug ihn in das Freye, und fuhr fort ihm einige Minuten lang Luft einzublasen, und es schien Leben zurückzukehren. — Endlich gähnte er und war nach einiger Zeit so weit hergestellt, daß er sprechen konnte. Die Geschwulst seiner Gliedmaßen nahm allmählig ab, nachdem man fortfuhr, die Wunden mit reinem kalten Wasser zu waschen, und von Zeit zu Zeit von der schwarzen Flüssigkeit ein wenig darauf zu gießen. Ein reiner Haik wurde um ihn gewickelt; aber seine Kräfte waren so sehr erschöpft, daß er sich nicht aufrecht erhalten konnte, weshalb ihn sein Kamerad an einer Mauer auf die Erde legte, worauf er in Schlaf verfiel. — Die ganze Vorstellung dauerte ungefähr eine Viertelstunde, von dem Augenblick, als die Schlangen losgelassen wurden, bis man sie wieder abrief, und es dauerte länger als eine Stunde, bis der verwundete Araber zu sprechen fähig war.

Ich glaubte die Entdeckung gemacht zu haben, daß man den Schlangen die Gift enthaltenden Zähne ausgerissen habe, und bemerkte diesen Umstand dem Aufseher, welcher mir sagte, daß dieselben wirklich ausgerissen wären. — Ich wünschte demnach zu wissen, wie dennoch solche Geschwulst entstehen könne, und er versicherte mich, daß obschon diese todbringende Zähne ausgenommen, der giftige Hauch und Geifer allein, den Tod desjenigen verursachte, welchen diese Schlangen anfielen, und daß kein Mittel dagegen bestehe, als für diejenigen, die von dem Allmächtigen mit der Kraft begabt, diese Schlangen zu bannen, und daß er und sein Gefährte von dieser begünstigten Zahl seyen.

Die Mauren und Araber nennen die dicke und schöne Schlange El Essah und die lange schwarze herzköpfige El Bouskah. Man sagt, diese Schlangen fänden sich sehr häufig an dem südlichen Fuß des Atlas-Gebirgs, an der Gränze der Wüste, wo dieselben oft Menschen und Thiere anfallen. Man fängt sie übrigens, wenn sie ganz jung sind.

Br.

Tristan von Leon.

(Fortsezung.)

Tristan kommt indeß an den Hof zurück, er erfährt Isottens Entführung und ihre Folgen, eilt mit seinem alten Erzieher Gouvernail der Königinn nach, und langt bey dem Thurm an, der die Königinn schüzt. Das Geräusch seiner Ankunft kann Palamedes nicht aus seiner Träumerey erwecken. Gouvernail faßt ihn beym Helm und schüttelt ihn, um ihn aufmerksam zu machen. „Treuloser Ritter, ruft dieser, du bist sehr ungeschliffen, mich aus meinen Gedanken zu verscheuchen“ (tu ne fais pas courtoisie de m'oter de mon penser, sagt der alte französische Text). Gouvernail antwortet: Palamedes, deine Gedanken helfen dir nichts. — da ist Tristan und fordert dich zum Kampf. — Tristan, ruft Palamedes, wars nicht genug, daß du mir Isotte in Irland entrissest? nun willst du mich wieder von meiner Liebe entfernen, und sie, die ich gewann, mir rauben? — Nun beginnt der Kampf; Isotte sieht ihm vom Thurme aus zu, die Gefahr, welcher

Tristan ausgesezt ist, bewegt sie herab zu gehen und die Streiter zu trennen. „Palamedes, sagt sie, ihr versichert mich zu lieben, so werdet ihr mir eine Bitte nicht versagen.“ — Dame, antwortet er, ich will euern Befehl vollziehen. — „Ich will, gebietet Isotte, daß ihr diesen Zweykampf unterlasst, daß ihr euch an den Hof König Arturs begebet, die Königinn Genovera in meinem Namen grüßet und ihr sagt: es gäbe in der Welt nur zwey Damen, sie und ich; und nur zwey Ritter, ihr Freund und der meine. Weiter befehle ich euch, daß ihr nie dahin kommt, wo ich mich befinde, es sey denn in König Arturs Reich.“ Palamedes zerfließt in Thränen, beklagt sich bitterlich über die an ihm geübte Hinterlist, und bittet Isotte höchst rührend, ihr Herz wenigstens keinem Unwürdigern, als er selbst, zu schenken. „Palamedes,“ antwortete die Königinn, ich würde ja nie froh seyn können, wenn ich meine erste Liebe verließ.“ — Schluchzend geht Palamedes von dannen, Isotte kehrt in den Thurm zurück, Tristan legt seine Waffen ab, der Liebestrank wirkte noch fort; in der Trunkenheit seiner Leidenschaft wagt er den Gedanken, Isotte selbst zu entführen, allein das Nachsinnen einer langen Nacht, und die Stimme der Ehre rufen ihn zu Gesinnungen, die seinem Ritterthum besser geziemen, zurück: — den folgenden Tag führt er Isotte zu ihrem Gemahl. — Marke ist sehr dankbar gegen Tristan, allein in seines Herzens Grunde lauert eine schwarze Eifersucht gegen ihn. Unseligerweise findet sich ein böser und verrätherischer Ritter, welcher die beyden Liebenden einst durch das Schlüsselloch ausspäht, wie sie am Schachbret sitzend, eben nicht Schach spielten; er eilt zu Marke und wirft ihm vor: „der schlechteste König und einfältigste Pinsel zu seyn, wenn er in seinen Landen den Mann, der seine Frau mißbrauche, beherbergen wolle.“— Wer ist der Mann? fragt der König. — „Sire, das ist Tristan. Ich habe es schon lange wahrgenommen, wollte es aber nicht sagen, meinend er sollte sich bessern. Nun könnt ihr sie aber in eurem eignen Gemach selbander allein finden.“ — Der König ergreift sein Schwert und eilt dahin, Gouvernail, der die Wache an der Thüre nur einen Augenblick vernachläßigt hatte, findet Mittel Tristan ein Zeichen zu geben, der König stürmt wüthend herbey und ruft: „Elender, du hast mich in meinem Weibe beschimpft, ich fordre dich.“ Tristan, der sein Unrecht wohl fühlte, vermeidet den ersten Stoß, ergreift ein Schwert, und indem er seinen Arm in seinen Mantel wickelt, den er wieder anzulegen Zeit gehabt hatte, stellt er sich dem König, der vergeblich seine Ritter herbey ruft, seinen Gegner zu ergreifen; sie thaten es nicht; denn Tristan war zu gefürchtet von ihnen, und zu geliebt. In solcher Bedrängniß lief der König davon, Tristan von Zimmer zu Zimmer hinter ihm drein, bis er ihn erreichte und mit dem flachen Schwert einen Streich versezte, von dem er zu Boden fällt. Tristan meinte doch, dieser Strauß mit seinem Oheim könnte ihm Verdruß machen, er versammelte deßhalb seine Freunde und zog sich mit ihnen in den Wald Morois, nahe bey Tintaguel, wo der König seinen Hof hielt, zurück. Um der Dame seines Herzens nahe zu seyn, hielt er sich hier lange Zeit verborgen, und that von hier aus dem armen König Marke allen möglichen Abbruch, so daß dieser sich nicht mehr seine Stadt zu verlassen getraute.

Tristan hatte sich durch den Sieg, welcher Cornwall von dem irländischen Tribut befreyte, die großen Barone dergestalt verbunden, daß sie den König ihn zurück zu rufen nöthigen. Die Unterhandlung wird von Isotte durch Vermittlung Branginens betrieben, und der arme König Marke sucht seinen Zorn bey Tristans Rückkehr so viel möglich zu verbergen. Wer die Liebe kennt wird sich nicht wundern, daß unter solchen Umständen Tristan und die Königin ihr Verhältniß nicht abbrachen. Leider hatte sich der Ritter durch seine glänzende Tapferkeit hie und da Feinde gemacht, unter andern gelang es einem Cornwallischen Ritter, welche Ritter überhaupt in sehr schlechtem Ruf gestanden seyn müssen, ihm den empfindlichsten Streich zu spielen. Hier wird nun das bekannte Mährchen des bezauberten Trinkhorns erzählt, welches treubrüchige Gattinnen nicht zu leeren vermochten, ohne den Wein zu verschütten. Die sämmtlichen Damen von Markes Hofe verschütten den Wein, allein ein gesegneter Geist der Klugheit und Milde beseelt ihre Gatten, sie beschuldigen das Trinkhorn eines höllischen Geistes Zauber zu enthalten und erklären, ihre Frauen um seines Zeugnisses willen nicht verstoßen zu wollen. Marke, der die schöne Isotte sehr liebte, war dessen gar froh und sprach beruhigt: „O werthe Herrn von Cornwall, wenn ihr eure Frauen frey sprecht, thu ichs die meine auch, und erkläre dem Ausspruch des Horns für eine schwarze Lüge.“

Die abscheulichen und von unserm alten Erzähler um alle Ehre gebrachten Cornwallischen Ritter sinnen aber unaufhörlich darauf, Tristan zu stürzen. Bald gelingt es auch einem, ihn mit der Königin bey einer geheimen Zusammenkunft zu überraschen; man bemächtigt sich ihrer, die Königin wird in einen Thurm gebracht und Tristan in einen finstern Kerker geworfen. Die Cornwallischen Barone, die, wie unsre alte Geschichte sagt, „eben so dumm richteten, wie sie schlecht fochten,“ verurtheilen ihn zum Tode. Der Tag ist angesezt, er soll auf einem Hügel nahe vor der Stadt sterben. Gouvernail und seine Freunde bewaffnen sich, allein Tristan bedarf nur seines eignen Armes; sobald er außerhalb seines Gefängnisses ist, zerbricht er seine Bande, schlägt einige seiner Wächter nieder, bemächtigt sich des Einen Schwert und flüchtet in eine Kirche. Der feige Anführer seiner Wache verfolgt ihn, greift ihn an, Tristan durchbohrt seinen Gegner, haut die kühnsten nieder, aber ach! — sein Schwert bricht, und er ist auf dem Punkt der Menge zu erliegen. Ihm bleibt nichts übrig, als sich auf einen hohen Thurm zu retten, dessen Fuß vom Meer umflossen ist; er

empfiehlt sich „seiner Dame und seinem süßen Jesus" und stürzt sich in die Tiefe. Bald taucht er wieder auf, schwimmt rüstig fort und nimmt seine Zuflucht auf einen Felsen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsruhe d. 27. Jan.

Gestern war Museumsball, und es wurde bey dieser Gelegenheit der Ausgang der Frau Markgräfin Leopold, durch einen Maskenzug gefeiert. Die Scene eröffneten zwey Genien, welche einen bedeckten Wiegenkorb trugen. Drey Horen gruppirten sich um den Korb, und sangen einige Strophen in Beziehung auf die neugeborne Prinzessin. Hierauf kam die Fee der Schönheit und begabte das Kind, welches man sich gegenwärtig denken mußte, symbolisch, mit einer Rose. Der Schönheit folgte der Zauberer Merlin, begleitet von den zwölf Rittern der Tafelrunde (in mancherley Kostüm) und gab die Weisheit zum Angebinde. Alsdann näherten sich nach einander die Feen des Glücks, der Häuslichkeit und der Gesundheit, jegliche das Zeichen ihrer Gabe tragend. Den Zug schlos der Genius von Baden, der mit folgenden Worten zur Wiege trat:

Was der Zauber herrliches verliehen,
Führt die Schickung in die Wirklichkeit;
Alle Lebenstugenden erblühen
Aus dem edlen Keim ins Reich der Zeit.
Dieses Stammes alte, fromme Güte
Macht den Zauber an der Tochter wahr,
Die die Holde in des Lebens Blüte,
Dem entzückten Vaterland gebahr.
Hohe, treue, liebevolle Sorgen,
Ludwigs milder, frommer Herscherstab,
Wehen über ihren goldnen Morgen,
Badens Schutzgeist bis zum späten Grab, u. s. w.

Die Erfindung soll von dem Herrn Gallerie-Direktor Becker herrühren, und als Verfasser der eingemischten Verse nennt man Hebel, Schreiber und Friedrich.

Paris, den 27. Dec. 1820.

(Beschluß.)

Unter die dießartigen Buchhändler-Spekulationen gehört auch das Wiederauflegen der berüchtigten Bulletins de la Grande Armée; man sollte denken, das Publikum wäre dieser Feldzeitung müde; allein es gibt noch Leute, welche sich daran erbauen. der Constitutionel hat noch vor einigen Tagen sehr ernsthaft versichert, jene Bulletins wären ein Denkmal französischen Ruhms, und sogar eine Geschichtsquelle! Ein sonderbares Denkmal werden sie freylich bleiben, das heißt, ein Denkmal der Art und Weise, wie Bonaparte der Welt von seinen Feldzügen Kunde ertheilte, während die Presse in ganz Frankreich unter dem Censurjoche stand. Ein nützlicheres und wichtigeres Unternehmen ist die eben begonnene Sammlung der auf die französische Revolution Bezug habenden Memoiren von Augenzeugen, und zum Theile von Personen, welche thätig oder leidend, oder gar auf beyde Arten, an der Staatsumwälzung Theil genommen haben. Die beyden ersten Bände enthalten die Memoiren der eifrigen Republikanerinn Mad. Roland, Frau des Ministers dieses Namens. Es waren schon zwey Auflagen davon vorhanden; allein diese dritte enthält einige eingedruckte Stücke, welche die Herausgeber der beyden ersten aus Rücksicht auf noch lebende Personen bey Seite gelegt hatten. Eben so findet man zu Ende der Memoiren eine Menge von Aktenstücken aus der Revolutionszeit, die sich im Moniteur oder in wenig bekannten Flugschriften vorfanden, und die man hier als Belege zur merkwürdigen Geschichte jener Zeit gern antrifft. Wem der Republikanismus der Bürgerinn Roland nicht behagen sollte, der wird sich in der Fortsetzung der Sammlung an den Memoiren eines Ultra-Royalisten schadlos halten können. Denn die Herausgeber wollen die Memoiren von Leuten aus allen Partheyen aufnehmen, wenn sie nur gut beobachtet haben, und mit Interesse erzählen, was sie gesehen haben. Daran thun sie auch ganz recht. Der Republikaner und der Royalist haben jedweder ihr eigenes Urtheil über die Begebenheiten, und hierüber kann der Leser denken, wie er will. Wenn aber beyde in der Erzählung der Thatsachen übereinstimmen, so gewinnen diese einen hohen Grad von Wahrheit; und es kommt dann nur noch hauptsächlich darauf an, die Ursachen der Begebenheiten auszuforschen, und hier vorzüglich muß man Erzähler aus allen Partheyen hören, wenn man der Wahrheit auf die Spur kommen will. Beym Durchblättern der Memoiren der Mad. Roland fällt mir besonders eine Stelle auf, worin sie sich über die Menge von mittelmäßigen Köpfen, in den höhern Aemtern sowol als in den niedern, verwundert. Wenn diese Bemerkung zu einer Zeit gegründet war, wo alle Vorrechte aufhörten, und wo die Männer nur dasjenige Ansehen hatten, was ihnen ihre eignen Talente gaben, um wie viel gegründeter muß sie jezt seyn, da die alten Vorrechte schon wieder beginnen zum Vorschein zu kommen, und da die Männer nicht mehr alle nach ihrem persönlichen Werthe, sondern zum Theile nach Gunst, Geburt oder nach andern Rücksichten hoch oder niedrig gestellt sind. Die ultra-royalistischen Blätter geben sich alle erdenkliche Mühe, das Reich der Mittelmäßigkeit noch weiter auszudehnen, und den Vorrechten einen neuen Schwung zu geben. Doch muß man hoffen, daß Frankreichs guter Genius das Land vor dem Uebel bewahren wird, das ihm jene Parthey in ihrer Einfalt oder in ihrem Eifer so herzlich wünschet.

Dg.

London d. 2. Januar.

Es ist ein kleiner Federkrieg entstanden über den Rang des Edinburgh Review in der Literatur. Eine Ministerial-Zeitung hatte es a periodical political pamphlet genannt. Darüber spie the Morning Chronicle Feuer und Flammen, und behauptete „das Edinburger Review sey das erste literarische und politische Journal in der Welt." Diese Großsprecherey beantwortet die New Times dadurch, daß es die gewaltigen Verstöße des Edinb. R. aufdeckte; alle seine politische Prophezeyungen seyen unerfüllt geblieben; es habe Bonaparte's Macht in den Himmel gehoben und sie für unüberwindlich erklärt; einer seiner berühmtesten Recensenten (vermuthlich Macintosh) habe 1815 einen Aufsatz fertig gehabt, um zu beweisen, daß Bonaparte die Oberhand behalten müsse, als der Herzog von Wellington ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht; als wissenschaftliches Journal habe es gar keinen Werth; blos seine beißige Oppositions-Tendenz erhalte es; übrigens sey es notorisch, daß der Absatz desselben sehr abgenommen habe.

Ein vorzügliches Karrikaturwerk ist: Life in London or day and night scenes of Jerry Hauthorn Esq. and his elegant friend, Corinthian Tom in their rambles and sprees through the Metropolis. By Pierce Egan, welcher durch seine Sporting Anecdotes und andre ähnliche Werke einen Namen erhalten hat. Doch das vorzüglichste darin sind wohl die gut erfundenen und sorgfältig ausgeführten Karrikaturen von dem berühmten Cruickshanks. Man kann denken, daß die Tag- und Nacht-Auftritte in gewissen Gegenden von London einem so humoristischen Künstler vortheilhafte Gelegenheit gaben, sich zu zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 11.

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. Februar 1821.

Periodische Literatur.

I. Historisch-genealogischer Kalender auf das Gemein-Jahr 1821. Mit Kupfern. Herausgegeben von der Kön. Preuß. Kalender-Deputation 242, 104 und 66 S. kl. 8.

Dieser gestempelte Kalender gehört durch seine historischen Kupfer (Prospekte von Berlin und Bildnisse seiner fürstlichen und merkwürdigen Personen aus dem 17ten Jahrhundert) und Abhandlungen der Republik der schönen Künste und Wissenschaften an, wo ihm unter den eleganten Taschenbüchern sein Platz gebührt, wenn man ihn nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen von dieser Gesellschaft ausschließen will. Nützlich ist er nicht blos im Hausbedarf, durch den wirklichen (chronologischen) Kalender, die Genealogie, und das Verzeichniß der Postcourse; sondern auch durch seine mit Quellenstudium und Fleiß gearbeiteten Beyträge „zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern,“ welche dießmal von der Zeit Johann Sigismunds (1608) bis zum Ende der Regierung des großen Churfürsten (1688) reichen. Das anschauliche Gemählde der alten Zeit, anziehend durch unterhaltende historische Züge, regt zu Betrachtungen der neuen und neuesten auf, und solche Betrachtungen sind in Zeiten, wo das Meer der Meinung in einem Staate, über ihn, und überhaupt in der Welt ungewöhnlich hohe Wellen schlägt, zu vielen Dingen gut.

Die interessante Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt dießmal in den Raum des historischen Gemähldes von Berlin. Der ausländische, allmächtige Minister des Kurfürsten George Wilhelm, Graf Adam von Schwarzenberg, ist S. 87 ff. geschildert, und das S. 98 angeführte Urtheil Oxenstierna's über den genannten Fürsten: Princeps suo ingenio non malus, et in quo spes aliqua esset, si ipse se regeret et careret isto consiliorum magistro, (Moser's Patriot. Arch. Bd. VI. S. 153) giebt eine goldne Lehre zu abstrahiren. Der Unwille der Märker gegen den Ausländer, den sie des Verrathes schuldig hielten (S. 96); die Keckheit, womit der Berlinische Rathsherr, Johann Schönbrunn, diesem allmächtigen Manne das Begräbniß seines katholischen Beichtvaters auf dem Klosterkirchhofe verweigerte; die Beschuldigung Puffendorfs gegen ihn: Quo fine et comes iste veteres quosdam ministros velut ipsius consiliis adversos muneribus demoverat, subrogatis aliis, qui placitis suis succinerent; (S. 95) das sind geschichtliche Züge von immerdauerndem staatspractischen Werthe, deren Auswahl für den glücklichen Takt des ungenannten Verfs. der Abhandlung spricht. S. 220 wird die Vorliebe des großen Kurfürsten für die Ballette angeführt; und daß von ihm i. J. 1672 Peter Silverdingen die Erlaubniß erhielt, einmal wöchentlich ein Policinellospiel aufzuführen, könnte in einer Zeit, wo man so gern alles Neue historisch begründet, zur Basis einer Austheilungsordnung *) für das neue Berliner Schauspielhaus gebraucht werden. Dagegen wäre freylich der Gehalt, den nach S. 52 ausländische Sänger von Johann Sigismund erhielten (360 Thlr.), zur Basis eines Theater-Etats-Reglements zu schmal. Dasselbe gilt auch von dem Gehalt des ersten, berlinischen Theaterintendanten, welches nach S. 41 der Junker Hans Stockfisch, gewöhnlich der englische Junker genannt, gewesen seyn soll. Er erhielt von Johann Sigismund den Auftrag, nach Berlin eine Compagnie von Comödianten zu schaffen; führte ihn auch aus, und bekam jährlich 220 Thlr. Gehalt, nebst freyer Station und zwey Essen als Deputat. Eine Anmerkung S. 43 nimmt davon Gelegenheit zur Widerlegung der Behauptung in Blümner's Geschichte des Theaters in Leipzig, daß die von Veltheim nach dem Jahre 1669 gestiftete Gesellschaft die erste regelmäßige deutsche Schauspielergesellschaft gewesen sey. Inzwischen ist nicht nachgewiesen worden, daß der Junker Stockfisch in Berlin wirklich ein regelmäßiges deutsches Schauspiel zu Stande gebracht hätte; ja es scheint darauf nicht einmal sein Auftrag gerichtet gewesen zu seyn: denn er sollte seine Leute vornehmlich aus England und den Niederlanden herbeyschaffen, also vermuthlich Reiter, Springer und Gaukler; auch defectirte man später

*) Austheilung heißt in der Bühnensprache das Verzeichniß der Stücke, welche in der nächsten Woche gegeben werden sollen.

seine Berechnung der Auslagen aus dem Grunde, weil er dem Vertrage entgegen seine Leute nicht aus fernen Landen gebracht, sondern in Deutschland gesammelt hätte. Aus diesem Vorwurfe, und aus der S. 45 gegebenen Probe eines unter jener Intendanz aufgeführten deutschen Schauspiels folgt blos so viel, daß Hans Stockfisch den *guten Willen* gehabt hat, in Berlin ein deutsches Schauspiel zu stiften, und *vielleicht* auch die *Kräfte* dazu; nur daß er vom Hof' aus daran mag gehindert worden seyn, indem der Kurfürst lieber Gaukler aus England und den Niederlanden sehen wollte.

Diese Auszüge werden hinreichen, das kleine Büchlein der kuriosen Lesewelt zu empfehlen. Die Kupfer sind sauber, und unter den Bildnissen der fürstlichen Personen befinden sich ihre Namen in Facsimile's.

II. Berlinischer Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1821. Mit Kupfern. Herausgegeben von der K. P. Kalender-Deputation.

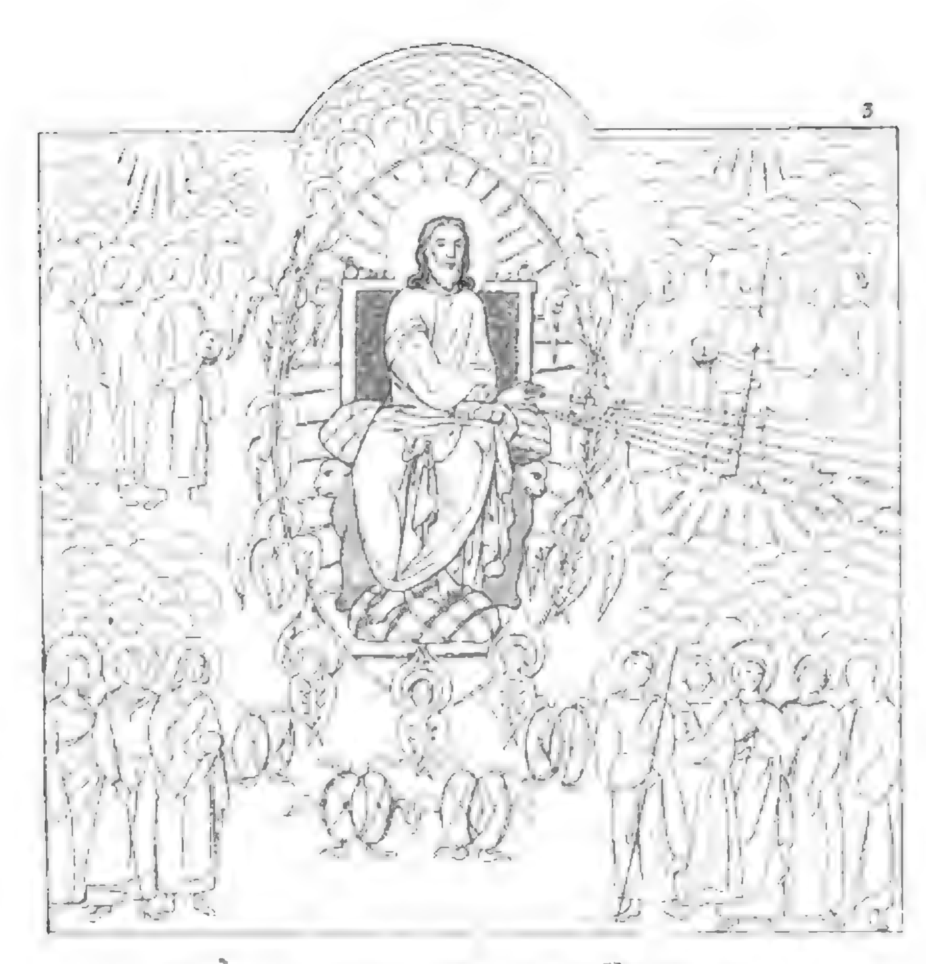
Zwillingsbruder von Nro. I; voran der *nemliche* Abdruck des chronologischen Kalenders mit seinen Hoffeyertagen, Mondvierteln, astronom. Tafeln u. s. f., auch mit dem Druckfehler: „die erste Sonnenfinsterniß trifft (tritt) ein;" hinten eine *kürzere* Genealogie und der Postenlauf; zwischen diesen Hausbedürfnissen mancherley *belletristische* Erzeugnisse (leider ohne alphabetisches Register) und diese ganze Fracht mit dem preußischen Kalenderstempel plombirt, so daß man fast Bedenken trägt, das Buch ohne Genehmigung der preuß. Douane aufzuschlagen. Daß belletristische Producte unter solcher Plombirung in den literarischen Freystaat eingeführt werden, finden wir schier unziemlich von Seiten der Producenten und Absender. Wer z. B. Hoffmann's „Fragment aus dem Leben eines Fantasten," Langbein's „beschütztes Bild" und Koreff's Poesien lesen und besitzen will, wie kommt der dazu, den preuß. Kalenderstempel zu bezahlen? Wenigstens sollte die Kalend. Deputat., wenn sie nun einmal stempeln muß, ihren Stempel *unsichtbar* machen, wie dort z. B. der *Erbschafts*stempel zu seyn pflegt, damit das außerpreußische Publikum keinen Anstoß an der Beschatzung seiner ästhetischen Unterhaltung nehme.

Außer den nicht übel gerathenen Kupfern, die zu den Erzählungen gehören, liefert die Kal. Dep. hier Umrisse von Bildern, die das neue Schauspielhaus schmücken. Die „begleitenden Worte zu deren Erklärung" sind in einem schier abentheuerlichen Panegyristen-Tone abgefaßt, wovon wir hier einen wahrhaften Riesenperioden zur Probe geben: „Dies belehrende Werk, (das neue, noch nicht fertige Schauspielhaus) möge uns auf den luftigdurchbrochenen, Brückengleich schwebenden Treppen, von denen man den überraschenden, imposanten Anblick der hinauf und hinabwogenden Menge, wie sie zum Schauspiel hin und von ihm wegströmt, sich selbst wechselseitig so zum Schauspiel dienend, haben wird, Schritt vor Schritt, durch die klargeordneten leicht übersehbaren Gänge, Corridors, Räume, Zimmer, Vorhallen bis in den großen für Dekorations-Malerey bestimmten, noch über der Bühne schwebenden, lichtdurchströmten, auf byzantinischen Pilastern getragenen Saal und von da aus noch höher auf die höchste Zinne, wo der Genius des ganzen Hauses, ein die Lyra berührender Apollon mit einem Gespann von Greifen, nach Tieks in ächt altem Geist geschaffnem Vorbild, von dem trefflichen Bronce-Künstler H. Werner meisterhaft in Kupfer getrieben, hoch über den Wohnungen der Menschen mit faltenreichem, vom Sturm gehobnem Gewande dahinschwebt hinauf begleiten, um von dieser luftigen Zinne den Blick über die Häuser hinüber, durch die verschlungenen Reihen der Straßen frey schweifen, in dem Mittelpunkt der Stadt auf den herrlichen Kunstwerken älterer Zeit, auf den kolossalen Bauwerken des unsterblichen Schlüters, auf dem hochprangenden, großen Kurfürsten, auf dem in seiner Ruhe drohenden Arsenal, auf dem heitern griechischen Bau des Opernhauses, den Friedrich der Große hervorrief, auf den Schöpfungen der neuern Zeit, auf dem in einem schattenden Hain ruhendem Wachthause im dorischen Styl, und, zum Saum des Horizontes hingezogen, auf dem Siegesdenkmal des Tempelower Berges ruhen zu lassen und, endlich in die Zukunft mit prophetischem Blicke schauend, die ihrer Vollendung schon nahen Riesenbilder der Helden, Blücher, Bülow und Scharnhorst, auf Friedrich Wilhelms Gebot, durch Rauchs unsterblichen Phidias-Meisel der Nachwelt dankbar hingestellt, über die sich, stets noch schmerzlich vermißt, immer sehnsüchtiger verlangt, gewiß einst Friedrich des großen Denkmal, allen Helden erst recht Bedeutung gebend und ihnen zum Mittelpunkt werdend, hoch erheben wird und die noch zu erbauende Brücke des Sieges, welche zu den Monumenten des Nachruhms führen soll, im Geiste zu begrüßen." Nach dem Anführen dieser hausbäckigen Lobrede waren dem Maler W. Hensel zu Auszierung eines Saales Wandbilder mit der allgemeinen Andeutung aufgetragen: „Scenen aus Aeschylus, Sophokles, Euripides, Shakspeare, Calderon, Goethe und Schiller." Da man dazu den lebenden Goethe mit gewählt, so ist schwer zu begreifen, warum man den verstorbenen *Lessing* vergessen hat. Die drey, *hier* versinnlichten Momente sind nichts weniger, als Meisterstücke. Der *Pilz* zwischen Macbeth und den prophezeihenden Hexen, der doch wohl auf *Glücks*pilz deuten soll, ist ein, dieses Momentes ganz unwürdiger Gedanke; und die Art, wie Tell dem Landvoigt seinen Pfeil dicht vor die Stirn hält, um anzudeuten, wohin er im Falle des Fehlschusses bestimmt gewesen, ist eine herausfordernde Beleidigung wider den Sinn der Scene. Gelungener ist die, ihren Sohn Pentheus

Digitized by Google

Digitized by Google

3



Gott Vater, der das Licht in die Welt sendet.
Aus dem Cod. 58. Plut. V. der Bibl. Medic. Laur.
Altchristliche Idee, Tracht und Stellung, in der
Kunstübung der Griechen des Mittelalters.

Digitized by Google

Digitized by Google

zerreißende Agave; nur sollte sie auf dem linken Fuße fe- ster stehen, und füglich könnten die Schamtheile des Pentheus von dem fallenden Gewande bedeckt seyn, wenn das- selbe um die rechte Lende geschlagen wäre, statt um die linke Wade. Der Mangel aller künstlerischen Nothwendig- keit, dieselben hier sehen zu lassen, macht deren Anblick in- decent, und der Apoll von Belvedere, wo diese ästhetische Nothwendigkeit vorhanden ist, kann dem Maler nicht zur Ausrede dienen.

Der Schluß der Oper von Koreff, deren Anfang im vor. Jahrgange gegeben worden (Aucassin und Nicolette), bestärkt uns in der Meinung, die im L. B. 1820. Nro 81. S. 320 ausgesprochen worden ist, daß, für eine Oper, zu viel Geist und Poesie aus dieser Dichtung spricht. Beson- ders sind die Scenen im Bazar S. 140 viel zu gut dazu, und der Gesang der Bajaderen, so wie das Sonett des Astrologen S. 143 und 145 sind dramatisch zweckmäßig und schön zu nennen. Wäre der Ausgang sittlich befriedigender, wozu vielleicht nur eine andere Stellung des Verhältnisses zwischen Tochter und Vater gehört hätte; so würde das Er- zeugniß ohne Composition sich geltend machen, und unter den romantischen Schauspielen recht gut seinen Rang be- haupten können. Dagegen würde Langbein's obgenanntes Mährchen, in welchem bekannte Operpersonnagen vorkom- men, zu einem komischen Singspiel reichlichen Stoff bieten. „Die Veranlassung dieses Prachthaus (hauses)" in der nicht paginirten Lobrede auf das Schauspielhaus, und „die trau- rige(n) Schicksale" S. 39 sind hoffentlich nur Declinations- fehler des Setzers.

Strickbeutel-Literatur.

I. Taschenbuch für Damen a. d. J. 1821. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Dieser Almanach gleicht äußerlich einem Manne nach der alten Welt, der allen modernen Luxus dergestalt meidet, daß selbst seine Wäsche (das Papier) von ungebleichter Lein- wand ist. Inzwischen kommt er nicht leicht ohne baares Geld in der Tasche, und auch der diesjährige Inhalt (haupt- sächlich von Conz, Wyß, Schwab, Jean Paul und Carol. Pichler) dürfte den Inhalt von so manchem andern belletri- stischen Jahreskalender aufwiegen. Uns haben vor allen Gustav Schwab's Romanzen von Robert dem Teu- fel (S. 249 — 284) angezogen; der Teufel hat Kraft hineingebracht, und der Dichter hat die Wirkung derselben auch auf denjenigen Theil des Werkchens zu erstrecken ge- wußt, wo der Teufelssohn sich bekehrt. Das ist gar nicht leicht: denn, was auch die Moralisten sagen mögen, das Laster ist nun einmal ein wirksameres ästhetisches Reizmit- tel, als die Tugend, vielleicht weil die Menschheit überhaupt der Hölle einige Meilen näher wohnt, als dem Himmel.

Von Jean Paul's „abgerissenen Gedanken" reißen wir hier ein Stück ab, welches man gar füglich auf das leere Vor- titelblatt von Görre's confiscirten (und folglich berühmten) Revolutionswerke kleben könnte.

„Die Verschlimmerungen der Völker."

„Langsam und leise, wie der Rhein sein Eisgewölbe unge- hört und Eissplitter an Splitter zusammenschmiedet, bil- det sich in den Staaten das Böse, und die Härte und Kälte des Volks; aber wie der Rhein mit Donner und Wuth seine lange Fläche in schwimmende Schlachtfelder zerschlägt, so stehet und thauet das verdorbene Volk plötzlich mit Sturm auf, und zieht zerrissen in zerreißenden Haufen einher. Dann kommen Zeiten, wo die Sterne des ewigen Rechtes nicht mehr fest zu stehen, so wie bey dem Sirokkowinde die Gestirne des Himmels zu schwanken scheinen. Aber warte nur ab das Vorüberfliegen des Sturmes (es wartet sich ab, wenn man auf so einer Eisscholle schwimmt!), du wirst se- hen, blos der Mensch hat geschwankt, nicht der Himmel."

II. Almanach des Dames pour l'An 1821. à Tubingue chez J. G. Cotta, à Paris chez Treuttel et Wurtz.

Die deutschen Damen sollten der Cotta'schen Buch- handlung durch eine Deputation Rechenschaft darüber abfor- dern, daß sie die französischen Damen auf ihre Kosten begünstiget. Dieser Almanach hat saubere, schneeweiße Wäsche an, die mit werthvollen Kupfern (nach Gemälden, wie in der Aglaja) gestickt ist. La Vieille à la lampe von Gerard Douw und der Rembrandt: Un moulin, scheinen uns die besten; doch möchten wir dadurch dem Mazzola le Parmesan, l'Education de l'Enfant Jésus, nicht zu nahe treten. Das Gesicht des buchstabirenden Heilandes ist ein höchstgelungenes Ideal.

Der Text hebt an und schließt mit Gedichten auf den Tod des Herzogs von Berri. Der Verf. des ersten, ein Herr Eguilly, sagt unter andern S. 3:

> Helas! voilà le fruit des infames doctrines
> Que l'on prodigue à nos enfants!

Er spricht von hommes sanglants,

> Dont la farouche impiété,
> Dans des écrits incendiaires
> Commande le carnage avec impunité.

Er ist mithin ein vortreffliches Subject zu einem Censor oder Universitäts-Inspector; aber sicher ein eben so schlech- ter Philosoph als Poet. Das Schlußgedicht von Herrn Ta- lairat schließt wenigstens besser:

> O néant des grandeurs! sur les marches du trône,
> Superbe, et respirant l'encens qui l'environne,
> Hier il était assis . . . . dans la poudre aujourd'hui,
> C'est le bien qu'il a fait qui reste seul de lui.

Die Méditation à Lord Byron: L'homme, von Alphonse de la Martine (S. 156—167) ist unter den versificirten Erzeugnissen das am meisten dichterische. Unter den wenigen in Prosa zieht das Fragment Zulma, von Madame de Staël am meisten an.

III. Penelope für d. J. 1821. Herausgeg. v. Theodor Hell. Leipzig b. Hinrichs.

Neun Kupfer, neun Erzählungen, zwölf Gedichte und eine biographische Skizze: Roswitha, machen das Gewebe dieser Penelope aus. Ihre Freyer (Leser) können damit zufrieden seyn. Der Herausgeber entschuldigt sich am Schlusse also:

Da ich selbst nicht viel erbaute,
Bring' dafür ich schöne Blüthen
Aus der andern Dichter Gärten,
Die man freundlich mir vertraute.
Mög' vor Visitator-Härten
Sie der innre Werth behüten.

Das gilt dem Recensenten; aber — Härte gegen Härte! In dem Nordstern'schen Gedichte Zenaide heißt es S. 368:

Und sie, deren Hand die Harmonieen
Mild entströmen, deren Brust die glühen
Töne schwellt immerreinen Höh',
Ist sie sterblichen Geschlechts?

Das sind harte Verse, selbst wenn wir davon absehen wollen, daß das Adjectivum glühen nicht im Adelung steht, und hier blos zum Behuf des Reims geschmiedet ist. Dagegen finden wir die immerreine Höh' und den spätern Vers:

Silberharfenton! Gesangbegleitung!

zu musikalisch. Die noch spätere Strophe:

Solch Gelübd' legt ihm, dem Ruhmentglüh'nden
Zenaidens Vater auf! den blüh'nden
Myrthenkranz gewährt er eh' ihm nicht,
Bis im Kriege, eben neu begonnen
Für Venedig, Lorbeern er gewonnen,
Um Morea mit den Türken ficht —

finden wir ungrammatikalisch. Wenn man nicht zu Anfange des lezten Verses die Worte: Bis und er aus den beyden vorhergehenden wiederholt, versteht man die Stelle gar nicht, und selbst dann bleibt eine falsche consecutio temporum zurück. Es müßte heißen: Bis er Lorbeern gewonnen, und mit den Türken um Morea gefochten. Während er ficht, kann er nicht füglich heirathen. Mag man also den Visitator immerhin hart schelten; solche Härten kann er unmöglich passiren lassen.

IV. Cornelia. Taschenb. f. deutsche Frauen a. d. J. 1821. Herausg. von Aloys Schreiber. Heidelberg b. Engelmann.

Die Kupfer zu den Erzählungen, von Heideloff erfunden, und von Fleischmann gestochen, sind ungemein gelungen. Nur den linken Arm des Frauenzimmers im zweyten nehmen wir aus; der würde besser auf dem Arme des Königs ruhen, als auf dessen Hüfte. Die Gesichter sind voller Ausdruck, die Momente effectreich, und daher sind diese Bilder wirksame Einladungen zu Lesung der Erzählungen von der Chezy, von Fouqué, von Schreiber und von der Uthe-Spazier. Die Gedichte sind Kleinigkeiten, mit Ausnahme der „romantischen Erzählung, die Araber", von Geib. Diese erhebt sich an Gehalt und Umfang über den Begriff poetischer Blümchen. Das Einstreuen der Poesien zwischen die längeren, prosaischen Aufsätze finden wir unbequem. Druck und Papier sind gut, und daß der goldne Schnitt die Blätter nicht zusammenklebt, müssen wir dem Buchbinder zum Ruhme nachsagen. Die meisten seiner Zunftgenossen scheinen es ordentlich darauf anzulegen, daß der Kritik das Aufklauben recht mühseelig gemacht werde. Man möchte oft lieber Austern öffnen, als solche Kalenderblätter; denn dort ist die Schwierigkeit des Oeffnens doch allemal ein sicheres Anzeichen des inneren Lebens: hier öffnet man meistens nur Särge todtgeborner Kindlein.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Oktober 1820.

(Fortsetzung.)

Landwirthschaft. Elemens de l'agriculture et des sciences qui s'y rapportent, par Deslandes, Mitglied des Raths, der, zur Beförderung des Landbaues, dem Ministerium des Innern beygegeben worden ist. Dieses Elementar-Buch verdienet eine besondere Empfehlung. Der Hauptzweck desselben ist, die Fortschritte der Wissenschaften auf den Ackerbau anzuwenden und die Landwirthe mit den Kenntnissen vertraut zu machen, wodurch sie in den Stand gesezt werden können, ihre Besitzungen zu vervollkommen. Der Vortrag des Verfassers ist so einfach und deutlich, daß jedermann ihn zu fassen vermag. Der erste Band enthält, als mit der Landwirthschaft in Verbindung stehend, die Anfangsgründe der Naturgeschichte, der Naturkunde, der Bewegungslehre, der Scheidekunst u. s. w. Der zweyte Band handelt in zwölf Abtheilungen, wovon jede sich auf einen Monat des Jahres bezieht, von den Landarbeiten, die in jedem dieser Monate vorgenommen werden müssen, so daß nichts Wesentliches darin mit Stillschweigen übergangen wird, von der Wahl des Ackers an, bis zur vollendeten Erndte und den nachherigen Winterbeschäftigungen. Der Verfasser hat als Anhang eine Bibliographie der besten Schriften hinzugefügt, wodurch dem Leser die Mittel angezeigt werden, jeden Zweig der Landwirthschaft insbesondere studiren zu können. 2 Bände in 12. 25 Bogen Druck. Preis 6 Fr. Bey Audot.

Völkerrecht. Le droit des gens, oder Grundsätze des Naturrechts, auf das Betragen und die Angelegenheiten der Völker und ihrer Beherrscher angewandt, von Vattel. Neue, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 2 Bände in 8. 57 Bogen Druck. Lyon, bey Blache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 33.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch 7. Februar 1821.

Gegen süße zarte Liebe,
Was ist Lorbeer, was ist Kranz?
Wenn er dreymal ewig bliebe —
Gegen süße zarte Liebe,
Nichts ist jedes Ruhmes Glanz!

Herders Volkslieder.

Tristan von Leon.

(Beschluß.)

Während Tristan, um seinen Feinden zu entgehen, in das Meer sprang, ist die unglückliche Isotte nicht weniger bedrängt; schon war sie den Barbaren überantwortet, um nach den schimpflichsten Mißhandlungen einen grausamen Tod zu erleiden, als eine ihrer Fräulein, mit lautem Geschrey davon eilt auf das kleine Gehölz zu, wo Tristans Ritter im Versteck liegen; sie benachrichtigt sie von der Königin Gefahr, die Ritter brechen hervor, machen die Henker nieder und befreyen Isotte. Doch bey der Ueberzeugung, daß Tristan das Leben verloren, ist die liebende Königin keines Trostes fähig; sie wünscht sich nur den Tod. Gouvernail führt sie in die Kirche, wohin sich ihr Geliebter gerettet, auf den Thurm, von welchem er herabsprang — nirgends ist eine Spur von ihm zu entdecken! — Doch das Auge der Liebe ist scharf; Isotte erkennt Tristan auf dem meerumflossnen Felsen; ein Theil seiner Freunde bleibt zu ihrem Schutze zurück, ein anderer eilt Tristan auf einem Kahne zu Hülfe und bringt ihn seiner Geliebten zurück. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen! Dame, sagte Tristan, nun ich euch in Sicherheit sehe, fehlet mir gar nichts mehr, und da Gott uns vereint hat, soll uns nichts mehr trennen. — „So ists, antwortete Isotte, das erfreut mich sehr, und ich will mit euch lieber arm seyn, als reich ohne euch.“ — Doch dieses zärtliche Paar musste einen Zufluchtsort suchen, und sie fanden ihn im Innern des Waldes Morois. Dort lebten sie einige Monate höchst glücklich, bis gedungene Spähder des schwachen Marke sie entdeckten. Eines Tages, während Tristan mit seinem alten Lehrer auf der Jagd war, ließ der thörige König Isotten entführen und in jenem Thurm einsperren, aus dem Tristan ins Meer sprang. Wahrscheinlich hatte das Liebesglück seine treulose Gemahlin verschönert, denn troß seines ungemeinen Zornes fand sie Marke so bezaubernd, daß er sie mit seinen unfeinen Liebkosungen verfolgte.

Tristan hatte indeß, kein Unglück ahnend, ein Reh verfolgt, und war darauf an einer Quelle eingeschlafen. Der Sohn eines der Wächter, die er, sich aus König Markes Banden zu befreyen, getödtet hatte, war ihm schon lange, seines Vaters Tod zu rächen, nachgeschlichen. Dieser feige Verräther trifft ihn mit einem vergifteten Pfeil in seinen linken Arm; Tristan erwacht, ergreift seinen Feind, zerschmettert ihn am nächsten Baum, zieht den Pfeil aus seiner Wunde — und gewahrt, daß sie vergiftet ist! — Die Hoffnung auf Isottens Geschicklichkeit beruhigt ihn, er eilt sie aufzusuchen, allein ihre weinende Zofe belehrt ihn, daß sie ihm entrissen ward. Seine Verzweiflung führt ihn bis zum Selbstmord; schon ist sein Arm zu der schwarzen That bereit, als der Schmerz seiner Wunde ihn belehrt, daß sein Ende sich ohnehin nahe; unter diesen Umständen verschafft ihm der getreue Gouvernail eine Unterredung mit Brangine, die ihm räth, aufs schnellste nach Bretagne überzuschiffen, um die Hülfe von König Huells schönen Tochter, Isotte

„mit den weißen Händen" zu erflehen, die an Geschicklichkeit, Wunden zu heilen, nur Isotten „mit dem schönen Haar," deren Beystand er unabänderlich beraubt sey, nachstehe. Tristan findet in Bretagne, wo er unter den Namen des unbekannten Ritters auftritt, die beste Aufnahme; König Huel wird von seinem edeln Ansehn gerührt, er empfiehlt ihn seiner Tochter Sorgfalt, allein die Liebe war ihm schon zuvorgekommen — die zweyte Isotte hatte ihrer Namensschwester Empfindung bey Tristans erstem Anblick getheilt. Isotte war mit ihren schönen Händen um Tristans Wunde bemüht, diese Hände thaten dem Wunden wohl, Dankbarkeit gab den Empfindungen, die sich in ihm erzeugten, einen sehr geziemenden Namen, und daneben ging die Heilung glücklich von statten. — Es war Zeit, denn ein mächtiger Graf überfiel König Huells Staaten, schlug sein Heer und rückte zur Belagerung der Hauptstadt herbey. Vergeblich fordert Huell die Ritter seines Hofs zur Vertheidigung auf; plötzlich erwacht in Tristan der Durst nach Ruhm, er bewaffnet sich, wagt einen Ausfall, schlägt das feindliche Heer in die Flucht, tödtet den Grafen und kehrt triumphirend in die Stadt zurück. Erst jezt wird Huell durch Pheradin, seinen Sohn, unterrichtet, wer sein Retter sey. Dankbarkeit und Bewunderung bestimmen ihn, sogleich ihm die Hand seiner Tochter zum Lohne zu bieten.

Jezt gerieth Tristan in einen Streit gegen sich selbst, der seine Kräfte furchtbarer anstrengte, als alle Feinde, die er bisher bekämpft hatte. Die erste Isotte besaß noch immer seine innigste Liebe, aber der zweyten weiße Hände hatten ihm das Leben gerettet; die erste hatte ihm das seligste Glück geschenkt; sie hatte ihm die größten Opfer gebracht, sie hatte ihm die süßesten Freuden geschenkt, aber die Reue über diese Freuden nagte in seiner Brust; sie erschienen ihm jezt nur als Verbrechen, er sehnte sich, einer so gesetzwidrigen Liebe entsagen zu können, er hoffte, daß eine von der Gottheit gutgeheißne Neigung seiner Seele den Frieden schenken könnte, von dem ihn bey aller Leidenschaft das Bewußtseyn der Schuld entfernt hielt — alle diese Betrachtungen durch Isottens schöne Hände verstärkt, bestimmten seinen Entschluß — er versprach ihr seine Treue. Doch seine innere Falschheit ward bestraft; in seiner reizenden Braut Armen steigt seiner ersten Geliebten Bild vor den Augen seiner Seele auf und stellt sich zwischen ihn und seine liebende Begier. — Der alte Text schildert Tristans Kummer und der weißhändigen Isotte unschuldigen Gleichmuth mit einer unbeschreiblichen Zartheit und Naivität; wir begnügen uns hier zu erzählen, daß Tristan ein Jahr in diesem befremdlichen Verhältniß verlebte, ehe die Nachricht seiner Vermählung in Cornwallis bekannt ward. —

Der Raum dieses Blattes erlaubt nicht, Tristans ganze Geschichte in einer Reihenfolge zu geben. Aus diesem Abschnitt muß der Leser wahrnehmen, welche Fülle der Phantasie dem Erzähler zu Gebot stand, und dem beym Eingang geäußerten Wunsch, sie von einer geübtern Hand dem Publikum geschenkt zu sehen, mit beystimmen.

Der Königinn Maria Stuart diamantnes Kreuz.

(Fortsetzung.)

Die Königin schien durch ihre lange Reise ermüdet, und sezte sich auf das für sie bereitete Lager. Bey dem rothen Schimmer der Fackel, welche ihre Anhänger neben sie aufzustecken wagten, sahen sie, daß Leiden ihr Haar und Wangen gebleicht hatten, und daß von all ihrer ehmaligen Schönheit nichts als das scharfe blaue Auge übrig geblieben war. — „Seyd guter Dinge, gnädige Frau" fing Herries wieder an — „dieß ist nicht Dundrennan, wie es damals war, als ihr auf Euerem Wege nach England hier ruhetet — dieß ist eine Ruine, so wie es das ganze arme Schottland ist, aber es befinden sich tapfere Herzen darin, und seiner Königin Gegenwart heiliget es wieder." Die Königin schob ihre Reisekappe zurück und stüzte sich auf einen noch immer schönen Arm. „Mein Hof, sagte sie, indem sie sich gelassen umsah, kömmt mir sehr klein vor, und es hätte sich wohl manch einer mehr hier einfinden können, um mich zu bewillkommen. Ich bin aber nicht reich genug in Freunden, um selbst die Unfreundlichen zu verwerfen; sonst möchte ich sagen, daß Lord Marwell meine glückliche Ankunft nicht gewünscht." — „Nein, Mylady," erwiederte dieser trotzig, „ich habe diese nicht gewünscht, denn dieß ist der zweyte Prozeß, den man Euch macht, und der Tapfere sieht lieber Muth als List. Und ich hätte es lieber gesehen, wenn meine Königin ihren Richtern mit ruhigem und festen Sinn entgegen getreten wäre, als daß sie den Beystand von Dieben und Landstreichern erkaufte." — „Das heißt," versezte Maria, „Mylord Marwell ist ungehalten, daß ich mich der Hülfe von armen ungebildeten Menschen bedient, da die Großen keine für mich entbehren konnten." — „Dienstleistung," erwiederte der schottische Ritter, „ist nicht immer Freundschaft; und Schurken gewähren keine Sicherheit. Es gab der edlen und zuverlässigen Männer in Schottland, welche ihrer Gebieterin geholfen haben würden, wenn sie ihnen vertraut und sich selbst geholfen hätte. Sie legte aber ihr Geheimniß in die Hände von Dienstboten, und suchte die Rathschläge von Bösewichtern. Die, welche sie nach Schottland zurückgebracht, bedürfen ihrer zum Grundstein ihres eigenen Glückes, und dann hauen sie ihn in Stücken." — „Und was für ein Glück hat sich Lord Marwell gegründet," entgegnete die Königin, „daß er meines Beystands entbehren kann?" — „Ich heiße Adam Hepburn, und mein Vater hieß Bothwell." — Maria schien durch diese Antwort wie vom Schlage getroffen. Ihr Auge aber strahlte Feuer, obgleich ihre Lippe zitterte und sich dunkel färbte. — „Du

ist Bothwell's Sohn," rief sie aus — „und kommst doch hieher, um Maria Stuart zu dienen!" — „Warum sollte ich Maria Stuart nicht dienen?" sagte der junge Mann stolz. „Ihr Verbrechen war es nicht, das meine Mutter vom Gatten schied. Meines Vaters Schwäche war es, welche ihn zum Käufer falscher Zeugen und zum Lehrer des Meineids machte, um sich zu befreyen. Meine Mutter wurde durch ein Komplott geschändet und entwürdigt, und war dennoch unschuldig, darum will ich glauben, daß auch Maria Stuart schuldlos ist. Meiner Mutter guter Name wurde um Geld verkauft, und ihre unschuldigsten Handlungen in Verbrechen umgewandelt — warum soll ich nicht glauben, daß auch meine Königin fälschlich angeklagt worden? — Ich räche meine Mutter, indem ich alle Verfolgte vertheidige."— „Adam Hepburn!" rief die Königin, „sage mir in Wahrheit, ob ich durch deine Vermittelung hieher gebracht worden bin?" — „Maria Stuart" antwortete Bothwell's Sohn — „dich für eine unglückliche Frau, und eine unseres Landes würdige Königin halten, ist nicht dasselbe. Deine Vertraulichkeiten haben Männer zu Narren gemacht, und die Thorheit, welche ein gemeines Weib vermeiden soll, müßte eine Königin fürchten und verachten. Männer wollen sich nicht blos mit einem Lächeln begnügen; wenn ein Weib über den Staatsschatz waltet, und ich bin keiner von denen, welche dir eine Krone zum Spielzeug geben wollten, ob ich gleich hier bin, um das lezte Interesse zu vertheidigen, welches du dir selber noch übrig gelassen." Als der junge Ritter noch sprach, riß der mißgestaltete Schäferjunge plötzlich die Fackel aus ihrer Stelle. In einem Augenblick war das zerstörte Kloster mit Bewaffneten angefüllt, denen sein Verrath das Zeichen gegeben hatte. Herries sprang auf und vereinigte sein Schwert mit Marwells, aber ihr verzweifelter Muth war vergeblich. Maria ward nach Fotheringay Schloß zurückgebracht, und ihre kurze Flucht nur den Wenigen bekannt, die sie bald nachher auf dem Blutgerüst sterben sahen. Eine herumstreifende Diebesbande, vielleicht dieselbe, deren verrätherischer Hülfe Maria sich anvertrauet hatte, fand und begrub den Körper des Sohnes ihres zweyten Gatten; er war mit Wunden bedeckt, und nur an dem diamantenen Kreuze kenntbar, welches Maria an jenem Tage, wo ihre reizende Milde beynahe alle ihre Irrthümer gut gemacht hatte, seiner Mutter, der Lady Anna, gegeben hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

November.

(Beschluß.)

Modena hatte unter den Herbstopern im November eine neue Seria, Ruggiero von Gandini, welche günstig aufgenommen worden. Die Zeitungen sprechen von diesem Produkte sehr ehrenvoll, und meinen, der Tonsetzer habe beträchtliche Vorschritte zur profondità dell' arte gemacht, wozu sie die Ensemblestücke als Belege anführen. Hierüber eines Bessern belehrt, folge kürzlich die Beschreibung der Physiognomie dieser Oper: Ein verständiges Talent, aus seinen Vorgängern das Bessere abzuschöpfen, und vernünftig zusammenzustellen, ist Gandini nicht abzusprechen, aber eigene Erfindung hat er nicht bewiesen. Die Gedanken, nackend angesehen, sind weder bedeutend noch ansprechend; Töne, nichts als Töne, und lauter Töne; man hat am Ende eben so wenig gehört, als das Auge sieht, wenn es auf eine weite kahle Fläche gerichtet wird. Im harmonischen Theile thun sich tausendmal gehörte Trivialitäten kund, und die Cadenzen sind ohne Ende. Indeß das Modegeräusch der Blasinstrumente ist hier, (und dieß ist sehr zu loben) verständig gemildert. Zur günstigen Aufnahme hat übrigens die brave Bonini das Meiste beygetragen. Obwol keine gefühlvolle dramatische Sängerin, ist sie eine vollkommene Meisterin ihrer Kunst, sie singt mit einer wohlklingenden sichern Stimme, die in den höchsten Passagen immer klar und deutlich bleibt. Sgra. Cortesi, (als Musico) singt mit Gefühl und denkt; ist aber noch immer schwach, und noch keinem Theater ersten Ranges zu empfehlen. Der Tenor Berlozzi hat manche gute Eigenschaften, aber die Stimme fängt an abzunehmen. Ein Quartett, und das Finale im ersten Akt, und ersten Duett im zweyten, sind das Vorzüglichste der Oper, und verdienen Erwähnung.

Das Veilchen.

(Nach Walter Scott.)

Das Veilchen glänzt im dunkeln Grün
Der Birken und der Haselbüsche,
Als aller Blumen Königinn
An Farbenglanz und Duftesfrische.

Wie lieblich es mit goldnem Thau
Sein dunkelblaues Aug' umkränzet —
Hat doch ein Aug von schönerm Blau,
Durch Thränen süßer mir geglänzet!

Den Thau, ach, trinkt der Sonnenschein,
Noch eh' der Morgen ganz vergangen;
Die Thräne um den Abschied mein
Glänzt länger nicht auf ihren Wangen.

Adrian.

Korrespondenz-Nachrichten.

London Januar.

(Fortsetzung.)

Zum neuen Jahr müssen alle hiesigen Theater hergebrachtermaßen neue Pantomimen geben, um die Kinder zu belustigen, welche aus der Schule zu Hause kommen. Das Theater in Drurylane hat die Expedition nach dem Nordpol gewählt, unter dem Titel The North Passage oder Harlequin Esquimaux. Zuerst viele patriotische Anspielungen und Glückwünsche, daß die brittischen Seeleute endlich den so lange bezweifelten Weg gefunden haben. Das Eismeer, die Eisberge und das Nordlicht sind schöne Scenen. Die Geister dieser traurigen Regionen erscheinen. Unter ihnen ist der Schutzgeist des Norden in seinem Schneegewande und in einem von zwey Bären gezogenen Wagen. Da dieser gehört hat, daß englische Schiffe sich in sein Reich gemacht haben, wohin bisher nie ein Schiffahrer kam, so bedroht er sie mit seiner Rache und ruft den Boreas zu Hülfe. Neptun aber, welcher längst mit den Brittischen Helden befreundet ist, befiehlt diesen Dämonen, sich ruhig zu halten. Es folgt eine herrliche Aussicht von Bergen mit rothem Schnee bedeckt, und man erblickt Brittische Seeleute und Esquimaux. Unter den leztern ist ein Mädchen mit ihrem Geliebten; der Schutzgeist des Norden hat Absichten auf sie; weil sie ihm aber nicht Gehör geben will, sperrt er sie in einen Eisberg ein. Man sieht eine unvergleichliche Scene, die Prinz-Regenten-Meerenge, und das Entdeckungsschiff Hecla vor Anker liegend. Die Esquimaux betrachten Schiff und Matrosen mit Erstaunen. Neptun befreyt das eingesperrte Mädchen, und verwandelt sie in Colombinen, so wie ihren Liebhaber in Harlekin. Die beyden bösen Geister werden auch verwandelt. Das Ganze beschließt mit einer prachtvollen Ansicht von Neptun's Pallast. Die einzelnen Theile sind leidlich, zum theil gut; aber dem Ganzen fehlt es an Interesse. Man hat zwar Aenderungen gemacht, doch ist das größere Publikum nicht befriedigt. Man läuft dagegen begierig in das Conventgarden-Theater, wo die neue Pantomime heißt „Harlekin und der Mönch Bacon, oder der eherne Kopf.“ Sie gründet sich auf ein altes Mährchen aus den Mönchslegenden. Der berühmte Philosoph Roger Bacon wird da als Geisterbanner vorgestellt. Diesen macht Comer sehr gut. Es ist eigentlich der englische Doktor Faust, mit dessen Teufeleyen Niemand es aufnehmen kann. Dennoch wagt dieß ein deutscher Zauberer Vandermast (Barnes, und nachher Pantalon). Er hat gehört, daß Bacon einen wunderthätigen ehernen Kopf gemacht hat, mittelst dessen er hören kann, was aller Orten in der Welt vorgeht. Der neidische Vandermast möchte ihm dieß Orakel gern stehlen und kommt deswegen nach England. Bacon, hiervon durch den ehernen Kopf unterrichtet, citirt den Geist des Hercules und den Drachen, der die hesperischen Aepfel bewacht, mit deren Hülfe er seinen Feind überwindet. Aber durch sein Glück nachlässig gemacht, giebt er nicht auf den wichtigen Augenblick Achtung, wo der Kopf sein Schicksal verkündigen soll. Der Zauber verschwindet, die Bannkraft wird dem alten Mönch genommen und dem Geiste der Umwandlungen gegeben. Harlekin wird nun Oberherr. Dieser verwandelt alles, bis daß der eherne Kopf seinem natürlichen Besitzer, seinem Schutzgeiste, wieder zugestellt wird. Die Harlekinade ist äußerst lebhaft; neue Scenen, Umwandlungen und drollige Situationen folgen beständig aufeinander. Viel Spaß macht die Dampfkutsche, welche Harlekin durch das Sieden eines Theekessels fortbewegt, den er einem Aufwärter wegnimmt, welcher einige Passagiere bedienen will. Harlekins Verwandlung in einen Schornsteinfeger, der in dem Boudoir einer Dame ist, gefällt sehr. Aber die besten Metamorphosen sind: ein Leuchtthurm verwandelt in ein Paketboot, ein Königlicher Hof, in den Pallast der Sinnen, und der Riesenweg (in Irland) in einen prachtvollen Tempel. Die Scenen sind durchaus herrlich. Nichts kann schöner seyn, als die Ansicht bey Llangollen, der Hafendamm und der Leuchthurm bey Holyhead und das Panorama von Holyhead bis nach Dublin (gemalt von den HH. Grieve). Majestätisch ist die Dubliner Bay am Morgen. Wie lacht und jauchzet die junge Welt über den Jahrmarkt zu Donnybroock und die dortigen Belustigungen! Kurz die ganze Pantomime (die eine bedeutende Summe kosten muß) wird alle Abende mit unverringertem Vergnügen gesehen.

Pope's berühmte Villa in Twickenham jezt dem Sir W. Wallas und der Lady Howe zuständig, wird während des Decembers und Januars regelmäßig alle Donerstage von dem umliegenden hohen und niederen Adel besucht. Die reichen Besitzer geben Bälle, Konzerte &c. und haben hier eine sehr köstliche Ausstellung des besten Porzellans aus Frankreich, Dresden, Berlin &c.

Sobald Wood und andere Mißvergnügte die Königin an die Spitze der Radicalen stellten, fing ihre Parthey an zu wachsen. Kaum merkten die Zeitungen, wo der Wind her kam, so widmeten sie sich größtentheils in tiefer Unterthänigkeit dem Dienste der Königin, weil sie wußten, daß im Trüben am besten zu fischen sey. Sie verrechneten sich nicht. The Times verkaufte von Stund an 20,000 Exemplare des Tages (wovon die Königin täglich 600, andere sagen 1200, und wieder andre 3000, nahm). Die Blätter Traveller, Star, Globe und True Briton stießen in dasselbe Horn und verdreyfachten dadurch ihren Absatz. Das Sonntagsblatt Observer, ein alter Oppositionist, und gleich von Anfange ein geschworner Vertheidiger der Königin, verkaufte ebenfalls 20.000. Der Champion, von dem bekannten Thelwall geschrieben, welcher einer der wüthendsten Querulisten ist, brachte viermal mehr Exemplare als sonst unter die Leute. In Zeit von drey Monaten wurde eine Million wohlfeiler Flugschriften, welche die Königin erhoben und den König anschwärzten, gedruckt und verkauft. Der berüchtigte Hone wurde dabey reich.

In Edinburg hat man von der Arctischen Land-Expedition Nachrichten erhalten. Sie war im Januar 1820 zu Cumberlandhouse in bequemen Winterquartieren. Die Kälte war so strenge, daß der Thermometer 30 Grad unter 0 stand; aber weil die Atmosphäre trocken war, so befand man sich besser dabey als bey naßkalter Witterung in England. In den Flüssen und Seen gab es eine Menge Fische, besonders große Forellen, und die Jäger brachten Elennthiere und Büffel aus den Wäldern, so daß die Expedition in ihrem Aufenthalte nicht über Mangel an Lebensmitteln zu klagen hatte.

Aus dem was der berühmte Spohr bekannt gemacht hat, weiß die musikalische Welt, daß das Brittische Reich angefangen hat auch in der Musik mit dem festen Lande zu wetteifern. Irland, von jeher der Musik sehr zugethan, hat einen Logier hervorgebracht, dessen Nachahmung werthes System man ebenfalls durch Spohr hat kennen lernen. Jezt macht in Dublin ein Herr Phillips viel Aufsehen mit seinen Vorlesungen über die Musik. Er hat ein Fortepiano zur Hand und accompagnirt sich darauf, wenn er einen Gesang vorträgt oder sonst eine Erläuterung beybringen muß.

Der Kapitän Lyon (gewesener Begleiter des verstorbenen Ritchie) Verfasser einer interessanten Reise in Nordafrika, welche nächstens erscheint, ist ernannt, das Schiff Hecla zu kommandiren, welches den Kapitän Parry in kurzer Zeit nach dem Nordpol begleiten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Februar 1821.

Wenn dieses Volk seine Heiligen verehrt, so wird es ja seine Brüder nicht verderben, dachte Ali und nahte sich dem Bethause.

Persische Mährchen.

Alexander Scotts Nachrichten von seiner Gefangenschaft unter den Arabern der großen afrikanischen Wüste.

(Beschluß.)

Der Boden in der Nähe des Sees war sandig: eine kleine Strecke weiterhin bestand er aus einer Mischung von Sand und Mergel mit vielen großen Feldstücken, welche eine Art von Gesträuch bedeckt, das die Araber Tomlilet nannten. Ihr Weg schlängelte sich über das Gebirg gegen Süden hin, bis sie gegen drey Uhr Nachmittags ein zwischen zwey Bergen gelegenes Thal erreichten, an deren Abhängen hohe Oelbäume wuchsen. In den Zweigen glichen diese Bäume der Eiche, ihre Frucht ist eine grüne Pflaume, mit einer harten Schale und einem Kern. Das Oel wird auf folgende Weise gewonnen: der aus der Schale herausgenommene Kern wird in der Sonne getrocknet, alsdann zerquetscht und in irdenen Töpfen in Wasser gekocht; das Oel wird abgeschöpft so wie es aufsteigt.

Das gänzlich von Gras entblößte, und nur einige wenige Sträucher tragende Thal, war ungefähr dreyviertel Morgen breit. Hier stand ein einsames Gebäude von ungefähr der Größe und Gestalt einer englischen Scheune oder eines Heuschobers. Der untere Theil bestand aus rohen, rothen Steinen auf einem Mergelboden; der obere aus Rohr und Baumzweigen: das Ganze war mit Binsen gedeckt. Es schien schon lange gebauet zu seyn, indem die Außenseite ganz schwarz mit Moos überwachsen war. Es stand mit seinen Enden gegen Norden und Süden gekehrt. An dem südlichen Ende war ein Thor mit viereckigem Gesimse, welches in Scott's Gegenwart nicht geöffnet wurde. Im ganzen Gebäude war nichts von einem Fenster oder Schornstein zu sehen, der einzige vorspringende Gegenstand war eine Stange mit zwey Zacken, welche auf der östlichen Seite zwischen den Binsen hervorragte, und deren jede ein Straußeney trug. Gleich darunter stand eine große hölzerne Schaale, welche zwischen fünf bis sechs Gollons halten mochte, auf drey großen Steinen, ungefähr zwey Fuß vom Boden. Dieß Gebäude, sagte man Scott, enthalte das Grab des Sidna Mahomed, nicht des Propheten, den sie Uhrr-Sodi nennen, sondern irgend eines mit Mahomed verwandten oder mit ihm genau verbundenen großen Mannes. Auch nannte man ihm nach seiner Rückkehr nach El Giblah den Sidna Ali und dessen Gattin Fatma-Min l'Uhusoel, die Tochter Mahomed's nebst mehreren andern Sidnas, welche dort begraben liegen sollten. Man sagte ihm, Sidna-Mahomed liege auf der Seite mit dem Kopf gegen Norden, den Füßen gegen Süden, und dem Gesichte gegen Osten (Mecca), die gewöhnliche Art, wie man in jenem Lande die Todten begräbt. Die Gräber vieler Pilger, welche zu El Hezsch gestorben waren, befanden sich neben dem Gebäude. Diese waren durch eine kleine Höhlung, nebst einem Steine, welcher flach darüber lag, und vier andern, welche auf den Seiten und bey den Enden aufgestellt waren, bezeichnet.

Die Horde war von fünf Pilgern begleitet, welche in eine Art weisse baumwollene Hemden mit einem rothen Gürtel gekleidet waren, und von denen ein jeder ein messingenes Kistchen trug, worin Papiere und Bücher enthalten waren. Als sie vor dem Gebäude angekommen waren, schrien sie alle, aufrecht stehend, „Allah ackibar shedon il lahi el allah. — Shedowna Mahommed de rassoul allah!" *) Zu gleicher Zeit beugten sie ihre Köpfe dreymal gegen die Erde, und gingen dann gegen die Vorderseite des Gebäudes, dessen Thore sich die Pilger zuerst näherten. An der Seite des Thores befand sich ein bräunlicher hoher Stein im Boden, den die Pilger, und nach ihnen alle Uebrigen küssten. Der Stein war ganz glatt, und oben gerundet, wie es schien, hart und rein, aber auf den Seiten moosig.

Die Pilger hatten Zelte und Lebensmittel mitgebracht, und die Gesellschaft blieb die ganze Nacht im Thale. Des andern Morgens begaben sich einige davon nach einem andern, fünf bis sechs Meilen davon entfernten Orte, wo die Trümmer von drey oder vier großen Gebäuden sich befanden; von einem derselben standen noch die Mauern, in welchen man zwey oder drey viereckige Fensteröffnungen sah. Die Mauern waren aus rohen Felsenstücken und Mergel erbaut. Diese Trümmer bedeckten eine ziemliche Strecke des Bodens, und hatten unstreitig einst zu Wohnungen gedient; die Araber aber, bey denen sich Scott befand, wussten ihm nichts über ihre ehemalige Bestimmung zu sagen. Die Nacht blieben sie in den Zelten, und des andern Morgens kehrten sie wieder zum Ufer des Sees zurück. Vor der Abreise, so wie beym Anbruch des vorigen Tages, verrichteten die Araber ihr Gebet beym Gebäude. So lange sie noch diesseits des Sees blieben, wurde Scott nicht mehr dahin mitgenommen, obgleich die Araber, wie er glaubt, sich täglich auf Kameelen und Mauleseln hinbegaben. In Folge seiner Weigerung, ein Mohamedaner zu werden, ward er in einer Hütte eingesperrt, über deren Schwelle er nicht gelassen wurde.

Während er sich dort befand, kamen viele Leute, von denen einige rothe Mützen auf den Köpfen trugen, auf Mauleseln und Kameelen, von der südlichen Seite des Bahar als Pilger an, um (wie man ihm sagte) am Grabe Schaafe und Ziegen zu opfern; auch kamen viele, wie seine eigene Horde, in Booten von der andern Seite des Sees herüber.

Die Einwohner von El Hezsch essen zu Mittag sowol als des Nachts. Ihre Nahrung, so wie die der Einwohner von El Sharrag, bestehet vorzüglich in Kornbrod und Datteln; indem sie weit weniger Milch und Kameelfleisch genießen, als die andern Araber, wenn sie sich in festen Wohnsitzen befinden. Sie bereiten indessen Kouskusu (ein vortreffliches Gericht, welches besonders in Marocco zu Hause, und aus einem in gekörntem Mehl gekochten Huhn bestehet).

Ihre Kleidung ist von der bereits erwähnten der Pilger verschieden. Sie bestehet aus einem dunkelblauen leinenen Hemd, ein Paar kurzen, bis an die Knie hinabreichenden Beinkleidern, einem rothen Gürtel, einem Messer an der Seite und einer Flinte. Ihre Beine sind nackt und an den Füßen tragen sie die oben erwähnten Pantoffeln. — Die Weiber tragen rothe Pantoffeln und ein weisses Haik (die Tracht der Frauen in Marocco; die Haik ist ein großer baumwollener Shawl, worin sie sich so einhüllen, daß man nichts von ihnen sieht, als ein Auge, ihre Pantoffeln und nackte Fersen) mit einer breiten silbernen Platte, welche vorn von jeder Schulter herabhängt, und einen gelb und grün geflochtenen wollenen Gürtel. Die Frauen der Vornehmeren haben ein dunkelblaues Millicha, welches wie das Haik der gemeinen Frauen getragen wird, nur daß dessen Ränder mit Franzen von derselben Farbe besezt sind. Sie tragen gleichfalls einen Gürtel, welcher zuweilen ganz roth, zuweilen ganz weiß oder auch von der gewöhnlichen Mischung ist. Die Kinder tragen eine Art von wollenen Röcken mit kurzen Aermeln, welche, so wie der Brusttheil mit rother Wolle ausgenähet sind. — Die Hütten zu El Hezsch sind alle von der beschriebenen Art, aber sehr zahlreich; auf Reisen bedienen sich die Einwohner der Zelte. Sie halten viele schwarze Sclaven.

---

*) Diese Worte sind so genau wie möglich nach Scott's Aussprache niedergeschrieben, so wie alle Eigennamen, welche in der Erzählung vorkommen. Man vergleiche übrigens diesen Satz mit Ali Bey's Nachricht über die Religion der westlichen Araber, und gleichfalls über das Küssen des Steines in der Caba.

Der Königinn Maria Stuart diamantnes Kreuz.

(Beschluß.)

Fahm, der verrätherische Gehülfe dieser Elenden, erhielt das Kreuz zu seinem Antheil an der Beute, und versicherte sich übrigens eines Papiers, das er unter dem Koller eines der Erschlagenen fand. Das Siegel und ein Theil der Hülle waren zerdrückt und mit Blut bedeckt, aber als er den Inhalt gelesen, glaubte er sich hinlänglich belohnt, indem es ihm ein Brief Marien's an ihres Bruders Sohn zu seyn schien.

„Ich danke Euch für die Stärke und Wahrheit Eurer Liebe, so lautete er, die Ihr mir am Tage der Trübsale erwiesen. Auch Euer Vater hatte solche Tage, welche ihm zeigten, wer seine wahren Freunde waren. In jenen Zeiten fand er Obdach, Trost und Hülfe bey seiner Schwester. Es ist aber den Menschen eigen zu vergessen, wenn sie nicht

dankbar seyn mögen. — Eueres Vaters Schwester kehrt nach diesem Lande zurück, um Gerechtigkeit, nicht Almosen zu fordern. Was sie verlangt, würde ihren Gegner nicht arm machen — dieser Gegner aber ist gnädig und glorreich — sie ist nur ein unbeschütztes durch Jahre und Kummer alt gewordenes Weib — verwittwet im wahren Sinn des Wortes, und sie kehrt, nach langer Abwesenheit, nach einem Orte zurück, wo die, welche sie liebten, todt, und die, welche sie am besten kennen, schwach und arm sind. — Sie dankt ihren Verwandten dafür, daß sie sie im Kampfe allein gelassen. Dieß hat ihr gezeigt, was der Muth für die Redlichkeit, und die Zeit für die Gerechtigkeit zu thun vermögen. Für alles dieß dankt sie ihnen, und während sie ihre Unfreundlichkeit vergisst, will sie auch vergessen, daß sie dieselben zu den Theilnehmern an ihrem Glücke auserseben hatte." — Das Uebrige war unlesbar, und die zerrissene Hülle schien eine Abschrift von Lady Anna Bothwells Brief an die Königin gewesen zu seyn.

Fahm beschloß, diese Reliquie als ein Mittel zu seinem künftigen Glücke aufzubewahren. Durch einen der Diamanten, den er aus dem Kreuze brach, verschaffte er sich die Mittel, sich nach England zu begeben, und sich dort so lange im Geheimen aufzuhalten, bis die Thronbesteigung Jakobs I. alle Freunde Mariens ans Tageslicht brachte. Durch eine anständige Kleidung und hinlänglichen Muth verschaffte er sich Zutritt zu dem Staatssekretär Cecil, als er sich eben zu dem neuen König begeben wollte. Obgleich Cecil der erste Minister von Mariens Feindin gewesen war, so wusste man doch, daß er aus gutem Grunde sich der Gunst des Sohnes für versichert halten konnte. Fahm stellte sich ihm demüthig als einen Diener der Familie Stuart vor, und zeigte das Kreuz, den Brief und dessen blutige Hülle, als die Bürgen seiner Wahrhaftigkeit vor. Der Sekretär sah das Papier mit einem listigen Blicke durch, und fragte: „Wie weißt du, daß dieser Brief von der Königin Maria ist? — Könnte er nicht eben so wol von der Lady Anna Bothwell an ihren Bruder geschrieben worden seyn, der seine Thür gegen sie verschloß." — „Freylich, Mylord," sagte der kühne Spitzbube — „Aber Ew. Exz. wissen, es würde der Königin zur Ehre gereicht haben, diesen umher zu zeigen; und nichts von Lady Annas Brief zu sagen, welcher so bitter war, und ihr sehr viel schadete. Sie sind beyde gute Brände, um ein Feuer unter dem Volke anzuzünden; aber die Leiden einer Königin sind von mehr Gewicht, als die einer Edelfrau, auch ist der Königin Brief gescheuter, als der Lady Anna ihrer." — „Das lügst du," — rief der Staatssekretär — „Ich schrieb sie beyde selbst!"

Fahm wurde des andern Tages als ein Dieb aufgegriffen, und die Geschichte berichtet, daß er der einzige war, welchen Jakob I. ohne Prozeß hängen ließ; — eine hastige That von Seiten eines englischen Königs, die aber doch in den Annalen der öffentlichen Gerechtigkeit eine Stelle verdient.

Miszellen.

General Bolivar hat in Bagota (Neu-Granada) in dem aufgehobenen Kapuzinerkloster eine Schulanstalt begründet, für die Waisen der von den spanischen Behörden umgebrachten Personen, für hülflose arme Kinder ohne Unterschied, und für Findlinge. Die Republik sorgt für ihren Unterhalt. Der Unterricht begreift: die spanische Sprache, Religion, Moral, Logik, Rechnen, Mathematik, praktische Philosophie, Zeichnen, Geschichte, Geographie und Topographie. Gegenwärtig besteht der Fond nur aus 80,000 Fr., welche der Dr. J. Y. Quitterez in seinem Testament gestiftet hat, und dem Vermögen des Klosters, dessen Mönche entflohen sind. Reicht dieses Einkommen nicht zu, so muß der Nationalschatz aushelfen.

*

Der Brief eines Moldauers, Hrn. von Rossetto Rosnovano, an den Direktor der Revue Encyclopédique, erzählt den glücklichen Fortgang des gegenseitigen Unterrichts in Jassy, den Schutz, welchen der Statthalter und der Metropolitan ihm angedeihen läßt, und dessen Verbreitung in die benachbarten Gegenden. Der Professor Leobulas, welcher an der Spitze dieser Unterrichts-Anstalt steht, hat schon mehrere Lehrer gebildet, die nach Sparta, Athen, Smyrna, Chios abgeschickt sind; andere bereiten sich zu eben dem Zweck in die Krimm abzureisen; die zum Unterricht nöthigen griechischen Tabellen sind schon in das Moldanische übersezt, und mehrere Städte der Moldau bereiten sich ähnliche Schulen zu gründen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brasilien.

(Auszug eines Briefes des Hrn. Freyreiß an einen Freund in Deutschland.)

Leopoldinia 31. August 1820.

Von allen Küstenländern Brasiliens verdient, meiner Ueberzeugung nach, dasjenige, welches zwischen dem 13. und 23. Breitegrade S., oder zwischen den beyden Hauptstädten Rio Janeiro und Bahia liegt, eine besondere Aufmerksamkeit. Die gütige Natur, welche Brasilien im Allgemeinen so herrlich begabte, begünstigte diesen Strich überdieß ganz vorzüglich; denn er ist unstreitig eine der gesundesten von ganz Brasilien, und ansteckende Krankheiten, die Pocken ausgenommen — sind hier kaum dem Namen nach bekannt. Erquickende Regengüsse tränken das ganze Jahr hindurch hinlänglich die Erde, und jene verderbliche Dürre, welche in dem Capitania von Pernambucco, dem Rio S. Francisco und auf den Hochländern des Innern, oft den Fleiß des Landmanns vereiteln, erlebte man hier noch nicht; eben so wenig wie jene anhaltende Regengüsse, welche dem Aequator näher Statt haben, und dem Landbau mehr oder weniger Hindernisse entgegenstellen. Hingegen wird die Hitze des Tages regelmäßig durch kühlende Seewinde gemildert, und die Nächte eben so regelmäßig durch Landwinde erfrischt.

Der Boden, welcher an der Küste des Meeres eben ist, besteht: — wenn man die an der Küste unmittelbar gelegenen Striche ausnimmt, — aus Lehm mit mehr oder weniger Sand gemischt, und es gedeihen in ihm, in bewunderungswürdiger Fülle, alle Erzeugnisse, auf denen die Erhaltung und der Wohlstand des Landmannes beruhen; denn er ist zur Hervorbringung jener eben so geschickt als für alle Kolonial-Waaren, und besonders für Zucker und Kaffee.

Viele Flüsse und Bäche, welche theils aus dem Küstenge

birge, theils tief aus dem Innern kommen, durchschneiden dieses glückliche Land, und diese sowol als ein guter Seehafen (Caravellas) erleichtern ungemein den Verkehr. — An einem dieser Flüsse, am Peruipe, der durch fruchtbare Hügel eingeschlossen, — die größtentheils noch mit Urwaldungen bewachsen sind und Baumarten von so vorzüglichem Werthe erzeugen, wie kein Land der Erde sie aufzuweisen hat — sich dahin windet, liegt die neue Kolonie Leopoldinia, die sich außer jener obengenanten Vortheile, noch der allerhöchsten Protektion der Durchlauchtigsten Kaisertochter zu erfreuen hat, deren Namen sie trägt.

So klar jedoch die erstgenannten, unendlichen Vortheile von jeher waren eingesehen worden, so wahr ist es doch, daß selbige, drey Jahrhunderte hindurch, nur wenig sind benuzt worden, denn das Gold und die Edelsteine von Minas, Goyaz und Matto Grosso, hat lange für den Europäer sowol, welcher sich in Brasilien niederließ, als für den Brasilianer zu viel anziehendes, als daß es sie nicht unempfindlich gegen alle Schönheiten und Trefflichkeiten der Lage, des Bodens und des Klimas dieser Küstenländer hätte machen sollen, welche leztere doch so unerschöpfliche Segensquellen darbieten, die, statt wie jene Metallgruben zu versiegen, desto ergiebiger sind, je mehr man sie zu benutzen strebt. — Die Bevölkerung ist hier daher noch sehr schwach, wird aber durch unsre Kolonie immer mehr wachsen und zunehmen.

Die Beschaffenheit der uns von der Regierung zugesicherten Landesstrecke ist nicht allein zum Anbau, von Kolonial-Produkten vollkommen geeignet, sondern wir halten sie auch zum Anbau der Cerealien geschickt, und zwar um so mehr, da wir wissen, daß in Mexico, Neu-Granada, u. s. w. nur diejenigen Länder dazu untauglich sind, welche Mangel an Bewässerung leiden. Sonst aber ist die Fruchtbarkeit des dortigen Bodens ebenfalls so groß, daß sie die der besten Länder Europas bey weitem übertrifft. Bey Victoria 10° 15′ N. B. sah Hr. von Humboldt, höchstens 5—600 Metres über der Meeresfläche, die schönsten Weizenfelder. Nach den Berechnungen eben dieses berühmten Reisenden, erzeugt Mexico schon über 130,000,000 Pfund Weizen, welcher schöner und vorzüglicher, als der berühmte Andalusische genannt werden kann. Auch auf Cuba wird derselbe mit größtem Erfolg angebaut, und auf Isle de France 20° 10′ S. B. wächst er beynahe auf gleicher Fläche mit dem Meere.

Die Aussicht zu einem zweyten nicht minder wichtigen Kulturzweig für die neue Kolonie, und Brasilien gewährt die Kultur des Maises (türkisches Korn), da es überhaupt gewiß ist, daß der Mais als eins der nüzlichsten Erzeugnisse der Tropenwelt betrachtet werden kann. Seine Ergiebigkeit ist auch hier so groß, daß ein Scheffel 3 bis 400, ja selbst bis 800 zuweilen einbringt. 150 Scheffel sind eine sehr mäßige Ernte. Bedenkt man nun ferner, daß man sehr leicht eine doppelte, ja selbst eine dreyfache Ernte jährlich erzielen kann, daß der Mais ein wichtiges Beförderungsmittel der Viehzucht ist, und eine gute und gesunde Nahrung für den Menschen abgibt, so wäre zu wünschen, daß dieser Zweig der Landwirthschaft vorzüglich betrieben würde. Zunächst ist die Viehzucht ein wichtiges und belohnendes Geschäft, da es der neuen Kolonie nicht an Gelegenheit fehlt, die herrlichsten Wiesen auf dem ihr angewiesenen Lande zu bilden.

Für begüterte Kolonisten, deren Absicht es ist, große Unternehmungen zu verfolgen, halte ich es für zweckmäßig, diejenigen Zweige zu nennen, welche meines Erachtens für die Kolonie am geeignetsten, und nach meiner Erfahrung die einträglichsten sind. Solche sind unstreitig die Kultur des Kaffees, Branntweinbrennereyen, Anlagen von Sägemühlen und Verfertigung der Pottasche. Das Hauptaugenmerk der Kolonisten war bis jezt auf die Kultur des Kaffees gerichtet, welches Produkt schon nächstes Jahr ausgeführt werden kann 2c.

In Betreff der verschiedenen Anfragen erwiedre ich folgendes:

1) Ein Fremder hat vollkommne Freyheit, Vermögen in Brasilien zu erwerben, und sich des ungestörten Besitzes desselben zu erfreuen; was nicht allein durch Königl. Zusicherungen, sondern durch eine Menge von Beyspielen bestätigt wird. Auch in Betreff der Toleranz kann ich die befriedigendste Antwort geben, denn nicht allein, daß es seit 13 Jahren den Engländern erlaubt ist, Bethäuser und öffentliche Begräbnisse zu haben, sondern die protestantischen Theilnehmer der Schweizer-Kolonie, die unmittelbar unter der Protection Sr. Maj. ist, genießen nicht nur gleiche Rechte mit den katholischen, denen sie an Zahl beynahe gleich sind, sondern ihr Bestreben, mit dem sie sich im Landbau u. s. w. hervorgethan haben, hat ihnen vollkommen den Beyfall der Regierung erworben.

2) Die Bemühung der Regierung, Landbau und Manufakturen zu begünstigen, bestätigt sich schon durch die Gründung der Schweizer-Kolonie, so wie durch den Beyfall, womit man sogleich unser Unternehmen aufgenommen hat; und wiewol Gründe uns bewogen haben, keine pecuniäre Unterstützung nachzusuchen, so können wir doch, und zwar um so eher und mit Recht hoffen, gleiche Privilegien, mit besagter Schweizer Kolonie in Zehnt-Freyheit u. s. w. für eine Reihe von Jahren zu erlangen. Ländereyen aber und Arbeiter von denen die Küste bewohnenden Indiern, zur Niederhauung der Waldungen, wurden uns mit der größten Bereitwilligkeit und hinlänglich sogleich bewilligt.

3) Die portugiesische Sprache ist der lateinischen so nahe verwandt, daß wer lezterer kundig ist, sie leicht erlernt, und da unter den hier befindlichen Deutschen mehr oder weniger derselben kundig sind, so kann leicht das Unentbehrliche erlernt werden.

4) Die Reise nach Brasilien in englischen Schiffen ist im Durchschnitt weit theurer, als aus einem holländischen, deutschen oder französischen Hafen, von wo die Ueberfahrt nach Bahia selten mehr denn ungefähr 250 — 300 Gulden auf den Kopf kostet. Es ist ferner bey einem bedeutenden Unternehmen wünschenswerth, Arbeiter mitzubringen und wo möglich verheurathete und gesezte Leute. Auch ein Schmidt, Zimmermann, Schuster, Schneider und Weber würden Unterkommen und Beschäftigung bey denen bereits ansäßigen Pflanzern finden, und überdieß 100 Morgen Land unentgeldlich von uns zugesichert erhalten. Aber keine Schwindelköpfe, sondern bloß brave und fleißige Leute, mit gehörigen Zeugnissen versehen.

Die Ueberfahrt von Bahia — wo man wohl thut, sich dem Gouverneur Conde da Palma (der geläufig Französisch spricht.) vorzustellen — nach Leopoldinia ist unbedeutend, und es finden sich beynahe zu jeder Zeit Fahrzeuge von hier in den dortigen Hafen; auch ist die Reise von dorten hierher selten mehr als 3 bis 8 Tage. Für vorläufiges Unterkommen in Bahia aber, wenn solches erforderlich und gerade kein Fahrzeug nach Caravellas — dem hiesigen Hafen — vorhanden seyn sollte, wird das Handlungshaus Meuron oder Hr. Pietro Peyle behülflich seyn. In Caravellas aber ist bereits ein Deutscher, Hr. Mehrvard aus Frankfurt a. M., als ausübender Wundarzt ansäßig, von dessen Gefälligkeit man sich Rath und alle etwa erforderliche Hülfe versprechen darf.

Schließlich bemerke ich nur noch, daß die uns von der Regierung bewilligten Ländereyen von so großer Ausdehnung sind, daß sie für die oben erwähnten Culturzweige hinlänglichen Spielraum darbieten, da die Kolonie wenigstens 60 Legoas unbebautes freies Land im Rücken hat.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 12.

Nr. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Februar 1821.

Ueber die Entwickelung der ältesten italienischen Malerey.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber man dürfte fragen, woran denn eigentlich in mittelalterlichen Kunstwerken erkannt werde, was altchristlichen, was späteren Ursprunges ist? Im Allgemeinen unterscheidet man das Altchristliche in neueren Darstellungen an der antiken Bekleidung der heiligen Personen. Diese besteht bey männlichen Figuren, mit Ausnahme einiger gewaffneten und ländlichen, immer in der Tunica mit übergeschlagenem Pallium, bey unbedecktem Haupte und bloßen oder mit Sandalschuhen bekleideten Füßen, wie hievon Beyspiele in den mitgetheilten Abbildungen aus älteren und etwas neueren Zeiten vorkommen; bey weiblichen aber bleibt die Tracht der römischen Matronen gewöhnlich. Insbesondere aber bewähren sich einzelne Gestalten oder ganze Zusammenstellungen als altchristliche, indem sie auf dieselbe oder ähnliche Weise vorkommen, wie in den alten musivischen Malereyen zu Ravenna und Rom, oder auf den Sarkophagen des vierten und fünften Jahrhunderts. Das später hinzukommende Mittelalterliche unterscheidet sich dahingegen an barbarischen und mittelalterlichen Kleidersitten, auch durch bestimmte Angaben der Kirchengeschichte für das Aufkommen der einen oder der andern künstlerischen Darstellungsart.

Es wäre wünschenswerth, daß die Beschreibung, Abbildung und Erklärung der altchristlichen Denkmale noch vor dem nahen unvermeidlichen Untergange wenigstens der musivischen Malereyen von neuem wieder aufgenommen würde. Denn umfassen gleich die Werke des Bosius und Ciampini, und die verstreuten Ergänzungen derselben aus verschiedenen Museen, bey weitem den größeren Theil des Vorhandenen; ist gleich das Materiale ihrer Untersuchungen seitdem nur um weniges vermehrt, aber um vieles verringert worden, so hat man dennoch im Ganzen genommen durch sie nicht viel mehr gewonnen, als gerade eine Uebersicht. Die Abbildungen bey Bosius sind nicht kunstlos, aber maniert, und zu gleichförmig, um von den Stufen der Vollendung oder Unvollkommenheit, auf welchen die verschiedenen Monumente stehen, eine Vorstellung zu geben. Aber die Kupferstiche bey Ciampini sind, bis auf wenige verschönernde des Santi Bartoli, ohne allen Kunstwerth, geben höchstens eine Vorstellung von der Anordnung, und sind nur interessant, indem sie ältere Beschädigungen, mithin auch neuere Wiederherstellungen, nachweisen. Ein neuer Versuch, die altchristlichen Denkmale zu beleuchten, müßte daher damit anfangen, daß neue kunstgerechte Abbildungen von den noch vorhandenen Gegenständen gemacht würden, wozu wenige besser berufen sind, als Johann Anton Ramboux aus Trier, der gegenwärtig, meist mit eignen Arbeiten beschäftigt, zu Rom lebt. Für den gelehrten Theil der Arbeit ist doch, bey allen Erleichterungen, welche die Hauptwerke und mehrere dahin ausgehende Monographieen gewähren mögen, ein eignes umfassendes Studium der Kirchenhistorie in ihren Quellen erforderlich. Die Ausführung würde im Ganzen einen nicht unerheblichen Kostenaufwand erfordern, welcher ohne Unterstützung mächtiger Gönner schwerlich herbeyzuschaffen ist.

Es wäre nun freylich vergeblich, in den ältesten Versuchen, christliche Ideen durch die Kunst auszudrücken, jene hohe Vollendung der Form zu suchen, die wir am griechischen Alterthume bewundern, und durch die Zeitgenossen Raphaels zum Theil wiederum erreicht sehen. Wenn wir dahingegen in Erwägung ziehen, daß die Ausübung der christlichen Kunst vor Anerkennung des Christenthums als Religion des Staates nothwendig sehr beschränkt war, daß mithin die Epoche ihres frühesten Glanzes, in die Zeit eines gränzenlosen bürgerlichen Verfalls eintritt, so können wir nicht ohne stille Bewunderung wahrnehmen, was noch die Macht einer neuen Begeisterung über politisch abgestorbene Völker vermocht hat. Denn viele Skulpturen des vierten Jahrhunderts halten nicht allein den Vergleich mit den Werken der späteren Antonine aus, sie übertreffen selbst diese lezteren in einzelnen Fällen.

Der Sarkophag in der Kirche St. Franz zu Perugia, welcher die Gebeine des heil. Egidius umschließen soll, scheint mir ohne Bedenken das herrlichste vorhandene Werk altchristlicher Art. Ich überlasse Andern, die

Auslegung der Figuren zu prüfen, welche zugleich mit einer erbärmlichen Abbildung in der kleinen Druckschrift über jene Kirche enthalten ist. Mir genügt, die geschickte Arbeit, den schönen Faltenwurf, die beseelten Köpfe des Hauptreliefs mit den Arbeiten an beyden Bögen des Septimius Severus zu vergleichen, und den großen Vorzug der ersteren anzuerkennen. Demungeachtet kann der bemerkte Sarkophag durchaus nicht früher, als in dem Zeitalter Constantin's des Großen gearbeitet worden seyn, in welches die Masken und andere flache Arbeiten des Deckels zu verweisen scheinen; ja er ist eher um einige Decennien neuer, weil die architektonischen Nebenwerke bereits sehr stark vom Antiken abweichen. In der That ist die Urne des Junius Bassus in der Unterkirche St. Peter zu Rom nicht um so viel geringer, daß man annehmen könnte, sie sey um ein Beträchtliches neuer, als jene zu Perugia. Dieses Denkmal hat nun am oberen Rande des Gefäßes folgende, schon bey Bosius und sonst aufgenommene Inschrift:

IVN. BASSVS V. C. QVI VIXIT ANNIS XLII. MEN. II. IN IPSA PRAEFECTVRA VRBI NEOFITVS IIT AD DEVM VIII. KAL. SEPT. EVSEBIO ET YPATIO COSS.

Das Consulat dieser in allen Stücken unverdächtig erscheinenden Inschrift fällt in das Jahr 359, stimmt also nicht vollkommen mit dem Verzeichnisse der Präfekten bey Almeloveen überein, welches den Junius Bassus erst bey dem folgenden Jahre 360 n. Chr. anführt, während Ammianus bestätigt, daß Bassus während seiner Präfektur gestorben sey. Demungeachtet glaube ich durch diese Inschrift die Sicherheit zu gewinnen, daß die schöneren altchristlichen Bildnereyen, zu denen die verdienstvolle Statue des guten Hirten zur Linken am Eingange des christlichen Museum der Vaticana mit allem Grunde gezählt werden darf, der ganzen Ausdehnung des vierten Jahrhunderts angehören, während die unförmlichen Reliefs, welche im gedachten Museum die Mehrzahl ausmachen, eben deßhalb nicht später als im fünften Jahrhunderte scheinen entstanden zu seyn, weil sie sich noch immer standhaft in dem älteren Kreise symbolisirender Geschichten des alten und neuen Testamentes halten.

Denn darf es zwar auf der einen Seite nicht befremden, noch im vierten Jahrhunderte vortreffliche Bildnereyen zu entdecken, weil im fünften, ja vielleicht selbst im Anfang des sechsten noch immer höchst bemerkenswerthe musivische Malereyen angefertigt wurden: so scheint andrerseits doch die Sculptur der Malerey im Verfalle vorangegangen zu seyn. Es möchte selbst vermuthet werden dürfen, das Interesse an dem Aufschwung der Malerey habe die Bildnerey zurückgestellt oder gänzlich verschlungen. Die älteste Anwendung der Malerey auf christliche Ideen möchte in den Grüften statt gefunden haben, welche gegenwärtig nicht viel Bedeutendes enthalten. In der Zeit des Bosius aber wurden die Grüfte des heil. Calixtus aufgedeckt, deren Malereyen in den Abbildungen bey eben demselben eine ausschließend symbolische Richtung bewähren, welche sogar aus den Mythen des Alterthumes Vortheil zu ziehen wußte. Für einen verspäteten Versuch, in jene Richtung einzugehen, können die musivischen Deckenverzierungen der Kirche Sta Costanza vor Rom angesehen werden, welche bekanntlich veranlasst haben, darin einen alten Bacchustempel zu suchen. Als aber um das fünfte Jahrhundert durch die Errichtung prachtvoller Basiliken die Möglichkeit entstand, die Kunst in der Versinnlichung sittlicher und göttlicher Hoheit durch eine schreckhafte Größe zu unterstützen, so wurden nun erst die allgemeinen Charaktere Christi, der Apostel und Propheten fester umrissen und für die Dauer begründet. Wir müssen also in dieser Zeit, wenn nicht den ersten Ursprung, doch die Entwicklung des Bestrebens aufsuchen, die Ideen des Christenthumes unmittelbar durch heilige Persönlichkeiten zu versinnlichen. Nicht Gott Vater, welcher um diese Zeit schwerlich anders, als in der Andeutung durch eine Hand aus den Wolken vorkommt, später aber aus dem Weltlehrer selbst hervorgebildet wird; aber Christus in übermenschlicher, ja göttlicher Hoheit; die Propheten und Apostel in ungewöhnlicher Würde; andere spätere Stifter immer näher dem Menschlichen, erhielten damals schon jenen Stempel, den die Künstler bis zur allgemeinen Verwilderung nach Raphaels Tode achteten und bewahrten. Auch ist nicht unwahrscheinlich, wenn gleich nicht durchgehend erweislich, daß zugleich viele bedeutungsvolle Handlungen der heiligen Geschichte durch die Kunst geformt und mit vereinbarlichen Grenzen umschlossen worden sind. Freylich wichen die älteren symbolischen Darstellungen, wie die Geschichte des Lazarus, die Verwandlung in Wein, der Prophet Jonas, schon im frühesten Mittelalter solchen Gegenständen, welche durch den Ausdruck des Affektes und der Leidenschaft dem Gemüthe näher gerückt werden. Dahingegen wäre die Glorie der Transfiguration, welche in dem erwähnten kleinen musivischen Werke des Schatzes der Johanniskirche zu Florenz vorkommt, gerade wie sie später von Giotto (in den Gemälden der Sacristey von Sta Croce, jezt in der Gallerie der florentinischen Akademie) und dann von Raphael in seiner bekannten Tafel wiederholt wird, schwerlich eine mittelalterliche Erfindung, da die Bekleidung und Haltung der drey wesentlichen Figuren ganz antik, oder besser altchristlich, ist.

Uebrigens musste die persönliche Darstellung Christi, der Apostel und Propheten schon deßhalb weit früher in Anwendung gekommen seyn, weil diese Gestalten in den Werken des fünften Jahrhunderts stets in einfacher, hochalterthümlicher Bekleidung, ohne irgend ein Merkmal barbarischer Kleidersitten vorkommen, und eben dadurch sich wesentlich von neueren Heiligen unterscheiden, welche leztere in denselben Gemälden in reiche Stoffe von fremdartigem Schnitt gekleidet und mit bedeckten Füßen zu erscheinen pflegen. Ein ent-

scheidendes Beyspiel dieser Art enthält das Musaik Felix III. in SS. Cosimo e Damiano auf dem Campo Vaccino zu Rom, wo Christus, Petrus und Paulus alterthümlich, Cosmas und Damianus neuer, ein seitwärts stehender Theodorus noch reicher und barbarischer gekleidet sind. Es möchte selbst nicht zu gewagt seyn, wenn aus der großen Individualität der feststehenden Bildung der Apostel Peter und Paul auf deren ursprüngliche Abbildung nach dem Leben geschlossen würde. Eben daher schließt die früher aufgestellte Behauptung, daß erst die Basilikenarchitektur um das fünfte Jahrhundert den Weg zur unmittelbaren Darstellung Christi und seiner Heiligen gebahnt und den älteren symbolischen Stoff aus der Malerey verdrängt habe, eine frühere, nur weniger entschiedene Richtung nach eben diesem Ziele nicht aus. In der That erscheinen Christus und die Apostel auf mehreren Sarkophagen, die ich dem vierten Jahrhundert beymesse, schon ziemlich bestimmt umrissen, wenn gleich eben diese Charakteristik damals noch der untergeordnete Zweck blieb. Auch möchte hier in Betrachtung kommen, daß gar nicht selten in den neugriechischen Denkmalen, ja sogar in den Nachahmungen derselben, wie in den mitgetheilten Brustbildern des Cimabue, eben jene feststehenden Charaktere mit größerer Schönheit, Frische und Alterthümlichkeit dargestellt werden, als in den musivischen Malereyen des fünften Jahrhunderts, woraus ich abnehmen würde, daß sie, wenn auch durch Mittelglieder, aus einer älteren und reineren Quelle geschöpft worden sind.

Indem ich nun vom christlichen Alterthume abbreche, kann ich nicht umhin, noch einmal den heißen Wunsch auszudrücken, daß sein Andenken durch ein umfassend gründliches Werk der Nachwelt möge erhalten werden. Schon vor mehrern Jahren schien ein Aufsatz im Almanach aus Rom, ein andrer in einer oberdeutschen Zeitschrift (welcher von Wallerstein ausging) anzudeuten, daß deutscher Gelehrten- und Künstlerfleiß auch dahin sich zu lenken beginne. Wer künftighin dieses oder ein ähnliches Unternehmen beginnen wird, versäume nicht, den handschriftlichen Aufsatz des Giulio Mancini in der sienesischen Bibliothek, und die nun zweyhundertjährigen Abbildungen römisch christlicher Alterthümer in der Barberina zu Rom in seine Literatur zu ziehen.

Ich schmeichle mir, den durchgehenden Zusammenhang der neueren Kunst für ältere Zeiten in so weit deutlich gemacht zu haben, daß jeder Kunstfreund meine Andeutungen weiter verfolgen und mit seinen eignen Erfahrungen belegen kann. Es bleibt mir aber noch übrig, auch für die folgenden Jahrhunderte zu zeigen, wie dieselben Kunstideen sich weiter entwickelten, als beglücktere Zeiten, durch die fortgehende Ausbildung aller Mittel der Darstellung, stufenweis auch zur Vollendung der Form führten. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, ins Licht zu stellen, wie Raphael und jene kleinere Zahl seiner Zeitgenossen, der man die höchste Vollendung der neueren Kunst fast ohne Einspruch zugesteht, durchaus von überlieferten Ideen ausgegangen sind, wie sie nur das Alte, und ganz das Alte, mit erweiterten Kunstmitteln, die ihnen damals gerade zu Gebote standen, darzustellen und auszudrücken bemüht waren. Es wird aber eben daraus ein billigendes Urtheil über die neueste Richtung vieler deutschen Künstler nothwendig hervorgehn. Der Naturalismus, oder die willkürliche, ziellose Nachbildung natürlicher Erscheinungen, bedarf freylich nur etwa die Ueberlieferung einiger technischen Hülfsmittel und scientifischer Einsichten in die Ursachen, Umstände und Regeln der gewöhnlichen Erscheinungen. Wären wir auf immer an die Rhyparographie gebannt, in welcher die Niederländer des siebenzehnten Jahrhunderts Muster sind, so wäre auch jegliches Zurückkehren zur älteren, ideelleren Richtung unnöthig. Sobald aber, wie man den vorzüglichen Malern unserer Zeit nun einmal nicht absprechen kann, der Genius wieder aufwacht, und die Begeisterung für Ideen, welche die christliche Vorzeit zu den herrlichsten Leistungen führten, ins Leben zurückkehrt, tritt auch die Nothwendigkeit ein, das verworrene Streben der lezten Jahrhunderte zu überspringen, und die moderne Anmaßung des Talentes und jene Sucht nach Neuheit, die in den ideellen Darstellungen der lezten Jahrhunderte zu unsäglicher Schaalheit geführt hat, hinfort auf immer zu meiden. Dahingegen tritt der Künstler, welcher für christliche Kunstideen und Darstellungen wahrhaft begeistert ist, von nun an in alle Rechte Raphaels ein; nämlich in den Besitz und Gebrauch der ganzen Vorzeit dieses großen Meisters, so wie er selbst sie besessen, genuzt und angewendet hat. Sollte aber einer oder der andere, wie gegenwärtig der treffliche Peter Cornelius, auch die Fabel des höheren Alterthumes in seinen künstlerischen Ideenkreis hinüberziehen, so gewährt ihm dieselbe mittelalterliche Vorwelt das Muster freyer, lebendiger, sinnvoller Anwendung des Mythus, und lehrt ihn das moderne Wolkenwesen, und die übliche rohe Vermischung steinerner Formen mit der Gemeinheit pöbelhafter Modelle gänzlich vermeiden. Die Unkunde allein kann daher das Höhnen und Mäkeln junger Reisender entschuldigen, die wohl keinen Anstand nehmen, ein italienisches Sonett oder griechisches Sylbenmaß auf neuen deutschen Boden zu versetzen, aber dem Künstler nicht zugestehen wollen, daß er mit spähendem Auge die bessere Vorzeit durchmißt, um an das Sinnesverwandte sich anzuschließen. Auf der andern Seite wünsche ich aber auch von Herzen, daß die jüngeren Künstler sich fernerhin nicht verleiten lassen mögen, die Idee mit der Form zu verwechseln, indem sie gerade die Ideen, deren Darstellungsweise sie aus den Vorgängern annehmen sollten, mit wahrer Neuheitssucht ins Willkührliche, Seltsame, ja oft ins Widersinnige verdrehen, und dahingegen aus ganz verschiedenen Stufen der äußeren

Ausbildung der Kunst — aus Giotto, aus den alten Niederländern, aus den Florentinern des funfzehnten Jahrhunderts, aus Raphael, aus der modernsten Landschaftsmalerey — einander widersprechende Formen der Darstellung entlehnen. Dieß ist das Rechte umgekehrt, oder das Unrechte thun. Dem Petrarca konnten die Gemälde des Giotto das Leben selbst scheinen; es fehlte ihm an Vergleichung, und beym ersten Ausstreben der Kunst bringt der Beschauer allezeit mehr Phantasie als Urtheil hinzu. Aber in einem Zeitalter, welches so viele Gegenstände der Vergleichung besizt, in dem mathematische und naturwissenschaftliche Begriffe sehr verbreitet sind, kann man nicht mehr ohne Helldunkel, ohne Perspektive und Anatomie in der Malerey auftreten. Doch will ich hiermit weder verknorpelten Schulbegriffen des verflossenen Jahrhunderts, noch jener Verwöhnung des oberflächlichen Kunstgeschmackes das Wort geredet haben, welche gerade in der Bestimmtheit, die Bedingung aller Gründlichkeit ist, überall nur Steifheit und Härte sieht.

C. F. Freyh. v. Rumohr.

Nachrichten aus Frankreich.

Paris. Der Kupferstecher Hr. F. E. Joubert, der Vater, Mitglied des Athenäums der Künste, hat als Fortsetzung des Manuel du libraire ein Manuel de l'Amateur d'Estampes herausgegeben, worin man die Kennzeichen guter Abdrücke, die Merkmale der Originalität, die respektiven Preise der Capitalblätter, und synchronistische Tabellen der Künstlernamen findet. Voran gestellt ist ein Versuch über das Genie als Prinzip der schönen Kunst; Untersuchungen über die Erfindung des Kupferdrucks; ein Ueberblick des jetzigen Zustandes der Kupferstecherkunst in Europa, und Betrachtungen über die Lithographie in ihrem Verhältniß zur Kupferstecherkunst.

Die 14te und lezte Lieferung von den Ansichten der vornehmsten Häfen von Frankreich und seinen Colonien ist erschienen. Die Zeichnungen wurden von F. Ozanne auf Befehl Ludwigs XVI begonnen; die Kupferstiche sind von Gouaz, und die historisch-statistisch-topographische Beschreibung von Ponce. Das Format ist groß Folio. Jede Lieferung kostet 10 Fr. das Ganze 140 Fr.

Der Maler Hr. Rey, Aufseher des Museums zu Vienne im Dep. de l'Isere giebt ein Werk über die römischen und gothischen Monumente dieser Stadt heraus. Es soll aus 72 lithographirten Blättern und einem erklärenden Texte bestehen, und drey Abtheilungen begreifen. Die erste enthält die Statuen, Basreliefs, architektonischen Theile, Mosaiken, Inschriften und andere Gegenstände im Museum zu Vienne; die zweyte die perspektivischen Ansichten, Grundrisse, Durchschnitte und Aufrisse der noch bestehenden römischen Denkmäler, so wie den Plan der alten und neuern Stadt; die dritte die Ansichten und Plane der gothischen Gebäude. Jeder Theil wird aus sechs Lieferungen, zu vier Blättern bestehen. Die Lieferungen erscheinen vom 1. Jan. 1821 an von zwey zu zwey Monaten. Jede kostet 12 Fr. auf halb Colombier, und 18 Fr. auf halbgroß Adler. Der typographische Antheil ist Hrn. Firmin Didot übertragen. Die Zeichnungen werden von François Villain lithographirt. Man unterzeichnet zu Paris beym Verfasser, Boulevard Saint Martin; und bey Treuttel und Würtz.

In Cahors und der Umgegend sind auf Anordnung der kön. Akademie des belles lettres Nachgrabungen angestellt worden. Man hat 1) viele alten Waffen von Stein, Eisen und Kupfer gefunden; 2) Münzen, wovon einige gallische, andere römische waren, einige auch von den Grafen von Toulouse und den Vicomtes von Turenne herrührten; 3) schöne Fragmente von Thongeschirr, welche beweisen, daß die Gallier die Kunst verstanden, Gold und Silber auf dem Thone zu befestigen. Die Nachgrabungen werden fortgesezt.

Das Monument welches zu Lectoure dem Marschall Lannes errichtet wird, soll aus der 6 Fuß hohen Statue des Marschalls, auf einem Fußgestell von weißem Marmor, bestehen. Ein Pflaster von weißem Marmor, mit einem eisernen Gitter verschlossen, wird es umgeben. Die Ausführung ist Hrn. Costot übertragen und die Subscription für alle In- und Ausländer, die dazu beytragen wollen, eröffnet.

Auf der Ebene zwischen Thiviere und Limoges sieht man noch den prismatisch geformten Stein, liegend wie ein Grabmal, auf welchem Richard Löwenherz sich gestüzt haben soll, den Blick nach den Festungswerken eines Schlosses, das er eben belagerte, gerichtet, als ihn der Pfeil in die Schulter traf, der seiner ritterlichen Laufbahn ein Ziel sezte. — Man hatte vor einiger Zeit den Plan gefaßt, diesen merkwürdigen Stein, der seiner Lage und seinem Charakter nach den celtischen Alterthümern anzugehören scheint, wegzubringen; wie man vernimmt, soll er aber nun auf der ihm angehörigen Stelle bleiben.

Mehrere der besten Gemälde von Rigaud die im Besitz eines Privatmannes zu Perpignan waren, sind von dem dortigen Museum angekauft worden. Rigaud war aus dem Dep. der östlichen Pyrenäen gebürtig.

Für die Cathedrale von Arras werden die Statuen der vier Evangelisten gearbeitet.

Die Ausführung der Reiterstatue Ludwigs XIV. welche zu Lyon errichtet werden soll (m. s. das Kunstbl. Nro. 80 v. J.) ist dem Bildhauer Lemot, einem gebornen Lyoner übertragen.

Nro. 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Februar 1821.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreisse euer fühlend Herz.

Schiller.

Laocoon.

Aeneis II. Buch 199 — 228 V.

Doch soll sich bald Entsetzlicheres zeigen
Den Unglücklichen, die noch ahnungslos,
Den Stier am Altar würgt in Festesreigen
Laocoon, Neptun geweiht durch Loos.
Da stürzt von Tenedos durch Meeresschweigen,
(Ich sag' es schaudernd) in den Wellenschooß
Ein Drachenpaar, in unermeßnen Ringen
Seh'n wir sie Beyde gleich an's Ufer dringen.

Die Brüste ragen aus den Wellenräumen,
Die ihre blut'ge Mähne übersteigt,
In hoher Wölbung sich die Rücken bäumen,
Der nachgezogne Leib die Fluten streicht,
Ein Rauschen tönt, die salz'gen Wellen schäumen,
Schon haben das Gestade sie erreicht,
Die glühnden Augen Blut und Feuer mischen,
Die Zungen wetzend an dem Rachen zischen.

Wir flieh'n von Grau'n bey ihrem Nah'n durchgossen,
Den Priester wählt ihr sichrer Zug allein,
Schon haben sie der Knaben Paar umschlossen,
Mit stillem Biß abweidend ihr Gebein,
Und hüllen ihn, der nahet mit Geschossen,
In schupp'ger Rücken mächt'ge Knoten ein,
Zwey Mal den Leib, zwey Mal den Hals umgebend
Und hoch die Häupter über ihn noch hebend.

Zu sprengen ihre fürchterlichen Schlingen
Ist fruchtlos seiner Hände Kraft bemüht,
Die Priesterbinde sieht man Schaum durchdringen
Und Gift, das schwarz im Schlangenrachen glüht,
Den Angstruf läßt er zu den Sternen klingen;
So brüllt der Stier, wenn er vom Altar flieht,
Wenn er das Beil entschüttelt blutbenetzet
Dem Nacken, welchen wankend es verletzet. —

Die Flucht der Drachenzwillinge entgleitet
Zum Hügel wo Tritoniens Altar,
Dort von der Aegis Wölbung überbreitet,
Schmiegt zu der Göttin Füßen sich das Paar.
Und jeder Brust von neuem Grau'n begleitet,
Stellt als verdient sich dessen Schicksal dar,
Der nicht den Frevelspeer zu bohren scheute
In heil'ge Eichen, in des Rosses Seite.

Emmy.

Erzählung. *)

Auf der Höhe des St. Gotthard, über welche die Straße nach Italien führt, wo ein elendes Haus steht, bewohnt von einer armen Italienerin, stand einst eine, wo möglich noch elendere Hütte, in welcher die Reisenden oder die zur Nachtzeit auf den Eishöhen Verirrten, gewöhnlich ein Labsal oder dürftiges Lager fanden und dem gutherzigen Wirthe dankend, weiter zogen in das schöne Leventina-Thal hinüber, oder den furchtbaren Felsweg des St. Gotthard hin-

*) Als Probe aus den nächstens bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinenden Mährchen und Erzählungen von Adrian.

ab gegen das freundliche Altdorf. Der Bewohner der Hütte, Filippo, oder wie man ihn öfter nannte, Pippo, galt allgemein für den bravsten Mann: wer einmal in der Hütte eingekehrt war, ging die kalte Höhe gewiß nicht vorüber, ohne bey Pippo eingesprochen zu haben, und wenn einer von Amsteg herauf ging, und die Bergbewohner hörten, daß er nach Airolo oder weiter wolle, so trugen sie ihm herzliche Grüße an den guten Pippo auf.

Einst hatte er sich früh schlafen gelegt, und war eben zwischen Traum und Wachen, als er eine Stimme zu hören glaubte, welche ängstlich um Hülfe rief. Schnell raffte er sich auf, tappte im Dunkeln der Thüre zu, (denn er wollte sich nicht Zeit nehmen, ein Licht zu schlagen) eilte hinaus und hörte wirklich in der Ferne Jemand ängstlich um Hülfe rufen. Als er der Stelle sich näherte, wo er die Stimme vernommen zu haben glaubte, hörte er die Klagetöne wieder ferner klingen: er brummte, jedoch nicht unwillig über den weiten Gang, den er zu machen hatte, sondern weil er sich selbst getäuscht, und seinen Weg nicht sogleich eiliger fortgesezt hatte. Als er dem See nahe kam, der auf der Höhe des Berges liegt und aus dem der Ticino entspringt, hörte er die Stimme immer lauter und ängstlicher tönen, und es schien, so gut er beym hellen Sternenschein es entdecken konnte, ein Reisender vom Schnee geblendet, in eine schlammige Vertiefung des Sees gerathen zu seyn, und vergebens alle Kraft aufzubieten, sich daraus zu retten. Kaum hörte der Reisende die festen Schritte Pippo's den bekannten Weg am See entlang, als er hastig rief:

„Bist Du es denn, guter Pippo, der mir zu Hülfe eilt? Nun so helfe, denn ich erfriere ja sonst in dem kalten Schneepfuhle. Hilf, ziehe!"

Er reichte seinen Arm, Pippo faßte ihn, sich über das flache Ufer hernieder beugend, und zog ihn heraus. Pippo konnte sich der Stimme, der Gestalt nicht erinnern; er packte aber den Fremden, da er ihn ganz kraftlos und erstarrt sah, mitten um den Leib, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn raschen Schrittes von dannen, seiner Hütte zu. Da legte er ihn auf sein Lager nieder, schlug Licht, zündete ein Reißigbündel im Kamine an, und erst als die Flamme hell durch das enge Stübchen leuchtete, sah er sich nach dem Fremden um und fragte ihn, wie er sich fühle?

Er erhielt aber keine Antwort: jener war vor Müdigkeit und Ermattung eingeschlafen, und athmete sichtbar ganz ruhig.

„Desto besser!" dachte Pippo, und betrachtete nun die Züge des Angesichts und das Gewand des Reisenden näher, hoffend einen Bekannten in ihm zu finden. Er sah sich aber getäuscht, denn er hatte dieses Gesicht nie gesehen, und so viel er nach dem Gewande urtheilen konnte, mochte der Alte wohl aus einem fernen, fremden Lande kommen.

Pippo schüttelte den Kopf, legte noch mehr Holz an, stellte sich einen Stuhl an den Kamin, und schlief bald so ruhig und fest, wie der fremde Alte.

Als es zu tagen begann, rieb sich Pippo die Augen, und stieß, sich dehnend, an den Alten an; die Hand schnell zurückziehend, besann er sich und gedachte seines Gastes: aber wehe, der lag kalt, erstarrt und leblos da, das Auge starr geöffnet gegen das östliche Gitterfensterchen, durch das eben die vollen Glutrosen des Morgens hereinbrachen. Pippo war außer sich vor Schrecken, er untersuchte des Fremden Puls, ob er nicht mehr schlüge, rieb ihm die Schläfen mit Branntwein. Der Alte aber war und blieb todt.

Je mehr Pippo über seinen Zustand nachdachte, desto peinlicher wurde er ihm. Der Alte war in seiner Hütte gestorben, weil er dessen vielleicht nicht besser gepflegt hatte: wird man ihm, wenn des Fremden Tod ruchbar werden sollte, nicht für seinen absichtlichen Mörder halten? woher ferner das Geld, die Leiche den Berg hinab zu schaffen und begraben zu lassen?

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten Pippo, als er in dem Nebenkämmerlein leises Geräusch hörte und wahrnahm, seine (jezt fünfzehnjährige) Tochter werde aus dem ärmlichen Bettchen aufgestanden seyn und jezt herauskommen. Da er noch nicht mit sich eins war, was er mit der Leiche beginnen sölle, zog er einstweilen die Decke darüber, um dem Kind den Anblick des Todten zu ersparen. Emmy trat aus dem Kämmerchen und wünschte dem Vater guten Morgen.

„O Vater! Vater!" fuhr sie sogleich nach dem Morgengruß fort, und die glühende Morgensonne, deren goldenster Rosenglanz durch das schmale Fenstergitter brach, konnte die blasse Wange des Kindes kaum mit sanfter Röthe überhauchen: „Welch ein Traum hat mich diese Nacht geängstigt! Ach, hört nur!"

„Laß du Träume Träume seyn!" sagte der Vater.

„Sie kommen doch auch von Gott, sagte mir neulich ein Reisender, der es gewiß wissen muß, denn er sah recht gelehrt aus!" entgegnete das Mädchen.

„Träume sind Schäume! Aber du sollst mir heute Abend erzählen, was du geträumt hast; jezt mußt du hinunter zur Base Babine nach Ambri und Vorrath holen: der Branntwein geht auf die Neige und unser Brod ist hart und trocken geworden. Und nun schnell auf und hinunter."

So gern sie den Traum erzählt hätte, so gern ging sie den Berg hinab. Wir nehmen das dem guten Mädchen nicht übel; denn es ist für ein lebensfrohes Kind eine schwere Sache, immer allein auf der öden, wilden Höhe des Gotthard's zu wohnen, wo alles Leben geschwunden zu seyn scheint, wo nur zuweilen ein einsames Vögelchen flattert, oder ein Murmelthier sich umschaut, oder ein Adler in der

ferne kreischt: wo ewige Wolken die Bergesspitzen des Luzendra und seiner Nachbarberge bedecken und nichts als Himmel und Schnee weitum zu sehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Pferderennen und Pferdezucht.

Im Journal de Paris vom 14. Oktober v. J. befindet sich eine Abhandlung von Hrn. Armand Seguin, über Pferderennen und die Mittel die Pferdezucht zu verbessern, von welcher die Revue Encyclopedique eine Anzeige gibt, deren Hauptsätze wir auch für unsre Verhältnisse anwendbar finden. Der Verfasser stellt darin ohne viele Beweise den Satz auf: daß die Pferderennen in allen Ländern eine Bedingung zur Verbesserung der Pferdezucht seyn. Diese Behauptung ist an und für sich nicht sehr in die Augen fallend, und ließe sich wohl aus mehreren Gründen bestreiten. Um eine Anstalt zu beurtheilen, muß man sie in ihren wirklichen Folgen kennen, alle fremde Ursachen von diesen scheiden und ihren Einfluß richtig schätzen. — Die Fortschritte des Landbaues allein würden schon die Pferdezucht verbessern. Sobald der Landbau vollkommener wird, haben die Hausthiere eine reichlichere, oder gewähltere Nahrung, zu welchem Gebrauch sie auch bestimmt sind, wird der Landmann, sie besser verpflegen. — Man unterrichte ihn, beschütze ihn und lasse ihn machen! — Er wird dann vieles verbessern und unter andern auch die Pferdezucht und zwar, was das wichtigste ist, auf die ihm nützlichste Art und in dem ihm heilsamsten Maße. In der Staatsverwaltung sind alle beschränkte Ansichten Irrthümer, jede spezielle Anstalt kann also ein Fehler seyn. Ihr könnt Preise vertheilen, Versuche befehlen, Anstalten stiften, sie mit Sorgfalt leiten, — mit allem Aufwand von Mühe und Geld werdet ihr für den öffentlichen Nutzen weniger gethan haben, als wenn ihr der bequemen Regel gefolgt wäret: unterrichtet den Landmann, schüzt ihn und lasst ihn machen! —

Wenden wir nun diese allgemeinen Wahrheiten als Mittel zur Verbesserung der Pferdezucht auf die Pferderennen an, so entdecken wir auf den ersten Blick keine Verwandtschaft zwischen Ursache und Wirkung. Da das Pferd außer der Geschwindigkeit noch andere Eigenschaften besitzen soll, müßte man diese doch auch einigermaßen bedenken. Eine zweckmäßige Behandlung wird Rennpferde erziehen, aber diese können nicht dazu dienen, den Pflug zu führen, die Lastwagen Berg auf und Berg ab zu schleppen, noch die ausdauernden Rösse unsrer Kriegs-Reuterey zu bilden. Ohne den Menschen in Parallele mit dem Pferde zu stellen, dürfen wir doch fragen, ob wir in der Erziehung dem zum Dienst der Voltigeur-Compagnien bestimmten Knaben eben die physische Behandlung angedeihen lassen würden, wie den aufwachsenden Lastträgern. Wenn aber das zum Gebrauch des Landbauers, des Fuhrwesens, des Kriegsdienstes, beste Pferd nicht zugleich das beste Rennpferd seyn kann, so scheint es uns erwiesen, daß es der Pferdezucht schädlich werden muß, die Zucht der Rennpferde als ein Mittel zur Verbesserung der Pferdezucht im Ganzen aufzustellen. Fragt man nun, welches denn das bessre Mittel sey, unsre Pferde zu verbessern, so gestehen wir freylich, daß diese wie jede andere Verbesserung keine Wirkung einer isolirten Anstalt seyn kann. Die Verbesserung der den Menschen unterworfenen Thiere folgt in gewisser Rücksicht seiner eignen Verbesserung. Bessert unsre Kutscher und Fuhrleute, so bessert ihr auch die Behandlung ihres Viehes, und dadurch wird eine, selbst ungeübten Augen auffallende, Wirkung auf die ihnen anvertrauten Thiere hervorgebracht werden. Auch die Vervollkommnung von Zeug und Geschirr kann zu der Verbesserung der Thiere vieles beytragen. Doch diese uns am nächsten liegende Mittel sollen nicht die einzigen bleiben, die Regierungen haben deren sehr wirksame in Händen. Dahin gehört besonders die Einführung solcher fremder Pferde, welche die Eigenschaften, die den inländischen abgehen, in einem hohen Grade besitzen. Die Verbesserung der Schafzucht durch dieses Mittel hat dessen außerordentliche Wirksamkeit bewiesen. Allein bey dieser Kreuzung mit fremden Racen muß der Zweck nicht aus den Augen verloren werden, und der Schein nicht die Wirklichkeit verdrängen. Ob dieses Mittel durch Verbindungen unter Privatleuten, ob es durch Verfügungen der Regierungen angewendet wird, ist gleichgültig, nur erwarte man mit Geduld das Gelingen jedes Unternehmens, dessen Entwicklung nicht von mechanischen Kräften, nicht vom Herrscher-Wort abhängt, sondern gedenke immer unsrer Regel: unterrichtet, schützet und lasst machen! — Das erste gilt dem Menschen allein, beydes andre erfordert die Natur. —

Neue Brücke in Indien.

Aus einer Calcuttaer Zeitung vom 9ten May 1820 erhellt, daß der Rajah Rana Salim Sing, mit Erlaubniß des General-Gouverneurs Marquis von Hastings, eine Brücke über den Fluß Borkundie bauet, welche den Namen Hastings-Brücke führen soll, und von äußerstem Nutzen seyn wird. Denn bisher war öfters während der Regenzeit aller Verkehr zwischen Calcutta und den östlichen Gegenden ganze Tage lang abgeschnitten. Mit Einschluß der beyden Strebpfeiler wird sie über tausend Fuß lang seyn, wovon beynahe 700 Fuß zwischen die Ufer zu stehen kommen. Sie wird auf neunzehn Schwibbogen ruhen, welche sich von der Mitte an verkleinern. Allerdings wird es, wie bey allen indischen Brücken, an schöner Proportion fehlen, aber Festigkeit und Majestät werden dieß ersetzen, und in Indien werden sich wenig Brücken mit ihr vergleichen können. Die Schwibbo-

gen sind halbe Zirkel. Die ganze Höhe beträgt etwa 35 Fuß, mit Einschluß eines Geländers von 3½ Fuß. Die Oberfläche wird beynahe eben seyn, und sich nur in der Mitte ein wenig erheben. Breite zwischen den Brustwehren 24 Fuß. Man nimmt dazu ungeheure Granitmassen, der Grund beyder Strebpfeiler ist gediegener Fels. Sie wird im Laufe des Jahres 1822 fertig. Diese Brücke ist deswegen merkwürdig, weil sie zu einem historischen Denkmale eines der wichtigsten Ereignisse für Indien dient, nämlich der Ausrottung der Pindarries, der zahlreichsten und furchtbarsten aller Räuberhorden. Denn der dankbare und edle Radsch Sing erbaut sie von der Beute, die er den Räuberschaaren Kureem und Doast Mohummud im December des denkwürdigen Jahres 1817 abnahm.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig d. 4. Januar.

Was seit meinem lezten Bericht bis zum Schlusse des eben abgelaufnen Jahres auf unsere Bühne Bemerkenswerthes vorgefallen, möchte etwa folgendes seyn. Die Erscheinung der Mad. Marianna-Sessi als Pygmalion; da der Gesang hier die Hauptsache war, so werde ich von ihr nachher sprechen. Der achtzigjährige Veteran, Herr Bosenberg, pensionirtes Mitglied des K. Hoftheaters in Dresden, erinnerte das Publikum durch die Gastdarstellungen des Juden Baruch in Dienstpflicht als Constant in Selbstbeherrschung, und als Opperich in den Quälgeistern an den reichen Genuß, welchen sein komisches Talent demselben einst verschaffte, und erndete verdienten Beyfall ein. In einer gelungenen Vorstellung der Fanchon trat der Tenorist Hr. Höfler zum erstenmal als Mitglied der Gesellschaft auf. In Grillparzers Sappho sahen wir einen Hrn. Schmidt, Mitglied der Walterschen Gesellschaft, als Phaon auftreten. Sein Spiel zeigte einen Anfänger von Talent, der noch zu viel declamirt. Sein angenehmes Aeusseres, welches mimischer Mannichfaltigkeit fähig zu seyn scheint, verdient sorgfältige Ausbildung. Dem. Hauff die jüngere, welche schon seit einiger Zeit in jüngeren Mädchenrollen aufgetreten, legte als Melitta den Beweis guter Anlagen ab. Vorzüglich gelang ihr die Scene des zweyten Akts, und der Vortrag der wiederholten Worte: nehmt mich zu Euch, ihr Götter, zu Euch rc., deren Wiederholung leicht zu mechanisch oder künstlich wird, war untadelhaft. Eine, besonders von Seiten der Mad. Genast (Leonore von Este) und des Tasso (Hr. Stein) ausgezeichnete Darstellung als Torquato Tasso von Goethe war — leider nicht sehr besucht. Neu war im Monat December die Oper das Zauberglöckchen, nach Théaulon mit Musik von Herold. Die Musik ist größentheils recht hübsch, ohne sich jedoch dem Gedächtniß durch einen hervorstechenden Reiz einzuprägen; Spiel (besonders das der Dem. Böhler als Luzifer) und Scenerei aber werden diese Oper einige Zeit auf dem Repertoire erhalten. Endlich kamen auch am Schlusse des Jahres zwey ganz neue dramatische Produkte auf die Bühne, nämlich: Liebe und Großmuth, ein Familiengemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert in drey Aufzügen von K. L. M. Müller, (Herausgeber der Zeitung für die eleg. Welt), und Sophronia, Schauspiel in vier Aufzügen von dem hiesigen Kaufmann W. Gerhard, durch einen (in der Zeit. für die elegante Welt abgedruckten) Prolog der Clio eingeleitet. Da beydes einheimische Produkte sind, ersteres sogar in Leipzig spielt, der Verf. des leztern aber sich in dem gedachten Prologe durch Clio selbst als einen Dichter ankündigen läßt, der in unsrer Mitte lebt, so kann ich, durch die Vorwürfe, die man der Lokalkritik macht, gewissermaßen entschuldigt, eines Urtheils über diese Produkte um so mehr überhoben seyn, da in Hinsicht des leztern Parteyungen obwalteten, welche in diesem Gebiete immer unerfreulich sind. Am ersten Weihnachtsfeyertage gab die Direktion, wie gewöhnlich, eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung, in welcher manches Gute gut vorgetragen wurde; aber ein Epilog (nämlich Goethe's zum Essex) ohne vorhergegangenes Stück, und zwar im Kostüme, zu sprechen, hielt ich für einen unglücklichen Einfall.

Ich gehe nun zu den musikalischen Anstalten über. Hier ist zuerst das Abonnementkonzert zu nennen. Dieses zeichnet sich noch immer durch den Vortrag der größten Instrumentalstücke aus, welche die neuere Musik aufgestellt hat. So hörten wir auch in diesem Winter die großen Symphonien von Mozart, (D dur mit Schlußfuge) Haydn, Beethoven (Nro. 2 D dur und die heroica) den beyden Rombergen, Ries (Nro. 2 C moll und Spohr; und als neu die Symphonie aus D moll, welche lezterer für die philharmonische Gesellschaft in London geschrieben; ferner mehrere Ouvertüren, unter welchen die ältere zu Beethovens Fidelio, Cherubini's zum portugiesischen Gasthof, Winters zu Mahomet, und einige neuere von Lindpaintner z. B. zu Timantes, und Abrahams Opfer, beyde auf glänzenden Effekt berechnet, und von Louis Maurer. Die konzertirenden Stücke, welche bis zum Schlusse dieses Jahres in diesen Abonnementskonzerten vorgetragen wurden, waren: die Pianofortkonzerte von Mozart (C dur vorgetragen von der seit einiger Zeit hier lebenden Wittwe des Kapellmeisters A. F. Müller) von Ries (Cis moll, vorgetragen von Hrn. Musikdir. Schneider) und von Dussek (Es dur vorgetragen von dem talentvollen Reissiger, welcher, unterstüzt durch einige hiesige Musikfreunde, sich ganz der musikalischen Komposition widmen und nächstens nach Berlin gehen wird. Ferner trugen die Herren Matthäi, Lange und Klengel Violinkonzerte; für die Clarinette Herr Barth ein Konzert von Crussel, Nro. 14 Hr. Heinze ein anderes desselben Componisten und ein Konzertino von K. M. v. Weber; für die Flöte der brave Grinser ein neues Adagio mit Polonoise von Louis Maurer (etwas gedehnte Composition) und ein feuriges, originelles Konzert von Lindpaintner, so wie Herr Belcke ein Konzert von Wilms mit verdientem Beyfall vor, welches guten Flötenspielern sehr willkommen seyn wird. Der Gesang steht diesen Leistungen gegenwärtig etwas nach, daher die Direction mit Recht mehrere größere Orchesterstücke und Chöre zur Ausführung brachte. Dem. Comet aus Prag, eine junge Sängerin, welche an die Stelle der in den vorigen Jahren engagirten Mad. Sessi als Solosängerin getreten ist, besizt Naturgaben, welche zu einer ausgezeichneten Sängerin erforderlich sind, deren vollkommene Ausbildung aber nicht in ihre Jahre fallen kann. Benuzung guter Muster im neueren Vortrag (und hier müssen wir Mad. Sessi vorzüglich rühmen) und geistige Entwickelung anderer Art, können in Verbindung mit wohlwollender Aufmunterung diese Ausbildung herbeyführen. Von Chören und Cantaten hörten wir Haydns herrliche Schöpfung, A. Rombergs Harmonie der Sphären und seine vielbedeutendere Composition des 110. Psalms zum erstenmale (sie ist b. Peters im Stich erschienen und Sr. Maj. dem König von Sachsen dedicirt). Leztere ist im strengen kirchlichen Style gearbeitet. Von vorzüglicher Wirkung ist der ruhige Saz: „Dein ist des Sieges Preis“ worauf die Meisterfuge folgt: „Du der Priester jezt und immer rc.“ Die Einleitung zu Righini's Gierusalemme liberata und Haydn's tempesta gehören noch hieher; die Schlußsäze zu Medea aber machen im Konzert durchaus keine Wirkung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 12.

Nr. 12.

Literatur = Blatt.

Freitag den 9. Februar 1821.

Heilkunde.

Neue Beobachtungen über die in Würtemberg so häufig vorfallenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste. Von Dr. Justinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsperg. Tübingen b. Osiander 1820. 120 S. 8.

Das Artefact, die Wurst, macht seit einiger Zeit auch in den Wissenschaften von sich sprechen. Deyeux schrieb die Ursache des gleichförmigen Gerinnens der Blutmasse bey Bereitung der Würste einem vom eyweiß= und fadenartigen Theile des Bluts verschiedenen Stoffe zu, den er Tommeline (von tomacula?) oder Wurststoff nannte. (S. Fourcroy syst. des connoiss chim. t. IX p. 154.) Gab dieser Wurststoff den Wurstschmauß=Liebhabern hie und da Stoff zum Lachen, so sind sie jezt im Gegentheil über das neue, widerum eine Quelle des thierischen Vergnügens verunreinigende heillose Gift höchst betreten. Sie mögen sich jedoch beruhigen. Denn nur in geräucherten Würsten, (wahrscheinlich weil man mit Verspeisung der ungeräucherten aus leicht begreiflichen Gründen nicht zögert,) und blos in Würtemberg scheint unbegreiflicherweise das Wurstgift zu Hause zu seyn.

Schon im Jahr 1802 machte der würtemberg. Rath und Leibarzt D. Jäger im Namen des Collegii archiatralis eine Warnung in Hinsicht des schädlichen Genusses geräucherter Blutwürste bekannt. (S. Reichsanzeiger 1802 N. 309.) Er gab die bey Wurstvergiftungen vorkommenden Zufälle und Erscheinungen an, und zog daraus, daß Schwindel, schwankender Gang, Erweiterung des Augensterns, schwaches Gesicht, Funkeln vor den Augen, Doppelsehen, Lähmung der obern Augenlieder, sogar gänzliche Blindheit sich darunter befanden, die Vermuthung, die Schädlichkeit der geräucherten Würste hange, außer und neben einer faulichten und ranzigen Verderbniß, in welche sie allerdings übergehn könnten, doch wohl von einem betäubenden Pflanzengifte ab. Sein Verdacht fiel auf die Schwindel erregenden Kockelskörner, welche der zum Würzen der Würste gebrauchten sogenannten Neuen (insonderheit der großen englischen oder spanischen) Würze, entweder aus Irrthum, oder aus Gewinnsucht, seiner Meinung nach leicht untergeschoben werden könnten; wie man denn wirklich (s. Hagens Lehrb. der Apothekerkunst, Auf. 1806, Th. 1 S. 349) nach dem Genuße dieser leztern Betäubung und Schwindel beobachtet haben wollte.

Im Jahr 1817 machten die HH. Doctoren Kerner und Steinbuch in den Tübinger Blättern (3 B. 1 St.) wiederum einige Fälle von Wurstvergiftung bekannt. Die hiebey beobachteten Erscheinungen waren: Uebelseyn und Erbrechen, einige Zeit, oft erst 24 Stunden nach dem Genusse der verdächtigen Wurst. Diesen folgte: Schwindel, (den jedoch Hr. D. Kerner seiner Hypothese zu Gefallen blos für Neigung zur Ohnmacht wegen gehemmter Herzthätigkeit will gelten lassen,) Doppelsehen, Erweiterung und Unbeweglichkeit der Pupillen, Lähmung der Augenmuskeln, erschwertes oder ganz verhindertes Schlingen, hartnäckige Leibesverstopfung, Schwäche der obern, hauptsächlich aber der untern Gliedmaßen, Trockenheit des Mundes und Schlundes, der Augen und Ohren, der Nase und Haut, Röthe des Gesichts und Anschwellung der Halsadern, Heiserkeit, Schmerz im Kehlkopfe, erschwerte Sprache, Stummheit, Brustbeklemmung, Abneigung gegen das Verschlingen von Flüssigkeiten, Neigung zum Zorn, Harnbeschwerden und vermehrte Urinabsonderung, schwacher jedoch langsamer Puls, und bey ungestörtem Bewußtseyn, bey ungeschwächtem Gehör= und Gesichtssinn, entweder Tod binnen 3 bis 7 Tagen, oder sehr langsame Genesung. Bey den Leichenöffnungen der an Wurstvergiftung Gestorbenen zeigten sich die Muskeln hart und wie gefroren, kein übler Geruch, der Schlund und das Herz welk und faltig, die innere Wand der Luftröhre, der Herzhöhlen, des Bogens der Aorta, der Gallenblase, des Magens, (am leztern besonders eine handgroße Stelle gegen die obere Magenöffnung zu,) so wie die äußere Oberfläche der Speiseröhre, da wo die herumstreifenden Nerven an ihr herabsteigen, ingleichen das Rippenfell, entzündet, der Darmkanal braun, bleyfarbig, zum Theil brandig, und in seinem untern Theile lettenartige, harte Excremente enthaltend, die Lungen schwarz marmorirt und von leberartiger Consistenz, das Blut in den

Herzventrikeln und der Hohlvene dünnflüssig und schwarz. In den verdächtigen, aus den gewöhnlichen Ingredienzien meist von den Bauern selbst verfertigten Blut- und Leberwürsten, welche eine Zeitlang im Rauche gehangen, und einen widerlichen, sauern, faulichten Geschmack angenommen hatten, wollte man neuentstandne fettige Massen bemerkt haben; bey der chemischen Untersuchung könnte man übrigens in den Würsten selbst, so wie in dem gesammelten Inhalte des Magens- und Darmkanals weder Blausäure noch irgend ein mineralisches Gift, und eben so wenig durch sinnliche Wahrnehmung, Ueberreste giftiger Pflanzentheile entdecken.

In vorliegender Schrift nun theilt Hr. D. Kerner seine Meinung über die Ursache, das Wesen, und die Heilung der in seinem Vaterlande so häufig*) vorkommenden Wurstvergiftung mit, und erzählt drey neue Fälle, welche die Diagnostik dieser heillosen Erscheinung vervollständigen, und beweisen, daß sie nicht blos in den waldigen, sondern auch in andern Gegenden Würtembergs zu Hause ist. Besonders merkwürdig ist der zweyte Fall. Hier waren meist alle so eben angegebnen Symptome vorhanden, welche auf eine Lähmung der Augenmuskeln und Pupillen sowohl, als der Speiseröhre, des Darmkanals, der Drüsen und Schleimhöhlen schließen lassen, (denn die Lungen litten, wie es wohl in tödtlich werdenden Fällen zu geschehen pflegt, weniger, und die Sprachwerkzeuge gar nicht;) außer diesen bemerkte man aber noch, daß der Herzschlag cessirte oder ganz unmerklich wurde, der doch in gesunden Tagen sehr stark gewesen war, daß beym Gehen Neigung zu Ohnmachten entstand, beym Ausspülen des Mundes das dazu gebrauchte Wasser eine milchichte Farbe bekam, und mit einem croupartigen Husten sichtbar Häute ausgeworfen wurden.

Was zuförderst die Ursache der Wurstvergiftung anlangt, so ist alles, was man bis jezt darüber sagen kann, blos Hypothese. Hr. D. Kerner widerlegt diejenigen, welche die Blausäure, die brenzlichte Holzsäure oder ein Pflanzengift in Verdacht haben, und vermuthet dagegen, daß das Wurstgift, (denn so nennt er vor der Hand die unbekannte Ursache dieser Vergiftung) sich aus thierischer, durch gewisse Umstände modificirter Fäulniß entwickle. Zu diesen Umständen rechnet er, daß die vielleicht zu locker gestopfte, schlecht gesottne, und etwas Wasser oder Wasserdampf enthaltende Wurstmasse in luftdichte Häute (die Därme, den Magen) eingeschlossen sey; und im Schornsteine wahrscheinlich wiederholt friere und wieder aufthaue.

Allerdings entstehen durch die Fäulniß thierischer Körper Zersetzungen und neue Verbindungen, welche verschieden sind, je nachdem die Fäulniß durch Ausschließung der Luft, durch die verschiedene Quantität des faulenden Körpers und seine Nachbarschaft mit andern Körpern, imgleichen durch die verschiedene Temperatur, worinnen er sich befindet, verschieden modificirt wird. Bekannt ist dasjenige, was menschlichen Leichnamen widerfährt, wenn sie in Masse begraben und übereinander geschichtet werden. Man findet sie nämlich, da sie keine, die völlige Fäulniß, und die Aufnahme der dabey sich entwickelnden Stoffe begünstigende erdige oder luftige Umgebung haben, nach einer gewissen Zeit in eine fett- oder wallrathähnliche Masse verwandelt. Dieß war der Fall bey der Umgrabung des Cimetière des Innocens zu Paris im J. 1786 und 1787, und bey der Dislocation der dort in Masse beerdigten Leichname. Dem Berichte zufolge, welchen Fourcroy von dieser großen Expedition gegeben hat, entwickelte sich dabey ein für die Arbeiter mörderisches Product, vielleicht, wie Mitchill behauptet, Stickstofföxydulgas, oder sogenanntes Lustgas, dessen merkwürdige, auf den Prozeß der Respiration höchst nachtheilige Wirkungen durch Davy, Proust, Thenard, Vauquelin etc. außer allem Zweifel gesezt sind. War nun schon das Einathmen dieser oder einer ähnlichen aus diesen Grüften sich entwickelnden Gasart für die Todtengräber etc. von nachtheiligen und tödtlichen Folgen, so möchten wohl der Wurstvergiftung ähnliche oder gleiche Wirkungen entstehen, wenn sich jemand einfallen lassen sollte, von solchen in einem dergl. Verwesungsprocesse erst begriffenen Leichen zu speisen. Was sind aber locker gestopfte, nicht gehörig verwällte und schlecht geräucherte Würste wohl anderes, als in einem ähnlichen Fäulungsprocesse begriffene Leichname, und kann es auffallen, wenn deren Genuß nachtheilige und tödtliche Folgen hat?

Was ferner das Wesen der Wurstvergiftung betrifft, so besteht es, nach Hr. D. Kerners Meinung, in einem der Lähmung mehr oder weniger sich nähernden Zustande, nicht allein des eigentlichen, blos oder vorstehend dem vegetativen Leben gewidmeten sympathischen oder sogenannten Ganglien-Systems, sondern auch des mit diesem in genauer Verbindung stehenden herumschweifenden Nervenpaars, (in welchem Falle sie tödtlicher wird,) und aller derjenigen Gehirnnerven, z. B. des 3, 4, 5, 6, und 9ten Paars, die nicht, wie das 1ste, 2te und 7te reine Sinnnerven sind. Auf das mit der Seele näher verbundne Hirn- und Rückenmark hingegen, und die diesen beyden einzig oder vorzüglich untergeordneten, dem sensitiven Leben blos oder doch vorstehend dienenden Nerven äußert das Wurstgift, dieser Hypothese zufolge, keinen schädlichen Einfluß, wenigstens nicht unmittelbar. Sonach hätte das Wurstgift frappante Aehnlichkeit mit dem Preßzwange, welcher das regelmäßige und symmetrische, ein contrahirtes Centrum habende Cerebralsystem der reinen Monarchie unmittelbar nicht schädlich berührt, hingegen für das regellose und freye, ein dissemi-

*) So viel nur Hr. D. Kerner bekannt wurden, erkrankten in einer kurzen Reihe von Jahren 76 Personen durch den Genuß geräucherter Leber- und Blutwürste; von diesen 76 starben 37.

nirtes Centrum besitzende Ganglienſystem der Demokratie ein tödtendes Gift ist. Es scheint jedoch, gleichwie man heut zu Tage in der Politik den Einfluß der Alleinherrschaft und Aristokratie zu sehr durch Constitutionen und dergl. beschränken will, die Herrschaft des Ganglienſystems werde seit den Untersuchungen der Franzosen, insonderheit Bichats, jezt von den Physiologen ebenfalls zu sehr auf Kosten des Hirns und Rückenmarkes ausgedehnt; wogegen freylich Preßzwang und Wurstgift, mit Erlaubniß der Herren Staats- und Natur-Minister sey es gesagt, Mittel seyn möchten, die wie die Faust auf's Auge passen. Hrn. D. Kerners Schluß, daß alles, worauf das Wurstgift schädlich einwirkt, unter dem Einflusse des sympathischen Systems stehe, ist auf die erst zu erweisende Voraussetzung gebaut, das Wurstgift wirke lähmend blos auf das sympathische System. Eine solche Voraussetzung aber dadurch begründen zu wollen, daß man alles zum sympathischen System rechnet, was vom Wurstgift afficirt wird, heißt sich in einem syllogistischen Zirkel herumdrehen. Ein Trost ist's noch, zu vernehmen, daß durch Uebung und festen angestrengten Willen das Gehirn, (sogar wo das eigne schläft, z. B. im magnetischen Zustande, ein fremdes Gehirn,) über dieses brutale, selbst Herz und Augen bestrickende Bauchsystem, Herr werden könne; auch möchte ein einziger von Hr. D. Kerner erzählter Krankheitsfall weder den ausschließlichen Einfluß des sympathischen Systems auf das Herz begründen, noch Le Gallois Entdeckung widerlegen, vermöge welcher der Ursprung und die Abhängigkeit der Kraft des Herzens vom Rückenmarke außer allen Zweifel gesezt zu seyn scheint. Wie sehr der V. die Macht des sympathischen Systems auszudehnen trachtet, geht unter andern daraus hervor, daß, weil ein an der Wurstvergiftung Leidender während der ganzen Krankheit nicht geträumt zu haben versicherte, er deshalb nicht ungeneigt ist, die Träume von dem sympathischen Systeme, diesem Bauchgehirne, diesem Echo und Affen des wahren Gehirns, wie er es nennt, abhängig zu machen. Ref. ist nun zwar weit entfernt, diesem großen sympathischen Nerven, dieses sogenannte Ganglienſystem, dessen Macht man bis an die Pforte des Gehirns ausdehnen will, mit Magendie (s. dessen Grundriß der Physiolog. a. d. Fr. v. Heusinger Th. 1. S. 148) gar nicht als einen Theil des Nervensystems anzuerkennen: allein eben so wenig will ihm die Selbständigkeit und Souverainetät desselben innerhalb der vegetativen Sphäre einleuchten. In der Wirklichkeit sind wohl die vegetative, animalische und sensitive Sphäre, wenn sie, wie bey den vollkommnern Thieren, zu einem Ganzen sich vereinigen, nicht so scharf eine von der andern getrennt, als man jezt hie und da anzunehmen geneigt scheint; alle drey greifen in einander ein, oder gehn vielmehr in einander über, und sind vorzüglich im Menschen wechselseitig eine von der andern, und sämmtlich wahrscheinlich von dem nämlichen Princip abhängig. Die Wirkungen des Wurstgifts auf das Herz, das Ciliarsystem ꝛc. sind im Grunde doch nichts anderes als sogenannte consensuelle Wirkungen; und es läuft auf die alte Frage hinaus: Sind die Erscheinungen der Nervensympathie, wie Vieussens, Boerhaave ꝛc. wollen, aus einer unmittelbaren Gemeinschaft und Verbindung der Nerven in ihren Aesten, Geflechten und Knoten zu erklären, — oder aber, nach Stahls, Whytts, Platners ꝛc. Meinung, aus der mittelbaren Gemeinschaft, welche die Nerven durch ihre Anfänge im Gehirn mit einander haben. Stimmt man für das Leztere, so sind jene Erscheinungen theils als thierische Bestrebungen der Seele anzusehen, durch welche, allerdings nicht immer zweckmäßig, dem deutlich oder dunkel empfundenem Reize entgegen gewirkt wird, — theils als Folgen geheimer Ideenassoziationen, als Folgen von Verbindungen bewußtloser thierischer Gefühle, die eben so wie die klaren Vorstellungen im Gedächtnisse vereint bleiben, und durch den Einfluß der Gleichzeitigkeit, Aufeinanderfolge und Aehnlichkeit gegenseitig einander wieder erwecken.

Was endlich die Heilung der Wurstvergiftung anlangt, so scheinen alle bisher gebrauchten Mittel ohne sonderlichen Erfolg, und wenn Genesung erfolgte, leztere ein Werk der Natur gewesen zu seyn. Hier ist vielleicht der Fall, wo nach vorausgegangenen Ausleerungen die homöopatische Indication zulässig seyn möchte.

Bibliographische Uebersicht
der neuesten französischen Literatur. Oktober 1820.

(Fortsetzung.)

Gesetzgebung. Code électoral, enthaltend die Charte, die Wahlgesetze, die Verordnungen und ministeriellen Instruktionen, mit erklärenden Anmerkungen, von Isambert, Advocat beym Conseil des Königs und dem Cassations-Tribunale. Diese erklärenden, oder vielmehr kritischen Anmerkungen geben vorliegender Schrift einen ausgezeichneten Werth; doch finden sich unter den Instruktionen auch einige, die bis jezt noch nicht gedruckt worden sind, folglich auch diejenigen, die zulezt vom gegenwärtigen Minister des Innern ertheilt wurden, und worin die Auflösung von 47 Streitfragen enthalten ist. Einige dieser Auflösungen bestreitet H. Isambert mit seiner bekannten Geschicklichkeit. Seine Bemerkungen über die Wahlgesetze vom 5. Februar und 29. Juni, sind sehr umfassend und werden noch oft zu Rathe gezogen werden. Eigentlich ist diese Schrift nur ein Bruchstück der vollständigen Sammlung der französischen Gesetze des nämlichen Verfas-

sers, wovon wir zu seiner Zeit die Anzeige gemacht haben. Diese Sammlung wird mit dem größten Beyfall fortgesetzt, ja einige französische Rechtsgelehrte legen ihr einen klassischen Werth bey. Der Code électoral macht einen Oktavband aus. Bey Dècle. — Du droit de cité, des droits d'élections qui en derivent. Vom Stadtrechte und von den Wahlrechten als Folge von ersteren, in besonderer Rücksicht auf die Beamten der öffentlichen Verwaltung, Friedensrichter, National-Garden und Deputirte. Dieses ist der etwas abgekürzte Titel einer kleinen Schrift, die viel Licht über einen Gegenstand verbreitet, dessen Wichtigkeit vielleicht nie allgemeiner und inniger beherziget worden ist, als in diesem Augenblicke. Besonders zeichnen sich die Capitel, wo von der bürgerlichen und von der gerichtlichen Verwaltung, imgleichen von der innern Organisation die Rede ist, durch weise Ansichten und nützliche Verbesserungsentwürfe aus. Aber der Verfasser bleibt nicht bey spekulativen Ideen stehen, wovon die Anwendung oft unmöglich ist, sondern wenn er einen Mißbrauch rügt, so zeigt er auch zugleich die Mittel zu seiner Verbesserung an. Freunde der Ordnung werden ihm gewiß in der vorgeschlagenen Einschränkung der öffentlichen Gewalt und des Dienstes der National-Garden beystimmen. Sehr reichhaltig ist auch das Capitel, welches vom Rechte der Franzosen bey der Wahl ihrer Deputirten handelt. Der Verfasser, ehemaliger Notarius zu Paris, giebt nur den Anfangsbuchstaben seines Namens, G . . ., zu erkennen. 11 Bogen Druck in 8. Bey Delaunay. — Note sur la véritable interprétation d'une loi italienne. Diese kleine Schrift beziehet sich auf ein Gesetz Piemonts, welches den Einwohnern verbietet, nichts in der Fremde drucken zu lassen, ohne es vorher der Censur ihres Vaterlandes vorgelegt, und von ihr die Erlaubniß der öffentlichen Bekanntmachung erhalten zu haben. An sich also ist diese kleine Schrift von keiner großen Bedeutung oder allgemeinem Interesse. Aber man lernt bey dieser Gelegenheit den Namen eines sehr originellen Schriftstellers kennen, der in den lezten Jahren eine Menge anonymer oder pseudonymer Schriften in Paris hat drucken lassen, unter andern die Geschichte des wandernden Juden, Histoire du Juif errant, die viel Aufsehen erregte. Bald nannte er sich Thomas Neomorus, bald Graf Ortofilo Ausonico. Unter leztern Namen haben wir vor einigen Monaten eine Flugschrift von ihm angekündiget, die den Titel führt: Considerations politiques sur l'Italie (Siehe Literatur-Blatt Nro. 38 Seite 151). Der wahre Name des Verfassers ist Graf Charles Pasero, aus Turin gebürtig und seit 1816 in Frankreich sich aufhaltend. Gegenwärtige kleine Schrift enthält einen Bogen Druck in 8. Bey Bailleul.

Politik. Tableau politique et litteraire de la France, en 1814 et 1815. Auszug aus den besten Schriften dieses, wie der Titel sagt, glücklichen Zeitabschnittes. 3 Bände in 8. 59 Bogen Druck. Preis 18 Fr. Bey Beauce. — Considerations sur l'Etat politique de l'Europe. Diese Betrachtungen des bekannten politischen Schriftstellers M. A. Jay, beziehen sich insbesondere auf Frankreich, auf die Censur und auf die Wahlen; sie sind als Nachtrag zu Keratrys historischen Urkunden zu betrachten, die wie im vorigen Monat angezeigt haben. Dritte Auflage. 3½ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Baudouin. — Lettre à M. Keratry au sujet de ses Documens historiques. Par A. Oswalde. 1 Bogen Druck in 8. Bey Dentu. — Les Arière-pensées du parti liberal, ou Refutation adressée à M. Keratry, deputé breton, par un électeur picard. 3½ Bogen Druck in 8. Preis 75 Cent. Bey Pillet. — Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel; par F. Guizot. Diese Schrift, wovon in wenig Tagen die zweyte Auflage erschienen ist, findet nicht weniger Widersacher als Keratrys historische Urkunden. 21 Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr. Bey Ladvocat. — Du Système des Doctrinaires, oder Bemerkungen über eine Schrift des Herrn Guizot, die den Titel führt: Ueber die französische Regierung u. s. w. 3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Egron. — Lettre à M. le marquis de Latour-Maubourg, ministre de la guerre. Ueber die Auftritte zu Saumur am 7ten und 8ten Oktober. Von Benjamin Constant. 1½ Bogen Druck in 8. Preis 75 Cent. Bey Bechet. — Les deux cloches, ou les Accusateurs en regard. Geschichte des Monats Juni 1820. Von Poutignac de Villars. Zweyte Ausgabe. Die erste hatte Rioni de Gevaudan zum Verfasser; wahrscheinlich war dieser Name pseudonym. 23 Bogen Druck in 8. Der Verfasser ist selbst Verleger seiner Schrift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß der in Oestreich erscheinenden politischen und literarischen Zeitungen in verschiedenen Sprachen, welche in Wien zu haben sind.

Politische Zeitungen.

Beobachter (österreichischer). — Bothe aus Tyrol. — Brünner Zeitung. — Ephemerides posonienses politico-statisticae. — Gazetta di Milano. — Gazetta Veneta. — Gazetta Lwowska. — Grätzer Zeitung. — Hazai's külföldi Tudositások. — Klagenfurther Zeitung. — Laybacher Zeitung. — Lemberger Zeitung. — Linzer Zeitung. — Magyar Kurir. — Ofner Zeitung (deutsche) mit gemeinnützigen Blättern. — Osservatore triestieno. — Prager Ober-Postamts-Zeitung. — Preßburger Zeitung nebst einem Intelligenz- und Unterhaltungsblatt. — Salzburger Zeitung. — Serbische Zeitung. — Siebenbürger Bothe. — Telegraph in griechischer Sprache. — Troppauer Zeitung. — Wanderer (der) ein Volksblatt. — Wiener Zeitung.

Literarische Zeitungen, Wochen- und Monatschriften.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. — Bibliotheca italiana. — Calliope (in griechischer Sprache) — Concordia. — Conversations-Blatt mit Kupfern. — Corriere delle dame. — Eipeldauer Briefe mit Kupfern. — detto ohne Kupfer. — Geist der Zeit. — Hesperus, oder Belehrung und Unterhaltung. — Jahrbücher der Literatur. — Literarischer Anzeiger. — Logios Hermes (in griechischer Sprache). — Medicinisch-chirurgische Zeitung. — Militärische Zeitschrift. — Musikalische Zeitung, mit 12 interessanten musikalischen Beylagen. — Oelzweige. Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. — Pannonia. — Portate. — Prezzo corrente. — Repertorium (allgemeines literarisches). — Salzburger Amts- und Intelligenz-Blatt. — Sammler (der) ein Unterhaltungs-Blatt. — Spettatore di Milano. — Theater-Zeitung, oder Gesellschafts-Blatt für Kunst, Literatur, und geselliges Leben. — Theologische Zeitschrift. — Wiener Courszettel. — Wiener Modezeitung, nunmehr Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, mit 52 vorzüglichen illuminirten Modekupfern.

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 10. Februar 1821.

Die Unschuld geht auf lichten Pfaden,
Sie fürchtet Kluft und Abgrund nicht;
Doch Flammen sieht, wer Schuld beladen,
Wo golden glänzt des Tages Licht.

Adr.

Emmy.

(Fortsetzung.)

Ein Körbchen am Arme flog Emmy mit dem Ticino in fast eben so kühnen Sprüngen in das Thal hinab und begrüßte die milde, italienische Luft, und die Blumen und die Kinder von Airola auf das freudigste und herzlichste; dann eilte sie an Navedro vorbey, durch die engen, stillen Felsenwege fort und gelangte glücklich nach Ambri.

Pippo blickte dem Mädchen eine Strecke weit nach und nahm, wie er sich allein sah, das Tuch von der Leiche weg, entschlossen, den Alten selbst zu begraben, und, sollte allenfalls Nachfrage geschehen, alles zu gestehen, was sich begeben habe.

Er untersuchte, während er durch den Schrecken und das im Uebermaß genossene Frühstück keiner Ueberlegung fähig war, des Fremden Taschen, in denen er eine Brieftasche und einen seidenen Beutel mit Goldstücken fand. Er legte alles das zusammen in ein Wand-Schränklein und ging hinaus, ein Grab zu graben.

„Da wäre ich ja auf einmal ein reicher Mann!“ sagte er zu sich selbst, wie er langsam den Schnee aufhaute und fuhr, sich manchmal furchtsam umsehend, fort: „da brauchte ich nicht mehr auf diesen eisigen Höhen und in der schlechten Hütte zu wohnen und mich Tag und Nacht um den Erwerb dieses dürftigen Lebens zu quälen und abzumühen. Ich zöge hinab in das Thal und meine Emmy — nun, die wird sich freuen, wenn sie mit andern Mädchen in Gesellschaft leben, und mit denen ihre schönen jungen Jahre genießen kann! Aber ist denn das Gold schon mein Eigenthum?“

Er grub stärker und fleißiger, um sein Gewissen nicht sprechen zu hören, und eilte, da das Grab fertig war, in die Hütte, nahm den Todten, wie er die vergangene Nacht gethan, auf seine Schultern, und trug ihn zum Grabe. Er hatte aber vergessen, seine Hacke, mit der er die Grube zuscharren wollte, wieder aus der Hütte mitzunehmen: er legte die Leiche daher in die Grube und eilte zurück diese zu holen. Als sie gefunden, und er zu dem Grabe zurück kam, sah er zu seinem größten Schrecken, daß die Grube leer und der Todte nirgends mehr zu sehen war: in den nahen Klüften hörte er das Kreischen der Adler und ihren wilden Flügelschlag; das erleichterte ihm das Herz ein wenig, denn er dachte, die hungrigen Vögel hätten die Leiche gewittert und weggetragen. Er bestieg eine nahe Felsenspitze und sah in einem tiefen Eisthale mehrere Adler sich um ihre Beute streiten, ohne jedoch erkennen zu können, ob es die Leiche sey. Besorgt und nachdenkend kehrte er in die Hütte zurück, und wollte eben sein Schränklein aufschließen, um die Brieftasche herauszuholen, als er das Geklingel von Maulthieren hörte, die von der Südseite heraufkamen; er schloß sein Schränklein in Eile, nahm sich zusammen und ging den Maulthiertreibern entgegen. Zu seinem großen Verdruß blieben die Gäste mehrere Stunden, fütterten ihre Thiere, erquickten sich, lachten, sangen und spielten, sich wundernd über des sonst so heitern Pippo's Ernst und Stillschweigen. Dieser fand dafür leicht einen

Vorwand und die Treiber zogen lustig gen Hospital hinunter, dem schönen Urserenthale zu.

Obgleich es schon spät war und Emmy jeden Augenblick zurückkommen konnte, so trieb die Neugierde Pippo'n doch, die Brieftasche zu untersuchen; er hatte aber die Sammetkapsel kaum auseinander gezogen, so hörte er schon Emmy's Silberstimme die Höhe herauf klingen; er packte unwillig zum zweytenmal zusammen und nahm Emmy's freundlichen Abendgruß mit gleichgültigem Danke hin.

„Was dem Vater nur fehlen mag?" dachte Emmy, als sie in ihr Kämmerlein ging und sich beym Sternenlicht auszog, um schlafen zu gehen; denn sie war sehr müde geworden. „Es ist gerade, als hätte er etwas recht Schweres auf dem Herzen, und als müßte er es mir verbergen. Ach, ich theilte ja seine Sorgen so gern und wollte Alles, Alles für ihn leiden!" Sie betete ihr Abendgebet leise und gerührter, denn jemals; sie gedachte darin ihrer verstorbenen Mutter um so inniger, da sich das Herz ihres Vaters von ihr abwenden wollte und sie dann ganz allein auf der Erde war. Während des Gebetes schlief sie ein und erwachte mit dem ersten Strahl des Tages, aufgeschreckt durch den nämlichen Traum, welcher sie in der vergangenen Nacht geängstiget hatte.

Es kam ihr nämlich vor, als säße sie an einem ungeheuern Felsenhang einsam und allein, und sähe dem Spiel der ziehenden Wolken und deren wunderbaren Gestaltungen zu: eine süße Sehnsucht schien sie zu fassen, fortzusegeln mit den luftigen Gebilden in ferne, schönere Lande, wo sie die geliebte Mutter wieder zu finden hoffte. Plötzlich aber zerriß Nebel und Wolkenflor, und der reine, blaue Himmel und die blumenbesäete Erde lachten sie auf das freundlichste an; dort goldenes Sonnenlicht in tiefer Bläue, aus der sie die tausend Funken der Sterne liebevoll glänzen sah; hier ein weiter Garten, paradiesische Länder weit nach Süden hinab sich ziehend, voller Blumen-Glanz — eine ganze, neue, schöne Welt vor dem erstaunten Auge. Und tief am Horizont glaubte sie einen Adler schweben zu sehen, bemerkte aber bald, daß es eine Wolke sey, die sich mehr und mehr ausdehnte, die Fittige weitum ausbreitend und das schöne Land wie mit einem Leichentuche bedeckend. Sie selbst stand hoch oben, erhaben über das furchtbare Wetter, das eine Welt zu ihren Füßen verschlingen zu wollen schien, und umglänzt von Sonnenschein, während unten eine rabenschwarze Nacht sich über Thäler und Auen legte. Blitze zückten, Donner rollten, — ein furchtbares Wetter; Flamme auf Flamme, Schlag auf Schlag! Zwischen die sich reibenden Wolken donnerten die Lawinen hinein, daß die Berge wie Sandhaufen zerstoben. Und da, — wer malt der guten Emmy Schrecken! — da, zwischen stürzenden Lawinen, in Mitten der schrecklichen Wetter, des tobenden Sturmes, der zerrissenen Wolkenmassen sieht sie ihren Vater wimmernd sich winden und stürzt sich hinab in das Grauß, um den Theuern zu retten und — die Angst weckte sie so am heutigen, wie am gestrigen Morgen auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der ersten Benutzung der Dämpfe zu mechanischen Zwecken und deren jetzigen Gebrauch zu Dampfböten. *)

Die wichtige Erfindung, große Körper durch Dämpfe aufzuheben, ist nicht neu, und es war die Aufgabe mehrerer Jahre, sie zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen, den sie jezt besizt. Es war der Marquis von Worchester, dem es im Jahr 1663 zuerst einfiel, verdünnte Dämpfe als bewegende Kraft anzuwenden. Er handelte davon in seinem Werke: A Century of inventions (ein Jahrhundert von Erfindungen), welches eine Menge originelle, aber unausführbare Ansichten enthält. In diesem Werke schöpfte Savary 1669 seine ersten Begriffe einer Dampfmaschine, die er sogar auf eine unvollkommene Art auszuführen anfing. 1706 machte ein gewisser Newcommon eine der wichtigsten Entdeckungen durch den Cylinder, in welchem der elastische Dampf unter einem Stempel wirksam ist. Newcommon brachte diese Kraft vermöge eines Hebels bey einer Pumpe an, weßhalb diese Maschine Feuerpumpe genannt ward; 1717 machte Beighton einige Veränderungen an dieser Maschine; Watts aus Glasgow, war es aber vorbehalten, die Kunst der Dampfmaschinen in ein geregeltes System zu bringen; aber auch ihm gelang es erst 1781, eine kreisförmige Bewegung der Dämpfe um eine feste Achse zu bewerkstelligen. Auf diese Entdeckungen gründen sich alle die Maschinen, welche Englands Fabriken so ein beyspielloses Uebergewicht über alle andere verschafften. 1802 baute Fulton auf der Seine das erste Dampfboot. Der Versuch war unvollkommen, im Vergleich desjenigen Fahrzeugs, was eben dieser Mechaniker 1808 in Newyork verfertigte, welches in der Folge allen andern zum Muster diente. **)

---

*) Bruchstück aus Klingowström, schwedischem Staabsoffizier. A. d. Fr.

**) Die Entdeckung jener ungeheuren Kraft zum Nutzen des Menschen, war demnach den Gelehrten über hundert Jahre bekannt, ehe man sie im gemeinen Leben anzuwenden wußte; ja für den größten Theil von Europa ist sie noch bis jezt nur eine historisch bekannte Sache, die in mancher ihrer Anwendungen mehr Furcht wie Zutrauen einflößt. Unsre noch lebenden Eltern haben auch Entdeckungen machen sehen, sie schienen unglaublich, wurden bezweifelt, verspottet, und gehören jezt, in dem größten Theil der Welt, unter die alltäglichsten Gebräuche. (Blitzableiter, Schutzpocken und die Armuth nährenden, aber auch Arme vor dem Hunger schützenden Kartoffeln.) Andere Entdeckungen sahen wir machen, die zwar allgemein bekannt, in ihrem Gebrauch

In England und Frankreich werden diese Dampfböte im Vergleich dessen, was sie in der neuen Welt sind, nur im verjüngtesten Maßstab gebaut. Dort stehen sie mit der Größe der Flüsse und Binnen-Seen im Verhältniß. Auf dem Ohio und seinen verwandten Flüssen, verbinden sie, auf 50,000 Meilen ihres Laufes, die Bewohner eines Landstrichs von 16,666 Meilen Landes, wodurch in der bisher noch spärlich bevölkerten Gegend der Verkehr unglaublich erleichtert und die Zunahme des Anbaues, so wie der neuen Anbauer, auf das Wirksamste befördert werden.

Seit dem Jahr 1808, wo das erste Dampfboot in Amerika auf dem Hudson-Flusse in Gebrauch kam, hat sich ihre Zahl unglaublich vermehrt. In Neuyork bestehen jezt deren zehn, die einzig zum Transport der Reisenden von hier nach Philadelphia und Boston hin und her gehen. Von Neuyork nach Albany reist man gänzlich auf Dampfböten. Außer diesen zehn Fahrzeugen befinden sich in Neuyork noch zwey Dampffähren, in welchen Wagen und Pferde nach Neu-Jersey, Pauls Hook oder nach Long Island übergesezt werden. In Neu-Orleans zählt man über funfzig Dampfboote verschiedener Größe, welche den Mississipi mit seinen großen Nebenflüssen bis Pittsburg in Pensylvanien befahren. Diese Boote sind auch mit der Küstenfahrt beschäftigt, und laden zusammengenommen 7306 Tonnen.

Miszellen.

In der neuen Geschichte von Paris, von Hrn. J. A. Dulaure, findet sich eine sehr erfreuliche Aufklärung über den Ursprung der Verehrung des heiligen Dionys (St. Denis), Schutz-Patron von Paris. Hr. Dulaure glaubt hinreichenden Grund zu haben, ungeachtet der sieben ächten Heiligen-Schädel dieses ersten Bekehrers der alten Gallier, die vor der Revolution in sieben verschiedenen Kirchen verehrt wurden, ihn vor niemand anders zu halten, als den griechischen Bacchus, Dionysios, dessen Fest zu eben dieser Jahrszeit, wie der Tag des Heiligen (9ten Oktober) gefeyert, den Parisern zu lieb seyn mochte, um es der neuen Lehre zu opfern. Die christlichen Priester thaten, was ihnen die Klugheit in vielen Fällen gebot: sie machten den Gott „ewig jung und schön" zu einem Märtyrer, und so gelang es ihnen, jenes Ehren auf diesen überzutragen. Ob sie nun in der Nachsicht so weit gingen, dessen Märtyrerthum — er verlor den Kopf — auch allegorisch zu wählen, wird die Geschichte schwerlich bestimmen können.

*

Im November vorigen Jahrs ist Koscinsko's Denkmal auf dem Hügel Bronislawa bey Krakau wirklich errichtet worden. Mehr wie 12000 Menschen jedes Standes und Alters waren gegenwärtig. General Paskowsky sprach eine Rede, der Senator Stanislaus Wodisky sammelte die üblichen Dokumente in einem irdenen Gefäß, das, in ein zinnernes Kästchen verwahrt, in dem dazu bestimmten Gewölbe in eine steinerne Urne gesezt wurde. In diesem Augenblick ergriff ein Aufschwung des Gefühls alle Anwesende, ein jeder drängte sich herbey, eine Handvoll Erde auf die Urne des polnischen Helden zu streuen. National-Lieder erschallten von Instrumental-Musik begleitet, Koscinsko's Polonaise, Dombrowsky's Marsch, — Nachts loderten Feuer auf allen benachbarten Hügeln; das Theater gab ein den Umständen angemessenes Schauspiel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig den 4. Januar.

(Beschluß.)

Die fremden Virtuosen, welche seit Anfang des Winters bis jezt Konzerte gaben, waren der Virtuos auf der englischen Mandola Pietro Vimercati aus Mailand — sein fertiges und gerundetes Spiel erregt Erstaunen, — aber das Instrument läßt sich kaum lange mit anhören. Mad. Vimercati scheint mit ihrem Gesang nur die Zeit auszufüllen, — ferner der portugiesische Virtuos auf der Clarinette José Canongia — sein Spiel ist voll Bravour und Kraft, im zarten Vortrage aber minder ausgebildet, als das von Hermstädt und Bärmann, auch eignen sich seine Compositionen unserem Geschmacke in der Instrumentalcomposition nicht ganz. Auf ihn folgte der eben genannte Virtuos Bärmann, sein Spiel war durch das Instrument etwas gestört, aber befriedigte im zarten, gesangvollen Vortrag, besonders im Clarinettensolo mit Begleitung des Pianoforte. Das leztere Stück schien auch in der Composition gelungener als ein Konzert, dessen Säze ohne klare Unterscheidung in einander übergingen. Mad. Neuman-Sessi verschönte das Konzert dieses Künstlers durch ihren Gesang, und zeigte dem Publikum von Neuem, was sie als Konzertsängerin seyn kann. Herr Reissiger trug auf dem Pianoforte Moscheles' Alexandrovariationen recht fertig und angemessen vor. Eine Woche später gab der jezt in der Königl. Hofkapelle in Dresden angestellte, bekannte Flötist Fürstenau ein sehr schönes Konzert. Sein Spiel ist wahrhaft köstlich, zart und seelenvoll; es ahmt die verschiedenen Stricharten der Violine mit Leichtigkeit nach, hat ein eben so ausgebildetes Portament, ar-

---

dennoch immer der Willkühr des Menschen widerstreben; sollen sie nicht ein Beweis bleiben, daß des Menschen Herrschaft über die Natur Grenzen gesteckt sind, so muß noch einem ihrer Priester eine Weihe-Stunde geschenkt werden, um sie zum Dienste der Menschen lenken zu lernen. (Die Aerostaten z. B.) Sollten nicht diese Betrachtungen die Gegner des Magnetismus behutsamer machen in ihren Anfeindungen, und dessen Verehrer behutsamer in ihren Triumphen? Jene sehen, wie es fast zwey Jahrhunderte bedurfte, ehe Worcesters Entdeckung zum Gemeingut der Gesellschaft ausgebildet ward; diese sollten lernen, daß nur die wiederholtesten Beobachtungen und Versuche die furchtbare Kraft der Dämpfe dem Menschen unterthan machte. Freylich reicht diese Wissenschaft nicht, wie der Magnetismus, geheimnißvoll ins Geisterreich hinüber, aber da er des Menschen Willen unterthan gemacht werden soll, um zu seinem Nutzen verwendet werden zu können, möchte er doch wohl erst dann sich diesem Willen fügen, wenn es des Menschen Vernunft gelungen ist, ihm jene Geister-Pforten zu schließen. — Gelingt das, so wird uns in wenig Jahren mit eben der Sicherheit eine Dosis Magnetismus verschrieben werden, wie jezt Kamillen-Thee und Jalappe.

es im Staccato einzig ist. Süßes Sehnen, heitre Unschuld, zephyrartige Beweglichkeit sind die Charakterzüge seines Spiels; damit hängt zusammen, daß es sich größtentheils in halbstarken Tönen bewegt. Schade nur, daß dieser Virtuos sich zu sehr an seine eigenen Compositionen hält. Das arangirte Konzert von Viotti hat den meisten Beyfall gehabt. Auf diesen Genuß folgte das Konzert der Mad. Marianna Sessi. Der große Styl ihres Gesangs bey einer für ihre Jahre immer noch vollen Stimme, und namentlich das treffliche Portament, verschaffte sich die feurige Anerkennung eines zahlreichen Publikums. Das mit ihrer am hiesigen Theater glänzenden Schwester vorgetragene Duett von Farinelli gab Gelegenheit, die höchste Uebereinstimmung zweyer in gleicher Schule gebildeter Sängerinnen im großartigen Ausdruck der Gefühle wahrzunehmen. Durch das von der Konzertgeberin componirte ital. Volkslied, welches mit Verdeutschung und Noten (zum Behufe des Mitsingens) ausgegeben wurde, wirkte sie auf unsern Patriotismus mit der ganzen Stärke ihres Organs. Herr Musikdir. Schneider spielte in diesem Konzerte Beethovens Phantasie mit Begleitung des Orchesters und Chors äußerst feurig. Nachher trat die Künstlerin, wie oben bemerkt, mit weniger günstigen Wirkung, als Pygmalion auf. Die zusammengetragene Musik dieses Melodrams ermüdete Sängerin und Zuhörer, übrigens war die Sängerin wenigstens im ersten Akte nicht ganz bey Stimme. Das lezte Extrakonzert dieses Jahrs gab der Violinist Eduard Grund aus Hamburg. Reine dem Ohre wohlthuende Fertigkeit, Gesang und Ausdruck des Spiels liessen uns in ihm einen der vorzüglichsten Schüler Spohrs erkennen. Der Beyfall, welche sein Auftreten sich sogleich erwarb, würde indessen noch größer gewesen seyn, wenn nicht Hr. G., wie so viele reisende Virtuosen, zuerst mit einem Konzerte seiner eignen Composition aufgetreten wäre. Denn wenn gleich dieselbe hinsichtlich seiner Jugend immer Achtung verdiente, so ist es doch gewiß, daß Compositionen anerkannter Meister das Spiel eines noch unbekannten Künstlers durch ihren Werth mehr empfehlen, und dem Publikum die Beurtheilung seiner Leistungen durch diese Bekanntschaft erleichtern. Aeußerst delikat, rein und ausdrucksvoll trug Herr G. ein noch ungedrucktes Potpourri von Spohr (über das Thema: Laß in mein Haus ꝛc.) und ein anderes mit Begleitung des Pianoforte vor. Wir freuten uns in diesem Konzerte die oben genannte neue Symphonie von Spohr, durch eine gelungenere Aufführung näher kennen zu lernen. Vieles, besonders der erste Satz, scheint mir mehr im Style eines Violinkonzerts, als der Symphonie gesezt, und erfordert daher von den Violinen ungewöhnliche Fertigkeit und Delikatesse, aber das Adagio und Scherzo sind ausgezeichnet schöne Säze und in der melodischen Verschmelzung der Gedanken dem Tonsetzer eigenthümlich.

Das von dem Hrn. Konzertmeister Matthäi dirigirte Quartett hat auch in diesem Winter seinen Fortgang. Für den vollstimmigen Gesang besteht noch immer die von Hrn. Musikdir. Schulz geleitete Singakademie. Der Musikverein hat seine Uebungen durch Aufführungen des Titus von Mozart, der Griselda von Paer, öffentlich fortgesezt, und mehrere wackern Dilettanten Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen. Von Instrumentalstücken wurde unter andern eine Symphonie von A. Romberg und das originelle Sextett von Hummel, sehr gelungen vorgetragen. Mozarts Todestag wurde durch die Aufführung seines unsterblichen Requiems, dem die von Ritter Seyfried für das Orchester ausgesezte Fantasie für das Pianoforte aus C moll und der deklamatorische Vortrag der Mänie von Schiller voranging, würdig gefeyert.

Von neuem musikalischen Verlag, welcher seit Kurzem erschienen, nenne ich außer dem obigen Psalm, ein Te Deum Laudamus des hiesigen Cantors und Musikdir. Schicht. Der Componist hat die Partitur (bey Fr. Hofmeister in Steindruck erschienen) der musikalischen Akademie zu Stockholm gewidmet, die ihn vor Kurzem zu ihrem Mitgliede ernannte. An dieses Werk schließt sich das in demselben Verlage erschienene Te Deum Laudamus von August Bergt an, und ein vierstimmiges Vaterunser von Feska, für Singchöre sehr brauchbar. Zugleich bemerke ich, daß der theoretische und praktische Musikkenner F. von Mosel in Wien G. Jones Geschichte der Tonkunst übersezt und mit Anmerkungen begleitet (Wien b. Steiner. 1821. 8.) herausgegeben hat, eine treffliche Bereicherung der musikalischen Literatur.

Da ich von Musik gesprochen, so kann ich nicht umhin, des Verlusts zu gedenken, welchen die Pflege dieser Kunst in Leipzig durch das Weggehen des Musikdir. und Organisten Schneider erleidet. Dieser würdige Musiker geht in Kurzem als Großherzogl. Kapellmeister nach Dessau. Bemerkenswerth ist es, daß sein Vorgänger Reinike in Folge eines Sturzes aus dem Wagen bey seiner Rückreise von der in Quedlinburg veranstalteten Aufführung des Fr. Schneiderschen Weltgerichts seinen Tod fand.

A. W.

Charade.

Erste Sylbe.

Groß und klein, klug und dumm
Laufet und ringet drum;
Und wer's errungen hat,
Ist und bleibt — nimmersatt;
Christ und Jud, Muselmann
Kniet vor ihm — betet's an.

Zweyte und dritte Sylbe.

Sagest du trunknen Sinns
Einmal recht stolz —: ich bins —
Ohne den Augenblick,
Langsam kehrt er zurück. —
Ist er vorbey dahier,
Gibt mans als Titel dir.

Vierte und fünfte Sylbe.

Nichts wechselt so wie ich
Eilend hascht man mich;
Und, wie betrügt man sich —
Eh man mich fest ergreift,
Sterb' ich schon, kaum gereift.

Sechste Sylbe.

Ist's gleich ein kleines Wort
Alles bringt's — trägt es fort,
Hohe Lust, herbe Pein,
Regen und Sonnenschein.

Das Ganze

Ist ein frommer Wunsch — nur selten mehr —
Oft herzinnig, öfter fad und leer,
Der, auch unbeachtet, unerhört,
Dennoch jährlich einmal wiederkehrt.
Sey Du, was die erste Hälft' bedeutet,
Immer, wenn man zu der andern schreitet.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30.

Der 29ste Februar 1796.

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Februar 1821.

Zu Trümmern umgestaltet
Sank mancher Felsen schon ins tiefe Thal hinab,
Schon mancher Wald erhob sich auf das frühre Grab
Und traurig kränkelte das kaum entblühte Leben,
Vom öden Wust des ältern Schmucks umgeben.

Schulzens Cäcilia.

Der Hammer auf Bornholm.

Aus dem Dänischen.

Die beyden Reisenden, deren Bemerkungen wir unsern Lesern mittheilen, die Herren Ramert und Garlieb, machten im Sommer 1815, von Kopenhagen aus, eine Reise nach der Insel Bornholm. Widrige Winde nöthigten sie, ihren Lauf nach Falster zu richten, wo sie vier Tage verweilen mussten. Sie segelten des Nachts von Falster wieder ab, und hatten am andern Mittage Bornholm im Gesichte. Bornholm zeigte sich ihnen zuerst in der Gestalt einer länglichten, am Rande des Horizontes schwebenden Wolke. Allgemach nahm das Truggebilde bestimmtere Umrisse an. Der Hammer schien ihnen eine getrennte Insel in der Nähe Bornholms. Als ihr Schiff sich der Insel näherte, hob sich das zwischen liegende Land, und sie sahen deutlich die Bildung des Wegweisenden Leuchtfeuers, und der Ruinen von Hammerhuus.

Die Kirche zu Ruth ragte von ihrem Bergrücken wie eine Warte hervor; dieser Bergrücken durchschneidet die ganze Insel, mit einer allmähligen Abdachung gegen das Meer. Ueberall verstreuete Gehölze geben ihm das Ansehen einer großen Gartenanlage; Bauerhöfe sind von der Schärfe des Bergrückens bis an das Ufer hinab verbreitet; im Norden, der Hammer mit seiner lothrechten Felswand; in der Mitte, Hasle mit seinen Strecken blendenden Flugsandes; die zahlreichen Wohnungen von Rönne im Süden, bieten dem umher forschenden Auge Ruhepunkte.

Als sie noch näher kamen, zog sich der Hammer hinter das Land zurück, und Hasle ward der nördlichste Punkt. Die Häuser in Rönne sonderten sich nun von der Masse ab; das Schiff schwamm auf dem ruhigen Meere zwischen ausgelegten Heringsnetzen und den Böten ämsiger Fischer. Bald unterschieden sie die Schiffsmasten in dem Hafen von Rönne, der Hauptstadt der Insel. Neugierige strömten von allen Seiten zu den Strand hinab, und Viele kamen ihnen in Fahrzeugen entgegen, die Fremdlinge zuerst zu begrüßen. Der lezte mögliche Unfall traf sie noch: das Schiff gerieth auf den Grund. Böte brachten die Reisenden an das Land. Da sie ihre Wanderungen durch die Insel, von Nerö aus, anstellen wollten, so eilten sie dahin. An Einem der Tage ihres Aufenthaltes in Nerö giengen sie nach dem Dorfe Sandrig.

Lassen wir nun, nachdem wir die Leser schnell nach Sandrig geführt haben, die Reisenden selber reden!

Sandrig liegt etwa eine halbe Viertelmeile von Allinge, durch welches es von den Klippen getrennt wird. Indessen findet man doch einiges Ackerland, das mehr als an jener Seite von Allinge bestellt ist; doch zeigt die Vegetation, daß der feste Berg nicht tief unter der Oberfläche anfängt, und daß die rauhen Ostwinde ihre Spuren zurücklassen. Sandrig ist ein niedliches Fischerdorf, von ein und vierzig Wohnungen und Familien, die von Ackerbau und Fischfang leben; es hat die Gerechtsame einer Handelsstadt; die obrigkeitliche Behörde ist gemeinschaftlich mit der Handelsstadt

Hasle. Die Fischerey hat, obgleich die Lage vortheilhaft dazu ist und der Wohlstand der Einwohner zugenommen hat, sich verringert. Sie ziehen vor, vorübersegelnde Schiffe mit Lebensmitteln zu versehen.

Peter der Erste hielt sich einige Tage in Sandrig auf, als seine Flotte außen vor der Insel von Gegenwinden zurückgehalten ward. Hier war es auch, wo im Spätjahre 1768 ein deutscher Schneidergesell, der mit einem Schiffe von Riga angekommen war, sich für den russischen Prinzen Iwan ausgab, der, ein Kind noch, im Jahre 1740, zum Kaiser ausgerufen, dann wieder abgesezt, und 1764 auf Schlüsselburg getödtet ward. Der angebliche Prinz ward wohl aufgenommen, und nach Kopenhagen gesandt, wo er seinen Vorwitz im Kastelle abbüßte.

Der Flugsand fängt nördlich von Sandrig gleich an; daher ist der Weg sehr beschwerlich, der nach dem die nördlichste Spitze Bornholms bildenden Berge hin, und an ihn hinan führt, und die der Hammer heißt. Wenn man, den nördlichen Fuß der steilen Bergwand vorbey, eine Linie von Sandrig nach dem westlichen Uferrand ziehet, so findet man in Norden von dieser Linie fast nur ein großes Sandmeer, und nur wenige Plätze auf dem sogenannten Nordhammer sind von den Verwüstungen des Flugsandes frey geblieben. Vor etwa vierzig Jahren war dieses Unglück hier noch unbekannt; der ganze Hammer war eine fruchtbare Weidestrecke; das breite Thal nach der Seite von Sandrig, zwischen dem Hammersee und dem Meere, eine schöne Wiese. Ein starker Sturm, der sich nach einem strengen Froste erhob, riß eine kleine Oeffnung in die vegetabilische Decke, regte den Sand in der Tiefe auf und breitete ihn über die ganze umliegende Weidefläche aus. Damals hätte man den Lauf der Verwüstung hemmen können, wenn man sorgfältig die Stelle bepflanzt und mit Rasen belegt hätte; aber Gleichgültigkeit, vielleicht Unwissenheit, ließ den Stürmen freye Gewalt; bald war der ganze Nordhammer seiner Decke beraubt, in dem Laufe einer kurzen Zeit hatte die Verwüstung ihren jetzigen Umfang erlangt, und sie drohet die ganze Anbau fähige kleine Landstrecke der Sandriger zu verwüsten. Steilebjerg, die kleinern diese öde Gegend umschließender Berge, und der Hammersee, stellen nun dem Sande Gränzen. Jezt würde die, anfangs leichte, Hemmung des Flugsandes schwierig seyn. Der eigentliche Hammer, von dem aus die Verödung sich verbreitete, hat jezt nur eine neun Zoll tiefe Sanddecke. Der hier ziemlich grobkörnigte Granit verwittert leicht, so daß die Sandmasse, wieviel auch fortgeführt wird, immer dieselbe bleibt. Aber wie giebt man einer so dünnen Sandlage Festigkeit? Würde man auch mit Erfolge, Elymus arenaria, oder Salix incubacea, die in großer Menge am Schlangenbache wächst, darauf pflanzen, so zöge doch der Frost eine so dünne Decke leicht zusammen, und ein Sturm würde sie mit dem darunter liegenden Sande über die Felder werfen. In dem südlichen Theile der Insel ist es schon so geschehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taubstumme.

Oeffentliche Nachrichten theilten uns eines englischen Arztes Bericht über einen Fischers Sohn auf einer der Shetlands-Inseln mit, der als Taub- und Blindgeborner das schreckliche Schauspiel eines auch in Gestalt und Stellung dem Menschen nicht mehr ähnlichen und doch zu unserer Gattung gehörenden Geschöpfes gab. Dort auf der von Kultur und Hülfsmitteln entblößten nordischen Insel war freylich nicht zu hoffen, daß ein günstiges Geschick diesen Unglücklichen jenen Wohlthätern zuführe, der versuchen möge, ob nicht den in seinem verschlossenen Innern liegenden Kräften durch irgend ein Mittel beyzukommen sey, damit sie ihn wenigstens zur Fähigkeit eines Thieres erheben, und dadurch einen Theil seines Elends von ihm wälzen möchte. Wenn wir aber in unsrer Mitte, in der Mitte eines der angebautesten Landstriche Deutschlands, dessen Bewohner durch Herzensgüte und fähigen Geist neben den vorzüglichsten unsrer deutschen Landsleute stehen dürfen, jenen Unglücklichen der nordischen Meeresklippen ähnliche Geschöpfe finden — wie mangelhaft erscheinen da noch unsere gesellschaftlichen Einrichtungen! — Es ist nicht von einem Taubblindgebornen, sondern von fünf taubstummen Geschwistern die Rede. Keinem unsrer Leser ist es unbekannt, wie erstaunungswürdig eine zweckmäßige Erziehung die Seelenkräfte dieser, so grausam von der Natur Beraubten, entwickelt. Aus jedem Taubstummen einen Jaque Massieu (der vorzüglichste Schüler Siccards und jezt einer der vorzüglichsten Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Paris) bilden zu wollen, kann uns nicht einfallen, allein sie zu rationellen Wesen zu machen, haben wir Mittel, und es liegt der Menschenliebe und den Gesetzen ob, für sie, als für Verlassene zu sorgen, so gut wie für jede andere Hülfsbedürftige und durch Vernachlässigung der Gesammtheit schädliche Unglückliche. Folgende Erzählung begründet diesen Eingang und wird unsrer Leser Zustimmung uns gewinnen; wir verdanken sie dem Oberamts-Arzt von Weinsperg, Justinus Kerner, dessen Charakter als Mensch und wissenschaftlicher Arzt gleich schätzbar und als solches bekannt ist.

Zu Hößlensulz im Oberamt Weinsberg zeugte ein Weingärtner zehn Kinder, von denen die fünf erstgebornen alle mit guten Sinnen begabt, die fünf leztgebornen aber alle taubstumm sind. Vater und Mutter hatten immer Gehör und Sprache und auch weiter zurück

in ihrer Familie weiß man von keinem Taubstummen. Das älteste dieser Unglücklichen, ein Knabe, hat nun etliche zwanzig Jahre erreicht, und dieser zeichnet sich vor all seinen Geschwistern, (die übrigens auch, wie er, ohne allen Unterricht blieben) durch Thierheit aus. Er ist durchaus nicht Cretin, sondern hat mechanische Fähigkeiten und Körperkraft, aber ein höheres, ein sittliches Gefühl ist in ihm noch nie erwacht, und man ist in Verlegenheit, ob man ihn über oder unter ein Thier, wie z. B. der Biber ist, setzen soll. — In dem kleinen Hause, das seine Mutter mit den andern taubstummen Geschwistern bewohnte, (der Vater starb) befand er sich, vorzüglich seit dem Tode des Vaters, immer auf der Bühne, und hatte sich da mit Brettern, Steinen, Heu u. s. w. verschanzt, und mit einem Strohmesser, einer Heugabel und Prügeln bewaffnet. Seine Wuth und Rache kennend, (früher hatte er einem Bauern aus Rache mehrere hundert Rebstöcke im Weinberge vom Boden weggeschnitten) wagte sich Niemand an ihn und ganz ruhig lebte er in seinem Baue. Nur nach Mitternacht, wenn er ringsum kein Licht mehr erblickte, schlich er aus seiner Verschanzung heraus in die untere Stube. Da musste an einem bestimmten Platze für ihn das Essen in weiter Schüssel bereit stehen, das er dann hastig verschlang. Fand er es nicht sogleich vor, oder war es nicht nach seinem Geschmacke, so überfiel er jedesmal die Mutter im Bette, und mißhandelte sie durch Schläge und Würgen, dann gieng er wieder brüllend in seine Verschanzung.

Da die arme Mutter diese Mißhandlungen immer öfter erleiden musste und von dem Halbmenschen endlich ermordet zu werden befürchtete, besprach sie sich über ihre Lage mit dem Ortsvorsteher, und man kam sich seiner zu bemächtigen überein. Ihn in seiner Verschanzung geradezu anzugreifen, dazu hatte der ganze Ort nicht den Muth, Landleute schreiben solchen Geschöpfen auch übernatürliche Kräfte zu.

Man entschloß sich, ihn dann zu fangen, wenn er seine Verschanzung verlassen und sich in der untern Stube über seinem Fraße unbewaffnet befinde. Vier Männer erwarteten hinter dem Bette der Mutter versteckt die Mitternacht bey gelöschten Lichtern. Als da der Taubstumme aus seiner Verschanzung zum gewohnten Fraße kam, überfielen sie ihn auf einmal mit Macht, warfen ihn nieder und fesselten ihn mit einer Kette. Einen Tag lang erhielt er sich in dieser gefesselten Lage ruhig, in der andern Nacht aber gelang es ihm auf eine unbegreifliche Weise der Fesseln los zu werden, — die Fesseln lagen da, — er aber war verschwunden. Man streifte rings nach ihm, er war nicht zu finden. Nach und nach bemerkte hie und da einer der Dorfsbewohner, daß ihm nächtlich aus der Tischlade Brod, aus der Küche Speck, aus der Scheune Strohmesser, Säcke, Nägel u. s. w. entwendet werden, einer hatte Verdacht auf den andern, — an den entlaufenen Taubstummen dachte keiner. Mehrere Wochen verstrichen, endlich kam einer der Dorfsbewohner in den entlegensten Theil des benachbarten Waldes, und stand da auf einmal vor einer runden, sehr zierlich aus Tannenreisern errichteten Hütte, ringsum mit einem Altan, und als er diesen künstlichen Bau mit vieler Verwunderung betrachtete, fuhr der bekannte Taubstumme, mit einem Strohmesser bewaffnet, brüllend und geifernd aus ihr heraus, und von Todesangst ergriffen, lief der Bauer nach dem Dorfe zurück. Nach einigen Stunden kehrte der Bauer in Begleitung mehrerer in den Wald, aber als sie auf die Stelle kamen wo er die Hütte gefunden, war diese niedergerissen und der Taubstumme durch den ganzen Wald nicht mehr zu finden.

Eine Woche nachher geschah es, daß mehrere Landleute von einem etliche Stunden von Höflensulz entfernten Dorfe, ebenfalls in einem sehr entlegenen Theil eines benachbarten Waldes kamen, da stunden sie auf einmal auch vor einer runden, sehr zierlich aus Tannenreisern errichteten Hütte, ringsum mit einem Altan, der aber erst halb vollendet war, und als sie diesen Bau mit Verwunderung betrachteten, fuhr der Taubstumme, der ihnen aus frühern Zeiten wohl bekannt war, mit seinem Strohmesser heraus, sie aber bemächtigten sich seiner und brachten ihn zu ihrem Ortsvorsteher, der ihn wohlverwahrt in die Oberamtsstadt sandte.

Alles, was sich in seiner Hütte vorfand, musste er gezwungen mit sich tragen. Man fand hier eine ungeheure Anzahl Brode, Strohmesser, Bohrer, Nägel u. s. w. die er sich, nächtlich ins Dorf schleichend, in den ihm bekannten Wohnungen geholt hatte. Die arme Mutter war inzwischen gestorben und auch eines der taubstummen Geschwister. Es wird, soviel die Umstände es erlauben, Sorge für ihn getragen. Noch leben aber mit ihm drey seiner unglücklichen Geschwister, minder thierisch und vielleicht noch einiger Belehrung fähig.

Wenn einer unsrer Leser unter irgend einem Druck des Schicksals seufzend, am Krankenbette geliebter Kinder, am Sarge eines Einziggebornen, oder, wie Hamlet sagt: „der Welt Unbilde und der Herzlosen Hohn" ausgesetzt, sein Schicksal für das traurigste hält, so denke er an die Hütte der armen Wittwe, deren Tage von Armuth umlauert, für vier thierengleiche Geschöpfe Unterhalt zu erwerben bestimmt sind, indeß das fünfte einem Ungeheuer gleich ihre Nachtruhe mit Mißhandlung verscheucht und mit Tod bedroht: — O er denke daran und weine Gott seinen Dank! — Aber der Staatsbürger denkt noch weiter, er denkt an die zerstörte Moralität, welche die Nähe solcher Unglücklichen verbreitet, die Verhärtung der Herzen beym beständigen Anblick derselben, bey der Last, die ihre Gegenwart auflegt, an die Abstumpfung des sittlichen Gefühls in der Jugend einer ganzen Dorfgemeine, welche diese Thiermenschen unter sich wandeln sieht — und der Erbe der Unsterblichkeit endlich, bedenke, daß auch diesen Unglücklichen das Leben zur Wanderschaft nach einem höhern Ziel gegeben ward, auf der die Natur sie hemmte, aber die Sorgfalt ihrer Brüder sie befördern kann. — Seegen erwartet die, welche in ihrem Staatsverein die Gründung einer Taubstummen-Anstalt

befördern! — Eine flüchtige Nachfrage bey den ärztlichen Behörden wird sie belehren, wie groß die Zahl der Hülfsbedürftigen dieser Art ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

London Januar.

(Beschluß.)

Das Surrey-Theatre ist hinter den übrigen nicht zurückgeblieben; es stellte am 26. December verschiedene Neuigkeiten auf, welche man alle gut aufgenommen hat. Die vorzüglichste war Belisarius, worin die beyden Hauptcharaktere von Huntley und Miß Taylor sehr gut vorgestellt werden. Es folgte dann ein ziemlich langes komisches Stück, womit das Publikum auch zufrieden war. Daß es an einer Pantomime fehlte, war zwar in diesen Feyertagen eine Uebertretung des eingeführten Gebrauchs, aber man hatte wegen der übrigen reichlichen Bewirthung nichts dawider, und wie das Haus am ersten Abend gedrängt voll war, so hat sich die Zuhörerschaft auch jezt noch nicht vermindert. — Die „Englische Oper" gab zu den Feyertagen „soirées amusantes." Dieß Theater darf, um den größeren nicht zu nahe zu treten, weder Tragödie, Komödie noch Farce vorstellen, muß sich also durchhelfen so gut es kann. Ein Treffe-Bube sprach den Prolog. Die verschiedenen Stücke des Abends hießen auf dem Zettel: „Erfrischungen." Das erste hatte den Titel Outside and Inside d. i. in oder außer der Reisekutsche. Nämlich allerley seltsame Personen reisen zusammen, entzweyen sich, und müssen vor einen Richter erscheinen. Was nun vorgeht, sieht man nur in Schatten, die auf einen transparenten Vorhang fallen. Man sah etliche Anspielungen auf den Prozeß der Königin, worüber denn der Pöbel in der Gallerie sehr unzufrieden war, so daß großer Lärm entstand. Hierauf zeigte sich Dr. Faust und hielt eine Vorlesung über Köpfe. Auch beschwor er einige vor ihm zu erscheinen und ihre Thorheiten selbst zu erzählen. Miß Stevenson erschien, als Don Giovanni und wurde sehr beklatscht. Nachher gab Russel Nachäffungen andrer Schauspieler, eine Unterhaltung, welche englische Auditorien sehr gern haben; dießmal erstreckten sich seine Nachahmungen auf Kemble, Fawcett, Farren und Munden. Zunächst folgte eine musikalische Olla podrida, in welcher Miß Stevenson, Miß George, Broadhurst, Higman und andere viel Lob einernteten. Das Ganze schloß mit einer sonderbaren Vorstellung, auf dem Zettel genannt gingerbread Anecdote. Nämlich es agirten blos Kinder und schienen zu sprechen; aber andre unsichtbare Personen waren die eigentlichen Redner. Durch diesen Kunstgriff wird das Gesetz umgangen, so wie überhaupt das ganze Spiel in der englischen Oper heuer beweißt, wie man, ohne das Gesetz zu übertreten, demselben Troz bieten kann.

Folgende Umstände von der Universität in Dublin (Trinity-College) sind nur wenig im Auslande bekannt. Sie besteht aus einem Probst, sieben ältern und sechzehn jüngern Fellows, desgleichen aus 70 Scholars und hat etwa 1500 Students. Der Senatus Academicus sind der provost und die senior fellows. Der Probst hat fast immer die Oberhand, besizt also sehr große Macht, und kann jeden Studenten relegiren (expel.) Die Prüfung eines fellow ist furchtbar. Sie erstreckt sich über das ganze Gebiet der Wissenschaften, wird lateinisch bey offenen Thüren und ganz öffentlich gehalten, und währet etliche Tage nach einander. Um eine Scholar ship zu erhalten, wird man blos in der griechischen und lateinischen Literatur examinirt: die Vortheile derselben bestehen in freyer Wohnung und Tisch und einem kleinen Gehalt (annuity) Ein junior fellow ship hat beynahe dieselben Vortheile. Aber die jüngern fellows stehen sich gut wegen ihrer Scholaren. Nämlich jeder Student wählt sich einen junior fellow zu seinem Führer (tutor). Wie viel dafür bezahlt wird, kann man daraus abnehmen, daß die ganze an die junior fellows für Unterricht jährlich entrichtete Summe, mäßig gerechnet, 15.000 Pf. St. beträgt. Die junior fellows steigen zu dem Range der senior fellows nach der Reihe und Seniorität. Sie nehmen dann keine Zöglinge mehr an und bekommen ein Jahrgehalt von ungefähr 2000 Pfund Sterling. Die Einkünfte des Probstes sind 3000 Pf. St. mit einem prächtigen vom Collegium abgesonderten Hause. Die Studenten werden in fellow commoners und pensioners eingetheilt. Einer der ersteren braucht etwa jährlich 200 Pf. St., der lezteren 150 Pf. Nur ein Drittel der Studenten kann im College wohnen, die übrigen logiren in der Stadt. Man muß ein Examen bestehen, ehe man aufgenommen wird; um gut durchzukommen, muß der Student eine ziemliche Bekanntschaft mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern gemacht haben. Es ist merkwürdig, daß das Trinitätskollegium duldsam alle dissenters aufnimmt und ihnen akademische gradus ertheilt; dahingegen Oxford und Cambridge Niemand zulassen, der sich nicht zur Episcopalkirche bekennt. Nach vier Jahren kann man ein gradum erhalten, wenn man nämlich acht Prüfungen bestanden hat. Alle Vierteljahre werden öffentliche examina gehalten. Die Prämien bestehen aus goldnen Medaillen.

Wien im December 1820.

Die Beurtheilung der von Mad. Stich dargestellten Albana in der Albaneserin, welche jüngst von hier aus im Morgenblatte erschienen ist, muß man zwar für sehr scharfsichtig und gründlich erkennen, aber es verdient doch auch dabey bemerkt zu werden, daß die Anforderung des geehrten Herrn Referenten zum Theil überspannt scheinen, und daß ein eben so zahlreiches als ausgesuchtes Publikum die Unzufriedenheit desselben nicht getheilt hat: denn die verehrte Künstlerin hat auch in dieser Rolle sehr gefallen und ist unter rauschendem Beyfalle vorgerufen worden. In Wahrheit zeichnete sie den Charakter fester und bestimmter, gab auch die ganze Rolle ungleich leidenschaftlicher als ihre sonst sehr schätzungswerthe Vorgängerin, wodurch das Ganze weit lebendiger wurde, und das Gemälde gleichsam frische Farben erhielt. Aber diese Künstlerin hat hier großes, seltnes Glück gemacht, dadurch hatte sich natürlich auch eine Partbey gegen sie gebildet, die stets nur bedacht war, ihr Talent unter die beyden hiesigen Schauspielerinnen zu stellen, in deren Fächern sie auftrat. Darin gieng es ihr, wie der — Albaneserin selbst, die auch ihre Gegner hat, und diesen war daher wohl unangenehm, daß Mad. Stich diese Gastrolle wählte, und mehr als ihre Vorgängerin gefiel. — Von Neuigkeit nenne ich nur: das öffentliche Geheimniß. Obwol das Stück sehr alt und Gotters Bearbeitung oft gegeben war, auch Gries Uebersetzung hier bekannt ist, so wurde es doch als ein neues Lustspiel nach Calderon von Herrn Hofschauspieler Lembert gegeben. Das Breite, Schwerfällige des Dialogs, welches die artigen Intriguen ganz erdrückte, bewirkte eine sehr frostige Aufnahme, und troz neuer Dekorationen und vieler Pracht an Costumes, war das Haus bey der dritten Vorstellung ganz leer. Nächstens wird Holbeins Alpenrösslein zur Aufführung gebracht werden. In der Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode ist die Kritik einer andern Darstellung der Albaneserin abgedruckt, die nach der Angabe vom Dichter selbst herrühren soll, aber in welcher weder der Ort (vielleicht Berlin?) noch die Personen genannt sind. Wenn dieselbe echt ist, so beweißt sie wenigstens, daß die frühere Behauptung der Wiener Zeitschrift: es gebe jezt nirgends eine ganz ausreichende Repräsentantin für die Rolle der Albana, und könne fast keine geben, zu voreilig gewesen: denn gerade die Albana an diesem unbekannten Orte ist in diesem Aufsatze als untadelhaft beschrieben.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 13.

Nr. 13.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. Februar 1821.

Ueber einige der neuesten lithographirten Blätter aus Stuttgart.

Vom Professor Speth. *)

Diese Blätter sind der Anfang eines lithographischen Werkes, dessen Unternehmung schon längst der Wunsch derer gewesen ist, die, von dem reinsten Interesse der Kunst beseelt, jene erlesenen, vortrefflichen Gemälde gesehen haben, in deren Besitz die HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart sind.

Ueber den hohen Werth dieser unvergleichlichen Sammlung altdeutscher Bilder ist in und außer Deutschland auch nur eine Stimme.

Wem anspruchlose Einfachheit des Styles in der Darstellung; wem ein tiefer, unendlich zarter Ausdruck der Empfindung mit süßer Anmuth, stiller Größe und der reinsten Wechselbeziehung aller Charaktere unter sich für wesentliche Bedingungen eines Kunstwerkes gelten; wer den Geist lieber der Wahrheit im Gefühle, als das Auge blos dem leeren Scheine in der Beschauung hingibt; wer vor Allem die Natur in der Kunst, und nicht das Erkünstelte darin sucht und liebgewonnen hat; wem auch Fleiß und Beharrlichkeit in der Ausführung Etwas gelten, nicht weil sie als solche darin ängstlich erscheinen, sondern weil sie, im Streben nach Wahrheit und in der Liebe des Künstlers zum eigenen Werke völlig untergegangen, jezt selbst als Natur und Wahrheit hervortreten, und somit das Künstliche gleichsam zur Kunst geworden ist; wem hoher Farbenglanz und eine lebendige Frische ihres Zusammenwirkens kein müßiges Spiel der Theorie, sondern ein bezauberndes Mittel sind, die Idee um so lebendiger hervorzuheben, je mehr sie diese bezeichnend mit ihr und unter sich im Einklange stehen; wer endlich bey unverkennbar höchster Meisterschaft in vielen Theilen der Technik, (zu der es unsere neuen Virtuosen vielleicht schwerlich bringen werden) da und dort das noch Mangelhafte mehr den Gebrechen der Zeit, aus welchen es hervorging, als einer krassen Unwissenheit jener Meister heimzustellen geneigt ist, der wird gewiß vor diesen Werken mit innigster Rührung gestanden seyn, und des Verlangens dabey sich nicht haben erwehren können, das Erlesenste davon in treuen Nachbildungen zu besitzen, woran der Geist seinen früheren Genuß der Betrachtung fortwährend erneuern könnte.

So erging es uns, und wir halten uns vollkommen überzeugt, daß auch die Meisten bisher mit uns dieselbe Empfindung, denselben Wunsch getheilt haben.

Unsere Sehnsucht blieb nicht unbefriediget. Das Werk hat bereits begonnen, und schon sind wir auch in den Stand gesezt, nach der Vorlage von drey Blättern, das kunstliebende Publikum von dem herrlichen Beginnen dieses Unternehmens, und was es sich sofort davon zu versprechen habe, in nähere Kenntniß zu setzen.

Die Ausführung des Ganzen ist Hrn. Strixner übertragen. Diese Wahl ist die glücklichste. Wie sehr und auf welche ganz eigenthümliche Weise er sich in den Geist und das Leben in den Werken der alten Meister und in das Charakteristische ihrer Behandlung hineinzufühlen, und wie er beydes mit ihren strengen Umrissen und der Beharrlichkeit und Ausdauer im Fleiße wiederzugeben weiß, dessen haben wir vor Kurzem schon in diesen Blättern Erwähnung gethan. Damals gründeten wir unsere Behauptung auf seine Nachbildungen älterer Gemälde in dem vortrefflichen Werke der Gallerien von München und Schleisheim; jezt finden wir dieselbe durch die drey vorliegenden Proben nicht nur aufs neue, sondern auf eine ganz ausgezeichnete Weise bestätiget.

Der Inhalt dieser Blätter ist folgender: Die heil. Barbara, Brustbild. In der Rechten hält sie einen Zweig, zur Seite rückwärts der Thurm; gegenüber die Aussicht auf eine Landschaft. Von Mich. Coxis.

---

*) Wir theilen unsern Lesern mit Vergnügen diesen Aufsatz mit, der sie über Kunstwerke, die vor unsern Augen in kurzer Zeit entstanden, ein auswärtiges Urtheil vernehmen läßt.

Red.

St. Mauritius, ganze Figur. In der Linken eine Fahne, mit der Rechten hält er einen stehenden Schild. Zum Hintergrunde ein brokatener Vorhang. Von M. Hemskerk.

Die heil. Veronika. Sie hält mit beyden Händen des Erlösers Schweißtuch vor sich ausgebreitet. Zu unterst auf jeder Seite eine Gruppe von drey Engeln. Von einem unbekannten Maler aus der altkölnischen Schule von Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir glauben keineswegs eine Uebertreibung zu wagen, wenn wir behaupten, daß, was je eine lithographische Nachahmung in aller Hinsicht zu leisten vermag, hier geleistet ist.

Zuerst sehen wir die Originalien vor uns; ihren Geist, so weit ihn die glücklichste Nachahmung erreichen kann, frey von fremdem Zusatze. Dieß ist ganz die süße Holdseligkeit, womit die Alten ihre weiblichen Köpfe belebten, es ist die Schönheit ihrer Seele, die in alle Glieder ausgegossen, sie jezt in reizender Anmuth bewegt; es sind der Engel reine, ungetrübte Geister, die lautere Unschuld. — Es ist aber auch des Mannes tief bedeutsamer Ernst, der duldend überwunden; es ist die Kraft, die für den Glauben steht, nicht kühn hervorgehoben und übergewichtig an Geberden, ruhig gefaßt, das Vertrauen gibt Muth.

So sprachen uns diese Nachbildungen an, in welchen wir im Geiste wieder vor den einst gesehenen Urbildern standen.

Berücksichtigen wir nun auch den technischen Theil der Ausführung und des Druckes, so finden wir uns nicht weniger befriediget. — Immer bleibet, wie schon gesagt, die Bearbeitung der breiteren Fleischmassen, die zu ihrer völligen Ründung vom tiefsten Schatten mit den dazu nöthigen Reflexen, bis zum höchsten Lichte, die reinste, ununterbrochenste Abstufung der Töne fordern, die schwierigste Aufgabe der Lithographie. Wie glücklich sie Hr. Strixner gelöset hat, das sehen wir an den so ungemein zart ausgeführten weiblichen Köpfen, vor Allem an dem der h. Barbara, an welchem diese Behandlung am schwersten gewesen, dessen Wirkung aber auch in allen Nüancen so unvergleichlich gekommen ist, daß man ihn nicht genug bewundern kann.

Wir finden darin einen besondern Beweis der möglichsten Sorgfalt unseres Lithographen, sowol in der Ueberarbeitung dieser dem häufigsten Mißlingen unterworfenen Stelle, als auch in der Vorrichtung des Steines zum Drucken, und im Drucken selbst. — Wird nun, und gerade in dieser Beziehung am meisten, dem Steine die nöthige Ruhe zur Erholung gegönnt, und haben wir uns sofort zu Herrn Strixner, unter dessen Leitung der Druck besorgt wird, derselben Sorgfalt und unverdrossenen Beharrlichkeit in allen Stücken zu versehen; so sind wir nicht nur einer durchgängigen Reinheit, sondern auch einer soviel möglich gleichen Güte in der Kraft der Abdrücke versichert.

Zu den weiteren Verdiensten, womit diese Blätter sich jeder Betrachtung würdig empfehlen, zählen wir die solide Behandlung in allen Theilen, den Zusammenhang der Schraffirungen in den dunkleren Stellen, besonders in den Gewändern, den leichten Auftrag in den lichten Theilen, die durchgängige Klarheit der Schatten, die zarte Verbindung der Licht- und Ton-Platte, und den durchaus reinen, vortrefflichen Druck. Unbemerkt können wir dabey nicht lassen, daß durch alle diese Vorzüge die malerische Wirkung der Originalien selbst, so viel nur möglich beabsichtiget und erreicht ist. Wir sehen nirgends mehr und nirgends kräftigeren Schatten, als nothwendig ist, die helleren Parthien neben an zu unterstützen, und im Hervorheben sich mit ihnen zugleich wieder zu einem wirksamen Ganzen harmonisch zu verbinden. — Bey jenen Gemälden hingegen, die eine durchaus kräftigere Behandlung erfordern, um dieselbe Wirksamkeit und Haltung im Drucke nicht zu verfehlen, wie in St. Maurizens Darstellung, da finden wir sie auch in der Nachahmung. Hier steht das kräftige Fleisch mit dem kräftigeren Gewande und dieses wieder mit dem noch kräftigeren Tone des eisernen Brust- und Bein-Harnisches in der richtigsten Abstufung. Da und dort noch mehr Kraft erkünsteln wollen, würde statt der Schatten nur trübe rußige Flecken hervorbringen. *).

*) Hierbey sey es uns erlaubt, über die Gemälde selbst noch einiges hinzuzufügen. Die heilige Veronika ist in der Färbung bey weitem nicht so klar und kräftig, als die späteren Gemälde der Apostel von Meister Wilhelm, welche in dem Aufsatze über die Werke des Johann v. Eyck Nr. 57, des Kunstbl. vorigen Jahrs erwähnt wurden. Besonders sind die Hände und die Engel unten sehr leicht und fast flüchtig behandelt, was man an Hrn. Strixners Blatt genau wieder gegeben finden wird. Das Haupt des Heylandes auf dem Tuche ist durch die Länge der Zeit sehr dunkel geworden, indem die braune Farbe stets mehr und mehr ins Schwarze übergieng. Diese Dunkelheit ist in der Nachbildung gemildert, wodurch denn eine harmonische Wirkung entsteht, wie sie das Original wohl von Anfang an besaß. — In der Barbara von M. Coxis zeigt sich ein leichter und feiner Pinsel, der sich in dünn über einander gesezten Lasuren gefällt. Das ganze Bild hat eine helle Haltung und ist im Colorit schwach zu nennen; dem Beschauer wird diese Eigenthümlichkeit auch in dem lithographirten Blatte nicht entgehen. — Dagegen hat Martin Hemskerk, wie überall in seinen Gemälden, so besonders hier in dem Bilde des heil. Mauritius, welches im Gesichte viel Aehnlichkeit mit Karl V. zeigt, einen breiten, von seinen Studien in Italien herrührenden Farbenauftrag, einen kräftigen Pinsel und tüchtige Formen — das Colorit ist dunkler und etwas roh, ohne viele Mitteltöne. Diese Behandlungsart läßt sich auch leicht in Hrn. Strixners Nachbildung wiedererkennen.

Red.

Es ist immer eines der wesentlichsten Erfordernisse einer guten Nachahmung, daß sie, so viel es thunlich, stets bey der malerischen Wirkung ihres Vorbildes stehen bleibe, damit es uns auch von dieser Seite, und ohne willkührlich ersonnenen und hineingelegten Effekt treu wieder gegeben werde. — Wir brauchen Hrn. Strixner auf diesen wichtigen Umstand nicht erst aufmerksam zu machen, daß, wie in diesen unvergleichlichen Nachbildungen, auch in allen folgenden, uns das Original nicht möge vorenthalten werden.

Bey einem Werke, das mehrere Mitarbeiter hat, ist es fast unvermeidlich, daß nicht manche darunter, minder gewissenhafte, ihre Arbeiten mehr oder weniger mit ihrer eigenen Manier stempeln. — Hier kann dieß der Fall nicht seyn. Da der Inhalt der Gemälde dieser Sammlung durchgehends historisch, zwar aus mehreren, aber durch Nationalität und Zeitalter innigst verwandten Geistern, gleichsam nur, wie aus Einem hervorgegangen scheint; so kann es auch für den gleichen Werth ihrer Nachbildungen nicht anders, als von höchster Bedeutung seyn, daß sie alle ausschließlich nur einem einzigen, und für dieses Fach bestimmt dem tüchtigsten Lithographen, übertragen sind.

Wir sehen daher mit Ungeduld der Erscheinung des ersten Heftes entgegen, das nebst zwey der angezeigten Blätter, ein drittes, die Verkündigung Mariä nach Johann van Eyck, als Kapitalblatt enthalten wird.

Nachschrift der Redaction.

Dieses lithographische Werk wird nach dem Alter der Gemälde selbst aus drey Abtheilungen bestehen, wovon die erste die altkölnische, dem Joh. v. Eyck vorausgegangene Malerschule begreift, deren Entdeckung ein Verdienst der Besitzer, und an deren Werken die Sammlung besonders reich ist; die zweyte enthält die Gemälde des Joh. v. Eyck und seiner Schüler und Zeitgenossen; die dritte die vorzüglichsten Mäler des 16ten Jahrhunderts, wie Albrecht Dürer, Lukas von Leyden, Schoreel u. s. w. Die Herren Herausgeber werden jede Lieferung so einzurichten suchen, daß darin von jeder der drey Abtheilungen ein Werk enthalten sey, wodurch die Vergleichung des charakteristischen Abstandes der Schulen und Zeiten nur gewinnen kann. So wird die erste Lieferung die h. Veronika, die Verkündigung (Flügel des großen Bildes) von Eyck, und die Barbara von M. Coris enthalten; die zweyte die Krönung Mariä, ein altkölnisches Gemälde, das andere Flügelbild von Eyck, welches die Präsentation im Tempel darstellt, und den h. Mauritius von Hemskerk. Alle Blätter werden auf grünlich-graues Papier von Groß-Colombier Format aufgezogen, welches für die schöne Wirkung äußerst vortheilhaft ist. Der Text, worin die Besitzer die Resultate ihrer historischen und artistischen Forschungen über die alten nieder- und oberdeutschen Maler mittheilen, wird in halb so großem Formate gedruckt. Die Anzeige der HH. Herausgeber erscheint nächstens, und das erste Heft wird im kommenden May ausgegeben werden.

Neue Kupferstiche.

1. Die heil. Jungfrau mit dem Schmetterling nach Raphael, gest. von J. Pavon. 6 fl.
2. Mater amabilis. Nach demselben gest. von Caronni. 4 fl. 30 kr.

Nr. 1. ist ein trefflich componirtes Bild, wenn auch nicht von Raphael selbst, doch gewiß aus seiner Schule. Nur mag Fontana, der sich auf dem Kupferstich als Zeichner nennt, sein Original etwas flüchtig copirt haben. Der Stich ist nicht ohne Verdienst, und Sammlern von Blättern nach Raphael ist das gegenwärtige zu empfehlen.

Nr. 2. Eine Jugendarbeit des herrlichen Künstlers, aber eine seiner anziehendsten. Das Kind greift, im bedeutungsvollen Spiel, nach einem Buche, welches die Mutter in der Hand hält. Auf der heitern Stirn der göttlichen Jungfrau thront der Friede der Unschuld, der Blick ruht ernst auf dem Knaben, und den Mund umschweben Huld und Liebe. Der Umriß der Madonna ist freylich nicht frey von Härte, auch an der Zeichnung im Einzelnen ließe sich makeln, aber das Ganze hat einen wahrhaft Raphaelschen Charakter. Der Stich ist zwar nicht brillant, allein der (wahrscheinlich noch junge) Kupferstecher zeigt Einsicht und Gefühl. Wir erlauben uns, bey dieser Gelegenheit, eine Bemerkung, die jezt, da so vieles nach Raphael gestochen wird, an ihrer Stelle seyn dürfte. Seine ersten bedeutenden öffentlichen Arbeiten fallen in sein siebzehntes Lebensjahr, und er starb im sieben und dreyßigsten. Bedenkt man nun, daß ungefähr 129—130 zum Theil große Oelgemälde ihm allgemein zuerkannt werden, daß seine Frescobilder in den Stanzen und Loggien und in der Sala Borgia des Vatikans, seine Wandgemälde in Perugia 2c., von denen einige 50, 60 bis 70 lebensgroße Figuren enthalten, die Arbeit mehrerer Jahre seyn mussten, daß er, außerdem, eine Menge Cartons und Zeichnungen zu Tapeten, Malereyen und Verzierungen, ja sogar verschiedene Baurisse verfertigte, und noch eine Anzahl Schüler bildete; erwägt man ferner, daß Neigungen und Stimmung ihn manchmal von der Ausübung entfernten, so ergibt sich von selbst, daß unmöglich alles, was uns unter seinem Namen geboten wird, von ihm herrühren könne. Der Kunstfreund wird sich jedoch begnügen, wenn über den Bildern, die seinen Namen tragen, nur ein Hauch seines Geistes weht.

—ber.

Berichtigung.

In Nr. 102. und 103. des Kunstblatts vom lezten Jahre sind eingesandte Bemerkungen über die wiedergefundene Originalplatte von J. Suyderhoef nach Terburg „die Mün

stersche̱n Friedensgesandten" enthalten. Diese Bemerkungen bedürfen, in der Hauptsache, einer Berichtigung. Schon die ältern Abdrücke dieses Bildes zeigen hinreichend, daß die Platte, entweder beym Aetzen selbst oder durch ungeschickte Behandlung des Druckers, gelitten habe, und ganz reine Exemplare sind von der ersten Seltenheit. Als später die Platte in Paris von dem ungenannten Kunstfreund, der sie durch Vergoldung zu ehren meinte, gekauft wurde, befand sie sich in einem sehr schlechten Zustand, und Einsender dieses, der Abdrücke von 1817 gesehen, und mit frühern verglichen, kann die Versicherung geben, daß vom ursprünglichen Geist nichts mehr darin vorhanden war. Ob beym neuen Ausbieten die Platte aufgekrazt worden, wissen wir nicht, in jedem Falle scheint es uns aber Pflicht, das Kunstpublikum vor allem Irrthum zu warnen, in den es durch jenen Aufsatz gezogen werden könnte.

—ber.

Rom.

Den 13. Jan. 1821.

Nach einer langen peinlichen Krankheit, einem durch einen Fall herbeygeführten riesenmäßigen Knochenauswuchse — ist der Architekt des Vaticans, Raphael Stern (Sohn eines deutschen Baumeisters) gestorben. Sein Hauptwerk ist der neue Flügel des vaticanischen Museums, welcher sich vor allen älteren durch zweckmäßigere Beleuchtung auszeichnet. Leider hat er nicht, wie man gehofft hatte, seine in ihrer Art einzige architektonische Bücher- und Kupferstich-Sammlung der Kunstakademie vermacht. Sie ist auf 20,000 Thlr. angeschlagen, und ihre Zersplitterung wäre ein unersetzlicher Schade für Rom.

Die Stelle des frühverstorbenen Rè hat der, durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannte Antiquar Nibby erhalten.

Der Unterstaatssekretär, Ritter Hamilton, welcher sich für Zurückgabe der römischen Statuen rc. 1815 in Paris besonders thätig bewiesen hat, ist hier angekommen, wohnt bey seinem Freunde Canova, und geht damit um, das ganze Forum romanum ausgraben zu lassen. Er wird hiedurch viel für Rom und seinen Namen, wenig für seinen und seiner Gesellschaft Nutzen thun. Ritter Talbot hat auf dem Palatinischen Berge in einem gegen S. Giovanni Paolo gelegenen, dem englischen Collegium gehörigen Weinberge nachgraben lassen. Bis jezt ist eine 10 Palmen breite, ehemals mit Marmor belegte Treppe gefunden worden, welche in den Hippodromus führte. Die Wände glänzen von der schönsten gelben Farbe. Zwey Wandgemälde, weibliche Figuren, sind nicht bedeutend.

Thorwaldsen arbeitet unermüdet an den Büsten des Kaisers von Rußland, und des Prinzen Christian von Dänemark. Beyde sind von der sprechendsten Aehnlichkeit.

Eine Erwerbung, welche Hr. Giromelli zu Florenz machte, und hieher brachte, wird nächstens den Heimweg finden. Es ist eine Badewanne von Rosso antico von großem Umfange und ziemlich gut erhalten. Sie gehörte dem Hause de Corsi und wurde um eine geringe Summe gekauft, aber nachher um 12,000 Fr. geboten. Die Familie hat sie durch ein Rescript S. H. zurückerhalten.

Hr. Granet, in dessen Studio gegenwärtig sein Columbus als Greis im Lehnstuhle, seine Scene aus Vertvert und die unterirdische Kirche von S. Martino ai monti aufgestellt sind, will nächstens einen Savonarola und eine Scene aus Raynouards Templiers malen.

Statue des Sardanapalos oder indischen Bachus.

Journal des Savans Nov. 1820.

Hr. Mongez hielt im verflossenen September in der Akademie der Inschriften zu Paris eine Rede, worin er zu beweisen suchte, daß die Statue im Vatican, welche nach Winckelmann Sardanapal den II., nach einigen Philologen den Platon, und nach Visconti den alten Bachus darstellen soll, die Figur des Heliogabalus im syrischen Priestercostum sey. Diese Tracht, welche Heliogabalus vorzüglich liebte, verschafften ihm den Beynamen des Assyriers, so wie seine schändlichen Laster ihm den Namen Sardanapal zuzogen. Man findet in den Zügen und dem Barte der Statue, in der Weite und Länge der Gewänder, die Kennzeichen, welche den alten oder bärtigen Bachus charakterisiren. Heliogabalus war ein Mann von großer Schönheit, wie Herodian, ein gleichzeitiger Schriftsteller, ausdrücklich bezeugt, indem er sagt: „der junge Mann glich den schönen Statuen des Bachus." Man ist darüber einig, daß die Inschrift CAPΔANAΠAΛΛOC auf dem Mantel, aus dem Zeitalter der Antonine herrühr; Heliogabalus war der lezte von den Kaisern, welche diesen Namen führten. In der That scheint der dicke und lange Bart der Figur mit den Zügen des Mannes-Alters, die sie trägt, in Widerspruch zu stehen; aber man weiß, daß die Künstler, welche den Nachfolgern der Antonine einige Aehnlichkeit mit diesen berühmten Kaisern geben wollten, sie mit dem buschigen Barte vorstellten, welchen jene aus Nachahmung der Philosophen getragen hatten. Um seine Behauptung zu bestätigen, ließ Hr. Mongez, durch einen Zeichner, Haupthaar und Bart der Statue an die Büste des Heliogabalus im Musée royal Nr. 63. ansetzen, und an ein Bildniß auf einem bronzenen Medaillon aus dem Cabinet des Königs. Die Aehnlichkeit mit der Statue war auffallend.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Februar 1821.

Zwey Feinde lauern in dem menschlichen Gemüthe,
Sich immerdar im Kampf: verderbter Will' und Güte,
Und wo das schlecht're herrscht mit siegender Gewalt,
Dergleichen Pflanze frißt der Wurm gar bald.

Shakespeare.

Emmy.

(Fortsetzung.)

Während Emmy von diesem Traum gequält wurde, hatte Pippo die Brieftasche des Alten eröffnet. Das blasse, düstere Lampenlicht warf einen schauerlichen Glanz auf das goldene Schlößchen in schwarzem Sammt; ein leichter Druck und Pippo schaute in das Innere der Tasche. Er fand aber wenig, denn außer dem Miniaturgemälde eines Jünglings, dessen Züge denen des Alten überraschend ähnlich waren, und einigen unbedeutenden Briefen mit der Aufschrift: an den Freyherrn Johannes von Berg, bestand der Inhalt des Portefeuille's nur in einzelnen Blättchen, auf der Reise niedergeschrieben, in Adressen, Kopien von Briefen an Geschäftsleute und andern Kleinigkeiten dieser Art.

Um so mehr erfreute den verblendeten Alten der Glanz der Goldstücke: er betrachtete sie mit sorglicher Zärtlichkeit, zählte, rechnete und fuhr bey dem leisesten Geräusch auf, das der scharfe Nachtwind draußen in den knitternden Fichtenästen verursachte.

Es war Pippo'n oft, als flüstere eine Stimme neben ihm: „Traue dem Glanze des Goldes nicht! der Schein blendet und führt dich in Abgründe, wie das Irrlicht thut, das den einsamen Wanderer an Felsengründe lockt, wo er seinen Tod findet. Du warst ja so glücklich in deiner Armuth; jeder Tag brachte dir ein dürftiges, aber redliches Auskommen, und jede Nacht die süßeste Ruhe in deinem armen Strohbette. Wo wirst du nun dein Haupt hinlegen und deine Ruhe suchen?" Aber Pippo wusste dem und Anderm zu begegnen; denn er war in der Welt gewesen und hatte dort so viel aufgefangen, um für schlechte Handlungen einen beschönigenden Ausweg zu finden. Trotz der Ausflüchte aber, die sein Verstand ersann, schwieg das innere Gefühl nie ganz, und er hatte, wenn auch den äußern, doch den innern Frieden nimmer zum Gefährten.

Pippo hatte die ganze Nacht schlaflos hingebracht; der Gedanke, was er mit dem Golde beginnen solle, quälte ihn unaufhörlich; nicht weniger beschwerlich war ihm die Sorge, ob denn der Alte nicht während seiner Abwesenheit aus einem todtähnlichen Zustande erwacht und geflohen seyn könne? Ob es wohl möglich sey, daß die Adler ihn weggebracht und verzehrt hätten, und er auf diese Weise sich seines Besitzes in Ruhe erfreuen dürfe? — Ein böses Gewissen gleicht einem schlechten Gesellschafter, der, statt den Aufwand des Gesprächs gehörig zu bestreiten, mit ewigen Fragen beschwerlich fällt. — Um sich einige Gewißheit zu verschaffen, beschloß er, mit dem Anbruch des Tages in die Felsenkluft nieder zu steigen, wo er die Adler mit ihrer Beute beschäftigt gesehen, hoffend, dort wenigstens noch einige Ueberbleibsel von dem Todten zu finden.

Als Emmy aus ihrem Kämmerlein trat, sah sie bald, daß der Vater in der Nacht müsse ausgegangen seyn, denn sein Lager stand unberührt; daran war sie aber schon gewöhnt; denn wegen der Fremden verbunden, am Tage stets bey der Hand zu seyn, ging er oft spät am Abend nach Hospital hinunter, und brachte die Nacht bey einem Freunde

in der Erinnerung vergangener Tage hin; denn beyde hatten miteinander im Felde gedient. Wäre der Traum nicht gewesen, so hätte sie den Morgen, wie jeden andern, in der Sorge für das Hauswesen hingebracht, das ihr, so jung sie war, ganz oblag, seit die gute Mutter gestorben war.

Sie konnte nicht aufhören des Traumes zu gedenken und ging ungewiß in dem engen Gemache umher, bald nach dem, bald nach jenem greifend, wie wir es wohl alle in einem solchen Zustande zu thun pflegen. Aber es wollte nichts fördern, und sie lief jeden Augenblick an das Fensterchen, um zu sehen, ob der Vater noch nicht komme.

Unentschlossen und zerstreut den Wandschrank öffnend, um ihre Arbeit zu suchen, erblickte sie eine schwarzsammtne Brieftasche mit goldenem Schlusse, ohne zu begreifen, wie diese in den Schrank gekommen seyn könne. Je mehr sie das glänzende Schlößchen betrachtete, desto neugieriger ward sie, zu erfahren, woher sie komme, was sie enthalte.

Sie sann noch über das Wunderbare und Lockende dieser Erscheinung nach, als sie die Schritte ihres Vaters hörte; sie eilte ihm entgegen und grüßte ihn auf das innigste; er erwiederte ihren Gruß freundlicher, als er seit mehreren Tagen gethan. Die gute Emmy, durch die Heiterkeit ihres Vaters erfreut, erzählte sogleich, wie sie in dem Wandschranke den glänzenden Verschluß einer dort aufbewahrten Brieftasche gesehen und gewünscht habe, dieselbe zu betrachten: der Vater möge sie ihr doch zeigen. Sie hängte sich schmeichelnd an seinen Arm und führte ihn in die Hütte, wo sie ihm sein Morgenbrod vorsezte.

Pippo's Heiterkeit hatte ihren guten Grund: er hatte in dem bezeichneten Eisthale, in das er mit Mühe hinab gestiegen war, viele Gebeine zerstreut gefunden, welche ihm menschliche schienen, deren manche verwittert, andere aber noch ganz frisch waren. Es galt Pippo nun gleich, wie es die Adler angefangen, die Leiche aus dem Grabe zu holen: „sie war besorgt und aufgehoben."

Emmy nahm die erste Gelegenheit wahr, ihren Traum zu erzählen; scherzte jezt aber selbst über ihre Angst, sey es nun, daß die immer wechselnde Laune, der Leichtsinn des Kindes, jeden neuen Eindruck erfassend, den erstern besiegte und vergaß, oder daß sie aus der heitern Miene ihres Vaters die Ruhe trank, welche ihr Herz nun wohlthätig durchströmte.

Der Vater hörte Emmy's Traum schweigend an und schwieg auch hernach, als Emmy geendigt hatte. Das gute Kind aber wandte sich nun mit dringenden Bitten an den Vater, der Brieftasche wegen, und da dieser ihr wohl selten etwas abschlagen konnte, so gewährte er ihr mit leichter Mühe ihre Bitte; jedoch musste sie vorher versprechen, nie Jemand ein Wort davon zu sagen. Sie hätte gern gewusst, warum sie schweigen solle; aber des Vaters Ernste schloß ihre Lippe.

Sie nahm die Brieftasche, und weil eben Fremde den Berg herauf kamen, schlüpfte sie damit in ihr Kämmerlein, verriegelte dasselbe und eröffnete das goldene Schlößchen mit mädchenhafter Neugierde. Sie fieng an, verdrießlich zu werden, da ihr nichts als der Kram von Papieren und Zetteln entgegen fiel, die nichts enthielten. Aber jezt sah sie das Portrát und eine glühende Röthe verbreitete sich über das Engelsantlitz; ihr Auge hieng an den freundlichen Zügen des unbekannten Jünglings; ein zauberisches Wehen schien mit den hellen Locken um seine Stirn zu spielen, das große blaue Auge sie anzulächeln und das ganze Antlitz Bewegung und Leben zu gewinnen, wie sie es länger betrachtete — o, und es war ihr, als müsse sie es ewig, ewig betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hammer auf Bornholm.

(Fortsetzung.)

Vormals war der Hammer mit Waldung bedeckt; jezt sieht man kaum noch einige Baumstubben, und nur nackte Klippen steigen hin und wieder aus dem Sande hervor. An der westlichen Seite des Meerstrandes stehen die Ueberbleibsel eines alten Gebäudes, das Salomons Kapelle hieß. Hier ward in der Vorzeit für die Fischer der Umgegend Gottesdienst gehalten, und Einige behaupten, daß Allinge hier gestanden habe. Im Jahre 1648 lagen noch die Balken und die Breter des Bodens da, aber damals ward dem Birkvogt von Sandrig erlaubt, sie zu einem neuen Gebäude zu benutzen. Da schritt die Kapelle ihrem Untergange mehr und mehr entgegen, und nun ist nur ein Theil der auswendigen Mauern noch übrig. Im Sande findet man noch die Spur einer Mauer, welche die Kapelle umgab, und eine Art von Hof bildete. Bey der Kapelle war eine Quelle, nun ist sie vom Sande verstopft, der bald auch die Ruinen überdecken wird. — Aus dieser Kapelle soll die kleine Glocke genommen seyn, die jezt in dem Allinger Kirchthurme hängt.

Der Hammer besteht eigentlich aus verschiedenen Berghöhen, die durch tiefe Thäler von einander gesondert sind. Auf der Einen derselben, dem Steilebierg, liegt Hammers Fyr, zwey hundert und zwey und siebzig Fuß über der Meeresfläche. Dieses ist ein Feuer von Steinkohlen, auf einem sechseckigten Thurm; dessen Mitte hohl, und durch Züge mit den auswendigen Seiten des Thurmes in Verbindung ist, welche die Zugluft in die Hödlung oder den Schornstein führen, auf dem ein Steinkohlenroß liegt.

Die Oeffnungen sind mit hölzernen Klappen versehen, die, den Umständen nach, von dem Feuerwächter durch eine Schnur auf- oder zugezogen werden. Bey starkem Winde steigt die Flamme stark genug von den brennenden Kohlen, ohne Oeffnung der Klappen auf. In ältern Zeiten, und noch jezt an verschiedenen Orten, wie in Schweden, war keine Bedachung oder Leuchte über der Flamme; sie loderte in freyer Luft, daher durch das Wehen und die Stoßwinde flackernd, und besonders war der Feuerwärter den Einflüssen der Witterung ausgesezt. Diesem Fehler abzuhelfen, hat man in spätern Zeiten eine Leuchte darüber gesezt, und so ist es auch am Hammers For. Der Boden ist vier und dreyviertel Fuß unter der Spitze des Schornsteins oder des Steinkohlenrostes, also dem Feuerwärter bequem, um die Kohlen aufzurühren. Die Leuchte, die aus Fenstern von sechsfüßiger Höhe besteht, ruhet auf diesem Boden, der sich auf eine zwey Fuß hohe Mauer stüzt. Der Schein des Feuers trifft also gerade die Mitte der Fenster. Die Pfosten der Klappen sind von gegossenem Eisen, da hölzerne sich von der Hitze entzünden würden. Die Fensterkreuze sind geschmiedet. Ueber den Fenstern ist ein Kuppeldach von eisernem Sparrwerk, und mit Eisenplatten gedeckt. Ganz oben in der Kappe ist eine leicht bewegliche Röhre, die sich um eine, in einer metallenen Büchse befindliche stählerne Spitze dreht; der Deckel ist ein Boswelscher Ventilator. In der Kuppel sind einige Klappen, die geöffnet und geschlossen werden können, damit der Rauch bey stillem Wetter und Mangel an Zugluft nicht in der Leuchte bleibt.

An der Landseite, oder an der Seite der Leuchte, wohin der Schein nicht zu fallen braucht, ist eine Mauer mit einer doppelten Eingangsthüre, um der starken Luftströmung bey der Eröffnung vorzubeugen, welche durch das Antreiben der Flamme die Scheiben der Leuchte zerknicken konnte. Diese Mauer ist mit messingenen Platten, in der Form eines Hohlspiegels belegt, die den Schein verstärken und nach allen Seiten zurückwerfen.

Da die an der Außenseite des Thurmes bis an den Schornstein gehende Röhre nicht immer einen hinlänglichen Luftzug verschafft, so sind noch unter der Mauer und unter jedem Fach Fenster, nach der Landseite hin, Oeffnungen mit hölzernen Gehäusen, die bis an die Glasscheiben reichen, und diese nicht allein von dem Rauche befreyen, sondern auch Zug verursachen.

Man sieht auf einem hohen Schiffe das Feuer auf dem Hammer in einer Entfernung von sieben bis acht Meilen, und es brennt das ganze Jahr hindurch vom Untergange der Sonne bis zum Aufgange. Bey gleichem Feuer wird in jeder Stunde ein Scheffel Steinkohlen verbraucht, also für die viertausend Stunden, daß das Feuer brennen soll, jährlich fünfhundert Tonnen. Die Kohlen kommen aus Schottland, da man die Bornholmer Kohlen, bey den gemachten Versuchen, dazu unbrauchbar gefunden hat. Dicht am Thurme ist ein Kohlenmagazin; das Hauptmagazin ist in Sandvig. Da ist auch die Amtswohnung des Inspektors, aber der jetzige wohnt mit dem Feuerwächter nicht weit von dem Feuerthurme in einem, in einer Bergspalte erbaueten Hause, dessen Dach man, bey dem Feuer, hervorragen sieht. Das Gebäude musste wegen der außerordentlichen Stürme in einer Kluft stehen. Der Sand wird, ungeachtet der bedeutenden Entfernung von der Spitze des Hammers, und der Höhe, bey starken Winden doch hierher geführt.

Das Feuer auf Christiansö ist mit dem auf dem Hammer überein; aber jenes ist, zur Unterscheidung, ein rotirendes Feuer. Da das Leuchtfeuer sich auf einem hohen und abgesonderten Berge befindet, so hat man von da eine weite Aussicht: gegen Norden auf die, von dem Meere eingefaßten Flugsandfelder, auch gegen Westen sieht man das Meer, aber der Gesichtskreis wird an der Seite von dem Meere begränzt; am anziehendsten ist die Aussicht gegen Süden. Hier erhebt sich, in der Mitte der erscheinenden Ansicht, der Berg, auf dem die Ruinen des Schlosses Hammerhuus liegen, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, und von dem Steilebierg durch niedrigere, zum Theil mit Gebüsch bedeckte Berge abgesondert. Hinter Hammershuus erhebt sich ein noch höherer Berg, der dem Bergrücken auf dem die Kirche von Ruth liegt, wiederum an Höhe weicht. Der hervorragende Riegebierg bildet die südlichste Spitze; an seinem Fuße sieht man die schöne Fischerstelle von Vang. Die ganze Küstenstrecke hat lothrechte Felsen längs dem Meere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Weihe.

Es nimmt in seine heil'ge Stille
Vertraut mich auf der Buchenhain,
Durchglüht von höherem Gefühle
Gedenke ich, Elise, dein.

Hier, wo die holde Philomele
Im heil'gen Blätterdunkel singt,
Den finstern Gram von meiner Seele
Durch ihre Friedenslieder zwingt;

Hier, wo um die bemooste Rinde
Vertraulich sich der Epheu schlingt,
Und schön, in lieblichem Gewinde
Bis zu des Wipfels Höhen dringt,

Hier weihe ich den Stamm der Buche,
Den schönsten Stamm im weiten Hayn,
Und grab' in eng verschlossnem Zuge,
Geliebte, unsre Namen ein.

An diesem heil'gen Platz der Weihe
Von keines Lauschers Blick geschreckt,
Hier schwöre ich dir Lieb und Treue,
Bis mich der stille Hügel deckt.

Moll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden am 2. Jan. 1821.

Recht herzlich begrüße ich das liebe Morgenblatt im neubegonnenen Jahre, und verspreche ihm wie bisher allmonatlich meinen Bericht aus unsrer guten Stadt. Es kann versichert seyn,

daß ich stets partheylos die Wahrheit sagen, nicht unverbürgte Dinge ihm einschwatzen noch verbotne Waare einschwärzen werde. Dafür bitte ich mir dann auch Nachsicht aus, wenn in dem einfach friedlichen Leben, das wir in unserm Sachsen Gott sey gelobt führen, nicht stets etwas Pikantes zur Mittheilung sich auffinden sollte. Fehden selbst anspinnen, wo es nicht nöthig ist, liebe ich nicht, und so werden denn freylich meine Berichte mehr Friedensbotschaften als Kriegserklärungen seyn, die ja außerdem hinreichend zu haben sind.

Wie gut sich's in Dresden unter andern auch in Rücksicht auf Gesundheit leben läßt, beweist die kleine Zahl der im abgewichenen Jahre Gestorbenen. Sie betrug 1638 Personen, welches auf die Bevölkerung von mehr als 48000 Seelen, nur die 32ste heimgehen heißt. Dagegen wurden 1785 geboren, unter denen sich freylich 343 uneheliche befanden, folglich ungefähr das fünfte Kind; man muß aber bedenken, wie viele Auswärtige in den verschiedenen Instituten zu Dresden entbunden werden, deren Resultat aber hier nicht in Anschlag gebracht werden sollte.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht die Wohlthätigkeit der Dresdner vergessen. Sie geht erfreulich aus den Uebersichten mehrerer Anstalten zu diesem Zweck, welche jährlich um diese Zeit ausgegeben zu werden pflegen, hervor. So betrug bey dem Haupt-Almosenfonds die Einnahme des Rechnungs-Jahres, 47,995 Thaler, wozu aus landesherrlicher Kasse allein 18,966 Thlr. flossen. Die durch einen Frauen-Verein begründete Rumfordsche Suppen-Anstalt setzte ihre Wirksamkeit fort, und vertheilte im vorigen Winter 79,384 Portionen. Die treffliche Gesellschaft zu Rath und That, unter der Direction des wahrhaft edlen Ministers von Nostitz auf Jänkendorf, so wie des verehrten Consistorial-Präsidenten von Faber, vermehrte sich bis auf 145 Mitglieder, und spendete aus ihren Unterstützungs-Kassen gegen 3000 Thlr. Auch segnete der Himmel die Bemühungen eines andern Vereins zu Unterstützung hülfsbedürftiger blinder und erblindender Personen, und der Kaufmann Schütz aus London, der sich hier angesiedelt hat, verband damit die von ihm errichtete Industrie- und Unterrichts-Anstalt für erwachsene Blinde beyderley Geschlechts, wobey besonders das Korbflechten und Schnurenklöppeln, letzteres auf zwey in England gefertigten Maschinen getrieben wird, künftig aber auch die Fertigung von Fußteppichen, Strohgeflechte, Weberey auf einfachen Stühlen u. s. w. vorgenommen werden soll. Auch ist am Geburtstage unseres Königs, den 23. December, von hiesigen Bankiers und angesehenen Kaufleuten eine Spaarkasse eröffnet worden, von welcher man sich, besonders für Dienstboten, eine sehr erfreuliche Wirkung verspricht.

Durch den Tod verloren wir in diesem Monate einen unserer würdigsten Gelehrten und Volkslehrer, den Superintendent und Kirchenrath D. Tittmann, dessen Ruhm in der theologischen gelehrten Welt eben so verbreitet ist, als der Dank für sein segenreiches Wirken in jeder Art, es in Sachsen und namentlich in Dresden unter allen Ständen war. Er schlummerte hinüber wie ein Gerechter nach vollbrachtem Tagewerke, und zahllose Begleiter folgten mit tiefer Wehmuth seinem Leichenzuge.

Aus Rom sind die beyden Künstler Vogel und Ernst Matthäi angekommen. Ersterer ist an des verewigten Kügelgens Stelle bestimmt, letzterer wird bey der Kunst-Akademie Unterricht im Bossiren und Modelliren geben. Er hat von dem Pabst wegen Verkaufs und Anordnung einer naturhistorischen Sammlung, den Orden des goldnen Sporens bekommen. Man sieht der Vertheilung der Gratifikationen für die Zöglinge dieser Anstalt, wegen der auf der letzten Kunst-Ausstellung dargelegten Proben ihres Talents und Fleißes entgegen.

Unsre Bühne begann wieder mit dem 10. Dezember, und spielte noch bis zum 14ten, wo die Weihnachtsferien eintraten. Wir sahen eine sorgfältige Vorstellung von Hamlet, Carlo Fioras, und den Zwey Worten, so wie der Emma di Resburgo. Neu waren: Fluch und Segen, Drama in zwey Aufzügen von Ernst von Houwald, und Iphigenia auf Tauris.

Fluch und Segen, die neueste Dichtung des geist und gemüthvollen Houwald, wird zu Ostern in dem zum Nutzen des Waisenhauses zu Pirna herauskommenden Waisenfreunde gedruckt erscheinen und also bald allgemeiner Beurtheilung vorliegen. Es gereicht der Dresdner Bühne zur Ehre, nun sämtliche Houwaldsche dramatische Werke zuerst aufgeführt zu haben, und fast kann man sagen, daß der Beyfall des Publikums mit jedem derselben wächst. Auch dieses erfreute sich des lautesten und ungetheiltesten, und besonders verdient es ihn, durch die schöne Tendenz, die es hat, welche sich in den Schlußworten ausspricht:

Des Menschen Sünde ist allein sein Fluch,
Drum kennt ihn nur der Mensch, Gott kennt ihn nicht.
Wem das Bewußtseyn tiefe Wunden schlug,
Der glaubt, der Herr geh mit ihm ins Gericht.
Er aber ist die Liebe und Geduld,
Er sendet Jedem Sonnenschein und Regen.
Sey Du nur rein und frey von aller Schuld,
Dann bringt Dir Menschenfluch doch Gottes Segen.

Ein Knabe schürzt und entwickelt den Knoten des kleinen Stücks, welches in seiner absichtlich sehr einfach gehaltenen Sprache, indem es in dem armseligen Gemach eines mit dem Schuldthurme bedrohten Erbpachters spielt, doch eine Kraft der Empfindung, Wärme des Gefühls und Innigkeit der Ansicht hat, die ihm den Weg zu jedem Herzen bahnen werden. Die Aehnlichkeit, die es besonders von vorn herein mit Werners 24sten Februar hat, ist vom Dichter mit Vorsatz herbeygeführt worden, da es eigentlich das beruhigende Gegenstück zu diesem Schauergemälde seyn soll. Die Darstellung war sehr gelungen zu nennen, wenn man bey den Kinderrollen bedachte, daß es freylich keine wahren Künstler zu deren Darstellung geben konnte. Ein junges Mädchen aus dem Singchor, Miller, gab den Knaben recht verdienstlich. Der Schwester, Louise Wagner, verstand man nur zu wenig, sonst wäre sie zu loben gewesen. Herr Werdy war trefflich als Erbpächter, und Mad. Hartwig legte, als dessen Frau, eine Glut und Wahrheit in ihre Rolle, die mehreremale zu lautem Beyfall fortriß. Eben so brav waren Hr. Pauli als Amtmann, und Hr. Hellwig, in der so schwierig zu haltenden Rolle des Seiltänzers Sebaldo.

Iphigenia zog alle Gebildete ins Theater, und wenn auch nicht alle Ansprüche, die freylich bey einem Meisterwerk Goethes sehr leicht zu hoch gesteigert sind, befriedigt wurden, so durfte man doch mit dem Fleiße, dem Studium und dem schönen Streben aller Darstellenden gewiß sehr zufrieden seyn. Mad. Werdy hatte in der Hauptrolle viele schöne Momente, und führte sie mit großer Besonnenheit durch, nur hätten wir gewünscht, daß bey mehreren Stellen ihr Ton weniger weich und gleichsam klagend gewesen wäre. Hr. Hellwig war Orest, Hr. Julius Pylades. Wäre nicht eine Verwechslung beyder Rollen zweckmäßiger gewesen, da des Letztern kräftigeres Organ sich mehr für den Orest, das Treuherzige des Erstern mehr für Pylades eignet? Doch spielten Beyde besonders in den letzten Akten ungemein lobenswerth. Auch Hr. Kanow als Thoas und Hr. Burmeister als Arkas gewährten Dank erfordernde Leistungen. So stand das Ganze würdig da, und ward mit der größten Aufmerksamkeit und ungetheiltem Interesse ergriffen.

Im Saale des Hotel de Pologne fanden mehrere Konzerte der hiesigen Kammer-Musiker Dotzauer (Violoncellist) und Peschke (Violinist,) so wie des berühmten Klarinettisten Bärmann statt, und der Deklamator Solbrig gab zwey Abendunterhaltungen.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 13.

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. Februar 1821.

Kirchengeschichte.

L'Espagne heureuse par la vie de la Constitution et la mort de l'inquisition etc. Par Dom Antoine Bernabeu, prêtre député de la province de Valence à l'assemblée nationale des Cortes d'Espagne. Madrid, 1820. 8.

Neben dieser französischen Ausgabe ist gleichzeitig auch eine spanische (l'Espanna venturosa etc.), die leztere in Quartformat, von der merkwürdigen Schrift zu Madrid erschienen. Hr. Bernabeu hatte schon im Jahr 1813, als Mitglied der Cortes, die Befugniß des Staates über die Besitzungen der Geistlichkeit zu verfügen, in seinem damals zu Alicante gedruckten Inicio-historico-canonico-politico de la authoridad de las naceones en los bienes ecclesiasticos darzuthun versucht. Die durch Ferdinand VII hergestellte Inquisition beschäftigte sich mit dieser Schrift, und fand dieselbe, wie man denken kann, ketzerisch. Im Jahr 1814 erklärte der Verfasser gegen die Inquisitoren von Madrid und im Jahr 1816 gegen diejenigen von Murcia, er sey bereit, seine Sätze zu widerrufen, wofern ihm ihr Widerspruch mit der reinen catholischen Lehre dargethan würde. Weil er jedoch voraussah, daß ihm dieser Beweis nur in den Kerkern des Tribunals und durch dieselben geleistet werden sollte, flüchtete er nach Frankreich und hielt sich bis zur Herstellung der Verfassung der Cortes in Paris auf. Er ist alsdann neuerdings in die Versammlung der leztern gewählt worden, und hat nun unter dem vorstehenden Titel theils die frühere Schrift, theils die Aktenstücke seiner Verfolgung abdrucken lassen.

Die Grundbesitzungen der Geistlichkeit, behauptet er, seyen allezeit Eigenthum der Nation gewesen; indem die Schenkungen der Fürsten und der Privatpersonen das Gemeinwohl bezweckten, und eben darum auch die Oberaufsicht so wie das höchste Verfügungsrecht über diese Güter der Nation, wenn nicht ausdrücklich jedoch stillschweigend, eingeräumt ward und zustehen mußte.*) Die ultramontanischen Grundsätze, von denen die gegen ihn gerichtete Anklage ausgieng, dürfen nicht erst in Erinnerung gebracht werden; er hat dieselben nachdenksam abgefertigt.

Ein Seitenstück zu der vorstehenden Schrift liefert der Apendice al dictamen, u. s. w. Nachtrag zu der

*) Diese Argumentation ruht auf einem in der Rechtstheorie übelberufenem Grunde: denn welchen Eingriff in das Privateigenthum gäbe es wohl, der sich nicht mit der Berufung auf das Gemeinwohl entschuldigen ließe? Das wahre Recht kann aber auch um des Gemeinwohls willen keinen solchen Eingriff ohne volle Schadloshaltung gestatten, und davon kann bey Einziehung der Kirchengüter in Spanien schwerlich die Rede seyn. Aber das Einziehungsrecht läßt sich vielleicht aus anderen Gründen ableiten, insofern von den sogenannten Gütern der Geistlichkeit im Allgemeinen die Frage ist. Eigenthum ist nur denkbar als Recht einer Person, sey es einer physischen oder einer intellectuellen. Die Geistlichkeit ist aber keine Person, sondern ein Stand, und daher können jene Güter eben so wenig Eigenthum der Geistlichkeit seyn, als man z. B. die Städte Eigenthum des Bürgerstandes oder die Dörfer Eigenthum des Bauernstandes nennen kann. Es scheint daher, daß sie als Eigenthum der intellectuellen Person des Staates betrachtet werden müssen, der ihren Mißbrauch zu Erreichung eines Theiles vom gesammten Staatszwecke (Erhaltung des kirchlichen Gesellschaftsbandes) bestimmt hat, und welcher befugt ist, diese Bestimmung zu ändern, insofern ihm nicht in einzelnen Fällen wohlerworbene Rechte von Privatpersonen entgegen stehen, die er ohne Entschädigung seinen Zwecken nicht aufopfern darf. Und sind diese Personen intellectuelle; so wird er sie meist aufheben können, dafern er nicht über ihre Fortdauer mit ihnen contrahirt hat: denn intellectuelle Personen (universitates) sind blos Personen durch eine Rechtsfiction, die einzig auf dem Willen von der Person des Staates beruhet; und dieser Wille ist ursprünglich frey, also auch in der Regel widerruflich, weil sonst der Staat gar keine practische Persönlichkeit hätte. König und Cortes sind in Spanien das Organ dieses Willens, mithin läßt sich ihr Beschluß über die bienes ecclesiasticos aus dem Gesichtspunkte des philosoph. Rechtes nicht wohl anfechten; so leicht auch dessen Vollziehung im Einzelnen zu Ungerechtigkeiten führen kann. Auf diesem Wege scheint die unhaltbare Voraussetzung, daß alle Schenkungen an die Geistlichkeit das Gemeinwohl bezweckt haben, vermieden werden zu können. Müllner.

in der Versammlung der Cortes von 1813 gehaltenen Rede über das Inquisitions-Gericht, durch Don Ant. J. Ruiz de Padron (3te Ausgabe. Madrid, 1820, 8.) Auch ihr Verfasser ward um seiner in den Cortes geäußerten Meinungen willen während des unglücklichen Zeitraums von 1814 bis 1820 verfolgt, seine Güter wurden mit Sequester belegt und er selbst hat die sechs Jahre theils im Gefängniß, theils im Exil zugebracht. Hr. Ruiz de Padron war Abt von Villamardina de Valdeorres, in der Diözese von Astorga, deren Bischof, Don Manuel Vicente Martinez Jimenez, nachheriger Erzbischof von Saragossa, sein grimmigster Verfolger gewesen ist. So wie Hr. Bernabeu benuzte auch Hr. Ruiz de Padron Spanien's Wiederbefreyung dazu, sein früheres Betragen zu rechtfertigen und die Verfolgungen zu erzählen, welche er erlitten hat. „Giebt es Menschen, die zum Böses thun vorbestimmt sind (Hay hombres nacidos para perseguir y hacer mal)?" ruft er im Gefühle der schmerzlichsten Erinnerungen aus. Als Beytrag zur Geschichte der Inquisitions-Gerichte verdient die kleine Schrift immerhin Beachtung.

M. Huldreich Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge. Herausgegeben von Leonhard Usteri, Professor am Carolinum, und Salomon Vögelin, gewesenem Prediger an der Waisenkirche. Zwey Bände. Zürich, bey Geßner. 1819, 1820. 555 und 640 S. in 8. mit dem Bildnisse Zwingli's.

Ref. hat schon, als vor bald zwey Jahren die erste Abtheilung des ersten Bandes dieser Zwinglischen Schriften erschien, ihren Plan kürzlich angegeben und die auf seine Ausführung verwandte Mühe belobt (Literatur-Blatt, 1819, Nro. 15). Jezt liegt das Werk vollendet vor uns, und was damals über zweckgemäße Anlage und die Zeitgemäße Erscheinung gesagt ward, hat sich darin schon bewährt. Die systematische Anordnung des Ganzen, derzufolge alle Hauptstellen aus Zwingli's zahlreichen Schriften, ihrem Inhalte gemäß einander bey und nachgeordnet wurden, konnte es allein nur möglich machen, eine leichte und bequeme Uebersicht der Lehrmeinungen und Ansichten des schweizerischen Reformators zu geben, der man jezt gerne entweder im Zusammenhange folgt, oder auch alsbald das gesuchte Einzelne finden mag. Für einen ungleich seltneren Gebrauch des Buches, wo der Geschichtforscher nicht blos wissen will, was Zwingli gedacht und gelehrt hat, sondern wo ihm daran gelegen ist, den eigentlichen Zeitpunkt, die nähere Veranlassung und die Verhältnisse, unter denen die eine oder andere Aeußerung geschehen oder eine Erklärung gegeben worden ist, und in welcher Zeitfolge das eine dem andern nachsteht, ward hinwieder auch vortrefflich gesorgt, indem jede ausgehobene Stelle ihre Nummer hat, welche die Quelle angiebt, und auf den historisch-literarischen Apparat verweist, der dem Buche vorgesezt, die Gesammtschriften Zwinglis in chronologischer Ordnung aufzählt und würdigt. Eben so ist hinsichtlich der Schreibart die richtige Mittelstraße befolgt worden, durch welche auch einzig nur der Uebelstand eines allzu auffallenden Contrastes zwischen dem ansehnlichen aus der lateinischen Sprache zu übersetzenden Theil des Buchs und dem, welcher deutschen Urschriften enthoben wurde, vermieden blieb, daß nämlich, bey diesem lezteren die heut zu tage störende Rechtschreibung der damaligen Zeit und die zum Theil unrichtigen Constructionen verändert, auch den veralteten Worten die nunmehr üblichen zur Erläuterung beygefügt wurden, ohne übrigens das Kräftige auszulöschen, was die alterthümliche Sprache mit sich führt.

Der erste Band umfaßt Religion und Offenbarungslehre, der zweyte die Verhältnisse von Kirche und Staat, eines jeden insbesondere und beyder zueinander. Den Schluß macht eine Charakteristik Zwingli's aus eignen Aeußerungen seiner Schriften, oder Selbstbekenntnissen zusammen gestellt. Die classische Bildung des hochverdienten Mannes liegt überall in seinen Schriften zu Tage, und es wäre leicht, eine Menge Stellen über die wichtigsten menschlichen Verhältnisse auszuheben, in denen man die Stimme eines Weisen des Alterthums zu hören glaubt.

In Zwinglis Charakter sind Liebe der Wahrheit und des Vaterlands, eine treue und eifrige Anhänglichkeit an beyde, die ihnen Kräfte und Leben zum Opfer zu bringen jederzeit bereit ist, die vorherrschenden Züge, denen sich Mäßigung, Friedenssinn, Bescheidenheit, Milde und Freundlichkeit in seltenem Grade anschließen. Die Vereinbarung dieser Tugenden bildete den Reformator des Staates wie der Kirche, denn er ist in der That seinem Vaterlande beydes gewesen, indem er die staatsthümliche Freyheit nicht minder als die kirchliche gepredigt hat, und nicht etwa eine neue Tyranney an die Stelle der gestürzten bringen wollte: er war vielmehr ein kräftiger Vertheidiger der Denk- und Schreibefreyheit, so daß hierüber, wie über hundert andere Dinge mehr, seine Stimme im neunzehnten Jahrhundert zu hören fast nicht minder Noth thut, als im sechszehnten der Fall war. „Sag' an (so drückt er sich in der Streitschrift gegen einen seiner Gegner im Abendmahlsstreite, den Doctor Straus, aus), welche dünken dich die verdächtigere Sache zu haben? Die, die ihrer Widersacher Schriften frey lassen ohne alle Gewalt vor ihre Kirchen kommen, und widerfechten dieselben stattlich vor der Kirche? Oder, die wider ihre Widersacher vor ihren Einfältigen bellen, und öffentlich wider sie schreiben, auch ihren Schaafen ihre Schriften zu lesen empfehlen, auch sie in ihren Schriften oft anlügen; und so sich die Widersacher entschuldigen oder erläutern, schreyen: Man soll sie nicht

hören! Es ist schädlichere Ketzerey nie auferstanden! u. s. w.? Siehe auch zu, welche sich vom Gotteswort und seiner Kirche sondern? Ihr oder Wir? Wir lassen euere, des Papsts und aller Antichristen Schriften frey lesen, und legen mit dem Schwert des Gotteswerts die Irrthümer nieder: so wollet ihr's mit Verbot ausrichten. Das thust du, Strauß, und andere mehr; ihr führet eine neue Gewalt und Tyranney ein. Das heißt von Gottes Wort abtreten und Sonderungen und Zwiespalt machen. Herwiederum aber ist das der einige Weg der Einigkeit, da man der Kirche frey läßt fürkommen, was für und wider eine Meinung herfürgebracht wird, und demnach die Kirche frey läßt urtheilen. Denn Gott ist nicht ein Gott des Zwiespalts, sondern der Einigkeit; der wird die Seinen, die in seinem Geist versammelt sind, nicht lassen irren; und wird demnach Fried, Ruhm und Einigkeit unter allen Kirchen. Wo aber ein Herrstadt, Volk oder Gemeinde, die eine Lehr Gottes frey läßt gehen, und die andere nicht, so muß je Zwietracht werden."

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Oktober 1820.

(Fortsetzung.)

(Politik) Examen des discussions relatives à la loi des elections, pendant la session, par Fievée. Zweyte Ausgabe. Welches auch die individuellen Meinungen und politischen Ansichten des Verfassers seyn mögen; so kann ihm doch niemand das Verdienst eines sorgfältigen Styls absprechen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Schrift viele Leser von allen Farben findet. 11½ Bogen Druck. Preis 3 Fr. Bey Le Normant. — Le Scandale du jour: Selbstmord des Ex-Marschalls Brun; die Herren Graf von Douché, General Donnadieu und Gabriel Dubouchage, in Correspondenz mit H. Chovin d'Arnouville, ehemaligen Präfecten vom Isere-Departement; kleine Ehrensache zwischen H. Villemain und dem Sohne eines Gärbers, nebst Unterredung zwischen H. Decazes und H. Villemain; Aufschneidereyen der Liberalen; Auszüge aus den Statuten des Sanct-Michaels und des heiligen Geistes Orden; Bescheidenheit des französischen Generalfeldwachtmeisters H. v. Fabert, der den Rittertitel ausschlägt, von einem jüngst ernannten Ritter nachgeahmt. Dieses ist die wörtliche Uebersetzung des vollständigen Titels dieser Schrift, dessen erster oder allgemeiner Titel vielleicht zweckmäßiger wäre, wenn das französische Scandale und englische Scandal gleiche Bedeutung hätten. 4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Le Normant. — La bombe royaliste lancée per A. Martainville, Fondateur du Drapeau blanc. Ist wohl nur ein Schwärmer und keine Bombe; wenigstens wird das Zerplatzen derselben keinen Schaden anrichten, oder vielleicht gar nicht gehört werden. 4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Dentu. — Coup d'œil sur les revolutions d'Espagne et de Naples. Dieser Ueberblick umfaßt auch die am 19. August d. J. in Paris entdeckte Militär-Verschwörung, imgleichen den von den französischen Ministern seit der Wiederherstellung des Königthums befolgten Geschäftsgang und den öffentlichen Geist in Europa. Der Verfasser zeichnet seinen Namen blos mit dem Buchstaben C. 3½ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Boucher.

Geschichte. Pièces officielles et inédites sur les affaires de Naples. Der anonyme Herausgeber dieser Aktenstücke schickt denselben einige Bemerkungen voran. 4½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. Bey Mongie. — Histoire de la revolution d'Espagne en 1820, par C. Laumier. Dieser Geschichte der lezten Regierungsveränderung in Spanien gehet eine Uebersicht der Regierung Ferdinands VII, seit 1814, und der Revolution im südlichen Amerika vorher. Zweyte, mit einem analytischen Sachregister vermehrte Auflage. 26 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. Bey Plancher. — Histoire des trois démembremens de la Pologne, als Fortsetzung der Geschichte der Anarchie Polens, von Rulhiere. Der Verfasser dieser Fortsetzung nennt sich nicht, sondern zeigt blos an, daß der Esprit de l'histoire und die Théorie des Revolutions aus der nämlichen Quelle, als diese Schrift geflossen seyn. Drey Bände in 8. 100 Bogen Druck. Preis 21 Fr. Bey Deterville. — Memoire historique sur l'émigration de la colonie grecque de la Morée en Corse. Mit authentischen Belegen betreffend die Niederlassung dieser Colonie zu Paomia durch Unterstützung der Republik Genua, und ihre spätere Niederlassung auf der Spitze von Cargèse, durch Ludwig XVI. unterstüzt. 8 Bogen Druck in Folio. Ajaccio, bey Marc-Marchi. — Memoires et Négociations du Marquis de Valori, ambassadeur de France à la cour de Berlin. Diese Denkschriften sind von einem Verwandten des Marquis, dem Grafen H. de Valori, herausgegeben worden. Ersterer bekleidete eilf Jahre lang die Stelle eines Großbotschafters von Frankreich bey Friedrich II, den er auf seinen Feldzügen begleitete. Er war es, der den Traktat von 1741 unterzeichnete, wodurch zu Berlin das Interesse Frankreichs beym deutschen Staaten-Bunde centralisirt wurde. Vielleicht hat bis jezt niemand das Bild des großen Königs und Philosophen, sowohl in physischer als moralischer Hinsicht, mit größerer Freymüthigkeit, aber auch zugleich mit mehr Würde gezeichnet, als H. von Valori. Das Ganze ist mit vielen, größtentheils unbekannten Anekdoten durchwebt. Der Herausgeber hat den Denkwürdigkeiten eine Lebensbeschreibung ihres Verfassers vorangeschickt, und am Schlusse derselben eine Sammlung von Briefen des Königs Friedrich, der Prinzen, seine Brüder, Voltaires und anderer berühmten Personen des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt. 2 Bände in 8. 68 Bogen Druck, Preis 12 Fr. Bey F. Didot. — Memoires de Madame Roland, nebst Nachrichten über das Leben dieser wichtigen Frau, und historischen Erläuterungen von Berville und Barrière. Dieses Werk gehört zu der von uns schon angezeigten Sammlung von Denkschriften die französische Revolution betreffend, und macht die erste Lieferung derselben aus. 2 Bände in 8., 65 Bogen Druck, mit einem Facsimile der Handschrift der Verfasserin. Bey Baudouin. — Archives françaises, oder authentische Sammlung ausgezeichneter Handlungen, als Beytrag zur Geschichte vom 1. Januar 1789, bis zum 1. Januar 1818. Von einer Gesellschaft von Gelehrten in Heften herausgegeben. Schon das 4te Heft ist davon erschienen. 11½ Bogen Druck in 8. Bey Dentu. — De la conspiration qui a obligé Louis XVIII de quitter son royaume, nebst Bekanntmachung einer wichtigen Schrift, die 1787 in einer Freymaurer-Loge zu Venedig gefunden wurde. Von einem Mitgliede der ehemaligen constituirenden Assemblee. Wir zeigen diese

Schrift an, um Irrthum vorzubeugen, indem sie nichts anders als der Abdruck einer bekannten Flugschrift ist, die der Marquis von Frendeville zu London schrieb, und im Monat Juni 1815 daselbst drucken ließ. 4 Bogen Druck in 8. Bey Goujon. — Nouveaux éclaircissemens sur la conspiration du 20 Mars et sur l'histoire des Cent jours. Fast der nämliche Fall findet bey dieser von T. Delbarre herausgegebenen Schrift statt. Es ist ein Auszug aus den bekannten Denkschriften oder Beytrag zur Geschichte des Privat-Lebens, der Zurückkunft und der Regierung Napoleons im Jahre 1815, in zwey Bänden, die bey Murray zu London erschienen sind, und einen seiner ehemaligen Kabinets-Secretaire, Fleury de Chaboulon, zum Verfasser haben. Gegenwärtiger Auszug, gleichfalls in 2 Bänden, ist indessen eben so stark, als das Original. 48 Bogen Druck. Preis 12 Fr. Bey Gide.

Kirchengeschichte. Les Missionaires et leurs travaux apostoliques, oder vollständige Geschichte der geistlichen Missionen Frankreichs seit der Wiederherstellung des Königthums. Gegenwärtige Schrift ist vielleicht nur der Vorläufer eines größern Werkes, denn sie wird nur aus 3 Bänden in 12. bestehen. Unterschriftspreis 10 Fr. Bey Leblanc.

Biographie. Biographie moderne, ou Galerie historique, civile, militaire, politique, litteraire et judiciaire, enthaltend die politische Abbildung der Franzosen von beyden Geschlechtern, sowohl lebende als verstorbene, die sich vom Anfange der Revolution bis auf unsere gegenwärtige Zeit, durch ihre Talente, ihr Unglück, ihren Muth, ihre Tugenden oder ihre Verbrechen, mehr oder weniger ausgezeichnet haben. Dritte verbesserte, mit einem Bande vermehrte und mit Kupfern gezierte Ausgabe. Das Ganze wird aus 4 starken Oktavbänden bestehen, wovon der erste künftigen März erscheinen soll. Unterschriftspreis bis zum 1. Januar 25 Fr. demnächst 30 Fr. Bey Eymery. — Biographie des pairs et des députés du royaume de France qui ont siégé dans les deux dernières sessions. Den Wahlherren gewidmet. 2 Bände in 8. 40 Bogen Druck. Preis 13 Fr. Bey Beaucé. — Von der angezeigten neuen Ausgabe des Dictionnaire historique et critique de Pierre Bayle, mit Noten oder Verbesserungen nach Chaufepié, Joly, Lamonnoie, L. J. Leclerc, Leduchat, P. Marchand, u. s. w. ist der erste Band (A – AM) erschienen. 36 Bogen Druck in 8. Preis 9 Fr. Vel. Pap. 18 Fr. Bey Desoër. Das Ganze wird aus 16 Bänden bestehen. — Histoire de la vie et des ouvrages de Jean Lafontaine, par Ch. A. Walkenaër. Obwohl einige zwanzig oder dreyßig biographische Notizen über Lafontaine schon ans Licht getreten sind, so gehörte eine umständliche Geschichte seines Lebens doch bis jezt noch zu den literarischen Neuigkeiten. Die meisten seiner Biographen haben auf Treu und Glauben einander nachgebetet, und sich so wenig Mühe gegeben selbst zu forschen, daß ein so aufgeklärter Beurtheiler, als Herr Walkenaer, nothwendig vieles zu berichtigen, vieles nachzutragen fand. Aber das Leben eines Dichters, wie Lafontaine, verdiente es auch, von einem Gelehrten von Geschmack beschrieben zu werden. Schwerlich hätte der Vortrag angenehmer seyn, die Genauigkeit weiter getrieben werden können, als es hier geschehen ist. Oktavband von 545 Seiten, mit einem Bildnisse von Lafontaine nach Lebrun, und dem Facsimile einer noch ungedruckten Fabel. Preis 10 Fr. Bey Nepveu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Bibliographie Italiens.

August 1820.

(Fortsetzung.)

Opere del Conte Carlo Cassone della Torre di Rezzonico Patrizio Comasso. Como 1280.

Die Ausgabe der Schriften dieses Gelehrten, ist bereits seit 1815 angefangen, und dürfte nächstens geendet seyn. 6 Bände sind bereits erschienen, und bestätigen was der berühmte Denina in seinem Werke: Italia Moderna von Rezzonico gesagt hat, nämlich: „Il Conte R. sarrebbe ei Coso un' Academia intera di belle littere e di arti in qualunque paese del mondo.“

Collezione dè Classici metafisici. — Pavia 1820 presso i Collettori, coi tipi di Pietro Bizzoni.

Bis jezt ist der 18te Band dieser Sammlung herausgekommen; mit dem 19ten erscheinen die Werke Kant's, und zwar anfangs die Kritik der reinen Vernunft. Die Sammlung hat guten Erfolg; nur ist den Uebersetzern der höchste Fleiß, vorzüglich bey Kant, anzuempfehlen, dessen Eigenheiten in den metaphysischen Ausdrücken nicht geringes Studium erforderlich machen. Dabey ist es höchst nöthig, daß die Uebersetzung nach dem Originale und nicht nach andern Uebersetzungen gemacht werde, da das Urtheil Italiens über die Kantische Philosophie, die ganz sicher auf der italienischen Halbinsel noch nicht bekannt ist, davon abhängen wird.

Poesie della contessa Paolina Lecco-Suardo Grismondi tra le pastorelle arcadi Lesbia Sidonia. Bergamo 1820. 8. pag. 208.

Dieses Bändchen enthält die gewähltesten Dichtungen der schätzbaren Italienerin, welche heut zu Tage unter die Zierden der Schriftsteller dieses Landes gehört. Ueberall zeigt sich Geist, Anmuth, Vertrautheit mit den besten klassischen Vorbildern der Alten und Neuern, kurz diese Gedichte gehören unter das Vorzüglichste, was in dieser Gattung aufgewiesen werden kann. Der Ab. Bettinelli ist der Verfasser des elogio, welcher zu Ehren der Dichterin an der Spitze ihres Werkchens steht.

Il Villaggio abbandonato, carme di Oliviero Goldsmit recato in italiano da Michele Leoni. — Verona 1820. dalla Società tipografica.

Die Uebersetzung ist, wie von dem schätzbaren Verfasser nicht anders zu erwarten stand, gelungen.

Tragedie di Shakspeare, tradotte da Michele Leoni Vol. I. e II. Verona 1819. della società tipograf.

Von diesem Werke sind vor der Hand 3 Bände erschienen. Der erste enthält eine Dedikation an den König Ferdinand von Sizilien, ein Avviso der Herausgeber, und des Uebersetzers, dann Nachrichten über das Leben Shakspears von Rowe, eine Vorrede von Samuel Johnson, und endlich das Drama: der Sturm. Der zweyte begreift das Leben und den Tod Königs Johann, der dritte den Sommernachtstraum. Auch der vierte Band wird binnen wenigem die Presse verlassen. Nächstens etwas über den Werth der Uebersetzung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch 14. Februar 1821.

Aechte Lieb', sie ist einzig der Menschheit geschenkt,
Von allem Geschlecht das der Himmel umfängt,
Sie ist nicht Gluth der Phantasie,
Die im gewährten Wunsch versiegt;
Sie stirbt mit dem Verlangen nie,
Das im Genuß versiegt.
Das seidne, goldne Band ist sie,
Das Geist und Geist und Herz und Herz umwindet,
Und Leib und Seele bindet.

Walter Scott.

Emmy.

(Fortsetzung.)

Als die Fremden weg waren, kam Emmy aus ihrem Kämmerchen, gab dem Vater die Brieftasche, zeigte ihm das Gemälde mit leuchtenden Augen, und eilte, es im Busen verbergend, hinüber auf eine Felsenspitze, ihrem Lieblingsorte, von wo aus sie an hellen Tagen eine entzückende Aussicht in die lieblichen Thäler der italienischen Schweiz hatte. Aber heute sah sie nichts: Auge und Herz waren nur dem einzigen Gegenstande, dem lieben Bilde erschlossen und der Tag sank schon, als sie aus den Träumen erwachte, in die der neue Zauber sie versenkt hatte.

Wir finden die schöne Emmy zwey Jahre später; sie war schöner, aber auch unglücklicher geworden. Der alte Pippo war fast jede Nacht abwesend und wie Emmy erfuhr, brachte er die Zeit seiner Entfernung eben nicht in der besten Gesellschaft hin. Es hatte sich, so hieß es, zu Andermatt eine Spielergesellschaft zusammengefunden, wo Pippo mit abwechselndem Glücke, und daher mit steigender Lust spielte; daß es nicht nüchtern dabey zugieng, merkte die gute Emmy wohl, wenn der Alte am Morgen nach Hause kam. Hatte er verloren, so mußte das arme Kind seine Unlust und üble Laune schwer fühlen; doch ertrug sie ihr Geschick mit Geduld und Ergebung, und bot alles auf, den Vater zu erheitern und seiner trüben Stunden vergessen zu machen. Eine andere Unannehmlichkeit lastete jezt noch auf ihr. Früher nämlich hatte sie sich vor Fremden nie oder selten sehen lassen, denn ihre Mutter hatte behauptet, der Wechsel der Reisenden und ihre gemischte Gemüthsart, die nicht seltene Rohheit und das Sittenverderbniß reicher Fremden, welche über das Gebirg zogen, könnten keinen guten Eindruck auf das zarte Kindesherz machen und sie hielte sich am besten ferne. Der Alte schien den Willen der Verstorbenen so lange zu achten, als er selbst noch die bessere Stimme seines Innern achtete. Als aber sein Gemüth sich nach und nach von Gott zu dem Schlechten wandte, als er, der Sünde einmal hingegeben, mit Riesenschritten dem Abgrund entgegen ging, vergaß er auch seiner Pflichten gegen das zarte Mädchen, dem theuern Pfande seiner frommen geliebten Gattin, und zwang die arme Emmy, sich den frechen Blicken der Reisenden auszustellen. Wie hernach der ungerechte Schatz, statt zu wuchern, nach und nach zu schwinden anfing und Pippo seine nächtlichen Gänge bald einzustellen zu müssen vorsah, gebrauchte er das schöne Kind als Lockspeise für die Reisenden und man kann denken, daß er seinen Gewinn dabey fand. Er machte größere Zechen; reiche Wollüstlinge ließen es sich Tagelang in der armen Hütte gefallen, froh, wenn die schöne Emmy sie eines freundlichen Blickes würdigte, und hoffend, sich wohl noch andere Gunst bey ihr zu verdienen. Aber die Lehren ihrer guten Mutter, ihre Frömmigkeit und Tugend, und bey allem diesem das Bild des Jünglings, das sie stets auf ihrer Brust trug, bewahrten die Reinheit und Unbeflecktheit ihrer Seele und wenn ihre Reize, ihr edler Sinn, ihr heiteres und verschämtes Wesen auf der einen Seite alles anzog, was in

ihre Nähe kam, so hielt auf der andern der Ernst, die Strenge, die Zurückhaltung und der nie zu verbergende Abscheu bey der kleinsten Rohheit oder Anmaßung die Fremden von ihr zurück, so daß während ihr Vater in üblen Ruf kam, der Name der schönen Emmy in dem ganzen Gebirge verehrt wurde, und jede Zunge von ihr mit freudigem Entzücken redete.

Dem guten Kinde blieb die Lage ihres Vaters nicht lange verborgen: sie zitterte vor der Zukunft, ohne zu wissen, warum? — Pippo's sonst so freyes und offenes Gemüth versenkte sich in sich selbst; er schlich Nächte lang ohne Rast und Ruhe umher; sein Herz war allem, was ihn sonst erfreuen mochte, dem Gebet, der Feyer der Natur an schönen Morgen und Abenden, den Liebkosungen seines einzigen Kindes, verschlossen. Er hatte seine ganze Haabe sammt dem Golde, das er bey dem Alten gefunden, im Spiele durchgebracht und in der Hoffnung, glücklicher zu spielen, sich in eine bedeutende Schuldenlast gesteckt und war nun nahe daran, seine Hütte und deren Erwerb zu verlieren. Kein Wunder, daß er in Verzweiflung umherging und um eine Ausmittelung in so bedrängter Lage verlegen war. Aber statt sein Herz zu Gott zurück zu wenden, statt durch Thätigkeit, Fleiß und Anstrengung den zerrütteten Verhältnissen wieder aufzuhelfen, statt an dem Eifer, an der Liebe seiner Emmy sich zu erbauen, wendete er sein Herz gänzlich von Gott ab, vernachlässigt sein Haus, seine Wirthschaft, entzieht sich das Vertrauen seines Kindes und eilt so gewaltsam dem Verderben an Leib und Seele entgegen.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß sich Emmy in der schlimmsten und traurigsten Lage befand. Ihrem reinen Sinne ahnete aus dem ganzen Benehmen ihres Vaters, daß er mit einem schwarzen Gedanken umgehe; sie war aber zu gut und zu unschuldig, um sich vorstellen zu können, zu welchem Mittel die Verzweiflung ihres Vaters greifen könne, und ihr frommes Gemüth suchte in dem Augenblicke Trost und Hülfe bey dem Himmel, wo dieser in der Weisheit seiner Schickungen beschlossen hatte, die Stärke und Kraft ihrer Seele, die Reinheit und Ausdauer ihrer Empfindungen und Gesinnungen und die Beharrlichkeit ihres Herzens auf eine schwere Probe zu stellen.

Es ging aus ihrem ganzen Wesen und Betragen hervor, daß sich ihres Gemüthes ein Gegenstand bemächtigt hatte, den sie mit der feurigsten Liebe umfasste, dem sie sich durchaus in frommer Demuth hingab, und der allein und einzig das Glück ihres sonst so armen Lebens ausmachte.

Und warum sollen wir Anstand nehmen, zu gestehen, daß Emmy wahrhaft liebte? Aber ihre Liebe war anderer Natur, als man sie in dem Treiben des gemeinen Lebens, in unsrer Alltagswelt zu finden pflegt, wo Wollust, Eitelkeit, Eigennutz, oder schwärmerische Leidenschaft, die Meteoren gleich verschwindet, die Hauptbestandtheile derselben ausmachen. Es war die Liebe eines Gebirgskindes, eines Kindes der Natur, das die Gefühle, welche mit ihm geboren sind, rein und treu bewahrt.

Und den Gegenstand ihrer Neigung hatte sie nur im Bilde; aus sich selbst musste sie die Glut ihrer Liebe und die stille Flamme ihrer Hoffnung schöpfen: denn ihr war unbekannt, ob der Jüngling, den ihr das Bild darstellte, jemals unter den Lebenden gewandelt, und sie zweifelte oft, ob nicht ein guter Engel im Traume dem Meister erschienen sey und ihm sein himmlisches, verklärtes Antlitz in Huld zugewendet habe. Dann aber war es ihr wieder, als könne sie durch recht fromme, treue Liebe den Fernen in ihre Nähe ziehen, um ihn nur einmal zu sehen und dann auf ewig. — sie mochte den Gedanken doch nicht recht ausdenken, aber sie fühlte, daß ihr Leben keinen höhern Punkt des Glückes erreichen könne, als jenen Wunsch erfüllt zu sehen und der Tod oder ein einsames Kloster waren ihr dann befreundete Bilder, und sie verlor sich in ängstlich süßes Träumen und Vorausnehmen einer Zukunft, die freylich, wie bey so vielen Menschen, auch über und unter Emmy's Wünschen sich entwickelte.

Eines Abends saß sie auf den Felsen draußen, und blickte der scheidenden Sonne nach, die die hohen Schneekuppen mit Purpur anhauchte. Das geliebte Bild in der Rechten, und eine Alpenrose in der Linken, beyde Arme wie zum Gebet aufgehoben, oder der tiefer gehenden Sonne nachgestreckt, hatte sie sich nach und nach aufgerichtet und stand jezt, wie verklärt, im Rosenstrahl der untergehenden Sonne da, die aus den blonden Locken, welche frey um Stirne und Schultern flossen, einen zauberischen Heiligenschein bilden zu wollen schien. Da rauscht etwas in ihrer Nähe, sie blickt um, ein lauter Schrey, sie sieht noch einmal hin: „Heilige Jungfrau! Er ist's!“ ruft sie erschreckt, entzückt — und dahin fliegt sie über Felsenstücke und Schneegänge weg. Sie eilt in ihre Hütte und verschließt zitternd vor Angst und Freude, Hütten- und Kammerthüre. Wonnethränen benetzten das Kissen, in dem sie das glühende Antlitz verbargen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Richard Howell Edgeworth's Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. London, 1820.

Den Ursprung seiner Vorliebe und herrschenden Neigung für mechanische Künste, erzählt Hr. Edgeworth folgendermaßen: „In meinem zwanzigsten Jahr (er war bereits Ehemann und Vater) verfertigte ich zur Zeitkürzung mit der Hülfe eines sehr mittelmäßigen Drehers und ziemlich schlechter Werkzeuge, ein hölzernes Orrery (Planeta-

rium), welches die Bewegungen der Sonne, der Erde und des Mondes darstellte. Ich besaß damals keine Bücher, die mir Anleitung geben konnten; hingegen berechnete ich die Zähnezahl meiner Räder genau, und ersann eine die Schiefe der Mondbahn darstellende Bewegung, welche, wie ich später inne ward, mit dem gewöhnlich dafür angewandten Verfahren übereinstimmte." . . . Zufällige Umstände veranlaßten ihn damals, einigen Aufenthalt in Chester zu machen, wo er eingeladen wurde, ein mechanisches Kunststück zu beschauen, das unter dem Namen Microcosmus gezeigt ward und einiges Aufsehen machte. Mittelst kleiner beweglicher Figuren waren die Bewegungen der Himmelskörper darin ziemlich gut vorgestellt, und die Einrichtung, wodurch sich Menschen und Thierbilder bewegten, war sinnreich. „Ich ging so oft hin (sagt Hr. Edgeworth), daß der Künstler mich endlich den ganzen inneren Mechanismus seines Werkes betrachten ließ, und mir beynebens auch Manches von dem Doctor Darwin erzählte, den er in Lichfield gesehen hatte. Er beschrieb mir ein Fuhrwerk von des Doctors Erfindung, welches ohne Gefahr des Umwerfens und ohne die Nachtheile des Schwanenhalses, in einem engen Raum umgewandt werden konnte. Dieß brachte mich auf den Entschluß, mein Talent als Kutschenmacher zu versuchen, und ein Fuhrwerk zu erfinden, das die gleichen Vortheile darböte. Der bloße Gedanke hieran beschäftigte mich bereits schon sehr angenehm. Wäre ich damals Zuhörer einer lebhaften Berathung über einen für mich anziehenden Gegenstand im Unterhause gewesen, so ist sehr wahrscheinlich, daß mein Nachdenken und mein Ehrgeiz alsdann eher eine staatsthümliche als eine wissenschaftliche Richtung genommen hätten."

Ein ähnlicher Zufall veranlasste ihn zu Verfertigung eines Telegraphen, ungleich früher als davon auf dem Festlande die Rede war. Er befand sich zu London in vornehmer Gesellschaft, die damals zunächst mit den bevorstehenden Pferderennen in New-Market und mit den Wetten, die ihren Hauptreiz ausmachen, beschäftigt war. „Leider kann ich, sagte eines Abends Lord March (einer der damaligen Wüstlinge) zu seinem würdigen Kameraden Sir Francis Delaval, dem morgenden Wettrennen nicht beywohnen, weil ein dringendes Geschäft mich in London zurückhält; allein ich will meinen Sitz im Kaffeehaus aufschlagen, meine Wettpferde auf der Straße laufen mit Windesschnelle, ich werde die frühesten Berichte haben und meine Wetten darnach einrichten." — „Um welche Zeit glauben Sie, Mylord, vom Ausgang des Rennens Kunde zu erhalten?" — „Gegen neun Uhr Abends." — „Ich kann solche, wenn ich will, schon um vier Uhr haben." — „Ah nein! sie wollen scherzen." — Ich scherze gar nicht, und ich will 500 Pf. Sterling wetten, daß ich in London um fünf Uhr Abends das Pferd nennen kann, welches am gleichen Tag den Renner-Preis in New-Market gewonnen hat. Sir Francis, den meine Zuversicht stutzig gemacht hatte, wettete eine gleiche Summe zu meinen Gunsten, und Lord Elingtown ebenso; Schaftol und ein paar andere machten die Gegenwette, und man beschied sich auf den folgenden Tag, um die Wetten vollends in Ordnung und zu Papier zu bringen. Zu Hause erklärte ich dem Sir Francis Delaval, wie ich die Sache anzufangen dachte. Ich hatte den Gedanken meiner Vorkehrung aus den Schriften von Wilkin und Hooke geschöpft, und dieselbe war anders nichts, als der seither (in den Denkschriften der irländischen Academie und im Octoberheft 1798 von Nicholson's Zeitschrift) von mir bekannt gemachte Telegraph. Sir Francis überzeugte sich alsbald von der Ausführbarkeit meines Plans. Bey der morgenden Zusammenkunft anerbot ich mich, die Wette zu verdoppeln und Sir Francis that eben so; unsere Gegner schienen geneigt, die doppelte Wette einzugehen; da hielt ich für schicklich, dem Lord March zu bedeuten, ich würde mich weder der Pferde noch sonstiger Thiere bedienen, und ich besäße andere Mittel der schnellen Mittheilung. Die Gegner überlegten diese, lehnten die Wette ab, und dankten für das offene Geständniß. Meinen Freunden gefiel dieß weniger, und sie tadelten mich, eine so gute Gelegenheit versäumt zu haben."

Alte Grabstätte.

In Nogent les Vierges, Departement der Oise ward schon 1816 ein Höhlen-Grab entdeckt, dem man erst jetzt weiter nachgegraben hat. Es ist auf dem Wege nach Clarmont, fünfzig Fuß über die Wegeshöhe in einem Tuffberge befindlich. Die Höhle geht von Süden nach Norden, ist sechs und dreyßig Fuß lang und sieben breit. Der Boden ist sorgfältig mit platten Steinen ausgelegt, worauf die Leichen schichtweise übereinander gelegt, und oberhalb mit Sand bedeckt waren. Die Körper waren völlig verwest und die Knochen ohne Zusammenhang, allein eine Zahl unverlezter Köpfe hat man sammeln können. Sie mussten starken Männern gehören, haben eingedrückte, mit den Augen in gleicher Höhe liegende Nasen und ein starkes Kinn. Einer der Schädel hat ein, durch eine Verwundung verursachtes großes Loch. In Mitte dieser Gebeine fand sich eine kleine Hacke, nebst noch einem aber gröber gearbeiteten Werkzeug beyde von Feuerstein; bey weiterem Nachgraben kam man bis zum Eingang der Höhle, die mit einen vier Fuß im Gevierte haltenden Stein auf eine sehr künstliche Weise verschlossen war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Jenner.

Mit dem Neujahrstage ging es diesesmal nicht besser und auch nicht schlimmer als gewöhnlich; Groß und Klein lief einander mit Wünschen und Besuchkarten entgegen; die Buchhändler verkauften viele Almanache mit schönen Einbänden, und die Zuckerbäcker hatten wie gewöhnlich, die Hauptbegebenheiten des

Jahres in Zucker dargestellt; es gab bey ihnen Bonbons aux Vampires, à la Charte, au Duc de Bordeaux u. s. w., und gute, mittelmäßige oder schlechte Verse, mit und ohne Kupfer, begleiteten diese verzuckerte Chronik. An dem dießjährigen Astrologue Parisien, einem Almanache mit witzigen Weissagungen, war das Titelkupfer zu bemerken, auf welchem Frankreich personifizirt auf einem Wagen dargestellt war, den Bürger, Staats- und Kriegsmänner auf der rechten Bahn vorwärts ziehen, indeß einige schwarzgekleidete Leute, wie Jesuiten aussehend, und alte Leute, wodurch die Liebhaber des Veralteten vorgestellt werden, aus allen Kräften bemühet sind, den Wagen bey den Rädern aufzuhalten, um ihn rückwärts zu ziehen. Mit dem Neujahr hat auch ein neues litterarisches Unternehmen begonnen, nämlich die Herausgabe der von Stenographen aufgeschriebenen Vorlesungen der vorzüglichsten Professoren in Paris. Wird dieses Unternehmen gut ausgeführt, so muß es allerdings Beyfall finden; denn wer sollte es nicht bequem finden, im Winter beym Feuer zu lesen, was so manche ausgezeichnete Lehrer in verschiedenen Fächern vorgetragen haben, und dadurch der Mühe überhoben zu seyn, selbst ihren Vorlesungen beyzuwohnen, was in dem weitläufigen Paris für beschäftigte Personen stets ein großer Zeitverlust ist. Das wöchentliche Programm des Königl. Pariser Athenäums kündigte auf lezten Donnerstag Abend eine Vorlesung des Hrn. Jouy über folgenden Text an, den ich hier wörtlich anführe, wie er auf dem Programme gedruckt steht: „La Diplomatie n'a jamais été qu'un art de déception; en lui donnant la morale pour base, elle devient une politique toute de philantropie, de paix et de bienveillance: la guerre même y doit trouver ses limites." Ich muß gestehen, ich war neugierierig mit eignen Ohren zu hören, was Jouy mit diesem Stoffe machen würde, und versäumte also nicht, mich Abends frühzeitig im Hörsaale des Athenäums einzufinden. Um 8. Uhr kam Hr. Jouy mit einigen Damen an, worunter sich, wenn ich nicht irre, seine eigne Frau, eine geborne Engländerin, befand. Wie dieser bey allen den Ausfällen ihres Mannes wider die Engländer zu Muthe hätte seyn sollen, kann ich mir leicht vorstellen; wie ihr aber dabey wirklich zu Muthe war, das weiß ich nicht. Der Redner fing seine Vorlesung in einem festen nachdrucksvollen Tone ungefähr folgendermaßen an: „Meine Herren, ich habe ihnen in meiner lezten Vorlesung von dem Troglodytenstaate gesprochen, den uns Montesquieu so meisterhaft geschildert hat; ich muß ihnen heute etwas von einem Staate melden, den ich während meines Aufenthaltes in Indien genau zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, und von welchem uns Raynal manches Fabelhafte erzählt hat. Ich meine das Land Wisnapour, ein großes in viele Staaten zerfallendes Land, das nie die Ruhe fremder Länder gestört hat, und in welchem es keinen andern Adel giebt, als denjenigen, den man sich persönlich durch Verdienste um den Staat erwirbt, weshalb dieser Adel auch nicht auf die Nachkommenschaft hinab, sondern zu den Ahnen hinauf steigt, um auch diejenigen zu belohnen, welche dem verdienstvollen Manne das Leben geschenkt, ihm ein gutes Beyspiel gegeben, und gute Lehren hinterlassen haben." Nun folgte eine sehr witzige Beschreibung des vergeblichen Zustandes dieses Wisnapour-Landes, mit beständigen sarkastischen Anspielungen auf die mangelhaften Institute unsers Europa's. Es war eine Reihe von scharfen, manchmal sehr treffenden Epigrammen, die auch ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlten; es wurde gelacht und geklatscht, nur zuweilen begnügte man sich mit einem kalten Lächeln. Der Redner ging dann plötzlich vermittelst einer nicht allzugeschickten Wendung zu der Europäischen Diplomatik über, welche für diesen Abend der Vorwurf seiner Rede seyn sollte. Er stellte ein Bild des eigentlichen Zweckes der Diplomatik auf, durch Abgeordnete der Regierungen die freundschaftlichen Verbindungen zwischen den Völkern zu unterhalten, ihre wechselseitige Unabhängigkeit zu befördern, und die Gerechtsame des einzelnen Bürgers bey fremden Regierungen zu unterstützen und zu vertheidigen. Dieser Schilderung stellte er diejenige einer verdorbenen Diplomatik entgegen, welche blos auf Ueberlistung andrer Mächte, und auf Beförderung ehrgeiziger und habsüchtiger Privatabsichten hinausgeht. Hier entwarf er eine sehr geschickte und energische Darstellung der manchen ungerechten Kriege, welche durch eine arglistige Diplomatik veranlaßt worden sind, und wodurch ganz Europa in langes und großes Elend gestürzt worden ist. Deshalb, meinte er, hätten die Völker sehr weise gethan, daß sie auf die Einführung von Verfassungen gedrungen hätten, welche die ungerechten Kriege so viel als möglich verhinderten. Er führte dabey eine Stelle aus Machiavel an, der irgendwo soll gesagt haben: Das beste Mittel, seine Macht zu behalten, ist, daß man dieselbe beschränkt. Ich hätte nicht geglaubt, daß Machiavel zu Gunsten unsrer Verfassungen gesprochen hätte, Hr. Jouy meinte auch, man werde sich darüber verwundern, daß der Verfasser des Principe einen so vernünftigen Staatsgrundsatz aufgestellt habe, und sezte ironisch hinzu, er verklage hiemit den Machiavel als heterodox bey der Censur. Gegen diesen Italiäner verglich er nun mit vieler Heftigkeit einen Engländer Namens Ward, der neulich ein Buch über das Völkerrecht geschrieben haben soll; dieser Schriftsteller hat, nach Jouys Versicherung, in seinem Werke gesagt, Tugend und Moral hätten eben so wenig bey den Verhandlungen über die Angelegenheiten der Völker zu schaffen, als bey der Chemie, der Mathematik oder dem Ackerbau. Diesen „unverschämten" Mann, rief Jouy aus, wolle er ganz dem gerechten Unwillen seiner Zuhörer überlassen; er zog nun heftig auf denselben los, und gab seiner Rede eine Wendung, als ob jener Schriftsteller die Gesinnung der Englischen Regierung ausgesprochen hätte. Allein weiß denn Hr. Jouy nicht, daß in einem Lande, wo Preßfreyheit herrscht, jedweder seine eigene Meinung an den Tag legen kann, und daß diese Meinung stets diejenige eines bloßen Privatmanns bleibt? Hat wirklich der Verfasser des neuen Völkerrechts den Satz, welchen Jouy anführt, so nackt und bloß dahin gestellt, so hat er allerdings eine große Abgeschmacktheit vorgetragen; allein ich muß gestehen, daß ich erst das Buch müßte gelesen haben, um daran zu glauben. Hr. Jouy, dem es nicht an Vorurtheilen fehlt, kann sich im Lesen geirrt haben. Nach demjenigen, was ich von der Vorlesung angeführt habe, könnte man glauben, der Verfasser habe sich einen methodischen Gang vorgezeichnet. Dieß war aber nicht der Fall; die eben angeführten Punkte waren ungefähr die einzigen, die auf seinen Zweck Bezug hatten; alles Uebrige bestand in derben Ausfällen wider die lezten Friedensverträge, die Censur, die Wegnahme der Pariser Kunstschätze im Jahr 1815, die Schweizer Miethtruppen, die Ultras, die Engländer, die Anmaßungen der Päbste, und eine Menge andrer Sachen mehr, die hier angebracht wurden, weil sie anderswo nicht mehr anzubringen sind. Manche richtige Bemerkungen und Urtheile waren dabey nicht zu verkennen, so wie manches Wort an seiner rechten Stelle war; mehreres war jedoch schief und falsch; so wiederholte er die von vorurtheilsvollen Franzosen häufig vorgebrachte Behauptung, die Engländer hätten erst dann ihren Sclavenhandel aufgegeben, nachdem sie ihre Kolonien reichlich und auf lange Zeit mit Sclaven versehen, und die Kolonien andrer Mächte davon beraubt erblickt hätten. Diese Ansicht ist schon mehrmals aufgestellt worden, da aber das erste Anregen zu Anfang der französischen Revolution geschah und nicht die Regierung diesen Wunsch aussprach, sondern auf den Antrag von Privatleuten ihn erwog, so lassen wir ihr also ungestört dieses Verdienst. Dg.

Nro. 4.

Intelligenz-Blatt.

1821.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheint nächstens:

Hug (Dr. J. L.) Einleitung in die Schriften des neuen Testaments. 2 Bde. gr. 8. Zweite vermehrte und durchaus verbesserte Auflage.

Da mehrere auf dieses classische Werk zu unterzeichnen wünschen, so wird in der Verlagshandlung bis zur Erscheinung, Ostermesse d. J., Subscription angenommen und den Subscribenten das Exemplar für 5 fl. 24 kr. erlassen werden.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Auffenberg, Jos. Frhr. von, König Erich. Ein Trauerspiel in 5 Acten, mit 2 schönen Kupfern, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Mayer. 8. geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses neue und vorzüglich gut gelungene Trauerspiel des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers, liefert den schönen Beweis, mit welcher rastlosen Thätigkeit der talentvolle junge Dichter auf der gewählten Bahn fortschreitet, und so immer mehr und mehr dem schönen Ziel der Meisterschaft sich nahet; möge er nie andern, als nur bescheidenen und leidenschaftlosen Belehrungen Gehör geben, dann werden wir ihn bald zu den ersten jezt lebenden dramatischen Dichtern zählen dürfen. Seine früher in unserm Verlage ebenfalls erschienenen Trauerspiele, sind folgende:

Die Bartholomäus-Nacht. Ein Trauerspiel in 5 Acten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Ramberg und gestochen von Felsing. 8. geheftet 1 Thlr.

Der Flibustier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in 4 Acten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Ramberg und gestochen von Weinrauch. 2te verbess. Aufl. 8. geh. 1 Thlr.

Die Syrakuser. Ein Trauerspiel in 5 Acten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Fleischmann. 8. geheftet 1 Thlr. 4 Gr.

Wallace. Ein heroisches Trauerspiel in 5 Acten, mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Scharnagel und gestochen von Weinrauch. 8. geh. 1 Thlr.

Zur nächsten Ostermesse erscheint noch ferner:

Die Verbannten. Ein Drama in 5 Acten. Mit 1 Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Mayer 8.

Das in unserm Verlage erschienene und an alle solide Buchhandlungen versandte

Andachtsbuch für Christen evangelischen Sinnes, von Herrn Archidiakonus Dr. Ammon in Erlangen. Mit einem schönen Titelkupfer nebst Vignette, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Mayer. Auf milchweißem Velin-Druckpapier und in einem allegorischen Umschlag geh. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe auf Velin- oder englisch Postpapier, mit fein colorirtem Titelkupfer. 8. geh. 2 Thlr.

ist in den gewichtvollsten kritischen Blättern, namentlich der Abendzeitung, der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, der Münchener Literaturzeitung rc. wegen seines innern Gehaltes und seines gefälligen Aeußern, so günstig beurtheilt worden, daß wir es für unsere Pflicht halten, dasselbe für die häusliche Erbauung und namentlich zu Geburtstags-, Hochzeits- und andern Gelegenheitsgeschenken zu empfehlen. Es wird nicht leicht eine Lebenslage vorkommen, in welcher man in diesem Buche nicht Trost, Erhebung, fromme Sammlung und wahrhaft evangelische Nahrung für Geist und Herz fände. Von demselben geistreichen und würdigen Herrn Verfasser erscheint bis künftige Ostermesse in unserm Verlage auch ein

Andachtsbuch für die Jugend. Mit einem schönen Titelkupfer, gezeichnet von Heideloff und gestochen von Mayer. 8.

welches sich über die Bedürfnisse der Jugend vor und in den nächstfolgenden Jahren nach der Confirmation verbreiten wird. Wir werden uns bemühen, auch dieses Buch mit einem eleganten Aeußern zu versehen.

Bamberg und Würzburg, im Januar 1821.

Goebhardische Buchhandlungen.

Im Verlage der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden ist so eben folgendes sehr interessante Werk erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der öffentliche Credit

dargestellt

in der Geschichte und in den Folgen der Finanzoperationen der großen europäischen Staaten seit Herstellung des allgemeinen Land- und Seefriedens, ihrer Maßregeln zur Begründung oder Befestigung öffentlicher Credit-Anstalten,

und der Begebenheiten in der Handelswelt, deren Wirkung damit zusammen getroffen;

von

Friedrich Nebenius

Großherzoglich Bad. geheimen Referendär.

Mit Großherzoglich Bad. Ober-Censur Erlaubniß gr. 8. Preis 6 fl.

Eine vorläufige Empfehlung für diese Schrift wird schon ihr Titel seyn; er bezeichnet einen großen wichtigen Gegenstand, der in unsrer Zeit besonders zur Sprache kommen mußte; der Name des Verfassers bürgt für Gründlichkeit. Wenn sie auf der einen Seite für die Geschichte unserer Zeit ein hohes augenblickliches Interesse darbietet, und wenn man sie in Hinsicht auf praktischen Nutzen den Staats-Männern, den Banquiers und allen Capitalisten, die sich mit Staatspapieren abgeben, vorzüglich empfehlen muß, so wird sie auf der andern in Bezug auf die Forschungen des Verfassers ihren dauernden Werth für die Wissenschaft bewähren.

Deutsche Sprichwörter

zu Verstandsübungen für die Schulen bearbeitet, nebst einer Anweisung, auf welchen Wegen ein Schatz der lehrreichsten Sprichwörter unter die Volksjugend gebracht werden könne, worin zugleich eine auserwählte Sammlung von mehr als eilfhundert der passendsten Kernsprüche deutscher Weisheit zum Gebrauch der Schulen enthalten ist.

Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher,

von

August Zarnack

(Erziehungs-Director am Königlichen Potsdamschen großen Militär-Waisenhause)

8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung (280 S. XVI. S. Vorrede) Preis 1 Thlr. 8 gr.

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften bei uns erschienen.

1) Pädagogische Nachrichten über den gegenwärtigen (1817) Zustand des Königl. Potsdamschen großen Militär-Waisenhauses. 8. 8 gr.

2) Daß zweckmäßig eingerichtete Waisenhäuser die vollkommensten und nützlichsten Erziehungs-Anstalten in den Staat und für den Staat werden können. 8. 8 gr.

3) Der Schulinspector Heister, oder die Elementar-Methode zu Süderhausen. Ein pädagogischer Roman. 8. 1 Thlr.

4) Deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen, nebst einer Abhandlung über das Volkslied. 2 Thle. Text und 2 Thle. Musik. 8. 1 Thlr.

Ueber Kinderfeste

in öffentlichen Erziehungsanstalten und wie dieselben in der unsrigen gefeiert werden von A. Zarnack. (Erziehungs-Direktor des Königl. Potsdamschen großen Militär-Waisenhauses.) gr. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Preis 8 gr.

(Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben.)

Bekanntmachung zweier zuverlässiger Heilmittel:

1) Ein sicheres Mittel für Brustkranke und sich Auszehrende.

2) Ein schnelles, sicheres Mittel für Krämpfe, Kolick, Mutterbeschwerden, Magenkrämpfe rc. broch. 8 kr.

Zu haben bei P. J. Döring in Frankfurt a. M.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt worden:

Gehrig, J. M., Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu Christi, während der heil. Messe und ganz besonders in der heiligen Fastenzeit statt der gewöhnlichen Stationen zur öffentlichen- und Privaterbauung, auch für Prediger zu fünfzehn Fastenpredigten brauchbar. Ein Beytrag zur Verbesserung der Liturgie. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Weichselbaumer, Dr. C. Zwei Trauerspiele. Enthalten: Menökeus in 5 Aufzügen, und Oenone in 3 Aufzügen. 8. geheftet 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bamberg und Würzburg am 18. Januar 1821.

Goebhardtische Buchhandlungen.

Auction von Büchern, Landcharten und Kupferstichen.

Den 19. März 1821 wird zu Königsberg in Preußen eine Sammlung von Büchern in mehreren Sprachen aus allen Fächern der Wissenschaften nebst Landcharten und Kupferstichen verauctionirt werden, wovon der Katalog in den vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist. Die Rein'sche Buchhandlung in Leipzig liefert auf Verlangen mehrere Exemplare aus. Unter den Büchern befinden sich einige große und seltne Werke.

Ankündigung.

Ich zeige hiermit an, daß in meinem Verlage unter dem Titel:

Allgemeines encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, begründet von Dr. L. Hain, und nach einem erweiterten Plane bearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, 4 Bände in Lexikonformat,

ein Werk erscheinen wird, welches sich über das ganze Gebiet des menschlichen Wissens verbreiten, und durch seinen reichen und gemeinnützigen Inhalt gewiß alle gebildete Klassen des Publikums in hohem Grade interessiren wird. Schon der Name des als Mitredacteur des Conversations-Lexikons und durch andere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannten Begründers muß auch für dieses Werk die günstigsten Erwartungen erregen; daß diese nicht unbefriedigt bleiben werden, wird die von einem Probebogen des Werks selbst begleitete ausführlichere An-

zeige beweisen, welche in allen deutschen Buchhandlungen gratis zu haben ist, und auf welche ich mich mit dem Wunsche beziehe, daß sie von keinem Gebildeten möge unbeachtet gelassen werden. Da diese Anzeige sich über Tendenz, Inhalt, Umfang und Behandlungsart vollständig ausspricht, leztere auch, so wie die äußere Einrichtung, aus dem Probebogen hinlänglich erkannt werden kann; so begnüge ich mich hier nur anzuführen, daß das ganze Werk nach einem ungefähren Ueberschlage über 100,000 Artikel aus allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben enthalten, und ungefähr aus zwölf Alphabeten in Lexikonformat bestehen, mithin den größten Sachreichthum mit der größten Gedrängtheit verbinden wird. Das Ganze wird 4 Bände bilden, jeder Band aber in 2 Abtheilungen erscheinen. Die erste Abtheilung des ersten Bandes, welche die Buchstaben A und B enthält, wird mit Neujahr 1821 im Drucke beginnen. Die Herausgeber werden alles aufbieten, die Fortsetzung möglichst schnell nachfolgen zu lassen, so daß ich die Beendigung des ganzen Werks im Jahre 1823, also im Laufe von 3 Jahren versprechen kann.

Der Subscriptionspreis auf das ganze Werk beträgt, für Druckpapier 10 Thlr. (18 fl. rheinisch,) für Schreibpapier 15 Thlr. (27 fl. rheinisch). Dieser überaus niedrige Preis macht es auch den Unbemittelten möglich, sich dieses gemeinnützige Werk, das an umfassenden Gehalt in der deutschen Literatur nicht seinesgleichen hat, und seine Brauchbarkeit für den Gelehrten, wie für den Ungelehrten, gewiß bewähren wird, anzuschaffen, und ich will den Ankauf auch dadurch erleichtern, daß ich jezt keine Vorausbezahlung bedinge, sondern erst bey Ablieferung des ersten Bandes die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Thlr. auf Druckpapier und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier bezahlt erhalte.

Subscription nehmen alle deutsche Buchhandlungen an, und der Termin dafür ist bis Johanni 1821 bestimmt. Privatsammlern sollen angemessene Vortheile bewilligt werden, und ich lade alle diejenigen, welche sich diesem Geschäft unterziehen wollen, ein, sich sowohl wegen der Bedingungen als wegen der nöthigen Anzeigen u. s. w. direct an mich zu wenden.

Altenburg, den 1sten December 1820.

Christian Hahn.

Berichtigung des Thatbestandes

in Betreff des in Nro. 83. des Literatur-Blattes zum Morgenblatte de anno 1820 aufgenommenen Aufsatzes, unter der Aufschrift: Theater-Discretion: durch nachstehende aus den Akten der Königl. Sächs. General-Direktion der Hoftheater zu Dresden, Nro. 16. Fol. 275. entnommenen und gerichtlich beglaubigten Abschrift des von dem in obigem Aufsatze erwähnten Pseudonimo, Carl Engländer, an den Unterzeichneten, in damals noch aufhabender General-Direktion erlassenen Schreibens.

Eingegangen am 30. Januar 1820.
G. V. E.
275.

Den 26. Januar 1820.

Hiermit nehme ich mir schüchtern die Freiheit E. Hochgr. Gn. im Vertrauen auf Höchstdero Annonce Ab. Zeit. Nro. 3. 1820 ein Mspt. einzusenden.

Sollte es sich zur Aufführung nicht eignen, kann es an die Arnoldische Buchhandlung in Dresden zum beliebigen Druck oder Vernichtung übergeben werden.

Mir überhaupt Nachricht darüber zu geben schlage ich vor die Abendzeitung oder die L. Zeitung. Auf ein Honorar mache ich vor der Hand nicht den geringsten Anspruch.

Verbl. incognito
unter dem
Namen

E. H. Gr. Gn.
ergebenst. Diener
Carl Engeländer.

Daß vorstehende Abschrift mit dem allhier producirten in den Acten der General-Direktion des hiesigen Königl. Hoftheaters sub Nro. 16. Fol. 275 befindlichen Briefe wörtlich übereinkommt wird nach gehaltener Vergleichung hiermit versichert.

Justizamt Dresden, den 6. December 1820.

Christian Wilhelm Andrich.
Act. et Notar. legit.

Dresden im December 1820.

Heinrich Graf Vitzthum von Eckstädt
Königl. Sächs. Hofmarschall.

Endesunterzeichneter arbeitet fortgesezt an einem, bereits früher angekündigten, Handbuche,

Die Teutschen Schriftstellerinnen des Neunzehnten Jahrhunderts, oder Verzeichniß der iztlebenden, und seit dem J. 1800 verstorbenen Schriftstellerinnen Teutschlands, mit biographischen Notizen und Angabe ihrer Schriften,

welches er im künftigen Jahre, als einen, wie er hofft, nicht unwillkommenen Beitrag zur Literärgeschichte, herauszugeben gedenkt. — Die Absicht, diesem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben, und doch dabei in der Aufnahme der Nachrichten die strenge Gewissenhaftigkeit und Zartheit, die der Gegenstand erfordert, fest zu beobachten, leitet ihn zu der dringenden Bitte, an die Schriftstellerinnen selbst, um gütige Mittheilungen. Mehrere der geachtetsten, Caroline Pichler — Theone u. a. haben ihn damit beehrt, und er ist im Besitz mehrerer zum Theil weitläufiger Notizen. — Zu Vermeidung aller Mißverständnisse seines Zwecks, erklärt der Verfasser übrigens, daß er weder lange Biographien, oder Nachrichten von, nicht für das Publikum geeigneten, Privatverhältnissen, sondern nur Mittheilungen über Geburtstag und Jahr, Wohnort, Namen des Vaters, Verheirathung und merkwürdigste Lebensereignisse, besonders solche, die auf die geistige Bildung Bezug haben, und ein vollständiges Verzeichniß der Schriften, auch der Beiträge in Zeitschriften, mit Angabe des Verlagsorts und Jahres, auch ob sie anonym erschienen? wünscht, — jede Kritik aber von seinem Plan ausgeschlossen bleibt. — Nach diesen Erklärungen, die der Unterzeichnete deutlicher auszusprechen nöthig findet, versichert er, daß jede Mittheilung ihn zum innigsten Danke verpflichten wird, und bittet darum in unfrankirten Briefen, indem er aus Achtung für das Zartgefühl der Frauen etwas nicht hinzusetzen weiß.

Den 28. December 1820.

Carl Wilhelm Otto August von Schindel
auf Schönbrunn, Landesbestallter d. Mg. Ob Lausitz,
Präsid. d. Ob. Laus. Gesell. d. Wissensch.
(anjezt in Dresden Willsche G. 203.
sonst in Schönborn b. Görlitz.)

Anzeige.

Conversationblatt, eine allgemeine Zeitschrift für Leben, Wissenschaft und Kunst; für Natur-, Länder- und Völkerkunde; für Geschichte, Literatur und Kritik; für Industrie und Gewerbwesen, für Erheiterung, Theater, Musik, Luxus rc. Mit Abbildungen und Textbeylagen. Dritter Jahrgang, 1821. Wien, gr. 8. Velinpapier. Preis 9 Rthlr. sächs.

Bei der großen Menge von Zeitschriften mangelte doch immer noch ein encyclopädisches Tageblatt. Dieß war um so auffallender in einer Zeit, wo Jeder, der auf Bildung Anspruch machen will, eine gewisse Vielseitigkeit nicht wohl entbehren kann, und wo die schnellen Fortschritte des menschlichen Geistes zur weitern Kunde eben die Form eines Tageblattes begehren. Das Conversationblatt hat es sich demnach zur Aufgabe gemacht, eine Art Centralzeitschrift für die oben berührten Gegenstände zu bilden. Daß ihr die Lösung nach dem Verhältniß äußerer Rücksichten nicht mißlungen sey, bezeugt der entschieden günstige Ruf, welchen das Conversationblatt bey unbefangenen Richtern genießt.

Ließ der erste Jahrgang viel zu wünschen übrig, so erfülle der zweite jede billige Forderung, dergestalt, daß das Conversationblatt sich nunmehr des ermunterndsten Beifalls und lebhaftesten Eingangs erfreuen kann. Der (dritte) Jahrgang 1821 soll jedoch die hierdurch angeregten Erwartungen in einem noch höhern Grade rechtfertigen. Es sind alle Einrichtungen getroffen, um den schönen Keim dieses Blattes zur vollen Entwicklung zu fördern.

Von den mancherlei Zweigen der Vervollständigung nennen wir indeß nur folgende: 1) eine biographische, oder statistische, naturhistorische rc. Begleitung der Tagesgeschichte; 2) eigene Beilagen zur Novellistik (in welcher bekanntlich kurze Notizen über literarische, künstlerische, geschichtliche rc. neue Erscheinungen, geliefert werden); 3) ein literarisch-artistisches Blatt, gleichfalls in besondern Beilagen; 4) stehende Rubriken: über und aus Italien und Ungarn; 5) außer den seitherigen Theaterkritiken ein eigener: Theatralischer Beobachter, der Uebersichten der neuesten Erscheinungen des Schauspielwesens aller Länder gibt; 6) Aufsätze zur Erheiterung, gesellige Spiele rc.

Mehr hier anzuführen, gestattet der Raum nicht. Es kann daher auch nur im Allgemeinen aufmerksam gemacht werden, daß das Conversationblatt so glücklich ist, an die 300 Mitarbeiter, worunter sich in- und ausländische Schriftsteller vom ersten Rang befinden, und ausgezeichnete Correspondenten in Deutschland, Italien, England, Frankreich, Rußland rc. zu besitzen.

Der 6 Seiten einnehmende umständliche Prospectus des Conversationblattes für 1821 wird in allen soliden Buchhandlungen unentgeltlich vertheilt.

Zugleich wird bemerkt, daß Unterzeichnete den geringen Vorrath des Jahrgangs 1820 dieser Zeitschrift an sich gebracht hat, und solcher noch um den ursprünglichen Preis von 8 Rthlr. sächs. bezogen werden kann.

Carl Gerold'sche Buchhandlung in Wien.

Von den

Heidelberger Jahrbüchern der Literatur Vierzehnter Jahrgang 1821.

ist das erste Heft erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.

Es enthält:

Grab. Dr. J. Fr. Handb. z. philos. Verstehen d. apogryph. Schr. d. A. T. 2 Bd. 1ste 2te Abth. v. F. E. G. Paulus. Sickler, Dr. F. C. L.

Die Hieroglyphen i. d. Mythus d. Aesculapius Prechtl. J. J. Jahrbücher d. k. k. polytechn. Instituts in Wien, 1ster Bd. Elemens nouveaux de Botanique par Achille Richard.

Boriwogo Prest. Cysuraceae et Graminaceae Siculae. Condotte A. P. de u. C. Sprengel Grundzuge d. wissenschaftl. Pflanzenkde.

Sprengel C. Novi. Proventus Hort. acad. Halens. et Berolinens. Denkmähler, teutsche, v. Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone und Weber, 1ste Lfg. Schrader. H. A. de Asperifoliis Linnei: Configliachi P. et M. Rusosni de Proteo anguino u.

Treviranus. G. R. de Protei anguini encephalo et organ. sens. von Tiedemann.

Gans. Dr. E. u. röm. Obligationenrecht v. Dr. C. F. Muhlenbruch. Neustetel Dr. J. u. Dr. F. Zimmern römischrechtl. Untersuchungen. Hind. M. de lege Vocaña. Hoffmann E. J. Dl. die Serapions-Brüder 3. Bd. Broussais Leçons s. l. Phlegmasies gastriques v. Conradi Linz. poet. Versuche.

Auch der Druck des Februarhefts ist bereits vorgeschritten, und wird dasselbe so wie alle folgende Hefte, mit dem Ende des Monats in allen Händen seyn können.

Heidelberg den 24. Januar 1821.

August Oswald's Universitäts-Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wilhelm Thomas Brande's Secretärs der königl. Gesellschaft in London rc. Handbuch der Chemie für Liebhaber. Aus dem Englischen. 2 Theile. Mit 3 Kupfertafeln und vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Leipzig bei Gerhard Fleischer 1820. Preis 4 Rthlr.

Der durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannte, und als Lehrer der Chemie an der königl. Lehranstalt von Großbritannien angestellte Verfasser arbeitete dieses Handbuch zunächst für seine Vorlesungen aus, hat aber, indem er es durch den Druck bekannt machte, jedem Liebhaber der Chemie ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Lichtvolle Darstellung der abgehandelten Materien, zweckdienliche Kürze, wobei jedoch die Deutlichkeit nicht leidet, nützliche Anwendung der chemischen Lehren auf die Künste, und endlich die Versinnlichung der erwähnten chemischen und physikalischen Apparate durch in den Text eingedruckte Figuren zeichnen dieses Werk zu seinem Vortheile aus. Da es jezt so viele Liebhaber der Chemie gibt, so wird ihnen ein solches Werk, das auch treu und fließend übertragen worden ist, gewiß höchst willkommen seyn.

Eine Dame von gesetztem Alter, in allen Fächern der weiblichen Bildung wohl erfahren, und besonders mit praktischen Kenntnissen des Clavierspiels und des Gesangs begabt, wünscht eine Stelle als Gesellschafterin einer vornehmen Dame, oder als Gouvernante hoher Kinder, oder auch als Haushofmeisterin einer Fürstin zu erhalten. Das Nähere sagt die Redaktion.

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Februar 1821.

Er
Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar,
Auf seinem weißen Fittiche, mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

Emmy.

(Fortsetzung.)

Unter den jungen Männern, die die stille Bergeshütte häufiger zu besuchen, und länger allda zu verweilen pflegten, zeichneten sich vorzüglich ein reicher Waadtländer, und ein bemittelter Jüngling von Valbella aus. Der Erstere schien sich zu seiner Lust in den Gebirgen umherzutreiben, wo sich Gelegenheit fand, seiner Liebhaberey, dem Zeichnen nach der Natur, in den wilden Klüften nachzuhängen, und die Asche seines verglommenen Gefühls, auf den gesunden Berghöhen, unter den immer heitern, sorgenlosen, thätigen Kindern dieser abgeschlossenen Welt aufzublasen. Die schöne Emmy hatte sein Herz gerührt und es galt sein Glück zu versuchen. Der zweyte war ein wackerer Bursche, keck und kühn, kurzgebunden, redlich und thätig: Emmy redete gern mit dem biedern, gewandten jungen Mann, den Handelsgeschäfte oft über den Gotthard führten, aber ihrem Herzen blieb er fremd. Dem Waadtländer wich sie aus, wo sie konnte; ihr war bey ihm ungefähr so, wie der Margarethe in des Mephistopheles Nähe, „seine Gegenwart schnürte ihr das Inn're zu.“ —

Um so gewogener war ihm Pippo, und wir sehen unsere schöne Freundin bereits verkauft an den entarteten und entnervten Wüstling und blicken mit Schaudern auf einen Vater, in dessen Herz alles bessere Gefühl und jeder Keim des Guten erstickt seyn muß, ehe er eine solche That nur denken kann.

Er hat schon das Sündengeld in der Tasche, und trägt es den Berg hinab, um mit einem Theil desselben seine dringendsten Gläubiger, mit dem andern seine Leidenschaft zum Spiele zu befriedigen, während Emmy allein zu Haus bleibt, dem süßen Wahne hingegeben, es werde wohl der hohe Jüngling sich noch einmal zeigen, und sie ihm, wäre es auch zum leztenmale, in das schöne blaudunkle Auge schauen dürfen.

Die Stille des Abends, die öde, lautlose Ruhe umher, die selbst kein Windhauch störte, wie sonst doch gewöhnlich rauhe Lüfte um die Hütte streichend ein äußeres Leben andeuteten, beengten ihre Brust; sie öffnete ein Fenster und sog die Kühle der Nacht in den schwerathmenden Busen ein. Sie wäre so gern hinaus in das Freye gegangen, aber die Nacht ward immer schwärzer und dunkler, und in den Klüften begannen der Donner zu rollen und starke Blitze flogen schauerlich drunten über die Felsenthäler dahin. Sie schließt das Fensterchen und sieht noch eine Weile durch die kleinen runden Scheiben dem Gange des Gewitters nach, das sich um den südlichen Theil des Berges legt. Da klopft es wiederholt an der Thüre, da ruft es: „Emmy! Emmy!“ Das Rufen wird dringend und dringender; bang und banger des einsamen Mädchens Angst und Herzklopfen. Endlich zündet sie ein Licht an und öffnet entschlossen die Thüre. Es ist der Waadtländer: er erzählt, daß er die Nacht in einer Höhle zuzubringen gedacht, um am Mor-

gen weiter im Gebirge vorzudringen, daß ihn das Wetter überrascht und er seinen Zufluchtsort nicht für sicher genug gehalten habe. Er fragte, wie es schien, recht angelegentlich nach dem Vater und that, als empfinde er es recht unangenehm, daß dieser nicht zu Hause sey und in solchem Wetter nun auch die Nacht wohl nicht den Berg werde ersteigen können. Er hatte seinen kleinen Tornister abgelegt, und auf der hölzernen Bank Platz genommen. Emmy musste sich zu ihm setzen, so ungern sie es that und so beengend die Gegenwart dieses Mannes auf sie wirkte. Er begann zu versuchen, ob er Emmy ohne Gewalt gewinnen könne; nahm aber bald wahr, daß die Unschuld dieses Mädchens so groß sey, daß sie, ohne Verdacht zu schöpfen, seine Reden, von denen sie jedoch nichts verstand, anhörte. Darauf stellte er sich ermüdet und schien entschlossen die Nacht auf der Bank zubringen zu wollen. Emmy löschte das Licht aus, ging in ihre Kammer, schob den hölzernen Riegel vor und warf sich unausgekleidet auf ihr Bettchen, wo sie bald der Schlaf umfing.

Der Mondschein, der gerade durch zerrissene Wolken blickte, lag wie ein zarter Flor über die schöne Gestalt hingegossen, als der Fremde, der sich durch Hülfe eines eisernen Häkchens Emmy's Thüre geöffnet hatte, in das nie entweihte, jungfräuliche Gemach trat. Ein leiser Schauer wandelte ihn wohl an, als er das himmlischschöne Antlitz sah, vom blassem Mondlicht verklärt und von heiliger Ruhe umflossen. Aber bald siegte die Gewalt der Leidenschaft. Ohne Rücksicht auf ihre reine Unschuld erweckte er sie mit roher Gewaltthätigkeit. Emmy, im Wahne, er wolle sie ermorden, rief laut um Hülfe; aber ihrem Angstgeschrey antwortete nur der Regen, der prasselnd an die Fensterscheiben anschlug, ihrem Gestöhne nur der Nachtwind, der draussen durch die hohen Fichten brauste. Eben schlingt er seinen Arm um die in Verzweiflung weinende und flehende Emmy, eben — — da fliegt die Thüre der Hütte, der Kammer auf, und wie ein zürnender Engel, den Dolch in der erhobenen Rechte, sieht Emmy eine hohe Jünglingsgestalt dastehen. Der Frevler stürzt blutend zu Boden und Emmy sinkt, ob vor Freude über die unverhoffte Rettung, oder vor Grausen um der mörderischen That willen, ist ungewiß, in eine tiefe Ohnmacht, aus der sie erst der dämmernde Morgen erweckt.

Der Schrecken wäre unserer Freundin wie ein dunkler Traum vorgekommen, der uns oft bis zum Sterben ängstigt, wenn sie nicht sogleich die Blutflecken am Boden bemerkt hätte: außer diesen war auch nicht das Geringste in der engen Kammer zu finden, daß sie auf die Wirklichkeit einer so schrecklichen Nachtscene hätte hinweisen können. Einen wunderbaren Trost gab ihr der Gedanke, daß ihr Retter der geliebte, längst bekannte Jüngling sey; dagegen aber quälte sie ein stetes Sinnen über die Art, wie er gerade in diesem Augenblick ihrer höchsten Noth in die öde Berggegend gekommen. Sie hatte gewiß Ursache, den Jüngling für ihren guten Engel anzusehen, und wer möchte auch zweifeln, daß ein solcher über wahrhaft gute und kindliche Gemüther wache?

Sie harrte ihres Vaters mit Ungeduld; in der That ließ er sich selten so lang, als an diesem Morgen erwarten. Und als er endlich kam, wie freudig flog ihm Emmy an den Hals, wie strömten ihre Thränen! Mit welchen Worten, Seufzern, Unterbrechungen erzählte sie ihm den Hergang der fürchterlichen Nacht! — Hätte sich das gute Kind auf Menschen verstanden, so würde sie in der Aengstlichkeit, in der Verlegenheit und Unruhe, in der übergroßen Zärtlichkeit des Alten Grund zu schauderhaften Entdeckungen gefunden haben. Aber sie war weit davon entfernt, nur zu ahnen, daß ihr eigener Vater seines Kindes Unschuld um schnödes Gold verkauft habe; ihr entgieng, wie er anfangs nicht ohne Bluten seines frechen Herzens, ihr genaht, aus Furcht, ihr Jammer möge ihm das Herz brechen, wie er aber hernach vor dem Racheengel (denn als solchen nur konnte er sich den Jüngling denken) zu beben begann, und nicht ohne Grund Gefahr zu laufen ahnete, dieser möge sein schwarzes Verbrechen von dem Strafbaren erfahren haben, und nun die ganze Gewalt seines Zornes gegen ihn, den Vater, wenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Hammer auf Bornholm.

(Fortsetzung.)

Wir gingen von dem Leuchtfeuer nach Sandrig und Allinge hinunter. An dem Fuße des Steilebiergs, der seinen Namen mit Recht trägt, liegt der Hammersee, der bedeutendste Binnensee auf Bornholm. Berge und Felsen umschließen ihn von drey Seiten, und an der vierten trennet ein Bergthal ihn von dem Meere. Die Länge des Sees beträgt tausend und sechs Ellen; die Breite ist abwechselnd: an der westlichen Seite zwey hundert drey und neunzig, an der östlichen hundert zwey und siebzig Ellen; die Oberfläche hält zwey hundert funfzig tausend sieben hundert drey und neunzig Quadratellen. Die größte Tiefe ist zwey und vierzig Fuß und er liegt 25' 4 $\frac{7}{12}$" über der Ostsee, von der er gegen Osten zwölfhundert vier und funfzig, gegen Westen sechs hundert und achtzig Ellen entfernt ist. Der Boden ist theils sandigt, theils torfigt. In spätern Zeiten ist von den umliegenden höhern Stellen Sand hinunter geweht, und er wird den See mit der Zeit ausfüllen, wenn er seine jetzige unge-

gizelte Freyheit behält. Mit der Tiefe hat auch der Reichthum des Sees an Fischen abgenommen. Zwischen dem Hammersee und Sandrig ist eine Sandebene, oder eigentlich eine, mit Flugsand überdeckte Torfebene. Man gräbt darunter noch Torf, dessen Art gerühmt wird. Doch soll er im Brennen einen übeln Geruch haben und seine Herkunft von salzigem Wasser beweisen.

Je näher man dem Riegebierg kömmt, desto deutlicher sieht man den Granitberg aus der dicken Erdrinde hervorragen, besonders da wo Bäche kleine Thäler haben bilden können. Der Riegebierg ist eine hohe, länglichte, in das Meer auslaufende Bergfläche, die durch ein tiefes Thal, aus dem Felsenspitzen hervorragen, von dem umliegenden Lande abgesondert wird. Die Steinmasse besteht aus schmutzigen, blassen, zwey bis drey Linien dicken krystallartigen Feldspathstücken, aus wenigen und kleinen Quarzkörnern, und aus vielen schwarzen, in Dunkelgrün übergehenden Glimmerblättern, die sich auf einem Umfange von zwey bis fünf Linien, in größerer oder geringerer Anzahl gesammelt haben und dem Gestein die dunkelfleckige Farbe geben.

An dem nördlichen Fuße des Riegebiergs ist das niedliche Fischerdorf Vang, von sechzehn Häusern und Familien. Die Fischer würden wohlhabender seyn, wenn ihnen ein Theil des Außenfeldes zur Kuhweide gegeben wäre. Sie müssen diese nun von den Bauern miethen und Handarbeiten dafür verrichten, die oft in die Zeit der nothwendigsten Verrichtungen des Fischfanges fallen. Am Strande zwischen Vang und Hasle liegen mehrere kleine Fischerplätze und einzelne Fischerwohnungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Richard Lowell Edgeworth's Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. London. 1820.

(Fortsetzung.)

Hr. Edgeworth blieb nicht bey der Theorie stehen, er führte seinen Plan wirklich aus, und errichtete eine telegraphische Verbindung zwischen zwey etwa sechszehn englische Meilen von einander entfernten Punkten. Dieß geschah im Jahr 1767. Bald nachher ward eine andere seiner mechanischen Erfindungen gleichfalls der Vorwurf einer Wette. Er verhieß nämlich und gieng die Wette ein, vermittelst eines besonderen Mechanismus einen Menschen in den Stand zu setzen, mit Gehen viel weiter zu kommen als andere. Seine Vorrichtung war folgende: Man stelle sich ein überaus großes hohles, sehr leicht gearbeitetes Rad vor, in dessen Mitte ein cylindrisches Tretrad (tambour) angebracht ist, welches ungefähr sechs Fuß Durchmesser hat, und worin ein Mensch gehen kann. Während dieser um dreyßig Zoll im Tretrad vorschreitet, rückt der Umkreis des großen Rades, auf einer mit Bretern belegten und etwas eingesenkten Fläche, sechs Fuß vorwärts; so daß, sobald die Vorrichtung einmal in Bewegung gesezt ist, dieselbe ihren Mann in jenem Verhältnisse eben so schnell vorwärts bringt, als er in seinem Tretrade gehen kann. An der Maschine war ein Regler angebracht, um ihre Schnelligkeit, welche übermäßig und gefährlich werden konnte, zu mäßigen.

Als das Werk beynahe fertig war, ging Hr. Edgeworth nach London, um seinen Freund den Lord Effingham einzuladen, dem ersten damit anzustellenden Versuche beyzuwohnen. Während seiner Abwesenheit ward ein paar zudringlichen und neugierigen Jünglingen, von dem Zimmermann, der die Arbeit besorgt hatte, nicht nur die Ansicht, sondern auch ein Versuch mit der Maschine gestattet, welche damals noch nicht mit dem Regler versehen war. Einer derselben stieg unbesonnen ins Tretrad und sezte das Werk in Bewegung, auf einer eingesenkten Fläche, die, ihm unbewusst und in so bedeutender Entfernung, daß man im Augenblick der Abfahrt nicht daran dachte, mit einer ziemlich tiefen Kreidengrube endigte. Das völlig unlenkbare Rad gerieth in eine furchtbar schnelle Bewegung, und der junge Mensch entsprang, ohne Schaden zu leiden, seinem fortrollenden Gefängniß; Wenige Augenblicke später wäre er mit dem Rad in die Grube gestürzt, worin dieses zertrümmerte. Man kann denken, wie verdrießlich diese Nachricht dem Erfinder bey seiner Heimkunft seyn musste; er konnte sich nicht entschließen, eine neue Maschine verfertigen zu lassen, und es war von der Sache nie mehr die Rede.

„Bey Anlaß der Fuhrwerke (sagt er bey dieser Gelegenheit), muß ich eines Segelwagens (char à voiles) gedenken, mit dem ich in der Gemeine Hare Hatch Versuche anstellte. Der Wagen war leicht, dauerhaft und seine Bewegung ausnehmend schnell. Als ich einst in Gesellschaft meines Freundes Foster ihn zu gebrauchen im Begriff war und eben einsteigen wollte, rissen die Stricke. Ich hatte viele Mühe ihn einzuholen; weil ich aber drey bis vier Wagen uns entgegenkommen sah, und besorgte mein Segelwagen möchte die Pferde scheu machen, schwang ich mich mit Lebensgefahr auf das Fuhrwerk und es gelang mir dasselbe von der Straße seitwärts zu leiten. Aber die Vorstellung des Unglücks, welches entstehen konnte, wenn ich seiner nicht schnell genug Meister ward, ergriff mich so mächtig, daß ich überall, wo man Wagen begegnen konnte, auf weitere Versuche damit verzichtete."

Hr. Edgeworth glaubt jedoch, es könnte diese bewegende Kraft bey Räderwagen überall mit Nutzen angewandt werden, wo Eisenbahnen errichtet sind, welches in England bekanntlich bey manchen Bergwerken, Steinbrüchen u. s. w. der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

Kaum hatten unsere größeren Bühnen von den im verflossenen Jahre gedrängt auf einander folgenden Gastspielen zu rasten angefangen, kaum war der Eifer, sie zu besuchen, in die gewöhnliche Temperatur zurückgetreten, so erschien in der ersten Hälfte dieses Monats Mlle. Pfeifer, vom Königl. Hoftheater in München, als Johanna d'Arc. Die Schwierigkeiten, welche Erinnerung und Vorliebe, zugleich aber auch mit Recht anerkannte Verdienste, dieser Fremden entgegensezten, können kaum übertroffen werden, und sie wurden bey ihrem Erscheinen durch den auffallenden persönlichen Unterschied noch vermehrt. Das Vorspiel ließ wenig erwarten, und nur der gespanntesten Aufmerksamkeit mochte die abwechselnde Versinnlichung des starren Hinbrütens unter dem mysteriösen Baum einige vortheilhafte Andeutungen geben. Dieser Theil der Darstellung war kalt und unerquicklich, das starke, in der Tiefe sich bewegende Organ entsprach der Schäferin und dem lyrischen Aufschwung ihres wehmuthvollen Lebewohls auf keine Weise, die Gestalt eben so wenig der begeisterten Heldin, und kaum erregten die lezten Worte der dichterischen Begeisterung durch den kräftiger angeschlagenen Ton noch einige Theilnahme für die Darstellerin. Die leiseste Aufmunterung war aber ein elektrischer Funke, der die Schüchternheit zerstreuend, Muth und Selbstvertrauen weckte. Man kann mit Recht annehmen, daß lezteres vorhanden war, doch der edelsten Art, darum hat es seine Kraft bewährt, und das Wagniß mußte gelingen. Die erste Scene im Pallast flößte auch den Zuschauern Vertrauen ein. Mit Leichtigkeit und Klarheit entfalteten sich die Züge in dem Gemälde der wunderbaren Erscheinungen, was früher nur theilnehmendes Wohlwollen war, wurde nun zur freudigen Anerkennung, und im folgenden Akte regte sich der Beyfall immer lauter. Wie das erste Erscheinen der Heldenjungfrau zu Anfang, in anschmiegender Rüstung, angenehme Ueberraschung verbreitete, so wirkte der Schluß ergreifend auf die Herzen der Zuhörer, den versöhnten Helden gegenüber. Die prunklose Wahrheit der Darstellung behauptete ihre Rechte mehr und mehr; die Gestalt schien emporzuwachsen, von dem kräftigen, wohlklingenden Organ und dem einfachen Maas edler Bewegungen unterstüzt. Das innere Leben bedurfte zwar im Ganzen einer größeren Regsamkeit, das äußere entfaltete sich aber in gefälligem Einklang und die poetische Empfänglichkeit gewährte durch Erhebung des eindringlichen Vortrags oft freundlichen Ersaz, wo das Feuer des Affekts die Darstellung nicht genug durchglühte. Wenn hingegen manches wahr und richtig Hingestellte weniger Eindruck machte, so lag die Schuld mehr an dem allzutreuen Gedächtniß der Zuschauer, die sich diese und jene Erscheinung nur in früher gegebenen Formen denken mochten, als an der Darstellerin. Eine vorzügliche Auszeichnung verdient die Recitation des Monologs im vierten Akte durch schön gehaltnen Rythmus, Innigkeit und Wärme des Gefühls, harmonische Verknüpfung der Ideen und Empfindungen, glücklich bezeichnete Uebergänge und leichte, freye Entwickelung des Ganzen. Die Scene im Kerker wurde mit Ungeduld von den Verehrern vorher gegangener Leistungen erwartet; große, Beyfall stürmende Bewegung erregte das Gelingen; nur kritische Augen und Ohren nahmen Anstoß an der unmahlerischen Haltung des Körpers und dem übereilten Flug der Worte im Gebet. Das Feuer des Ausdrucks wirkte überraschend auch auf sie. Die Sterbescene wurde einfach und erhebend durchgeführt. Gleich nach der Befreyung aus den Fesseln fand sich die Fliehende durch den immer höher schwellenden Strom des Beyfalls aufgehalten, und nur schnelle Rückkehr konnte ihn besänftigen. Eben so ergieng es nach erfolgtem Schlusse des Trauerspiels. Die erstgenannte Art der Auszeichnung, das Hervorrufen während der Darstellung, ist seit Kurzem auf unserm Burgtheater recht in Schwung gekommen. Die Gerufene entschuldigte am Ende ihre anfängliche Schüchternheit und drückte ihre Wünsche für die Fortdauer der Gewogenheit, in ungekünstelten, bescheidenen Worten aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

London d. 23. Januar.

Wir haben eines neuen Romans von Walter Scott zu erwähnen: Kenilworth in drey Bänden. So wie die vorhergehenden Romane dieses Verf., ist auch Kenilworth wieder das Stadtgespräch. Wenn in dem lezten Romane die unglückliche Königin Marie von Schottland so anziehend war, so erregt Kenilworth noch mehr Interesse, weil hier die Königin Elisabeth auftritt. Mit ihr erscheinen auf der Bühne ihre beyden Günstlinge Leicester und Essex, der große und unglückliche Sir Walter Raleigh, und viele andre Zeitgenossen dieser berühmten Periode. Von Shakespeare wird viel gesprochen. Die Gebräuche, Trachten und Sitten des Elisabethschen Zeitalters herrschen durchaus. Die Sprache ist die, welche man aus Shakespeare und den Schriftstellern dieser ganzen goldenen Aere gewohnt ist. In manchen Nebendingen ist der Dichter von der Geschichte abgewichen, aber im Ganzen bleibt er ihr treu. Der Roman ist auf Leicester's Geschichte gegründet; ihm gehörte das Schloß Kenilworth in Warwickshire (wovon die literary Gazette vor kurzem eine Abbildung giebt.) Die Königin Elisabeth machte 1575 eine Reise dorthin, welche so viel Aufsehen erregte. Ein gewisser Nightingale, den Nachfragen des leselustigen Publikums zuvorkommend, hat leztbin eine Beschreibung dieses berühmten Schlosses herausgegeben (An historical account of Kenilworth Castle, in the County of Warwick, with an engraved plan.) Das tragische Ereigniß, worauf der Roman gebaut ist, wird ausführlich erzählt in Ashmole's Antiquities of Berkshire, und, im Vorbeygehen erwähnt, fast in jeder Geschichte der Königin Elisabeth. Ueber die Heldin desselben, die Gräfin von Leicester, hat man eine herrliche Elegie von Mickle, genannt Cumnor Hall. Graf Leicester ist hier günstiger gezeichnet, als die Historie es gut heißt. Seine Verbrechen werden seiner Kreatur, dem Sir Richard Varney, Schuld gegeben. Bewundernswürdig ist das Talent des Dichters nicht nur in den Haupterfordernissen der Kunst, sondern auch in den Nebendingen, z. B. sind die Zimmer, in dem die Gräfin gefangen sizt, prachtvoll gemalt, und er schildert sie so, daß man in Elisabeths Zeit versezt wird. Das weibliche Costüm kennt er bis auf alle Namen und Kleinigkeiten. Der Charakter der Königin ist höchst glücklich gezeichnet. Ihr Verstand, ihre Aufgewecktheit, ihre Eitelkeit, ihre Gelehrsamkeit, ihr Witz, sind der Unterhaltung deutlich aufgedrückt, und obgleich alle Dialogen lebhaft sind, so sind doch die bey Hofe, wo die Königin mitspricht, vorzüglich angenehm. Treffend sind lateinische und französische Brocken eingewebt. Wie man sagt, soll dieser Roman, wie schon mehrere desselben Verfassers zu einem Schauspiel umgearbeitet werden.

Herr W. Whalley, zu Forebridge Green, bey Stafford, hat ein köstliches Bildniß von Rubens, in halber Lebensgröße, von des Künstlers eigner Hand, ans Licht gezogen. Er ist vorgestellt in der Tracht, welche zu Anfang des 17ten Jahrhunderts gewöhnlich war. Als man das Gemälde säuberte, fand sich ganz oben im rechten Winkel folgende Inschrift: Petrus Paulus Rubens se ipsum expressit A. D. MD. CXXIII. und gleich darunter: AET. SVAE. XXXXI. Es hat einen geschnizten Rahmen, welcher, wie es scheint, von gleichem Alter mit dem Gemälde ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 14.

Nr. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Februar 1821.

Mannichfaltiges aus Paris.

(Uebersetzung aus dem Manuscript eines französischen Correspondenten.)

Herr Quatremère de Quincy, beständiger Sekretär der Akademie der schönen Künste, hielt am 7. Okt. vorigen Jahrs bey Gelegenheit der Preisvertheilung eine historische Lobrede auf Visconti. So schwierig die Aufgabe war, nachdem Hr. Dacier denselben Gegenstand mit ausgezeichnetem Rednertalent behandelt hatte *), so gelang es doch Hrn. Quatremère, durch Hervorhebung anderer Gesichtspunkte die Theilnahme seiner Zuhörer zu fesseln, indem er hauptsächlich den Einfluß ins Auge faßte, welchen Visconti auf die Wissenschaft gehabt hat. Seine Rede ist im Moniteur und nun auch einzeln erschienen. Vorzüglich interessant ist die Zusammenstellung mit Winckelmann, den der Redner auf folgende Weise charakterisirt: „Der Mann von Genie gibt selbst bey seinen Irrthümern, oder ihnen zum Trotze, der Wissenschaft einen glücklichen Schwung; er reißt zu ihr hin durch seinen Enthusiasmus, und ertheilt ihr einen Glanz, welcher bald Anbeter herbeyzieht. Wenn eine lebendige Sprache, wenn der Ton der Ueberzeugung, die Bewegung der Leidenschaft über seine Lehre jenen siegenden Zauber verbreitet haben, welcher die Einbildungskraft der Völker unterjocht, so ist die Erschütterung gegeben, und der Triumph der Wissenschaft gesichert. Ich wollte hier von Winckelmann sprechen, und die Wirkung beschreiben, welche seine Geschichte der Kunst hervorgebracht hat.“ Es würde für unsern Zweck zu weit führen, hier eine vollständige Uebersicht dieser Rede zu liefern, die im Original selbst gelesen zu werden verdient.

Im Moniteur vom 16. August vergangenen Jahrs ist angezeigt, Hr. Mousiau habe die Ehre gehabt, dem König und Monsieur ein Gemälde, die Apotheose des Herzogs von Berry, vorzustellen. Die Herzogin von Berry beeilte sich dieß Bild zu kaufen, und gab ihm einen Platz in ihrem Betsaal. — Der Artikel des Moniteur, der in äußerst günstigen Ausdrücken abgefaßt war, berichtete, daß der Künstler mit der Güte und dem Wohlwollen aufgenommen worden sey, wodurch unsere Fürsten sich auszeichnen. Vielleicht hätte Hr. Mousiau sich mit so ehrenvollen Zeichen der Zufriedenheit begnügen sollen; er scheint aber gewünscht zu haben, sein Bild möchte, wie die des Hrn. Gérard und Kinson *), im großen Saal des Museums ausgestellt werden, so daß also das Publikum, das nicht allein die gute Absicht in Anschlag bringt, und blos dem Talente Beyfall zollt, selbst über dieß Werk urtheilen konnte.

Man sieht eine allegorische Figur (in halber Lebensgröße) Frankreich darstellend, halb liegend am linken Ufer der Seine, etwas unterhalb des Platzes, auf welchem die Statue Heinrichs IV. errichtet ist, folglich dem Louvre gegenüber. Der Ort an der Seine konnte nicht besser gewählt werden. Der Anblick der Statue Heinrichs IV. und des Louvre erinnert daran, wie der Herzog von Berry und sein erlauchter Ahne beyde unter den Streichen schändlicher Mörder gefallen, und beyde nach ihrem Tode in diesen von ihrer Familie erbauten Pallast gebracht worden.

Der Maler hat diesem ganzen Hintergrund etwas Düsteres gegeben, was zu der Gemüthsstimmung paßt, welche das Andenken an jenes schreckliche Ereigniß hervorbringt; alle Wirkung des Lichts ist für die obere Gruppe des Bildes gespart, die aus dem Herzog von Berry, Engeln, die ihn emportragen, den Figuren Ludwigs des Heiligen, Heinrichs IV. und Ludwigs XVI. besteht, welche letztere auf Wolken herabkommen, ihren Enkel zu empfangen.

Die Figur von Frankreich nimmt den Vordergrund ein, und wendet sich gegen den Herzog von Berry, der sich auf einem entfernteren Grunde befindet; sie wird folglich blos vom Rücken gesehen. Ihre ganze Stellung verkündigt tiefen Schmerz, und mit der linken Hand macht sie eine Bewegung gen Himmel, die künftige Bestimmung des Fürsten anzudeuten, dessen Verlust sie betrauert.

Man sieht, in Hinsicht des Gedankens ist der Maler nur zu loben. Aber nicht Gleiches findet sich in Hinsicht der Ausführung, dieses wesentlichen Theils der Malerey. Zwar hat die Figur von Frankreich eine gute Stellung, und schöne Bewegung, und ich finde nichts daran zu tadeln

---

*) Siehe Nro. 70, 71 des Kunstblatts vom vorigen Jahre.

*) S. Nro. 98. des Kunstbl. vom vorigen Jahre.

als den Umfang des zu ihren Füßen liegenden emblematischen Schildes, der einen zu großen Theil des Bildes einnimmt; aber allen übrigen Figuren fehlt es durchaus an lebendiger Bewegung; mehrere Stellungen, und namentlich die von Heinrich IV. sind nicht glücklich; die Zeichnung hat weder die Schönheit noch selbst die Reinheit, die man zu fordern berechtigt ist; endlich ist es ein ungewöhnlicher, durch kein Beyspiel irgend eines Meisters zu rechtfertigender Gedanke, menschliche Figuren in derselben Tracht, denselben Kleidern, die sie auf der Erde trugen, in den Himmel zu versetzen!

Ich wiederhole es, Hr. Monsiau hätte die Probe, der er sich unterzog, vermeiden sollen; obgleich das Bild Zulauf genug hatte.

Der Name Pillement ist ehrenvoll in der Kunstgeschichte bekannt. Vater und Sohn, jezt beyde todt, waren sehr geschickte Kupferstecher im landschaftlichen Fache. Der Sohn hat vor seinem Tode noch zwey Blätter so ziemlich, wie es scheint, beendigt, die seine Wittwe nun dem Publikum übergibt. Das erste ist nach einem Bilde von Francisque (François Milé) einem Maler des 17ten Jahrhunderts, der sich den Poussin zum Vorbild genommen hatte. Die Figuren, womit die Landschaft belebt ist, stellen den Regulus dar, wie er in die Gefangenschaft zurückkehrt. Das andere ist nach einem Bilde von Valenciennes, dem man ziemlich allgemein die Wiederherstellung der französischen Landschaftmalerey in der neuern Zeit zuschreibt. Er hat nämlich alle seine Compositionen in einem edlen Styl entworfen, und dieß findet sich auch in der gegenwärtigen: Oedipus auf dem Berge Kythäron ein Asyl im Tempel der Eumeniden suchend. *) — Beyde Blätter des jüngern Pillement machen daher seiner Wahl eben so viel Ehre als seinem Talent. Es sind schöne Kupferstiche und von beträchtlichem Umfang; sie verdienen die Aufmerksamkeit des Kenners.

*) Wir können über beyde Blätter aus eigener Ansicht noch einiges beyfügen. Das erste nach Francisque scheint zwar am wenigsten vollendet zu seyn; besonders ist die Luft noch unruhig und hart. Auch die Baumpartieen sind zum Theil noch schwarz und undurchsichtig. Dagegen verdienen die gut geäzten Gründe vorzügliches Lob. Unstreitig würde die schön componirte Landschaft durch Anlegung der lezten Hand auch an ruhiger Wirkung im Ganzen, (wenn dieselbe nicht etwa auch im Original fehlt) bedeutend gewonnen haben. Wir dürfen dieß schließen, da die zweyte Landschaft nach Valenciennes (wo nur die mittelalterliche Burg auf dem Felsen mit den griechischen Figuren und dem Tempel wunderlich contrastiren) in Hinsicht der Gesammtwirkung vorzüglich zu nennen ist. Das Licht, womit die unter den Wolken hervordringenden Sonnenstrahlen den Hintergrund magisch beleuchten, verbreitet sich in schöner Abstufung nach dem Vordergrunde und auf die Figuren, und contrastirt mit den großartigen Massen des dunklen Eumenidenhains; nur dürften die oberen Wolken zum Theil zu schwarz gerathen seyn. Jedes dieser Blätter kostet 25 Franken in Paris, in Stuttgart 1 Louisd'or.

Anm. des Redakt.

Vor Kurzem ist ein Kupferstich nach einem Gemälde von Fragonard erschienen, welches, so viel ich mich erinnere, noch niemals ausgestellt war. Der Gegenstand ist folgender:

Nach der Schlacht bey Malplaquet, die für Frankreich so unglücklich ausgegangen, obgleich die Ehre der Waffen durch die von den Truppen gezeigte Tapferkeit war erhalten worden, ließ Fenelon, damals Erzbischof von Cambray, seinen eigenen Pallast mit Verwundeten anfüllen, denen er die zärtlichste Sorgfalt widmete. Der Maler hat ihn in dem Augenblicke vorgestellt, wo er einen Verwundeten verbindet, der unter der Last des Schmerzes erliegt und von einem Geistlichen gehalten wird. — Die Figur des Verwundeten, am ganzen obern Theile des Körpers nackt, hat eine gute Stellung, der Körper sinkt sehr natürlich und wahr zusammen. Der Ausdruck im Gesichte des Geistlichen zeigt deutlich die Bewunderung, die ihm das Betragen seines Bischofs einflößt; aber Fenelon ist zu ruhig, und spricht die innere Bewegung nicht genug aus, welche der edle Zweck selbst, den er erfüllt, in ihm hervorbringen muß. Uebrigens sind die Figuren gut gruppirt. Die Arbeit des Kupferstechers, Hrn. Baquoy, ist etwas flau; die Umrisse sind unbestimmt und die Halbtinten nicht zart genug; doch thut das Ganze eine ziemlich gute Wirkung. Das Blatt ist von bedeutender Größe und macht das Seitenstück zu Monsiau's heil. Vincens von Paula, der früher schon von Hrn. Baquoy gestochen worden ist.

Seit drey Jahren gab Hr. Delpech, einer der ersten, welche lithographische Anstalten in Frankreich errichteten, zu Anfang jedes Jahrs ein lithographisches Album heraus, das sogleich mit großem Beyfall aufgenommen wurde. Unter den Künstlern, welche diese Unternehmung begründeten, sind die HH. Gros, Guérin, Carl und Horace Vernet, Hersent, Coupin, Vauzelle, Bourgeois, Thiénon und Bidault. Es konnte nicht fehlen, ein Verein so ausgezeichneter Talente, wie jeder dieser Künstler in seinem Fach ist, mußte ein Werk von nicht geringem Werthe hervorbringen, und Hr. Delpech hatte wohl Ursache mit seinem Unternehmen zufrieden zu seyn.

Das Album des zweyten Jahrs, zum Theil aus Zeichnungen der obengenannten Künstler bestehend, mit denen sich noch andere nicht weniger bedeutende vereinigt hatten, wie die HH. Bouillon, Delorme und Mlle. Lescot, wurde ebenfalls sehr schnell verkauft; das vom gegenwärti-

gen Jahr endlich, und jezt wo ich dieß schreibe sind erst wenige Tage davon vorüber, hat sich bereits vergriffen.

Die bemerkenswerthesten Zeichnungen des lezten Albums sind die der HH. Guérin, Carl und Horace Vernet, Coupin, Bourgeois und Thiénon.

Die Compositionen des Hrn. Guérin sind im Allgemeinen wenig auf Effekt berechnet, aber zeichnen sich durch eine Anmuth und einen Reiz des Gedankens aus, welche seinem Talente eigenthümlich angehören. Im vergangenen Jahre hatte er den Trägen dargestellt, der weichlich am Fuß eines Palmbaums sizt, und unempfindlich gegen alle Reizungen bleibt, die ihm von verschiedenen Genien entgegengebracht werden. Der eine zeigt ihm die Siegerpalme, der andere ein Füllhorn voll Gold- und Silberstücke; der Genius der Künste bietet ihm eine Palette, eine Leyer an; aber er widersteht allem, und die Zeit, die auf einem entfernteren Grunde sichtbar ist, flieht erzürnt, daß ein Sterblicher ihr zu trotzen scheint.

Dieses Jahr hat Hr. Guérin das Entgegengesezte dargestellt: den Fleißigen, im tiefsten Studieren von den ersten Strahlen des Morgens überrascht, dessen Anbruch der Hahn durch sein Geschrey verkündigt. Mit einer Hand weist er den Morpheus zurück, der auf ihn seinen wohlthätigen Mohn streuen will, in der andern hält er Griffel und Täfelchen. Zu seinen Füßen ist ein niedlicher kleiner Amor eingeschlafen, dessen Köcher umgefallen ist. Die Pfeile, die auf dem Boden zerstreut liegen, scheinen alle ihre Kraft verloren zu haben, und werden von dem Wachsamen mit Füßen getreten. Man sieht, der Künstler hat andeuten wollen, Beschäftigung sey ein sicheres Mittel, die Liebe zu entfernen oder zu besiegen. Alle übrigen Beywerke sind geschmackvoll gewählt; es konnte nicht leicht ein geistreicheres Gegenbild gefunden werden.

Hr. Coupin lieferte bisher immer Compositionen, die eine weibliche Figur enthielten. Sein erster Gegenstand war aus dem Ariost genommen: Angelica, von Ruggiero in dem Augenblick befreyt, wo das Meerungeheuer sie verschlingen will. Die ganz nackte weibliche Figur hob sich hell auf dem dunkleren Tone des Felsens ab, an den sie gefesselt ist. Auf einem entfernteren Grunde sah man den Kampf, von welchem Angelicas Leben abhängt; Schmerz und Erschöpfung der Unglücklichen waren mit vielem Gefühl ausgedrückt. Die Feinheit der Umrisse und die gewählten Formen zeigten den gewandten Maler, der immer zum Schönen sich hingezogen fühlt, selbst wo sein Werk nur ein Spiel scheint.

Auf dem zweyten Blatte war eine Nymphe dargestellt, die eilig dem Bad entschlüpft, weil sie fürchtet, überrascht zu werden. Die Bewegung der Figur, die sich mit dem Gesicht gegen den Beschauer wendet, während der Körper drey Viertel vom Rücken gesehen wird, bot die anmuthigsten Züge dar. — Die dießjährige Composition des Hrn. Coupin ist aus Lord Byron genommen, von welchem Hr. Horace Vernet in diesem und dem verflossenen Jahre ebenfalls mehrere Gegenstände entlehnt hat. — Conrad, Anführer der Corsaren, will auf die Nachricht, daß der Kapitan Pascha ihn in seiner Insel angreifen werde, lezteren selbst überfallen und seine wirklichen Kräfte durch allen den Schrecken vermehren, den seine Kühnheit einflößt. Er scheidet von Medora, seiner treuen Geliebten, mit dem Versprechen, vor Ablauf des folgenden Tages zurückzukehren. Zwey Tage sind verflossen und Conrad noch nicht zurück. Medora, in der tiefsten Unruhe, heftet die Blicke auf das Meer, von dem sie ihren Geliebten zurückfordert. Diesen Augenblick hat Hr. Coupin gewählt. Medora liegt auf dem Gipfel eines Felsens, den oberen Theil des Körpers auf den Ellenbogen halb erhoben, und blickt aufmerksam nach dem Horizont, ob er ihr nicht endlich das Segel zeige, das ihren Geliebten zurückbringt. Der Kopf ist von schönem Charakter und sinnigem Ausdruck, der Körper weich, die Stellung anmuthig, und die Composition im Ganzen reizend; aber das Verdienst wächst noch durch das Gelingen der lithographischen Zeichnung, deren Abdruck alle Feinheiten der Ausführung treu wiedergegeben hat.

Bey den übrigen vorzüglichen Compositionen will ich nicht ins Einzelne eingehen, sondern mich begnügen zu sagen, daß sie der genannten Künstler würdig sind, obgleich nicht von so hoher Art, wie die eben geschilderten.

Man kann sich leicht vorstellen, wie Hrn. Delpechs Unternehmung Nachahmer erwecken mußte. So gaben die HH. Carl und Horace Vernet unabhängig von dem erwähnten Album mehrere Hefte von ihnen allein entworfener Compositionen heraus. Der Vater lieferte eine Folge von Studien nach Jagdhunden und Pferden, beyde in kleinem Format; der Sohn gab, in größerem Format, zwölf Compositionen verschiedener Art, unter dem Titel; Croquis lithographiques.

Zwey andere Unternehmer, die Gebr. Engelmann, sind nicht zurückgeblieben. Außer den malerischen Werken, die in ihrem Verlag erscheinen, gaben sie auch zu Anfang des neuen Jahrs ein Album heraus, worin die Zeichnungen mittels des neuen Verfahrens ausgeführt sind, das sie lavis lithographique nennen, und wovon ich unter andern vortreffliche Sachen von der Hand der HH. Langlacé und Robert gesehen habe. Lezterer ist Landschaftmaler bey der Königl. Manufaktur zu Sevres. Auch die Künstler dieser Manufaktur haben sich zur Herausgabe eines lithographischen Albums vereinigt, dem sie den Namen Album de Sevres gegeben haben, in doppelter Beziehung, weil es auch vorzüglich Ansichten der dortigen Umgebungen enthält.

Es ist leicht zu ermessen, daß seit zwey bis drey Jahren die Lithographie in Frankreich sich einen Grad von Vollkommenheit erworben hat, den sie noch in keinem andern Lande erreicht zu haben scheint. Ich habe englische Steinzeichnungen gesehen, welche im Allgemeinen die Trefflichkeit englischer Maler und Zeichner in Conversationsstücken beurkundeten; aber sie kamen in Hinsicht der kräftigen Wirkung und Sauberkeit bey weitem den französischen nicht gleich. Die welche mir aus Deutschland zu Gesichte gekommen sind, standen noch unter den englischen.*) In dem Atlas von Belzoni's Reise durch Aegypten, der neuerlich in London erschienen ist, befinden sich mehrere farbig abgedruckte Steinzeichnungen; aber diese Vervollkommnung war in Frankreich schon seit länger als einem Jahr aufgefunden, und eine große Unternehmung, die im Stillen vollendet wird, und worüber nähere Auskunft zu geben mir bis jezt noch nicht verstattet ist, wird alle Vortheile vor Augen legen, die von geschickten Händen aus diesem Verfahren gezogen werden können. Unter den bereits erschienenen Werken, welche beweisen, was gegenwärtig darin erreicht ist, führe ich vorzüglich die bey Engelmann herausgekommenen Zeichnungen des Hrn. Athelin, ersten Adjutanten des Herzogs von Orleans an, in welchen eine Feinheit der Ausführung und eine Kraft des Effekts herrschen, die noch von keinem andern Künstler übertroffen worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Man sieht hieraus, daß unser Hr. Correspondent, als Franzose, mit allem Bedeutenden, was die deutsche Lithographie bis jezt geleistet hat, ganz unbekannt geblieben ist. Zwar ist schon in Nr. 102. des vorigen Jahrgangs dieser Blätter der gegenwärtige Stand der französischen Lithographie von Hrn. Prof. Speth genau bezeichnet worden, woraus sich die Vergleichung mit den in demselben Aufsaz ausführlich geschilderten Fortschritten deutscher Steinzeichnung von selbst ergiebt. Da jedoch hier die französische Kunst sich die erste Stelle geradezu aneignen will, so wollen wir die Parallele kürzlich ziehen. Man kann von französischer Steinzeichnung nur sprechen, in so weit man die einfache Kreidezeichnung auf weißem Grund ohne Anwendung der Tonplatten meint, denn nur Blätter dieser Art, einige wenige eben nicht sehr gelungene auf farbigem Papier mit weißen Lichtern aufgehöht, ausgenommen, sind bis jezt in Frankreich erschienen. An diesen ist nun allerdings die reinliche, leichte, freye Behandlung der Kreide, die Feinheit des Korns im Auftrage, die Gleichheit und Klarheit der Töne, die Kraft in den Schatten, wie die Zartheit in den Halbtinten höchlich zu loben, und mag manchem deutschen Produkte ähnlicher Art den Rang streitig machen. Aehnlicher Art, — denn diese Blätter machen auf vollendete Ausführung durchaus keinen Anspruch, sondern sind alle mehr oder weniger flüchtig und skizzenhaft behandelt. Damit ist aber nicht bewiesen, daß die Deutschen nicht noch vorzüglichere Arbeiten in der einfachen Kreidemanier sollten aufzuweisen haben. Den Vorzug werden sie schon in einer Hinsicht verdienen, indem sie nämlich nicht blos kleine Skizzen, sondern meistens Blätter von weit größerem Umfang und schwererer Vollendung ausgeführt. Was aber die oben gerühmten guten Eigenschaften der Kreidezeichnung betrifft, so dürfen wir zum Beweis nur auf das schon 1810 begonnene Werk nach den Handzeichnungen des k. Kabinetts zu München hindeuten, worin sich Blätter von Mannlich, Strixner, Piloty finden, die in der Behandlung eben so trefflich als die neuesten französischen sind, und in der Ausführung weit größere Schwierigkeiten darboten. — In so weit, also nach den Leistungen der Lithographen in München vor 10 Jahren, und denen der jezigen in Paris, lässt sich der Stand französischer und deutscher Lithographie in Parallele sezen, wobey wir den Franzosen die Auffindung eigener Vortheile keineswegs absprechen wollen. Aber die neueren Fortschritte der Lithographie unter uns, den Gebrauch der Ton- und Lichtplatten zur Hervorbringung malerisch ausgeführter Darstellungen und vollendeter Nachbildungen von Gemälden, scheint man in Frankreich noch gar nicht zu kennen, obwohl das schöne Werk nach der Münchner und Schleisheimer Gallerie schon seit mehreren Jahren eine reiche Folge der gelungensten Blätter dieser Art geliefert hat. Diese Behandlungsart, welche nun von Strixner noch immer höher getrieben wird, ist aber über die einfache Kreidezeichnung so weit hinaus, daß sie nur in den Elementen einen Vergleich mit ihr zulassen könnte.

Um die Würdigung des oben ausgesprochenen Gegentheils desto sicherer zu stellen, wollen wir die uns vorliegenden Pariser Steinzeichnungen, die unter einer größeren Anzahl ausgemustert sind, noch kürzlich nambaft machen. Am meisten zeichnen sich durch schöne Behandlung die geistreichen Skizzen von Horace Vernet aus. Vier Blätter, la vie d'un Soldat betitelt, sind vorzüglich leicht und harmonisch. Die Pferdestudien von Carl Vernet sind zum Theil kräftiger, aber weniger sorgfältig und mehr in breiter Kreidemanier behandelt. Sehr rein, präcis und leicht sind kleine Abbildungen von Pariser Gebäuden von Arnout; was an architektonischer Genauigkeit in so kleinem Maaßstabe von der Kreide gefordert werden kann, ist hier geleistet. Ansichten von Domremy von Laurent und schweizerische und italienische Landschaften von Bacler d'Albe sind zart, mit schönen Abstufungen, doch hie und da manierirt, und, wie alle die vorigen, immer leicht und skizzenartig. Diese Landschaften erreichen bey weitem das nicht, was unter den bey Zeller in München 1820 erschienenen lithographirten Nachbildungen vorzüglicher Originalgemälde, von Ekeman-Allesson in seinen Blättern nach Ruysdael, Wynants und Wouvermann, und unter den Originalzeichnungen baierischer Künstler, von Dorner nach eigenen Entwürfen geleistet worden ist; auch wenn man die Wirkung der dabey angewandten Ton- und Lichtplatten nicht in Anschlag bringt.

Anm. des Redakt.

Druckfehler.

Der Preis eines Hefts von Redouté's Rosen ist nicht 15 Franken, wie im Kunstblatt Nr. 10. gedruckt ist, sondern 25 Franken.

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Februar 1821.

Nun lerne jedes ungeduldge Herz,
Wie feig es ist, gleich zu verzweifeln, gleich
In Gottes Hülfe kein Vertraun zu seyen;
Als hätt' er tausend Mittel nicht uns wieder
Zu retten.

Der Hirtenknabe von Oehlenschläger.

Das stumme Kind.

Es nähret Mutter, Weib und Kind,
Der Fischer Hall mit Sorgen,
Denn alles, was er heut gewinnt,
Begehrt die Noth schon morgen.
Jezt drückt des Weibes thät'ge Hand
Er schnell im engen Garten
Und eilt zum Kahn, bey Sonnenbrand
Des kargen Glücks zu warten.

Sein Knabe, der am Strande harrt,
Läßt nach ihm Küsse schweben,
Doch lautlos nur, denn Sprache ward
Dem Armen nicht gegeben.
Drum blickt auch jezt zum Himmelsdom
Der Vater wehmuthbange,
Das Knäblein spielt und fern im Strom
Singt Hall zu gutem Fange:

„Gebieten kann der Fischersmann
„Wohin sein Kahn geschwommen,
„Hier ist mein Reich, drum werden gleich
„Die guten Fischlein kommen!
„Bis in den Tod darf bey Gebot
„Der Unterthan nicht rechten,
„Drum Fischlein wild, drum Fischlein mild!
„Laßt in das Garn euch flechten."

Oft leer zur heißumdampften Fluth
Hat er sein Netz gewunden,
Die Fischlein zwingt Gewittergluth
In Tiefen kühl zu grunden.
Und wetterkündend raset schon
Der Wind in Wirbeltänzen
Und heult zu fernem Donnerton
Von nächt'gen Wolkenkränzen.

Nicht beutelos darf Hall nach Haus
Ob sich Entsetzen thürmen,
Er schleudert starr die Netze aus,
Gewinn sich zu erstürmen;
Doch schnell erlischt des Tages Schein,
Empörte Fluthen bäumen
Und greifen frech ins Land hinein
Mit raubendem Zerschäumen.

Wie Hall erschaudernd ringt und rafft,
Daß er sich noch errettet,
Eh' ungezähmte Wogenkraft
Im Wasserschlund' ihm bettet,
Da ahnt, weil schwer das Netz sich wiegt,
Er froh: das Unglück weiche;
„Erbarmen, Gott!" das Netz umschmiegt
Des eignen Kindes Leiche.

Und wieder tönt in dumpfer Hast:
„Erbarmen, Gott, Erbarmen!
„Denn deines Zornes Höllenlast
„Zermalmet ja mich Armen.
„Hätt' ich's verdient mit schwerer Schuld
„Muß solche Qual sie enden,
„Drum hoff' ich: meines Gottes Huld
„Wird hier noch Hülfe senden."

Dem Sturm entronnen, flieht durchgraut
Er zu der Hütte Stufen
Und hört der Mutter Jammerlaut
Erschöpft das Kind errufen;

Da, mit des Glaubens frommen Muth,
Drängt in die todte Hülle
Er aus des Herzens Liebegluth
Des Vaterathems Fülle.

„Erwache, Sohn! Schon hör' ich nah
„Der Mutter Tritte schallen!"
Und freundlich auf der Knabe sah
Und „Vater!" kann er lallen;
Die Angst, als ihn die Fluth entnahm,
Zerriß der Sprache Banden;
So ist aus ungeheurem Gram
Die schönste Freud' erstanden.

Und „liebe Mutter!" grüßt das Kind,
Als näher sie erscheinet;
Und wie die Sorg' in Lust verrinnt,
Da sinkt sie hin und weinet.
Und Alle rufen fest umarmt:
„Des Menschen Schatz ist Glaube!
„O Gott, der du dich mild erbarmt,
„Wir beten an im Staube!"

F. W. Gubitz.

Der Hammer auf Bornholm.

(Fortsetzung.)

Man gelangt von Vang, nachdem man einen langen und hohen Berg überstiegen hat, zu einem hohen Granitfelsen, auf dem die Ruinen des Schlosses Hammershuus liegen, und den an der Westseite das Meer bespült, gegen Süden und Osten tiefe Thäler umgeben, der aber an der Nordseite mit noch höhern umher liegenden Bergen in Verbindung ist. Die Kunst hat, mit der Natur vereint, diese Bergfestung unzugänglich gemacht. Der Berg ist an der westlichen und östlichen Seite wo der Felsen völlig lothrecht ist, unersteiglich; an der Südseite kann man nur auf Schneckengängen hinauf gelangen. Die Ruinen liegen auf der Spitze des Felsen. Man kennt die Erbauungszeit des Schlosses nicht. Man hält Waldemar den Ersten und den Erzbischof Assen für die Erbauer, aber ohne hinlängliche Gründe. Es hatte die Gestalt eines Vierecks, und war mit Mauern und Thürmen umgeben. Die Außenmauern des eigentlichen Schloßgebäudes sind noch da. In der Mitte des Schloßhofes erhebt sich ein viereckiger Thurm, in dem vormals Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Die Kirche war an der Nordseite, die auswendigen, meistentheils von Feldsteinen aufgeführten Mauern stehen noch da; inwendig aber ist es nur ein Schutthaufen. Vor zwanzig Jahren war das Altarblatt und die Stühle noch sichtbar; als um die Zeit das Gewölbe einstürzte, flüchteten die Kühe des Kommandanten, die ihren Stall da hatten, in die noch gewölbte Wachtstube am Eingange des Schloßhofes. Vor einigen Jahren waren noch Balken in dem Gefängnißthurm — aber auch diese sind dahin. Noch lebt in Sandrig eine Frau, die auf dem Schlosse geboren ist und sich dessen Beschaffenheit erinnert. Auch hat die eigentliche Zerstörung, das Niederbrechen, erst seit 1742 angefangen. Nun eilt Hammershuus seinem gänzlichen Untergange mit starken Schritten entgegen. Diese Riesenmauern, die der Ewigkeit zu trotzen schienen, haben der armseligen Begehrlichkeit der Menschen weichen müssen. Das Schloß war den Kommandanten der Insel zur Wohnung angewiesen, aber da es gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr verfiel; flüchteten sie nach Röune, betrachteten jedoch das Schloß als ihr Eigenthum. Vor nicht vielen Jahren stellte ein Kommandant einen Konstabel von der Artillerie förmlich auf dem Schlosse an, um über dessen regelmäßige Niederbrechung und die richtige Bezahlung der Mauersteine die Aufsicht zu führen.

Die nicht gewöhnliche Bauart des Schlosses hat zu dessen Niederbrechung sehr viel beygetragen, da die Mauersteine nicht nach der gewöhnlichen Art, in der Länge und in der Quer abwechselnd lagen und so mit einander verbunden waren, sondern alle reihenweise in der Länge, so daß die Abbrechenden, wenn sie eine Oeffnung in die Mauer gestoßen hatten, eine Lage nach der andern mit dem Brecheisen ablösen konnten. An den einzelnen Stellen, wo dieses nicht anwendbar war, ward die Mauer gesprengt. Ohne solche Anwendung der Gewalt würde man auch nicht begreifen können, wie an solchen Mauern eine so gänzliche Verwüstung in einem halben Jahrhunderte hätte Statt finden können. Die Mauern sind zwey Ellen dick und von reihenweise liegenden Feld- und Mauersteinen aufgeführt. Die Fenster und Schießlöcher in den Mauern von Feldsteinen, haben eine Einfassung von Mauersteinen. Zur Verbindung ist Kalk von Limensgade gebraucht, der in der Länge der Zeit zu einer festen Masse mit den Steinen geworden ist. Vielleicht zeigen nach zehen Jahren nur noch Schutthaufen die Stelle, wo das Schloß stand. Mit Ausnahme des mittelsten Thurmes, ist das Uebrige zu zerstörend behandelt, als daß es den Wechselwirkungen des Frostes und des Thauwetters länger widerstehen könnte, obwol der jetzige Kommendant der Insel Alles gethan hat, was er konnte, um dem gänzlichen Untergang des Schlosses zu verhüten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus den amerikanischen Zeitungen vom 1. Dezember erfährt man, daß der Londner Schauspieler Kean dort eben so gefällt wie in London; die Theaterkritiken der Amerikaner über ihn sind überaus verständig und beweisen, daß auch sie an Bildung

sehr zunehmen. Die Newyorker sind so zufrieden mit ihm, daß sie sogar bravo rufen, eine bisher dort ganz ungewöhnliche Sache. Ja es sind sogar Leute bis aus Philadelphia, welches neunzig Miles von Newyork liegt, gekommen, um Kean spielen zu sehen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß während seiner Vorstellungen das Theater alle Abende tausend Dollars einnimmt, eine Summe, welche vorher in der ganzen Woche nicht einzukommen pflegte. Kean hatte sein Engagement bis auf den Januar verlängert, und am 10. dieses sollte er den König Lear für seine Benefizvorstellung geben. Nach Beendigung dieses Engagements geht er nach Philadelphia. Seinen englischen Freunden macht es Vergnügen, noch überdieß zu erfahren, daß Kean über sich wacht und sich dort nicht seiner Neigung zum Trunk überlässt; ein Gebrechen, daß man diesem geschätzten Künstler in London von Zeit zu Zeit vorzuwerfen hatte. Seine Gattin wollte ihn nach Amerika begleiten, aber an der Irischen Küste wurde die Witterung so stürmisch, und sie dadurch so unpäßlich, daß sie sich wieder landen und ihren kühneren Mann allein reisen ließ. — Kean, Charles Kemble, Macready, Young und mehrere (nicht zu vergessen den erzkomischen Mathews) erhalten zwar den Ruhm der englischen Schaubühne; noch aber scheint keiner die außerordentliche Gewalt über seine Mienen erlangt zu haben, welche Garrick besaß, und welche oft die größten Kenner täuschte. Hogarth hat einst seinen Freund Garrick er sollte ihm sitzen. Dieser that es. Während Hogarth mahlte, verzog Garrick unvermerkt sein Gesicht, so daß das Porträt nicht ähnlich war. Hogarth schob die Schuld auf sein eigenes Ungeschick, und versuchte noch einmal. Garrick spielte ihm denselben Streich. Auch zum drittenmal ging es so. Nun verlor Hogarth alle Geduld, stürmte, tobte, und würde Farbenbret und Pinsel in Garrick's Gesicht geworfen haben, wenn sich dieser nicht aus dem Staube gemacht hätte.

*

Auch aus den nordamerikanischen Staaten wird man bald Nachrichten über neue geographische Entdeckungen im NW. dieses Festlandes erhalten. Der National-Intelligencer, ein nordamerikanisches Blatt, meldet etwas davon. Im Dezember traf der Kapitän R. Bell von Cap Girardeau (in der Landschaft Missouri) ein, welches er den 13. Oktober verlassen hatte. Er war der zweyte Befehlshaber der Expedition, an deren Spitze der Major Long stand. Ihre Absicht war, die ungeheure unbekannte Strecke zu bereisen, welche von Council Bluffs am Missouri, bis an den Fuß der Rocky Mountains geht; es wurden nur etliche zwanzig Soldaten und Offiziere, die Doktoren Say und James, und die HH. Seymour und Peale Zeichner und Maler, deßwegen abgesendet. Das Felsgebirge ist nicht höher als 4000 Fuß von der Basis. Am Arkansas, da wo die Landcharten Pike's Blockhouse angeben, trennte sich die Expedition in zwey Partheyen. Eine Gesellschaft, unter dem Befehle des Major Long, wollte die Quelle des Red River aufsuchen; aber die Flüsse der Gegend sind auf allen Landcharten blos nach der Vermuthung, und daher falsch angegeben, so daß dieser Zweck nicht erreicht werden konnte. Die Expedition kam aber an den Ort in Canada, wo der Arkansas sich gabelförmig theilt, und drang vor bis nach Belle Point am Arkansas. Die andere Gesellschaft, unter dem Befehle des Kapitän Bell, schiffte den Arkansas hinunter bis nach Belle Point, wo sie am 9. Sept. ankam, nachdem sie drey Monate lang keine von Menschen angebauete Gegend gesehen hatte. Unterhalb der ersten Gabel des Arkansas (so nannte sie Pike) stießen sie auf mehrere Jagdparthien unbekannter Wilden, deren Namen man selten, oder vielleicht noch nie gehört hat. Sie waren Landsleute der Stämme Arraphaves, Kaskayas, Kiawas und Chayennes. Sie führen oft Krieg mit den Pawnees, Osages, und andern einigermaßen bekannten Völkerschaften. Alle die von dieser Gesellschaft angetroffenen Indianer waren nie in den vereinigten Staaten gewesen, wussten auch nicht einmal etwas von solchen Niederlassungen; ja sie hatten niemals gehört, daß es Menschen von weißerer Gesichtsfarbe gäbe, als die Merikaner und Bewohner der angrenzenden Provinzen, von denen sie einige Wissenschaft hatten. Die Topographen, Aerzte und Maler dieser Expedition haben eine Masse interessanter Materialien gesammelt, wodurch Geographie, Botanik und Geologie sehr bereichert werden müssen; so wie die Zeichner herrliche und schätzbare Skizzen dieser wilden Gegenden in Menge mitgebracht haben.

*

Bellamy, der neue englische Uebersetzer der Bibel, muß von Zeit zu Zeit die Kränkung erfahren, immer mehr Gegner aufstehen zu sehen, welche ihm die Kenntniß des Hebräischen streitig machen. Außer dem Quarterly Review, das sein erklärter Feind ist, hat sich nun auch Jemand in dem Classical Journal wider ihn erklärt, und der gelehrte Jude Hyman Hurwitz hat so eben Vindiciæ Hebraicæ wider ihn herausgegeben, worin er nicht nur die hebräischen Schriften als Vehikel der Offenbarung, sondern auch die vorhandenen berühmten Versionen der Bibel (besonders die Englische gemeine) wider Bellamy siegreich vertheidigt; aber Bellamy gehört zu den Leuten, die mit ihrer Meinung der ganzen Welt trotzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien im Januar.

(Fortsetzung.)

Das Zusammenwirken der Darstellenden in Johanna d'Arc die scenische und charakteristische Ausstattung, sind lobenswerth. Glanz und verständige Anordnung treten besonders im Krönungs-

zug hervor; doch ist hier mehr der Effekt, als die historische Wahrheit berechnet, wie es die Umstände gebieten. Bedauern muß man auch, daß des engen Bühnenraums wegen, und weil der Marsch von vornher nach der auf gleicher Linie, in sehr geringer Entfernung stehenden Kathedrale geht, die Zuschauer wenig mehr, als die Kehrseite des Gepränges und der Vorüberziehenden erblicken.

Die Besetzung ist äußerst mangelhaft. Das Vorspiel wird durch die in Ton und Geberden höchst prosaischen Figuren, die der Heldinn Anfangs zur Seite stehen, alles poetischen Zaubers dergestallt entkleidet, daß man nur ein aufgestriftes Schäferstück auf einer alten Tapete, oder eine modern-ländliche Scene hingestellt zu sehen meint. Alles geht matt und klanglos vorüber. Dünois ist nur der Rüstung nach ein Held; Kraft, Gewichtigkeit und Feuer mangeln ihm. Talbot erscheint bereits vor der Erscheinung als ein Phantom, und bekräftigt recht den alten Mißgriff, der den Schatten eines Welterschütterers in die Gestalt eines Intriganten, — oder was sonst, der theatralischen Gemeinschaft wegen, auf Eins hinausläuft, eines Tyrannenspielers, zu bannen sucht. Sorel ist ein elegantes Mannequin aus der guten alten Zeit, mit finsterm, weinerlichem Gesicht, das eher Thräne und Wehklage, als Heiterkeit und Trost im königlichen Saal verbreitet. Isabeau tritt hier erst im lezten Akte, in Walde auf, wo die Zauberin gefangen wird; stattlich gestaltet und gerüstet, und mit einer entsprechenden Individualität; so viel läßt sich auch ungefähr von dem König sagen. Dücatel und Lahire sind so bürgerlich, daß man diesem Beywort gern eine Sylbe vorsezen möchte, um sie treffender zu bezeichnen. — Genug vom Einzelnen. Wir haben manches Fehlerhafte nicht verschwiegen und manches Bessere erwähnt; so mag jezt der umgekehrte Fall eintreten, und das Geringere wie das Bedeutende mit Stillschweigen übergangen werden.

Den 13ten gab Mlle. Pfeifer die Fürstin in Elise von Walberg. Der Abstand dieser Rolle von der ersten ist auffallend; die Darstellung kam den Erfordernissen um die Hälfte näher. Die Gestalt imponirte, die Kleidung gefiel, und der Haltung war das Gepräge der Hoheit aufgedrückt; daß aber die innere Kälte mit der äußeren übereinstimmte, war ein Mißgriff, der in die Darstellung Einförmigkeit und Pathos brachte. Die Mimen beyderley Geschlechts sind gar zu sehr geneigt, den Ton der großen Welt mit diesem zu verwechseln, und es fällt den meisten schwer, den Ausdruck des vornehmen Wesens mit der leichten Beweglichkeit des bürgerlichen Lebens zu vereinigen. Die Abstufungen und Uebergänge, die Andeutung des innern Kampfes, fehlten gänzlich, in dieser wie in der ersten Hälfte der nachfolgenden Scene mit Elisen. Sobald aber die Empfindung bestimmter wurde, und das schmerzliche Gefühl zum Ausbruch kam, zeigte die Darstellerin, wie sehr sie ihres reichhaltigen Organs auch in den höheren Tönen mächtig ist, und schöne, wirksame Momente gelangen ihr. Hierdurch zeichnete sich in weiterem Umfang die Schlußscene aus, und wenn gleich ein rascherer Gang die Ausführung mehr begünstigt hätte, so ließ die heftigste Erschütterung dagegen Wohllaut und Anstand nicht vermissen, und der Erfolg war lohnend.

Schon Tags darauf erschien die Gastspielerin als Ioni, in dem bekannten Schauspiel: Die Mohrin. Doppelte Ueberwindung gehört dazu, diese Rolle zu übernehmen, und wenn auch der theatralische Effekt die moralische Unnatur verschönert, so sträubt sich die weibliche Eitelkeit doch gewöhnlich desto hartnäckiger gegen die entstellende Larve. Mlle. Pfeifer schien das Leztere nicht in Anschlag zu bringen und die Zuschauer mochten nichts dabey verlieren. Es bestätigte sich, was früher schon bemerkt wurde, daß diese Schauspielerin den deklamatorischen Vortrag in minder bewegten Stimmungen nicht wohl beherrschen kann, daher die langweiligen ersten beyden Akte nicht gefördert wurden. Zugleich hatten wir aber neuerdings Gelegenheit, ihre Beurtheilungskraft in den überall richtig vertheilten Accenten, die ungemeine Sicherheit in Haltung und Führung des Tons — freylich Kleinigkeiten, die man den gepriesensten Künstlerinnen selten zumuthen darf — nach Gebühr zu würdigen, und da, wo endlich das Drama zum Durchbruch kommt, sahen wir sie im Aufschwung der Leidenschaften höher sich erheben, als man es erwarten konnte; nämlich bey Erbrechung des Pultes und im Jubel über das erstürmte Bild. Solche Wetterschläge wirken überall; kein Wunder, daß unser doppelt reizbares Sonntags-Publikum, wie von einem Wirbelwind ergriffen, die Siegreiche mit einem zwiefach rauschenden Beyfallsstrom überschüttend, sie zur Rückkehr nöthigte. Dieß geschah nach der Vorstellung ebenfalls, und die Stimmen waren ungetheilt. Die Kritik ist keineswegs verschiedener Meinung, nur dachte sie während der Danksagungs-Rede an das öftere Mißlingen solcher Höflichkeits-Tiraden; aber das zur theatralischen Preisvertheilung immer bereitwillige Spektatorium nimmt mit leeren Worten gern vorlieb, wie viel mehr mit einer so schönen Versicherung, als die hier gegebene: „daß die Wiederholung solcher Gaben Ionis häßliche Larve beneidenswerth, unschäzbar mache" — Worte, die wirklich etwas Pikantes enthalten.

Die vierte Gastrolle war Elvire, in Müllners Trauerspiel: Die Schuld. Der mimische Ausdruck war dem innern Kampfe nicht entsprechend, der Ton mehr leidend als leidenschaftlich, und das Gemälde trat überall nicht genug hervor. Dieß gilt besonders von den ersten drey Akten, wenn hier einzelne Momente ausgenommen werden. Im lezten Akte war die Darstellung angemessener und der Ton richtiger, doch fehlte hin und wieder noch die erforderliche Klarheit und Rundung. Die Sterbescene enthielt plastische Züge und das Ganze gehörte nicht unter die unbedeutenderen Leistungen der deutschen Bühne. Der Beyfall, auf den es übrigens hier weniger ankommt, als in vielen Darstellungen von Charakteren, deren Gehalt und innerer Werth von diesem so bedeutend übertroffen werden, war schwächer als in den vorhergehenden Gastspielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom d. 27. Jan.

In Valle haben Trentos Amazonen Fiasco gemacht, und werden durch Rossinis Gazza ladra ersezt. Dagegen hat in Tordinone die neue Oper von Graziolì Il Pelegrin bianco sehr gefallen. Der Gesang und das Spiel der Sgrn. Paris Magni, und Liparini trugen viel zum Gelingen bey.

Neulich geschahen hier Zeichen und Wunder. Das Zeichen brannte der böse Feind einer Dame an der Schulter ein, als sie Toilette fürs Theater machte, das Wunder ist, daß man das angebrannte Kleid der Madonne, welches bey der wunderthätigen Madonna im Pantheon war, hat wegnehmen lassen.

Die Räuber haben aus dem Seminar von Terracine, eine Miglie von der Stadt alle Seminaristen mit einem Geistlichen aufgehoben und ins Gebirge geschleppt. Wären es Mädchen gewesen, so könnte man hoffen, eine neue Roma im volsci'schen Gebirge entstehen zu sehen.

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Baiern hatte bey einem einsamen Spaziergange das Unglück von einer ausgerissenen Kuh am Arme, jedoch glücklicherweise nur leicht beschädigt zu werden.

M.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 14.

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. Februar 1821.

Dichtkunst.

Olfried und Lisena. Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen von August Hagen. Königsberg in der Universitätsbuchhandlung. 1820. 545 S. 8.

Aus dem kurzen und bescheidenen Einsendungsschreiben des Herrn A. H., welches die Redaction dem Buche sorgfältig beygefügt hat, gehet hervor, daß die kritische Themis hier nicht mit ihrer gewöhnlichen Wage zu Gericht sitzen darf.

Der Verfasser ist Student,
Hat für Poesie Talent,
Malt Gestalten, singt Gefühle,
Der Gedanken sind nicht viele;
Doch das kommt schon mit der Zeit,
Welche täglich Samen streut,
Daß er in dem Geist bekleibe,
Und geschwellte Aehren treibe.

Bunt und lang ist seine Mähr;
Doch des Epos Kunst ist schwer!
Anfangs gleich, mit Flügelschritte,
Soll sie in der Dinge Mitte
Führen unsre Phantasey.
Wie der Held geboren sey,
Und erzogen, und zum Helden
Eingeübt, das soll man melden
Später, kurz, gelegentlich:
Erst das Bild und dann den Strich
Will, mit hochgezognen Brauen,
Der ergriffne Leser schauen.

Götter sind nicht nöthig just,
Es entspringt der Quell der Lust
Auch im duft'gen Reich der Feen;
Aber nach den Grundideen,
Nach der epischen Moral,
Spähn die Kenner allzumal:*)
Die soll, wahr im Menschenleben,
Aus der Fabel sich ergeben
Deutlich und interessant,
Erst gefühlt und dann erkannt.
Ob sie ernst sey oder komisch,
Ob empirisch, autonomisch,
Das macht keinen Unterschied;
Nur durchdringe sie das Lied!
Was darin geschieht, geschehe,
Daß man sie lebendig sehe,
Wie sie der Poet gedacht:
Darauf ruht des Epos Macht,
Reiz nur kann der Schmuck verleihen,
Und Zuviel kann leicht zerstreuen.

All' die schweren Dinge kennt
Unvollkommen ein Student,
Darum, zeigt er nur Talent,
Lobt ihn gern der Recensent.

Scherz und Knittelreim bey Seite! hier ist in der That Vieles zu loben und Manches zu bewundern. Das ganze Gedicht (wenn wir uns nicht verrechnet haben, 12,992 Verse lang) ist durchaus in regelmäßigen achtzeiligen Stanzen mit dreyarmigem Reim geschrieben; diese Stanzen sind größtentheils wohllautend, metrisch wohl gebaut, stylistisch glatt und fließend; bisweilen wahrhaft schön, wie z. B. die von den feindlichen Brüdern S. 47.

Noch höher loderte des Hasses Flamme,
Als den Erzeuger dieses Paar verlor.
Nicht brach sich mehr am väterlichen Damme
Das feindliche Gewoge, wie zuvor;

---

*) Auch im romantischen? Allerdings! Der junge Dichter lese z. B. die Kritik von Fouqué's Corona in der Hall. Allg. Lit. Z. von 1815. Nro. 272. nach, wo u. a. von der leitenden Hauptidee im Oberon die Rede ist. Dort findet er auch vielleicht einigen Aufschluß über die Räthlichkeit des Einführens in medias res, namentlich in der Stelle: „Wieland hat sich gar weißlich gehütet, den spiritus rector seiner Fabel, die Spiralfeder ihres Getriebes (den Zwist des Elfenpaars und Oberons Schwur) dem Leser gleich in den ersten Strophen zu enthüllen. Der Mensch ist nun einmal so gemacht, daß er, für dasjenige, was, und die Art, wie es sich begibt, vor allen Dingen darum sich interessirt, weil er das Warum gern ergründen möchte" u. s. f. M.

Es schossen von dem abgestorbnen Stamme
Die Zweige nun als Bäume selbst empor,
Und immer aneinander kämpften wüthig
Nun ihre Kronen, stolz und übermüthig.*)

Die Begebenheiten sind würdig, edel, sittlich rein gedacht. Sie sind mit Rücksicht auf die (nur zu matte und zu gemeinplätzliche) Moral, welche die Königin der Feen S. 537 ausspricht, nicht ungeschickt geleitet, mit Ausnahme der oben angedeuteten, verfehlten Introduction. Die Charaktere der Handelnden streben zum individuellen Leben. Die ausschmückenden Malereyen (s. d. 3ten Ges. besonders St. 9—26) verrathen einen klassisch erzogenen Geschmack, eine Phantasie, die in den bildnerischen Stoffen des griechischen und römischen Alterthums zu arbeiten geneigt, und fast schon gewohnt ist. (Man sehe u. a. die Anamorphose des Schwanes S. 531 und 532.) Die Sprache wie der Inhalt ist frey von allen Verschrobenheiten der neuesten, bald espagnolirenden bald scandinavisirenden Ritter- Kloster- und Feudal-Romantik. Wer so sich zeigt in der Lebensperiode, in welcher Herr H. steht; wer besonders in so früher Zeit der Verskunst in diesem Grade mächtig ist, und solche Ausdauer in einer ihrer strengsten Formen bewährt; der erreget für die Zeit seiner Reife nicht geringe Hoffnungen.

Die Fabel ist in ihrer Wurzel, die in der Feenwelt haftet, mit der von Schulzens bezauberter Rose verwandt. (S. Lit. Bl. 1820 Nr. 66.). Der Held ist der Sohn einer Fee, von einem Sterblichen gezeugt; und die Feenkönigin straft an der, sich selbst anklagenden Sünderin die Verletzung ihres überirdischen Ranges durch den Fluch, daß sie von dem (schon erwachsenen, von ihr erzogenen) Sohne sich trennen müsse:

Du sollst als Mutter ihm nicht helfen können,
Wenn du als Mutter auch ihn leiden siehst,
Und dann erst darfst du ihn den Deinen nennen,
Wenn purpurroth sein Blut zur Erde fließt.

Auf seiner manigfach verschlungenen Bahn ist sie nur meist als Schwan Zeugin seiner Leiden. Im Kampf um die Geliebte streckt er den verrätherischen Gegner zu Boden, wird aber von dessen vergiftetem Schwerte am Arme verwundet, und sein Blut fließt zur Erde. Das löst den Fluch, der mütterliche Schwan anamorphosirt sich in die Fee Holdine, er ist durch ihre übernatürliche Heilkunde genesen, und läuft ein in den Hafen des Liebesglückes, dem nun ein anderer Talisman (ein Ring, den ein Fisch am Kiefer trägt) die schönste Dauer bis zum Grabe verheißt. Was vom Stoffe der bezauberten Rose a. a. O. des Lit. Bl. gesagt worden ist, gilt auch von diesem: er gehört unter die sieben magern Kühe der Mährchen-Erfindung. Unser Dichter hat der seinigen in den Irrgängen des Helden, und den Episoden, die mit seinen Leiden verwebt sind, reichliches Futter gegeben, um sie zu mästen, und so hat er wirklich das Zaubermährchen zu einer Art von Zauberepos aufgetrieben. Aber der moralische Lebenspuls ist nicht stark genug, all diese Adern zu durchwärmen; und in seinem genannten Vorbilde fand der V. keine Anleitung zu dem Gebrauche des epischen Hebezeuges, besonders nicht zu denjenigen Kunstgriffen dabey, welche, den dramaturgischen verwandt, den Leser bey seiner innersten Menschlichkeit fassen und ihn unaufhaltsam in die fremdartige, selbsterschaffne, geisterbevölkerte Uebernatur hinaufheben. Schulze bedurfte derselben nicht, da er nur ein kurzes symbolisch-allegorisches Mährchen schuf. Hier aber waren sie nöthig, und unser Autor, wenn er auf dieser Bahn fortwandeln will, muß sie in besseren Mustern studieren. Den Hauptkunstgriff, in seiner rein dramaturgischen Gestalt, wird ihm vielleicht am besten die Sakontala des Kalidas anschaulich machen. Es kommt alles darauf an, daß der Dichter vor allen Dingen unseren innigen Antheil für seine menschlichen Helden gewinne, und unser Gemüth dergestalt an sie kette, daß er uns alsdann mit ihnen leicht und sicher in die fremde Welt ihrer übermenschlichen Ahnen heben kann. (Vergl. L. Bl. 1820. Nro. 110. S. 439 ff.)

Zum Schlusse noch die Anzeige einiger Fehlgriffe im Ausdruck. S. 6. „Stets mußte jeglich streitige(s) sie schlichten." S. 9. „voll seeligem Entzücken" (entweder: voll von — oder: voll seel. Entzückens). S. 20. „die donnernde (schmetternde) Drommete." S. 21. „Der Helm, auf (von) dem ein Uhu groß herniederglotzt." S. 25. „Da schweigte stier der Greis ihn mit den Braunen." (Schweigen, für Stillschweigen gebieten, ist wenigstens sehr gewagt.*)) S. 38. paßt das Gleichniß von der Amsel, die ängstlich ihre Jungen sucht, nur umgekehrt: denn der Jüngling sucht seine Mutter. S. 46. „Sie ähnten sich im schönen Baur der Glieder." (Noch gewagter als das obige Schweigen.)**) S. 277. „Die sich auf einen Rasen-

---

*) In der That kürzer, melodischer und poetischer, als derselbe Gedanke von Schiller. Braut v. M. Sämmtl. Werke B. 2. S. 430 und 451, ausgedrückt worden ist.

M.

*) Warum? Nach Adelung ist zwar dieses Factitivum „in der anständigen Sprechart der Hochdeutschen veraltet" und selbst das gleichbedeutende geschweigen rechnet er zur heutigen Vulgärsprache. Aber es findet sich bey Luther (Ps. 31, 18) bey Pfinzing (Theurdanck Kap. 21) bey Opiz; und der Poet darf ja auch die alten Münzen des Sprachschatzes ausgeben, zumal wo keine neuen von gleichem Schrot vorhanden sind.

M.

**) Das hat Adel. allerdings gar nicht, er giebt blos ähneln und ähnlichen; aber beydes klingt so frequentativ, oder auch so kindelnd, daß man fast wünschen möchte, das ähnen in Gebrauch kommen zu sehen. Wider das ähneln hat sich neuerlich, bey Revision der Schuld zu einer neuen Auflage, ein Gefühl in mir geregt, und ich würde in der

sitz gelegt." (Besser hier Rasenbank, wegen des Widerspruchs der Begriffe von Sitz und Lager.) S. 123. „Es ist der Griechen herrliches Vermächtniß, Und wohl bewahrt's der herrlichen Gedächtniß." (Die doppelte Herrlichkeit wird Dictions-Armuth.) Selbst der erste Vers des ganzen Gedichts leidet an einer Dunkelheit:

> Fleuch, Wahrheit, Fleuch! der holden Dichtung Schrecken,
> Die ihren Zauberkreis du ängstlich fliehst,
> Die du u. s. f.

Warum nicht: Fleuch, Wahrheit! du, der holden Dichtung Schrecken u. s. w.? Es gibt begreiflich viel dergleichen Unebenheiten; aber mehr anzuführen, ist hier nicht der Raum, und der V. wird bey dem Fleiße, den er hier beurkundet hat, in diesen Kleinigkeiten sich ohn' uns zu verbessern wissen.

Periodische Literatur.

Conversationsblatt

heißt eine österreichische Zeitschrift, wovon bereits zwey Jahrgänge existiren; sie erscheint bey Gerold in Wien und der Redacteur heißt Franz Gräffer. Die literarische Conversation ist in jenem Theile der aufgeklärten Welt (wo bis 1809, wenn wir nicht irren, Schillers und Goethe's Werke nicht öffentlich verkauft werden durften) noch ein wenig mehr genirt, als an andern deutschen Orten. Das macht sie denn natürlich auch trockener, als man sie anderwärts finden mag, und giebt gesezte, fromme, zahme, loyale Blätter (oder was sonst für Beywörter die Liberalen und die Ministeriellen in dem Literaturstaate ihren Produkten wechselseitig geben mögen), deren Ausfuhr in andere Theile der Gedanken-Welt nicht stark zu seyn pflegt. Daher hat denn Rec. auch ziemlich spät von dem Daseyn dieses Blattes Kunde bekommen. Es mangelt demselben nicht an soliden und wissenschaftlich interessanten Aufsätzen, z. B. Ueber indische Poesie, von F. M. von Nell, wo über des Kalidas Gedicht, die Wolke als Liebesbothe (Mégha-Douta) mit Kunstsinn geurtheilt wird, was jezt unter den Conversations-Kritikern eben nicht häufig ist. Herr Rittig von Flammenstern lieferte „Technische Neuigkeiten", i. e. kurze Notizen von neuen Erfindungen im Gebiete der Gewerbkunde, der Physik u. s. f. Im Nov. v. J. änderte er sein Aushängeschild dahin ab, daß er den Aufsätzen die schulgerechte Aufschrift gab: Ontologische Neuigkeiten, und zwar: „um für seine Stoffe einen umfassenderen Spielraum zu gewinnen." Der ist freylich umfassend genug: denn was läge außerhalb der Sphäre der Dinge? Und doch ist Ref. in der ersten Lieferung der ontolog. N. auf ein Unding gestoßen; auf ein Unding, welches (mit Erlaubniß der Redaction des Literaturblattes zu sagen) niemand anders ist, als — der Herr Redacteur unseres Lit. Blattes. Herr von F. referirt (S. 1175) den Inhalt der Note wegen der Beobachtung der Sonnenflecken im Lit. Bl. 1820. Nro. 72 in Bezug auf Herschel's Hypothese, und zwar mit den Worten: Nun tritt auch Dr. Müllner in Stuttgart dieser Behauptung bey, indem er sagt, daß er seit dem Aug. 1819 die in der Sonne erschienenen Flecken und Fleckengruppen, über 50, fleißig beobachtet" u. s. w. Da Schreiber dieses leider seine Aufsätze für das L. Bl. allezeit erst an Müllner nach Weißenfels senden muß; so ist unfehlbar der Dr. Müllner in Stuttgart ein Non ens.*) Unter der Rubrik: Allgemeine Novellistik, giebt das Blatt auch süße Kritiken nach Art der Eleganten, der Abendzeitung u. s. w. Z. B. „Wunderlieblich und dem zarten Hauche des Frühlings vergleichbar ist das Rittergedicht: N. N. —" „Mit vollem Rechte muß dieser Almanach nächst dem vorstehenden (der sonst böse werden würde) der werthvollste von den seither angezeigten genannt werden. Man braucht nur die Namen a, b, c u. s. f. anzugeben, um es zu belegen." Rec. hat eben diese Namen wenigstens in 10 andern Musenkalendern auch gefunden.

Der Friedensbote,

redigirt von J. J. Theveno, verlegt von Hoffmann und Campe, erscheint seit dem Anfang dieses Jahres zu Hamburg, und zwar alle 14 Tage Ein Bogen. Der salbungsreiche „Gruß des Boten" kündiget eine Zeitschrift an, welche die Frömmigkeit fördern soll. „Christus ist unser Friede," heißt der Wahlspruch, der Gruß selbst gleicht einer Gedankenarmen Predigt. Entweder der Bote, oder sein Corrector, oder beyde, sind auch nicht ganz bibelfest. S. 5 wird für den Satz, daß die göttliche Thorheit weiser ist als die Menschen, 1. Cor. 1, V. 23. angezogen. Diese Redefigur des Paulus, welche nichts weiter sagen will, als daß die Gottheit weiser ist, als die Menschen, steht im 25sten Verse. „Der Unterschied" S. 8. ist ein an Mysticismus streifendes Antithesenspiel über die Vorzüge des Glaubens (des neuen Testamentes) vor dem Gesetz (dem alten Te-

---

Stelle: „Er ähnelt meinem Vater drin," es gegen das mehrdeutige gleichen vertauscht haben, wenn dort nicht ein Kind es gebrauchte.

M.

*) Recensenten-Logik! Des Herrn v. F. Irrthum ist sehr unschuldig; finden doch Viele meiner näheren Bekannten etwas Unglaubliches darinnen, daß ich hier, in W. lebe.

M.

stamente). Das Anziehendeste in dem vorliegenden ersten Bogen ist der Auszug aus dem vorjährigen Berichte der Missionarien auf Otaheite an die Missionsgesellschaft in London, besonders die Beschreibung, wie der König Pomare seinem Volke in der neuerbauten Kapelle, (sie ist so geräumig, daß darin gleichzeitig von drey Kanzeln gepredigt wird) sein Gesetzbuch (in 18 Artikeln) durch eignes Vorlesen promulgirt, und dann die Taufe empfangen hat. Glücklich das Volk, dem der König den Gesetzcodex selbst vorlesen kann! Zwar hat ein bekanntes Landrecht in Europa nur 2 Titel mehr; aber wer die vorlesen sollte! Die Zeitschrift scheint für das protestantische Deutschland werden zu wollen, was die Wiener Concordia, der sie auch im Titel ähnelt, für das katholische seyn möchte. Rec. glaubt aber nicht, daß sie den rechten Weg betreten hat. An das Herz reden ist ganz etwas Anderes, als an das Herz schreiben. Für die Feder geht der Weg zum Herzen einzig durch den Geist, und für dieses Element scheint wenigstens der Probebogen nicht geschaffen. Doch: „Friede sey mit ihm!“

Literarischer Anzeiger

heißt eine neue Brockhausliche Speculation, die mit 1821 begonnen hat. Es ist eigentlich ein Intelligenzblatt für Buchhändleranzeigen, welches die „Buchhandlung Brockhaus“ (warum nicht kürzer: das Brockhaus? oder — per excellentiam — das Haus?) fünf von ihr verlegten periodischen Schriften beyzulegen und dadurch 6000 Mal in das Publikum zu bringen verspricht, und wo 2 gr. — für die Zeile zu entrichten sind. Gleich im ersten Halbdutzend zeigt sich der unreine Geist, welcher in der Unternehmung sitzt. In Nro. V. steht die Anzeige von Hahn's encyclopädischem Wörterbuch, welches das Brockhaus als einen Rival seines Conversationslex. fürchtet. Unmittelbar vorher geht eine aberwitzige Spötterey über das Hahn'sche Unternehmen, über den Probebogen desselben, und über dessen Anzeige im Tübing. Lit. Bl. Nro. 75. 1820, ganz in dem Sinne der literarischen (?) Maske, König Klaudius, die im Int. Bl. des M. Bl. Nro. 37 von dem allzunachsichtigen Ballwirthe*) nicht nur zugelassen, sondern sogar eingeführt worden ist. Dieser Probebogen, neuaufgelegt, verbessert und vermehrt, liegt nun dem Publikum vor, und jederman kann sich überzeugen, daß er, bis zu a b g l, 382 Artikel enthält, während in diesem Raume der alphabetischen Ordnung das Conv. L. nur 27 (also 355 weniger) zählt. Schon daraus ist klar, daß das Hahn'sche Unternehmen wesentlich vom Conv. Lex. verschieden seyn muß, und um so gemeiner und unwürdiger ist der Brockhausliche Versuch, dasselbe zu verkleinern und wo möglich zu stören. Indessen — dergleichen Dinge gereichen einem Intelligenzblatte leicht zum Vortheil; denn von Vielen gelesen zu werden ist da die Hauptsache, und der moralische Schmutz lockt die Masse. Der Nachtheil fällt dabey ausschließlich auf denjenigen, der den Schmutz aufträgt, und den entschädiget die Einnahme.

*) Die antikritische Maske war kopflos, aber anständig, warum hätt' ich sie nicht zulassen sollen, zumal in das Nebenzimmer, das Intell. Blatt? Ueberdem wollte sie mich wecken, und da mach' ich nicht gern von dem Rechte Gebrauch, Antikritiken gegen das L. Bl., die im I. Bl. ohne meine Einwilligung nicht gedruckt werden können, als unanständig zurückzuweisen. Hat nicht der Rec. im vor. J. sogar die Brockhäuser Antikritik der Urania darin gefunden? Sie war die Unanständigkeit selbst; aber ich erlaubte mir eben deshalb nichts dagegen, als — Verzicht auf die mir zustehende kostenfreye Antwort in calce.

M.

Preßzwang.

Warum in so enge Schranken
Wollt ihr bannen die Gedanken?
Davon wird die Welt nicht wanken.

Aber die verschlossne Kraft
Der Idee wird Leidenschaft,
Die zur That die Sehnen strafft.

Auch zur Unthat wohl! — Bekriege
Frey doch Wahrheit sich und Lüge!
Nur den Trug erschreckt die Rüge.

Mathesis applicata.

Schiefes Urtheil willst du meiden,
Und du sinnest ängstlich, wie?
Lerne nur Geometrie:
Grad' und Schief wird stets sich schneiden.
Macht dir schiefes Urtheil Pein,
Darfst du niemals grade seyn.

Berichtigungen.

In den Anzeigen von Wagner's Manfred und Müller's Rom u. s. w. in Nr. 4. vermuth' ich folgende Druckfehler:

S. 13. Sp. 2. Z. 11. v. u. lies widrigen st. niedrigen,
— — — — — 9. — — tönet st. tönnt,
— 14. — 1. — 14. — — Castelli st. Castellan.

In der Anzeige von den geistl. Sprüchen des Angelus Silesius in Nr. 3. fehlt S. 10. vor der ersten Note der Buchstabe a., und ebendas. Sp. 2. Z. 20. v. u. sollte, als Verweisung auf die dritte Note, c stehen statt e. Auch steht irrig in der gedachten ersten Note Cause statt Causae.

Für die Correctheit, die an einem kritischen Blatte so nöthig ist, kann ich leider, bey meiner Entfernung vom Druckorte, nichts weiter thun, als öffentlich die Recensenten um deutliche Schrift, und den Corrector um sorgfältige Lesung bitten.

Müllner.

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 17. Februar 1821.

Trauernder Wandrer,
Blick in der Hoffnung
Magischen Spiegel:
Schon deiner Zukunft
Liebliche Landschaft.

Emmy.

(Fortsetzung.)

Emmy ging, viele Wochen nach diesem Vorfalle, in den Thälern umher, ihren Träumen und Wünschen hingegeben; ihr Fuß irrte über Höhen und Abgründe hinweg. Es war, als zöge eine magische Gewalt sie weiter, und als seyen die schwindelnden Stege leichtgeschweifte Brücken, über die sie, wie ein Rosenblatt vom Abendwind, sanft hinweg getragen würde. Da begann die Nacht hereinzubrechen und ein feuchter Wind verkündete Regen. Bald umzog sich der Himmel, es begann zu träufeln, die Nebel zogen, als hätten sie oben viel zu schaffen, die Klüfte entlang; die breiten Felsenrücken dampften und aus den Schlünden zogen die Wasserdünste auf; langsamen Zuges kreisten die Adler um die hohen Bergesgipfel und verschwanden im nächtigen Nebel. Die Nacht ward dunkler, der Regen stärker. Emmy erklomm eine Anhöhe, um in der Gegend nach einem Licht umzuschauen; da sie aber eines solchen nicht gewahr werden konnte, floh sie unter eine hohe Fichte, und barg sich unter ihrem Geäste vor dem wilden Regenguß. Da stäubte plötzlich ein scharfer Wind die Nebel in den Thälern aus einander und nah vor ihr brach ein freundliches Licht durch das Dunkel herauf. Sie eilte in das Thal, dem Scheine folgend und fand eine Hütte, an der sie anklopfte und um Einlaß bat. Ein ehrwürdiger Greis kam an das Fenster und fragte, wer da sey. Als er eine Mädchenstimme hörte, eilte er, aufzuschließen, und bat Emmy einzutreten. Das gute Kind freute sich der freundlichen Aufnahme eben so sehr, als der Alte den schönen Gast mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. Emmy sezte sich an die lodernde Flamme des Heerdes, an dem sie ihre nassen Kleider trocknete und nach und nach durch die Wirkung der sanften Wärme und großen Ermüdung in dem Sessel entschlummerte. Es kam ihr manchmal während des Schlafes vor, als rede eine milde, zärtliche Stimme mit dem Greise und nenne ihren Namen: dann wieder, als berühre Jemand ihre Hand und stecke ihr ein goldenes Reifchen an den Finger und gebe ihr die zärtlichsten Namen. Gestärkt und erfrischt erwachte sie endlich am Morgen, als die Sonne schon hoch stand und — wer malt ihr Staunen, ihre Freude! — vor ihr saß der geliebte Jüngling, an ihrem Finger glänzte der goldene Reif. Emmy wußte nicht, wie sie zur Besinnung kommen sollte; sie schloß die schönen Augen wieder und fürchtete sich, sie zu öffnen, bang, daß dann alles wieder wie ein Traum verschwunden seyn möchte. Aber der Greis faßte ihre bebende Hand und sagte: „Mein Sohn hält dich werth, Emmy, und wenn dein Herz für ihn spricht, so habt ihr meinen Segen.“ Der Jüngling sah sie einmal, wie bittend, an und schlug dann das Auge nieder. Emmy wußte vor Verlegenheit und Freude nicht, was sie thun sollte; endlich sagte sie leise: „Ich danke ihm mein Leben, und auch ohne das, sein Bild begleitet mich seit langer Zeit: ich fand es in einer Brieftasche und habe es seitdem nicht mehr von mir gelegt: gewiß war's ein gu-

ter Engel, der mir das Bild gab und daß ich in eure Hütte kam, war auch Gottes Fügung." Da lag Heinrich an Emmy's Brust und dem greisen Vater flossen süße Freudenthränen über die Wangen. „So ist mein schönster Wunsch erfüllt, sagte er freudig, und nun, Emmy, kehre in die Hütte deines Vaters zurück, und erwarte, was die nächste Zukunft dir bringt. Heinrich mag dich eine Strecke weit begleiten."

Emmy nahm Abschied und Heinrich ging mit ihr durch das Gebirge. Welche Stunden brachten sie so zu! Emmy war nie glücklicher gewesen, und die Hoffnung, bald auf ewig mit dem Geliebten vereint zu seyn, versüßte den Augenblick der Trennung. Beyde kehrten mit nie zuvorgekannten Gefühlen in ihre Hütten zurück.

Emmy war niemals eine Nacht hindurch außerhalb der Hütte geblieben und Pippo wusste, daß nur ein außerordentlicher Zufall sie dazu bewegen konnte. Er hatte sie mit Ungeduld erwartet, stand unruhig am frühen Morgen auf, ging auf den Felsen, wo er sie schon oft gefunden hatte, und als er sie auch da nicht sah, trieb ihn die Sorge weiter gegen die westlichen Gründe hin und er hatte schon mehrere Stunden in vergeblichem Suchen um das geliebte Kind hingebracht, als er um eine Bergesecke biegend, die beyden Liebenden Abschied nehmen sah. Er war nahe genug, um des Jünglings Gesicht und dessen Aehnlichkeit mit dem Gemälde, dessen Züge er immer vor Augen hatte, zu erkennen. Doch zog er sich schnell zurück und ließ Beyde ihren Weg gehen.

Pippo war in der größten Bewegung. Lebt der Alte noch, und wo? Was will der Jüngling in unsern Bergen? Wie kam er zu Emmy? Steht diese in Verbindung mit ihm, auf daß er seinen Racheplan gegen mich um so besser ausführe? Oder soll das seine Rache seyn, daß er mein unschuldiges Kind verführe? Diese und ähnliche Fragen trieben sich in seinem wirren Kopfe um. Er ging unruhig nach Haus und wusste nicht, wie er etwas von Emmy erfahren könne, ohne sich zu verrathen.

Aber wie wenig kannte Pippo sein Kind! Er hatte sich kaum niedergesezt, so erzählte ihm Emmy wörtlich Alles, Alles, was sich in der vergangenen Nacht begeben hatte. Das süße Geständniß ihrer Liebe goß eine wunderschöne Glut auf die Wange des Mädchens.

„O du frommes Kind!" rief Pippo bewegt aus; „nimm meinen Segen, wenn ich dich segnen kann, wenn ich dich segnen darf. Aber verhehlen will ich dir nicht, daß der junge Mann mir bekannt ist, daß ich seinen Vater gesehen und seinen Namen durch Zufall erfahren habe; er stammt aus einem adeligen Hause. Verhüte der Himmel, daß er dich unglücklich mache und dann sitzen lasse." „Aber sein Vater, sagte Emmy, ist ja mit unserer Liebe einverstanden." Sein Vater? fuhr Pippo auf; er erblaßte und sein Auge brach, wie das eines Sterbenden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Hammer auf Bornholm.

(Fortsezung.)

Als Schonen noch ein Theil von Dänemark war, erregte Hammerhuus mit Bornholm Streitigkeiten zwischen den dänischen Königen und den Prälaten von Lund. Die Insel gehörte zum Stifte Lund, das zum Theil damit belehnt war; aber sie war nach der Begünstigung des Schicksals, bald in des Königs und bald in des Erzbischofs Händen. Christoph der Erste, war der erste dänische König, der dem Stifte die Insel entzog, nachdem er den mächtigen Erzbischof Jakob Erlandsen hatte gefangen nehmen lassen; aber der Fürst Jarmer von Rügen nahm vereinigt mit Andreas Erlandsen, dem Bruder des Erzbischofs, nachdem er Seland verwüstet, die Insel wieder ein, und ließ zwey hundert Mann der Besatzung von Hammerhuus, theils hinrichten, theils wegführen. Erich Glipping, der bald nach Jakob Erlandsens Gefangennehmung den dänischen Thron bestiegen hatte, eroberte im Jahre 1265 Bornholm wieder, und nahm Andreas, der das Schloß lange mit Kühnheit vertheidigte, gefangen. Sowol Erich als seine Nachfolger blieben mit den Erzbischöfen im Streite, und Bornholm wechselte jeden Augenblick seine Beherrscher. Die schlaue Margaretha verstand es Bornholm zu behalten, aber in der stürmischen Zeit ihrer Nachfolger ward das Land wieder ein Saamenkorn der Zwietracht, bis im Jahre 1525 Friedrich der Erste es an Lübeck verpfändete, wegen der auf die Sicherung seines Thrones von Lübeck verwandten Kosten. Das Lundische Stift erhielt das Schloß und Lehn von Warberg zum Ersatz und sollte Bornholm, nach Ablauf der bestimmten funfzig Pfändungsjahre zurückerhalten. Aber es kam niemals wieder unter die weltliche Herrschaft des Stiftes; die geistliche Oberherrschaft verblieb demselben bis zu der Staatsveränderung im Jahre 1660.

Freunde schöner Naturscenen müssen, wenn es die Witterung verstattet, nicht unterlassen eine Wasserfahrt zwischen Hammershuus und Vang zu machen. Man sieht dann den Schloßberg, den Riegebierg und dazwischen liegende höhere Berge, mit ihren hohen, lothrechten, zu den mannichfachsten Gestalten gebildeten Felsen vom Meer bespühlt. Tiefe Klüfte oder Berghöhlen öffnen den Böten eine Zufluchtsstätte. Eine dieser Höhlen soll der Sage nach, mit dem Schlosse in Verbindung seyn. Zahllose Schaaren Seevögel haben in dem Geklüfte ihren Auf-

enthalt und ihre Nesser. Das Meer, bey dem Anfange unsers Aufenthaltes auf der Insel, war an dessen Ende so stürmisch, daß wir diesem Vergnügen entsagen mussten.

Dicht an dem Schlosse liegt dessen Wirthschaftshof, von Waldung umgeben, in einer sehr romantischen Gegend, wo Hammershuus, das Leuchtfeuer und die umliegenden Berge, viele sehr schöne Ansichten darbieten. Ein Fußsteig führte uns durch ein Bergthal nach Allinge zurück.

Der Weg von Nerö nach Aakirkeby läuft anfangs über ebene Sandsteinfläche, die mit einer fruchtbaren, reiche Erndten tragenden Dammerde bedeckt ist. Bey der Kirche von Boel fängt das Land an höher zu werden. Auf dem Plateau des Berges ist die Aussicht sehr schön: rechts häufen sich die Urberge in hohen Massen auf einander; links ziehen sie sich noch eine kurze Strecke fort, und senken sich dann so jähe, daß sie von den Gipfeln der an dem Fuße stehenden Bäume, wie von einem grünen, erhöheten Rande umzogen werden. Ueber die Gipfel hinweg sieht man Flächen mit kleinen grünenden Hölzungen. Der Rispebierg allein ragt zwischen einzelnen Anhöhen hervor, und bezeichnet, scharf absondernd, die südliche Gränze des Landes. Bey so anziehenden Aussichten kommt man Aakirkeby näher, und hat die waldigten Berge von Almindinge vor sich, über die der Rytterknegt seinen kahlen Scheitel erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Richard Lowell Edgeworth's Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. London, 1820.

(Fortsetzung.)

Hr. Edgeworth machte Bekanntschaft mit Hrn. Gainsborough, dem Bruder des berühmten Malers dieses Namens, und der selbst in mechanischen Künsten ausgezeichnet und sehr geschickt war. Gleichzeitig trat er mit dem Dr. Darwin in Briefwechsel, bey Anlaß eines Schirmwagens (phaëton) von eigenthümlicher Struktur, woran einiges dem von Hrn. Darwin erfundenen nachgeahmt war. Dieser glaubte, Hr. Edgeworth sey ein geschickter Kutschenmacher, und lud ihn zum Besuch auf sein Landgut ein. Der Einladung ward Folge geleistet, der Doctor war ausgegangen; seine Gattin aber empfieng den Hrn. Edgeworth höflich, und dieser blieb in Erwartung der Rückkehr des Mannes, den Abend in ihrer Gesellschaft. Um die Zeit des Nachtessens hörte man laut an's Thor klopfen, es war Hr. Darwin, dem seine Gattin an die Hausthüre entgegen eilte. „Um's Himmels willen! rief sie, Du bringst eine Leiche mit!“ — „Nein, antwortete der Doctor, es ist nur ein Betrunkener, den ich ganz nahe in einem Graben neben der Straße fand, und in meinen Wagen nahm, damit man ihn die Nacht über pflege.“ Es ward Licht gebracht und zum nicht geringen Erstaunen beyder Gatten fand sich's, daß der Aufgehobene ein Bruder von Frau Darwin war, welcher noch nie in seinem Leben sich in solchem Zustand befunden hatte, und vermuthlich im Graben seinen Tod fand, ohne die menschenfreundliche Sorgfalt des Doctors, der ihn nicht erkannt hatte.

Beym Nachtessen schien dieser einigermaßen befremdet, daß sein Gast mit Madame Darwin Thee getrunken und den Abend zugebracht hätte. Es ward nun vom Phaëton und nachher von andern Dingen gesprochen, die nach und nach zur klassischen Literatur führten; das Befremden des Doctors nahm sichtbar zu; endlich rückte er mit der Frage aus: „Aber mein Herr, sind sie denn nicht ein Kutschenmacher?“ — „Ihre Ueberzeugung, daß ich einer sey, las ich in Ihren Augen, und in Ihrem Erstaunen, mich in Gesellschaft mit Madam Darwin zu treffen. Es beweist dies, wie viel scharfsichtiger die Frauen sind, als selbst die klügsten von uns Männern. Ich kann Sie versichern, daß ich mich noch keine fünf Minuten im Gespräch mit Ihrer Gattin befand, als sie mir die Ehre erwies, mich zum Thee einzuladen.“ Dieser Besuch ist, wie seine Biographie zeigt, für das übrige Leben des Hrn. Edgeworth von großer Wichtigkeit geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin d. 24. Jan. 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Fluch und Segen, von Houwald — Kirchendrama, voller Frömmigkeit, Rührspiel, aber doch Poesie drin. Dem. Mariane Wolff (Knabe) recht gut, Herr Wolff (Pachter) noch besser, Mad. Wolff zu gut — verstanden?“ (Nicht so recht.) „Der Leuchtthurm, dito von Houwald — kurioses Werk! Balladenstoff, zum Drama gedehnt, langweilig im ersten Akt, im zweyten faßt's, rührt, hebt aber nicht. Der Leuchtthürmer ist fast überley drin. Ein Wahnwitziger, wahnwitzig geworden durch den Verlust der Gattin, die ihm ein falscher Freund in die neue Welt entführte, wohnt bey seinem Bruder auf dem Leuchthurm, nur die Nähe des Meeres, die irrsinnige Hoffnung auf Rückkehr der Entflohenen, hält ihn aufrecht. Das ist gut gedacht, wahr! Sturm, Schiff, Nothzeichen — der Irrsinnige löscht die Thurmlichter aus, das Schiff scheitert — wer ist drin? Die reuige Eulalia mit ihr Entführer, die den Beraubten aufsuchen wollen. Haben vorher dessen Sohn, den die entlaufene Mutter als Kind mitgenommen hat, nach ihm ausgesendet, der ist auch schiffbrüchig geworden, und hat sich in die ungekannte Cousine, Tochter des Leuchtthürmers, verliebt. Der gescheiterte Entführer kommt lebendig an's Land, die Entführte als Leiche, der Wahnsinnige glaubt sie schlafend, will sie davon tragen, und stürzt sich, ohne zu wissen, was er thut, mit ihr in's Meer. Die Uebrigbleibenden finden darin ein wunderbares Verhängniß — ist aber kein tragisches, wie?“ (Warum nicht? Es ist ein mildes, welches ohne Seelenqual ein unheilbares Verhältniß zu rechter Zeit durch zufälligen Tod auflöset. Erhaben scheint mir das freylich nicht; aber kann der tragische Eindruck nicht auch in ernster Rührung bestehen?

Dieses hab' ich, am Schlusse der Lectüre, die ich dem Verf. verdanke, empfunden.) „Uebrigens — Mad. Stich de retour, l'héroine du jour!"

Brief des Dramaturgen.

„Es geht bey'm Theater das Gerücht, daß Ludwig Tiek von Shakspeare übersetzen werde, was Schlegel leider unübersezt gelassen hat. Darauf baut man die Hoffnung, auch dasjenige von Sh. auf die Bühne kommen zu sehen, was man bis jezt hat sebien lassen, weil keine guten Uebersetzungen da waren, die den heutigen Forderungen entsprechen. Das wär' nun wohl gut; aber — im Durchschnitt' ist doch nun einmal Shakspeare, so wie er ist, heutzutage so wenig bühnenrecht, als Aeschylus, man wird also immer zurechtmachen müssen, wie bisher, und wenn sich dazu kein Dichter findet, der ihm geistverwandt ist, so bleibt's doch eitel Flickwerk. Wolff hat bis jezt in dieser Hinsicht viel Gutes geleistet und gefördert, das ist wahr; aber die Kraft, die Massen seiner Poesie zu handhaben, scheint mir nicht in ihm. Ich seh' in seiner Auffassung, wie sie in den Darstellungen sich kund giebt, meist nur shakspear'sche Baustücke, aber nicht das aufgerichtete Gebäude, das bey Shakspeare gewöhnlich einer egyptischen Pyramide gleicht, und den Beschauer in Zweifel läßt, ob es gebaut, oder aus der Erde hervor gen Himmel gewachsen sey. Doch wir werden sehen! „Mittlerweile gibt man den Othello — als Oper. Es ist ein Greuel!" (Warum? Den Text versteht man ja doch wohl nicht.) Der große Churfürst von Fouqué gieng wieder als patriotisches Feststück über die Breter; der tapfere Schneider ist doch eine höchst ergözliche Person, was auch immer die Kritik neuerlich wiederum gegen ihn eingewendet hat. Ich möchte wohl wissen, wie das Ganze wirken würde, wenn es auf einer ausländischen Bühne, wo der patriotische Effekt wegfiele, zur Darstellung käme."

Brief der constitutionell gesinnten Dame.

„Mein historisch begründeter Schlafrock läßt Sie schön grüßen, mein Bester! Das will sagen, er hält Sie für echt anticonstitutionell, weil Sie nicht einmal in Ihrem Krähwinkel die Cortes-Constitution leiden wollen. Aber sehen Sie, gerade deshalb möcht' ich dort wohnen, und bin im Stande, einmal auf vier Wochen hinzuziehen, und den Sitzungen beyzuwohnen." (Die sind geheim.) „In's Theater geh' ich jezt nicht, man gibt nicht, was ich will, ich will Wandyks Landleben sehen, das Kunstidyll. Der Aesthetische spricht, es gebe gar keine anderen Idyllen, als Kunstidyllen. Naturidyllen wären blos ein figürlicher Ausdruck für wirkliche Begebenheiten, die zum Stoffe für Idyllen taugten. Ich kann mich da nicht herausfinden, und darum will ich sehen, was ein Kunstidyll ist."

Da wird die Dame besser thun, wenn sie sich die zweyte Auflage kauft, und die Vorrede liest, die man doch auf keinen Fall mit aufführen würde.

Müllner.

Frankfurt a. M., d. 6. Februar.

Entweder es ist erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieses Ortes Leben konterfeye, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Mahlerinnen, deren Pinsel lieber verzerrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche, (wie diese geleitet oder geduldet wird) dann stünde es schlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darstellungen im verflossenen Jahre, müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geist wie Herz, und aller Sinn mangele für das Schöne und Erhabne. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabne Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unsern Beyfall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt, darunter waren: Trauerspiele 44 (meistentheils nur traurige Spiele), Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107, und Opern 123. Also oben spiz und unten breit — eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus Folgendem ergiebt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst, auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kozebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakspeare, Lessing, Müllner und Grillparzer, jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippocrene verursacht hat, ragen nicht mehr als acht Schauspiele höherer Art, wie Bäume hervor; nämlich: Die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galotti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierschrötiger) Zayre, Graf Essex, Sappho und die Schuld. Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede siebenmal, und Joseph, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede sechsmal. Von Schauspielen: Die eifersüchtige Ehefrau und Verlegenheit und List, Lustspiele von Kozebue siebenmal, und Houwalds Bild und Reinbeck's Quartierzettel sechsmal. Vergleicht man diese Uebersicht mit dem neuesten Schauspiel-Verzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lembert's Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt) so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweymal recitirende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Göz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, die Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäsar, zur Aufführung! Dabey merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größeren Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedieß nur zum Verderben der deutschen Schaubühne und werden hier nur im äußersten Nothfall gegeben."

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Oft ist mein Erstes Ruf, oft ist es Frage,
Mein Zweytes wird dir an dem Hochzeittage.
Wer's Ganze speist, dem schmeckt der Wein —
Es muß dazu getrunken seyn.

Auflösung der Charade in Nro. 36.

Glückseelig Neujahr!

Beylage: Intelligenz-Blatt Nr. 5.

Nro. 5.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Bey Friedrich Frommann in Jena ist im Jahr 1820 erschienen:

Beneke, Fr. Ed., Erkenntnißlehre nach dem Bewußtseyn der reinen Vernunft in ihren Grundzügen dargelegt. 18 gr.

Noch immer sind die durch Kants Kritik erregten Bewegungen nicht beendet. Obige Schrift sucht ihnen ein, bei den neusten Stürmen vielleicht unerwartetes Ziel zu setzen, indem sie alle Erkenntniß, auch die der speculativen Wissenschaft, auf Erfahrung zurückführt, und nachdem sie das menschliche Wissen bestimmter als Kant umgränzt, im Gegensatze gegen diesen auch für die Philosophie mathematische Gewißheit in Anspruch nimmt. Bey einer solchen Aufgabe möchte sie wohl der ernstlichen Beobachtung Aller, denen die Wahrheit am Herzen liegt, nicht unwerth seyn.

Neue Monatsschrift für Deutschland historisch-politischen Inhalts, herausgegeben von Fr. Buchholz. 2r Jahrgang 1821. Berlin bei Enslin.

Das erste oder Januarheft ist so eben erschienen und enthält:

1) Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.
2) Von den Sitten, welche sich unter dem Einfluß der Verfassung in England gebildet haben, von Cottu.
3) Sollte es so leicht seyn, die Entwickelung der drey lezten Jahrhunderte zu verdrängen?
4) Herr v. Pradt und Herr Guizot als politische Schriftsteller.
5) An Herrn F. List, als Herausgeber des Organs für deutsche Kaufleute. rc.
6) Einige Aufschlüsse über die Umwälzung auf Haity.
7) Mancherlei.

Der ganze Jahrgang dieses interessanten Journals kostet acht Thaler; es ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kurzer Lehrbegriff der Mathematik 1ster Theil, welcher die Arithmetik, Geometrie, ebene und sphärische Trigonometrie und die Landmeßkunst enthält. Zum Gebrauch der Vorlesungen und für Schulen, v. Joh. Schultz. Zweite verbesserte Auflage. Mit Kupfern und Tabellen gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses Werk des berühmten, längst verstorbenen Verfassers, welches als Lehrbuch beym Unterricht in der Mathematik bey mehreren akademischen Vorlesungen und in vielen Gymnasien gebraucht wird, ist zu bekannt, als daß es bei dieser neuen, von einem sachkundigen Gelehrten verbesserten Auflage einer Anpreisung bedarf. Wir bemerken daher nur, daß dieser erste Theil, welcher auch unter einem besondern Titel, als Lehrbuch der reinen Mathematik erschienen ist, mit den beyden übrigen einen vollständigen Lehrbegriff der ganzen Mathematik liefert, von denen der zweite Band die mechanischen und optischen, der dritte aber die astronomischen Wissenschaften enthält.

Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, mache ich hierdurch bekannt, daß von dem neuesten, erst am 16. Januar dieses Jahres herausgekommene Roman Walter Scott's „Hennelworth" nächstens eine deutsche bereits begonnene Uebertragung von mir erscheinen wird.

Hamburg am 24. Januar.

Georg Lotz.

In der Webelschen Buchhandlung in Zeitz ist zu haben:

Wörterbuch, encyclopädisches, oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind, wie auch aller in den Wissenschaften bei den Künsten und Handwerken, üblichen Kunstausdrücke. 11 Bde. 8. 1793 bis 1805. 10 Rthlr.

Unter den vielen Wörterbüchern dieser Art hat das voranstehende immer wegen der bestimmt gezogenen Demarkationslinie den Vorzug behauptet, und selbst der berühmte Jean Paul Richter hat ihm zu seiner Zeit den Preis über andere Wörterbücher dieser Art anerkannt. Es ist eine ansehnliche Auflage bereits davon in der Welt, und da uns nur noch wenige Exemplare übrig bleiben, so bieten wir solche binnen hier und Ostern den Bücherliebhabern um die Hälfte des Preises oder um 5 Thlr. an, und die, welche sich in postfreien Briefen unmittelbar an uns wenden, erhalten solches um 4 Thlr., wobei wir uns zugleich verbinden, bei einer neuen Auflage die Verbesserungen und Ergänzungen für die Besitzer der ersten Auflage eigens abdrucken und um billige Preise nachliefern zu lassen.

Polyhymnia. Poetisches Neujahrsgeschenk von Karl Heidler. Sauber gebunden. 18 gr.

Der junge Dichter ist durch liebliche Blüthen der Phantasie, welche das Glück hatten hohe Gönner und günstige Kritiken zu finden, rühmlich bekannt, und schreitet auf der begonnenen Bahn kühn vorwärts. — Man

findet hierinnen das bekannte tragische Ereigniß eines verunglückten Thürmers dramatisch bearbeitet, nebst mehreren lyrischen und ernsten Gedichten in seiner bekannten Manier.

Bey Wilhelm Zirges, Buchhändler in Auerbach's Hof in Leipzig, sind Nro. 1, 2 und 3 der Verzeichnisse von aus Frankreich erhaltenen neuen Werken aus allen Zweigen der Literatur gratis zu bekommen. Die weitern Fortsetzungen werden schnell aufeinander folgen, und schon ein Blick in dieselben wird die Liebhaber der Französischen Lecture — denen ich mich hiermit aufs Neue bestens empfohlen haben will — überzeugen, daß die Preise weit billiger gestellt sind, als man sie bisher in Deutschland hatte.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände. Von Johann George Scheffner. 2tes Bdchen 3te Abthlg. 8. 20 gr.

Dieses hinterlassene Werk des ehrwürdigen Verfassers enthält außer 62 aphoristische Bemerkungen über mancherley interessante Gegenstände auch noch folgende größere Abhandlungen:

Ueber die einem Regenten nothwendige Severität.
Ueber Aufklärung.
Welches von den zehn Geboten ist das Hauptgebot?
Ueber die Freymaurerey.
Ueber manches Aehnliche zwischen Andacht und Wohllust.
Zwei Vorlesungen in der Drei-Kronen-Loge.
Ueber Humanität, Popularität und Publicität.
Ueber Wahrheit und Freymüthigkeit.
Drei Vorlesungen in der deutschen Gesellschaft am Geburtstage des Königes und am Krönungstage.

Ueber den Werth der erstern Theile dieses Werks haben mehrere Recensionen sehr vortheilhaft entschieden; es ist daher zu erwarten, daß auch dieser eine günstige Aufnahme finden werde.

In unserm Verlage sind im verflossenen Jahre folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ammon, F. A., Commentatio semiologica, in qua somni vigiliarumque status morbosi exponuntur et dijudicantur, etc. 4. maj. 12 gr.
Dankwerts, J. A., Confirmationsreden. gr. 8. 14 gr.
Dilthey, Dr. C., Platonicorum librorum de legibus examen, quo, quonam jure Platoni vindicari possint, adpareat. 4. maj. 12 gr.
Eichhorn, J. G., die hebräischen Propheten 3r Thl. gr. 8. 2 Rthl. 20 gr.
(Preis des ganzen mit dem 3n Thle. vollendeten Werkes 7 Rthl. 12 gr.)
Freuler, Joh. Jac., Monographia caviae porcelli zoologica. Cum V tabulis aeneis 4 maj. 16 gr.
Grotefend, F. A. C. Ad., Commentatio, in qua doctrina Platonis ethica cum christiana comparatur ita ut utriusque tum consensus tum discrimen exponatur. 4. 12 gr.
Hülsemann, H. G., Dissertatio inauguralis historico-juridica continens observationes ad Statuta Stadensia de anno 1779. 4. maj. 12 gr.
—— J. G., über die Bedeutung der Diplomatie für die neuere Geschichte. gr. 8. 16 gr.
Matthäi, F. A. L., praktische deutsche Sprachlehre, oder Anweisung, das Deutsche auf eine leichte Art richtig sprechen und schreiben zu lernen. Mit zweckmäßigen Uebungen und Bemerkungen über die Methode des Unterrichts 8. 16 gr.
Oesterley, G. H., Handbuch des bürgerlichen und peinlichen Prozesses. für das Königreich Hannover 1r und 2r Thl. bürgerlicher Prozeß. 5 Rthl. 4 gr. 3r Th. peinlicher Prozeß. 1 Rthl. 20 gr. gr. 8. alle drei Theile 7 Rthl.
Planck, Dr. H., kurzer Abriß der philosophischen Religionslehre. gr. 8. 21 gr.
Rost, Val. Ch. F., und E. F. Wüstemann, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische 1r Thl. 1r u. 2r Cursus 8. 16 gr.
Sertürner, Dr. F., kurze Darstellung einiger Erfahrungen über Elementar-Attraction, mindermächtige Säuren und Alkalien, Weinsäuren, Opium, Imponderabilien und einige andere chemische Gegenstände, mit Bemerkungen über den Einfluss des Lichts auf unser Erdsystem. 8. 16 gr.
—— — Entdeckungen and Berichtigungen im Gebiete der Chemie und Physik als Grundlinien eines umfassenden Lehrgebäudes der Chemie und ihres physikalischen Theils ausgezogen aus seinem noch unvollendeten Systeme der Elemente. Mit lythographischen Figuren. 2 Bde. 8. 6 Rthlr. 12 gr.
Umbreit Dr. F. W. C., Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. 8. 16 gr.
Valett, C. I. M., de retentionibus ex dote faciendis, dissertatio. 8. maj. 6 gr.
Wahlenberg, G., Flora Upsaliensis enumerans plantas circa Upsaliam sponte crescentes. Cum mappa geographico-botanica regionis. 8. maj. 3 Rthl.

Göttingen im Januar 1821.

Vandenhoeck u. Ruprecht.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Titel und einer Vignette im Steindruck 8. geheftet 6 gr.

Lange verkannt ersteht die Marienburg in alter Herrlichkeit, jener Remther, wo ernste Worte des Rathes gepflogen wurden, gebietet Ehrfurcht, dieser bestimmt zum fröhlichen Zusammenleben, verbreitet Heiterkeit, so damals als jezt. Wie zu einem Heiligthume walle dorthin der Preuße, eingedenk, daß von hier das selige Licht des Glaubens sich freundlich über

seine Heimath ergoß, daß er hier durch das Band der deutschen Sprache sich mit dem deutschen Biedervolke verbrüderte zu Thaten unsterblichen Ruhmes.

Jedem muß daher die abermalige Erscheinung des Werkes: Das Ordenshaus Marienburg willkommen seyn, welches von einer Meisterhand in edler Sprache verfaßt, das Wesen des deutschen Ordens und die Hoheit seines erhabenen Sitzes darstellt.

Anzeige für Familien und Lesebibliotheken.

Bey Friedrich Frommann in Jena sind erschienen:

Bilder aus dem Leben. Eine Auswahl der neuesten Englischen Romane und Erzählungen, besonders für Frauenzimmer. Erster und zweiter Theil enthaltend:

Kleine Romane und Erzählungen nach Mrs. Opie. 2 Theile 8. 3 Thlr.

Bilder aus dem Leben u. s. w. Dritter und Vierter Theil enthaltend:

Auswahl kleiner Erzählungen nach dem Englischen der Maria Edgeworth. Zwei Theile. 8. 1820. 2 Thlr. 8 gr.

Zur Oster-Messe 1821 erscheint:

Der Bilder aus dem Leben, fünfter Theil.

Der Schiffbruch, ein Roman nach dem Engl. der Mrs. S. H. Burney in einem Bande.

Jede der beyden ersten Sammlungen wie dies Lezte ist auch unter besonderem Titel einzeln zu haben.

Es beginnt aber damit eine Reihenfolge ausgewählter Bearbeitungen vorzüglicher englischer Originale, die jährlich fortgesezt werden soll. Die schon vorliegenden vier Bändchen bürgen eben so sehr für die Zweckmäßigkeit der Auswahl als der Bearbeitung selbst, und erfreuen sich deshalb der freundlichsten Aufnahme bey Kritikern wie Lesern. Sie enthalten einen Schatz von Lebensweisheit, vorzüglich für Frauenzimmer und zwar in leichtem, anmuthigen Gewande. So werden besonders Mütter und Töchter eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung darin finden, und Familien wie Leihbibliotheken werden sie gern in ihre Büchersammlung aufnehmen.

Carl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde. 8. broschirt weiß Druckp. 21 gr. Druckp. 18 gr. 224 Seiten.

Diese so eben bei mir erschienene interessante Schrift führt uns Sand in allen seinen Verhältnissen vor, und seine Freunde machten es sich zur Pflicht, ihn dem Publikum so zu geben wie er war, und lassen ihn meist sich selbst durch seine Tagebücher und Briefe wörtlich darstellen. Ich kann nur das Publikum auf dieses Werkchen aufmerksam machen, und dasselbe versichern, daß alle über Sand erschienenen und vielleicht noch erscheinenden Schriften, die dessen Leben betreffen, nur nach Sagen und öffentlichen Nachrichten gingen und gehen, und dadurch keinen Werth haben, diese aber aus ächter Quelle ist.

Altenburg im Januar 1821.

Ch. Hahn.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Von Immanuel Kant. Dritte Auflage gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Neue Verlagsbücher von August Schmid in Jena.

Erzählungen von Baronin Caroline de la Motte Fouqué. Neue Sammlung. 2 Thle. 4 Thlr.

Knauff, die Herbst-, Winter und Frühlings-Abende, oder Belehrungen, wie man seine Bienen vom Herbst bis ins Frühjahr sicher und gewiß überwintert. 8. 1 Thlr. 9 gr.

Für müßige Stunden. 4 Bdchen. geh. 1 Thlr. 9 gr.

Zeitschrift für Moral. I. 3s Heft. Preis des ersten Bandes 2 Thlr.

John Millers, Professor der Rechte zu Glasgow, Historische Entwicklung der englischen Staatsverfassung. Aus dem Englischen von Dr. K. E. S. 2 Bd. gr. 8. broch. Preis aller 3 Bde. 4 Thlr. 12 gr.

Schmidt, Dr. J. K. Allgemeine ökonomisch-technische Flora, oder Abbildung und Beschreibungen aller in Bezug auf Oekonomie und Technologie merkwürdigen Gewächse. I. Bds. 2s und 3s Heft. Pränumerations-Preis auf den ersten Bd. von 5 Heften 3 Thlr. 8 gr.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Noch einige Worte über die Wahrheit: Daß ein Christlicher Landesherr der oberste Bischof jeder Kirche in seinem Lande ist. Von L. A. Kähler. 8. 6 gr.

Der Verfasser hat sich durch die Beurtheilung seiner Schrift über den obigen Gegenstand veranlaßt gefunden, noch diese Zugabe folgen zu lassen, um sich über mehrere Punkte derselben mit seinen Recensenten näher zu verständigen. Wenn der Verfasser als ein Geistlicher gegen selbstständige Kirchengewalt spricht, so läßt sich erwarten, daß er richtiger sehe und urtheile, als seine Gegner, weil ihn wenigstens das persönliche Interesse von der Wahrheit nicht abführt. Wir können ihm daher zutrauen, daß er seinen Gegenstand mit völliger Unpartheylichkeit geprüft und durchgeführt habe.

Jahrbuch der Berlinschen Gesellschaft für deutsche Sprache. 1stes Bd. gr. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. 1 Thlr. 8 gr.

Inhalt: I. Ueber die Grundbedeutung der Casus von

J. D. L. Schulz. II. Ueber Bedeutung und Stellvertretung des deutschen Imperativus, von A. F. Ribbeck. III. Ueber die Vorsilbe Ur, von F. A. Pischon. IV. Ueber den Wartburgkrieg von A. Zeune. V. Ueber die aus Hauptwörtern zusammengesetzten Doppelwörter von J. D. L. Schulz, nebst Gegenbemerkungen von A. F. Ribbeck. VI. Erinnerungen an F. A. C. Wernicke, mit Bruchstücken einer Bearbeitung des niederdeutschen Gedichts Hennyuk de Han. — Anhang, enthaltend kleinere Aufsätze, Bemerke und Anfragen. — Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften aus dem Gebiete der deutschen Sprachgelehrsamkeit.

(Ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.)

Nala. Eine Indische Dichtung von Vjasa. Aus dem Sanskrit im Versmaaße der Urschrift übersezt, und mit Anmerkungen begleitet von J. G. L. Kosegarten 8. Jena, bey Friedrich Frommann. 1 Thlr. 16 gr.

Diese Dichtung bildet eine große Episode in dem Vanaparina oder dritten Buche des Indischen Epos Mahâbârata. Die in ihr erzählte Geschichte des Königes Nala und seiner Gattin, Damajanti, gehört zu den ältesten Sagen der Indier, behauptet ein großes Ansehen bey ihnen, und ist nach dem Vjasa von vielen spätern Dichtern Indiens behandelt worden. Unser Landsmann Franz Bopp machte dies Gedicht durch seine Ausgabe des Original-Textes mit lateinischer Uebersetzung uns zuerst bekannt. Hr. Prof. Kosegarten aber erwirbt sich durch diese vorliegende ausgezeichnete Uebersetzung, durch die dieser zugegebene Einleitung und Anmerkungen um unsere Literatur das größte Verdienst. In den Anmerkungen giebt er theils nothwendige mythologische, historische, geographische Erklärungen, theils entwickelt er etwas ausführlicher gewisse Hauptzüge in der Denkart der Indier, damit der Leser sich in die indische Ideenwelt sich lebendiger versetzen möge, theils theilt er mehrere Proben aus andern indischen Dichtungen mit. Ueber die Vortrefflichkeit dieser Dichtung, Nala, selbst giebt wohl A. W. v. Schlegel das vollgültigste Zeugniß, wenn er davon sagt: „nach meinem Gefühl kann dieses Gedicht an Aufschwung und Gemüthsfülle, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften, wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen, schwerlich übertroffen werden. Es ist ganz dazu gemacht, Alt und Jung anzusprechen, Vornehm und Gering, die Kenner der Kunst und die, welche sich blos ihrem natürlichen Sinne überlassen. In Indien ist die Treue und Ergebenheit der Damajanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns, und in Europa verdient sie es ebenfalls zu werden.“ So ist Nala das schönste Seitenstück zur Sakontala, und verdient in der Bibliothek jedes Gebildeten eine Stelle neben dieser. Druck und Papier sind dem innern Werthe entsprechend.

Joh. Nicol. Rohlwes Allgemeines Vieharzneibuch. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Neunte verbesserte Auflage. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Bekannter Preis: 20 gr.

Thatsache statt aller Empfehlung.

Im Laufe dieses Sommers kam ein Gutsbesitzer in die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig und kaufte einige Exemplare des Vieharzneibuchs mit folgender Bemerkung:

„Ich habe in kurzer Zeit mehr als 30 Exemplare von dieser Schrift gebraucht. Ihr verdanke ich die Erhaltung mehrerer Tausend Thaler in meinem Viehstande; immer fand ich die angegebenen Heilmittel bewährt, nie ließ mich dieses Buch in Stich. Ich empfahl es meinen Bekannten und Nachbarn; so ward ich immer um mein mir angeschafftes Exemplar angegangen, und mußte mir es wieder anschaffen. Nun lasse ich es gar nicht ausgehen und empfehle es jedem Landwirthe.“

Diese Erzählung ist die beste Recension, der schönste dankbarste Lohn für den Verfasser. Wo eine Sache nach Verdienst von Mund zu Mund, von Nachbar zu Nachbar geht, da ist keine Anpreisung weiter nöthig.

(Obige Schrift ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben.)

So eben erschien von dem bekannten und beliebten Verfasser:

Georg Scanderbeg. Glücklicher Vorgänger des Ali Pascha von Janina. Historische Darstellung von * r. geh. (8 Bogen) 12 gr.

So wie vor 3 und 400 Jahren, so sind noch heute die Türken und die von ihnen unterjochten Völker. Nur aus der Geschichte sind daher die aus befremdenden Erscheinungen im Osten von Europa, besonders der Kampf des merkwürdigen Pascha von Janina, worin die Türken zu früh frohlockten, erklärlich.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Bey Th. G. Fr. Varnhagen in Schmalkalden sind erschienen:

Pharmaceutische Monatsblätter. 1stes und 2tes Stück. Der Jahrgang von 12 Stücken 2 Thlr. sächsisch.

Gyneck Dr. L. Feierabende, oder Erzählungen in Poesie und Prosa. Erstes Bändchen, broschirt mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 8 gr.

Dieses erste Bändchen enthält, außer mehreren prosaischen Erzählungen und einigen lyrischen Gedichten, die zwey ersten Gesänge eines in ottave rime gedichteten Epos, das den Titel: Luther oder der Sieg des Glaubens, führt. Wir empfehlen dieses Werkchen, dessen folgende Bände schon unter der Presse sind, bestens, und können die Versicherung, daß kein Leser dasselbe wird unbefriedigt aus den Händen legen, mit guter Ueberzeugung geben.

Kunst-Anzeige.

Jedem zu liefern ist jezt die

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse, zu haben bei F. W. Gubitz, Professor der Holzschneidekunst an der Königl. Preuß. Akademie der Künste. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht; sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen, und bei mir (Berlin Wilhelmsstraße Nr. 70 B.) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei. F. W. Gubitz.

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Februar 1821.

Aufgelöst in zarte Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Schiller.

Liebes Freyheit.

Frey wie des Adlers glänzendes Gefieder,
Erhebe sich im Aether der Gesang,
Und ungehindert, wie des Sturmes Gang,
Ergieße sich der Strom der Lieder.

Denn in der Freyheit nur gedeiht das Schöne,
Nur fessellos ergreift es das Gemüth;
Wie uns das Reich des Lenzes frey umblüht,
Umblüh' uns auch das Reich der Töne.

Das Leben deckt der Psyche Himmelsschwingen,
Wie Dämmerung der Morgenröthe Licht,
Bis Poesie den dunkeln Kreis durchbricht,
Den Geist der Fessel zu entringen.

So führt Alceste aus des Orcus Klüften
Heracles zu der Sonne warmen Glanz,
Und neu ergrünt der Liebe schöner Kranz,
Und Leben steiget aus den Grüften.

Doch frey nur konnte er zur Freyheit führen,
Und ungebunden wie der Göttersohn
Bewege sich der helle Liedes Ton,
Die Zeit zu heben und zu zieren.

Schnabel.

Der Hammer auf Bornholm.

(Beschluß.)

Wir kamen am St. Johannis Abend in Aakirkeby an. Dieser ist ein Festabend in Bornholm. An diesem Tage versammelt sich Alles, von allen Seiten des Landes, um Freunde und Bekannte wiederzusehen und den Nachmittag in der freyen und hier sehr schönen Natur zuzubringen. In Aakirkeby war das regsamste Leben. Alle die aus den südlichen und westlichen Distrikten von Bornholm nach Alminding wollen, müssen großtentheils durch dieses Dorf. Zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße strömte Alles hier zusammen. Das Wirthshaus war mit Gästen angefüllt. Als wir unsere Reisekleider abgelegt hatten, wanderten wir nach dem eine kleine halbe Meile entfernten Alminding. Auf diesem anmuthigen Wege kommt man bey dem, wegen seiner schönen Lage bekannten, Guthe Balleesgard vorbey. Der bergige, höchst abwechselnde Weg führt durch eine Baumschule und eine Fichtenpflanzung auf das Bornholmer Elysium, Romersdal, das an der linken Seite liegt, und auf die steile, waldbekränzte Felswand von Almeding zu. Plötzlich sieht man sich von unzähligen Menschen umringt, und in uns rief das bunte Gewimmel die Erinnerung zurück, wie wir diesen Tag so oft im Thiergarten bey Kopenhagen zugebracht haben. Der Versammlungsplatz ist eine fast runde, etwas schräge Fläche, die von drey Seiten durch Berge begränzt ist, die zum Theil von Eichen und Haasbüchen bewachsen sind, und auf der vier Wege zusammentreffen, die Alminding in verschiedenen Richtungen durchschneiden. Gegen Nordosten senkt sie sich schief hinab, und da sprudelt die spiegelhelle Quelle, die für den Tag durch eine Laubdecke von abgehauenen Zweigen geschmückt war. Auf der Mitte des Platzes ward auf Wagen geistiges Getränke verkauft. Von diesem Punkte, wo das Gewimmel am stärksten war, vertheilten sich die umher Wandernden nach allen

Seiten. Einige besahen die jungen Anpflanzungen, Andre die schöne Gegend von Lilleborg und Borresoe, Andre gingen in den Wald an den Seiten des Berges, wo sie, bey einer ländlichen Mahlzeit das ganze Gewimmel überschauten. Um die Quelle saßen arme Frauen. Hier sammeln sie sich an diesem Tage von allen Seiten, um unter Freude und Wohlleben, auch an das Elend der Mitmenschen zu erinnern. Vormals ward auch eine Büchse an die Quelle gestellt, um Geld einzusammeln, das dann unter die Armen des Kirchspieles vertheilt ward. Diese alte, gute Sitte ward noch vor zehn Jahren geübt, als es dort noch Silbergeld gab. Waren gleich die Gaben nicht groß, so schimmerte doch etwas Silber auf dem Boden der Büchse. Das ist nun vorbey! — Die Sitte verschwand mit der Silbermünze. Außer einer Geige oder einer Flöte, die ihren Besitzern einen kleinen Ertrag lieferten, war Nichts da, was Abwechselung in die Einförmigkeit brachte. Bey einer solchen Versammlung von Menschen sind es die Weiber, die Leben und Bewegung bringen. Das geschah hier nicht. Die Bornholmerinnen führen ein häusliches und stilles Leben. Sie erscheinen nicht in Gesellschaften; kaum die Hausmütter, die geschäftig dafür sorgen, daß den Gästen nichts mangle. Selten sind also die Berührungspunkte der Männer und der Weiber. Beyde Theile halten sich abgesondert, und so auch in den öffentlichen Versammlungen. Auch die einförmige weibliche Kleidung verringert die Abwechselung. Die eingeführte Kleidung hat einen, den Bornholmerinnen ganz eigenthümlichen Schnitt, und gleicht der Tracht unserer Matronen im Seland. Solche Zufälligkeiten machen hier die Stimmung ernster, und entfernen die Lebendigkeit, die man sonst an solchen Orten und bey solchen Gelegenheiten findet. Wir dürfen hier einen Hauptzug der Bornholmer nicht übergehen, den man sonst nirgends in Dänemark findet, ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Lübischen Herrschaft: die Mützenstriche, — Nêller — die aus einer Borte gesteifter, von dem Gesichte abstehender Spitzen bestehen; hinter der Einfassung von kleinern Spitzen sind steif aufstehende Blumen. Die Stirne pudern sie bis an die Augenbraunen stark ein. Hinter der Borte bedeckt ein farbiges Band die Stelle wo sie angeheftet ist. Solches Kopfputzes bedienen sich die etwas vornehmern Frauenzimmer, doch schon seltner als vormals.

Gegen Abend nahm der Menschenschwarm etwas ab. Nun hielten junge Leute, mehrentheils zu Pferde, Wettläufe, und nur eine große Uebung konnte die Fußgänger dagegen schützen, niedergeritten zu werden.

Wir kamen zufrieden mit der schönen Natur und der genossenen Gastfreundschaft, spät nach Aakirkeby zurück, wo in unsrer, sonst einsamen, Herberge das Fest des Tages noch in der spätesten Nacht durch Spiel und Trunk gefeyert ward.

M i s z e l l e n.

Vor wenig Wochen wurde vor dem Londoner Polizeygericht eine sehr sonderbare Entdeckung gemacht. — Ein Hr. Campbell war von einem Judenburschen beraubt worden, und sollte nun, dem vieljährigen Gebrauch gemäß, sich verpflichten, den Angeklagten gerichtlich zu verfolgen, oder eine Buße von vierzig Pfund zu bezahlen. Dieß wollte er aber nicht eingehen, indem er behauptete, die Parlamentsakte verpflichte den Beraubten nur als Zeuge, und nicht als Kläger aufzutreten; diese Pflicht komme dem Könige zu. Der Lord Mayor meinte sein Freund sey im Irrthum, und bedauerte, daß er ihn würde ins Gefängniß schicken müßen, wenn er sich nicht dem unterwerfe, welches seit der Akte vom ersten und zweyten Regierungsjahre der Königinn Maria als Gesetz bestanden. Hr. Campbell blieb bey seiner Behauptung, selbst als der herbeygerufene Stadtadvokat (City Solicitor) dieselbe für irrig erklärte, und bestand darauf, daß man die Akte selbst nachsehe. Dieß geschah, und es zeigte sich — daß Hr. Campbell Recht hatte, und alle Polizeybeamten und Gerichtshöfe in ganz Großbritannien und Irland seitzweyhundert sieben und sechszig Jahren nach einer irrigen Ansicht des Gesetzes verfahren hatten. — Man hofft das nächste Parlament werde solches in diesem Punkt abändern.

Unter den Seltenheiten Londons giebt es auch ein altes Weib, welches eine Art von Schule hält, worin Kinder in der Kunst zu betteln unterrichtet werden. — Diese Thatsache ist in dem Bericht der Committee des Unterhauses enthalten, welches zur Untersuchung des Bettlerwesens ernannt worden. — Aus demselben Bericht geht auch hervor, daß London beständig über 15,000 Straßenbettler enthält, wovon die Meisten sich zwischen vier bis acht, zehn und zwölf Schillingen des Tags erbetteln, ja man hat ein Beyspiel, wo einer an einem Tage dreyßig Schillinge erhielt. Viele bilden sich in Clubs, wo des Abends lustig gezecht wird. Die Künste, deren sie sich zur Erregung des Mitleidens bedienen, sind zahllos. Das beliebteste aber ist eine Menge Kinder, die man in gewissen Häusern für den Tag ausleiht, und man hat Beyspiele wo zwey Sch. und sechs Pf. des Tages für die Anleihe eines Kindes bezahlt worden. Eine Frau saß zehn Jahre lang jeden Tag an derselben Stelle mit Zwillingen, welche nie älter wurden. — Nebst den Straßenbettlern giebt es einige Tausend andere, welche mit Bettelbriefen in die Häuser gehen. Mehrere Personen ernähren sich blos durch die Abfassung solcher Briefe. Alle Mittel, welche die bestehenden Gesetze darbieten, sind bis jezt fruchtlos geblieben, um die Stadt von dieser Plage zu befreyen. Kaum ist ein Bettler in sein Kirchspiel gebracht worden, so kehrt er schon wieder zurück; kaum verläßt er das Zuchthaus, worin er als

Landstreicher eingekerkert gewesen (die Gefängnißstrafe darf sich nicht über einen Monat erstrecken), so fängt er auch wieder zu betteln an. So saß z. B. ein Weib neununddreyßig Mal im hiesigen Bridewell, jedesmal eine Woche, vierzehn Tage oder einen Monat lang, ohne an Besserung zu denken. — Zwey Dinge scheint man als die Hauptursachen der überhandnehmenden Betteley anzusehen: 1) Die schlechte Behandlung, welche die Armen in den Armenhäusern erfahren, und 2) die Kürze der Einkerkerungsdauer für die Landstreicher. Man hofft das Parlament werde in Beyden verfügen.

*

In der Linnean Society las lezthin der rühmlichst bekannte Raffles einen zoologischen Aufsatz vor, worin er von gewissen merkwürdigen Thieren in Sumatra sprach, welche er für die ostindische Compagnie gesammelt hat. Unter andern erwähnte er den Ursus Malayanus. Dieser Bär wurde jung gefangen und wuchs in der Kinderstube auf. Er wurde vollkommen zahm und äußerst drollig, fand sich oft bey Tische ein, aß aber nichts, als die köstlichste Frucht von Sumatra und Java, nämlich die Garcinie oder Mangostan, und wollte blos Champagner trinken! Gemeiniglich aß er sehr friedlich mit einem Hunde, einer Katze und einem Plauderer (psittacus garrulus). Von dem Hunde, welcher sein Liebling war, ließ er sich zupfen und necken, ohne böse zu werden. Dessen ungeachtet war er äußerst stark, als er ausgewachsen war; denn er konnte im Garten einen Pisangbaum mit den Wurzeln ausreißen, obgleich der Baum so dick war, daß er ihn kaum mit den Tatzen umklammern konnte. Deßgleichen beschrieb Raffles genauer den schon sonst bekannten Moschus Javanicus, welchen die eingebornen Malayer Kanchil heißen. Er gleicht einem Eichhörnchen, und ist so listig, daß die Malayer, wenn sie von einem verschlagenen Schelme sprechen, zu sagen pflegen: „er ist verschmitzt wie ein Kahtschil.“ Wenn dieser Schalk in einer Falle gefangen wird, stellt er sich mausetodt; läßt man sich nun dadurch hintergehen und öffnet die Schlinge, so springt er auf und entläuft. Verfolgen ihn die Hunde und kommen sehr nahe, so springt er auf einen Zweig, beißt sich mit den Zähnen ein, und hängt still, während seine Verfolger die Fährte verlieren und weit weglaufen. Daher das Sprichwort.

*

Bey der lezten gerichtlichen Session der Grafschaft Surry kam ein Fall vor, welcher allgemeines Mitleiden erregte. Ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren ward angeklagt von einem Bäckerladen am Dreykönigs-Abend einen Kuchen gestohlen zu haben. Der Becker, welcher ihn mit dem Kuchen eingeholt hatte, wollte ihn nach einem derben Verweis laufen lassen; aber der Dieb bestand darauf, daß er ihn in Verhaft nehmen solle, und daß er sonst wiederkommen und aufs Neue stehlen würde, so daß dem Becker keine andere Wahl blieb, als ihn einem Constabel zu übergeben. — Der Angeklagte erklärte, er sey als ein Soldatenkind in des Herzogs von York Schule erzogen worden, und habe acht Jahre lang in einem Infanterie-Regiment gedient, welches vor Kurzem aufgelöst, wodurch er brodlos geworden. Er habe, fuhr er fort, zwar Arbeit gesucht, sey aber in der That zu nichts geschickt, als zum Soldaten. Er habe seit einigen Tagen Hunger gelitten, als er den Kuchen stahl, und bitte nun den Gerichtshof auf irgend eine Weise für ihn zu sorgen. — Die Jury fand ihn pflichtmäßig schuldig, empfahl ihn aber der Milde des Gerichtshofes, welcher ihn blos zur zehntägigen Zuchthausstrafe verurtheilte, und ihm versprach, ihn hierauf im Hospitium der philantropischen Gesellschaft unterzubringen, wo man ihn arbeiten lehren würde. Der arme Bursche schien bis zu Thränen gerührt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., d. 6. Februar.

(Beschluß.)

Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur zwey Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre achtundvierzig Stücke von einem Akte, theils Singspiele, theils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrey, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln, und die kommerzielle Contemplation unsern Blick von gemeinen irrdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben drey Messen, und wir nur zwey; und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Macbeth, König Lear von Shakspeare u. dgl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht Schuld am Uebel seyn, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main, als an seinem Ausflusse am breitesten ist, läßt Stücke jener Art aufführen, wie sie sich für Männer und für Geistesmündige ziemen. Auch sind wir nicht etwa zu gute Prosaiker, um das Papiergeld windiger poetischer Freuden zu achten; denn wir versifiziren unser tägliches Leben täglich mehr und mehr, so daß es fast dithyrambisch geworden ist. Noch vor zwey Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zur Miethe anboten, nicht besser zu empfehlen, als daß wir sagten: sie habe die erste Meßlage, jezt aber rühmen wir von ihr, sie habe eine romantische Aussicht. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß sich unser Theater magnetisiren lasse, um im somnambulen Zustande den Sitz seines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das war der Geist des verstorbenen Jahres! Jezt entschwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gespornte Prolog, der jedesmal am ersten Januar auf der Bühne erscheint und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief diesesmal unter andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bey deutschem Witz, bey deutschen Melodien
Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel schweigt,
Dann erst ist unsrer Wünsche Ziel erreicht!

Unter Lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Oehllampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens Lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes innerliche Licht, das die Möven-Heiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreyungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gesporute war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Gigirigi (oder wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweydeutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unsers Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren und unsern einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweyten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirektor ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht bloß für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Ueberschuß hat, um für die Trägheit anderer einzustehen. Hr. Guhr soll ein feuriger Mann seyn. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocken, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweymal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bey uns geschont, die schlechten aber wie Mähren todgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lembert — zwar etwas germanisirter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweytens: Der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli. Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwey Ehemänner, die beyde mit ihren Weibern unzufrieden, diese, und mit deren Einwilligung gegen einander austauschen — mit Anmuth behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich seyn. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbniß nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht idyllisiren.

Am 15. Januar gaben Hr. Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Hr. Reinhardt, ein eben so vorzüglicher Klarinet-Spieler, beyde Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Konzert, bey fast leerem Hause. Zwar hatten die Konzertgeber, nicht etwa aus unziemlichem Künstlerstolze, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die christliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen besser, als die jüdische der Emma von Resburgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwey Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andreäischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Seyn in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Glut ihrer Tage, und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt bey Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, so ist es nöthig, sich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unterrichten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen, und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem Scheidewege des Herkules, wo Gemüth und Geist, Kopf und Herz auseinandergehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand kapitulirt auf eine würdige Weise, und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eins aber hat er so wenig bedacht, als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen wo er anfängt, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt, oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen und angehörigen Schriften, können auch die „Allgemeine politische Annalen" herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob sie zwar in der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beyfall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, Alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Professor in Tübingen, und darauf, bis an seinen Tod, Syndicus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unsern Tagen des nüchternen Friedens und siedender Gesinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz, für alles was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, so zu reden, und nicht die Tugend so zu handeln, wie er, huldigte doch den Grundsätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

D. B.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 15.

Nr. 15.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. Februar 1821.

Mannichfaltiges aus Paris.

(Beschluß.)

Es bestehen in Frankreich vier berühmte Manufakturen, deren Produkte theils zu Geschenken für fremde Souveräne, theils zur Auszierung der königlichen Schlösser verwandet werden; die Porzellänfabrik zu Sevres, die Tapeten-Manufaktur der Gobelins und von Beauvais, und die Teppichmanufaktur der Savonnerie.*) Die Ausstellung ihrer Produkte findet jährlich im Louvre zwischen dem 26. December und 7. Januar statt. In künstlerischer Hinsicht sind die Erzeugnisse der Fabrik zu Sevres die wichtigsten. Sie bestehen nicht blos aus gewöhnlichen Geräthen, wie Tassen, Theekannen, vollständigen Servicen u. s. w. von mannichfaltigen eleganten Formen und verziert mit allem was Malerey und Vergoldung Prächtiges liefern können; sondern man sieht darunter auch Vasen, deren Verhältnisse der Sculptur angehören, von allen Größen, geschmückt mit Bronzen und mit Gemälden, die in Cartels und andere Verzierungen gefaßt sind, und eigentliche auf Porzellanplatten ausgeführte Gemälde, welche einen besondern Zweig dieser Produkte ausmachen.

Diese Gemälde, die eine lange und mühsame Vollendung erfordern, können nicht im Laufe eines Jahrs zu Stande gebracht werden; und da die vorjährige Ausstellung unter andern zwey Hauptbilder dieser Art enthielt, nämlich die Copie des Porträts von der Geliebten des Tizian, von Mad. Jaquotot, und eine von Hrn. Georget earbeitete Copie nach des Hrn. Gros Gemälde, das den Besuch Franz des I. und Carls des V. in der Kirche des heil. Dionysius darstellt, so waren in diesem Jahre keine vorhanden; aber das Publikum fand sich dafür durch die Sammlung von Bildnissen entschädigt, die seiner Bewunderung dargeboten wurde.

Diese Sammlung, durch Mad. Jaquotot als Porzellänmalerin des königlichen Kabinetts ausgeführt, wurde schon vor mehreren Jahren begonnen, und ist zum besondern Gebrauch des Königs bestimmt. Sie gehört nicht zu den Werken der Fabrik von Sevres und befand sich nur auf der Ausstellung wegen des Kistchens, das zu ihrer Aufbewahrung bestimmt ist, und welches in Sevres verfertigt wurde. Das Kistchen ist an sich ein reiches und geschmackvolles Kleinod; die Bildnisse der Mad. Jaquotot aber haben sich den allgemeinsten Beyfall erworben. Diese Frau, welcher die Porzellanmalerey ihre seit funfzehn Jahren begonnene Entwickelung verdankt, hat diese Kunst zu einer Vollkommenheit gebracht, deren sie nicht fähig schien, und steht unerreicht an der Spitze von den Malern des Faches. Der glückliche Erfolg, womit sie ihre Kunst übte, verschaffte ihr mehrere Nacheiferer, und die Kunst muß ihr um so mehr dafür danken, als sie nicht nur diesen Zweig derselben vervollkommnet, sondern ihn auch beliebt gemacht hat. Da die Haupteigenschaft dieser Art Malerey in der Unveränderlichkeit besteht, so kann man sie nicht genug ermuntern, denn sie bietet, wenn man sie zu Copien nach großen Meistern anwendet, das einzige Mittel dar, die Kenntniß von den Werken derselben auf die Nachwelt zu bringen. Wäre die Porzellan- oder Email-Malerey den Griechen bekannt gewesen, so würden wir nicht auf bloße Vermuthungen über die materielle und reelle Beschaffenheit ihrer Malerey beschränkt seyn.

Uebrigens bestrebt sich Mad. Jaquotot, in der ihrer Ausführung übertragenen Sammlung von Bildnissen nicht blos die berühmtesten Meister und die unbezweifeltsten Originale wiederzugeben, sondern auch solche Personen darzustellen, auf welche Frankreich stolz seyn darf. Wenn der Beyfall des unterrichteten Publikums die Belohnung ist, welcher der große Künstler am meisten nachstreben soll, so bleibt Mad. Jaquotot nichts zu wünschen übrig; ihre Sammlung hat große Theilnahme erregt.

Was die eigenthümlichen Erzeugnisse der Fabrik von Sevres betrifft, so ist es kaum möglich, sowohl hinsichtlich der Formen, die fast alle nach der Antike, der unerschöpflichen Fundgrube für die neuere Kunst genommen sind, als hinsichtlich der prächtigen Verzierung, die Vollendung höher zu treiben. Außer den Vasen von kolossaler Grö

*) Les Gobelins und la Savonnerie sind die Namen der Manufakturen zu Paris.

ße*), mit blauem Lasurgrunde, die in der That ein würdiger Schmuck für die prächtigsten Palläste sind, bemerkte ich noch andere von geringerer Höhe**), welche von Hrn. Robert, einem in diesem Fach sehr geschickten Künstler, mit Landschaften bemalt waren.

Schon bey einer andern Gelegenheit habe ich bemerkt, daß es ein Fehler gegen die Schönheit ist, auf Vasen ein Gemälde anzubringen, dessen Rahmen nothwendig die Rundung der Vase verändert, und welches durch die in ihm dargestellte Perspektive so zu sagen eine Vertiefung in die Form bringt. Ich bin überzeugt, daß die ersten Künstler diese Meinung theilen, darum fürchte ich nicht, sie von neuem auszusprechen. Die Griechen haben uns gezeigt, wie die Malerey und Skulptur zur Verzierung von Vasen anzuwenden sind, und wir müssen uns hier, wie in vielen andern Stücken, darauf beschränken, ihnen nachzuahmen.

Mad. Knipp, welche auf andere Weise und mit vielem Talent die Taubenfamilie gemalt hat, beschäftigte sich auch mit der Porzellanmalerey, und hat ein vollständiges Service ausgeführt, auf welchem südamerikanische Vögel mit großem Geschick dargestellt sind. Unter den Gegenständen bloßer Decoration fielen mir einige für Blumen bestimmte Rhytons in die Augen, die von sehr schöner Form und mit viel Geschmack und Pracht verziert waren.

Die Tapeten der Gobelinsmanufaktur sind wahrhaft staunenerregend; man begreift nicht, wie es möglich ist, mit den der Hautelisse-Arbeit eigenthümlichen Mitteln der Wirkung der Oelmalerey so nah zu kommen; in Hinsicht der Kunst aber ist es eine üble Anwendung des Talents und Geldes. Unter den verschiedenen Copien nach Gemälden, welche ausgestellt waren, befand sich die nach einem Gemälde von Guérin, ein Opfer dem Aeskulap dargebracht. Diese Copie hat ungefähr vier und zwanzig tausend Franken gekostet, und wenn man zuerst den Abstand bedenkt, der noch zwischen der Copie und dem Originale herrscht, und der durch das schnelle Verbleichen der Wirker-Farben in kurzer Zeit bedeutend wächst; wenn man ferner bedenkt, daß man um denselben Preis zwey Gemälde von Meisterhand erhalten hätte, so kann man nicht umhin, die Hartnäckigkeit zu bedauern, womit man eine Kunstart betreibt, die niemals den Kenner völlig befriedigen kann. Was man in Tapetenweberey, deren Anwendung in nördlichen Ländern zu tadeln ich weit entfernt bin, ausführen sollte, sind Ornamente, Trophäen, Blumen, Arabesken. Die Manufaktur von Beauvais, die sich ganz diesem Fach widmet, hat Sachen von der größten Schönheit ausgestellt. Die Teppiche der Savonnerie zeigen bey einem ungeheuern Umfang eine Masse von Effekt und vorzügliche Harmonie. Man könnte vielleicht mit Grund anführen, daß die Einfassungen in Verhältniß zu dem Hauptgegenstand, der die Mitte einnimmt, zu mager seyen; aber in Hinsicht der Ausführung wird man nicht leicht Blumen, Trophäen und Laubwerk mit größerer Wahrheit und Lebendigkeit dargestellt sehen.

Die vier Manufakturen, von denen ich gesprochen, können als Anstalten betrachtet werden, welche die königliche Munificenz, weit weniger zu eigenem Gebrauch als um der Privatindustrie vorzuarbeiten, unterhält, worin denn alle kostbaren Versuche, wehe gewöhnliche Fabrikanten nicht unternehmen könnten, in der ehrenwerthen Absicht angestellt werden, diese von den Resultaten Nutzen ziehen zu lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, wie großen Einfluß auf diejenigen französischen Industrieprodukte, die sich auf die zeichnenden Künste stützen, diese vier Manufakturen ausgeübt haben.

Um die Zeit, da unsere politischen Bewegungen ausbrachen, bildete sich eine Gesellschaft vornehmer und reicher Personen, die sich eine besondere Fürsorge für die zeichnenden Künste durch Vereinigung von Capitalien, welche zum gegenseitigen Vortheil der Mitglieder und der Künstler verwendet werden sollten, zum Zweck sezte. Sie wurde zwar bald aufgelöst, aber bey der Wiederherstellung des gegenwärtigen Zustandes von neuem begründet. Seit mehreren Jahren verfolgt sie den Plan, den sie sich vorgezeichnet, und das Publikum hat dessen Verdienstlichkeit beurtheilen können. Vielleicht wird es auch dem auswärtigen Publikum nicht unangenehm seyn, das Hauptsächlichste der Einrichtung zu erfahren.

Die Societé des amis des arts, so nennt sie sich, besteht aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern oder Akzionären, die sich am Ende jeden Jahrs davon lossagen oder fort daran Theil nehmen können. Zur Aufnahme muß man von zwey Akzionären vorgeschlagen werden. Jede Akzie beträgt jährlich 100 Franken, und jedem Mitglied steht es frey, so viel zu nehmen, als ihm gefällt. — Der Betrag sämmtlicher Akzien wird jährlich folgendermaßen verwendet: Drey Viertheile zum Ankauf von Kunstgegenständen, deren Preis von einem Ausschuß bestimmt wird, in welchem nothwendig vier Künstler sich befinden müssen, und der von den Akzionären ernannt wird; das vierte Viertheil, um diejenigen Gemälde, welche Beyfall erhalten haben, in Kupfer stechen zu lassen, und die Kosten der Administration zu bestreiten. Was übrig bleibt wird zurückgelegt. Die angekauften Gegenstände werden so zusammengestellt, daß sie auf acht Akzien ein Loos geben, und werden am Ende des Jahrs verloost. Die Akzien, welche keinen Gewinnst gebracht, loosen unter sich um die 24 Abdrücke vor der Schrift von dem in demselben Jahr ausgeführten Kupfer-

*) 1 Metre 20 Centimetres (ungefähr 4 Fuß) hoch.

**) 79 Centimetres (über 2 Fuß).

sich; und diejenigen, welche in beyden Ziehungen leer ausgegangen, erhalten einen Abdruck mit der Schrift von demselben Kupferstich; so bringt jede Akzie etwas ein, nur sind die Gewinnste größer oder geringer. Hierbey ist zu bemerken, daß von den für die Societät gestochenen Platten nur eine kleine Anzahl Abdrücke gemacht werden, damit diese immer so viel Werth behalten, um einigermaßen die Akzionäre, welche weiter nichts gewonnen haben, zu entschädigen. Wenn von dieser kleinen Anzahl die für die leerausgegangenen Akzien nöthigen Abdrücke vorweggenommen sind, werden die übrigen zum Nutzen der Gesellschaft verkauft, und der Ertrag zu dem Reserve-Fond geschlagen; darauf wird die Platte in Gegenwart der Mitglieder zerbrochen. — Die übrigen Gesetze der Gesellschaft betreffen blos Ordnung und Verwaltung.

Die Gesellschaft zählt den König, alle Prinzen der königlichen Familie und eine große Zahl von Fürsten und ausgezeichneten Fremden unter ihre Mitglieder. Der Gemälde, Sculpturen, Zeichnungen, die sie dieses Jahr angekauft hat, und deren Ausstellung eben vorüber ist, waren vier und siebenzig an der Zahl; einige sind von der Hand geschickter Meister, der größte Theil aber schwach. Um all das Gute zu stiften, dessen sie fähig, muß diese Gesellschaft ihren Hauptzweck im Auge behalten, der kein anderer ist, als Künstlern von wirklichem Talent einen ehrenvollen Ausweg zu eröffnen; aber wenn sie sich der Leichtigkeit, eine große Anzahl mittelmäßiger Werke zu erhalten, überläßt, so wird sie statt den Künsten zu nützen, ihnen nur schaden. Ein wahrer Künstler soll nie in so traurige Umstände kommen, daß er den Pinsel entbehren müßte, aber eben so wenig muß man Leuten, welche invita Minerva reimen wollen, die Mittel zu Verfolgung einer Laufbahn verschaffen, für die sie nicht geboren sind. Im Gegentheil man erweist ihnen einen Dienst, wenn man sie zu einer andern Beschäftigung zwingt.

Der in diesem Jahr unternommene, noch nicht vollendete Kupferstich ist nach dem Gemälde des Hrn. Prudhon: Zephyr, der sich auf den Bäumen wiegt. Es ist eines der reizendsten Werke dieses Künstlers, den man den französischen Correggio genannt hat. Die früheren Leistungen des Hrn. Laugier, welchem die Ausführung der Platte übertragen ist, gaben hinreichenden Grund zu vermuthen, daß der Kupferstecher nicht hinter dem Maler zurückbleiben werde.

P. A.

La Metropolitana Fiorentina illustrata. Firenze presso Giuseppe Molini et Comp. 1820. VII und 78 S. in gr. 4. mit 38 Kupfertafeln.

Ein schön ausgestattetes Werk, sowohl was das Typographische, als die Ausführung der Umrisse auf den 38 Kupfertafeln betrifft. Der erklärende Text ist größtentheils aus dem Werke des Nelli genommen, das in größerem Format schon 1755 erschien, und die architektonischen Umrisse sind aus demselben Werke verkleinert. Neue Zugaben sind die Umrisse nach den Basreliefs des Baccio Bandinelli an den Säulenfüßen des Chors. Dem Deutschen Arnolfo da Lapo, welcher nach Vasari der erste Baumeister des Doms von Florenz gewesen seyn soll, wird diese Ehre bestritten, und Arnolfo di Cambio da Colle an dessen Stelle gesezt. Der Bau begann um das Jahr 1298. In der langen darauf verwendeten Zeit folgten einander nach und nach als Architekten des Baues: Giotto, Taddeo Gaddi, Andrea Orcagna, Filippo di Lorenzo und endlich Brunelleschi, der 1421 das treffliche Gewölbe der Kuppel ohne Bögen aufzuführen begann, welche 1456, zwölf Jahre nach seinem Tode vollendet wurde. Zur Verfertigung der gemalten Glasfenster wurde im Jahr 1436, Meister Franz, ein niederdeutscher Glasmaler, nach Florenz gerufen. Das Document darüber ist in der fünften Anmerkung mitgetheilt, wo es heißt: — et ultra, scripsisse in partibus Alemaniæ Bassæ in civitate nominata Lubichi cuidam famosissimo viro, nomine Francisco Dominici Livii de Gambasso Comitatus Florentiæ, magistro in omni et quocunque genere vitrorum de musaico, et de quodam alio colore vitrorum, qui in dicta Civitate, ac tempore suæ pueritiæ citra familiariter habitavit, ac habitat, et in dicto loco dictam artem addidicit, exercuit et exercet, eundem Franciscum deprecando, ad Civitatem Florentiæ accedere deberet etc. Zugleich wird ihm versprochen, daß er vor allen Anfechtungen der 21. in Florenz bestehenden Zünfte (quod nulla ars ex 21. artibus Civitatis Florentiæ infestabit) geschützt werden solle. — Die 14te Tafel stellt die von Giotto entworfene und begonnene Façade des Doms vor, die aber im Jahr 1588 wieder abgetragen wurde; der Plan, eine neue zu erbauen, ward jedoch auch nicht ausgeführt, und so blieb der Dom ohne Façade. Taf. 17. ist der schöne von Giotto erbaute, aber gleichfalls unvollendet gebliebene Glockenthurm abgebildet. Seine Höhe beträgt 140, und sein Umfang 100 Braccien (280 und 200 römische Fuß). — Von den auf Taf. 18 — 28. abgebildeten Reliefsfiguren des Baccio Bandinelli war niemals bekannt, welche Heilige oder andere Personen der Künstler damit gemeint habe. Sie sind zum Theil wunderlich und manierirt. — Die folgenden Tafeln enthalten die Grabmäler des Bischofs von Siena, Antonio d'Orso, des Giotto, Brunellesco und Marsilius Ficinus, welche von neuerer Arbeit sind. Dagegen ist der Sarkophag des heil. Zenobius auf Taf. 31. und 32. ein Werk des Ghiberti. Taf. 33 bis 36. zeigen die Basreliefs von Luca della Robbia an den Thüren der Sakristey, und Taf. 37. ein Gemälde,

welches Dante in einer allegorischen auf seine Werke sich beziehenden Landschaft darstellt, und wohl von einem Schüler des Orcagna herrühren mag. Auf der lezten Tafel ist die Kuppel mit der von Baccio d'Agnolo entworfenen Gallerie, und ohne dieselbe, wie sie nach dem Rathe des Michel Angelo bleiben sollte, dargestellt. Offenbar ist ihre Form auf die lezte Weise viel schlanker und edler. Der Anhang enthält einen Bericht des Architekten Gius. del Rosso über den im 17ten Jahrhundert gemachten Vorschlag zu Erbauung einer Façade, und zulezt hat der Verleger noch dem jungen Kupferstecher Giacomo Barbalonga aus Palermo, der einige schöne Blätter zu diesem Werke lieferte, aber 1816 im Alter von 21 Jahren starb, ein kleines Denkmal gestiftet. Die übrigen sämmtlich sehr rein und fleißig gearbeiteten Umrisse sind von Cappiardi und Lasinio gestochen.

S.

Lettre à Mr. le Baron Silvestre de Sacy, par Mr. l'abbé Reinaud, sur la collection de monumens orientaux de Mr. le comte de Blacas. Paris impr. et libr. de Firmin Didot. 1 Blatt in 8.

„Erst seit Kurzem," sagt Hr. Reinaud, „hat das Cabinet des Hrn. Grafen Blacas die Schätze dieser Art erworben, welche, fortdauernd vermehrt, eine Sammlung bilden, die wenige ihres Gleichen hat. Se. Exc. hatte schon eine Anzahl von persepolitanischen Cylindern, sassanidischen, kufischen, arabischen, armenischen und neupersischen Steinen und Münzen zusammengebracht, worunter sich diejenigen des Hrn. Ackerblad befanden, als sich ihm eine sehr schöne Folge von arsacidischen, sassanidischen, kufischen, persischen, türkischen, indischen und georgischen Steinen und Münzen darbot, die in verschiedenen Gegenden von Asien gesammelt worden war. . . . . Dazu kamen noch verschiedene Ankäufe aus französischen und italienischen Städten. Mehrere der sassanidischen Münzen, worunter sich eine goldene befindet, tragen ganz den von Makrizi und andern arabischen Schriftstellern den unter den ersten Chalifen geschlagenen Münzen beygelegten Charakter; es ist bekannt, daß man das Daseyn dieser Münzen lang in Zweifel zog. Von den arabischen Münzen aus einer späteren Epoche, wo sie den Dogmen des Islamismus entsprechende Legenden erhielten, besizt Hr. Blacas eine silberne, vom Jahr 84 der Hegira, und eine goldene vom Jahr 88, die älteste bekannte in diesem Metall. Die Sammlung enthält eine Menge von Varietäten in allen Zweigen der kufischen Numismatik, von Spanien an bis zu den östlichen Gränzen des Chalifats. Mehrere sind noch unedirt, andere, zwar längst bekannt gemacht, bieten durch ihre schöne Erhaltung die genauesten Legenden dar." Hr. Reinaud, der von dem Gr. B. beauftragt ist, eine Beschreibung der Sammlung herauszugeben, bezeichnet sodann die Methode, die er bey seiner Arbeit befolgen will.

Neue englische Werke.

Twenty Views in the Himala Mountains, from Drawings by James Baillie Fraser, Esq. Elephant Fol. 21 Pf.

Italian Scenery, containing 60 Views, engraved from Drawings by Miss Batty; Imperial 8. Hiervon erscheint eine neue Auflage in 12 Heften, jedes zu 10 Sh. 6 Pf.

Swiss Scenery, containing 60 Views, engraved from Drawings by Major Cockburn; Imperial 8. Preis 6 Pf. 16 Sh. 6 Pf.

French Scenery, from Drawings by Capt. Batty, bis jezt 6 Nummern Imp. 8. 12 Sh. jede, es werden 12.

A picturesque Delineation of the southern coast of England, engraved by W. B. Cooke and G. Cooke, from original Drawings by J. M. W. Turner, R. A. bis jezt 11 Hefte, jedes 12 Sh. 6 Pf. Vollendet in 16 Heften.

Delineations of Pompeji, engraved by W. B. Cooke from Drawings by Maj. Cockburn; bis jezt 2 Nummern, jede zu 4 Pf. 4 Sh. Vollendet in 4 Nummern.

Pompejana, the Topography, Edifices and Ornaments of Pompeji. By Sir W. Gell and John Gaudy, Architect. Royaloctav. Hiervon erscheint eine neue Auflage in 12 Nummern.

Etchings of ancient Buildings in Shrewsbury, by the Rev. E. P. Owen. Bis jezt 1 Nummer in Royalfol. 1 Pf. 1 Sh. Es werden 5 Nummern jede zu 4 Blättern.

Views on the Thames, engraved by W. B. Cooke and G. Cooke. Fünf Nummern in Royal 4. jede 1 Pf. 1 Sh.

Nächstens erscheinen: Olympia; or Topography illustrative of the actual State of the Plain of Olympia and the City of Elis, by John Spencer Stanhope, F. R. S. Fol. mit Plänen von Olympia und Elis. Die Platten gestochen von George Cooke, John Pye, Wm. Finden, George Hollis, Cosmo Armstrong und Wm. Cooke, die Karten von Joseph Croß.

German Scenery, besonders Ansichten von Wien und der Donau enthaltend. Nach Zeichnungen, welche Capt. Batty auf einer Reise im Jahr 1820 entworfen. Die Kupfer von C. Heath u. A. 12 Nummern.

Obige Preise sind angegeben, wie die Werke in London selbst, bey Rodwell u. A. verkauft werden.

Nro. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. Februar 1821.

Wo inn're Kraft und Gottvertrauen
Mit treuer Lieb' vereint zu schauen,
Da flieht des bangen Schicksals Grauen,
Und Glück sezt ihr auf sonn'ge Auen
Und süßen Frieden niederthauen.

Guido.

Emmy.

(Beschluß.)

Pippo verließ die Hütte; sein Entschluß, den Alten aufzusuchen, stand fest. Er gieng auf dem Gebirge fort, und dem von Emmy bezeichneten Wege folgend, stand er bald vor der Hütte des Alten. Allein die Thüre war verschlossen, die kleinen Fenster verhängt, und sein Klopfen und Rufen war vergebens. Er fragte in den naheliegenden Hütten nach des Alten Thun und hörte ihn überall von den Hirten als einen Engel preisen; dem hatte er eine Kuh gekauft, dem Andern seine Tochter ausgesteuert, dem Dritten eine Hütte erbauen lassen, dem Vierten von seinem Besitzthum eine kleine Weide geschenkt u. s. w. Auf Pippo's Frage, wo der Alte sich nun aufhalte, versezte man, er sey in sein Vaterland gereist und habe auch seinen Sohn mitgenommen, für welchen er eine schöne Braut in das Thal mitzubringen versprochen habe. — Pippo ging betrübt nach Haus und Emmy hörte die traurige Nachricht nicht ohne inneres Bangen, und es bedurfte einiger Tage, bis ihr frommes Vertrauen auf Menschenwerth und Seelengüte und mit ihm die stille Hoffnung der Liebe in ihre treue Brust zurückkehrte. Wie lieb und still sie ihr Leid trug, wie der Gedanke, Heinrich sey treu und gut, fest und innig in ihrer Seele wurzelte, und wie dieser neue Zustand ihr neue Reize verlieh, läßt sich kaum beschreiben.

Der junge Mann von Valbella fand sich in dieser Zeit wieder ein, und verhehlte den Grund seines Kommens nicht. Er war nun sein eigner Herr, er hatte seines Vaters Geschäfte, eine nicht unbedeutende Handlung, übernommen, wünschte ein gutes, braves Mädchen als Weib nach Haus zu führen und — liebte Emmy. Diese hatte nichts gegen ihn, sie war ihm sogar gewogen und schäzte die Biederkeit und Rechtlichkeit seines Charakters. Aber lieben konnte sie ihn nicht und sie sagte ihm zur guten Stunde offen, daß sie nie sein Weib werden könne. Er mied von nun an der schönen Emmy Antlitz und die Höhe des Gebirgs.

Der Winter brach herein und verschloß das gute Kind in der einsamen Hütte. Die traurige Oede und Abgeschlossenheit, das leblose Schweigen in dem weiten Raume thaten ihrem Herzen wohl und beschränkte auch ihren innern Sinn auf das Eine, das ihr anlag. In dem Bewußtseyn, in ihrer treuen Liebe ihre Ruhe findend, und sich an den Blicken ihres Vaters erheiternd, der in der Einsamkeit, nach so manchem bedeutenden Begebniß, sein Herz Gott und seinem Kinde wieder ganz zugewendet und viel von seiner vorigen Ruhe und Heiterkeit gewonn'n hatte, verging ihr der lange Winter. Der Mai kam mit holden Gaben und des Mädchens Herz erschloß sich neuen Hoffnungen und neuen Schmerzen: „denn, sagte sie zu sich selbst, jezt muß er kommen oder er hat seiner Emmy vergessen.“

Am Ende des Monats der Wiedergeburt der Natur,

des Menschen, des Lebens, als die Wege über das Gebirg wieder gangbarer wurden, saß Emmy allein in dem Hüttchen, Pippo war ausgegangen, um Holz zu hauen. Da öffnete sich die Thüre des Stübchens und der uns wohlbekannte Alte trat zu Emmy's großer Freude herein; sie fiel ihm entzückt um den Hals. Ihre erste Frage war: „wo ist Heinrich?" Die Thüre geht auf und zwey glückliche Menschen liegen sich stumm in den Armen.

Die Dämmerung war schon eingebrochen, als Pippo in die Hütte trat. Emmy sah ihn erblassen und vor dem Greise zurückbeben. Der freundliche Alte aber sprach auf Emmy zeigend: „Um des Engels willen, der hier steht, sey vergessen, was vergangen ist, und die Gegenwart trübe kein Rückblick in das Geschehene und keine Sorge für das, was die Zukunft bringt. Gieb dem Paare deinen väterlichen Segen, wie ich schon gethan habe; für das Uebrige laß den Himmel und mich sorgen."

„Du kennst meinen Namen," sagte der Alte, als das junge Paar sich im Mondschein vor der Hütte erging und die beyden Greise in dem Gemache allein waren: „Verhältnisse hießen mich mein Vaterland, meine Landsleute fliehen; nicht weit von hier kaufte ich eine Hütte und erzog meinen Sohn zu einem braven, schlichten Manne: er wird sich nie in sein Vaterland zurücksehnen. Ich hatte deine Tochter oft gesehen und beobachtet, und fand sie durchaus geschaffen, meinen Sohn glücklich zu machen. In der Absicht, dir und deinem Kinde nützlich zu seyn, wollte ich an dem Abend, als du mich am See fandst, deine Hütte suchen und verirrte mich. Eine todähnliche Erstarrung bemächtigte sich in jener Nacht meiner; während der ich deine Bewegungen wahrnahm und vergebens dir einen Mord zu ersparen strebte, zu dem dich deine Habsucht endlich gebracht hätte. Ich erwachte erst in der Grube, aus einem Zustand, dessen Schrecken unbeschreiblich sind, und floh mit Abscheu vor dir aus dem Grabe, in das du mich verscharren wolltest, ehe du meines Todes gewiß gewesen. Die Art, wie du mein Gold verschwendetest, konnte dir mein Herz nicht wieder zuwenden, wohl aber die Unschuld deiner Tochter, ihre Frömmigkeit und die Gefahr, in welche sie durch deine Verworfenheit gerieth. Durch einen glücklichen Zufall erfuhr ich den schändlichen Handel, welchen du mit dem Waadtländer abgeschlossen und ward nebst meinem Sohne der Retter der Unschuld deines Kindes. Du weißt, daß mein Sohn keine Blutschuld auf sich lud, und daß jener Elende sogleich das Land verließ. — Das Bildniß meines Sohnes war schon in der ersten Zeit für Emmy bestimmt und ich konnte so das Ereigniß jener Nacht für eine Lenkung des Himmels ansehen, denn ich bemerkte bald, welchen Eindruck das Gemälde auf des Mädchens Herz gemacht hatte, wie sie es auf ihren Lieblingsplätzen aus dem Busen nahm und mit liebevollem Auge betrachtete. Nun du dich vom sündigen Leben abgewendet und dein Herz wieder dem Guten geöffnet hast, ziehe mit deinem Kinde zu mir in das Thal, wo meine Hütte steht; du findest dort Unterhalt und Arbeit, und die Freude und Liebe unserer Kinder versüßt so deine, wie meine alten Tage.

An mein Blümchen im Spätherbst.

Der schöne Sommer schied
Mit aller seiner Freude,
Es schweigt der Vögel Lied
Und Sturm durchbraust die Haide.
Die stolze Buche ist entlaubt,
Und Schnee bedeckt der Berge Haupt.

Lieb Blümchen, fürchte nicht
Der Stürme wildes Toben,
Wenn auch die Eiche bricht,
So bist du aufgehoben.
Ich nehme liebend dich in Schutz,
So bietest du dem Winter Trutz.

Sieh hier zu deiner Ruh
Ein Grab und ein Paar Brettchen;
Ganz sorglos schlafest du
In diesem engen Bettchen.
Im stillen Sarge ist dir's gut,
Bist sicher vor der Stürme Wuth.

Steigt dann in Herrlichkeit
Der schöne Frühling nieder,
So komm' ich hoch erfreut
Zu meinem Blümchen wieder,
Da sprenge ich den engen Sarg,
In den ich liebend dich verbarg.

Dann wirst du aus der Gruft
Mit neuem Jugendleben,
Verbreitend süßen Duft,
Lieb Blümchen dich erheben.
Getrost jezt! harre still erfreut
Auf deine Auferstehungszeit.

Moll.

Aus Richard Lowell Edgeworth's Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. London. 1820.

(Fortsetzung.)

Die Neigung oder die wirkliche Leidenschaft des Hrn. Edgeworth für mechanische Künste verschaffte ihm die Bekanntschaft und mehr oder weniger vertraute Verbindung mit den damals im technischen Theil der Wissenschaften und Künste berühmten Männern; zu ihnen gehörte der berühmte Optiker Ramsden, von dem er eine Anekdote erzählt, die diesen außerordentlichen Menschen nach dem Leben malt. „Neben seinem großen mechanischen Genie, besaß derselbe, sagt er, noch eine Erfindungsgabe anderer Art; nämlich die der Entschuldigungen; er hat vielleicht nie eine gethane Zusage erfüllt, oder eine übernommene Arbeit auf die bestimmte Zeit geliefert, und doch ist er jederzeit bereit gewesen, feyerlich zu versprechen, was man voraus wußte, daß er nicht halten würde. Georg III. hatte ein Instrument bey ihm bestellt, woran dem König sehr viel gelegen war; Ramsden hatte selbst die Zeit festgesezt, wo es fertig seyn sollte; als diese jedoch eintrat, war die Arbeit, wie gewöhnlich, kaum angefangen. Nachdem sie dann endlich vollendet war, eilte Ramsden mit Postpferden nach Kew, wo der König seinen Aufenthalt hatte, stieg vor dem Königlichen Palaste ab, und erkundigte sich: ob Se. Maj. zu Hause wären? Die Bedienten und Pagen, über den Besuch und das ungewohnte Ceremoniel befremdet, zögerten mit der Antwort. Ramsden aber ward dringend und versicherte, man solle nur seinen Namen nennen, so werde der König ihn alsbald empfangen. Er ward hierauf zugelassen und in der That auch vom König sehr gütig aufgenommen. Se. Maj. untersuchte das Werk genau, bezeigte ihre Zufriedenheit damit, und wandte sich dann ernsthaft gegen den Künstler, um seine Pünktlichkeit zu beloben. Man hatte mir gesagt, Hr. Ramsden, Sie seyen der unzuverlässigste Mensch in ganz England, und jezt bringen Sie mir mein Instrument genau an dem Tag, auf den Sie es versprochen hatten; das ist recht schön, doch aber haben Sie sich dabey um ein Jahr geirrt."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

(Aus einem Brief des englischen Residenten in Persien an Herrn von Hammer.*)

Mosul 13. Nov. 1820.

Lieber Hammer!

Eine traurige Pflicht trifft uns Beyde; für Sie aber doppelt beschwerlich, und gern hätte ich sie Ihnen erspart, wüßte ich irgend eine Art mit Vorsicht und Sorgfalt diese Nachricht den betrübten Freunden mitzutheilen.

Der arme Bellino ist nicht mehr; und ich verlasse mich auf Sie, diese traurige Nachricht seinen Freunden auf die möglichst zarteste Weise mitzutheilen.

Ich glaube es wird jedem, der irgend ein Interesse an diesem trefflichen jungen Manne nimmt, nicht unwillkommen seyn, etwas von den lezten Augenblicken seines Lebens zu hören; ich glaube es ist der einzige Trost, den diese Begebenheit gewähren kann, denn es ist wirklich ein Trost, zu denken, daß sein Ende eben so glücklich war, als wäre er im Hause seiner Eltern gestorben, und daß er an nichts Mangel litt, was nur immer freundschaftliche Wartung, ärztliche Hülfe und geistlicher Trost gewähren kann.

Als wir im östlichen Courdistan waren, gab ich dem guten Bellino Erlaubniß sich zu entfernen, um die Alterthümer von Hamadan zu besuchen, welches lange Zeit seine Lieblings-Idee war. In Courdistan war er etwas unpäßlich gewesen mit einem gewöhnlichen Abweichen, von dem er aber ganz hergestellt wurde; ganz frisch und gesund gieng er nach Hamadan, welches in ganz Persien eines der besten Klimate hat.

Er hatte einen italienischen Arzt mit sich, der einige Zeit in Bagdad und Courdistan gelebt hatte, und diese Gelegenheit von Bellinos Reise benuzte, um Persien zu sehen. Bellino verließ uns in Sina, von wo aus ich auf einem Umwege nach Sulimania gieng. Inzwischen bekam aber Bellino in Hamadan ein böses Gallenfieber, welches ihn, jeden Gedanken, die Inschriften zu kopiren, aufzugeben und zu uns zurückzukehren, zwang. Er erreichte uns in Sulimania in einem bessern Zustande als er gewesen war, aber doch nicht ganz vom Fieber frey, und an den Füßen geschwollen. Unter der Obsorge des Mr. Bell, des Arztes der Residenzschaft, der ihn wie seinen eigenen Bruder pflegte, war er bald hergestellt; das Fieber und alle bösen Symptome verschwanden gänzlich, und in kurzer Zeit fand er sich hinlänglich wohl, die Reise für wenige Tage weiter zu setzen, bis wir hier anlangten, wo die Luft besonders in dieser Jahrszeit für Reconvalescenten unvergleichlich gut ist; er machte die Reise zum Theile in der Sänfte meiner Frau, theils auch in einer gedeckten Sänfte, und er war unterwegs augenscheinlich besser, so daß Niemand den mindesten Zweifel an seiner Genesung hegte. In der That, ich bedaure, daß unsere Reise nicht länger dauerte, denn eine seinen Kräften angemessene Bewegung war ihm immer sehr heilsam. Kurze Zeit, nachdem wir hier ankamen, fieng er an, die Besinnung zu verlieren; eine leichte Diarrhoe schwächte ihn beträchtlich, und eine Schlaffheit und Gleichgültigkeit bemächtigte sich seines Geistes immer mehr und mehr, und machte es uns unmöglich, ungeachtet aller unserer Bemühungen, ihn zu bereden, nur im mindesten Kraft anzuwenden. Meine Frau war unermüdet in der Sorge für ihn. Am Abende beredete sie ihn, ein wenig mit ihr spazieren zu reiten, welches ihn zu erheitern schien. Vorgestern ritt er wieder auf eine halbe Stunde aus, und es schien ihm gut anzuschlagen. Niemand hatte die mindeste Ahnung, daß irgend eine Gefahr bey ihm zu fürchten wäre, und er beklagte sich auch gar nicht; die leichte Diarrhoe hörte ganz auf, und es war gar keine Gefahr da. Er kam stets zu Tisch, und zeigte einen Appetit, der stäte Ernährung erheischte; dennoch nahmen seine Kräfte immer ab; er wurde immer mehr und mehr schlaff und traurig. Gestern Morgens begehrte er sein Frühstück im Bett zu genießen; ich fand ihn sehr schwach, aber doch besser als die Nacht bevor, dieß war auch Mr. Bell's Meinung, der ihn weder bey Tag noch bey Nacht einen Augenblick verließ; er nahm sein Frühstück mit Appetit ein, und begehrte, man möchte ihm gegen Mittag etwas Milchkaffee, und gegen Abend etwas Reis geben. Armer Bellino!

*) Der achtungswürdige junge Mann, dessen Tod dieser Brief anzeigt, ist den Lesern des Morgenblatts durch einige schäzbare Notizen aus Bagdad bekannt, die wir ihnen im Laufe des vorigen Jahres mittheilten. Wir geben vorliegenden Brief unverkürzt, als das schönste Denkmal von des Todten Werth und seines Freundes und Gönners menschenfreundlichen Karakter.

Er sah den Sonnen-Untergang nicht mehr. Gleich nach dem Frühstücke wurde er auffallend übler, war ganz erschöpft, und konnte kaum sprechen, die Diarrhöe überfiel ihn heftiger als vorher. Ich kam zu ihm, und verließ ihn auch nicht mehr. Ich fand es nothwendig nach einen Geistlichen zu schicken, denn es war beynahe nicht zu bezweifeln, daß seine Genesung vermöge seiner schwachen Konstitution und seines Temperaments je mehr Statt haben könne. Als der Geistliche kam, war er sehr damit zufrieden, und äußerte sich, daß er stets einem in Italien erzogenen katholischen Geistlichen gebeichtet, und bey ihm kommunizirt habe. Er verlor darauf immer mehr und mehr die Besinnung und entschlief ruhig gegen 4 Uhr Nachmittags.

Meine Frau ist, wie Sie sich leicht vorstellen können, untröstlich; ja wirklich! wir sind es Alle, er war ein vortrefflicher, gutherziger junger Mann, und eben sein rasches Wesen machte ihn uns noch angenehmer, und nur mit wahrem Schmerz erinnern wir uns seiner. Der katholische Bischof des Kirchsprengels wachte die Nacht hindurch bey seinem Leichname. Diesen Morgen erwies ich meinem geschätzten Freunde die lezte Ehre. Ich begleitete ihn auf den katholischen Gottesacker mit der ganzen Residenzschaft, der Bischof mit dem ganzen Clerus erwiesen ihm den lezten Dienst. Ich habe Anstalt getroffen, daß die erforderliche Anzahl Messen mit der gehörigen Feyerlichkeit in der katholischen Kirche gelesen werden, und lasse ihm ein Monument auf sein Grab setzen.

Ich habe nun die traurige Erzählung geendet, ich kann nicht weiter fortfahren, ich bin zu betrübt. Der arme Bellino ist nicht einer von jenen, die man so leicht vergessen kann. Leben Sie wohl!

Ihr

aufrichtiger

Claudius James Rich.

Wien, im Januar.

(Beschluß.)

In dieser Zeit sahen wir auch ein neues Bühnenstück auf dem Hoftheater, nämlich: Gefallsucht, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen bearbeitet von Costenobel. Wir kennen das Original, welches den Titel: La jeune hôtesse führt, nicht, und dürfen eben deswegen dem Bearbeiter von dem ganzen verzwickten Wesen dieses Lustspiels, bis zu dem moralisirenden haec fabula docet am Schlusse, nichts zur Last legen, als den deutschen Titel und etwa die Alexandriner.

Die Wirthin wurde durch Mad. Löwe dargestellt, die sich bestrebte und der es gelang, den Charakter so liebenswürdig zu machen als möglich; aber dennoch faßte sie die Sache nicht beym rechten Ende an, was übrigens auch die Wirkung nicht vermehrt haben würde. Sie deutete ihre Absicht durch zu viel Mienenspiel an, sie suchte zu sehr der Koketterie die Farbe der Unbefangenheit zu geben, und dadurch muß jene nur noch auffallender werden; der Vortrag war endlich nicht belebt genug, weil der schwerfällige Rhythmus der Versifikation die Schauspielerin mit sich fortzog. Dennoch verdankt das Stück ihr und dem Darsteller des Bremensers Dünkelmann einzig den geringen Vortheil, der ihm wurde. Hr. Koberwein gab den Kaufmann so lustig wie möglich, aber auch so — kräftig als sich's thun ließ. Wenn wir abrechnen, daß der Charakter mit so viel verschiedenen Zügen aufgestuzt erschien, daß wenigstens ein Dutzend andre sich dadurch bemerkbar machen würden, so verdient die Darstellung ihrer Wirksamkeit und des Gelungenen im Allgemeinen wegen bemerkt zu werden.

Im Schauspielhause an der Wien wurde eine Pantomime gegeben, betitelt: Die Silberschlange. Bisher hatten die Kinder unter Leitung des Balletmeisters Horschel noch keine Produktion mit stehenden Masken-Charakteren ausgeführt. Der Anfang zeigte sich von dieser Seite sehr unbedeutend, und weder die Erfindungskraft des Urhebers, noch die Leistung der kleinen Tänzer befriedigte die Erwartung der Menge. Den lezteren fehlt es, wie man leicht denken kann, an komischer Kraft und freyem Zusammenwirken; das Werk selbst ist ein sinnloses Gemengsel von Scenen und Erscheinungen, die weder Ordnung und Zusammenhang, noch wohlberechnete Kürze haben, vielmehr durch ihre Weitschweifigkeiten ermüden. Dekorationen und Maschinerien müssen das übrige thun. Unter jenen überraschte vorzüglich eine Wintergegend durch täuschende Wahrheit. Man sieht zugleich Schlittenfahrt und Schrittschuhlaufen auf der Bühne, was durch kleine Räder bewerkstelligt wird, die man mit bloßen Augen nicht wahrnehmen kann. Die Verwandlung in eine heitre Frühlingsgegend, wo die Knaben in übereinstimmender Kleidung, mit rothen Spencern, Schmetterlinge haschen, giebt einen freundlichen Anblick. Drollig ist die Entführungs-Scene des Pierot, mit dem eine schwarze Figur, eine Art von Diabolino vorstellend, dem die Hörner hervorwachsen, unter lauter Burzelbäumen in die Luft fliegt. Dieses geschieht mittelst einer Vorrichtung, wodurch beyde Gestalten immerfort das Uebergewicht bekommen, und gilt für halsbrecherisch. Die Schlußdecoration ist glänzend, im gewöhnlichen Balletstyl. Die Musik besteht aus einem Quodlibet von bekannten und beliebten Tonstücken, die größtentheils auf den Kontrast berechnet sind und komische Wirkung hervorbringen. So zum Beyspiel stimmt das Orchester, indem eine kleine Karrikatur mit kläglichen Geberden aus dem zerbrochenen Wagen steigt, plötzlich die Melodie an: „Welche Lust gewährt das Reisen! — und wenn der gefoppte Pierot Columbinen zärtliche Grimassen in Arlekins Gegenwart macht, läßt die Begleitung einen Satz aus der Arie hören: „Othello, kannst du lieben!" — Dieses neueste Produkt des Balletmeisters nach seiner Zurückkunft aus Paris und London findet nicht viele Liebhaber, wenn gleich Zuschauer genug.

Dieser Tage ließen sich die beyden Virtuosen Kummer und Dietze aus Dresden, im großen Opernhause hören. Ersterer ist ein tüchtiger Violoncellist, der alle Schwierigkeiten seines Instruments mit Sicherheit und Leichtigkeit überwindet, aber die Seele desselben nicht zu kennen scheint und den Gesang der Fertigkeit nachsezt. Hr. Dietz weiß die Oboe mit Meisterschaft zu behandeln. Sein Ton ist rein, aber die Fülle mangelt ihm; er besizt große Fertigkeit, und die kühnsten Sprünge gelingen ihm mit seltner Präzision. Seinem Vortrag fehlt nicht der Geschmack, wohl aber noch die Kraft des Ausdrucks. Beyde Künstler spielten zulezt ein Potpourri, doch ihre Instrumente wirkten nicht vortheilhaft zusammen. Alle Tonstücke, die Ouvertüre ausgenommen, waren von der Komposition des Herrn Kummer, und zeugten von einem schäzbaren Talent, wenn gleich nicht von tiefer Kenntniß des Satzes. Das Publikum ließ dem bescheidenen Verdienst dieser Gäste Gerechtigkeit widerfahren.

Auf demselben Theater machte unlängst die ältere Tochter unserer tragischen Künstlerin Schröder ihren ersten Versuch in der Oper, als Pamina, mit glücklichem Erfolg. Die Stimme hat Umfang und ist in den hohen Tönen rein und sicher. Die Anfängerin sang, ihrer großen Beklommenheit ungeachtet, nicht ohne Ausdruck. Bildung und Geläufigkeit werden noch erwartet, und die ausnehmende Bescheidenheit berechtigen zu dieser Erwartung. Der Anzug war nicht wohlkleidend, die Darstellung besser, als von vielen Sängerinnen überhaupt geleistet wird.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 15.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. Februar 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens. Von H*****. Amicus Plato, sed magis amica veritas. Aarau bey Sauerländer 1820. 321 S. in 12.

Unter der Wahrheit, welcher das vorgesezte Motto huldigen zu wollen scheint, darf wenigstens die historische Wahrheit nicht verstanden werden, denn es gehören diese Bruchstücke zu den biographischen Romanen, worin allerdings Wahrheit und Dichtung sich vereinbart finden, nur nicht nach Art und Weise des berühmten Meisters, sondern in der Manier gemeiner Handlungen. Der Verfasser hat einige Zeit als Vorsteher eines wandernden Schauspieler-Vereins und nachher ohne diesen mit seiner Familie in der Schweiz gelebt, früher aber in der französischen Armee gedient, und in diesen wie in andern Verhältnissen mehr, konnte ihm freylich der Stoff zu Erzählungen nicht fehlen. Wie viel davon der Mittheilung werth und was darunter mitzutheilen räthlich seyn möchte, kann Ref. nicht beurtheilen; aber was vorliegt und vermuthlich auch, was etwa noch weiter zu hoffen ist (das Ende der Schrift verspricht nämlich mehrere Bruchstücke, wofern die Leser es wünschen), beschränkt sich auf mährchenhafte zugestuzte Begebenheiten und auf triviale Bemerkungen: anstößiges wird man dagegen nichts finden, und als Lesefutter mag das Buch demnach unbedenklich verbraucht werden.

Die Revolutionskriege und das französische Kaiserreich liefern mitunter die Rahmen oder die leuchtenden Punkte, welche für die Erzählungen Theilnahme wecken sollen. Der Verfasser ist ungefähr eben so weit in der Welt herumgekommen, als die Revolutionsstürme selbst, und bald haben ihn große Feldherren (Massena z. B. am Tage von Zürich) rühmlicher Auszeichnungen gewürdigt, bald ist er um berühmter Heerführer willen (in Moreau's Proceß verflochten) geächtet worden. Als Flüchtling haben ihn die Verfolgungen des französischen Machthabers auch im Ausland nirgends verschont; in Turin ward er unter Menou's Vorsitz zum Tode verurtheilt und dreyzehn Monate in unterirdischem Gefängnisse, worein kein Lichtstrahl drang, behalten. Das Belauschen seines Ich's hat ihn in dieser Finsterniß auf manches System und unter anderm auf eine Gastrologie oder Diätetik gebracht, von der er vorläufig meldet, es sey dieselbe rein auf Erfahrungen begründet, sie könnte vielleicht eine bedeutende Revolution in medicinischer oder pädagogischer Hinsicht bewirken, und er behalte sich vor, dieselbe öffentlich mitzutheilen. Die Geschichte des Stiftes St. Blasien erhält hier völlig neue Aufschlüsse, indem der Verfasser während seiner Aechtung und als das Stift schon mit der Aufhebung bedroht war, zufällig dem Fürstabt das Leben rettete, in's Noviziat trat, Statthalter der Abtey ward, und durch Verwendung beym Kaiser Napoleon auch dem Stift sein Daseyn zu retten vermocht hat. Eine neue Wendung der Dinge nöthigte ihn zur Flucht, und als er im folgenden Jahr in Venedig verhaftet wurde, fand man in seiner Brieftasche Briefe des Fürsten, welche Unglück über sein Haupt und über das Stift brachten! Man weiß nun, was hier zu finden ist.

Taschenliteratur.

Vergißmeinnicht ein Taschenb. f. 1821, von H. Clauren. Leipzig b. Leo. 473 S. kl. 8.

Der Herausgeber, der zugleich Verfasser des ganzen Inhalts an Erzählungen ist, besizt alles, was den anziehenden Romanenschreiber macht: Geist, Gefühl, mannigfaltige Kenntnisse, leichte Schreibart und die Gabe lebendiger, anschaulicher Darstellung. Wer mithin diejenige Unterhaltung sucht, welche durch ein leichtes, nie anstrengendes Wechselspiel zwischen Phantasie und Gemüth hervorgebracht wird, der findet bey ihm seine Rechnung gewiß. Auf eigentlichen Kunstgenaß legt es Cl. im Zuschnitte seiner Erzählungen selten an; doch gewährt er denselben bisweilen in einzelnen Parthien, gleichsam als eine Zugabe zu dem, was sein anspruchloser Ton verspricht.

Hier gibt er drey Erzeugnisse. Das Mädchen aus der Fliedermühle ist mehr Roman als Novelle; und,

einmal 240 Seiten lang, hätt' es wohl auf dem doppelten Raume als solcher ausgeführt zu werden verdient. Der Stoff ist nicht blos eine rührende oder belustigende Anekdote, sondern ein ansehliches Stück Lebensgeschichte. Die Fürstentochter Maria, vom Vertrauten ihres verstorbenen Vaters, Kraft seines lezten Willens, in ländlicher Unschuld, doch für die große Welt erzogen, tritt in dem Zeitpunkte auf, wo diese Erziehung vollendet ist, und wo sie in den Kreis eintreten soll, in den ihre Geburt sie beruft. Es ist zugleich der Zeitpunkt, wo ihr Geliebter, ein Jüngling aus dem Bürgerstande, von ihr scheiden muß, um durch eine Reise nach Italien für sein Fach (die Baukunst) sich auszubilden. Ihm hat der vermeintliche Vater Mariens das Geheimniß ihrer Geburt einen Tag früher entdeckt, als Maria durch die feyerliche Eröffnung des väterlichen Testamentes es erfahren soll, und er ist, nach seiner Meinung, auf immer von dem Ziele seiner Wünsche geschieden. Doch das ist Mariens Meinung nicht; sie hofft im stillen auf die Gunst des Verhängnisses, bewahrt ihm ihr Herz mitten im Glanze der großen Welt, und das Verhängniß ist gefällig genug, den Knoten ohne Kampf mit dem mächtigen Vorurtheile aufzulösen. Der Krieg (von 1815 denn Cl. giebt gern den poetischen Vortheil der Fernung um das prosaisch-wirksame Anschließen an die jüngste, im Gedächtnisse der Leser noch frische Vergangenheit auf) zieht ihn aus seiner Künstlerlaufbahn heraus, und erhebt ihn auf eine Stufe des Ranges, von welcher die Liebende ihn endlich mit leichter Mühe auf die ihrige hinaufzieht. Also gewissermaßen Goethe's „Wanderer und Pächterin" umgekehrt. Dieser Stoff hätte leicht zum echten Roman ausgebildet werden können. Der Verf. hätte nur, statt uns fast ausschließlich Marien, in der Umgebung einer einzigen (anfangs von mädchenhafter Eifersucht beargwohnten) Freundin und einiger gleichgültigen Nebenpersonen, zu zeigen, auch mit dem Innern ihres Geliebten uns bis zur Anschauung vertraut machen — er hätt' uns sehen lassen sollen, wie auch in ihm, selbst ohne die Hoffnung, welche Mariens Treue stützt, die erste Liebe ihre stille Macht gegen die eherne Nothwendigkeit der Entsagung bewährt. Diese zwey Bilder aus dem innern Leben, mit gleicher Sorgfalt, und mit psychologischem Tiefblick ausgemahlt, würden das unterhaltende Ganze befriedigender für den Kunstsinn gestaltet haben, zumal wenn auch der Erzieher Mariens, in dem allein der psychologische Schlüssel zu der problematischen Erscheinung dieser liebenswürdigen Müllerfürstin gedacht werden kann, tiefer in den Kreis unserer Anschauung hereingezogen worden wäre. Je anziehender der glückliche, dem Gemüthe wohlthuende Erfolg einer solchen Erziehung auf uns wirken mußte, um so interessanter wär' es gewesen, die practische Philosophie des Erziehers anzuschauen, und das konnt' uns der V. gewähren unbeschadet des glücklich benuzten epischen Vortheils, uns gleich Anfangs in medias res zu führen. „Was denn vor (für) ein Blauenstein, (?)" wird S. 141 wohl Druckfehler seyn.

Des Vaters Sünde und der Mutter Fluch ist eine tragische Novelle. Die Erfindung matt, die Darstellung zwar lebendig; aber der Ton, welchen der beabsichtigte tragische Total-Eindruck fordert, im Anfange gänzlich verfehlt. Die fast in aller Personen Munde bis zur Bizarrerie getriebene Schiffahrtstechnik widert uns bald und um so sicherer an, da der V. den tragischen Ausgang, mit welchem dieses Ringen nach komischer Wirkung im Conflict der ästhetischen Unzweckmäßigkeit steht, ziemlich deutlich im voraus ankündiget. „Fast auf allen Vieren weiter turkelnd" (S. 250) wollen wir ebenfalls — als Druckfehler anzeigen.

Leidenschaft und Liebe ist eine Anekdote, wozu Thümmels Irrthum mit Margot den ersten Impuls gegeben haben kann. Sie ist anziehender, als ihr Titel. Aber diese Beschreibung der Verlegenheit: „Ich fühlte ein stechendes Prickeln, als bohrte mir jemand mit zehntausend Nähnadelspitzchen in allen Poren" (S. 438) kann unmöglich ein Druckfehler seyn. Die Kupfer sind Fabrikarbeit, wie sie in den Taschenbüchern an der Tagesordnung ist, mit Ausnahme des, wenigstens sehr ähnlich gebliebenen, Porträts der Prinzessin Mariane von Preußen. Uebrigens ist das Aeußere des Buchs sehr elegant.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Oktober 1820.

(Fortsetzung.)

Länder- und Völkerkunde. Les jeunes voyageurs, oder Briefe über Frankreich in Prose und Verse, mit einer Special-Karte und 87 Kupfern, die, außer der geographischen Lage eines jeden Departements, dessen Hervorbringungen, sowohl des Bodens als des Kunstfleißes, dessen Seltenheiten und die Namen der berühmtesten Männer, die in demselben leben oder gelebt haben, dem Auge darstellen. Die Verfasser, die nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen angeben: L. N. A. und C. T. wollten keine trockene geographische Beschreibung Frankreichs liefern; sie wollten Beydes, unterrichten und unterhalten. Um dieses zu bewirken sahen sie sich genöthiget in ihrem Plane Geschichte und Literatur, Sitten und Gebräuche, ja selbst Anekdoten mit einzuschließen. Das Werk wird aus 6 Bänden in 18. bestehen und noch vor Ende des Jahrs erscheinen. Preis 30 Fr. Vel. Pap. 60 Fr. Bey Lelong. — Voyage dans la Grèce par F. C. H. L. Pouqueville. Dieses Werk enthält die Beschreibung vom alten und neuen Epirus, von einem Theile von Macedonien und Mösien, von Thessalien, Dorien und anderen Ländern des alten Griechenlandes, nebst Bemerkungen über Archäologie und Numismatik, über die Sitten, die Künste, den Kunstfleiß und den Handel der Einwohner dieser Länder. Der Verfasser war

ehedem französischer General-Consul bey Ali, Pascha von Janina, und hatte in dieser Eigenschaft Gelegenheit, gelehrte Forschungen anzustellen, und mit Zuziehung der Schriftsteller Roms und Athens, die Spuren der hellenischen Topographie in dem neuen Griechenlande wieder zu finden. Man hat von jeher die topographische Genauigkeit Homers vorzugsweise gepriesen; nach H. Pouquevilles Meinung aber verdienen, in dieser Hinsicht, Theophrast und Thucydides, Pausanias, Strabo, Polybius und Livius nicht minder Lob. Er hat bewährt, was sie geschrieben; er hat aufgeklärt, was von der Kenntniß der Provinzen des alten Epyrus noch in Nacht gehüllt war. Er führt den Leser von einem Lande in das andere, mit eben so vieler Zuverlässigkeit, als hätte nach Verlauf so vieler Jahrhunderte sich nichts verändert. Er läßt ihn die berühmten Oerter, die Denkmale und die Völker wieder finden, die so oft unsere Bewunderung erregten, und von denen wir noch so vieles zu lernen haben; mit einem Worte alles ist hier gleichsam vergegenwärtiget dargestellt, und über nichts scheint mehr der geringste Zweifel übrig zu bleiben. Man muß des Verfassers Eifer, Beharrlichkeit und unermüdeten Fleiß, wovon dieses Werk Zeugniß ablegt, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir bedauern, daß der beschränkte Raum uns nicht erlaubt, eine umständliche Würdigung desselben hier mitzutheilen. Eine anziehende Geschichte des berühmten Ali Pascha ist dem Werke hinzugefügt. 4 Bände in 8., 140 Bogen Druck, mit Kupfern und einer geographischen von Barbié du Bocage entworfenen Karte. Preis 36 Fr. Bey F. Didot. — Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, par l'Abbé Barthelemy. In unsrer bibliographischen Uebersicht von vorigem Monate zeigten wir schon eine neue Ausgabe von diesem Werke an, die der Buchhändler Ledoux unternommen hatte; eine andere neue Ausgabe (die fünfte), kündiget jezt Didot d. j. davon an. Sie wird gleichfalls aus 7 Oktavbänden bestehen, aber von keinem Atlas begleitet, sondern nur mit einer Generalkarte versehen und mit dem Bilde des Verfassers gezieret seyn. Preis aller sieben Bände 45 Fr. 50 Cent. Wer aber vor dem 30. December sich auf dieses Werk unterschreibt, erhält die erste Lieferung desselben (1ster und 2ter Band) mit dem Portrait und der Karte, für 11 Fr.; die zweyte (3ter und 4ter B.) für 10 Fr.; die dritte (5ter, 6ter und 7ter Band) für 15 Fr. zusammen 36 Fr. u

Sprachlehre. La langue française et l'orthographe enseignées en 24 leçons, oder Französische Sprachlehre, vermittelst welcher ein jeder im Stande ist, allein, ohne Hülfe eines Lehrers, diese Sprache richtig reden und schreiben zu lernen. Es wäre zu wünschen Hr. Fournier, Verfasser dieser Sprachlehre, hätte dafür einen anspruchslosern Titel gewählt. Sie bedurfte einer solchen prunkvollen Ankündigung nicht. Eine größere Empfehlung ist es für sie, daß die acht und zwanzigste verbesserte und vermehrte Ausgabe davon erschienen ist. 4 Bogen Druck in 12. Preis 1 Fr. 25 Cent. Der Verfasser ist selbst Verleger. — Methode pour étudier la langue grecque; par J. L. Burnouf. Der Verfasser, königlicher Professor am College de France, siehet schon zum achtenmal seine von der französischen Universität angenommene Methode aufgelegt. 22 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 75 Cent. Bey Delalain.

Lexicographie. L'Esprit de l'Encyclopédie, oder Auswahl der wichtigsten und interessantesten Artikel der Encyclopädie, in Rücksicht auf Moral, Literatur und Philosophie, abgekürzt und geordnet von einer Gesellschaft von Gelehrten. Neue, verbesserte und mit einer großen Anzahl von Aufsätzen vermehrte Ausgabe. Das ganze Werk wird aus 12 Oktavbänden bestehen, die vom 1. Januar k. J. an, alle zwey Monate in Lieferungen von 2 Bänden erscheinen sollen. Unterschriftspreis eines jeden Bandes bis Ende dieses Jahres 5 Fr. demnächst 6 Fr. Bey Mongie, Delaunay und Pelicier. — Archeologie française, oder Wörterbuch der alten, außer Gebrauch gekommenen Wörter, wovon die Wiederherstellung zu wünschen wäre. Durch Beyspiele erläutert, die aus den gedruckten und ungedruckten Schriften des 12ten, 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderts gezogen worden sind. Von Charles Pougens, Mitglied des Instituts. 5 Bände in 8. worauf bis Ende Decembers d. J. Unterschrift angenommen wird. Preis eines jeden Bandes 7 Fr. Bey Renouard und bey Treuttel und Würtz. — Petit Dictionnaire de l'Academie française, oder Abkürzung der fünften Ausgabe dieses Wörterbuchs, mit hinzugefügter Aussprache. Von J. A. Masson. Die Anfangsgründe der französischen Sprache, von Lhomond, hat der Herausgeber vorher gehen lassen. Siebente Auflage. 2 Bände in 16. 29 Bogen Druck. Preis 6 Fr. Bey Masson (1821).

Philologie. Hypothèses et époques des planètes de etc. Ptolemée, et hypotyposes de Proclus Diadochus. Zum erstenmal aus dem Griechischen ins Französische übersezt, nach den Manuscripten der königlichen Bibliothek, nebst drey aus dem Deutschen übersezten Denkschriften von H. Ideler, über die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer, über den Cyclus des Meton, und über die Zeitrechnung der Perser. Der Verfasser, Abt Halma, hat, als Einleitung, eine Rede vorangeschickt, nebst zwey Abhandlungen über die macedonischen Monate und über den jüdischen Kalender. Eine lateinische Zueignung widmet dieses Werk dem jüngst gebornen Herzog von Bordeaux. Es ist in zwey Spalten gedruckt, da, wo der griechische Text der französischen Uebersetzung gegenüber gestellt werden mußte. Der Schmuztitel zeigt den 4ten Band von Ptolemeus Werken an. 34½ Bogen Druck in 4. mit Planen. Bey Merlin. — Le théâtre des Grecs, par le pere Brumoy. Zweyte vollständige Ausgabe, verbessert, und mit der Uebersetzung einer Auswahl von Bruchstücken aus den tragischen und komischen Dichtern Griechenlands vermehrt, von Raoul-Rochette, Mitglied des Instituts. Diese Ausgabe wird aus 18 Lieferungen bestehen, wovon 15 den Text, und 3 blos Kupferstiche enthalten sollen. Zwey von lezteren, und der 1ste und 2te Band des Textes sind schon ausgegeben worden. Jeder Band enthält 27 bis 30 Bogen Druck in 8. Preis eines jeden Bandes, oder einer jeden Lieferung 5 Fr. Vel. Pap. 10 Fr. Bey Mad. Cussac. — Oeuvres mêlées de Plutarque, aus d. Griechischen übersezt von Amyot, mit Noten und Bemerkungen von Brottier, Vauvilliers und Clavier. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. 3ter und 4ter Band, zusammen 55 Bogen Druck in 8. Diese zwey Bände machen die 11te Lieferung der Oeuvres de Plutarque aus. Gedruckt bey P. Didot, im Verlage bey Janet und Cotelle. — Plutarchi vita Themistoclis; in usum gallicae et graecae juventutis; curante Nicolo Poulo, Smyrnaeo. 2 Bogen Druck in 12. Auf gleiche Art hat der nämliche Verfasser das Leben Lycurgus, Alexanders und Cajus Julius Cäsars bearbeitet, wovon jedes auch nur 2 bis 4 Bogen Druck enthält. Bey Delalain.

Redekunst. Traité des figures de rhétorique, mit Beyspielen aus den berühmtesten lateinischen und französischen Schriftstellern, und mit Noten über verschiedene der angeführten Stellen, von J. Plancher, Professor der Redekunst am Collège Bourbon zu Paris. 14 Bogen Druck in 12. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Desray.

Dichtkunst. Poesies de Madame Desbordes-Val-

more. Da sich unter den Freunden der französischen Literatur gewiß noch Leser finden, für welche die ländliche Muse nicht alle Reize verloren hat, so läßt sich vermuthen, daß sie die Gedichte der Mad. Valmore einen Platz neben denen der Mad. Deshoulières einräumen werden. 1 Band in 8. mit Kupfern. Preis 4 Fr. 50 Cent. Bey Louis. — Le crime du 16. Octobre, ou les Fantômes de Marly, poetisch-historisches Monument, der Königin von Frankreich, Marie Antoinette, und dem jungen Könige, ihrem Sohne, zum Andenken errichtet von Lafont d'Aussonne. 3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Eymery. — Hommage de la France royaliste et littéraire à Mgr. le Duc de Bordeaux, oder Sammlung von Gedichten, Reden, und anderen poetischen und prosaischen Aufsätzen, wozu das glückliche Ereigniß der Geburt des französischen Prinzen Heinrich Karl Ferdinand Marie Dieudonné von Berry, Veranlassung gegeben hat. Diese Sammlung wird in Oktav-Heften zu zwey Bogen unter des Buchdruckers Le Norman Pressen hervorgehen, sobald eine Anzahl von 600 Unterschriften zur Abnahme zusammen seyn werden. Der Herausgeber macht es zur Bedingung, daß die Beyträge, gleich viel in welcher Sprache, echt royalistisch seyn, und die Einsender sich anheischig machen müssen, auf 12 Hefte der Sammlung mit 7 Fr. 50 Cent. zu unterschreiben. Ein Namenverzeichniß der Subscribenten soll dem lezten Hefte hinzugefügt werden. An Materialien kann es zu dieser Sammlung wohl schwerlich fehlen, da im Verlauf des Monats Oktober allein schon 71 Oden, Lieder und andere Dichtungen erschienen waren, worunter sich sogar eine hebräische Ode befand, jedoch mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung.

Dramatische Dichtkunst. La démence de Charles VI. Trauerspiel in 5 Aufzügen, von N. L. Lemercier, Mitglied des Instituts. Dieses Gedicht, von der Pariser Theater-Censur unterdrückt, hat nun schon die zweyte Auflage erlebt. Der zweyten hat der Dichter eine Ode hinzugefügt, die er vor zwanzig Jahren an Frankreichs Melpomene richtete. Sie beweiset, daß damals schon H. Lemercier den Gedanken hegte, eine National-Bühne zu gründen. Seinem Bestreben haben sich seitdem unzählige Hindernisse in den Weg gestellt. Andere Dichter sind nicht glücklicher gewesen. 7 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Barba. — L'homme aux précautions. Lustspiel in 5 Aufzügen und in Versen, von A. Desaugiers. Bey der ersten Vorstellung auf der zweyten französischen Bühne, am 5. August, fiel dieses Stück beynahe durch, erhob sich jedoch wieder bey den folgenden Vorstellungen. In der That ist der Gegenstand nicht reichhaltig genug für fünf Aufzüge. Ein Mann, der stets bey der kleinsten Veranlassung die größte Vorsicht anwendet, um den Wirkungen des Zufalls vorzubeugen, besizt keinen dramatischen Karakter; seine Lächerlichkeit mag auf einen Augenblick Unterhaltung gewähren, aber gewiß nicht mehrere Stunden lang. Indessen ist das Stück reich an lieblichen Einzelnheiten, und der Beyfall desselben würde allgemein seyn, hätte H. Desaugiers seinen spielenden, oft beißenden Witz in einen anspruchsloseren Rahmen eingeschlossen. 9¼ Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Pouthieu. — La grille du Parc, ou le premier parti. Komische Oper in einem Aufzuge. Der Verfasser derselben hat sich nicht genannt. Die Musik ist von Panseron. Das Stück wurde den 9. September auf dem Theater der komischen Oper zum erstenmal mit Beyfall aufgeführt. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Barba. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Mensch.

Der literarische Merkur (eine Dresdener Zeitschrift, die in Nro. 63. v. J. 1820 angezeigt worden ist) hat zu Ende des vor. J. angefangen, kritische Briefe August's von Kotzebue aus Tenare *) nach der Erfindung des Herrn Wilh. Hoffmann in Weimar (welcher bekanntlich nach Kotzebue's Tode dessen berühmtes Wochenblatt fortsezte) der witzfrohen Lesewelt zum Besten zu geben. In Nro. 98 schreibt der Kotzebue'sche Schatten u. a. also:

„Wie aus den Wolken bin ich gefallen, als ich unter „den Almanachs auch Müllner's Albaneserin erblickte. Taschenbuch für 1821! So steht's auf dem Einbande, so wahr „ich todt bin! Nun seh' mir 'mal ein Mensch den Tübinger Literatur-Menschen an! Hat er nicht auf „die Taschenbücher gestichelt, die Küpferchen und die „Einbände, ja die Futterale sogar, durchgehechelt, und „über Kind sich lustig gemacht, der die zierlichen Büchlein, „denen das Publikum seine vorzügliche Gunst geschenkt, „gegen ihn in Schutz genommen hatte?**) Und nun kommt „er selbst mit einer Taschentragödie, so klein, daß man sie, „gleich einer Schnupftabaksdose, in die Westentasche stecken „kann. Ich habe das wirklich gethan, da ich, in Ermangelung einer leiblichen Nase, keine wirkliche Dose mehr „darinnen führe. Und da das Stück nun einmal berühmt „geworden ist, weil noch vor dem Druck desselben ein Herr „Sommer in Wien ein ganzes Buch dagegen,***) und „ein Herr Wähner (nomen et omen habet, der kann „niemals recht haben) ein Büchlein dafür geschrieben hat, „der Brockhause'schen und Kruge'schen (?) invisis Kritiken „nicht zu gedenken: so nehm' ich von Zeit zu Zeit eine Prise „aus der tragischen Dose, damit die Tenaristen (nicht die „Tenoristen, die sind hier so rar, als auf Erden,) doch „wenigstens sehen, daß ich sie besitze. Bis jezt kann ich nicht „sagen, daß ich darauf stark geniest hätte, oder daß mir die „Augen übergegangen wären. Es scheint mir zuviel Tugendpulver unter den Tabak der Leidenschaft gemischt zu „seyn, welches allemal den Reiz mindert."

Der Tübingische Literatur-Mensch ist darinne mit dem tartarischen ganz einverstanden.

M.

*) Mit Tartarus gleichbedeutend. Tenare, L'enfer, suivant la Fable. Style poëtique. Acad.

**) Lit. Bl. v. J. 1820. Nr. 44. S. 176.

***) Wirklich ein ganzes, eigenes, besonderes, förmliches Buch; so seh' ich aus der Buchhändleranzeige im Intell. Bl. Nro. 45. S. 182. Eine große Ehre für mein Trauerspiel, welche der mir unbekannte Herr D. Sommer noch sehr erhöhen kann, wenn er — ein besseres schreibt.

M.

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch 21. Februar 1821.

Nichts Großes und Schönes geben die Götter dem Menschen ohne Arbeit und Mühe.

Xenophon.

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

Madrid, im Januar 1821.

Wer sich entschliessen kann und mag, das liebe, friedliche, heitere Deutschland auf einige Zeit mit Spanien zu vertauschen, der rüste sich ja mit viel Geduld und Langmuth aus, denn er bedarf derselben. Unsere Einrichtungen, das Leben sich bequemer und genußreicher zu machen, sind weit hinter denen aller übrigen Hauptstädte von Europa zurück, und doch haben diese Einrichtungen so viel Einfluß auf unsere Gemüthsruhe, auf Zeiteintheilung, auf die Frucht unserer Anstrengungen. Täglich vermissen, was man anderswo besizt, ohne es zu suchen; die täglich sich erneuernde Veranlassung zur Unzufriedenheit mit Bedienten, Handwerksleuten u. s. w.; nichts beginnen oder zweckmäßig vollenden zu können, weil man in seiner Beschäftigung auf stets neue Hindernisse stößt, sind Dinge, wobey man Muth, Eifer und Heiterkeit verliert. „In großes Unglück lehrt ein edles Herz sich endlich finden, sagt unser Schiller, aber wehe thuts, des Lebens kleine Zierden zu entbehren.“ So auch hier! Wer die Urwälder von Brasilien, die weiten Wüsten von Afrika durchstreift oder bey halbgebildeten Völkern einkehrt, der ist auf Entbehrungen vorbereitet; wer aber in einer der Hauptstädte von Europa das Gewohnte nicht wieder findet, empfindet Aerger und Mißmuth. —

„Große Gasthöfe, sagt Ch. A. Fischer, giebt es eigentlich nur einen in Madrid, nämlich das Maltheser-Kreuz (la Cruz de Malta) in der Straße von Alkala, (soll heißen del Cavallero de Gracia), der nichts zu wünschen übrig läßt, als mehr Geräumigkeit.“ In der That, man müßte nichts wünschen, wenn man da nichts zu wünschen übrig behielte! Ich kam Abends Schlag eilf Uhr an, und mußte mich, obwol ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, ohne Nachtessen zu Bette legen. Die Betttücher waren so verbraucht, daß ich mich des Nachts in den vielen Oeffnungen so verirrte, daß ich mich ordentlich gefesselt fand. Die Unreinlichkeit in den Gängen und Zimmern war so groß, daß ich die ekelhafte Beschreibung derselben nicht mitzutheilen wage. Besser, wenn auch nicht viel besser, sind die Gasthöfe del Norte (calle de San Pablo) del Angel (plazuela del Angel), Fontana de Oro (calle de San Geronimo) und San Fernando (calle de Alcalá), den vor Kurzem ein Deutscher eingerichtet hat, welche ich daher etwaigen Reisenden empfohlen haben will. Die Preise sind übrigens drey bis viermal so hoch, als in Deutschland. — Die Kaffeehäuser sind sonst die ersten Zufluchtsorte der Fremden; hier bieten sie, obgleich zahlreich, wenig Zerstreuung und Unterhaltung dar. Das erste ist unstreitig el Café nacional y constitucional de Lorenzini (carrera de San Geronimo), das durch die zuerst hier gebildete patriotische Gesellschaft berühmt worden ist. Es hat, beyläufig gesagt, mehr Säulen als das der Mille colonnes in Paris, und ist von der Hand des Malers

Galbez mit einer Reihe von ungemein charakteristischen Kaffeehausscenen ausgeschmückt. Ich habe hier zuerst den Pinsel dieses Künstlers kennen und seine feine Beobachtungsgabe, seinen Ideenreichthum und seine anmuthige Farbengebung bewundern gelernt. Diese Gemälde sind in Bezug auf Erfindung und Ausführung wahrhafte Meisterstücke in dieser Gattung. Hier an der Thüre ein Troß von Politikern, denen ein ältlicher Mann, der dem Garçon zuerst die Zeitung entrissen zu haben scheint, einen interessanten Artikel aus Cadix vorliest. Miene und Haltung des Vorlesers verkündigen, daß er sich wohl im Stande fühle, die Angelegenheiten von ganz Europa zu ordnen, so wenig auch der bescheidne, abgetragene Rock einen Mann von Einfluß verräth. Dort an der Säule zwey Spanier, deren Tracht, Haltung und Miene sie zu wahren Repräsentanten ihres Volkes macht, und endlich die naive Figur eines Bauern-Husaren aus dem Unabhängigkeitskriege, dessen milde, friedliebende Gesichtszüge, bequem-nachlässige Haltung und freundliche Paarung von Civil- und militärischer Kleidung mit der Grandezza seines Lieutenants, dem er zu melden kommt, in dem heitersten Kontraste stehen; überall Scenen voll Bedeutung und Charakter. — Fontana de Oro und Cruz de Malta sind zum Schauplatz der patriotischen Tertulien geworden. Hier prangen an den Wänden die Namen Lascy, Porlier, Mina, Riego rc. und schlechtgemalte Sinnbilder auf die Freyheit, das Vaterland, die Standhaftigkeit rc. Del Angel, San Luis, (calle de Montera), de Levante (calle de Alcalá) u. s. w. sind erträglich und liegen alle in der Nähe der Puerta del Sol. Die Tasse schlechten Kaffee's kostet überall 16 Kreuzer. — In der Straße de San Geronimo, nicht weit vom Prado, ist ein artiges Kaffee- und Bierhaus (Fabrica de Cerbeza), das einem Deutschen, Namens Vogel, gehört. Seit Kurzem hat noch ein anderer Deutscher, ein gewisser Anton Tom aus Wien, eine Bierbrauerey errichtet, und nach den zahlreichen Bierschenken zu urtheilen wird in Madrid verhältnißmäßig viel Bier getrunken.

Lassen diese Institute zur Nahrung des Körpers manches, so lassen die zur Nahrung des Geistes noch desto mehr zu wünschen übrig. Die Buchhandlungen sind ungemein zahlreich, und es giebt Straßen, die durch die Zahl der darin etablirten Buchhandlungen selbst ähnliche in Leipzig übertreffen; in der kleinen Straße de Carretas habe ich nicht weniger als zwanzig Buchhandlungen gezählt, und in andern, wie z. B. Calle major, de Atocha, de la Montera, de San Geronimo, de Cruz u. s. w. sind sie fast eben so zahlreich. Aber keiner dieser Buchhändler scheint mir etwas anderes, als ein unbedeutender Büchertrödler zu seyn, keiner hat einen Katolog, keiner bibliographische Kenntnisse. — Mit den Franzosen kam ein Mainzer, Namens Denne, hieher; und etablirte eine französische Buchhandlung, die nach dem Abzug der Franzosen zur Libreria extrangera wurde und als solche noch besteht. — Eine Leihbibliothek ist ein Institut, das Madrid bis jetzt noch entbehrt. Bey der geringen Zahl von historischen, geographischen und belletristischen Werken und dem Eifer, mit dem die Geistlichkeit noch immer die Romane verfolgt, dürfte ein solches Institut noch lange ein frommer Wunsch bleiben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

Von Amalie Schoppe, geb. Weiß.

Der Graf von Buquoy stammte aus einer der ersten französischen Familien. Schon in seinem vierten Jahre hatte er das Unglück, seine beyden Eltern zu verlieren, und bis zu seinem siebenzehnten brachte er seine Zeit mit den Studien und Uebungen seines Standes zu, wobey er die bewunderungswürdigsten und seltensten Fortschritte machte. Nachdem er dieses Alter erreicht hatte, verließ er die Schule und trat in Kriegsdienste, worin er fünf Jahre verblieb und sich einen Ruf der Sittlichkeit und Geschicklichkeit erwarb, der dem gleich kam, welchen er sich bey seinen Studien früher erworben hatte.

Er war jetzt 22 Jahr alt und hatte sich, wie dies bey jungen Leuten seines Alters und Standes oft der Fall ist, wenig um die Wahrheiten der Religion bekümmert. Er that, was nach seiner Ansicht recht und seine Pflicht war, war gut gegen seine Nebenmenschen und ließ dann alles gehen wie es ging. Gott, der oft auf eine wunderbare Weise das Menschenherz zu sich lenkt, fügte es so, daß der Graf aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr fast nur wie durch ein Wunder errettet ward, und von diesem Augenblick keimte der Vorsatz in seinem Herzen empor, dieß gerettete, neu geschenkte Daseyn, so wie sein ganzes Denken, nur seinem Schöpfer zu weihen und sich aufs innigste mit den erhabenen Wahrheiten der Religion vertraut zu machen.

Zu dem Ende begab er sich nach Straßburg in ein Jesuiten-Collegium, um so auf dem kürzesten Wege zur Erkenntniß desjenigen zu gelangen, warum er sich bisher allzuwenig bekümmert hatte. Hier angelangt, beschäftigte er sich ganz besonders mit dem Lesen der Bibel, und als er einst das vierte Capitel der Epistel an die Römer zu mehreren Malen und mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gelesen hatte, rief er plötzlich wie begeistert aus: „Ja, ich bete in Wahrheit den Gott des Pauli an!" und ward von Stund

er ganz und gar voll Eifer für das Göttliche. So beschloß er, allen irdischen Vorzügen, die ihm durch Geburt und Fleiß bisher geworden waren, zu entsagen, die Kriegsdienste für immer zu verlassen und sein ganzes Leben fortan nur Gott und den erkannten Wahrheiten der Religion zu weihen. Um dieses besser bewirken zu können, wollte er in den Orden der Karthäuser treten, weil ihm bey den Jesuiten nicht alles gefiel, und bey diesem Vorsatze beharrte er eine ganze Zeit, bis ihn der Prior des Karthäuser-Klosters, den er in der Zwischenzeit öfterer besuchte, um sich im Voraus mit allen Pflichten seines zukünftigen Standes bekannt zu machen, immer um die Begebenheiten und Neuigkeiten der Welt befragte. Dadurch kam er auf den Gedanken, diese frommen Brüder müssten keineswegs aller Gemeinschaft mit der Aussenwelt in dem Grade entsagt haben, als er ihr zu entsagen wünschte, und so faßte er den Entschluß, in den strengen Orden La Trappe zu treten. Der Worte Jacobus gedenkend: „Die Zunge sey die Quelle der grössesten Uebel“ ward es ihm nicht schwer, sich der harten Regel eines ewigen Stillschweigens zu fügen, welcher diese Einsiedler sich unterworfen hatten.

So freudig und willig sich nun auch sein Geist allen Pflichten dieses strengen Ordens unterwarf, so erlag doch sein Körper denselben allzusichtbar und der Graf ward dadurch an den Rand des Grabes geführt; es wäre offenbar Selbstmord gewesen, wenn er länger darin verharrt hätte. Er sah sich also gezwungen, das Kloster der Trapisten zu verlassen, aber nichts desto weniger verharrte er bey seinen frommen Vorsätzen, ja, er machte es sich sogar zur Pflicht, so oft ein anderer Gedanke, als der an Gott, durch seine Seele ginge, den Finger an die Erde zu halten; da ihm dieses nun aber, trotz seines festen Willens, sehr oft wiederfuhr, schwächte auch dieses sogar seinen leidenden Körper. Er nahm sich nun vor, nach dem Beyspiele des heiligen Ignaz und anderer Heiligen, zu Fuße durch die ganze Welt zu wandern, nur mit göttlichen Gedanken erfüllt. Zuerst wanderte er nach Paris, und als er von dem langen Wege ziemlich ermüdet vor dieser Stadt ankam, brach er, vor Durst lechzend, in einem am Wege liegenden Weinberge einige reife Trauben ab, um sich daran zu erquicken. Der Gedanke an Raub oder an Ungerechtigkeit, indem er sich des Eigenthums Anderer bediente, war nicht in seiner Seele, vielmehr langte die Hand nur mechanisch nach den Früchten, deren er zu seiner Erquickung bedurfte: um so auffallender und empörender musste es ihm vorkommen, als der Aufseher des Weinbergs plötzlich mit harten Schimpfreden und Drohungen auf ihn eindrang. Es war eine seltsame Eigenheit des Grafen, daß er, nachdem er den Orden La Trappe verlassen hatte, wieder in weltlicher, sogar kriegerischer Kleidung einherging, wobey er den Degen an der Seite trug. Bey der beleidigenden Anrede des Weinberg-Aufsehers vergaß er plötzlich alle Vorsätze der Demuth und Mäßigung und lief mit gezücktem Schwerte auf den Beleidiger zu, den er alsbald in die Flucht schlug. — Jezt war er Meister vom Platze — und seiner Gedanken; mit welchem Schrecken erkannte er, daß ein so unbedeutender Vorfall hinreichend gewesen war, ihn um alle Früchte des Kampfes mit sich selbst und seinen Leidenschaften zu bringen! Seine Betrübniß war eben so groß als aufrichtig, und da er seine bisher getragene weltliche Kleidung als Mitwirkung zu seinem Rückfall betrachtete, vertauschte er seinen reich gallonirten Rock und seinen schönen Degen gegen die Kleidung und den Stab des ersten Bettlers, dem er begegnete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Akademie in Granada.

In Granada hat der Professor (catedrático) der Rhetorik und der schönen Wissenschaften an der dortigen Universität, D. Francisco de Paula Martinez de Martinez, eine Akademie für das Studium der alten und neuern Sprachen errichtet, worin das Lateinische, Französische, Italienische und Englische mittelst einer vergleichenden Grammatik und interlinearischer Uebersetzungen in ungemein kurzer Zeit gelehrt werden soll. Die Errichtung dieser Anstalt und die Methode derselben hat die Aufmerksamkeit der Nationaldeputation auf sich gezogen. In der Ueberzeugung, daß es ihre vorzügliche Pflicht sey, zur Zerstörung des Reichs der Unwissenheit mitzuwirken, und von der Ansicht ausgehend, daß Kenntniß der Sprachen vor allem dahin führe, wünscht die Deputation, daß man den Erfinder dieses polyglotischen Mechanismus durch Subscription in den Stand setzen möchte, die nöthigen erläuternden Werke bekannt zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

Für den, welcher mit offenen Augen und reinem Sinn in Italien lebt, und sich nicht durch die Urtheile Andrer verblendet zu Vorurtheilen dafür oder dawider verleiten läßt, bietet der Aufenthalt in diesem Lande eine Ernte des höchsten geistigen Genusses.

Italien ist das Land, wo uns die vollendete Welt der Griechen, in ihren Göttergestalten, noch lebendig vor Augen steht. Wie werden wir zur Bewunderung hingerissen, wenn wir erkennen, wie der griechische Künstler, die ewige Schönheit, mit der ehernen Naturnothwendigkeit, vermählt, und dadurch die Freyheit seines Gemüths hergestellt hat. Italien ist das Land, wo die reine Lehre unsers Religionsstifters zuerst festen Fuß gefaßt hat, wo die Kunst zuerst von der Naturschönheit sich zur geistigen Idee erhob. Wie hat Raphael und seine großen Kunstgenossen die Geschichten des Evangeliums und heiliger Menschen unsern Blicken in ihren Bildern dargestellt! — Mit welcher Gewalt hebt Palestrinas Gesang die Seele zur Gottheit empor! — Doch lassen Sie mich vom Allgemeinen zum Einzelnen übergehen, und betrachten, wo das Herrliche noch besteht oder vom allgemeinen Verderben zerstört ist.

Da die Musik unser Beyder Lieblingskunst ist, so will ich damit beginnen, Ihnen den Zustand derselben in ihrer Höhe und Tiefe zu schildern. Damit ich mich klar ausspreche, so will

ich sie in National-, Theater- und Kirchen-Musik eintheilen, und von jeder besonders meine Meinung sagen. — Musik darf und soll nichts anders als: Sprache des Herzens, Ausdruck des Gemüths seyn; man kann es am besten daran erkennen, daß, wenn jemand etwas trauriges erzählt, er es in einem ganz andern Tone thut, als wenn seine Erzählung freudig ist; wenn aber jemand die Töne verwechselt, und den freudigen zur traurigen Erzählung nimmt, er Gefahr läuft, für nicht richtig im Kopfe oder Herzen gehalten zu werden, unerachtet jeder verstanden hat, wovon die Rede war. Wenn Sie diesen Satz weiter verfolgen, so werden Sie finden, wie wichtig die Musik werden kann, wie durch ihre Gewalt alle Herzen gewonnen werden können, sowol zum Guten als zum Bösen, sowol zur Verweichlichung als zur Stärkung der Seele. — Das Volk hat kein anderes Mittel, seine Empfindungen an den Tag zu legen, als durch seine Stimme, welche es zu sogenannten Volksliedern und Melodien geführt hat. In diese legt es sein Gefühl und seine Empfindungen nieder, die es zu verschiedenen Zeiten und über verschiedene Dinge hat; sie sind für den Forscher des menschlichen Herzens von der größten Wichtigkeit, und tragen bey, Charakter und Neigung des Volks und ihre Verbesserung und Verschlimmerung zu erkennen. Ihr Erscheinen beweist inneres geistiges Leben, ihr Verschwinden das Versinken in Verderbniß und Rohheit. — Nach allem was man erzählen hört, muß es in Italien sehr viele und herrliche National-Lieder und Melodien gegeben haben, sie sind aber eben so wie in Deutschland von der Opernwuth und deren Wasserstrom ersäuft worden. Nur in der Terra di lavoro und in Calabrien, wo die Leute vom Theater nichts wissen, haben sie sich erhalten. Ich will Ihnen die, deren ich habhaft werden kann, und die nicht aus dem Theater stammen, nach und nach mittheilen, und mache mit unten folgendem den Anfang, das ich hier in den Straßen bey folgender Gelegenheit gehört und abgeschrieben habe: Mit Eintritt des Advents ziehen aus benannten Hirtengegenden, die Hirten je drey und drey hier in die Stadt, um, wie einst bey Bethlehem, des Heilandes Ankunft mit Gesang und Spiel anzukündigen. Einer bläßt den Dudelsack, der aus drey langen Röhren, mit Grifflöchern versehen, besteht, sehr tonreich, und wahrscheinlich das Instrument ist, das die Alten Tibia nannten; der andere die Schalmey, ein scharftönendes einen Schuh langes Instrument, gewiß, die Flöte der Alten; der dritte, gewöhnlich ein Knabe, singt. Diese Leute singen mit einer Einfalt und Unschuld, daß man davon unwiderstehlich hingerissen wird. Ich kann Ihnen nicht mit Worten beschreiben, welches Gefühl mich ergriff, als ich nach einer stürmischen Gewitternacht, Morgens vor Sonnenaufgang, mit dem mitfolgenden Liede geweckt wurde, das im Angesicht einer Kirche gesungen und gespielt wurde.

Folgendes ist das Lied der Schäfer vor den heiligen Bildern.

O vergine figlia di Sant Anna
Al ventre tu portasti il buon Gesù
Lo partoristi sotto alla campanna
in dove mangiava il bove e l'asinello
Gli angeli chiamarono: Venite Santi!
Ch'e nato Gesù bambino alla campanna
Immaculata vergine e beata,
in cielo ed in terra sia nostra avvocata.
Questa canzona ch'emmo cantata
a Gesù bambino sia presentata. *)

Diese einfachen Töne erquicken das Herz zu so froher Zuversicht, daß sie in mir ein lebhaftes Mitgefühl der Freude jener Hirten erregten, welche einst an diesem Morgen die fröhliche Botschaft von den Engelchören vernahmen.

London d. 23. Januar.

(Beschluß.)

Seit Jahren haben die beyden großen Theater der Hauptstadt nicht so sehr interessirt, als heuer. Wenn Coventgarden durch die vortreffliche Tragödie Mirandola (an welcher sich das Publikum nicht satt sehen kann) einen Vorsprung gewann, so läuft jezt auf einmal alles wieder nach Drurylane-Theater, um Miß Wilson zu hören. Dieses neue Sirene, welche man schon jezt eine zweyte Catalani und Billington nennt, hat nicht nur unter den englischen Sängerinnen die kräftigste Stimme, sondern ist auch ein sehr schönes Mädchen: kein zu übersehender Umstand! Sie ist eine Schülerin des Musikus Welsh, dem die bewunderte Stevens schon so viele Ehre macht. Der Zufall führte sie ihm zu. Er ging durch eine der Vorstädte und hörte eine vorzügliche weibliche Stimme aus einem offenen Fenster. Dieß bewog ihn, mit ihren Eltern in Unterhandlungen zu treten. Sie erhielt regelmäßigen Unterricht und machte sich diesen so zu Nutze, daß sie schon jezt das allgemeine Vorurtheil für sich hat. Auch wurde von ihrem Lehrherrn (der für jezt den größten Theil der Gage zieht) für 40 Abende nicht weniger als 800 Guineen gefordert und von Elliston, dem Unternehmer, sobald er sie gehört hatte, versprochen: und zwanzig Guineen für Einen Abend ist auch in England Geld. Ihre erste Vorstellung war Mandane in der Oper Artaxerxes. Braham hatte Arbaces, Horn Artabanes, und Madame Vestris Artaxerxes. Ob sie gleich beym Auftreten sehr zitterte, machte ihr doch die allgemeine Begrüßung des lautesten Händeklatschens Muth. Sie ist groß, majestätisch, einnehmend und von reizender Gesichtsbildung. Die Zuschauer waren so entzückt und ausgelassen in ihrem Beyfalle am Schlusse, daß man sich nach Italien versezt dünkte, und Elliston hat nun, theils um das Publikum zu befriedigen, theils um der schönen Einnahme willen, angezeigt, daß er dreymal wöchentlich Opern geben will. Ausserdem gab das Theater auch noch die beliebte Komödie die Lästerschule von Sheridan, und stellte zwey neue Debütanten auf. Eine Miß Chester spielte die Lady Teazle sehr brav. In den ernsthaften und gefühlvollen Scenen bewies sie die meiste Beurtheilungskraft. Ein Herr Cooper machte den Joseph Surface nicht übel, ob er gleich noch vieles bessern muß. Elliston selbst gab den Charles Surface mit seiner gewohnten Vortrefflichkeit, und Munden ist ein alter Liebling in Sir Peter Teazle. — Es hat sich ein Gerücht verbreitet, daß Belzoni sich von der Afrikanischen Association habe bewegen lassen, in das Innere von Afrika auf eine neue Entdeckungsreise abzugehen. — Nichts ist gewöhnlicher, als in französischen und deutschen Blättern zu lesen, daß die Englische Bank insolvent und zu Grunde gerichtet sey, daß sie blos Papier und kein Gold habe ꝛc. Dessen ungeachtet muß dieß nicht die Meinung großer Capitalisten im Auslande seyn. Bey den jezigen bedenklichen Zeiten schicken nicht wenige Begüterte ihre Baarschaften in die Englische Bank, welche nicht nur mit bedeutendem Kostenaufwande an neuen, gar nicht oder nur schwer nachzuahmenden Banknoten arbeiten läßt, sondern auch im Begriffe ist, (s. Lit. Gaz. Nro. 209.) in dem laufenden Jahre zehn Millionen Guineen dergestalt auszumünzen, daß, sobald die Vorbereitungen zu Stande sind, wöchentlich 200,000 Stück abgeliefert werden sollen.

*) Der sehr einfache Sinn dieser Zeilen würde etwa folgender seyn: O Jungfrau, der heiligen Anna Tochter, unter dem Busen trugst du den lieben Jesus; du gebahrst ihn in dem Stalle, wo der Ochse und das Eselein fraßen. Die Engel riefen: Kommt ihr Heiligen! denn geboren ist Jesus in dem Stalle. Unbefleckte, heilige Jungfrau, bitte für uns im Himmel und auf Erden.

Dieß Lied, das wir gesungen, sey dem Kinde Jesus geweiht.

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Februar 1821.

Wende dich, Mensch, wohin du nur willst, um Ruhe zu finden,
Wahre Ruhe, fürwahr! findet das Herz nur in Gott.

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

(Fortsetzung.)

Auch die Fußreise, auf der der Graf begriffen war, schwächte seine Gesundheit noch mehr, aber nichts desto weniger blieb der Vorsatz in ihm rege, der Welt für immer zu entsagen und einen Stand zu erwählen, der mit diesem, so wie mit seiner Neigung ganz und gar übereinstimmte. Da er noch zuweilen einige Regung des Stolzes auf seinen Rang und Namen in sich verspürte, verbarg er erstern und vertauschte leztern gegen den Namen le Mort, welcher ihn fortwährend an seine Bestimmung erinnern sollte. Er begab sich mit diesem veränderten Namen nach Rouen in ein Institut, worin die arme Jugend, welche zu Dorf-Vicarien bestimmt war, unterhalten und unterrichtet ward. Er that es allen andern Bewohnern des Instituts an Frömmigkeit und guten Sitten zuvor, wobey er der ihm angebornen Beredsamkeit nachgab, die um so mächtiger und unaufhaltsamer hervorbrach, da er ihr zu La Trappe so viele Gewalt hatte anthun müßen. Diese leitete aber die Aufmerksamkeit der Jesuiten auf ihn, so daß sie eifrig seine nähere Bekanntschaft suchten; der Graf aber, welcher fürchtete, die so ängstlich gemiedene Welt, zwar unter anderer Form, wieder anzutreffen, wenn er sich zu ihnen neigte, hielt sich immer fern von diesen heiligen Vätern und ging ruhig seinen nicht leichten Berufsgeschäften nach. Die Achtung, welche man allgemein seinem frommen, ächt christlichen Wandel zollte, ward noch durch die zufällige Entdeckung seines Standes und Namens vermehrt; ein Offizier, der früher mit ihm in demselben Regimente gedient hatte, führte diese herbey, indem er ihn selbst unter seiner Verkleidung wieder erkannte. Da man ihn nun zu Rouen mit Lob und Bewunderung überhäufte, fürchtete er, daraus Gefahr für seine Seele erwachsen zu sehen, weßhalb er diese Stadt plötzlich und ohne weitere Gründe verließ. — — Krank und sehr geschwächt kam er zu Paris an, da aber die außerordentliche Regsamkeit seiner Seele es ihm nicht gestatten wollte, ganz ohne Beschäftigung zu bleiben, beschloß er, mit dem Herrn von Lausun nach Irland zu gehen, um dort die Sache Jakob I. von England, die nach seiner Ansicht eine sehr gerechte und heilige war, zu vertheidigen; doch nahmen seine Körperkräfte so sehr ab, daß er diesen Vorsatz aufgeben mußte.

Er rang jezt zu Paris vier Jahre hindurch fast im wörtlichen Verstande mit dem Tode; er litt besonders an einem so heftigen Brustübel, daß er weder in ein Seminar gehen, wie dieß nach dem verunglückten Plane, in Irland für Jakob zu streiten, seine Absicht gewesen war, noch lesen und schreiben konnte. Seine Aerzte riethen ihm zu einer Veränderung der Luft seine Zuflucht zu nehmen, weßhalb er sich ein Haus in der Vorstadt St. Antoine miethete. Auch hier verstattete ihm sein natürlicher Hang zur Thätigkeit nicht, ganz müßig zu bleiben, zu welchem Ende er

eine Versammlung von Priestern zu errichten strebte. Bey der Ausführung dieses Vorhabens begegnete er nun häufiger als vorher in seinem Leben der Unwürdigkeit in diesem Stande, und dieses verursachte ihm einen so großen Kummer, daß er kränker denn je ward. Die Erfahrungen, welche er über die niedrigen Gesinnungen derjenigen Klasse von Menschen machte, welche dem ganzen Menschengeschlechte mit erhabenen und vortrefflichen Beyspielen billigerweise vorangehen sollte, hatten einen merklichen Einfluß auf sein inneres Leben; er fing an zu grübeln, wo er sonst fest geglaubt hatte.

Ist der Mensch, und besonders der gläubige, erst einmal dahin gekommen, so wird dieß gewöhnlich der Wendepunkt seines ganzen Lebens, seiner innern Ueberzeugung. So war es auch mit dem Grafen von Buquoy, der sich nach und nach sagte, daß er trotz seines festen und guten Willens, trotz seiner herrlichen Vorsätze doch noch wenig oder gar nichts errungen habe. Auch das quälte ihn, daß es ihm bisher noch nicht hatte gelingen wollen, irgend einen andern Menschen dem Abgrund moralischen Verderbens zu entreißen, oder ihn von den Mängeln und Schlacken der Erde zu reinigen und zu Gott zurück zu führen; noch viel weniger hatte er Zeichen und Wunder verrichten können, wie das alte und neue Testament solche von seinen Heiligen aufzählt. Diese Grübeleyen stürzten den Grafen in einen Zustand von Schwermuth und düsterer Verzweiflung, der ihn dem Wahnsinne nahe führte; er riß sich nur aus diesem empor, indem er sich und die vorgefaßten heiligen Entschließungen ganz aufgab. Er sagte es sich jezt mit Bestimmtheit, er habe bisher nur nach einem Phantome gestrebt, nach einem unfaß- und unhaltbaren Schatten gegriffen und das Leben an eine leere Idee gesezt, statt es mit all seinen reichen Gaben fröhlich zu genießen, wie andere Seinesgleichen dieß thaten. Er las jezt, statt der Legenden und Geschichten der heiligen Kirchenväter, Bücher über Philosophie und Methaphysik, und da sein lebhafter Geist schnell jede Speise verschlang, die man ihm darbot, vertiefte er sich bald ganz und gar in diese Studien. So war der Uebergang von einem rein geistigen Leben zu dem der äußern Welt durch schneidenden Contrast gar schnell herbeygeführt, und es dauerte nicht lange, so stand der Graf von Buquoy, dem indeß eine geistliche Pfründe zugefallen war, die ihn zum Abte machte, zum Erstaunen seiner Freunde und Anverwandten, die ihn längst als todt beweint hatten, mitten im Gewühl und Getreibe der großen Welt wieder da. Nichts ekelte ihn jezt so sehr an, als der geistliche Stand, weßhalb er beschloß, wieder in Kriegsdienste zu treten, und den etwas gesunkenen Glanz seiner berühmten Familie aufs Neue zu beleben. Zu dem Ende wollte er auf seine eignen Kosten ein Regiment errichten, und dieses sein Vorhaben erwarb ihm viele Freunde bey Hofe. Eine Familien-Angelegenheit führte ihn vor der Ausführung desselben nach der Bourgogne, wo er aber plözlich eingezogen ward. Man gebrauchte zu dieser Ungerechtigkeit den Vorwand, er habe sich zum Anführer der faux Seauniers (heimlichen Salzhändler, eine Art bewaffneter Contrebandiers) aufwerfen wollen. Diese Schleichhändler bildeten wirklich ein bewaffnetes Corps von 6000 Mann in Lothringen, welche mit Gewalt ihren Handel bis vor Paris trieben und die Königlichen Mauth-Beamten in Angst und Schrecken erhielten.

Der Graf von Buquoy zog sich diesen Unfall durch einige freye Reden zu, die er gegen den Statthalter von Bourgogne, den Grafen la Rivière, führte.

Auf der Straße von Lyon nach Solieu begegnete er mehreren Freunden, die wegen einiger Steuern eben nicht sehr zufrieden mit dem Könige und Gouvernement waren, und da man in einem Wirthshause an der Landstraße speiste, konnte sich der Graf von Buquoy nicht enthalten, das willkürliche Regiment in Frankreich laut zu tadeln und im Beyseyn des Wirths und der Wirthin einen bessern Regierungsplan für sein Vaterland zu entwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Wer die Madrider Zeitungen lesen will, muß sie entweder kaufen, oder bey den Zeitungsverleiherinnen, welche mit ihren Körben längs des Posthauses hin zahlreich sitzen, auf offner Straße lesen, oder endlich in einigen Buden an der Puerta del Sol. Bey dem Buchhändler Denne findet man nebst den Madrider Zeitungen auch noch einige französische, auf deren Lektüre man mit zwölf Dukaten jährlich abonnirt. Englische Zeitungen finde ich gewöhnlich bey einem irländischen, hier etablirten Banquier, holländische bey dem niederländischen Gesandten, deutsche habe ich aber bisher vergebens gesucht. Die Provinzial-Zeitungen trifft man, aber auch nur einige bey den Redaktionen der hiesigen Zeitungen an.

Das Athenäum (Ateneo espannol) ist nach dem Muster des Pariser Athenäums in einem für Madrid viel zu großen Style angelegt. Da die Ausgaben für das Lokal schon den beträchtlichsten Theil der Einnahme wegnehmen, so bleibt für die Literatur wenig übrig. Man findet nichts als die Madrider Zeitungen, zwey französische, drey bis vier Monats- und Wochenschriften und die bekanntesten Brochüren. Es hält durchaus keine Vergleichung mit derartigen Instituten in München, Frankfurt, Hamburg, Amsterdam u. s. w. aus. Als Endzweck dieses Institutes bezeichnen die Statuten „eine ruhige und freundschaftliche Diskussion von politischen, legislativen und ökonomischen Fra-

zu und im Allgemeinen von allen Materien, welche auf die öffentliche Wohlfahrt Bezug haben, damit die Mitglieder ihre Begriffe berichtigen lernen und sich zugleich in der schweren Kunst des Redens üben, den Cortes und dem König legale Repräsentationen, worin Freymüthigkeit und Anstand sich paaren, einzureichen und endlich auf alle mögliche Weise nützliche Kenntnisse zu verbreiten.“ Zu dem Geschäftskreise des Präsidenten der Gesellschaft gehört daher auch, „der Diskussion zu folgen, ein Resumé derselben aufzufassen und die Frage zur Abstimmung zu stellen.“ Der Präsident muß nach §. 20. „sich leidend verhalten und mit Genauigkeit und Unpartheylichkeit recapituliren, was für und wider gesprochen wird, und darf weder eine Proposition machen, noch an der Diskussion Antheil nehmen.“ Unter den Mitgliedern, welche am 1. Juni die Stiftungsurkunde unterzeichnet haben, befinden sich berühmte Namen, wie z. B. der Herzog von Frias, der Graf von Calderon, Castannos, der Marquis von Villacamuo, Arco-Agiiero, A. M. Alcalá Galiaro u. s. w. — Mehrere Mitglieder der Gesellschaft halten Vorlesungen, einer sogar, Dr. Manuel Ramajo, über die deutsche Sprache. Die von Dr. José Joaquin de Mora angekündigten Vorlesungen über das Naturrecht konnten der Verhaftung des Verfassers wegen nicht zu Stande kommen. Man bezahlt jährlich 36 Piaster, d. i. 90 fl. rheinisch.

Christabend, Neujahr und Dreykönig haben uns alte und neue Schauspiele gebracht, als Villancicos al nacimiento, Frauenzimmer-Komödie, Stiergefechte, patriotische Schauspiele ꝛc. alles, wenn auch nicht sehr ergötzlich, doch die Neugierde reizend. Am Christabend hörte man auf den Straßen hie und da den gewöhnlichen Villancicos singen, und in jeder Familie waren die Freunde des Hauses vereinigt, um den Abend miteinander zu verleben, und die Christmette zu besuchen. Indeß war das Volk dieß Jahr ungewöhnlich still, und hätte man nicht zuweilen statt der Villancicos das Soldados valientes gehört, so würde man ruhig haben schlafen können. Sonntags am 31. Dezember hatte an dem Thore von Toledo, das bereits halb vollendet ist, die Feyerlichkeit der Einsenkung der Verfassungsurkunde statt. Dieß Fest war ein Triumph des Liberalismus, den ihm unduldsamer Servilismus bereitet hatte. Als der herrliche Bau dieses Thores begonnen wurde, legte man in den Grundstein ein Exemplar der Verfassungsurkunde der Cortes. Als der König aus der Gefangenschaft zurückkehrte, geriethen feile Schmeichlerseelen auf den Einfall, nächtlicher Weile diese Urkunde herausnehmen zu lassen. Es sollte, wie es scheint, nach dem Plan dieser Menschen vom Werke der Cortes kein Andenken auf die Nachwelt kommen. Als wenn sie drey denkwürdige Jahre aus dem Buche der Geschichte hätten ausstreichen können! — Der jezt siegreiche Liberalismus rächte sich durch eine unter vielem Gepränge vollzogene Einsenkung eines neuen Exemplars der Verfassung. Die Nationalgarde gefiel sich, einmal in der neuen Uniform prunken zu können. Nach dieser Feyerlichkeit überreichte ein Abgeordneter der in London etablirten Spanier an den General Quiroga einen Ehrendegen. Die dabey gehaltenen Reden, die Vivas, die man den Gründern der neuen Ordnung der Dinge gebracht, u. s. w. sind durch die politischen Blätter hinlänglich bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Fest in Birmingham.

Es ist nicht zu spät etwas von dem grand Musical festival zu sagen, welches vorigen Oktober in Birmingham gegeben wurde. Die Absicht desselben veredelte es noch mehr. Man wollte nämlich der Kasse des dortigen Hospitals aufhelfen. Alle Standesklassen nahmen thätigen Antheil. Die vorzüglichsten Musiker der Hauptstadt waren gegenwärtig und das Fest dauerte vier Tage. Es begann in der St. Philippskirche, wo der Gottesdienst auf die Art gehalten wurde, wie er in den englischen Cathedralen üblich ist. Jedes der zwey Chöre enthielt 65 Stimmen. Die Kirchenmusik wurde eröffnet mit dem berühmten Anthem von O. Gibbon, „Hosanna dem Sohne Davids,“ blos mit akkompagniren der Orgel, weil der bischöfliche Ritus keine Instrumente in der Kirche duldet. Der Effekt war majestätisch. Die Gräfinnen Dartmouth, Grosvenor, Galloway und Clonmell mit vielen andern Ladys sammelten an diesem und den folgenden Morgen die Gelder an den Kirchthüren. Abends waren vortreffliche Konzerte, am dritten Morgen wurde Händels Messias in der Kirche aufgeführt. Am Donnerstag Abends wurde das Theater zum Behuf eines ball paré in einen großen Saal verwandelt. Die ganze Einnahme des Festes belief sich auf 9500 Pf. Es ist hier anzumerken, daß alle Musiker beyderley Geschlechts nicht nur unentgeldlich zugegen waren, sondern daß auch die vornehmsten unter ihnen reichliche Geschenke machten. Ein alter Herr ließ die Direktoren des Festes um einen guten Platz bitten, und bezahlte dafür hundert Pf. St.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jenner.

Neulich wurde der ewige Prozeß wegen der berüchtigten Caisse Lafargo wieder vor Gericht vorgenommen, und Hennequin, der spaßhafteste der Pariser Advokaten, erheiterte Richter und Zuhörer auf Unkosten der Unternehmer dieser unglückseligen Spekulation, die sich schon von der Revolution herschreibt. Es war eine bloße Lebensversicherungs-Anstalt, worin die Unternehmer den Theilnehmern die glänzendsten Vortheile versprochen hatten; um das gegründete dieser Vortheile zu beweisen, hatten sie Sterbelisten vorgeblich nach Büffon und Deparcieux angeführt, woraus erhellen sollte, daß von hundert Menschen jährlich 4. sterben. Auf diesen Grund hatten die beyden Unterneh-

ener Lafarge und Mitouffflet das Projekt einer jährlichen Vertheilung der anheimfallenden Einlagen und Zinsen gebauet, welche die Ueberlebenden zu steinreichen Leuten würde gemacht haben. In der Hoffnung, an dieser neuen Glücksquelle zu schöpfen, hatte eine sehr große Anzahl von Menschen ihr Geld hergegeben, und es soll sich zulezt ein Kapital von 32 Millionen zusammengehäuft haben. Da waren also nach den vergeblichen Sterbetabellen eine Menge von Heimfällen an die Kasse zu hoffen. Allein zum großen Erstaunen der Hoffenden, die sich in ihren Berechnungen einander zur andern Welt schickten, schienen, wie der Advokat Hennequin sagte, die Leute beym Eintritte in das Institut ein Unsterblichkeitsdiplom erhalten zu haben. Sie wollten nicht mehr verscheiden; folglich brachten die Akzien höchstens die Zinsen ein, und um das Unglück vollzumachen, wurde das gesellschaftliche Kapital, das in der Staatskasse niedergelegt war, während der Revolution durch eine der heillosen Finanzoperationen, wider welche die Kongresse noch kein Verbot haben ergehen lassen, zu einem Drittel oder Viertel herabgesezt. Die Begründer der Anstalt hatten sich ein hübsches Prozent vorbehalten, das sich über eine Million belief, und als der Staat die $\frac{2}{3}$ oder $\frac{3}{4}$ des Kapitals an sich gerissen hatte, wollten die beyden Direktoren dennoch dieselbe Summe für ihre Mühe erheben als zuvor. Lange hatten die Theilnehmer gewartet und Geduld gehabt; manche starben darüber hin; es mußte eingestanden werden, daß man sich in der Berechnung der Sterbefälle geirrt hatte. Endlich wurden der Klagen so viele, daß die Regierung sich genöthigt sah, ins Mittel zu treten, und eine Kommission zu ernennen, um den Zustand der Anstalt zu untersuchen, und dieselbe einstweilen zu leiten. Allein es scheint, daß dadurch wohl fernerem Mißbrauche vorgebeugt worden ist, daß sich aber die Akzienträger deshalb um nichts besser befinden; denn seit 10 Jahren, wo nicht noch länger, wird beständig zwischen Theilnehmer und Direktoren prozessirt, geschrieben und gestritten. Wahrscheinlich werden erstere keine Dividenden mehr bedürfen, wann einmal zur Vertheilung derselben wird geschritten werden. Einen ähnlichen Gang scheint die von einem gewissen Deleuze gestiftete Hypothekenkasse nehmen zu wollen, die zum Vortheile der Landeigenthümer berechnet seyn sollte, und ein ungeheures Kapital zusammenzubringen suchte. Auch hier sollen die Berechnungen der erwarteten Vortheile grundfalsch gewesen seyn, und das Publikum getäuscht haben, und es wird eben in den Zeitungen angekündigt, daß ein tüchtiger Prozeß darüber im Entstehen begriffen ist.

London den 6. Februar.

Man soll nun endlich bestimmt wissen, daß der Nigerstrom, etliche Grade nordwärts vom Aequator, in den Atlantischen Ocean fällt: ein sehr wichtiger Punkt, welchen man so eben durch den aus Afrika angekommenen Konsul Dupuis erfahren hat. Dieser geschickte Mann, welcher denen nicht unbekannt seyn wird, die das Quarterly Review lesen, war Englischer Konsul in Ashantee, welches Land man aus Bowdich's Reisewerke hat kennen lernen. Dupuis mit der arabischen und andern dort gangbaren Sprachen vertraut, konnte sich mit verschiedenen Kaufleuten, die er in Ashantee traf, unterhalten, und ihre Zeugnisse stimmten in diesem Stücke überein. Da er wußte, was für Gewicht die Englische Regierung, gewisser Entdeckungsplane wegen, auf diesen Umstand legt, so hielt er es für Pflicht, ohne Zeitverlust nach England zu reisen und sie davon zu unterrichten. Man behauptet aber, daß ein Geograph in Glasgow, nach genauer Untersuchung alter und neuer Reisebeschreibungen und nach mehreren Unterredungen mit Leuten, die in Afrika Gefangene gewesen waren, schon vor drey Monaten eine Charte von diesem Welttheile gezeichnet und sie der Englischen Regierung überreicht habe, worauf der ganze Lauf dieses Stromes von seinem Ursprunge an, bis an seinen Ausfluß in das Atlantische Meer, ungefähr im 4° N. B., angegeben ist. Ein schon sonst bekannter Cambridger Gelehrter, John Dudley, läßt jezt eine Abhandlung drucken, wo er meistens aus den Alten beweist, daß der Niger und Nil ein und derselbe Fluß sind.

Ob Gaslicht den bloßen Lampen vorzuziehen sey, davon kann jezt gar nicht mehr die Frage seyn: sonst dürfte man den Zweifler nur auf die Erleuchtung der grösten Städte auf den Brittischen Inseln verweisen. Aber kaum hat das Steinkohlengas die Lampen aus ihren alten Besitzungen vertrieben, als es selbst wieder einen furchtbaren Feind und Nebenbuhler an dem Thrangas bekämpfen muß. Lezteres hat bereits in mehreren Fällen den Sieg erhalten. Die Einwohner der Stadt Hull hatten beschlossen, ihre Straßen mit Gas zu erleuchten und vergangenen Januar hielten sie eine Versammlung, wo man berathschlagte, ob dem Steinkohlengas oder dem Fischthrangas (gas from coal or gas from oël) der Vorzug gegeben werden solle? Man behauptete, Thrangas gebe mehr Licht als jenes, es erfordere weniger Geräthschaften, und habe nicht den mephitischen, erstickenden und unerträglichen Geruch des Kohlengases; ferner zerfresse es nicht die eisernen Röhren, und benehme polirten Metallen, seidnen Zeugen rc. nicht ihren Glanz und ihre Farbe, wie das Kohlengas zu thun pflege; endlich was bedürfe es weiter Zeugniß, wenn Beyspiele laut sprächen? man brauche nur in der Hauptstadt die Thrangas-Erleuchtungen in dem Coventgarden-Theater, in den Argylo Rooms, in Whitbread's Brauerey und andern Oertern anzusehen. Dagegen erinnerte Jemand, daß er 417 Gallons Gas auf eilf Pfund Steinkohlen gewänne, welche nur einen Penny kosteten, und der cake (oder die abgeschwefelte Kohle) lasse sich auch für einen Penny verkaufen, der Theer für eben so viel, welches einen Profit von 200 Procent gäbe, indeß er das Gas umsonst habe. Ueberdieß müsse er bemerken, daß sein Kohlengas keinen widrigen Geruch von sich gebe, auch durchfresse es nicht die Röhren, indem er diese aus Bley machen liesse. Es wurde aber ein Brief verlesen, worin es hieß, tausend Fuß Thrangas gäben ein eben so helles Licht als 3333 Fuß Steinkohlengas. Alle diese Beweise erhielten ein Uebergewicht durch die zuverlässigste Nachricht, daß der Kaiser Alexander seinen Palast in Petersburg mit Fischthrangas erleuchten läßt. Demnach beschloß man einmüthig die Stadt Hull mit diesem Thrangas zu erleuchten. — Doch selbst dieses Gas darf sich mit seinem Siege nicht breit machen. Man zieht nämlich einen Geist aus Theer, dessen Flamme zwar klein, aber nichts desto weniger eben so glänzend in der Dunkelheit ist als Gaslicht. In London ist die Gegend von Warrenstreet, Fitzroy, Square rc. bereits mit diesem Theergeist erleuchtet, und es sind Anstalten im Werke, das Findelhaus und dessen umliegendes Gebiet auf gleiche Art zu erhellen.

Es erscheinen jezt in London drey literarische Wochenblätter, the literary Gazette (das vorzüglichste und gelesenste) the literary Chronicle und the Independent. Das leztere will bis jezt wenig sagen, macht die Literatur nur zum Deckmantel und hat eigentlich zum Zwecke, die Königin gegen das furchtbare Sonntagsblatt John Bull zu vertheidigen, welches 7000 Exemplare verkauft und seine ersten Nummern mehrmals hat auflegen müssen. Desgleichen zählt man nun zehn vierteljährliche Journale, die hier nach der Größe ihres Absatzes geordnet sind: the Quarterly Review, the Edinburg Review, Brande's Journal of the Royal Institution, Jameson's and Brewster's philosophical Journal, the British Review, the Edinborgh Surgical Journal, the Clasaical Journal, the London Journal of science, the Quarterly musical Review, the Annals of Oriental Literature.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 16.

Nr. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Februar 1821.

Ueber den Apollon des Kanachos.

Von K. O. Müller.

In den Zeiten der Entwickelung und einer lebendigeren Regsamkeit, welche im Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. die griechische Kunst zu schnellen Fortschritten förderte, war Sikyon eine der ersten und angesehensten Städte Griechenlands. Die Sage sprach von dem höchsten Alterthum; hernach war die Stadt, obgleich den Achäern benachbart, von Dorern besezt worden, unter denen die Sikyonier eines ungemeinen Ansehns genossen, so daß sie neben den Spartiaten als Richter und Friedensstifter auftreten 1), durch Friedenskünste berühmt, wie jene durch Kriegsgewalt. Denn Sikyon, obgleich deemächtig, führte nur selten und gedrungen Krieg. Dagegen waren früh hier alle Musenkünste ausgebildet worden. Der Ruhm des einheimischen Flötenspiels, eigenthümliche Tänze, lyrische Tragödien in sehr alter Zeit, und fröhliche Festspiele, die die Komödie vorbereiteten 2), schlossen sich an den blühenden Dienst des gefeyerten Dionysos an. Aber die Bildung war allgemeiner: auch die Frauen von Sikyon werden als die gebildetsten der Dorerinnen gerühmt. 3) Mit den musischen Künsten hielten die plastischen gleichen Schritt. Sikyon war schon eine Werkstätte des Erzgusses, als die kretischen Dädaliden, Dipönos und Skyllis, — gegen Olymp. 50 — als Marmorarbeiter hier auftraten. 4)

Die Eifersucht einheimischer Künstler scheint sie vertrieben zu haben. Vielleicht waren auch Tektäos und Angelion, die Schüler jener kretischen Bildhauer, damals von ihnen unterrichtet worden, als sie sich in Sikyon niedergelassen; sie stellten in Delos die Bildsäule eines Apollon auf, der die Chariten in der ausgestreckten Hand trug. 1) Wahrscheinlicher Weise ist uns dieser Apollon auf einer Gemme erhalten worden, welche die steife, bewegungslose, stämmige Gestalt des alten Bildes trefflich wiedergibt. 2)

Aber unter den alten Meistern der sikyonischen Werkstätten erkannte das Alterthum ohne Bedenken Kanachos den Preis zu, so daß ihn vor allen Cicero als Repräsentanten der noch unbehülflichen Kunst nennen konnte. „Wer sieht nicht," sagt der Schriftsteller, „daß die Standbilder des Kanachos steifer sind, als daß sie der Wahrheit nachkommen? Kalamis Werke sind zwar ebenfalls noch hart, aber doch schon von weicheren Formen, als die des Kanachos. Noch die Myronischen sind der Natur nicht ganz genähert, doch schon von der Art, daß man nicht anstehen darf, sie schön zu nennen." 3) Hiernach ist das Zeitalter des Künstlers schon ungefähr bestimmt, welches indessen erst durch die Unterscheidung eines ältern und eines jüngern Kanachos außer allen Zweifel gesezt ist, die eine Reihe verwirrter Kunstgenealogien zugleich ins Klare gebracht hat 4). Nun unterscheidet man mit vollkommener Gewißheit den jüngern Künstler des Namens, Schüler des großen Polyklet von Argos, gegen Olymp. 95., von dem ältern, dem Bruder des Aristokles, ungefähr ein Jahrhundert früher. Zu näherer Bestimmung seines Zeitalters dienen folgende Angaben. Ein Chiote Pantias, der sich gegen Olymp. 103 als Erzgießer auszeichnete, soll im siebenten Grade der Kunstfolge aus Aristokles Schule abstammen. Ist hier nach der bey den Griechen üblichen Art zu zählen

---

1) Thukyd. I, 28.
2) Pausan. II, 7. — Athenäos XIV, 631. Epigramma adesp. 171. — Böttiger quat. aet. rei scen. p. 6. Boeckh Staatshaush. II. S. 263. Athen. XIV, 621. Orestes 2. Anthol. II S. 289.
3) Dikäarch Leben Hellas Th. II S. 14. Huds.
4) Plin. 36, 4, 1.

---

1) Pausan. 9, 35, 1. zu emendiren aus Philostratos, vgl. Makrob. Saturn. 1, 17.
2) Bekanntgemacht von Millin Galerie mythol. p. 33. 474.
3) Brutus C. 18. vgl. Schelling über die Aeginetischen Bildwerke S. 162.
4) Schorn Studien der griechischen Künstler S. 199. Thiersch Epochen der bildenden Kunst. Abhandl. II S. 43 Anmerk. Dadurch sind denn auch die in den Aeginetic. p. 105 hervorgehobenen Schwierigkeiten und Widersprüche glücklich beseitigt.

der Lehrer mitgerechnet 1), so würde Aristokles, mithin auch Kanachos, 30 Olympiaden früher, also gegen Ol. 73 gesezt werden müssen. Ageladas, mit dem Kanachos und Aristokles eine Musen-Trias gearbeitet hatten, war schon Olymp. 66 thätig: eine wichtige Notiz, auch wenn Ageladas noch 10 Olympiaden später einer Werkstatt vorgestanden und Schüler gezogen haben sollte. — Dagegen ist das Alter des Aegineten Kallon noch nicht genau genug bestimmt, als daß die Zusammenstellung des Kanachos mit ihm einen triftigen Schluß zuliesse. — Eben so ist die Berechnung, die von einem Werke des Aegineten Polichos ausgeht, nicht zwingend genug. Sie führt freylich nach nicht übertriebenem Ansatze bis Olymp. 62 hinauf, doch kann man die Berechnung ohne Unwahrscheinlichkeit auch so ermäßigen, daß sie auf Olymp. 68 trifft. 2) So wäre also hiermit zwar die Zeit des Künstlers im Allgemeinen auf Olymp. 70, aber doch noch nicht so genau bestimmt worden, daß man nicht noch in einem bedeutenden Zeitraum auf- und absteigen könnte, wenn nicht das Hauptwerk des Künstlers selbst eine neue Zeitbestimmung hinzufügte, welche die größte Blüthe seiner Kunst nach Olymp. 70 zu setzen nöthigt.

Zu den Werken unsers Meisters gehört erstens eine Aphrodite von Gold und Elfenbein zu Sikyon mit bedeutungsvollen Symbolen, dann jenes Musenpaar, welches er mit Aristokles gemeinsam arbeitete und wozu Ageladas die dritte aufstellte; ferner mehrere auf Rennpferden sitzende Knaben 3), vor allen aber sein Apollon Philesios im Didymäon bey Milet. Von diesem sagt Plinius: Kanachos verfertigte einen nackten Apollon, der Philesius heißet, im Didymäon von äginetischer Erzmischung: und sezte einen Raben daneben auf die Weise, daß ein Faden unter dessen Füßen durchgezogen wurde, an welchem die Klauen des Vogels wechselnd hafteten und sich anklammerten, indem die Zehen an beyden Füßen so gegliedert waren, daß sie von der Berührung eine um die andere zurücksprangen 4). Ohne hier den Mechanismus und die Construction des Automats erörtern zu wollen, begnügen wir uns auf eine nähere Verbindung der mechanischen und höheren Kunst in jenem Zeitalter zu schließen, als später der Fall war. Zweymal spricht Pausanias von jenem Apollon. Einmal (2, 10, 4) nur kurz erwähnend: Kanachos, der auch den Apoll in Didyma bey Milet und den Ismenischen für die Thebäer gearbeitet hat. Ausführlicher 9, 10, 2: „das Bild in Theben ist an Größe dem in Branchidä gleich und an Gestalt in nichts verschieden. Wer das eine von beyden Bildern gesehen und den Meister erkundet hat, bedarf keiner großen Weisheit, um, wenn er das andre sieht, es ebenfalls als ein Werk des Kanachos zu erkennen. Nur darin sind sie verschieden: der in Branchidä ist von Erz, der Ismenische von Cedernholz." Diese gänzliche Aehnlichkeit zweyer Bildsäulen in weitentlegenen Tempeln, welche vollkommene Gleichheit der sehr bedeutsamen Symbole voraussezt, ist nur durch die Einsicht erklärlich, daß der Ismenische und Didymäische Dienst in nächster Verwandtschaft stehen. Denn beyde sind, wie anderswo gezeigt worden, Kolonieen von Delphoi. 1)

Nun berichtet uns aber eben derselbe Schriftsteller, daß Xerxes, durch die Flucht der milesischen Flotte bey Mykale erzürnt, den ehernen Apollon von Branchidä nach Ekbatana in Medien führte und erst Seleukus Nikator ihn zurücksandte. (1, 16, 3. — 8, 46.) Dieser allgemeine Ausdruck kann kaum ein anderes Standbild bezeichnen, als das berühmte Werk des Kanachos, welches allein durch Kolossalität, Kunstwerth, Heiligkeit, dem König von Persien ein wünschenswerther Besitz dünken konnte. Dadurch wird zugleich Olymp. 75, 2 als die späteste Epoche bestimmt, bis zu welcher das Werk entstehen konnte. Damals, als Xerxes den Verrath der Milesier strafte, soll er zugleich den didymäischen Tempel (der nachmals prächtiger wieder aufgebaut wurde) angezündet 2), und das Geschlecht der Branchiden, welches ihm die Güter und Schatzgewölbe des Gottes verrathen hatte, mit sich fortgeführt und in Baktriana angesiedelt haben, wo Alexander ihre Stadt eroberte und sie niederhauen ließ. 3) Das lezte, so viel die Branchiden betrifft, mag eine Fabel seyn, von den Geschichtschreibern Alexanders ersonnen, um eine Grausamkeit gegen ein baktrianisches Volk zu entschuldigen 4): aber es gibt keinen kritischen Grund, an dem Brande des Tempels und an der Wegführung der Bildsäule zu zweifeln.

Wenn Olymp. 75, 1 der Zeitpunkt ist, nach welchem der Koloß des Apollon nicht gearbeitet seyn kann: so ist Ol. 70, 3 die Epoche, vor welche wir die Arbeit des Kanachos nicht setzen dürfen. Denn in diesem Jahre wurde nicht blos Milet erobert, die meisten Männer erschlagen, Frauen und Kinder gefangen weggeführt, sondern auch Tempel und Orakel geplündert und verbrannt. 5) Daß damals

---

1) ἕβδομος ἀπὸ Ἀριστοκλέους μαθητής. Paus. 6, 3, 4. wie δευτέρῃ γενεῇ im folgenden Geschlecht, πέμπτος γονεὺς der vierte Vorfahr, τέταρτος ἀπόγονος der dritte Nachkömmling bey Herodot u. a. a.

2) S. Thiersch a. O. S. 39.

3) Plin. 34, 8, 19, 14, wenn auch hier der alte gemeint ist. vgl. 30, 5.

4) Plin. a. O. nach der Berichtigung von Facius Collectaneen zur Alterthumskunde S. 40.

1) Aeginetica p. 154. Ueber die Tripoden in Böttigers Amalthea I. S. 129. 132.

2) Strabo 14, 634 Casaub. 508 Tzsch.

3) Str. II, 518. Cas. Tzsch. Curtius VII. 4. Suid. Βραγχίδαι.

4) Vgl. Clavier sur les oracles p. 131.

5) Herod. VI, 19.

ein eherner Koloß im Tempel hätte ausdauern und bestehen können, ist durchaus unwahrscheinlich: aber eben so wenig dürfen wir annehmen, daß er vorher etwa wegtransportirt und hernach wiedergebracht worden wäre; da die alten Einwohner, welche etwa bey Zeiten dem Blutbad entflohen waren, sich gewiß nicht wieder in der Gegend blicken lassen durften. Vielmehr scheint Milet durch fremde Colonisten aus den umwohnenden Jonern und Karern von neuem bevölkert, und durch die Güte des Bodens und die Lage des Emporiums, unter dem Schutz der persischen Regierung, so schnell, wie die Städte der Lombardey nach mancher Verheerung, zu bedeutender Blüthe gediehen zu seyn: aber den zu ewiger Blutrache entflammten Nachkommen der alten Milesier hätten die Perser unmöglich bey Mykale die Nachhut anvertrauen mögen. Indessen mussten auch die neuen Ansiedler vor allem für Wiederaufbau der alten Heiligthümer sorgen, selbst Darios soll durch ein Dekret das Asyl bestätigt haben 1), und in dieser Zeit veranlassten sie denn auch wohl den berühmten Sikyonier, ihnen ein Standbild für ihren Haupttempel zu gießen 2).

Wenn in dieser Argumentation keine falsche Voraussetzung ist: so haben wir eine neue Zeitbestimmung für Kanachos, die der obigen nicht im geringsten widerspricht, sondern sie nur genauer modifizirt. Er mag den Apollon vielleicht erst als Greis oder in früheren Jahren gebildet haben: vor Olymp. 73 würde er schwerlich aufgestellt. Also nicht lange vor der Zeit, in welcher die unsterblichen Kunstwerke des äginetischen Tempels gearbeitet wurden, deren Alter trotz Allem, was dagegen bis jezt angeführt worden ist, immer noch unter den zweyten Perserkrieg aber auch unmittelbar nach demselben angesezt werden muß. Die Gegengründe sind von der Stelle, die der eigenthümliche Styl dieser Werke in der Kunstgeschichte einnimmt, etwas durchaus Problematischem, ja Hypothetischem, hergenommen: aber selbst von diesem Standpunkt aus, spricht Mehr für das spätere Alter der äginetischen Bildsäulen, als für eine frühere Zeit. Wer mag Phidias Genius in die engen Schranken zeitgemäßen und wohl vorbereiteten Fortschrittes einbannen und seiner titanischen Schöpferkraft einen ärmlichen Schulzwang auflegen wollen; aber von den Lapithen und Centauren in den Metopen des Parthenons, welche wohl untergeordnete Künstler unter Phidias Leitung gearbeitet haben mögen, bürgt das Urtheil eines Kenners, daß sie an Vollendung des Technischen den größern unter den äginetischen Statuen nachstehn: indem diese, nach Gypsabgüssen zu urtheilen, wirklich weit mehr Fülle, Weichheit, Ineinanderfliessen der Muskeln zeigen als jene Reliefs. Und doch können die Sculpturen des Parthenons allesammt nicht älter seyn als Olymp. 83. Aber noch nöthigendere Gründe für das angegebene Alter jener Bildwerke sind erstens von der Bauart des Tempels, in dessen Giebelfeldern sie standen, des Hellenions, herzunehmen, welches im Ganzen nach denselben Proportionen gebaut ist, als das Ol. 77, 3 gegründete Theseion zu Athen, und sich dagegen sehr weit von den ältern Tempeln zu Paestum entfernt; und dann von der deutlichen Beziehung in der diese Darstellung der Aeakidenkämpfe mit den Helden Troja's auf die Zeitgeschichte steht (gerade so wie Pindar historische Begebenheiten durch passende und entsprechende Mythen andeutet und bezeichnet) so daß z. B. der barbarische Bogenschütz, welcher jezt mit vollem Recht Paris heißt, doch ganz und gar und bis auf die kleinsten Einzelheiten das Costum nicht eines Phrygers, sondern eines persischen Bogenschützen trägt.

Wir dürfen uns demnach durch Vergleichung dieser vortrefflichen Bildwerke, mit denen des Kanachos Apollon gleichzeitig und auch in Hinsicht der Kunstschulen verwandt ist — denn die Künstler von Sikyon und Aegina, aus demselben Stamm hervorgegangen, unterhielten eine fortdauernde Verbindung — ein allgemeines Bild von jenem Götterkoloß entwerfen, dem wir nur noch mehr Bestimmtheit und Individualität zu geben versuchen werden. Unter den milesischen Münzen geben theils autonome, theils unter den Kaisern Augustus, Caligula, Claudius, Nero, Domitian, M. Aurel, Geta, Alexander Severus, Gallien geschlagene, das Bild eines Apollon, der in der Rechten einen Hirsch, in der Linken einen Bogen trägt, von solcher Eigenthümlichkeit, daß man darin ein bedeutendes Götterbild, ein Tempelidol, nicht verkennen kann. Jene autonomen Münzen mögen geschlagen seyn, als Seleukos Nikator das Standbild des Kanachos zurückgesandt hatte 1) — Auch seine Nachfolger besonders seine Urenkel, Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax, beschenkten das Didymäon reichlich 2) — die Kaisermünzen veranlassten wohl besondere Begünstigungen, wie Tiberius das Asyl des Didymäons bestätigte, und Caligula den Tempel vollenden wollte, der noch ohne Dach stand. 3) Alle diese Münzen geben eine und dieselbe Gestalt.

1) Tacit. Annal. 3. 63.

2) Herodot erwähnt zwar öfter (1, 92. 2. 159 vgl. 5. 36) Weihgeschenke, die an diesen Tempel gesandt waren, aber nie, daß sie zu seiner Zeit noch da gewesen. Strabon's (14. 634) ἀναθήματα τῶν ἀρχαίων τεχνῶν gehen nicht nothwendig über Phidias hinauf.

1) Drey davon nennt Mionnet Description de medailles T. 1. p. 167. vgl. Cimel. Vindob. 1 tab. 15 fig. 2. p. 83. Museum Hedervarii T. 1 p. 116 n. 4954. Rasche Lexikon III, 1 p. 708.

2) Chishull Antiq. Asiaticae X p. 67. Ionian antiquities T. 1 ch. 3 p. 38, sqq.

3) Sueton Calig. 21. Tacit. Ann. 3, 63. Vgl. Ionian antiq. p. 41.

archaiſtiſchen Gepräges. 1) Der Kopf iſt mit einer Schnur umwunden, hinten fallen die Haare lang herab; der rechte Arm iſt im rechten Winkel gebogen und die vorgeſtreckte Hand trägt einen ſtehenden oder auf den Hinterbeinen ruhenden Hirſch, die Linke iſt mehr niedergehalten und hält einen Bogen, die Füße ſind ſteif und gerade, und der linke nur wenig vor den rechten geſtellt. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß dieſe Abbildung auf eine Koloſſelſtatue hinweiſe, in welcher der Hirſch, der hier in ſehr kleinem Maßſtabe erſcheint, in faſt natürlicher Größe dargeſtellt war, und doch auf der Hand des Gottes Platz hatte. An dieſe Münzen ſchließt ſich unmittelbar und zunächſt eine kleine ſpannenhohe Bronze an, welche ſich ehemals in dem Muſeum Gaddi zu Florenz befand und jetzt in den Händen von Payne Knight iſt 2). Der Gott erſcheint in männlicher Geſtalt von breiter und hochgewölbter Bruſt, gedrungenem und toröſem Körperbau. Den Scheitel umwindet eine Schnur; über der Stirn liegt eine Reihe kleiner geradabgeſchnittner Löckchen, auf beyde Schultern fallen nach vorn drey dünne Haarflechten, nach hinten hängen ſie in einen breiten Zopf gewunden weit hinab. Der Schnitt des Profils iſt durchaus alterthümlich. Die rechte vorgeſtreckte Hand trägt ein kleines Hirſchkalb, die mehr geſenkte Linke hielt ſichtlich den Bogen. Die ſäulenähnlichen Schenkel und Füße ſind ohne Bewegung, der linke wenig vorgeſtellt. Das Zuſammentreffen mit den mileſiſchen Münzen hat auch Payne Knight anerkannt; aber das Androgyniſche, das er in der Bildung des Gottes aufſucht und zu finden glaubt, iſt nur erträumt. Indeß iſt es vermittelſt dieſer kleinen Bronze möglich geworden, einer ganzen Reihe von Statuen ihre Stelle anzuweiſen, welche in mehreren Muſeen zerſtreut, meiſt unter falſchen Vorausſetzungen ergänzt und verunſtaltet, näher oder ferner von einem Urbilde abzuleiten ſind, welches für alle der Apollon des Kanachos geweſen ſeyn möchte. So hat in dem Apollon zu Caſſel, einem Werke der ältern Kunſt, Herr Oberhofrath Völkel 3) mit ſcharfem Kennerblick den mileſiſchen Gott erkannt; und es iſt in der That ganz und gar die Geſtalt der Münzen, nur mit Verwechſelung der linken und rechten Seite, und Weglaſſung des Hirſches, an deſſen Stelle die ausgeſtreckte Hand den Bogen, die mehr geſenkte vielleicht einen Pfeil trug. Die genauere Beſchreibung der Bildſäule wiederholen, hieße nur die charakteriſtiſchen Kennzeichen des Apollon von Kanachos von neuem angeben. Beſonders ſind die kurzen geradlinig abgeſchnittnen Locken über der Stirn, die an der Stirn nicht anliegen, ſondern einen Zwiſchenraum laſſen, ein genügender Beweis, daß hier ein Erzbild in Marmor copirt iſt. Und wenn mich eine Vergleichung nicht trügt, die freylich nicht durch unmittelbares Nebeneinanderhalten angeſtellt worden iſt (Gypsabgüſſe der äginetiſchen Bildwerke ſah ich mehrere Monate nach der Caſſelſchen Statue in Berlin): ſo ſind die Hauptzüge des Geſichts, die flachen Wangen, die ſcharfen Mundwinkel, die viereckige Naſe, das eckige ſtarke Kinn bey beyden dieſelben; wenn auch in der Copie der mileſiſchen Statue ſchon mehr gemildert, als in jenen Originalwerken.

Dieſelben Geſichtszüge, welche wir ohne Ausſchluß anderer Kunſtſchulen die Aeginetiſchen nennen könnten, gibt noch ein marmorner Kopf von heroiſcher Größe, der der Townley'ſchen Sammlung angehörte 4). Wir glauben in ihm die Phyſiognomie des didymäiſchen Gottes am allerdeutlichſten zu erkennen. Die regelmäßigen und von der Stirn abſtehenden Löckchen des Vorderhaupts ſind unläugbar Nachbildung angelötheter Drathlocken. Das einfache Band um die geſcheitelten und hinten über den kurzen und ſtarken Nacken herabwallenden Haare entſpricht jener kleinen Bronze. Die Schärfe der Stirnknochen, die faſt ſchneidenden Umriſſe der Lippen, der beſondere Zug der Mundwinkel, die Form der Wangen, der Naſe, des Kinns, Alles beweiſt Nachahmung eines koloſſalen Bildwerks aus der Blüthezeit der Kunſt von Aegina, in welchem der ſtrenge, gewaltige und faſt furchtbare Charakter des doriſchen Apollon auf eine eigenthümliche und ergreifende Weiſe dargeſtellt war, welche weit mehr an den verderbenden und rächenden Gott, den urſprünglichen Apollon erinnert, als an den jugendlich-ſchönen Kitharoeden des Olympus.

Und wenn der Verſuch dieſes alte und großartige Tempelbild aus einzelnen Andeutungen zuſammenzuſetzen und gewiſſermaßen zu erneuern auch nur entfernt gelungen ſeyn ſollte: ſo werden auch dieſen kleinen Beytrag zur Ausmittlung eines feſten Punkts diejenigen nicht verſchmähen, die ſeit Kurzem die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde und Archäologen auf die Kunſtbeſtrebungen der Griechen vor Phidias — die tiefgreifenden Wurzeln des herrlichen Gewächſes — zu leiten mit dem glücklichſten Erfolge bemüht waren.

1) Abbildungen geben Pellerin Recueil tab. 57 fg. 39. Morelli Num. Impp. Claud. T. 7 n. 16 p. 681. Domitian tab 21 fg. 30. Fröhlich Tentamen n. 40 p. 200. Die ſpätern von M. Aurel an weichen von dem Typus der ältern ſchon mehr ab.

2) Eine wahrſcheinlich ſehr genaue Abbildung in den Specimens der Dilettanten T. 1. pl. 12. Vgl. Museum etruscum von Gori tab. 51.

3) Welckers Zeitſchrift für alte Kunſt I. 1. p. 162. — Zu den Copien rechnet Herr Völkel eine Statue des Capitolinum T. 3 t. 14. eine andere im Oxforder Muſeum. Marm. Oxon. P. II. t. 18 n. 21. endlich eine, die im Pariſer Muſeum neben der Caſſelſchen ſtand, unter dem Namen und mit den Attributen eines Bonus Eventus. Monumens du Musée Napol. T. IV. pl. 61.

4) Eine treffliche Abbildung geben die Specimens Tf. 5. Dagegen ſind die auf Tf. 6 offenbar ganz verfehlt. Vgl. damit die Profile bey Cockerell on the Aegina marbles im Journal of Science and the Arts n. 12. p. 327. London 1819.

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Februar 1821.

Die Kunst bleibt Kunst! wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts, eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Goethe in Künstlers Apotheose.

Die Engelsköpfchen.

1.

Stillschweigend trat die reizende Dorothee mit Licht und Tabackspfeife vor ihren Vater, den Hofschreib- und Rechenmeister Dingler, den sein neuer Schlafrock so eben etwas verdrüßlich gemacht hatte.

Nun Dorchen — brummte er, den Fidibus, der auf dem Leuchter lag, zum Lichte führend — heute nicht einmal einen guten Morgen? —

Den besten, lieben Vater! versetzte die Holde hocherröthend, verzeihen Sie. — Der Nachdruck, die Innigkeit ihres Wunsches söhnten den wackern Alten sogleich wieder völlig mit der herzlich geliebten Tochter aus.

Als der Rauch seiner Pfeife dann in die Luft stieg, ergriff er ihre Hand und sprach: Ich weiß wohl, mein gutes Kind, daß der Wunsch schon in deinem Herzen stand, an den ich deinen Mund erinnern musste. Aber ich bin ihn auch von diesem gewohnt und die guten Gewohnheiten entbehrt man nur ungern. Geht mir's doch mit diesem Schlafrocke gerade so. Schon ein Paarmal fühlte ich mich versucht, ihn wegzuthun, und den abgelegten mit all seinen Mängeln wieder hervorzusuchen.

Das ja nicht, lieber Vater. Der alte ist durchaus nicht mehr zu bessern und wenn Jemand käme und Sie darin sähe — —

So könnte er's — fiel er lächelnd ein — vielleicht deiner Sorglosigkeit zur Last legen. Nein, mein Kind, fürchte nichts, ich werde mich an den neuen zu gewöhnen suchen.

Sich in den Lehnstuhl am Tische zu der Kaffeeeinschenkenden setzend, führte er die Tasse zum Munde und sagte dann: Dasmal Kind, hast du die Sahne anbrennen lassen. Schon wieder etwas, was ich an dir nicht gewohnt bin!

Ein hoher Purpurschein warf sich mit diesem Vorwurfe über das ganze Gesicht der Verlegenen.

Nun, nun — tröstete Herr Dingler — es ist ja nicht böse gemeint. Wer versähe denn nicht bisweilen etwas? Man merkt es auch kaum.

Damit schlürfte er die Tasse hinunter, schob sie der Tochter zum Wiedereinschenken zu und blies mit Wohlbehagen den Rauch vor sich hin. Dorchen hustete ein Paarmal, als ob sie etwas sagen wolle, immer aber kam nichts heraus.

Endlich begann ihr Vater: Apropos Kind, hast du gestern noch mit meiner Schwester die Kunstausstellung besucht?

Ja, lieber Vater! — Ihr Gesicht erglühte dabey noch einmal und die Hand, mit der sie ihm die dritte Tasse zureichte, zitterte dergestalt, daß die Tasse fast herabgellirrt wäre.

Mit Bedacht, Dorchen, alles hübsch mit Bedacht! sagte der Vater und das Mädchen hielt ihr Tuch vor die Augen, über heftigen Schwindel klagend.

Das kommt vom Blute. Mache nur das Fenster auf und tritt ein wenig an die Luft! — Nicht wahr, es wird schon besser? fragte er bald nachher ihr an's Fenster folgend.

Sie bejahte es schweigend.

Wieder auf die Ausstellung zu kommen, Dorchen; hat dir's dort gefallen?

Ganz außerordentlich, lieber Vater. Es ist doch in der That eine wunderschöne Sache um die Malerey. Wie an die Wand gezaubert, stehen Menschen und Gegenden vor einem. Manche Bildnisse verfolgen einen so recht mit den Augen auf jedem Schritte so, daß man sich ihnen nirgends entziehen kann. Mehremal ist mir's ganz unheimlich geworden vor den vielen Blicken, die alle auf mich gerichtet waren.

Möge diese Unheimlichkeit zuweilen in der Welt vor den lebenden Menschen dich anwandeln und lehren, daß man sich den Blicken derselben nicht zu sehr aussetzen muß. Vor den Bildern bist du sicher. Bey ihnen beruht alles nur auf Gaukeley, auf lauter Gaukeley.

Ach — fragte sie — finden Sie nicht auch, daß die Malerkunst eine recht schöne, herrliche Sache ist?

Ganz und gar nicht! antwortete der Vater. Schein ist sie, Blendung aller Art, und ich gestehe dir aufrichtig, daß ich neulich bey meinem Besuche der Ausstellung zum Betrachten des vielen, bunten Krams, vor Aergerniß gar nicht gekommen bin. —

Vor Aergerniß? fragte die Tochter theilnehmend.

Ja wohl. Jezt sage mir aber erst, was dir unter allem Ausgestellten am besten gefallen hat.

Ach, lieber Vater, viele, recht viele Bilder haben mich so sehr angezogen, daß ich wirklich — kaum noch weiß, welches den größten Eindruck auf mich machte.

Bilder also — versezte er — nur Bilder! Und die schöne Vorschrift meines Schülers und Pflegesohns, des guten Kenzel, die auch unter Glas und Rahmen oben hängt, hat dich nicht mit Bewunderung erfüllt? —

Verzeihen Sie, bester Vater, die habe ich ganz übersehen!

Uebersehen! Bravo! rief er hitzig. Das ist aber auch mein Aerger gewesen! In einem ganz dunkeln Winkel hängen die Vorschriften aller meiner Schüler. Keine Seele sucht sie da, während die gemalte Scheinwaare das schönste Licht im ganzen Saale wegnehmen darf. So geht's in der Welt und das in allen Stücken: Der Schein triumphirt über das Wesen. Wenn es auch am Ende nichts ist, als eben ein Scheintriumph, so hat die Sache doch den größten Nachtheil. Von dir, Dorchen, befremdet es mich übrigens ungemein, daß du dich nicht bemüht hast, die Vorschriften aus meiner Schule aufzufinden. Du wußtest, daß welche droben waren, und ich sage dir's geradezu, es verdrießt mich äußerst. Predige ich dir nicht von Kindesbeinen an alle Tage vor, daß das Nützliche in der Welt die Hauptsache ist und alles Andere kaum in Betracht kommen sollte?

Dorchen legte sich auf's Bitten, daß er nicht böse seyn möchte. Die Tante und sie hätten von der Ausstellung, des Gewitters halber, eilen müssen und sie würden solche noch einmal besuchen.

Das thut ja! — sprach er besänftigt. Du wirst mir dann 's wiedersagen, daß unser Kenzel erstaunlich viel geleistet hat! —

Eine schöne Kunst — fing nach ziemlich langer Pause Dorchen leise und zaghaft an — ist aber doch die Malerey gewiß auch?!

Eine brodlose, sage ich dir. Betrachte nur einmal den Maler, der uns vor'm Jahre die Putzstube auspinselte, er hat kaum das liebe Leben.

Aber, guter Vater, den können Sie doch nicht mit vielen von den Malern vergleichen, deren Bilder auf der Ausstellung zu sehen sind?

Das kann ich wohl! entgegnete Herr Dingler hitzig. Gerade ein solcher Stubenmaler sorgt doch noch gewissermaßen für das Nützliche mit. Kein Mensch will ja — Gott sey's geklagt! — mehr in den vier weißen, unschuldigen Wänden sitzen, die zu meiner Zeit fast Jedermann ausreichten; Maler aber, die auf die vornehmere Gaukeley verfallen sind, und Landschaften und Menschen auf besondere Stücken Leinwand oder Papier nachmachen wollen, die müssen vollends häufig am Kummertuche nagen, weil ihre Bestrebung ganz in's Unnütze hinausläuft.

Und doch, lieber Vater — wendete Dorchen ein — bedürfen Sie bey ihren Zügen und Schraffirungen der Zeichenkunst gewissermaßen auch!

Allerdings! — erwiederte er — Bey Lehrbriefen, Vorschriften und dergleichen. Da leistet so etwas seine Dienste. Aber nur Beydienste. Das Wesentliche, der Kern, bleibt immer die schöne Schrift; wie denn überhaupt eine schöne Handschrift nicht genug zu preisen ist. Denn wodurch drückt man die Gedanken am besten und sichersten aus, als durch Worte, und wie viel kommt nicht darauf an, daß die geschriebenen Worte leserlich sind, weil man ihnen sonst ganz andere, oft die völlig entgegengesezten, Ideen unterschieben kann?

Gemälde aber — versezte Dorchen — dienen doch auch recht häufig zum Ausdrucke eines schönen Gedankens!

Mache mich nicht zu lachen, Kind. Die Welt müßte zu Grunde gehen, und wir mit, wenn man alle seine Gedanken auf dem Schneckengange der Malerey zusammenpinseln müßte! die Schrift aber, nota bene, die wohlgeformte, im Nu sagt sie Jedem, was der Andere von ihm will und obendrein weit bestimmter, als die Malerey und alles. So viel weiß ich, zehn Töchter könnte ich haben und es kämen eben so viele geschickte und rechtschaffene Schreiber und Rechner und hielten um sie an, im Augenblicke gäbe ich sie ihnen hin. Denn solche schlagen sich mit ihrer Kunst durch die Welt. Wenn aber nur eine von den zehn Töch-

tern auf den unsinnigen Einfall gerieths, einen Maler nehmen zu wollen, so spräche ich, nein, nimmermehr! —

Ein Klingelzug an der äußern Thüre rief Dorchen aus dem Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Das Stiergefecht, seit der Kinderzeit und von den Bilderbüchern her schon ein Gegenstand der Neugierde, ermangelte nicht, mich am 31. Dec. nach dem Coliseo de los toros, das auf einem erhabenen Platze vor dem Thore von Alcalá liegt, hinauszuziehen. Es war kein eigentliches Toréo, worin der Stier getödtet wird, sondern blos ein Corrida de novillos, deren im Winter hindurch zum Besten der Hospitäler mehrere gegeben werden. Die Zuschauer waren zahlreich versammelt, aber fast alle aus den untersten Ständen. Zwey Alguaziles in altspanischer Tracht, stellen sich vor den Corregidor und berichten ihm, daß alles zur Eröffnung des Schauspiels bereit sey, der Corregidor gibt ein Zeichen, die Alguazils sprengen vom Schauplatz, Trompeten und Pauken ertönen und — der Stier tritt auf. Er stuzte, sah um sich, scharrte mit dem Fuße, seinen Feind gleichsam herausfordernd und ging endlich auf ihn los, als dieser zauderte. Die intrépidos aficionados Juan Serrano und Manuel Alonso, beyde Picadores in chinesischer Tracht, trieben sich mit dem novillo embolado (ein Stier, der auf den Spitzen der Hörner lederne Kugeln hat) eine Zeitlang herum, während die Bandevilleros ihn mit ihren hellfarbigen Mänteln zu necken suchten, und ihm ein Paar Bandevillas an den Hals warfen. Ich würde das vielmals Erzählte nur wiederholen, wenn ich das Spiel mit demselben beschreiben wollte. Nachdem ein Paar Stiere entfernt waren, stürzten mehr als hundert von Zuschauern in die Arena. Mir war's ordentlich bange, als der dritte Stier auftrat und die Arena noch voll Menschen war; ich wusste nicht, daß in den novillos jeder, der nicht Knab oder Greis ist, zum Toreador wird. Statt zu entfliehen, fing jezt alles an, mit Mantel, Tuch und Kappe den Stier zu necken. Rannte der Stier in einen Haufen, so entwirrte sich das Gedränge und bildete sich auf der andern Seite wieder. Hier hielt ihm einer die Kappe vor, dort ließ ein andrer den Mantel im Stiche; verfolgte der Stier den einen, lockten ihn schon wieder zehn andere. Hier wird das Spiel zum wahren Volksfest; die Kühnheit des einen reizte die Verwegenheit des andern; jeder wollte geschickter ausbeugen, jeder mehr wagen, jeder sich auszeichnen. In der Mitte des Kreises war ein leichtes Brettergerüst, zum Feuerwerk, das den Beschluß des Schauspiels machen sollte, bestimmt. In dem innern Raum desselben hatten sich viele verborgen, die gerade mit dem Stier nichts zu thun haben zu wollen schienen. Andere neckten den Stier und flüchteten sich hinter das Gerüst, der Stier, sie verfolgend, schien die Verborgenen zu gewahren, und rannte nun die leichte Bretterwand nieder. Während mich dieser Zufall mit Schrecken erfüllte, jauchzte das Publikum vor Lust. Die Aufgeschreckten flohen, so gut sie konnten, und kamen auch mit einigen Tritten wohl davon. Hier erreichte der Stier einen Flüchtling, und warf ihn in die Luft, dort stürmte er auf einen Gefallenen ein; alles das machte mich anfangs zittern, als ich aber die Gefallenen mit etwas verrenkten Gliedern wieder aufstehen, und den Schmerz verbeißend sich zum neuen Kampfe rüsten sah, da lachte ich mit den andern über das Ungeschick derselben. Jezt schwingen sich einige Flüchtige vom Stier verfolgt, über das Geländer des Circus; der Stier, im Eifer des Verfolgens, sezt, die hohe Wand nicht achtend, über dieselbe und stürzt in den nächsten Umkreis. Ich glaubte schon grenzenlose Verwirrung und Unglück entstehen zu sehen, aber einige Minuten, in denen man vor dem Toben der Zuschauer nichts unterscheiden konnte, und der Stier erschien wieder an der Thüre, und das Schauspiel wiederholte sich. Die geringe Abwechslung, die es darbot, machte es mir nach der ersten halben Stunde schon langweilig, und ich mochte das Feuerwerk nicht mehr erwarten. Diese Novillos erschrecken den Fremden beym ersten Anblick; am Ende ist aber nicht mehr Gefahr dabey, als bey einem deutschen Pferderennen. Sie sind ein Nationalschauspiel und eine Ergötzung des Volkes, die man ihm gar wohl gönnen mag. Die Toréos sind allerdings wohl grausamer, aber darum auch ziemlich selten. Sonderbar, daß die Lästerchronik behauptet, die spanischen Damen aus den höhern Ständen würdigten diese Klopffechter noch immer besonderer Gunst!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Literarische Erscheinungen aus dem Wallis sind eine große Seltenheit, und wenn deren etwa noch vorkommen, so glaubt man, wie bey anderer Gelegenheit ist bemerkt worden, die Erzeugnisse eines frühern Jahrhunderts zu lesen. Gewissermaßen kann dieß nun freylich auch von der Rede über die Veredlung der Menschen gelten, welche der Stadtpfarrer Berchthold in Sitten, bey der öffentlichen Preisvertheilung der Bürgerschule der Hauptstadt des kleinen Freystaats, am 29. Weinmonat 1820 gehalten hat, und die seither auf Kosten des Magistrats von Sitten (14 S. 8) gedruckt ward. Die gezierte Sprache und der Redeschwulst erinnern an eine längst vergangene Zeit deutscher Schöngeisterey; es birgt jedoch dieß Kleid einer veralteten Mode einen sehr guten und ehrenwerthen Geist, und es kann die Feyerrede beynebens auch zum Beweis dienen, daß wenn im Wallis wie zu Freyburg, die Bildung des Clerus den Jesuiten wieder anvertraut ward, ein gleiches hinsichtlich der Volks- und Bürgerschulen doch keineswegs statt findet; worin dann ohne Zweifel die beste Gewährleistung für den Nichtbestand auch des ersteren Verhältnisses dürfte gefunden werden. Von der Beschul-

Neigung zu vielen Pathos und einer gewissen Verworrenheit des Ausdrucks mögte man den Redner, besonders in dem ersten Theil seines Vortrags nicht frey sprechen können. Gar ungleich verständiger und auch gar viel zeit- und ortgemäßer, lautet dasjenige, was später über den Elementar-Unterricht, sein Bedürfniß und seinen Nutzen gesagt wird, und nicht minder die Ermahnung zum Arbeits- und Gewerbfleiß, womit sich die Rede schließt: „Das Glück eines Volkes hängt größtentheils von der Ergreifung der Vortheile seines Landes ab; wir bleiben unglücklich, wenn wir in der Luft nach einem Glücke haschen, das in der Erde liegt. Wir sinken, und werden immer sinken, bis der Feldbau wieder wie ehedem, und nach Ovid's Bemerkung, in Rom's glücklichsten Tagen, die erste Würde im Staate, die rühmlichste und einträglichste Wissenschaft im Lande wird; denn keine (mit Geistes- und Herzensbildung verbunden) veredelt so den Menschenstamm, keine verschafft dem Staate treuere Bürger, keine der Menschheit nützlichere Glieder, keine der Religion folgsamere Kinder, keine giebt dem Gemüthe froheren Muth, dem Geiste reinere Nahrung, dem Leibe gesunderes Blut und muntrere Glieder, keine gießt in das Herz sanftere Stimmung, reichlichere Genügsamkeit und biederern Sinn. Die Laster des Menschen werden mit dem Unkraut des Ackers vertilget. Wenn jedoch der Bauer gemeiniglich weniger Erziehung erhält, als der Ochs, den er leitet: alsdann ist nicht zu verwundern, daß er auch der Mensch nicht ist, den ich gezeichnet habe.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, den 25. Jenner.

(Fortsetzung.)

Daß man das Publikum in Hinsicht von Millionen irre leiten kann, scheint doch zu beweisen, daß dieses Publikum wenig in Berechnung der Vor- und Nachtheile großer Unternehmungen, so wie in der Untersuchung der Unfälle, die denselben zustoßen können, bewandert ist, und daß folglich an dem gewöhnlichen Unterrichte etwas fehlt. Vielleicht liegt es auch daran, daß obgleich die konstitutionelle Regierung schon 6 Jahre lang im Gange ist, dennoch das Publikum nicht gewohnt ist, an Vorschlägen gemeinnütziger Anstalten allgemeinen Antheil zu nehmen, und dieselben freymüthig zu beleuchten. Hin und wieder geschieht dieß freylich wohl; allein ein gewandter Spekulant, der die Kunst versteht, viel Lärm zu machen, erregt mehr Aufsehen mit seinen glänzenden Verheißungen, als derjenige, der mit bescheidenem Tone die blendenden Berechnungen widerlegt; und oft hat ersterer schon 100 Menschen betrogen, wenn lezterer etwa von 10 gehört und verstanden worden ist. Man dringt in und außerhalb der Deputirtenkammer mit vielem Eifer auf die Abschaffung der Lotterien und der Spielhäuser; allein man übersieht so manche andre Anstalten, in welchen ebenfalls die Habsucht des Volkes angereizt und betrogen wird, und von denen der Betrüger allein den Vortheil zieht. Daß es mit dem Abschaffen der Lotterien nicht so schnell gehen werde, beweiset das englische Parlament zur Gnüge; mit der größten Beredsamkeit hat man schon seit mehreren Jahren in England die schädlichen Folgen der Lotterie öffentlich dargestellt; allein was hat es geholfen? Man hat stets darauf geantwortet, Lotterien seyen ein beträchtlicher Zweig des öffentlichen Einkommens; dieselbe Antwort wird man wahrscheinlich auch hier vernehmen, wenn dieser Gegenstand in der Deputirtenkammer vorkommen wird. Hört man die Lotterie-Anstalt auf, so würde dadurch eine Quelle von Pensionen und Gnadengehalten versiegen; nun sind aber manche, welche dem lezten Wahlgesetze ihr Stimmrecht in der Deputirtenkammer verdanken, allzu große Freunde jener Quelle, als daß sie gutmüthig den goldnen Brunnen sollten versiegen lassen; viel lieber würde ihre Wünschelruthe eine neue Quelle aufsuchen, um den Inhalt des Brunnens zu vermehren. — Da hier von Spekulationen die Rede ist, so mag es nicht undienlich seyn, ein Wort von den Subscriptionen zu sagen, welche in den lezten Jahren der Partheygeist so besonders hoch getrieben hat. Betrügerey darf man hiebey nicht voraussetzen, wegen der Menge achtbarer Leute, welche sich an die Spitze solcher Unternehmen gestellt haben; aber dennoch hat mancher Unterschleif vorgehen können. Bekannt ist die Subscription, welche die Herausgeber der Zeitschrift Minerve zu Gunsten der nach der Nordamerikanischen Provinz Texas ausgewanderten Soldaten der ehemaligen Kaiserlichen Armee eröffnet hatten, und welche die ungeheure Summe von 100,000 Franken eingebracht hat, über deren Verwendung aber dem Publikum nie öffentlich Rechenschaft gegeben worden ist. Freylich ist diese Rechenschaft von den Subscribenten nicht gefordert worden; vermuthlich hatten sie volles Zutrauen in diejenigen, welche die Vertheilung des Geldes übernommen hatten. Nach Louvels Mordthat eröffneten die Expeditionen der Ultrablätter eine Subscription zu Gunsten des Gardesoldaten und des Billardmarkeurs, welche den Missethäter verhaftet hatten; und diese, blos von den Ultras unterstüzte, Geldsammlung brachte ebenfalls eine beträchtliche Summe (25 bis 30 Tausend Franken) ein, nachdem die Beyden schon zuvor von der Regierung waren belohnt worden. Um dieselbe Zeit hatte der Constitutionnel sehr emsig mit einer andern Subscription zu thun, welche einen Bauer in einem Dorfe neben Paris betraf; man hatte diesen, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, gezwungen, eine Hütte niederreißen zu lassen, welche einem daneben liegenden reichen Gutsbesitzer hinderlich war oder mißfiel. Dieser Vorfall, in welchem allerdings Mißbrauch der Gewalt getrieben worden war, den man aber im Gerüchte vergrößert hatte, gab Anlaß zu dem Vorschlage, dem Bauer Mittel an die Hand zu geben, auf demselben Flecke, wo die Hütte stand, ein besseres Häuschen aufzubauen, und sollte auch darüber der reiche Gutsbesitzer vor Aerger zerplatzen. Dieser Vorschlag ward mit so häufigen Beyträgen unterstüzt, daß der Bauer in Zeit von wenig Monaten sich im Stande sah, ein schönes Häuschen aufzubauen. Diese Beyträge wurden täglich im Constitutionnel einzeln angeführt, und mancher Geber fügte ein Wörtchen wider Herrschsucht und Willkühr der Reichen bey. Die Ultrablätter witzelten nicht übel in Betreff dieser Subscription; allein dieß hinderte ihren guten Fortgang keineswegs. Nun traf es sich wohl zuweilen, daß unter den Gebern Leute angeführt wurden, welche hernach öffentlich erklärten, sie hätten mit der Subscription und der Geschichte der Bauernhütte nichts zu thun. Der Constitutionnel half sich in solchen Fällen mit der Ausflucht durch, seine Schuld wäre es nicht, wenn wohlthätige Menschenfreunde aus Bescheidenheit die Namen ihrer Mitbürger angäben, um ihre eignen Namen zu verbergen. Als nun das Häuschen fertig war, wurde es feyerlich mit einem Schmause eingeweiht, wobey dann witzige Liedchen über das Niederreißen der Hütte durch die Eigenmacht der Reichen, und ihr Wiederaufbauen durch die Freygebigkeit der Unterdrückungsfeinde gesungen wurden. Diese Liedchen wurden nebst den Namen und beygefügten Bemerkungen der Geber gesammelt und mit der ganzen Geschichte des Vorganges gedruckt. Als Titelkupfer hat man die alte eingerissene Hütte, und das niedliche Häuschen dargestellt. Mag man nun auch immer annehmen, daß der Partheygeist hiebey augenscheinlich sein Spiel getrieben hat, und manche Gabe nicht aus reiner Absicht beygetragen worden ist, so dünkt es mich dennoch, daß ein solcher Vorfall sehr gute Wirkung thun kann, indem er den Gemeingeist zur Hülfe gegen gewaltsame Unterdrückung, und zur Beschützung der Unterdrückten anfachet. Wären die Menschen immer so bereit, die von den Mächtigen zugefügten Unbilde den Schwachen wieder zu vergüten, so würde manche Ungerechtigkeit ungeschehen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 16.

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. Februar 1821.

Taschenliteratur.

Aglaja. Für 1821. Wien b. Wallishausser 308 S. kl. 8.

Die Kupfer von John, nach Gemählden guter Meister, sind ausgezeichnet, wie die im vorigen Jahrgange. Der Sieg des Glaubens, ein Guido Reni, und Cleopatra, ein Domenichino, haben dem Rec. den meisten Genuß gewährt. Eins davon würd' er aber herausschneiden, wenn er das Büchlein als Geschenk auf eine Toilette legen wollte. Es ist Helene Froman, Rubens Gattin, in crasser Nudität. Rec. tadelt nicht die Nacktheit: die bildende Kunst kennt keine Schaam vor den Bildungen der Natur. Er versteht auch unter crasser Nudität nicht eine solche, die zu weit getrieben wäre: was die Hand der Venus von Medicis bedeckt, ist auch hier verhüllt, und noch weit mehr. Er nimmt das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung: Frau Helene ist zu dick, um in dieser Blöße etwas anderes in uns anzuregen, als den thierischen Trieb. Man vergleiche sie mit der ganz nackten Nymphe im vor. Jahrgange, und man wird das augenblicklich fühlen. Dort ist wahre Schönheit der Gestalt; das vollendete Ebenmaaß der Glieder, die Harmonie aller Verhältnisse, befriediget den Kunstsinn; hier ist Uebermaaß, welches die Fleischeslust reizt, und darum ist die Wahl dieses Bildes zu tadeln, zumahl da die Carnation, die vielleicht im Gemählde den, durch die Formen unangenehm berührten Geschmack des Kenners versöhnen mag, im Kupfer verloren gehen mußte. Ueberdieß ist die linke Hand sehr mißrathen.

Die redende Kunst hat den entgegengesezten Fehler, was sie hier geliefert hat, ist zu mager, die lange Erzählung des Herausgebers S. 177 bis 257 mit eingeschlossen. Am Schlusse derselben heißt es: „In drey Wochen muß Hochzeit seyn; alles ist vorbereitet, sogar die Einwilligung Ihres Vormundes." Das hätte alles leicht 40 Seiten früher vorbereitet seyn können. Unter den Gedichten steht die Jagd-Feye von Kind oben an, nämlich im Buche; aber sie ist die Unbedeutenheit selbst. Sie hebt mit einer auffallenden Ungewandtheit an:

Hirsch und Eber zu erjagen,
Eilt mit Armbrust, Horn und Stahl
Ritter Waldburg oft vor Tagen
Von dem lieben Ehgemahl.

Das doppelsinnige „vor Tagen" konnte leicht durch das gewöhnliche „vor Tage" ersezt werden, wenn der erste Vers so gestellt wurde: Daß er Hirsch und Eber jage. Bey Kind ist man dergleichen culpam latam nicht gewohnt. Viel eher mag es hingehen, daß der Dichter von des Dichters Schiffahrt S. 65 (Herr Castelli), ebenfalls in der 3ten Zeile, auf eine Klippe gestoßen ist:

Wer seinen Geist auf die Wellen traget (trägt).

Die feindlichen Brüder oder der Zeitgeist, von Friedrich Schlegel, (S. 263) ist in sofern poetisch, als darin eine Wahrheit derb, nach Art einer Kapuzinerpredigt, ausgesprochen wird. Der Zeitgeist wird dargestellt als der Kampf zweyer Brüder, Schlendrian und Schlubrian, die von dem Vater Schlechtrian abstammen. Möge die Concordia sie versöhnen!

Rec. liebt es nicht, die berühmten und beliebten Namen zu registriren, welche einen Almanach zieren; vielmehr scheinen ihm die unbekannten Anspruch darauf zu haben, daß sie in der Anzeige genannt werden; und auch dem Publikum werden ja wohl zweckmäßiger neue Gesichter vorgestellt, als alte. Rec. hat hier gefunden: einen Herrn Julius Schneller, einen Herrn Raimund Walther, einen Herrn Gottlieb Leon, einen Herrn Wenzel Aloys Swoboda, eine Frau Josephine von Perin geb. Freyin von Vogelsang, und endlich ein Fräulein Caroline Freyin von Vogelsang. Er schäzt sich's zur Ehre, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und wünscht sich Gelegenheit, dieselbe zu cultiviren.

Rheinisches Taschenbuch f. d. J. 1821. Darmstadt b. Heyer und Leske.

Den Hauptwerth dieses Büchleins sezt Rec. in die Kupfer. Keine Zeichenschüler-Sudeleien zu kindischen oder ammenhaften Erzählungen, Mährchen, Balladen u. s. f.;

sondern (einige Landschaften nach der Natur abgerechnet) Abdrücke guter Malerwerke aus der Darmstädt'schen Gallerie. Das mindest gelungene Stück dünkt dem Rec. der Carraccio: ein von der Maria lesen lernendes Christuskind. Es steht der Education de l'Enfant Jésus von Mazzola le Parmesan im diesjährigen Almanach des Dames weit nach, in Betreff der Gesichter wie der Stellungen, wovon natürlich nur die erstgenannten im Stiche wesentlich gelitten haben können. Das meist gelungene hingegen ist ein Domenichino: der Christum gegen die Magd verleugnende Petrus, welcher dem: „Wes ist das Bild und die Ueberschrift?" von demselben Meister, in der vorjährigen Aglaja, würdig zur Seite tritt, obgleich John's Stich von Herrn Felsing nicht ganz erreicht ist. Unter den beyden lezten sind die Unterschriften (die Namen der Mahler) verwechselt.

Ein zweytes Verdienst findet Rec. in dem Umstande, daß der (mehr alltägliche, als alljährliche) Musenkalender-Singsang gänzlich fehlt. Das Taschenb. enthält, nach Taschenkalenderart, die Genealogie der hohen Häuser, einen historischen Aufsatz: Kaiser Friedrich II. u. s. Sohn Heinrich, von Conz, einen biographischen: Vittoria Colonna, von Cäcilie (was für eine Cäcilie?), eine komische Erzählung von Prätzel (worinnen vorn zuviel Wahrheit, moralisch-widrige Lebenswahrheit der Intrigue, hinten aber zu wenig Wahrscheinlichkeit ist), ein Rübezahl-Mährchen von Krug von Nidda (dessen Sinn dem Rec. nicht recht aufgehen wollte), eine Novelle nach dem Spanischen von Beaureg. Pandin, und eine (tragische Schicksals-) Anekdote aus dem Russischen von Franz v. Maltiz, die auf Russische Schicksalsfabeln eben nicht sehr begierig macht. Der Druck ist sehr leserlich und ziemlich correkt. Doch steht S. 33 lin. consult casus statt cujus, und S. 114 (in Prätzels Erzählung) ist von: „einzutretenden (bevorstehenden) Verhältnissen" die Rede, welches wahrscheinlich ein Schreibfehler ist.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Oktober 1820.

(Beschluß.)

(Dramatische Dichtkunst.) L'Amant somnambule, ou le Mystère. Vaudeville in einem Aufzuge, von Philippe und Saint-Ange Martin. Den 26. August zum erstenmal auf dem Theater de la Porte Saint-Martin aufgeführt, und seitdem oft wiederholt. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Barba. — Auf der nämlichen Bühne, wurde am 23. September ein anderes Vaudeville oder vielmehr Posse, in einem Aufzuge, mit Beyfall aufgenommen: Le Docteur Quinquina, oder der bezauberte Birnbaum, von Gabriel und Philibert. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Barba. — Le Temoin. Lustspiel mit Gesang in einem Aufzuge, von Scribe, Melesville und Xavier. Den 21. September zum erstenmal auf dem Theater des Variétés vorgestellt. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Hubert.

Der Leser wird uns entschuldigen, wenn wir von ein Dutzend neuer Romane, die in diesem Monate zum Vorschein gekommen sind, ihm, ohne Ausnahme, blos die Titel anzeigen, und zwar ohne zu wissen, ob einer darunter es werth sey, zu seiner Kenntniß gebracht zu werden. Der erste hat ein gar schauerliches Aeußere: Les Fantômes nocturnes, ou les Terreurs du coupable. Bühne der Verbrechen, auf welcher im Gewande geschichtlicher Novellen dargestellt werden: höllische Erscheinungen, fantastische Ungeheuer, schreckliche Bilder, mörderische Kobolde, Gespenster und Blutgerüste, als Vorschmack der Quaal, die dem Bösewichte bevorsteht. Wem stehen die Haare nicht zu Berge bey einem solchen Titel, der allein hinreicht das Glück eines Buchs bey einer gewissen Klasse von Lesern zu machen. 2 Bände in 12., 21½ Bogen Druck, mit 2 Kupfern. Preis 5 Fr. Bey Wittwe Lepetit. — Quatre titres pour un. Sie heißen: die drey Teufel; der nördliche Schloßthurm; acht Tage in Paris; acht Tage in der Provinz. Der Verfasser dieses vierfachen Aushängeschildes ist Raban, dem das Romanlesende Publikum schon mehrere Hervorbringungen dieser Art verdankt. 2 Bände in 12. 18 Bogen Druck. Preis 5 Fr. Bey Locard und Davi. — Jean de Procida, ou les Vêpres siciliennes. Historischer Roman von dem Baron Lamontagne Langon. 4 Bände in 12. 36 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Chaumerot. — Olympia, oder die Straßenräuber in den Pyreneen; von der Frau von Saint-Venant. 2 Bände in 12. Preis 5 Fr. Bey Vauquelin. — Madame de Sedan, ou la cour de François I., geschichtlicher Roman vom Dragoner-Hauptmann Faverolle. 4 Bände in 12., 38 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Lerouge. — Emilie et Rosalie, ou les Epoux amans, par Mme Elisabeth C... 3 Bände in 12., zusammen 28 Bogen Druck. Preis 6 Fr. 50 Cent. Bey Pillet. — L'epoux parisien, ou le Bonhomme, par Raban. 3 Bände in 12. 27 Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Locard und Davi. — In dem nämlichen Verlage ist auch Le pâtre tirolien erschienen, historischer Roman. Der Verfasser S.... Q.... giebt am Schlusse noch eine Satyre sur les hommes in Kauf. 2 Bände in 12., zusammen 16 Bogen Druck. Preis 5 Fr. — Ermenie de Boisondenil; historischer Roman, den Hausmüttern gewidmet, von Mad. von B.... 2 Bände in 12., 16 Bogen Druck. Preis 4 Fr. Bey Lecointe und Durey. — Sophie Blamont, oder Denkwürdigkeiten einer Frau unsers gegenwärtigen Zeitalters, von ihr selbst geschrieben. Herausgegeben von H. Duval. 4 Bände in 12. 36 Bogen Druck. Preis 9 Fr. Bey G. Mathiot. — In dem nämlichen Verlage: Hortense de Ranville, oder die junge Wittwe, von M. D. M. 3 Bände in 12., 34 Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. — Voyage d'un Champenois à Paris et ses aventures, von ihm selbst beschrieben. 3 Bände in 12. 30 Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Ebenfalls bey Mathiot. — Folgende drey Romane sind aus dem Deutschen übersezt: Coralie, ou le Danger de l'exaltation chez les femmes, par Mme Caroline Pichler. Der Name dieser geistreichen Frau ist in Frankreich vortheilhaft bekannt, und er reicht hin, ihren Schriften bey allen gebildeten Damen Zutritt zu verschaffen. Sie hat an Mad. Elise Voiart eine fleißige und sorgfältige Uebersezerin gefunden. 3 Bände in 12., 44 Bogen Druck, mit 3 Kupfern von Hocquart. Preis 9 Fr. Bey Schlesinger. — Die zwey anderen Romane sind von August Lafontaine: Henri et Amélie, ou l'Heritage inattendu. 2 Bände in 12. 20 Bogen Druck. Preis 5 Fr.

Bey Domère: — Les invisibles, ou les Ruines du chateau des bois. 18½ Bogen Druck. Preis 5 Fr. Bey Corbet.

Kunst. Choix de tableaux et statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers. Sammlung von Kupferstichen im Umrisse, nach den Gemählden großer Meister von allen Schulen, und nach den berühmtesten Denkmalen alter und neuer Kunst, die in fremden Kunstsammlungen, sowohl besondere als öffentliche, aufbewahret werden; mit historischen und kritischen Notizen. Herausgegeben von einer Gesellschaft Künstler und Kunstfreunde. Dieses klassische Werk schließt sich an die von London herausgegebenen Annalen des französischen Museums. Es ist die 4te Lieferung davon erschienen. 5 Bogen Druck in 8. 36 Kupfer. Preis 9 Fr. Bey Treuttel und Würtz.

Kinderschriften. Les embarras d'une petite fille curieuse. Eine unterhaltende und lehrreiche Geschichte. 5 Bogen Druck in 18. mit 6 Kupfern. Bey Blanchard. — In dem nämlichen Verlage ist herausgekommen: Petit Anacharsis, oder Reise des jungen Anacharsis in Griechenland, nach J. J. Barthelemy, zum Gebrauche der Jugend abgekürzt, von H. Lemaire. 2 Bände in 18. 12 Bogen Druck, mit Kupfer. — Les recréations de la jeunesse, oder Neue moralische Erzählungen, zum Unterricht und zur Unterhaltung der Jugend beyder Geschlechter; von Mlle. Vanhove. 8 Bogen Druck in 18. mit sieben Kupfern. Preis 2 Fr. Ebenfalls bey Blanchard. — Von drey Kinderschriften unsers verstorbenen Campe sind neue Uebersetzungen mit Zusätzen erschienen, nämlich: Cléon, Robinson Crusoë und Les Moyens de plaire. Jede dieser Schriften aus 3 Bänden in 18 bestehend, von 17 bis 18 Bogen Druck, kostet 3 Fr. Bey Cordier.

Zeitschriften. Annales de la litterature et des Arts, Wochenschrift von 2½ Bogen Druck in 8. Herausgegeben von Quatremère de Quincy, Vanderbourg, Raoul-Rochette, Abel Remusat, C. L. Mollevaut, Ch. Nodier, Graf O'Mahony, Ancelot, Amar, Destains und anderen Gelehrten. Das erste Heft dieser periodischen Schrift, die wahrscheinlich eine Fortsetzung der zu Anfange dieses Jahres von uns angezeigten Archives de la litterature et des Arts ist, erschien den 1. Oktober. 12 Hefte machen einen Band aus. Preis desselben 11 Fr. 50 Cent. Der ganze Jahrgang 43 Fr. Bey Nicolle. — Le pilote européen, Zeitung für Handel, Politik und Literatur. Sie wird jeden Abend erscheinen, die Sonntage ausgenommen, und jede Nummer eine Beylage von einem halben Bogen haben, die ausschließlich Handlungsnachrichten enthalten soll. Alle Sonntage wird ein ganzer Bogen solcher Handlungsnachrichten ausgegeben werden. Preis des Jahrganges 72 Fr. — Le Regulateur, politisch-literarische Zeitung, die vom 1. November d. J. an, täglich in einem ganzen Bogen erscheinen soll. Preis des Jahrganges 72 Fr. — Tables générales et arrierées du Moniteur du 1r. Vendemiaire An 8. (22. Sept. 1799) au 31. Decembre 1814. Der Moniteur bietet unstreitig, von allen bekannten Zeitschriften, die reichste Sammlung von Materialien zur Bearbeitung der Geschichte Frankreichs während der lezten dreyßig Jahre dar. Aber es wäre fast unmöglich, in dieser Wildniß ohne Wegweiser zurechte zu finden, daher ein methodisches, sorgfältig ausgeführtes Sachregister des Inhalts dieser vielen Folio-Bände ein wahres Bedürfniß geworden war. Das hier angezeigte ist so vollkommen, daß bey dem Besitz desselben man den Moniteur fast ganz entbehren kann. Die Unterschriftsbedingungen sind 8 Fr. für jede Lieferung von 25 Bogen, von gleichem Format und gleichem Druck in drey Spalten, wie der Moniteur. Anfangs Januars k. J. wird die erste Lieferung ausgegeben werden. Gesammtpreis der zehn ersten Jahre, 100 Fr. und der fünf lezten, 50 Fr. Bey der Wittwe Agasse.

Almanache. Annuaire généalogique et historique pour 1821. Lange genug war der Gothaische Taschenkalender das einzige Hülfsbüchlein für den französischen Staatsmann, um genealogische Nachrichten daraus zu schöpfen, aber seit 1819 ist gegenwärtiges Annuaire an dessen Stelle getreten. Vorliegender dritter Jahrgang enthält das genaue Familienverzeichniß von 115 fürstlichen Häusern, mit historischen Notizen über den Ursprung eines jeden einzelnen Hauses, und statistischen Anzeigen die Länder betreffend, über welche einige derselben regieren. 13 Bog. Druck in 18. Preis 5 Fr. Bey Maze. — Calendrier liberal, mit der Ueberschrift: Aux citoyens utiles, aux grands hommes, la patrie reconnoissante. Ist weiter nichts als ein gewöhnlicher, mit Tropheen gezierter Tafelkalender, worauf die Namen der Publicisten, Gelehrten, Schriftsteller, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten verzeichnet sind, die, in den lezten Zeiten, durch ihre Talente zu Frankreichs Ruhm beygetragen haben. Jeder Tag des Jahres erinnert an eine Begebenheit, die der Freyheit theuer war. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Brissot-Thivars. — Almanach national, ist ein anderer Kalender gleicher Art, mit der bescheidenen Ueberschrift: La France est le seul pays du monde qui puisse s'honorer d'avoir produit chaque jour de l'année un personnage celèbre. Er ist mit den gut gestochenen Bildnissen von zwölf berühmten Personen geziert, als Karl der Große, Bayard, Jeanne d'Arc, Moliere, Fenelon, Lapeyrouse, Kleber, u. s. w. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Aimé André.

Bücher in fremden Sprachen. Storia della Corsica, da suoi piu' antichi tempi fino al 1594, compilata dal Filippini archidiacono di Mariana. Neue verbesserte und beträchtlich vermehrte Ausgabe. 34 Bogen Druck in 8. Bastia, bey Stefano Batini. — Os Lusiadas, poema epicio de Luis de Camões. Neue Ausgabe, nach der vom Verfasser im Jahre 1572 besorgten Ausgabe abgedruckt. 2 Bände in 18. 13 Bogen Druck, mit dem Bildnisse des Verfassers. Preis 6 Fr. Bey Th. Barrois. — Lord Byron's Works. 4 Bände in 12. zusammen 39 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Louis und bey Baudry.

H — s.

Spanische Literatur.

Die Literatur liefert auch dießmal nur eine höchst unergiebige Ausbeute. Die niedlichen und zierlichen Büchelchen, die der deutsche Herbst zu Weihnachts- und Neujahrsgaben in großer Anzahl hervorbringt, fehlen hier ganz und gar. Indeß hat der „Calendario del anno 1821 para Castilla la nueva“ doch einen Anklang von Poesie; den Schluß desselben macht nämlich ein versificirtes Juicio del anno, das, wenn nicht poetisch, doch recht klar und verständig ist.

„Beneficios abundantes, sagt der Dichter,
promete (el Planeto) ya à nuestro suelo,
si activos y vigilantes
en los labores esperto
el labrador sulcos hace
y no duerme el obrero. — —“

„En vano templa la atmosfera
aire delicioso y fresco:
en vano en lluvia copiosa
nos favorecen los Cielos,
si à su benefico influjo
no coopera el sudor nuestro *).“

Nachdem der Dichter seinen Landsleuten recht heilsamen Rath, in Eintracht zu leben, die Gesetze zu beobachten, und einem kommenden Geschlechte ein gutes Beyspiel zu geben, ertheilt hat, schließt er mit den Worten: „das ist's, was ich dieß Jahr im Sternenbuche lese; seine Lehren sind heilig, seine Prophezeihung wahr, und sein Urtheil kann nicht lügen, denn die Sterne sind über uns.“ — Wie denn kein Buch so schlecht ist, daß man daraus nicht etwas lernen könnte, sagt ein bekannter Philosoph, so auch dieser Almanach von wenig Blättern. Wer ist nicht überrascht, hier zu erfahren, daß Madrid 1416 Jahre früher als Rom erbaut, und das spanische Reich 713 Jahre nach der Sündfluth gestiftet worden ist. Wer nicht erfreut, zu vernehmen, daß am 18. Febr., am 13., 24. und 25. März, am 1., 13., 14. und 15. April und am 14. und 16. Juni Seelen aus dem Fegefeuer erlöset werden? — Die „Satyrischen Versuche eines Licenciaten Eisenkopf, vormaligen Miethsmannes im schwarzen Hause“ (Ensayos satiricos en verso y prosa, por el licenciado Machuca, inquilino que fue de la casa negra) sind ungemein schwache Versuche, denen es nicht an übler Laune, wohl aber an Witz und Humor fehlt. Der Verf. schildert das schmutzige Interesse, den Pedantismus, den Gelehrten-Neid, das Kaffeehaus-Publikum, den Pflastertreter, den Mann mit zwey Gesichtern u. s. w. „Der Tod der Inquisition“ ein Trauergesang nach der berühmten Idylle des Garcilaso: El dulce lamentar de dos pastores, und „der Censor (ein Journal) in Nöthen“ ein tragikomischer Monolog, gehalten am Tage der Verkündigung der Constitution, und eine „Tornadilla,“ welche hier auf zwey anti-constitutionelle Schriftsteller singen, haben in der Ausführung einiges Verdienst, wenigstens eine gewisse dramatische Bewegung. Mehrere der hier gesammelten Versuche sind bereits aus einer frühern Epoche, d. h. 1812 und 1813 her bekannt. — Eine ungemein erfreulichere Erscheinung ist die von D. Xavier de Burgos (Redakteur der Miscelanea), angekündigte vollständige Uebersetzung des Horaz (Las poësias de Horacio, traducidas en versos castellanos), samt dem lateinischen Texte zur Seite und erklärenden Noten. Das Ganze soll 4 Bände umfassen, und die ersten beyden bereits zu Anfang des Monats Februar ausgegeben werden. Es existiren bereits mehrere Uebersetzungen von einzelnen Poesien dieses römischen Dichters, eine vollständige Uebersetzung aller Werke desselben fehlte aber bisher der spanischen Literatur. Nach den mitgetheilten Proben dürfte diese Uebersetzung Epoche machen; indeß kritteln die Akademisten an den Latinismen, die der Uebersetzer sich zu Schulden kommen lassen soll. Wir werden nach der Erscheinung der ersten Bände ausführlicher von dieser rühmwürdigen Unternehmung reden. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueberschwengliche Wohlthaten verspricht der Planet unserm Boden, wenn der erfahrne Landmann fleißig und achtsam Furchen zieht, und der Arbeiter nicht schläft.

Vergebens mildern lieblich-kühle Lüftchen die Hitze der Atmosphäre, vergebens senden die Wolken häufigen Regen nieder, wenn zum wohlthätigen Einflusse der Schweiß unsers Angesichts nicht mitwirket.

Nothhörner.

Briefauszug. — „In einer Beylage zum literarischen Merkur*) kündiget G. Schmidt in Spechtshausen „bey Tharant Musenstunden (eine Gedichtsammlung, „Dresden b. Hilscher) auf Subscription bis Ende April (12 gr. —) also an:

Ein Pilger, dem zur Reise durch das Leben
Der Himmel wenig Glück beschied,
Sang, um sich muthig zu erheben,
Bey Sturm und Wetter manches Lied.

Sein Schiffchen trieb nach einer seichten Stelle,
Da wartet denn seit Jahren schon
Fruchtlos auf eine günst'ge Welle
Der von dem Glück vergessne Sohn.

Ihn bangt für seines Schicksals kleine Herde,
Die ihm am Bord die Liebe gab,
Ihn bangt, daß ihr Gesammttheil werde
Ein Schiffbruch und ein Wogengrab.

Der Fluthen mancher schwand und kehrte wieder,
Ach, keine lüftete das Boot.
Er beut zum Kauf nun seine Lieder
Und giebt so das Signal der Noth.

Gönnt einen Blick ihm, segelt nicht behende
Vorbey dem Pilger ohne Acht.
Reicht eures Tauwerks ihm ein Ende,
Reicht's, daß er flott sein Schiffchen macht.

„Mich dünkt, auf so ein Signal sollten, wie im Yngurd „längs der Küste von Norwegen, in den literarischen Blättern die Nothhörner erwachen, und der Dichter des „Yngurd sollte vorblasen.“

Nun, ich will hiermit aus Leibeskräften geblasen haben; auch werf' ich sofort dem Poeten subscribendo mein Endchen Tauwerk zu, und wer von den Lesern des Lit. Bl. nicht ein Gleiches thut, der soll sehen, was er gemacht hat! Den Herren Recensenten am L. Bl. machen Wir, von Cotta's Gnaden erwählter Redacteur &c. sothane Subscription zur positiven Pflicht: wer zu seiner Zeit sich nicht ausweisen kann, sie erfüllt zu haben, dem streichen Wir den Betrag des Ladenpreises aus seiner nächsten Recension hinweg, und freywillige Recensionen werden, a dato der Erscheinung des gedachten Büchleins an, nicht nur nicht eingerückt, sondern gar nicht einmal gelesen, wenn ihnen nicht das Tittelblatt der Musenstunden originaliter beygefügt ist. Alles von Gottes und Rechts wegen.

Müllner.

*) Die Anzeige dieser Dresdener Zeitschrift s. im 9. Jahrg. No. 63.

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 24. Februar 1821.

Was man treibt kriegt man lieb.

Aus Goethe's Geschwistern.

Die Engelsköpfchen.

(Fortsetzung.)

2.

Bey so seltsamen Begriffen des Hofschreibmeisters von Kunst und Künstlern, die hauptsächlich seiner eingeschränkten Erziehung zur Last fielen, war er dennoch ein höchst achtbarer Mann. Dem ganzen fürstlichen Hause, vom regierenden Herzog an, hatte er Schreib- und Rechenstunden gegeben und freute sich gar sehr des — ihm mit einer Ehrenmedaille vergoltenen — Umstands, daß fast im ganzen Ländchen das bekannte Sprichwort: Die Gelehrten schreiben schlecht, für ausgerottet zu nehmen war. Wenigstens die angestellten Gelehrten durften nicht wagen, ihre Ungeschicklichkeit damit entschuldigen zu wollen, weil das ganze Fürstenhaus sich — Dank den Dinglerschen Bemühungen — durch eine recht sorgfältige Handschrift auszeichnete.

Leider, war der Hofschreibmeister, freylich in früherer Zeit, durch zu tiefes Herablegen des Körpers, bey seinem vielen Schreiben, ganz kurzsichtig geworden. Diese Kurzsichtigkeit trug denn auch mit bey zu seiner Geringschätzung der Malerkunst. Gerade das Schönste an einem Bilde, der Zusammenhang, die Harmonie des Ganzen, entgieng ihm, weil er sein Auge allezeit ganz dicht an die einzelnen Parthien desselben rücken musste. Mit einer Brille hätte er sich freylich helfen können. Allein, weil sie zur Mode geworden, so waren ihm die Brillen zuwider. Höchstens zu Hause von seinem Fenster aus, bediente er sich eines Augenglases. Dorchen stand ihm da, Sonntags gewöhnlich zur Seite. Da hatte er auch seine größte Ergötzlichkeit für die ganze Woche, besonders wenn es recht viele, vormalige Schüler zu sehen gab. Das Herz lachte ihm bey jedem ansehnlichen Vorüberkommenden, von dem er sagen konnte: der ist auch lediglich durch die Feder zu seinem jetzigen guten Dienste gelangt. Lieb war es ihm dann freylich, wenn solch ein Mann sich noch durch Heraufgrüßen erinnerte, wer ihm Anfangs die Feder so gut geführt hatte. Geschah das aber nicht, ja, musste er sogar von Manchem sagen, daß er ganz über den alten Lehrer hinwegsähe, so freute er sich doch seines, durch schöne Buchstaben oder richtige Zahlen bewirkten, Emporkommens. Nur von einem Einzigen, der es bis zum Rathe gebracht hatte, die Nase darum aber auch viel zu hoch trug, um den Schreibmeister noch zu bemerken, verdroß ihm das. Von dem pflegte er zu sagen: Wenn ich bedenke, wie dem Menschen auch kein gerader Buchstabe aus der ungeschickten Hand kam und was dazu gehörte, ihm nur die Regel Detri einzutrichtern, dann steht mir wirklich der Verstand still. Ich wenigstens möchte den zu meinem Rathe nicht haben! —

3.

Als Dorchen wieder hereintrat, das Gefäß vom Frühstücke und die Tabackspfeife wegzuräumen, stand ihr Vater, Federn schneidend am Fenster. Dieses Geschäft betrieb er noch, als sie späterhin zum Nähen im zweyten Fenster Platz nahm.

Herr Dingler war nicht aufgeräumt, das ließ sich von seinem Gesichte deutlich lesen. Die Ursache kam auch bald an den Tag. Er ging nämlich zur damaligen Zeit darauf um, ein Vorschriftenbuch herauszugeben und hatte bereits die Anfangsbuchstaben des ganzen Alphabets bis auf's Ypsilon benuzt, konnte aber eben zu der Ypsilonvorschrift den Text nicht finden. Das klagte er seiner Tochter. — Um's Ypsilon selbst zwar — sprach er — bin ich nicht verlegen. Ich könnte dazu den Ysop, oder auch die Engländer Young oder Yorik (eigentlich Sterne) beydes nahmhafte Dichter, wählen; allein ich habe nun einmal meinen Sinn auf den Fürsten Ypsilandi gesezt. Nur mit dem Texte haperts, da mir aus Mangel an gutem Gedächtniß, Sr. Durchlaucht Thaten sämmtlich entfallen sind. Wo aber sollen die vielen Gedanken immer hervorkommen, welche man nöthig hat, zu Füllung einer ganzen Seite Royalfolio?

Lieber Vater, sprach Dorchen — bey Ihrer bekannten Leichtigkeit in Verknüpfung der verschiedenartigsten Sachen, kann es Ihnen wohl nicht schwer werden, jeden beliebigen Satz an den Namen des Fürsten anzureihen! Hier in diesem Buche fände sich gleich ein guter Text.

Das freylich, wäre Spaß, mein Kind — antwortete er. Auch enthält gegenwärtige Druckschrift gewiß besser ausgedachte und ausgedrückte Klugheitslehren, als ich im Stande bin, solche von mir zu geben. Allein das junge Volk steckt heutzutage sein Näschen allenthalben hin, auch wo es nicht hinsoll und könnte leicht auf dieses Buch ebenfalls gerathen und sagen: Das hat der Hofschreibmeister da und da herausgeschrieben. Das will ich nicht. Meine Vorschriften sollen durchaus, auch dem Inhalt nach, von mir selbst herrühren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

(Fortsetzung.)

Zwey Meilen von Sens, im Dorfe Morchangi, ließ sich der Graf von der gesprächigen Wirthin eine Tasse Suppe in der Küche geben, und da er sie sehr stark gesalzen fand, sagte er im Scherze zu ihr: „Man sieht, daß ihr das Salz hier nicht so theuer bezahlt, als die andern Franzosen und es mit den faux Seauniers haltet,“ welches die Wirthin von sich ablehnte, und um ihren Patriotismus an den Tag zu legen, sogar mit anscheinender Freude erzählte, daß die Truppen des Königs diese Schleichhändler angegriffen, und fast ganz aufgerieben hätten. Höchst unbesonnen antwortete hierauf der Graf: „Die armen Teufel! hätten sie einen Mann wie mich an ihrer Spitze gehabt, so würden sie nicht so übel angelaufen seyn!“ und da er seinen Kopf noch voll von den Klagen hatte, welche er vor Kurzem über die schlechte Verwaltung Frankreichs gehört, ließ er seinen Gedanken den Zügel schießen und sprach von nothwendigen Veränderungen in dieser Hinsicht. Der Dorfschulze hatte sich während dieses Gesprächs eingefunden, und da ihm dasselbe nicht gefiel, nahm er sich die Freyheit, den Grafen nach seinem Stande und Namen zu fragen, der ihm aber mit Verächtlichkeit begegnete, worauf er, um sich zu rächen, denselben von seinen Gehülfen umringen und gefangen nehmen ließ. Der Graf wollte sich vertheidigen, ward aber von der Menge übermannt. Zum Unglück fand man auch noch einige aufrührerische Schriften bey ihm, so wie eine Maske und eine Schreibtafel voll Ziffernschrift. Man hielt ihn nun für den Abbé de la Bourlie (unter dem Namen des Marquis von Guiscar den Historikern bekannt) und schleppte ihn als solchen nach Sens, wo ihm der Richter einen Befehl des Königs vorzeigte, alle Reisenden anzuhalten, bis sie sich durch gute Zeugnisse legitimirt hätten. Diejenigen, welche indeß von der Landstraße, die er gekommen war, über den Grafen einliefen, waren sehr unvortheilhaft und bezeichneten ihn offenbar als einen Ruhestörer, ja als Aufrührer sogar, denn die Wirthin hatte jedes Wort, welches er über die faux Seauniers gesagt hatte, getreulich einberichtet, und so war es natürlich, daß man ihn für jenen Abbé hielt. Zum Unglück für den Grafen war der Abbé und Erzbischof von Sens sein Todfeind, und dieser unterließ nicht, denselben als einen Empörer bey Hofe anzuschwärzen, worauf man ihn erst in das ordentliche Gefängniß zu Sens, dann aber in ein festeres, welches für Verbrecher geistlichen Standes bestimmt war, führte. Hier durfte ihn Niemand besuchen, und selbst der Graf von Chateauneuf erhielt nur mit großer Mühe die Erlaubniß, ihn in seinem Kerker zu sprechen.

Da nun der Graf inne ward, daß er sich in den Händen seines unversöhnlichen Feindes befinde, machte er den Versuch, mit Hülfe der Tochter seines Kerkermeisters zu entkommen; aber in eben der Nacht, da er sich mit derselben berathschlagte, drang man in sein Gefängniß, fesselte ihn an Händen und Füßen und brachte ihn in einem Wagen unter der Bedeckung von zwölf Trabanten nach Paris. Unterwegs warf er zu Montreau beym Mittagsessen seine Schriften, die ihm hätten gefährlich werden können, von sich, und als man am Abende zu Melun ankam, um daselbst Nachtlager zu halten, sagten seine Wächter, die um seinen vergeblichen Versuch zur Flucht zu Sens wußten, scherzend zu ihm: er solle nur nicht hoffen, ihnen zu entkommen, da sie ihre Maßregeln so genommen hätten, daß ihm dieses unmöglich seyn würde. Am Abende begnüg-

ken sich diese Großsprecher jedoch damit, ihn mit dem einen Fuße an den Pfosten seines Bettes zu schließen, worauf sie sich ruhig schlafen legten. Da nun der Graf sich davon überzeugt hatte, daß sie fest schliefen, hob er mit großer Behutsamkeit den Himmel seines Bettes von den vier Pfosten, die diesen stützten, ab, streifte seine Kette von dem einen derselben herunter und wollte im Finstern durch das Fenster entspringen; da er jedoch an den Schuh des einen Hüters stieß, machte dies Geräusch und derselbe sprang empor, ihn in den Augenblick ergreifend, da er schon das Fenster erstiegen hatte, um hinauszuspringen. Man schloß ihn nun noch fester als zuvor und führte ihn glücklich nach dem Fort l'Eveque in Paris; auch hier dachte er nur darauf, zu entspringen. Dieses gelang ihm auch wirklich, obgleich mit großer Lebensgefahr: er durchbrannte seine Kerkerthür und ließ sich vermittelst zerschnittener und aneinandergeknüpfter Betttücher fünf Stockwerk hoch auf die Mauer der Vallée de Misère nieder, von wo er sich wirklich glücklich weiter rettete. Da er aber nicht die Vorsicht gebrauchte, sich gleich nach seiner Flucht aus dem Gefängnisse aus Frankreich zu entfernen, sondern dem Könige unbesonnen genug Bittschriften überreichen ließ, worin er ihn um die Sicherung seines Lebens und seiner Freyheit durch sein königliches Wort bat, machte dieses nur wieder aufmerksam auf ihn, so daß man endlich seinen Zufluchtsort ausspürte und ihn nach der Bastille brachte. Hier, in diesem Aufenthalt des Schreckens glaubte man ihn nun so fest verwahrt zu haben, daß ihm selbst der Gedanke an eine neue Flucht nicht in den Sinn kommen könne; aber man hatte nicht berechnet, daß ein Geist wie der des Grafen durch Hindernisse und Schwierigkeiten nur immer mehr gespornt wird, das unmöglich Scheinende zu vollbringen, und keineswegs an dem ermattet, woran Menschen von weniger kecker Gemüthsart verzweifeln würden. Auch in der Bastille dachte der Graf von Buquoy nur Tag und Nacht auf die Flucht, weniger weil ihm sein Schicksal unerträglich im Aeußern fiel, als weil sein kühner und unruhiger Geist sich gegen die Gewalt und die freche Ungerechtigkeit mit Heftigkeit sträubte und auflehnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liebesklage.

(Nach einem spanischen Volksliede; in der Versart des Originals).

Und was hilft es, daß mein Sehnen
Liebend, treu gedenket dein,
Wenn du spottest meiner Thränen
Nimmer fühlest meine Pein?
Aber weh mir! all mein Sehnen
Rührte nimmer ja dein Herz;
Darum wein' ich heiße Thränen,
Weine in gerechtem Schmerz.

Ehmals, günstig meiner Liebe,
Hast ermuthigt du mein Herz,
Hast geheuchelt gleiche Triebe,
Hast gelindert meinen Schmerz.
Aber weh mir! all mein Sehnen
Rührte nimmer ja dein Herz;
Darum wein' ich heiße Thränen,
Weine in gerechtem Schmerz.

Ach da wagt' ich zu bekennen
Meine Liebe allzumal,
Doch du treulos, uns zu trennen,
Hast verhöhnet meine Qual.
Aber weh mir! all mein Sehnen,
Rührte nimmer ja dein Herz;
Darum wein' ich heiße Thränen,
Weine in gerechtem Schmerz.

Weh! und lächeln sieht dich nimmer,
Seit dem Tag, mein sehnend Herz;
Immer taub, und zürnend immer
Meinen Klagen, meinem Schmerz.
Aber weh mir! all mein Sehnen,
Rührte nimmer ja dein Herz;
Darum wein' ich heiße Thränen,
Weine in gerechtem Schmerz.

A. Huber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Febr.

(Beschluß.)

Die eben ausgegebene Geschichte der Gesellschaft zu Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen in Basel, vom Jahr 1820, als dem vierundvierzigsten ihres Bestandes, trägt keine Spur mehr an sich von den schlimmen Zeiten der Nahrungslosigkeit und Theurung, die in vorhergehenden Jahresberichten so mancherley Klagen veranlaßt und begründet hatten. Bey zunehmenden Einnahmen und der sich mehrenden freywilligen Beyträgen und großmüthigen Geschenken, hatte die Gesellschaft für eigentliche Armenunterstützungen, deren Bedürfniß sich nur in sehr verminderten Maße zeigte, weniger Ausgaben, und sie konnte ihre Kräfte und Bestrebungen desto ungetheilter dem verdienstlichsten Zweige ihrer Arbeiten zuwenden, der die Schulen und Bildungs-Anstalten begreift, welche der gemeinnützige Verein gestiftet hat. Den bisherigen dahin einschlagenden Stiftungen gesellte sich im vergangnen Jahr eine neue in dem Schullehrer-Seminar bey, das während fünf Monaten bestanden hat und nun auch weiterhin soll fortgesezt werden. Sieben wirkliche Landschullehrer und zwey Schulamts-Candidaten nahmen an dem ersten Lehrcurse Theil, dessen wichtigste Fächer von drey um die Schulen Basels hochverdienten Männern, den Herren Pfarrer Fäsch, Rector Hanhart und Rector Otto besorgt wurden. Die Zöglinge erhielten neben dem freyen Unterricht, auch freye Kost und Wohnung, und sie wurden während der Dauer des Seminars auf Kosten desselben in ihren Stellen durch Vicarien ersezt: Die Gesammt-Kosten betrugen 1780 Franken. „Der vorzüglich in didaktischer Hinsicht ertheilte Unterricht (sagt der Bericht) umfaßte folgende Fächer: Erklärung biblischer Erzählungen; Elementarschulkunde besonders in Beziehung auf Methodik; deutsche Sprache; Arithmetik; Zahlen- und Maaß-Verhältniß nach Pestalozzi's Lehrweise; Schön-

schreibekunst, Gesang, besonders in Rücksicht auf Choralgesang. Ueberdieß ward ihnen Gelegenheit verschafft, den Lehrstunden in Elementarklassen beyzuwohnen, und nach gehöriger Befähigung die erlernte Methodik praktisch anzuwenden. Einige Zöglinge hatten, zum Theil in Folge früherer wohlthätiger Einwirkung der betreffenden Schulbehörde, nicht unbedeutende Kenntnisse und Fertigkeit in ihrem Fache bereits sich erworben; andere standen ihnen in dieser Hinsicht nach. Aber so verschieden aus diesem Grund ihre Fortschritte seyn mußten, so hat doch keiner die Anstalt verlassen, ohne derselben einen höhern Grad der Lehrfähigkeit und eigner Bildung zu verdanken. Bey längerer Amtsführung werden die meisten den nun aufgenommenen Stoff immer besser verarbeiten und anwenden lernen; die hohe Bedeutung ihres Berufs ist ihnen so klar geworden, daß ihr Eifer für treue Erfüllung desselben nicht leicht erkalten kann. Auch das tadellose sittliche Verhalten dieser Männer, der Anstand, die Eintracht, wovon ihr ganzes Wesen zeugte, erwarb ihnen die unauslöschliche Achtung und Liebe ihrer Lehrer." — Ein älteres Institut dieser gemeinnützigen Gesellschaft ist die Zeichnungsschule, die auf Kunstsinn und Geschmack, besonders aber auf fortschreitende Bildung des Handwerksstandes höchst vortheilhaft einwirkt. „Ein schäzbares Geschenk (sagt der Bericht) erhielt die Gesellschaft von dieser Anstalt, in einer bedeutenden Zahl schöner Figurenzeichnungen, ausgemalter Baurisse und Pläne, meistens Arbeiten der früheren Zöglinge. Bey der nächsten Vertheilung des Neujahrsblattes werden wir damit das dazu bestimmte Lokal zieren, und auf diese Weise manchem jungen Gemüthe anschaulich machen, wie weit jugendlicher Fleiß, von Talent und guter Anleitung unterstüzt, es bringen kann. Später sollen die bedeutendsten dieser Zeichnungen auf immer unsern Sizungssaal verschönern." — Die Leseanstalt für die Jugend scheint das Zutrauen des Publikums zu besizen und als wesentliches Bedürfniß anerkannt zu werden, indem sie 186 Abonnenten (Familien) zählt; sie hat im verflossenen Jahr 204 Bände neuer Schriften angeschafft. Die Zinstragende Ersparnißkasse empfieng im Jahr 1820 von 340 Beytragenden die Summe von 10,641 Fr. anvertraut, und sie zahlte hinwieder zurück, an 35 Theilnehmer diejenige von 3140 Fr. Ihr gegenwärtiges zinstragendes Kapital ist auf 58167 Fr. angestiegen. „Diese erfreulichen Fortschritte, drückt sich der Bericht aus, werden jedoch nie unsern schon oft wiederholten Wunsch schwächen, daß die ganz arme und so zahlreiche Klasse von Taglöhnern, Fabrikarbeitern u. s. w. die Anstalt immer mehr benutzen möge durch Einschiessung wöchentlicher oder monatlicher Ersparnisse; mit Vergnügen werden sie aufgenommen, ohne Rücksicht auf die daherige Erschwerung der Comptabilität; denn die Verwalter finden sich dafür hinreichend belohnt durch das häusliche Gedeihen ihrer Mitbürger u. s. w." — Von den Unterstüzungs-Anstalten des Vereins ist die Krankenpflege unstreitig die wichtigste und wohlthätigste. Ihre Ausgabe betrug im verflossenen Jahr 7425 Fr., worunter für Arzneyen 1802, für wundärztliche Hülfe 605, für Fleisch, Brod und Reis 1270, für Holz zur Feuerung 1709 Franken u. s. w. an dürftige Kranke vertheilt wurden.

London den 16. Jannar.

(Fortsetzung.)

Im Edinburger philosophischen Journale findet man zwey merkwürdige kleine Landcharten. Erstlich eine Charte der nordwärts von Ava gelegenen Gegend, von einem Eingebornen kunstlos gezeichnet, aber sehr schäzbar, nebst einer Beschreibung von Franz Hamilton. Unter andern findet man dort Momeit bemerkt, bey welchem Orte die Rubinenbergwerke liegen, welche, wie Hamilton sagt, die vorzüglichsten in der Welt sind, und von denen er ehestens nähere Nachricht geben will. Zwischen Sibdo, Taungtain, Seinni, und dem Saluän giebt es eine weitläufige Gegend voller Dickichte, die aus lauter Theestauden bestehen, welche Lapäck von den Mrammas und Tschampet von den Portugiesen in Indien genannt werden. In diesen Wäldern wohnen die Palaun, welche die Theeblätter einsalzen; man kauet sie dann und verbraucht davon weit und breit eine ungeheure Menge. Hamilton glaubt, der größere Theil der gebirgigen und waldigen Gegenden der östlichen Halbinsel Indiens sey stark bewohnt, nämlich von den rohen Urbewohnern des Landes; diese Gegenden wären meistens fruchtbarer als die baumlosen Ebenen, weil die Leute mehr Ackerbau trieben als die gesitteteren Stämme, welche besonders sich in Städten aufhalten, und sich von Manufakturen, Fischfang und Handel nähren, indem sie ihre Waaren gegen das Getreide der rohen Gebirgsvölker vertauschen; dahingegen trieben die lezteren fleißig Ackerbau, reinigten die Wälder und düngten ihre Ländereyen mit dem verrotteten Baumlaube; sie hätten keine Städte, sondern gehorchten ihren eigenen Häuptlingen; sie würden hauptsächlich durch ihre Wälder und Gebirge vor dem Drucke der kleinern Despoten geschüzt, unter deren Drucke die gesitteteren Stämme größtentheils seufzten. — Die zweyte Charte ist von dem nun sehr alten und berühmten Geographen Major Rennel und nach den Angaben eines gemeinen Englischen Matrosen Alexander Scott gezeichnet, welcher von 1810 an, sechs Jahre lang in der Gefangenschaft der in der großen afrikanischen Wüste herumziehenden Araber war. (Wovon wir unsern Lesern in Nr. 25. d. J. Nachricht gaben.)

In New Bondstreet läßt jezt der Erfinder eine Kanone sehen, welche vermittelst eines Mechanismus, der durch ein Rad sehr leicht in Bewegung gesezt wird, sich selbst ladet, das Zündpulver aufschüttet, und in 6 Minuten 30 mal schießt.

Der ägyptische Reisende Belzoni ward in seiner Jugend, wo ihm das Glück sehr ungünstig war, zu seinem Unterhalt, sogar gezwungen in Schottland und Irland durch die Vorstellung hydraulischer Künste etwas zu verdienen; aber wiewol er auch zu gleicher Zeit schöne Scenen sehen ließ, so konnte er sich doch damit keinen Unterhalt verschaffen. Hierauf machte er den starken Mann, und trug oft auf dem Theater zu Cork 20 bis 22 Menschen, und gieng mit ihnen einher gleich einem Elephanten. Er konnte sich aber weder hierdurch noch mit theatralischen Darstellungen der Leidenschaften das Leben fristen. Auch in Lissabon machte er kein Glück mit seinen hydraulischen und andern Leistungen. Nun gieng er über Malta nach Egypten. Was er hier ausstand und verrichtete, kann Niemand in seinem Reisewerke ohne Erstaunen lesen. Mitten unter diesen kaum glaublichen Anstrengungen gieng endlich sein Glücksstern auf. Er ist jezt in London damit beschäftiget einen von ihm entdeckten ägyptischen Tempel so darzustellen (mit allen Basreliefs, Gemälden rc.) wie er noch existirt, eine Schaustellung, die in ihrer Art einzig seyn wird. Er versteht Englisch vollkommen, und hat sein lehrreiches Buch ohne alle Hülfe selbst geschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Wenn rauh und kalt des Winters Stürme wehen,
So kannst du überall mein Erstes sehen,
Fast flieht das Zweyte dann aus der Natur,
Und Feld und Wald trägt kaum noch seine Spur.
Im Ganzen trat ein großer Mann in's Zweyte,
Doch, seine Größe liegt noch sehr im Streite,
Denn man vergöttert ihn mit Ungestüm,
Und Millionen Andre tadeln ihn.

Moll.

Auflösung der Charade in Nro. 42.
Hering.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Nro. 6.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Nomenclator botanicus enumerans ordine alphabetico nomina atque synonyma tum generica tum specifica et a Linnæo et recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita. Auctore Ernesto Steudel. Med. Dr. XVII. u. 900 S. gr. 8. Preis 9 fl.

Es dürfte dieses Werk, welches ein vollständiges Verzeichniß der bis auf die neueste Zeit bekannten und beschriebenen Pflanzen (etwa 3400 genera und 40000 species) mit genauer Angabe der Autoren und aller seit Linné ihnen beygelegten Benennungen liefert, für das ganze botanische Publikum eine angenehme und interessante Erscheinung seyn. Es erleichtert dem Systematiker und Literator das Auffindender Synonyme, dem Besitzer großer botanischer Bibliotheken das Nachschlagen, zeigt gleichsam mit einem Blicke den Reichthum der botanischen Entdeckungen, wird für die Besitzer von Gärten und Sammlungen, besonders auch für die Theilhaber an den jezt so weit verbreiteten Tauschanstalten ein fast unentbehrliches ihrem gegenseitigen Verkehr Sicherheit und Beständigkeit gebendes Hülfsmittel, dient als allgemeines Register über die von Willdenow, Persoon, Römer und Schultes herausgegebenen Pflanzen-Systeme, und bezeichnet zugleich jeder Art ihre Stelle im Linné'schen Systeme. Damit dieses Werk, welches, wie jedes ähnliche, so lange nicht alle specielle Untersuchung der Pflanzenformen erschöpft ist, der Natur der Sache nach nicht vollständig bleiben kann, seine Brauchbarkeit auch für die Zukunft erhalte, so werden die nach den Umständen nothwendig werdenden Zusätze von Zeit zu Zeit nachgeliefert werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämtlichen Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben.

Meinen Freunden, Bekannten und Allen, die an mir oder meinen Arbeiten Theil nehmen.

Verschiedene meiner Schriften sind vergriffen. Der Verleger behauptet, man wünsche sie sich und will sie neu drucken. Ich aber glaube das nicht ohne große Einschränkung zulassen zu dürfen. Geleitet von Verhältnissen, hatte ich zu früh zu schreiben angefangen; gereizt durch unverdiente Gunst, zu eilig fortgefahren. Das Leben hatte ich schildern wollen, ehe ich es in bedeutenden Momenten erfahren; mein Inneres darlegen, ehe es Gehalt gewonnen und mir selbst klar geworden; die Sprache handhaben, ehe ich ernstlich über sie nachgedacht. Gleichwol: wer fühlte durch Antheil sich nicht zu danken verpflichtet? und wer dankte wirklich, außer durch die Sache? Auch möchte wohl jeder denen, die es gut mit ihm meynen, besonders wenn er nicht mehr allzulange mit ihnen zu leben hoffen darf, etwas zurücklassen, wobei sie — wollen sie's — seiner gedenken können. So entschloß ich mich zu einer Auswahl dessen, was ich, im angegebenen Fache, alt oder neu, für mein Bestes halte, und that dafür, was ich vermochte. Wie es auch sey: besser ist's geworden; und so mögen die, welche ihm im mangelhaftern Zustande Neigung schenkten, ihm diese im verbesserten nicht entziehn; Andere, damit noch unbekannt, sie ihm vielleicht zuwenden: die aber, welche ich oben besonders angeredet, das Unternehmen nach Gelegenheit fördern, wie ich das Lebenslang bey ähnlichen und unähnlichen gern gethan habe.

Leipzig. Ende des 1820sten Jahres.

Friedrich Rochlitz.

* * *

Diese Auswahl aus den sämtlichen Schriften des Herrn Hofrath Rochlitz erscheint in meinem Verlage und werde ich durch alles, was an mir liegt, mich dankbar gegen den Herrn Verfasser und das Publikum zu zeigen bemüht seyn. Sie wird sechs Bände, gr. 8., jeder ohn[...]fähr ein Alphabet stark, enthalten, von denen die drey ersten zur Jubilate-Messe dieses Jah[...] die drey lezten zur Jubilate-Messe 1822 sicher geliefert werden. Der erste Band ist mit dem wohlgetroffenen [illegible] vortrefflich gearbeiteten Bildniß des Herrn Verfassers geschmückt. Zur Erleichterung der Abnehmer werden drey Ausgaben und eine Pränumeration veranstaltet.

Der Druck ist geschmackvoll eingerichtet und für möglichste Correctheit gesorgt, das Papier der beyden ersten Ausgaben gehört zu dem besten und das Ganze wird den Freunden des Verfassers eine erfreuliche Erscheinung seyn und auf alle Weise jede Büchersammlung zieren. Auch kann die Ankündigung als Probe des Drucks und zugleich des Papiers der mittlern Ausgabe dienen.

Ein Exemplar auf bestem Baseler Velinpapier, wovon jedoch nur wenige gedruckt werden, kostet geglättet und geheftet im Ladenpreise 18 Thlr., gegen Vorausbezahlung 13 Thlr. 12 gr., wovon 8 Thlr. 12 gr. zu Ostern dieses und 5 Thlr. zu Ostern des künftigen Jahres entrichtet werden.

Ein Exemplar der Ausgabe auf ganz feinem französischem Druckpapier kostet im Ladenpreise 12 Thlr., gegen Vorausbezahlung 9 Thlr., nämlich 6 Thlr. zu Ostern dieses und der Rest von 3 Thlr. zu Ostern künftigen Jahres.

Die geringere Ausgabe auf gewöhnlichem Druckpapier kostet im Ladenpreise 9 Thlr. und gegen Vorausbezahlung 7 Thlr., nämlich 5 Thlr. zu Ostern 1821 und 2 Thlr. zu Ostern 1822.

Sämtliche Buchhandlungen nehmen Vorausbezahlung an. Alle diejenigen Personen, welche sich außerdem der Mühe Pränumeranten zu sammlen gütigst unterziehen

Digitized by Google

Digitized by Google

niedern Stände. Siebente verbesserte und vollständigere Auflage. 8. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung. (45 Bogen) 21 gr.

Für Schulen bei 25 Exemp. à 18 gr. Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

P. Terentii Afri
Comoediae.

E Recensione Reichardi Bentleii. Ictus per Accentus acutos expressi sunt, discentium commodo. 12mo. Berolini e Libraria Maureriana 16 gr.

Für Schulen bei 25 Exemplaren à 12 gr. Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

Otto Schulz,
Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik.

Nach der (seiner) lateinischen Grammatik (davon die 3te Aufl. unter der Presse ist) 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung (10½ Bogen) 8 gr.

Für Schulen bei 25 Exemp. à 6 gr., Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

(Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands für den Ladenpreis zu bekommen.)

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nro. 29.

Anzeige für Organisten und alle Freunde des Choral-Spiels.

Im November des vorigen Jahres ist erschienen:

M. G. Fischer's, Concertmeisters und Organisten zu Erfurt, evangelisches Choral-Melodienbuch vierstimmig ausgesezt mit Vor- und Zwischenspielen. Erste Abtheilung (33 Bogen in großem Quart-Format).

(Die zweite Abtheilung von gleicher Stärke erscheint im März dieses Jahres.)

Für den bedeutenden Werth dieses Werks spricht sowol das von Spohr gefällte Urtheil *), als auch die ihm von Seiten des Königl. Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Theil gewordene Begünstigung, daß es allen wohlhabenden Kirchen der Provinz Sachsen zum Ankauf empfohlen worden ist.

Die Anschaffung zu erleichtern, wird noch bis Ende März, als Zeitpunkt der Erscheinung der zweyten Abtheilung, der Subscriptionspreis von 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 kr. für beyde Abtheil. beybehalten werden, welcher bei dem Umfang des Werks, und dessen äußerer gefälligen Ausstattung durch schönen, deutlichen Steindruck auf starkem weißen Papier sehr billig genannt werden muß. Nach diesem Termine tritt der Ladenpreis von 8 Thlr. ein.

Gotha im Januar 1821. Justus Perthes.

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung, von A. Ch. Gaspari, G. Hassel, J. Ch. Fr. Cannabich und J. C. F. Gutsmuths. gr. 8.

Von diesem, nach dem gegenwärtigen Zustande ganz neu bearbeiteten, vollständigen Handbuch der Erdbeschreibung, ist fertig und am 18. Januar versendet worden:

Der dritten Abtheilung 2r Band, des ganzen Werkes XIr Band, welcher das Europäische Rußland und Polen, mit einer statistischen Einleitung in das ganze Russische Reich, enthält. Bearbeitet von Dr. G. Hassel. XXVIII. und 699 Seiten. 3 Thlr. 18 Gr. S. oder 6 fl. 45 kr.

Der Verfasser dieses Bandes sagt am Schluß der Vorrede:

„Mit Rußland und Polen ist nunmehr Europa in unserm großen Handbuch geendigt. Wir haben bis jezt geliefert, was wir versprochen haben, und hoffen, daß das „Publikum mit dem, was geliefert ist, zufrieden seyn kann. „Der Verf. ist gewiß sehr gerecht gegen Alles, was In- „und Ausländer bisher in der Wissenschaft gefördert haben; „er ist eben so wenig eingenommen für das, was aus seiner „Feder hervorgegangen, und zugleich von der Beschränktheit „alles menschlichen Wissens, wie seines eignen, viel zu „überzeugt. Aber indem er das Gebäude übersieht, was „jezt von ihm und seinen Mitarbeitern aufgeführt ist, „so darf er sich doch mit Stolz sagen, daß keine Nation „ein ähnliches zu unternehmen gewagt hat."

Europa besteht aus folgenden 3 Abtheilungen, die zusammen in 11 Bände zerfallen.

I. Abth. Einleitung. Mitteleuropa. 1r Bd. Einleitung in die geogr. Wissenschaften. Geschichte der Erdbeschr. Mathematische, physische, politische Erdbeschreibung. — Von Gaspari, Kries, Hassel. — 2r Band. Einleitung zu Europa. Mitteleuropa. Oesterreich. — Von Hassel. — 3r Bd. Preußen, Krakau. — Hassel. — 4r Bd. Einleitung zu Teutschland. Das Königl. Teutschland. — Hassel. — 5r Bd. Das Fürstl. und Republikanische Teutschland. — Hassel. — 6r Bd. Helvetien, Italien. — Hassel.

II. Abth. West-Europa, 1r Bd. (des ganzen Werkes 7r Bd.) Das Brittische Reich. Jonien. — 2r Bd. (des ganzen Werkes 8r Bd.) Frankreich. — Cannabich. — 3r Bd. (des ganzen Werkes 9r Bd.) Spanien, Portugal. — Hassel. — Die Niederlande. — Cannabich. —

III. Abth. Nord- und Osteuropa. 1r Bd. (des ganzen Werkes 10r Bd.) Dänemark, Schweden mit Norwegen. Das Osmanische Europa. — Hassel. — 2r Bd. (des ganzen Werkes 11r Bd.) Das Europäische Rußland und Polen. — Hassel. —

Jeder Band ist auch einzeln mit einem Specialtitel zu haben, für Diejenigen, welche sich die Beschreibung eines einzelnen Landes aus unserm vollständigen Handbucke anschaffen, oder das Werk nach und nach ankaufen wollen.

Der 1. Band der 4. Abtheilung, oder des ganzen Werkes 12r Band, Asia, wird zur nächsten Ostermesse fertig.

Weimar den 22. Januar 1821.

Das Geographische Institut.

---

*) Wenn ein Mann von Herrn C. M. Fischer's Talent und Kenntnissen die Ausarbeitung eines so wichtigen Werkes, als sein evangelisches Choral-Melodienbuch ist, unternimmt, so läßt sich wohl nichts Anderes als etwas ausgezeichnet Vortreffliches erwarten; und so sind diese sämtlichen Chorale nebst Vor- und Zwischenspielen herrliche Zeugen der Meisterschaft des hochverehrten Tonsetzers. Die Vorspiele deuten meistens die Melodien an, die kunstvolle Ausarbeitung ist nichts weniger als gesucht, sondern natürlich und dem ernsten Zweck angemessen; in den Zwischenspielen sind die Hauptgedanken der Vorspiele sehr zweckmäßig benuzt, vergebens wird man Wiederholungen suchen. Die Stimmenführung in den Choralen ist meisterhaft, kunstvoll, ohne Pedanterie. Gewiß muß dieses Werk Jedem, der reinen Sinn für Kirchengesang hat, eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Frankfurt, am 16. Nov. 1820.

Louis Spohr.

Nro. 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Februar 1821.

Immer noch in enger Tageszeit
Sorgenbrütend eingeschlossen,
Seh ich heitre Stunden weit
Mich begrüßen durch das Gitterfenster —
Und ich winke sehnend ihnen nach.

Varnhagen von Ense.

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang der Gefangensetzung des Grafen in der Bastille erlaubte ihm der Gouverneur, theils aus Rücksicht auf seinen Stand, theils aus persönlicher Vorliebe für ihn, im Garten spazieren zu gehn, und von hieraus erspähte er alle Orte und Gelegenheit zur Flucht aus, welches ihm in der Folge, da er sein Vorhaben wirklich ausführte, trefflich zu Statten kam. Sein erstes Gefängniß in der Bastille war der Thurm la Bretignière; solcher Thürme gab es acht in der Bastille, wovon ein jeder seinen eignen Namen hatte und allemal sechs Gemächer enthielt. Das unterste dieser Gemächer war gleichsam nur ein Loch, wohinein weder die Strahlen der Sonne noch des Mondes, noch selbst die Luft, zu dringen vermogten; das zweyte war etwas besser und heller, und das dritte und vierte hatte sogar Kamine, eine Bequemlichkeit, die den beyden untersten ganz und gar fehlte, alle waren nur mit Einem Fenster versehen. Vor diesem Fenster befanden sich die stärksten eisernen Gitter nach außen; von innen war ein anderes, einen Fuß vorstehend, weshalb die Gefangenen nie frische Luft schöpfen konnten. Die Namen der Thürme in der Bastille waren folgende: de la Bertaudière, de la Bretignière, la Comté, du Puits, du Trésor, du Coin, de la Liberté und de la Chapelle; aus lezterem giengen selten Gefangene anders wieder hervor, als um zum Tode geführt zu werden; auch sollen sich in diesem die sogenannten Fallgruben befunden haben, welche, sobald man Jemanden zwang darauf zu treten, diesen in die Tiefe senkten, aus der keine Wiederkehr war. Den Grafen von Buquoy brachte man in eins der untersten Gemächer des Thurmes la Bretignière, späterhin sezte man ihn in das dritte Gemach eben dieses Thurmes zu andern Gefangenen, denen er bald seinen Plan zur Flucht mittheilte und ihnen versprach, seine Güter mit ihnen zu theilen, wenn sie gelingen sollte.

Unter diesen Mitgefangenen war auch ein heuchlerischer Abbé, welcher, an der Möglichkeit des Gelingens verzweifelnd, den Plan zur Flucht dem Gouverneur in der Hoffnung anzeigte, seine Freyheit durch diese Verrätherey zu erlangen; aber diese Erwartung schlug gänzlich fehl und hatte keine weitere Folge, als daß man den Grafen in eins der untersten Löcher des Thurms warf. Er stellte sich hier, als sey er durch die feuchte ungesunde Luft, welche darin herrschte, krank geworden und durch diese List gelang es ihm, daß man ihn wieder zu andern Gefangenen sezte. Er wußte es so zu machen, daß er alle Gemächer der Bastille durchwanderte, um den paßlichsten Ort zur Flucht auszuspähen und sich mit allen Gelegenheiten bekannt zu machen. Endlich kam er zu einem deutschen Edelmann, den Baron von Peck, der wegen eines witzigen Einfalls gefangen saß, indem er in Paris behauptet hatte, Ludwig XIV. könne nicht anders

als durch die Brille der Frau von Maintenon sehen, in den Thurm la Bertaudière. Da hier auch ein Irländer saß, dem er nicht recht traute, wusste er sich diesen dadurch vom Halse zu schaffen, daß er sich denselben mit dem Deutschen schlagen ließ; als auf diesen Lärm der Gefangenwärter kam, beschuldigte er den Irländer, der Urheber des Streits gewesen zu seyn, der auch sofort in ein anderes Gemach abgeführt ward. Nachdem er nun diesen lästigen Gast entfernt hatte, nahm er dem Baron von Peck einen Eid ab und offenbarte ihm sein Vorhaben, worauf sie berathschlagten, wie sie dieses am besten ausführen könnten. Sie entschlossen sich, eine Oeffnung in der Fenstermauer zu machen und daraus zu entfliehen. Dieß würde ihnen auch gelungen seyn, da sie, was sie abbrachen, in das heimliche Gemach warfen und die losen Steine jedesmal sorgfältig wieder vorsteckten, um den Gefangenwärter zu täuschen, wenn nicht der Baron von Peck gegen seinen Eid einigen Gefangenen in den untern Gemächern, mit denen er durch den Kamin Kommunikation hatte, die Sache mitgetheilt hätte, die sie dann aus Neid verriethen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

(Beschluß.)

Da wir keine eigentlichen öffentlichen Bälle haben, so müssen sich die Tanzlustigen die Privatbälle möglichst zu Nutze machen. Am Neujahrstage hatte die patriotische Gesellschaft der amigos del órden einen Ball veranstaltet, der sehr glänzend war. Am 23. gab der französische Gesandte, Fürst Laval-Montmorency einen brillanten Ball; übrigens wird Sonntags in allen Häusern, wo einige junge Leute zusammen kommen, troz Backsteinpflaster und Strohmatten, getanzt, und der deutsche Walzer gehört jezt zu den Lieblingstänzen der Spanier. Gesang, Tanz und Pfänderspiel sind die Genien dieser Tertulien, Lust und Lachen schweben auf allen Lippen, und der Gracioso des Zirkels ergözt mit schalkhaften Zweydeutigkeiten.

Die Theater befinden sich in demselben Zustand der Verlassenheit und Nichtigkeit, den ich schon in meinem lezten Briefe erwähnt habe. Die Darstellungen ohne Männer und die patriotischen Funktionen in del principe sind noch das einzige, was Zuschauer anlockte, denn selbst der Degen, den der joven Cossoul in die Gurgel steckt, und die Cigarros, welche Dem. Romanine auf dem Seile schmaucht, wollen nicht mehr locken. In Deutschland wird die Bühne noch immer als eine weltliche Unterhaltung angesehen, deren Genuß man sich an Festtagen versagt, im sogenannt religiösen Spanien dagegen geben die Theater an den Sonn- und Festtagen zwey Vorstellungen, um das Publikum aller Klassen zu vergnügen. Wie sich doch alles in dieser Welt ausgleicht! Noch im vorigen Jahrhundert durfte in Spanien das schöne Geschlecht die Bühne nicht betreten, jezt — spielt es Komödie in Mannskleidern. In der Weihnachtswoche haben die weiblichen Mitglieder der hiesigen Theater das sonderbare Vorrecht, ohne Männer Vorstellungen zu ihrem Vortheil geben zu dürfen. „Las Actrices, que tienen el honor de servir, solches ist der Styl der Ankündigung, á este benigno público, deseosas de representar una funcion que puede complacerle, han acordado efecutar por si solas y sin auxilio de actor ninguno, la funcion siguiente, que si contra su esperanza no llena su objeto, deberá atribuirse á equivocacion y no a falta de voluntad ni de deseo, etc. Vergebens sucht' ich am ersten Tage einer solchen Vorstellung beyzuwohnen, erst am vierten gelang es mir, ein Billet zu erhalten. Von dem Zuströmen der Menschen kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die Einnahme dieses Tages in La Cruz 24,185 Rl. in del Principe 24,990 Rl. betrug, während sie an manchen andern Tagen nicht 2000 beträgt. Freylich werden an diesem Abende in den ersten Häusern die Billette sehr ansehnlich bezahlt, allein auch an den folgenden Tagen belief sich die Einnahme immer noch auf 14 bis 17,000 Rl. Die Schauspielerinnen von La Cruz hatten diese Vorstellung mit Geschmack zusammengesezt. Den Anfang machte eine neue Symphonie von Carnicero, welche aber ohne Geist komponirt und ärmlich instrumentirt war. Darauf folgte Calderon's liebliches Lustspiel: Con quien Vengo Vengo. Mit so viel Sinn auch Señora Carmona einige Stellen deklamirte, so ekelte mich doch das Ganze an. Der Gracioso war so keck, muthwillig und frisch, wie vielleicht wenige Männer. Bey einer jugendlichen, freundlichen Gestalt hätte diese Keckheit und Ueppigkeit vielleicht entzückt, die kurze, dicke Figur mit dem alten, häßlichen Gesichte streifte der Darstellung den Blüthenstaub der Grazie und Zartheit ab. Die Tonadilla: „Los Soldados y los Contrabandistas" war eine zufällige, idyllische Scene und wurde mit all der Natur und Wahrheit gegeben, welche die spanischen Künstler in solche Scenen zu legen wissen. — Im Bolero entzückte Maria Fabriani in der üppigen valenzianischen Männertracht. Ihre Manieren vollendeten die Täuschung. Das leichte Zupfen an der Halskrause, das Niederziehen der Weste, die Stellung des Fußes, alles war charaktervoll, und das Publikum brach in ein immer neues Bravo aus. Das Saynete: „Los comicos cautivos" hatte anfangs etwas ungemein Gefälliges, ward aber gegen das Ende so obscön, daß es auf einer deutschen Bühne nie erscheinen könnte. Welcher deutsche Schauspieler wäre ausgelassen genug, das Aufwachen sinnlicher Begierden so sinnlich und ausdrucksvoll zu schildern, welches deutsche Publikum würde eine solche

Scene ertragen! Ich darf es nicht wagen, das Gesehene zu beschreiben; allein ich glaube, die Schauspielerin muß eine glückliche Beobachtungsgabe haben, sie hat die Situation mit einer unübertrefflichen Wahrheit gezeichnet.

Das Theater del Principe scheint nach dem Rufe des Patriotismus zu geizen, und benuzt jeden schicklichen Anlaß zu liberalen Vorstellungen. Am ersten Januar hat es den Jahrstag der Verkündigung der Konstitution der Cortes gefeyert, und zu diesem Behufe mehrere Gelegenheitsstücke gegeben. Den Anfang macht eine deklamatorische Scene, las tres coronas, worin die Büsten der Generäle Quiroga, Riego, Lopez Baños und Arco-Agüero mit Lorbeeren gekrönt werden. Darauf folgte ein (inzwischen auch gedrucktes) Gelegenheitsstück: Virtud y patriotismo ó el 1° de enero de 1820, von D. Manuel Eduardo de Gorostiza, eine nicht unglückliche Erfindung, die leider in patriotischen Redensarten ersäuft ist. Die einfache Handlung bilden D. Justo, ein Liberaler, der vor der Reaktion von 1814 entflohen ist, und mit einer Tochter in der Nähe von Utrera verborgen lebt, zwey Familiares des heil. Gerichts, der Verwalter eines Herzogs, der Zehntaufseher und der Feldwebel Liberto, der Geliebte seiner Tochter. Der Charakter des Feldwebels und der eines Knechts sind mit einer glücklichen Anlage skizzirt. Den Schluß machten einige patriotische Hymnen. Das Schauspielhaus hallte die acht Tage hindurch, während welchen diese Vorstellung täglich wiederholt wurde, von unzähligen Vivas wieder. — Diese Vorstellung löste ein neues Lustspiel, das berüchtigte Trágala ab, das aber der platten Erfindung wegen troz dieser wichtigen Beziehung bald verschwinden mußte. — Der Jahrstag der Hinrichtung der Aufrührer, welche 1819 in Valencia sich gegen Elio verschworen hatten, gab zu einer neuen patriotischen Vorstellung Anlaß. — Inzwischen machte man auch den Versuch, von den seltsamen Autos sacramentales eine San Pascual Bailon auf die Breter zu bringen. Der Versuch mißlang und wurde mit Recht allgemein getadelt. Wenn man jezt ein solches Auto auf die Bühne bringen will, so kann es wahrlich nur in der Absicht geschehen, die Religion, wie sie sich in den Begriffen unserer schlichten und ehrwürdigen Voraltern modifizirte und oft auf höchst naive Weise versinnlichte, zu verspotten.

Es müßte die Leser langweilen, wenn ich ihnen von den sonst aufgeführten Stücken, von unserm Perro de Montargis (Hund von Montargis) und den: Abáte L'Epée, von dem El major Alcalde el Rey und der Vieja y los dos Calaveras (die Alte und die beyden Dummköpfe), von der Pantomime der Familie Romanine los Zancos (dem Stelzengeher) und dem Wiederauftreten des beliebten Komikers Suarez, von unserer Sgra. Auguste Torre u. s. w. viel erzählen wollte. Ich behalte mir vor, über unsere Theater seiner Zeit ausführlicher zu reden.

Señora Correa fährt fort, Conzerte zu geben, die leider nichts lockenderes haben, als Señora Correa selber.

Londoner Conzerte.

In dem neunten Stücke des Quarterly musical magazine and Review (woraus man am besten den Zustand der Musik in England kennen lernt) wird bemerkt, daß Händels Musik beynahe ausschließlich in England aufgeführt würde, daß sie sich aber auch hier bey dem so außerordentlich veränderten Geschmacke nicht lange mehr halten könne; sollte früher oder später das Konzert of ancient music eingehen, so würde man Händels Kompositionen nur noch in den Sammlungen der Liebhaber finden. Die berühmte philharmonic Society, welche alles musikalische Talent in dem sogenannten West end of the town, oder im Hofquartiere von London vereinigt, hat ein ähnliches Konzert in der Altstadt London erzeugt, das auf einen sehr großen Fuß eingerichtet ist. Fünfhundert Subscribenten, an deren Spitze S. K. H. der Herzog von Sussex steht, und welche fast alle vornehme Kaufleute mit ihren Familien umfassen, könnten einer solchen Anstalt leicht Glanz und Gewicht geben. Sir George Smart, ein sehr tüchtiger Mann, ist der Direktor. Etwas ganz Ausgezeichnetes und Neues (in England) ist, daß sechzehn Liebhaber mitspielen. In der Altstadt London, wo das Publikum kaufmännisch ist, und wo die jungen Männer anfangen Instrumentalmusik zu üben, mag das hingehen; im West end of the town würde man es schwerlich sehen, weil vorzugsweise sogenannte Gentlemen (d. h. ganz unabhängige Leute, die nichts mit Handelsgeschäften zu thun haben) es in der Regel unter ihrer Würde halten, Musik zu treiben, ausgenommen dann und wann einen Flötenspieler. Wegen dieser sechzehn musikalischen Liebhaber heißt auch vermuthlich dieß Konzert the Amateur Concert of the city of London. Das Orchester ist übrigens mit großer Sorgfalt gewählt aus der Philharmonischen Gesellschaft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jenner.

(Beschluß.)

Um der Subscription der Liberalen eine andere entgegen zu setzen, schlugen die Ultrablätter vor, eine zu Gunsten eines Gardesoldaten zu errichten, welcher, wie sie berichtet hatten, in einer dunkeln Nacht auf einer Gasse einer Vorstadt von einigen Unbekannten überfallen worden war, ein „Es lebe Bonaparte" hatte schreyen sollen, aber statt dessen beherzt ausgerufen hatte: Es lebe der König! und deshalb von den Unbekannten verwundet worden war. Was es mit dieser Geschichte für eine Bewandniß gehabt habe, ist, so viel ich weiß, nicht recht ausgemittelt worden. Die Liberalen zogen sie in Zweifel, und es ist eine bekannte Sache, daß der Partheygeist mehrmals dergleichen Anekdoten erfunden, oder die Wahrheit mit allerley Farben ausgemalt hat. Jedoch kann auch obige Geschichte buchstäblich wahr gewesen seyn. Die Ultras benuzten dieselbe auf der Stelle, und eröffneten eine Kollekte freywilliger Beyträge, um die standhafte Treue des Gardesoldaten zu belohnen. Auch zu dieser Freygebigkeit wurden manche Beyträge eingeschickt, je-

doch bey weitem nicht so viele als für die Bauernhütte. Dann erfolgte von Seiten der Liberalen die Eröffnung einer Subscription für diejenigen, welche zufolge der Ausnahmegesetze eingekerkert werden, und Hülfe und Rath bedürfen werden. Man weiß, daß sich die Minister sogleich beeilt haben, der Ausführung dieses Unternehmens durch gerichtliche Maßnahmen vorzubeugen, und daß die Urheber desselben, oder vielmehr die Journalisten, welche sie angekündigt hatten, als aufrührerische Menschen angeklagt worden sind, obschon einige derselben zu den achtbarsten Bewohnern dieser Hauptstadt gehören. Als nach den Unruhen im Junimonate vorigen Jahres einige Studenten verhaftet wurden und dieselben schon sechs Monate lang im Gefängnisse geschmachtet hatten, ehe sie das Gericht endlich im siebenten Monate für unschuldig erklärte, kündigte einer ihrer Kameraden an, er wolle zu ihren Gunsten eine Ausgabe von Rousseau's Contrat social veranstalten, welches auch, wie ich glaube, geschehen ist. Das Publikum wurde wenigstens dadurch wieder benachrichtigt, daß es Unglückliche gäbe, welche nun schon ein halbes Jahr lang gefangen säßen, ohne daß ihre Schuld noch erwiesen worden wäre, und die Folge hat gelehrt, daß gar keine Schuld auf ihnen haftete. Allein wer ersezt diesen Jünglingen den Schaden, der aus einer halbjährigen Unterbrechung ihrer Studien, und einer so langen Gefangenschaft für sie erwachsen muß? Was hilft es, daß das Gericht ihre Unschuld anerkannt hat, nachdem sie schon die Strafe für vorgebliches Vergehen ausgestanden haben? Wäre es nicht der Billigkeit gemäß gewesen, sie unter Bürgschaft in Freyheit zu lassen, so lange als ihr Vergehen nicht gerichtlich erwiesen war? Was Subscriptionen anbelangt, so ist jezt niemand glücklicher in Paris, als der Oberst Touquet, welcher mit Hülfe der Lobeserhebungen des Constitutionnel seinen Taschen-Voltaire und Taschen-Rosseau so vortrefflich abgesezt hat, daß er dadurch Lust bekommen hat, die gesammte französische klassische Litteratur herauszugeben, und zwar immer den Band zu 2 Fr. So nimmt er jezt das ganze Repertoire des französischen Theaters vor, und dann soll die Reihe an Montesquieu und 20 andre Schriftsteller kommen, denen allen er seinen Namen anhängt, als Voltaire-Touquet, Rousseau-Touquet, so daß Touquet, von dem vorhin niemand das Geringste gehört hatte, auf einmal ein berühmter Mann wird, und mit den großen Schriftstellern, deren Werke er auf Subscription drucken läßt, zur Nachwelt überzugehen droht, und zwar blos, weil er den Band zu 2 Fr. verkauft, was bisher noch kein Buchhändler gethan hatte. Die Ultrablätter haben über den 2 Franken-Mann tüchtig gespaßt; allein da dieser Spaß den Absaz der 2 Franken-Bändchen keineswegs vermindert hat, so sind sie böse geworden, und haben sogar schon geäußert, die Regierung sollte nicht zulassen, daß alle die philosophischen Werke aus der französischen Schule des vorigen Jahrhunderts ohne zweckmäßige Abkürzung jezt wieder abgedruckt würden, welches doch wohl mit andern Worten heißen sollte, die Regierung solle Voltaires, Rousseaus, Montesquieus u. a. Werke nach dem Sinne der Ultras verstümmeln lassen, obschon die Preßfreyheit ein Hauptgesez der französischen Verfassung ist. Noch muß ich einer sonderbaren Wirkung des Partheygeistes erwähnen, die sich in einem Fache äußert, wo man dieselbe nicht vermuthen sollte, nämlich im dramatischen. Der Direktor des Vaudeville-Theaters, Herr Desaugiers, welcher zu verschiedenen Zeiten, je nachdem der Wind der Gunst wehte, für die Republik, für den Kaiser und für den König gesungen hat, wie so manche andre Pariser Dichter, hat es sich bey den lezten Wahlen einfallen lassen, die unabhängigen Wahlherrn in einem Volksgedichte Cadet Buteux Electeur lächerlich zu machen, und überhaupt das Wahlrecht, eins der Hauptvorrechte eines Bürgers, sehr leichtsinnig zu beurtheilen. Dieses zu Gunsten einer gewissen Parthey geschriebene Stück haben die Liberalen sich zur Nachachtung genommen, und als neulich ein neues Theater für Singstücke, das sogenannte Gymnase dramatique, errichtet worden war, thaten die liberalen Zeitungen alles mögliche, um demselben die öffentliche Gunst zuzuwenden, zum Nachtheile des Vaudeville-Theaters. Seitdem unterlassen sie nimmer, das Gymnase dramatique hervorzuheben, und thun kaum noch von der Vaudeville-Bühne Meldung. Auch sind einige ausgezeichneten Schauspieler von dieser Bühne abgetreten, und haben sich mit der Truppe des Gymnase vereinigt. Eben so haben einige dramatische Dichter, welche beständig für das Vaudeville dichteten, sich anheischig gemacht, nunmehr für das neue Theater zu arbeiten. Es wäre also gar nicht zu verwundern, wenn das Vaudeville-Theater, welches lange Jahre hindurch sich vortrefflich gestanden hat, jezt ins Sinken geriethe, weil sich der Direktor erlaubt hat, die Unabhängigkeit der Wahlherrn, das heißt dasjenige, was einen wählenden Bürger schäzenswerth macht, als lächerlich darzustellen. Solche Kraft besizt noch die öffentliche Meinung, wiewol alle neuern Vorkehrungen dahin streben, sie derselben zu berauben. Vor einigen Tagen feyerte das Gymnase dramatique; wie die beyden Hauptbühnen, das Säkularfest der Geburt Molières. Auf dem ersten und zweyten Theatre français wurden Molières Stücke aufgeführt, und zwar von den [illegible] Schauspielern. Auf ersterem wurde auch Molières Büste gekrönt, der Saal war gedrängt voll; das Publikum hatte Molières Andenken seinen Zoll entrichtet, und die Schauspieler hatten das Vergnügen, eine Summe von mehr als 5000 Franken einzustreichen; auf solche Art möchten sie herzlich gern Molières Fest jeden Tag im Jahre feyern. Das Gymnase dramatique, welches keine Lustspiele, sondern blos Singspiele aufführt, und also keine Molièresche Stücke geben konnte, hatte in ein Vaudevillestück eine episodische Scene eingeschoben, worin das Lob des großen Theaterdichters auf eine indirekte Art einem Engländer in den Mund gelegt wird, welches natürlich den Parisern sehr pikant vorkommt. In einem Liede, das von ihm gesungen wird, gesteht er, daß England zwar nicht so viel große Männer besize, als Frankreich, daß es aber die seinigen besser zu ehren wisse, indem Garrick neben den Königen (in der Westminster Abtey) begraben worden seye, wogegen Molière nicht einmal ein Denkmal in Frankreich besize. Dieses Geständniß ist nun schon ein erstaunliches Opfer der Nationaleitelkeit; denn äußerst selten wird in Frankreich gestanden, daß England in irgend einer Sache den Vorzug vor Frankreich verdiene; aber man sieht, daß der Dichter sehr schnell ein Pflaster auf die Wunde gelegt hat, indem er den Engländer sagen läßt, daß England weit ärmer an großen Männer seye, als Frankreich; dieß würde wohl kein ächter Engländer zugeben, sondern vielmehr für eine Beleidigung halten. Vermittelst des Correctifs bekommt das Lied vielen Beyfall, und muß jedesmal wiederholt werden. Die Journale meinen, das Lied habe Recht, und es seye nicht rühmlich für Frankreich, daß es Molière noch kein Denkmal errichtet habe, während Garrick das seinige im Westminster besize. Die Vergleichung ist nicht passend, denn das Begraben im Westminster bedeutet nichts; für Geld kann Jedermann dort sein Grab bekommen; aber Shakspeares Denkmal außerhalb Westminster hätte man erwähnen sollen, oder dasjenige eines weit minder berühmten Dichters, des Schotten Burns. Für eine Molièresches Denkmal sollte hauptsächlich das Theatre français sorgen, welches sich nun schon lange durch Molières Stücke bereichert; und sehr zweckmäßig würde es das lezte Säkularfest gefeyert haben, wenn es den Ertrag der Einnahme zu einem solchen Denkmal bestimmt und verwendet hätte; allein die Herrn und Damen des Theaters haben gedacht, daß es weit angenehmer seyn würde, diese Einnahme in ihre Privatkasse ruhen zu lassen.

Dg.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 17.

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. Februar 1821.

Sternkunde.

Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium. Auctore Carolo Friderico Gauss. Hamburg, Perthes, 1809. 247 S. gr. 4. 1 Kupfertafel.

Gegenwärtiges Werk ist, unter den Astronomen von Profession, längst als die reichste Gabe bekannt, mit welcher ihr Jahrhundert sie beschenkt hat. Allein die dankbare Anerkennung darf auf einen so engen Kreis nicht eingeschränkt bleiben: die Ehre, die Würde der Wissenschaft fordert, daß auch das größere Publikum, in einem ihm möglichst zugängigen Vortrage, erfahre, welche Verpflichtungen es seinen Heroen in derselben hat.

Der unsterbliche Kepler hatte, schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts, dargethan: 1) daß die Bahnen, in denen die Planeten um die Sonne laufen, Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte leztere liegt; 2) daß die Flächen, welche die von der Sonne zum Planeten gedachte, gerade Linie (der Radius rector), bey dieser Bewegung, von den Ebenen der Planeten-Bahnen abschneidet, der zur Durchlaufung der zugehörigen Bahnbögen gebrauchten Zeiten proportional sind; und endlich 3) daß die Quadrate der Umlaufszeiten sich verhalten wie die halben großen Axen der Ellipsen (mittleren Entfernungen der Planeten von der Sonne), welche drey Principien man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Keplerschen Regeln begreift: und ein nicht weniger großer Geist, Newton, hatte, einige und siebenzig Jahre später, erwiesen, daß diese Umstände, als eben soviel nothwendige Folgen aus dem Gesetze der anziehenden Kraft herfließen, welche die Sonne auf die Planeten ausübt, und deren Wirkungen in dem umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernungen stehen. Hierauf fortbauend, und im Besitze der Beobachtungen, welche schon die Vorzeit über die alten Planeten angestellt hatte, waren die Astronomen allmählig auf mehrere Methoden verfallen, aus einer geringen Anzahl neu beobachteter Planeten-Oerter, die, durch jene frühere Beobachtungen schon beyläufig bekannten Hauptbestimmungsstücke (Elemente) der Bahn, und der Bewegung des Planeten in derselben, mit großer Genauigkeit herzuleiten, wodurch es möglich gemacht wurde, seinen ferneren allaugenblicklichen Ort vorher zu berechnen, und ihn also am Himmel immer wieder auffinden zu können. Allein alle diese Methoden litten an einer mehrfachen Mangelhaftigkeit, indem sie einmal, angegebenermaßen, die Resultate der älteren Beobachtungen als hypothetische Näherungswerth-Annahmen, bereits zu Grunde legten, zweytens aber, indem sie entweder verschiedene, um einen größeren Zeitraum auseinander liegende Planeten-Oerter, oder doch andere specielle Nebenbestimmungen hinsichtlich derselben forderten; und das Problem, aus einer Anzahl beobachteter Planeten-Oerter die ganze Bahn rechnend herzuleiten, war also, in der angedeuteten allgemeinsten Gestalt, bis zu Anfange unseres Jahrhundertes wirklich so gut wie nicht gelöst. („Nihilominus satis mirum videtur, problema generale: Determinare orbitam corporis coelestis, absque omni suppositione hypothetica, ex observationibus tempus haud magnum complectentibus neque adeo delectum pro applicatione methodorum specialium patientibus, usque ad initium hujus saeculi penitus propemodum neglectum esse, vel saltem a nemine serio ac digne tractatum, quum certe theoreticis propter difficultatem atque elegantiam sese commendare potuisset.“ Praefatio. VII.)

Unser Verfasser wurde durch die Entdeckung der Ceres im Jahre 1801, auf diese Untersuchung geleitet, und verschaffte der Wissenschaft den Sieg über eine Schwierigkeit, die man bis dahin geradezu für unüberwindlich gehalten hatte. („Scilicet apud omnes invaluerat opinio, impossibilem esse talem determinationem completam ex observationibus breviori temporis intervallo inclusis, male sane fundata, quum nunc quidem certissime jam evictum sit — nämlich durch die, vom glänzendsten Erfolge gekrönte Anwendung der Methode auf die Bestimmung der Bahn der neuen Planeten — orbitam corporis coelestis ex observationibus paucos tantummodo dies complectentibus absque ulla suppositione hypothetica, satis approximata jam de-

terminari posse." Praefat. VIII.) In der That blieb es auch den geübtesten Rechnern ein unerklärbares Räthsel, wie dasjenige, was mit Hülfe dieser Methode, in specie bey der Vesta, doch wirklich bewerkstelliget worden, möglich gewesen sey: aus nur 19tägigen Beobachtungen, in der unglaublich kurzen Zeit von acht Stunden, die schon sehr genäherten Elemente der Bahn (siehe unten) herzuleiten (Zachs Korrespondenz f. Erd- und Himmelskunde. XX. 147); und man kann sich einen Begriff von der lebhaften Ungeduld machen, mit welcher die Bekanntmachung der dazu angewendeten Rechnungskunstgriffe von den Astronomen erwartet wurde. Dessen ohnerachtet hielt der V. damit noch zurück, und er übergiebt uns, in gegenwärtigem Werke, den Inbegriff seines Verfahrens erst nach wiederholter Umarbeitung, erläutert und bereichert durch Beyspiele, die dadurch einen unschätzbaren Werth für die Gewalt der Ueberzeugung erhalten, daß sie sämmtlich aus der Wirklichkeit hergenommen sind; und durch deren rechnende Ausführung überdieß auch den Ungeübteren ein Mittel geboten wird, dem Gange der Untersuchung zu folgen. (Praef. XI.)

Um zuerst den allgemeinsten Begriff von demjenigen zu geben, worauf es hier eigentlich ankömmt, mögen sich meine Leser jezt einmal die elliptische Bahn irgend eines Planeten vorstellen, und sich in den Brennpunkt, in dem die Sonne, die Regiererinn der planetarischen Bewegungen, liegt, versetzen. Da sich die Anziehung, welche dieselbe auf den Planeten ausübt, wie aus dem Eingangs angeführten Newtonschen Attractionsgesetze folgt, und also auch die davon abhängige Schnelligkeit der Bewegung, in den vom Brennpunkte verschiedentlich entfernten Punkten der elliptischen Bahn, verändert: so muß der Lauf des Planeten um die Sonne ungleichförmig ausfallen, und zwar in dem Maaße mehr, als sich die Gestalt der Bahn mehr von der eines Kreises, in dem die Entfernung immer dieselbe bleibt, entfernt, d. h. in dem Maaße, als die Excentricität der Ellipse (die Entfernung des Brennpunktes vom Durchschnittspunkte der großen und kleinen Axe) zunimmt. Hätte unser, in der Sonne angenommener Beobachter dieser Planeten indeß einmal in irgend einem bestimmten Punkte der Bahn, z. B. dem der größten oder kleinsten Entfernung, d. i. im Aphelio oder Perihelio, beobachtet, und sich die Lage dieser beyden Endpunkte der großen Axe, so wie den Augenblick des Durchganges seines Planeten durch den einen oder den andern derselben, was man die Epoche nennt, und endlich die ganze Dauer der Rückkehr zu demselben Punkte, d. i. die Umlaufszeit bemerkt: so könnte er doch, durch Vergleichung der solchergestalt ausgemittelten Umlaufszeit mit den, der Bahn überhaupt entsprechenden 360 Graden an seinem Brennpunkte, wenigstens den allaugenblicklichen mittleren, d. h. aus einer vorausgesezten gleichförmigen Bewegung entspringenden Ort des Planeten vorhersagen. Denn wenn diese ganzen 360 Grade z. B. in eben so viel Tagen zurückgelegt worden wären, so müßte, bey lezterer gleichförmigen Geschwindigkeit, täglich 1 Grad u. s. w. gemacht werden. Dieser mittlere Ort des Planeten unterscheidet sich nun freylich vom wahren, aus dem Gesetze der in der Wirklichkeit statt findenden ungleichförmigen Bewegung entspringenden Orte, um eine Größe, welche die Gleichung der Bahn heißt: allein da, wie wir oben gesehen haben, dieser Unterschied von der Excentricität abhängt, so brauchte der Beobachter im Brennpunkte, nachdem er also aus 1) Lage der großen Axe, 2) Epoche, 3) Umlaufszeit, den mittlern Ort gefunden, nur noch 4) die Excentricität zu beobachten, um aus jenem mittleren Orte den wahren abzuleiten. Dieß berühmte Problem: aus der mittleren- die wahre Anomalie (Entfernung des Planeten vom Perihelio) zu finden, heißt nach seinem Erfinder das Keplersche, und kann, wie dieß schon der große Mann vorhergesehen hat *), a priori nur durch Annäherung gelöst werden: wohl aber ist die umgekehrte Forderung, zu einer gegebenen wahren Anomalie die mittlere zu finden, direct und leicht zu erfüllen, welches, wie man leicht übersieht, für die Praxis immer ausreicht, indem man nur aus vorausgesezten wahren Anomalien so lange mittlere zu suchen braucht, bis man die rechte findet.

Auf diese, wie man sieht, ziemlich einfache Weise hätte es also unser, in der Sonne angenommener Beobachter eines Planeten anzufangen, um den jedesmaligen Ort desselben vorherzubestimmen, oder seine Bahn und Bewegung in derselben anzugeben: nicht so leicht kommen dagegen wir Bewohner der Erde mit dieser Aufgabe zum Ziele. Unsere Erdbahn schließt entweder die Planetenbahn ein, oder wird von ihr eingeschlossen; beyde liegen ferner nicht in Einer, sondern in verschiedenen, einander unter einem gewissen Neigungswinkel schneidenden Ebenen: und wir sehen den Planeten daher offenbar nicht unter denselben Umständen, unter denen er aus der Sonne, dem Brennpunkte seiner Bewegungen, beobachtet wird. Es

*) „Haec est mea sententia; quae quo minus haberi videbitur geometricae pulchritudinis, hoc magis adhortor geometras, ut mihi solvant hoc problema: Data area partis semicirculi, datoque puncto diametri, invenire arcum et angulum ad illud punctum: cujus anguli cruribus et quo arcu data area comprehenditur: vel aream semicirculi ex quocumque puncto diametri in data ratione secare — dieß ist nämlich die analytische Gestalt des Problems. — Mihi sufficit credere, solvi a priori non posse propter arcus et sinus heterogeneitam. Erranti mihi, quicumque viam monstraverit, is erit mihi magnus Appollonius." De stella Martis. pag. 300.

leuchtet aber von selbst ein, daß nur Beobachtungen lezterer Art (heliocentrische) zu denjenigen Schlüssen berechtigen, welche wir, mit Hülfe der oben geforderten vier Bestimmungsstücke, auf den jedesmaligen wahren Ort des Planeten gemacht haben, und unsere, von der Erde aus angestellten (geocentrischen) Beobachtungen müssen also, vor ihrer Anwendung zu jenem Zwecke, erst noch auf heliocentrische reducirt werden, wozu ferner Kenntniß der 5) Neigung der Bahn des Planeten gegen die Ebene der Erdbahn, und 6) der Lage der Durchschnittslinie (Knotenlinie) beyder Ebenen erforderlich ist. Diese sechs Bestimmungsstücke nun, welche der Beobachter auf der Erde hiernach bedarf, um den allaugenblicklichen wahren Ort des Planeten in seiner Bahn vorhersagen zu können, heißen deßwegen Elemente der Bahn, wie wir den Ausdruck schon oben, in Beziehung auf die, durch Gauß bestimmte Bahn der Vesta gebraucht haben.

Unser Verfasser hatte also, nach Maaßgabe seines, im Eingang dieser Uebersicht angegebenen Zweckes, und der jezt ertheilten Erläuterungen, die Aufgabe zu lösen, lediglich aus einer gewissen Anzahl geocentrischer Beobachtungen eines Planeten, die sechs hergezählten Elemente seiner Bahn abzuleiten.

Das ganze Werk nun, wovon wir eben den Gegenstand deutlich zu machen gesucht haben, bestehet aus zwey Hauptstücken mit durchlaufender Paragraphenzahl, davon sich das erste (Relationes generales inter quantitates, per quas corporum coelestium motus circa Solem definiuntur.) theoretisch über die Beziehung zwischen heliocentrischen und geocentrischen Planeten-Oertern, ihre gegenseitige Reduction und die Natur ihres Zusammenhanges mit den Elementen verbreitet; das zweyte aber, auf diesen theoretischen Grundlagen fortbauend, practische Anweisung zur Herleitung der sechs Elemente aus den gemachten geocentrischen Beobachtungen ertheilt: und deren Jedes wieder in vier „Sectiones“ zerfällt.

Liber primus. Sectio prima: Relationes ad locum simplicem in orbita spectantes. Diese Abtheilung, absehend von den Perturbationen (Störungen, welche die Planeten durch gegenseitige Anziehungen in ihrem Laufe erleiden), betrachtet den Planeten als einen mathematischen Punkt in seiner Bahn um die Sonne vorerst ohne Rücksichtnahme auf die Lage dieser Bahn gegen die Ebene der Erdbahn, und nur in wie fern des Planeten Lauf in dieser Bahn durch die Eingangs hergezählten Keplerschen Regeln und deren Grundprincip, das Newtonsche Attractionsgesetz, bestimmt wird. Erörterung des Zusammenhanges zwischen jenen und diesem, welcher bekanntlich so eng ist, daß aus der Natur der Bahn das Gesetz der anziehenden Kraft (direkte Aufgabe der Centralkräfte), und, umgekehrt, aus dem Gesetze der Kraft die Natur der Bahn (verkehrte Aufgabe der Centralkräfte) hergeleitet werden kann, gehört aber nicht in den Plan, und d. V. verweist dieserwegen auf Laplace Mécanique céleste. Nach dieser Beschränkung hat es der vorliegende erste Abschnitt also besonders mit dem Keplerschen Probleme, und den zu dessen Behandlung erforderlichen Relationen zwischen Semi-Parameter (dem Brennpunkte eines Kegelschnittes entsprechende Ordinate), großer Axe, mittlerer, wahrer und excentrischer Anomalie zu thun, unter welcher lezteren Hülfsgröße zur Herleitung der mittleren aus der wahren Anomalie (s. oben), man denjenigen Winkel versteht, der am Durchschnittspunkte der großen und kleinen Axe der Ellipse durch erstere und denjenigen Radius eines umschriebenen Kreises gebildet wird, welchen die Ellipsen-Ordinate trifft, die man sich durch den Punkt der wahren Anomalie in der Bahn gehend und bis zu jener Kreisperipherie verlängert denkt. — Mit diesen, in der Sectio prima entwickelten, alleinigen Beziehungen des Planeten-Ortes auf die Bahn und deren Ebenen, ist indeß für uns irdische Beobachter noch nichts entschieden. Wir beobachten die Himmelskörper bekanntlich, unmittelbar, nur nach ihrer geraden Aufsteigung und ihrer Abweichung, und berechnen aus diesen Beziehungen zum Aequator und seiner Ebene, die Beziehungen zur Ecliptik und deren Ebene für den irdischen Standpunkt (geocentrische Längen und Breiten), von welchen überdieß noch die aus der Sonne geschehenen (heliocentrischen) Längen und Breiten, die, wie wir gesehen haben, erst einen directen Schluß auf die Bahn-Oerter gestatten, fast immer verschieden sind. Mit diesen Fundamental-Ebenen des Aequators und der Ecliptik, steht nun die Ebene der Planeten-Bahn in einer, durch Neigung und Lage der Knotenlinie bedingten Relation, über welche sich also die Sectio secunda: Relationes ad locum simplicem in spatio spectantes, auszulassen hat. Um einen anschaulichen Begriff zu erlangen, müssen sich die Leser vorerst wiederum in die Sonne versetzen, und sich, wie Eingangs, vorstellen, sie hätten den Planeten von dort aus in seiner Bahn beobachtet. Ein gleichzeitiger Beobachter auf der Erde sucht denselben aber nach gerader Aufsteigung und Abweichung, und wenn der Sonnen-Beobachter also dem irdischen Mit-Beobachter das Resultat seiner Bahn-Beobachtung, zur eigenen Benutzung, mittheilen wollte, so müßte er den Bahnort erst auf den heliocentrischen Ort der Ecliptik reduciren, daraus geocentrische Länge und Breite herleiten, und den Erdbeobachter somit in den Stand setzen, die ihm nothwendige gerade Aufsteigung und Abweichung nunmehr selbst zu berechnen. Jene Reduction auf die Ecliptik hat keine Schwierigkeiten. Der Leser denke sich die sich schneidenden Ebenen der Ecliptik und der Bahn des Planeten, und den, zwischen dem Durchschnittspunkte und dem Planeten enthaltenen Bogen der Bahn (das Argument der Breite); so bestimmt ein, vom Planeten-

Bahnpunkte auf die Ecliptik fallendes Perpendikel offenbar den entsprechenden Ort in der lezteren, welcher also, eben so offenbar, aus ersterem leicht gefolgert werden kann. Gedenke man sich ferner aus dem Brennpunkte der Planeten-Bahn zwey gerade Linien, die ersten nach dem Bahnorte (Radius rector), die zweyte nach jenem reducirten Orte des Planeten (heliocentrische distantia curtata), so schließen beyde am Brennpunkte einen Winkel (die heliocentrische Breite) ein; und es ist, im Allgemeinen, leicht zu übersehen, daß die heliocentrische curtirte Distanz und Breite einen Schluß auf geocentrische curtirte Distanz und die gesuchte geocentrische Breite gestalten.

(Der Beschluß folgt.)

Spanische Literatur.

(Fortsetzung.)

D. José Mor de Fuentes, hat es gewagt, dem unsterblichen Thompson zu folgen, und es unternommen, den anmuthigen Wechsel der Jahreszeiten zu besingen. Der Plan, den er sich vorgezeichnet, und die Ausführung sind so schwierig, daß der Verf. desselben gefühlt zu haben scheint, indem er das Virgilische: non est mortale, quod optar, auf sich anwendet. Indeß ist er unter den Spaniern der Erste nicht, welcher solchen Stoff sich gewählt, schon vor Thompson hat Gracian seine „Selvas del anno“ herausgegeben, ein Werk das unter den Spaniern selber vergessen zu seyn scheint. Es trägt den Charakter seiner Zeit, der Dichter singt, indem er von der Sonne redet, wie sie in die Zeichen des Stieres und des Zwillings tritt:

„Despues que en el celeste anfiteatro
el gabinete del dia
sobre Flegonte tornó valiente
al luminoso toro
vibrando por rejones rayos de oro:
Despues de una singular metamorphosi
con talones de pluma
y con cresta de fuego,
á la gran multitud de astros lucientes,
Gallinas de los campos celestiales,
presidió gallo el boquirrubio Febo
entre los pollos del tindareo huevo *) etc.“

*) Darauf stürzte sich in dem himmlischen Kampfplatz, dem Gemache des Tages, Phlegonte heldenhaft auf den leuchtenden Stier, statt des Wurfspießes goldene Strahlen schleudernd, dann trat — wunderbare Verwandlung! — mit Spornen von Federn und einem Kamme von Feuer, vor der Menge der leuchtenden Sterne, den Hühnern der himmlischen Fluren, als Hahn der hellblonde Phöbus unter die Jungen vom tindarischen Ey ꝛc.

Der Verfasser hat von seinen Estaciones vorläufig nur den ersten Theil, worin er den Frühling besingt, bekannt gemacht; wir behalten uns daher ein umfassendes Urtheil bis zur Vollendung des Ganzen bevor. Im ersten Buche besingt er: das Schmelzen des Schnees, den Gesang der Vögel, die Nachtigall, die Schwalbe, den allgemeinen Einfluß des Frühlings, das Jäten, das Säen, das Abendbrod, den Schlaf, die Morgendämmerung, das Licht und seinen Ursprung, die Sonne, die Heerde auf den Höhen von Alcarria, die Schafzucht, die Verzweiflung des Reichthums, die wandernde Heerde, die Fabriken, den Seidenwurm, die Biene, ihre wunderbare Vermehrung in Amerika, die Reisen an den Nordpol und den Aequator, Seuchen, Todbett, Genesung, poetische Phantasie, Leidenschaft der Liebe, Verirrungen, Schmerz über Gleichgültigkeit. — II. Ges. Verheerungen des Krieges, Wirkung der Sonne im Maimond, das Pflügen in den Ebenen von Alcalá, der Stier, Beschreibung des Pferdes, die Ochsen- und Pferde-Heerden in Buenos-Ayres, die Jagd der Gazelle, der Tiger, der Papagey, der Cardinal, der Spottvogel, der Fliegenvogel, Potosi, chemische Analyse des Goldes, Bildung des Weltgebäudes, das epikuräische System des Lucrez, das von Berclay, das von Buffon, primitive Anschauungen des Menschen, Pallast der Incas und die Verehrung der Sonne, Beschreibung von Chili, Tanz, Verwüstungen des Krieges. — III. Ges. die Blumen, Beschreibung eines Gartens in Valencia, das Ziehen der Vögel, Schilderung von Granada, Guzmans Liebe, Almansors Eifersucht und der Tod der Elvira. —

Es fehlt dem Dichter überall an Erhabenheit der Ideen und der Bilder, Kraft des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit der Anschauung. Hören wir nur, wie er die Schöpfung der Sonne besingt:

„Con qué bullicio y algazara ardiente
el universo todo se alboroza! . . .
ya entronizado en su triunfal carroza
se ostenta el sol esclare cido y bello;
y apenas desde el rápido torrente
de su volcan envia
el volador destello;
el verde suelo que en su triste ausencia
en pavorosa lobreguez yacia,
revive ufano con vigor pujante *).

Die Poesie scheint das Vaterland der Calderon und Garcilaso verlassen zu haben, weder die wilden romantischen Schluchten der Pyrenäen, noch die üppigen Ebenen von Andalusien, weder der Aufstand der Nation gegen einen fremden Eroberer, noch der Sieg derselben haben einen Busen zum feurigen Liede erwärmt, und selber die sogenannten patriotischen Hymnen, welche in Folge der lezten Ereignisse auf allen Straßen ertönen, sind nichts als curente Redensarten von Sklaverey und Freyheit, die überdieß mit den zahmen Melodieen, in denen sie abgesungen werden, einen seltsamen Gegensatz bilden. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Mit welchem Getöse und feurigem Summen die ganze Natur sich ergözt! Jezt zeigt sich auf ihrem Triumphwagen thronend die Sonne leuchtend und herrlich; und schon sendet der heftige Strom ihrer Gluth das flüchtige Geflimmer aus; die grüne Erde, die in ihrer traurigen Verlassenheit in entsezlicher Dunkelheit dagelegen, lebt lustig und in mächtiger Kraft wieder auf.

Nro. 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Februar 1821.

Wie all ihr Sinn, ihr Dichten und Begehren
Um diesen einz'gen Punkt sich einzig dreht,
Wie alle Wünsche, jungen Vögeln gleich,
Die angstvoll ihrer Mutter Nest umflattern,
Die Liebe, ihre Wiege und ihr Grab
Mit furchtsamer Beklemmung schüchtern hüten. —

Sappho von Grillparzer.

Die Engelsköpfchen.

(Fortsetzung.)

4.

Plötzlich nahm jetzt Herr Dingler sein Augenglas, riß dann das Fenster auf und rief hinunter. Hui, hui, du kleiner Tausendsasa! — Verzeihen Sie, mein Herr Syndikus! unterbrach er sich selbst, mit der weißen Schlafmütze hinabsalutirend, weil der vorübergehende, auf den Zuruf erschrocken, von dem Milchmädchen, das eben über einen Stein stolpernd einen Fall gethan und mehrere Milchkrüge in ihrem Korbe zerbrochen, sich auf die andere Seite, nach dem hastigen Tone aus dem Fenster gewendet hatte. — Das kommt aber aus der Uebereilung — fuhr Her Dingler fort, nach der Gefallenen hinsprechend, welcher eben von einem Soldaten wieder auf die Beine geholfen wurde. Vorgethan und nach bedacht, hat Manchen in großes Leid gebracht. — Nun, nun, Kleine — fügte er mit gerührter Stimme hinzu — weine nur nicht allzusehr. Ein andermal aber sieh besser auf deinen Weg! — Dazu wickelte er ein Stück Geld in ein Papier und warf es dem Mädchen hinunter. Eine Zubuße! sagte er.

Das Mädchen nahm die Gabe mit dankbarem Blicke herauf und der Schreibmeister machte das Fenster wieder zu und sprach: Lerne, mein Dorchen, jetzt abermals, wie des Einen Unglück, oft zu des Andern Glücke werden muß. So bin ich denn eben jetzt durch diesen Vorfall zu einer kleinen Geschichte gekommen, die sich mit der daraus zu ziehenden Moral in meiner Ypsilonvorschrift recht artig ausnehmen wird. Thue einmal das Weißzeug aus der Hand und setze dich dort an den großen Tisch. Ein Blatt Papier findest du da und hier ist das Schreibzeug. Daß ich den Text zur Vorschrift nicht vergesse, will ich dir den Anfang sogleich diktiren.

Tieferseufzend setzte sich Dorchen.

Ypsilandi — begann ihr Vater, sagte ihr jeden Buchstaben des Namens einzeln vor und fuhr dann unter manchem Innehalten weiter also fort: Ypsilandi, ein, wenn ich nicht ganz irre, vor Jahren in allen Zeitungen oftgenannter Hospodar der Wallachei, könnte wohl, (wer möchte das läugnen wollen?) wenn er um viele hundert Jahr früher zur Welt gekommen wäre und sonst den Einfall gehabt hätte, bey einiger Kenntniß der deutschen Sprache, vielleicht der Erfinder des bekannten, alten Sprichworts seyn: Vorgethan und nachbedacht — Hast du's, Kind? — Machst ja aber Kleckse über Kleckse, wie ich sehe, was heißt denn das?

Das Papier läuft!

Das kann nicht seyn, Dorchen. Es ist grade ein Blatt von dem schönen englischen Papiere aus der Fabrik des Herrn Fischer zu Bautzen, im Königreiche Sachsen, das läuft gewiß nicht. Mußt die Feder zu tief eingetaucht haben. Also: Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen — und *Manche*, kann man dazu fügen — in großes Leid gebracht!

Was aber ist denn das? rief der Vater bemerkend, daß ihr Klecken gar nicht aufhörte und nahm hastig das Blatt vom Tische.

Ganz voller Thränen! sprach er erschrocken, da muß freylich das beste Papier laufen! Was ist dir denn wiederfahren, liebes, gutes Kind? Thust ja, wahrhaftig, als wärest du das unvorsichtige Milchmädchen selber! —

Kenzel, ein armer, gebrechlicher Bursche, den der Hofschreibmeister schon seit einiger Zeit bey sich und zum recht guten Schreiber und Rechner gemacht hatte, kam jezt, um über die Verzierung eines Lehrbriefs für den Sohn eines reichen Handelsherrn mit ihm zu sprechen, und Herr Dingler sagte freundlich zu seiner Tochter: Es mag gut seyn. Die kurze Geschichte des Milchmädchens, die ich hinzufügen will, merke ich mir schon.

Sie weinen ja gar, liebe Mammsell? fiel Kenzel ein.

Unbequemlichkeit vom Blute, das ihr nach dem Kopfe steigt! bemerkte der Schreibmeister. Es ist schon zum zweyten Male für heute. Nicht wahr, Kind? Geh hinaus und trinke ein Glas frisches Wasser.

5.

Die Betrübte entfernte sich schleunigst.

Allerdings kam der Zufall vom Blute her und, leider, vom Blute ihres Herzens. — Schon seit einigen Monaten hatte ihr unter den vielen jungen Leuten, die dem reizenden Dorchen ihre Aufmerksamkeit auf dem Kirchwege, oder wenn sie in Geschäften ausgieng, oder am Fenster saß, schenkten, einer ganz besonders wohlgefallen. Durch Kenzeln war sie auch dahinter gekommen, daß er ein sehr geschickter Maler und dazu ein überaus solider Mensch war. Den Maler, Namens Stern, schien nicht nur ihre Anmuth, sondern auch ihr eingezogenes, stilles Leben anzulocken, daher näherte er sich Dorchen in der Kirche immer mehr und fand auch, als sie am lezten Sonntage ihr Schnupftuch beym Herausgeben liegen gelassen, eine recht schöne Gelegenheit ein paar Worte mit ihr zu sprechen. Da Herr Stern durch genaue Erkundigung und zum Theil eigne Beobachtung, die Eintheilung ihres Tagewerkes, und alles, was in Hofschreibmeisters Wohnung vorging, fast so gut wusste, als sie selbst, so stellte er sich nach Tische, wo ihr Vater Mittagsruhe hielt, mit seinem Funde in dem Gärtchen am Hause ein. Denn hier ging Dorchen bey gutem Wetter gewöhnlich eine Stunde mit dem Strickstrumpfe herum.

Ihr Dank und die stark verlautende Aengstlichkeit, daß der Finder des Tuches sie für nachlässig in ihren Sachen achten möchte, ebneten der Bitte, die ihm schon damals auf dem Herzen lag, den Weg. Der Gärtner aber kam dazu, auch nahte die Zeit, wo Herr Dingler seine Nachmittagspfeife am Fenster zu rauchen pflegte. Das Wort mußte daher auf ein ander Mal verschoben werden.

Am gestrigen Tage nun bey der Ausstellung hatte Dorchen der Tante, die sie dahin begleitete, mit Hülfe des Katalogs zuerst die Himmelfahrt gezeigt, welche Herr Stern für den Altar einer benachbarten Kirche gemalt hatte.

Ist das nicht kostbar; nicht ganz himmlisch? fragte Dorchen und indem sie die laute Billigung des Ausrufs auch vom Gesicht der Tante wollte leuchten sehen, entschlüpfte ihr mit Einem Male ein leiser Ton des Schreckens; denn der Verfertiger des Gemäldes stand unmittelbar hinter ihnen.

Dorchens aufrichtiges Bekenntniß, daß sie nichts von der Kunst verstehe, konnte seine Freude über diesen Beyfall eher erhöhen als schwächen. Er ward der Cicerone der beyden Frauen in dem Kunstsaale.

Unvermerkt aber hatte sich indessen der Himmel verfinstert, und auf Einmal geschah jezt ein heftiger Donnerschlag. Dorchen und die Tante hatten beyde große Angst über das Vergessen des Regenschirms.

Erlauben Sie, daß ich dafür Sorge trage! sprach der junge Künstler und flüsterte einem Nebenstehenden etwas in's Ohr. Dieser ging und kehrte bald darauf wieder, dem Maler zu sagen, daß Alles besorgt sey. Stern begleitete die Frauen die Treppe hinter. Diese erschracken fast, als statt der erwarteten Regenschirme ein Fiacre an der Thüre stand, in welchen Stern sie einzusteigen bat. Er fragte nach der Wohnung der Tante, ließ erst dahin und dann nach Dorchens fahren. Auf dem lezten kurzen Wege that er auch die wichtige Frage, ob sie die Seinige seyn wolle, an das Mädchen und Dorchen, ganz betäubt von der plötzlichen Erfüllung eines lange Zeit schon in ihrer Seele aufdämmernden Wunsches, antwortete ihm durch niedergeschlagne Augen, eine brennende Gesichtsröthe und den innigsten Druck der Hand.

Morgen — sagte er, nachdem er ihre Hand an seine Lippen gepreßt hatte — morgen komme ich, bey Ihrem Vater meine Bitte anzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Richard Lowell Edgeworth's Denkwürdigkeiten und Selbstbiographie. London. 1820.

(Beschluß.)

Hr. Edgeworth hatte in London von einem Matrosen sprechen gehört, der das Volk mit allerley Kunststücken ergözte, und den man Jack the Darter hieß, weil er kleine drey Fuß lange Wurfpfeile außerordentlich weit und über eine sehr hohe Kirche im Strand, Newchurch genannt, werfen konnte. Gesehen hatte er ihn noch nie, obgleich er ihm lange nachgespürt hatte. „Einst (erzählt er), als ich in einem offnen Wagen von eigenthümlicher Bauart, nach Birmingham fuhr, begegnete ich einem Manne, der

schnellen Schrittes ging, aber stehen blieb, um mein Fuhrwerk zu betrachten. Ich machte hinwieder nun auch Halt, und aus seinen Fragen konnte ich bald merken, daß er kein gewöhnlicher Mensch sey; er war durch ganz England gereist und kannte London sehr genau. Haben Sie Jack the Darter dort gesehen? frug ich ihn. — Ich denke wohl ja, denn ich selbst bin der, nach dem sie fragen. Er hielt eine braune Papierrolle in der Hand, die er nun öffnete und worin sich ein Büschel jener Stäbchen von Tannenholz befand, die er so weit hin schleudern konnte. Er war ganz bereitwillig, meine Neugierde zu befriedigen und warf etliche derselben zu ganz ungewohnter Höhe empor; ich wünschte nun dieselben auch wagerecht werfen zu sehen. Mit großer Leichtigkeit und gleich im ersten Wurf schleuderte er eines auf achtzig Ruthen (zweyhundert und vierzig Fuß) weit. Ich bemerkte, daß er eine Schnur um den Pfeil wand, was ihm eine Bewegung um seine Achse ertheilte und die gerade Richtung beförderte, und daß er hinwieder auch dem Arm, der den Wurf machte, für die Anwendung seiner ganzen Kraft Zeit ließ."

„Es ist klar, daß, wenn etwas nur allein mit der Hand geworfen wird, der geworfene Körper keine größere Geschwindigkeit, als die der werfenden Hand, erhalten mag; wofern hingegen jener, während die Hand ihn bewegt, einen größeren Raum als den übrigen durchläuft, so wird die Geschwindigkeit, die der Körper erhält, ungefähr die gedoppelte der ihn werfenden Hand seyn. Die Alten, denen dieses Verhältniß nicht unbekannt war, befestigten Riemen an ihre Wurfspieße, um sie desto kräftiger schleudern zu können. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Erfindung schon den Griechen bekannt war, indem, so viel ich mich erinnere, weder Homer noch Xenophon ihrer gedenken; die Römer hingegen machten Gebrauch davon. Wem die Grundsätze der Ballistik einigermaßen bekannt sind, der wird ihren Werth nicht verkennen."

Das Fuhrwerk eigener Erfindung, dessen sich Hr. Edgeworth damals bediente, war zum Fahren auf schmalen Straßen bestimmt, und hatte ein einziges Rad, dessen Achse mittelst der Gabeldeichsel und durch Gegengewichte, die den Schwerepunkt sehr niedrig hielten, wagerecht erhalten wird. Der Wagensitz stund bevnebens nur achtundzwanzig Zoll über der Erde. Der Fußtritt mit Scharnier hob sich empor, wenn ein Hinderniß vorkam, und eine lederne Decke schützte die Beine, wenn man durch's Wasser fuhr.

„Als ich (erzählt Hr. Edgeworth) mit diesem Wagen, an einem Sonntag, während man eben aus der Kirche kam, durch den Marktflecken Long-compton in der Grafschaft Warwick fuhr, sammelten sich viele Neugierige um denselben. Am Ende des Fleckens befand sich eine schmale Brücke für Fußgänger über einen Fluß, durch dessen Bett die Fuhrwerke ihren Weg nahmen. Ich fuhr auf die Brücke zu, und die Leute riefen (ohne zu bedenken, daß ich einräderig war), die Wagen könnten nicht über die Brücke fahren. Ich hatte einen guten Traber, der keine Zeit zu Ueberlegung oder Nachdenken ließ; je lauter man schrie, desto schneller ging der Wagen, und er kam, zu großem Erstaunen der Zuschauer, ohne Unfall über die Brücke. In Shipston aß ich zu Mittag und vernahm bald, daß mein Ruf mir schon vorausgeeilt war; von dem unter den Schoppen gestellten Wagen erzählten die von Long-compton kommenden Leute (auch mir selbst, ohne mich zu kennen) viele Wunderdinge; die Einen meldeten, mein Fuhrwerk sey über die am Eingang der Brücke befindlichen und dieselbe nur für Fußgänger offen haltenden Pfähle weggefahren; Andere behaupteten, der Wagen habe keine Räder, was streng genommen richtig war, weil er wirklich nur eines hatte. Noch Andere bezeugten, es sey derselbe so schnell gefahren, daß am Ende der Brücke, wo der überschwemmte Fluß die Straße deckte, sie gesehen hätten, wie er ohne in's Wasser zu sinken, darüber hingeleitet sey.

Miszellen aus Spanien.

In Barzelona hat die Academia nacional de ciencias y artes, um so viel an ihr ist, zur Beförderung der Industrie und der Verbesserung des Ackerbaues, dieser Grundlagen des National-Reichthums, wie sie sich ausdrückt, mitzuwirken, in ihrer Versammlung vom 22. Nov. folgende Preisfragen aufgegeben: 1) Es ist unter den gegenwärtigen Umständen von der größten Wichtigkeit, der Baumwollnerey die Vollkommenheit, deren sie fähig ist, zu geben, eine Maschine zu erfinden, durch deren Hülfe sich die Baumwolle mit dreyfach größerm Vortheil, als die bis jezt bekannten Erfindungen gewähren, aushülsen lässt. 2) Ein best-ausführbarer Plan, wie der Kanal von Urgel ohne Belastung der Staatskasse am schnellsten fortgesezt und vollendet werden könne. Für die genügende Lösung dieser Aufgaben ist dem, der sie lösen wird, eine goldene Medaille von 40 fl. und der Titel eines socio de número, und wenn er auswärts lebt, eines socio corresponsal bestimmt. — In derselben Stadt hat ein Mönch des Ordens der beschuhten Trinitarier, P. Joachim Catalá, eine Schule gegründet, wo unentgeldlicher Unterricht ertheilt wird. Sie besteht aus vier Leseklassen, sieben Schreibklassen, sechs für die Arithmetik, eine für die spanische Sprache, eine für die französische, eine für die englische und eine für die deutsche, damit ist auch eine Schule für Blinde verbunden, worin man Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik lehrt. Übrigens wird auch in der Religion Unterricht gegeben und die Konstitution erklärt.

*

Die Universität Valencia zählt gegenwärtig 1352 Studenten, von welchen 102 die Theologie, 466 die Rechte, 144 die Medicin, 942 Philosophie und Mathematik, 21 die oriental. Sprachen und 177 die lateinische Grammatik studieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 16. Januar.

(Beschluß.)

Es liegt uns ob, von dem Trauerspiel: Mirandola, das wir schon vorläufig erwähnt haben, noch einige nähere Nachricht zu geben. Es wird seit vierzehn Tagen im Coventgarden-Theater mit dem allgemeinsten Beyfall aufgeführt, und hat wirkliches dramatisches Verdienst. Der Verfasser, Waller Procter, ist bisher schon unter dem Namen Barry Cornwall sehr vortheilhaft bekannt gewesen durch seine „dramatische Scenen" und seinen „Marcian Colonna." Er hat besonders die Schriftsteller des goldenen Zeitalters der Englischen Bühne, wo Shakspeare blühete, studiert. Daher freuten sich alle Liebhaber des Theaters, die den Anfang seiner poetischen Laufbahn beobachtet hatten, daß ein Trauerspiel aus seiner Feder vorgestellt werden sollte. Ja man bemerkte eine Ungeduld beym Publikum, die in England nicht sehr gewöhnlich ist. Deßwegen war das Haus bey der ersten Aufführung äußerst gefüllt. Der Gang des herrlichen Stückes ist folgender. Guido, der Sohn des Herzogs von Mirandola, und Isidora haben sich lange geliebt, ohne daß der Herzog etwas davon weiß. Der junge Prinz, den seine Pflicht in den Krieg ruft, um das Vaterland zu vertheidigen, wird schwer verwundet, und man berichtet seiner Geliebten und seinem Vater, daß er todt sey. Unglücklicherweise sieht der Herzog Isidoren und verliebt sich in sie, und sie willigt ein, obschon mit schwerem Herzen, ihn zu heirathen, weil sie wähnt, Guido sey gestorben. Guido meldet zwar seiner Geliebten und seinem Vater, daß er genesen sey, aber die Briefe werden aufgefangen von Isabellen, der Schwester des Herzogs, welche, verbündet mit Oberaldi, einem bösen Mönche, alles anwendet, den Guido zu beeinträchtigen, damit ihr eigner Sohn des Herzogs Erbe werden möge. Während man also nicht weiß, daß Guido noch am Leben ist, wird die unglückliche Vermählung vollzogen. Gerade da kommt Guido zurück. Er begegnet Isidoren, und ihre Unterredung ist überaus rührend. Hierauf spricht er seinen Vater, ein meisterhafter Auftritt, ganz Shakspeares würdig; der Vater kämpft, der Sohn kämpft, aber sie beschwichtigen ihre Eifersucht und versöhnen sich von Herzen. Isabelle überredet Isidoren dem Guido einen Ring als Zeichen der Freundschaft zu geben. Dieses Ringes wird der Herzog ansichtig, als er bey einem festlichen Mahle des Sohnes Hand liebevoll ergreift; er ist außer sich, denn es war der Trauring, welchen er seiner Gemahlin geschenkt hatte. Der Herzog faßt den abscheulichsten Verdacht. Guido sieht blos die Wirkung, den Zorn des Vaters, ohne die Ursache davon zu wissen; aber beschließt, sich auf immer zu entfernen. Nochmals versöhnt sich der Vater mit ihm. Man beredet Guido, Isidoren noch einmal zu sprechen; er weigert sich, läßt sich aber dazu verleiten. Die Unterredung hat des Nachts im Garten Statt. Isabella giebt dem Vater Nachricht davon. Er überrascht sie, spricht in der Wuth das Todesurtheil über Guido aus und läßt es sogleich vollziehen. Immittelst hat Casti, Guido's Freund, die aufgefangenen Briefe aufgefunden, er legt sie dem Herzog vor und entdeckt Isabellens und des Mönches schreckliche Verrätherey. Der arme Vater widerruft nun seinen Befehl; aber es ist zu spät. Man hört den Schuß, wodurch Guido des Lebens beraubt wird. Der Herzog kann sich nicht fassen; unter den größten Qualen des Gewissens, giebt er den Geist auf. Jedem wird hier Schillers Don Carlos, und Alfieri's Ugo beyfallen. Den einzigen Zug, daß der Vater die Verlobte seines Sohnes ehelicht, hat Procter entlehnt, wie er selbst gesteht; sonst ist sein ganzes Stück Original. Mirandolas Charakter ist vortrefflich gezeichnet. Sein Stolz, sein Zorn, seine Eifersucht, sein Verdacht sind durch die natürlichsten väterlichen Gefühle gemildert, deren Aeußerung man nicht ohne Thränen anhören kann. Der Uebergang von einer Leidenschaft zur andern ist so schnell bey Mirandola; daß es ungewöhnliche Kunst erforderte, gleich den rechten Ton zu treffen. Auch in Drurylane wurde an demselben Abende eine neue Tragödie, Montalto, aufgeführt. Es fehlt ihr nicht an Verdienst, und sie wird sich vermuthlich einige Zeit halten; aber mit der vorhergehenden läßt sie sich nicht vergleichen.

London den 30. Januar.

Miß Wilson, die junge Sängerin, beschäftiget das ganze mäßige Publikum der Hauptstadt. Sie ist noch nicht achtzehn Jahre alt und schon so geschickt in ihrem Fache, daß alle Kenner sie mit Vergnügen hören; alle Nichtkenner, besonders die jungen Männer, werden von ihrer Schönheit bestochen. Seit das Publikum sie bewundert, sind alle Umstände ihres Lebens interessant geworden. Welsh war ihr Lehrer im Gesang und Alvey unterrichtete sie in der Deklamation. Ihr Vater ist ein Butter- und Käse-Händler in demjenigen Theile von London, welchen man Southwark nennt. Der Baronet Sir John Sebright (derselbe, welchen die Erzherzöge von Oestreich, als sie in England waren, mit ihrer Freundschaft beehrten) machte dort einen Einkauf: er bezahlte eben seine Rechnung, als die Tochter oben bey offenen Fenstern sang. Ihre Stimme gefiel ihm so sehr, daß er bat einen Freund holen zu dürfen, welcher Kenner sey. Es war der Musikus Welsh. Diesem gesuchten Manne bezahlt man gemeiniglich zweyhundert Guineen für die Aufnahme einer Schülerin. Der Vater konnte nur hundert entbehren, aber der Baronet streckte gleich das zweyte hundert vor, und so trat Miß Wilson in die Lehre auf vier Jahre, mit der Bedingung, daß Welsh während ihrer Lehrjahre die Hälfte ihrer Gage beym Theater erhalten sollte. Man vergleicht die Wilson mit der Billington, welche vor dreyßig Jahren, ehe sie nach Italien gieng, wegen ihrer Stimme, musikalischer Talente und Schönheit, so sehr bewundert wurde. Am vorigen Donnerstage gieng die berühmte Mistriß Siddons nach Drury-Lane, um die Wilson zu hören (wo sie selbst von den sie wahrnehmenden Zuhörer mit lautem und langem Beyfall empfangen wurde;) sie begab sich nach der Vorstellung in das Greenroom (foyer) und sagte sie könne sich nicht erinnern, je eine so schöne weibliche Stimme gehört zu haben, welche so viele musikalische Kenntnisse mit so guter Action verbunden hätte. Ihre Mitschülerin, die berühmte Miß Stephens welche im Coventgarden-Theater singt, wird nicht vergessen, und da sie in allen Stücken, selbst in der angenehmen Figur mit ihr rivalisirt (natürlich auch mehr Erfahrung und mehr musikalische Kenntnisse besizt) so dürfte bald unter beyden ein Wettstreit entstehen, wobey die Theater, das Publikum, die Kunst, beyde Künstlerinnen selbst gewinnen müssen. Ueberhaupt ist das Londner Publikum, nach der lebhaften politischen Reibung des lezten Jahres um sich zu erholen, ein wenig theatertoll geworden. Dabey versichern denn die Theater-Dichter nicht, selbst die unkritischen Recensenten gestehen, daß seit vielen Jahren keine so hoffnungsvolle Köpfe in England sich für den guten Geschmack auf der Bühne interessirt hätten, wie jezt. Wirklich, während das schöne Trauerspiel Mirandola noch immer Bewunderung erregt, werden wieder zwey neue Tragödien von zwey namhaften Dichtern und zwar von Predigern, einstudiert. Die eine ist von Croly und hat die Catilinarische Verschwörung zum Gegenstande; die andre von Maturin, der seinen Stoff aus der Türkischen Geschichte genommen hat. Auch erwartet man viel von einer jungen Schauspielerin in Coventgarden, welche sich unter dem wackern Charles Kemble gebildet hat und als Isabelle debütiren wird; wirklich fehlte es dem gedachten Theater an einer Schauspielerin, welche die Stelle der unvergeßlichen O'Neill ersetzen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 17.

Nr. 17.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. Februar 1821.

Werke der Baukunst in Florenz, im Jahr 1820.

Von Antonio Benci.

(Uebersetzung aus dem italienischen Manuscript.)

Ein trefflicher Kenner der Kunst, der Freyherr von Rumohr, hat in diesen Blättern mit guten Gründen gezeigt, daß die Florentiner eine ihnen eigenthümliche und angemessene Baukunst, von der Zeit an hatten, wo sie die bürgerliche Verfassung in eine republikanische Form ordneten; und daß sie nachher eine zweyte noch zweckmäßigere besaßen, welche von Brunelleschi in einem sehr unterscheidenden Charakter eingeführt wurde. So entsteht nun natürlich die Frage, ob die Florentiner fortdauernd zu Werke gegangen wie ihre Vorfahren, oder ob sie auf neue Weise den vaterländischen Ruhm aufrecht erhalten? Wer die Stadt Florenz betrachtet, wird Gebäude von eigenthümlicher Bauart finden, eines vom andern, je nach den Jahrhunderten, in denen sie entstanden, verschieden. Aber die nach und nach eingeführten Veränderungen haben die ursprüngliche Form nicht verwischt, ja wir sehen sie von denselben Grundsätzen des Brunelleschi abgeleitet, welcher darauf ausgegangen war, den neueren Sitten die Regeln der Alten anzupassen; auch war ein großer Theil der Alterthümer, die wir jetzt kennen, damals noch nicht entdeckt. Zweifelsohne haben denn auch unsre jetzigen Künstler die Weise ihrer Vorfahren einigermaßen verändert; und mussten es, weil die Kenntnisse sich vermehrt hatten; auch werden sie wohl in Zukunft noch manches ändern, denn die Verzierungen der modernen Architektur scheinen noch nicht fest begründet zu seyn, obgleich die Florentiner darüber vieles, und nicht ohne Erfolg ausgemittelt haben. Es bleibt uns also zu betrachten, ob die getroffenen Veränderungen glücklich sind? Dafür finden wir einen ziemlich sichern Maßstab. Wir sehen, wie gern der Blick nach Betrachtung des Großherzoglichen Platzes (Piazza del Granduca) auf den neuen Gebäuden verweilt; und jener Platz hat vielleicht in keiner Stadt seines Gleichen, weil er aus lauter vaterländischen und vorzüglich schönen Gebäuden besteht.

Es findet sich gegenwärtig eine große Verschiedenheit an den florentinischen Gebäuden zwischen der Außenseite und der innern Einrichtung — nicht blos an den Häusern, sondern auch an den Kirchen. Wir sehen häufig die Mauern von massiven Steinen oder von Rustik aus dunklem Marmor; und beym Eintritt in die Thüre fallen uns leichte heitere Verzierungen in die Augen. Dieser Widerspruch entspringt aus dreyerley Ursachen: daß gutes Baumaterial sich in unsern Bergen im Ueberfluß findet; dann daß unsre Vorfahren solches gut anzuwenden wussten, indem sie dauerhaft bauten; und endlich, daß unsere Stadt so langer Ruhe genossen hat. So widerstand Florenz der Zeit, während seine Bürger die Sitten wechselten. Daher war es natürlich, daß sie, bey verfeinerter Lebensweise auch ihre Wohnungen annehmlicher einrichteten, indem sie den Umfang der Säle verringerten, den Zimmern mehr Licht gaben, und sich vor Kälte und Mißbehagen durch Tapeten, Kamine und anderen von der Mode erfundenen Hausrath schützten. Dieß ist zuverläßig nicht zu tadeln, weil es immer mit Schonung geschieht, und oft den Künstlern Gelegenheit gibt, die Gemächer edler zu schmücken, wie wir bey Betrachtung der Malerey sehen werden. Wohl aber ist es nicht zu loben, daß dieselbe Gewohnheit auch auf die Kirchen übergetragen wird, die man von Tag zu Tag mehr verunstaltet durch leichte Verzierungen, welche weder nützlich noch nothwendig, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort, Geschichte und Kunst angebracht werden. Ueber diesen Mißbrauch rede ich nicht weiter, denn für den, der es versteht, ist es genug ihn anzuzeigen; und den abzuhalten, der ohne Einsicht ihn begeht, würden viele Worte nicht hinreichen.

Im Allgemeinen ist die florentinische Architektur immer im guten Fortschreiten begriffen. Wenn sie auch zuweilen ganz von ihrem eigenthümlichen Charakter abweicht, so ist sie entweder durch örtliche Nothwendigkeit dazu gezwungen, oder sie thut es, um die griechischen und römischen Bauwerke nachzuahmen, wie es in dem neuen Theil der Stadt geschah, wo jetzt das Theater Goldoni steht. — Es befanden sich dort zwey Klöster; ihnen gegenüber führte ein häßliches Thor in den Garten Boboli, und ein überflüssiger Bogen verengte den Weg. Nun ist die Straße offen und freundlich; auf einer Seite ist der Eingang zu

dem Garten durch eine angenehme Allee, und auf der andern, wo die Klöster waren, steht ein schönes Haus, mit welchem die Goldoniane delizie beginnen. Diese gehören Signor Luigi Gargani zu, der eine ehrenvolle Erwähnung verdient, weil er, so viel es ihm möglich, die Architektur befördert, und zugleich große Hochachtung für unsere Alten hegt, wie er dieß bey der Anlage des erwähnten Hauses gezeigt hat. Indem er in das Chor des alten Klosters hineinbaute, traf er auf Freskogemälde von Giovanni da S. Giovanni, und wusste sie so zu erhalten, daß sie nun einen schönen Gesellschaftssaal schmücken. — Das Haus hat die Aussicht auf einen schönen Garten, dessen Bezirk in der That den Namen delizie verdient; wären noch öffentliche Bäder darin (und auch diese sollen erbaut werden) so könnte man sie mit den römischen Thermen vergleichen. Und daß sie Goldoni geweiht wurden, ist ein Beweis, wie die Florentiner jeden großen Geist schätzen, wenn er auch nicht an den Ufern des Arno geboren ist. Goldoni ehrte Machiavell, indem er ihn seinen Lehrer nannte, da er an seiner Mandragola gelernt habe; wir ehren gern den Schüler, der in seinem Fache den Lehrer übertraf.

Längs dem Garten, der im Sommer zu ländlichen Festen vorzüglich geeignet ist, läuft eine Reihe von Zimmern, die an der Schule des wechselseitigen Unterrichts endigen, und in dem größten Raum in der Mitte befindet sich ein geräumiger Ballsaal, nebst zwey Theatern. Das erste wurde im Jahr 1817 vom Professor Giuseppe del Rosso entworfen, um zu den Abendvorstellungen zu dienen, und heißt Teatro Goldoni. Wenn es auch nicht durchgängig von vorzüglicher Schönheit ist, so stößt man darin wenigstens nicht auf die gewöhnliche Nachlässigkeit, das Volle auf das Leere zu setzen; denn auf dem leeren Raum des Eingangs steht keine Wand, welche die Gallerieen theilt. — Das zweyte Theater wurde von Antonio Corazzi erbaut, der sich jezt in Warschau als Architekt des Kaisers von Rußland befindet. Es ist eine vollkommene Nachbildung des römischen Tagtheaters, nur hat es, auf griechische Art, ein geräumigeres Orchester. Aber während wir den Entwurf des Architekten loben, der lebhaft an die römische Scena erinnert, mißfällt es uns, daß die Stufen der Sitze zu hoch über dem Orchester anfangen, so daß man von da aus nicht hinauf steigen kann; noch mehr aber mißfällt der Portikus über den Sitzen, weil der untere Theil der Säulen in die Brustwehr eingemauert ist, auf die sich die Zuschauer lehnen; denn Jedermann weiß, wie übel es ist, die Rundung der Säulen zu verdecken. Doch muß ich hinzufügen, daß man ein eisernes Gitter auf die Brustwehr gemalt sieht, was vermuthen lässt, dieß sey vom Architekten allein vorgezeichnet worden, und nachher habe man wider die Regeln der Kunst, vielleicht aus Oekonomie, eine Wand aufgeführt. Diese Meinung wird noch wahrscheinlicher, wenn man bemerkt, daß die nämliche Ursache die Schönheit des Ballsaals vermindert hat, den ich selbst im vergangenen November vollenden sah.

Er ist das Werk eines jungen sehr geschickten Architekten Rodolfo Castinelli, der voll Verlangen, sich in der Architektur zu vervollkommnen, viel in Europa gereist ist, in Rom eine Zeitlang Gefährte des von Freyh. v. Rumohr rühmlich erwähnten Architekten Liemann war, und dann nach Neapel gehen wollte, um den Unterricht unsers großen Architekten Antonio Niccolini zu genießen. Bey der Errichtung des Ballsaals konnte er noch nicht seine ganze Stärke zeigen, da ihn örtliche Umstände und Mangel an Geld daran verhinderten. Demungeachtet wandte er so großen Fleiß darauf, daß sein Verfahren zum nützlichen Beyspiele dienen kann. Der Saal ist 36 Fuß hoch, 32 Fuß breit, und 112 Fuß lang. Dieß Verhältniß war ungünstig, und deßhalb wurde die Größe des Raums durch Errichtung zweyer Tribünen für die Zuschauer vermindert, die einander gegenüber stehen, und von vier korinthischen Säulen getragen, uns eine lobenswürdige Nachahmung der Einrichtung römischer Thermen scheinen. Ein großartiger vollgerundeter Bogen verbindet sie; über den Säulen ist der Architrav, und an den Wänden sieht man die Pfeiler, oder nach dem lateinischen Ausdruck, die Anten, womit die Römer ihre Säulenreihen an den Wänden zu schließen pflegten, und welche da, wo ein Bogen darauf gesezt wird, zur haltbaren und angemessenen Unterstützung nothwendig sind. — Die Säulen sind neunmal so hoch als ihr Durchmesser beträgt, was der Ansicht vieler Baumeister widerstreitet, die sie noch höher machen. Auch ward Rodolfo in meiner Gegenwart deßhalb getadelt; aber er antwortete sehr verständig: „Palladio gebraucht bey dieser Ordnung dasselbe Verhältniß; und seine Säule hat die vollständige Base, während die meinige keine Platte hat. Auch habe ich an allen noch erhaltenen griechischen Gebäuden gesehen, daß die korinthischen Säulen niedriger waren, als die meinigen. Und ich glaube, wenn man einem Gebäude das Ansehen von Festigkeit geben will, sind die von den Griechen für alle Säulenordnungen festgesezten Verhältnisse angemessener, als die von den Römern eingeführte und von den Neuern noch übertriebene Schlankheit." — Diese Antwort brachte alle zum Schweigen; und ich wünschte jeder Künstler möchte so von seinen Entwürfen Rechenschaft geben können. — Die Capitäle der Anten entsprechen der übrigen Anordnung nicht. Ich will jedoch den Künstler nicht tadeln, daß er sie von denen der Säulen verschieden gemacht hat, da die Griechen selbst dieß zu thun pflegten, weil ihnen die für einen runden Körper geeigneten Verzierungen nicht zu einem viereckigten passend dünkten.

Es scheint jezt unnütz, neue Säulenordnungen zu denen der Griechen zu erfinden, die wunderbar alle Charak-

tere, der Einfachheit wie der Pracht, bezeichnen; auch ist es sehr schwer, zum Schmuck der Capitäle etwas hinzuzufügen, besonders bey der korinthischen Ordnung, wo sie desto schlechter ausfallen, jemehr sie sich von der ursprünglichen Form des Kallimachus entfernen; und so kann man den Architekten gern die Befugniß zugestehen, die Anten auf eine neue Weise, die sie für angemessen halten, zu verzieren. Aber tadelnswerth ist sicherlich das übermäßige Sparen, das allein dem Bauherrn zur Last fällt; dieser sollte seine Kräfte abmessen, bevor er anfängt davon Gebrauch zu machen, und die Künstler sollten seinem Willen mehr Festigkeit entgegensetzen. Wirklich sehen wir blos um deßwillen die Capitäle der Anten zu klein und ärmlich; die Malereyen am Gewölbe, an den Wänden, und besonders unter den Tribünen, zu sehr vernachlässigt, wodurch die lezteren niedrig erscheinen, obgleich sie hoch genug sind, und so fehlt es auch der architektonischen Decoration an Eurhythmie. Nämlich die beyden Seitenwände sind gut abgetheilt in drey große Bögen; aber in diesen sieht man auf der einen Seite drey halbzirkelförmige Fenster, und auf der andern nur zwey und eine Nische in dem mittleren Bogen für das Orchester. Leztere ist hier in der That mit vieler Einsicht angebracht, ohne Vorsprung, und ohne daß der Saal dadurch verdorben wird, wie es gewöhnlich durch die Orchester zu geschehen pflegt: aber sie erforderte eine ähnliche Nische in der gegenüberstehenden Wand.

Die Einfassung der Delizie Goldoniane, obgleich sehr groß und ganz neu erbaut, hat sehr wenige Fehler, und viele Schönheiten. Ein gleiches müßte ich auch von den andern Gebäuden rühmen, die jezt in hiesiger Stadt und in der Umgegend errichtet werden. Aber das Gesagte mag einstweilen genügen. In Zukunft, wenn die begonnenen Werke vollendet sind, werde ich weitere Nachrichten liefern. Doch bitte ich die Leser, nicht zu glauben, daß ich von allen guten Entwürfen unserer Baukünstler Bericht geben könne; denn viele derselben leben von fremden Fürsten gerufen, außerhalb Toskana, wie der erwähnte Antonio Niccolini, der in Neapel wohnt, und den ich gern noch einmal erwähne, um meine Nachricht zum guten Ende zu bringen.

Niccolini ist in unserer Zeit das schönste Bild aus jenen glücklichen Jahrhunderten, wo jeder Künstler aller schönen Künste, der bildenden wie der redenden, mächtig war; ein Freund seiner Genossen, und fest in allem zu Werke gehend, wie es die Kunst verlangt; er schmeichelt den Bauherren nicht, aber vollendet, was er unternimmt, mit Gewissenhaftigkeit, und ist großmüthig und freygebig gegen jeden wackern Dürftigen. Ehe er Toskana verließ, hatte er angefangen a fresco zu malen, und selbst Bauwerke mit Kühnheit und Erfolg geleitet. Darauf ging er nach Neapel, und beschäftigte sich lange Zeit, Decorationen für das Theater San Carlo zu malen, die alle, obwohl er jedes Jahr mehr als hundert verfertigte, von der größten Mannichfaltigkeit waren, und stets bey den Zuschauern das größte Entzücken und Staunen erregten. Dabey vernachlässigte er die Architektur nicht, sondern erneuerte viele Häuser und das Theater selbst, dem er eine prächtige Vorhalle gab, und sie mit Ornamenten verzierte, die keinen Zweifel lassen, dieß sey ein Theater und zwar ein italienisches. Späterhin, als dieß majestätische Gebäude verbrannte, baute er es in der kurzen Zeit von 8 bis 9 Monaten schöner wieder auf. Nach so schwerer und staunenswürdiger Arbeit konnte er die Unbequemlichkeiten der Theatermalerey nicht mehr ertragen und widmete sich deßhalb ganz der Architektur. Und jezt, da er auf dem Hügel del Vomere, bey der Villa Floridiana einen herrlichen Garten anlegt, hat er mit wenig Kosten und auf eine sehr einfache und leichte Weise den Weg, der in einen Abgrund hinunterging, geebnet, indem er einen einzigen starken Bogen von 120 Fuß Länge darüber sprengte. Dieser Bogen scheint, vom Ufer des Meers aus gesehen, in die Luft gebaut zu seyn. Die Struktur ist nach dem Muster römischer Werke, und es fehlt nichts als ein gewaltiger Fluß, welcher darunter durchströmte.

Neue lithographische Blätter.

Aus der lithographischen Anstalt des unermüdet thätigen Engelmann in Paris, haben wir einige neue Blätter vor uns liegen. Sie bestehen aus kleinen landschaftlichen Partien von J. F. Robert, Ansichten von Ruinen von Bacler d'Albe und einem historischen Bild von Ginay. Auf großen artistischen Werth machen diese Blätter keine Ansprüche, zumal ist Roberts Baumschlag etwas manierirt, und bey Bacler d'Albe sind Luftperspektive und Beleuchtung nicht sonderlich zu loben; die Pflanzensammlerin von Ginay scheint nach Gyps geformt, denn die Umrisse schneiden so straff durch das Gewand, daß man die ganze Figur bequem nackt durchzeichnen könnte: dagegen verdient die lithographische Behandlung sämmtlicher Blätter hohes Lob, und der Druck ist wahrhaft vollkommen zu nennen. Einer solchen Feinheit mögen sich noch wenige lithographische Pressen rühmen. Die Lufttöne sind von neuer, eigenthümlicher und sehr angemessener Behandlung.

—her.

Kupferstichpreise.

Das Kunstblatt hat im vorigen Jahrgange Notizen von einer Kupferstichauktion in Dresden gegeben. Ohne Zweifel kann eine Vergleichung von Auktionspreisen, wie sie an verschiedenen Orten vorkommen, den Maßstab zur Bestimmung des Kunstgeschmacks an die Hand geben (obgleich auch hier wieder vieles vom Zufall abhängt), und wir halten es darum nicht für uninteressant, einige Preise mitzutheilen, um welche kürzlich, bey einer öffentlichen

Kupferstichversteigerung in Bruchsal, einige bekannte Blätter weggingen.

Madonna del Sacco von R. Morghen 12 fl. — Franz v. Moncada, von Demselben 15 fl. — Die Raphaelschen Stanzen, von Volpato gestochen (welche ein geistreicher Künstler ins venetianische übersezt nannte) zum Theil ordinäre, zum Theil schwache Drucke: zwischen 60 und 70 fl. — Reimbrandts Kreuzabnahme (unbedeutende Copie) 7 fl. — Woollets Schlacht von La Hogue, retuschirter Druck, 24 fl. — Die Gallerie von Luxemburg. 52 fl. — Henrietta Maria, Königin von England, nach van Dyk, von Strange. 11 fl. 15 kr. — Reitergefecht nach da Vinci von Edelink. 11 fl. — Belagerung von Courtrai nach van der Meulen von Avril. 8 fl. — Die Familie des Darius nach Mignard von Edelink und Drevet. 5 fl. — Achilles und die Entführung der Dejanira von Bervic. 22 fl. 30 kr. — Ludwig XVI. nach Duplessis von J. G. Müller (geringer Druck) 10 fl. — Aurora nach Barbieri von Volpato. 8 fl.

Geringere, zum Theil werthlose, Blätter gingen, verhältnißmäßig, meist noch höher, und man sieht wenigstens hieraus, daß Kunst und Liebe sich allenthalben regen.

— ber.

Mailand.

Il Museo Chiaramonti, descritto ed illustrato da Filippo Aurelio Visconti e Giuseppo Antonio Guattani.

Von diesem Werke erscheint bey Giuseppe Destefanis eine kleine Ausgabe als Supplement zu der des Museo Pio-Clementino. Die Aufsicht über die Herausgabe des archäologischen Textes hat Dr. Labus übernommen, und Vorrede und Register dazu zu liefern versprochen. Die Kupferstiche werden in Umrissen von Giuseppe Mari unter der Leitung des Malers Palagio Palagi ausgeführt. Der Preis des ersten Heftes der Octavausgabe ist für 7 Blätter Text zu 20 Cent., 1 Fr. 40 Cent.; für 14 Tafeln zu 30 Cent., 4 Fr. 20 Cent., zusammen 5 Fr. 60 Cent. Die Quartausgabe kostet das Doppelte; auf Velinpapier das Doppelte der Quartausgabe.

Nachricht aus Breslau.

Im Frühjahre 1820 traten mehrere Freunde der Kunst zusammen, einen Akzienverein bildend, um von Fräulein Julie Mihes, die damals gerade im Begriff stand, eine Reise nach Wien anzutreten, zwey Bilder nach ihrer eigenen Wahl dort malen zu lassen, und dann diese unter sich zu verloosen. Beyde Bilder sind hier eingetroffen, und im Saale der Schlesischen vaterländischen Gesellschaft ausgestellt worden. Das eine Bild ist von Palma Vecchio und stellt die Geliebte dieses Künstlers vor. Palma war ein Schüler Tizians und gehört mit zu den berühmtesten Malern des sechzehnten Jahrhunderts. Man rühmt vorzüglich auch seine Bildnisse, und daß er auf das seiner Geliebten den größten Fleiß verwendet haben wird, ist wohl leicht zu erachten. Mit gleicher Liebe hat die Künstlerin bey der Nachbildung gearbeitet, indem sie die Schwierigkeiten, welche ihr entgegen standen, mit größtem Glücke überwand. Wie bey Tizians Venus und andern Gemälden dieses Künstlers ist das Bild, in der Nähe angesehen, meist flach, aber wenn man zurück und in den gehörigen Standpunkt tritt, so runden sich alle Theile auf das schönste und treten auf das wohlgefälligste zusammen. So auch bey diesem Bilde Palma's, dessen Nachbildung das fleißigste Studium der Art und Weise diese Künstlers zeigt. Palma starb zwischen 1564 und 1574 zu Venedig.

Das zweyte Gemälde ist eine Maria mit dem Christkinde von Palma's Lehrer Tizian, welcher 1477 geboren wurde und 1566 in seinem 99sten Jahre an der Pest starb. Wie lieblich er seine Marien und andere Bilder hinzustellen wußte, davon wird einen jeden die mit großem Fleiße gemachte Nachbildung dieses einen seiner in Wien befindlichen Gemälde belehren. Die Künstlerin, welche schon 1818 bey ihrer Anwesenheit in Dresden die obere Hälfte der Venus dieses Meisters auf eine überaus gelungene Art nachbildete, hat auch diesmal das Urbild vollständig zu erreichen gewußt.

Bg.

Rom.

Den 26. Jan. 1821.

Thorwaldsen's Brustbild Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, in Troppau in kurzer Zeit modellirt, ist nun mit Draperie versehen, und wird nächstens in Marmor begonnen werden. Auch die Büsten des Prinzen Christian von Dänemark und seiner Gemahlin sind von der größten Aehnlichkeit, und so, wie man sie nur von Thorwaldsen erwarten kann. Nach diesem wird er zu größeren Werken übergehen, und besonders das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg vornehmen.

Es wird nunmehr ernstlich an der Einrichtung des Pallastes Giraud zu einem Museum gearbeitet. Der Herzog Torlonia wird dadurch Gelegenheit finden, eine große Anzahl Kunstwerke aufzustellen, welche seither verborgen in seinen Magazinen gelegen haben.

Römische Alterthumskenner wären sehr begierig, etwas Zuverlässiges über die bey Gröningen entdeckte römische Holzbrücke zu erfahren, da man bis jezt noch nichts Aehnliches gekannt hat. Es ist zu wünschen, daß die Ueberreste mit altrömischen Maaßen gemessen werden. Lassen sie sich auf diese ohne Bruch reduciren, so ist ihr Ursprung erwiesen.

Es ist erfreulich, daß endlich an Anlegung einer deutschen Künstlerbibliothek gedacht wird, zu welche Hr. Passavant aus Frankfurt die erste Anregung gegeben hat. Sie wird durch Geschenke und kleine Beyträge errichtet, und gewiß auch von Deutschland aus freundlich unterstüzt werden.

Hr. Bäse, Mahler aus Braunschweig, hat aus Florenz sehr wohl gelungene Copien der Madonna del Cardellino, der im Hause Tempi und der noch nie copirten in den Zimmern des Großherzogs, alle drey von Rafael, hieher gebracht.

Beylage: Register vom Kunstblatt 1820.

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch 28. Februar 1821.

Schnell ist der eilenden Götter Vollbringung und kurz ihre Pfade.

Pindar.

Isjaslaffs Tod.

Aus der russischen Geschichte.

Horcht, Könige und Sieger,
Die Erz und Purpur stählt;
Es ist ein Gott der Krieger,
Der die Gefall'nen zählt. —

Dreymal zum Väterthrone
Stieg Isjaslaff empor,
Dreymal dem Zaarensohne
Scholl Kiew's Jubelchor.

Doch schlürft mit einem Zuge
Den Zaubertrank der Macht! —
Das zweyte Mal zum Truge
Wird er Euch dargebracht.

Die einst verlor'nen Kronen
Sind ewig ungetreu;
Eh' wird das Schicksal schonen
Tragt ihr der Kronen zwey. —

Schon pocht an Kiew's Thoren
Der Schreckensboten Drang;
„Der Bruder ist verloren,
„Der dir den Thron errang.

„Ihn trieb aus seinen Reichen
„Des Neffen Hochverrath,
„Auf! ihm die Hand zu reichen,
„Die mit der Rache naht!

„Auf, Fürst, von deiner Seite
„Das Heldenschwert zu zieh'n." —
Und schon in Kampfesweite
Die Scharen Olegs flieh'n.

Als die Bezwungnen weichen
Da winkt den Seinen er,
„Zählt mir der Feinde Leichen,
„Wohl sank ihr halbes Heer!

„Mich treibt's auf Siegeswegen
„Zu geisseln ihre Flucht,
„Das Haupt zum Staub zu legen,
„Das Meyneid hat verflucht."

Und neue Jubel grüßen
Ihn bald im Schlachterfeld:
„Drey Feindesleichen büßen
„Da wo dir fiel ein Held.

„Fürst, durch der Todten Mitte
„Zieh' hin im Siegeslauf!"
Da, Grau'n, vor seinem Tritte
Rafft sich ein Todter auf!

Er greift vom blut'gen Grunde
Der Lanze spitzen Stab
Und schlägt ihm eine Wunde
So tief — als wie sein Grab. —

Drum Könige und Sieger,
Die Erz und Purpur stählt;
Es ist ein Gott der Krieger,
Der die Gefall'nen zählt!

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur, welchem Buquoys Befreyungsplan verrathen ward, ließ ihn rufen, aber dieser stellte sich so unschuldig, daß man sich damit begnügte, ihn in den Thurm la Liberté zu legen. Da er vorgab, er wolle den Versuch machen, den reformirten deutschen Baron zur katholischen Religion zu bekehren, legte man seinen unvorsichtigen Freund von Peck wieder zu ihm, welches sein eifrigster Wunsch war, da er sich von der Geschicklichkeit desselben überzeugt hatte. Es war jezt nicht gerathen, wieder eine Oeffnung am Fenster zu machen, weil dieser Ort durch ihren lezten Versuch verdächtig geworden war; so musste denn etwas Neues von ihnen erfunden werden. Um die Gitter zu durchbrechen, hätten sie Feilen haben müssen, und der Graf wollte sich nicht merken lassen, daß er im Besitze derselben sey, weil er diese für den äußersten Nothfall aufzusparen wünschte; so beschloß man gemeinschaftlich, durch das heimliche Gemach zu entkommen, welches in den Graben St. Antoine hinabging. Sie machten sich also an diesem Orte eine Art von Gerüste, schlugen daselbst eiserne Krampen ein, die sie aus dem Kamin gerissen hatten und legten Bretter aus ihren Betten darauf. Auf diesem Gerüste saßen sie nun und arbeiteten ein Loch in die Mauer, die nach dem Graben hinabging. Ihre Geräthschaften bestanden in einem Stücke Eisenblech und einigen Nägeln, die der Graf überall gesammelt und herausgerissen hatte. Auf den steinernen Wasserkrügen, die in der Bastille gebräuchlich waren, schliffen sie ihre Werkzeuge spitz und scharf. Um sich in den Graben hinablassen zu können, bedurften sie vor allen Dingen einer Strickleiter, und um sich diese zu verschaffen, bewahrten sie sorgfältig das Korbgeflechte, welches um ihre Weinflaschen saß, um gelegentlich Strickleitern daraus zu machen. Damit man nun nicht ihren Vorrath von diesem Material entdecken möge, huben sie die Steine vom Fußboden auf und legten ihn unter dieselben; zu diesem fügten sie Streifen von Leinwand, welche sie aus ihren Bettlacken und Servietten geschnitten hatten, und aus diesem allen flochten sie starke Stricke, welche sie an der vorbezeichneten Stelle aufbewahrten. Alles schien bis dahin der glücklichen Ausführung ihres Vorhabens günstig zu seyn, als plötzlich der Fußboden ihres Kerkers einfiel und sie in das Zimmer eines verrückten Jesuiten hinabstürzten! Zum Glücke führte man den Grafen mit seinem Baron wieder in dasselbe Zimmer, nachdem man den Fußboden ausgebessert hatte, ohne ihre verborgenen Schätze zu entdecken. Diese Freude dauerte aber nicht lange, denn bald nachher zwang ihn der Gouverneur, seinen bisherigen Kerker zu verlassen und mit einem andern zu vertauschen; so war denn alle ihre Arbeit vergeblich gewesen! Der Baron von Peck, ein minder kräftiger Geist als der Graf, gerieth hierüber in Verzweiflung, worauf ihm der Graf vorschlug, seine Religion zu verändern, um dadurch seine Freyheit wieder zu erhalten; man versprach ihm leztere zwar nach dem ungern gethanenen Schritt, hielt ihm aber keineswegs Wort. Dieß stürzte den Unglücklichen in einen solchen Abgrund von Muthlosigkeit, daß er beschloß, ein Selbstmörder zu werden; zu dem Ende öffnete er sich die Adern, um zu verbluten; da man es aber zeitig genug entdeckte, kam man ihm zu Hülfe und schenkte ihm endlich seine Freyheit wieder. Den Grafen von Buquoy brachte man nach dieser Begebenheit in das oberste Gemach des Thurms, die Calotte genannt, worin der Aufenthalt im Sommer sehr angenehm, weil er frey und lustig war, aber im Winter desto unangenehmer, da er nicht geheizt werden konnte. Es war in der leztern Jahreszeit, da man den Grafen hineinbrachte, und da ihn die Kälte gleich krank machte, glaubte er, der Baron von Peck habe ihn verrathen, welches ihn sehr niederschlug, und man habe ihm Gift beygebracht, um ihn aus dem Wege zu räumen. Man legte ihn hierauf zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zum Pater Brandenburg, einem tückischen, heuchlerischen Pfaffen, von dem er sich jedoch bald wieder zu befreyen wusste, indem er den Gouverneur bat, ihm einen Protestanten zuzugesellen, damit er ihn, wie den Baron von Peck, zur katholischen Religion bekehren möge; dieser ließ sich fangen und gab ihm den braven, ehrlichen Granville und den Ritter von Saulange zu Gesellschaftern.

(Der Beschluß folgt.)

Armee-Bulletin von Henri IV.

(Aus Original-Dokumenten gezogen.)

(Bericht über die Schlacht von Ivry, vom König auf dem Schlachtfelde in seinem Zelte diktirt den 14. März 1590.)

Mein Herr Rousset! Es hat dem Allmächtigen gefallen, mir meinen höchsten Wunsch zu gewähren, meinen Feinden eine Schlacht zu liefern; indem ich fest überzeugt war, daß er mir dann auch die Gnade erweisen würde, zu siegen, wie nun wirklich heute geschehen ist. Ihr habt schon früher gehört, wie ich nach Wegnahme der Stadt Honfleur auf meine Feinde losging, um sie zur Aufhebung der Belagerung von Meulan zu bewegen, und wie ich ihnen zugleich eine Schlacht anbot, von der es wahrscheinlich war, daß sie sie annehmen würden, da sie zweymal stärker als ich waren. Inzwischen hofften sie, dieß mit mehr Sicherheit thun zu können, wenn sie es aufschöben, bis sich noch 1500 Mann Lanziers, die der Prinz von Parma ihnen sandte, mit ihnen vereinigt hätten. Wie sie nun dieß seit einigen Tagen ausführten, so verbreiteten sie überall die Nachricht,

daß sie mich zum Treffen zwingen würden, ich möge mich befinden wo ich wolle, und sie glaubten auch wirklich eine sehr vortheilhafte Gelegenheit ausgekundschaftet zu haben, um mich in meinem Lager vor der Stadt Dreux, die ich einschloß, zu überrumpeln.

Allein ich ersparte ihnen die Mühe bis dahin zu kommen. Sobald ich erfuhr, daß sie die Seine passirt hätten und sich gegen mich wendeten, entschloß ich mich lieber die Belagerung aufzuheben. Nachdem ich erfahren hatte, daß sie wirklich nur noch sechs Stunden von Dreux entfernt wären, verließ ich diese Stadt lezten Montag den 12. d. M. und warf mich in die Stadt Nonancourt (nur drey Stunden von ihnen entfernt), um dort den Fluß zu passiren. Dienstag den 13. kam ich eben in das Quartier, das sie zu beziehen dachten und wo ich ihre Quartiermacher fand. Früh Morgens stellte ich mich in einer schönen Ebene in Schlachtordnung. Alsbald erschienen auch sie mit ihrer ganzen Armee, allein so entfernt vor mir, daß ich ihnen zu großen Vortheil gegeben haben würde, wenn ich sie hätte aufsuchen wollen. Ich begnügte mich also, sie nur aus einem näher gelegenen Dorfe zu vertreiben, das sie besezt hatten. Endlich nöthigte mich die einbrechende Nacht Quartier zu suchen, was ich auch in den nächst gelegenen Dörfern that. Den 14. hatte ich in der Frühe ihre Stellung rekognosziren lassen, und da mir berichtet wurde, daß sie sich noch mehr zurückzögen als gestern, so beschloß ich, mich ihnen so weit zu nähern, daß es nothwendig zum Handgemenge kommen müßte. Dieß geschah auch zwischen zehn und eilf Uhr vor Mittag, wo ich sie in ihrer Stellung selbst aufgesucht hatte, die sie durchaus nicht verliessen. Es kam zur Charge und die Schlacht begann, in welcher der allmächtige Gott hat zeigen wollen, daß seine Gnade immer auf Seiten des Rechtes ist. Nachdem sie in zwey oder drey Chargen, welche sie machten und aushielten, alle ihre Wuth ausgetobt hatten, fing die Reiterey an, die Flucht zu ergreifen, nachdem kaum eine Stunde verflossen war; als die ganze Infanterie, welche sehr zahlreich war, sich verlassen sahe, ergaben sich die Schweizer auf Gnade: Obersten, Hauptleute, Soldaten und Fahnen. Drey Viertheile der Franzosen hatten nicht Zeit, diesen Entschluß zu fassen, denn mehr als 1200 wurden in Stücken gehauen und die übrigen wurden gefangen gemacht oder entflohen in die Wälder. Von ihrer Kavallerie wurden 900 — 1000 getödtet, 4 — 500 gefangen genommen, nicht zu rechnen die Knechte, die in großer Anzahl sind, und diejenigen alle, welche in der Eure ertranken, über die sie schwimmend setzen wollten; die übrigen und best berittenen entflohen in der größten Unordnung und nach Verlust ihrer Bagage. Nur erst vor Mante verließ ich sie, als man mir die Nachricht brachte, daß man ihnen dort die Thore verschlossen habe; wenn dieß der Fall ist, so können sie sich dort nicht aufhalten und der Sieg wird vollkommen seyn, der Gott sey Dank schon weit gediehen ist. Ihre weiße Standarte ist mir geblieben, so wie der, welcher sie trug; eben so zwölf oder funfzehn andere Kornetten von der Kavallerie, und zweymal so viel von der Infanterie; dann ihre Artillerie, eine Menge gefangener Edelleute, unzählige Todte, selbst Kommandirende, deren Namen mir noch nicht einmal bekannt sind. Allein ich weiß, daß der Graf Aigremont, welcher alle Flandrischen Truppen kommandirte, gefallen ist. Die Gefangenen sagen, daß ihre Armee 4000 Pferde und 12 oder 13000 Mann stark gewesen sey, man sieht also, daß sich nur ein Viertheil von allem dem gerettet hat. Was die meinige betrifft, so war sie ungefähr 2000 Pferde und 8000 Fußgänger. Allein die Kavallerie kam erst nach und nach an, und, als schon das Treffen begonnen hatte, noch die lezte Abtheilung 300 Pferde stark, welche mir der Adel der Picardie unter dem Herrn v. Humières sandte. Es ist ein Wunder Gottes, der mir den Entschluß gab, sie anzugreifen und nachher auch die Gnade, ihn auszuführen. Er allein hat allen Ruhm davon. Und was mit seiner Erlaubniß davon dem Menschen angehört, das ist den Prinzen, Kron-Offizieren, Rittern und Hauptleuten und dem ganzen Adel zuzuschreiben, der sich dabey eingefunden hatte, und dessen Muth so glücklich angewandt wurde, daß ihre Vorfahren ihnen kein grösseres und schöneres Beyspiel hinterlassen haben, als sie hiedurch ihren Nachkommen geben. Da ich sehr zufrieden mit ihnen bin, so denke ich, werden sie es auch mit mir seyn, und wünschen, daß ich ihnen auch ihre fernere Laufbahn geöffnet habe. Ich bin im Begriff mit meinen Vettern, den Prinzen von Conty, dem Herzog von Montpensier, dem Grafen St. Paul, dem Marschall Daumont, dem Groß-Prior von Frankreich, la Trimouille, und den Herren de la Guiche und de Giory den Sieg zu verfolgen. Mein Vetter, der Marschall von Biron, ist bey dem Armeekorps geblieben, um dort meine Befehle zu empfangen. Mit meiner nächsten Depesche, welche dieser bald folgen wird, werdet ihr die nähern Details dieses Sieges erfahren; von welchem ich euch jedoch dieses Nachrichts-Wort habe geben wollen, um euch das Vergnügen nicht vorzuenthalten, was ich weiß, das ihr dadurch empfinden werdet. Ich bitte euch, davon alle meine guten Diener der Provinz in Kenntniß zu setzen, und besonders davor Gott zu danken, den ich bitte, daß er auch Hrn. Roussat in seinen gnädigen Schutz nehmen möchte.

Geschrieben im Lager zu Rony, den 14. März 1590.

Henri.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 26. Jenner.

Eine natürliche Folge des jetzigen Verkehrs der Europäischen Seemächte mit Egypten ist die allmählig sich vermehrende Verbreitung der Egyptischen Alterthümer. Man fängt schon an, dieselben wie Waare zu verschreiben, da die Araber in Egypten sie ja wie Waare verkaufen; einige hiesige Kaufleute geben sich mit diesem Handel ab, und erhalten schon vortreff-

liche Stücke; da jedoch die Engländer besser bezahlen können, so ist es wahrscheinlich, daß sie auch schönere Sammlungen bekommen werden. Das hiesige Museum würde ebenfalls sich haben in dieser Hinsicht bereichern können, wenn der Graf v. Forbin, den die Regierung auf seiner Reise nach Egypten unterstützte, nicht mit einem so unbeschreiblichen Leichtsinn Egypten vielmehr durchlaufen als durchreiset wäre. Er hat die große Naivetät begangen, in der Erzählung seiner Reise zu gestehen, der Anblick einer englischen Kammerjungfer im Spenzer und mit Sonnenschirm unter den Ruinen Thebens habe ihn von dort verscheucht, und ihm das Untersuchen der Ruinen Egyptens verleidet. Und solch eine Entschuldigung seines Laufes durch Egypten bringt der Direktor eines der größten Museen in Europa vor. Darf man sich nach einem solchen Geständnisse noch wundern, daß ihn die Englischen Gelehrten, deren Verdienst er noch dazu verkleinern will, in dem Quarterly Review so hart mitgenommen haben, und muß es noch auffallen, wenn man hört, daß dieser Mann in dem Pariser Museum mehrere alte Marmore, welche Inschriften auf beyden Seiten hatten, durchgesägt hat, oder hat durchsägen lassen, um mit den Platten die Mauern des Museums zu tapeziren? Beynahe das einzige, was er aus Egypten mitgebracht hat, sind zwey Statuen aus dunkelm Granit, welche er nicht aufgefunden, sondern die ihm Belzoni verkauft hat. Freylich konnte ihm auch die Regierung nur eine unbeträchtliche Geldsumme anweisen zum Ankauf egyptischer Alterthümer, die leider, der Konkurrenz halber, immer theurer werden. Könnte die Regierung die von Drovetti seit langen Jahren gesammelten Stücke erwerben, so würde sie sogleich im Stande seyn, ein Kabinett Egyptischer Alterthümer anzulegen, woran es bis jezt noch fehlt; aber Drovetti wird wahrscheinlich mit derjenigen Regierung, oder mit demjenigen Privatmann, der ihm das beste Gebot thut, den Kauf abschließen, und in diesem Falle möchte Frankreich wohl nicht den Vorrang erhalten, es wäre denn, daß sich England hinlänglich mit Kunstsachen versehen hätte. An Beschreibungen solcher Alterthümer bekommt die gelehrte und Kunstwelt jezt auch einen sehr großen Zuwachs. Durch die Veranstaltung einer Handausgabe des großen französischen Prachtwerkes über Egypten hat die hiesige Regierung den Privatpersonen das Mittel erleichtert, sich dieses wichtige Werk anzuschaffen. An der Herausgabe von Cailliauds Zeichnungen wird jezt gearbeitet; Belzonis seine ist eben erschienen, und erregt hauptsächlich wegen der getreuen Abbildung der Gemälde, die er in einem Königl. Grabe zu Theben vorgefunden hat, viele Bewunderung. Herr Gau ist nun auch angekommen, und läßt seine reiche Ausbeute in Kupfer stechen. Er zeigte neulich in einer der Abendversammlungen von Künstlern und Gelehrten, welche bey dem berühmten Maler Gerard statt finden, seine Zeichnungen vor. Da war des Bewunderns, des Lobens kein Ende. Es ist wahr, die alten Denkmäler Egyptens und Nubiens sind bisher selten von Bauverständigen aufgenommen und gezeichnet worden; um desto willkommener wird eine Sammlung wie diejenige des Herrn Gau seyn, in welcher auf die Pläne und Verzierungen der Baukunst eine ungewöhnliche Sorgfalt verwendet worden ist, und die zum Glücke gerade solche Gegenstände liefert, welche in den Sammlungen der Zeichnungen andrer Reisenden fehlen. Obschon die Mitglieder der hiesigen Egyptischen Komission auf fremde Reisende, welche auch über Egypten pittoreske Werke herausgeben, ziemlich eifersüchtig sind, so haben sie doch Hrn. Gau das verdiente Lob nicht versagen können. Wird nun späterhin auch Salt, der Englische Generalkonsul in Egypten, der ein beträchtliches Vermögen auf das Ausgraben und Sammeln von Alterthümern verwendet hat, und der sich nun schon so lange Zeit mit denselben beschäftigt, ein großes Werk über dieselben herausgeben, so wird künftigen Reisenden schwerlich viel Wichtiges längs den Ufern des Nils zu entdecken und mitzutheilen übrig bleiben. Die Egyptische Kommission in Paris hat sich lange das Ansehen gegeben, als ob sie beynahe alles Merkwürdige in Egypten entdeckt und aufgenommen habe, und als ob ihr großes Werk ganz erschöpfend seyn werde. Allein nach allem demjenigen, was seit Kurzem von einzelnen Reisenden geleistet wird, muß sie doch selbst diesen Wahn fahren lassen, und im lezten Hefte des Journal des Savans wird es ihr beynahe vorgeworfen, wie sie so merkwürdige Dinge, die ihr so nahe lagen, gänzlich hat vernachlässigen können, obschon ihr Mittel zu Gebote standen, die gewöhnlichen Reisenden versagt sind, z. B. die Hülfe einiger hundert Soldaten. Unter solche vernachlässigte Unternehmen gehört vorzüglich die Eröffnung der zweyten Pyramide zu Ghizeh, welche seitdem von Belzoni ganz allein, und ohne alle fremde Hülfe veranstaltet worden ist. Man führt jezt freylich in Frankreich eine Stelle aus Pietro della Valle an, welche beweist, daß schon dieser Italiänische Reisende in jene Pyramide gedrungen ist, wodurch also Belzoni die Ehre der ersten Entdeckung des Eingangs derselben verliert. Aber um desto mehr ist es zu verwundern, daß das Egyptische Institut die Stelle aus P. della Valle übersehen hat, und seiner Spur nicht nachgefolgt ist. Dazu kommt noch, daß ein Mitglied dieses Instituts, der Oberst Grobert, in seiner Beschreibung der Pyramiden die ganze Stelle aus der Erzählung des Italiänischen Gelehrten citirt. Belzoni hat die Pyramide in Zeit von einigen Wochen eröffnet; um wie viel leichter würde dieses Eröffnen dem Egyptischen Institute gewesen seyn.

Dg.

Aus Italien.

Bemerkenswerth ist eine Vorlesung, welche der gegenwärtig auch mit Herausgabe der Gedichte des Grafen Matteo Maria Bojardo beschäftigte Ritter Venturi in einer der lezten Sommersitzungen der k. k. Institute zu Mailand gehalten hat. Sie begleitete die Berichterstattung über den zweyten Band der von ihm herausgegebenen noch ungedruckten oder zerstreuten Schriften Galiläis. Ihr Gegenstand ist eine authentische Geschichte des Prozesses und der Verurtheilung dieses Gelehrten, welche aus meist noch ungedruckten, in Hrn. Venturis Ausgabe von Galiläis Werken erscheinen sollenden Documente gezogen ist. Auf diese Urkunden sich stützend zieht Hr. Venturi nachstehende Schlußfolgen: 1. Welches auch Galiläis Meinung über die Bewegung der Erde gewesen seyn möchte, so hätte er nach dem im Jahr 1616 ihm dießfalls zugegangenem Verbote wenigstens nicht mehr über diesen Gegenstand schreiben sollen: 2. Indessen sey sein in dieser Hinsicht begangenen Fehler durch die ihn hassenden Peripatetiker und durch den Zorn des in dem Dialog sich verspottet glaubenden Pabstes gewaltig vergrößert worden: 3. Uebrigens sey Galiläi weder gefoltert noch eingekerkert worden; einzig haben die Peripatetiker seine resignirte Unterwürfigkeit dahin benuzt, ihn das Copernikanische System abschwören zu machen.

Die Schulen des wechselseitigen Unterrichts fahren fort, in den Italiänischen Staaten bedeutende Fortschritte zu machen. In Malta ist neuerlich eine solche Schule unter der Aufsicht des Hrn. Jos. Standi, der, um die Lancastersche Methode von Grund aus zu studiren, eine Reise nach England gemacht hat, eröffnet worden. Eine andre hat sich in La Valette, durch die Bemühungen eines für diese Erziehungsmethode sehr eingenommenen Geistlichen, Namens Don Luigi, gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nro. 44. S. 176. Sp. 1 ist der Name des Briefstellers Rich, nicht Kich.

Beylage; Monats-Register Februar.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatt jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . 3 fl.

Für diesen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Beylage zu Nr. 57: eine Charte der von Capitän Parry in dem Polarmeer gemachten Entdeckungen.
Der Tempel zu Ellore. A. d. Engl. 58.
Die Nordpol-Expedition im Jahr 1736. Nach Maupertuis dargestellt von Dr. Nürnberger. 64. 65. 66. 71. 72.
Die Juden in Kleinrußland. Von Cosmeli. 67. 68.
Auszüge aus einem Briefe eines Engländers von Buenos Ayres, vom 17. September 1820. 69. 70. 75.
Einige neuere Nachrichten von Capitän Parrys Reisen nach dem Nordpol. 73. 74. 77. 78.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Aufenthalt der Brustkranken im südlichen Europa. A. d. Fr. 52. 53. 55. 56.
Ueber die Erlernung des Hindostanischen zur Erleichterung des Aufenthalts in Ostindien. A. d. Engl. 52.
Ein Geständniß. Von Dr. Pfeilschifter. 53.
Musikalisches Tagebuch von und über Italien. 57. 61. 72. 77.
Neue Erfindungen der englischen Wettlust. 58. 59. 62.
Ueber das leztere Nachsuchen nach Schätzen und antiken Fragmenten in der Tiber. Von Maler Müller in Rom. 59. 60. 63.
Stuttgarter Hofmaskenball den 10. März 1616, heute vor 205 Jahren gegeben. 60. 61.
Briefe aus Berlin. 65. 66. 69. 70.
Durchbohrung eines Schiffes von einem Schwertfisch. A. d. Engl. 65.
Deutsche Literatur in Spanien. 70.
Miszellen. 75. 76.

Gedichte.

Logogryph. Tadel. Adel. Mörike. 54.
Des Schweizers Klaglied. 55.
Auf Raphaels Gemälde in der Farnesina. Von Maler Müller in Rom. 56.
Erinnerung. Von Breitschwerdt. 57.
Die Thräne. Moll. 58.
Die Krähe und die Schnecke. 59.
Charade. Sanftmuth. 60.
Mit Flemmings Gedichten. An einen Kritiker. G. Schwab. 61.
Leiden. Von J. E. Wargentin. 63.
Die sterbende Maria. (Gemälde von Eyk in der Sammlung der Gebrüder Boisserée 1819.) 64.
Klage des verbannten Mauren. A. d. Spanischen. 66.
Charade. Taucherglocke. Von Dr. Georg Döring. 66.
Die starken Dichter. 67.
Erfahrung. Von Schnabel. 69.
Swätoslavs Schädel. Aus der russischen Geschichte. Von Maltiz. 70.
Räthsel. Meineid. 72.
Der Mensch. Von Angilbert. 74.
Roß Beyarts Tod. Von Conz. 75. 76.

Biographie.

Geschichte des Grafen von Buquoy und seiner seltsamen Befreyung aus der Bastille zu Paris. 1709. A. d. Fr. 52.
Isidor Maiquez. 54. 55. 56.

Erzählungen.

Die Engelsköpfchen. 53. 54.
Abembai. Nach einer persischen Handschrift. Von Wilhelm Bomby. 57. 58. 62. 63. 64. 67. 68.
Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauernknabens. A. d. Fr. 71. 72. 73. 78.
Mutter und Sohn. Von Fr. L. Bührlen. 73. 74. 78.

Korrespondenz.

Berlin. 53. 54. 68. 73. 74. Bern. 67. Carlsbad. 72. Dresden. 71. Hamburg. 55. 56. 78. Aus Italien. 54. 57. Leipzig. 52. 66. 74. 75. London. 59. 61. 66. 67. 69. 72. 76. München. 61. Paris. 59. 60. 62. 63. 76. 77. Rom. 63. Schafhausen. 55. Wien. 57. 58. 64. 65. 70. Zürich. 60.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

Landschaft mit der Staffage des Täufers Johannes von Hannibal Carracci. Von Speth. — Merkwürdige Münze. Von D. — Darstellungen aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Alterthums im Rheinlande, von August Meyer.

Nro. 19.

Werke der Malerey in Florenz, im Jahr 1820. Von Antonio Benci. — Wien.

Nro. 20.

Neue Kupferstiche. Der Sieg bey Leipzig, gemalt von Krafft in Wien, gestochen von J. Scott in London. gr. Qu. Fol. Subscriptionspreis eines Exempl. mit der Schrift: 25 fl., vor der Schrift 50 fl. Von —ber. — Werke der Malerey in Florenz im Jahr 1820. (Beschl.) — Ueber die angeblich andere Stelle, welche der Dom zu Magdeburg früher eingenommen haben soll. — London, den 13. Februar 1821. — Leipzig.

Nro. 21.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister. — Ueber die angeblich andere Stelle, welche der Dom zu Magdeburg ꝛc. (Beschl.) Von Büsching. — Nekrolog.

Nro. 22.

Das Hochschloß zu Marienburg mit Blicken auf das Mittelschloß ꝛc. (Forts.) — London den 20. Februar 1821. Von H. — Paris.

Nro. 23.

Die Krönung der heiligen Jungfrau. Gemälde eines altkölnischen Meisters in der Sammlung der HH. Boisserée und Bertram. (Mit einem lithographirten Umriß.) Von S. — Zustand der schönen Künste in Spanien. Von .....l. — Nachtrag zur Berichtigung in Nr. 13. dieses Blatts. Von J. v. Klein. — Mailand. — Nekrolog.

Nro. 24.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß ꝛc. (Forts.) — Einige Bemerkungen zu dem Briefe des Hrn. Prof. K. O. Müller in Göttingen über den angeblich ägyptischen Ursprung der griechischen Kunst. Von Dr. Sickler. Rom.

Nro. 25.

Neue Kupferstiche. The drowned Fisherman painted by R. Westall, engraved by J. Heath. gr. Qu. Fol. 27 fl. 30 kr. Von —ber. — Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß ꝛc. (Forts.) — London.

Nro. 26.

Ueber Hrn. Dr. Sicklers Vorschlag einer Ausgrabung in Olympia zu Errichtung eines Denkmals für Winckelmann. Von Fr. Thiersch. — Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß ꝛc. (Forts.) — Kunst-Literatur. Notice de l'entreprise des Vues de Heidelberg par Charles de Graimberg. Heidelberg 1820. — Von —ber. — Rom. — Kopenhagen.

Literatur-Blatt.

Nro. 18.

Sternkunde. Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium. Auctore Carolo Friderico Gauss. Hamburg, Perthes, 1809. 247 S. gr. 4. 1 Kupfertafel. (Beschl.) — Spanische Literatur. (Forts.)

Nro. 19.

Dichtkunst. Lieder-Saal. Das ist: Sammlung altteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen. Erster Band. Eppishausen, 1820. 638 Seiten in gr. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. November 1820. — Spanische Literatur. (Beschl.)

Nro. 20.

Dichtkunst. Lieder-Saal. Das ist: Sammlung altteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen ꝛc. (Beschl.) — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. November. 1820. (Forts.) — Englischer Literaturbericht für November und December 1820.

Nro. 21.

Unterhaltungs-Literatur. Die Molkenkur. Herausgegeben von Ulrich Hegner. Drey Theile. Zürich, b. Orell, Füßli und Comp. 1819. 12. — Dichtkunst. Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Dessau b. Ackermann. 1821. 160 S. 8. — Englischer Lit. Bericht für November und Dezember. (Forts.)

Nro. 22.

Dichtkunst. Byron's Lieder. Aus dem Englischen. Karlsruhe, Müllersche Hofbuchhandlung. VI und 176 S. 8. — Unterhaltungsschriften. Novellen von Louise Brachmann. Mit einem Kupfer. Leipzig b. Hinrichs. 1819. 252 S. 8. — Erdbeschreibung. Neueste Geographie oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung für Schulen und den Selbstunterricht. Von Johann Heinrich Müller, Rektor der Stadtschule zu Lennep. Elberfeld bey Schaub, 1820. 135 S. gr. 8. — Uebersicht der Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Oktober. 1820. — Italienische Literatur.

Nro. 23.

Dichtkunst. Gedichte von Ludwig Uhland. Zweyte vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1820. 472 S. 8. Müllner. — Englischer Literaturbericht für November und December 1820. (Forts.) — Italienische Literatur. (Forts.)

Nro. 24.

Polemik. I. Anti-B. — z — h — g; oder Beurtheilung der Schrift: die Verwaltung des Staats-Kanzlers Fürsten von Hardenberg. Jena, Schreiber 1820. II. Ein Punkt auf's J. oder Belehrung über die Schrift: die Verwaltung des Staats-Kanzlers Fürsten von Hardenberg von E. von Bülow auf Cammerow. 1. Heft. Leipzig, Hartmann. 1821. — Englischer Literaturbericht für November und December. 1820. (Beschl.) — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. November 1820. — Journalistikum. Von Müllner.

Nr. 25.

Dichtkunst. Schauspiele des Lopez (Lope) de Vega, übersezt von Julius Graf von Soden. Erster Band. Mit Lopez (Lope) de Vega's Portrait. Leipz. 1820. J. Amb. Barth. XL und 372 S. gr. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten fr. Lit. November 1820. (Forts.) — Neueste Bibliographie Italiens. (Forts.) — Nachdruck. Von M.

Nr. 26.

Zeitgeschichte. Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse, von Johann Heinrich Voß. Stuttgart i. d. Metzler'schen Bbhl. 1820. 217 S. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. November. 1820. (Beschl.) — Neueste Bibliographie Italiens. (Forts.) — Autoren-Discretion.

Nro. 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1821.

Doch, guter Hain, kannst du vorüber,
So geh und laß mich noch!
Bist bange, Asmus? kann vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb also wohl! bis einst auf Wiedersehen —
Und damit ging er fort.

Wandsbecker Bote.

Der Aufenthalt der Brustkranken im südlichen Europa.

Ein brittischer Arzt, Hr. James Clark, hat zum Behuf ärztlicher Beobachtungen, über die klimatischen Verhältnisse der Krankheiten sowol als über die Hospitäler und Medizinalanstalten in Frankreich, Italien und der Schweiz, diese Länder bereist und die Ergebnisse seiner Forschungen in einem, unter der Aufschrift Medical Notes on Climate u. s. w. zu London 1820 gedruckten Buche bekannt gemacht. Er hatte in den Städten Marseille, Hieres, Nizza, Villa-Franca, Pisa und Rom sich längere Zeit aufgehalten, um die örtlichen Verhältnisse derselben und ihren Einfluß auf Brustkrankheiten genauer auszumitteln und diesem Abschnitte seines Buches sind die nachfolgenden Bemerkungen enthoben.

Marseille.

Die schöne und volkreiche Stadt ist an einem sanften in eine Bucht des Mittelmeers auslaufenden Abhang, Nord-West gegenüber erbaut. In der Entfernung einiger Meilen erheben sich steile und unfruchtbare Berge im Halbkreis, die sie in der nämlichen Richtung offen lassen. Der zwischen der Stadt und diesen Bergen befindliche Raum ist durch hohe weiße Mauern in Fächer abgetheilt, worin die Landhäuser (Bastiden) stehen, deren sich die Marseillaner als Sommerwohnungen bedienen. Die dorthin führenden Straßen sind enge und staubigt. Wer spazieren will, um Luft zu schöpfen, findet durchaus nichts Ländliches. Zur Winterzeit aber tritt für Schwindsüchtige und zu Brustentzündungen geneigte Personen der schlimme Umstand ein, daß sehr häufig trockne und kalte Nordwinde wehen, die einen völlig ungehinderten Zutritt haben. Der Mistral insonderheit verursacht hier schnelle und starke Temperaturwechsel, und wenn sein Einfluß auf den Wärmemesser bedeutend erscheint, so ist leicht zu erachten, daß er für die den Sommer über erschlaffte Hautbedeckung des Menschen noch ungleich empfindlicher seyn muß.

Aus den sorgfältigen, von Hrn. Thulis in Marseille geführten meteorologischen Registern von 1796 bis 1805, ergiebt sich im Durchschnitt die Zahl von siebenundfunfzig Tagen an denen heftiger Wind wehte, und von zweyhundert fünfzehn Tagen, wo der Himmel bedeckt war. Wenn der Mistral eintritt, ist der Himmel meist hell, und die Sonne sehr warm, was ihn noch gefährlicher macht.

Der Doktor Segard, Sekretär der Königlichen Gesellschaft der Heilkunde, zählt in seinem Jahresbericht die Lungenschwindsucht unter die endemischen Krankheiten, die, sonderheitlich bey jungen Leuten, am öftersten vorkommen. Er hielt Marseille für eine der französischen Städte, wo sie am meisten Unheil anrichtet, und er schreibt dieß dem trocknen und schnell wechselnden Klima zu. Ein Schwindsüchtiger, der hier den Winter zubringen muß, soll sich auf der Nordseite des Hafens einquartieren; wer aber nicht gebunden ist, wird mit dem Weinmonat die Stadt verlassen.

Hières.

Hières ist eine kleine, zwölf Meilen von Toulon gelegene Stadt, die als Winteraufenthalt für Schwindsüchtige

berühmt ist, indem sie, gegen den Mistral völlig gedeckt, eine mildere Temperatur als die ganze übrige Provence besitzen soll. In wie weit dieser Ruf gegründet sey, können die nachfolgenden Bemerkungen darthun.

Die reiche Landschaft, sagt Hr. Clark, die umliegenden schönen, fast durchaus mit immergrünen Pflanzen besezten Hügel, und die mit Früchten beladenen Orangen-Gärten entzückten unser Auge um so mehr, als dieser Anblick uns neu war. Deßungeachtet trafen wir mit einem starken Mistral in Hières ein, der zwar so heftig nicht war, wie in Marseille, aber doch sattsam darthun konnte, daß der Ort in unverdientem Rufe stehe. Die Stadt ist schlecht gebaut, am südlichen Abhang eines Hügels, den gleichnamigen Inseln gegenüber, und sie steht etwa zwey Meilen von der See entfernt. Der Zwischenraum ist, eine durch die Stadt gedeckte Orangen-Pflanzung ausgenommen, meist sumpfig und eine Ursache häufiger Wechselfieber im Sommer. Nordwärts wird die Stadt durch Hügel gedeckt, auf ihrer Ost- und Westseite hingegen gewährt ein weites Thal den Winden und auch dem Nordwest-Winde freyen Zutritt.

Die Landschaft ist prachtvoll, Weingärten und Felder decken die Niederungen; der am Fuß der Hügel gepflanzte Oelbaum erreicht eine beträchtliche Höhe und ist eine Hauptquelle des Wohlstands der Einwohner. Immergrüne Sträucher krönen den Saum der Hügel; der Thymian, der Rosmarin, die Lavendel und noch andere gewürzreiche Pflanzen mehr, erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen. Alles verkündigt ein sehr mildes Klima, und die öftere Rückkehr des Mistral *) allein nur überzeugte uns von dem Irrthum. Wohl giebt es allerdings verschiedene Gegenden am Fuß der Berge, die gegen den Mistral zum Theil geschüzt sind; man könnte aber nur in verschlossenen Wagen hinkommen, wenn der Wind bläst, und weil die Straßen für Wagen nicht fahrbar sind, muß man sich der Maulthiere bedienen.

Vom 8. bis zum 31. Christmonat (1818) fielen achtzehn Regentage ein, wo der Himmel bedeckt und die Luft durch Nord-Ost- oder Nord-West-Winde mehr und minder erkältet war; die mittlere Temperatur im Schatten, um zwey Uhr Nachmittags, betrug 50 F. (8° R.); im Jenner waren achtzehn milde Tage; der Hornung war ziemlich kalt und windig; der März im Ganzen schön. Die meteorologischen Beobachtungen wurden jeden Tag durch Hrn. Gamble sorgfältig angestellt. Beynebens bemerkt der Doktor Clark, der Winter von 1818, welchen er in Hières zubrachte, sey für Kranke überhaupt nachtheilig gewesen, und könne keine sichere Grundlage zu Vergleichungen gewähren.

Das Klima von Hières ist feuchter, als dasjenige von Marseille, und wenn es auch für Schwindsüchtige überhaupt nicht passend ist, so verdient es doch immerhin den Vorzug vor diesem leztern. Die Heftigkeit der Winde wird durch die Hügel gebrochen. Die Schwindsucht ist eine seltene Krankheit in Hieres, und darum darf diese Stadt, ihrer wenigen und unbequemen Wohnungen unerachtet, doch zum Winteraufenthalt für Brustkranke vor allen übrigen in der Provence empfohlen werden.

*) Der Mistral weht aus Nord-West und bringt meist helles Wetter; der Ostwind hingegen führt Nebel und Feuchtigkeit mit sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Grafen von Buquoy und seine seltsame Befreyung aus der Bastille zu Paris, im Jahre 1709.

(Beschluß.)

Die drey Verbündeten schwuren sich ewige Treue auf ein selbstgeschriebenes Stück aus dem Evangelio, welches der Erfindungskraft des Grafen gleichfalls Ehre machte, der es mit Tinte aus Ofenruß und Federn aus Stroh geschnitten, verfertigte. Man schritt nach der Feyerlichkeit der Eidesleistung sogleich zur Arbeit, und der Graf entschloß sich, seine lezte Nothhülfe, die Feile zur Hand zu nehmen. Man durchfeilte die Gitterstäbe und machte ämsig neue Strickleiter zu einigen alten, welche der Graf gerettet hatte. Als alles vorbereitet war, wurden die drey Verbündeten über den Weg zur Flucht uneinig; der Graf wollte, daß man sich in den Graben hinablassen und an diesem wieder hinauf zur Straße St. Antoine klimmen sollte, während die beyden Andern den Weg über den halben Mond, der vors Thor hinausführte, gehen wollten; endlich kam man überein, daß ein jeder den Weg nehmen solle, den er für den bessern hielte, wenn sie sich in den Graben hinabgelassen hätten. Als die zur Flucht bestimmte Nacht anbrach, huben sie das Gitter aus und befestigten ihre Strickleiter, die sie mit Ofenruß schwarz gemacht hatten, um die Fensterpfosten. Damit die Gefangenen in den untern Zimmern sie nicht beym Hinabfahren bemerken möchten, hingen sie zur größern Vorsicht ihre Bettlacken aus dem Fenster, welche man bey Nacht nicht bemerken konnte, und die doch ihre Flucht verbargen. Damit die Schildwache getäuscht würde, wenn sie zufällig etwas sehen sollte, hatten sie schon mehrere Tage vorher eine Art von Stock, der statt eines Sonnenzeigers zu dienen schien, aus dem Fenster gesteckt. Der Graf ließ sich zuerst hinab, und zwar durchaus glücklich; er hatte versprochen, seinen Gefährten ein Zeichen zu geben, sobald er unten angekommen sey, und die Schildwache ihnen den Rücken zugekehrt habe, welches er auch that. Aber erst nach zwey ängstlich verlebten Stunden kam der Ritter von Saulange zu ihm herunter, welcher ihm erzählte, daß sie immer die Fahrt nicht hätten wagen dürfen, weil die Schildwache nur immer wenige Schritte vor- und rückwärts gemacht habe; der arme großmüthige

Granville hatte sich zum Opfer erkoren und den Ritter hinuntersteigen lassen, da sich ein günstiger Moment zeigte.

Der Graf wollte nicht von der Stelle, ohne Granville auch gerettet zu sehen, weßhalb er den Vorschlag machte, die Schildwache von hinten zu überfallen und zu entwaffnen; aber der Ritter wollte ihm hiezu nicht behülflich seyn, so musste er sich denn entschließen, seinen großmüthigen Freund eben im Stiche zu lassen. Er fand glücklich Gelegenheit, aus dem Graben empor zu klimmen, und als die Contreescarpe erstiegen war, in eine Dachrinne zu kommen, von wo aus er in die Gasse St. Antoine sprang, bey welcher Gelegenheit er sich noch beynahe auf einem Fleischerhaken im Hinabspringen gespießt hätte. Er wollte sich eben nach seinem Gefährten umsehen, der, wie wir wissen, einen andern Weg genommen hatte, als er ein fürchterliches Geschrey, und gleich darauf einen Schuß hörte; so war aller Vermuthung nach das Unternehmen desselben mißglückt, in welcher Meinung er noch durch den Umstand bestärkt werden musste, daß er nie wieder ein Wort von dem Ritter von Sanlanges hörte.

Er durchlief fast alle Straßen von Paris, bis er an das Thor de la Conference kam, wo er Freunde fand, die ihn verbargen und ihm Mittel verschafften, Frankreich ungesäumt zu verlassen. Er begab sich durch Bourgogne nach der Schweiz, von wo aus er sich durch den französischen Gesandten, de Luc, aber vergebens, mit dem Hofe zu versöhnen suchte. Er hielt sich in mehreren Ländern, vornehmlich in Holland und hernach in Hannover auf, wo er sich durch Geist und Kenntnisse sowol, als durch ein edles, gesittetes Betragen aufrichtige Freunde und Verehrer erwarb.

Der Graf entkam auf diese fast wunderbare Weise in der Nacht vom ersten auf den zweyten May im Jahre 1709 aus der Bastille.

Wenn diese Geschichte gleich weniger romantisch als manche andere ist, so wird sie doch für den denkenden Leser nicht ganz ohne Interesse seyn. Sie zeigt uns von der einen Seite, was der menschliche Geist vermag, wenn die Natur ihm neben andern großen Eigenschaften auch Beharrlichkeit verlieh; von der andern können wir nicht umhin zu bemerken, daß nichts so leicht zum Unglauben, zum Scepticismus führe, als Religionsschwärmerey und die Gefangennahme der heiligen Vernunft bey göttlichen Dingen.

Ueber die Erlernung des Hindostanischen zur Erleichterung des Aufenthalts in Ostindien.

Ungeachtet man schon sehr viel von Ostindien weiß, behaupten doch Kenner, daß unsre Bekanntschaft mit dieser höchst merkwürdigen Erdgegend noch in ihrer Kindheit sey. Das kommt großtentheils daher, daß bisher nur eine kleine Anzahl der dort angestellten oder handeltreibenden Engländer sich eine Kenntniß der Landes-Sprachen erwarben. Aber da man diesem Uebel schon seit zwanzig und mehr Jahren entgegengearbeitet hat, so unterscheiden sich die jetzigen Engländer in Ostindien hierin vortheilhaft von den ehemaligen. In der Regel gehen nur wenige aus London dorthin ab, ohne sich einige Kenntniß des Hindostanischen (Hindostanee) als der herrschendsten Sprache erworben zu haben. Viele legen auch einen guten Grund im Persischen. Von den reichen jungen Leuten, die auf dem Hertford College studiren, ist hier nicht die Rede, weil sie sorgfältig in mehrern orientalischen Sprachen Unterricht erhalten, sondern von den vielen Andern, die Erlaubniß bekommen, dort ihren Unterhalt zu suchen. Für diese ist der Dr. Borthwick Gilchrist, (vordem Arzt in Bengalen und gewesener Professor des Hindostanischen im College zu Fort William) ein überaus geschickter Anführer, wie seine vielen geschätzten Schriften in diesem Fache darthun. Sein Unterricht in London wird auch sehr benuzt; manche genießen ihn ganz unentgeldlich. Offiziere, Chirurge, Cadets 2c., welche nicht Zeit haben, mehr als etliche Vorlesungen zu besuchen, legen doch einen solchen Grund, daß sie mit Hülfe von Gilchrists bekannten Elementarbüchern auf der Seereise weiter studiren können. Wißbegierige junge Leute, vornehmlich die, welche sich dort durch ihre Talente forthelfen wollen, suchen dann nach ihrer Ankunft in Calcutta in das so eben erwähnte Civil College zu Fort William zu gelangen. Erwerben sie sich dort eine hinreichende Kenntniß der erforderlichen orientalischen Sprachen, so werden sie durch einträgliche Anstellungen für ihren Fleiß belohnt. Die gewöhnlichste ist die eines military Interpreter. Es giebt aber mehrere weit reicher besoldete Posten, wo gründliche Kenntniß des Sanscrit, des Persischen, des Hindostanischen 2c. nothwendig ist. Junge Offiziere, welche nicht in das College zu Fort William kommen können, oder sich in entlegenen Provinzen aufhalten müssen, helfen sich durch einen Munschi (Sprachmeister), unter denen es sehr geschickte giebt. Seit geraumer Zeit ist die Einrichtung getroffen, (und der treffliche Marquis von Hastings, sonst Lord Moira, jetziger Generalgouverneur von Indien hält sehr darauf), daß keine Anstellung, welche orientalische Sprachkenntniß erfordert, ertheilt wird, bevor der Kandidat im College zu Fort William eine Prüfung bestanden hat. Die Kenntniß der Landessprache, wenn auch nur eine unvollkommene, hindert oder vermindert wenigstens die außerordentlichen Bevortheilungen, denen die griffins (wie die jungen in Indien ankommenden Engländer spottweise von den älteren sich dort aufhaltenden Landsleuten genannt werden) auf allen Seiten ausgesezt zu seyn pflegen. Vornehmlich drängen sich, sobald er ans Land tritt, eine Menge Hindubedienten zu ihm und bieten ihre Dienste an; diese sind alle Betrüger, welche auf seine Unwissenheit rechnen. Sodann ist Calcutta sowol überhaupt als auch besonders für den der Landessprache unkundigen Fremdling eine gefährlichere Stadt, als Paris und London: Verführung, Betrug und List lauern dort auf den ankommenden Europäer in tausenderley Gestalt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig den 18. Januar.

Am lezten des verflossenen Jahres feyerte die hiesige Thomasschule ihr sechstes Jubiläum. Diese ehrwürdige Anstalt, welche die berühmtesten Gelehrten Deutschlands zu Lehrern und Zöglingen gehabt, nahm mit dem Thomaskloster, welches nach

esten Nachrichten im Jahr 1221 vollendet ward, ihren Ursprung. Der verdiente Rektor Prof. Rost, der mit diesem Feste zugleich die Feyer seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung verband, lud zur Feyer dieses ernsten Tages durch ein deutsches Programm ein, worin er Beyträge zur Geschichte der Thomasschule (deren Fortsetzung folgen wird) mittheilt und dem Publikum von seinem Thun und Wirken für diese Anstalt Rechenschaft gibt. Gesang, Poesie und Rede sprachen die Bedeutung dieser Feyer rührend aus, auf welche die Bilder einiger der berühmtesten Lehrer und Cantoren dieser Schule (Caspar Börner, Jak. Thomasius, Jo. Aug. Ernesti, Herrmann Schein, Sebastian Bach, Hiller) ernst und mild herabsahen.

Die Jahresliste gab für unsre Stadt abermals das Resultat, daß man es hier mehr mit dem Leben als mit dem Tode hält. Denn im vorigen Jahre waren getraut worden 351 Paar (59 mehr als im vorigen), geboren 1312 Kinder (57 mehr als im vorigen, und 58 männliche mehr als weibliche), gestorben aber nur 1183 Personen (57 männliche mehr als weibliche) und unter diesen hatten nur 19 auf außerordentliche Art ihr Leben verloren.

Am 2. Januar feyerte der Leipziger Hülfsverein der evangelischen Missionsgesellschaft sein erstes Stiftungsfest in dem Local der Bürgerschule. Dieser Verein schließt sich, laut einer öffentlichen Bekanntmachung, an das evangelische Haupt-Missions-Institut an, welches vor einigen Jahren in Basel errichtet ward, „um Jünglinge, welche sich der Ausbreitung evangelischer Erkenntnis unter den Nichtchristen widmen wollen, zu dieser Bestimmung vorzubereiten,“ und hat zum Zwecke nicht nur Beyträge zu sammeln, von welchen künftige evangelische Missionen in Basel unterhalten und zu ihrem künftigen Berufe praktisch gebildet werden können, sondern auch die dazu tauglichen Personen aufzusuchen und zu fördern, und überhaupt Sinn und Fähigkeit für die Verbreitung des Christenthums auf der Erde zu wecken und durch Rath und That zu unterstützen. Ein Ausschuß der Mitglieder, an dessen Spitze die verdienten Männer stehen, durch deren Thätigkeit das Institut hier gegründet worden ist, versammelt sich monatlich, um sich über die Mittel zu jenem Zweck und ihre Anwendung zu berathen, und jährlich wird ein oder mehrmale eine allgemeine Versammlung aller Mitglieder gehalten, den Mitgliedern (als ordentliches Mitglied wird angesehen, wer jährlich wenigstens zwey Thaler beyträgt) werden auch die interessantesten Missionsschriften, welche die Gesellschaft hält, besonders das Basler Missions-Magazin mitgetheilt. In dem zur Feyer des ersten Stiftungsfestes abgefaßten Bericht wird das hiesige Publikum zu wachsender und vergrößerter Theilnahme aufgefordert (die Einnahme der Gesellschaft im vorigen Jahre betrug 332 Rthlr. 23 gr. 5 Pf., die Ausgabe 238 Rthlr. 4 gr.) und für diejenigen, welche mit der Sache noch wenig bekannt sind, zuerst einiges Geschichtliches (die Zahl der bestehenden Missionsgesellschaften nach der Zeit ihres Ursprungs, und die merkwürdige Veranlassung zur Entstehung des Basler Hauptinstituts) angeführt, auch von dem Verhältnisse solcher Vereine zu den verwandten aber unabhängig von ihnen bestehenden Bibelgesellschaften gesprochen. Zur Bestimmung eines solchen Missions-Hülfsvereins wird außer den oben angeführten noch gerechnet, der beschleunigte Umlauf der das Missionswesen betreffenden Nachrichten neuer Ansichten und Erfahrungen, weshalb nicht nur die Führung einer regelmäßigen Korrespondenz unerläßlich, sondern auch die Verbreitung der Missionsnachrichten, insonderheit der Basler Quartalschrift für nöthig geachtet wird. Darauf wird berichtet, was zur Vereinigung aller deutschen Missionsanstalten mit jenem Institute im vorigen Jahre geschehen, und daß dieselben künftig von den englischen unabhängig, die Gegenden um das schwarze und kaspische Meer, deren Mittelpunkt Odessa ist, zum nächsten Ziele ihrer Wirksamkeit in der Verbreitung der evangelischen Lehre machen wollen, in welchen ein ahnungsvolles Streben des religiösen Sinnes und Hinneigung zu christlicher Erkenntniß unter Juden und Heiden sich vorzüglich regen soll. Verschiedene Motiven zur Theilnahme an dem Missionswerke werden ans Herz gelegt, und nach Berechnung der Einnahmen und Ausgaben die Nachricht mitgetheilt, daß man einen jungen Mann, einen Gürtler aus Querfurth gebürtig gefunden habe, welcher zum Behufe des Missionsgeschäfts nächstens nach Basel abgehen werde. Uebrigens wird das Lesen und die Verbreitung der Basler Quartalschrift und andre Nachrichten über die Ausbreitung des Christenthums noch besonders empfohlen, und zulezt der Inbegriff der religiösen Grundsätze, zu denen sich der Verein bekennt, belegt mit Schriftstellen ausgesprochen.

Da ich von einem Verein zu religiösem Zweck gesprochen, so kann ich eine Idee nicht verschweigen, die nach meiner Ansicht ebenfalls die Ausführung durch eine gesellschaftliche Verbindung verdiente. Man weiß wie schlecht und baufällig in Dörfern und zum Theil auch in Städten oft die Häuser dastehen, welche dem christlichen Gottesdienst gewidmet sind, so daß ihre Mauern zuweilen kaum vor der Witterung schützen, und ihr Inneres seiner Bestimmung nicht entspricht. Hier und da ist noch die Wirkung der vergangenen Kriege zu spüren, aber von dauerndem und bedeutenderem Einflusse ist der Umstand, daß diejenigen äußerst selten geworden sind, welche nach dem Beyspiel der Vorfahren Kirchen und Schulen in ihrem lezten Willen bedenken; dagegen der Fall nicht so selten ist, daß bey Mangel, Verlust oder Armuth des Kirchenvermögens Herrschaft und Gemeinden über Kirchenreparaturen streiten und prozessiren, während dessen das Bedürfniß ohne Abhülfe bleibt, und kaum abzusehen ist, wie dieß in der Folge gehen kann. Hier könnte die Mildthätigkeit einer Gesellschaft zum Besten der christlichen Kirchen wirksam eintreten; und so nahe das Ziel ihrer Wirksamkeit hier läge, so nützlich und heilsam würde dasselbe seyn, insofern der Ort sogar nicht gleichgültig ist, an welchem die religiösen Versammlungen gefeyert werden. Daß durch einen solchen Verein auch manches unser deutsches Vaterland ehrende Denkmal der christlichen Baukunst erhalten, und fernerhin zur Uebung der leztern die dem Talent oft fehlende Gelegenheit verschafft werden könnte, und wie diese Wirksamkeit vielleicht auch auf die Schulen bezogen werden möchte, dieß will ich übergehen, da die Sache zur Zeit nur noch ein wohlgemeinter Einfall ist. Wie viel bleibt dem Menschen noch übrig Gutes zu wirken!

Ich schließe diesen Bericht mit Erwähnung einiger neuen literarischen Unternehmungen, die sich ebenfalls durch ihren Gegenstand empfehlen. Da es wenig öffentliche Bibliotheken geben wird, welche Huttens sämmtliche Schriften besitzen, so verdient die von Prof. Münch in Aarau auf Subscription angekündigte Ausgabe sämmtlicher Schriften Huttens, in chronologischer Folge, welche (in 4 – 5 Bänden) in Schaffhausen gedruckt wird, eine wohlwollende Unterstützung. Dem ersten mit Huttens Bild gezierten Band wird eine Schilderung der Literatur zu Huttens Zeit und ein Ueberblick der Schriften Huttens und über ihn zur Einleitung dienen. Ferner kündigt D. Franz Rud. Hermann in Breslau ein dramatisches Gedicht in zwey Theilen, genannt der Welttheiland an, der erste Theil soll Christi Geburt als heiliges Idyll, der zweyte Jesu Tod und Auferstehung behandeln. Endlich hat die Hoffmännische Buchhandlung in Weimar die Beschreibung der von Otto von Kotzebue in den Jahren 1815—1818 unternommenen und sehr reichhaltigen Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringstraße in drey Bänden mit Kupfern und Landkarten in drey Ausgaben angekündigt.

A. W.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 18.

Nr. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. März 1821.

Landschaft mit der Staffage des Täufers Johannes von Hannibal Carracci.

Höhe 2′ 4½″. Breite 1′ 11¼″. Auf Leinwand.

Vom Mittelgrunde her strömt in ruhiger Fläche der Fluß Jordan, der nach dem Vorgrunde zu über kleine Felsenstücke zweymal schäumend herabfällt. Zwischen den beyden kleinen Abfällen und wie aus dem Flusse selbst erhebt sich zur Linken ein Fels, der am Fuße mit Gesträuchen bewachsen, auf seiner geebneten Höhe aber mit Baumgruppen dicht besezt ist. — Wie der Fels so in des Flusses Beet eingreift, so ist dieses sofort in seinen Linien zu beyden Seiten des Mittelgrundes durch eingreifende Erdstriche unterbrochen.

Noch weiter im Vorgrunde und zur Rechten, streben zwey Bäume himmelan von rauhem Stamme und breit geblätterten Zweigen.

Freundlicher liegt die Ferne vor uns, verläßt das Auge den beengteren Vor- und Mittelgrund In die Breite ziehen sich dort die Gründe und fließen in sanft abwechselnder Durchkreutzung ihrer Linien ruhig fort, bis in blauer Ferne sie an des Horizontes lichterem Tone zum Ganzen sich schließen.

Am äußersten Rande des Vorgrundes sizt Johannes, das Angesicht dem Beschauenden zugewendet. Er zeigt nach dem Felsen hin, auf dessen Höhe sich ihm Christus, wie in einer Erscheinung, zeigt. In dieser Situation enthüllet uns Johannes jugendlicher Ernst und männliche Entschlossenheit seinen Charakter und seine ganze Bestimmung. Er spricht eben die Worte: „Sehet das Lamm Gottes,“ und scheint hinzuzusetzen: dorthin seyen euere Blicke gerichtet, denn der ist's, dessen Wege ich bereiten soll, der nach mir kömmt und größer ist, denn ich.

Man wird bey der Betrachtung dieses Bildes von der tiefen und mächtigen Phantasie des Künstlers ergriffen, aus welcher er das Männichfaltige geschöpft und zu einem Ganzen angeordnet hat. Wie der Mann voll Ernst und unerschütterlicher Größe, so trägt auch die Natur, die ihn allenthalben umgibt, von der Pflanze an, die unter seinen Füßen der Erde entsprießt, bis zu des Gewölkes ernsten Massen hinauf, den Charakter von Größe und Ernst, worin der gebundene Naturgeist mit dem regeren Leben der Seele in Johannes zur wunderbarsten Harmonie zusammenstimmt; so, daß Johannes nur in dieser Natur leben, und nur diese Natur seinem großen, der Entbehrung und Selbstverläugnung ganz hingegebenen Geiste zusagen kann.

Diese stille, feyerliche Größe, in der sich das Ganze gestaltet hat, spricht, betrachten wir dieses in seinen Theilen, auch aus einem jeden derselben mit gleicher Wirksamkeit an. Am hohen Baume, wie am niedern Gesträuche, am steilen Felsen, wie an der sanft fortgleitenden Ebene charakterisirt sich Alles durch ernste Massen und durch Breite und Gediegenheit der Formen. Aus einer eben so richtigen Vertheilung als Abstufung von Schatten und Licht (Helldunkel) tritt vollends der ganze Zauber der imposanten Wirkung dieses Bildes hervor.

In reicher Fülle, aber mit abwechselnder Kraft, ist das Licht über die ganze Fläche hin ausgegossen, zwischen welcher und dem geschlossenen Lichte des Mittelgrundes, kühn und bedeutungsvoll ein ernstes Dunkel zieht, das beyde Gründe trefflich absondert und kräftig und in eine weite Ferne hin auseinander hält. So wirkt das Licht in voller Thätigkeit, bis es in dem beengteren Raume des Vorgrundes, durch die Massen der Bäume gehindert, nicht frey mehr eindringt, und nur in gemildertem Grade jezt von der Höhe des Felsens herab über des Gesträuches Spitzen hinweg sich verlierend hinüberzieht nach Johannes, auf dem es sich, wie mit Einemmale, wieder sammelt und den Vorgrund belebt. Von hier aus sezt es sich weiter fort nach oben, jedoch in seiner Wirkung von eigener Art. Es ist hier nur wie im Reflexe gehalten und schimmert glänzend und warm durch der Aeste Verzweigung hindurch. So bleibt dem nöthigen Gegensatze die eigene Kraft unbenommen, ohne daß das Licht plötzlich abgeschnitten, keine weitere Verbindung mehr mit dem oberen Theile der Luft hätte.

Was zu dem Allen die Täuschung noch erhöht und verstärkt, ist die durchaus trefflich behandelte Luft- und Linien-Perspektive. Mit zunehmender Ferne tritt immer dichter und dichter die Luft zwischen die einzelnen Gründe, und

mehr und mehr verwischen sich Charakter und Form der Gegenstände, die zulezt in wärmere Düfte sich selbst aufzulösen scheinen. Anders verhält sich's in den vordern Gründen. Hier athmet Alles erquickende Kühle, die zwischen Felsen und Gebüsch dem Flusse entsteigt; verflüchtiget sind die leichten Nebel und aus heiterer Luft strahlt in ungetrübter Klarheit uns jedes Bild entgegen. — Durch Lage und Verkürzung der Linien, durch ihr Verjüngen und Verschieben in und neben einander, verflächen die sich folgenden Gründe, je weiter desto mehr, bis zur Täuschung einer endlosen Ferne.

Kraft mit Wahrheit verbunden zeichnen die Färbung ganz vorzüglich aus. Sie ist ernst, dabey warm und in ihrer Klarheit durchaus harmonisch. Der Auftrag ist breit, markig zuweilen, doch auch durchsichtig, kühn und geistreich, praktisch durchaus.

Wir zählen ein so seltenes, rein erhaltenes Bild, wie dieses, das sich zu München in der Sammlung S. K. H. des Herzogs von Leuchtenberg befindet, mit zu den ausgezeichnetsten dieser Art von der Hand des Hannibal Carracci.

Speth.

Merkwürdige Münze.

Köln, den 13. Januar 1821.

Bey Bonn, in der Gegend des sogenannten Wichelshofes, — eigentlich Michelshof — ward ein Alterthumsstück gefunden, welches ganz eigener Art ist, und besonders für Münzkenner und Liebhaber hohen Werth und Interesse haben wird.

Es ist nämlich eine Münze, nach Art der Contorniat-Münzen von 1 Zoll 4 Linien im Durchmesser mit einem auf beyden Seiten 4 Linien vorstehenden Rande, welcher mit dem Hammer umgeklopft zu seyn scheint; so wie auch nach dem Felde der Münze zu urtheilen, solche eher gegossen als geprägt seyn mag. Eine frühere starke Vergoldung ist noch sichtbar.

Anfänglich ward das Ganze für ein durch Zeit und Rost zerstörtes Stück Kupfer gehalten; später erhoben sich so manche gelehrte Ansichten und Meinungen darüber. Ich lasse dieses Alles dahin gestellt seyn und will ohne Gelehrsamkeit und ohne lateinische Beredtsamkeit, — die mir nicht inne wohnen — sagen, was herauskam, als der steinharte Rost mit großer Behutsamkeit aufgelöst war, dafür haltend, daß der Alterthums-Wissenschaft viel mehr damit gedient sey, wenn die Ueberbleibsel aus dem Alterthum so beschrieben werden, wie sie sich bis auf unsere Zeit wirklich erhalten haben *), nicht aber mit gewagten Hypothesen, welche man vor lauter Gelehrsamkeit kaum versteht, — um zu ergründen, wie sie auch anders hätten seyn können! —

*) Doch nicht ohne die nöthige Gelehrsamkeit. Anm. d. Red.

Auf der einen Seite dieser Münze erblickt man eine Decursio von 4 Pferden mit Federbüscheln auf den Köpfen, hinter derselben eine Figur mit der Peitsche; Alles einwärts geprägt. Die Umschrift stellte sich auch bald deutlich heraus, nämlich: ADORANDVS. Dieses Wort schien auf die andere Seite Bezug zu haben, worauf sich nun auch bald eine stehende männliche Figur, eine Hand in die Höhe hebend, in der andern einen Palmzweig haltend, zeigte. Zu beyden Seiten dieser Figur befinden sich zwey verzierte Altäre; ob daraus Palmenzweige entsprießen oder Flammen emporlodern, ist schwer zu entscheiden. Gleichfalls einwärts geprägt. Die Umschrift NICOMEDES läßt die Vermuthung zu, daß diese Münze oder wie man es nennen will, unter der Regierung des Kaisers Domitian erschienen seyn kann, indem damals Nicomedes in Rom als Christ und Priester lebte; ihm ward befohlen den Götzenbildern zu opfern, doch der Heilige weigerte sich begeistert dieses zu thun, erkräftigt durch seinen Glauben an den einzigen Gott, er ward daher mit Bleykolben todtgeschlagen und in die Tiber geworfen.

Die Decursio ist vielleicht deßhalb vorgestellt, weil Nicomedes bey einer solchen Gelegenheit den Götzenbildern opfern sollte, und Adorandus mag das Wort seyn, dessen sich der Heilige bey seinem Tode mit Standhaftigkeit bediente: sein Gott sey der einzige Anbetungswürdige!

In den Breviariis romanis, Antwerpen 1757, kann man S. 380 in der Lectio IX. die Geschichte des h. Nicomedes, dessen Fest auf den 15. September fällt, nachlesen; auch in: Officia propria Sanctorum et patronorum u. s. w. gedruckt zu Mainz 1733 heißt es S. 32, daß der h. Gotthardus in dem Jahr 221 nach Ch. G. in der Nähe des Denkmals von Drusus, auf dem Jakobsberge in Mainz eine Kirche habe bauen lassen, welche den Namen: „Kirche zum heiligen Nicomedes," erhielt.

Die vorstehende Erklärung dieses höchst merkwürdigen Alterthumsstücks ist zum Theil von dem in der römischen Münzkunde gründlich bewanderten Hrn. Steinbrech in Mainz. Hofrath Becker in Offenbach *), eine in Hinsicht des Beurtheilens von Münzen und Alterthümern aller Nationen, in Deutschland große Autorität, erhebt gegen die Details dieser Erklärung einige Zweifel, indem er sagt: „die besondere, höchst merkwürdige von Steinbrech bereits „erklärte Münze, habe ich ebenfalls untersucht, und da

*) Herr Becker besitzt eine der herrlichsten Sammlungen antiker geschnittener Steine und Gold- und Silbermünzen sowol griechischer als römischer. Die Verzeichnisse davon nebst Abgüssen der merkwürdigsten Steine hat bereits der Kunst und Wissenschaft mit so großem liberalen Sinn befördernde Fürst Staatskanzler erhalten, und es ist wohl die Hoffnung zu hegen, daß diese Kunstschätze mit denen bereits vorhandenen in Berlin, vereinigt werden dürften. Die Sammlung der Münzen vermißt keinen Kopf, keinen Revers von Bedeutung.

„ich nichts besseres darüber zu sagen finde, so stimme ich „in der Hauptsache seiner Meynung bey, nur mit den „kleinen Details bin ich nicht ganz zufrieden, indem die „Palme der Märtyrer u. dergl. in jenem Zeitalter gewiß „noch nicht vorgekommen sind. Da überdieß die Münze „ganz das Metall und den Zuschnitt einer Contorniat-„Münze hat, welche selten geprägt, sondern zu gewissen „Gelegenheiten oder zum Andenken berühmter Männer, „während dem gefallenen Kaiserthum aus freyer Hand „verfertigt wurden, so könnte es leicht eine Münze für „einen Sieger im Wagen-Rennen, Namens Nicomedius, „oder gar eine von der Stadt Nicomedia einem Sieger „bestimmte Preis-Medaille gewesen seyn; — zu der Zeit, „wie diese Stadt während dem gefallnen Kaiserthum längst „unter römischer Herrschaft stand, und die griechische Spra-„che auf Münzen nicht mehr vorkam."

In Hinsicht der Palmen, als Symbol des Märtyrerthums, scheint mir der Erklärung des Hrn. Steinbrech nichts im Wege zu stehen, denn sicher ist die Palme schon in der ersten Zeit des Christenthums Symbol der Märtyrer, als Sieger, als froher Ueberwinder alles Unglücks, als Erndter der Himmelsfrüchte, gewesen, und war ohne Zweifel Ueberlieferung aus dem Judenthum, wo sie als Symbol der Fruchtbarkeit, der Freude und des Sieges eine bedeutende Rolle spielte; wo man die Gerechten mit Palmen verglich. Selbst dem Heiland wurden Palmen bey seinem Einzuge in Jerusalem gestreut. Die Seelen der Verklärten, welche ausgedauert und gesiegt haben, tragen Palmzweige. Es ist also wohl nicht zu bezweifeln, daß sich die Zeit der Annahme von Palmen, als Symbol der Märtyrer, unmittelbar an den Uebergang aus dem Judenthum anschließt. Palmen sind überhaupt im Orient Symbol des Sieges, der Ehre, sie kränzen den Mann, wenn er als Sieger einherzieht! —

Zugleich mag hier noch im Allgemeinen Erwähnung eines in Westphalen, im Lippe-Detmoldschen gefundenen höchst merkwürdigen und selten vorkommenden Alterthums geschehen. — Es ist ein Stück Bronze von 1½ Zoll im Durchmesser und 2 Linien dick; die eine Seite ist ganz glatt, dagegen erscheint auf der andern Seite eine beyde Hände mehr und minder emporhaltende bekleidete männliche Figur mit Hörnern — oder einer Kuhhut mit Hörnern über den Kopf gezogen, auf halbem Monde ruhend. Vollwichtige Alterthumskenner konnten die Darstellung für nichts anderes halten, als für den von den Phrygiern verehrten Gott Lunus, eine Gottheit, welche sonst nirgends als männliche verehrt wurde. Die Arbeit und deren Styl stimmt mit dem eines Landes überein, das zwischen Griechenland und Aegypten gelegen war. Es existirt eine Münze vom ägyptischen König Ptolemäus Dionysus auf deren Rückseite der phrygische Gott Lunus vorkommt. — Auch findet sich in der Darstellung des vorliegenden Gebildes einige Aehnlichkeit mit dem Thonscherben, welcher vor vielen Jahren am Hohenstein im Bückeburgischen, gefunden wurde, und welchen Professor Strack in seiner Beschreibung von Eilsen hat abbilden lassen. Darauf erscheint ausser Runenschrift, gleichfalls ein gehörnter Mann — die Runen sollen ein Loblied auf Ostar enthalten, — vielleicht die Abbildung des Ostar, und wer weiß in welcher Verbindung dieses eben beschriebene Metallstück mit den eostrae rupes stehet, in deren Umgegend es gefunden seyn soll.

Die Abbildungen dieser beyden Alterthumsstücke werden wahrscheinlich im ersten Bande des Werkes erscheinen, welches die aufgefundenen, im Königlichen Museum der Rheinisch-Westphälischen Alterthümer vorräthigen Gegenstände bekannt machen soll; so wird dasselbe auch wohl die genauen Darstellungen der Externsteine (eostrae rupes) und der Teutoburg auf 16 Platten liefern, wovon bereits die trefflichen Zeichnungen vollendet sind, welche nach Angabe und Ausmessung des Direktors dieser vaterländischen Museen, Hofrath Dorow, der junge talentvolle Maler L. Niebour in Hameln ausgeführt hat.

D.

Darstellungen aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Alterthums im Rheinlande, von August Meyer.

Die herrlichen Ufer des Rheinstromes liefern einen unerschöpflichen Stoff zur Bearbeitung interessanter Beschreibungen und Schilderungen für Schriftsteller und Maler, und schon mancher Künstler versuchte es, durch Pinsel und Grabstichel die schönsten Ansichten dieser reizenden Gestade darzustellen und so dem Reisenden und dem Bewohner entfernter Gegenden eine erfreuliche Erinnerung zu gewähren.

Mit Recht wird unter der großen Zahl von Prospekten und Landschaften, welche auf diese Art entstanden, manches gelungene Kunstwerk bewundert; wir glauben jedoch dabey bemerken zu dürfen: daß die Wahl und der Standpunkt bey den meisten dieser Darstellungen nur den landschaftlichen Effekt im Allgemeinen berücksichtigen, wie er sich dem lebensfrohen Reisenden, der den breiten Strom herunterschifft, in so mannichfaltigem Wechsel schnell vorübereilend, darstellt.

Dem forschenden Wanderer, welcher nicht so blos im Fluge an den Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst vorübezueilen gezwungen ist, sondern gerne da verweilt, wo ihn irgend ein merkwürdiger Gegenstand diesseits und jenseits in Anspruch nimmt, werden daher die von Herrn Meyer bearbeiteten Blätter um so willkommener seyn, da dieser Künstler bereits seit einer Reihe von Jahren auf das ämsigste damit beschäftigt war, eine bedeutende Anzahl von Darstellungen der merkwürdigsten Monumente der Baukunst von Köln bis Bacharach und anderer Gegenstände der

Natur, mit größter Treue und Sorgfalt an Ort und Stelle aufzunehmen und mit Farben auszuführen.

Ein Jeder, der Gelegenheit hat diese Gemälde bey dem schlichten und anspruchlosen Verfasser in Augenschein zu nehmen, wird sich davon auf das lieblichste angesprochen fühlen, und ihn mit warmem Dankgefühl und aufrichtiger Achtung für die beharrlichen Aufopferungen verlassen, womit er sein schönes Kunsttalent, schon seit so langen Jahren, diesem Zwecke widmete.

Um besagte Blätter zu vervielfältigen und auch dem Kunstfreunde den erfreulichen Besitz derselben zu verschaffen, hat sich nun Herr Meyer entschlossen, dieselben in lithographischer Manier eigenhändig zu bearbeiten und in 12 Heften, jedes zu vier Blättern, in Medianformat herauszugeben. Dabey ist noch zu bemerken, daß der Subskriptionspreis zu einem Kronthaler das Heft gewiß so billig ist, daß dadurch kein Kunstfreund von der Anschaffung eines so reichhaltigen Werkes abgehalten werden wird.

Das erste Heft davon ist bereits beendigt und enthält folgende vier Darstellungen:

1) Den Beyenthurm am südlichen Ende der Stadt gegen den Rhein zu, vom Erzbischof Engelbert von Falkenstein gegen das Jahr 1262 erbaut. Der ehrwürdige alte Thurm ist auf diesem Blatte in ein seinem Charakter völlig entsprechendes Helldunkel eines Wolkenschattens gestellt, wovon sich die angränzenden Gebäulichkeiten und noch mehr die im Vorgrunde angebrachten sehr getreu aufgefaßten Figuren einiger Taglöhner und Lastträger, mit dem Abpacken eines mit Säcken beladenen Karrens beschäftigt, im Lichte vortrefflich heben. Vorzügliche Berücksichtigung aber verdient, auf diesem Blatte sowohl als auf dem dritten, die leichte und duftige Behandlung der Luft, eine in dieser Manier wirklich seltene Erscheinung.

2) Das Innere der St. Martinskirche in Bonn. Dieses Blatt gewinnt noch besonders durch den Umstand an Interesse, daß das darauf vorgestellte Denkmal der Baukunst, aus den ältesten Zeiten des Christenthums, bereits seit mehreren Jahren abgebrochen ist. Durch ihr hohes Alter, indem die Zeit ihres Entstehens sich ins Ungewisse verliert und durch ihre runde Form wurde früher Mancher zu der irrigen Meinung veranlaßt, diese Kirche sey früher ein römischer Tempel gewesen; worüber indessen ein Sachverständiger nach vorliegender Zeichnung leicht entscheiden wird. Dieses Blatt ist durch seine starke Beleuchtung von oben herab in den innern Säulenkreis und den dadurch entstehenden Contrast mit den äußeren Schatten-Massen, von einer sehr kräftigen Wirkung. Herr Meyer nahm die Zeichnung davon, so wie auch die Ansicht von außen, welche im zweyten Hefte erscheinen wird, vor mehreren Jahren, als dieses Gebäude noch stand, nach der Natur auf.

3) Das Hochkreuz auf der Landstraße zwischen Bonn und Godesberg. Ein Monument gothischer Bauart, mit Figuren geziert, welche zwar von dem alles zernagenden Zahne der Zeit beynahe zerstört, doch noch die Vortrefflichkeit des Styls, worin das Ganze gearbeitet war, erkennen lassen. In der Ferne sieht man die Ruinen des Bergschlosses Godesberg. Auch dieses Blatt ist mit mehreren Figuren belebt, welche theils vorüberwandern, theils am Fuße des Kreuzes ausruhen; es ist im Ganzen ein wohlgelungenes Bild.

4) Römische Alterthümer, welche in der Gegend von Bonn gefunden worden sind. Die Originale davon, theils von Bronze, theils von Marmor, sind im Besitze dortiger Liebhaber und Alterthumsforscher. Bey einer großen Treue der Darstellung ist dabey auch noch vorzüglich auf die Deutlichkeit der Inschriften, deren Herr Meyer selbst schon mehrere mit besonderer Kenntniß ausgelegt hat, Rücksicht genommen worden.

Alle vier Blätter sind mit Genialität, in Strich-Manier mit der Feder gezeichnet und man sieht darin einen neuen Beweis, zu welcher Vollkommenheit der Steindruck unter der Hand eines mit dem malerischen Effekt vertrauten Künstlers gedeihen kann; sie sprechen den Kunstverständigen eben so wie den bloßen Liebhaber an. Jedes Heft ist in zwey blaue Einschlagbogen gelegt, wovon der obere den Titel und der untere eine kurze Inhaltsanzeige führt.

In den zwey folgenden Heften werden nachstehende Darstellungen geliefert werden: der ausgebrannte Krater des Hechberges, die St. Jakobskirche zu Köln, das Aeußere der nunmehr abgebrochenen St. Martinskirche zu Bonn, wovon das Innere bereits im ersten Hefte erschienen ist, die Capelle der Tempelherren zu Cobern, das alte Schloß der fränkischen Könige zu Andernach, das Grabmal des Erzbischofs Cuno von Falkenstein in der St. Castorskirche zu Coblenz u. s. w.; und so werden nach und nach folgen: die ausgezeichnetsten Kirchen, Schlösser und andere merkwürdige Monumente der Vorzeit, ausgebrannte Krater und Grotten, von großen Naturumwälzungen in diesen Gegenden zeugend, Steinbrüche, die seit Jahrhunderten ein unerschöpfliches Magazin für die Riesen-Bauten der Vorzeit waren und noch einen reichen Vorrath von Baumaterial für die spätesten Generationen bewahren, und die römischen Alterthümer, die noch täglich aus dem Schooße der Erde ausgegraben, dem Geschichtsforscher manche belehrende Winke und Aufschlüsse über den Aufenthalt der römischen Weltbeherrscher mit ihren Legionen und deren Gebräuche in diesen Gegenden geben.

Es ist demnach recht sehr zu wünschen, daß Herr Meyer zur Herausgabe dieses Werkes zahlreiche Subskribenten finden und dadurch für seine vielen Aufopferungen und Arbeiten einigermaßen belohnt und in den Stand gesezt werden möge, das kunstliebende Publikum bald mit den folgenden Heften erfreuen zu können. Die Buchhandlung Du Mont Schauberg in Köln hat den Verlag des Werks für die dortige Gegend übernommen.

Darmstadt im Jenner 1821.

Franz Hubert Müller.

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. März 1821.

Nicht Gold, nicht Ruhm, nicht Weisheit, nicht die Freude,

Das Herz nur herrscht, das an die Liebe glaubt.

Abend-Zeitung.

Die Engelsköpfchen.

(Fortsetzung.)

5.

Erst als der Wagen hielt, warf sich der Gedanke an das Vorgefallene mit seiner ganzen Last auf Dorchens Herz. Der Wagen schon allein war eine große Anomalie vor diesem Hause. Welche Fragen musste sie sogleich beym Empfange erwarten, ehe sie noch zur Hauptsache gelangte! — Zwar kannte sie den jungen Mann durch geheime Nachrichten. Diese aber waren, daß wusste sie im Voraus, ihrem äußerst bedächtigen Vater lange nicht verbrieft und offiziell genug. Dazu konnte er wohl gar dem armen Kenzel zürnen, daß der von seiner Erkundigungseinziehung nicht auch ihm ein Wörtlein mitgetheilt hatte. Des vergessenen Schnupftuchs, das Jemand ihr am Sonntage nachgebracht, war von ihr Erwähnung geschehen, auch der väterliche Leviten, wegen des Vergessens, in ihrer Freude über jenen Jemand gern hingenommen worden. Daß aber eben dieser so jung und liebenswürdig war, davon hatte sie auch nicht eine Sylbe gegen den Vater fallen lassen.

Die Sache mit dem Wagen ging indessen trefflich ab. Ihr Vater war grade zu einem vornehmen Manne geholt worden und Niemand zu Hause als Kenzel, dem sie zwar nicht geradezu verbot, etwas davon zu sagen, aber doch andeutete, sie möchte es lieber erst zu seiner Zeit dem Vater eröffnen. Abends hatte Herr Dingler zu viel zu thun gehabt, um zum Gespräch mit seiner Tochter zu kommen. Die war inzwischen in der schlaflosen Nacht auf eine gute Einleitung der Sache bedacht gewesen. Als sie aber den Vortrag machen wollte, fehlten ihr doch die rechten Worte und zuletzt musste sie gar hören, daß ein Maler zu den verbotenen Freyern im Hause ihres Vaters zu rechnen war.

Aus dem allen wird man sich ihr Benehmen vom ganzen Morgen und warum das vorgethan und nachbedacht, so viel Kleckse in ihre Schrift gebracht, ohne Mühe erklären können.

Am meisten war für den Augenblick die versprochene Ankunft des Freyers zu fürchten; daher erwartete Dorchen solche am Fenster des Nebenzimmers und machte dem bald darauf wirklich Ankommenden durch einen Wink verständlich, daß er um Gotteswillen wegbleiben möchte.

Wenn auch hierdurch in der Hauptsache ihr Herz um so weniger erleichtert werden konnte, da das Erschrecken des jungen Mannes bey ihrem Winke sehr sichtbar würde, so war wenigstens für den Augenblick die große Verlegenheit gehoben und die Hoffnung flüsterte ihr zu, daß zuweilen doch die drohendsten Sachen einen recht erfreulichen Ausgang nehmen könnten.

6.

Ist dir besser? fragte der theilnehmende Vater, als Dorchen wieder in seine Stube trat.

Etwas!

In diesem Momente erschien die Tante. —

Nun, sage mir, Dorchen — begann die redselige Witwe, mit der brennendsten Neugier in Ton und Miene — woher kennst du den allerliebsten, jungen Mann, der uns gestern im Wagen nach Hause brachte?

Dorchen, welche das durch die Neugier also hervorgerufene Ungewitter vergebens mit Blicken und Winken abzuleiten gesucht hatte, erbleichte und erstarrte.

Ein junger Mensch, im Wagen? fragte der Vater und die offenbare Haltlosigkeit seiner Tochter machte, daß ein heftiger Zorn ihm aus dem Auge funkelte.

Nun, nun — nahm die Tante das Wort — nur nicht gleich oben hinaus, lieber Bruder. Erschreckst dein armes Kind, als ob Wunder was vorgefallen wäre. Es regnete, wie du weißt, gestern, als wir zusammen auf der Ausstellung waren, wir hatten die Schirme nicht bey uns, da ließ denn ein junger Mann einen Wagen holen und brachte uns in bester Ordnung heim; ein Männchen, sage ich dir, zum Anbeißen, gerade einer, wie ich ihn unserer Dorchen wohl wünschen wollte! —

Wer war das allerliebste Männchen? fragte Herr Dingler immer zorniger und wie kamst du zu seiner Bekanntschaft?

Es war der nämliche — antwortete Dorchen — der mir am Sonntage das vergessene Schnupftuch aus der Kirche herbrachte. Wir trafen ihn gestern unvermuthet auf der Ausstellung.

Dorchen — sprach jezt der Vater, und die Sorge um das Wohl seines Kindes hatte seinen Zorn in Wehmuth verwandelt — daß nur nicht etwa eine heimliche Bestellung! —

Als nun Dorchen hier die Hände so zum Himmel emporhob, als rufe sie diesen zum Zeugen ihrer Unschuld an, so fuhr er, sie beym Arme fassend, fort: Nein, nein, mein gutes, liebes Kind, das ist nicht. Auch würde ich, bey besserer Ueberlegung, den Argwohn gar nicht gefaßt haben. Warum aber, mein Kind, nur auch kein Wörtchen von dem Ungewöhnlichen, daß dich gestern Jemand im Wagen nach Hause brachte? Warum — das könnte allerdings meinem Argwohne Nahrung geben! — warum erschrackst du vorhin so?

Weil — weil — Sie mir kurz zuvor erst Ihr Urtheil über die Maler gesagt hatten und der junge Mann — ein Maler ist.

Aber — fiel die Tante hier ein — ein grundgeschickter Maler!

Und vermuthlich — fuhr Herr Dingler auf — ein höchst ungeschickter Rechner. Das ergiebt sich schon aus dem Wagen, für den er unnöthiger Weise sein Geld hinwarf. Für den kleinen Weg von der Ausstellung bis hierher einen Wagen zu bezahlen! Einen Regenschirm, wenn er den geholt hätte, wollte ich's passiren lassen. Aber einen so theuern Fiacre! — Dieser eine Zug von Verschwendung bestätigt von einer andern Seite meinen Grund zur Abneigung gegen das, oft recht lockere, Malervolk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aufenthalt der Brustkranken im südlichen Europa.

(Fortsetzung.)

Nizza.

Mit Inbegriff des Thales zählt die Stadt Nizza 20,000 Einwohner. Sie ist an der Seeküste, vier Meilen jenseits des Varflusses erbaut. Ihr schönes Thal dehnt sich auf der Westseite der Stadt aus; die lezten Ketten der Seealpen scheinen einen Wall zu bilden, welcher diesen begünstigten Erdwinkel gegen den Einfluß der Nordwinde schüzt, die mehrere Monate des Jahrs im südlichen Frankreich herrschend sind. Der kleine in seinem ungeheuern Kieselbett kaum sichtbare Fluß Paglion kömmt von diesen Bergen herab und mündet in der Bucht aus. Zunächst außer ihm und in einer Ausdehnung von beynahe zwey Meilen liegt die Vorstadt Croix de Marbre, welche gewöhnlich auch die **Vorstadt der Engländer** heißt, weil die den Winter in Nizza verweilenden Britten hier wohnen. Vom westlichen Endtheil dieser Vorstadt erhebt sich die Bergkette, durch die sie gegen den Nordwest-Wind geschüzt wird; ihr Halbkreis endigt sich bey Montalbano, einem ziemlich hohen Berg, der östlich von Nizza in die See ragt. Dieß Amphitheater schließt die Stadt ein und schüzt dieselbe mit ihrem schönen Thal. Der Fuß des Gebirges steht fast zwey Meilen vom Meer ab, und eben so breit ist auch die Thalfläche. Die Pflanzendecke wechselt nach Maßgabe der Höhe des Gebirges, und während an seinem Fuße Kornfelder und Weinreben, unter dem Schatten des Oel- und Feigenbaums und einer Menge anderer Fruchtbäume gedeihen, sind die Gipfel der Berge von Schnee bedeckt.

Wenn die Stadt Nizza gegen die Nordwinde und insbesondere gegen den Mistral geschüzt ist, so steht sie hingegen den Nord-Ostwinden offen, welche die Luft im Thale von Paglion reinigen, und im Winter und Frühling zuweilen sehr stark, wenn gleich nicht mit der Heftigkeit des Mistral der Provence wehen.

Die Vorzüge des Klima's von Nizza vor dem des südlichen Frankreichs und selbst des nördlichen Italiens, stellen sich insbesondere durch den Reichthum der Pflanzen-Erzeugnisse dar. Ein schönerer Anblick als derjenige der Umgebungen von Nizza ist kaum möglich; sie bilden einen ununterbrochenen Garten und nirgends wird ein unbenuztes Fleckchen Landes angetroffen. Wo kein Korn wächst, da gedeihen die Weinreben und der Oelbaum auf einer dünnen Rinde von Dammerde vortrefflich; der Boden wird durchaus nur mit der Hand bearbeitet.

Für Kranke ist die Gegend hinter der Croix de Marbre, etwas nördlich von der Landstraße mitten unter Pomeranzengärten, am zuträglichsten, und viel vorzüglicher als die besten Wohnungen in der Stadt, wo der Luftzug in den Straßen nicht zu vermeiden ist, und wo der Wind überhaupt stärker weht als auf dem Lande. Der Boden um Nizza her ist sehr trocken, ob es gleich keineswegs an Wasser fehlt. Der Mundbedarf ist gut und im Ueberfluß, und die Wohnungen sind bequem, die kalten Tage ausgenommen, welche freylich nicht lange andauern, auf die aber auch bey der Zimmereintheilung gar keine Rücksicht genommen werden ist. Das Klima von Nizza kann überhaupt trocken heißen, wenn gleich nicht in dem Grade wie dasjenige von Marseille; im Winter ist es keinem Wechsel unterworfen; die Schönheit und der Glanz seines Himmels verleihen ihm einen eigenthümlichen Reiz. Von Nizza aus unterscheidet man, in der Entfernung von hundert und dreyßig Meilen, die schneebedeckten Gipfel der Berge von Corsika.

Nizza ist, wie schon bemerkt, den Nord-Ost-, Ost- und Süd-Ost-Winden ausgesezt, die zwar so heftig nicht, wie in der Provence, dennoch aber, sonderheitlich im Frühling kalt und empfindlich sind. Um ihrer willen taugt der Aufenthalt, nach Hrn. Clark's Meinung, im Frühjahr keineswegs für Schwindsüchtige. Der Wärmeunterschied in der Sonne und am Schatten ist zur Zeit dieser Winde sehr bedeutend, und kann für die Kranken nicht anders als nachtheilig seyn. Jene Winde veranlassen gewöhnlich Blutspeyen bey Schwindsüchtigen, und die Aerzte in Nizza selbst, die für Kranke solcher Art den Aufenthalt in den Monaten November, December und Jenner zwar sehr empfehlen, gestehen hingegen, daß die kalten Winde der drey folgenden Monate ihn keineswegs rathsam machen. Kranke, die den Winter in Nizza zugebracht haben und im Frühling ihren Aufenthalt ändern, können nur zu Wasser abreisen, und da stellt sich alsdann die Schwierigkeit dar, ein gutes Fahrzeug und guten Wind zu finden. Sie können nämlich die Reise nur zu Wasser machen, weil, sey diese nach Frankreich oder nach Italien gerichtet, sie sonst den schädlichen Winden ausgesezt wären, die sie vermeiden wollen. Nach Italien mag der Weg zwar auch auf Maulthieren längs der Küste gemacht werden, so daß man in vier bis fünf Tagen in Genua eintrifft, aber die Herbergen unterwegs sind für kränkliche Personen unbequem und schlecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Geständniß.

Als Beleg, wie zuweilen Meinungen über historische Charaktere veranlaßt werden mögen.

Als ich im Sommer des Jahres 1817 die Zeitschwingen herauszugeben anfing, ließ ich in den ersten Nummern derselben ein „Schreiben eines —schen Offiziers, der jezt unter den südamerikanischen Insurgenten dient" abdrucken, und dieß Schreiben hat nicht nur den Beyfall der Leser gefunden, sondern mehrere Zeitungen, wie z. B. selbst der östreichische Beobachter, hoben Stellen aus, insbesondere das, was der Briefsteller über Kap-Henry und das dortige Gouvernement sagte. Diese Notizen giengen in englische Zeitungen über und kamen auf solchen Wegen nach Hayti. Ein Freund des Gouvernements (oder vielleicht das Gouvernement selber) gab sich die Mühe, die irrigen Angaben zu berichtigen und glaubte, diese Nachrichten stammten aus derselben Quelle, aus der ein gerade damals in nordamerikanischen Blättern abgedrucktes Schreiben herstammen sollte. — Ich halte es jezt an der Zeit, zu erklären, daß jene Nachrichten aus keiner andern Quelle herstammten, als aus meinem Kopfe, denn das ganze angebliche Schreiben eines —schen Offiziers hatte ich damals, mit dem Atlas von Amerika in der Hand, auf der Weimarischen Bibliothek entworfen und niedergeschrieben. Was ich über das Gouvernement von Kap-Henry sagte, bestand theils in grundlosen Behauptungen, theils in Vermuthungen, die aber leider zum Theil schon eingetroffen sind. Ich sagte damals, nach Heinrichs Tode würde die Dynastie ohne Zweifel vom jungen Throne geworfen werden und beyde Theile sich zu einer gemeinsamen Republik vereinigen, was nun buchstäblich eingetroffen ist. Ich gebe übrigens diese Aufklärung nicht, um mir auf mein prophetisches Talent etwas zu Gute zu thun, denn jene Prophezeyung war weiter nichts als ein zufälliges Errathen; sondern vielmehr als Beleg, wie zuweilen angebliche Thatsachen in die Zeitgeschichte eingeschwärzt werden, die sich nicht ereignet haben, und Ansichten, die ohne allen historischen Grund sind. Kompilatoren (und ich habe es selber schon so gemacht) benutzen unbedenklich solche Notizen, die ihr Daseyn der Unkunde oder dem Leichtsinn zu danken haben, sie werden Biographieen und historischen Werken einverleibt, und bilden nun die Grundlagen zur Beurtheilung der Charaktere und Zustände.

Dr. Pfeilschifter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin den 16. Februar.

In diesem Winter herrscht hier, was die Lustbarkeiten betrifft, ein lebendiges Treiben, wie wir uns nicht leicht eines ähnlichen erinnern. Es scheint, als sey diese Beweglichkeit mit der Großfürstin, der Tochter des Königs, in unsere Hauptstadt eingezogen, welche Fürstin zwar selbst anspruchslos und still hinlebend, doch durch ihre reizende Nähe alles umher belebt. Und so begann denn auch sie die eigentlichen Wintervergnügungen, als Königin des Festes. Am 27. Jannar, als dem Alexanderstag nämlich, fing das Carneval mit einem großen Ball auf dem

Königl. Schlosse an. Bedeutende Zurüstungen waren dazu gemacht worden; schon mehrere Tage zuvor hatten sich die Wirthshäuser mit Gästen angefüllt, die aus der Umgegend, oder auch aus der Ferne, am Feste Theil zu nehmen, herbeygeströmt waren; an viertausend Einlaßkarten waren ausgegeben. Man wußte, daß ein Festzug des Hofes den Ball eröffnen würde, und schon seit mehreren Jahren der mit dergleichen Feyerlichkeiten vertraut, waren die Meisten gespannt auf den Geist, der durch die Anordnung herrschen würde, und auf die Pracht der Ausführung. So groß aber auch die Erwartung war, keiner wurde darin getäuscht.

Lallah Rukh war von ihrem Vater, Indiens Beherrscher, dem König der kleinen Bucharei, Abdallah, als dieser einst denselben auf seiner Pilgerreise in Delhi besuchte, für dessen Sohn Aliris zur Gemahlin zugesagt worden. Der Ort der Vermählung sollte Kaschmir seyn. Als nun die Zeit gekommen war, so begab sich die Prinzessin, in Begleitung ihres Groß-Kammerherrn, Fadladin, und eines großen Gefolges auf die Reise. Aliris hatte ihr mehrere Begleiter entgegengeschickt, unter denen sich Feramors, ein junger Dichter befand, welcher der Prinzessin durch seine Erzählungen, die sich meist an Orte und Gegenden, an denen sie gerade vorbeykommen, anschließen, die Länge des Wegs aufs angenehmste verkürzte. Endlich gelangt sie am Ort ihrer Bestimmung an, und als die Prinzessin in den glänzendsten der Säle tritt, steigt Aliris von seinem Thron, Lallah Rukh (die Tulpenwange) zu begrüßen, und diese erkennt in ihm freudig überrascht den liebenswürdigen Dichter Feramors.

Jener Zug ist es, der sich, nachdem die große Reihe von Sälen mit Masken angefüllt war, durch die freudige Menge feyerlich hinbewegte. Wer nun von den Zuschauern, ohne auch gerade an den gelehrten Forschungen über den Orient Theil genommen zu haben, mit dem köstlichen Geschenk Goethe's, dem westöstlichen Divan, nur im Geist unter den Morgenländern früher herumgewandert war, oder sich an den nie genug zu bewundernden orientalischen Liedern von Rückert erquickt hatte, der fühlte sich plötzlich auf die Fluren Indiens versezt. Lallah Rukh, von der Großfürstin selbst vorgestellt, vor welcher ihr Gemahl, als Feramors fröhlich herzog, ward auf einem kostbaren Thron getragen, und strahlte von solchem Glanz, und grüßte mit solcher Anmuth links und rechts, daß jeder Zuschauer laut seine Freude mit: O wie schön! oder: Göttlich! äußerte. Unter den Männern nahm sich der Bruder des Königs, als Herrscher auf seinem Thron, am prachtvollsten aus. Der Zug ging unter dem Schall eigends dazu gesezter Musik in den weissen Saal, wo die Erzählungen des jungen Dichters durch lebende Bilder dargestellt wurden.

Den Gedanken zu diesem Zug gab der Kronprinz nach einem großen englischen Gedichte Thomas Moore's. Die Anordnung leiteten Graf Brühl, Schinkel, und Dr. Spiker, welcher leztere auch zu den lebenden Bildern die Lieder gedichtet hatte, denen das Verdienst zukommt, die bombastische Langweiligkeit des englischen Gedichts abgekürzt zu haben.

Vierzehn Tage später ward im weissen Saal die Darstellung der Bilder wiederholt, wozu besonders den Künstlern der Eintritt gestattet war. In Kurzem haben wir Zeichnungen davon, und zwar die Köpfe, alle Portraits, von der geschickten Hand des geistreichen Malers W. Hensel zu erwarten.

Während so der Hof sich und anderen Auserwählten Vergnügen bereitete, beschäftigte nicht minder angenehm die Bühne das größere Publikum. In der Carnevalszeit wird, wie gewöhnlich, hier besonders für den Genuß der Musikfreunde gesorgt. Zwar haben wir nicht, wie dieß in Italien und Oestreich gemeiniglich der Fall ist, neue Opern zu erwarten, die besonders mitwirken zur Heiterkeit des Carnevals, indeß Glucks großartige Schöpfungen, wie die beyden Iphigenien, Armide, Alceste und Orpheus, versezten uns noch jezt in freudiges Staunen. Davon erholen wir uns denn bey den Leichtfertigkeiten Rossini's, und damit jene Heldengestalten Glucks in der ganzen Fülle ihrer ruhigen Größe uns um so mehr entzücken, zieht auch Ferdinand Cortez von Spontini mit seinem nichtssagenden Lärm auf der Bühne vorüber. — Der bekannten Sängerin Borgondio zu Liebe ward im Anfang dieser Woche Rossini's Tankred italienisch aufgeführt, was freylich manchem Schauspielern mit ihrem deutschen Munde ganz spaßhaft stand; aber die Fremde trug besonders wegen ihres lebendigen Vortrags der Rezitative großes Lob davon.

So oft eine Carnevalsoper gegeben wird, pflegt der Hof zugegen zu seyn und der hohe Eintrittspreis zu gelten, wodurch das Theater für jeden, der es an solchen Abenden besucht, einen gewissen pomphaften Anstrich bekommt. Da ist's denn recht artig, wenn das Schicksal, das ohnedem auf den jezigen Bühnen eine wichtige Rolle spielt, plözlich dem feyerlichen Ernst der Zuschauer und Schauspieler einen kleinen Streich spielt, und beyde in die gewöhnliche Wirklichkeit versezt, wie dieß in vergangener Woche geschah. Es wurde gerade die Vestalin von Spontini aufgeführt. Mitten im Stücke bemerkt die Sängerin, Mdme. Schulze, daß hinter dem Altar, und den Zuschauern unbemerkbar, ein Statist etwas zu nah an die Flamme geräth und Feuer fängt. Darüber erschrickt sie so, daß sie ohnmächtig umsinkt und als Mdme. Milder dieß sieht, so kommt sie gleichfalls eine Ohnmacht an. Der Vorhang mußte fallen und ein schnell eingerichtetes Ballet die Stelle der Oper vertreten.

Mit der Musik wetteifert jezt aufs angestrengteste das Trauerspiel, und man muß der Direktion in dieser Hinsicht besonders guten Willen zugestehen. Eine Fülle der besten Stücke lockt uns in das Schauspielhaus. Vor allem aber scheint in diesem Winter nach jeder Seite hin die Aufführung von Romeo und Julie den Preis zu verdienen, welches auch das Publikum durch ein stets gefülltes Haus anerkennt. Viele Menschen von Geist konnte Mdme. Stich früherhin durch keine Rolle befriedigen. Entweder sie fuhr unbändig auf, wo sie nur Gefühl voll Ruhe seyn sollte, oder sie blieb kalt und steif, wo milder Ernst erfordert wurde, oder sie sprach mit lautem Aechzen, wo man sich nach den hellen Tönen des Herzens sehnte, so daß keine ihrer Darstellungen wahre Lust gewährte. Seitdem aber diese Künstlerin fast übermäßige Anerkennung in Wien gefunden hat, ist ihr solch ein Bewußtseyn ihrer selbst angekommen, daß sie in den meisten Rollen, unbekümmert um alles Andre, ihrem richtigen Gefühle folgt, und zugleich legt sie einen solchen Werth auf die Trefflichkeit ihres Spiels, daß sie dasselbe nach allen Seiten zu vervollkommnen strebt. So besitzen wir nun eine Julie, die dem unvergleichlichen Spiele des Herrn Wolf als Romeo überall den Rang streitig macht, und alle Zuschauer in ihrer Begeisterung mit fortreißt.

Auch wer tanzlustig ist, findet jezt hier seine Rechnung; indeß herrscht auf den Redouten, die alle Dienstage statt finden, nicht wie im südlichen Deutschland die neckische Heiterkeit. Um so anziehender sind die Bälle im Saal des neuen Schauspielhauses, der in Pracht wohl seinesgleichen sucht. Er wurde vor acht Tagen eröffnet, und Alle, die ihn betraten, sind von seiner Schönheit entzückt. Nicht lange vorher war der große Saal des Hoftraiteur Jagor, zu welchem, wie zu jenem des Schauspielhauses, der Plan von Schinkel herrührte, durch ein Konzert vom Sänger Blume eingeweiht worden. Auch in diesem Saal ist alle Dienstage ein Maskenball, dem es an Besuch nicht fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. März 1821.

Sternkunde.

Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium. Auctore Carolo Friderico Gauss. Hamburg, Perthes, 1809. 247 S. gr. 4. 1 Kupfertafel.

(Beschluß.)

Eben so anschaulich leicht muß es, von der Sonne aus, werden, die durch Reduction des beobachteten Bahn-Ortes gefundene heliocentrische Länge des Planeten in die verlangte geocentrische zu verwandeln. Denn heliocentrische und geocentrische curtirte Distanz schließen wieder offenbar am reducirten Orte des Planeten einen Winkel ein, und der Triangel ist vollendet, wenn der Leser zugleich seinen Brennpunkt und die Erde durch eine dritte, gerade Linie verbunden denket. In diesem Triangel ist aber der Winkel am reducirten Planeten-Orte (die jährliche Parallare) dem gesuchten Unterschiede zwischen heliocentrischer und geocentrischer Länge des Planeten gleich, und aus den beyden übrigen Winkeln, von denen der am Brennpunkte (Commutations-Winkel) den Unterschied zwischen den heliocentrischen Längen des Planeten und der Erde, der an der Erde aber (der Elongationswinkel) den Unterschied zwischen den geocentrischen Längen der Sonne und des Planeten giebt, leicht zu berechnen. So wie sich aber mein, Behufs leichterer Uebersicht, vorerst in die Sonne versezter Leser, im Stande befindet, auf dem vorgezeichneten Wege aus beobachteten heliocentrischen Bahn-Oertern, für den irdischen Mit-Beobachter die zugehörigen geraden Aufsteigungen und Abweichungen herzuleiten: so lernt dagegen Lezterer, da jene Versezung leider unausführbar ist, in der vorliegenden Sectio, aus wirklich zu beobachtenden geraden Aufsteigungen und Abweichungen, den verzeichneten Weg rückwärts machend, die zugehörigen heliocentrischen Bahn-Oerter finden. Nun haben wir aber schon oben gesehen, daß das Maaß der Veränderung der Bahn-Oerter ferner in einem gewissen lezten Abhängigkeitsbezuge zu den Elementen der Bahn, dem eigentlichen puncto quaestionis, steht; und wenn also, aus gemachten irdischen Beobachtungen ein Rückschluß auf erstere zu machen ist, so müssen daraus, durch Verlängerung der Schlußkette, nothwendig auch die Elemente selbst abgeleitet werden können, indem nach dem Vorgetragenen bereits klar ist, daß dieselben nur von einer gewissen bestimmten Größe seyn können, wenn ihnen gewisse bestimmte Fortrückungen des Planeten in der Bahn, und also daraus folgende Veränderungen in den geocentrischen Erscheinungen korrespondiren sollen. Die hiernach schon einleuchtende Möglichkeit, aus mehrfachen irdischen Beobachtungen, im Wege der Vermittlung durch jene Schlußkette und die angeführten, in ihr als Glieder auftretenden Hülfsgrößen, wird nun in der Sectio tertia: Relationes inter locos plures in orbita, und der Sectio quarta: relationes inter locos plures in spatio, durch weitere Entwickelung der Relationen zwischen den Elementen, jenen Hülfsgrößen und den Bestimmungsstücken eines Kegelschnittes, nahmentlich der Ellipse, in ein vollkommenes Licht gesezt. Zuerst wollen wir uns wieder auf die Betrachtung des Planeten in seiner Bahn, vom Brennpunkte derselben aus, beschränken, und uns an das, Eingangs, Vorgetragene erinnern, dem zu Folge es, in diesem Falle, zur Vorausbestimmung des allaugenblicklichen Planeten-Ortes nur der Angabe der vier, dort nahmhaft gemachten Elemente, nämlich der Lage der großen Are, der Epoche, Umlaufszeit und Ercentricität bedarf. Es ist aber, um bey Einem Beyspiele stehen zu bleiben, in die Augen springend, daß die Kenntniß der Umlaufszeit durch die Kenntniß der großen Are der Ellipse, welche mit jener in einem, durch das auch schon angeführte dritte Keplersche Gesetz bestimmten Verhältnisse steht, ersezt werden kann, die große Are läßt sich aber hinwiederum aus Excentricität und Parameter herleiten. Substituirt man nämlich, um wenigstens einen Begriff von der Unterstützung zu geben, welche analytische Transformationen bey dieser Untersuchung gewähren, in der bekannten Gleichung der Ellipse $y^2 = \frac{B^2}{A^2}(Ax - xx)$, den Werth des Parameters P, welcher bekanntlich die dritte Porportional-Linie zur großen Are A, und kleinen B ist, so erhält man $y^2 = \frac{P}{A}(Ax - xx)$. Im

Brennpunkte wird $y = \frac{1}{2} P$, x aber $= \frac{1}{2} A$ weniger der Excentricität (e), woher
$\frac{1}{4} P^2 = \frac{P}{A} \left\{ A \left(\frac{1}{2} A - e\right) - \left(\frac{1}{2} A - e\right)^2 \right\}$ und A endlich $= \frac{1}{2} P + \sqrt{4 e^2 + \frac{1}{4} P^2}$. Auf diesem Wege vorschreitend, zeigt der Verfasser, daß zur oben geforderten Bestimmung, die Angabe von Parameter, Excentricität und Lage des Periheliums, also von drey unbekannten Größen, hinreicht, wozu bekanntlich nur eben so viel Gleichungen erforderlich sind. Nun giebt aber jeder, der Lage und Größe nach bekannte Radius vector eine solche Gleichung her: denn kannte man z. B. den, nach dem Endpunkte des gegenüberliegenden Parameters führenden Radius vector R, so erhält man auf den ersten Blick $R^2 = \frac{1}{4} P^2 + 4 e^2$, also, in Verbindung mit einer zweyten Gleichung, sogleich die Werthe von Parameter und Excentricität, und in Verbindung mit einer paßlichen dritten, auch die lezte der Unbekannten. Demnach findet sich der analytische Bedarf zur Beantwortung der vorliegenden Frage: in welcher Zeit der Planet einen gewissen Bahnpunkt erreichen wird? auf drey radios vectores, oder auch auf zwey derselben und eins der obigen Elemente eingeschränkt: und umgekehrt lassen sich jene Elemente finden, wenn man zwey radios vect und die Zeit kennt, welche der Planet anwendet, um den zwischen beyden enthaltenen Bogen der Bahn zu durchlaufen. Zur Lösung dieses Problems, welches d. V. selbst als eines der wichtigsten der Planeten-Theorie darstellt, sucht man zuerst genäherte (den Beobachtungen beyläufig Genüge leistende) Werthe des einen oder des anderen Elementes, und berechnet daraus die Zeit, welche hiernach zur Durchlaufung des zwischen den beyden rad. vect. enthaltenen Bahn-Bogens erfordert werden würde, sammt den übrigen Elementen, im Wege vermittlender Bezeichnung auf jene rad. vectores, mit denen sie in der angegebenen Relation stehen. Stimmt die solchergestalt gefundene Zeit mit der gegebenen überein, so ist auch jener, der Rechnung zu Grunde gelegte Werth des Elements der richtige, und dieses also nebst der übrigen, daraus abgeleiteten, und somit alles, zur Bestimmung des Planeten-Ortes in der Bahn Erforderliche bereits gefunden: wo nicht, so kömmt es nur darauf an, die Rechnung mit einem, von dem ersten paßlich-wenig-verschiedenen Werthe jenes Elements zu wiederholen, um, durch die Kunstgriffe der Interpolation (Einschaltung), die den Beobachtungen vollständig Genüge leistende Größe desselben zu erhalten. Aufmerksame Leser werden hier nun zwar wieder die Frage einwenden: woher sie, da von der noch ganz unbekannten Bahn eines neuen Planeten die Rede, und, nach dem Plane des Verfassers, überdieß jede rein hypothetische Voraussetzung ausgeschlossen ist, von ihrem irdischen Standpunkte aus, die ersten genäherten Werthe eines Elementes dieser Bahn hernehmen sollen? Allein aus dem Vorausgeschickten ist ihnen im Allgemeinen schon klar geworden, daß zwischen den geocentrischen und heliocentrischen Erscheinungen des Planeten-Laufes nothwendige Beziehungen bestehen, welche einen Rückschluß von den beobachteten ersteren auf die daraus herzuleitenden lezteren gestatten; und im anderen, praktischen, Theile werden Sie finden, daß Gauß nicht unmittelbar den Werth des Elementes, und am allerwenigsten hypothetisch ersezt, sondern daß er dasselbe erst durch eine künstliche analytische Schlußkette, aus entfernten Hülfsgrößen ableitet, deren beyläufige Werthe aber wirklich schon aus den Resultaten der Beobachtungen selbst herfließen. Diese indirekte Methode übrigens, die aus einem beyläufig bekannten Elemente die übrigen folgert, und so, bis zur Ausmittlung der genauesten Werthe, zwischen ihnen allen versuchend hin und her geht, ist in der praktischen Astronomie jederzeit von dem entschiedensten Nutzen gewesen, und hat uns das Gesuchte kürzer, früher und genauer, als jede direkte Methode, kennen gelehrt. So sezte Kepler, bey seinen Untersuchungen: ob die Mars-Bahn ein Kreis sey? die Theorie dieses Planeten, wie sie aus den Beobachtungen von Tycho Brahe folgte, als bekannt voraus, bezog aber, nach obiger Methode, die Elemente gegenseitig, berichtigend, auf einander, und fand solchergestalt denjenigen Fehler von nur 8' in den Längen des Mars, welche ihm die Kreishypothese verdächtig machten, und die Veranlassung zur elliptischen Theorie und somit zur Umgestaltung der ganzen Astronomie wurden. („Sola igitur haec octo minuta viam praeiverunt ad totam astronomiam reformandam." De stella Martis. p. 114): eine Anführung, die hier um so weniger am unrechten Orte seyn wird, als sie das Vertrauen zur Kraft von Methoden vermehren hilft, die mit anscheinenden Unmöglichkeiten zu kämpfen haben. — Nachdem also, auf diese Weise, das Verfahren aufgeklärt worden ist, welches man zu beobachten hätte, um, unter Voraussetzung mehrerer, aus dem Brennpunkte unmittelbar beobachteten Planeten-Bahn-Oerter, die Elemente der Bahn zu bestimmen: kömmt es offenbar nur noch darauf an, aus den dagegen von dem irdischen Standpunkte aus wirklich wahrgenommenen Veränderungen des Planeten-Ortes in seinen Beziehungen zu den Fundamental-Ebenen des Aequators und der Ecliptik (in spatio), auf jene heliocentrischen Veränderungen im Bahn-Orte des Planeten zu schließen. Mit diesen Untersuchungen macht der Verfasser den Uebergang zum zweyten (praktischen) Theile: Investigatio orbitarum corporum coelestium ex observationibus geocentricis, welcher wiederum in vier Sectiones zerfällt.

Libri secundi sectio prima: Determinatio orbitae e tribus observationibus completis (d. h. wo gerade Aufsteigung und Abweichung =, im Gegensatze einer unvollständigen Beobachtung, wo nur die erstere bestimmt worden). Es ist in der Einleitung dargethan, daß der,

in dem Brennpunkte einer Planeten-Bahn angenommene Beobachter vier Elemente kennen muß, um den allaugenblicklichen Bahnort eines Planeten vorherzubestimmen, und daß es ferner noch zwey anderer Elemente bedarf, um aus jenen Bahnörtern die korrespondirenden geocentrischen geraden Aufsteigungen und Abweichungen herzuleiten. Jene sechs Elemente stehen demnach mit diesen geocentrischen Erscheinungen in einer, zu Herleitung lezterer aus den ersteren, hinreichend bedingten Relation, welche also offenbar nur umgekehrt werden darf, um dagegen aus lezteren erstere zu finden. Es handelt sich von einem neuen Planeten, dessen ganz unbekanntes Bewegungsgesetz gefunden werden soll, wozu sechs unbekannte Größen, jene Elemente, bestimmt werden müssen. Die Leser wissen aber, daß zur Auflösung eines Problemes, darin mehrere unbekannte Größen auftreten, gerade so viel Gleichungen erfordert werden, als Unbekannte sind: sechs unbekannte Elemente erfordern also zu ihrer Bestimmung sechs Gleichungen; und in der That fordert der V., in dieser Section dazu drey vollständige Beobachtungen *), d. h., nach der Erklärung, drey gerade Aufsteigungen und drey Abweichungen, oder überhaupt sechs Werthe, deren jene sechs Elemente in ihren verschiedenen Combinationen und Verbindungen mit bekannten Hülfsgrößen, gleich zu setzen sind, um solchergestalt die verlangten sechs Gleichungen zu erhalten, aus denen die Elemente abgeleitet werden sollen. Um dieß auch für meine ungeübteren Leser durch ein, freylich nur ganz allgemeines Beyspiel, vollkommen übersichtlich zu machen; wollen wir annehmen, es wären nur noch drey unbekannte Elemente x, y, z, zu bestimmen, die dazu dienenden beobachtenden geraden Aufsteigungen A, A′ und A″, und die drey, durch Combination der Unbekannten unter sich und Verbindung mit den Hülfsgrößen a und b, formirten Gleichungen endlich

$$x + y + z = A$$
$$ax + y + z = A'$$
$$x + by + z = A''$$

durch Subtraktion der ersten dieser drey Gleichungen zuerst von der zweyten und dann von der dritten, werden die beyden neuen Gleichungen

$$ax - x = A' - A$$
$$by - y = A'' - A$$

und also die Werthe von $x = \frac{A' - A}{a - 1}$ und $y = \frac{A'' - A}{b - 1}$ erhalten, die man nun nur in eine der ersteren Gleichungen wieder zu substituiren brauchte, um auch den Werth von z zu finden. Wenn der Verfasser gleichwohl diesen direkten Weg nicht einschlägt, so wird er dazu nicht schlechterdings durch theoretische Unmöglichkeit, sondern durch praktische Schwierigkeiten bestimmt, welche ihn dagegen veranlassen, derjenigen indirekten von entfernten Hülfsgrößen, deren erste genäherten Werthe aber aus den Beobachtungen unmittelbar herfließen, erst allmählig zu den Elementen selbst hinaufsteigenden Methode den Vorzug zu geben, deren wir so eben gedacht haben. Der Geist dieses Verfahrens leitet auf die, rücksichtlich der allgemeinsten Art ihrer Erfüllung, ebenfalls schon erklärte Forderung, die in Rede stehenden sechs Elemente einer Planeten-Bahn aus zwey rad. vect. und der, zur Durchlaufung des zwischen ihnen enthaltenen Bahn-Bogens erforderlich gewesenen Zeit, herzuleiten: hier kam es nur noch darauf an, diejenigen ersten Hülfsgrößen anzugeben, aus denen, weiter schließend, die näheren Data zur Lösung dieses Problems folgen sollen; und d. V. wählt zu jenen Initialgrößen gewisse Funktionen der von den rad. vect. und der Chorde des zugehörigen Bahn-Bogens gebildeten Dreyecke, die näherungsweise durch die korrespondirenden Zeiten dargestellt, und deren Verhältnisse zu den zugehörigen elliptischen Sectoren ausgemittelt werden, welche leztere endlich in einer Beziehung zur Bewegung des Planeten stehen, deren Gegensatz wir schon aus den Keplerschen Regeln kennen. Was aber diesen schwierigen, analytischen Entwickelungen einen unschätzbaren Werth ertheilt sind die §. 150 sqq. zur Erläuterung des rechnenden Verfahrens, gegebenen drey ausführlichen numerischen Beyspiele, „quae simul evidentissime ostendunt, quam late pateat et quam commode et expedite semper ad finem exoptatum perducat." In dem ersten derselben werden die Elemente der Juno-Bahn aus drey vollständigen (s. oben), einen Zeitraum von überhaupt 22 Tagen umfassenden Beobachtungen; in dem zweyten gleichergestalt die Elemente der Pallas aus 72tägigen; und in dem dritten endlich die Elemente der Ceres aus 260tägigen Beobachtungen hergeleitet: und die solchergestalt voraus berechneten Oerter der neuen Planeten in den unermeßlichen Himmelsräumen haben sich mit den nachher wirklich beobachteten, stets in einer so nahen Uebereinstimmung gefunden, daß dadurch die Vortrefflichkeit dieser Methode, die ganz unbekannte Bahn eines Planeten aus drey vollständigen Beobachtungen herzuleiten, in das hellste Licht gesezt worden ist. Wenn diese Uebereinstimmung gleichwohl nicht ganz genau ist, so liegt dieß an den unvermeidlichen Fehlern der Beobachtungen, wie denn, um auf das oben gegebene Beyspiel zurückzukommen, die Werthe der Elemente x, y, z und die daraus abgeleiteten Planeten-Oerter unmöglich haarscharf ausfallen können, wenn dort A, A′ und A,″ die Resultate der Beobachtungen, nicht eben so scharf bestimmt sind. Der Verfasser verbreitet sich, nachdem er seine Methode in der Sectio secunda dieses zweyten Bu-

*) Von den Einflüssen der Parallaxe und Aberration; Präcession und Nutation, mag bey einer ersten Näherung („in crassiori calculo") abgesehen werden.

N.

ches: Determinatio orbitae e quatuor observationibus quarum duae tantum completae sunt, noch auf den besondern Fall ausgedehnt hat, da, mit vier geraden Aufsteigungen, nur zwey zugehörige Abweichungen gegeben sind, über diesen, für die Praxis ganz vorzüglich wichtigen Gegenstand, in der Sectio tertia: Determinatio orbitae observationibus quotcunque quam proxime satisfacientis. Die Betrachtungen, daß alle unsere Beobachtungen keine Ansprüche auf absolute Genauigkeit begründen, führen nun auf die Nothwendigkeit, ein Verfahren anzugeben, um aus einer viel größern Anzahl von nur beyläufig genauen Beobachtungen und darauf gebauten Gleichungen, als Unbekannte (Elemente der Bahn) sind, für jede der lezteren den relativ genauesten Werth anzugeben; und dieses Problem macht den Vorwurf der berühmten Methode der kleinsten Quadrate aus, über welche wir uns in Nro. 72 des Lit. Bl. 1820 ausführlich erklärt haben, die zuerst le Gendre (Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des Comètes) im Jahr 1806 öffentlich bekannt gemacht hat, deren frühere Entdeckung aber („qua jam inde ab anno 1795 usi sumus" §. 186) hier von Gauß für sich vindicirt wird. — Eine andere kleinere Unbestimmtheit endlich in genauester Angabe des, allein nach den hier entwickelten Gesetzen, vorausberechneten, allaugenblicklichen Planeten-Ortes, entspringt aus den Störungen, die sein Lauf durch die Anziehungen der andern, die Sonne mit ihm umkreisenden Planeten erleidet, von denen wir bis jezt abgesehen haben; und mit einem allgemeinsten Ueberblicke des Einflusses dieser Perturbationen (Libri 2di sectio 4ta: De determinatione orbitarum habita ratione perturbationum) auf den Planeten-Lauf, schließt das Werk, dessen Verdienst zu groß und vielseitig ist, als daß ich, in so enger Beschränkung, nicht Entschuldigung verdienen sollte, damit nur Theilweise zu Stande gekommen zu seyn. —

Dr. Nürnberger.

Spanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Fabulas originales, politicas y morales, por el ciudadano D. M. de O. y C., sind ein gewisses geistloses Machwerk, ohne Originalität in der Erfindung, ohne Reiz und Anmuth in der Ausführung. Ihre Lectüre hat mir durchaus kein Verlangen eingeflößt, den Namen des Verf. auszuforschen. — D. Manuel Eduardo de Gorostiza hat seine Gelegenheitskomödie Virtud y patriotismo ó el 1°. de enero de 1820, von der wir schon geredet haben, drucken lassen. Gedruckt sind diese platten Deklamationen noch von weniger Wirkung als bei der lebendigen Darstellung auf der Bühne. — Der Artillerie Kapitän D. Juan de Dios Gil de Lara, hat Moliere's Geizigen übersezt und mit Noten erläutert. Die Uebersetzung soll sich aber weder durch Leichtigkeit des Styls noch durch Charakter auszeichnen. — D. Antonio Saviñon hat sich mit besserem Erfolge an Legouvé's la mort d'Abel versucht, und eine Uebersetzung geliefert, welche dieses rührende Gemälde aus der Kindheit unsers Geschlechts und den energischen Charakter Cain's mit großer Treue wiedergiebt. Man sieht, daß der Verfasser die Werke der frühern Epoche der spanischen Poesie mit Liebe und Eifer studiert hat, und nicht ein gar zu großer Afrancesado ist. — Von Eduard Young's „Weisen in der Einsamkeit," den der (1813 in Cadix verstorbene) Kapitän des Schweizerregiments Reding, Anton Schwager übersezt hat, ist eine neue Auflage erschienen. — Den Rest der literarischen Erscheinungen dieser Periode machen politische Brochuren, von denen immer eine unbedeutender, geistloser und erbärmlicher ist, als die andere, da ist kein Benjamin Constant und kein Chateaubriant, kein Guizot und kein Fievée, auch nicht ein Anklang von denselben wahrzunehmen.

Unsere Zeitungen und Journale haben ihr Leben alle ins neue Jahr herüber gefristet, bis auf den Constitucional, der am Vorabend des Jahrestages der Verkündigung der Constitution mit Tod abgegangen ist, weil der Herausgeber dem constitutionalen Gouvernement in die Hände gefallen, welches ihn seitdem unsichtbar hält. Es scheint, der Constitucional habe die Constitution nicht so recht verstanden! — Die Gazeta de Gobierno erscheint täglich in der Nationalbuchdruckerey, und ist eine gewöhnliche Zeitung mit mancherley Artikeln. Der Redacteur derselben ist D. Manuel Ramajo, auch Mitglied der Censurjunta. — Der Universal ist unter allen spanischen Zeitungen die gehaltreichste. Man sagt, das Ministerium trage die Kosten, welche die Herausgabe verursacht, denn obwohl diese Zeitung die gelesenste ist, so soll der Absatz doch die Kosten nicht decken. Es ist nicht zu verkennen, daß die Redaction mit dem Ministerium in engem Verkehr steht. Diese Zeitung enthält auch von Zeit zu Zeit Artikel über das Theater, die aber mit ermüdender Breite und ohne Geist geschrieben sind. Solche Kunstrichterey würde in Deutschland gar kein Organ der Verbreitung finden. Erster Redacteur dieser Zeitung ist Señor Narganez, ein betagter Mann, der in Folge der früheren Ereignisse einige Jahre in Frankreich gelebt hat. Er scheint zu den besonnenern und gemäßigtern Liberalen zu gehören. — Die Miscelanea gilt als das Organ der Afranzecados, weil D. Xavier de Burgos, der Herausgeber derselben, unter den Franzosen die Stelle eines Unterpräfekten begleitet und nachher mit ihnen sich entfernt hat. Sie ist mit großer Einsicht und Mäßigung redigirt. Der Parthey der Liberalen wie der Servilen fremd, rügt sie jede Uebertreibung und jeden Mißgriff des Ministeriums mit Würde und Besonnenheit. Sie war einige Zeit sehr gelesen, da sie aber keiner Parthey dient, und im Rufe steht, das Organ der Afrancesados zu seyn, so hat ihr Absatz in der lezten Zeit sehr abgenommen. — Der Correo general de Madrid ist eigentlich erst seit dem 10. d. M., wo D. Manuel Eduard de Gorostiza und D. Felix Megia die Redaction übernommen haben, zur politischen Zeitung geworden. Sie neigt sich zum Ultraliberalismus hin, und träumt von nichts als heftigen Maßregeln, d. h. von einer Tyrannei im Namen der Freyheit.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März 1821.

> Was du geliebt, das muß dir ja bleiben,
> Wenn auch die wandelnden Erden zerstäuben!
> Denn du hast treu mit der Seele geliebt,
> Die nicht im Wirbel der Welten zerstiebt.
>
> Friederike Brun.

Die Engelsköpfchen.

(Beschluß.)

7.

Kenzel kam mit einem dritten Muster zu den Verzierungen des Lehrbriefs, weil die beyden ersten hinter den Wünschen des Hofschreibmeisters zurückgeblieben waren.

Dieser Firlefanz im Zugwerke ist noch schlechter, als die vorigen! sprach Herr Dingler verdrüßlich. Unglücklicher Weise taugt mein Auge für dergleichen Kritzeleyen auch gar nicht mehr. Deßwegen, Kenzel, thut mir's vorzüglich leid. Denn Falls der Lehrbrief Beyfall fände, sind mir schon sieben bis acht ähnliche Urkunden mit Verzierungen vorläufig aufgetragen worden. Etwas Ungewöhnliches verlangt man. Geh drum, Kenzel, gieb dir Mühe. Du hast sonst einen anschlägigen Kopf und bringst doch vielleicht noch Etwas Apartes zu Stande. —

Jetzt fuhr Herr Dingler in seine Kleider, um ein Paar Stunden auswärts zu gehen.

Mittags konnte der Hofschreibmeister seinen Mißmuth nicht bergen, daß es mit Kenzels neuen Versuchen grade so beschaffen war, wie mit den frühern. Doch vertröstete ihn sein Pflegesohn auf den Beyrath eines in solchen Dingen sehr geschickten Bekannten.

8.

Mit dem Hausherrn war an diesem und dem folgenden Tage nicht viel zu sprechen. Erstens quälte ihn Dorchens recht sichtbare Traurigkeit. Er hielt das Weinen vor Kurzem am Morgen damit zusammen und fing an, es für viel bedeutender zu achten, als zuvor. Mit Einem Worte, er merkte ziemlich deutlich, daß es mit des Mädchens Herzen nicht mehr richtig war. Dazu steckten ihm die Verzierungen im Kopfe, denen alles Gedeihen fehlte. Er setzte auch wenig Hoffnung auf Kenzels neue Bestrebungen, die außer dem Hause vorgenommen wurden.

Am dritten Mittage aber trat sein Pflegling nicht mit einer Probe, sondern sogleich mit der Pergamentrolle herein, welche für den Lehrbrief bestimmt war.

Ich will nicht fürchten — sagte Herr Dingler, einen Schritt zurücktretend — daß du, nach so vieler fruchtloser Mühe, sogleich an dem Lehrbriefe selbst, kecker Weise den Versuch angefangen und das schöne Pergament, ohne alle Anfrage zuvor bey mir, verdorben haben wirst?

Kenzel rollte dasselbe indessen schweigend auf. Ein Paar bunt gemalte Engelsköpfchen sahen aus Wolken hervor, welche den großen Zug in der Mitte umlagerten.

Kenzel — rief da der Hofschreibmeister — Herzensjunge, das ist trefflich. Damit werden wir Ehre einlegen. Ja, das nenne ich einen köstlichen Gedanken. Wie die himmlische Liebe selbst schweben diese Engel da, um den angehenden Weltbürger während seiner Wanderjahre durch's irdische Leben zu geleiten und zu segnen. Wer hat das gemacht? Von dir ist es wahrlich nicht, auch nicht zu verlangen!

Der Verfertiger — antwortete Kenzel — glaubt mich

aber in seiner Kunst bald so weit zu bringen, als es nöthig ist zum Bedarf für ähnliche Sachen wie dieser Lehrbrief.

Das vergelte ihm der Himmel; denn es wird dir in deinem künftigen Berufe mannichfachen Nutzen leisten können. Ist der geschickte Mann ein Maler?

Ja — antwortete Kenzel.

In meinem Leben — rief der Schreibmeister aus — hat kein Gemälde mich angesprochen, wie diese Engelsgesichter.

Der Besteller des Lehrbriefs trat herein, sich nach der Schrift zu erkundigen. Er war entzückt über den gelungenen Anfang und bestätigte sogleich die früher vorläufig angedeuteten Bestellungen.

9.

Der Hofschreibmeister bestand darauf, den Maler selbst zu sprechen. Mit wahrer Herzlichkeit ging er ihm entgegen, als Kenzel ihn einführte. Der wackere Alte schloß ihn in seine Arme und sprach auf die offen daliegende Pergamentrolle deutend: Wer den süßen Sinn der ewigen Liebe so gefasst hat, wie der Bildner jener Engel, dessen Herz muß selbst von der ewigen Liebe durchdrungen seyn.

Meinen Sie das? sprach der Maler. — O dann können Sie wohl unmöglich Nein sagen zu der Bitte meines redlichen Herzens: Werden Sie durch diese hier — er erfasste Dorchens Hand — auch mein Vater! —

An die Stelle des Traumes, in welchem der Schreibmeister sich zu befinden glaubte, trat bald das froheste Erwachen. Alles entwickelte sich. Der Maler war Stern. Dorchen, bezaubert von den in der Glorie auf seiner Himmelfahrt angebrachten Engelsköpfen, hatte selbst Kenzeln zu dem Künstler geschickt und ihn bitten lassen, ein Paar von diesen Engeln auf dem Lehrbriefe anzubringen.

Die Liebe, welche in ihrem Herzen loderte, hatte der Liebe, die aus seinen Engelsmienen blickte, eine so große Gewalt zugetraut. Der Erfolg bewies, daß ihre Rechnung richtig gewesen war.

10.

Der Hofschreibmeister gestand jezt seine frühere Befangenheit des Urtheils über Maler und Malerey um so lieber ein, da Sterns angenehme Persönlichkeit ihm ebenfalls wohlthat, auch sein ohnehin recht bedeutender Kunsterwerb in Kurzem, durch die Anstellung als Professor bey der dortigen Akademie, noch mehr gesichert wurde.

Als Sterns Gemälde, die Himmelfahrt, eingepackt und nach der Kirche, für welche es gemalt worden, gesendet werden sollte, trat der Hofschreibmeister eben in das Zimmer des nunmehrigen Schwiegersohns, nahm sein Augenglas zur Hand, betrachtete noch einmal das wohlgelungene Werk lange und mit immer wachsendem Entzücken. Endlich rief er aus:

Allerdings, Herr Sohn, ist meine Kunst auch eine, und eine sehr ehrenwerthe Kunst. Aber die Augen hat sie mir, oder vielmehr der Mißbrauch in ihrer Uebung, doch verdorben. Darum nur konnte ich alter Thor noch vor Kurzem der höhern Kunst Hohn sprechen, welche mit den Strahlen der Herrlichkeit Gottes und seiner unvergänglichen Liebe unsre Herzen so mild zu erwärmen weiß! —

Isidor Maiquez. *)

Unter den vielen Künstlern, welche die spanische Bühne in unserer Zeit aufzuweisen hat, erwarb sich keiner einen glänzendern Ruf und größere Verdienste um dieselbe, als Isidor Maiquez. Um das Andenken des früh dahin gegangenen der Nachwelt zu erhalten, haben sich seine Freunde Mühe gegeben, biographische Nachrichten über ihn zu sammeln, allein die Ausbeute war leider nur sehr gering.

Isidor Maiquez ist 1766 oder 67 in Cartagena geboren. Sein Vater war Schauspieler bey einer herumziehenden Truppe, die in Städten und Flecken ihre Vorstellungen gab. Er verlebte in Dorfschenken und zwischen den Koulissen unter Noth und Elend eine freudenlose Jugend, indem er schon als Kind, wie es der Stand seiner Aeltern mit sich brachte, auf den Bretern erscheinen musste. Seine Erziehung war begreiflicher Weise gänzlich vernachlässigt; er lernte in seiner Jugend kaum Buchstabiren und erst erwachsen lernte er etwas Schreiben. Doch wenn Erziehung und Glück so wenig für ihn gethan hatten, so war die Natur um so freygebiger gewesen, indem sie ihn physisch und geistig mit großen Anlagen ausgerüstet hatte. Mit einer gefälligen Figur, einer ausdrucksvollen Physiognomie, einem tiefen Gemüthe und einer lebhaften Phantasie vereinigte er große Charakterstärke, und einen so starken Beobachtungsgeist, daß er später einen so feinen und zarten Takt erlangte, daß er mit großer Wahrheit und Treue darstellen lernte, was er fühlte und empfand, bevor er es begriff und einsah. Mit dieser Naturanlage fühlte er schon früh das Fehlerhafte der Darstellungsweise, welche seine Kunstgenossen angenommen, die der schlechte Geschmack des vorigen Jahrhunderts billigte, und welche den Namen Merino, Martinez und Robles eine eben so vergängliche als lächerliche Celebrität verschafft hat. Durch diese Art von geistigem Instinkte geleitet und ohne theoretische Kenntnisse und andere Vorbilder als die, welche ihm Nachdenken und Beobachtungsgabe verschafften, überzeugte sich Maiquez von der Nothwendigkeit, jede Art von Uebertreibung vermeiden und nur im Studium der Natur das Mittel suchen

*) Nach den Notizen, welche der Universal No. 212. J. 1820 und das Cetro constitucional No. 2 und 3. von ihm mitgetheilt haben.

zu müssen, die verschiedenen Affekte treu und wahr darzustellen. Zugleich fühlte er aber auch, daß, wollte er die beabsichtigte Reform durchsetzen und der Bühne einen bessern Charakter geben, er nothwendig gegen die öffentliche Meinung, welche seiner Zeit nur der widrigsten Verzerrung ihren Beyfall spendete, anstoßen müsse. Es war schwierig, eine Klippe zu vermeiden, wenn er sich von der Bahn, auf der alle wandelten, entfernen wollte. So kam es denn auch, daß, als er 1791 als dritter Liebhaber mit der Verbindlichkeit, auch zweyte zu spielen, zur Gesellschaft des Martinez kam, er fast nie die Scene betrat, ohne unzweydeutige Beweise von der Unlust und der Unzufriedenheit des Publikums zu erhalten, wie das schon früher bey den noch unbedeutendern Theatern, wo er engagirt gewesen, der Fall war. Das Publikum, das bey seinen Urtheilen fast immer nur vergleichungsweise zu Werke geht, nannte seine Natürlichkeit Kälte, und das beständige Vermeiden der Grenze, die er sich selber gezogen, Trägheit und Mangel an Eifer. Es nannte ihn hölzern, (inanimado) weil er nicht gestikulirte und die Arme um sich warf, nicht hustete, wenn er eine Erzählung anfing, und sich den Schweiß nicht abtrocknete, wenn er geendigt hatte. Man beschuldigte ihm, daß er nicht deklamiren könne, weil er sich von dem monotonen Gesang, den man damals Deklamation nannte, entfernte und ohne Affektation zu reden suchte, als wenn im Reden nicht alle Kunst des Schauspielers bestände. Ja man gieng damals im Tadel dieses Künstlers so weit, daß man ihm selbst dem Ausdruck in seiner Physiognomie streitig machte, wiewol man keine beseeltere und ausdrucksvollere finden konnte.

Diese Ungerechtigkeit dauerte mehrere Jahre hindurch, so daß man nicht weiß, soll man mehr die Beharrlichkeit des Künstlers, sein System durchzuführen, bewundern, oder die Unwissenheit der Zuschauer, welche ihn ewig tadelten und den Beyfall, den er allein verdiente, seinen unwürdigen Mitspielern zollten. Nur ein so starker Charakter, wie der seinige, und eine so innige Ueberzeugung, wie er von der Nothwendigkeit einer Umwandlung der Schauspielkunst gewonnen hatte, konnten ein so hartnäckiges Vorurtheil mit Geduld ertragen. Maiquez verlor den Muth nicht, und nichts konnte ihn von dem Plane abbringen, den er sich entworfen; kühn schritt er auf der Bahn vorwärts, die er sich selber vorgezeichnet, seinem Vortrage immer mehr Wahrheit, seiner Aktion immer mehr Natur und Mannichfaltigkeit, und der Gehässigkeit seiner Tadler immer mehr Nahrung gebend, die an ihm kein anderes Verdienst anerkannten, als daß er sich mit viel Geschmack zu kleiden wisse. Nur diesem Umstande hatte er es zu verdanken, daß man ihn mehrere Jahre lang auf den Bretern duldete.

Im Jahr 1793 wurde er bey derselben Gesellschaft zweyter Liebhaber und spielte mit größerem Glücke fort, wie die beyden frühern Jahre. Vielleicht fieng das Publikum schon an, sein Schauspielertalent zu würdigen, oder vielleicht störten es die Mängel, die es an ihm wahrzunehmen glaubte, weniger mehr, weil es schon daran gewöhnt war, genug er lockte ihm von Zeit zu Zeit Zeichen des Beyfalls ab, besonders aber in dem Lustspiele El Pastelero de Madrigal, wiewol man damals noch nicht, wie etwa jetzo, die ganze Zartheit der Ausführung zu würdigen wußte; es überraschte damals die Leichtigkeit, womit er vom Erhabenen zum Komischen, von der Hoheit des Fürsten zur Einfachheit des Handwerkers und der Unverschämtheit des verwegenen Gauners übergieng. Diese kleinen Siege, welche Maiquez durch Verdienst und Geduld in dem ungleichen Kampfe, den er gegen den schlechten Geschmack seiner Landsleute bestand, seit er auf dem Theater del Principe aufgetreten, und der Mangel an Liebhabern, welche neben ihn auftraten, begünstigten sein Aufkommen 1799. In diesem Jahre war's, als man im „Schwur des Artaxerxes" auf das spanische Theater eine gewisse, bisher unbekannte Pracht einführte, und das Publikum zollte der Pracht der Kostüme und der großen Anzahl von Statisten, welche in dieser Vorstellung auftraten, enthusiastischen Beyfall. Man hatte diese Neuerung dem neuen Liebhaber zu verdanken, und die Bühne that in Bezug auf die Würde der Darstellung, Schmuck rc. damals einen Riesenschritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin den 16. Februar.

(Beschluß.)

Unter all diesen Belustigungen feyern indeß die Künstler, Buchhändler und Schriftsteller keineswegs. Am Jubiläumstage des Justizministers von Kircheisen, der auf den 31. Januar fiel, ward dessen Bildniß vom Maler Schadow in Lebensgröße aufgestellt, das allgemeines Lob erhielt. Auch hat vor wenigen Wochen eine neue Zeitschrift das Licht der Welt erblickt, unter dem Namen: „Neue Berliner Monatsschrift." In den ersten beyden Heften, deren letzteres eben erschienen ist, handelt es sich meist von der hiesigen Kunstausstellung, Hegelischer Philosophie und den Bestrebungen der Gebrüder Schlegel im Gebiet der indischen Literatur. Der Ton ist gewaltig hoch gestimmt. Auf jeder Seite käuen die Verfasser Goethe's Verse und zum Theil auch seine Prosa wieder, daß dem außerordentlichen Mann, so sehr er auch gerühmt wird, vor seinen mißbrauchten Kindern eckel und angst werden muß, während ein Mann, wie A. W. von Schlegel gewiß über die zudringlichen Mücken lacht, die brummend sein nach Indien gewandtes Aug' umschwärmen. Die guten Leute predigen Freyheit auf jeder Seite, und wollen doch geistreichen Männern verwehren, Forschungen über fremde Völker anzustellen, und das Ergebniß davon mit einiger Liebe der Welt vorzulegen. Mehr hat uns ein andres Buch ergötzt,

das eben erst von der Presse kömmt. Der Titel ist „Alte Malerkunst und G. A. Walters Leben und Werke von F. A. Walter, Sohne und Gehülfen.“ Der Verfasser zeigt ein besonderes Talent und entschiedenen Hang zur fröhlichen Satyre, was heut zutage, wo jeder das Geringfügigste ernst nimmt, sehr zu achten ist. Er verspricht auf dem Titel „Alte Malerkunst“ aber liest man vom dickleibigen Buch zwey Drittel durch, so hört man von nichts als Anatomie und dem Werthe des Anatomen. Anatomie? wie reimt sich die zu alter Malerkunst? O feiner Stich, den der Spaßvogel mit seinem scharfen Seziermesser den neuern Schriftstellern versezt. Geben doch die auch gewöhnlich alles Andre, nur nicht das in ihrem Buch, was der Titel verspricht. Kommt man endlich bey der Malerkunst an, so möchte man vor Lachen bersten, wie der geistreiche Mann den Unsinn der jezt häufigen Anwendung oberflächlicher Naturkenntnisse auf Philosophie und Kunst natürlich darstellt und fein verlacht! Manchmal freylich überbietet sich sein Humor selbst, wie z. B. wo er die Auffindung der Quadratur des Zirkels, und die Bewegung der Sonne um die Erde allzukomisch durchführt. Indeß entschädigt dafür eine Jubelrede, wie sie Jean Paul gewiß nicht humoristischer erdichten könnte.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Zu Neapel hat das Lancastersche System von Seite des Adels, der Gelehrten und einer nicht geringen Zahl von Individuen aus allen Klassen große Aufmunterung erhalten. In einer der Schulen dieser Stadt werden dreyhundert dürftige Kinder, auf Kosten der Regierung, nach der neuen Methode unterrichtet. Mehrere ähnliche Anstalten sollen in Kurzem zu Rom und Genua eröffnet werden: Mailand, Brescia, Valenze am Po und Rivoli besitzen deren bereits. Zu Voghera, ebenfalls in Piemont, hat Hr. Gallini, der Frankreich und England durchreist hat, um sich die neue Methode eigen zu machen, eine ähnliche Unterrichtsanstalt gegründet. Schon vor ihm hatte der Fürst Carignan, in dem genannten Lande, an fünf Orten dasselbe gethan. Alle diese Schulen erfreuen sich des erwünschtesten Fortgangs, und werden auch vom Clerus begünstigt. In Nizza und der Umgegend haben sich der Abbé Cessola und Hr. Caupin zu ähnlichen Zwecken verwendet. Auch in Florenz hat die neue Methode unter den ersten Ständen große Gunst gefunden. Die dortige Erziehungsgesellschaft unterhält fortwährend Verbindungen mit den Committirten des Pariser Vereins und hat diesem unter andern Muster von einer neuen Art von Reißfedern mitgetheilt, die sie zum Schulgebrauche hat verfertigen lassen und die sich durch Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit empfehlen sollen. Eine bemerkenswerthe neue Erziehungsanstalt zu Florenz ist das Florentinische Institut, mit dessen Einrichtung und Ordnungen das Publikum bereits durch eine Druckschrift bekannt gemacht ist. Diese Anstalt ist eigentlich eine Vereinigung mehrerer für den Jugendunterricht bestimmter Schulen. Sie steht unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung. An der Spitze derselben befindet sich Hr. Zuccagni Orlandini, von welchem der Plan ausging. Ihm zur Seite steh'n Hr. L. Boreini, G. Pierottini und A. Giuliani, insgesammt junge Leute, die sich Ehre machen wollen, und von Vaterlandsliebe beseelt sind. Das Institut umfaßt neben einer Vorbereitungsschule, Unterrichtsanstalten für Schönschreiben und die Anfangsgründe der Rechenkunst, für Zeichnen, Geographie, für heilige Profanund Literär-Geschichte, für allgemeine Grammatik, mit ihrer Anwendung auf die Italiänische Sprache; für französische Sprache, für die Anfangsgründe der Literatur, für höhere Literatur und für die Anfangsgründe der Physik und Naturgeschichte. Vom Jenner d. J. an soll hauptsächlich zur Bequemlichkeit für junge Leute zumal aus der Ferne, die einen oder mehrere Curse in dem Institute zu machen gedenken, in der Nähe derselben auch ein Pensionat eröffnet werden.

Nach dem Beyspiele Frankreichs beeifert sich auch Italien das Andenken Viscontis zu ehren. In der Akademie der Alterthumskunde zu Rom hat ihm Gherardo von Rossi eine Lobrede gehalten. Sodann haben die Römischen Künstler eine ihrer Versammlungen in der Akademie von San Luca zur Feyer seines Andenkens ausgesezt. Es hat ferner in einer öffentlichen Sitzung der Akademie zu Bologna Hr. Dionysius Strocchi eine mit seiner gewohnten Eleganz abgefaßte Denkschrift auf den berühmten Alterthumsforscher verlesen, die, begleitet von einer Canzone des Hrn. Marchetti im Drucke erschienen ist. Auf ähnliche Weise ist Viscontis Gedächtniß in den meisten gelehrten Städten Italiens geehrt worden. Unter den ihn betreffenden Schriften, Elogien u. s. w. zeichnet sich eine von J. Labey verfaßte und von Hr. Sergent Marceau ins Italiänische übersezte biographische Notiz vorzüglich aus, die früher als die meisten übrigen erschienen, ziemlich weitläufig ist und aus welcher alle andere Biographen Viscontis geschöpft haben.

Eine Gesellschaft von Mailändern hat ein in den Werften von Genua verfertiges Dampfschiff nach Pavia kommen lassen. Der Baumeister ist Hr. Botton aus Birmingham. Ein andres Dampfschiff, welches von Venedig nach Triest geht, scheint nicht gut gearbeitet zu seyn und ist neuerlich übel mitgenommen worden.

Der Abbate Peyron, Professor der Morgenländischen Sprachen an der Universität zu Turin, hat in einer Handschrift des Klosters San Colombano, zu Bobbio, einer Sardinischen Stadt am Trebia-Flusse mehrere Fragmente des Cicero hervor gefunden. Es sind solches zum Theil Bruchstücke aus schon bekannten Reden, als z. B. pro Scauro, pro M. M. Tullio u. s. w., zum Theil aber ganze Stellen aus Reden, die nicht bis auf unsere Zeiten haben gelangen mögen. Einige derselben hatte schon früherhin Hr. Mai, nach einer ebenfalls der erwähnten Klosterbibliothek entnommenen und alsdann in der Ambrosiana zu Mailand niedergelegten Handschrift bekannt gemacht. Man würde sich jedoch irren, wenn man jene beyden Manuscripte für eins und dasselbe hielte. Denn nicht nur sind sie in der Schrift verschieden, sondern das eine hält zwey, das andre drey Columnen. Zudem ist das von Hr. Peyron aufgefundene weit vollständiger, so daß sich vermittelst desselben die Lücken und Fehler des früher entdeckten ausfüllen und berichtigen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Logogriph.

Mag schon des Ganzen Stachel an dich dringen,
Wenn nur ob eigner Schuld es dich nicht schilt.
Kopf weg! dann ehrts. Doch wollt es nicht erzwingen,
Wenn nur des Hochsinns Streben dich erfüllt.

Mörike.

Auflösung der Charade in Nro. 48.

Eisleben.

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. März 1821.

Eilende Wolken! Seegler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!

Maria Stuart.

Des Schweizers Klagelied.

Fern vom heimathlichen Herde,
Auf der fremden flachen Erde
Stand der junge Bergessohn,
Und er grüßt die Wolken oben,
Die aus goldnem Duft gewoben
Zu den Vaterbergen flohn.

„Könnt' ich, könnt' ich mit euch schweben,
Wo die Gletscher sich erheben,
Wo der Stromfall niederstürmt,
Wo die ew'gen Säulen ragen,
Die seit des Beginnens Tagen
Herrlich die Natur gethürmt.

„Ach ihr dürft in stillen Tänzen
Meiner Berge Haupt umkränzen,
Liebend in die Thäler thaun.
Aber ich muß fern geschieden
Ohne Freude ohne Frieden
Weinend nur zurücke schaun.

„Denn hier öffnet keine Hütte
Sich des Gastrechts frommer Bitte
Und kein Senne nimmt mich auf,
Kein harmonisches Geläute
Freyer Herden tönt durchs weite
Grüne Thal zu mir herauf.

„Nimmer höre ich den Reigen
Durch der Nächte banges Schweigen
Fernher rufend zu mir wehn.
Daß er mir den Muth erhebe
Heimathsträume um mich webe
Und das trunkne Wiedersehn."

Da erklingt aus dunklen Zweigen
Langsam der bekannte Reigen
Und erweckt der Sehnsucht Schmerz,
Und der Jüngling horcht mit Thränen
Den gewohnten Heimathstönen
Und es bricht sein junges Herz.

Isidor Maiquez.

(Fortsetzung.)

Wenig befriedigt durch so nichtsbedeutenden Sieg suchte Maiquez im Oktober dieses Jahrs ein Vorhaben auszuführen, das er schon seit vielen Jahren mit sich herumtrug, und welches das beständige Ziel seiner Bemühungen und Entwürfe gewesen war. Die Namen eines Talma, Lafond und anderer Künstler, ihr verdienter Ruf, der Beyfall, den sie unter ihren Landsleuten fanden, der edle Stolz, eines Tags mit ihnen zu rivalisiren, führten ihn an die Ufer der Seine. Die Kenntniß, die er sich zum Theil schon vom französischen Theater erworben, das Studium, das er bisher dem spanischen gewidmet, und sein reger Eifer für die Kunst bestimmten ihn, im Oktober 1799 sein Vaterland zu verlassen und mit großen Aufopferungen eine Reise nach Paris zu unternehmen. Dieser Entschluß beweiset, wie sehr ihm die Verbesserung der Bühne seines Vaterlandes am Herzen gelegen, und wie richtig er die Folgen berechnete. Er kam ohne Empfehlungen in Paris an, aber seine Aeußerlichkeit gewann ihm dort bald die Gunst vornehmer Frauen, wie z. B. der Herzogin von Benevent; sein Eifer

für die Kunst die Freundschaft Talma's. Es war immer etwas Außerordentliches, einen spanischen Schauspieler, durch ungerechtes Vorurtheil mißkannt, durch die alten Gesetze seines Vaterlandes entehrt, die Kluft, welche damals Spanien vom Auslande absonderte, überspringen zu sehen, um in Frankreich eine Kunst zu studieren, zu deren Wiederhersteller er sich berufen fühlte. Kaum war er in Paris angekommen, so schrieb er seinen Freunden, und schilderte ihnen die ersten Eindrücke, welche die französische Bühne auf ihn gemacht, mit jener Einsicht und Bestimmtheit, die ihm bey Beurtheilung alles dessen, was auf seine Kunst Bezug hatte, eigen war. Er bekannte, daß sie seine kühnsten Erwartungen übertroffen habe; er sah Talma mit Enthusiasmus und sprach von Lafond ohne Partеylichkeit. Hier bewunderte er die unnachahmliche Liebenswürdigkeit einer Dem. Mars, die Würde der George und Raucourt, die Energie der Duchesnois, die Natürlichkeit eines Clauzel, das schöpferische Talent eines Picard, die originelle Laune eines Brunet und Potier. Er kam mit den meisten dieser Künstler in Berührung und Talma's Freundschaft behielt er bis an seinen Tod. Dieser machte ihn mit den Dichtern und Gelehrten bekannt, an seiner Seite lernte er die Meisterwerke der vorigen Jahrhunderte der französischen Poesie kennen, seine Ansichten berichtigen und die neuen Ideen mit Bestimmtheit auffassen. Er sah, beobachtete, verglich, urtheilte und ließ sich weder durch den Enthusiasmus noch durch die Neuheit bestechen und irre machen. Im Tragischen war Talma, im Komischen Clauzel sein Vorbild. Hier lernte er den Reichthum von Mitteln, die in ihm verborgen lagen, erkennen, hier entwickelten sich seine großen Talente.

Maiquez verweilte das ganze Jahr 1800 noch in Paris, unablässig mit seinen dramatischen Studien beschäftigt. Endlich kehrte er nach Madrid zurück, um in seinem Vaterlande die Blüthen seines Genies zu entfalten. Er brachte hier eine Gesellschaft von jungen Anfängern zusammen, und eröffnete mit diesen bildungsfähigen Elementen im Juni 1801 das Theater de los Caños del Peral. Der Enthusiasmus, mit dem die Madrider ihn empfiengen, ist unbeschreiblich. Nichts gleicht dem Beyfalle, den sein Auftreten hervorbrachte! Die Komödie: El Celoso confundido, womit er die Bühne eröffnete, war ein ununterbrochenes Beyfallklatschen. Der Name des Künstlers gieng von Mund zu Munde, sein Verdienst fand keinen Tadler und keinen Nebenbuhler. Er war der allgemeine Gegenstand des Gesprächs; beschützt von dem damals allmächtigen Friedensfürsten, verehrt von allen Einsichtsvollen, vergöttert von der Menge, und im Besitze der höchsten Gunst des schönen Geschlechts befand sich Maiquez plötzlich in der bewundernswerthesten Lage, die Wirklichkeit übertraf seine kühnsten Wünsche.

Kleine Coulissen-Intriguen und sein unzufriedener Geist bestimmten ihn, 1803 das Theater und die Hauptstadt zu verlassen. Es begleitete ihn auf seiner Wanderung der bekannte Tonkünstler Manuel Garcia, und Beyde durchzogen einige Provinzen des Königreichs, überall günstige Aufnahme und Beyfall findend. Die Theater der Hauptstadt fühlten diese Abwesenheit, die in Bezug auf Maiquez durch den Friedensfürsten in eine Verbannung verwandelt worden war, und alle Freunde der Bühne verlangten nach seiner Rückkehr. Im folgenden Jahre erhielt Maiquez die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukommen, unter dem Vorwande, seinen gefährlich kranken Vater noch einmal zu sehen. Nach seiner Rückkehr wurde ihm auch wieder gestattet, die Bühne zu betreten. Er spielte nun wieder bis zum Jahre 1806, wo er mit seiner Gesellschaft das bisherige Theater de los Caños del Peral mit dem nun wieder aufgebauten del Principe vertauschte.

Die Besetzung der Hauptstadt durch die Franzosen 1808 und die darauf folgenden Ereignisse blieben nicht ohne Einfluß auf die Lage von Maiquez. Er äußerte sich mehr als einmal unbesonnen und frey über die Tyranney der Franzosen, er wurde dem Gouvernement als Feind der neuen Ordnung der Dinge denunzirt, und es handelte sich schon darum, ihn nach Frankreich zu schicken. Inzwischen fanden seine Freunde und Freundinnen, deren Maiquez immer einige von Einfluß hatte, Gelegenheit, die Zurücknahme des schon gegen ihn ergangenen Verhaftsbefehls zu bewirken. Die Franzosen schätzten sein dramatisches Talent außerordentlich, und zollten ihm ununterbrochenen Beyfall. Sie waren in jenen Jahren der Noth und der Unlust die einzigen, welche sein Theater noch erhielten. Der König Joseph ließ ihm überdieß monatlich 20,000 Realen als Unterstützung ausbezahlen und gab ihm wiederholte Beweise seiner Gunst. Diese Auszeichnungen veranlaßten bald, daß Maiquez in den Ruf eines Afranzesado kam. Als die feindlichen Truppen die Hauptstadt verliessen, wollte Niemand mehr das Theater del Principe besuchen, einen vom Feinde verpesteten Ort, und nur die unablässigen Anstrengungen der Gesellschaft konnten das ungerechte und lächerliche Vorurtheil besiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Aufenthalt der Brustkranken im südlichen Europa.

(Fortsetzung.)

Die Folgerungen des Doctor Clark gehen also dahin, daß für Schwindsüchtige, zumal wo die Krankheit bereits weit gediehen ist, der Aufenthalt in Nizza nachtheilig sey, und man sich billig wundern müsse, daß seit sechzig Jahren, wo Dr. Smollet über den Gegenstand geschrieben hat, so viele Aerzte, die in Nizza gewesen sind, ihre Kranken dahin sandten. So wie Montpellier seinen vormaligen gro-

sen Ruf für den Aufenthalt von Brustkranken verloren hat, so ist zum Besten der Schwindsüchtigen zu hoffen, daß es sich bald eben so mit dem später Nizza zu Theil gewordenen verhalten werde.

Zu Bekräftigung seines eignen Urtheils beruft sich Dr. Clark hinwieder auf die zusammentreffende Meinung des Dr. Fodéré, eines beliebten Arztes, der seit sechs Jahren die Heilkunst in Nizza ausübt, und er entlehnt aus einem noch ungedruckten Werk des lezteren, folgende Stelle: „Ich komme jezt zu der furchtbaren Krankheit, welche jährlich den zehnten Theil der Bewohner von Europa und Nordamerika hinrafft, der Lungenschwindsucht. Ich habe schon bemerkt, daß die Scropheln-Krankheit in den Seealpen nicht selten vorkömmt; daraus folgt, daß auch jene öfters eintreten muß, und wirklich sind Brustkrankheiten in Nizza, in Villafranca und längs der Küste, wo die Scropheln herrschen, sehr gemein. Es befremdete mich jederzeit, daß unsere alten Aerzte ihre Schwindsüchtigen an die Küsten des Mittelmeers sandten, da die Erfahrung doch unzweydeutig darthut, daß ihnen dieß Klima nachtheilig ist. Ich sah viele dieser Kranken in Marseille zu Grund gehen: und ich glaubte die kalten und reizenden Winde seyen daran schuld; seither überzeugte ich mich jedoch, daß sich Schwindsüchtige in dem milderen, weicheren und feuchteren Klima von Nizza nicht besser befinden und daß die knotige Schwindsucht daselbst jederzeit tödtlichen Ausgang nimmt. Die Schwindsucht zeigt sich hier nicht chronisch, wie in der Schweiz, an den Ufern der Saone und im Elsaß; ich sah sie öfters in vierzig Tagen ihren Lauf vollenden; die Anfälle des Blutspeyens folgen schnell auf einander, die Knoten gehen in Eyterung über und die Lungen sind bald zerstört. Die Engländer wiederholen diese traurige Erfahrung alljährlich, und der Kirchhof von Croix de Marbre enthält ihre nur allzuzahlreichen Ergebnisse. Anfangs glaubt man diese Sterblichkeit auf Rechnung der schnellen klimatischen Wechsel bringen zu können. Diese kommen aber auch anderswo häufig genug vor, während jener schnelle Verlauf der Schwindsucht, selbst in kalten und feuchten Ländern nur selten ist. Ich vermuthe, der Unterschied dürfte vielmehr auf den salzsauren Ausdünstungen beruhen, womit die Atmosphäre längs der Küsten des Mittelmeers beladen ist. Ueberhaupt aber halte ich dafür, der Aufenthalt von Brustkranken an den Seeküsten stehe mit Erfahrung und Beobachtung gleichmäßig im Widerspruch, zumal in den Seestädten überhaupt die Werkzeuge des Athemholens vorzugsweise von Krankheiten befallen werden.

Villa-Franca.

Diese Stadt ist heißer und weniger gegen die Winde geschützt als Nizza. Zwar sind die Nordwinde dort seltener, den Ost- und Südost-Winden steht sie hingegen völlig offen, und dieß sind gerade diejenigen, um deren willen das Klima von Nizza im Frühjahr für Schwindsüchtige nachtheilig erachtet wird. Daneben ist die Luft trockner als in Nizza, und obgleich kein Klima für alle Fälle der Schwindsucht gleich angemessen ist, so zeigt sich eine milde und gleichmäßige Temperatur doch immerhin am vortheilhaftesten. In Villa-Franca sind auch nur wenige oder keine bequeme Wohnungen für Kranke vorräthig.

Pisa.

Pisa ist eine wohlgebaute Stadt von achtzehntausend Einwohnern an den Ufern des Arno, der sie in der Richtung von Osten nach Westen durchströmt, und sich sechs Meilen weiter in's Meer ergießt. Die Gegend ist ein flaches und feuchtes Land, das gegen den Nordwind, jedoch nur unvollkommen durch einige Hügel geschützt wird, dem viel kälteren Nordost-Wind hingegen völlig offen steht. Der Professor der Astronomie an der Universität von Pisa, Hr. Zannini, bezeugt, es sey das Klima von Pisa vielem Wechsel unterworfen und im Spätjahr, vorzüglich aber im Frühling, heftigen Winden ausgesezt; die Wintermonate sind im Durchschnitt um 1½ Gr. Reaum. kälter als in Nizza. Die am nördlichen Gestade des Arno gelegenen Häuser werden zum Aufenthalt für Kranke gewählt; sie sind allzeit warm, auch zur Zeit des Nordwinds. Die zumal im Spätjahr sehr schönen Straßen geben Ersatz für die weitere Entfernung von Pisa, auch kann man eben deßhalb früher von da abreisen, als von Nizza, um sich nach irgend einem Theile von Italien zu begeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schafhausen, Februar.

Seit Georg Müller's Tod ist in Schafhausen die Stelle des Ober-Schulherrn erledigt und noch bey seinen Lebzeiten war von dem Bedürfniß einer Schulreform in hiesiger Stadt vielfältig die Rede; das Verlangen nach Schulbesserung sprach sich bey den lezten constitutionellen Zunftversammlungen im April des verflossenen Jahrs laut aus, und die hin und wieder gehörte Antwort, es fänden sich die tüchtigen Leute dafür nicht, vollendete den Beweis des vorhandenen Bedürfnisses, und war auch leicht durch die Erwiederung abzufertigen, daß außer den Mauern gesucht werden müsse, was inner denselben mangelt. Jezt hat ein tüchtiger und eifriger Mann, Hr. Friedrich Hurter, in der kleinen Schrift: Ueber Schuleinrichtungen in einem Freystaat (1821, 94 S. 8°) die wichtige Angelegenheit seinen Mitbürgern nochmals und kräftig an's Herz gelegt. Der Verfasser entwickelt darin, was die Zeiten heischen, und alsdann würdigt er die sich, in dem sparsamen Haushalt so wie in dem Zunftgeist eines kleinen Freystaats darstellenden Hindernisse mit lebendigem Eifer. Hr. Hurter geht dann zu seinen Vorschlägen über, die unstreitig viel Treffliches, auf Erfahrung und Einsicht Gegründetes enthalten. Einiges verräth aber hinwieder auch Einseitigkeit und Leidenschaft. Den Heidelberger Katechismus nennt Hr. Hurter, den tüchtigen, festen und gewaltigen Wehrstein der Kirche, und er scheint in ihm auch den Retter des Staates anzuerkennen, weil er kaum Worte genug finden kann, um seine Erhaltung den Frey-

staaten zu empfehlen, welche das Glück geniessen, ihn noch zu besitzen. Ein Seitenstück zu diesem ausschweifenden Lobe bildet der unbändige Tadel der französischen Sprache. Man glaubt einen modernen Germanen aus einer doch schon beendigten Periode zu hören, wenn es von der Sprache, in der so viele Meisterwerke europäischer Kultur geschrieben sind, unter andern heißt: „Leicht beweglich, gehaltlos, wie das Volk, das sich ihrer bedient, hat diese über Europa schlangenmäßig sich durchwindende Sprachform, die blühendste Hoffarth, den fratzenhaftesten Dünkel, die flachste Gemeinheit und die gedunsenste Leerheit gehegt und gefördert.“ Den Teutschthümlern war so was vor sechs Jahren zu verzeihen; aber einem schweizerischen Schulreformator vom Jahr 1821 nimmermehr.

Hamburg im Januar.

Die Direktion unseres Theaters hat seit einiger Zeit einige ältere herrliche Stücke wieder ins Repertoire versezt, als Lessings Nathan, Schillers Piccolomini, und Wallensteins Tod, Shakspeares Hamlet und andere ähnliche Meisterwerke mehr, die vom hiesigen Publikum noch immer mit dem alten Interesse gesehen und zum Theil vorzüglich gut gegeben werden. Mozarts Zauberflöte ist mit neuen sehr schönen Dekorationen und Maschinerien, welche Beuther verfertigt hat, einige Male gegeben worden und hat immer das Haus gefüllt, weil unser Publikum auch gar zu gerne einmal eine Augenweide im Theater hat. Die neuen Dekorationen sind auch in der That so vorzüglich schön gerathen, daß sie wohl einen Kunstgenuß gewähren können. Diese Häuser-Massen, diese Egyptischen Palläste, Pyramiden und Obelisken, diese vortrefflichen Perspective, die jede Forderung der Kunstkenner befriedigen müssen, sind wirklich dazu geeignet, dem Meisterwerke des Componisten neuen Glanz zu verleihen, und Mozart selbst würde sich daran freuen, seine schöne Oper in diesem herrlichen Schmucke zu erschauen. Wunderbar und störend waren dagegen einige alte beybehaltene Dekorationen, unter andern eine, worauf eine wirkliche Masse von Brodfruchtbäumen fast lächerlich erschien, da bekanntlich dieser Baum in Egypten nicht einheimisch ist. Die Aufführung dieser Oper gehört nach der Ansicht des Referenten zu den schwierigsten, welche die Bühne aufzuweisen hat; das Wunderbare, Zauberische neben dem Ernsten und Geheimnißvollen im Wollen und Treiben der Priester, sollen auf eine Weise in einander schmelzen, daß nirgends eine Trennung beyder sichtbar wird; Mozart in seiner Musik verstand dieß zu thun, aber unsere Sänger und Sängerinnen wissen oft nicht, woran sie mit dieser wunderbaren Oper sind, und lassen sich gehen, statt sich der Mühe des tiefern Studiums derselben zu unterwerfen. In eben diesem Sinne war auch Referent niemals noch durch die Aufführung des Don Juan ganz befriedigt, denn nur allzuhäufig wird der Held dieser himmlischen Oper so gemein aufgefaßt und dargestellt, daß es nicht zum Aushalten ist. Unser jetziger erster Tenorist, Hr. Klengel, giebt den Tamino gewiß nicht, wie er ihn geben sollte, wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß seine Stimme zu Zeiten ganz vortrefflich ist und sein Gesang immer von Festigkeit und guter Schule zeugt. Die Haltung seines Körpers als Tamino — er geht fast immer mit gekrümmtem Rücken und vorwärts gebogenem Halse — ist weder graciös, noch die eines Helden, und fast lächerlich erscheint es, wenn er als solcher von der Königin der Nacht oder ihren Begleiterinnen angeredet wird. Die Helden und Prinzen des Alterthums hielten ganz besonders viel auf eine hohe, stolze, durchaus edle Gestalt, und diese sicherte ihnen selbst die Achtung und Ehrfurcht des Volkes; ein Egyptischer Prinz mit der Haltung des Herrn Klengel würde weder Glück gemacht, noch zu der Vermuthung des Heldenmuths Veranlassung gegeben haben. Die Damen Pohlmann und Braun, erstere als Königin der Nacht, leztere als Pamina fanden, wie fast immer, vielen Beyfall, obgleich leztere das Ohr nicht selten durch einige sehr scharfe Töne verwundete und erstere sich oft in ihren Ausschmückungen und Verzierungen verleiten läßt, so hoch zu steigen, daß die Stimme nicht mit fort kann und sie förmlich sitzen läßt. Ganz vortrefflich dagegen in Spiel, Gesang und Haltung erscheint Hr. Wollereck — unser erster Bassist — in der Rolle des Sarastro. Es ist wohl kaum möglich, diese besser durchführen zu sehen. Hr. Wollereck entwickelt die ganze Kraft und Fülle seiner wunderherrlichen Stimme in dieser Partbie, und giebt durch die treffliche Haltung — die Natur hat ihm eine sehr hohe, majestätische Gestalt verliehen — dem Ganzen einen neuen Reiz; auch das Costüme ist in jeder Hinsicht bey diesen Priestern zu loben. Bey der Erinnerung an den Herrn Wollereck als Sarastro, fällt uns eine kleine Uneinigkeit zwischen dem Kritiker über das Theater in den Originalien und dem in der Hammonia, Herrn Dr. Reinhold bey. Ersterer hatte es gerügt, daß Hr. W. sich bey einer frühern Aufführung der Zauberflöte in der Arie: „In diesen heiligen Hallen,“ u. s. w., einige Ausschmückungen erlaubte, die Mozart nicht angegeben, wogegen Herr Dr. Reinhold in einer Nummer seines Blattes meinte, solche Ausschmückungen dürfe ein denkender Sänger sich immerhin, selbst bey den Mozartschen Kompositionen erlauben. Referent kann nicht umhin, sich durchaus auf die Seite des Originalisten zu schlagen, indem Mozart so ganz und gar wußte, was er wollte, daß es überaus schwer seyn würde, ihn zu verbessern, und wenn dieß hie und da auch gelänge, man befürchten müßte, unter hundertmal neun und neunzig Mißgriffe zu thun.

Neuigkeiten sind nicht über die Bühne gegangen, wenigstens nicht solche, die hier erwähnt zu werden verdienten; mit den Kinderballets fährt man, wenn gleich nicht ganz so häufig mehr als zu Anfang, fort.

Den heiligen Christ mit seinen bunten Gaben und glänzendem Pomp haben wir nun wieder hinter uns; ein neuer Zeitabschnitt hat begonnen und manchen ernsten Gedanken in der Seele erregt. Keins von allen Festen, die man hier begeht, läßt sich mit der Christfeyer vergleichen, und wohl nirgends wird mehr dafür gethan, es glänzend zu machen, als hier. Schon vierzehn Tage vor demselben beginnt der Christmarkt, hier Dom genannt, weil er früher, als die ehrwürdige Domkirche noch stand, in diesem Gebäude gehalten ward; jezt hat man ihn nach dem gewöhnlichen Marktplatze, dem Gänsemarkte, verlegt, und er unterscheidet sich durch nichts von andern gewöhnlichen Jahrmärkten, als durch die größere Kälte, die um die Jahreszeit, zur Plage der Marktleute sowol, als auch der Käufer zu herrschen pflegt. Aber nicht auf dem Markte allein ist es in dieser festlichen Zeit besonders glänzend, sondern alle Läden ohne Ausnahme, selbst in den zahlreichen engen Gängen, die Hamburg aufzuweisen hat, sind aufs hellste erleuchtet und haben durch die Fensterscheiben ihre Verkaufswaaren ausgestellt. Nirgends ist es um diese Zeit aber brillanter, als in den Läden der Konfektbäcker, wo man nicht selten wirklich bewunderungswürdige Zuckersachen ausgestellt sieht. Für die liebe Jugend ist das natürlich eine köstliche Augenweide, auch erhebt sich des Abends aus den meisten Häusern der Stadt ein zahlreicher Zug von Groß und Klein, um durch die Gassen zu wandeln und aussen vor jedem glänzenden Laden stehen zu bleiben und die darin befindlichen Herrlichkeiten beym Glanze der Kerzen zu beschauen; das nennt man nach der alten Sitte noch immer: in den Dom gehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 19.

Nr. 19.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. März 1821.

Werke der Malerey in Florenz im Jahr 1820.

Von Antonio Benci.

(Uebersetzung aus dem italienischen Manuscript.)

Florenz, im December 1820.

Nach der Meinung der Fremden, fallen den italienischen Malern drey Hauptfehler zur Last: sie achten in ihren Compositionen nicht auf die Geschichte, sie füllen beym Frescomalen Gewölbe und Wände mit Luft und Wolken anstatt mit Figuren; und endlich gebrauchen sie unschicklich die Verkürzung von unten hinaufwärts (das Sotto insù), wodurch immer die Deckenfläche oder die Rundung der Gewölbe durchbohrt scheint. Aber diese Fehler finden sich theils gar nicht in den italienischen Malereyen (ich rede von guten Meistern, und nicht von solchen, welche malen, um ihren Unterhalt zu erwerben), oder sie sind auch den alten Meistern gemein, welche unsern jungen Künstlern unablässig zu Mustern dienen.

In der That möchte ich fragen, welches der historische Theil sey, der von unsern Künstlern gemißbraucht oder vernachlässigt wird. Der Name Historie begreift in der Malerey Haupthandlung und Nebendinge: man soll die passenden Figuren nicht nur gut wählen und ordnen, sondern auch sie mit allem ausstatten, was sich auf die Sitten, Gebräuche und den Charakter der Zeit bezieht, welcher der Gegenstand angehört. — Aber Niemand, glaub' ich, wird ein unverständliches Bild malen wollen, und wir sehen immer die Künstler erfreut, wenn Jemand sogleich sagt: ich erkenne die Handlung. Wäre sie in undeutliche Attribute verhüllt, oder würde der Hauptgegenstand zur Nebensache, es fehlte gewiß nicht an allgemeinem Tadel. Dieß war in Florenz der Fall, als die Zeichnungen zu einem neuen Monument für Dante der öffentlichen Prüfung vorgelegt wurden. Man forderte, Alighieri's Gestalt solle ganz darauf zu sehen seyn und zwar in der schönen florentinischen Toga; wogegen aber die Meinung Einiger stritt, die aus besonderer Ansicht sich an die Werke, nicht an die Person des Dichters halten wollten. Daher weiß ich nicht, ob in Hinsicht auf die Nebendinge in einem Bilde eine festbestimmte Regel ohne Ausnahmen vorhanden sey, oder gelten könne? Wenigstens folgen die historischen Komödien und Tragödien niemals ganz der Geschichte, obgleich sie sich auf dieselbe gründen, und ohne Zweifel ist es leichter eine Vorstellung in mehrere Akte getheilt anzuordnen, als eine einzige Scene, oder einen einzigen Punkt dieser Scene, wie die Darstellung eines Gemäldes. *) So können wir wohl den Künstlern einige Freyheit in Hinsicht des Herkömmlichen und der untergeordneten Beywerke nicht absprechen. Und wenn nun die Maler in dieser Beziehung getadelt werden, so können sie die Kritiker erinnern, daß Raphael viele Personen seiner Zeit in der Schule von Athen abgebildet hat, und den Apoll die Violine spielen läßt. Ueberdem weiß jeder, wie viel Genie erforderlich ist, um die Helden der neuern Geschichte gut darzustellen, da sie zwar von hohem Geiste beseelt seyn, aber aller malerischen Eigenschaften ermangeln können.

---

*) Es ist wohl immer sehr schwierig, die Thätigkeiten des Geistes in verschiedenen Kunstarten mit einander zu vergleichen. Die Hauptsache bey jeder ist wohl die Eigenthümlichkeit der poetischen Anschauung, die beym dramatischen Dichter auf ein fortgehendes Ereigniß, Anfang, Verwicklung und Ende, sich richtet, beym dramatischen Maler dagegen auf den Vorgang eines einzigen Moments. Er bezeichnet zwar ebenfalls Vorhergehendes und Nachfolgendes, noch mehr aber die gleichzeitige Wechselbeziehung mannichfaltiger Charaktere, in ihren durch einen Hauptgegenstand veranlaßten Aeußerungen. Was jener nur andeuten kann und größtentheils den Schauspielern überlassen muß, wird diesem zur Hauptsache; dagegen kann lezterer Entstehung und Ausgang der Begebenheit meist nur aus den vielfachen Aeußerungen individuellen Lebens, deren Darstellung ihm zu Gebote steht, ahnen lassen. So äußert sich die poetische Kraft nur auf verschiedenen Wegen, und es werden nicht leicht ein malerische und ein poetisch-dramatischer Gegenstand so miteinander in Vergleich zu bringen seyn, daß, die eigenthümlichen Erfordernisse des dichterischen und künstlerischen Genie's vorausgesezt, einem oder dem andern die größere Schwierigkeit der Erfindung und Ausführung absolut zugesprochen werden könnte.

Red.

Es ist wahr, die Wände und Gewölbe werden oft mit Luft und Wolken angefüllt. Aber dieß kommt daher, daß die Künstler kümmerlich bezahlt werden, und ihre Arbeit schnell vollenden sollen. In solchen Fällen würde ich vielmehr eine zu große Menge der Figuren tadeln, weil die armen Künstler dann, um nicht zu viel Mühe und Zeit aufzuwenden, solche nothwendig schlecht malen müssen.

Um so mehr Lob scheint mir ein junger eben so geschickter als liebenswürdiger Maler zu verdienen. Giuseppe Bezzoli hat im Hause Pucci in der Straße Pucci, auf das Gewölbe eines ziemlich großen Zimmers einen einzigen Amorin gemalt, der ein Körbchen voll Blumen trägt, und Aurora, welche die Blumen nimmt und sie in einen großen Luftraum verstreut. So konnte er mit Fleiß und doch mit Schnelligkeit arbeiten, und es entstand ein so frisches, lebendiges und fröhliches Bild, daß es jeder mit Wohlgefallen betrachtet. Derselbe Künstler verdient noch größeres Lob, zugleich aber auch Tadel über seine Bilder aus der Geschichte der Angelica und des Medor in einem andern Saal desselben Hauses. Das erste ist so schön, daß man es immer gegenwärtig haben möchte. Man sieht Angelica tiefbetrübt über das Unglück Medors, der verwundet und matt daliegt. Sie flößt uns Liebe ein; Er Theilnahme und das Verlangen, den schönen Körper von neuem belebt zu sehen. Und außer diesen gut gedachten und in der Zeichnung, wie im Colorit, vollendeten Figuren fehlt es auch den übrigen Theilen des Bildes nicht an Schönheiten; auch gibt die ganze Composition die Schilderung des Ariost getreu wieder. Bezzoli, der gute Landschaften malt, hat hier das Gebüsch angebracht, worin Angelica den Hirten fand, der zu Pferde kam, eine junge Kuh suchend. Der Hirt ist schon vom Pferde gestiegen und kniet mit einem Knie auf der Erde, um den Kranken besser zu unterstützen; in der Hand hält er einen Becher, worein Angelica den heilsamen Saft des Krautes gepresst hat. Medor hat sich etwas erhoben und stüzt sich auf Angelica's Schooß, die ihm die Wunde verbindet; und es ist wonnig zu sehen, wie sie von Mitleid entflammt ist, und ihm aus den Augen, die er gegen sie aufschlägt, die Liebe leuchtet. So konnte der Künstler unmöglich mehr Kunst und Natur in sein Gebilde legen. — Betrachten wir aber seine anderen zu derselben Geschichte gehörigen Malereyen, so gewahrt man zwar hie und da ähnliche Meisterschaft und schönes Colorit, aber man bemerkt auch, daß er sich beeilen musste, um fremdem Willen nachzukommen. Deßhalb muß ich ihn tadeln, denn Niemand kann sich damit entschuldigen: er habe schnell arbeiten müssen. In solchem Fall ist es besser, die Räume mit Luft und Wolken zu füllen, wodurch wohl die Wände aber nicht der Ruhm des Malers verdunkelt werden können.

Doch, was sollen wir über den dritten Fehler sagen, der unsern Malern zum Vorwurf gemacht wird, das Sotto insù? Die Geschichtschreiber erzählen, der erste, der es gebraucht, sey Correggio gewesen. Franzesco Milizia fügt hinzu, Raphael habe es wohl verstanden, aber nicht anwenden wollen, um keine Verunstaltungen anzubringen. In wie weit dieß wahr sey, werden Alle entscheiden können, die in Rom gewesen sind. In der That sieht man im Gastmahl der Psyche in der Farnesina die Speisetafel von unten nach oben verkürzt. Wollte man dem entgegnen, dieß Bild sey von Raphaels Schülern gemalt, so wird man doch nicht läugnen können, daß von ihm die Zeichnung oder der Carton gemacht ward. Raphael wandte also, wie es scheint, selbst diese Art zu malen an, wo er sie für nöthig hielt. Aber wie dem auch sey, es ist gewiß, daß dieser Gebrauch von den vorzüglichsten Malern herrührt, und späterhin immer befolgt wurde troz der Schwierigkeit in der Ausführung. Dieß einzige Argument, die Schwierigkeit, würde mir schon dienen, seine Wichtigkeit zu zeigen; denn eine mühsame Sache, die keinen Nutzen bringt, gibt man gern auf. Aber es sind noch andere Beweise vorhanden. Jedes Gemälde enthält Gruppen von Figuren, die, obgleich in verschiedenen Stellungen, doch fast immer senkrecht erscheinen. Und in derselben senkrechten Stellung sind auch die Figuren, die von unten nach oben verkürzt gemalt werden, nur daß man sie aus einem niedrigern Standpunkte sieht. Deßhalb ist diese Art zu malen nicht unstatthaft, sondern liegt im natürlichen Verfolg der Kunst. Hiebey müssen wir bemerken, daß Milizia selbst sagt, wo er von der Perspektive spricht: der Geschmack habe die Höhe zu bestimmen, in welcher der Augenpunkt angenommen werde. Mithin hat der Augenpunkt verschiedene Grade, deren mittelster und natürlichster die Horizontallinie ist; die übrigen endigen von der einen Seite in der Verkürzung von unten nach oben, und von der andern haben sie bis jezt noch keine bestimmte Gränze, weil es noch nie Gelegenheit gab, etwas gerade von oben nach unten gesehen in einem Gemälde darzustellen, wiewohl sich die Gemälde der Panoramen und Kosmoramen dieser Weise nähern. Es liegt also allein dem Urtheil des Künstlers ob, den angemessenen Grad zu wählen. Freylich werden die Figuren sich immer schlecht ausnehmen, wenn sie so von unten gesehen werden, daß man die Formen nicht erkennt. Und hierin haben die Künstler des verflossenen Jahrhunderts sich viel zu Schulden kommen lassen, wodurch Malereyen dieser Art häufig verhasst geworden sind. Wird aber mit verständiger Mäßigung verfahren, oder vielmehr, werden die Zeichnungen von tüchtigen Meistern verfertigt, so müssen sie nicht nur dem Tadel entgehen, sondern auch jeden Beschauer erfreuen. Mit wie großem Vergnügen betrachtet man nicht in Rom die Himmelfahrt, welche Domenichino an die Deckenfläche in Santa Maria in Trastevere gemalt?

Im entgegengesezten Fall, wenn man in einem Zimmer, sey es groß oder klein, eine platte oder eine ge-

wölbte Decke bemalt, als wäre das Bild auf eine Tapete gezogen, so wird nothwendig der Augenpunkt in horizontaler Linie gefordert, und die Figuren scheinen auf den herunterzufallen, der sie von unten ansieht. Also verfällt man, um einem Uebel zu entgehen, in ein anderes; und dazu kommt noch der Nachtheil, daß der Raum niedriger wird, anstatt sich zu erhöhen. Dem ist auch nicht einmal immer abzuhelfen durch Vertheilung des Gewölbes in mehrere Felder, weil man dadurch oft die architektonische Schönheit beeinträchtigen würde. Daher nehmen gute Maler, wenn sie die Decken nicht mit Verkürzungen von unten nach oben malen wollen, doch den Augenpunkt immer mehr oder weniger tief, je nachdem der Saal hoch und geräumig ist. Und bey Malereyen in Kirchen und Theatern bedienen sie sich des Sotto insù mit vollem Recht als einer durchaus nothwendigen Sache, theils um dem Gebäude ein höheres luftigeres Ansehen zu geben, theils auch, weil sie annehmen, das Gewölbe sey offen und die Engel und Heiligen schweben ins Heiligthum herab oder schwingen sich von da zum Himmel empor; was bey Theatern eben so von den heidnischen Gottheiten gilt. Es ist also eine ganz falsche Behauptung, das Sotto insù scheine die Gewölbe zu durchbrechen, denn diese Wirkung wird gerade gefordert, da man sie sich offen denkt.

In dergleichen Fällen kömmt jedoch viel darauf an, passende Gegenstände zu wählen, so viel als möglich solche, die in der Luft vorgehen können, damit man nicht genöthigt ist, Meer, Gebäude, Hütten und Berge in den Himmel zu setzen, wie schlechte Maler wohl gethan haben. Vorzüglich muß man sich architektonischer Gegenstände enthalten; denn es ist weder vernünftig, Gebäude auf Gebäude zu setzen, noch wahrscheinlich, daß die Dicke eines Gesimses eine schwere Last, wie die eines Tempels, Portikus oder Glockenthurms tragen könnte; und endlich jagen solche Bilder die Leute davon, weil sie nur von einem Punkt aus richtig gesehen werden, aus jedem andern aber den Einsturz drohen; und die Furcht wird nicht vermindert, auch wenn der Künstler seinem Gemälde zwey oder noch mehrere Augenpunkte gibt. In dieser Art wüßte ich nur ein einziges gutes Beyspiel anzuführen. Der Pater Pozzi, ein vorzüglicher Perspektivmaler, aber ausschweifender Architekt, malte in einer Kirche von Arezzo, die Abtey genannt, auf eine flache Decke ganz vortrefflich die Wölbung einer Kuppel.

Doch hören wir einmal auf von der Kunst zu reden und wenden uns zu den Künstlern und zu den Werken, die gegenwärtig in Florenz zu Stande kommen. Es ist schon gesagt, daß Bezzoli einige Zimmer des Marchese Emilio Pucci verziert hat. Dieser Herr wendet sein Geld gut an, indem er seinen Pallast noch weiter durch andere gute Künstler ausmalen läßt. Doch ist er es nicht allein unter uns, der ein so schönes Beyspiel gibt. Für viele Kirchen werden neue gut ausgeführte Gemälde bestellt. Unser Fürst ist wohlthätig und großmüthig gegen die Künstler und beschäftigt sie in seinen Pallästen, wovon wir in Zukunft sprechen werden. — Signor Michele Giuntini, den das Glück mit großen Reichthümern gesegnet hat, schmückt sein Haus auf eine für seine neue Lage höchst angemessene Weise. Bereits sind viele Zimmer durch Bezzoli, Martellini, Menitoni, Colignon und Angiolini ausgemalt; und jezt läßt er einen Saal durch Franzesco Nenci, aus Anghiari bey Arezzo, beendigen.

Jedermann kennt den Werth und die guten Eigenschaften dieses Künstlers. Er macht gegenwärtig die Zeichnungen zur Ausmalung der neuen Kapelle in der Villa Poggio imperiale, und in den Stunden, wo er nicht malen kann, zeichnet er die Hauptgegenstände aus der Divina Commedia des Alighieri. Diese Zeichnungen werden herausgegeben und das erste Heft erscheint Anfang Januars (Preis eines jeden 3 florentinische Paoli). Ohne Zweifel werden sie gut ausfallen, da Nenci schon zum ganzen Gesang des Paradieses Zeichnungen gemacht hat für eine schöne Ausgabe des Dante, die eben in Florenz vollendet worden ist. Diesen Theil seiner Arbeit wird er von neuem aufnehmen, damit die Kupfer auch für sich ins Publikum kommen. — Doch um zu dem Saal im Hause Giuntini zurückzukehren, so sehen wir die Wände mit Spiegeln und Basreliefs einfach verziert, und das Gewölbe in Uebereinstimmung mit der Architektur in mehrere von Cornischen umschlossene Felder getheilt. So hat der verständige Maler hier, wo es unnöthig war, das Gewölbe nicht als offen gedacht, und es mit Luft, Wolken und verkürzten Figuren angefüllt; sondern in dem Hauptgemälde, welches 7 Braccien lang und fünf breit ist, und siebenzehn fast lebensgroße menschliche Figuren nebst drey Thierfiguren enthält, nahm er den Augenpunkt etwas tiefer als in horizontaler Richtung, und so zweckmäßig, daß die Figuren genau da zu stehen scheinen, wo er sie hingesezt hat, ohne den Anschein als fielen sie herab oder durchbrächen das Gewölbe.

Diß Gemälde stellt den Triumph des Bacchus dar, und man erstaunt, in einem so kleinen Raume so viele Figuren und eine schöner wie die andere zu sehen. Zwey kräftige Faune, welche Hörner blasen, und eine Bacchantin, Cymbeln schlagend, vielleicht ein Bild der Mete, erscheinen zuerst auf der Scene. Sie gehen ihres Wegs in fröhlichem Tanze vor dem Tigerbespannten Wagen her. Da sehen wir sogleich die erste Eigenschaft des Festes, die Trunkenheit. Denn von zwey Panisken, welche die Tiger reiten wollten, ist der eine heruntergefallen, und hängt mit dem Bocksfuß in den Zügeln, weßhalb der Tiger still steht und sich mit einem fast mitleidigen Blick nach ihm umsieht. Aber der zweyte, vom Wein berauscht, kümmert sich nicht um seinen Gefährten, sondern reitet auf dem andern Thier und schlägt auf alle beyde,

damit sie den Wagen fortziehen sollen. Dieses zufällige Stillstehen bietet dem Beschauer einen angenehmen Ruhepunkt; man sieht eine allgemeine Bewegung, die aber doch nicht vor dem Blick hinwegflieht. Es scheint mir ein geistreicher Einfall des Malers, wodurch er dem Irrthum entgieng, das Umdrehen der Räder malen zu wollen. — Ein anderer glücklicher Gedanke ist, daß er Bacchus und Ariadne mit fröhlicher aber doch nicht trunkener Miene dargestellt hat; ihre heiteren Zuge machen den schönsten Gegensatz zu den weinberauschten Gesichtern der übrigen. Bacchus ist nackt, doch ohne Verletzung des Anstandes; er sizt auf einem Fell, das ihm um die Lenden geht; mit der Linken erhebt er eine Schaale voll Weintrauben und sieht die ihm Folgenden an, mit fröhlicher Geberde sie ermunternd, während er mit der Rechten die Geliebte umfängt, welche von den Bachanten unbeachtet scheint, weil alle Blicke auf das Spiel und den glänzenden Gott geheftet sind.

Aber auch sie kümmert sich nicht um den Festzug, der sie umgaukelt, ihr Auge hängt an dem geliebten Gemahl, an den sie weich sich lehnt. Auf ihrem Antliz allein wohnt die Lust der Liebe und die Zärtlichkeit; auf sie scheint die Göttlichkeit des Gemahls übergegangen zu seyn. So ist sie die Hauptfigur im Bilde, obgleich sie den Festreigen nicht anführt. Ihre Bekleidung macht ein grünes Gewand und sie sizt auch auf dem Wagen, der ganz von Gold ist. Nun beginnen andere Gruppen von Figuren, mehr und mehr der Trunkenheit hingegeben. Ein junger Faun zur Rechten des Wagens versucht eine Bachantin zu küssen, aber sie wendet schnell das Gesicht und sträubt sich, um sein Verlangen zu erhöhen. Zur Linken sucht sich auf einen jungen Faun, der das Tamburino schlägt, der alte Pan zu stützen, indem er seinen Arm auf dessen Achsel legt, während ein boshafter Satyr auf des Waldgotts Schultern gesprungen ist und sich an seinen Hörnern festhält. — Auf diese folgen eine Bachantin und ein Faun, im Tanzen sich umfassend, er hält eine Schaale, sie schlägt die Castagnetten. — Zulezt kommt Silen, völlig berauscht auf seinem Esel hängend. Er ist fett und dickbauchig, um seinen nackten Leib schlingt sich ein gelbes Gewand, das der Wein geröthet hat; in seinen Augen ist keine Bewegung, in seinen Gliedern keine Kraft, und er wäre schon heruntergefallen, wenn nicht hüben und drüben zwey Faune ihm zur Stütze dienten; ein dritter kleinerer lenkt den Esel, der die Schnauze rümpfend sich gern der Last und des Zaums entledigen möchte. — Nichts fehlt in der Composition dieses schönen Bildes; und jede Figur ist gut gezeichnet, jede Gruppe drückt deutlich aus, was sie darstellen soll. Wenn manchem das Colorit hie und da zu zart und schwach erscheinen sollte, so möge er deßhalb den Maler nicht tadeln; er wollte keine schreyenden Farben brauchen, die nur kurze Zeit dauern, und zu den Malereyen an kleinen Gewölben wenig geeignet scheinen, weil sie die Wirkung der Figuren verstärken, dieselben niedriger erscheinen lassen, und dadurch die Räume verkleinern.

(Der Beschluß folgt.)

Wien.

Der Buchhändler Hr. Carl Haas hat durch eine Ankündigung bekannt gemacht, daß er die Kaiserliche Bildergallerie im Belvedere in Kupfer gestochen herausgeben will. Das Werk führt den Titel: „Kaiserliche Bildergallerie im Belvedere zu Wien, nach den Zeichnungen des k. k. Hofmalers, Siegmund von Perger, in Kupfer gestochen von verschiedenen Künstlern. Nebst Erklärungen in historischer und artistischer Hinsicht." Das Format ist klein Quart, das Papier Velin. Der Umfang des Werks, das nur die Meisterstücke jeder Schule enthalten soll, ist einstweilen auf vier Bände bestimmt, wovon jeder in 15 Lieferungen erscheint. Jede Lieferung besteht aus 4 Kupferblättern, nebst 4 Bl. deutschen und eben so viel französischen Textes, der jedoch nach Erforderniß auch mehrere Blätter einnehmen wird. Damit die Liebhaber verschiedener Kunstfächer in jeder Lieferung Befriedigung finden, wird in jeder ein historisches Bild vom ersten Range, ein Blatt aus der Gattung der kleineren historischen, der Schlacht- und Conversations-Stücke, der Bambocciaten u. s. w., eines aus der Gattung der Landschaften, Seegemälde und Architekturstücke, und endlich ein für Bildnisse, einzelne Figuren, Thierstücke, Blumenstücke, Stillleben, bestimmtes, enthalten seyn. Eben so wird auch mit den Meistern und Schulen gewechselt. — Der Text soll in deutscher und französischer Sprache eine Beschreibung des Gegenstandes, eine Zergliederung des Bildes in künstlerischer Hinsicht, die Anzeige der nach demselben erschienenen Kupferstiche und eine kurze Biographie des Künstlers enthalten. Jeder Lieferung wird noch ein Anzeige-Blatt von größeren Kunstwerken oder über Kunst handelnden Schriften beygegeben, welches nach und nach die ganze Literatur hierher gehöriger Werke, nebst Angabe ihrer Preise und Verleger umfassen soll. — Kupfer sowohl als Text erscheinen ohne Nummern und Seitenzahlen, damit sie nach Vollendung des Werks beliebig nach Gegenständen, Schulen oder Meistern eingetheilt werden können. Die ersten sechs Lieferungen sind theils schon fertig, theils in der Arbeit. Wo möglich soll alle vier Wochen eine Lieferung erscheinen. Die Liste der Pränumeranten, die entweder bey dem Verleger selbst oder ihnen zunächst gelegenen Handlungen nach Empfang jeder Lieferung auf die folgende vorausbezahlen, wird dem Werke beygegeben. Der Pränumerationspreis für jede Lieferung ist 3 fl. Conventionsmünze oder 2 Rthlr sächsisch. — Von Exemplaren vor der Schrift, und in klein Folio-Format gedruckt, kostet jede Lieferung das Doppelte. Wer ein solches Exemplar wünscht, muß jedoch für einen ganzen Band oder 15 Lieferungen vorausbezahlen. Die erste Lieferung enthält folgende Blätter: 1) Der verlorene Sohn, von Battoni, gest. v. Langer. 2) Der Zahnbrecher von Ostade, gest. v. Langer. 3) Wasserfall bey Tivoli von Hackert, gest. v. Armann. 4) Geflügel von Fyt, gest. v. Eysner. — Die zweyte: 1) Die Ehebrecherin von Varotari, gest. v. Eyßner. 2) Der Quacksalber von G. Dow, gest. v. Langer. 3) Meersturm von Peters, gest. v. Rahl. 4) Mädchen mit der Laterne von Schalken, gest. v. Neidl.

Nro. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. März 1821.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seinesgleichen:
— — — — — — — — — —
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich fort.

Goethe. Künstlers Apotheose.

Isidor Maiquez.

(Beschluß.)

Im May 1814 wurde Maiquez, als der liberalen Partey zugethan, ins Gefängniß gesteckt, indeß bald wieder losgelassen. 1817 entzweyte er sich mit seinen Kunstgenossen, verließ das Theater und gieng mit dem Marquis de Vega Armijo, mit dem er in äußerst freundschaftlichen Verhältnissen lebte, nach Cordova. Im folgenden Jahre unterhandelte er, um die Bühne wieder zu betreten, und, um seine Absicht leichter zu erreichen, und vielleicht auch, um sich an einigen Mitgliedern seiner Gesellschaft zu rächen, legte er dem Corregidor Arjona neue Statuten vor, welche, vom König genehmigt und hierauf in Ausübung gebracht, die erste Ursache von allen Unannehmlichkeiten wurden, welche darauf erfolgten und ihn ins Grab brachten. Bisher hatten die Schauspielergesellschaften in Madrid, was die innere Verwaltung ihrer Angelegenheiten betraf, eine gewisse Unabhängigkeit. Die städtische Behörde hatte blos auf die äußere Polizey der Vorstellungen Einfluß; der Direktor (autor) und die Mitglieder, die eigentlich Actionäre waren, leiteten das Uebrige. Nach dem neuen Reglement trat aber das Gegentheil ein; der juez protector de teatros konnte sich in alles mischen; selbst die Censur der Stücke und die Vertheilung der Rollen war in seiner Gewalt. Maiquez glaubte ohne Zweifel, sich auf diese Weise die Mitglieder eher unterwürfig machen zu können, allein er bedachte nicht, daß er dadurch sich selber dem preisgab, der einmal die Gewalt seines unbeschränkten Ansehens mißbrauchen wollte, und leider lernte er bald diesen Mangel an Vorsichtigkeit bereuen.

Seine zerrütteten finanziellen Umstände und die Nothwendigkeit, einige der dringendsten Gläubiger zu befriedigen, zwangen ihn, den ganzen Monat Juli hindurch zu spielen, und das Madrider Publikum verdankte diesem Umstande das Glück, eine Reihe der bessern dramatischen Werke, die seit Jahren geruht hatten, wieder auf der Bühne zu sehen. Allein diese ungewöhnliche Anstrengung erschütterte seine ohnehin schon wankende Gesundheit, und beschleunigte den Ausbruch einer Krankheit, die langsam und verborgen schon lange an seinem Leben gezehrt hatte. Trotz seiner Kränklichkeit fuhr er doch einige Monate zu spielen fort, aus Gefälligkeit gegen das Publikum und seine Kameraden, mit denen er sich wieder ausgesöhnt hatte. Er fühlte sich mit jedem Tage schwächer. Es wurde Numanzia angekündigt. Vergebens widerrieth man ihm zu spielen, weil diese Tragödie zu gefährliche Anstrengungen von seiner Seite erforderte; er trat auf und spielte zum letzten Mal.

Eine schmerzhafte Krenkheit, die sich bald als tödtlich zeigte, äußerte sich noch dieselbe Nacht, und brachte ihn schnell an den Rand des Grabes. Die Aerzte wetteiferten, ihn noch zu retten, seine Familie, Collegen und Freunde verließen sein Bett nicht, das Publikum äußerte auf die rührendste Weise den Antheil, den es an seiner Lage nahm, die Gefahr, ihn für immer zu verlieren, schien seinen Werth doppelt fühlbar zu machen; es gab Augenblicke, wo man

hn geborgen glaubte; schon war er wieder aus dem Bette, schon konnte er wieder die freye Luft genießen, und dachte sogar schon wieder daran, zu spielen. Der Jugador, in dem er zum erstenmal wieder auftreten wollte, war bereits angekündigt, der Wunsch, ihn wieder zu sehen, war der Erfüllung nahe, als eine Scene häuslicher Unannehmlichkeiten seine Wiedergenesung störte, und ein öffentlicher Akt einen wahren Mord an ihm begieng, wenn man seinen Zustand berücksichtigt.

Der Corregidor Arjona, schon früher mit Maiquez gespannt, ohne daß man die Ursache dieser Spannung kennt, befahl, um dem Schauspieler Prieto, der sich über zu große Belästigung beschwerte, zu genügen, Maiquez wieder aufzutreten, und bestimmte ihm dazu eine sehr kurze, peremtorische Zeitfrist. Maiquez legte die ärztlichen Zeugnisse vor, die ihm das verboten; der Beamte befahl zum zweyten Mal, und fand zum zweyten Mal dieselbe Entschuldigung, ließ ihn verhaften, und machte dem Minister Lozano de Torres davon Anzeige und dieser dem König. Vergebens erklärte sich der des Ungehorsams Beklagte bereit, zu gehorchen, und bat nur um sechs bis sieben Tage Zeit, um die Rollen wieder einzulernen; man hörte ihn nicht mehr, und vierundzwanzig Stunden später erschien eine königliche Ordre, wodurch er in Ruhestand versezt und nach Ciudad-Real verwiesen wurde.

Dieser Machtspruch, gegen welchen keine Einwendung mehr galt, wurde in Ausübung gebracht, und unter einer Kavallerie-Eskorte wurde Maiquez am Morgen des andern Tages, von zwey Bedienten begleitet, abgeführt, seine Bewunderer trauernd, seine Collegen verwaiset zurücklassend. In Ciudad-Real besserte er sich anfangs scheinbar, wurde aber bald wieder kränker und überzeug'e sich, daß das dortige Klima ihm nicht zusagte. Er bat um die Erlaubniß, nach Granada, wo er unter dem schönen Himmel und dem glücklichen Klima seine Gesundheit wieder zu finden hoffte, gehen zu dürfen und erhielt sie — allein es war zu spät. Statt dort Leben und Glück zu finden, fand er nur den Tod. Er starb in Granada den 17. März 1820. Er ließ eine Tochter in zartem Alter hülflos zurück, und einen berühmten Namen, den bisher kein Denkmal verewigt.

Der Tod dieses Künstlers, im Leben bewundert wie jezt betrauert, war für die Bühne ein wahres Unglück. Die dramatische Poesie hat ihren glücklichsten Dollmetscher, die Musen haben ihren ersten Liebling, das Theater seine schönste Zierde verloren.

Alles, was die spanische Bühne jetzo ist, verdankt man Maiquez. Die Bildung der Stimme, der Ton, Auftreten, Abgänge, Haltung auf den Bretern, Aktion, Kostüm, äußere Pracht, alles ward durch ihn neu. Wenn man jezt in Spanien Schauspiel sieht, würdig einer kultivirten Nation, wenn die Regeln der Kunst auch ins Reich der Schauspielkunst eingeführt worden sind, und wenn die Ausübung dieser Kunst diejenigen, welche sich auszeichnen, nicht mehr von Umgang mit gebildeten Menschen ausschließt, so hat man es Maiquez zu verdanken.

Wer hat seinen Otello, seinen Pelagius, seinen Orestes vergessen? Wer das befreyte Rom, Cajus Grachus, Oscar, Virginia, Fenelon und andere Tragödien, die sein Feuer, seine Seelengröße und seine erhabene Darstellung zu Triumphen der Freyheit machte? — Wenn das Trauerspiel ihm soviel verdankte, was sollen wir von jener Natürlichkeit, von jener Feinheit und Leichtigkeit sagen, die er im Lustspiele zeigte? „Der Zerstreute," „der selbstsüchtige Eitle," „die spanischen Schlösser" und mehrere andere Lustspiele, aus dem reichen Schatze der französischen Bühne entlehnt, fanden an ihm einen eben so feinen als denkenden Darsteller. In Maiquez vereinigte sich Kraft, Grazie und Gefühl, Thalia und Melpomene schienen ihn gleich begünstigt zu haben.

Wir haben nun von Maiquez als Künstler gesprochen, es bleibt uns noch übrig, von ihm als Menschen zu reden; doch wo das Privatleben beginnt, hört das Reich der Kritik auf. Viele versagen ihm als Menschen die Lobeserhebungen, die sie dem Künstler reichlich spenden. Wir sagen blos, daß im Kampf der Leidenschaften die Nachsicht zu Gunsten dessen reden muß, der durch die Macht seines Talents die Bewunderung seiner Nation zu gewinnen wußte. Viele beschuldigen ihn des Stolzes, aber Maiquez hat viel verziehen, denn er wurde viel verfolgt; Maiquez erkannte übrigens das Uebergewicht seines Talents und seiner Verdienste, und fand einen Genuß darin, zu zeigen, daß er es fühlte. Man beschuldigte ihn des Neides, aber diese Beschuldigung ist gewiß ungerecht. Wessen Talent hätte er auch beneiden sollen? Es giebt der schöpferischen Genie's nicht viele, etwas muß man dem Manne verzeihen, dem Lorbeer und Gefängniß, Triumphe und Erniedrigungen mehr als einmal zu Theil wurden.

Maiquez war groß und wohlgewachsen, seine Physiognomie angenehm, ausdrucksvoll und geistreich *), sein Auge lebhaft und durchdringend, seine Haltung edel, oft streng und imponirend, sein Benehmen gefällig, sein Charakter fest und bestimmt. In der Gesellschaft von unterrichteten Männern sprach er mit großer Leichtigkeit, äußerte seine Ansichten, ohne darauf zu beharren, zuweilen ungemein gutmüthig, oft auch beißend, aber immer Geist und Talent verrathend. Maiquez war im Leben wie auf der Bühne ein mehr als gewöhnlicher Mensch, und der Achtung seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt würdig.

Dr. Pfeilschifter.

*) Man hat ein Porträt von ihm, das aber im Stiche leider übel gerathen ist und von einer angenehmen und ausdrucksvollen Physiognomie wenig oder gar nichts wahrnehmen läßt.

Der Aufenthalt der Brustkranken im südlichen Europa.

(Beschluß.)

Rom.

Das Klima von Rom ist bedeutend verschieden von dem der Gegend um Nizza und der südlichen Provence; es ist dasselbe feuchter und die trocknen und kalten Winde herrschen dort weniger. Der Mehrtheil der Stadt ist auf dem alten Marsfelde erbaut, liegt niedriger und wird durch seine höheren Umgebungen vor dem Nordwind geschützt. Zwischen der unteren Stadt und dem süd-östlich gelegenen Sumpfland stehen die sieben Hügel und der Berg Pincia, welcher die kalten Winde abwehrt.

Dr. Clark ist sehr geneigt, den Aufenthalt in Rom für Schwindsüchtige empfehlenswerth zu halten. Die Luft ist milder als im südlichen Frankreich oder in Nizza, und die Stadt liegt in beträchtlicher Entfernung vom Meere. Die Tramontana weht allerdings öfters heftig in Rom und die Winter sind kälter als in Nizza. Aber die Frühlingstemperatur ist es, welche Rom vor anderen Städten den Vorzug verleiht, indem die kalten Nordwinde, welche alsdann fast durch ganz Europa wehen, dort minder fühlbar sind. Dieser Umstand ist für Schwindsüchtige entscheidend, weil sie gar viel leichter einen passenden Winter- als Frühlings-Aufenthalt finden können.

Die Erfahrung zeigt, daß Kranke, welche in dieser Jahrszeit sich an die Küsten oder nach Neapel verfügt hatten, zur Rückkehr nach Rom gezwungen wurden und sich dabey wohl befanden. Daß auch in Rom die sorgfältigste Lebensordnung Schwindsüchtigen nothwendig ist, versteht sich übrigens von selbst, und sie müssen auf öffentliche Vergnügungen durchaus verzichten. Wie in ganz Italien, so ist auch in Rom die Einrichtung der Häuser gar nicht auf die Winterkälte berechnet. Treppen und Gänge sind breit und dem Luftzuge sehr ausgesetzt. Verschiedene Theile der Stadt, die kalt und feucht sind, weßhalb dann der Uebergang von Sonnenschein und Schatten gefährlich wird, müssen vermieden werden. Auch soll man sich im Winter keiner offenen Wagen bedienen, und vor dem Eintritt des Sommers weder die Ruinen der alten, noch die Kirchen der neuen Stadt besuchen.

Für Personen, welche eine schwache Brust haben, sind die Wohnungen um den spanischen Platz die gerathensten; sie sind vor dem Winde geschützt, nahe beym Berg Poncia und bey den lieblichsten Spaziergängen. Nachtheilig hingegen ist die Lage der Via Babuina. Es wäre ganz überflüssig zu bemerken, daß es an guten und bequemen Wohnungen in Rom nie fehlt, so wie auch, daß alle Lebensmittel und das Wasser daselbst vortrefflich sind.

Neapel.

Dr. Clark hat diese Stadt nicht selbst besucht, er kennt sie also nur aus Berichten, und er hält ihr Klima für demjenigen von Nizza sehr ähnlich. Der Himmel ist eben so rein, die Sonne eben so kräftig, die Wärme ist zur Winterszeit ungefähr die nämliche, und im Frühjahr stellen sich die gleichen kalten Winde ein. Im Lande sagt man sogar, Neapel sey von ganz Italien, im Winter der wärmste und im Frühling der kälteste Ort. Schwindsüchtige befinden sich daselbst gar nicht wohl.

*

Die Frage, welche Gegenden zum Sommeraufenthalte für Schwindsüchtige sich am besten eignen, wird zu beantworten um so schwieriger, als der beste Winteraufenthalt am wenigsten für den Sommer taugt. Die warmen Länder, Italien und das südliche Frankreich, sind Schwindsüchtigen um so nachtheiliger, je weiter die Krankheit vorgerückt ist; der Sirokko wird ihnen besonders verderblich. Die Gestade vom Comersee, insbesondere Cadenabbia, können einen ganz bequemen Sommeraufenthalt gewähren. Kranke, die das Reisen nicht scheuen, finden in der Schweiz sehr befriedigende Verhältnisse. Den aus Italien Kommenden bietet der Genfersee sich zunächst dar, an dessen Ufern die besten Oertlichkeiten gewählt werden müssen. Vevey empfiehlt sich für den Winter und ist hingegen im Sommer zu heiß. Lausanne und Genf besitzen nahe am See eine gegen den Nordost-Wind, die sogenannte Bise, geschützte Lage, und, bey sorgfältiger Wahl der Wohnung, mögen Schwindsüchtige sich so gut wie irgendwo in der Schweiz befinden. Die herrliche Landschaft ist beynebens zur Rückkehr nach Italien bequem gelegen, und wer um die Mitte des Brachmonats in der Schweiz eintrifft und um die Mitte oder gegen Ende des Herbstmonats sie wieder verläßt, wird alles Nachtheilige und Gefährliche des Klima vermeiden.

Die Schlußbemerkungen des Buches sind folgende: Das Klima des südlichen Europa ist empfehlenswerth bey scrophulöser oder noch unentwickelter erblicher Anlage zur Schwindsucht, bey jungen, zarten und katharrhalischen Zufällen unterworfenen Personen; selbst da, wo die Lungenknoten sich schon in einem gereizten Zustande befinden, kann der Aufenthalt etlicher Jahre in einer milden Temperatur bey wohl geregelter Lebensordnung, den Reiz mindern und demnach der Eiterung vorbeugen. Wenn alles, was die Entzündung herbeyführen mag, vermieden wird, so können die Knoten für lange und vielleicht auf immer in unverändertem Zustand bleiben. Die kalten Bäder können wesentlich beytragen, um den Körper gegen den Einfluß der Wechsel des heimathlichen Klima zu schützen. Wo die Knoten bereits zu eitern angefangen haben, da hilft der veränderte Aufenthalt nichts, und die Beschwerden der Reise können den Gang des Uebels nur beschleunigen. — Was den Winteraufenthalt betrifft, so sind das mittägliche Frankreich, Nizza und Neapel, dazu ungleich viel weniger tauglich, als hingegen Rom und Pisa.

Auf Raphaels Gemälde in der Farnesina:

Ja sie tragen an sich das Siegel des großen Erfinders
Jegliches Wesen spricht aus Raphaels schöpfrischem Geist.
Welch' ein Schwung der Idee! im Taumel der Psyche empfangen,
Glühender Phantasie, zart von Amor durchhaucht.
Fornarina, du hieltst umschlungen am klopfenden Busen,
Deinen Liebling, als er diesen Olympos entwarf;
Darum regt sich hier alles im Jubel des regsten Entzückens,
Jegliche Gruppe ruft laut: Liebe beherrschet das All!

Maler Müller
in Rom.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg im Januar.

(Beschluß.)

Die Vornehmen und Reichen auf dem Christmarkt fahren in ihren Equipagen langsam durch die erleuchteten Gassen und lassen den Kutscher von Zeit zu Zeit vor einem besonders brillanten Spielzeugs- und Konfekt-Laden halten, wo man denn aussteigt und nun wirklich beträchtliche Summen für die liebe Jugend zum Christ-Abende einkauft. Alles beschenkt sich, Alles begehrt Geschenke, bis auf die Dienstboten hinab, die an diesem Abende selbst die Materialisten — hier, seltsam und originell genug — Kraut-krämer genannt, in Kontribution setzen, von denen sie einige Loth Thee, Zucker, Kaffee oder auch einige Honigkuchen erhalten, die zu diesem Abende von den Bäckern gebacken werden. So laut der Jubel am Christabende selbst ist, so nüchtern erscheint dagegen der erste Feyertag, deren wir hier bey allen hohen Festen drey haben, was denn sehr noch an die für uns Aeltere entschwundene Jugend mahnt, wo der erste Christtag, troz all des Besizes worin wir uns an demselben befinden, doch immer schaal und kalt gegen die lebenswarme Hoffnung des Christabends erscheint; und ist es nicht immer und überall so mit Hoffnung und Besiz? Nicht zu berechnen sind die Summen, welche zur Weihnachtsfeyer hier verthan werden, denn leider! ist unsere Jugend schon so verwöhnt, daß sie nicht allein schöne, sondern auch kostbare Geschenke erwartet, wenn diese nun herannaht. Es werden 40 bis 50 Thaler für ein Spielwerk hingegeben, das nach zwey oder drey Tagen schon zerbrochen da liegt, und seit Goethe in seinem Wilhelm Meister eben so lieblich als anmuthig seine Kinderspiele mit einem Puppen-Theater beschrieben, wimmeln alle Spielzeug-Läden von dergleichen; so häufig man sie aber auch ankauft, so haben sie doch noch keinen einzigen Goethe wieder erweckt! Fast erschöpft wird die Kasse eines weniger Begüterten durch die dem Christfeste vorhergehenden Betteleyen aller handreichenden Stände, die Sammlungen genannt werden. Um einen Begriff von dem Mißbrauch und der Uebertreibung dieser sogenannten Sammlungen zu geben, will ich nur einen Zweig derselben hier erwähnen. Man würde glauben, mit denen sich abgefunden zu haben, die für die Erleuchtung der Stadt sorgen, wenn man dem Leuchtenversorger sein Trinkgeld gegeben; aber mit nichten! es erscheinen dann noch ein Leuchten-Anstecker und endlich gar ein Leuchtenkurrer!!! So geht es durch alle Stände fort, und die Thüre steht in den lezten Tagen vor dem Feste keinen Augenblick still; was bey dieser Gelegenheit entwendet, welche Betrügereyen und Unterschleife gemacht werden, läßt sich denken, und es sezt wirklich in Erstaunen, daß solchem Unfuge nicht längst durch Polizey-Befehle gesteuert worden, denn es ist eine nur allzubekannte Wahrheit, daß von dem auf diese Weise zusammengebettelten Gelde den Familien der Sammelnden nichts zu Gute kommt, sondern daß die beträchtlichen Summen von den Männern in den Wirthshäusern am Spiel- oder Trinktische sogleich verbraucht werden. Nie sieht man daher auch mehr Betrunkene, nie entstehen häufigere Feuersbrünste, als gerade in dieser Zeit, die wir daher füglich dem Fasching südlicher Länder vergleichen könnten, wenn es bey diesem nicht genialer, lustiger, unschuldiger selbst, als bey unserm Christfeste zugienge.

Von großen Privat-Bällen und Gesellschaften hört man jezt wenig, denn im Allgemeinen ist die Stimmung hier traurig und der Kaufmann kann nirgend ein Ende für die eingetretenen schlimmen und geschäftlosen Zeiten ersehen. Der Handel stockt in allen seinen Zweigen; der mit Staatspapieren, welcher bisher manchen reich machte, wird jezt so gefährlich, daß sich Kapitalisten nicht mehr auf sein Glatteis wagen mögen. Die in England neuerdings ausgebrochenen Bankerotts einiger großen Häuser haben Schrecken und Verwirrung verbreitet, und fast unsinnige Gerüchte in der Handelswelt ergehen lassen; man sprach von Verlegenheiten eines Hauses, das bisher noch über jede Furcht und Mißtrauen erhaben war. Daß die Aussicht vorhanden ist, daß einige Kolonial-Waaren, z. B. der Kaffee, den man bisher unmäßig theuer bezahlen mußte, jezt wohlfeiler zu haben seyn werden, da St. Domingo von seinem Tyrannen befreyt worden ist, macht gewiß auch einigen Eindruck auf der hiesigen Börse, da man auf diesen Artikel hier noch am meisten spekulirte, die jezt gewiß sinken und große Verluste nach sich ziehen werden.

Das Oberappellations-Gericht für die vier freyen Städte ist jezt in Lübeck förmlich installirt, doch kann nur in solchen Sachen von hier aus dahin appellirt werden, die zwey verschiedenartige Urtheile beym Ober- und Untergericht erhielten. Gegen zwey gleichmäßige Erkenntnisse gilt keine Appellation, auch muß der Gegenstand des Streits, den Werth von 500 Pfd. Banko betragen, wenn er dort angenommen werden soll.

Die Schweizer Cosmoramen des als Landschafts-Maler, rühmlich bekannten Herrn König sind mit vielen Beyfall hier gesehen worden. So weit es auf diesem Wege möglich ist, die Natur nachzuahmen, hat er es gethan. — Herr Professor Mano, der seinen Aufenthalt in Hamburg fortsezt, hat vor Kurzem eine Madonna vollendet, die seiner Kunst und seiner Erfindung Ehre macht. Er gab sich selbst die schwere Aufgabe, die Gottes-Mutter gleich nach dem Augenblick der Geburt Christi vorzustellen, wo es darauf ankam, daß das irdische Erliegen der sterblichen Natur ringend mit der himmlischen überirdischen Freude, den Weltheiland geboren zu haben, mußte dargestellt werden. — Unsre Steindruckerey liefert fortwährend sehr schöne Kunstsachen, die immer mehr das Bestreben nach Vollendung erweisen. Nebst manchem Portrait von Privatpersonen, erschien vor Kurzem das Ecce homo das Guido Reni aus der Dresdner Bilder-Gallerie von Hardorffer gezeichnet. Dieser wackre Mann macht sich durch den Unterricht im Zeichnen, welchen er hier ertheilt, ein großes Verdienst um die Bildung zur Kunst.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 19.

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. März 1821.

Dichtkunst.

Lieder-Saal. Das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen. Erster Band. Eppishausen, 1820. 638 Seiten in gr. 8.

Eppishausen ist ein alter Rittersitz zwischen der Thur und dem Bodensee, unfern von Bischofzell im schweizerischen Canton Thurgau. Dort ist das Buch nicht gedruckt, aber es weilt daselbst ein großherziger Freund und Kenner altteutscher Dichtkunst, der Freyherr Joseph von Laßberg, welchem es sein Daseyn verdankt. Dem Buchhandel ward dasselbe bisdahin nicht übergeben und auch darum schon dürfte eine etwas umständlichere Kunde in diesen Blättern an ihrer Stelle seyn. Man will dieselbe der vorgesezten Zuschrift des Herausgebers: An Meister Leonhard von Costenz, entheben, und in seiner altteutschen Sprache wiedergeben.

„Dir ist nit unkund (so hebt die Inschrift an), lieber Meister! wie ich von Jugend uf Lust und Freud zu alten Geschichten und Sachen hätt, bevorab zu denen die unser teutsch Vaterland und vor allem unser lieb Schwabenland antreffen. Do es sich nu gefügt, daß ich nach etwa dreißig Jaren, der fremden Geschäft und Arbeit los und ledig worden und mich füran eines ehrsamen Müssiggangs wol erfreuen möcht; da gedacht ich ouch wieder der guten Zeit, do unser lieben Altvorderen Reden und Taten, Sprach und Gesang, min Herz vast oft erfreut; und weil nu heutzutag so viel über diese gesprochen und geschriben wird; so vermeint ich der Müh eines schwäbischen Mannes nit unwert ze sin, daß ich die alten Bücher und Schriften wieder vornäm, um die Sprach unsers Lands wieder recht verstehen ze lernen, und darnach ze sehen, wie wit wir schon von derselben abkommen, und ob die Leren, so uns die Niederteutschen in der neueren Zit davon geben, ouch die rechten sien? Wolt ich sagen, lieber Meister! daß ich das one mich funden; oder daß ich mit unsäglichem Fleiß und Arbeit darzu gelangt, dies zu erfinden; so würdest du nit unbillig, in Einem wie im Anderen, mich der Rumredigkeit bestrafen: das aber darf ich dir nit verhalten, wie mir ze grosser Freud und Trost kund worden, daß noch ein guter, wenn auch nit der best Theil, der alten Sprach in und bi unserem schwäbischen Volk, lebendig und kräftig waltet; voran im Breißgau, Schwarzwald, in der Bar, im Kleggau, Höhgau, Linzgau, Thurgau und im Rhintal, wo ein großer und wahrlich nit der schlechtest Teil unserer Sänger wilent gesessen; und bi Treuen! du darfst mir glauben lieber Meister! daß oft ein Thurgauer Bauer der Nibelungen Lied bald so gut verstünd, als ein Breßlauer oder Berliner Meister. Dieß ist nit gesagt, uf daß ich einen oder den andern verkleineren wolt; denn ich trag keinem Menschen Haß: vielmehr freut mich, wenn ouch andere, us welcher Landsart di sien, unserer redlichen, getreuen und lieben alten Sprach zu Nuz und Ehren, ein gut Stuk Arbeit machen, und Liebhaber sind alter ehrlicher und ruhmwürdiger Dingen, wie der edel alt Gilg Tschudy ze sagen pflegt."

Der Briefsteller gedenkt hierauf derer, die vormals in seiner Nachbarschaft gewohnt und gesungen haben, und er findet ihrer wohl zwanzig, „Pfaffen und Laien, und daß ich, so sie lebten, zu jedem von hier wol ze Imbiß riten möcht und sie zu mir." Diese werden nun einzeln aufgezählt, mit kurzen Erinnerungen und Lob. So z. B. von Herr Walther von der Vogelweide heißt es: „Wo Herr Walther in oder bi Sanct Gallen gehaust, ist nimmer bekannt, wol aber daß er oft und lang do gesungen, do mehr als ein Sänger us der Schul dieses fürtreflichen Meisters kommen ist; denn unter Abt Berthold von Falkenstein dem Breißgauer, der ein gar freudiger Mann war, sang ein großer Teil siner Hofleut und er selbs war nit der lezst unter ihnen, wie uns der alt Meister Hug von Trimberg das erzält in seinem Renner:

„Wem sollte daz niht wol gevallen,
„Daz ein Abte von Sant Gallen
„Taglich machte so rechte schone,
„Daz Sant Galle so hoh getone:
„Durch weltlich ere nie gesane:
„Dez hab sin apt jemer dane,
„Daz man dabi gedenket sin!"

Den Sängern zu Ehren faßte der Schreiber den Entschluß, eine (er sagt nicht wie) ihm zur Hand gekommne Sammlung an die dreihundert ihrer Lieder durch den Druck

bekannt zu machen. Dem Inhalt wie der Schrift nach (von derselben ist eine Blattseite als fac simile gestochen diesem ersten Bande beygelegt) gehört sie dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert an. Der Abdruck sollte die Sammlung vollständig geben und treu, so daß auch was lückenhaft in einzelnen Stücken erscheint, also abgedruckt und ihre Reihenordnung (die nur der Zufall bestimmt zu haben scheint) beybehalten ist. Der vorliegende erste Band befaßt 85 größere und kleinere Stücke. „Darinnen findet ihr dann Minnelieder, Mähren, Sagen, geistliche und weltliche Lieder, Bispel, und allerley Schwänk, wie sie das groß alt Buch nacheinander gab, us dem sie genommen sind. Was aber die Schwänk sind, do mag licht geschehen, daß die einfältig kräftig sprach unserer Alten, den neuen Jungen schier zu grob und wol gar unseuberlich vorkommen möcht; do giebt üch aber min Fründ zu bedenken (es ist der Meister Leonhard welcher zum Lezer spricht), ob er um deswillen manig gut, kräftig und eigentümlig Wort, so darinnen vorkommt, halt ufgeben sollen oder ze Grund gan lassen? ouch sind ja dergleichen Bücher weder für Wiber noch für Kinder, noch für solche gemacht, denen Aerger daraus kommen könnt, und ist der würdig alt Bodmer derselben Meinung gesin, als der in Herren Ruedeger Maneß Liederbuch ouch alles stan lassen, wie ers funden.“

Ein Wörterbuch zu Erklärung veralteter Worte, Wortfügungen und Wortschreibungen ist, weil man dafür schon vorhandene Hülfsmittel benutzen kann, nicht beygefügt, hingegen war es eine sehr verdienstliche Arbeit des Herausgebers, daß er jedem Lied Aufschrift und eine, zum Theil umständliche, Inhaltsangabe vorgesezt hat.

„Wie es aber kommen sy (wir heben noch diese Stelle der Vorrede aus), daß in den alten Lieder Buchen so lüzel Ordnung und geschickte Einteilung geschehen, also daß vast nirgendwo die Lieder bisammen stand, die zesammen gehören, darüber möcht ich dir, fründlicher Leser, wol meine Meinung sagen, und hören was du darauf haltest. Mir ist, als komm das meist von der Geschicht her, wie die Lieder selbs nach und nach entstanden sind, nu han ich zwar in alten Schriften nit finden mugen, wer das erst Lied gesungen hab, und weiß ouch nit ze raten, obs ein lustiger, oder ein trauriger Mund möcht gewesen sin; denn dem Einen tuts wol so not als dem Andern eine Stimm ze hören und sollt es ouch blos sine eigene sin, und dem Lezten by trüwen! noch mehr denn dem Ersten; aber das mein ich doch vast wol zu wissen wie es dabi zugegangen si: etwa wie noch bi uns unterm Volk, und mag mich us miner Jugend noch wol entsinnen, wenn ich an einem Feyerabend bi den Lüten uf dem Hußbank saß und dann Eins oder das Ander Mährlein oder Geschichten erzält, daß es oft hieß: ach! das ist ein schöne Histori, da sollt man ein Lied daruf machen! und so denk ich, mags von den ältesten Zeiten her, als wir in unserem guten Schwabenland noch wilde Heiden gewesen, zugangen sin, daß uf jede schöne Geschicht Lieder gemacht und die besten darunter durch den ganzen Gau, oder wol durch das ganze Land gesungen worden. Warent denn die Geschichten lang, so wurdent die Lieder es nicht minder; oder man reihet mehrere an einander, wie uns jezt der Nibelungen Lied erschint, und das vom starken Walther, und von Herzog Ernst, und noch mehr, die alle ze nennen, vast ze lang wär. Also giengen die Lieder von Mund ze Mund und wurdent ihr je länger je mer; wie nu das Schriben ufkam und die Sänger herumzogen und nit alles zesammen behalten kunnten, do macht man lange Streifen von Perment, nit vast breit, wie du in Herren Rüdiger Maneß Liederbuch uf den Gemälden findest, do schrieb man die Lieder zuerst uf wie si kamen, und die Streifen kunnt man uf und abrollen, und als die Streifen ze lang wurden, do schrieb man die Lieder besunder, jeglichs uf ein Blat oder mer, nachdem es kurz oder lang war, und legt die zesammen, da wurd ein Buch darus; aber nit gebunden; darum giengen uns so viel Lieder verloren. Nach dem wollt alles die guten Lieder han, Fürsten und Herren, Frauen und Pfaffen; denn es war eine fröhliche Zit und das Leben nit teuer. Da warent Schriber in Städten und uf Burgen, Pfaffen und Laien, die schriben uf, was man ihnen bracht, uf langen Streifen, oder uf einem fliegenden Blat, oder in kleinen Büchlin, und viel oft us dem Mund der Sänger; also daß man nit warten mocht und die Lieder ordnen; denn die Bücher wurdent gros und das Schriben gieng nit allzeschnell, und so kam denn, das kurz und lang, fröhlich und trurig, geistlich und weltlich, neü und alt Lieder unter einander stand in den großen alten Liederbuchen, wie des Menschen Gedanken in seinem Herzen, und kann man die jezt nit useinander lesen, bis die meisten und besten Handschriften herusgeben sind, do mag denn ein guter Meister Ordnung machen, und ob Gott will! kommt uns bis dahin ouch ein gut und ganz Wortbuch ze stand; also daß man mit wenig Müh und Arbeit unsere gut alt Sprach wieder verstan und liebhaben lernt.“

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

November 1820.

Vielleicht dürfte die Sorgfalt, mit welcher wir bisher die neuen Ausgaben älterer Werke angezeigt haben, manchem unserer Leser überflüssig scheinen, da durch dieselben der Reichthum der französischen Literatur eigentlich nicht vermehret worden ist. Aber dieser Reichthum wurde dadurch vervielfältiget, allgemeiner gemacht, und in sofern ist es nicht gleichgültig zu sehen, wie nach langen Kriegen, nach wiederholten Staatsumwälzungen, nach politischen Unruhen aller Art, die aufgewogten Leidenschaften sich endlich besänftigen, das Gemüth seine vorige Haltung wieder annimmt, die vernachlässigte Geisteskultur aufs neue nach Nahrung, der gute Geschmack nach Vorbildern sich sehnet, und wie von

allen Seiten die Mittel herbeygeschafft werden diesem edlen Bedürfnisse ein Genüge zu thun. Ueberdem hat die französische Literatur auch im Auslande ihre Verehrer, denen es ebenfalls nicht gleichgültig seyn kann zu erfahren, welche Gelegenheit ihnen dargeboten wird, ihre Sammlung klassischer Schriftsteller, mit wenig Kosten, zu vermehren, oder welches die besten Ausgaben der Werke sind, womit sie ihre Bibliothek zieren möchten. Hiezu kömmt, daß wir keinen kritischen, sondern hauptsächlich einen bibliographischen Monatsbericht zu liefern uns vorgesezt haben, und in dieser Hinsicht glauben wir die Erscheinung einer neuen Ausgabe, obwohl nicht von allen Schriften, wenigstens von bedeutenden Gesammtwerken anzeigen zu müssen. Zwar sind in diesem Monate wenige neue Unternehmungen der Art bekannt geworden; die älteren werden ununterbrochen fortgesezt, und die Lieferungen erscheinen zur bestimmten Zeit. So wird von Touquets Voltaire in 15 Bänden zu 2 Fr. regelmäßig alle Sonnabend eine Lieferung ausgegeben, und das Ganze, wie der Herausgeber es versprochen hat, Ende Decembers vollendet seyn. Die Auflage, so ansehnlich sie auch war, hat beynah schon ihre Abnehmer gefunden, und die wenigen noch übrigen Exemplare kosten jezt 50 statt 30 Franken. — Durch diesen Beyfall aufgemuntert hat H. Touquet ebenfalls eine wohlfeile Ausgabe von Rousseaus Werken in 8 Bänden zu dem Subscriptionspreis von 15 Franken veranstaltet. Vom 20. Februar an kostet das ganze Werk, welches die politischen Schriften des Verfassers, seine Reden, Emil, die neue Heloise, seine Bekenntnisse. seine vermischten Schriften und eine Auswahl seiner Briefe umfassen wird, 25 Franken. Bey Baudouin. — Als Ergänzung von zwey Werken älterer Schriftsteller mögen hier folgende zwey Erscheinungen ihren Platz finden: Nouvelles oeuvres diverses de La Fontaine et Poesies de F. de Maucroix. Diese kleine Sammlung noch ungedruckter Schriften, hat H. Walkenaer der Lebensbeschreibung des beliebten französischen Fabeldichters, die wir im vorigen Monate anzeigten, bald nachfolgen lassen. Maucroix Gedichten, die sich in dem nämlichen Bande befinden, hat der Herausgeber auch eine biographische Notiz hinzu gefügt. 22 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. Bey Nepven. — Oeuvres posthumes de Marmontel, enthält La Neuvaine à Cythere und Polymnie, Gedicht in zehn Gesängen. 25½ Bogen Druck in 8. mit Kpfr. Preis 6 Fr. Bey Verdier.

Gottesgelahrtheit. Es gehört beynah zu den Seltenheiten der französischen Literatur, Predigten im Druck erscheinen zu sehen; Ausnahme machen blos Leichenreden, die denn auch, vorzüglich bey dem Tode hoher Standespersonen, nicht für den unaufmerksamen Zuhörer, sondern für den denkenden Leser geschrieben zu seyn scheinen. An die gewöhnlichen Kanzelreden wird wenig Fleiß verwendet. Indessen fehlt es einigen französischen Geistlichen nicht an Beredsamkeit, und man hört mitunter Predigten von ihnen, doch größtentheils auch nur bey außerordentlichen Veranlassungen, die wohl des Aufbewahrens werth wären. Von diesen Reden soll jezt unter dem Titel: Les Orateurs français, eine Auswahl erscheinen, und zwar seit der Regierung Ludwigs XIV bis auf gegenwärtige Zeit. Die ganze Sammlung wird aus 26 Oktavbänden bestehen, wovon die zwey ersten erschienen sind. Subscriptionspreis eines jeden Bandes bis zum 31. Januar, 6 Fr. demnächst 7 Fr. Bey Blaise. — Den Liebhabern von Bibelsammlungen zeigen wir an, daß sie dieselben mit einer neuen Ausgabe der sogenannten Bible de Vence vermehren können, die von den Buchhändlern Mequignon d. ält. und d. jüng. in 25 Oktavbänden, nebst einem Atlas mit Karten und Kupfern herausgegeben wird. Der Text ist beydes in lateinischer und französischer Sprache, mit Vorrede, Dissertationen, nebst kritischen und historischen Noten, die aus den Commentaren der berühmten Gottesgelehrten Calmet, Senones und Vence gezogen sind. Zwey Lieferungen oder die vier ersten Bände, die vier ersten Bücher Mosis enthaltend, sind davon schon in den Händen des Publikums. Die typographische Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Vermehrt sind sie durch eine kurze Denkschrift des Vice-Admirals Thevenad über Noas Arche, und eine Verhältnißtafel des Maßes und Gewichts der Hebräer nach dem Decimalsysteme. Jeder Band von 43 bis 44 Bogen Druck kostet den Subscribenten 6 Fr. Der Atlas wird ihnen unentgeldlich beygegeben. Der Preis des ganzen Werks soll demnächst auf 190 Franken erhöhet werden.

Arzneywissenschaft. Code pharmacien ist eine Uebersetzung des lateinischen Codex medicamentarius von Leroux, Vauquelin, Deyeux, Jussieu, Richard, Percy, Hallé, Henri, Vallée, Bouillon-Lagrange und Cheradame. Der Herausgeber A. J. L. Jourdan hat durch diese Uebersetzung vielen französischen Apothekern keinen geringen Dienst erwiesen, da bey der Einrichtung, die jedem erlaubt, der sieben oder acht Jahre lang die Arzneybereitung handwerksmäßig erlernt hat, und 25 Jahre alt geworden ist, selbst einen Apothekerladen zu eröffnen, zu vermuthen stehet, daß einige unter ihnen kein Latein gelernt, oder das wenige, was sie wußten, während ihrer Lehrjahre wieder vergessen haben. Oktavband von 40½ Bogen Druck. Preis 8 Fr. Bey Guillaume.

Pflanzenkunde. Leçons de Flore, Cours complet de botanique, par J. L. M. Poiret. Obwol die Pflanzenkunde seit einigen Jahren viele Liebhaber findet, so würde sie doch vielleicht mit größerem Fleiße angebaut werden, wenn die Verfasser der Bücher, die die Anfangsgründe derselben lehren, darauf bedacht gewesen waren, das Studium angenehm zu machen, und die Schönheiten der Natur in ihrer ganzen Pracht darin zu entwickeln, statt daß sie dieselben mit systematischen Ideen und willkührlichen Namenverzeichnissen anfüllen, die den Leser auf den ersten Anblick abschrecken. Fast alle botanischen Schriften trifft dieser Vorwurf, und die meisten Elementar-Bücher scheinen eher für junge Naturforscher geschrieben zu seyn, die mit Ernst diese Wissenschaft zu treiben sich vorgesezt haben, als für bloße Liebhaber, die eine angenehme Unterhaltung darin suchen. Für diese nun ist fast ausschließlich vorliegendes Werk entworfen, welchem der Name seines als Fortsetzer des botanischen Lexicons bekannten Verfassers, zur besten Empfehlung dienet. Es wird in 14 Lieferungen ausgegeben werden, wovon 5 bereits erschienen sind, und mit 56 illuminirten Kupfern gezieret seyn, die über tausend Gegenstände aus dem Pflanzenreiche darstellen. Diese sind von P. J. F. Turpin gezeichnet. Preis einer jeden Lieferung 2 Fr. 50 Cent. Bey Panckoucke.

Ackerbau. Compte rendu des travaux de la Société royale d'agriculture etc. de Lyon. Es ist seit mehreren Jahren Vieles in Frankreich für die Vervollkommung des Ackerbaus geschehen, das heißt, es sind Freunde des Ackerbaus in Gesellschaften zusammen getreten, haben ihre Kenntnisse und Erfahrungen vereiniget, und dem Landmanne die Mittel angezeigt sein Eigenthum zu verbessern; ob er aber Gebrauch davon machen werde, daß ist eine andere Frage. Man sollte glauben daß der Franzos, mehr als andere Völker, geneigt wäre, Neuerungen aufzunehmen; im Gegen-

theil, hält es vielleicht nirgends schwerer, als in Frankreich, besonders bey dem Landbewohner, eine neue, augenscheinlich bessere Verfahrungsart in seiner Wirthschaft Eingang finden zu lassen. Man darf nur aus den Mauern von Paris hinaus treten, um sich zu überzeugen, daß ungeachtet der vielen neuen Theorien und Erfindungen, die in der Hauptstadt zur Verbesserung des Landbaues zu Tage gefördert werden, dennoch dieser Landbau nach dem alten Schlendrian fortgesezt wird, und man es der Nachkommenschaft oder dem Auslande überläßt, die Arbeiten der gelehrten Gesellschaften zu benutzen. Vorliegende Schrift, die H. Gregoire, Professor der Thierarzneykunde zu Lyon zum Verfasser hat, umfaßt die Arbeiten der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, vom 1. Februar 1819, bis zum 1. Merz 1820. Eine Untersuchung über die verschiedenen Düngerarten, und Versuche, die mit drey und sechzig Gattungen von Erdäpfel angestellt worden sind, verdienen in dieser Schrift besonders der Aufmerksamkeit empfohlen zu werden. 18 Bogen Druck in 8. Lyon bey Barret.

Philosophie. Sommaire d'un Cours de Philosophie ouvert à la Faculté des Lettres, par l'Abbé Delarivière. Diese Vorlesungen fingen den 6. December 1819 an, und sind seitdem mit vielem Beyfall fortgesezt worden. H. Delarivière war ehedem Professor der Philosophie am königlichen Collegium zu Clermont. Damals schon machte er sich in der gelehrten Welt durch eine französische Sprachlehre und durch eine Logik bekannt. Erstere, die 1817 erschien, erregte Aufmerksamkeit durch ihre richtig überdachten philosophischen Ansichten, die über viele Gegenstände der Sprachwissenschaft neues Licht verbreiteten. Die Logik erschien 1819, und sezte mit eben so vieler Deutlichkeit als Bestimmtheit die Grundsätze einer Wissenschaft auseinander, die obwohl seit Aristoteles Zeiten gelehrt, dennoch in Frankreich wenige empfehlenswerthe Handbücher aufzuweisen hatte. Mit diesen beyden Schriften stehet vorliegender Inbegriff der Vorlesungen über die Philosophie in Verbindung; es wird hier erörtert, was dort nur angedeutet war, das Ganze ist mit vieler Deutlichkeit behandelt, und der Verfasser verdient den wärmsten Dank seiner Zuhörer für diesen Leitfaden bey seinem Vortrage. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, daß der Gebrauch den akademischen Vorlesungen ein besonderes Handbuch zum Grunde zu legen, ziemlich allgemein in Frankreich wird; möchten doch in mancher andern Hinsicht auch die deutschen Universitäten zum Vorbilde gewählt werden. Duodezband von 102 Seiten. Bey Witwe Nyon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

(Beschluß.)

Unter den Zeitschriften, die heftweise erscheinen, erfreut sich der Censor, periódico, político y literário, eines günstigen Rufes, ohne deswegen eines günstigen Absatzes sich zu erfreuen. Der Hauptredacteur desselben ist D. Leon de Amarita, der während seines Aufenthalts in Frankreich am Censeur européen mitgearbeitet hat. Diese Zeitschrift ist ebenfalls in den Händen der Afrancesados, und ein Bayonner Banquier bestreitet sogar die Kosten der Herausgabe. Man rühmt vorzüglich die Reinheit des Styls derselben. — El Cetro constitucional ist eine politische Wochenschrift, deren Redaction D. M. E. de Gorostiza besorgt, und die zuweilen vortreffliche Artikel enthält. Der Geist des Marat'schen ami du peuple tritt bei weitem nicht so störend hervor, wie im Correo. — Der Revisor político y literario, den D. Manuel Mouso de Viado herausgiebt, aber leider zu beendigen im Begriffe steht, war mit dem Talent redigirt, das dieser geistvolle Schriftsteller schon früher beurkundet hat. Ein geborner Asturier, hat er auf der Universität Oviedo seine gelehrte Bildung erhalten, und sich zum praktischen Juristen ausgebildet, als der Krieg gegen die franz. Republik ihn bestimmte die Waffen zu ergreifen. Er nahm 1805 seinen Abschied, und wurde als General-Administrator der Kronzehnten im Königreich Granada angestellt. Bei dem Einfall der Franzosen schickte ihn die Junta von Granada als Deputirten zur Junta nach Sevilla. Jos. Bonaparte, der auf ihn aufmerksam gemacht worden war, ernannte ihn zum General-Administrator der Zehnten und Krongüter im Königreich Jaen. Er wanderte mit den Franzosen über die Pyrenäen, hielt sich einige Zeit in der Gegend von Toulouse auf, und kam in Folge der neuesten Ereignisse wieder nach Spanien zurück. Er hat mehrere Werke herausgegeben, unter denen vorzüglich eine Uebersetzung von Robertsons Geschichte von Amerika mit kritischen, historischen und politischen Noten Aufmerksamkeit verdient. — Die Herausgeber der Periódico Mania, einer fortgehenden Kritik der Zeitschriften, sind unbekannt. Es ist von wenig Gehalt, die Verf. wissen den reichen Schacht, der sich ihnen darbietet, nicht zu bearbeiten. —

Seit dem neuen Jahre hat sich die Journalistik um zwey Journale vermehrt, wovon das eine, El Christiano en la Sociedad, es mit dem geistigen, das andere, die Décadas médico-quirúrgicas, es mit dem körperlichen Wohl zu thun haben. Der „Geist in der Gesellschaft" dürfte für Spanien noch zu früh kommen; die leztere dagegen dürfte, wenn die Herausgeber leisten, was sie versprechen, für die spanischen Aerzte von wesentlichem Nutzen seyn. Sie wollen nämlich 1) die Gelehrten und das Publikum in den Stand setzen, alle Erscheinungen und Entdeckungen im Felde der Medizin und Chirurgie in und außerhalb Spanien kennen zu lernen; 2) Alle Ansichten und Streitfragen, worüber in unsern Tagen die Aerzte, besonders in Frankreich und Italien uneinig sind, unpartheyisch beleuchten; 3) eine kurze Uebersicht der endemischen Krankheiten verschiedener Orte, besonders Madrids, zugeben, mit einer monatlichen Uebersicht der Genesungen und Todesfälle; 4) die glücklichen Resultate bekannt zu machen, welche in unheilbar scheinenden und verzweifelten Krankheitsfällen außerordentliche Heilmittel etwa hervorbringen dürften; 5) Zweifel, Beobachtungen und Fragen aus der medicinischen Polizey; 6) Anzeige und Analyse aller medicinischen und chirurgischen Werke des Inlandes und einiger ausländischen u. s. w. — Auch in Cadix erscheint, und zwar schon seit dem Anfang des Aprilmonats, eine Zeitschrift ähnlichen Inhalts, nämlich: Periódico de la Sociedad médico-quirúrgica de Cadix. —

Druckfehler.

In der Rec. des Theaters von Klingemann Nro. 9. S. 33. Sp. 1. Z. 8. v. o. lies der ächten Poesie statt der rechten P. S. 34. Sp. 1. Z. 14. v. o. l. erretten statt retten (freylich ziemlich einerley, aber nicht im Verse). Ebend. Z. 10. v. u. lies und zwar st. zwar. S. 35. Sp. 1. Z. 10. v. o. lies Eubda st. Eubba. S. 36. Sp. 1. Z. 14. v. o. l. V. (Vers) 730. st. B. (Band) 730. Ebend. Sp. 2. Z. 9. v. o. l. nemo st. neme.

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

2 1.

ng halten?

n! an des Grabes Rande
lische die Treue nicht.
— zerfallen unsre Bande —
Heimath in dem Licht!

W. v. Breitschwert.

e m b a i.

schrift. Von Wilhelm Bondi.

ing einst Nachts durch die Gassen
in armer Handwerksgesell, sein
ner Arbeit kommend, kehrte er
usung. Schon wollte er in die
und Waffengeklirr ihn aufmerksam
ein erblickte er zwey Männer
die sich gegen sechs Räuber ver-
rzhaft und wacker, wie er war,
zu Hülfe, und obgleich nur mit
griff er doch so tapfer an, daß er
rieb. Ohne einen Lohn zu erwar-
eretteten zu bekümmern, trat er

chte zehn Uhr Abends seyn, eben
men Feuer sitzend, bey sich über-
sich geben müsse, um ein armse-
wie mancher, der auch den gan-

Ertönt uns tröstend ihrer Stimme Klang.

Fleiße gearbeitet, doch kaum so
viel verdient hätte, um seinem Hunger mit der dürftigsten

image
not
available

Nro. 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch 7. März 1821.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten flieh'n.

Tiedge.

Erinnerung.

Die Sonne weicht des Abends schwarzem Flügel,
In Wolkendunkel sinkt des Himmels Blau,
Im Eis verbergen sich des Frühlings Blüthenhügel,
Die leeren Fluren deckt des Nebels Grau.

Die Freude, die mit ihren frischen Schwingen
Sich jugendlich bewegt im Sonnenstrahl,
Läßt — obwohl sträubend — sich vom Arm der Zeit bezwingen
Und ihre Stelle füllt ein Trauermal.

Das Ird'sche sinkt; im stürmisch schnellen Fluge
Enteilt, was kaum noch innig uns ergözt,
Und die Vergänglichkeit auf ihrem Schreckenszuge
Ließ keines Menschen Herz noch unverlezt.

Doch heilend kommt mit Geistertritt gegangen
Des Himmels Tochter, die Erinnerung,
Der blassen Rose gleicht der Schimmer ihrer Wangen
Still ist sie aber froh und ewig jung.

Der Freude wie des Schmerzes Schwester einigt
Sie mild in sich der beyden Segenskraft,
Erneut der Freude Glück von Schlacken ausgereinigt,
Den Duldungsmuth, den uns das Unglück schafft.

Bey ihrem Nah'n muß wilder Taumel fliehen,
Kein herber Schmerz darf wühlen durch die Brust,
Sie läßt ins offne Herz nur Hochgefühle ziehen
Und leiser Wehmuth vielwillkommne Lust.

Mit reiner mütterlicher Treue waltet
Erinnerung um unsern Erdengang,
Bis einst das warme Blut im Todeskampf erkaltet
Ertönt uns tröstend ihrer Stimme Klang.

Und zweifeln wir? — nein! an des Grabes Rande
Bricht sie die himmlische die Treue nicht.
Umschlingt uns freudevoll — zerfallen unsre Bande —
Und eilt mit uns zur Heimath in dem Licht!

W. v. Breitschwert.

Ademdai.

Nach einer persischen Handschrift. Von Wilhelm Bondi.

Ein junger Mann ging einst Nachts durch die Gassen von Bagdad. Er war ein armer Handwerksgesell, sein Name Ademdai; von seiner Arbeit kommend, kehrte er friedlich nach seiner Behausung. Schon wollte er in die Thüre treten, als Lärmen und Waffengeklirr ihn aufmerksam machten: im Mondenschein erblickte er zwey Männer in armenischer Tracht, die sich gegen sechs Räuber vertheidigten. Ademdai, herzhaft und wacker, wie er war, eilte dem schwächern Theil zu Hülfe, und obgleich nur mit seinem Stocke bewaffnet, griff er doch so tapfer an, daß er die Sechse in die Flucht trieb. Ohne einen Lohn zu erwarten, ohne sich um die Geretteten zu bekümmern, trat er in seine Wohnung.

Tags darauf, es mochte zehn Uhr Abends seyn, eben als er bey seinem sparsamen Feuer sitzend, bey sich überlegte, welche Mühe man sich geben müsse, um ein armseliges Leben zu fristen, und wie mancher, der auch den ganzen Tag mit dem größten Fleiße gearbeitet, doch kaum so viel verdient hätte, um seinem Hunger mit der dürftigsten

Kost zuzustillen; dann laut ausrufend sagte: welches Stück Arbeit habe ich heute nicht vollendet, und nicht mehr als eine halbe Drachme dafür erhalten! O, Mahomet, beschertest du mir nur einst das Nothwendigste zum Lebensbedarf, ich dünkte mich ja so glücklich als unser Großvezier! und kaum diese Klagen geendet hatte, da hörte er heftig an seiner Thüre pochen. Schnell stand er auf, eilte zu öffnen, vermeinend einer seiner Nachbarn bedürfe sein; aber wie groß war sein Erstaunen, als er eine Gestalt in einem schneeweißen Talar auf sich zuschreiten sah, die ihn still mit einem schwarzen Stabe grüßend und mit dem Kopfe, den ein ungeheurer Turban zierte, zunickend, vorwärts in seine Kammer trieb. Ungeachtet Ademdai keine Furcht kannte, erschreckte ihn doch diese Erscheinung; aber diese erhabene Gestalt, sich den Bart, der bis zum Gürtel reichte, streichend, sprach: Fürchte dich nicht, Ademdai, ich bin dein guter Genius, ich komme zu dir, um dir Wohlthaten zu erzeigen; ich hörte dein Selbstgespräch und deinen bescheidenen Wunsch, nur das Nothwendigste zu besitzen. Ist es nicht so?

O mein guter Genius! rief Ademdai, indem er sich erholte, nur das Nothwendigste zum Lebensbedarf möchte ich haben, kann ein Mensch wohl weniger verlangen? — Gewiß nicht, antwortete der Genius; aber was verstehst du unter dem Nothwendigen, was bedarfst du um das Nothwendige zu besitzen? — Wenig nur. Genug für mich, hab' ich alle Tage meinen Reiß, Holz ihn zu kochen und mich zu wärmen, einen Anzug um mich zu kleiden; das ist alles, was ich zu meinem Glücke brauche. — Wie viel mußt du Geld haben, dich im Besitz aller dieser Dinge zu setzen? — Mein theurer Genius! nur eine Drachme des Tags. Für eine Drachme des Tags glaube ich mir das Nothwendigste verschaffen zu können. — Es sey, hier hast du acht Drachmen, auf acht Tage; am Ende des achten Tages, zur selben Stunde, werde ich dir wieder erscheinen. Sollte eine Drachme des Tags dir zu wenig seyn, fordre mehr. Ich werde dir mehr geben, so viel du begehren magst, bis du das Nothwendige endlich erlangt hast. Ich sage das Nothwendige; denn Ueberfluß will ich dir nicht verleihn. — Nach diesen Worten entfernte sich der Genius, und mit frohem Gemüthe betrachtete Ademdai das Geld, welches er ihm gegeben. Acht Silberdrachmen, — so reich war er noch in seinem ganzen Leben nicht. Endlich habe ich für meinen Unterhalt nicht mehr zu sorgen! muß nicht im Schweiße meines Angesichtes den ganzen Tag arbeiten, um Abends ein wenig Reiß zu verzehren! So sprach er, sah, den Vorgang überlegend, um sich her, und sagte endlich: Bey dem Grabe des Propheten, ich habe meinen guten Genius um manche Nothwendigkeit zu bitten vergessen. Ich habe ja kein einziges Hausgeräth; siehe da mein armseliges Lager, ich muß doch ein Bett haben. Ein gutes Bett ist eine nothwendige Sache; schlafen, gut schlafen, ist so nothwendig zum Leben, als essen und trinken. Ich habe auch keinen Sitz, weder für mich, noch für einen meiner Freunde, wenn sie mich besuchen sollten. Es fehlt mir ein Tisch auf dem ich essen könnte; wenn man ißt, liebt man die Bequemlichkeit. So überdachte Ademdai alle Dinge, die er nothwendig zu haben glaubte, — und mit Sehnsucht erwartete er seinen guten Genius. Am Abend des achten Tages, seinen Reiß essend, überlegte er sie nochmals. Es ist doch wirklich schade, sagte er, daß ich nur eine Drachme des Tags zu verzehren habe. Trockner Reiß ist gar zu trocken, und immer nichts als Reiß, ist gar zu einförmig. Ich möchte manchmal gern etwas darin, oder dazu, oder darauf haben; sollte es auch nur an Festtagen seyn. Mein guter Genius wird sagen, es sey nicht nothwendig; aber er hat Unrecht, ich werde es ihm beweisen. Nothwendig ist, daß der Mensch seine Nahrung vermannigfaltigt; wozu hätte Gott sonst so vielerley gute Sachen zur Nahrung erschaffen. Um zu essen, muß man Hunger haben, und wahrhaftig, das ewige Reißessen vertreibt den Hunger ganz und gar. Festtage sind doch Tage der Freude und des Vergnügens, und welche Freude kann man denn bey immerwährendem Reißessen empfinden? Ja, es ist nothwendig, daß ich manchmal meine Nahrung wechsle. Ich werde meinen Genius bitten, mir für die Festtage zwey Drachmen zu gewähren: das ist wohl nicht zu viel.

Der Genius hält Wort und erscheint zur zehnten Stunde. Ademdai sinkt zu seinen Füßen, und bittet ihn um Alles, was er bey der ersten Zusammenkunft zu verlangen vergaß. Ruhig hört ihn der Genius an und antwortet sanftmüthig: hüte dich, Ademdai, mehr als das Nothwendige zu begehren; so du dich gelüsten ließest Ueberfluß zu verlangen, würde ich dich für immer verlassen. — Ademdai beweist nun, daß nichts von dem was er begehre, überflüssig sey. Der gute Genius ist überzeugt, und giebt ihm vier Golddinars, sich Hausrath zu kaufen, gewährt ihm auch die Drachmen zu den Festtagen, und entfernt sich, versprechend in acht Tagen wieder zu kommen.

Kaum graute der Morgen, als Ademdai schon ausgieng, seine Einkäufe zu machen. Er ließ das Geräth in sein Haus tragen, und glaubte, es würde ein Palast daraus werden, indeß machte er die Bemerkung die ihn sehr schmerzte — das Geräth ist neu und seine Wohnung ist alt. Er untersucht sein Haus, und bemerkt nun erst, in welchem erbärmlichen Zustande es sich befindet, daß es dem Einsturz nahe sey. Er läßt einen Baukundigen rufen, dieser aber sagte ihm: Hüte dich, Freund, eine Ausbesserung des Nestes vorzunehmen, weniger würde es kosten, eine neue Wohnung zu bauen. Untröstlich war Ademdai, seinen schönen Hausrath in das alte Haus stellen zu müssen. Der Gedanke verursachte ihm Pein, wie wenn es zusammen-

stürzte? dann weg für immer jener, dann du selbst ein Kind des Todes. Es ist nicht überflüssig, ein Haus, das den Einsturz droht, neu zu bauen. Die erste aller Nothwendigkeiten, ist die Selbsterhaltung. Als der Genius zum Drittenmal kam, entdeckte ihm Ademdai die Gefahr, in welcher er schwebt. Der Genius sah ein, wie Recht er habe, und gab ihm auf der Stelle fünfzig Golddinars, sein Haus neu zu bauen. Wie glücklich bin ich, einen so guten Genius zu besitzen, der mich mit dem Nothwendigen so willfährig versieht. Dank sey es ihm, nun wird in der Zukunft mir nichts mehr mangeln. Abschlagen wird er mir nichts; denn nur um das Höchstnothwendige will ich ihn ansprechen. Nie werde ich etwas Ueberflüssiges von ihm verlangen. Das Nothwendige macht uns glücklich, zum Abgrund führt der Ueberfluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

December.

Neapel. Im November hatte das Theater nuovo eine neue Semiseria von Pavesi: Eugenia betitelt. Wer den geläuterten einfachen Styl dieses Meisters, eines Schülers Piccinni's kennt, wird sich ungemein freuen, zu vernehmen, daß nach so langer Pause endlich wieder ein Produkt von ihm zu Ehren gekommen. Im ersten Akte gefielen die Sortite, ein Sechstett und das Finale, worin am ersten Abende ein Canon wiederholt werden musste. Im zweyten wurde das Duett der Prima Donna (Sgra. Cantarelli) und dem Mezzosopran (Sgra. Cecconi) wiederholt, eine Arie des Buffo Genarj (Sohn) ein Terzett, ein Duett zwischen den beyden Buffi (Genarj Vater und Sohn) gefielen sehr. Pavesi hat somit seine Reputation abermals auf eine sehr vortheilhafte Art bestätiget, und erhielt von hieraus den Ruf für die Komposition der zweyten Carnevals-Oper in Venedig, wo er bereits die Proben begonnen hat. Sgra. Cantarelli ist eine mittelmäßige Sängerin, aber gute Schauspielerin, und eignet sich nur für Opere buffe. Cecconi, eine Anfängerin machte ihr erstes Debüt und war ungemein glücklich. Sie hat eine schöne Stimme, ihr Gesang zeigt von guter Schule. Allgemeiner Beyfall krönte ihre Bemühungen. Jene zwey Buffi sind so vortrefflich, daß der bescheidene Pavesi den guten Erfolg der Oper völlig ihren Talenten zuschreibt. Der Basso cant. Tamburini geht an; Orchester und Chöre rc. ziemlich gut. — In Venedig studirt man seit einigen Wochen eine dreyaktige Oper von Generali ein, mit welcher dieser Tonsetzer bereits sieben Monate beschäftiget war. Man verspricht sich von dieser Oper sehr viel. Sgra. Brizzi wird als Mezzosopran dabey eintreten. Rossini hat seinen längstangekündigten Maometto II. zu S. Carlo in Scenen gesezt. Die erste Aufführung geschah am 3. December. Im ersten Akte hörte man immer rauschende Beyfallsbezeugungen, im zweyten jedoch wurde die Musik ihrer unverhältnißmäßigen Längen halber anfangs etwas kalt aufgenommen, doch als man an den folgenden Abenden ein Drittel wegschnitt, glichen sich die Meinungen auch über diesen zu Rossinis Vortheil aus. Dieser Meister ist sich im Ganzen wieder gleich geblieben; seine Musik hat, wie mich ein verständiger Ohrenzeuge versicherte, Sängern und Orchester ungemeine Anstrengungen gekostet. Unter den ersteren that sich der geistreiche Nozzari, dessen kolossale Stimme alles durchdrang, sowol durch eigene, als durch die Vorzüge der Musik hervor. Seine Scenen und Ensemblestücke in beyden Akten gefielen ungemein. Ihm zunächst standen Mad. Colbrand, die in der Sortita, im Terzett und in der Arie allgemeinen Beyfall erhielt. Ganz originell ist die Arie, die sie während des Terzettes, welches durch einen Kanonenschuß unterbrochen wird, zu singen hat, und die stürmischen Beyfall erhielte. Indeß hat ihre Stimme den Zenit erreicht, und neigt sich bereits gegen den Nadir; so erklären sich wenigstens die Kunstkenner das immer fühlbarer werdende Distoniren dieser Sängerin. Galli erhielt mäßigen Beyfall. Im zweyten Akte rührte vorzüglich die preghiera der Colbrand. Sgra. Comelli (als Musico) hat einige recht hervorstechende Stellen, die sie gut sang; ihre Stimme, ein guter Mezzosopran, hat den Diapason vom tiefen a bis hohen b, worunter die erste Oktave vorzugsweise rein metallisch klingen. Etwas mehr Leben im Gesange und die junge Comelli dürfte ihr Ziel glücklich erreichen. Rossini hat Erlaubniß erhalten, eine Carnevals-Oper für das Theater Valle in Rom zu schreiben, und ist bereits dahin abgereist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien am 25. Februar.

Die kriegerischen Bewegungen im untern Italien sind bisher ohne die leiseste Spur einer hemmenden oder nachtheiligen Einwirkung auf die Geschäfte des Friedens und auf den wissenschaftlichen und Kunstbetrieb gewesen. — Die viel, ja wohl viel zu viel besprochene Strenge der Censur ließ die höheren, wissenschaftlichen und Kunstfächer mit wenigen Ausnahmen ganz unangetastet und berührte blos die Journalistik, die Theater, die politische Commerage des Tages. — Es scheint vielmehr aus den neueren Schritten der Regierung, daß sie ernste und planmäßige Studien, mehr wie jemals, als Stützen und Zierden des Vaterlandes zu betrachten und zu unterstützen geneigt und keineswegs gesinnt sey, nur der Ohnmacht und Kriecherey Vertrauen zu schenken und ihr Heil nur in die Verfinsterung zu setzen. Es giebt allerdings Leute, welche die Literatur und die Literatoren von ganzem Herzen anfeinden, die Künstler darben lassen, und an die Kunst, höchstens gelegenheitlich ihres Ameublements denken. Allein das ist keineswegs der Geist und die Willensmeinung der leitenden Oberbehörde. Sie fühlen gar wohl die Unmöglichkeit, den Strom der Zeit aufwärts und

zurückfließen zu machen. Aber man kann ihm ein geräumiges und angemessenes Flußbett geben, wo er dann seine Ufer befruchtet und verschönert, statt sie zu verwüsten. Man darf es kühn aussprechen, daß in keinem Staate für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht, von Seite der Regierung, mehr und mit größerem Aufwand geschieht, als in Oesterreich. Vorzüglich haben in der neuesten Zeit die Elementar- und Realschulen und die polytechnischen Anstalten, läuternd und veredelnd auf die große Menge der Nation gewirkt. Sie haben die Gewerbe der Wissenschaft und der Kunst angenähert, und in mehreren Provinzen, im Verein mit den Ackerbaugesellschaften, Gutsbesitzer und Landbauer aus der verdämmernden Monotonie roher Gewohnheit und bloßer Empyrik aufgeweckt. Den schnellsten Flug nahm, neben so vielen andern Wiener Lehranstalten, das prächtige polytechnische Institut, unter seinem erfindungsreichen Direktor, Regierungsrath Prechtel. Obgleich erst 1816 eröffnet, zählt es jezt schon gegen achthundert wirkliche Schüler. Seine Sammlungen haben sich ansehnlich bereichert. Das Kabinet der Fabriksprodukte allein zählt gegen 15000 ausgezeichnete Musterstücke und wird sehr bald eine vollständige Anschauung der Fortschritte des National-Kunstfleißes gewähren. Es ist eine charakteristische Eigenheit der gegenwärtigen Regierung, daß sie weniger durch ganz neue Schöpfungen, als vielmehr durch kluge und zeitgemäße Anknüpfung an das bereits Bestehende, mit geringen Mitteln, recht viel Großes hervorzubringen gewußt hat. Wie viel Gemeinnütziges bewirkte nicht die Wiedererweckung der von der großen Theresia gestifteten Ackerbaugesellschaften, vorzüglich in Mähren und Schlesien, aber auch in Kärnthen und jezt alle ihre ältern Schwestern überglänzend, jene in Steyermark, wo sie freylich im Johannäum einen festen und mittelreichen Stützpunkt hat! — Die Abteyen haben eigene Erziehungsanstalten mit vieler Großmuth und Selbstverläugnung gegründet und aus ihrer Mitte einen Kranz von trefflichen Lehrern an die Universitäten, Lyzäen und Gymnasien abgegeben. Die Provinzialmusäen sind theure Asyle der Erhaltung für Kunst und Alterthum und jedes Theuersten und Wissenswürdigen innerhalb ihrer Marken geworden. Als eben so viele Mittelpunkte, gönnen sie diesen einzelnen Kreisen ein regeres Leben und eine freudigere Bewegung. Sie gönnen jeder Provinz ein erlaubtes und erwünschtes Gefühl selbstständiger Thätigkeit und unverkümmerter Erndte ihrer Saat, dennoch zugleich beständig und unwillkührlich zu jener Einheit ermahnend, deren leiseste Unterbrechung, nicht anders, als von den unglücklichsten Folgen seyn würde.

Selbst in der neuesten Oberleitung der Theater, hat sich diese veredelte, wissenschaftliche Richtung beurkundet. Der Obersthofmeister des Herzogs von Reichstadt und oberste Musikgraf des Hofes, Graf Moriz Dietrichstein, der ehrwürdige Freund der Brüder Heinrich und Matthäus von Collin, (des erstehen noch über das Grab hinaus) hat selbe erhalten und unter ihm Hofrath Mosel, einer der ausgezeichnetsten theoretischen und praktischen Kenner der gesammten Tonkunst. Die Oper darf also unstreitig die schönsten Hoffnungen nähren, aber gewiß wird man auch für das recitirende Schauspiel in einem Style sorgen, welcher nicht plusmacherisch, sondern des Kaiserhofes und der Kaiserstadt würdig und jenen grandiosen Ansichten und Motiven befreundet ist, aus welchen der unsterbliche Czar in seinem Petersburg ein deutsches Hoftheater und eine deutsche Hofzeitung erschuf! — Das recitirende Schauspiel ist immer noch, wie in den Tagen Josephs, des Publikums Liebling und unstreitig auch dem Interesse der Theaterkasse am nächsten befreundet. So vieler ehrenwerther Künstler wir uns auch rühmen dürfen, schmilzt ihre Zahl doch nothwendig immer mehr zusammen. Wie lange werden wir uns z. B. noch des wahrhaft einzigen Koch erfreuen? — Geist und Gespenst sind unstreitig zweyerley — und es verursacht doch immer eine widrige Abspannung; die einst redlich anerkannten nun aber gelähmten und gebrochenen Kräfte, über die Breter schwanken zu sehen. Wenige Kunstsonnen sind (wie z. B. Koch) im Untergehen herrlich. — Madame Stich, dieser vollkommene Ersaz der unvergeßlichen Betty Roose, zu besitzen ist noch immer der lebhafteste Wunsch der großen Mehrzahl. Ihr und der Schröder, gleichzeitiges Zusammenwirken würde der Wiener Bühne unstreitig den ersten Rang einräumen und die Glanzepoche der Schwestern Marianne und Katharine Jacquet, der Sacco und der Nouseul überbieten. Wie man sagt, sollen zwar der kleinlichen Winkelzüge nirgend so viele seyn, als in der Theaterwelt; aber reiner Wille, ausgedehnte Vollmacht und zuvörderst feste Beharrlichkeit, mit Kenntniß des Handwerks verbunden, genügen, gar manche Schwierigkeit, Nebenabsicht, auch wohl den bösen Willen zu bändigen.

Grillparzers Cyclus der Medea soll uns noch im März einen herrlichen Abend gewähren, wiewol, angeblich, manche seltsame Protestationen einzelner Schauspieler dabey zu Markte gekommen seyn sollen. Der hoffnungsreiche Dichter will alsdann übergehen auf den nationalen und auch wahrhaft einzigen, lange mit besonderer Vorliebe im innersten Herzen bewahrten Stoff Rudolphs von Habsburg, dieses epischen und seines löwenkühnen Gegners, Ottokar, eines wahrhaft tragischen Heroen. Aber leider ist Grillparzers Gesundheit immer noch schwankend und ein zweyter Ausflug nach Italien, zu seiner beruhigenden Wiederherstellung, dürfte wohl jeder neuen, großen Arbeit nothgedrungen vorausgehen.

(Der Beschluß folgt.)

Italien.

(Beschluß.)

Im Laufe des lezt abgewichenen Januars hatte der rühmlich bekannte und thätige Buchhändler Sonzogno zu Mailand ein bändereiches Werk angekündigt, welches die Selbstbiographien berühmter Männer aller Nationen von Flavius Josephus bis Goethe enthalten soll. In seiner Anzeige hatte er sein Befremden darüber geäußert, daß noch keiner seiner Zunftgenossen vor ihm auf diesen Gedanken gefallen sey, und zugleich, des Erfolges, rücksichtlich auf Unterhaltung und Belehrung seiner Leser, im voraus gewiß, erklärt, sich con amore und mit aller Anstrengung an die Ausführung seines Vorhabens hingeben zu wollen. Diese Ankündigung schien nicht wenig Beyfall zu erhalten, als drey Tage später, zu Jedermanns Verwunderung, ein andrer, ebenfalls sehr angesehner Mailändischer Buchhändler Bettoni, auf demselben Wege mit Kundmachung einer der Sonzognischen vollkommen gleichen Unternehmung hervortrat, und das Publikum auch seinerseits zur Theilnahme an derselben einlud. Daß die Theilnahme des Italiänischen Publikums an dieser Unternehmung groß und allgemein genug seyn werde, um beyde Verleger ihre Rechnung dabey finden zu lassen, darf man um so weniger vermuthen, als gerade von den gelesensten jener Selbstbiographien mehr als eine dem Italiänischen Geschmack nicht so ganz zusagen möchte. Und ob der Umstand, daß Bettoni bereits am 5. Sept. 1818 in einem zu Padua (nicht zu Mailand) herausgegebenen Prospectus (dem er dann aber ein beharrliches Stillschweigen von mehr als zwey Jahren folgen ließ) sein Vorhaben, eine solche autobiographische Universal-Sammlung in italiänischen Uebersetzungen zu veranstalten, bekannt gemacht, in der Wagschale seines Rechtes als mehr oder weniger gewichtig zum Vorschein kommen werde, mag die Zeit lehren.

Beylage: Die Charte der von Capitän Parry in dem Polarmeer gemachten Entdeckungen. (Siehe Morgenbl. No. 280. v. J.)

Nro. 58.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1821.

Was die Natur des Menschen und des Volkes
Zu den Gesetzen that, das altert nie.
Doch was der Geist der Zeit geschaffen hat,
Ist, wie sein Schöpfer, unterthan dem Wechsel.

Raupach.

Neue Erfindungen der englischen Wettlust.

Vorwort.

Jedermann kennt das englische Zauberwort Improvement. Was wäre die brittische Industrie ohne diesen allbelebenden Hebel aller Patenterfindungen und aller sich selbst, zum Erstaunen unsers Nemnichs und aller fleißigen Protokollführer des europäischen Kunstfleißes, noch immer aufs neue überbietenden mechanischen und chemischen Kunstbereitungen? Natürlich äußert diese alles schon Vorhandene immer fein ausklügelnde Verbesserungslust auch in andern Sitten und Gebräuchen des brittischen Volks, und so auch in der ächt nationellen Wettlust, die oft in die gefährlichste Spielwuth ausartend (man sehe das zwanzigste Kapitel des durch Rowlandson's Karikaturen so interessanten Dance of Life van Dr. Comte, gewöhnlich Dr. Syntax genannt) die Quelle großer Verderbniß und sittlicher Ausartung wird, als auch mannichfaltiges Leben und raschern Blutumlauf in die mit Rostbihf und Porter genährten Körper des Volks bringt und in den höhern Regionen auch manches rühmliche Streben weckt, welches ohne diesen Sporn der Ehrsucht und Gewinnlust schwerlich je in Thätigkeit gerufen worden wäre. Es ist eine alte Bemerkung, daß die Wetten der Britten mit den Wettkämpfen der alten Griechen völlig parallel laufen, nur daß der Kampf durch die steigende Wette auch noch Glücksspiel wird. Unter allen griechischen Wetten mag wohl der Kußwettkampf am Grabe des Diocles bey den Megarensern, der aus Theokrits zwölfter Idylle bekannt ist, über alle Basia des Jonus Secundus gegangen seyn und zu den seltsamsten gehören, die uns das Alterthum aufbewahrt hat. — Ein mit den englischen Sitten durch lange und oft wiederholte Besuche in England sehr vertraut gewordener Deutscher schrieb auf unsre Bitte aus seinen Erinnerungen und einigen eben vor ihm liegenden öffentlichen Blättern der neuesten Zeit einen Aufsatz über die lezten Fortschritte in der Wettlust, und man glaubt, daß sie auch den zahlreichen Lesern des Morgenblatts eben so große Unterhaltung gewähren würde, als ein dem vorigen Jahrgang einverleibter Aufsatz über die brittischen Pferderacen aus derselben Feder. So lange der Britte dieser und so mancher andern charakteristischen Nationalsitte, die keine nachstümpernde Aefferey auf dem Festlande je erreichen wird, hold und treu bleibt, wird er nie Sterne's abgegriffenem Schilling gleichen.

Dresden.

Böttiger.

*

Bekanntlich gehört zu den Eigenthümlichkeiten des englischen Volkes auch die Neigung zu wetten. Sie beschränkt sich keineswegs blos auf die höheren Stände, oder auf diejenige Reihe von Dingen, welche als Gegenstände der gewöhnlichen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden öffentlichen Wetten, außerhalb England bekannt geworden sind. Im Gegentheil läßt sich behaupten, daß alles, was im Gebiete der Möglichkeit liegt, auch innerhalb des Bereichs einer oft bis zur Thorheit gesteigerten Wettbegier, gelegen ist.

Zu verwundern ist es, daß in unserm schreib- und besonders beschreiblustigen Zeitalter, sich noch Niemand gefunden, der einen nicht unwichtigen Beytrag zur Sittengeschichte des englischen Volks dadurch geliefert hat, daß er dieser Neigung in ihrer unendlichen Vielseitigkeit nachgespürt, um eine Reihe von Gemälden zusammen zu stellen, die bey einiger Lebhaftigkeit der Farben ohnfehlbar viele Beschauer finden würden. Die Aufgabe des Sammlens ist im Uebrigen nicht leicht, und keinesweges ohne mühsame Forschung, während eines längeren Aufenthalts in dem Insel-Reiche zu erreichen; obgleich auch hier der Zufall oft freundlich waltet und eine Entdeckung der gesuchten Art herbeyführt, wenn es der Sammler am wenigsten erwartet. So möge, zur Eröffnung der Reihe einiger sonderbaren, neuerlich in England statt gefundenen Wetten als Beyspiel hier Erwähnung finden, wie Schreiber dieses einst dort zufällig Zeuge zweyer höchst seltsamen Wetten war.

Er befand sich am 21. Juni 1816 in Salisbury, und sah in dem großen gemeinschaftlichen Zimmer des dortigen vortrefflichem Wirthshauses, vier Herren um einen Tisch sitzen, deren jeder einen Teller vor sich stehen hatte, worauf sich ein wenig Honig befand. Um den Tisch stand eine ansehnlicher Kreis Zuschauer, wahrscheinlich auch Theilnehmer der Wette. Kein Wort ward gesprochen, jedes Auge war stier auf einen der vier Teller gerichtet, die Fenster des Saales standen offen, um den Boten des Schicksals, die über Gewinn und Verlust entscheiden sollten, Eingang zu verstatten. Diese unpartheyischen Richter aber waren Fliegen, und derjenige der vier Herren gewann die Wette, auf dessen Honig sich zuerst eine Fliege niederließ. Da diese Insekten bekanntlich in England viel seltner sind, als auf dem festen Lande, auch besonders näher an der Küste und im Juni kaum bemerkbar werden, so kann die Entscheidung dieser Wette oft lange dauern, und es gehört die Wettlust und Beharrlichkeit dieser Insulaner dazu, um ein Spiel zu spielen, bey welchem der Spielende nichts, und der Zufall alles ist.

Schneller entschied sich eine Wette, welcher Schreiber dieses im August desselben Jahres in Wakefield beywohnte. Dort wird am 16. jenes Monats ein sehr großer Schafmarkt gehalten. Es bringen nämlich Aufkäufer und Besitzer mehrere Tausende junge Schaafe, welche auf den trocknen Hügeln von Weltstein, Suffolk und Sussex gezogen werden, hieher zu Markt, wo sie von Landwirthen aus den fruchtbaren und grasreichen Grafschaften zum Fettmachen gekauft werden. Nun stand an jenem Tage daselbst eine Wette, wie sich die Zahl der einpassirenden Schaafe, zu der Zahl der einpassirenden Menschen verhalten würde. Eine Verhältnißzahl der Schaafe, die auf einen Menschen angenommen werden, war festgesetzt, und der eine Theil der Wettenden, hielt auf das Ueber, der andere auf das Unter, dieser Zahl. Immer ist die Orts-Obrigkeit bereit zur gerechten Entscheidung einer Wette wirksam zu werden, und so wird auch hier der Friedensrichter wahrscheinlich an jeden Eingang der Stadt eine amtliche Person gestellt haben, welche mit den Abgeordneten der Wettenden alle einwandernde Schaafe und Menschen gehörig aufzeichnete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abemdai.

(Fortsetzung.)

Das Haus ist gebaut, und Abemdai bewohnt es mit allem schönen Hausgeräth. Er sezt sich bald auf diesem, bald auf jenem weichen Polster, bald legt er sich auf sein Bett, das er kaum verlassen will, und denkt mit Freuden an die Drachmen, die er mehr zu verzehren hat, mit welchen er sich an Feyertagen bewirthen kann. Gewiß nun hat er das Nothwendige! Das Nathwendige? Besizt man es denn wirklich, wenn man allein ist? giebt es einen vollkommenen Lebensgenuß, wenn man ihn nicht mit einem geliebten Gegenstande theilen kann? Wo sein Auge hintrifft, sieht er Seraile, in welchen dreyßig, vierzig der schönsten Weiber sich befinden, und sollte es wohl Ueberfluß seyn, wenn er eine einzige Gefährtin des Lebens begehrte? Das ist's, rief Abemdai, das ist's, was mir noch fehlt! Ein schönes Weib, wie gut würde sie sich hier ausnehmen! Mein Haus würde mir hundertmal schöner, mein Bett tausendmal besser vorkommen! Ja ich will meinen guten Genius fragen, ob ein Weib mir überflüssig sey?

Ganz von diesen Gedanken ergriffen, konnte er nicht mehr zu Hause ruhen. Ohne zu wissen wie, befand er sich auf einem Platze zu Bagdad, wo eben ein Sklavenhändler, umringt von Neugierigen, seine Waare feil bot. Eine Sklavin von besonderer Schönheit, von majestätischem Wuchs und anmuthiger Haltung, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit; auch unser Abemdai konnte sich nicht von ihrem Anblick trennen. Zum Erstenmal empfand er die Macht der Liebe, und so größer war sein Schrecken, als er sah, wie ein reich gekleideter junger Mann sich dem Sklavenhändler näherte, um eben jene Schöne zu erhandeln, für die er selbst entbrannt war. Das Mädchen musste sich nun ganz und gar entschleyern, und Abemdai sah so viele himmlische Reitze, daß er stehen blieb, gleich einem Marmorbilde, versunken in Staunen. Durch die Anrede des Sklavenhändlers zu sich gebracht, hörte er: dieses schöne Mädchen ist eine Georgerin, kaum achtzehn Jahr alt, spielt die Laute meisterhaft, singt mit schöner Stimme die schönsten Weisen, und tanzt mit solcher Anmuth, daß man ihresgleichen selten findet. Sie ist um zwey tausend Golddinaren verkäuflich. — Hierauf bot der Nebenbuhler Abemdais funfzehnhundert. Abemdai zitterte — doch jener giebt sie nicht. — Abemdai athmet, der junge Mann bietet

achtzehnhundert — der Sklavenhändler überlegt — Ademdai bricht der Angstschweiß aus — doch jener giebt sie nicht unter dem gebotenen Preise, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entsagt dem Besitze der Schönen und entfernt sich. Auch der Sklavenhändler verlässt endlich den Platz, ohne seine schöne Georgerinn an den Mann gebracht zu haben.

Ademdai eilte seiner Behausung zu. Heute erwartete er, und mit besonderer Ungeduld die Erscheinung seines Genius. Endlich klopft es an seiner Thür, er öffnet, und fällt seinem Wohlthäter zu Füßen. Was ist dir, warum so niedergeschlagen? Wie, sogar Thränen? Habe ich dir nicht alles Nothwendige gegeben? — Wohl hast du mir Unwürdigen viel gegeben, doch nicht alles was mir nothwendig ist. Sage, wäre ein Weib mir überflüssig? Soll ich verdammt seyn, ein einsames Leben zu führen, ohne eine Seele mein nennen zu können? Nennst du den Besitz eines Weibes Ueberfluß, dann sehe ich es ein, daß Ueberfluß eine Nothwendigkeit ist.

Der Genius enthielt sich kaum des Lachens, sagte: Wohl magst du recht haben, Ademdai, Ein Weib ist dir nothwendig, du musst es dir anschaffen, es gehört zum Glücke eines rechtlichen Mannes. Wähle die Tochter eines redlichen Arbeitsmannes deiner Bekanntschaft, ich wende nichts wider eine solche Heyrath ein. Dein Haus ist neu erbaut, wohleingerichtet, für ein Mädchen deines Standes bist du kein schlechter Bräutigam. — Ach! rief Ademdai, tief aufseufzend, das ist nicht was ich verlange; ich bin schon verliebt, und wenn man verliebt ist, ist es nicht nothwendig den Gegenstand seiner Liebe zu besitzen? — Sehr nothwendig, sagte der Genius. — Nun denn, so wirst du mich zum glücklichsten aller Sterblichen machen; denn du hast mir das Nothwendige versprochen. Ich liebe eine junge Sklavin bis zum Unsinn, sie ist so schön, daß ich im Leben keine schönere sah; aber man bietet sie viel zu theuer, und ich bin viel zu arm. — Was verlangt man für sie? — 2000 Golddinars. — Das ist freylich ein wenig theuer, sagte der Genius; doch weil du so gar verliebt bist, ist dieser Kauf wohl nothwendig, denn wenn du krank würdest, wäre es nothwendig dir Arzeneymittel zu kaufen, um welchen Preis sie auch zu haben wären. Die Liebe ist bey euch Sterblichen eine Krankheit. Da nimm, hier hast du 2000 Golddinar, kaufe dir deine Geliebte. Dieß sagend, entfernte sich der Genius und überließ Ademdai seinem freudigen Erstaunen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tempel zu Ellore.

Als der General Sir Charles Colville seine Inspektions-Reise durch den Deccan machte, begleitete ihn ein Offizier, welcher von den berühmten Hindu-Höhlen zu Ellore folgende Beschreibung gibt. Es sind in einen Felsberg, der einen etwa 2000 Yards großen Halbkreis bildet, Höhlen gehauen. Die größte heißt Khylas oder Paradies. Man hat offenbar dazu kein anderes Handwerkszeug gebraucht als den Meißel. Man erblickt einen sehr schönen steinernen Tempel, welcher in- und auswendig mit Figuren in Basrelief und mit abgesondert stehenden Figuren verziert ist, die insgesammt Hindugottheiten, ihre Eroberung von Ceylon u. s. w. vorstellen. Zwischen dem schräggehauenen Felsen und dem Tempel ist ein offener leerer Raum. Am Tempel befindet sich ein weit heraussteheudes Wetterdach mit Gallerien. Unter dem Wetterdach sieht man funfzig riesenhafte Gestalten mit Sinnbildern ihrer Geschichte; dieß sind die sämmtlichen Gottheiten der Hindu-Fabellehre. Die erwähnte Abdachung ist 90 Fuß hoch, die Aushöhlung aber 240 Fuß lang und 140 Fuß breit. Beym ersten Anblicke bewegt sich der Tempel gleichsam fort, weil unter seinem Fußboden Elephanten, Tiger rc. ausgehauen sind, auf denen das ganze Gebäude zu ruhen scheint, denn von außen sieht man nur ihre Köpfe und einen Theil ihrer Körper. Viele der übrigen Aushöhlungen erregen gleiches Erstaunen. Fliegende Gestalten, Frauen, und und alle wundersamen Mährchen der Hindu-Mythologie sind hier in kunstreichen Skulpturen dargestellt. Unter andern sieht man einen etwa zehn Fuß hohen Geizigen, dessen Mutter, Frau und Kinder sich an seine Beine schmiegen, während ein Dieb mit seinen Schätzen davon läuft. Einem allgemeinen Gerüchte zufolge wurden diese Höhlen etwa vor tausend Jahren ausgehauen, als die Brahminen- oder Bhuda-Religion in ihrem höchsten Glanze stand. Man ertheilte hier Unterricht, übte religiöse Gebräuche rc. Auch diente der Ort den Priestern zur Wohnung. Die Skulpturen zeigen von einem außerordentlichen Grade von Kunst; die Pracht, die Vollendung, der Geschmack und die Leichtigkeit der Figuren sind bewundernswerth. Alle Säulenordnungen sind an den Pfeilern angebracht, welche man so ausgehauen hat, als ob sie die Zimmer inwendig stützten.

Die Thräne.

Schön ist's, wenn durch Gesang der Dichter uns Thränen entlocket,
Schöner und himmlischer ist, wenn sie der Menschenfreund stillt.

Moll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien am 23. Februar.

(Fortsetzung.)

Der neue Patriarch von Venedig und wirklicher geheime Rath, Ladislaus von Pyrker, befindet sich gegenwärtig hier, nachdem er auf der Reise von seinem Bisthume Zips an seine Bestimmung ohnfern Ofen, durch einen gefährlichen

Wagensturz das Schlüsselbein gebrochen und darauf in seiner schnellen Heilung, noch eine gefährliche Entzündungskrankheit bestanden hatte. Dieser um seiner großen Kenntnisse, der warmen Poesie seines Gemüthes und der sanften Mäßigung seines Charakters willen, allgemein verehrte Mann, läßt jezt in der Ofner Universitäts-Druckerey, eine Prachtausgabe seiner neuesten epischen Gedichte: „Perlen der heiligen Vorzeit“ erscheinen (Elias in drey, Eliseus in zwey, die Makkabäer in drey Gesängen). Seine Tunisias erlebt binnen so kurzer Frist, eine zweyte Auflage. Wie merkwürdig, daß dieser Mann, den sein hohes Verdienst aus der stillen Klosterzelle von Lilienfeld, ungesucht, auf einen der wichtigsten Posten für Cultus und Nationalbildung hob, in früher Jugend auf einer von sehr kurzen Seefahrt selbst in der Sclaverey der Algierer war und nur wie durch ein Wunder, nach wenigen Wochen wieder daraus erlöst wurde. Wer hätte höher erglühen sollen für Karls V. Heldenzug wider diese, der Menschheit noch immer Hohn sprechende Seeräuber? — Eben gab auch in Hormayrs Archiv der verdiente Custos des Ambraßer Kabinets Primisser, die malerische Darstellung dieses Kreuzzuges durch Hanns Vermeyer, den großen niederländischen Maler, welchen Karl eigends zu jenem Zwecke mit in seiner Umgebung hatte.

Unsere Journalistik scheint, wenn auch an Zahl eher ab- doch an Gediegenheit des Inhalts eher zugenommen zu haben. Die Jahrbücher der Literatur, diese schöne Schöpfung, welcher der Fürst Metternich Gold und Freyheit gab, erhalten sich in fester Würde partheyloser Gründlichkeit und steigender Vollkommenheit. Die anfänglichen Reactionen, die absichtliche Verkennung, allerley heuchlerische Freundschaft und meuchlerischen Seitenhiebe sind vergessen und verflogen wie die Spreu im Winde, der gute Saamen aber ist geblieben und trägt reichliche Früchte. In- und Ausland haben darüber entschieden. Man erhält hier weniger bloße Recensionen, blos krittische Blätter, als eigentliche Abhandlungen über die vorliegenden Gegenstände. Nicht selten ist die Recension ein gründlicheres und erschöpfenderes Büchlein über das gegebene Thema, als das angezeigte Werk selbst. Insonderheit sind eine wahre Zierde der Jahrbücher, die genialen Arbeiten des Hofrathes und Hofdollmetschers Ritter von Hammer. Sie machen die Jahrbücher einzig in Deutschland, ja in Europa, für die orientalische Literatur unentbehrlich. Mit eben der Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit, womit Hammer (mit vollem oder theilweisem Rechte?) den Tempelorden angriff, waltet er hier, bald über Adelungs Sprachforschungen, bald über die tatarischen Mundarten, über die Geographie Persiens und der europäischen Türkey und bald wieder mit gleicher Gewandheit, über die schönen Redekünste Persiens, über die Blüthen arabischer Weltweisheit und Beredsamkeit, über die encyklopädischen Arbeiten von der englisch-asiatischen Gesellschaft rc. Mit demselben Patriotismus, mit welchem Hammer manchen glänzenden Antrag des Auslandes abgelehnt hat, welches doch auch allerley höheres Interesse am Orient und im Orient zu suchen hat, sezte er auch, seit mehr als einem Jahrzehend, die vortrefflichen: „Fundgruben des Orients“ fort. Da Graf Wenzeslav Rzewusky (einst einer der „Männer von Aspern,“ Gefährte der Königin von England, auf ihrer Reise nach Jerusalem und jezt ihr lobrednerischer Vertheidiger) dem dieses ausgezeichnete Journal seine ursprüngliche und wesentlichste Unterstützung verdankt, davon entfernt lebt und sich zurückgezogen hat, erbot sich bereits einer der großmüthigsten Mäcene Europas, Rußlands Staatskanzler, Graf Romanzow, diese Fundgruben des Morgenlandes um jeden Preis auf seine Kosten fortsetzen zu lassen. Aber Hammer, der diese Perle seinem Vaterland nicht so leichtweg vergeben will, ist bis jezt noch nicht darauf eingegangen.

In geschichtlicher, diplomatischer und archäologischer Hinsicht, hält man die meisten Recensionen für das Werk des Freyherrn von Hormayr; — Raumer, Büsching und andere ausgezeichnete Fremden haben sich genannt. Das meiste lokale Interesse und Aufsehen erregten die Recensionen von Zschokkes bairischen Geschichten und überhaupt der mit besonderer Vorliebe erörterten, alterthümlichen Literatur des bairischen Königreiches, der Ambrasser Sammlung (geschildert durch ihren würdigen Custos Primisser,) — Niklas Vogts rheinischer Sagen und Geschichten, — der Arbeiten des Florianer Chorherrn Kurz: Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht, unter Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen. — Hanthalers Jahrbücher von Lilienfeld, der wahrhaft würdige Abschied des obgedachten Patriarchen von Venedig, als ehmaligen Abten dieses Stiftes rc. Es steht zu erwarten, daß den Regestis des bairischen Reichsarchives (XII. 100) ein gleiches Kennerwort bald nachfolgen möge, über die Bemühungen der Frankfurter Gesellschaft zur Herausgabe der Quellen des deutschen Mittelalters! — Manche möchten den an Schnellers anspruchsvoller Oberflächlichkeit verschwendeten Fleiß und ausgebreitete Gelehrsamkeit in Wahrheit bedauern, wenn nicht viele schwierige Punkte, hiebey zugleich ihre Lösung und die österreichischen und steyrischen Geschichten, so manchen wichtigen Gewinn davon getragen hätten.

Das Intelligenzblatt ist durch seine Ueberblicke der französischen, englischen, finnländischen, norwegischen, isländischen, schwedischen, spanischen und italienischen Literatur ungemein wichtig. Häufig enthält es auch äußerst gehaltreiche Aufsäze und kleine Abhandlungen z. B. des Custos Primisser über den Bau und den Baumeister des herrlichen Domes zu St. Stephan rc. Eben dieser für Oesterreichs Kunst und Alterthum unermüdete Gelehrte, hat in den reichen Schätzen des Fürsten Prosper Sinzendorf, einen höchst merkwürdigen Codex, nationaler Gedichte von Peter Suchenwirth aus den Tagen der Schlachten von Sempach und Näfels gefunden, die er herauszugeben gedenkt. Man hat von eben diesem Dichter, den Sang über Herzog Albrechts von Oesterreich Kreuzzug wider die heidnischen Preussen. Sehr begierig erwarten die Freunde der Tonkunst, (deren es wohl nirgend so viele und so grundgelehrte giebt, als in Wien) im nächsten Bande der Jahrbücher, des nunmehrigen Hofrathes Mosel Bemerkungen aus der Geschichte derselben.

Die vaterländischen Blätter haben, so wie die musikalische Zeitung, mit dem Eintritt des Jahres aufgehört. Jene hatte, aus höherer Inspiration, 1808 in der Epoche eines merkwürdigen nationalen Aufschwunges, der Censor und Hofsecretär Armbruster begonnen. Unstreitig waren sie in ihrem Anfang ein sehr schäzbares Magazin und ein gut gewähltes Vehikel, manche beherzigungswerthe Gegenstände, im Sinne der Bessern, ausseramtlich zur Sprache zu bringen. Aber sie kränkelten nicht erst seit Armbrusters Tode, sondern schon 1810, seit dem ruhmvollen, aber nicht glücklichen Ausgang jenes unvergeßlichen Kampfes. Nach und nach erloschen sie, wie ein Licht, das kein Oehl mehr hat. Amtsgeschäfte und eine nicht selten wankende Gesundheit, hatten den um das Bücherwesen in Oesterreich mehrfach verdienten Hofsecretär Dr. Sartori verhindert, diesem Blatte fortan die frühere Anstrengung zu widmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 20.

Nr. 20.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 8. März 1821.

Neue Kupferstiche.

Der Sieg bey Leipzig, gemalt von **Kraft** in Wien, gestochen von **J. Scott** in London. gr. Qu. Fol. Subscriptionspreis eines Exempl. mit der Schrift: 25 fl. vor der Schrift, 50 fl.

Große historische Momente gehören zu den würdigsten Aufgaben für die Kunst, und wenn irgend eine glorreiche Erscheinung in schöner Erinnerung lebendig erhalten werden soll, so muß dieß zunächst durch Lieder und Bildwerke geschehen, denn nur die Stimmen von diesen werden allgemein vernommen und verstanden. In unserer Poesie hat sich lange genug der trübe Ernst und die schlaffe Sentimentalität der Zeit trostlos ausgeprägt; die Plastik suchte unterdessen ihr Heil bey den meist verblichenen, oder gar zu Mumien gebeizten, (mitunter auch im philosophischen Tiegel zersetzten) Mythen der Griechen und Römer, und Malerey und Kupferstecherkunst wussten (mit wenigen Ausnahmen) nichts Besseres zu thun, als die Gemeinheit recht stattlich herauszuputzen, und das tägliche Leben und das tägliche Brot in allen ihren Momenten festzuhalten, ohne Zweifel in der sehr löblichen Absicht, uns — ein wenig Respekt gegen uns selbst einzuflößen, wie denn wirklich auch Leute, die sich im Ball= oder Sonntags-Staat begucken, gewöhnlich um einen halben oder ganzen Zoll größer zu werden pflegen.

Erst in den Jahren 1813 und 1814 drangen einige Frühlingsschauer durch, und wir begannen den langen Winterschlaf abzuschütteln. Wie übrigens auch der Spruch der Weltrichterin über die Begebnisse dieser Zeit auf der Rolle der Geschichte einst lauten mag: so viel ist und bleibt gewiß, daß ein hoher, muthiger Sinn für Recht und Wahrheit, ein frommer Glaube an Vergeltung jezt Hunderttausende aufs neue durchgeistete, und der verlorne Preis für das Leben wieder gefunden wurde.

Die Leipziger Völkerschlacht, und der Sieg, welcher diese Schlacht krönte, war eine Folge dieser Erhebung, und der lezte macht den Inhalt des schönen Kupferstichs aus, den wir hier anzeigen. Der Maler hat den Moment gewählt, da der Fürst von Schwarzenberg, zu Pferde heransprengend, den drey Monarchen die erfreuliche Kunde der Entscheidung bringt. Das Bild theilt sich in zwey große Massen: Rechts (dem Beschauer) die Kaiser Alexander, Franz und der König von Preussen mit den Generalen Stewart, Hacke, Wolchonsky, Knesebeck, Ouwaroff, Kutschera und Duka; links, hinter dem Fürsten von Schwarzenberg, Wilson, Lichtenstein, Langenau, Trapp, Schulenburg, Radetzky, Paar und andere. Im Vorgrunde rechts eine Kanone mit zerbrochener Lavette, links einige Kosaken und Grenadiere, die eine treffliche Gruppe bilden, — in der Entfernung noch Zeichen der vorgefallenen Schlacht. Da der Künstler die Porträte der genannten Männer geben wollte, und wohl auch zu geben genöthigt war, sobald die historische Darstellung der (dem Modernen weniger günstigen) allegorischen vorgezogen wurde, so musste dieß auf die Anordnung im Ganzen, wie im Einzelnen, bedeutenden Einfluß haben. Diese ist übrigens mit Einsicht gemacht, und das Bild rundet sich gut, obgleich den beyden Hauptgruppen die Verbindung fehlt. Vergleicht man dieses Blatt mit seinem früher erschienenen Gegenstück, der Schlacht bey Waterloo, so bietet das lezte allerdings mehr Effekt dar, es ist mehr Bewegung darin, mehr Kraft und weniger Eintönigkeit; jedoch verdient der Kupferstich von Scott in mancher andern Hinsicht den Vorzug vor jenem von Burnet. Scott hat seinen Grabstichel mit größerem Fleiß und tieferer Einsicht geführt, er zeigt mehr Styl, mehr Gediegenheit, größeres Verständniß der Taillen, und zumal ist seine Luft weit besser geschnitten, und hat mehr Farbe. Auch mögen wohl die Bildnisse ähnlicher seyn, wie sie denn in der That auch charakteristischer sind, wobey dem Künstler freylich die größere Dimension der Figuren zu statten kam. In der Schlacht von Waterloo ist der Maßstab offenbar zu verjüngt angenommen, sobald nämlich porträtirt werden sollte.

Uebrigens eignen sich beyde Blätter zu schönen und interessanten Zimmerdekorationen, besonders auch darum, weil wir nichts leichter vergessen, als unsre eigene Zeit und ihre Lehrstunden. Die Abdrücke sind sehr sorgfältig gemacht.

— der.

Werke der Malerey in Florenz im Jahr 1820.

Von Antonio Benci.

(Beschluß.)

Der übrige Theil des Gewölbes ist höchst anmuthig verziert. In einem rechtwinkligen Streif sind achtzehn kleine Basreliefs enthalten, mit Kindern, Satyrn, Faunen und Bacchanten, die musiziren, scherzen und tanzen. Zu beyden Seiten des Bacchuszuges sind sehr hubsch zwey Basreliefs in grünem Camayeu angebracht, mit etwa halblebensgroßen Figuren. — Das erste enthält die Kindheit des Bacchus. Ueber drey Baumstämme sieht man ein Tuch gespreitet, wie zu einem Zelt: darunter auf der Erde liegt Silen, dick und bärtig, und hebt mit beyden Händen den Knaben Bacchus in die Höhe, der schalkhaft eine Weintraube auf die Wangen Silens ausdrückt. Zwey Bachanten und ein Satyr stehen hinter ihm; eine Bachantin hat sich vor ihm niedergeworfen und stüzt sich auf Silens Kniee; viele andere belustigen sich und den Gott durch Tanzen, Flötenspielen, Castagnetten- und Tamburinoschlagen.

Das zweyte Basrelief stellt ein Bachusopfer dar. Man sieht sogleich, daß es Weinlese ist, von den Bäumen hängen reife Trauben und Epheublätter. Die losgelassenen Tiger an den zwey Bäumen im Vordergrunde des Bildes machen eine herrliche Wirkung; der eine steigt an den Zweigen hinauf und frißt von den Trauben; der andere liegt schon satt, ausgestreckt auf dem Boden, mit schläfriger Trunkenheit in den Augen und einer Traube zwischen den Krallen. Auf der andern Seite sizt Ariadne mit dem Rücken an dieselben Stämme gelehnt, auf erhobenem Rasen, in der Hand den Thyrsus haltend, den sie Bacchus weggenommen hat. Dieser liegt vor der Geliebten, und lehnt sein Haupt sanft an ihre Brust, indem er sie liebend anblickt und mit der Rechten liebkost, während er mit der Linken auf die Opfer deutet, die ihm dargebracht werden, und die er ihr anbeut. Vor seinen Füßen sieht man ein großes Gefäß, vor welchem eine Bachantin niederkniet, und eine Opferschaale emporhebt, während ein Faun ein großes Gefäß voll Trauben herbeyträgt. Hinter diesen zieht ein Satyr einen Bock an den Hörnern heran; und da der Bock nicht gehen will, stößt ihn ein kleiner Faun vorwärts und ein andres Kind erhebt die Ruthe ihn zu schlagen. Ueber dem Bock ist der Raum durch einen Baum ausgefüllt, von dessen Aesten eine Handtrommel herabhängt. Ganz zulezt, wie gewöhnlich, weil er alt und lässig ist, kommt auch Silen langsamen Schrittes zwischen zwey Faunen heran, an die er sich anzulehnen scheint.

Ich wollte diese Anzeige mit einer Beschreibung des lezten Bildes schließen, das der berühmte Pietro Benvenuti für eine Kirche gemalt hat. Aber der Meister selbst ist jezt in Rom, und sein Gemälde schon aus Florenz weggeschickt, und troz aller Bemühungen konnte ich keine Zeichnung davon erhalten. Da ich nun meinem Wunsch, dieß Werk eines so großen Künstlers zu beschreiben, nicht Genüge leisten kann, so will ich blos die Nachricht geben, daß in Kurzem alle Zeichnungen Benvenuti's herausgegeben werden. Eine Gesellschaft florentinischer Künstler hat sie zu stechen unternommen. Auch wird es vielleicht dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich, einmal von Kupferstichen sprechend, etwas über Inghirami und Gallesio hinzufüge.

Der Ritter Franzesco Inghirami, ehemals Direktor des etruskischen Museums zu Volterra, und gegenwärtig Unterbibliothekar an der Marruscelliana, hält sich, so oft er von Geschäften in der Bibliothek frey ist, in der Nähe von Fiesole in der alten von Brunelleschi erbauten Abtey auf. Dort hat er eine Kupferstecheranstalt und eine Druckerey. Die Arbeiter derselben sind seine Schüler, und beschäftigt, nach seinen Angaben die etruskischen oder etruskisch genannten Monumente in Kupfer zu stechen, zu coloriren und zu drucken. Ich kann es nicht beschreiben, welch Vergnügen es gewährt, auf diesem Hügel in der herrlichen Gegend von Fiesole einen Mann zu sehen, der Prunk und Weichlichkeit verachtet, um sich mit dem Künstlerhute zu bedecken, und dadurch sich Ehre und Ruhm erwirbt. Auch wüßt' ich seine Arbeit nicht genug zu loben, wodurch er die Mythologie und Geschichte unserer ältesten Vorfahren erläutert, die bisher in trügerische Vermuthungen eingehüllt war. Er beachtet die Bronzen, Vasen, Urnen, mystischen Spiegel, die Gebäude, und was sonst an etruskischen Alterthümern sich findet, trifft eine genaue Auswahl und veranstaltet davon Zeichnungen, Kupferstiche und Erklärungen; eine Arbeit, für die er gewiß den Dank des Publikums verdient. Das Werk erscheint in Heften, wovon jedes 18 Paoli kostet und 12 Kupfer mit 40 Seiten Beschreibung enthält.

Noch bleibt mir vom Grafen Giorgio Gallesio, aus Genua, zu reden. In gleicher Absicht, Nutzen für Kunst und Wissenschaft zu stiften, durchstreift Gallesio Felder und Dörfer, um eine italienische Pomona zu sammeln. Er hat bereits die Teoria di riproduzione vegetale herausgegeben, die schon ins Deutsche übersezt ist, auch haben viele Zeitschriften seiner Erwähnung gethan, namentlich die Effemeridi letterarie di Roma, fasc. 2. Nov. 1820. Daher habe ich hier in wissenschaftlicher Hinsicht nichts weiter hinzuzufügen, als daß er die wahre Art gefunden hat, die Wirkungen der Natur an den vegetabilischen Früchten anschaulich zu machen, indem er vorzüglich die Abarten und Mißgestaltungen beachtet, oder was er mulismo vegetale nennt; wodurch er ein neues klares und wohlgeordnetes System gründet. Was die Abbildungen in Kupferstich betrifft, so sind sie alle sehr natürlich und vollkommen; einige wurden in Paris gestochen und colorirt, andere in

Genua von Domenico del Pino, und die lezten in Florenz von Signora Isabella Bozzolini, die auch sehr gute Bildnisse in Miniatur malt.

Ueber die angeblich andere Stelle, welche der Dom zu Magdeburg früher eingenommen haben soll.

In meiner Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands im Spätjahr 1817 (Leipzig bey J. F. Hartknoch) versuchte ich, von S. 130 bis 140, der in neuerer Zeit, auch von Herrn Koch in seiner Beschreibung des Doms zu Magdeburg angenommenen Meinung entgegen, zu beweisen, daß der von Otto dem Großen erbaute Dom auf der Stelle des jetzigen Gebäudes gestanden haben müsse, nicht aber, wie die von mir bestrittenen Schriftsteller annahmen, auf einer etwas davon entfernt liegenden Stelle des Domplatzes. Mein Beweis war aus dem Verhältniß des Gebäudes und der jezt noch sichtbaren Beschaffenheit des Gemäuers entnommen und einige Stellen in der Magdeburger Chronik, welche Meibom herausgab, mussten die geschichtliche Bewährung, so viel möglich, geben.

Erst vor Kurzem gab mir des alten Johann Pomarius Chronica der Sachsen vnd Niedersachsen (Wittenbergk 1589) die sichersten Beweise; und es musste mir um so erfreulicher seyn, meine aus dem Werke selbst geschöpften Gründe bewahrheitet zu sehen. Pomarius sagt S. 148: „Es ist Keyser Otto insonderheit zur Beförderung der christlichen Religion geneigt vnd geflissen gewesen, darüber er alsbald zum Regiment gekommen zur ewigen gedechtniß seiner Andacht vnd Gottseligkeit, für sich vnd sein Ehegemahl, vnd ihr Ferfahren, ein Keyserlichs freyes Closter des ordens St. Benedicti, Anno 936 wie die Literae Fundationis außweisen, gestifftet, vnd mit großen vnkosten auff die stette, da jetzundt der Thumb, oder die Hohe Stifftkirche stehet, bawen, dasselbige anfenglich in die ehre S. Johannis Baptistä, vnd Petri vnd Pauli, vnd weil jhm König Rudolph von Burgundien Heiligthumb von S. Innocentio gesant, folgends auch in die Ehre S. Innocentij vnd Mauritij hat weihen lassen. Hat auch solch Closter mit grossen Immuniteten, Keyserlichen freyheiten, vnd reichlichem einkommen vnd Landtgüttern begnadet vnd begabet, vnd dazu seinen Hoff mit allen Einkommen, eigenthümblichen geschenkt, welcher allda gelegen, da jetzund der platz hinter der Möllenvogtey vnd Creutzgang ist hinter dem Thumb, daher auch solcher Keyserlicher Hoff oder Pallast in Weichbild Art. 12. in gloss. die Pfalenz, oder Platz das ist der Keyserliche Pallast vnd Gerichtsstette des Pfalz-[illegible]) am ende des Thumbs genennet wird. Vnd ist es also ein Keyserliches freyes Closter geworden, doch ist im jehrlich ein weis Pferd sampt einen Knaben mit einem langen Rennspies (oder wie eine andere Chronica sagt, ein Pferdt, ein Schildt, vnd ein Speer) zum Zeugnis der fundation und donation, vnd das es vnter den Keyser vnd zum Reich gehorte, dem Keyser zu geben aufferlegt.“ — —

„Wie Keyser Otto Anno 950 oder 51 in Welschland war gewesen, hatte sein Kriegsvolck eine Kirche St. Mauritien geplündert, derwegen wie er mit den Vngern bey dem Wasser die Lech bey Augspurg, ein harten streit angehen solte; hat er zuvor Gott vnd St. Mauritio gelobet, das, wo er jhm Sieg wieder diese Feinde verleihen würde, er die Stiffte, die sein Vater zum theil angefangen, volführen, derselben mehr ordnen, vnnd sonderlich ein hohes Stifft gen Magdeburg legen, vnnd St. Mauritio viel ein herrlicher Kirche dann die so man geplündert, gewesen, erbawen wolte. Diesem gelübde zufolge, hate er nach verliehenen Sieg jm genzlich vorgenommen, ein fürnemes Stifft gen Magdeburg zu legen, vnd die Stad zur Hauptkirche allen Vandalis zu machen.“ — —

„Hiebevor ist angezeigt, Wie Otto ein herlig Closter auff der stedten da jtznnd die hohe Stifftkirche, oder der Thumb leit, erbawet habe, welches fundation oder Stifftung vmb das jar Christi 936 angehoben ist, wie die literae fundationis desselben Closters ausweisen. Solchs Closter aber ist vmb diese Zeit, da der Keyser das Erzstifft fundiret, von dannen verrucket, vnnd doch ein Theil des Creutzganges dauon stehen geblieben *), so noch am jetzigen Thumbcreutzgang stehet, und ist das Closter auff die Höhe oder den berg, wie man jhn in solcher ebenen jegend hat haben können, durch den Keyser verlegt.“ — „Ihre Verrückung aber wie auch vorgedacht, ist an S. Laurentis Abend geschehen, da sie aus der Stadt hinaus gen Berge, betrübt und traurig gezogen, darumb sie hernach jerlich zur erinnerung solcher ihrer wanderschafft, an S. Laurentij Abend wüllen vnnd barfuss von Berge widerumb in S. Mauritij Kirche, das ist in Thumb **), in einer Prozession gegangen, und daselbst Messe gehalten, welchs nun mehr lengst mit dem Babstthum gefallen ist.“

So weit geht nun Pomarius klar und deutlich, völlig meinen Ansichten entsprechend. Unverkennbar sieht man, daß er hier alten Nachrichten und Zeitbüchern folgte, aber schon auf der folgenden Seite (S. 152) läuft ihm ein anderes Büchlein, dem, aus welchem er die ersten Nachrichten schöpfte, widersprechend, in die Hände und so wird er hier die Quelle aller der Irthümer, welche sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben. Er sagt: „So viel nu die Stiftkirche oder den Thumb zu Magdeburg anlangt, ist der jtzige Thumb, der noch heut zu tage stehet, nicht die

---

*) Es ist diese Stelle genau zu betrachten. Warum alle diese Veränderungen und nur die Beybehaltung eines Rests des Kreuzgangs, wenn der Dom nicht dorthin kam?

**) Dieser Zusaz ist von der grösten Bedeutung.

erste Kirche, so Keyser Otto erbawet, Sondern dieser Thumb ist lang hernach, nemlich nach dem großen Brand, der zu Magdeburg anno Christi 1208 *) gewesen, da die Stiftkirche vnd Pfarrkirche abgebrannt sein, erbawet worden." **)

(Der Beschluß folgt.)

*) S. 296 sagt er 1210.

**) Bis hieher noch ganz richtig, nun treten die Irthümer ein, deren Urheber er auch nennt.

London, den 13. Februar 1821.

Die brittische Gallerie hat ihre Ausstellung seit einer Woche geöffnet und die ungewöhnlich schöne milde Witterung des jetzigen Winters erlaubt den Großen und Reichen, wovon London wegen der Parlamentssitzung voll ist, schaarenweise zu diesen hoffnungsvollen Leistungen vaterländischer Künstler zu wallfahrten. Sonst wurden Gemäldegallerien in London nur sparsam besucht; aber auch hierin hat sich England sehr geändert. Auf einen warmen Eifer für die Kunst läßt sich daraus schließen, daß keine öffentlichen Ausstellungen so häufig besucht werden, als die von Gemälden. Die British Institution besteht schon seit 1805. Man hatte bemerkt, daß in der großen Frühlings-Ausstellung der Royal Academy in Sommerset House zu viel Gemälde auf einmal in Augenschein genommen werden mußten. Kenner und Liebhaber hatten nicht Muße genug, jedes Stück gehörig zu untersuchen, und es sind dort immer so viele Porträts zu sehen, daß die historischen Gemälde und Landschaften von ihnen gleichsam erstickt werden. Der uneigennützige Künstler, welcher blos für Ruhm arbeitet, verlor dabey zu viel. Dieß veranlaßte die Stiftung der British Institution. *) Historische Stücke, Landschaften und Bildnisse, die zu verkaufen sind, werden hier aufgenommen. Der Adel und die Kapitalisten schossen eine so ansehnliche Summe zusammen, daß der Zweck sogleich mit Anstand erreicht werden konnte. Der allen Kunstfreunden rühmlich bekannte Alderman Boydell hatte zu seiner Prachtausgabe des Shakspeare von brittischen Künstlern mit lobenswerthem Gemeingeiste meisterhafte Darstellungen Shakspearischer Scenen für sehr hohe Preise verfertigen lassen, und verlooste diese Originalgemälde, sobald sie in Kupfer gestochen waren. Zu diesem Ende stellte er sie vorher aus in einem eigens dazu erbauten Hause oder Gallerie (the Shakspeare Gallery) in der Straße Pall-Mall, die sich mitten im Hofquartiere, etliche Schritte von St. James's und von dem Pallaste des jetzigen Königs befindet. Dieß Haus wurde für die British Institution gekauft. Die Gallerie ist nur selten geschlossen. Selten hat eine Stiftung ihrem Zwecke so gut entsprochen, als diese. Sie ist eine wahre alma mater brittischer Kunst, welche seit dem Jahre 1805 Fortschritte gemacht hat, von denen das feste Land noch zu wenig weiß. Der Künstler hängt in dieser Gallerie sein Gemälde auf; es wird von Tausenden gesehen und geprüft; hat es Verdienst, so findet es Käufer um den von ihm selbst bestimmten Preis, welcher allezeit angemessen ist. Der Kauf wird bekannt, des Künstlers Ruhm ist von Stund an begründet, und er kann hinfüro ohne ängstliche Sorge an seinem Fache fortarbeiten, weil selbst die minder gelungenen Werke des einmal mit Lob gekrönten Künstlers Liebhaber finden. Es läßt sich daher erachten, daß die jungen Leute sich anstrengen, und daß es in dem weiten Saale wenig ledige Räume giebt. Die dießmalige Ausstellung hat nicht so viele historische Gemälde und nicht so gute Landschaften als in vorigen Jahren, aber einige vortreffliche Stücke im holländischen Geschmack und eine ziemliche Anzahl Bildnisse. Unter allen Produkten zeichnet sich keines so sehr aus als Belshazzar's impious feast von Martin, einem anerkannten Genie. Die Schriftzüge der unsichtbaren Hand, die Pracht des Gebäudes, das himmlische Licht, welches den Mond überscheint, und das Entsetzen in Belshazzar's Miene, so wie die ganze Composition der Figuren, sind so glücklich, daß sie allgemein großen Eindruck gemacht haben. Auch hatte das Bild nur wenige Tage da gehangen, als schon die Direktoren der Gallerie es für zweyhundert Pfund kauften. — Ulysses Rückkehr, von Hilton wird auch sehr bewundert. — Der berühmte Wilkie hat geliefert: Athol Highlanders, welche unter Vortritt ihres Sackpfeifers von der Jagd zurückkommen, ein herrliches Gemälde. Zu den vorzüglichern Ausstellern gehören Beuchey, Jackson, Etty, Collins, Newton, Jones, Stark, Hofland u. a. Es haben auch einige wenige Bildwerke Platz gefunden, worunter besonders Nro. 308. „Jakob mit dem Engel ringend," gepriesen wird. Es ist von Joseph Gott, welcher 1819 von der Akademie die goldne Medaille erhielt. Die Bacchantin desselben Künstlers Nro. 309. ist minder gut. Hinchcliffe hat Nro. 318: „Theseus rettet die Hippolyta aus den Händen des Eurystus" aufgestellt, eine Sculptur, die ungemeines Verdienst hat.

Die Gallerie des Baronets Sir John Leicester wird im April eröffnet.

H.

*) Vergl. den Aufsatz darüber im Kstbl. Nro. 21. des vorigen Jahrs.

Leipzig.

J. Ad. Roßmäßler, ein bekannter, geschickter und fleißiger Kupferstecher, ist am 5ten Januar 1821 in Leipzig gestorben. Er gehörte dieser Stadt durch Geburt an und seine auf der Maler-Akademie daselbst erhaltene Bildung.

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. März 1821.

Das scheint mir eine der peinlichsten Nothwendigkeiten, die unser sogenanntes Gesellschaftsleben auflegt: daß man Dinge muß bewundern hören, die unsere innige Verachtung verdienen.

Aus dem Englischen.

Neue Erfindungen der englischen Wettlust.

(Fortsetzung.)

Eben so nahm die Obrigkeit auch Theil an der gehörigen Vollbringung der bedeutenden Wette, wonach sich im Sommer 1816 der Fußgänger Eaton anheischig gemacht hatte, in tausend auf einander folgenden Stunden tausend englische Meilen zu gehn. Bey jeder Wanderung, sowol bey Tage als bey Nacht, schritt außer den Zeugen beyder Parteyen ein Constable neben ihm her. Die Schwierigkeit dieser Leistung lag nicht in der Länge des Weges, sondern in der Nothwendigkeit, während tausend auf einander folgenden Stunden eines anhaltenden Schlafes zu entbehren, wodurch sehr leicht Krankheit und Unvermögen das Unternehmen zu vollbringen veranlasst werden konnte. Schreiber dieses sah Eaton zweymal wandern, und das lezte Mal in seiner 937sten Stunde. Er schwankte allerdings, auch war sein Blick sichtbar gestört, dennoch vollbrachte er sein Werk, ohne Zerstörung seiner Gesundheit.

Wetten auf Fußwanderungen finden häufig statt, doch erhalten sie selten die Celebrität, welche der Eatonschen zu Theil ward.

Die englischen Zeitungen vom 18. und 25. Dec. v. J. erwähnen zweyer Fußwetten, die im Laufe jenes Monats statt gefunden haben, folgendermaßen:

Capitain Hold, der kräftige Fußgänger, welcher am 9. Dec. sein Unternehmen, 360 Meilen — d. i. 72 deutsche Meilen — in fünf Tagen, für eine Wette von 200 Guineen zu wandern antrat, hat dasselbe glücklich vollbracht. Das Wetter war ihm nicht günstig, doch hat er in vierundzwanzig Stunden einmal 105 Meilen — 21 deutsche — zurückgelegt. Er ist dreyßig Jahr alt, und obgleich nur fünf Fuß sechs Zoll hoch, doch ein Mann von außerordentlicher Körperkraft.

Am 18. Nov. v. J. ward die Wette zwischen James Bigmore und Blanson, wer am schnellsten einen Raum von 10 Meilen — 2 deutsche — durchlaufen würde, zu Newmarket entschieden. Ersterer ist der Bursche, welcher so oft erstaunliche Strecken neben der nach Norwich gehenden Kutsche her gelaufen ist, während der Andere sich in früheren Wetten gegen Old Tom und Reiner als einen unübertrefflichen Läufer gezeigt hatte. Die Wetten standen für lezteren Blanson, drey, sogar vier gegen eins, obgleich er nicht in besonders kräftigen Zustande — high condition — zu seyn schien. Am Ende der ersten Meile hatte Bigmore schon sechzig Ellen voraus, und sezte seinen Lauf in gemäßigter Schnelle fort. Am Ende der fünften Meile war Blanson schon fast eine Meile zurück und schien sehr zu ermatten; dennoch lief er unter schrecklichen Anstrengungen bis zur achten Meile, wo er niedersank und im nächsten Hause zu Bett gebracht werden musste. Obgleich es während des Laufens stark regnete, und der Weg dadurch gelitten hatte, so wurden doch die 10 Meilen in einer Stunde und fünf Minuten durch Bigmore ohne bemerkliche Anstrengung zurück gelegt. Er sang sogar abwech-

felnd während er lief; und es ist fast nicht zu begreifen, wie ein Bursche, der nur acht Stein wiegt, Kraft genug haben kann, bey diesem Wetter ein solches Unternehmen zu vollbringen, zumal er am Abend vorher bis zwölf Uhr unmäßig betrunken war.

Der gegenwärtige Winter, welcher im Dec. und in der ersten Woche des Januars eine so ungewöhnliche Strenge in England erreichte, daß die kleinen Ströme und stehenden Gewässer mit Eis bedeckt wurden, ist dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens überaus günstig gewesen. Leider aber hat die Unvorsichtigkeit, mit welcher man sich dort diesem seltnen Vergnügen hingiebt, nach öffentlichen Anzeigen eine Menge Unglücksfälle veranlaßt. Auch eine ansehnliche Wette führte die Eisbahn herbey, welcher die Zeitungen folgendermaßen erwähnen.

„Am vergangenen Donnerstage den 4. Januar d. J. fand um Ein Uhr die Entscheidung der Wette, eine Meile in drey Minuten auf Schlittschuhen zu durchlaufen, statt. Die ursprüngliche Wette war zwar nur 100 Guineen, es hatten jedoch eine große Menge Unterzeichnungen für und gegen, sowol in London als in Newmarket statt gefunden. Der zum Laufen auserwählte Ort war ein Bruch bey Sleham, vier Meilen von Ely und eilf Meilen von Newmarket, und der Läufer mit Namen Gindham, ein armer Landmann, welcher in der Nähe des Bruches wohnt. Er lief ein Paar Sekunden vor der bestimmten Zeit aus und durchlief den Raum in sieben Sekunden weniger als drey Minuten. Man wollte in London wissen, es sey ein Streit über die Genauigkeit des bey der Wette gebrauchten Instruments zur Zeitmessung entstanden, dieß ist jedoch ohne Grund. Sehr bedeutende Summen hingen von dieser Wette ab, und der Erfolg hat das Erstaunen Vieler erregt, jedoch ohne Grund; wie Andere behaupten, da diese Schnelligkeit nicht die höchste seyn soll, welche sich erreichen läßt. Diese Begebenheit endigte im Uebrigen leider sehr tragisch, denn als der arme Gindham am Abend mit seiner Belohnung in der Tasche, gleichfalls auf Schlittschuhen nach Hause lief, stieß er aus Fahrlässigkeit mit solcher Gewalt gegen einen nahe bey seiner Wohnung aus dem Eise hervorstehenden Weidenstamm, daß er auf der Stelle todt liegen blieb.

Dieselbe englische Zeitung vom 16. Jan. d. J. erwähnt einer Wette, die in Possierlichkeit der Erfindung und höchst abentheuerlicher Ausführung wohl nicht leicht übertroffen werden kann.

„Mr. Huddy, Postmeister zu Lismore, reiste neulich in Folge einer Wette von dieser Stadt nach Fermoy, ungefähr 17 Meilen — 3½ deutsche — sitzend in einem mit Rädern versehenen Austern-Fasse, gezogen durch ein Schwein, einen zahmen Dachs, zwey Katzen, eine Gans und einen Igel. Der excentrische Reisende hatte eine rothe Nachtmütze auf, und bediente sich zum Antreiben seines Gespannes einer gewöhnlichen Peitsche. Er ist im übrigen nicht weniger als 96 Jahr alt, gesund und von überaus heiterer Gemüthsstimmung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das leztere Nachsuchen von Schätzen und antiken Fragmenten in der Tiber.

Auszug eines Schreibens aus Rom.

Seit Jahrhunderten herrschte bey dem römischen Publikum, besonders unter der Volksklasse, die Meinung, daß in dem Bette der Tyber ungeheuere Schätze sowol von Gold und Silber und andern Metallen, als auch von den antiken Kunstwerken aufbewahrt liegen müßten. Diese Meinung stützte bey solchen sich auf die Voraussetzung, daß bey den Einfällen der nordischen Völker (Barbaren) in das römische Gebiet, viele der vornehmsten und reichsten Familien, den größten Theil ihrer Kostbarkeiten zu sicherer Erhaltung, in die Tyber versenkten und daß unter solchen sich auch der goldene, siebenarmige Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem, nebst andern nicht weniger theuern Geräthschaften befänden. Zu diesen rechnete man dann gewöhnlich noch dasjenige, was bey so manchen tumultuarischen Vorfällen, die sich am Ufer dieses Flusses seit mehr als zwey tausend Jahren her ereignet, in die Tiefe desselben gefallen, unter denen man vorzüglich die Schlacht zwischen Constantin dem Großen gegen den Tyrannen Maxenz nahe bey der milvischen Brücke, wie nicht weniger die Bestürmung von der Mola Hadriana (Engelsburg) unter dem Belisar anführte, wobey so mancher Streiter in dem Strome geblieben, deren Waffen, Feldzeichen und Baarschaften, da die Körper wahrscheinlich in dem schlammigen Bette zurückgeblieben seyn, sich gleichfalls dort noch finden müßten. Zu allen diesen vereinigte sich endlich noch die Sage, daß der heil. Gregor während seines Papstthumes, habe, um Aergerniß bey den Christen, besonders den nach Rom wallfahrtenden Pilgern vorzubeugen, viele heidnische Tempel niederreißen und deren Altäre und Bildsäulen mit andern Verzierungen, in die Tyber werfen lassen. Auf alle diese verschiedene Annahmen gründete sich zulezt dann noch das weitere Vorgeben: daß zu verschiedenen Zeiten, vornehme und reiche Privat-Leute, unter denen man namentlich den Kardinal Polignac anführt, den Plan entworfen, den Theil von der Tyber, von Ponte Molle, bis an die Kirche vom St. Paul durch einen Kanal abzuschneiden, um jener reichen in dem Bette ruhenden Schätze und Kunstwerke sich bequemer zu bemächtigen; daß aber die Regierung aus Besorgniß, daß aus dem Wasser, welches in den Tiefen des Bettes stehen bleibe und von den faulen Ausdünstungen des Schlammes, besonders im Sommer, leicht eine Pest entstehen könnte, niemals die Ausführung erlauben wollen.

Alle diese Vorstellungen, die seit so langen Jahren her vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt worden und hierdurch eine Art von historischer Gewißheit auch bey Auswärtigen, ja selbst bey manchem in der Kritik nicht gutbewaffneten Schriftsteller erhalten hatten, trugen bey, daß, als im Jahr 1817 die Stimme anfing in Rom laut zu werden: daß eine Gesellschaft sich bilde, welche nach eigener Methode aus der Tyber die im Grunde liegenden Kostbarkeiten, von welcher Art sie auch seyen, vermittelst einer neu erfundenen Maschine hervorzuziehen, Willens sey, solche mit der sichersten Erwartung eines glücklichen Ausganges, (nur einen geringen Theil des römischen Publikums und der in Rom sich aufhaltenden Fremden, die bey genauerer Kenntniß von der Geschichte, und sicherer topographischen Uebersicht von der Lage Roms, sich geeignet fanden, über diese Materie gründlicher urtheilen zu dürfen, ausgenommen) allgemein beyfällig begrüßet ward.

Im Jahre 1818 gelangte diese Gesellschaft zu ihrer völligen Organisation; sie bestand nebst einem Direktor (Benedet. Giusep. Naro, ein getaufter Israelite aus Livorno, vorgeblicher Erfinder von der zu diesem Zwecke dienenden Maschine) in einem Generalinspektor, Verwalter, gerichtlichen Beysitzer und Sekretär. Man achtete sorgfältig darauf, zu den Mitgliedern solche Personen zu wählen, die durch eigenes Ansehen das Unternehmen stützen konnten, um so mehr da solchem von der päpstlichen Kammer das ausschließliche Privilegium verliehen und der Titel Impresa privilegiata tiberina beygelegt worden. Um nun einem so allgemein beliebigen Projekt durch schnelle Herbeyschaffung der benöthigten Geldsumme für die Auslagen der Kosten, die gehörige Wirkungskraft zu ertheilen, ward der Plan von einer Aktien-Gesellschaft als der zuträglichste gewählet. Es erschien daher am 12. Nov. 1818 in der römischen Zeitung (Notize del Mondo Nr. 45.) eine vortheilhafte Ankündigung von einer solchen, um sowol einheimische als auswärtige Liebhaber einzuladen, Theil an ihr zu nehmen. Da die Kosten zur Erbauung der Maschine und Unterhaltung der zu diesem Unternehmen anzuwendenden Personen nach der Angabe der Ankündigung sich auf nicht weniger als 36,000 römische Scudi belief, so fand die Gesellschaft für bequem diese Summe in 120 Aktien einzutheilen, so daß derjenige, welcher an diesem Projekt Antheil zu nehmen beliebte, für jede Aktie, bey Empfange von dem Schein, sogleich 300 Scudi baar, nebst einer Versicherung von andern 200 Scudi in der Folge nachzuzahlen, in die Bank Torlonia niederlegen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taubstummen-Institut in Madrit.

Das hiesige Taubstummen-Institut, welches unter der Leitung titul. Kriegs-Auditors der National-Armee, D. Tiburzio Hernandez und der Aufsicht der ökonomischen Societät von Madrid steht, hat am 14. und 15. Nov. v. J. eine öffentliche Prüfung gehalten, und den Beyfall des zahlreich versammelten Publikums gewonnen. Uebrigens befindet sich das Institut in kläglichen Umständen, es fehlt an einem geräumigen Lokal, an Geld, an zweckmäßiger Unterstützung.

Die Krähe und die Schnecke.

(Nach dem Franz.)

Willkommen, meine Freundin! rief die Krähe
Der Schnecke zu: wie kömmst du, sprich,
Auf diesen Baum, in meines Nestes Nähe?
Am Boden sah ich gestern dich. —
„Ich glaub', sprach diese, du erstaunest gar?
Ich kroch herauf — ist das so wunderbar?"

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 30. Januar.

(Beschluß.)

Mit der italienischen Oper, wo sich der hohe Adel, und alle Liebhaber guter Musik sonst so sehr gefielen, steht es leider noch schlecht. Sie ist im Konkurs, jedoch nicht ohne Hoffnung. Geld, woran es fehlt, hat der Adel genug und vermuthlich werden die Hindernisse bald gehoben seyn. Man sieht aus der Literary Gazette, daß der Buchhändler Ebers in Altbondstreet sich erboten hat, die Direktion der Oper auf ein ganzes Jahr zu übernehmen, wenn man ihn mit Vorschüssen decken will. Das werden wahrscheinlich die Eigenthümer der Logen endlich thun, und es heißt, der König werde sich dann eine eigene Loge erbauen lassen, nach dem Muster derjenigen, welche die östreichischen Erzherzöge im Theater zu Mailand haben. Sie würde mitten in die Logereihen zu stehen kommen, sehr hoch seyn, durch einen prachtvollen Kronleuchter erhellt werden und sich mithin sehr gut ausnehmen.

Das Trauerspiel „der Doge von Venedig," welches von Lord Byron angekündigt ist, macht, wie bekannt, keinen Anspruch auf die Bühne, sondern will blos gelesen seyn. Es ist merkwürdig, obgleich nicht ohne Beyspiel, daß die literarischen Produkte dieses Dichters alle höchst tragisch und hyper-tragisch, vermuthlich wie seine Musestunden sind, obgleich wenig Menschen so viel Gesellschaftstalente, so viel Witz, so viel Aufgewecktheit und so viel feine Lebensart besitzen, wie Lord Byron. Jeder weiß die hierher gehörige Anekdote von Moliere. Eben so war Burton, der Verfasser des in England so berühmten Buches, Anatomy of Melancholy, in Gesellschaften äußerst aufgeräumt. Ein gleicher Kontrast fand bey zwey andern bekannten Schriftstellern statt. Der geschäzte Beresford, welcher die miseries of human life geschrieben hat, ist ein fellow von Merton college in Oxford und lebt in dem Genusse aller Bequemlichkeiten des Lebens welche dieser reiche Musensitz seinen Mitbürgern zu Theil werden läßt. Aber das Gegenstück dazu, the comforts of human life wurden im Gefängnisse von einem der unglücklichsten Literatoren R. Heron (dessen Leben d'Israeli so rührend schildert) und mitten im höchsten Elende geschrieben.

Zur Erklärung des neuen Romans Kenilworth, wovon der lezte Bericht sprach, ist eine Erläuterung erschienen, die stark gekauft wird, nämlich Laneham's description of the entertainment given to Queen Elisabeth at Kenilworth Castle in 1575, as referred to in the Novel, with Glossarial and explanatory Notes and a beautiful portrait of Queen Elizabeth. 8. Burn. 5 Schill.

Das neue Stück des Edinburgh Review, Nro. 68. enthält einige überaus gründliche Abhandlungen über den Aristophanes, über den Zustand Irlands, über französische Romane, über den Zustand der höheren Wissenschaften in England und Frankreich (eine meisterhafte und unpartheyische Vergleichung) und über die Reform des Parlaments. Gelegentlich wird des verstorbenen Sir Joseph Banks gedacht und diesem würdigen Manne (dessen Gedächtniß der Neid anschwärzen wollte) das sehr verdiente Lob eines höchst seltenen, eifrigen und unpartheyischen Freundes der Wissenschaften und Künste gegeben. — Maltebrun's vortreffliches System der allgemeinen Erdbeschreibung ist nun auch ins Englische übersezt. Die Anmerkungen der deutschen Uebersezung sollen größtentheils in die Englische aufgenommen werden. Der erste Theil ist so eben erschienen.

Paris, den 15. Februar.

Schon im Jahr 1819 meldete ich Ihnen den sonderbaren Prozeß des streitsüchtigen Sir James Craufurd, welcher Himmel und Erde bewegte, um seinen Onkel dem steinreichen Quintin Craufurd dahin zu vermögen, ihm einen Theil seines Vermögens abzutreten, und welcher den Verwandten der Frau dieses Q. Craufurd Prozesse anhängte, weil sie sich eine Million von diesem Onkel hatte geben lassen, wobey er aber weislich die Duelle ausgeschlagen hatte, welche ihm diese zu seiner Genugthuung angeboten hatten. Seitdem ist diese Angelegenheit beständig vor Gericht verhandelt worden, jedoch ohne sonderliches Interesse. Nur in der lezten Zeit hatte Sir James Craufurd ein eigenes Mittel, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Seitdem nämlich durch die Unruhen des Junimonats die Worte Vive la charte ein Losungszeichen der Unabhängigen geworden waren, hatte sich der Englische Knight angewöhnt, so oft er den Prozeß verlor, welches ihm ziemlich häufig begegnete, aus vollem Halse zu rufen: Vive la charte, welches dann freylich seine Gegner die Herzoge v. Guiche, Grammont, Orsay u. s. w. nicht thaten, weil diese Worte in ihren Zirkeln für eine Ungezogenheit gelten, die sie sich nie haben zu Schulden kommen lassen. Ob nun dieses Vive la charte der Regierung mißfallen hat, oder ob sie des langweiligen Prozesses müde durch einen Alexanderhieb den gordischen Knoten hat auflösen wollen, oder ob das Ansehen der Gegenparthey Craufurds, die aus lauter Hofleuten besteht, den entscheidenden Schritt bewirkt hat, weiß ich nicht; genug, Sir J. Craufurd wurde vor Kurzem von Polizeydienern verhaftet, und unter ihrer Begleitung nach Calais gebracht, und dort sogleich eingeschifft; hernach berichtet der Moniteur, gleichsam zur Beruhigung der Gegner Craufurds, das Schiff, worauf er eingeschifft worden, sey mit gutem Winde nach England abgesegelt, und was eben so sonderbar ist, es wurde noch eine Sitzung bey Gericht gehalten in Betreff dieses ewigen Prozesses; da aber aus guten Gründen der Kläger nicht erscheinen konnte, so hatten seine Gegner es auch für überflüßig gehalten, sich zu zeigen; hier endigte der Kampf also wirklich faute de Combattans, wie die Franzosen sagen. Die Grafen und Herzöge, welche gegen den Englischen Knight prozessirten, haben in den Zeitungen ankündigen lassen, daß sie die gewaltsame Entfernung desselben aus Frankreich nicht betrieben hätten; allein es ist schlimm, daß sie nöthig hatten, solch eine Versicherung zu geben; denn man sieht daraus, daß eine solche Vermuthung doch im Publikum vorherrschte. Einige Zeit vor seiner Verbannung hatte man Sir J. Craufurd eine neue Klageschrift drucken und in ganz Paris verbreiten lassen. Dieß war wieder ein sonderbares Aktenstück, voll arger Beschuldigungen und in einem eigenen Style. Es beginnt folgendermaßen. Die Schrift, welche folgt, ist im Monat April 1819 abgefaßt worden. So unglaublich es auch scheinen mag, so ist es gewiß, daß Sir J. Craufurd dieselbe am 6. Mai seinem Onkel von Anfang zu Ende vorgelesen hat. Sein Oheim versuchte mehrmals ihn aufzuhalten; so oft ihn der Oheim unterbrach, erhob Sir James seine Stimme, und fuhr mit verdoppelten Kräften fort zu lesen. Zulezt faßte sich der Oheim und hörte seinen Neffen geduldig bis ans Ende an. Als Sir James an die Stelle über die falschen Versprechungen kam, wurde der Oheim wie zu Boden geschlagen; er fiel mit dem Gesicht auf den Tisch, und stieß fürchterliche Seufzer aus; es war der personifizirte Gewissensbiß; Sir James hat nie etwas schrecklicheres gesehen. Als er mit dem Lesen zu Ende war, wollte sich der Oheim mit ihm aussöhnen, Sir James aber erwiederte: Nein, keine Aussöhnung, bevor Sie nicht geneigt seyn werden, an ihrem eigenen Geschlechte Gerechtigkeit auszuüben, und verließ plözlich das Haus. Sein Oheim lief ihm nach, und rief: James! James! bleib stehen, um Gotteswillen bleib stehen! ich habe dir etwas zu sagen! — Dieses Etwas erfahren, wie natürlich, die Leser aus der Klagschrift nicht, da der Verfasser es nicht hat anhören wollen; auch muß es wohl nichts anders gewesen seyn, als ein kluger Rath an den Neffen, sich ruhig zu verhalten; denn einige Zeit nachher, als dieser wieder in das Haus seines reichen Oheims gedrungen war, wurde er von den Bedienten herausgeworfen, worauf er eine neue gerichtliche Klage anhob. Statt jenes Etwas gibt Craufurd der Neffe den Lesern die wahre oder falsche Geschichte seiner Tante zum Besten, welcher er die Hartherzigkeit seines Oheims vorwirft; da sie einzig nur für ihre eigene Familie, nicht aber für die Familie ihres Mannes gesorgt habe. Die Geschichte der Tante, wie sie von dem Neffen erzählt wird, ist ein wahrer Roman. Sie soll die Tochter eines Theaterbarbiers von Mailand seyn, auf dem Theater zu Venedig hübsch getanzt haben, von dort nach Württemberg gebracht worden seyn, und von da soll sie durch andre Schicksale nach Paris, und dann nach Indien verschlagen worden seyn. Hier soll sie des daselbst reich gewordenen Quintin Craufurd's Liebe gewonnen haben, und dieser soll sie endlich nach einer dreyßigjährigen Probe ihrer Treue geheurathet haben. Was der Neffe an dieser Heurath am sonderbarsten findet, ist, daß, wie er sagt, sein Oheim und die Tante sich einander dreymal geheurathet haben, nämlich einmal an der Munizipalität, ein andermal in der Kapelle des englischen Gesandten vor einem protestantischen, und das drittemal zu Germain vor einem katholischen Priester. „Ich habe, sagt er, in meinem Leben mehrere Leute gekannt, die drey Frauen geheurathet haben, aber mein Oheim ist der einzige, von dem ich weiß, daß er dreymal dieselbe Frau geheurathet hat.“ So muß der Neffe während seines Aufenthaltes in Paris ganz allein mit seinen Prozessen beschäftigt gewesen seyn, denn er hätte täglich sehen können, wie alle Brautpaare, oder doch die meisten, sich, wie er sagt, zweymal verheurathen, nämlich zuerst vor der bürgerlichen Obrigkeit oder Munizipalität, und dann in der Kirche; und sind die beyden Brautleute verschiedener Religion so geschieht die Trauung doppelt, nämlich vor einem Geistlichen jedweder Religion. Die dreyfache Heurath des Millionärs Quintin Craufurd hatte also nichts Besonderes. Ich bemerke hier im Vorbeygehen, daß die Ultras schon Versuche gemacht haben, das Recht, die Geburts- Heuraths- und Sterbe-Register zu führen, der bürgerlichen Obrigkeit wieder zu entwenden, und es einzig der Geistlichkeit zu ertheilen, wie es vor der französischen Revolution statt fand, allein die Nation findet bey der neuen Einrichtung so augenscheinliche Vortheile, daß sie sich schwerlich zur Wiedereinsetzung des alten Gebrauchs verstehen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 20.

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. März 1821.

Dichtkunst.

Lieder-Saal. Das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen. Erster Band. Eppishausen, 1820. 638 Seiten in gr. 8.

(Beschluß.)

Lieder, die mit mehr oder wenig Veränderung oder abweichender Behandlung ihres Vorwurfs, bereits in andern gedruckten Sammlungen altdeutscher Dichtungen vorkommen, haben Rückweisungen auf diese erhalten, und überhaupt hat der edle Herausgeber seine Liebe zu dem unternommnen Werk treu bewährt, und was immer für Kenntniß der Zeiten, Denkart und Sitten, so wie dann der Sprache insonderheit, durch eine solche Arbeit gewonnen werden kann, das dankt man seiner Sorgfalt und Freygebigkeit. Als Muster der von ihm vorgesezten Inhaltsanzeigen wollen wir annoch eine längere und zwey kürzere ausheben. Die erste sey die Minne vor Gerichte.

„Der Sänger ritt eines Morgens in einen Wald, worin er sich verirrte; nachdem er lange umher geritten, kam er zulezt auf eine blumigte Heide, die rings mit einem dichten Zaum umschlossen war, in diesem fand er eine verschlossene Türe, an welche er klopfte. Eine Frau kam herfür, welche er nach der Bestimmung der umzäunten Heide fragte. Ein Gericht soll hier gehalten werden, entgegnete sie ihm, unter dem Vorsitze der Ehre, wobey die Gerechtigkeit als Klägerin und die Minne als Beklagte erscheinen; Zucht, Tugend, Bescheidenheit, Maß und Schame drangen schon lange darauf, daß das Gericht über die Minne einmal möchte gehalten werden. Auf eine Bitte, daß sie ihm doch vergönnen wolle dem Gerichte heimlich beyzuwohnen, fürte die Pförtnerin den Sänger in den Umfang hinein, wo er sich hinter den Sizen der Gerichtsleute verbarg. Auf Geheiß der Ehre ward die Minne an Händen und Füßen gefesselt in den Kreis gefüret und die Gerechtigkeit aufgefodert ihre Klage anzubringen, deren Anwald, das Glück, sogleich auftritt und die Minne anklaget, daß sie den unstäten Männern hold und den Beständigen feindlich seye, welches weitläufig ausgefüret wird. Die Minne, aufgerufen sich zu verteidigen, rufet alle gegenwärtige Frauen an, das Wort für sie zu nehmen: allein keine will es wagen sie zu vertreten und die Minne verstummt in trüber Wehmut. Da die Ehre verlangt, sie soll also selbst ihre Sache füren, erbarmt der Dichter endlich sich derselben, und obschon er wol eher Ursache hätte gegen die Minne zu klagen, als sie zu vertreten; so entschließt er sich doch ihr Anwald zu seyn, steht auf und tritet zu ihr in den Kreis. Nachdem die Richterin es erlaubt hat, bespricht er sich mit der Minne über die zu fürende Verteidigung und trägt dann dieselbe vor: die Unminne müsse man anklagen, sagt er und nicht die Minne, darneben das Glück und den Wankelmut, welche alles Uebel anrichten. *) Nach-

*) Die unmin solt man vor Gericht
Und daz Gelück dar vmb beclagen
Die Min haißt üch daz sagen
Und sölt wandel Mut da bi stan
Noch me wil ich üch wissen lan
Wa ain raine frowe gut
Ain Gesellen gütlich tut
Der arm vnd stät ist an dem Sin
Des soll man ziechen die Min
Sin Mut im Stät gen Stät
Ob ains übel an dem andern tät
Da wär die min vnschuldig an
Je hant do hüb si sich von dan
Und vsset sich ir baider
Die unmin störet laider
Gerechte min wo sie mag
Ez ist war waz ich üch sag
Die min Got beschaffen hat.
Wann si gänzlich bi im stat
Und ist och Gott mit ir
Wölt ir daz gelöben mir
So fragt sin alle prediger
Mit den ich das wol bewär
Was rain ist und nit valscher gert
Daz Got daz selber ert
Wa stät gen stät wigt
Und Mut Mut ansigt
Dez sol man ziehen die min
Dez ist si alles Maisterin
Kein Bösi tat begie sie nie
Das bestät si mit dem rechten hie.

dem er nun die Einrede getan, läßt die Ehre zum Abstimmen schreiten: die Zucht stimmt nun zuerst für die Minne, welche dann einhellig freygesprochen und die Gerechtigkeit mit ihrer unstatthaften Klage abgewiesen wird. Leztere bekennet nun selbst, sie seye durch falsche Anzeigen zu der Beschuldigung verfüret worden, bereuet ihre Klage und bittet die Minne um Verzeihung, welche sie erhält. Der Sänger will sich bey der Minne verabschieden, welche ihm zum Lohne für seine Fürsprache Silber und Gold bietet, die er aber nicht annimmt und dagegen bittet, sie möchte schaffen, daß die Frau seines Herzens seine Treue und Liebe endlich einmal lohne, was sie ihm verheißet und erkläret, daß sie im entgegengesezten Falle eine solche Frau für eine Anhängerin der Unminne erklären müßte, worauf die Pförtnerin dem Dichter die Türe wieder aufschließet und ihn auf dem nächsten Wege nach Hause weiset."

Zwey kleinerer überaus anmuthiger Dichtungen Inhalt wird also angegeben: Vom Lügen und Verraten. „Auf die Frage: welches schlimmer seye, über jemand lügen; oder ihn verraten? äußert der Dichter, das Lezte sey schlimmer; denn die Lüge seye laut, man könne sich gegen dieselbe rechtfertigen, oder sie werde in der Folge wieder vergessen: der Verrat aber schleiche ungesehen im Finsteren, man könne sich seiner nicht erwehren, und verliere dadurch oft Ehre und Leben. Eines seye wie Verwundung, welche wieder geheilet werden könne; das Andre aber sey wahrer Todschlag." Und von der Reue. „Einer giebt dem Dichter fünferley Dinge und läßt ihm darunter die Wal, einen rechten Christen daraus zu machen; dieser wält die Reue (die vier andern waren: Taufe, Glauben, Beichte und Buße), und beschreibet, wie wahre Reue kräftiger als alle andere Mittel, zum Himmel fördert *); ja selbst der Teufel, meint er, könnte noch selig werden, wenn er wahre Reue über all das Böse, was er getan, zu empfinden vermögte; darnach erzält er von einem Teufel, der zwar gebeichtet, aber den Vorsaz ferner zu sündigen nicht habe aufgeben können, und dann von einem Mörder, der plözlich nach verübter Tat, wahre Reue gefület, und dessen Seele, obschon er alsogleich, ohne vorher Buße zu tun, das Leben verloren, dennoch gerettet und von den Engeln zum Himmel getragen worden seye. Wahre Reue und vester Vorsaz nicht mehr zu sündigen, seien hinlänglich, auch ohne Taufe, Glauben und Beichte in den Himmel zu füren."

Die typographische Ausstattung des Buches ist überaus gefällig und schön.

Bibliographische Uebersicht
der neuesten französischen Literatur.
November 1820.

(Fortsezung.)

Sternkunde. Le Globe celeste, cours d'Astronomie contemplative, par M. H... Unbekannt mit den mathematischen Wissenschaften, beschuldiget der Verfasser dieser Schrift die Gelehrten, daß sie zu viel Gelehrsamkeit besitzen. Er vergleicht sie mit den egyptischen Priestern, die unter dem geheimnißvollen Sinn der Hieroglyphen, ihr Wissen vor ungeweihten Augen verbargen, und zufrieden waren, sich selbst zu verstehen. Er gestehet, daß er seine astronomischen Kenntnisse nur mit Mühe sich erworben, ja die einfachsten Lehrbücher dieser Wissenschaft zu schwer gefunden habe; endlich aber sey er Meister seines Gegenstandes geworden, und wolle jezt denjenigen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden möchten, die Schwierigkeiten erleichtern, die er das Glück und den Muth zu überwinden gehabt habe. Dieser Zweck ist allerdings lobenswerth, und die Art, wie der Verfasser ihn erreicht hat, giebt ihm gerechten Anspruch auf allgemeinen Beyfall. Zwar fehlen viele wesentliche Theorien in seinem Werke, aber er hätte zur Entwickelung derselben die Geometrie zu Hülfe nehmen müssen, und diese wollte er ganz umgehen. Das Mittel, dessen er sich bedienet, den Lauf der Gestirne begreiflich zu machen, ist eine Himmelskugel, auf welcher die Sterne, in ihren verschiedenen Verhältnissen von Größe und Entfernung, so wie sie jede Nacht am Firmamente sich zeigen, dargestellet sind. Die Sternbilder, die die gewöhnlichen Himmelskugeln undeutlich machen, hat der Verfasser hier verschwinden las-

---

*) — Also ist noch hüt den tag
Wer dichtig wirt on alle clag,
Mit dem fürsaz böser ding
Daz kan kain frucht im bring
Rechte rew ist so gestalt
Daz ein Mensch der Welt gewalt;
Gar versmacht vnd wirft ze füsen
Und wil ewiglichen büssen
Die wil er leben kan ain tag
Die rew och niemat gehaben mag
Im musz sie got vom himmel geben
Wem er die Zit nu merchet eben
Den wil er och hintz ze himel ziehen
Den sol kain dichtiger nit fliehen.
Er rat im für sin Missetat
Wenn in got selb bestanden hat
In sin erbarmherzigkait
Die geschrift an mangen Stellen sait:
An welcher Stat vnd welcher Stunt
Daz der Mensch ersüfzet von grunt
So vergit ims Got als drat
E daz er zu bicht gat.
Daz wart an den siechen Schin:
Die macht vnser trächtin
Gar gesunt an lib an sin
Und sprach doch nu get hin
Und macht üch dem brister kunt
Die het er vor gemacht gesunt
Und hiesz sie doch ze bicht gan
Also ist all rew getan
Wann ain Mensch von Herzen weinet
Und sich in im selb verainet.
Er wol büssen als sin leben
So wirt im al sin Sünd vergeben.

sen, und blos nur den Aequator und die Sonnenbahn angedeutet. Mit dieser einfachen Kugel werden mancherley astronomische Aufgaben gelöset, als: Die Stunde und den Horizontalpunkt zu finden, wo die Sonne, der Mond, irgend ein Planet oder anderer Stern auf- oder untergeht; seine Höhe um Mittag oder zu jeder andern Tageszeit zu bestimmen; den Verticalzirkel eines Sterns, die Dauer der Nacht oder des Tages, die Zeit, während welcher in einer aufgegebnen Nacht ein Stern sichtbar ist, den Standpunkt und die scheinbare Bewegung der Himmelskörper zu jeder bestimmten Zeit anzugeben u. s. w. Es würde uns zu weit führen, die sinnreichen Vorrichtungen bey dieser Himmelskugel auseinander zu setzen. Der Erfinder nennet sie eine ökonomische Sternwarte, die mit allem Zubehör nicht mehr als 30 Fr. kostet, und worauf man mit Hülfe gegenwärtiger Abhandlung und dem jedesmaligen Annuaire du bureau des longitudes, jede beliebige Beobachtung über die Wunder des Firmaments anzustellen vermag. Diese Abhandlung ist so deutlich, daß ein Kind sie zu begreifen vermag. Preis 5 Fr. Bey Wittwe Courcier.

Naturkunde. Traité des paratonnerres et des paragrêles en corde de paille. Diese Schrift ist auf eine neue, vom Professor Lapostolle zu Amiens gemachte Entdeckung gegründet, die in derselben erklärt wird, nämlich die blitzableitende Eigenschaft des Strohs. Wiederholte Erfahrungen haben bewiesen, daß man mit einem Strohstricke den nämlichen Zweck erreichen kann, den man bis jezt mit eisernen Stangen bewirkt hat, ohne dabey des Nachtheils ausgesezt zu seyn, worüber bey diesen so oft geklagt worden ist. Nicht blos Palläste werden also künftig gegen die Wirkung des Blitzes in Sicherheit gestellt werden können, sondern auch die Scheuer des Landmannes, das Haus des Handwerkers, die Hütte des Armen, und nicht blos diese, sondern auch die Ernte wird gegen die Verwüstungen des Hagels bey Anwendung der von H. Lapostolle angezeigten Mittel gesichert seyn. 1 Band in 8. Preis 5 Fr. Amiens, bey Caron-Vitet, Paris bey Ledentu.

Kriegswissenschaft. Memoire sur la défense de la France par les places fortes. Die Vertheidigung eines Landes durch Festungen allein, ist wohl nicht leicht denkbar, besonders da sie in den lezten Kriegen sehr von ihrer ehemaligen Bedeutung verloren haben. Auch beschränkt sich der anonyme Verfasser nicht auf sie allein, sondern will, daß die Vertheidigung mit Beyhülfe des Heers geschehe. 12½ Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Didot d. ä.

Gesetzgebung. H. Touquet, den der Leser schon als Herausgeber der Werke Voltaires zu 30 Fr. und der Werke Rousseaus zu 15 Fr. kennet, kündiget auch einen Extrait des lois français seit den 1. April 1814 an. Dieses Werk soll, außer den Gesetzen selbst, eine Vergleichung der gesetzgebenden Erörterungen, die vorzüglichsten Verordnungen, Instructionen, Entscheidungen, mit einem Worte, alle öffentlichen Verhandlungen umfassen. Vom 15. Februar an wird monatlich eine Lieferung von unbestimmter Größe davon erscheinen. Die Subscribenten bezahlen das Alphabet nur mit 3 Fr. Demnächst wird jeder Bogen Druck 25 Centimen kosten.

Politik. Es ist nicht zu verwundern, daß die politische Lage, in welcher Frankreich sich befindet, zu unzähligen Schriften oder Schriftchen Veranlassung giebt, die blos aufzuzählen ganze Seiten füllen würde, und die zu lesen niemand Zeit genug hat. Die einen haben den Umsturz des Grundgesetzes und die Widerherstellung der alten Vorrechte zum Zwecke; die anderen bestreben sich das ministerielle Ansehen aufrecht zu erhalten; die meisten aber arbeiten mit Eifer an der Erhaltung der Charte in allen ihren Bestandtheilen. Aus diesem dreyfachen Geschichtspunkte müssen besonders die vielen Flugschriften betrachtet werden, wozu die Wahlen Veranlassung gegeben haben, die wir aber, eben ihrer großen Anzahl wegen, hier ganz mit Stillschweigen übergehen. Von einigen anderen durch die politischen Zeitumstände veranlassten Schriften, die, wo nicht Aufsehen, doch Aufmerksamkeit erregt haben, wollen wir blos die Titel anführen. — Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel, par F. Guizot, ist ein Nachtrag zu den beyden ersten Ausgaben dieser viel gelesenen Schrift. 4 Bogen Druck in 8. Bey Ladvocat. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Englischer Literaturbericht für November und December 1820.

Das in diesen Monaten erschienene Justücke des Quarterly Review (No. XLVI.) enthält folgende Aufsätze:

1. S. 287 — 315. Ueber die Streitigkeiten wegen John Bellamy's neuer englischer Bibelübersetzung. Schon als der erste Theil dieses vielversprechenden Unternehmens erschien, war im Review mit vieler Gründlichkeit gezeigt worden, daß der Vf. dem Plane, an der Stelle der allgemein gebräuchlichen und recipirten Bibelübersetzung eine neue bessere aufzustellen, keineswegs gewachsen, mit den Elementarbegriffen der hebräischen Grammatik unbekannt sey, längst verworfene historische Irrthümer wieder hervorbringe, und mit einer des Gelehrten gänzlich unwürdigen Unbescheidenheit über alle die ehrwürdigen Männer, die sich für die bisher autorisirte Version erklärten, absprechen. Ein Baronet, James Bland Burges, der unter seinen Freunden für einen Mann von literarischem Ansehn gelten muß, bisher aber vor einem sehr beschränkten Publikum mit kleinen poetischen Versuchen aufgetreten war, übernahm in einem eigenen Werke zu zeigen, daß die neue Bibelübersetzung dem hebräischen Urtext am getreusten sey, und daher schon den Vorzug verdiene, während der Geistliche H. Todd und J. W. Whittacker zu Cambridge das Ansehen der alten gesetzlich anerkannten Version gegen Bellamy in besondern Abhandlungen vertheidigten. Dennoch ist seitdem der zweyte Theil der Bellamyschen Uebersetzung mit allen den Mängeln und einseitigen Ansichten des ersten erschienen, und das Quarterly Review findet es für nothwendig, umständlich abermals die groben Irrthümer dieses Mannes und seiner Anhänger zu beleuchten, theils weil das Publikum noch über diese verfehlte Uebersetzung keine feste Meinung gefaßt zu haben scheint, theils weil die lezte Zeit ein sehr trauriges Beyspiel gegeben hat von der Art, wie Irrgläubige solche verkehrte und verschrobene Auslegungen der Bibel benutzen. Als der Buchhändler Carlile unlängst angeklagt wurde, weil er Paine's Zeitalter der Vernunft herausgegeben hatte, fragte er, welche Bibel in dem Satze, daß die Bibel von den Gesetzen des Landes eine rechtliche Sanktion erhalten habe, gemeint sey, die Bibel nach der alten Version, oder Bellamys? Der Recensent befürchtet, daß durch ähnliche Männer wie Burges, der Glaube unter dem Volke Festigkeit gewinnen möchte, als wenn Bellamy wirklich den hebräischen Text vor Augen gehabt, und seine scharfe Kritik der bisher recipirten Uebersetzung nicht ungegründet sey. Er stellt daher des Burges Abhandlung besonders in einer freylich höchst beschämenden Blöße dar. In das Innere dieses gelehrten Streits, der

im Allgemeinen ein großes Interesse für unsere Leser haben muß, einzugehen ist hier nicht der Ort. Der auffallendste Vorwurf, den der Recensent dem Baronet macht, ist der, daß derselbe auf 30 Seiten von einer Bibelstelle und vier gegenüberstehenden Spalten eine angeblich buchstäbliche Uebersetzung aus dem Hebräischen, die Septuaginta, die Uebersetzung des Kirchenvaters Hieronymus oder die lateinische Vulgata und die englische recipirte Version mittheilt, und da er diese nicht mit Anmerkungen begleitet, schließen läßt, weil die recipirte Version so sehr von der angeblichen Uebersetzung aus dem hebräischen Original abweicht, jene nicht von diesem, sondern von der Septuaginta und der Vulgata gemacht sey, daß der Recensent aber zu seinem größten Erstaunen in jener angeblichen wörtlichen Uebersetzung aus dem Hebräischen nichts mehr und nichts weniger, als — Bellamys von Fehlern wimmelnde Uebersetzung selbst gefunden habe! Freylich ein arger Betrug!

2. S. 325. — 359. So viel auch über Griechenland im Allgemeinen geschriftstellert worden, so wenig Zuverlässiges und Umständliches ist doch von dem gegenwärtigen Zustande dieses einst so berühmten Landes bekannt. Man hat fast nicht einmal eine vollständige oder genaue Charte davon, und die Geographen eilen flüchtig über die Beschreibung hinweg. Der Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist, aus persönlichen Nachforschungen und mit Hülfe einiger Schriftsteller in Verbindung mit Walpole's schätzbaren Sammlungen einen allgemeinen, wiewohl nothwendig unvollkommenen Umriß des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes unter den Griechen zu liefern. Die benutzten Schriftsteller sind folgende: An essay on certain points of Resemblance between the ancient and modern Greeks. By the Hon. Frederick Sylv. North Douglas. — Travels in the Jonian Isles, Albania, Thessaly, Macedonia etc. during the Years 1812 and 1813. By Henry Holland M. D. 1819. — Greece, a poem, with notes, classical illustrations and sketches of the Scenery. By William Haygarth.

3. S. 360—373. Es ist unsern Lesern bekannt, daß das Mitglied des brittischen Parlaments William Parnell einen Roman schrieb, Maurice und Berghetta, aus welchem das Morgenblatt 1819 im September St. 225 ff. Auszüge mittheilte. Der scharfen Kritik desselben im Quaterly Review 1819 Septbr. No. XLII. ist im Literaturblatte 1819 S. 55. gedacht worden. William Parnell hat es für nöthig gefunden, den ihm gemachten Vorwürfen in einem kürzlich zu Dublin gedruckten Sendschreiben an die Herausgeber jenes Review eine Widerlegung entgegenzusetzen, deren unverkennbare Blößen wiederum in dem vorliegenden Aufsatze ziemlich schonungslos aufgedeckt werden. Es schmerzt wirklich, in einem so achtbaren Journale wie das Q. R. ein Urtheil über ein Parlamentsmitglied zu lesen wie folgendes: „Er schadete zwar nicht absichtlich, er schadete durch seine Unfähigkeit, er kann als öffentlicher Charakter nicht nützen, wie dieß seine drey im lezten und gegenwärtigen Parlament eingeführten Bills beweisen. Seine Grundsätze sind, er mag sie nun in einer Bill oder Novelle aussprechen, höchst wild und dabey höchst schwach, unpraktischer und unnützer wie irgend andere sonst. Darum und weil Parnell schreiblustig ist, ohne die Tendenz dessen, was er schreibt, selbst zu erkennen, hielten wir es rathsam, ein für allemal durch ein bestimmtes Verdammungsurtheil seine Thorheiten unschädlich zu machen, und den Lesern zu zeigen, was sie von irgend einem Reformversuche dieses lieben aber schwachen, dieses gutherzigen aber überspannten Mannes für die Zukunft zu erwarten haben."

4. S. 373 — 400. Wenn die Vortheile einer Auswanderung nach den vereinigten Staaten zum Theil nach Birckbecks und Anderer übertriebenen Vorstellungen überschäzt worden sind; so hat man Canada in dieser Beziehung offenbar vernachläßigt. Man machte sich von diesen englischen Kolonien nur sehr allgemeine Begriffe, und dachte sie sich als ein kaltes unheimliches Land, von einem Volke von französischer Abkunft bewohnt, und sogar offizielle Berichte erklärten, daß die englisch-nordamerikanischen Kolonien mit dem Nachtheil eines unfruchtbaren Bodens und eines undankbaren Himmelsstrichs kämpften. Der Vf. des vorliegenden Aufsatzes war längst von der Wichtigkeit der canadischen Besitzungen überzeugt, und fand über die Vorzüge dieses unstreitig sehr gesunden und gesegneten Landes Aufschlüsse in dem Werke eines Canadiers Charles F. Grece Facts and Observations respecting Canada, and the United States of America 8. 172 S. in the Emigrants Guide to Upper Canada, von einem englischen Beamten in Ober-Canada, C. Stuart, 12. 335 S., und der Visit to the Pronvince of Upper Canada in 1819 von James Strachan. 8. 224 S. — Grece, ein einfacher, wohlunterrichteter Mann, ohne Gelehrter vom Fache zu seyn, gibt den Auswanderern sehr umständliche und nutzbare Data an die Hand. Er hat sich bey den canadischen Landleuten durch seine früher erschienenen landwirthschaftlichen Aufsätze Ruf und Verdienst erworben. Stuarts Buch besitzt den Vorzug, nicht von einem Canadier geschrieben zu seyn. Sein Verfasser zeigt sich als ein wohldenkender, wahrheitsliebender Mann, und gibt viele anziehende Belehrungen. Nur ist zu bedauern, daß er in einem nicht einmal correcten und gebildeten Style sich bemüht, Beredsamkeit zu zeigen. Es ist um so mehr zu bedauern, daß er sich zu einer blendenden Deklamation verleiten ließ, da seine faktischen Angaben sehr sorgfältig, zuverläßig und daher erheblich sind. Strachans Werk ist bey Weitem das Empfehlungswürdigste, Unterhaltendste und Lehrreichste, was über Ober-Canada geschrieben ist. Er verspricht und hält das Versprechen, daß fast alles, was einem Ankömmling in diesem Lande zu wissen Noth thut, in seinem kleinen Buche zu finden sey. Was er selbst als Fremdling nicht sah und entdeckte, verdankte er der Mittheilung und Erkundigung seines Bruders, der viele Jahre daselbst Colonist war, und dem das Land manche verdienstliche Arbeiten verdankt. — Der Vf. des Aufsatzes nimmt nach diesen kritischen Vorbemerkungen Gelegenheit, mehrere ökonomische und politische Gründe, die gegen Auswanderung überhaupt, namentlich auch von Malthus vorgebracht sind, zu widerlegen, zunächst auch den gegen das Auswandern nach Canada erhobenen, weil es doch wahrscheinlich sey, daß dieß Land früher oder später den vereinigten Staaten zufallen werde. Es werden viele sehr einleuchtende Argumente aufgestellt und erörtert, aus denen denen der Schluß folgt, daß eine solche Trennung Canadas von England zwar nicht unmöglich, aber gewiß nicht so leicht, oder gar so nothwendig sey, wie solche meinen, die das unabhängige und ansehnliche Verhältniß Canadas verkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In der Nro. des „Becker'schen Vergnügens Nro. 10. S. 37. Sp. 1. Z. 13. v. o. lies Bes st. Be. S. 38. Sp. 1. Z. 9. v. u. l. immer st. nimmer (welches die ganze Stelle, des Gedichts wie der Kritik, zu Unsinn macht.) Ebend. Sp. 2. Z. 16. v. o. l. bildende Kunst st. [illegible] (welches die Stelle ganz unverständlich macht).

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März 1821.

> Ihr habt das schönste Schauspiel
> Verloren, Sir, das der Geschmack ersonnen,
> Und edler Anstand ausgeführt.
>
> Schiller in Maria Stuart.

Stuttgarter Hofmaskenball den 10. März 1616 — heute vor 205 Jahren — gegeben.

Von einem Augenzeugen „der fürstlichen Aufzüg und Ritterspiel, so der durchläuchtige hochgeborne Fürst und Herr, Herr Johann Friedrich, Herzog zu Würtemberg und Teck ꝛc. bey Ihrer F. Gn. neugebornen Sohnes, Friedrich Herzogs zu Würtemberg ꝛc. fürstlicher Kind-Taufen, den 10. bis auf den 17. Martii Anno 1616 in der fürstlichen Hauptstadt Stuttgarten mit großer Solennität gehalten.“

Abends den 10. März, um sieben bis acht Uhr, hat sich Jedermann in des neuen Lusthauses *) obern, großen und wunderschönen Saal, zu den gebührend aufgerichteten und mit rothem Tuch beschlagenen Stellen, Stühlen und Schranken verfügt: allda die Prinzessinnen, die Churfürsten und Herrn, mit dem fürstlichen, gräflichen und edlen Frauenzimmer, in Kutschen und zu Pferde, außer dem Schloß durch den Lustgarten auch bald angekommen. Worauf die Hauptleute und Befehlshaber, sammt der Garde und den Trabanten, dem unordentlichen Gedräng des gemeinen Volkes abgewehrt, und den mittlern Platz des Saales inne behalten. Sodann ist erstlich zum Präambul künftiger Ritterspiele ein Römer mit vier Trommetern auf alte romanische, heldnische Manier, an Sturmhauben, Federbüschen, Rüstungen, Säbeln, Umschürzen und kurzen Stiefeln bis an die halben Waden, und, wegen des Goldes und Silbers, damit sie illuminirt waren, gar schön aufgezogen; welcher, nachdem er sich genugsam sehen lassen, alsbald mit gebührlicher Referenz das Inventions-Kartell, wie auch die Ordnung und die vorgesezten Statuten zu dem Ringrennen der nächstkommenden Tage abgelesen.

Wie dieß geschehen und er mit seinen Trommetern allgemach abgezogen, sind ihm alsbald, noch auf dem Saal vier übergroße (künstlich) gebildete Menschenköpfe, aus einer Ecke entgegen, herfürgekommen: von Mund, Nasen, Augen und Ohren so weit, hohl und tief, als ob sie ihn mit seinen Trommetern und Kartelltafeln, sammt einem guten Theil der Zuschauer, auf einmal verschlucken würden. Da er aber ganz hurtig mit seinen Trommetern sich unter die Leute verlaufen, und der Schreck angefangen in eine seltsame Abentheure sich zu verkehren, sind sie gar sanft und sittsam, zweymal, mit einer verdeckten Musika, auf dem Saal herumspaziert, und, nachdem sie gegen die fürstlichen Personen, auch gegen das schier erschrockene Frauenzimmer wunderbarliche Reverenz gethan, als ob sie auf den Nasen, die einem angehängten Erker nicht unähnlich gewesen, stehen, und ihre schrecklichen Hälse über sich kehren wollten: haben sie sich stillstehend angefangen zu krümmen und erst recht und also sich in den Handel zu schicken, als wenn man gleich aus erbärmlichem Mitleiden nach vier Hebammen und Wehemüttern schicken würde. Denn, da jezt ihre Kopfmusik aufgehört, haben sich zwölferley gegen den vier Hauptecken der Welt gelegene Natio=

*) Welches noch jezt das Stuttgarter Theater und Opernhaus ist.

nen mit ihren Landestrachten und gebräuchlichen Spielleuten aus den Mäulern, Nasen, Augen und Ohren, nacheinander und also herfürgethan, daß sie sogleich, während ihrer seltsamen Geburt, angefangen zu tanzen. Und ist erstlich ein engelländischer Schiffsmann mit einer Lauten an die Welt gekommen, welcher angefangen einen Tanz zu machen, und schier augenblicklich einen engelländischen Lord oder Nobleman aus dem Kopf heraus prakticiert, welcher sogleich auf englische Manier ein Gaillard getanzt, und damit wunderlich einen schottländischen Trommelschläger, dem ein tanzender wilder Schottländer folgte, flugs aus bemeldten Kopf herausgetrieben. Sobald der Engländer den schottischen Streich vermerkt, hat er seine englische Manier aus der Acht gelassen, und, dem Schottländer zu gefallen, recht schottisch getanzt. Es war aber der Kopf seiner Bürde noch nicht gar entbunden: denn es kroch auch ein irrländischer Harfenist herfür, um welchen sein Landsmann, der mit ihm in die Luft gekommen, gut Irrländisch getanzt, und verursacht, daß der Engelländer und Schottländer zugleich mit ihm auf irrländisch herumgesprungen.

Wie dieser erste Kopf genesen, war der andere noch schwer in der Arbeit: bis daß mit einemmal ein Geiger aus Frankreich, neben einem Franzosen, in leibfarber atlassener Kleidung sich durchgebrochen, und der eine mit der Geigen, der andere aber mit einer Courant, die vorigen Erstköpfer zu gleichem französischen Tanz gelocket. Wir haben aber kaum ein wenig zugesehen, als bald darauf ein alter Deutscher, in seinen deutschen ausgezogenen, rothen, taffetnen Hosen, Wams, langem Bart und breitem Baret, sammt einem bescheidenen Pfeifer aus dem andern Kopf geschlüpft, und mit einem ehrbaren Burgermeisters Tänzlein alle andere neben ihm auf gut Deutsch zu tanzen vermocht. Dennoch war diesem Kopf noch nicht geholfen; denn es kam endlich herfür ein wilder, ungewohnlicher, läppischer Lappländer, mit einer langen Posaunen im Maul, welche er seinem Landsmann, einem andern in eine rauche Bärenhaut dick eingepelzten Lappen zum Tanz geblasen, und diese haben eben dem guten alten Deutschen und allen andern, die er schon auf seine deutsche Art zu tanzen gebracht hatte, den Handel verwirrt: denn sie konnten jezt alle nicht mehr anders, als nur auf Lappisch tanzen.

Als aber auch der dritte Kopf mit seinen Erben erfreut worden, hatte er erstlich einen prächtigen Spanier, mit einem sehr großen Krazen um den Hals, wie auch um die Hände; in einem stattlichen purpurfarbenen, und mit goldenen Possamentborten verbrämten Mantel, und samtenem Spanier auf dem Haupt, ausgeworfen, und weil er nach seines Pandorspielers gegebenem Tempo gar subtil und gemach mit an beyde Seiten gestellten Händen hereintanzte, haben doch die Andern, so nach Lappisch waren, seinen Humor gar bald an sich genommen und alle gegen ihn auf gut Spanisch getanzt. Unterdeß hat ein neugeborner venetianischer Pantalon samt einem Zitharisten sich aus dem Kopf herausgewickelt, und die Eitelkeit dieser Welt mit Gebärden, Possen und einer immerwährenden welschen Cicalerie und Geschwätz so artlich abgebildet, daß alle vorbesagte; samt dem Spanier ein hurtiges welsches Saltarello mit ihm gethan, bis daß der lezgeborne Sohn dieses dritten Kopfs, nämlich ein Polak in blau atlassenem Habit und kleinem Hütlein mit einer langen Feder herfürgewischt ist, und nach seines Mitgesellen polnischem Sackpfeiflein unversehens getanzt und alle, die er angetroffen, auf seine polnische Tanzart gebracht hat.

Der vierte und lezte, ein Mohrenkopf, mit seinen großmächtigen weißen Augen und Zähnen, mit gar schwarzbleicher gleißender Farbe, stellte sich auch zur Arbeit; und man merkte wohl, daß seinem verbrannten Aussehen nach, vielleicht heidnische Völker möchten bald ausgeschleift werden; wie denn auch erstlich ein nackter, langer und wohlbesezter Mohr, mit einem schönen Umschurz um den Leib, und köstlichem Armband über dem linken Ellbogen, unversehens sich herfürthat, und nach der kleinen Biskaier Trommel, die voll Schellen gehangen, und von einem andern Mohren, den er mit sich gebracht, geschlagen worden, einen Mohrentanz anfieng; auch nicht aufhörte, bis daß er alle zum aethiopischen Sprung vermocht, als ob sie auch alle Mohren wären. Bald ist ein neuer zorniger Türke in einem blauen Türkenkleid und Hauptbund mit bloßem Säbel und einem Schalmeyer herfürgewischt und hat mit seinem türkischen Tanz den Mohren und alle andre vermocht, daß sie jähling ihre Mohrenart in eine türkische verwandelt, und wie lauter Türken im Tanz herumgesprungen.

Dem Englisch-Mann, als dem ältesten unter allen Kopfleuten, wollte der Handel schier zu lang werden, denn er außer seinem eignen englischen Tanz schon zehn unterschiedliche, wie auch der wilde Schottländer neun, ohne den seinigen und so fort, allezeit der Vorhergehende einen Tanz mehr als der Nachfolgende gehalten: Es guckte aber noch ein seltsames Gesicht und zwar der zwölfte und allerjüngste, nämlich ein nackter Amerikaner aus einem Loch des Kopfes herfür, am ganzen Leib coloriert, und mit indianischen Vogelfedern auf dem Kopf, und um den Leib an eines Mantels Statt gar meisterlich gefiedert, welchen sein indianischer Spielmann mit einem langen geblasenen Horn so weit herfürgebracht, daß er alle eilf Tänzer und Nationen fast erschrecket. Da er aber nicht abließ mit seinem krummen Voltigieren nach seiner Landesart; wollten die eilf ihm allein nicht übersehen, tanzten Alle nach seiner Manier auf ihn zu, und machten alle zum Beschluß mit zusammengegeigten, gepfiffnen, geblasnen, geschlagnen, ge-

klopften und gebrummelten zwölf Instrumenten, die ein jedweder mit sich gebracht, so einen wunderseltsamen und doch gar artlich in einander gerichteten Generaltanz, daß es nicht genugsam zu schreiben oder zu sagen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das leztere Nachsuchen von Schätzen und antiken Fragmenten in der Tiber.

(Fortsetzung.)

Der Beyfall, den das römische Publikum diesem Unternehmen zollte, verbreitete sich nicht allein durch die öffentlichen Blätter schnell über Italien, sondern durch die Menge von Reisenden, die sowol aus Liebe für die Gegenstände der bildenden Künste, als auch wegen dem Studium der Alterthumskunde, aus andern Ländern Rom besuchen, und h er gern verweilen, in alle Gegenden Europas, und weckte bey nicht wenigen auswärtigen Liebhabern, besonders englischer Nation, die Lust dieser Assoziation beyzutreten. Die Gesellschaft fand daher sich bald durch eine nicht geringe Anzahl von Assozianten genugsam in den Stand gesezt, die Kosten, welche zur Ausrüstung von der Maschine sowol, als auch zu andern Auslagen erfordert wurden, zu bestreiten. Diese Maschine, der man nach welcher Analogie ist unbekannt, den Namen Medusa beylegte, bestand in einer Barke, die etliche siebenzig römische Palmen in der Länge und vierzig in der Breite enthielt. Es befanden sich an solcher drey Räder, das eine in der Gestalt von einem Mühlrade, welches an der äußern linken Seite von der Maschine angebracht war und von dem Flusse getrieben wurde, das seine Kraft zwey Kammrädern im Innern ertheilte, vermittelst denen zwey Ketten angezogen wurden, wodurch eine eiserne Walze mit starken Krallen versehen, die in der Tiefe des Stromes den Grund aufwühlten, in Gang gesezt wurde. Hinter besagter Walze folgte ein eiserner Krebs mit mächtigen Scheren versehen, welcher die aufgewühlten Gegenstände in sich faßte, und vermittelst zweyer Winden darauf an Seilen in die Höhe gezogen ward. Die Gesellschaft machte nun durch öffentliche Blätter in dem Publikum bekannt, daß im folgenden Jahr 1819 in den Monaten Juni, Juli und August (die Jahrszeit, in welcher der Strom gewöhnlich am niedrigsten ist) die ersten Versuche unternommen werden sollten. Während nun der größte Theil des römischen Publikums sowol, als auch der von den hier verweilenden Fremden, besonders diejenigen, welche durch Aktien an diesem Unternehmen nähern Antheil gefaßt hatten, ihre Einbildungskraft an angenehmen Aussichten weideten, baldigst seltene und kostbare Dinge für die Unterhaltung ihrer Neugierde sowol, als auch für den Gewinn aus der Tiefe der Tyber heraufsteigen zu sehen, ließ der in Hinsicht archäologischer Kenntnisse, in der gelehrten Welt so vortheilhaft bekannte Carl Fea, Präsident der Antiquitäten in Rom, einen Aufsatz in das Publikum ausgehen, welcher die zum Aufschwunge gespannten Flügel der Hoffnung bey den meisten Gönnern von dieser Unternehmung auf einmal gewaltsam beschnitt. Diese kleine aber gehaltreiche Schrift, wobey dem Anscheine nach der Verfasser keinen andern Zweck vor Augen hatte, als den heiligen Gregor von der Anklage, daß er aus mißverstandenem Eifer habe heidnische Tempel niederreißen und deren Bilder in die Tyber werfen lassen, zu reinigen, (welche Absicht er durch Vernunftgründe und historische Beweise auch sattsam erreicht) stellet zu mehrerer Bekräftigung seiner Sätze, in der Folge eine Reihe von Erfahrungen auf, die aus den Berichten von den Architekten, Ingenieuren und Mathematikern gezogen sind, welche zu verschiedenen Zeiten, um den Ueberschwemmungen in der Stadt vorzubeugen, von den Päbsten den Auftrag erhielten, das Bett der Tyber, besonders den Theil nahe bey der Stadt, welchen die privilegirte Gesellschaft für ihre gegenwärtige Unternehmung eben bezeichnet hatte, auf das genaueste auszumessen, in deren Nachrichten und Untersuchungen auch nicht die kleinste Spur von Anzeigen hineingeworfener Materialien, als Säulen, Statuen, Candelabern, Altären sich ergiebt, obgleich solche das Bett des Stromes an manchen Orten bis auf 18 römische Palmen; wie dieses auch die Cloaca maxima augenscheinlich ausweist, erhöhet gefunden. Eben so stellt er hier auch die Unwahrscheinlichkeit ins Licht, daß beym Einfalle der nordischen Völker römische Familien hätten ihre Schätze der Tyber anvertrauen wollen, indem sie ja sicherer und unbeobachteter solche hätten in die Erde verbergen können, zumal da der Theil von der Stadt, welcher ehemals am meisten bewohnet war, von der Tyber entfernter als gegenwärtig lag, und sich von den palatinischen und capitolinischen Hügeln und vom Celio über den Quirinal, Vicinal, Esquilin und Pincio ostwärts ausdehnte, der Theil des jezigen Roms aber, vom Mausoleum des Augusts bis zur sixtinischen Brücke, als der größte Umfang vom Ufer des Stroms in der Stadt, zum Campo Marzo gehörte, worauf in dem alten Rom nur öffentliche Gebäude, Monumente und Tempel Platz gefunden. Mit sardonischem Gelächter schauet er dann weiter auf die kostbare Ausbeute herab, welche die Einbildungskraft, von der constantinischen Schlacht und dem Sturm vom Belisar her dem Tybergrund bisher anvertrauet, und erfreuet beym Ende den Leser noch mit der Erzählung von der Geschichte des goldenen Leuchters, die er aus den glaubwürdigsten Dokumenten zusammengetragen; wie die Barbaren solchen aus Rom nach Afrika geführet und von dort er dann wieder durch den Belisar nach Constantinopel gebracht worden, welche die fabelhafte Meinung, daß solcher sich gegenwärtig noch in den Tyber befinden könne, zerstöret; und indem er auf solche Weise einen Volkstraum nach dem andern zerstört, reißt er damit zugleich die stärksten Pfeiler um, worauf bisher die Hoffnung eines ergiebigen Ausganges des gegenwärtigen Unternehmens geruhet hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz = Nachrichten.

Zürich.

Herr Charles von Pougens in Paris hat kürzlich zwey der schönen Literatur angehörende Schriften von sehr ungleicher Art und Natur bekannt gemacht. Die eine führt den Namen Abel ou les trois freres, die andere heißt: Lettres d'un chartreux ecrites en 1755, und wenn jene dem Geschmack und Ton, den Meinungen und Sitten der Revolutions=Epoche oder ihres Vorabends anzugehören scheint, so ist es hinwieder eine höchst romantische und religiöse im neunzehnten Jahrhundert hin und wieder vorherrschende Sinnesart, aus der die zweyte Schrift abstammt. Abel oder die drey Brüder ist ein philosophischer Roman, der den Beweis führen will, daß alle Verirrungen der Jugend mit ihren unglücklichen Folgen, von einer fehlerhaften allzustrengen Erziehung einerseits, und noch mehr anderseits von der Unzweckmäßigkeit und Ungerechtigkeit unserer veralteten bürgerlichen und staatsthümlichen Einrichtungen herrühren. Für diese Beweisführung oder für die Erreichung seines Zweckes hat sich der Verfasser erlaubt, die Helden seiner Geschichte aus den gemeinsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft zu wählen, oder vielmehr dahin zu versetzen, und sie ganz eigentlich (möchte man sagen) in allem Koth von Paris und London, das will sagen in dem verworfensten Theil des Lebens dieser großen Städte, herumzuschleppen. Zwar folgen die Auftritte des traurigen Gemäldes einander sehr schnell, aber nichts destominder dürften mehrere derselben nur allzusehr geeignet seyn, die Sinnlichkeit und Phantasie junger Leser aufzuregen, wie nahe sie auch den unglücklichen Ergebnissen gerückt sind, welche als die unvermeidliche Folge verführerischer Schwächen und süßer Verirrungen dargestellt werden.

Die dichterische Erfindung der Briefe eines Karthäusers beruht auf einem vor länger als einem halben Jahrhundert ziemlich allgemein verbreiteten Gerüchte. Ein Karthäuser-Mönch, erzählte man, sey, als Maria Leszinska, zu Beschauung von Lesueur's Meister=Bildern, die damals sein kleines Klostergebäude schmückten, einst von Versailles nach Paris gekommen war, und er diese Königin nur wenige Augenblicke gesehen hatte, sterblich in sie verliebt geworden. Hr. von Pougens versichert, die Thatsache habe zwar einigen Grund, verhalte sich aber doch nicht eigentlich so, wie sie erzählt ward, indem nicht die Königin, sondern eine ihrer Begleiterinnen, eine sehr junge und sehr schöne Dame es war, die unversehens einem der einsiedlerischen Mönche des Klosters begegnete und einen jener wunderbaren und tiefen Eindrücke, die über das Schicksal eines ganzen Lebens entscheiden, auf ihn machte. Verumständungen, die an sich selbst unbedeutend, Erinnerungen, welche für jeden Andern leicht und flüchtig gewesen wären, hier aber von der Flamme heißer Leidenschaft in der Tiefe des Herzens gesteigert wurden, reichen vollkommen hin, um die trügerischen Täuschungen einer eben so wahrhaften als unfreywilligen Empfindung zu nähren und sie bis zur höchsten Ueberspannung zu heben. Liebende, welche nur eine glückliche Liebe kannten, mögen nicht leicht an die Wahrhaftigkeit der vollkommen platonischen und überirdischen Genüsse glauben; zarte und empfindsame Gemüther hingegen, in denen die Ueberzeugung lebt, daß das reinste Gefühl, wenn es auch allzeit unglücklich bleiben sollte, immerhin dasjenige ist, welches die mächtigste und die erhebendste Herrschaft über uns erlangen mag, werden die Briefe eines Karthäusers mit großer Theilnahme lesen. Das darin ausgestellte Gemälde ist zwar von sehr dunklem Kolorit, aber höchst originell und ausnehmend rührend. Wenn einzelne Züge, die, wie es scheint, zur Verstärkung gewisser Farbentöne des sonderbaren Bildes hinzugethan wurden, mitunter etwas Gesuchtes andeuten möchten, so darf man hinwieder nicht vergessen, daß der einfachste und natürlichste Ausdruck öfters allzuschwach erscheinen muß, wenn es darum zu thun ist, ein sehr individuelles und sehr überspanntes Gefühl auszudrücken. Beynebens und auf jeden Fall können diese zwey neuen Erzeugnisse des Herrn von Pougens, jedes in seiner Art, den Beweis leisten, daß Geist, Empfindsamkeit und ächtes Talent niemals altern.*)

*) Von der etwas früher erschienenen Schrift des Herrn Charles Pougens, les trois ages de l'amour hat Ref. im vorjährigen Literatur=Blatte gesprochen. Gleichzeitig läßt der treffliche Mann, aus der Fülle seiner Schätze, und nach mehr als doppelter Anwendung des nonum prematur in annum, jetzt auch seine sprachforschenden Werke drucken.

Paris den 15. Februar.

(Beschluß.)

Nachdem Sir James Craufurd die Geschichte seiner Tante erzählt hat, kommt er auf die Geschichte seiner eigenen Familie, und da führt er eine Reihe tragischer Begebenheiten an, die alle durch die Hartherzigkeit des Onkels sollen verursacht worden seyn. Seine Schwägerin soll sich aus Verzweiflung erhenkt haben, und die Geschichte von sieben Neffen, welche der Folge nach aufgeführt werden, und alle auf den Reichthum ihres Oheims gehofft haben, ist nicht viel erfreulicher. Sir James ist, wie es scheinen sollte, der eilfte oder zwölfte Hr. Craufurd, der vergebens den Hrn. Quintin um Hülfe angesprochen hat, wogegen dieser der Enkelinn seiner Frau ein Heurathsgut von mehr als einer Million aus freyen Stücken geschenkt hat. Nun hat man freylich dem Sir James vorgeworfen, er habe die Gunst des Oheims durch sein aufbrausendes heftiges Wesen muthwillig verscherzt. Er aber behauptet in seiner Klageschrift, solch ein Betragen gereiche ihm nicht zum Vorwurfe; allerdings sey übertriebene Hitze des Charakters ein Fehler, und zwar ein großer; allein man könne von diesem Fehler sagen, er finde sich fast immer in den energischen Charakteren, welche zugleicher Zeit die edelsten und erhabendsten Charaktere seyen. Seitdem aber, diese Hitze des Kopfes den streitsüchtigen Sir James aus Frankreich vertrieben hat, hat er sich auch schon in London böse Händel gemacht und ist dort verhaftet worden. Wie die Zeitungen melden, hat man ihn aus dem Hotel des französischen Gesandten mit Gewalt vertreiben müssen. Der Oheim ist bekanntlich während des langwierigen Prozesses gestorben, ohne dem Neffen auch nur einen Heller vermacht zu haben. Er hat unter andern Reichthümern eine prächtige Büchersammlung hinterlassen, die kürzlich öffentlich versteigert worden ist. Er selbst war Verfasser mehrerer Werke, die er mehr aus Liebhaberey, als aus Verlangen nach Autorruhm auf seine Kosten hatte drucken lassen; und welche bezeugen, daß er ziemlich gründliche Studien angestellt hatte.

Dz.

Charade.

Mein Erstes ist am Lamm zu schauen.
Mein Zweytes ist dem Löwen eigen.
Das Ganze, durch Geduld und Schweigen
Erworben, wohnt in guten Frauen.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 54.

Tadel. Adel.

Beylage: Intelligenz=Blatt Nro. 7.

Nro. 7.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Politische Literatur.

Um das Publikum vorläufig von der Tendenz der Allgemeinen politischen Annalen näher in Kenntniß zu setzen, von denen, in Verbindung mit einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von Friedrich Murhard, das 1ste und 2te Heft bereits die Presse verlassen hat, und statt der Europäischen Annalen an alle Buchhandlungen versandt worden ist, verweisen wir auf das im ersten Heft abgedruckte Vorwort des Herausgebers; womit der erste Jahrgang dieses neuen Journals eröffnet wird.

Der Inhalt dieser beyden Hefte ist folgender:

Vorwort.

I. Die politische Weltlage im Anbeginn des Jahres 1821.

II. Spanien's Cortes im Jahr 1820.

III. Politische Literatur.

IV. Die jüngste politische Umwandlung der Dinge auf St. Domingo.

V. Status quo der jetzigen Diplomatik civilisirter Staaten in Beziehung auf Regenten- und Verfassungs-Erneuerungen in unabhängigen Staaten.

VI. Kann der Staatshaushalt des deutschen Bundes der Besteurung einheimischer Waaren entbehren?

VII. England im Jahre 1688 und Frankreich im Jahre 1820. Aus dem Französischen des M. L. de S.

VIII. Politische Aussichten der Zeit.

Der Preis für 3 Bände von 12 Heften ist 9 fl.

* * *

Plangemäße Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M. oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, dem Herausgeber der Allgem. polit. Annalen zu übersenden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. 2ter Jahrg., 1stes Heft.

Inhalt.

Ueber Verschönerung eines Landes durch rationelle Landwirthschaft, in Beziehung auf anzulegende Ackerkulturschulen und Musterwirthschaften, wodurch wissenschaftliche Grundsätze allgemein verbreitet werden, dann durch Gartenkunst und Architektonik. Vom kön. baierischen Bauinspektor v. Voit.

II. Beschreibung einer Verbesserung an tragbaren Laternen oder Lampen. Von L. Steinhauser. Mit Abbildungen.

III. Ueber Verbesserungen an den Mühlen zum Schroten des Kaffee's, Malzes und andrer Artikel. Von A. Kenrik. Mit Abbildungen.

IV. Beschreibungen eines verbesserten Gestelles zum Trocknen des Wollenwerkes. Von G. Rhodes. Mit Abbildungen.

V. Verfahrungsarten, wodurch thierische und vegetabilische Nahrungsmittel eine Zeit über erhalten werden können. Von A. Morrison. Mit Abbildungen.

VI. Beschreibung eines Universalfutters zum Gebrauche der Drechsler. Von A. Bell. Mit Abbildungen.

VII. Verfahren, um aus gewissen weggeworfenen, beym Ausschmelzen der Kupfer-Erze und bey Erzeugung des Kupfers erhaltenen Schlacken oder Zunder, Stangen- oder anderes Eisen zu erzeugen. Von W. Crawshay und D. Mushet.

VIII. Ueber den Gebrauch der Lerchenrinde beym Ledergerben. Von J. Yule.

IX. Ueber den Bau der Turnips. Von G. W. Hall.

X. Bericht über einige Versuche über Biegsamkeit und Stärke der Steine. Von Th. Tredgold.

XI. Beobachtung über die Ventilation der Bergwerke. Von J. M. Sweeny. Mit Abbildung.

XII. Ueber Auftragung von Mineralfarben auf thierische und vegetabilische Gespinnste und Gewebe. Von J. M. Hausmann.

XIII. Die Originalität und Priorität einer deutschen Erfindung, behauptet gegen das Plagiat von ein Paar Engländern und gegen die Angriffe eines Franzosen, mit einer kurzen Geschichte der hydrostatischen Gebläse. Von J. Ritter v. Baader.

XIV. Verzeichniß der im December 1820 in England ertheilten Patente.

XV. Miscellen. Porzellain-Platten zur Lithographie. — Dr. Cartwright's Pedo-Motive-Maschine. — Mittel, Eyer aufzubewahren. — Harzblasen oder Kugeln. — Hefen als Dünger. — Beylage. Polytechnischer Anzeiger.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern kostet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. sächsisch.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, herausgegeben von Dr. Th. Hartleben. 1821. Januar. Der Jahrgang 9 fl.

Antikritik.

Wörmstedt bey Jena, d. 7ten Febr. 1821.

Durch einen Zufall im Lesezirkel verspätet, kömmt mir vor Kurzem erst das Literatur-Blatt Nr. 42 des Morgenbl. vom 30. Mai 1820 in die Hände, in welchem eine

Anzeige der Brochüre „Beschwerden der Weimarischen Geistlichkeit" abgedruckt ist. Jene Schrift selbst enthält mehrere Unrichtigkeiten; und die Anzeige knüpft daran einige Bitterkeiten gegen hiesige Geistlichkeit, die nicht ungerügt bleiben dürfen. Ich bin daher so frey, Ew. Wohlgeboren zu ersuchen von folgenden Berichtigungen Gebrauch zu machen.

Der Verfaßer der genannten Schrift hat die unerhörte Dreistigkeit gehabt, sein Pamphlet als von der gesammten Weimarischen Geistlichkeit ausgegangen, ins Publikum zu werfen, und der Rec. a. a. O. sezt hinzu, daß — weil die Geistlichkeit sich davon nicht losgesagt habe — man annehmen müsse, es sey also. Warum aber? die allergeringste Kritik mußte ihm sagen, daß es nicht so seyn könne. Und wie konnte die Geistlichkeit die Schrift anders desavouiren, als durch ihre Behörde, welche es am geeigneten Orte wirklich gethan hat, obgleich sie es unter ihrer Würde finden mußte, sich darüber vor dem Publico vernehmen zu laßen, da ein genanntes Collegium gegen einen ungenannten Flugschriftsteller unmöglich in die Schranken treten konnte. Alles, was nun der Rec. für Geist und Sinn der genannten Geistlichkeit aus der Schrift folgern zu wollen scheint, fällt ganz durch die Erklärung, zu der Unterzeichneter, zwar nicht beauftragt, aber doch durch allgemeine Zustimmung sich berechtigt und veranlaßt fühlt, daß „die Weimarische Geistlichkeit weder im Ganzen noch im Einzelnen, weder direct noch indirect an jener Schrift Antheil habe, ja sichern Vernehmen nach der Verf. nicht einmal Weimarischer Landeseinwohner, sondern ein angrenzender Ausländer sey." Das Leztere bestätigt sich auch nicht nur durch die eines Weimarischen Geistlichen unwürdige Darstellung, sondern vorzüglich durch die darinne verrathene Unbekanntschaft mit unsern Landesereignissen und Landesgesetzen. Um in dieser Rücksicht nur eins herauszuheben, erwähne ich die scandaleuse Erzählung der Versetzung eines Weimarischen Geistlicken wegen angeblicher Veruntreuung unmündiger Kinder Gelder, und des Verbots der Uebernahme der Vormundschaften. Diese Geschichte, die ohnedem hierher nicht gehörte, ist, aus Unbekanntschaft oder Bosheit, völlig verunstaltet worden. Die Wahrheit ist, daß ein durch Talent und Wissenschaft ausgezeichneter Prediger, der in der Plünderung am 14. Oct. 1806 mehrere Tausend Thaler eignes und fremdes Gut verloren hatte, durch Versetzung auf eine bessere Stelle in den Stand gesezt wurde, Lezteres zu ersetzen. Das Verbot, Vormundschaften zu übernehmen, erging an alle öffentlich angestellte Personen, geistlichen und weltlichen Standes, ohne Unterschied, und wurde im Bezug auf die Geistlichkeit späterhin dahin modificirt, daß dieser erlaubt seyn solle, solche Vormundschaften für geistliche Wittwen und Kinder zu übernehmen, doch so, daß Niemand mehr als eine Vormundschaft haben solle, um sich nicht in Zeitzersplitternde Geschäfte zu verwickeln.

Soviel nur, um dem Rec. einen bessern Begriff von unsern geistlichen Angelegenheiten beyzubringen, den er übrigens besser noch entnehmen kann aus den neuesten Landtagsverhandlungen (Weimar 1821) und besonders dem herrlichen Ministerialdecrete an die Landstände, in welchem der Geistlichkeit das ehrenvolle Zeugniß gegeben wird, daß Weimar reich sey an würdigen, für ihr heiliges Amt begeisterten Männern. Und so glaubt Schreiber dieses keinen Grund zu haben, von dem abzugehen, was er bereits im literär. Wochenbl. 5, 6. Nr. 31. im 6ten Briefe über die neueste theol. Literatur in Bezug auf jene Schrift und ihren Inhalt geäußert hat.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster

D. Schwabe.

An Sr. Wohlgeb.
Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.
(Postzeichen: Naumburg 10. Febr.)

Antwort des Recensenten.

Herr D. Schwabe kleidet seine Bekanntmachung, daß an der Brochüre: Beschwerden der Weimarischen Geistlichkeit, die leztere auch nicht den entferntesten Antheil habe, daß die dort erzählte Geschichte von einem Prediger, der nach veruntreueten Mündelgeldern auf eine der einträglichsten Stellen versezt wurde, völlig verunstaltet sey, daß endlich in diesem Jahre das Ministerium durch ein herrliches Decret sich der Geistlichkeit gegen die Landstände angenommen habe, in eine Belehrung an den Recensenten jener Brochüre in dem Lit. Bl. ein. Dieser, überzeugt, daß das Heil der protestantischen Kirche fast einzig nur durch würdige, für ihr Amt begeisterte Prediger wieder kommen könne, freuet sich über diese Bekanntmachung ungemein und danket dem Herrn D. Schwabe, der unstreitig unter den von dem Ministerio bezeichneten Männern nicht die lezte Stelle einnimmt, im Namen des ganzen geistlichen Standes freundlich und herzlich dafür; doch fühlt er sich dadurch nicht gedrungen, auch nur Eine seiner Bemerkungen zurückzunehmen. Die lesende Welt muß eine öffentlich mitgetheilte, an sich unglaubliche, Nachricht so lange für wahr halten, als ihr nicht öffentlich von denen, die sie betrift, widersprochen wird, da das Publikum unmöglich wissen kann, was in dem Sitzungszimmer einer Behörde über den Grund oder Ungrund einer solchen Nachricht verhandelt und entschieden wird. So lange ferner nicht dargethan ist, daß die in der beurtheilten Brochüre enthaltenen Acten-Stücke unächt oder verfälschet sind, scheinen auch die daraus gezogenen Folgerungen ihre Gültigkeit zu behalten. Die Landtagsverhandlungen dieses Jahres, welche eine Recension vom Anfange des vorigen nicht kennen konnte, wird der Recensent so bald als möglich sich zu verschaffen suchen. Sie kommen in seine Gegend entweder gar nicht oder doch spät. Wahrscheinlich ist aber daraus der Befehl der Landesregierung in Weimar genommen, aus welchem vor Kurzem die Leipziger politische Zeitung einige Anordnungen ausgehoben und mitgetheilt hat. Unter diesen ist dem Rec. im Gedächtniß geblieben, wie die Unterbehörden angewiesen werden, Geistliche und Schulmeister nicht am Sonnabend und an Tagen vor einem Feste, und in der Regel nur schriftlich vorzuladen, auch im Falle eine mündliche Ladung vorzuziehen sey, den Gerichtsdienern einzuschärfen, daß sie sich gegen die zu ladenden Geistlichen und Schulmeister bescheiden betragen sollen. Wer gewohnt ist, über die Ursachen und Bedingungen der Gesetze nachzudenken, findet hier reichen Stoff zu Betrachtungen; sie vermögen aber nicht die Freude zu unterdrücken darüber, daß die Weisheit der Weimarischen Regierung die Kirche und ihre Diener zu schützen entschlossen sey; und beleben um so stärker die Hoffnung, daß die Geistlichkeit dieses Landes unter der Leitung ihres würdigen Vorstehers, des Gen. Sup. D. Röhr's, ihre Würde und Begeisterung nicht nur erhalten, sondern auch erhöhen werde.

Die Carbonari oder das Blutbuch. Ein Roman a. d. Französ. übersezt v. Dr. Fr. Gleich. 2 Thle. 8. Leipzig 1821. bei Hartmann. Preis 1 Thlr. 16 gr.

An der Spitze dieses interessanten Romans befindet sich als Vorwort: Einige Nachrichten über die Carbonaris. Diese Nachrichten geben über die Entstehung, Ausbreitung und den politischen Zweck des in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Bundes der Carbonari, der aus Unkunde und mit großem Unrecht häufig mit der Freymaurerey verwechselt wird, einige nähere auf die Geschichte gegründete Details, welche man mit Vergnügen lesen wird.

Bey K. F. Köhler erscheinen auf die Ostermesse 1821:

Caspari C., Anatomisch-chirurg. Darstellung der Verrenkungen, nebst einem Anhange über complicirte Verrenkungen, ganz originell bearbeitet, und nicht nur zum Gebrauch Studirender, sondern auch für nicht gelehrte Landwundärzte eingerichtet. 8.

Rüdels M. K. C. G. Confirmations- und Abendmahlsreden. 3tes Bändchen. Preis 18 gr. alle 3 Bändchen 2 Thlr.

— — Tauf- und Traureden. 3tes Bändchen.

Die Predigten, Abendmahls- und Taufreden des Herrn M. Rüdels sind bereits mit soviel (jedoch auch verdientem) Beyfall aufgenommen worden, daß man sich aller Lobpreisungen hiervon ganz enthalten kann.

Bei H. Brönner in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen um beigesezten Preis zu haben:

Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. J. C. Passavant. 1821. 430 S. in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit immer einleuchtender wird, an dem das allgemeine Interesse täglich mehr wächst, der von dem Philosophen, dem Theologen, ja von beynahe jedem wissenschaftlich Gebildeten jezt so wenig mehr unbeachtet bleiben darf als vom Arzte, wird in diesem Werke mit Gründlichkeit und Unpartheilichkeit untersucht. Begünstigt von einer vielseitigen Erfahrung, und ausgerüstet mit einer in wiederholten Vorlesungen über jenen Gegenstand erprobten Darstellungsgabe, entwickelt der Verfasser die magnetischen Phänomene und ihre Bedeutung aus den innersten Kräften der menschlichen Seele. Was sich bey diesen Forschungen in den Tiefen der Natur und des Geistes als unlauter erweist, wird mit gleicher Wahrheitsliebe behandelt, wie die Lichtseite des Gegenstandes. Eine kurze Inhaltsanzeige wird die Grenzen und die Anordnung dieses umfassenden Werkes am besten bezeichnen:

Erster Theil.

Erste Abtheilung. Von der magnetischen Kraft und den ihr verwandten Kräften.

Von der magischen Kraft des Menschen im Allgemeinen. — Von der magischen Wirkungsweise. — Von den Wirkungen der magischen Kraft auf die verschiedenen Naturreiche. — Von der Heilanwendung der magischen Kraft unter der jezt gebräuchlichen Form — Von dem Verhältnisse der magnetischen Heilkraft zu den Arzneimitteln. — Vergleich der magnetischen Kraft mit der Wunderkraft. — Vergleich der magnetischen Wirkungen mit kirchlichen Ceremonien und heiligen Gebräuchen.

Zweyte Abtheilung. Vom Somnambulismus und Hellsehen.

Erste Unterabtheilung. Von dem Somnambulismus und Hellsehen als Folge magnetischer Einwirkung. — Von der verschiedenen Art, wie die Seele zu Vorstellungen gelangt. — Von der verschiedenen Sinnesthätigkeit im Schlafwachen. — Von den veränderten Zeitverhältnissen im Schlafwachen. — Von dem veränderten Ausdruck der Sprache im Schlafwachen. — Von der Sympathie der Schlafwachenden mit ihrem Magnetiseur. — Von der erhöhten religiösen Gesinnung mancher Schlafwachenden und dem von ihnen behaupteten Umgange mit der Geisterwelt.

Zweyte Unterabtheilung. Von dem spontanen Somnambulismus und Hellsehen. — Hellsehen im Traum. — Hellsehen in Krankheiten. — Hellsehen in der Nähe des Todes. — Hellsehen in der Contemplation. — Hellsehen der Propheten.

Zweyter, historischer Theil.

Israeliten. — Indier. — Griechen und Römer. — Nordische Völker. — Christenthum.

Haugs Panorama des Scherzes.

Bey Hartmann in Leipzig ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Panorama des Scherzes. 1200 Anekdoten, Witzantworten, Irische Bulls, Naivitäten, Schwänke, rc. Vom Verfasser der Hyperbeln auf Wahls große Nase. 2 Theile brochirt Preis 3 Thlr.

Dr. A. L. Crelle's Rechentafeln, welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größern aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. ($114\frac{1}{2}$ Bog. gebunden) 10 Thlr. 16 gr.

Diese Tafeln enthalten die Produkte aller zwey Zahlen von 1 bis 1000. Sie bilden also zusammen genommen ein großes Einmaleins bis 1000, und dienen dazu, mit größern Zahlen bis zu 1000, eben so zu rechnen, wie vermittelst des gewöhnlichen Einmaleins mit einzifrigen Zahlen; wovon der Nutzen folgender ist: Wenn nämlich beym Multipliciren die Faktoren, beym Dividiren, Divisor und Quotient kleiner als 1000 sind, so erspart dieses Einmaleins die Rechnung ganz; denn es enthält die Produkte solcher Zahlen fertig berechnet. Größere Rechnungen vereinfacht es, in dem Verhältniß, wie man mehrere Ziffern zusammen nehmen kann. Wäre z. B. eine sechszifrige Zahl mit einer andern sechszifrigen Zahl zu multipliciren, so sind, wenn man sich nur des gewöhnlichen Einmaleins bedient, die Produkte jeder Ziffer des Multiplicators in jede Ziffer des Multipicandus, als zusammen 36 einzelne Produkte zum Resultat nöthig. Hier, wo man 3 Ziffern auf einmal zusammen nehmen, also eine sechszifrige als nur aus 2 Theilen bestehend, oder gleichsam wie eine zweyziffrige Zahl behandeln kann, braucht man nur 4 Produkte; mithin wird in diesem Fall die Zahl der einzelnen Produkte bis auf den neunten Theil vermindert. Eben so beym Divi-

diren. Die Mühe des Aufsuchens der Produkte in den Tafeln, die beym Einmaleins nicht statt findet, weil sich solches seines geringen Umfanges wegen, auswendig lernen läßt, geht zwar von jener Ersparniß an Mühe ab; allein bey allen größern Rechnungen ist die Mühe des Aufsuchens nur einem kleinen Theile der Rechnung gleich zu schätzen, etwa wie beym Gebrauch der Logarithmen, wo ebenfalls ein Aufsuchen in den Tafeln nöthig ist, deren man sich aber dennoch, selbst zu einfachen Multiplikationen und Divisionen großer Zahlen mit Vortheil bedient, obgleich außerdem nicht einmal, wie diese Tafeln für alle noch so großen Zahlen, sondern nur für sechs bis achtziffrige Zahlen ausreichen, auch das Resultat nicht, wie die Tafeln genau, sondern nur annäherungsweise geben. In Fällen, wo man mannigfache Produkte zweyer Faktoren, die ungefähr in den Grenzen der Tafeln liegen, gebraucht, wie z. B. bey Berechnung des Flächeninhalts ebener geometrischer Figuren durch Dreyecke, dergleichen bey Vermessung der Ländereyen, also sehr im Großen, bey Länderkadastern vorkommt (wie z. B. in den Rheinprovinzen, wo diese Tafeln zu diesem Behuf gebraucht werden sollen, und größtentheils dieser vorhabenden Einrichtung verdankt man die Erscheinung dieser Tafeln) erspart also das Einmaleins bis 1000 eine große Masse von Arbeit. In manchen andern Fällen mathematischer Berechnungen kann solches mit Vortheil statt der Logarithmen gebraucht werden. Es sind nämlich, wie bekannt, öfters künstliche Verwandlungen nöthig, um Resultatsformeln zum Gebrauch der Logarithmen geschickt zu machen, z. B. bey trigonometrischen Rechnungen. Zuweilen sind aber dergleichen Verwandlungen nicht wohl, wenigstens nicht ganz, wie es zu wünschen, ausführbar, z. B. bey den polygonometrischen Formeln, wodurch der Gebrauch der Logarithmen beschränkt ist. Kann man nun leichter das gewöhnliche Multipliciren und Dividiren verrichten, so sind jene Verwandlungen entbehrlich; die Formeln, in ihrer sonst einfachsten Gestalt können gebraucht werden, wie sie sind, und die Rechnung wird dadurch zuweilen noch einfacher. Im gemeinen Leben, sobald große Zahlen vorkommen, vermindern die Tafeln überall bey jeder einfachen Rechnung, bey der Regel Detri, bey jeder Multiplikation und Division, die Mühe der Rechnung. Ein zweyter, wenigstens eben so großer, wenn nicht größerer Nutzen, als der Ersparung an Mühe, ist, daß der Gebrauch der Tafeln die Rechnung sicherer macht. Die Gelegenheit, im Rechnen zu irren, vermindert sich nämlich offenbar in gleichem Verhältniß mit der Anzahl der einzelnen Operationen, aus welchen das Resultat zusammengesezt ist. Denn wenn man z. B. in dem obigen Falle der Multiplikation einer sechsziffrigen Zahl mit einer andern zum Resultat nur eine Addition von 4 Produkten braucht, die man vom Blatt abliest, und vollständig hinschreibt, so ist die Möglichkeit zu irren unstreitig wenigstens neunmal geringer, als wenn zu der ähnlichen Rechnung, 36 Produkte gehören, die man überdem aus dem Gedächtniß nehmen muß, und die man, nach der gewöhnlichen Methode, nicht einmal ganz ausschreibt, sondern sogleich beym Aufschreiben, in Gedanken mit einander verbindet. Die Ueberzeugung sicherer zu rechnen, welche unter andern auch die Logarithmen nicht gewähren, ist aber unstreitig wichtig. Wer je einigermaßen größere Zahlenrechnung gemacht hat, wird wissen, wie schwer es in der That ist, nicht zu irren, und wie peinlich es ist, nicht Satz um Satz die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Resultats zu haben. Diese Tafeln vermehren die Sicherheit, und wenn gleich künstlichere Mittel, in gar vielen Fällen noch mehrere Erleichterung gewähren, als sie, so haben sie doch alle nicht jenen Vortheil.

Nach dieser Darstellung des Verfassers kommt die Anweisung zum Gebrauche selbst.

* *

Von demselben Verfasser sind noch folgende mathematische Schriften erschienen:

1) Ueber die Anwendung der Rechnung mit veränderlichen Größen, auf Geometrie und Mechanik, nebst einigen vorhergehenden Bemerkungen über die Prinzipien dieser Rechnung. Mit 1 Kpfr. 8. 8 gr.
2) Ueber einige Eigenschaften des ebenen geradlinigen Dreyecks, rücksichtlich dreyer durch die Winkelspitzen gezogenen geraden Linien. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 12 gr.
3) Ueber Parallelen-Theorien und das System in der Geometrie. Mit 4 Kupfert. 8. 16 gr.
4) Vom Cathetometer, einem neuen Winkelmeßinstrumente, welches leichter zu verfertigen und wohlfeiler ist, die Winkel genauer misset, die Berechnung der Figuren erleichtert, und weniger Irrthümern der Beobachtungen ausgesezt ist, als andere bekannte Winkelmeßinstrumente. Mit 1 Kupfert. gr. 4. 1 Rthlr.

* *

Wir machen zugleich alle Liebhaber mathematischer Schriften auf folgende Werke aufmerksam, welche von demselben Verfasser unter der Presse sind.

Crelle Dr. A. L., Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. Mit Kupfern.

Legendre A. M., Elemente der Geometrie der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausg. aus dem Französischen übersezt und mit einigen Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. gr. 8.

Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

L. Ideler's Handbuch der italiänischen Sprache und Literatur; oder Auswahl gehaltvoller Stücke aus den klassischen italiänischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. Zweyte umgearbeitete Auflage. gr. 8. geb. 2 Rthlr. 8 gr.

Die italiänische Sprache wird von Vielen erlernt, wenn sie bereits eine höhere Bildungsstufe erreicht haben. Die Bedürfnisse solcher Lernenden sind sehr verschieden von denen der Schuljugend, und es muß um so mehr bey einem Werke, welches ihnen das Studium dieser vielverbreiteten Sprache erleichtern soll, auf Gegenstände, die einem gebildetern Geschmack und einem schärfern Verstand zusagen, Rücksicht genommen werden. Gegenwärtiges Werk, auf eine solche Klasse von Lernenden berechnet, sollte nicht blos Gelegenheit zur Uebung der Sprache, sondern auch zur Kenntniß der klassischen Erzeugnisse, woran dieselbe so reich ist, geben, daher es literarische Notizen über die vorzüglichsten Schriftsteller und ihre Werke, und geeignete Proben der lezteren enthält. Wenn es sich dadurch schon in der ersten Auflage großen Beyfall erwarb, so wird die gegenwärtige neue Auflage ihm diesen um so mehr sichern, indem der Verf. fortwährend bemüht gewesen, auch über die neueren Schriftsteller Notizen herbeyzuschaffen, so wie er die Auswahl, nach reiferen Ansichten, vielfach verändert hat.

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. März 1821.

Dichtkunst bricht, gleich einer Quelle,
Felsen durch wo's ihr gefällt,
Und versendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Goethe.

Mit Flemmings Gedichten.

An einen Kritiker.

Sollt' es auch kein Dichter seyn,
Ists doch eine Sängerkehle,
Die aus frischer, voller Seele
Sang ein Lied, nicht ohne Fehle,
Doch von ird'schem Mißklang rein.

Was die Welt noch Ew'ges hegt:
Freundschaft, steter Treue Siegel;
Liebe, beßrer Zukunft Spiegel;
Mannes Pfad durch Haft und Riegel: —
Davon ist sein Herz bewegt!

Wandernd in das ferne Land
Konnt' er singen, immer singen,
Ließ durch kalte Steppen dringen,
Ließ in dumpfer Hitze klingen
Jeden Trost, den er empfand.

Schüttelt uns das Leben kalt,
Drückt es uns mit seinen Gluten,
Will uns langer Pfad entmuthen,
Alt' und neue Wunde bluten:
Hier ist Balsam mannigfalt!

Lust im Glück, und Heil im Schmerz!
Solch ein Sang ist nie verloren;
Sprödes Kosten laß den Thoren,
Saug' ihn ein mit offnen Ohren,
Laß ihn strömen in das Herz!

Gustav Schwab.

Stuttgarter Hofmaskenball den 10. März 1616 — heute vor 205 Jahren — gegeben.

(Beschluß.)

Nun, es war mit diesen so seltsamen Abentheuertänzen eine gute Zeit vollbracht, da sich die vier große Weltköpfe allgemach wieder verloren und die höchst- und hochansehnliche verständige Zuschauer sich zu vielen Gedanken und Diskoursen von so mancherley Sitten der Völker verursacht fanden; und da man jezt verhofft, es würde sich nunmehr auch ein rechter, öffentlicher, fürstlicher Tanz erheben, so hat sich aber ein über und über gespiegelter und mit Lichtern ganz schimmernder Spiegelkrämers Laden, mit einer lieblichen und moderierten Musik von Lauten und zwey lebendigen Stimmlein hören und sehen lassen: seinem ersten schnellen Ankommen nach nicht anders, als wenn alle Spiegelmachers-Gesellen zu Nürnberg ein Spiegelgefecht machen wollten. Da sie aber näher und näher herbeygekommen, und Jedermann durch den betrüglichen Wiederschein der Spiegel, wegen der funkelnden Lichter, sich selbst mit hineinzugucken verführen ließ, als wenn der verdeckte Krämerladen durchsichtig wäre: so hat doch Niemand nichts, als nur sich selbst in den Spiegeln gesehen. Gleichwohl hat man bald vermerkt, daß eine treffliche Compagnie von vermummten Spiegelmeistern im Laden für dießmal müsse verborgen seyn, welche ohne Zweifel ein künstliches Ballet halten würden: denn das Liedlein, so zu den Lauten gesungen worden, und dem hochlöblichsten schönen

Frauenzimmer zu besondern Ehren gedichtet war, hat sich also vernehmen lassen *):

Warum, ihr Frauen und Jungfrauen
Spiegelt Ihr euch so williglich,
Wann die Sonn', ihren Glanz zu schauen
Pfleget in Euch zu spiegeln sich?
Und wann der Glanz euerer Augen
Wohl kann für einen Spiegel taugen?

Ihr, wahre Spiegel aller Ehren,
Pfleget mit durchdringendem Schein
Die Götter und Menschen zu lehren,
Wie sie sollen tugendhaft seyn.
Denn die Klarheit euerer Augen
Kann besser, denn kein Spiegel taugen.

Darum die Götter mit Verlangen,
Als Spiegelmacher, gar voll Glanz
Kommen euch zu ehren gegangen,
Sich zu spiegeln in ihrem Tanz,
Weil die Striemen (Streifen) euerer Augen
Ihren Spiegeln für Spiegel taugen.

Als nun der Krämerladen sich jezt nächst der Princessin, den Churfürstlichen und Fürstlichen Personen, auch Grafen, Herren, gräflichem und adelichem Frauenzimmer, gleichsam als zum Auslegen gerüster und stille gestanden: ist erstlich eine recht hübsche Krämerin oder Ladenfrau in einem weiß atlassenen mit Gold gestickten Kleide, deren Hauptzier mit Spiegeln und Gold erhöhet war, und an deren Gürtel auch ein Spiegel hieng, herausgekommen, und hat im Namen ihrer im Laden eingestandenen Gäste und vermummten Götter (wie das Lied sie genannt) nachfolgendes Sonett mit gebührender Reverenz, in deutscher, französischer und englischer Sprache ausgetheilt; in deutscher aber also lautend:

Nymphen! deren Anblick mit wunderbarem Schein
Kann unser Herz zugleich heilen, oder versehren,
Und deren Angesicht ein Spiegel aller Ehren
Uns erfüllet mit Furcht, mit Hoffnung, Lust und Pein.

Wir bringen unsern Kram von Spiegeln, klar und rein,
Mit Bitt', ihr wollet euch zu spiegeln nicht beschweren,
Die Spiegel, welche uns euere Schönheit lehren,
Lehren euch auch zumal barmherziger zu seyn.

So glieb' es euch nun, mit lieblichem Anblicken
Erleuchtend gnädiglich unsern leuchtenden Tanz
Und spiegelnd euch in uns, uns Spiegler zu erquicken.

Wann aber ungefähr euerer Augen Glanz
Uns gar entfreyen sollt', so wollet uns zugeben,
Daß wir in eurem Dienst hinfür stets mögen leben!

Nach solchem ist die schöne Ladenfrau wieder in ihren Laden hineingegangen, der sich allgemach bey Seite gethan, damit nicht zuviel Platz im Saale eingenommen, der Tanz geirret, und der so inniglich aufmerkende und zusehende Umstand des Volkes am Schauen gehindert würde. Darauf hat auch alsobald eine klare holdselige Musik von zehen Geigen ein sehr anmuthig Stück angefangen, und damit alle Spiegler, erst einen, darauf zween, alsdann drey, bald wiederum drey, hernach zween, und dann leztlich einen, wie zuerst, zusammen zwölfe in blauer atlassener Kleidung, und kleinen Hütlein mit Spitzenfedern, an allen Orten mit Gold und Spiegeln überstickt, aus dem Laden herfürgebracht, und zu einem vollkommenen und künstlichen Ballete vermocht, das bey einer halben Stunden währete, und wobey sie je mehr und mehr endlich die zwey Namen Elisabeth und Friedrich beyden churfürstlichen Gnaden *) zu sonderlichen Ehren mit ihren Figuren nachgebildet haben; wie denn der erstlich gehaltene, zwölffache Nationentanz, allen werthen Gästen insgemein, und besonders den anwesenden weitgereisten Cavallieren zu Freundschaft und Gunsten angestellt worden war.

Als nun demnächst, nach abgezogenen Masken jede Person erkannt worden, hat sich, nach aufgetragenem süßem Wein und Confekt, erst recht ein allgemeiner Fürsten- und Herren-Tanz auf deutsche, welsche und französische Art mit dem Frauenzimmer erhoben, der bis um Mitternacht gedauert; da denn endlich die wachende Freude sich nach und nach mit dem süßen Schlaf angefangen zu vereinigen, und jedermänniglich sich bis auf den künftigen Morgen durch die erlangte Ruhe mit mehrerem zu erfrischen begehrt hat.

*) Wer sich einmal darein gefunden, daß in diesem Gedicht, wie in dem folgenden Sonette, die Sylben, nach französischer und italienischer Art nur gezählt, nicht gemessen sind, wird beyde gar nicht so ungeniesbar finden, als sie auf dem ersten Anblick scheinen könnten.

Anm. des Einsenders.

*) Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, und seine Gemahlin, Elisabeth, eine geborne Prinzessin von Großbritannien, waren die vornehmsten Taufpathen und Gäste.

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

December.

(Fortsetzung.)

Venedig. Die Opern begannen in der Fenice wie im übrigen Italien am 26. December. Nicolini schrieb die neue Seria: la conquista di Grenata (Text von Romanelli) und der alte Rossi das fünfaktige Ballet: l'ingresso d'Alessandro in Babilonia. Leider wollten beyde am ersten Abende nur theilweise behagen. Die Musik der Oper hat guten, aber weder neuen noch interessanten Gesang, obgleich im zweyten Akte manche bedeutende Züge für die Langeweile des ersten entschädigten. Die Instrumentirung ist mager und trocken, hie und da giebt es wohl auch modi-

sches Geräusch mittelst der türkischen Musik, aber meist ohne rechtlichen Grund. Erwähnungswerthe Stücke im zweyten Akte sind: ein etwas zu langes Duett zwischen Sgra. Feron und Sgra. Pasta, die Scene und Arie der Pasta, die wunderschön gesungene Scene des Crivelli, welcher dreymal gerufen wurde; ein weiteres Duett zwischen Sgra. Feron und Sgra. Lachouque, so wie ein sehr verdienstliches Quartett. Die Schlußvariationen der Feron sind nicht mehr neu, diese ihre gewöhnlichen Bonsbons-Zugabe erregte Bewunderung und Erstaunen. Von den Sängern hat Crivelli, ungeachtet seine Stimme zu altern anfängt, den meisten Werth. Ein geist- und seelenvoller Deklamator giebt er jedem Worte, jeder Sylbe eine originelle Bedeutung, so wie er seinem Gesange auch bey unbedeutenden Stellen durch mannigfache ästhetische Kunstmittel immer Wirkung zu sichern weiß. Sgra. Feron ist bekannt, sie mag in Academien und Konzerten ihren ausgezeichneten Platz einnehmen, aber als dramatische Sängerin taugt sie nicht, da gerade jene Töne, die zum Herzen sprechen sollen, ihr unsägliche Mühe machen, und die gewagten, halsbrechenden Seiltänzereyen doch nur höchstens für ein Desert aufgespart werden können. Sgra. Pasta macht viele Fortschritte; sie sang ganz im Geschmacke Velluti's, aber ihre Stimme schien stets dünne verschleyert; sie detonirte in dem Maße, als sie sich forcirte, um Effekt zu machen. Sgra. Lachouque hat einen guten aber schwachen Mezzo Sopran, sie verräth in dem Wenigen, was sie sang, achtbare Bildung. Chöre und Orchester thaten ihre Schuldigkeit. Das Ballet zeichnete sich durch nichts als durch die Länge aus. Keine Handlung, kein Interesse, keine Tänze. Die ersten Tänzer Sgra. Leon, Sgra. Brugnoli und Sgr. Lachougue verdienen genannt zu werden, obwol eigentlich blos lezter aus einer wahrhaft guter Schule stammt. Die ballerine per le parti hat der Meister völlig vergessen; er hätte durch dieselben manche Abwechslung in das Ballet bringen können. Später fügte man einen gefälligen Amazonentanz und mehrere neue pas des deux hinzu, wodurch das Ganze ziemlich gehoben wurde. Dekorationen und Kleider waren erlesen, und der Bühne werth.

In S. Crisostomo machte eine Buffa von Guglielmi (dem Sohne) La donna raggiratrice solchen Fiasco, daß man schon nach dem zweyten Abende das Theater schloß. —

In Verona eröffnete man mit der Seria: Le Danaidi Romane von Pavesi, welche sehr gefiel. Malanotte und Bianchi erhalten fortwährenden lautem Beyfall. — In Turin hatte Stanzles Oper, wie verlautet, keine günstige Aufnahme. Doch hierüber später.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Hoftheater. An bedeutenderen Stücken gab man die Ahnfrau, Phädra, die Jungfrau, Nathan, Ifflands neueinstudirtes Familiengemälde: die Mündel, eine komische Oper: Päsiello's Müllerin, und eine ernsthafte: Paers Sargines. Ohne unsere Meinung über die Auswahl dieser Stücke, und über ihren Werth in Beziehung auf den vorhandenen dramatischen Vorrath auszusprechen, beschränken wir uns auf eine kurze Anzeige einiger der erheblichsten Vorstellungen.

Am 2ten trat unser Kleinod, Klara Metzger, zum erstenmal nach ihrer Rückkunft von Wien wiederum in der schönen Müllerin auf und wurde mit dem lautesten Beyfall vom Publikum begrüßt. Ihre Versicherung, daß sie jezt für ihr ganzes Leben unserer Bühne angehöre, erfüllte das ganze Haus mit Freude, da man wegen ihrer langen Anwesenheit in Wien hier beunruhigende Besorgnisse gehegt hatte. Herr Löhle litt noch an den Folgen einer kaum überstandenen Brustkrankheit und ließ daher die gewohnte Kraft und Fülle seiner angenehmen Stimme vermissen.

Am 4ten Grillparzer's Ahnfrau. Herr Hölken vom Darmstädter Theater gab als Gast den Jaromir mit einem Feuer, welches viel Gutes von diesem jungen Schauspieler hoffen läßt, wenn ein mehr geläuterter Geschmack den wilden Kraftaufwand wird gezügelt haben. Den Grafen Borotin gab Hr. Wespermann mit erschütternder Wahrheit. Mit Kraft und Würde richtet die verfallene Greisengestalt sich empor bey den Worten an den spähenden Hauptmann:

Sagt daß in der Löwenhöhle
Einen Leuen ihr gefunden
Der gebeugt und hülflos zwar
Aber doch ein Löwe war.

Die Transfiguration der sündigen Ahnfrau am Schlusse des Stücks dürfte schwerlich im Sinne des Dichters seyn, der sie zur Ruhe schicken aber gewiß nicht verklären wollte; allein hier ist der wahre Lichtpunkt für die Gallerie, die bey diesem prachtvollen Anblick alle schauderhaften Qualen des Abends vergißt.

Am 8ten Wilhelm Tell. So beliebt auch Eßlair in dieser Rolle ist, machte das Stück doch wenig Effekt, da die neue Besetzung der Rollen nicht im Geschmacke des Publikums war.

Desto befriedigender aber wurde am 22sten Phädra, freylich nur für einen kleinen Kreis auserlesener Zuschauer gegeben, da die Fabel selbst unsern Sitten zu fern liegt, als daß sie allgemeine Theilnahme erwecken könnte. Eßlair's Heldengestalt ist ganz für den Theseus gemacht, und er spielt ihn, wenn auch nicht aus einem Gusse, doch mit wahrhaft bewunderungswürdiger Ausdauer von Kraft. Sein Kostüme, das Einige zu nachlässig finden wollten, schien uns von einer richtigen Ansicht zu zeugen. Für den eben erst ans Land geworfenen, einer langen Gefangenschaft und drohenden Gefahren entronnen Helden dünkt uns das ungeordnete Haar und der nur nachlässig übergeworfene Mantel paßlicher zu seyn, als eine vollständige Rüstung oder Königstracht. — Unsere schätzbare Spitzeder-Frieß als Phädra befriedigte vorzüglich in der lezten Scene, wo sie mit allen Schaudern des Todes in dem bleichen von herabhängendem Haar beschatteten Gesichte herbeywankt und nur in mühsam gebrochenen Tönen das Geständniß ihrer Schuld aus der dem Tode geweihten Brust hervorpreßt. Sehr glücklich war diesesmal die Rolle der Aricia durch Frau von Fischer besezt, deren schöne hohe Gestalt sich

zu edeln Rollen vorzüglich eignet. Mit ächter Weiblichkeit im gesenkten Blicke sprach sie das zarte Geständniß ihrer Liebe in den Worten:

Doch dieser Thron, so herrlich er auch ist,
Er ist mir nicht die theuerste von deinen Gaben.

Das Haus war zu leer, um am Schlusse der so sehr gelungenen Vorstellung den lauten Beyfall zu zollen, der oft ein so zweydeutiger, als störender Nachklang ist.

Am 28sten Lessings Nathan. Dieses philosophische Drama ist, nach der Meinung unsers kritischen Freundes, an und für sich zu contemplativer Art, als daß es auf der Bühne recht eigentlich gefallen könnte; allein das sehr gefüllte Haus, die gespannte Aufmerksamkeit des Publikums und die wiederholten lauten Aeußerungen seiner Zufriedenheit, scheinen uns gegen diese Ansicht zu streiten. Die zahlreiche Versammlung der Zuhörer mag wohl großentheils ihren Grund in dem Umstande haben, daß man das Stück an einem Sonntage und zu Ehren des Namensfestes der Königin bey beleuchtetem Haus aufführte, jedoch seine beyfällige Aufnahme läßt sich nicht anders, als, neben der guten Besetzung, aus der interessanten Anlage der Handlung, der richtig gehaltenen Individualisirung der Charaktere und unsers Erachtens ganz vorzüglich aus der die gesunde Vernunft ansprechenden Liberalität der Gesinnungen Nathans, des Tempelherrn und Saladins erklären. Eßlair wußte (ungeachtet der erwähnten philosophisch-contemplativen und nicht recht theatralisch effektvollen Beschaffenheit des Stücks) seinem israelitischen Weisen auch dramatisches Interesse zu geben. Das herrliche Mährchen von den drey Ringen, Lessings eigenes, unsterbliches Glaubensbekenntniß, trug er mit besonnener Ruhe vor, und erst bey den Worten:

So lad' ich über tausend, tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Richterstuhl —

hob sich die Stimme, von der Bewegung der gegen den Himmel gerichteten Hand unterstützt, zum erschütternden Pathos. Auch die andern Rollen wurden bis auf den unglücklich besetzten Derwisch mit Fleiß und Sorgfalt gegeben, und gewiß durften die Manen des um unsere Nation so hoch verdienten Dramaturgen an diesem Abende nicht zürnen.

Am 30sten Ifflands Mündel. Ein wahrer Gegensatz zum vorigen Stück. Das ganze Gewühl des häuslichen Lebens, Intrike und der rächende Würgengel mit dem Schwerte rennen hier in raschem Fluge über die Bühne, und lassen den bestürmten Zuschauer oft kaum zu Athem kommen. Die Rollen der Hauptpersonen waren durchaus vortrefflich besezt, und hätte Herr Eßlair, ohne einen wackern Veteran (Hrn. Frenen) zu kränken, sich der Wirkung des Ganzen zu Liebe entschließen können, die Rolle des alten Mannes zu übernehmen, welche eigentlich die Basis des Ganzen ist, so würde wenig zu wünschen übrig geblieben seyn. Herr Reinhard spielte den Kaufmann Drave mit einer Herzlichkeit und Wärme, welche doppelte Wirkung auf den Zuschauer macht, weil ein jeder fühlt, daß der geschätzte Künstler in solchen Biedermanns-Rollen sich selbst giebt. Die Hoffnung, Mad. Reinhard als Frau Drave neben ihm zu sehen, wurde durch ihre Krankheit vereitelt, jedoch leistete auch die brave Ellise Lang, deren theatralische Verdienste unser Publikum schon lange ehrt, in dieser Rolle recht Vorzügliches.

Hßm.

London den 6. Februar.

(Fortsetzung.)

Unter den politischen Zeitungen sind die vorzüglichsten Londner-Blätter folgende. Oppositions-Blätter: The Morning Chronicle behauptet immer noch den ersten Rang der Oppositionszeitung, ist das Organ der vornehmsten Whigs und beobachtet im Ganzen Mäßigung, ob sie gleich ex officio auf die Minister losziehen und spotten muß. Ihr Eigenthümer, der alte Perry, schreibt nun nicht mehr daran, sondern hat die Abfassung der vornehmsten Artikel und die Redaktion seinem gelehrten Landsmann John Black übergeben, der ein überaus geschickter Politiker, ein trefflicher Linguist, und ein sehr rechtschaffener Mann ist. Als Gelehrten kennt man ihn rühmlich aus seinen Uebersetzungen von Humboldts, von Buchs, Gerings ꝛc. Reisen. Das zweyte Blatt der Opposition ist: the Times auch the old Times, und spottweise „die Hofzeitung der Königin Caroline genannt"; es ist ganz der Königin ergeben, erklärt die Unschuld der Königin für schneeweiß, und steht in Ihrer Maj. Solde. Der Vertrieb desselben ist erstaunlich. Dann folgen the Statesman, the Examiner, the Whig, und ein Dutzend mehr, die alle sehr heftig sind und die Minister in allen Abgrund verdammen. Für das erste Ministerialblatt hält man den Courier, eine Abendzeitung; an diese reihen sich the Morning Post (das Blatt der großen Welt, besonders aller Damen und der Tories, ministeriell im Superlativ, von den ersten Männern mit Nachrichten unterstützt, Geißel der Opposition, der Whigs und der Königin, und im Genusse eines starken Absatzes); sodann the New Times, ein von einem geschickten Rechtsgelehrten Dr. Stoddart brav redigirtes Blatt, worin besonders schwere Constitutions- und Rechts-Fragen trefflich erläutert sind; es thut den Ministerien große Dienste, mäßiget sich und hat einen starken zunehmenden Absatz. The Guardian ist ein gutes mit Mäßigung geschriebenes Sonntagsblatt, auf der Ministerialseite. Großes Aufsehen hat seit Kurzem John Bull gemacht, ein Sonntagsblatt, welches die Königin und ihre ganze Parthey züchtiget. Unpartheyische und sehr unterhaltende, gut redigirte Zeitungen sind the Morning Herald und Bell's Weekly Messenger. Zwey Spalten würden kaum hinreichen, wenn man von den übrigen unbedeutenderen nur die Namen angeben wollte. Von der Anzahl der Provinzialblätter kann man daraus urtheilen, daß in Yorkshire allein 17 Zeitungen gedruckt werden.

Der Kapitän Ansteß hat beim Museum der Royal Institution in Liverpool die Köpfe von zwey Neu-Seeländern zum Geschenke gemacht. Wenn nämlich in Neu-Seeland Häuptlinge oder Freunde in der Schlacht fallen, so sucht man ihre Köpfe aufzubewahren, welche getrocknet und eingesalzen werden: man glaubt dadurch das Andenken der Verstorbenen zu ehren. Zu diesem Ende nimmt man das Gehirn heraus und läßt die Haut unbeschädigt, welche innerhalb des Hirnschädels durch einen dünnen Reif befestigt wird. Das Gesicht behält auf diese Art ganz sein natürliches Ansehen, ohne etwas Ekelhaftes zu haben. Der Kopf ist hohl, die Miene ernsthaft, und die Zähne sind sichtbar, wie wenn man lacht. Alles ist ganz trocken und hat nicht den geringsten unangenehmen Geruch. Die Haut ist ziemlich dunkel und schön tattowirt. Die Zähne sind vollkommen, aber klein, als ob sie sehr abgenuzt worden wären. Die vielen Beulen und Brüche in den Hirnschädeln zeigen, daß sie tapfern Kriegern angehört haben müssen. Die Stirn des Jüngeren ist hoch und breit, und über derselben stehen starke und dichte Büschel pechschwarzen Haars. Das Haar des Aelteren ist grau und dünn. Beyde sind so sorgfältig tattowirt, daß sie Leute von Range gewesen seyn müssen. Die Englischen Missionarien haben es sich so angelegen seyn lassen, diese barbarische Verstümmelung todter Körper abzuschaffen, daß solche Köpfe jezt hoch zu stehen kommen. Diese hier kosten zwölf Guineen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 21.

Nr. 21.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. März 1821.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

Nicht ohne große Besorgniß schreite ich zu der Beschreibung dieses Gebäudes und des mit ihm verbundenen Prachttheiles, des Mittelschlosses; denn wie lassen die großen Massen sich deutlich entwickeln? Wie läßt die Pracht und Größe der Kunst sich würdig durch das immer mattbleibende Wort erreichen? Wird es nicht scheinen, ich zöge das Geringere, in der Beschreibung leicht Erreichbare, dem Großen, Schönen und Mächtigen des einzig dastehenden Bauwerks vor, da ich jenes umfassen, dieß aber nur andeuten kann? Alles dieß erkenne ich, und daher möge wenigstens dieß eigene Gefühl mich entschuldigen, wenn ich hinter dem Werke zu weit mit meiner Schilderung zurückbleibe.

Ein einiger großer Plan, dem Orden eine Hauptburg zu bauen, in der die Gebietiger säßen, den Krieg rüsteten, des Friedens Künste übten und pflegten, gründete die Marienburg. Manche Veste schon war versucht, auf manches Schlosses Zinne schimmerte schon das Kreuz, den Heiden ein Schreck oder Gräul, den zum Christenthum Bekehrten ein freudiger, Vertrauen erregender Bürge, daß einst über das ganze Land des alleinigen Gottes Erkenntniß sich verbreiten würde. Schon um 1276 stand hier die Burg der Maria, der Himmelskönigin, welche der Orden als seine Schutzheilige gewählt und verehrte. Dieß ist das Hochschloß, welches den Gipfel eines Hügels krönte, den die Natur schon an die Ufer der Nogat gestellt und an den die neuen Bewohner des Landes die Dämme lehnten, welche fortan den Fluten des reissenden Stromes Schranken setzen, dem Lande Sicherheit vor den Stürmen des Elements, welches es so oft verheerte und in Moräste verwandelte, verschaffen, und Segen und Fülle da verbreiten sollten, wo Unsicherheit des Besitzes den Bebauer morgen vertrieb, den heute das fruchtbare Land angezogen hatte.

Dieß Hochschloß erscheint als ein Werk, nach einem großen Plane entworfen, aus den festgebranntesten Ziegeln gemacht, sorgfältig und künstlich aneinander gefügt. Ob das Ganze gleich so entworfen wurde, ob nicht auch hier die fortschreitende Macht des Ordens neue Massen auf die alten thürmte, Pracht hervorrief, wo sonst nur das Bedürfniß gewaltet hatte, das zu bestimmen, würde jezt im Ganzen zu gewagt scheinen, da nur an einzelnen Stellen später geänderte Ansichten klar hervortreten, an einer aber auch die Geschichte lehrt, wann die Erweiterung unternommen ward und durch wen. Im Schlosse selbst ist nichts mehr daran zu erkennen, da die gräuliche Zerstörung alles vernichtet hat, was eine Anleitung gewähren könnte.

Das ganze Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen Hofraum in seiner Mitte umschließt, der eine Länge von 85, eine Breite von 102 Fußen hat. Die Mauern sind übrigens gediegen und fest, und steigen zu einer Stärke von 10 bis 12 Fuß, in den untern Räumen mögen sie noch bedeutend stärker seyn. Die Seite gegen Mitternacht *) hat sich noch vollständig von außen erhalten, wie sie in der alten Zeit war, indem sie die Kirche enthält und den daran stoßenden Kapitelsaal enthielt. Das ganze Hochschloß wurde von einem Graben umgeben, der sein Wasser durch den Mühlteich empfieng, welcher sechs Meilen weit, ein gewaltiges Werk, geführt ist. Seinen Abfluß nahm das Wasser des Grabens in die nahe Nogat. Vor dem Schlosse, gegen Mitternacht, ist ebenfalls ein Graben, der das Hochschloß vom Mittelschloß trennt (welches in der ersten Einrichtung die Vorburg war, wie wir weiter unten sehen werden). Dieser Graben, über den eine Brücke führte, die noch durch Graniteckpfeiler angedeutet wird, war immer trocken, nie mit Wasser gefüllt. Gegen Morgen trat in des Grabens Mitte, welcher Hochschloß und Mittelschloß umgibt, eine breite Mauer mit Schießscharten hervor, und nach einem beträchtlichen Wallgang zog sich entfernter noch ein zweyter Graben umher, Vorburg und alles das umgebend, was späterhin dazu gezogen wurde.

Betrachten wir nun zuerst beym Hochschloß das Gebäude, welches gegen Mitternacht gelegen. Es ist dieß ein längliches Viereck, ungleich in der Bauart seiner Mauer,

*) Es ist mir wohl bekannt, daß das Schloß nicht regelmäßig gegen die Himmelsgegend liegt, selbst die Kirche nicht, aber zur größern Abkürzung nehme ich durchweg an, daß die Lage vollständig regelmäßig wäre.

indem die neuern Mauern gegen Morgen nicht die Gediegenheit und Festigkeit der alten zeigen, sondern schon bey weitem mehr verwittert sind, so daß man sie für die ältern und jene gegen Abend für die neuern halten möchte, wenn nicht da die Geschichte belehrend einträte. Das ganze Gebäude hat indessen völlig die Gestalt einer Kirche, indem an ihm gegen Abend zwey Thürme neben einander stehen, welche die Breite desselben bezeichnen. Bis an diese hin erstreckt sich abendlich der Kapitelsaal, der gegen Morgen an die alte Marienkirche schloß, die ihn nur fortsezte, wenn gleich durch eine feste Mauer, außen auch durch einen dicken Mauerpfeiler und eine Brandmauer im Dache von ihm getrennt. An dieser Kirche, gegen Mittag, in den Seitenflügel des Schlosses fallend, steht der mächtige und große Schloßthurm, ein längliches gewaltiges Viereck, verziert mit Fensterblenden, dicht neben einander und bis hoch hinauf. Eine Zinnenbekleidung schmückte ihn sonst, und wird in der Folge die jetzige neue unpassende Spitze verdrängen. Er ist nicht als ursprünglich anzuerkennen, sondern vielleicht mit Dietrich von Aldenburg's Neubau zugleich entstanden, wie er denn auch auf den alten Schloßmauern steht, und in seinen Mauern schwächer ist, als sonst ähnliche bedeutende Thürme zu seyn pflegen. Die beyden Thürme gegen Abend sind viereckig, nur kurz, wenig die Höhe des Daches überragend. Um ihre drey obern Geschoße geht eine hübsche Bogenverzierung von gebrannten Steinen, die sich auch um den untern Sims findet, der mit dem Gebäude selbst, unter den Zinnen, eine Linie bildet, und wo sich auch am alten Kapitelsaal und an der alten Kirche dieser Schmuck fortsezt. Diese Bogen sind rund, kurz, dicht neben einander stehend. Sie gehen auch unter dem zwischen den Thürmen stehenden Giebel fort, in einer Reihe mit jenen und also tief unter dem eigentlichen Gesims der Mauer stehend. Indessen ist es auffallend, daß diese Verzierungen an beyden Thürmen nicht gleich sind, sondern beyde von einander in einigen Theilen abweichen, indem der gegen Mittag stehende Thurm älter und roher aussieht, und an ihm diese Verzierungen im roheren Spitzbogen sind, so daß beyde auf eine verschiedene Bauzeit dadurch hinzudeuten scheinen, wobey es aber doch immer unerklärlich bleibt, warum dem etwa neuern Thurme nicht die Verzierungen des ältern gegeben wurden. Ich möchte daher wohl annehmen, daß diese Ecke gegen Mitternacht mit dem Thurme bey einer Belagerung bedeutend verlezt wurde, vielleicht nach der Tannenberger Schlacht, zu welcher Zeit auch jene Kugel in das große Remter geschleudert ward, die das Schicksal des Ordens mit einem Schlage entscheiden sollte. Darum hier auch der runde Bogen, bey größerer Zierlichkeit, der um jene Zeit wohl wieder angewendet ward. — Zwischen den Thürmen steht unten ein langes Fenster, welches den Kapitelsaal von dieser Seite erleuchtete. Darüber befindet sich, über einem kleinen Dache, hoch oben zwischen den Thürmen; der Giebel, einfach, mit wenigen Bogenblenden verziert.

Eine Eingangsthür ist auf dieser Abendseite nicht, sondern sie findet sich gegen Mitternacht, an der Ecke, dem Thurme benachbart, liegend. Der Eingang ist etwas schief, mehr gegen die Nogat, gewendet, wie hier die ganze Mauer gegen den Thurm in einen etwas spitzern Winkel tritt, der Thurm springt weiter vor und deckt so gleich von außen einen Theil des Eingangs durch seine Ecken vor dem Einprellen der Kugeln und Steine der Wurfgeschütze. An diese Ecke ist nun ein kleiner Vorbau gestüzt, der, wenn man es so nennen will, wenigstens scheint es noch am besten bezeichnend zu seyn, eine Art von Halle vor dem eigentlichen Eingang bildet, mit einem sehr hohen Spitzbogen vorne, hinter dem die volle Mauer liegt. Dieser Spitzbogen hat oben den Schmuck einfacher über Eck stehender Steine und ruht an den Ecken auf rundlich gearbeiteten Ziegelsteinen, die einen runden Wandpfeiler bilden, welcher da, wo der Bogen aufsteht, ein Gesimse hat, zu dessen jeder Seite ein kleiner Kopf, als Traggestalt gleichsam, hervorschaut. Die Säulen wechseln aus rothen und schwarzen gebrannten Steinen, die Fußgestelle sind Granit, wie überhaupt die ganze Grundmauer aus Feldsteinen besteht. Oben darüber in diesem als Halle zu bezeichnenden Vorbau, geht dicht an der Mauer, unter den Zinnen, eine viereckige Oeffnung nieder, durch welche man auf die etwa gegen das Thor Anstürmenden Steine werfen und besonders siedendes Wasser, brühheissen Brey, wohl gar auch kochendes Oel gießen konnte. Weiter in das Thor hinein sieht man die Stelle, wo das Fallgitter angebracht war. Daß hier mancherley Veränderungen gemacht sind, scheint daraus mit hervorzugehen, daß hier einige Fensterbogen sichtbar sind, Spitzbogen von schwarzen Steinen, verbunden durch eine gerade schwarze Steinlinie, da wo sie enden. Diese sind vermauert und zum Theil durch die Mauer der Halle versteckt. Es ist überhaupt auf dieser Seite kein Fenster im Kapitelsaal, sondern es sind nur blinde Fenster, mit schwarzen Steinbogen überwölbt, angebracht, so daß es scheint, man habe jedes ungeweihte Auge aus der Vorburg und dem Mittelschlosse von den Geheimnissen der Kapitelsitzungen entfernen wollen. Der Eingang selbst wird an seinen Seiten durch schwere Granitsteine gehalten, und diese überdecken ihn auch in einem Spitzbogen. An diesem Gewände ist auch das Seltene und hohes Alterthum Verrathende, daß an den untern Seitensteinen die Ecke abgeschrägt ist und Schrägseiten mit stehen gebliebenen Knöpfen der vollen Ecke abwechseln. Gewölbt, in Winkeln sich wendend und gegeneinander absetzend, ging einst von hier der Eingangsflur in den Hof, und stüzte hier seinen lezten Bogen auf 3 kurze, gestauchte runde Steinpfeiler, wie ihn Frick noch gezeichnet hat. Jezt ist das Gewölbe verschwunden. Das Gewölbe ruht im Hof auf dicken, runden, sechs Fuß hohen Granitpfeilern, indem es mit seinen

Schlußkappen noch unter dem Ganzen vor den Zimmern hervorragt. Dieß ist noch erhalten.

Die an den Kapitelsaal stoßende Kirchenwand zeigt, wie gesagt, auch drey starke Fensterblenden, mit den eben erwähnten Spitzbogen von schwarzen Steinen überwölbt und mit derselben, das Ganze einfach zierenden, schwarzen Verbindungslinie. Aber auch hier vermauert, und nur ein neueres Fenster ist, ohne Berücksichtigung jener alten Bogen, höher gezogen hinein gehauen worden, wahrscheinlich wohl damals, als Dietrich von Aldenburg im Jahr 1335 die Kirche gegen Morgen und den Wall hin verlängerte, als er die Annenkapelle gründete, darunter die Hochmeistergruft anlegte und das Chor der Schloßkirche darüber aufführte. Dieser Neubau hat Strebepfeiler, sieht aber sehr verwittert gegen das andere Gebäude aus. Wir werden ihn innen kennen lernen, wenn wir die Kirche im Ganzen betrachten. Ueber den zum Theil geschlossenen Fenstern der alten Kirche gingen Zinnen hinweg, von denen sich die viereckigen Oeffnungen noch erhalten haben. Dazwischen sieht man fünf schrägstehende, spitzschildige, mit Mörtel beworfene Stellen, in deren jeder ein kleines viereckiges Loch ist, welches aber nicht regelmäßig in dem Dreyeck steht. Es ist, als wenn daran wirklich Wappenschilde von Stein oder Stuck befestigt gewesen wären. Dieß zeigt sich an vielen Stellen, auch am Sammlungs (Convent) Remter, dann an dem Thore gegen Marienwerder; ja sogar in der entfernten Mark, an einem Thore der Stadt Prenzlau, findet sich das Gleiche, und es scheint ein allgemeiner Schmuck gewesen seyn. Gegen Mittag machte der Kapitelsaal die eine Seite des Vierecks vom Hofraum aus. Hier waren Fenster im Spitzbogen, die man von innen noch besser als von außen unterscheiden kann. Unter diesen Fenstern ging von der Thüre des Kapitelsaals, die sich in die Gänge gegen Mittag öffneten, ein Gang an dem Kapitelsaal und der Kirche entlang und endete bey dem Haupteingange in die Kirche, und auf ihm gingen die Ritter in feyerlichem Zuge aus dem Kapitelsaal in die Kirche. Er ist jetzt weggebrochen und man sieht nur noch die Spuren seiner Wölbung, so wie am Ende gegen Morgen sehr zierlich gebrannte und überglas'te Steine eingemauert sind, welche Greife, geflügelte Hirsche und andere wunderbare Thiere vorstellen *); sie sind vollkommen gut erhalten. Der hierauf in dieser Gegend eintretende Thurm fällt mit seinen Mauern völlig in die Schloßseite und zeigt sowohl deutlich, daß er als Schloßthurm zu betrachten ist, nicht als Thurm der Kirche. Die drey andern Seiten des Vierecks schießen die Schloßseiten, welche gänzlich ihres Schmucks und ihrer Gewölbe innerhalb beraubt sind. Klar wird nur noch, daß die Zimmer alle nach außen hin lagen, und vor ihnen innerhalb rundum in allen Geschossen ein gewölbter Verbindungsgang ging. Auf diesem haben sich noch zierliche Kragsteine erhalten, die sämmtlich, insofern sie noch eine deutliche Gestalt bewahren, eine Abzeichnung verdienen. Eine nicht unbedeutende Anzahl hat bereits Frick in seinem Werke aufbewahrt. Auf der Seite, wo der Kapitelsaal ist, hat das Gebäude nur einen Keller und ein Erdgeschoß, darüber sind gleich Saal und Kirche; auf der andern Seite waren aber außer dem Keller drey Geschoße, die Wohnung des Landmeisters und anderer Gebietiger, und die Gemächer der Ritter enthaltend. Ueber denselben waren zuerst bedeckte Zinnen, alle durch einen Gang in der Mauer mit einander verbunden (wovon jetzt nur wenige Spuren sind), auch durch niedersteigende Treppen in den dicken Eckpfeilern und Mauern des Gebäudes. Darüber standen die offenen Zinnen. In den großen Zimmerräumen, welche jetzt Getreidespeicher, ragen noch ungeheure Massen von Granit, welche eingemauert sind, hervor, die zu Bindesteinen bey den Gewölben gedient zu haben scheinen.

Von dem Kapitelsaal, obgleich er jetzt durch drey Böden getheilt ist, haben sich noch einzelne Reste erhalten. Er hat eine Länge von 70 und eine Breite von 31 Fuß. Man sieht, daß die Kragsteine hoch standen, einen pfeilerartigen Fortsatz unterhalb hatten, der dann wieder auf einem neuen Kragsteine stand. Die Gewölbe waren hoch und schön im Spitzbogen ausgeführt. Durch Abkratzung des neuen Kalküberwurfs ergiebt sich, daß die Wände des Saales einst bemalt waren und alte Nachrichten wollen, daß dort die Bildnisse der Hochmeister gestanden haben. Unter ihnen las man Reime und wahrscheinlich über den Reimzeilen, in rother Schrift, den Namen des Hochmeisters. Jene Bilder, deren Daseyn nicht zu bezweifeln und deren Wiederaufdeckung sehr wichtig wäre, werden schwerlich wieder nur einigermaßen sichtbar zu machen seyn, und die wahrscheinlich mit rother Farbe geschriebenen Namen sind ebenfalls nicht mehr, wenigstens bey den bis jetzt aufgedeckten Stellen, zu erkennen; aber einzelne Reimpaare lassen sich noch ganz oder zum Theil lesen. Davon die bis jetzt entzifferten:

Bitten wir got vns beschern
(Vrunde?) die sich lurren wern
Der ist nv vil groslich not
Jr legen vil dirslagen tot.

Und:

Demut vnd gotis vurchte
vil ereslich an ym wurchte

*) Diesen Gang und den Eingang in die Kirche, welche wir weiter unten werden kennen lernen, halte ich für ein Werk des Dietrich von Altenburg, da, so vermuthe ich, früher hin der Eingang aus dem Kapitelsaal unmittelbar in die Kirche ging, welches aber um 1335 alles geändert und in einem Geiste ausgeführt ward. Jener damals vermauerte Eingang unmittelbar aus der Kirche zum Kapitelsaal bildete nachher die Mauerblende, welche zu der Sage vom Drehstuhl des Hochmeisters, worauf er sich sogleich aus dem Saale in die Kirche wenden konnte, Veranlassung gab.

daz her dieses werde gust. *)
versmehte sam geringe lust.

Und die Bruchstücke:

. . . . h' uf nam
. . . . h, quam
. . . . dô ist h' bleben
. . . . becleben

Und: Wir musen gotis . . . .

Dieß möge auch als Beyspiel der Art und Weise dienen, wie die alten Ritter einzelne ihrer Prunkgemächer verzierten, und wovon sich auch Spuren im großen Sommerremter gefunden haben. Die Anzahl der Reime muß nicht gering gewesen seyn und ging rund um. — Die Thüre in den Kapitelsaal ist schmal, im Spitzbogen, mit einigen kleinen Pfeilersäulen zur Seite des Gewändes, die mit Füßen und kleinen Kopfgesimsen verziert sind; im Ganzen doch unbedeutend und wahrscheinlich älter als die sogleich zu beschreibende Kirchthür, die sogenannte goldene Pforte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wohl einerley bedeutend als das altdeutsche Wort, Gust, Lust, Freude.

Ueber die angeblich andere Stelle, welche der Dom zu Magdeburg früher eingenommen haben soll.

(Beschluß.)

„Der erste Thumb oder Kirche aber, welche Keyser Otto erbawet, ist auffm newen marckte, auff dem platz für der alten Dechaney, die der vorige Thumbdechant, Herr Christoff von Möllendorff seligen gebawet, gleich gegen der itzigen Dechaney vber gelegen vnd zum heiligen Creutz, vnd S. Peter und Paul, auch S. Johannis Baptistä, wie etliche wollen, genennet, auch vber des in die ehrn S. Mauritij vnd des Merteres S. Innocentij geweihet gewesen *). — Vnd nennt D. Sebastianus Weymann **) in seinem Büchlein von der Magdeburgischen Kirchen Heiligthumb, das, weil dieser Innocentius einen von den Mertyrern der Thebanischen Gesellschafft gewesen, daß dadurch der Keyser bewogen worden, mehr Heiligthumb von denselbigen Mertyrern, insonderheit aber jres Haupts vnd obersten des Mauritij anhero zuuerschaffen, vnnd demselbigen das Closter vnd Kirche, sonderlig aber die newe Stifftkirche oder Thumb, die er auff die stedte des Closters zu bawen willens war *) (wie denn hernach, nach abgang der ersten Kirche geschehen) zu Heiligen vnd die nach demselbigen zu nennen, wie dann noch heutiges Tages des Stiffts Patron S. Mauritius gehalten, vnnd die itzige Stifftkirche S. Moritz genennet wird."

*) Also gerade dieselben Heiligen, die wir oben (das heil. Kreuz ausgenommen) bey der Klosterkirche der Benediktiner kennen lernten. Zwey denselben Heiligen geweihte große Kirchen hätten also dicht bey einander gestanden?

**) Der wäre also vielleicht die Quelle aller dieser Irrthümer. Sein mir unbekanntes Büchlein giebt vielleicht darüber Auskunft.

Es scheint nun, daß der drey Jahrhunderte später lebende Weymann (1501 schrieb er sein Büchlein von den Magdeburger Heilthümern) der erste gewesen, der die Verwirrung, wenn auch nicht anzettelte, doch durch sein Werk auszettelte. Ueber das Ganze in die möglichste Klarheit zu kommen, ist für die deutsche Kunstgeschichte des 10ten Jahrhunderts (so gering auch vielleicht die Mauerreste seyn mögen) von großer Wichtigkeit, und so glaube ich hier den Beschreiber des Dom's, Herrn Domprediger und Superintendenten Koch, so wie den Abbilder desselben **), Herrn Costenoble, bitten zu dürfen, Geschichte und Bauwerk gegen die hier vorgelegten und weiter von mir in meiner genannten Reise ausgeführten Gründe zu halten, um das genauer zu prüfen, was der Durchreisende nicht mit solcher Gründlichkeit erforschen kann. Um die Freude des Rechthabens (so angenehm es mir auch seyn wird), ist es mir nicht zu thun, nur um mögliche Gewißheit für die Kunstgeschichte; daher bitte ich auch um eine Untersuchung, nicht um eine bloße Widerlegung, welche nur den Standpunkt verrücken möchte, und aus der Untersuchung, wenn sie streng geführt wird, muß sich ja die bündigste Widerlegung ergeben, sobald ich unrecht habe. Vielleicht gewinnen wir der dunkeln deutschen Kunstgeschichte wieder einen festen Punkt und der Erwerb ist dann nicht gering.

Büsching.

*) Warum that er dieß nicht gleich? fragte ich schon in meiner Reise. Warum musste das eine Gebäude, das ganz unnöthig war, abbrennen, um dann erst dem Dom die rechte Stelle zu geben?

**) Sind denn die längst angekündigten Abbildungen wirklich erschienen? Der oftmaligsten Bestellungen ungeachtet, habe ich sie nie erhalten können. Sollten sie herausgekommen seyn, so bitte ich die Verlagshandlung sie mir sobald als möglich zu senden und den Betrag von mir einzuziehen.

Nekrolog.

Der Architekt, Professor Lieman, welcher den General Menu von Minutoli auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Aegypten begleitete, ist in Alexandrien gestorben. Er ist der einzige Sohn eines Bankiers in Berlin, der sehr viel auf seine Erziehung gewandt, und durch die traurige Nachricht von seinem Tod in die tiefste Betrübniß versetzt worden ist.

Nro. 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. März 1821.

Was ists das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ists das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird. Und geschieht nichts Neues unter der Sonnen.

Der Prediger Salomo.

Abemdai.

(Fortsetzung.)

Nun sehen wir unsern Helden im Besitz seines geliebten Mädchens, jetzt werden wir ihn wohl nimmer klagen hören: ihm fehle das Nothwendige. Dennoch. Kaum in das Haus Abemdais eingetreten, fuhr Arselli, so hieß die liebliche Sklavin, vor Schrecken zurück, und rief: großer Gott, wohin führst du mich? Ist dieß das Haus, das ich bewohnen soll? Sprich, Unglücklicher, hast du mich vielleicht für dich gekauft? Wie war es dir möglich 2000 Goldstücke für mich zu bezahlen? — Ach, rief Abemdai, tiefseufzend, mein ganzes Vermögen bestand in diesem Golde, und ich habe Alles, Alles hingegeben, um dich zu besitzen! Doch beruhige dich, wir werden keinen Ueberfluß, wohl aber immer das Nothwendige haben. Hierin irrte unser Jüngling. Er hatte eine Drachme des Tages für sich allein, nun aber mußten von dieser Drachme zwey Menschen leben. Daran hätte er früher denken sollen; denn acht Tage bis zur Ankunft des Genius zu warten, war eine Ewigkeit. Traurig geht er und bereitet das kärgliche Mahl, welches er zur Hälfte theilen muß; allein Arselli berührt nicht die Speise und will gar nicht aufhören zu weinen, und als endlich Abemdai zitternd den selbst bereiteten Reis ihr anbietet, stößt sie ihn mit Abscheu zurück. Sie will sich kaum setzen, zu hart scheinen ihr alle Polster, das Bett, worauf Abemdai sich so sehr erquickte, hält sie für das schlechteste in ganz Bagdad. Noch ärger wurde es bey näherer Untersuchung! Abemdai ließ das Bett für sich allein verfertigen, nun sollte es groß genug für zwey Menschen seyn. Wagte unser Held von seiner Liebe zu sprechen, oder sich ihr zu nähern, stieß sie ihn mit Verachtung zurück. — Wie kannst du es wagen, in solchem widerlichem Anzuge mir zu nahen. Du sprichst von einem guten Genius, der dir alles Nothwendige giebt; aber glaubt dein sauberer Beschützer eine anständige Kleidung gehöre zum Ueberfluß? Ich Unglückliche, werde mich auch bald in Lumpen hüllen müssen, mich deiner Lage gleich zu stellen. Ach, ohne dich würden mich jetzt die schönsten Stoffe Asiens zieren, und du, der du mich in dieses Elend gebracht, du willst noch, daß ich dich liebe? Unmöglich, Mühe will ich mir geben, dich weniger zu verabscheuen.

Untröstlich über diese Aeußerungen, unglücklicher, als einst in seiner größten Armuth, fühlte sich Abemdai. Endlich kam nach achttägiger Abwesenheit der sehnlichst herbey gewünschte Genius. Abemdai flog ihm entgegen, ihm mit Bitterkeit zurufend: du hast mir das Nothwendige versprochen, nun aber bin ich der Unglücklichste aller Menschen. — Wie? sagte der Genius ein wenig verwundert, habe ich dir nicht alles gegeben, was du von mir begehrtest? — Ach ja, aber ich war ein Tropf, denn ich glaubte das Nothwendige bestünde aus gar wenig Dingen; aber ich habe mich gewaltig geirrt. — So laß doch hören, sagte der Genius, erkläre dich. — Du hast ein Weib zu nehmen als eine Nothwendigkeit mir gern gestattet; doch ich habe nur eine Drachme des Tags, die Ausgaben sind doppelt; da es nothwen-

dig war, daß ich ein Weib nahm, ist es nicht nothwendig daß sie am Leben bleibe?—Sehr nothwendig!—Nun denn; mein Weib will nicht leben, sie will nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, und wahres Herzeleid tödtet sie und mich. Die Speisen die ich ihr vorsetze, und mit denen ich mich gern begnügte, sind viel zu schlecht für ihren zarten Gaum. Ihre Nothwendigkeiten sind ganz andere Nothwendigkeiten als die meinen, und weil ich sie gekauft habe, und weil ich sie liebe wie mein Leben, ist es nicht nothwendig, daß ich ihre Nothwendigkeiten ihr verschaffe?—Nichts ist klarer als das, erwiederte der Genius. Wie viel brauchst du des Tags, um ihr alles Nothwendige zu verschaffen?—Ich habe es nicht genau berechnet; aber mit zwey Tomanen des Tags, könnten wir beyde recht angenehm, doch ohne Ueberfluß leben. — Gut, wenn nichts anders dich betrübt, nimm hin, hier hast du sechzehn Tomanen auf acht Tage, nach Verlauf dieser Zeit werde ich wieder kommen, mich zu erkundigen, ob du noch etwas zu besitzen wünschest, damit du doch endlich das Nothwendige habest.— So sprach der Genius und wollte sich entfernen; allein Adembai hielt ihn zurück. Verziehe ein wenig, ich habe dir noch Manches zu sagen. Ich liebe Arselli mit allem Feuer der Jugend, ist es nicht nothwendig, daß sie meine Liebe erwiedere?— Ja ganz gewiß. — Aber sie kann mich in meiner armseligen Kleidung nicht ausstehen. Sie meint, wenn ich nicht gewesen wäre, würde sie die Geliebte eines großen und mächtigen Herrn geworden seyn. Wenn es daher nothwendig ist, daß sie mich liebe, so muß ich meine jetzige Tracht ganz und gar verändern, und du wirst einsehen, daß eine reiche, geschmackvolle Kleidung in diesem Falle nicht überflüssig sey. Du hast Recht. — Auch sagte sie, ohne mich würde sie in den schönsten und reichsten Stoffen einhergehen — sie liebt den Putz, daher, will ich von ihr geliebt seyn, muß ich ihr nothwendig, alles was sie gern hat, zu geben suchen. Sie ist mit Talenten ausgestattet, sie singt, sie spielt die Laute, sollte sie die Früchte einer glänzenden Erziehung vernachläßigen? Wenn man Talente hat, ist es nicht nothwendig, daß man sie übt? Ich möchte ihr daher gern eine schöne, gute Laute kaufen, es würde sie unendlich freuen.— Alles, was du mir da sagst, scheint mir wahrhaftig unumgänglich nothwendig, sagte der Genius; aber, was kann das alles zusammen wohl kosten? Beyläufig tausend Goldstücke — Hier hast du sie, lebe wohl, und trachte dir das Nothwendige zu verschaffen.

Der Genius gieng, und Adembai trat mit frohem Gemüthe zu Arselli. Seine Augen glänzten vor Freude, doch gab er sich Mühe, die frohe Stimmung seines Herzens nicht zu verrathen, denn überraschen will er die Geliebte, er sagt ihr nichts von der Zusammenkunft mit seinen guten Genius. Aber mit dem frühesten Morgen ging er aus, und sein erstes Geschäft war, sich selbst prächtig und geschmackvoll kleiden zu lassen. Von einer Menge von Handelsleuten begleitet, die sich nicht wenig wunderten, die schlechte Wohnung eines so prächtig gekleideten Herrn zu sehen, kehrte er zurück. Arselli konnte nicht begreifen, was dieser Zug bedeute; in seinem prächtigen Anzuge erkannte sie Adembai kaum; dieser sich ihr nähernd sprach: Habe ich dir nicht gesagt, daß ein guter Genius mir alles giebt, was ich nothwendig brauche; darum sey versichert, daß es dir in Zukunft an nichts fehlen soll, vorausgesetzt, daß du nichts Ueberflüssiges verlangst. Wähle dir von diesen schönen Waaren, was dir am besten gefällt. Arselli fand nun ihren Liebhaber liebenswürdig, was er sprach, wohlklingend, sie nahm keinen Anstand ihm ihren Beyfall zu bezeigen, ließ die Waren vor sich ausbreiten; wählte, was sie am meisten ansprach; und da sie ein vorsichtiges Mädchen war, so kaufte sie, was sie für die Gegenwart nothwendig brauchte, und auch was für die Zukunft nothwendig werden konnte. Dann fiel ihre Wahl auf eine Laute, die sie ganz vortrefflich fand. Adembai, der sie nun singen hörte, war ganz freudetrunken, als sie aus dem Stegreif sang:

Erheitre dein Gemüth;
Die Hoffnung dir erblüht;
Denn wer wie du erglüht,
Kein Mägdlein ihm entflieht.
Gaben zu reichen,
Herrliche Zeichen,
Herz zu erweichen,
Ziel zu erreichen.

Er bezahlte die Laute und die andern Waaren, und verabschiedete schnell die Kaufleute. Geliebt ist er, was fehlt ihm noch; hat er nicht das Nothwendige?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen der englischen Wettlust.

(Beschluß.)

Auch die Wetten auf Faustkämpfe — Boxing — finden immer noch ihre Theilnehmer und Beförderer. Allerdings sind sie ein Flecken in der Sittengeschichte der englischen Nation; und Niemand vermag es zu rechtfertigen, wenn zwey Menschen ohne Groll oder vorher gegangene Beleidigung, blos um den Ruhm höherer Geschicklichkeit in dieser rohen Kunst, und um den Gewinn der als Wette eingelegten Summe ihrer Leiber im Faustkampf zerfleischen und oft ihr Leben dabey in Gefahr bringen. Allein die Sache kann auch von einer andern Seite angesehn werden, von welcher sie sich zwar nicht rechtfertigen, jedoch minder empörend finden läßt; und da es den Anschein hat, als ob außerhalb England dieser Gesichtspunkt gar nicht gefaßt würde, so möge dessen hier mit wenigen Worten erwähnt werden.

Unter den meisten europäischen Völkern besteht daselbst

nige Herkommen, wonach persönliche Beleidigungen persönliche Kämpfe mit Waffen zur Folge haben, nicht unter allen Ständen. Anders ist es jedoch in England, wo jeder Eingeborne, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, bey eintretender persönlicher Beleidigung auf Genugthuung durch persönlichen Kampf Anspruch machen kann. Da nun in solchen Fällen nur den gebildeten Ständen der Gebrauch der Waffen verstattet ist, für den geringeren Stand aber die alte Sitte des Faustkampfes besteht, dem jeder aus den höheren Ständen, wegen irgend einer Uebereilung leicht ausgesezt seyn kann, so ist es sehr natürlich, daß die Nothwendigkeit, die mindere Körperkraft durch höhere Geschicklichkeit auszugleichen, auch für diese Kämpfe die Erfindung einer Art von zu erlernender Fertigkeit veranlasst hat. Mehr oder weniger wird jeder Engländer schon im Knaben-Alter mit den wesentlichsten Regeln dieser Fertigkeit bekannt. Eine förmliche Erlernung derselben gehört zu den Ausnahmen, und für diese giebt es in London, wahrscheinlich sonst nirgends, Lehrmeister, die ihren Ruf durch von Zeit zu Zeit veranstaltende öffentliche Kämpfe untereinander, zu erhalten, oder ihn erst zu erwerben trachten. Allerdings finden sich unter den höhern Ständen dieser Nation, die auf den Besitz körperlicher Kraft und Geschicklichkeit aller Art, einen besondern Werth legt, manche Begünstiger dieser rohen Kunst, und ihrer höchlich zu tadelnden öffentlichen Ausstellung als Erwerbszweig. Allein diese Begünstiger sind in der Regel nur junge Leute, die in den Jahren jugendlicher Verirrungen, auch dieser sich hingeben; oft aber finden sich dazu auch Männer von reiferen Jahren, welche freylich nur durch jene Neigung zur Sonderbarkeit, oder richtiger, Verkehrtheit, die man mit dem Ausdruck Whim bezeichnet, zu dieser Verletzung des Gefühls für Sittlichkeit verleitet werden können.

Obgleich dergleichen öffentliche Faustkämpfe keineswegs so häufig und so besucht sind, als man vielleicht im Auslande glaubt, so erneuern sie sich doch aus dem oben angeführten Grunde von Zeit zu Zeit.

Folgende Anzeige zu diesem Zwecke enthält die Zeitung vom 8. Januar d. J.

„Ein wichtiger Faustkampf steht bevor zwischen Cribb, dem ersten Fechter im Lande, und Bell Neate, einem Kunstverständigen in Bristol. Die Herausforderung ward unerwarteter Weise dadurch veranlasst, daß sich ein Freund der Kunst aus Bristol zufällig in der Castle Taverne einfand, als Cribb mit seinem Freunde Tom Belcher — auch ein berühmter Fechter — dort ein Glas Wein trank. Der Amateur von Bristol bot eine Wette von 200 Guineen für Neate aus, wenn Cribb mit ihm fechten wolle; sie ward unverzüglich gehalten, und eine Menge anderer folgten ihr. Neate ist ein sehr kraftvoller junger Mann; Cribb aber jezt fast zu schwerfällig, doch wird diesem durch gehörige Vorbereitung — training — wohl abgeholfen werden. Nun sind es beynahe 10 Jahr, daß Niemand wagte, Cribb herauszufordern, denn bekanntlich fand sein lezter Faustkampf mit Mollineux am 28. Sept. 1811 statt."

Eine ganz neue Art von Wettritter ist erst leztvergangenen Herbst aufgekommen, und scheint viel Beyfall zu finden.

Bekanntlich haben die Engländer eine leidenschaftliche Liebe für Pferde und alle Ergötzlichkeiten, die durch dieß edle und schöne Thier veranlasst werden.

Der deutschen Lesewelt sind im vergangenen Jahre durch eine Schrift: Ueber die Pferdezucht in England, umständliche Nachrichten über die dortige Erziehung und Wartung der edlen Pferde-Geschlechter, und über die Wettrennen mitgetheilt worden, wovon das Morgenblatt vom Jahre 1820 einen Auszug enthält.

Die dort erwähnte Lieblings-Ergötzlichkeit der höheren Stände, die Fuchs-Jagd zu Pferde, wo das Wild im schnellsten Laufe auf seiner Spur, unbeschadet aller Hindernisse verfolgt wird, hat Veranlasung zu Wettritten gegeben, welche auf eben diese Weise, nicht auf gebahnten Wegen, sondern nach vorgeschriebenen Richtungen, und bestimmte Punkte berührend, ohne Rücksicht auf die anzutreffenden Hindernisse, gleichsam in der Weise des Vogelfluges, vollbracht werden müssen.

Da die in der Gegend befindlichen Kirchthürme zu Richtpunkten gewählt werden, so hat man dieser Art von Wettritten den Namen Kirchthurm-Jagd — Steeple Chace — gegeben. Nur erst einige solche halsbrechende Unternehmungen haben statt gefunden; höchst wahrscheinlich aber wird es nicht fehlen, daß sie Mode werden, und dieß ist in England, wo diese Göttin bekanntlich mit eisernem Zepter regiert, für die junge üppige Welt ein wichtiges Ereigniß, dessen die öffentlichen Blätter zu erwähnen nicht verfehlen.

Aus einer Englischen Zeitung vom 11. Dez. v. J.

„Kirchthurm-Jagd. — Diese neue bis zum Uebermaß gefährliche Art von Reuterey, ist schon der Gegenstand der beliebtesten Ergötzlichkeit und der höchsten Bewunderung unserer jungen Fuchsjäger geworden. Neulich fand ein Wettstreit dieser Art statt zwischen Mr. Price und Mr. O'Connor für eine Wette von 200 Guineen, die eine Menge anderer Wetten veranlaßte. Die Aufgabe war, 16 Meilen 3½ deutsche — von Mr. Chases Landsitz bey Hartford Bridge nach Mortines in möglichster gerader Richtung zu reiten, wobey aber vorgeschrieben war den dazwischen liegenden Park des Herzogs von Wellington nicht zu berühren, sondern zu umreiten. Die Wetten standen gleich auf beyden Seiten, und nachdem die Zeugen ihre verschiedenen Plätze eingenommen hatten, ritten die Reiter nach der Richtung ab, und trennten sich sogleich. Mr. Price auf seiner trefflichen Stute, nahm seine Richtung auf Steckfield durch den Bruch von Motley, welches ihn sehr aufhielt, und nach mehreren furchtbaren Sprüngen über Hecken, Gräben und Mauern, versagte die Stute über einen 12 Fuß breiten Bach zu setzen. Sie war nicht weiter aus der Stelle zu bringen und auf immer unbrauchbar. Mr. O'Connor nahm seine Richtung über Turgis, wo zwar noch mehr Hecken, Gräben und Mauern, jedoch kein Bruch zu passiren war. Sein Wallach, obgleich der Stute an Schnelligkeit nicht gleich, versagte keinen der entsetzlichsten Sprünge, die nöthig waren, und er erreichte das Ziel in einer Stunde und zehn Minuten."

Aus einer Zeitung v. 15 Jan. d. J.

„Kirchthurm-Jagd. — Am lezten Montage fand ein solcher Ritt für eine Wette von 200 Guineen zwischen Mr. Ererard und Kapitän Smith statt. Eine große Menge anderer Wetten waren hiedurch veranlaßt, sie standen jedoch

3 zu 6, ja sogar 4 zu 6 für Mr. Everards Stute von arabischer Abkunft, und gegen Mr. Smiths Hengst mit Namen Acton. Die Entfernung des in Oxfordshire belelegenen Raumes ist in gerader Linie ungefähr 18 Meilen — 3¾ deutsche. Nach gehöriger Aufstellung der Zeugen ritten die Reiter ab, und trennten sich bald. Der Eine passirte die Themse über die Caversham, der Andere über die Sonnery-Brücke; der Eine ritt über zwey sehr steile Hügel, die der Andere umgieng; jeder hatte eine Menge furchtbarer Sprünge über Hecken und Gräben zu vollbringen, um die dazwischen gelegenen aufgegebenen Punkte zu berühren, trotz des Umweges jedoch, den Capitän Smith machte, indem er statt 18 Meilen 22 Meilen ritt, erreichte Er doch 10 Minuten vor seinem Gegner das Ziel, und legte den Weg in einer Stunde und 23 Minuten zurück."

Es möchte sich in der That behaupten lassen, daß diese, Leben und Gesundheit aufs Spiel setzenden Kirchthurm-Jäger, dem lustigen Postmeister in Lismore, dessen sonderbarer Reise oben erwähnt werden, in excentrischer Laune nicht nachstehen. Außer Zweifel aber scheint es zu seyn, daß diese unendlich vielseitige Neigung zum Sonderbaren, einen so wesentlichen Bestandtheil des Charakters dieser in vielfältigen Beziehungen so hochachtbaren Nation ausmacht, daß sie, ohne diese Neigung, vielleicht nicht das seyn würde, was sie ist.

v. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 18. Februar.

Einige Tage lang hat die Pulverexplosion in den Tuilerien, und die furchtbare Nachricht eines bevorstehenden Krieges in Italien die Gemüther der Pariser bewegt; jedoch lange konnte diese Bewegung nicht dauern; denn bey dem häufigen Wechsel der Tagesbegenheiten in dieser Hauptstadt, muß beständig ein Vorwurf der allgemeinen Aufmerksamkeit dem andern weichen. Indessen ist es doch wahr, daß die Pariser in Hinsicht ihrer Landesbegenheiten nicht mehr so leichtsinnig sind, als man es ihnen sonst nicht ohne Grund vorwarf; dieses sieht man deutlich aus der Theilnahme aller Klassen an den öffentlichen Verhandlungen der Deputirtenkammer. Seit Anfange der Session hat sich die Zahl der Abonnenten an allen Zeitungen in Paris beynahe um ⅔ vermehrt; und wie sollte auch das Volk gleichgültig bleiben können bey Verhandlungen, welche sein eigen Wohl betreffen, worin allmählig Alles zur Sprache kommt, was die Censur nicht in die Tagesblätter einrücken läßt, und wobey die dießmalige Minorität so außerordentliche Talente entwickelt, wie man sie von der in Frankreich noch jungen parlementarischen Beredsamkeit nicht erwartet hatte. Allein muß der große Kampf des freyen verfassungsmäßigen Wesens wider die Anmaßungen der Anhänger der Willkühr und Vorrechte die Redner der linken Seite nicht begeistern, und ihre Anstrengungen verdoppeln, um in diesem verhängnißvollen Streite nicht unterzuliegen? Indeß nun dieselben mit Aufopferung ihrer Ruhe und ihrer Geschäfte beständig auf ihrem Posten stehen, und für die Verfassung streiten, ermangeln andre Konstitutionsfreunde, welche Lehrstühle an den öffentlichen Unterrichtsanstalten besitzen, nicht, auch ihrer Seits auf den Grundsätzen der Verfassung zu bestehen, und die Anhänglichkeit dafür unter ihren Zuhörern zu verbreiten. Da die Vorlesungen dieser Lehrer jezt stenographirt werden, und heftweise herauskommen, so nimmt auch an solchen vorbereiteten Reden ein zahlreicheres Publikum Antheil, als es sonst bey den Lehrvorträgen der Fall war. Bey ihren Vorlesungen sind die Hörsäle stets gedrängt voll, und wer denselben nicht beywohnen kann, liest die stenographirten Hefte. Gegen diese Vorträge wird daher auch in den Ultrablättern und Ultraflugschriften heftig gepoltert, und soweit geht die Kühnheit der Verfasser dieser Schmähschriften, daß sie jene öffentliche, dem Verfassungswesen mit Wärme zugethane Lehrer beynahe als Aufwiegler schildern. Auch haben es die Ultras wirklich dahin gebracht, daß Cousin mit seinem philosophischen Cursus hat aufhören müssen, und so eben ist Professor Tissot förmlich abgesezt worden. Dieß ist vielleicht das erste Beyspiel in Frankreich, der Absetzung eines öffentlichen Lehrers, besonders am Collège de France, einer Lehranstalt, welche dem Unterrichtsrathe gar nicht unterworfen ist, sondern einzig vom Ministerium des Innern abhängt. Das Collège de France ist ein ziemlich weitläufiges Gebäude, wovon das untere Geschoß aus Hörsälen besteht; das übrige dient den Professoren zu Wohnungen. Die Verwaltungsgeschäfte der Anstalt besorgen sie in ihrem Rathe, und ist eine Stelle unter ihnen erledigt, so haben sie das Recht, Jemanden zur Besetzung derselben vorzuschlagen. Das Königl. Institut schlägt seiner Seits auch Jemand vor, und aus diesen beyden Kandidaten wählt der Minister einen aus. Sie haben die unerwartete Absetzung Tissots als einen Eingriff auf ihre Rechte angesehen, und deshalb eine Vorstellung an den Minister gerichtet. Da nun einmal alle Versammlungen in Frankreich in Liberale und Ultras getheilt sind, so befinden sich diese beyden Partheyen auch in dem Rathe des Collège de France; aber durch einen Zufall, der in den aus besoldeten Beamten bestehenden Versammlungen selten ist, scheinen die Liberalen die Mehrzahl in dem Rathe auszumachen. Warum Tissot eigentlich abgesezt worden sey, ist nicht bekannt gemacht worden. Er mag wohl selbst dazu Anlaß gegeben haben durch seine fanatischen Schriften zu Gunsten des vorigen Militär-Despotismus, denn zu den wahren Konstitutionellen, welche nur den Triumph der Gesetze wollen, gehört dieser Tissot nicht; allein seine Absetzung erregt deswegen Theilnahme, weil sie ganz willkührlich geschehen ist, ohne irgend eine Bekanntmachung der Beweggründe. Auf gleiche Art könnte also auch Daunou, der ausgezeichnetste der konstitutionell gesinnten Pariser Professoren behandelt werden. Er trägt in demselben Kollegium, an welchem Tissot die lateinische Dichtkunst behandelte, Geschichte vor. Späterhin würde dann die Reihe auch an Guizot kommen. An die Stelle dieser und andrer aufgeklärten Lehrer würde man dann Abbés einzusetzen suchen, so wie sie schon angefangen haben; wie es alsdann um die höhern Studien in Frankreich bestellt seyn würde, läßt sich leicht errathen. Eine neulich von der gelehrten Gesellschaft der Provinzstadt Chalons-sur-Saone aufgestellte Preisfrage liefert einen deutlichen Beweis, wohin jene Parthey zielt. Diese Preisfrage lautet also: Bekommt der öffentliche Unterricht nicht dadurch mehr Gewährleistung, daß derselbe einer Korporation anvertraut wird, welche den Auftrag hat, das gesammte der religiösen, moralischen und literarischen Lehren aufzubewahren? Wie man in Frankreich noch solch eine Frage aufstellen kann, nachdem eine dreyßigjährige Erfahrung den Vortheil der Freyheit und Unabhängigkeit des Lehramtes gezeigt hat, läßt sich nur aus der Verblendung und den Vorurtheilen derjenigen erklären, welche sich nie die Mühe gegeben haben, diese Erfahrung zu Rathe zu ziehen, und für welche die lezten dreyßig Jahre gleichsam nicht da gewesen sind. Wahrscheinlich wird also die Chaloner gelehrte Gesellschaft diejenige Preisschrift belohnen, welche am erbaulichsten darthun wird, daß man das gesammte Lehramt den Jesuiten, oder den frères ignorantins übergeben, und etwa eine neue Sorbonne errichten müsse, damit sich ja keine Neuerung in den öffentlichen Unterricht schleiche, und den Schlendrian der alten Methoden störe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 21.

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. März 1821.

Unterhaltungs-Literatur.

Die Molkenkur. Herausgegeben von Ulrich Hegner. Drey Theile. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1819. 12.

Der zweyte und dritte Theil mit dem besonderen Titel:

Suschens Hochzeit. Zwey Theile.

Die Molkenkur hat ihr Glück längst gemacht; diese anziehende Erzählung erschien vor acht Jahren zum ersten und wird jezt zum drittenmale gedruckt, mit der Zugabe einer in zwey Theile ausgesponnenen Geschichte, die ihre eigenthümliche Ausschrift verdient hat. Gleich wie übrigens im ersten Bändchen von der Molkenkur selbst nur wenig und beyläufig die Rede ist, so verhält sich's, in den zwey späteren auch mit der Hochzeit Suschens, einer aus der ersteren bekannten liebenswürdigen Zofe der deutschen in der Schweiz reisenden Herrschaft, mit einem Pfarrer im Rheinthal. Beyde, die Kur und die Hochzeit, dienen als Rahmen für eine, aus vielen, meist geistreich componirten Bildertäfelchen bestehende Gallerie, worin sich der feine Spötter über Thorheiten aller Art, der scharfsinnige Beobachter der Menschen und Dinge, und der gebildete Kunstfreund überall zu Tage legt, welcher längst schon durch die Beschreibung eines Reiseausflugs nach Paris und durch andere, aus der Beobachtung der Zeit für die Zeit berechnete Schriften, rühmlich bekannt ist.

In diesen Erzählungen, viel besser als in hundert Reisebeschreibungen und Handbüchern oder Wegweisern über und durch die Schweiz, mag man eine Reihe treffender Charakterzüge des Landes und seiner Bewohner suchen. So von den Appenzellern, auf deren Gebiet die Handlung gutentheils vor sich geht, heißt es an einer Stelle: „Wir blieben den Abend in Appenzell, und da der Engländer ausgegangen war, die öffentlichen Gebäude zu sehen, woraus man, wie er meynt, in Freystaaten vieles von dem Verstand und guten Willen der Regierungen abnehmen könne; nicht nur ob sie republikanische Sparsamkeit mit den Erfordernissen des guten Geschmacks zu vereinigen wissen, sondern auch, ob ihre Baulust nicht blos örtliche Prachtliebe zum Grunde habe — so sezte ich mich inzwischen zu einigen Männern des Ortes hin, die im Wirthshause ihren Vesperwein tranken. Nachdem ich ihre Neugier über meine Person befriedigt hatte, denn das ist die erste Huldigung, die man der Landessitte bringen muß, wenn man an dem Gespräche Theil haben will, und nachdem ich als Freund eines Landmanns erkannt war, schlossen sie auch ihre Gesinnungen auf, und wir wurden recht gute Bekannte. Auffallend war mir hier wiederum der Abstand, den Verschiedenheit der Regierungsart in der Eigenschaft der Bewohner zusammengrenzender Länder bewirkt. Selten ist ein Appenzeller, der nicht die Geschichte seines Landes und die Thaten seiner Alten kenne und die Verfassung, die ihn nicht blos leidend einschließt, als sein Eigenthum schätze und schütze; von dem allem weiß der benachbarte Rheinthaler, der Jahrhunderte unter unsichtbaren Regierungen, und immer wechselnden, guten und schlechten Landvögten gestanden, noch wenig, und bekümmert sich auch nicht viel darum. In häuslicher Beziehung mag ihm das wohl gleichgültig seyn, denn er wird durch diesen Mangel nicht ärmer, aber jener lebt doch in einer höhern Idee, die sein Wesen anziehender macht." Und an einer andern Stelle: „Es herrscht eine große Tanzlust unter dem Appenzellervolke insgesammt; die Innerrodler (so heißen die katholischen Appenzeller) überlassen sich dieser Freude ohne Bedenken; die von den äussern Roden hingegen haben noch von der Reformation her strengere Sittengesetze, worin auch der Tanz verboten ist. Dafür sitzen sie dann Sonntags mit ihren Mädchen in einem Wirthshause hinter dem Tische zusammen, lassen einen Spielmann kommen, und stampfen samt und sonders mit den Füßen den Tact oder vielmehr jede Viertelsnote, ohne den übrigen Leib zu bewegen; sie tanzen so in der Imagination, welches possierlich aussieht, aber weniger Sünde ist." Was von der Aussichtenmalerey, von den Kleidertrachten und dem Unfug, der zuweilen mit diesem Kunst- und Gewerbszweig getrieben wird, von den Knabenschauspielen, den reisenden Declamatoren, und hinwieder vom Rheinfall und einer Menge anderer Merkwürdigkeiten des Landes, richtig und verständig gesagt wird, muß man im Buche selbst nachlesen.

Dafür mag hier noch das treffende Urtheil über den Dichter der Allemannischen Lieder und seine Nachäffer stehen. Es ist von drey jungen Frauenzimmern die Rede, welche Verse machen und sich meistens an Gedichten in der Volkssprache nach Art des Allemanischen üben. „Und ob ich schon predige (so erzählt einer der Briefsteller aus dem nördlichen Deutschland), daß das ein falscher Geschmack sey, daß es als ein Versuch zum Scherz etwa einem Dichter hingehen möge, insofern er nämlich die Naivetät des Volkes in dessen Sprache zu legen wisse, so lassen sie es doch nicht, und lachen mich nur aus, und sie haben auch recht, denn ich sollte nicht predigen; wenn hat je die Mode Vorstellungen vom Alter angenommen? — Eine bloße Mode ist es aber, die besonders hier zu Land im Gange ist, seit Hebel in seinen berühmten Gedichten nicht nur die Sprache, sondern auch die ländliche Natur und den Geist des bessern Theils seines Volkes gebannt, und alles Kleine mit so vieler Liebe zu idealisiren gewußt hat. Du erinnerst dich noch, wie wir schon zu Hause daran uns mühten, aber nie recht zum Verstehen gelangen konnten; nun verstehe ich sie vollkommen und mit großer Lust, besonders wenn sie die Schweizerin in ihrer eignen Mundart, mit der ich durch Umgang näher bekannt bin, vorliest; denn es giebt in der Schweiz der Dialecte mancherley, so daß sie oft einander selbst nicht verstehen. Man hätte denken sollen, nach Hebel wären alle diese idiotischen Dichter verstummt, aber da stand im Gegentheil ein Heer von Unbesonnenen auf und hinkte ihm nach; und nun ertönen aus allen Ecken des Landes Lieder in der Volkssprache, ein unverständliches Gequacke, Volkston aber nicht Volkswitz; sie sprechen freylich in Idiotismen, aber scherzen wie unmündige Kinder, oder moralisiren wie Schulmeister. Originalität und Meisterhaftigkeit haben ein Vorrecht zu allem, und damit hat Hebel auch alles gut gemacht; sein Bändchen liest sich mit Wohlgefallen; aber wenn auch Er durch den verdienten Beyfall sich zu mehreren Bänden verleiten liesse, so würde er selbst erfahren, daß die Manier ermüdet, um so viel mehr, wenn sie noch durch Nachäffung verpfuscht und alltäglich geworden ist.“

Kräftig und meisterhaft werden in manchen Stellen des Buchs die Zieraffen zurechtgewiesen, welche ihre Ideenarmuth mit neuen Worten bedecken, und wo sie keine Gedanken haben, mit Gefühlen imponiren wollen; die naturphilosophische Secte wird nach Verdienst gewürdigt und einem deutschen Arzt, welcher sich in seine Naturdynamik tüchtig hineingearbeitet und sich nicht nur den Schimmer, sondern auch den wesentlichen Sinn ihrer neuen Ausdrücke zu eigen gemacht hatte, wird zwar die wissenschaftliche Sprache desto eher und auch schon darum nachgesehen, weil doch im Grund alles, was wir vom Innern der Natur wissen, nur Terminologie ist. Daß aber der Arzt seine Ansichten auch auf Sachen des Geschmacks übertrüge, und bey den jungen Dichterinnen, nachdem sie sich in allemanischen Gedichten erschöpft hatten, nunmehr südliche Art und Kunst einführen sollte, ward nicht gelitten. „Sonette (wird ihm u. a. bedeutet) taugen durch ihre Form nicht für die deutsche Poesie, ihr Inhalt mag auch noch so sehr von dichterischen Funken glühen und glänzen. Freylich ist es ein Vorzug unserer Sprache, alles nachahmen zu können, es ist aber auch eine Schwachheit, alles nachahmen zu wollen; jede Sprache hat ihre eigenthümlichen Schranken, und soll sie haben, über die hinaus der gute Geschmack sich in bloße Mode verliert.“

Dichtkunst.

Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgegeben von **Wilhelm Müller**. Dessau b. Ackermann 1821. 160 S. 8.

Ich möchte gern dichten,
Und weiß nicht was;
Ich bin von den Schlichten,
Wer wehret mir das?

Was denken! ich fühle,
Und sing's so hin:
Das Bächlein, die Mühle,
Die Müllerin.

Mein Sang von der Esther
Zum heil'gen Christ;
Ist das nicht mein bester;
So sag, wo er ist;

Ich thät eine Reise,
Bin wieder heim schon,
Im holprigen Gleise
Blas', Postillon;

Zwölf Monat im Jahre,
Sonette drauf zwölf!
Nies't einer, ich fahre
Gleich 'raus mit Gott helf!

Fünf ländliche Lieder,
Ein Schifferlied mit;
Was wollt ihr nun wieder?
So g'nau nehm' ih's nit.

Die Musterkart' endlich,
(Caput Insgemein)
Nicht schifflich, nicht ländlich;
Wo's **Muster** mag seyn?

Flüchtige Leser, welche übersehen, daß diese Verse nicht mit Petit gedruckt sind, werden glauben, sie wären eine Anführung aus dem Buche. Mit nichten! Sie sind die Recension des Buches. Dieses enthält Gedichte, welche wir zum größten Theile schon in Tageblättern gelesen zu haben glauben, und theilt sich und sie (die Gedichte) in sieben Abschnitte, als da sind:

1. Ein Prolog welcher den Inhalt also beschreibt:

„Schlicht ausgedrechselt, kunstlos zugestutzt,
Mit edler deutscher Robheit aufgeputzt,
Keck wie ein Bursch im Stadtsoldatenstrauß;
Dazu wohl noch ein wenig fromm für's Haus."

2. Die schöne Müllerin, i. e. Lieder eines Müllerburschen.
3. Johannes und Esther, Weihnachtsgefühle eines Christen, der in eine Jüdin verliebt ist.
4. Reiselieder, worinnen ein recht hübsches Postillonslied.
5. Die Monate.
6. Ländliche Lieder, worunter auch ein Schifferduett, das auf den Wellen gesungen wird.
7. Musterkarte, i. e. das Inventarienkapitel: Insgemein.

Jede Strophe der Recension ist einer von diesen Abtheilungen gewidmet, und alle zusammen sind so gehalten, daß sie zugleich den vorherrschenden Ton in Herrn W. M's Poesie anzeigen. Aus der Musterkarte führen wir als Muster (échantillon) dieses Tones folgendes Finkenlied an:

Im Fliederstrauch ein Finke saß
Und sang,
Er sang wohl dies und sang wohl das,
Was klang.

Nun werft den Winter aus der Thür
Weit, weit!
Der liebe Mai ist wieder hier,
Ihr Leut'!

Er hat ein grünes Röckchen an
Von Gras,
Hat bunte blanke Knöpfe dran
Von Glas.

Ein großes Auge hat der Fant,
Ist blau;
Paßt auf, ob nicht durch Thür und Wand
Er schau'!

Sein Odem tränkt so frisch und rein
Die Luft,
Sein Haar muß ganz gepudert sein
Mit Duft.

Er weiß mit Jungfern umzugehn
Gar fein,
Die Burschen auch ihn gerne sehn
Im Hain.

Den Kindern bringt er Spielwerk mit:
Woher?
Aus Nürnberg von dem Blumenschmidt,
Daher!

Und was soll für die Philister sein?
Ja was?
Die fangen sich Mücken und Fliegen ein
Zum Spaß.

Wir sind keine Philister, lassen die Mücken und Fliegen summen, wie sie wollen, und kritisiren gemüthliche Poeten gern auf gemüthliche Weise.

Englischer Literaturbericht für November und December 1820.

(Fortsetzung.)

5. S. 400—434. Nach einigen meist literarischen Notizen über Joseph Spencer's Bemerkungen und Anekdoten, die bereits im Literaturblatte 1820 No. 65 angezeigt sind, folgt eine Abhandlung über den Streit, welchen in der jüngsten Zeit der Geistliche W. L. Bowles, ein Schüler von Warton, wieder aufs Neue angesponnen hat. Nachdem Joseph Warton zuerst es gewagt hatte, Pope jedes Dichtertalent abzusprechen, dem Johnson später sich sehr bestimmt zuwider erklärte, schrieb Bowles im Geiste seines Lehrers Bemerkungen über Popes poetischen Charakter, und ließ auf Campbells meisterhafte Vertheidigung Pope's ein Pamphlet folgen über die unveränderlichen Grundgesetze der Poesie. Das Review gibt eine sehr ausführliche und interessante keines Auszugs fähige Widerlegung der Angriffe Bowles auf Pope den Dichter und den Menschen.

6. S. 434—454. Dieser Aufsatz zieht deutsche Leser mehr wegen seines Gegenstandes als wegen gründlicher Behandlung desselben an. Er ist überschrieben: Gesellschaftlicher, literarischer ꝛc. Zustand Deutschlands, und hat folgende Werke an der Spitze: An Autumn near the Rhine. 8. — Travels in the North of Germany. By T. Hodgskin Esq. 2 Voll. 8. Edinb. — A View of the Agriculture, Manufactures, Statistic and State of Society of Germany. By William Jacob. 4. 454 S. — Die wichtigsten Lebensmomente Karl Ludwig Sands aus Wundsiedel. Nürnberg. — Memoirs of Charles Lewis Sand. London. 1820. — Wir überlassen es dem Leser zu ermessen, in wie fern diese Werke Quellen zu einer Untersuchung über das gegenwärtige Deutschland abzugeben im Stande sind, und enthalten uns alles Urtheils.

7. S. 455—465. Lafontaine's Fabeln, ins Englische recht geschickt und für die jetzige Zeit geeignet übersezt, veranlassten diesen Aufsatz.

8. S. 466—473. Ein chemischer Aufsatz über Doctors Edward Daniel Clarke Werk the gas-blow pipe.

9. S. 474—505. Ueber Mitchells Uebersetzung der Komödien des Aristophanes.

10. S. 505—510. Advice to Julia, a letter in Rhyme (236 S.). Dieß niedliche, hübsch versifizirte, nicht ohne Dichterimagination aufgefasste Gedicht ist ein Commentar zu Horazens Lydia dic, per omnes

Te Deos oro, Sybarin cur properas amando
Perdere.–

Doch eben diesem Stoffe, einem dreytausend Verse langen Rath eines dandy an eine dolly, mangelt es für die Ausdehnung an Interesse, und aller niedlichen Verse ungeachtet, versichert der Rec., er habe das Gedicht nie ganz durch, sondern nur mit Absätzen lesen können, und vergleicht es mit einem holländischen Kanal, der bey gelegentlicher Ueberfahrt sich recht hübsch läßt, aber gewaltig langweilig wird, wenn man ihn einige Meilen hinunterfährt.

11. S. 510 — 549. Die Memoiren von R. L. Edgeworth erfahren hier ein sehr ungünstiges Urtheil. Sie verringern den Ruf des Vaters, und vermehren nicht den der Tochter. Es ließe sich vieles tadeln und wenig loben in dem, was sie mit übelverstandener und eingebildeter Partheylichkeit von ihm sagen; sein eigener Antheil an dem Werke ist gering, trivial und nachlässig; auch dem ihrigen fehlt Bescheidenheit, indem sie zu deutlich durch Pomp auf Beyfall Anspruch macht. Edgeworth war bey allen seinen Vorzügen oberflächlich, kein Fach des Wissens unberührt lassend, und doch in keinem einheimisch, als Mechaniker ohne Originalität, aber Geschick in der Anwendung verrathend, als Staatsmann eilfertig, urtheilslos, schwankend, und nur nicht schädlich. Was seine gesellige Umgangsweise betraf, müssen wir, ungeachtet des günstigen Urtheils der Tochter, zu behaupten wagen, daß er oft durch seine Geschwätzigkeit, Eigenliebe und bisweilen selbst durch einen kleinen Anstrich von Indelikatesse unangenehm wurde. Trotz dieser Kehrseiten war jedoch sein Leben im Ganzen nützlicher und achtungswerther, als jene Biographie.

12. S. 549 — 591. Ein sehr interessanter Aufsatz über das Kirchenwesen in England, zunächst über die Parlamentsakte von 1818, wo die Nation eine Million bewilligte, zur Erbauung von Kirchen und Kapellen an solchen Oertern, wo es daran mangelt, und die Einwohner aus eignen Mitteln dem Bedürfniß nicht abzuhelfen vermöchten. In den reichhaltigen Bemerkungen über diesen Gegenstand finden sich viele über die frühere brittische Kirchengeschichte von Großbritannien und seinen Kolonien. Bey Gelegenheit der neuen Kirchenbauten kam auch die Frage zur Sprache, in wiefern es zweckmäßig sey, auch nichtkatholische Kirchen mit Gemälden zu verschönern. James Elmes, ein Architekt, und der bekannte ausgezeichnete Maler B. R. Haydon haben besondere Abhandlungen, die in diese Frage einschlagen, herausgegeben. Unter Anderm bemerkt der Recensent: „Für unsere Kirchen dient nicht blos die unerschöpfliche Quelle der heiligen Schrift, sondern auch die reichen Vorräthe in unsern eigenen kirchlichen Annalen, die zu lange vernachlässigt sind, zu Gegenständen der Kunst, überreich an Beyspielen, die einen Platz in unsern Herzen verdienen. Nicht darum, weil die Römisch-katholischen Bilder und Gemälde zu einer krassen und handgreiflichen Abgötterei mißbrauchten, dürfen wir, bey denen solch ein Mißgriff unmöglich ist, auf den Vortheil verzichten, zu den Augen des Volks zu sprechen, und dabey der jugendlichen Einbildungskraft Ideen einzuprägen, die nie auszulöschen sind, Lehren, die bisweilen in Stunden der Noth ins Gedächtniß zurückkehren, und Gedanken, welche eine ersprießliche Saat tugendhafter Handlungen seyn würden. Nicht Maler allein macht die Malerey; sie hat Helden und Büßende, Heilige und Martyrer hervorgebracht, indem sie zu einer festen und heilsamen Nacheiferung auffordert. Durch die allgemeine Beförderung derselben zu einem Zwecke, auf den sie so festen und unwiderstehlichen Anspruch hat, würden wir dem Wohlwollen, der Tugend und der Vaterlandsliebe eben so sehr als dem Genie einen Impuls verleihen. Die brittischen Regenten haben oft ihren Sinn für den Werth dieser Kunst bethätigt, und sind ihre freygebigen Beschützer gewesen, wie es die Umstände ihrer Zeit erlaubten. Heinrich VIII. nahm sich Holbeins kräftig an. Unter der Königinn Elisabeth waren wir von den Ländern, in denen Malerey blühte und große Künstler sich aufthaten, durch die grausame Unduldsamkeit der päbstlichen Politik abgeschnitten, aber die Königinn sah es wohl ein, wie wünschenswerth es sey, große und ruhmwürdige Thaten in dem Andenken des Volkes frisch zu erhalten, und sie schmückte das Haus der Lords mit Teppichen, welche die Niederlage der Armada darstellten. Karl liebte Poesie und Malerey, und wäre seine Regierung in Ruhe vorübergegangen, so würde England keine Ursache haben, die Sammlungen fremder Fürsten zu beneiden. Nach dieser Zeit verfiel die Kunst, und als der St. Pauls Dom und die Gemälde für Greenwich gemalt wurden, giengen die Absichten der Regierung höher, als daß der Genius in diesem Lande ihnen zu genügen vermochte. Der verstorbene König würdigte Malerey und Musik mit einem wahren Sinn für die Schönheiten beyder Künste. Händel war sein Lieblingsmusiker, und man wird sich erinnern, daß er dreyßig Jahre lang West immer beschäftigte, wenn dieser schätzbare Künstler keine andere Aufträge auszuführen hatte. Es bedarf nicht gesagt zu werden, wie sehr der jetzige König es sich angelegen seyn läßt, alles zu befördern, was zur Würde und Ehre des Landes auch in dieser Hinsicht gehört; die königliche Akademie enthält glänzende Beweise von seiner Freygebigkeit in Sachen der Künste. Die Gesetzgeber des Volks haben deutlich durch den Ankauf der Elginischen Marmorstücke ihren Eifer zu erkennen gegeben; täglich wird sichtbarer, wie weise diese Acte ist. Viele Ausländer kommen schon in unser Land, blos um diese Kunstwerke zu sehen. Schon sind Skizzen von der ganzen Sammlung nach Bayern, nach Würtemberg, nach Rußland gesandt; andere sind für Florenz bestellt. Die Schule der Bildhauer wird bald in England seyn. Wir haben in unserer Nationaldarstellung die Werke Canovas neben denen eines Engländers gesehen, und England dürfte zufrieden seyn mit der Vorzüglichkeit, die ihr Künstler erreicht hätte. Diese allgemeine Aufmunterung, welche schon der Bildhauerkunst angedeihen wird, nimmt auch die Malerey in Anspruch, und wenn sie dieser ebenfalls verliehen wird, so wird England in der Kunst eben den hohen Rang erreichen und gewinnen, den es jezt im Handel, in den Wissenschaften, in der Literatur und in den Waffen behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler-Anzeige.

In der Rec. der Penelope Lit. Bl. No. 11. S. 44. Sp. 1. Z. 23. v. o. ist der Sinn eines, aus Arthur v. Nordstern angeführten, Verses dadurch verdunkelt, daß das Wort zur weggelassen worden, er heißt im Buche:

— schwellt zur immerreinen Höh. *)

*) Möchte doch der Herr Corrector wenigstens die aus den beurtheilten Autoren angezogenen Stellen fleißiger lesen! Möcht' er sich gesagt seyn lassen, was (nach Lit. Bl. No. 18. v. J. 1820.) der Herr von der Malsburg mir anbefohlen hat: „Besorgen Sie, daß die Citate ohne Druckfehler in die Recension kommen, und nicht durch Ihre Schuld unsinniger als nöthig erscheinen.“

Der Redact.

Nro. 63.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März 1821.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.
Mephistophles in Goethes Faust.

Abemdai.

(Fortsetzung.)

Drey Tage voll Freuden erfolgten dem Liebespaar, erst am vierten fiel es dem Abemdai ein, sein Haus zu verlassen und in der heitern Abendluft sich zu erquicken. Fast ermüdet trat er seinen Rückweg an, nachdem er sich genug im Freyen ergangen. Da sah er nicht fern von seiner Wohnung einen wohlgekleideten Mann umherstreifen, der eine ganz besondere Absicht zu haben schien, und kaum nahm dieser wahr, daß Jemand ihn bemerke, so entfernte er sich schnell in die Dämmerung. Wie? sagte Abemdai zu sich selbst, sollte dieser junge Mann vielleicht die Absicht haben, sich bey mir einzuschleichen, und meine schöne Sklavin zu verführen? Sie ist auch gar zu schön; wenn er sie gesehen hat, ist es natürlich, daß er sie liebt. Und mir kömmt der Mensch so bekannt vor. — Ja er ist's, es ist derselbe junge Mann, der sie kaufen wollte, der achtzehnhundert Dinars für sie bot. Sollte vielleicht schon ein Einverständniß zwischen Arselli und ihm — das wäre schrecklich! — Von Mißtrauen gequält, tritt er in seine Wohnung. Er ist erhizt, sein Athem unterdrückt. Forschend, was ihm begegnet sey, nähert sich ihm Arselli. Sie ist beunruhiget, er schweigt; nur manchmal wirft er einen finstern, fast wilden Blick auf sie. Es scheint, als wolle er in ihren Augen ein Verbrechen suchen, das zu bestrafen er bereit ist, ohne es vorher mit Gewißheit entdeckt zu haben. Endlich, seiner Eifersucht nicht mehr mächtig, fragt er sie mit bebender Stimme: ob sie in seiner Abwesenheit Jemand gesehn oder gesprochen habe? Arselli schwört, daß keine lebende Seele sich ihr genaht. Abemdai sieht ihr mit bitterm Lächeln ins Gesicht; Zweifel quälen ihn, seine Ruhe, sein Glück sind dahin. O Eifersucht! schrecklichste aller Krankheiten, die Mittel, die man anwendet, dich zu lindern, erzeigen neue Geburten deiner Leidenschaft, du vergiftest das Herz, das dein Stachel berührt! Abemdai saß daheim, abgehärmt, und wagte nicht sein Haus zu verlassen, welches sein theuerstes Kleinod einschloß; doppelt theuer ihm jezt durch die Furcht, es zu verlieren. Als endlich sein guter Genius wieder erschien, fand er ihn unglücklicher, denn ehedem. Ist es möglich? sagte er, noch hast du das Nothwendige nicht? — Ach, wie viel fehlt mir noch hiezu! — Was könnte dir noch fehlen? — Ist es nicht nothwendig, daß man manchmal ausgehe, sey's in Geschäften, oder sey's um Bewegung zu haben? — Allerdings. — Ist es, wenn man im Besitze einer schönen Sklavin ist, die man über alles liebt, ist es nicht nothwendig, die Sicherheit zu verschaffen, daß sie nicht entführt werde? — O ja, diese Sicherheit ist unzertrennbar vom Glücke. — Nun denn, guter Genius, Wohlthäter! wenn ich so fort fahre, immer zu Hause zu bleiben, so wird meine Todesstunde bald heranrücken, und verlasse ich mein Haus, wer bewacht dann meine Sklavin? Ja könnte ich mir ein paar Eunuchen kaufen, aber ich bin viel zu arm. — Eunuchen? fragte fast verwundert der Genius. — Ja, Eunuchen! Sind sie nicht nothwendig zur Si-

cherung eines verheyratheten Mannes? Oder soll ich vor Eifersucht sterben, weil ich mir nicht ein paar elende Eunuchen kaufen kann? — Nein ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß du wegen solcher Krankheit, als die Eifersucht, stürbest. Sage mir lieber, wie viel Eunuchen du brauchst. — Das hängt ganz von dem Grade der Eifersucht ab. Wenn ich nicht sehr eifersüchtig wäre, genügten mir schon ein paar Wächter. Da ich aber eifersüchtig wie ein Tiger bin, so muß ich gestehen, daß ich mit sechs Eunuchen noch nicht ganz und gar beruhigt wäre. Wenn also die Ruhe des Gemüths keine überflüssige Sache ist, sind mir sechs Eunuchen wenigstens höchst nothwendig. — Der Genius konnte auf dergleichen triftige Gründe nichts erwiedern, und Ademdai fuhr fort: aus deinem Stillschweigen schließe ich, daß du mir nicht Unrecht giebst: Dann höre mich weiter. Wenn ich sechs Eunuchen habe, muß ich ihnen nothwendig Wohnung, Speise und Kleider geben. Mein Haus ist sehr klein, kaum kann es mich und Arselli beherbergen; da mein Haus für mich zu klein ist, ist es kein Ueberfluß, daß ich mir ein grösseres kaufe. Von ungefähr habe ich jüngst in der gangbarsten Straße Bagdads ein Haus gesehen, welches schön, und mit allem Hausgeräth zu verkaufen war. Mir gefällt es unaussprechlich, aber es ist sehr theuer. — Das macht nichts, sagte der Genius, das Haus ist dir eine nothwendige Sache, und ich habe dir ein für allemal versprochen, dir das Nothwendige zu geben. — Du siehst, sagte Ademdai, daß ich auch nichts Ueberflüssiges von dir verlange. — Ich muß deiner Genügsamkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Was kostet das Haus? funfzehntausend Tomanen. — Der Genius gab ihm eine Anweisung auf die Schatzkammer des Kalifen und fügte noch fünftausend Tomanen hinzu, zum Ankauf der Eunuchen. — O, großmüthiger Genius, Wohlthäter, rief das Glückskind, welchen Dank kann ich dir für so viel Güte zollen! Mir fehlt nun nichts mehr, außer eine einzige unentbehrliche Sache. Speise und Kleidung für sechs Eunuchen könnte ich unmöglich mit den zwey Tomanen, die du mir täglich giebst, bestreiten. Da mein Haus sich so vergrößern soll, ist es wohl auch nothwendig, daß es im gehörigen Stande erhalten werde. Zimmer und Geräth müssen gereinigt seyn; Reinlichkeit ist überall höchst nothwendig! Es wäre also kein Ueberfluß, wenn ich mir zu diesem Behuf zwey Sklaven wünschte. — Nein, sagte der Genius, zwey Sklaven sind allerdings nicht zu viel. — Um so weniger, da meine Eunuchen ohnehin genug mit der Bewachung meiner Geliebten zu thun haben werden. Wir werden im Ganzen zehn Personen ausmachen, ich kann also mit zwey Tomanen des Tags durchaus das Nothwendigste nicht bestreiten. Ein Haus wie das meinige zu erhalten, sind zwanzig Tomanen des Tags nicht überflüssig. — Der Genius entgegnete: Hier hast du hundertsechzig Tomanen auf acht Tage, und zweyhundert Tomanen zum Ankauf der beyden Sklaven, welche dir so unentbehrlich sind, und mit diesen Worten entfernte er sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das leztere Nachsuchen von Schätzen und antiken Fragmenten in der Tiber.

(Beschluß.)

Ein so heftiger, mit aller Kunst der Dialektik gemachter Angriff, wie Feas Schrift enthielt, musste sowol bey den Gönnern, die bereits Antheil an diesem Projekt genommen, als besonders bey den Gliedern der Gesellschaft, deren Ehre und fernerer Nutzen hiebey gefährlich ins Gedränge kamen, die heftigste Wirkung hervorbringen. Man erhob die Stimme gegen den Verfasser von allen Seiten, und suchte durch Schmähungen und Scheingründe die Kraft seiner nur zu hell einleuchtenden Beweise zu verhüllen. Doch half dieses nur schwach; die Wunde, welche das Unternehmen erhielt, war zu sichtbar, als daß solche Mittel sie deckten. Diejenigen unter den Assozianten, bey welchen die Leidenschaft nicht eine gesunde Ansicht der Dinge umnebelte, hatten nach Lesung dieses Aufsatzes sich bereits über den Ausgang von diesem Unternehmen ins Klare gesezt, und hielten bey ihren Erwartungen sich auf das Wenigste gefasst. Andere, welche bis dahin mit ihrem Beytritte zur Assoziation noch unentschlossen gezaudert, zogen sich nun gänzlich zurück; nur diejenigen, welche ihren Stolz gekränkt fühlten, sich in ihren Hoffnungen betrogen zu sehen, schlossen mit stärkerem Eifer nur sich jezt an die Glieder der Gesellschaft an, und munterten sie zu baldigen Versuchen auf: indeß das römische Publikum den Blick auf den Ausgang neugierig gespannt hielt, um zu schauen, auf welche Seite sich, durch Bestätigung der That, die Wahrheit neige. Der Augenblick der Entscheidung war nun durch die Vollendung von der Ausrüstung der Medusa herangerückt, sie ward in Thätigkeit gesezt und brachte die beabsichtigte Wirkung hervor, allein das Resultat entsprach keineswegs den Wünschen von den Freunden und Gönnern der Gesellschaft, denn bey allen Versuchen, die an verschiedenen Stellen des Stromes, Wochen ja Monate lang gemacht wurden, raffte die Faßmaschine aus dem umgewühlten Bette, statt Silber, Goldes oder andrer Seltenheiten, wie Münzen, Waffen, Fragmenten von Kunstwerken, nur leimige Erde, mit Sand und gemeinen Steinen vermischt auf und hob solche über die Oberfläche des Stromes empor. Diese Erfahrungen, welche so ganz die Ansichten des Verfassers von obbemeldter Schrift bestätigten, benahmen auf einmal den Gliedern der Gesellschaft sowol als auch den Gönnern und Vertheidigern von diesem Unternehmen den Muth, und die Stimme des Publikums, die im Anfange der Gesellschaft günstig war, erhob sich nun sehr heftig gegen sie. Der Römer, obwohl er zuerst hartnäckig auf seiner Meinung be-

sieht, will doch nicht gern — besonders wenn er zum gemeinen Volk gehört — einen Genuß aufgeben; daher geht er leicht bey dem geringsten Anlasse vom Beyfall zum Mißfallen, ja zum schärfsten Spott über, wenn er dabey nur seinen leidenschaftlichen Muthwillen auslassen kann, und es fehlte nichts, als daß ein witziger Kopf den Morfor und Pasquin in Bewegung gesezt hätte, um der Verhöhnung ihre Krone aufzusetzen.

Trotz diesem schlechten Ausgange, der augenscheinlich an Tag legte, daß es weder dem Direktor von dieser Gesellschaft noch den übrigen Gliedern nur im mindesten am Herzen gelegen, durch hinlängliche Untersuchungen zuvor sich in Stand gesezt zu haben, über den Ausgang dieses Projekts gründlich zu urtheilen, sondern solches nur als ein ergiebiges Mittel betrachtet, unter beyfälligem Vorwande den Beutel vermögender Personen, nach dem erklecklichen, obgleich nicht sehr hochherzigen Spruche der ehemaligen bolognesischen Professoren bey Ertheilung der Laurea an reiche Fremde: Summamus pecuniam et mittimus etc. in Contribution zu setzen, so hätte dennoch Naro, da die Einbuße meistens auf Personen von Stand und Vermögen beruhete, die also zu reklamiren nicht aufgelegt seyn durften, bey der Vorkehr zu seiner Vertheidigung: daß die Maschine die gehörige Wirkung gethan, es übrigens seine Schuld nicht sey, daß sie nicht statt Sand und Steine, reiche Kleinodien und Kunstschätze hervorgehoben, obgleich die römische Regierung des verliehenen Privilegiums wegen, nicht ganz bey dieser Ausrede zufrieden seyn dürfte, vor der Welt sich noch glimpflich genug aus dem Handel ziehen mögen, wenn nicht ein früherer unvorsichtiger Schritt ihn bereits in Nachtheil gesezt hätte. Während der ersten, nicht vortheilhaften Versuche, die mit der Medusa unternommen wurden, ward dem Direktor Naro berichtet, daß ungefähr sieben Milien hinter Rom an der Straße Salara, auf dem Gebiete vom alten Fidene, beym Einflusse von einem Graben in die Tyber, Malgasso genannt, sich eine Steinmasse mit Figuren gezieret, befinde; worauf solcher am folgenden Morgen, von einigen Gliedern der Gesellschaft begleitet, sich an jene Stelle begab, die Sache genauer zu untersuchen. Man entdeckte bald, daß besagte Masse ein Grabstein von weissem Marmor sey, welcher der alten Familie Cornelia angehörte. Naro ließ solchen als eine gute, dem Unternehmen angehörige Prise, die bey den damaligen ungünstigen Umständen das Vertrauen der Assoziauten wieder stärken könnte, auf eine Barke laden, und nach dem Arsenal, das zur Aufbewahrung der in der Tyber zu findenden Schätze bestimmt war, hinbringen, unbekümmert, ob er hierbey nicht die Grenze des in dem Privilegium verliehenen Raumes von dem Flusse, der in dem Manifest, das die Gesellschaft am 12. Nov. 1818 selbst öffentlich bekannt gemacht, doch nur von der milvischen Brücke an bis zu der Porta Ostiense festgesezt war, überschreite. Als diese Handlung dem Präsidenten der Antiquitäten zu Ohren kam, erklärte er solche für unrechtlich, und klagte den Naro bey der Regierung an, als habe er sich diebischer Weise eines Monuments bemächtigt, welches er bereits lang vorher schon entdeckt, und für die Sammlung des vaticanischen Museums bestimmt hatte, worauf Naro zur Verantwortung gefordert, der Stein aber durch die Diener des Gerichtes aus dem Arsenal weggeführet und an drittem Orte, bis zum Ausgange der Sache, in Verwahrung gesezt worden. Da bey solcher Streitsache Naro durch Leidenschaft überwältigt, indem er wegen oben angezeigter Schrift, die sein Unternehmen schon zum Voraus untergrub, bittern Groll gegen den Präsidenten hegte, den Respekt vergaß, den er ihm als einer öffentlich konstituirten Autorität schuldig war, so ward er bald hierauf in Verhaft genommen, und obgleich er durch Fürsprache seiner Beschützer, die er beym Eintritt zur katholischen Kirche, besonders beym Empfange des Sacraments der heil. Taufe als Zeugen und Pathen sich erworben, die Freyheit wieder erhielt, doch kurz darauf aus der Hauptstadt der Welt gänzlich verwiesen.

L e i d e n.

Ein Bier zu schwach gehopft
Wird leichtlich sauer,
Ein Mensch zu leicht geklopft
Hält nicht auf Dauer.

Hat mich für läng're Frist
Schicksal bewahret,
Klopfen, wenn's nöthig ist,
Hat's nicht gesparet —

Frühling den freudigen
Oft mir versauert,
Winter den leidigen
Zweyfach vertrauert.

Frühling du Sonnenkind,
Hoffnung der Dichter,
Scheuche mir nur geschwind
Winters Gelichter —

Fröste der dunkeln Nacht,
Trübe der Tage,
Komm mit der Blüthenpracht,
Ende die Plage!

Immer nicht, ernst Geschick,
Musst du doch zanken,
Gieb einen Sonnenblick
Wieder dem Kranken!

J. C. Wargenkin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 18. Februar.

(Beschluß.)

Leider ist noch der Gemeingeist in Frankreich nicht stark genug, um den schädlichen Umtrieben gehörigen Widerstand zu leisten. Dieß sieht man aus den Vorgängen mit den Schulen des wechselseitigen Unterrichts. Es war eine erfreuliche Erscheinung, die vielen Verbindungen von Bürgern aus allen Klassen entstehen zu sehen, welche die Aufklärung des Volkes zum Zwecke hatten. So lange als Graf Decazes diese Anstalten beförderte, waren dieselben sehr blühend, und die Präfekten mochten wohl manchmal blos deßwegen die Vermehrung derselben in den Pro-

winzen bewirken, um sich dadurch Gunst bey dem Ministerium einzulegen. Allein seit dem Austritte des Grafen Decazes aus demselben, fiel diese Triebfeder weg; die Bürger selbst besitzen noch nicht Gemeinsinn genug, oder sind des beständigen Kampfes wider die geistliche Macht müde, welche bekanntlich stets wider die Lancasterschen Schulen geeifert hat, und so geschieht es jezt, daß in manchen Städten die Bürgervereine zur Unterhaltung der Schulen des wechselseitigen Unterrichts sich auflösen, und daß die von ihnen errichteten Anstalten den respektiven Präfekten der Departemente übergeben werden, mit der Bitte, dieselben künftig zu unterhalten und zu leiten. Diese Leitung mag nun anfangs in sehr gutem Sinne geschehen; wird eine solche Maßregel aber allgemein, so möchte ich vorhersagen, daß nach Verlauf von einigen Jahren die für die neue Lehrmethode eingerichteten Schulen ganz verfallen werden. Die Bürger aber verlieren durch dieses unbedachtsame Aufgeben ihrer wohlthätigen Unternehmen ein bedeutendes Mittel, den Gemeinsinn zu befördern und zu verbreiten.

Der Pariser Theater und der von ihnen gegebenen neuen Stücke sind jezt so viele, daß es schwer hält, alle ins dramatische Fach einschlagenden Neuigkeiten aufzuzeichnen. Die große Oper ist mit einem neuen Stücke in drey Aufzügen, Tasso's Tod, hervorgetreten, welches sich eines ziemlich allgemeinen Beyfalls zu erfreuen hat, besonders was die Musik betrifft, die von dem Sänger Garcia herrührt. Dieser Garcia ist von Geburt ein Spanier, und erster Sänger bey der hiesigen italiänischen Oper, für welche er die Oper Il Califo di Bagdad geschrieben hat, und zudem komponirt er auch für die französische Oper; jedoch ist dieses das erste heroische Stück, mit welchem er sich versucht hat. Die Kunst des dramatischen Gesanges besizt Garcia in einem hohen Grade; es ist also nicht zu verwundern, daß dieser vortreffliche Sänger, ohne eben ein gründlicher Tonsezer zu seyn, doch eine sehr gefällige geschmackvolle, Effekt machende Oper schreiben kann. Die Verfasser des Textes, zwey mittelmäßige Dichter, haben, um die französische Einheitsregel nicht zu verletzen, die Handlung von Anfang bis Ende zu Ferrara vorgehen lassen; hier wird Tasso in die Schwester des Herzogs verliebt (erster Aufzug), dann verfolgt und in den Kerker geworfen, wo er halb wahnsinnig wird (zweyter Aufzug); nach seiner Freylassung athmet er in den Herzoglichen Gärten die freye Luft wieder ein; allein Kummer und Liebe haben seine schwache Gesundheit untergraben, und er stirbt, nachdem er aus den Händen des Herzogs die vom Pabste zugesandte Dichterkrone bekommen hat. Anmuthsvolle Tänze, in welchen das zahlreiche Chor der Operntänzer und Tänzerinnen mit bezaubernder Grazie vor den Augen des Zuschauers vorbeygaukelt, tragen nicht wenig zum Erfolge dieser Oper bey. Gegen Ende des Frühjahrs soll das neue Opernhaus vollendet werden, und die Aufführungen mit einer neuen Oper (wahrscheinlich Nicolo Isoards wunderbare Lampe) beginnen. Das noch ganz frische Gymnase dramatique hat schon beynahe ein halb Dutzend neue Vaudevillestücke gegeben, und wird, wenn es mit dieser Lebhaftigkeit fortfährt, dem alten Vaudeville-Theater ziemlichen Abbruch thun, obschon es auch dieses an Neuigkeiten nicht ermangeln läßt. Das Théatre français ruht sich ein wenig aus, nachdem es in einem kurzen Zeitraum zwey neue große Trauerspiele, Chlodowig und Johann von Burgund auf die Bühne gebracht hat; jedoch hat es in diesen Tagen ein niedliches kleines Lustspiel: Der Ehemann und der Liebhaber zum erstenmale gegeben. Picard, welcher seit langer Zeit kein Lustspiel mehr geschrieben hatte, ist endlich mit einem neuen: Der ungeschickte Intrigant, auf seiner Odeons-Bühne hervorgetreten, worin er die fehlschlagenden Versuche eines Pariser Intriganten, in einer tugendhaften Bürgerfamilie einer Provinzstadt Unheil zu stiften, in seiner gewöhnlichen gewandten Manier schildert. Kräftig sind die Züge seiner Gemählde des bürgerlichen Lebens nie; allein man erkennt darin stets viel Wahres; es folgt alles so natürlich auf einander, und fügt sich so gut zusammen, daß man bey der Aufführung die Schwächen übersieht. Uebrigens scheint Picard seinen dramatischen Geistesvorrath ziemlich erschöpft zu haben; wenigstens haben seine lezteren Stücke bey weitem nicht den Zulauf, den seine ersteren hatten. Einige fremde Tonkünstler, als Spohr, Moschelles, sind diesen Winter nach Paris gekommen, aber bisher hat sich keiner von ihnen in einem großen Konzerte hören lassen. Auch ist diesen Winter nur ein einziges großes Konzert gegeben worden, nämlich vom Violinisten Lafont. Die Opern scheinen den Konzerten zu schaden. Dagegen werden der Bälle in den Theatersälen eine Menge gegeben, und außerdem wird noch in zwanzig besondern großen Sälen getanzt, zu deren Benennung die Musen, die Götterwelt, die Ruinen Italiens u. s. w. ihre Namen haben leihen müssen. Da giebt es einen Terpsichoresaal, einen Pompeisaal, einen Tivolisaal, u. s. w. Dg.

Rom d. 22. Februar.

Das Kriegsgewitter zieht sich immer krauser um uns zusammen, und die Römer sprechen bey dem Eintritte in den Fasching von Politik, was ungefähr so viel heißen will, als die Schachspieler des Café de régence zu Paris verlassen ihre Parthieen. Außer dem Steigen der Lebensmittel, den Zubereitungen vor der Porta del popolo und einem sehr blinden Lärm in voriger Woche, spüren wir noch keine sinnlichen Folgen der wirklich ganz eigenen Constellation. Viele Fremde, welche nach Neapel reisen wollten, sind hier geblieben, viele andere, z. B. ein Theil des neapolitanischen diplomatischen Corps, Graf Stakelberg, Baron Ramdohr rc. sind aus Neapel hieher gekommen. Die Engländer geben Bälle über Bälle, und bey Eröffnung des Hauses des österreichischen Botschafters am 12. d. M., als am Geburtstage seines Monarchen, war nur wenigen Gesichtern der Stempel des ernsten Augenblicks aufgeprägt.

Mayrs Rosa russa gefällt in Argentina sehr, eben so das neue Ballet: Abgar, voll Scenerey und Schlachten. In Valle wird wieder Rossinis Gazza ladra gegeben. Das Theater wird in diesem Jahre noch abgerissen, und soll zum Fasching 1822 steinern wieder dastehen. Leider lassen weder der Baumeister noch die beichtstuhlartige Absonderung der Logen, welche hier obligat ist, etwas Erfreuliches hoffen. Die Truppe von Valle wird den Sommer über in Argentina spielen. Heute wird Rossinis Corradino in Tor di Nona auf die Scene gebracht.

Paganini gab ein ziemlich besuchtes Konzert mit großem Beyfall. Er besizt wirklich ungeheure Fertigkeit in Handhabung seiner Violine. Auch wollte man dießmal mehr Ausdruck in seinem Adagio finden, als vor zwey Jahren.

Der berühmte Saitenfabrikant Ruffini, in dessen Haus bis noch vor zwey Jahren glänzende musikalische Akademien mit ungeheurem Zulaufe von Engländern gegeben wurden, ist vor einigen Tagen am Stickflusse gestorben. Er arbeitete bis zulezt selbst in seiner Fabrik, und gefiel besonders dadurch, daß er sich ungekünstelt, als breiten, treuherzigen Gewerbsmann darstellte.

Noch weiß ich nicht, bis wann Sgr. Mai seinen Cicero de republica herausgeben wird. Seit einiger Zeit thut er, wahrscheinlich zu Vermeidung eines neuen Quaternenstreits, sehr geheimnißvoll. Für die Herausgabe der deutschen Quellenschriftsteller läßt sich von der Thätigkeit des Freyherrn von Stein eine schöne Ausbeute erwarten.

Mit guten Specialcharten von Mittel- und Unter-Italien liesse sich gegenwärtig eine treffliche Speculation machen. Ich getraute mir, 200 Exemplare in Einem Tage zu verkaufen. Gestern sah ich die Weimarer in drey Blättern um 7 fl. 30 kr. verkaufen, sie war etwas beschmuzt; der Verkäufer aber bestand auf seinem Preise mit einem Gesichte, das er nur macht, wenn er gewiß weiß, sogleich eben so viel von einem Andern lösen zu können. M.

Nro. 64.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag 15. März 1821.

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Schiller.

Die Nordpol-Expedition im Jahr 1736.

Nach Maupertuis dargestellt von Dr. Nürnberger.

Die, Behufs nautischer Zwecke, im verwichenen Jahre auf Veranstaltung des englischen Gouvernements ausgeführte, in diesen Blättern ausführlich besprochene Nordpol-Expedition, erinnert lebhaft an ein früheres Unternehmen, welches mit jenem die Absicht der Entscheidung einer großen wissenschaftlichen Frage fast in den nämlichen Weltstrichen gemein hatte: wir meinen die Reise mehrerer französischen Akademiker im Jahre 1736, nach dem nördlichen Polar-Kreise, um durch eine Gradmessung in diesen Gegenden, den damals die ganze gelehrte Welt beschäftigenden Streit über die wahre Gestalt der Erde mit Einem Male zu schlichten. Newton und Huyghens nämlich hatten schon in der lezten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, gestüzt auf allgemeine physikalische Gründe, die Vermuthung vorgetragen, daß der Erdkörper nicht genau die Form einer Kugel habe, sondern vielmehr unter den Polen etwas abgeplattet, und, der Gestalt nach, also eher mit einer Pomeranze zu vergleichen sey. Die Axendrehung der Erde, sagten sie, muß unter dem Aequator, wo der Umschwung, wegen der Größe des Kreises, am heftigsten ist, eine viel stärkere Wirkung hervorbringen, als unter den Polen, welche dabey gar keine Stellungsveränderung erfahren; und wenn ihr z. B. mitten durch eine, eben hinreichend angefeuchtete Thon-Kugel einen Stock steckt und sie solchergestalt umschwingt, so werdet ihr gleichfalls ein gewisses Einsinken, Sich-Abplatten, der den Polen entsprechenden Punkte bemerken, und dagegen die, den Aequator und dessen Umgegend bezeichnende, Lage ringförmig aufschwellen sehen: einer solchen feuchten Thonkugel war aber unsere Erde in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, ehe sich Meer und Land vollständig geschieden hatten, zu vergleichen. — Diese Vermuthungen beyder großen Männer über die Verschiedenartigkeit der Wirkungen, welche die Axendrehung auf die Punkte der Erdoberfläche, nach Maßgabe ihrer Lage hervorbringt, erhielt immittelst, durch direkte Versuche, noch eine unerwartete Bestätigung. Denn hat es mit jener Voraussetzung seine Richtigkeit, so muß, als eine dauernde Folge davon, ein Unterschied der Schwere, nach Verhältniß der Entfernung vom Aequator, beobachtet werden, indem derselben, als einer nach dem Mittelpunkte des Erdkörpers gerichteten Kraft, der aus der Axendrehung entstehende Schwung entgegenwirkt, und also, nachdem er sich stärker oder schwächer äußert, einen größeren oder geringeren Theil derselben aufhebt. Da nun ersteres, angeführtermaßen, unter dem Aequator der Fall ist, so werden also auch die Wirkungen der Schwere daselbst geringer ausfallen. Hiervon hatte sich aber ein gewisser Richer, der im Jahre 1671 in Aufträgen der Pariser Akademie, nach der, in geringer Entfernung vom Aequator belegenen Insel Cayenne gegangen war, durch Beobachtungen an einer Pendel-Uhr überzeugt. Die Schwingungen des Pendels sind nämlich Wirkungen der Schwere, müssen also langsamer ausfallen, wo diese

weniger energisch wirkt; und eine Pendel-Uhr muß demnach an einem solchen Orte auch langsamer gehen. Richer fand aber wirklich, daß seine Uhr, die zu Paris ganz richtig gegangen war, zu Cayenne täglich zwey Minuten nachblieb, nach der Rückkunft zu Paris aber wieder den richtigen Gang annahm: eine Beobachtung, die seitdem unzähligemal und immer mit dem nämlichen Erfolge wiederholt worden ist. Wiewol nun die Sache somit entschieden schien, so wünschten die Geometer doch noch eine andere Bestätigung, durch Gradmessungen, indem, wenn die Erde um die Pole wirklich flacher, um den Aequator aber krummer ist, ein dort gemessener Grad ihres Umfangs nothwendig größer ausfallen muß als hier. Schon im Jahre 1669 hatte der Abbé Picard, auf Veranlassung Ludwig XIV. zur Bestimmung der Erdründung, einen solchen Grad im nördlichen Frankreich gemessen; auf die gegenwärtige Veranlassung ward aber beschlossen, diese Gradmessung durch ganz Frankreich fortzusetzen; eine Unternehmung, mit welcher die berühmten Cassini, Vater und Sohn, gegen das Jahr 1700 zu Stande kamen. Allein die Resultate dieser Messungen schienen Newtons Behauptungen geradezu zu widersprechen: Cassini fand die im südlichen Frankreich gemessenen (also dem Aequator näheren) Grade länger, als die im nördlichen Frankreich, woraus er folgerte, daß die Erde nicht gegen die Pole, sondern vielmehr gegen den Aequator zu flacher sey. Ueber diese Meinungs-Verschiedenheit entspann sich nun ein heftiger und langwieriger Streit zwischen den französischen und englischen Gelehrten, welchem die Pariser Akademie endlich durch Gradmessungen in den Aequatorial- und Polargegenden selbst ein Ziel zu setzen beschloß. Der damals regierende König von Frankreich, Ludwig XV., unterstützte das Unternehmen mit fürstlicher Freygebigkeit; und nachdem schon im Jahr 1735 die drey Akademiker Bouguer, de la Condamine und Godin, Behufs dieser Messung, nach der Landschaft Quito in geringer südlicher Breite, unter Segel gegangen waren: so erhielten im folgenden Jahre noch fünf andere Mitglieder der Akademie, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und Outhier, zu denen sich in der Folge noch der Professor der Astronomie zu Upsal, Celsius, gesellte, den Befehl, eine gleiche Messung in der Nähe des Nordpols vorzunehmen, zu welchem Zwecke wir sie, Anfangs Juli 1736, zu Tornea, am nördlichen Ende des bothnischen Meerbusens, vereiniget finden. Der erste von ihnen, Maupertuis, hat die Art der Ausführung des Unternehmens, die Reise u. s. w. lehrreich in einem jezt sehr selten gewordenen Werke: La figure de la terre, déterminée par des observations faites au cercle polaire. Paris, 1738 beschrieben, in welchem wir ihm, auszugsweise, folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A b e m d a i.

(Fortsetzung.)

Am frühen Morgen schon stand Abemdai auf und eilte, den Besitzer des zu verkaufenden Hauses aufzusuchen. Der Kontrakt wird unterschrieben, und das schöne Gebäude ist sein. Dann kauft er sechs Eunuchen und die Sklaven, und von diesem Zuge begleitet, eilt er, seine Geliebte abzuholen, um sie in eine Wohnung zu führen, die ihrer ganz würdig ist. Das Haus war aber auch wirklich schön und wohleingetheilt. Lichte und weite Stallungen, schöne Küchen, prächtige Zimmer und Säle, und ein niedlicher Pavillon, abgesondert vom Hauptgebäude, ganz zu einem Serail geeignet. Auch der Hausrath war schön und von frischem Ansehn; kurz, alles Wünschenswerthe war in dem Hause vereinigt. Eben so war die jetzige Nachbarschaft Abemdais erfreulich für ihn. Lauter junge, reiche, lebensfrohe Leute, die nicht lange säumten, ihn zu besuchen, und ihm ihre lebhafte Freude zu bezeigen, in ihm einen liebenswürdigen Nachbar begrüßen zu können. Er wurde zu ihren Gastmahlen geladen, wo keine Sparsamkeit herrschte. Die Frauen der liebenswürdigen Nachbarn wünschten die Bekanntschaft der dem Rufe nach schönen und talentvollen Arselli, und nachdem die Männer ihre Genehmigung dazu gegeben, besuchten und bewirtheten sie der Reihe nach Arselli aufs prächtigste. Acht Tage sind vorüber und der Genius kommt, um seinen Schützling zu sehen; aber nicht wenig erstaunt er, ihn düster und in sich versunken zu treffen. — Abemdai, woher diese Traurigkeit, bist du vielleicht mit deinem neuen Kaufe nicht zufrieden? — O, vollkommen — antwortete Abemdai, — besonders meine Nachbarn sind die liebenswürdigsten Menschen. Kaum hier angekommen, wurden mir zu Ehren von ihnen die schönsten Feste gegeben. — Nun darüber solltest du dich freuen. — Freuen? Guter Genius, sage mir doch, ob es nicht nothwendig ist, demjenigen auch zu geben, der mich mit Gaben überhäuft? — Allerdings, so will es die Wohlanständigkeit. — Und ist es nicht nothwendig, beynahe in gleichem Maße zurückgeben, als man empfangen hat? — — Ja wohl, in ähnlichen Fällen muß nichts gespart werden. — Ist es also nicht nothwendig, daß die Leute, welche mir die Ehre einer so prachtvollen Bewirthung erzeigten, auch gleichermaßen in meinem Hause empfangen werden? — Das ist höchstnothwendig; unterbliebe es, würde man dich einen Geizhals schelten und dich verhöhnen. — Nun denn, meine Nachbarn geben mir prachtvolle Gastmäler, indem wir aßen, ließ sich eine bezaubernde Musik hören, die angenehmsten Wohlgerüche brannten in goldenen Gefässen und erfüllten die Luft; eine magische Beleuchtung umzauberte Alles; am Ende des Festes erschien eine Gesellschaft der schönsten Tänzerinnen, die mit der höchsten Anmuth ihr

Kunsttalent darzeigten. O, wie soll ich es anfangen, meinen Nachbarn ein ähnliches Fest zu geben? Habe ich goldene Gefäße? bin ich reich genug, die theuersten Spezereyen zu brennen? habe ich Musiker? hab' ich Tänzerinnen? hab' ich Sklaven so viele Menschen bedienen zu lassen? hab' ich einen Koch, der geschickt genug ist, so auserwählte Speisen zu bereiten? Ach du siehst, wie weit entfernt ich noch bin, alles Nothwendige zu besitzen. — Wohl hast Du Recht, sprach der Genius, wir haben Beyde nicht daran gedacht. Ich will mein Vergessen gut machen, obgleich Du früher dieß Alles hättest denken können. Morgen werde ich Dir prachtvolles Geschirr, wohlriechende Spezereyen, Tänzerinnen und Musiker, und vor allen Dingen einen vortrefflichen Koch schicken. — Ja, sagte Ademdai, wirst Du mir aber auch Geld genug geben, so viel Menschen zu ernähren und bezahlen? Bis jezt hatte ich nur zwanzig Tomanen des Tags und in Zukunft müßte ich wenigstens fünfzig haben. — Auch gut, versezte der Genius, ich werde dir fünfzig geben.

Kaum graute der Morgen so sah Ademdai eine Menge Sclaven, Tänzerinnen, Musiker und den berühmten Koch, mit allen Geräthschaften vor seinem Hause versammelt. Er bewirthete seine Freunde auf die glänzendste Weise, und fortlebend in Freuden und Gastmählern, verbringt er abermals acht Tage. Der Genius kommt in der Hoffnung, seinen Schützling jezt vollkommen beglückt zu sehen, aber er findet ihn weniger glücklich, als er sich eingebildet hatte. — O, mein guter Genius, auf Deine Großmuth bauend, wage ich Dir zu gestehen, daß ich noch immer weit entfernt bin, alles Nothwendige zu besitzen. — Wie? sagte der Genius, ich hielt Dich für den Glücklichsten der Menschen. — Ach ich bin es nicht! Sieh nur, meine Nachbarn und Freunde, haben eine große Anzahl der schönsten Frauen, indeß ich nur eine einzige mein nenne. — Soll ich es glauben, du wünschest Dir noch mehrere?— Hätte unser Prophet denn die Vielweiberey erlaubt, wenn er sie nicht für nothwendig gehalten? Nur Menschen aus den niedrigsten Volksklassen, müssen sich mit Einem Weibe begnügen, weil sie zu arm sind, mehrere zu ernähren, weil ihnen allenthalben das Nothwendige fehlt. Ich sehe, daß alle, die das Nothwendige besitzen, mehr nehmen, als Ein Weib. — Wie viel Weiber sind dir denn nothwendig? — Meine Nachbarn und Freunde haben dreyßig bis vierzig auch wohl fünfzig Frauen. Ich glaube, daß ich mit zwanzig mich behelfen und das Nothwendige haben werde. — Zwanzig Frauen, sagte der Genius, gränzen doch, wie mir scheint an Ueberfluß. Eine einzige genügt oft zum Lebensglück, zwanzig können nur zur Eitelkeit und zum Vergnügen dienen, und ich bemerke mit Verdruß, daß Du eitel bist. — Und wer ist es nicht? erwiderte Ademdai. Ja, ich gestehe, daß ich ein wenig eitel bin, daher ist es nothwendig, soll ich glücklich seyn, daß ich meine Eitelkeit so viel als möglich befriedige. — Du musst also nothwendigerweise zwanzig Weiber haben? — Ja, und deßwegen auch eine Vergrößerung meiner Einkünfte; denn sie müssen wohl genährt und schön gekleidet werden, sonst würde ich mich nur dem Spott meiner Freunde und Nachbarn aussetzen. — Nun denn, auch das. Morgen soll Dir ein Sklavenhändler zwanzig schöne Mädchen zuführen, die Dir nichts kosten werden, und zur Bestreitung Deines Hauswesens, will ich Dir noch dreymal so viel, als Du jezt bekommen hast, geben. — O, wie danke ich Dir, allzugütiger Genius? Du gewährst mir alle meine Wünsche; aber ich bin auch entfernt, Deine Güte zu mißbrauchen; bis jezt habe ich noch keinen Ueberfluß von Dir begehrt. Erlaube mir nur noch eine Bemerkung. Da du mir zwanzig Weiber als eine Nothwendigkeit gestattet, wirst du mir zwey Eunuchen für jede nicht abschlagen. Es gibt Menschen, die eine weit größere Anzahl dieser Geschöpfe besitzen. Wer zwanzig Frauen hat, muß sie nothwendig wohl bewachen lassen. — Dawider ist nichts einzuwenden, sagte der Genius, ich werde dir zwanzig Frauen und vierzig Eunuchen schicken, und da sich dein Haus so sehr vergrößert hat, werde ich dir zweyhundert Tomanen des Tags zu verzehren geben. Gute Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sterbende Maria.

(Gemälde von van Eick in der Sammlung der Gebrüder Boisserée.)

1819.

Von C. P. C.

Nur noch im Athemzug auf der Sterbenden Lipp' ist das Leben;
Doch die erblassete Wang' hellet ein höherer Strahl,
Strahl des Lebens vom göttlichen Licht aus dem ewigen Leben,
Und in Jugendlichkeit hat sich verklärt ihr Gesicht.
Jede Furche des Alters ist fern, die Blume der Keuschheit,
Einer Lilie gleich, blüht ihr um Augen und Stirn.
Um sie drängt sich der betenden, segnenden Freunde Gesellschaft;
Mit der Entzückung Lust ringet in ihnen der Schmerz.
Sie die dem Leben das Heil, dem Tod hat das Leben geboren,
Ziemt nicht ein solcher Tod, Mutter des Heils, dir mit Fug?

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Im Februar.

Auf dem Hoftheater nächst der Burg wurde seither neu einstudiert; „Der Tag der Verlobung" Lustspiel in 4 Aufzügen. Das Stück könnte zwey Akte weniger haben, und würde

nichts dabey verlieren. Der erste ist rund und launig; eine artige Intrigue scheint sich anzuspinnen, und die Charaktere sind gut angelegt. Nachher reißen alle Fäden ab, verwirren sich zwar wieder, aber verschlingen sich nicht, und man kann manches Ende finden, eve das rechte und lezte kommt. Einzelne Stellen sind lustig, das Ganze ist matt, der Dialog gewöhnlich; doch aber giebt die Scene der Handlung (die in Ungarn vorgeht, ohne daß eine geschichtliche Beziehung zum Grunde läge) Anlaß zu einer glänzenden Einkleidung, durch das nationelle Costüm, das bey der Verlobungsfeyer in voller Pracht erschien. Graf Thurza und der Rittmeister Baumkircher (primo amoroso) sind die Hauptrollen, doch bleibt vom zweyten Akt an nur dem lezteren ein kleiner Spielraum übrig, wenn wir das Selbstgespräch des verschmähten Grafen ausnehmen, das eine langgezerrte Parodie des Monologs: „Seyn und Nichtseyn" enthält, und sich um die Frage dreht: „Heyrathen oder nicht Heyrathen?" Herr Korn gab die Scene, wo der Rittmeister sein Räuschchen, dem Bedienten gegenüber, der auch benebelt ist, und dem er Enthaltsamkeit zu predigen pflegt, maskiren will, mit einer äußerst glücklichen Schattierung. Der Charakter des alten Homanay, der nur in der Beschreibung des ersten Akts bedeutend ist, konnte durch die kraftlose Haltung des Darstellenden in der Folge keine praktische Bedeutung gewinnen. — Charlotte Pfeiffer aus München trat auf dieser Bühne noch in mehreren Rollen auf. Als Mädchen von Marienburg zeigte sie nur die eine Seite des Charakters; jene Mischung von Jovialität und Ernst, die im ersten Theile der Darstellung hervortreten muß, wurde nicht beachtet. Der tragische Theil hingegen erhob sich desto mehr und wirkte besonders in der Unterredung mit dem Zaar, nachdem Chatinka auf ihrer Flucht wieder eingeholt und zurück gebracht worden, mit ergreifender Kraft. Die Gastspielerin erhielt hier rauschenden Beyfall. Die Darstellung dieses schwerfällig gezeichneten Charakters konnte mit Recht unter die vorzüglichsten Leistungen ihrer beliebten Vorgängerin, der Stich, gerechnet werden, und wurde von der leztern zweymal bey übervollem Hause wiederholt. — Die folgende Gastrolle war Zenobia, in der Tragödie Mäon, von Collin. Die starre, oratorische Aufgedunsenheit des dramatischen Werks, wurde durch den Pathos der Deklamation verstärkt, und die Bewegung noch viel mehr gelähmt. Einzelne gelungene Stellen zeugten von der Besonnenheit und dem künstlerischen Werth der Darstellerin, andre mißlangen völlig, dennoch wurde diese Leistung mit Beyfall aufgenommen, und man darf der Empfängerin nicht alles Verdienst absprechen. — Die „Hagestolzen" folgten darauf, worin unser Gast die Margaretha — man möchte sagen: dem Sonntagspublikum zum Besten gab. Eine ganz verfehlte Darstellung, die bey dem ersten Auftreten dieses zart gedachten und gebildeten Landmädchens den gut gelaunten Zuschauern vom höheren und höchsten (obersten) Range die längst ersehnte Rekreation verschaffte. Ein schwärmerischer Balladensänger würde leicht ein rüstiges, rundes Schwabenmädchen erblickt und einen poetischen Briefwechsel angeknüpft haben. Wenige Züge gelangen, alles war so derb gemacht und ungeschmeidig, daß die inkorrekte Zeichnung nur geringe Ausnahme verstattet. Unter diese stellen wir den Vortrag des Liedes: „Was frag ich viel nach Geld und Gut" u. s. w., um doch nicht ganz undankbar für die Bemühung der Darstellerin zu seyn, die, zu ihrem Lobe sey's gesagt, gleich Anfangs die falsche Stimmung der Versammelten wahrnahm und sich zu mäßigen verstand. Ein Referent, der zu jener Klasse von Kunstrichtern gehören mag, die alles auf der Bühne hübsch natürlich wollen, mit prosaischem Herzen und treuer Ergebenheit immer nur die Grazien in der Mark lieben, hat diese Darstellung mit Bewunderung aufgenommen, und meint, die Pfeiffer habe die Rolle ganz im Sinne des Dichters, nicht wie eine metamorphosirte Schäferin aus Arkadien gegeben. Ey! wer hat dem werthen Referenten wohl den Sinn des Dichters offenbart? — Schwerlich er selbst, oder Jemand, der Margaretha in Berlin von der Schröder einmal spielen sah! Auch rühmt der Kunstrichter die durch das gütige Hervorrufen veranlaßte Danksagungs-Parodie: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut — wenn ich nur Ihren Beyfall habe!" — Uns fiel dabey das alte Lied des Grafen Almaviva, aus Großmanns Uebersetzung des Barbiers von Sevilla ein: „Was helfen mir tausend Dukaten — —". Auf dem Theater an der Wien sahen wir ein Schauspiel von dem in seinem Vaterlande sehr geschätzten Dichter Kißfaludy: „die Tartaren in Ungarn." Uebersezt von Georg v. Gaal. Der dramatische Werth dieses Werkes entspricht dem Rufe des Verfassers nicht. Schöne Züge des magyarischen Edelmuths und die kontrastirende Barbarey der Tartaren werden mehr durch Worte, als durch Handlungen geschildert. Die Leute reden viel und thun sehr wenig; diese drohen, jene höhnen, auf der einen Seite ist Sieg, auf der andern tapferer Widerstand; beyde Theile kommen nicht vom Fleck. Endlich wird die belagerte Burg noch einmal berennt, und die Magyaren mit ihrer blumenhaften Jambensprache ziehen den Kürzern. Ihre großmüthigen Gesinnungen und die treue Anhänglichkeit zweyer Liebenden erweichen aber und bekehren die Barbaren. Ein großer Fehler dieses Stücks ist die Länge. Die Darstellung war nicht die beste Seite dieser Produktion; Verdeutschung und Versifikation bewährten aber die Geschicklichkeit und den Fleiß des schätzbaren Uebersetzers, der durch Mittheilungen aus der magyarischen Literatur besondere Verdienste sich erwirbt. — Früher kam auf dieser Bühne ein verlegenes, sogenanntes romantisches Schauspiel wieder zum Vorschein: „Udalrich, Markgraf von Mähren." Eigentlich ein ritterliches Ungethüm, das durch Reiterparaden und Waffengetöse, Galoppaden und Gefechte Bewunderung erstürmen will, doch nur Gleichgültigkeit und Schlafsucht bewirken kann. Die Lachsucht kämpft zuweilen noch mit beyden, muß aber bald dem Ueberdruß und ihren Konkurrenten unterliegen. Vor einer Reihe von Jahren machte diese tragische Posse einiges Aufsehen durch das halsbrecherische Kunststück eines edlen Rosses, das in seinem artistischen Eifer einen Satz in's Orchester machte, der für einen der glücklichsten Salto-mortales gelten kann, die jemals gemacht wurden, da es, wenn ich mich anders recht besinne, blos einer ungelenken Baßgeige den Hals kostete, und einige andere musikalische Werkzeuge mit einer leichten Beschädigung davon kamen. — Als neu wurde auch ein Zauberspiel gegeben: „Die übereilten Wünsche, oder: der Berggeist" von Gleich. Musik von Drechsler. Früher war dieses Sing- und Possenspiel schon auf dem Volkstheater in der Leopoldstadt, wo es Glück machte. Hier gefiel es nicht. Dasselbe Schicksal hatten bereits mehrere von jener Vorstadtbühne auf diese verpflanzten Produkte. Dieß läßt sich leicht erklären, ohne daß man den Grund in dem dramatischen Erzeugniß selbst zu suchen braucht. An das Inseltheater (der Leopoldstadt) pflegt man geringere Forderungen zu machen; das Lokale schon rechtfertigt die beschränkteren Erwartungen, und die beyden vorzüglichsten Komiker im Volks-Dialekt (Ignaz Schuster und Raimund) sind dort heimisch. Das Theater an der Wien ist das glänzendste der Hauptstadt und den höchsten Leistungen angemessen, die Schauspieler dieser Bühne, die sich in allen Gattungen versuchen, haben vielleicht gerade in dieser untergeordnetsten den wenigsten Takt, das Zusammenwirken fehlt, der Rahmen ist zu groß für das kleinliche Karikatur-Gemälde, die Zuschauer erwarten mehr, oder auch wohl weniger, und haben sich an der aufgewärmten Speise übersättigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 22.

Nr. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. März 1821.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir die Reste des Gebäudes, wie wir sie sehen, und wie uns das Uebriggebliebene Anleitung gibt, auf das Ganze zu schließen (wobey wir die Kirche noch, als etwas später Ueberarbeitetes, beseitigen wollen), so ist klar, daß nur ein deutscher Baumeister, oder wenn man mir diese bestimmte Behauptung anfechten wollte, ein Baumeister durchaus erfüllt und nur geleitet von der schönen altdeutschen Baukunst, auch schon das Hochschloß vollendete; denn es ist auch nicht eine Spur der Sächsischen Bauweise, oder irgend gar einer fremden, weder im Ganzen noch in seinen einzelnen Theilen zu entdecken; denn der runde Verzierungsbogen an den Thürmen und der Seite gegen Mitternacht, der mir eingewendet werden kann, ist durchaus unwesentlich und hat auf die Grundformen gar keinen Einfluß, selbst wenn er von der ältesten Zeit her am Schlosse gewesen ist. Dieß wird noch dadurch wohl am besten bewiesen, daß vier sich verschiedener Schmuck an der Langseite und den Thürmen, dicht neben und übereinander steht, wie wir weiter unten noch einmal, das hier einzeln Bemerkte zusammengestellt, sehen werden. Höchst eigenthümlich sind aber die den großen vordern Eingangsbogen stützenden beyden halbrunden Wandpfeiler, welche Frick Tafel 16 unter 29 in kleinen Bruchstücken abgebildet gibt, und die an dieser Stelle nur einzig in Marienburg vorkommen. Worin sich hier allein eine Einwirkung fremder, das heißt italienischer Bauart zeigen möchte, ist in dem Wechsel- und Farben-Gestein, der Mosaik, welche wir auf andere Weise oftmals außerhalb angebracht finden, und da erinnern nun besonders diese beyden Wandsäulen an die aus weissem und schwarzem Marmor geschachten Dome Italiens (Orvieto, Siena u. s. w.). Dieß ist aber, meiner oft erklärten Ansicht nach, immer nicht hauptsächlich, sondern Nebenwerk, kann nie einen Bestimmungsgrund der Bauweise abgeben, sondern muß immer nur als merkwürdige Abweichung bey Betrachtung der Verzierungen angemerkt werden. In Hinsicht dieser Mosaik, die selten geschacht, meist als im Zickzack niederlaufende Winkel, oder am meisten in Rauten-Gestalt vorkommt, bemerke ich nur gleich ein für allemal, daß sie an allen Schlössern der Ritter, mehr oder minder, so viel ich derselben gesehen, vorkommt, daß es mir aber nicht möglich gewesen ist, irgend eine bestimmte Regel dabey zu entdecken, indem ein Theil sie hat, das dicht dabey stehende Gemäuer aber keine Spur davon aufweiset. So hat z. B. der rechts stehende Thurm am Abendtheile des Hochschlosses diese Mosaik, der dicht daneben stehende Thurm hat sie nicht deutlich erkennbar. Auch hören diese Verzierungen wohl oben oder unten auf, oder werden verworren und nachlässig. In der Regel scheinen indessen die Eckthürme und Hauptthüren, auf die ein besonderer Fleiß verwendet worden, dieses Schmuckes sich zu erfreuen. Auffallend ist es mir, daß ich diese Verzierung, ich müßte mich denn irren, da ich es aus der Erinnerung niederschreibe, an keinem Danzgk bemerkt habe, so schön diese auch meist gebaut sind. Fortgesezte Vergleichungen der einzelnen Schlösser werden vielleicht auf eine feststehende und noch erkennbare Grundansicht leiten. So wie es mir bis jezt erscheint, nehmen die Rauten und Zickzackwinkel immer die ältesten Theile der Gebäude ein, und überhaupt sind die ältern Theile mehr, als die aus jüngerer Zeit, damit versehen. *)

Und da ich hier auf die Bauart überhaupt gekommen bin, so mögen noch ein Paar allgemeine Bemerkungen ihre Stelle finden, mit Berücksichtigung des Herrlichsten und Höchsten des Mittelschlosses und seiner Säle, wenn ich dieses auch gleich noch nicht berührte und beschrieb. Alle Gebäude, das ältere sowohl, das Hochschloß, als das neuere, das Mittelschloß, um auch von diesem es hier vorläufig zu

*) Nicht in Preußen allein, auch in Pommern habe ich dergleichen Mosaike gefunden, und einen schönen runden Thurm der Art besonders in Stargard. Aber auch in Schlesien an der Kirche zu Neumarkt, deren Erbauung der heil. Hedwig beygelegt wird, ist ein Rest solches bunten Steinwerks zu bemerken. Vergleicht man ältere Nachrichten damit, so mag diese Art schon im zehnten Jahrhundert angewendet worden seyn, denn dahin deuten die Lebensbeschreiber des heil. Bernward, wenn sie sagen: er habe bey seinen Bauten immer einen weissen und einen rothen Stein mit einander abwechseln lassen und so eine Mosaik gebildet.

bemerken, sind in reinster altdeutscher Bauart ausgeführt, und dennoch sind alle vom äußern Schmuck, den die altdeutsche Baukunst so reichlich sonst hat, entfernt. Wie ist dieß zu erklären? Nur aus dem ganzen Zweck des Gebäudes und den Baumitteln, die dazu genommen sind. Das Schloß war immer zur strengen und sichern Vertheidigung gegen die Feinde bestimmt; daher seine feste Umwallung, daher die mühsam bewässerten Gräben, die vielen Wacht- und Wart-Thürme. Was sollte hier der äußere Schmuck der Giebel und Spitzpfeiler, des scheinbar Durchbrochenen und wirklich Durchbrochenen? Hinderlich wären aber die Spitzen den Kämpfenden und Beobachtenden gewesen, beyde brauchten freye Bewegung und Umsicht; zwecklos wären sie gewesen, denn die erste Belagerung mit starkem Wurfgeschütze hätte alles niedergetrümmert. Sollten aber diese Zierrathen, besonders wenn sie frey standen, nur einigermaßen haltbar seyn, so mussten sie aus Sandstein verfertigt werden, in welchem sich auch diese Verzierungen am besten und schönsten darstellen liessen. Nun aber entbehrten die Ritter bey ihrem Bauen des Sandsteins ganz, und wir finden nichts als Granit, Kalkstein, Stuck und gebrannte Ziegel, und es ist die Frage, ob im ganzen Schlosse irgendwo Sandstein gefunden wird. Hätten sie daher auch wirklich, dem Geiste der Bauart eines festen Schlosses zuwider, Thürme, Spitzen, Pfeiler anbringen wollen, so würden ihnen immer die Baumittel gefehlt haben, sie hätten sie von weither holen müssen, und da zogen sie nun vor, den gediegenen, festen, ewigen Granit allein zu hohlen, denn also sollte ihr Werk auch werden.

Man könnte daher wohl fragen, da aller dieser äußere Schmuck fehlt: ist dieß Werk denn auch wirklich in der schönen altdeutschen Bauart ausgeführt? Darauf erwidere ich bestimmt: ja und durchaus. Tretet in jene herrlichen und hohen und heiligen Räume der Säle, seht wie der kühnste Spitzbogen leicht, zart, ja man möchte sagen, wie hingehaucht über euch schwebt! Wie die schönen und schlanken Pfeiler gleich jugendlichen Bäumen, die Gurten des Gewölbes wie ihre Aeste entfalten und regelmäßig niedersenken, wie nirgends im ganzen Saale irgend eine Spur von Schwerem, Drückendem herrscht, und wie dennoch, wenn ihr entzückt in diesen Räumen steht und den Riesengeist bewundert, der sie zu denken und nun gar auszuführen vermochte, euch das Gefühl der Festigkeit und Dauer umgibt. Der leicht aufsteigende Bau ist für die Ewigkeit gegründet, damit er den fernsten Jahrhunderten eine Lehre sey, was deutscher Geist vermochte. Was sollte hier der Schmuck der Thürme, Spitzen, Pfeiler? Sie sind ja hauptsächlich nur da, um die großen Massen, die hinter ihnen stehen, zu verstecken, zu lichten, den Stamm, der tief in der Erde Wurzel gefasst, zu verbergen, das Schwere und Mächtige zu verhüllen und allem den Schein gen Himmel strebender Leichtigkeit zu geben. Sie sind nur zumeist Abstufungen der größern breiten Masse, Ausgangs-Spitzen der gegen die Höhe immer mehr absetzenden Mauern. Thürme und Kirchengebäude fordern sie daher zu meist, da in ihnen ja alles von außen auf die schließende und das Ganze begränzende Thurmspitze hinstrebt. Anders ist es in den Sälen der Marienburg. Das Aeußere, kriegerischem Streben bestimmt, musste die Ausschmückung entbehren, im Innern aber hatte der große Künstler das Mittel gefunden, in den Mauern selbst die höchste Kraft und doch größte Zierlichkeit und Schönheit auszusprechen, er bedurfte daher keines andern Mittels.

Den Künstler eben berührend, der diese Baue, besonders des Mittelschlosses, vollführte, mögen auch hier noch ein Paar Worte über ihn ihre Stelle finden. Die Zeit hat seinen Namen verschlungen, keine Urkunde, keine Sage nennt ihn mehr, aber gewiß und unumstößlich ist, es war einer der größten Künstler aller Zeiten und ohne Frage — ein Deutscher. Venezianern und überhaupt Italienern haben einige diesen Bau gerne zuschreiben wollen, da die armen Deutschen zu allen Zeiten nun einmal nicht viel gethan haben sollen. Aber wo wäre ein Italiener zu finden, der seines Landes Eigenthümlichkeit so verläugnete, daß er rein in einer fremden Bauart, in einer ächt deutschen das Werk ausgeführt, so daß auch nicht das Geringste Italischer Ankunft in und an ihm (ich rede hier besonders von dem Herrlichsten und Schönsten, dem Mittelschloß) entdecken kann. Ja eine solche Verläugnung würde ihn zu einem Deutschen machen; denn es müsste einer der ersten Schüler der tüchtigen deutschen Meister gewesen seyn, die um jene Zeit, wie bekannt, Baue in Italien gründeten und leiteten. Und da nun also, wie erwähnt, um die Zeit der Erbauung des Hoch- und Mittel-Schlosses in Marienburg deutsche Baumeister in Italien geehrt, gesucht und gebraucht wurden, wäre es doch höchst wunderbar, wenn ein ächt deutscher Orden, der sich mit des Vaterlandes Namen nannte, so unvaterländisch gewesen wäre, und hätte zu seinem größten Baue einen auswärtigen Baumeister gesucht! Gewiß nicht; und war denn auch der Italiener bey jenen andern Bauen in Poppowo, Rheden, Lochstädt, Meve, und wie die vielen Schlösser heißen, auch thätig? Sind alle nicht aus einem Geiste, einer Ansicht entworfen? Sind Rheden, Poppowo, Lochstädt nicht die verjüngten Bilder der großen Marienburg? Schwingt sich nicht in ihnen allen, noch in den Trümmern sichtbar, kühn der Spitzbogen empor? Allenthalben ist der deutsche Geist des Ordens sichtbar und waltend, und wie des Ordens Satzungen und Zwecke sich in der Vertheilung der Gemächer, Säle und Zimmer klar in großen wie in kleinen Schlössern immer wieder zeigen und entwickeln, so zeigt sich auch des vaterländischen Bodens Kraft in der Ausführung. — Und der Künstler, der das Werk entwarf und ausführte, war ein Baumeister in höchster Kraft und Bedeutung des Namens, und wenn es ein

Hochmeister selbst war. Keiner, der nicht tief in die Geheimnisse der Meß- und Baukunst eingeweiht ist, kann es wagen, einen solchen Bau zu unternehmen, aber die Kühnheit steigert sich auch durch das Gelingen, und was manchem unserer heutigen Baumeister, der das Gebäude nur anstaunt, nicht aber Gelegenheit hat, werkthätig selbst ein solches Werk auszuführen, unglaubliche Verwegenheit dünkt, das würde auch ihm vielleicht wagbar erscheinen, wenn ein ähnlicher Bau von ihm zu vollführen wäre; denn die Kraft wächst mit jedem Schritte. Eingeweiht war jener Baumeister gewiß, so glaube ich, in die Geheimnisse der wissenschaftlichen Verbindung freyer Maurer des Mittelalters, von der die Baukunst, als das Herrlichste und Höchste, die das Größte und Tüchtigste verlangte, und das Heiligste und Göttlichste in sich einschließen sollte, als eine tiefe und geheimnißvolle Kunst, welche die Erde gleichsam an den Himmel knüpfte, geübt ward. Die größten Männer der Zeit waren Mitglieder; denn der Bund suchte nur das Große, Hohe und Edle, nicht das gemein Menschliche waltete vor. Erzbischöfe, Bischöfe, und viele andere bedeutende Männer nennt uns die Vorzeit, welche einst die größten Baumeister ihrer Zeit waren (Bernward von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn, Otto von Würzburg, alles Bischöfe und in den Wissenschaften tief erfahren). Daher waren denn auch gewiß viele Ritter des Ordens diesem Bunde verknüpft, sie lernten ihn ihm und führten das Gelernte in Kraft und Kühnheit aus. Und so wiederhole ich noch einmal, war der Baumeister ein Ritter, oder Geistlicher, oder auch nur allein Baumeister, er war einer der größten Künstler aller Zeiten, und ein Deutscher. Finden wir vielleicht nun auch hin und wieder Mängel, die ein Baumeister unserer Tage sich nicht würde zu Schulden kommen lassen, so müssen wir bedenken, daß die alte Zeit die gleichmäßige Uebereinstimmung, ja oft die Zierlichkeit und den guten Eindruck auf das Auge dem Nutzen opferte, ja auch besonders, wie wir weiter unten noch sehen werden, daß gerade hier die alten Mauern eines früheren Gebäudes bey dem Hauptwerke, dem Mittelschlosse, zum Theil benuzt wurden. Diese Mängel werden aber durch das viele Mächtige und Kühne, was ein Baumeister unserer Tage schwerlich zu unternehmen wagen würde, weit übertroffen und jener Baumeister war daher gewiß eben so streng ein Mann vom Fach, als jezt unsere vorzüglichsten Baumeister, die durch alle Schulen gegangen sind. —

Kehren wir noch einmal zur äußern Betrachtung des ganzen Hochschlosses um. Frühere und spätere Baue haben die ursprüngliche Gestalt verwandelt; angelegt war es, das sieht man deutlich, zuerst auf 4 Eckthürme, der eine davon ward Schloßthurm des Kapitelsaals, der andere ward abgerissen und zeigt sich nur in wenigen Mauervorsprüngen, als Dietrich von Oldenburg die Kirche verlängerte, welche sonst nur als Kapelle in dem Viereck des Gebäudes mit stand. Ob dieser etwa mehr vorgebaut war, als die andern, da er die Kirche bezeichnete, ist nicht mehr klar, und soviel nur gewiß, daß an dieser Ecke, noch vor die Annenkapelle vor, ein felsenhartes Grundgemäuer, welches noch deutlich, hervorspringt, dessen Bestimmung aber ungewiß ist. Der Thurm gegen Mitternacht springt nur mit seinen Ecken etwas vor und ist nur bis zum Dache jezt geführt; wie er früherhin etwa noch begonnen war, ist nicht mehr zu unterscheiden. Der vierte Thurm, gegen die Weichsel zu, ist weit mehr vorgebaut, er steht schief an der Ecke und von ihm aus führte der Gang über eine feste gewölbte Mauer in den ebenfalls schief stehenden Danzgk. Der hohe Schloßthurm ist späterhin aufgesezt worden und steht auf den Mauern des Schlosses. Die Verzierungen unter dem Dache des Langhauses, worin Kapitelsaal und erste kleinere Kirche, sind vierfach. An der langen Seite gegen Mitternacht stehen runde Bogen, überaus zierlich mit Weinlaub durchwunden, alles von gebrannten Ziegeln, abgebildet von Frick Tafel 18 unter 14, wie sich in Lochstädt in der Kapelle eben solche Verzierungen finden. An der Morgenseite, wo der neue Anbau eintrat, soll diese Verzierung auch noch sichtbar seyn, ob sie gegen Mittag sich fand, ist nicht mehr deutlich, da alles übertüncht. Um die vorgebaute Ecke und den Eckthurm werden diese Bogen kleiner und das Weinlaub fehlt. An dem Giebel gegen Abend stehen sehr plumpe Spitzbogen und an der untern Reihe des zweyten schmäleren Thurmes stehen etwas zierlichere Rundbogen. Die darauf folgenden Geschoßtrennungen an beyden Thürmen sind rundum in gleicher Weise, in einem recht zierlichen Spitzbogen, und so ist es um desto auffallender, wie mitten innen diese verschiedene Art der Ausschmückung kommt, und hier ist die noch dunkle Stelle, wie sich der verschiedene Bau gestaltete.

(Die Fortsetzung folgt.)

London den 20. Februar 1821.

Endlich ist auch der Zustand des brittischen Museums im Parlament zur Sprache gekommen. Das Aeußere dieser herrlichen Anstalt gereicht einer so großen und reichen Nation zur Schande. Beym Eintritt in den Vorhof glaubt man in ein altes Schloß zu kommen. Bankes, einer der Curatoren des br. Mus. (dessen gelehrter Sohn seine vielbesprochene Reise in Aegypten und Syrien nächstens herausgegeben wird) gestand, daß zum wenigsten zwey Flügel wegen ihrer Baufälligkeit bald abgetragen werden müssen. Nimmer wird man so abderitisch handeln, ein bloßes Flickwerk dieser Art vorzunehmen, oder, wie Bankes meinte, nach und nach einzelne Theile des Museums abzureißen und wieder aufzubauen, um den Kostenaufwand zu vermindern. Vielmehr lässt sich voraussehen, daß es im Unterhause nicht an Freunden der Wissenschaften fehlen

wird, die ein ganz neues Gebäude bewilligen. Man lobte bey dieser Gelegenheit die große Liberalität des Einlasses bey allen öffentlichen Anstalten in Paris, welche am brittischen Museum noch nicht eingeführt sey. Dagegen versicherte aber ein Parlamentar, er wisse von guter Hand, daß die Pariser Bibliotheken dadurch gar sehr zu kurz gekommen, und von unredlichen Besuchern beraubt worden wären. Mithin ist es rathsam, die Leichtigkeit des Einlasses bey solchen Anstalten nicht zu weit zu treiben, denn so wie in Paris, hat man in London und vermuthlich überall, dann und wann Beyspiele, daß Betrüger sich den Mangel an Aufsicht zu Nutze machen, und seltene Bücher, Manuscripte, Kupferstiche, Medaillen, Stufen &c. entwenden. Vor einigen Jahren verlor das brittische Museum durch einen Schelm etliche seiner besten alten Kupferstiche, und der gelehrte Beloe (Uebersetzer des Herodot und A. Gellius) ein sehr edler Mann, welcher die Aufsicht darüber führte, büßte deßwegen seine dortige Anstellung und sein Brod ein. Die Redner von beyden Parteyen vom Unterhause gaben zu, daß alle Aemter am brittischen Museum mit fähigen, ihren Fächern völlig gewachsenen Männern besezt wären. Man weiß, daß darunter auch zwey sehr gelehrte und gefällige Deutsche, Carl König und Dr. Noehden, beyde in Göttingen gezogen, sind. Eine gegründete Bemerkung wurde von einem Parlamentar bey dieser Gelegenheit gemacht, nämlich, daß sobald die herrlichen Sammlungen des brittischen Museums ein anständiges Lokal hätten, auch viele Patrioten dieser Nationalanstalt bedeutende Summen, Bibliotheken und Seltenheiten vermachen würden.

Erst jezt ist die Beschreibung von Mudie's schon seit einiger Zeit käuflichen Nationalmedaillen (An historical and critical account of a grand Series of National Medals, published under the Direction of James Mudie, Esq. mit Umrissen derselben, bey Colburn in 4.) ins Publikum gekommen. Diese Reihe von Medaillen ist für die Geschichte Georg's III. und seiner Zeit äußerst interessant. Sie kostet in Bronze 20 Guineen, in Silber 40 Guineen, und in Gold 600 Guineen. Man kann da auf 40 Schaumünzen die höchst denkwürdigen Ereignisse der lezten 30 Jahre mit einem Blick übersehen. Die vier lezten Stücke sind: Napoleons Selbstüberlieferung an den Orlog Bellerophon; Napoleon tief nachsinnend auf dem Fels-Eilande St. Helena; Lord Exmouth's Beschießung von Algier; und die Jonischen Inseln. Die wohlgerathenen Umrisse in diesem Werke können denen genügen, welche nicht im Stande sind, sich die theuere Medaillensammlung selbst anzuschaffen. Es haben zwar Webb, Wyon, Mills und Faulkner an diesen Denkmünzen gearbeitet, aber bey weitem der größere Theil gehört französischen Künstlern an (wie Mudie dankbar anerkennt, und wie ihre Namen auf den Münzen verkündigen) weil zur Zeit dieses Fach der Kunst wenig Aufmunterung in England erhalten hat. So kann sich nun diese Suite mit der bekannten Sammlung der Napoleonischen messen. —

Ob gleich aber die Pariser Stempelschneider anerkannt den Vorzug vor den englischen verdienen, so räumen doch dagegen die französischen Kupferstecher ein, daß die englischen in den Kupfern zu Büchern (man nennt dieß gemeinhin book-work) glücklicher sind. Dieß wird auch jeder finden, der die mit Kupfern verzierten Werke beyder Nationen vergleicht. Was England in diesem Fache hervorbringt, ist wegen der Theurung der englischen Prachtwerke auf dem festen Lande nur wenig bekannt. Wie Wenige werden dort von dem unvergleichlichen Don Quixote (englische Uebersetzung) mit Kupfern nach Gemälden des berühmten Smirke etwas gehört haben. Die 70 bis 80 Kupfer in den vier Bänden (bey Cadell, in drey Formaten, wovon die wohlfeilste 8 Guineen kostet) bilden eine Gallerie von historischen Gemälden, die der englischen Kunst unendliche Ehre machen, und sehr hoch geschäzt werden. Eben das gilt von dem kürzlich erschienenen Robinson Crusoe, 2 B. in 8. mit 22 Kupfern (bey Cadell), die Gemälde von Stotbard, der Stich von Heath, auf dreyerley Papieren. — Von seltener Vollendung und Schönheit sind auch die eben erschienenen Kupfer von Daniell zur Erläuterung der belebten und leblosen Natur in Süd-Afrika (Sketches representing the native tribes, animals and Scenery of Southern Africa, from Drawings made by the late S. Daniell, engraved by W. Daniell. Royal-quarto, 3 Guineen, und auf indischem Papier 4 Guineen). Wie die ostindischen Bilderwerke dieser beyden Künstler (Oheim und Neffe) in großem Ruhme stehen, so ist auch das gegenwärtige ihres Namens werth.

H.

Paris.

Der Maler, Hr. Choris, welcher mit Otto von Kozebue die Reise um die Welt gemacht hat, gibt eine Sammlung lithographirter Zeichnungen der auf jener Reise von ihm gesehenen Gegenden, Pflanzen, Thiere und Menschen heraus, mit einem kurzen erläuternden Text begleitet. Sie wird aus 12 bis 15 Lieferungen bestehen, jede zu 7 Fr. 50 Cent. schwarz; 9 Fr. wenn die naturhistorischen Gegenstände colorirt sind; 15 Fr. ganz colorirt. Die ersten Hefte sind schon erschienen. Man unterzeichnet bey Firmin Didot.

Die Arbeiten für den Guß der Reiterstatue Ludwigs XIV. von Hr. Bosio, welche den Platz des Victoires zieren soll, sind in vollem Gang in Hrn. Carbonneau's Werkstatt. Man glaubt die Einweihung der Statue werde am 25sten August dieses Jahrs statt haben.

Der 5te Band von Clavier's Uebersetzung des Pausanias ist erschienen; ihm wird nächstens der sechste und lezte folgen.

Nro. 65.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 16. März 1821.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantasie. –

Goethe.

Briefe aus Berlin.

(Die große Hofredoute vom 27. Januar 1821.)

Ich beschreibe Ihnen ein Fest, einzig in seiner Art, voll orientalischer Pracht und europäischer Würde.

Den 27. Januar fuhren wir um fünf Uhr Nachmittags, im Dämmerschein nach dem Königlichen Schlosse. So früh bricht man gewiß selten zu einem Maskenball, dem Sohne der Nacht auf. Aber troß unserer Eile musste unser Wagen noch eine Weile halten, von der bereits sich bildenden Kutschenreihe vor dem Schlosse gehemmt, ehe wir vorfahren konnten. Mit Einlaßkarten zum weißen Saale versehen, worin die Tableaux gegeben wurden und dessen Raum nur einen Theil der eingeladenen Gäste fassen konnte, eilten wir schnell die Treppen hinauf, mit zahlreicher Begleitung, doch noch ohne Gedränge. Wir trafen bereits eine große glänzende Versammlung. Zu beyden Seiten des Saals zogen sich dreyfache, mit rothem Tuch beschlagene Stufen hin, über diesen standen zwey Reihen Stühle, die sowol als die Stufen mit Damen besezt waren. Mit Mühe fanden wir, in der Nähe des noch verhüllten erhöhten Theaters, ein Plätzchen. Das Parterre füllte sich allmählig, und wir weideten unsere Augen an den prächtigen Anzügen der Damen, die fast sämmtlich im Ballstaate, nicht in Charaktermasken, erschienen. Die leichte Flormaske wurde beym Eintritt abgenommen. Ein kleiner Schultermantel von gesticktem Flor, war das einzige Zeichen eines Maskenanzuges. Man sah sehr viel Juwelen, Sammt und vorzüglich Flor- und weiße Atlaskleider: mit weißen Federhüten. Sämmtliche Herren trugen farbige oder weiße Dominos.

Gegen acht Uhr erschallte Musik und der feyerliche Zug der Lalla Rookh begann. — Da der Hauptinhalt des Gedichts in diesen Blättern schon erzählt wurde, gehen wir gleich zu dem Zuge selbst über. — Bey der allegorischen Darstellung dieses morgenländischen Gedichts ward angenommen, daß das junge fürstliche Paar einige Zeit nach seiner Vermählung, in Gegenwart Aurengzebs, Abdahlas und deren Gefolge, ein Fest giebt, wobey durch lebende Gemälde die Erinnerung an jene vier Romanzen versinnlicht wird die aus dem Fürsten-Paare zugleich ein liebendes schufen.

Ein Theil des Gefolges, zwey Marschälle an der Spitze, zog durch den Saal und stellte sich im Halbkreis auf. — Darauf folgte Aurengzeb, Kaiser von Delhi (Prinz Wilhelm, Bruder des Königs) auf einem Palankin getragen. — Nach ihm, gleichfalls auf einem Palankin, Lalla Rookh (d. i. Tulpenwange) die reizende Großfürstin Alexandra, zart und schlank wie eine Paradieses Blume; sie trug ein Gewand von Silberstoff, mit rosenfarbenem silberdurchwirkten Schleyer, das Gewand rund herum mit Tulpen gestickt, auf dem Haupte strahlte eine unbeschreiblich reiche Krone von Brillanten, deren Werth auf eine Million angegeben wurde.

Die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, erschienen als Schwestern, Brüder und Verwandte der Monarchen von Delhi und der Bulgarey, sämmtlich mit großer Juwelenpracht, in dem glanzvollsten sorgfältig

erf r..hten und treu ausgeführten Kostüm. Der Monarch selbst war, im einfachen blauen Domino, Zuschauer des Festes. —

Die nächsten Umgebungen des Hofes, ein Theil der Gesandtschaften, der hohe Adel und mehre Militärpersonen bildeten in bulgarischen und indischen Kostümen, das Gefolge der beyden Höfe. — Als sich diese edle Versammlung niedergelassen hatte, und das Ganze amphitheatralisch geordnet war, rollte der Vorhang auf und wir erblickten das erste Gemälde aus der Romanze „der verschleverte Prophet von Khorassan.“ Doch damit Sie die Darstellung fassen können, muß ich Ihnen den Inhalt der Romanzen kurz angeben:

Mokanna galt in Khorassan für einen heiligen Propheten, gesandt, alle falsche Religionen, Sklaverey und Despotismus zu unterdrücken. Er trägt einen silbernen Schleyer über seinem Antlitz, damit dessen Glanz die armen Sterblichen nicht blende. Wenn er seine glorreichen Zwecke erfüllt und das goldene Zeitalter wieder eingeführt hat, will er sich den besser gewordenen Menschen in seiner enthüllten Gestalt zeigen. Eine mehr als königliche Pracht umgiebt ihn, seine erhabenen, milden und geheimnißvollen Lehren ziehen eine Menge von Glaubigen herbey, die bereit sind für ihn ihr Leben zu lassen. Seine Haremsfeste werden von Moore, dem Dichter der Lalla Rookh, unnachahmlich schön beschrieben, aus hundert morgenländischen Reichen hat er die schönsten Jungfrauen in seinen Harem gezogen, um sie zu Himmelsbräuten zu weihen. Unter ihnen ist Zelika die Heldin der Romanze. Unter Mokannas glänzendem Schein birgt sich die gräßlichste Wahrheit. Er ist ein dämonisches Ungeheuer, das Gott und Menschen haßt und nur für Macht und Herrschaft entflammt ist. Den Schleyer trägt er, um die scheußliche Häßlichkeit seines Angesichts zu verbergen. Zelika, durch frühere Liebe mit ihrem Jugendgespielen Azim verbunden, glaubt diesen im Kriege gegen die Griechen verloren und hofft dadurch, daß sie in das Himmelskloster des Propheten tritt, sich einem Gott geweihten Leben hinzugeben. Mokanna wählt sie zu dem Hauptgegenstande seiner Verführung, sie fällt und wird von Gewissensbissen, wie von Furien gepeinigt. Einst erblickt sie durch die seidenen Vorhänge des Harems Azim vor dem Propheten knien, und der Prophet bestimmt sie, Azim ganz für ihn zu gewinnen. Statt dessen entdeckt sie ihm Mokannas wahre Gestalt, beyde wollen entfliehn, als der Prophet erscheint und Zelika an den ihm geleisteten Eid mahnt. Zelika reißt sich von ihrem Geliebten los und entflieht.

Diesen Moment stellte das erste Bild dar. Die Beleuchtung war trefflich, die Farben und Kostüme gut gewählt. Mehrere Kenner fanden die Gemälde, in des Malers David's Manier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nordpol-Expedition im Jahre 1736.

(Fortsetzung.)

Wir brachen, sagt Maupertuis, Freitag den 6. Juli 1736, Morgens, begleitet von einer Abtheilung Finnischer Soldaten, von Tornea auf, und schifften in einer großen Anzahl von Fahrzeugen, die mit unseren Instrumenten und den nothwendigsten Lebensbedürfnissen beladen waren, den Strom (die Tornea Elf) hinan, der sich, aus dem Innersten Lapplands kommend, kurz vor seinem Ergusse in den Bothnischen Meerbusen, in zwey Arme theilt, und so die kleine Insel Swensar bildet, auf welcher die Stadt, unter 65° 51′ nördlicher Breite, erbaut ist. Seit diesem Tage lebten wir nur in Wüsten und auf den Gipfeln der Berge, welche uns zu unserer Messung dienen sollten. — Nach einer 12stündigen Fahrt kamen wir in dem, dicht am Strome gelegenen, Finnischen Dörfchen Korpikyla an, von wo aus wir unsern Weg zu Fuß, mitten durch dichte Wälder, bis zum Fuße des steilen Berges Niwa (er findet sich auf jeder gewöhnlichen Charte Schwedens angegeben) fortsetzten. Der Gipfel dieses Berges besteht aus einem einzigen, ungeheuren Felsen, den wir erkletterten, und auf dem wir uns vorläufig niederließen, da seine Lage unserm Unternehmen besonders günstig war. Während unserer Schiffahrt hatten wir unsäglich von einer großen Art Mücken mit grünen Köpfen gelitten; auf jeden Stich floß Blut; noch gefährlichere Arten dieses Insekts mußten wir auf dem Niwa kennen lernen. Zwey junge Lappländerinnen, die auf diesen Höhen eine Heerde von Rennthieren weideten, lehrten uns endlich das Mittel, sich gegen diese Plage zu schützen: sie hatten nämlich ein großes Feuer angezündet, und saßen dergestalt im Rauche, daß wir sie kaum sehen konnten; und bald zwang uns die Noth ihrem Beyspiele zu folgen. — Während meine Begleiter ihre Einrichtungen auf dem Niwa fortsetzten, brach ich am 8ten, 1 Uhr nach Mitternacht, mit Herrn Camus wieder auf, um die weiter gegen Norden gelegenen Berge in Augenschein zu nehmen. Wir schifften denselben Strom bis zum Fuße des Avasara hinauf (er findet sich ebenfalls schon auf den gewöhnlichen Charten angegeben). Es galt, den Gipfel dieses Berges zu entholzen und auf demselben ein Signal zu errichten. Zu den lezteren bedienten wir uns großer Baumstämme, die in hohlen Kegeln zusammengestellt wurden; von den Stämmen selbst ward die Rinde sorgfältig abgeschält, und die Signale erschienen dadurch so blendend weiß, daß sie sich selbst aus Entfernungen von 5—6 Meilen (geographischen) bequem beobachten ließen. Für mögliche Zufälle bezeichneten wir ihren Mittelpunkt noch besonders, entweder durch Zeichen im Felsen, oder durch in die Erde gerammelte und mit großen Steinen bedeckte Pfähle. Nach Vollendung dieses Signals schifften wir uns auf dem kleinen Fluß Tenglio wieder ein, der sich am Fuße des Avasara in die Tornea Elf ergießt, und fuhren denselben bis gegenüber einem andern

Berge, Horrilakero, hinauf, an dessen Fuße wir aber noch einen dreystündigen Marsch durch Moräste zu machen hatten. Den Gipfel dieses Berges fanden wir aus einer schönen rothen, mit fast parallelen Streifen weißer Cristalle durchschnittenen Steinart bestehend, gleichwohl aber von dichter Waldung bedeckt, mit deren Niederschlagung die ganze Nacht verstrich. Die Hitze war sehr groß (eine Bemerkung, die dazu dienen kann, unsere Begriffe von dem Sommer dieser Wildnisse des Nordens zu berichtigen), und die Mücken waren hier unerträglich: wir fanden uns genöthiget, den Kopf dicht in unsere „Lappmuden" (Anzüge von Rennthierhäuten) zu verhüllen, und uns über und über mit Fichtensträuchen zudecken zu lassen, was alles uns gleichwohl vor jenen grausamen Feinden kaum schützen konnte. Hiernächst kehrten wir zu unsern Fahrzeugen zurück, die man unterdeß in den Wald auf's Trockene gezogen hatte, welches bey der Leichtigkeit ihrer Bauart sehr bald geschehen ist. Sie sind nämlich nur aus dünnen Fichtenbretern zusammengeschlagen, und leiden, wegen dieser Biegsamkeit, nichts von den Stößen an die Steinmassen, mit denen die reißenden Ströme dieser Gegenden angefüllt sind. Es ist unglaublich, mit welcher Dreistigkeit der Finne in diesen zerbrechlichen Fahrzeugen selbst über die häufigen Wasserfälle, deren Donner ihn weiter gar nicht zu rühren scheint, wegfährt: ein, in der Mitte befestigter Baum mit seinen Zweigen dient statt Mastes und Segels, und ein breites, sehr geschickt geführtes Ruder vollendet die Ausrüstung.

Wir fuhren jezt den Tornea wieder bis zu einem andern, sehr steilen Berge, Cuitaperi, hinab, dessen Gipfel ein einziger nur mit Moos bedeckter Felsen ausmacht, von dem wir aber einer freien Aussicht auf alle bis jezt benannten Punkte und selbst bis nach dem (Bothnischen) Meerbusen genossen, und der darum für die beabsichtigte trigonometrische Messung, die eine solche gleichzeitige Uebersicht mehrerer, durch Signale bezeichneter Punkte nothwendig macht, sehr wichtig war. Nachdem wir auch hier ein Signal errichtet hatten, kamen wir endlich, im höchsten Grade erschöpft, nach dem Niwa, zu unsern Gefährten zurück. Sie hatten die von uns, auf den verschiedenen Bergspitzen gegebenen Zeichen zwar gesehen, übrigens aber, wegen der beständigen Dünste, mit denen die Atmosphäre erfüllt gewesen war, keine Beobachtungen anstellen können. Ich wage nicht zu entscheiden, ob die ununterbrochene Anwesenheit der Sonne über dem Horizonte die Veranlassung dieser beständigen Dünste gewesen sey: sie verließen uns aber während unseres zweymonatlichen Aufenthaltes auf den Bergen fast keinen Augenblick, und wurden nur durch scharfe Nordwinde zerstreut, so daß wir zuweilen 8 bis 10 Tage auf den Eintritt eines günstigen Augenblickes zu Beobachtungen zu warten hatten.

Am 14ten Juli konnten wir endlich den Niwa verlassen, und während ich nach dem Cuitaperi zurückkehrte, begaben sich meine Gefährten nach dem Kakama und Pullingi, zwey andern Bergspitzen. Unsere Beobachtungen, obwohl von Regen und Donnerwetter unterbrochen, fanden sich am 20sten beendiget; wir brachen noch an demselben Tage auf, und kamen gegen Mitternacht sämmtlich auf dem Avasara an. Ich lernte diesen Berg, dessen schon oben Erwähnung gethan worden ist, bey meinem dießmaligen Aufenthalte genauer kennen. Die Nordost-Seite ist ein gräßlicher Felsenabgrund, in welchem der Tenglio dahin strömt: in den Felsenritzen hatten Falken ihre Nester gebaut. Die Aussicht von dem Gipfel ist unbeschreiblich schön: gegen Mittag verliert sie sich ins Unermeßliche, gegen Morgen kann das Auge den Lauf des Tenglio, welcher mehrere Seen bildet, auf 7 — 8 Meilen weit verfolgen, und gegen Mitternacht endlich wird der Horizont, in weiter Ferne, durch einen Haufen chaotisch über einander gethürmter Berge begrenzt.

Wir brachten 10 Tage auf diesem Berge zu, während welcher Zeit wir viele Besuche von den Einwohnern erhielten, deren Neugierde in einem hohen Grade rege geworden war: sie brachten uns Fische, Hämmel, und Beeren, wie sie in diesen Wildnissen wachsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durchbohrung eines Schiffes von einem Schwertfische. Durch Hr. W. Scoresby den jüngern mitgetheilt.

(Edimburgh philosophical Journal T. 3 p. 411.)

Ein Fahrzeug (der Kitty, Kapitän Hodson) das vor einem Jahr von einer afrikanischen Küstenfahrt nach Liverpool zurückgekommen war, bedurfte einiger Ausbesserung und bey der Untersuchung ward mit Erstaunen wahrgenommen, daß es gegen den Vordertheil hin (trough the bow) von einem harten, knochenartigen Körper durchbohrt war. Dieser Körper, welcher höchst wahrscheinlich das Bruchstück vom Schwert eines Xiphias Gladius oder Hornfisches (Sword fish) ist, hatte das Fahrzeug an einer Stelle durchbohrt, wo die Dichtheit des Fugenwerks und der aus gutem Eichenholz verfertigten Dielen, zwölf Zoll betrug. Der abgebrochene Theil des Schwertes war von außen sichtbar; das andere Ende konnte man unter dem Verdeck sehen. Ein Zimmermann, der es für einen Nagel hielt, hatte mit seinem Schlegel darauf geschlagen und die Spitze abgebrochen. Das Stück kam ihm seltsam vor, er hob es auf und gab den Herren M. J. und R. Fisher, den Verfertigern und Eigenthümern des Schiffes, Kenntniß davon, die alsdann den übrigen Knochen sorgfältig herausnehmen liessen. Die Stelle der Durchbohrung stund vom Vordertheil des Schiffes horizontal vier Fuß entfernt, und zwey Fuß über der Linie der Wassertracht. Das Fahrzeug war, wie es scheint, in sehr schnellem Laufe begriffen, gegen einen in umgekehrter Richtung sich bewegenden Hornfisch angestoßen, dessen in's Holzwerk eingedrungenes Schwert alsdann abbrach. So heftig der Stoß auch seyn mochte, war er jedoch auf dem Schiff nicht bemerkt worden. Hätte der Knochen die gemachte Oeffnung nicht ver-

stopft, so wäre wahrscheinlich das Schiff zu Grund gegangen.

Es hatte das Schwert zunächst die kupferne Bekleidung des Schiffes durchbohrt, hernach ein eichenes dritthalb Zoll dickes Bret, eine Diele von achthalb Zoll, und noch ein weiteres zwey Zoll dickes eichenes Bret. Seine Länge betrug $15\frac{1}{4}$ Zoll; sein größter Durchmesser dritthalb Zoll, und es war ein Pfund zwey Unzen schwer; die Spitze ist beynahe walzenförmig und der Untertheil völlig flach: in der Mitte betragen der größte und kleinste Durchmesser $1\frac{7}{10}$ Zoll und hinwieder $1\frac{8}{10}$ Zoll; an dem abgebrochenen untern Ende betragen die nämlichen Durchmesser 2 Zoll und $1\frac{3}{8}$ Zoll. Die Oberfläche ist runzlich, die Farbe grünlich und der Bruch uneben. Die Runzeln bestehen in kleinen Erhöhungen, welche Incrustationen gleichen. Im Innern des Knochens bemerkt man vier eckige Kanäle, die seiner Länge nach laufen und sich fast bis an die Spitze erstrecken. Die größten Durchmesser dieser Kanäle betragen zwischen $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{4}$ Zoll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Im Februar.

(Beschluß.)

Indem wir von einem Aeußersten zum andern schreiten, führen wir die neueste Leistung dieser Bühne an: „Maria Stuart,“ die zur Feyer des Geburtsfestes des Kaisers am 12. d. M. hier zum Erstenmal gegeben wurde. Der Erfolg entsprach dem rühmlichen Bestreben der nach höherer Bedeutung ringenden Mitglieder auf ehrenvolle Weise. Wenn auch die Ausführung einzelner Rollen keine Vergleichung mit dem, was von überwiegenden Talenten auf dem Hoftheater geleistet wird, aushalten kann, so gab doch das kräftig lebendige Zusammenwirken und die Genauigkeit im Ganzen einen neuen Beweis, daß vereinter Eifer und Entschlossenheit die gewöhnlichen Erwartungen leicht übertreffen. Sicher finden sich in Deutschland nirgendwo zwey Bühnen, die in gleichem Fache so viel Ausgezeichnetes im Stande sind zu liefern. — Charlotte Pfeiffer, die auf der hier in Rede stehenden eine neue Reihe von Gastspielen als Johanna Laud (in Parteywuth von Ziegler) mit glücklichem Erfolg begonnen hat, obgleich diese Wahl, vorzüglich der folgenden Rolle wegen, nicht zu loben ist, gab Maria Stuart. Die Scene mit Lord Burleigh wurde durch Monotonie und Dehnung beeinträchtigt, der Anfang des dritten Akts entbehrte die poetische Erhebung; viel Werthvolles leistete die Darstellerin während der Unterredung mit Elisabeth, gegen Ende dieser Scene mißglückte manches durch Ueberspannung des Tones; der fünfte Akt gieng etwas weinerlich, enthielt aber des Gelungenen am meisten. Die Schauspielerin wurde gerufen, und Hr. Küstner (Cecil) bey der Ankündigung mit lautem Beyfall, wie er es verdient, empfangen. — Während die junge Schröder auf dem Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor ihren ersten Versuch in der Oper, als Pamina, häufig wiederholt, hat eine andre junge Sängerin, Mlle. Canzi, die sich öfter in Konzerten hören ließ, eine Schülerin Salieri's, ihren ersten theatralischen Versuch, (laut der Ankündigung) in Rossinis „Barbier von Sevilla,“ und, wie man leicht denken kann, als Rosine, auf dem Theater an der Wien gemacht. Das Publikum empfing diese Anfängerin mit vorzüglicher Gunst. Ihre Stimme ist angenehm, der Umfang nicht unbedeutend und die Bildung macht ihrem Meister Ehre. Die Intonation zeigt sich unsicher, auch mangelt ihr in den Ensembles die durchgreifende Kraft, aber die Geläufigkeit in Passagen, wie sie in diesen allerneusten welschen Opern vorzukommen pflegen, gereicht ihr zum Verdienst. Die Gestalt ist zu klein für eine Prima Donna, das Selbstvertrauen groß genug, und selten tritt wohl eine junge Anfängerin mit solcher Zuversicht auf. Als Schauspielerin möchte sie wenig leisten; eine der bedeutendsten Schwierigkeiten ist der starke Anklang des provinziellen Accents. Ein sehr gewöhnliches Benehmen vereinigt sich nicht vortheilhaft mit dem beträchtlichen Mangel an innerer Regsamkeit, der in Mienen und Bewegungen wahrgenommen wird. — Die Catalani hat ihre zwey angekündigten Konzerte, im großen Redoutensaal, gegeben, außerdem noch ein drittes auf hohes Verlangen, und ein viertes zur Unterstützung wohlthätiger Institute. Die Versammlung war jedesmal zahlreich und glänzend. In dem ersten befriedigte die treffliche Künstlerin nicht allgemein und nicht durchgängig. Sie ließ sich in drey Gesangstücken von ihrer eigenen Komposition, aber von dem Orchester-Director Clement instrumentirt, vernehmen; in zwey Arien und in neuen Variationen. Manches mißlang und die Wirkung war nicht ergreifend. Eine Cavatine von Guglielmi gefiel besser; im Vortrage des beliebten Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ zeigte sich die Sängerin im vollen Glanze. Wir erwähnen noch des zweyten Konzerts, weil sie hier alle ihre vorhergehenden Triumphe in dieser Residenzstadt zu überbieten schien. Ueberraschend wirkte das erste Stück: „Gratias agimus tibi,“ durch Lieblichkeit und Fülle des Tons, Kraft und seelenvollen Ausdruck. Noch größere Bewunderung erregte das zweyte: Bravourarie von Portogallo; in dem dritten: „No più andrai farfallone amoroso,“ von Mozart, erreichte das Entzücken der Versammlung den höchsten Grad. Mit Ungestüm verlangte man die Wiederholung, die von demselbigen siegreichen Erfolg gekrönt wurde. — Wir hatten auch das Vergnügen, den trefflichen Klarinettisten, Heinrich Bärmann, zu hören. Sein Spiel ist großartig, so kraftvoll als rührend, mächtig im Fortissimo, bezaubernd in dem leisen Hinsterben der Töne, seine Sicherheit in Höhe und Tiefe gleich vorzüglich. Die Schnelligkeit seiner Passagen setzt in Erstaunen und ein Triller, wie man ihn von diesem seltnen Virtuosen hört, kann nur das Resultat vielfacher Uebung seyn. Der Beyfall war groß, die Versammlung klein; Hr. Bärmann erschien aber auch nicht als Fremdling unter uns, und an dem nämlichen Tage, in der nämlichen Stunde, gab der Kontrabassist dall'Occa sein zweytes Konzert. Die Veranstaltung eines zweyten für den ausgezeichneten Klarinettisten würde ohne Zweifel vortheilhafter ausfallen. — Eine sehenswerthe Sammlung von Wachsfiguren zieht das Publikum jezt an. Sie stellen mehrere historische Personen in Gruppen vereint dar, vor allen aber erfreut sich der Wiener, seinen geliebten Kaiser Franz, in dem Moment seiner Zusammenkunft mit Papst Pius VII. hier auf das täuschendste dargestellt zu sehen. — Die seit Anfang des vorigen Herbstes oft besprochene Veränderung der Hoftheater-Direction ist nun entschieden, aber noch nicht offiziell bekannt gemacht. Graf Moritz Dietrichstein übernimmt die Intendanz; Ritter von Mosel, jezt zum Hofrath ernannt, die Geschäftsleitung. Der Graf ist als ein Kunst liebender und fördernder Cavalier bekannt, und Hofrath von Mosel hat seine tiefen Kenntnisse der Harmonie, wie sein Talent als Tonsetzer, durch werthgeschätzte Werke dargethan. Der bisherigen Direction folgt der Ruhm einer humanen und freygebigen Verwaltung. Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, welche Parthey in dem Kampfe der Gluckisten und Rossinianer siegen wird. Wirklich hat dieser Konflikt, ohne andere Beziehung, den Stoff zu einem Theaterstück gegeben, das nächstens auf einer Vorstadtbühne zum Erscheinen kommen soll. Mittel und Wege werden hier wohl die Lacher für die rossinische Parthey gewinnen. — Man genießt hier als Backwerk Catalanikuchen, Borgondio-Ringe, Indianer-Krapfen, (zu Ehren des Equilibristen von Madras) Persianer-Augen, (seit Anwesenheit des Gesandten aus Teheran) u. d. m.; nun auch Meyer-Triller, sie sind aber selten. — Das lithographirte Bildniß der Mad. Stich ward sehr gesucht, aber als Eßwaare ist sie noch nicht ausgeboten worden.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 22.

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. März 1821.

Dichtkunst.

Byron's Lieder. Aus dem Englischen. Karlsruhe. Müller'sche Hofbuchhandlung. VI und 176 S. 8. [a])

Der Uebersetzer (A. Friederich) sagt auf den vier Seiten der sehr preziösen Vorrede ungefähr Folgendes: „Eine Uebersetzung muß schön und treu seyn; die deutsche Sprache eignet sich vor andern zum Uebertragen fremder Dichterwerke, und ist musikalischer als die englische: Byron ist ein guter Dichter (vorzüglich ein lyrischer) und ein Geistesverwandter von Schiller und Goethe.“ Warum sagt uns der Verf. das nicht in einfachen, klaren Worten? Wozu der Gallimathias? Rec. sieht „die in Lust erzogene(n) Kinder ohne Haß und Harm“ — „er hat den, wenn auch schimmerlosen, Odüsseusbogen zu spannen versucht“ (d. h. auf deutsch, er hat übersezt); gesteht aber, daß er mit vorliegender Uebersetzung so wenig, als mit der Vorrede, zufrieden ist. Der Uebersetzer hat noch nicht Gewalt genug über seine Sprache, daher alles zu sehr ins Breite gegangen ist: das zarte Gewand, das sich lieblich an den Gedanken des Originals schmiegt, wird in der Uebertragung ein faltenreicher, zu nachlässig umgeworfener Mantel, der die schönen Glieder verhüllt oder entstellt. Hin und wieder finden sich Reime, wie harrt und Fahrt, wohl und Groll, erreicht und erzeugt, fühlte und Bilde.

Folgende Stellen werden hinreichen, unser Urtheil über den Uebersetzer zu rechtfertigen.

S. 5. Denn seit du erdolcht meiner Hoffnungen Herz,
Kann ich nicht von ew'ger Erinn'rung gesunden.

Im Original: For by the death-blow of my Hope
My Memory immortal grew.

S. 86. In des Entzückens weihevollen Stunden
Nennst du „mein Leben“ mich in Wohllaut zart. (with tend'rest tone)
Wie könnte süß'res Wort dem Herzen munden,(!)
Wär' Jugendblüth' und Ewigkeit gepaart!
Doch Stunden selbst wie diese mäht die Hippe
(To death even hours like these must roll)
Des Todes; drum laß andres Wort mich werben
(repeat those accents never)
Und „meine Seele“ hauche deine Lippe;
Denn Seel' und Liebe werden niemals sterben.

S. 126. Wohlan! du bist beglücket, und auch mich,
Auch mich, ich fühl' es, sollte das beglücken;
Denn nie entwöhnet meine Seele sich
Mit Wärme auf dein Wohlergehn zu blicken.
Dein Gatt' ist selig — und nicht sonder Schmerz
Kann ich das Loos des Glücklichern ertragen:
Doch sey's darum — O wie haßt' ihn mein Herz, (◡ — ◡ —)
Könnt' er dir Gegenliebe je versagen!

Als jüngst ich dein dir liebstes Kind erblickt,
Fühlt' ich von Eifersucht mein Herz zerrissen;
Doch als ein harmlos Lächeln es geschmückt,
Da mußt' ich's um der Mutter willen küssen.
Zwar ward im Kuß ich seufzend still gewahr,
Wie seine Züge ganz dem Vater gleichen;
Doch hat es auch der Mutter Augenpaar,
Und die sind ganz der Liebe und mir eigen. u. s. w.

Das Wohlergehn klingt hier doch gar zu prosaisch herein; dein Gatt' ist hart [b]); als ein harmlos Lächeln es geschmückt, ist kalt und steif und heißt im Original ganz einfach: als das harmlose Kind lächelte. Zwar ward im Kuß ich seufzend still gewahr. Wie breit und schleppend gegen das Englische: I kiss'd it and repress'd my sighs.

Was aus der Hebrew Melodies hier übersezt erscheint, steht der Uebersetzung von Theremin, und das Lied der Mädchen von Athen: (Maid of Athens, ere we part) „Gieb mein Herz“ u. s. w. den Uebertragungen desselben Liedes von Ilen (Zeitschwingen) und Haug (deutsches Unterhaltungsblatt) bey weitem nach. Druck und Papier vorzüglich; der englische Text zur Seite sehr correct.

D. Adr.

---

a) Hat das Buch keine Jahrzahl?

D. Red.

b) Warum? Gatte ist nur ein Hiatus.

M.

Unterhaltungsschriften.

Novellen von Louise Brachmann. Mit einen(m) Kupfer. Leipzig b. Hinrichs. 1819. 252 S. 8.

Dies Bändchen enthält: Das Altarblatt oder Frühlingsliebe, Graf Uhlrich oder das Mährchen von der Menschenkunde, Still und Tief, die Künstlerin, Sehen und Scheiden, und endlich Verfehlte Wahl. Rec. ist stolz darauf, seinen Lesern dieses getreue Inhaltsverzeichniß vorzulegen; denn es hat ihm nicht geringe Mühe gekostet. Der Verleger hat nämlich den Inder und der Setzer die Columnen-Titel *) fehlen lassen, und nichts kann den Recensenten bey einer Sammlung solcher kleinen Romane mehr in Verlegenheit setzen, als dieser Mangel. Wie die erste Erzählung heißt, das findet er leicht; aber wo endet sie? wo geht die zweyte, die dritte, die vierte, die fünfte, die sechste an? Da ist kein anderes Mittel, als das Durchblättern, im strengsten Sinne der Buchbindertechnik, wo man darunter das Umwenden von Blatt für Blatt versteht. Manche unserer ungründlichen Collegen erleichtern sich das zwar dadurch, daß sie immer 6 bis 8 Blatt zusammen umwenden, indem sie sich dabey des Kunstgriffes bedienen, mit flüchtigem Blicke die, meist cursiv oder spatiös gedruckten Namen der handelnden Personen aufzusuchen, um daraus zu urtheilen, ob sie sich noch in der alten oder in einer neuen Erzählung befinden, jenachdem ihnen diese Namen schon bekannt sind, oder nicht. Aber nicht zu gedenken, daß diese Methode unsicher ist, weil man dabey leicht eine ganze Erzählung mit Stumpf und Styl überblättern kann; so ist sie auch schon ihrer Natur nach eine Art von Lesen, oder führt doch leicht dazu, und gerade das Lesen ist es ja, was ein Recensent der deutschen Unterhaltungsliteratur sorgfältig zu vermeiden suchen muß, wenn er bey Laune bleiben will.

Der Rec. vorliegender Novellen hat es mittels der strengen Durchblätterungsmethode ziemlich glücklich vermieden, und nur Eine Novelle hat ihn dazu verführt. Es war „die Künstlerin", worinnen er die Künstlerin selbst, nämlich die Erzählerin, anzutreffen glaubte. Er fand auch wirklich einen nicht unwesentlichen Theil derselben: die Weiblichkeit, die zwischen Lieb' und Künstlereitelkeit schwankt, und endlich den Weg zur Vereinigung beyder Grundtriebe darinnen findet, daß sie die Kunst, wie den Mann, beyde um ihrer selbst willen (nicht um damit zu prunken) lieben lernt. Aber von dem wesentlichsten Theile derselben, von der Dichterkraft, hat er nur einzelne Theilchen angetroffen. Zwar hat die brave Sängerin ihr Herabsteigen zur gemeinen Prosa der Erzählerinnen dadurch zu verdecken gesucht, daß sie diese Erzählung in die dritte (cubische) Potenz erhoben hat. Was man nämlich im gemeinen Leben Erzählung zu nennen pflegt, das ist hier dreyfach in einander multiplicirt: die liebenswürdige Frau von O. (von? weil jetzt jede freundliche Erzählerinn so heißen will, die Thee trinkt oder Thee giebt!) erzählt einem freundlichen Abendzirkel, was ihr eine liebenswürdige Malerin von ihrer Liebes- und Vermählungsgeschichte erzählt hat, und das alles wird uns hier von unserer liebenswürdigen Novellistin wieder erzählt. Nennen wir nun die ästhetische Form des Erzählens auf gut algebraisch a; so ist hier offenbar a mal a mal a, d. h. a^3 vorhanden. Allein die Wirksamkeit dieser Form gewinnt nicht minder durch diese Potenzirung, es geht ihr oft wie der Eins in der Arithmetik, bisweilen sogar wie den Brüchen. Die Eins bleibt immer Eins, ob man sie auch tausendmal mit sich selbst multiplicirt ($1^n = 1$), und Brüche werden sogar in eben dem Maaße kleinere Werthe, als man sie zu höheren Potenzen erhebt. Sollte Rec. der geehrten Sängerin hierin nicht ganz verständlich seyn; so mag sie sich deshalb gefälligst an den Obermathematikus des Lit. Bl., den Herrn Dr. Nürnberger, wenden, der in solchen Dingen die Gabe der Deutlichkeit in einem hohen Grade besitzt. S. 111 steht übrigens: „Josephe L.! dacht' ich bey mir selbst, seltsam! dieß ist ja der Name der talentvollen Künstlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris sah und bewunderte! — eine Malerin von der ausgezeichneten Gattung." Hier wird es keiner Algebra bedürfen, um unsere Dichterin zu überzeugen, daß man, mit diesen Worten, so etwas niemals bey sich selbst denkt. Man denkt höchstens: Josephe L? Hum! und warum man das Hum (das Surrogat des verwunderlichen Seltsam!) gedacht, das erklärt man sodann den Zuhörern der Erzählung, z. B. so: „Josephe L? Seltsam! dacht' ich bei mir selbst: denn das war der Name der talentvollen Künstlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris gesehen hatte (nicht sah)." u. s. f.

Erdbeschreibung.

Neueste Geographie oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung für Schulen und den Selbstunterricht. Von Johann Heinrich Müller, Rektor der Stadtschule zu Lennep. Elberfeld bey Schaub, 1820. 135 S. gr. 8.

Die Bestimmung des Buches für Schulen, welche möglichste Wohlfeilheit fordert, entschuldiget zur Noth den

---

*) Das Gesezte einer Seite heißt Columne, und wenn sie eine Ueberschrift hat, welche ausdrückt, zu welcher Partyie des ganzen Bandes sie gehört (z. B. Fiesko, Akt 1. Sc. 3. oder 1. Buch Mos. 7. Kap.); so heißt diese der Columnentitel. Es erschwert den Gebrauch mancher Bücher, besonders der œuvres complètes, ungemein, daß diese Columnentitel aus der Mode kommen wollen.

M.

Druck und das Papier, welche exemplarisch schlecht sind. Als Leitfaden für Lehrer ist es sehr brauchbar; zum Selbstunterricht möchten wir es weniger empfehlen. Da fehlt schon eine Hauptsache: das Register, auch ist überall sichtbar darauf gerechnet, daß die mündliche Erläuterung den gedruckten Erklärungen in ihrer Magerkeit zur Spickung diene.

Die Eintheilung der Erdbeschreibung, welche der Titel ausspricht: in mathematische, physische und politische, erscheint im Buche als Subdivision; die Haupteintheilung ist da: in allgemeine und besondere Geographie. Diese dünkt den Rec. sehr unfruchtbar, und zum Theil unlogisch. Die mathematische Geographie ist ihrer Natur nach allgemein, sie begreift die ganze Erde, ist gültig für alle denkbaren Punkte derselben. Die physische ist, wie die politische, ihrem Wesen nach besonders (concreta) und nur aus dem Aggregat dieser Besonderheiten kann ein Allgemeines synthetisch entstehen, nicht aber aus dem Allgemeinen analytisch das Besondere anschaulich gemacht werden. Die mathematische Geographie hat der V. minder stiefmütterlich behandelt, als seine Vorgänger, und das ist kein geringes Verdienst; denn gerade dieser Theil wird, wie die Mathematik überhaupt, auf den meisten deutschen Civilschulen sündlich vernachlässiget. Indessen ist er nicht immer glücklich gewesen, die mathematischen Definitionen zu popularisiren. Z. B. S. 9. „Die Ekliptik ist derjenige größere, auf der Himmelskugel angenommene Kreis, der die jährliche Bahn der Erde um die Sonne vorstellt." Sie ist aber ein größter Kreis (circulus maximus), und stellt nicht die Bahn der Erde um die Sonne vor; sondern ist eine Vor- oder Abzeichnung von der (scheinbaren) jährlichen Bahn der Sonne um die Erde, von ihrem scheinbaren Fortrücken im Thierkreise. So etwa möchte sich der Satz zum Behuf des Selbstunterrichtes für die Jugend ausdrücken lassen. Dem Lehrer hingegen würde das Thema, welches er ad vocem Ekliptik auszuführen hat, vielleicht besser so gegeben: Ekliptik heißt: a) die krumme Linie, in welcher die Erde jährlich um die Sonne läuft, b) die Ebene, in welcher diese Linie liegt, c) die Kreislinie, in welcher diese Ebene in ihrer Fortsetzung die Sphäre des Himmels schneidet, und d) die Linie, in welcher die Erdkugel von der gedachten Ebene geschnitten wird.*) Früher, S. 2. wird von den 11 Hauptplaneten gesprochen, „welche in elliptischen — nicht ganz kreisförmigen — Bahnen sich um die Sonne drehen." Warum nicht laufen? Das Drehen versinnlichet vielmehr den Umtrieb eines Körpers um seine Axe, der einer Curven-Ebene um ihr Centrum. S. 3. wird von den sogenannten unteren Planeten gesagt, daß sie sich unter — und von den oberen, daß sie sich über der Erdbahn bewegen. Warum nicht lieber: ihre Bahnen liegen der Sonne näher — oder entfernter — als die Erdbahn? Dergleichen schielende Blicke auf die kosmischen Gegenstände finden sich häufig. Auch vermißte Ref. die Bemerkung des Unterschiedes zwischen dem Zeichen (der Fische, des Widders u. s. f.) und dem wirklichen gleichnamigen Sternbilde, welche z. B. S. 10. §. 98. an ihrem Platze gewesen seyn würde.

*) Vergl. Lit. Bl. v. 1820. No. 62. S. 247. u. No. 71.

In der physischen Geographie fehlt S. 16. die Eintheilung der Gebirge nach ihrer Richtung (Parallel- und Meridian-Gebirge); S. 103. wird dasjenige, welches Indien von Tibet scheidet, das vielleicht höchste des ganzen Erdbodens genannt, S. 122. aber die Andes in Südamerika bestimmt als das höchste bezeichnet. Nach neueren Berechnungen aber sind es die Cordilleren des Himalaga-Gebirges in der zwischen 17° ½ und 36° enthaltenen Zone. S. die Verhandl. der Paris. Akad. L. Bl. 1820. No. 96. S. 383.

Die politische Geographie endlich ist, soviel Europa anlangt, nach der statistisch-politischen Rangordnung der Staaten (Kaiserthümer, Königreiche u. s. f.) geordnet. Diese Ordnung möchte für ein System der Diplomatik eher passen als für eine politische Geographie; auch hat der Verf. sie bey andern Welttheilen nicht befolgt. Hat er vielleicht die diplomatische Rang- und Titelseeligkeit in Europa auch den Schülern der Geographie einimpfen wollen?

Uebersicht der Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Oktober 1820.

2. Okt. Der Minister des Innern meldet die von Sr. Maj. dem König ertheilte Genehmigung für die Wahl des an Sir Jos. Banks Stelle zum auswärtigen Mitglied ernannten Professor Gauß. Hr. Allenet sendet eine Abhandlung, über eine neue beym unwillkürlichen Harnabfluß anwendbare Vorrichtung. Hr. Fohman überreicht einen Aufsatz, der die Ergebnisse seiner Versuche über die Verhältnisse der Milchsaft führenden Gefäße (vaisseaux chylifères) enthält. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über pathologische Beobachtungen am menschlichen Schädel. Hr. Dupin liest eine Darstellung der Fortschritte der Gesundheitspflege beym brittischen Seewesen, und Hr. Coquebert de Montbret erstattet Bericht, über die von ihm in London gemachten Beobachtungen, zu Ausmittlung des genauen Verhältnisses des Troy-Pfundes zum Kilogramm.

9. Okt. Hr. Ampère liest eine dritte Abhandlung über die Erscheinungen der voltaischen Säule und über die Reihenfolge fernerer Versuche, die er damit anstellen will. Hr. Boisgiraud liest einen Aufsatz über die Wirkung des galvanischen Apparats auf den Magnet. Ein Ungenannter sendet einen Wechsel von 600 Fr. zur Preisertheilung für die Lösung einer beygefügten Aufgabe. Ob der Antrag des Ungenannten anzunehmen sey, sollen die HH. Laplace, Berthollet, Charles, Humboldt und Arago prüfen.

16. Okt. Diese Herren berichten, die Aufgabe sey von solcher Art, daß sich die Akademie damit nicht befassen könne, und der Wechsel wird demnach zurückgesandt. Hr. Pecqueur überreicht die Beschreibung eines neuen Verfahrens für die Berechnung des Räderwerks der Uhren. Hr. Ampere liest eine Note über die Versuche des Hrn. Arago, hinsichtlich auf die Verwandtschaft der galvanischen mit den magnetischen Strömungen. Hr. Aimé Giraud liest eine Abhandlung über die schleunigten Entzündungen. Hr. Pelletier überreicht die neuen chymischen Analysen, welche er mit den verschiedenen Chinarinden angestellt hat, und Hr. Magendie liest eine Abhandlung über den Mechanismus der Einsaugung bey den roth- und warmblutigen Thieren. Aus zahlreichen von ihm selbst angestellten Versuchen zieht Hr. Magendie die physiologischen Folgerungen, daß die Blutadern (Venen) absorbirende Kraft besitzen; daß unerwiesen sey, ob die Gefäße, welche den Chylus einsaugen, auch andere Stoffe absorbieren können, und daß die absorbirende Kraft der übrigen lympathischen Gefäße, außer den Milchsaftführenden, noch nicht sattsam erwiesen sey. Weitere Versuche thun dar, daß die mehr und mindere Anfüllung der Blutgefäße wesentlichen Einfluß auf die Absorption hat, die durch Vollblütigkeit gehemmt und gemindert, durch theilweise Entleerung der Gefäße beschleunigt und befördert wird. Diese Verhältnisse werden hinwieder zu Erklärung verschiedentlicher Erscheinungen bey der Behandlung von Wassersuchten und Geschwulsten, bey Blutentleerungen u. s. w. benuzt, und es werden mancherley praktische Folgerungen daraus gezogen.

23. Okt. Hr. Quentin legt einen neuen Entwurf für eine gleichförmige Beschreibung der französischen Departements vor. Hr. Geoffroi Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über die Bildung des menschlichen Hinterhaupts. Hr. Dupetit-Thouars beschreibt eine Blume des morgenländischen Mohns, worin die meisten Staubfaden in Staubwege verwandelt waren. Hr. Gaillon sendet eine Abhandlung über die grüne Farbe, die sich in gewissen Jahrszeiten an den Austern in ihren Behältern zeigt. In den sogenannten Austernparks, welche bekanntlich Behälter von Salzwasser sind, worin die aus der See kommenden Austern eine Zeitlang aufbewahrt werden, um ihre ursprüngliche Schärfe zu verlieren und einen bessern Geschmack anzunehmen, — bemerkt man zu gewissen Jahrszeiten, vorzüglich im April und Juni, daß das Wasser sowohl als die darin lebenden Austern, eine dunkelgrüne Farbe annehmen. Microscopische Beobachtungen haben den Hrn. Gaillon belehrt, daß diese Farbe von einer zahllosen Menge dünner, linienförmiger, zugespizter, durchsichtiger Thierchen herrühre, die an beyden Enden farblos, in der Mitte hingegen grüngefärbt sind. Er schlägt vor, das Thierchen Austernaal (Vibrio ostreæ) zu nennen. Hr. Moreau de Jonnes liest die Ergebnisse und Beobachtungen von seinen auf den Antillen angestellten Versuchen, über die Menge des auf diesen Inseln fallenden Regens. Hr. Boileau der Sohn übergibt ein versiegeltes beym Sekretariat aufzubewahrendes Paquet. Hr. Martinet liest eine Abhandlung über die Entzündung der Spinnenwebenhaut (arachnoide). Zu Candidaten für eine erledigte Korrespondentenstelle in der physikalischen Abtheilung schlägt diese vor, die HH. Leslie in Edinburgh, Oersted in Kopenhagen, Chladni in Wittenberg, Brewster in Edinburgh, Desseigne in Vendome, und Gilbert in Leipzig.

30. Okt. Die HH. Ampere und Biot lesen Aufsätze über die Verhältnisse der galvanischen Electricität und des Magnetismus. Hr. Delambre erstattet Bericht über den vierten Band von des Abbé Halma's Ausgabe der griechischen Astronomen. Zum Korrespondenten der physikalischen Klasse der Akademie wird von 37 mit 33 Stimmen Hr. Leslie gewählt.

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Unter den mancherley literarischen Erscheinungen der schneller vorübergehenden Gattung, an denen der fruchtbare Süden eben so wenig als der rauhere Norden Mangel leidet, zeigt sich für das Jahr 1821 zum zweyten Mal, bey den Gebrüdern Ubicini in eleganter Ausstattung der Theateralmanach von Mailand. Er soll alljährlich fortgesezt werden, und, wie schon früherhin geschehen, eine genaue Uebersicht der alla Scala aufgeführten Opern und Ballete liefern, mit costumirten Abbildungen der vorzüglichsten in denselben figurirenden Künstler. Die dießjährigen Kupfer liefern: Crivelli als Titus; die Conti als Sappho; Molinari als Otello; die Pollerini als Vestalin; die Camporesi als Danaide; die Bocci als Thyas, Mad. Festa, als Irza (in den Illinesern) und Remorini als Kaliz, in den Repressalien. Auch sind einige auserlesene musikalische Kompositionen beygefügt. Gar manigfaltig haben sich auch dieß Jahr die schönen Lombardinnen von Seite der Almanachs Herausgeber und Fabricanten ihrer Hauptstadt bedacht gefunden. Der Almanacco delle Dame enthält, neben sechs Kupfern, eine Anzahl poetischer und prosaischer Aufsäze, ein Verzeichniß der vornehmsten Modehändler und Haarkräusler von Mailand und andere für die Dame am Puztische ersprießliche Dinge. Der Almanacco teatrale hat sich als Zweck vorgesezt, Beschreibungen und Abbildungen der Schauspielhäuser Italiens zu liefern, und macht den Anfang mit einem der schönsten und ansehnlichsten derselben, dem Opernhause alla Scala. L'Ape delle Dame, die für das Jahr 1821 zum zweyten Mal ihren auch jezt wieder völlig bienenartigen Flug wagt, ist eigentlich eine Art von Compendium der Naturgeschichte. Es findet sich darin mancherley Interessantes aus allen drey Reichen der Natur zusammen getragen. Zwischen die prosaischen Aufsäze sind kleine poetische Gemälde, unter der Form von Fabeln und Allegorien eingeschoben. Die nieblich gearbeiteten unilluminirten Kupfer stellen allerley naturhistorische Gegenstände vor. Die Herausgeber dieses Almanachs, der in sehr verschiedenen Kleidungen, von der elegantesten bis zur gemeinsten, feil geboten wird, sind die Hrn. P. und G. Ballardi zu Mailand. Der Biene zur Seite geht, ebenfalls dem schönen Geschlechte gewidmet, il Maestro di Miniatura a guazzo ed all' aquarella von demselben Herausgeber. Ihn schmücken vierzehn Kupfer, von denen zwey eine Uebersicht der verschiedenen Farben mit ihren Abstufungen liefern, die übrigen ländliche Scenen nach vorzüglichen Gemälden, Blumenvasen, Insekten u. s. w. darstellen. Das Wesentlichste des Inhalts ist eine mit Klarheit vorgetragene Abhandlung über die Principien der Blumen- Portrait- und Landschafts-Malerey, der Zeichenkunst und des Illuminirens. Angehängt ist Salomon Geßners bekannter Brief an Füßlin über die Landschaftsmalerey. Noch haben die erwähnten Hrn. Ballardi unter dem Titel: Tersicore Milanese, einen dritten Almanach herausgegeben, der den erwähnten beyden an Eleganz keineswegs nachsteht. Die illuminirten Kupfer liefern Abbildungen der vorzüglichsten weiblichen Zöglinge der Königl. Tanzschule, die auf dem Theater alla Scala besonders gern gesehen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 66.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März 1821.

O Licht! O Salamis, du heiliges,
Du Heimathsland! o väterlicher Heerd
Der Götter! ruhmgekrönte Stadt Athen!
Und ihr Genossen meiner Jugend, Flüss'
Und Quellen! Und ihr Fluren Ilions!
Ach, und ihr meine Eltern, lebet wohl!

Ajas im Sophokles.

Klage des verbannten Mauren.

(Nach dem Spanischen.)

Schaut die stolzen, hohen Thürme
Und von ferne auch die Zinnen,
Seiner theuren edlen Stadt,
Selin den der König bannet;
Und verloren alle Hoffnung,
Daß er je sie wiedersehe,
Tief erseufzend singt er also:
Des Himmels glänzender Stern,
Granada höre!
O höre mein Klagen
Und theil' meinen Schmerz!

Schöne Aue, die dem Winde
Opfernd bringt so reiche Gabe —
Deiner Blumen reiche Pracht —
Daß er staunend da verweilet;
Grünes Ufer des Xenil,
Frische, wonnereiche Flur,
Für der Damen süße Spiele,
Für der Ritter kühne Siege.
Granada höre!
O höre mein Klagen
Und theil' meinen Schmerz!

Quellen des Generalife's,
Ihr, bewässernd Flur und Auen,
Alle Thränen, die ich weine
Und vermehrt eure Wellen,
Nehmt sie liebend alle auf!
Theure Pfänder sinds der Liebe,
Drum bewahrt die edlen Perlen,
Lindernd schwerbedrängtes Herz.
Granada höre!
O höre mein Klagen!
Und theil' meinen Schmerz!

Kühle Lüfte, die ihr wehet,
Wo sich wölbt der blaue Himmel,
Wenn ihr kommet nach Granada —
Allah segne und beschütz' es,
Sollt ihr alle diese Seufzer,
Euch vertraut, hinübertragen,
Daß sie selber dann verkünden
Des Verbannten heißen Schmerz.
Granada höre!
O höre mein Klagen
Und theil' meinen Schmerz!

Briefe aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Der verschleyerte Prophet ward durch den Hofmarschall Graf Gröben, Zelika durch Gräfin Haack, Azim durch Prinz Wilhelm Radziwil dargestellt.

Azim entflieht zum Kaliphen Mahandi, der den Krieg beschließt und dessen Heer bald dem Heere des Propheten begegnen soll; er wird sein erster Feldherr und siegt. Mokana schließt sich in seine Festung ein, und vergiftet die Trümmer seines Heeres in einem Anfall von Verzweiflung; sich selbst stürzt er in einen Brunnen voll flammen-

den Weingeistes. Zelika bleibt das einzige lebende Wesen in der Stadt, sie nimmt den silbernen Schleyer des Propheten auf und verhüllt sich darin. Unterdessen stürmen die Belagerer die Feste Nekscheli. — Der tapfere Azim ist der erste, welcher eindringt. Eine verschleyerte Gestalt tritt ihm aus den verödeten Hallen entgegen, er glaubt den Propheten zu sehen und ersticht seine Zelika.

Dieß war das zweyte Bild, worin auch der Kaliph Mahadi erschien, dargestellt vom Prinzen von Hessen.

Azim verzeiht seiner Geliebten im Tode, er zieht in eine Einöde, im Gebet und in Betrachtungen an ihrem Grabe seine Tage zu endigen, und stirbt, umgeben in der Todesstunde von dem, im Himmel fleckenlos gewordenen Bilde seiner Zelika.

*

Als die Prinzessin Lalla Rookh mit ihrem Gefolge das Thal der Gärten erreicht, trägt der junge Dichter die Erzählung vom Paradiese und der Peri vor.

Diese Romanze stellt dar, wie ein gefallenes Mittelgeschöpf zwischen Menschen und Engel, die Peri, sich trauernd beklagt, von der Pforte des Paradieses ausgeschlossen zu seyn. Der Engel des Lichts tröstet sie mit dem Ausspruch, daß die Himmelspforte sich öffnen werde, „sobald die Peri die dem Himmel angenehmste Gabe darbieten werde.“

Dieß Bild war über alle Beschreibung schön. Hoch im blauen und purpurhellen Gewölk stand der Engel des Lichts, eine holde Gestalt mit kindlich reinen Zügen, das braune Haar zu beyden Seiten des Juwelendiadems herabfließend, an der Himmelspforte; vor ihr die Peri, schlank und zart wie eine Bewohnerin höherer Sphären, die Betrübniß in dem schönen Gesicht, bildete einen Kontrast mit der tiefen Ruhe im Antlitze des Engels. — Tief unter ihnen lag die Erde mit Bergen, Wäldern und Seen, die Beleuchtung und die blassen durchsichtigen Farben der Gewänder paßten vollkommen zu diesem in der Region der Lüfte dargestellten Bilde.

Die Peri schwebt zur Erde hernieder, nach dem durch Schlachten verwüsteten Indien, sie findet hier einen jungen Krieger vor dem Tyrannen Mahumed Ghizni, auf dem er seinen lezten Pfeil abschießt, statt die dargebotene Gnade anzunehmen. Der Pfeil fehlt, und für sein Vaterland verblutet der Jüngling sein Leben. Die Peri bricht einen Grashalm, auf dem ein Tropfen seines Bluts hängt, und bringt ihn dem Engel, aber die Pforte des Paradieses bleibt verschlossen. Dieß war das vierte Bild.

Die Peri tritt ihren Flug wieder an, schwebt über den schönsten Gegenden Syriens, lässt sich zur Erde nieder, findet einen Jüngling im Todeskampf von der Pest befallen; über ihn beugt sich seine Geliebte um mit ihm zu sterben. Die Peri bringt den Lebewohlseufzer des Mädchens zum Himmel, aber seine Pforte öffnet sich nicht. Die Peri fliegt wieder herab; als der Schimmer der untergehenden Sonne das Gebirge Libanon bedeckt, schwebt sie um die Ruinen des Sonnentempels zu Balbek, und senkt sich in den Schatten einer zerbröckelnden Säule. Von hier sieht sie ein Kind mit Blumen spielen, während ein Araber, grausam und wilden Blickes, vom Rosse steigt, er ist ein ergrauter Verbrecher; der Abendruf zum Gebet ertönt. Das Kind beugt sein Haupt andächtig. Die Erinnerung seiner schuldlosen Jugend, die Reue über seine Thaten steigen in dem Verbrecher, bey dem Anblick frommer Unschuld auf, sein Herz erweicht sich, er weint eine Thräne der tiefsten Reue, die Peri fängt sie auf, bringt sie als Gabe dem Himmel dar — und seine Pforten öffnen sich.*)

Dieser Augenblick stellt das fünfte Bild dar; die Thräne war ein hellstrahlend Diamantenpaar.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mein geehrter Freund Jacobsen findet die Stufenfolge der Peri nicht angemessen, — und würde das erste Opfer des Lebens für's Vaterland zum lezten dem Himmel wohlgefälligsten gemacht haben. Da er in seinen „Briefen über die neuesten englischen Dichter, Altona bey Hammerich 1820“ S. 26 hierüber meine Ansicht wünscht, so behalte ich mir deren Aeußerung zur besonderen Ausführung vor.

D. Eins.

Die Nordpol-Expedition im Jahr 1736.

(Fortsetzung.)

Zwischen dem Avasara und dem Cuitaperi breitet sich der Strom, (die Tornea Elf) zu einem großen See aus, der zur Messung der Basis, an welche wir die, zu unseren Ausmittelungen erforderliche Reihe von Dreyecken anzulehnen gedachten, überaus vortheilhaft gelegen schien. Die HH. Clairaut und Camus übernahmen es daher, seine Richtung zu bestimmen, und blieben zu dem Ende in Oefwer-Tornea, einem dicht an der Tornea-Elf belegenen Kirchdorfe zurück, während ich, mit meinen übrigen Gefährten, den Polarkreis überschritt, um mich nach dem Pullingi (s. oben) zu begeben. Unser Weg führte uns durch das kleine Finnische Dorf Turtula, wo man eben (31. Juli) mit dem Einbringen des wenigen hier wachsenden Getreides und Heues beschäftiget war. Noch am Abende desselben Tages erreichten wir, jedoch mit unsäglichen Beschwerden, den Gipfel des Pullingi, und unser Aufenthalt auf demselben, vom 31. Juli bis 6. August, gehört mit zu dem Härtesten, was wir auf dieser mühsamen Expedition zu ertragen gehabt haben. Es musste, um mit den übrigen Punkten ungehindert signalisiren zu können, ein ganzer Wald herunter gehauen worden, und dabey waren die Mücken so unerträglich, daß selbst die uns mitgegebenen Soldaten vom Wester-Bottnischen Regimente, Leute, die an jede Art hierländischer Beschwerde gewöhnt sind, gezwungen waren, sich

das Gesicht mit Theer einzuschmieren. Unsere Speisen waren in einem Augenblicke von diesem Ungeziefer bedeckt, und überdieß umkreisten uns Raubvögel und trugen vor unsern Augen, Stücken von einem Hammel weg, den man uns zubereitet hatte. *)

Nachdem es uns endlich gelungen war, auf dem Pulingi die erforderlichen Winkel, zur Fortsetzung der oben erwähnten Reihe von Dreyecken, zu nehmen, schifften wir uns am 6. August wieder auf der Tornea Elf ein, und erreichten bald ein, noch weiter nördlich belegenes Dorf Pello, in dessen Nähe sich der Berg Kittis erhebt, auf dem wir gleichfalls eines Signals bedurften. An seinem Abhange entdeckten wir eine Quelle krystallhellen Wassers, das aus dem feinsten Sande hervorrinnt, und, was als eine Naturmerkwürdigkeit in diesen nördlichen Klimaten doppelt bemerkt zu werden verdient, auch bey der strengsten Kälte nicht gefriert: als wir Ende Winters, zu einer Zeit, da ein großer Theil des Bottnischen Meerbusens und alle Ströme mit ellendickem Eise belegt waren, hierher zurückkehrten, fanden wir diese Quelle unverändert flüssig. — Es waren jezt fast drey Monate verstrichen, daß Wüsten und Berggipfel unseren Aufenthalt abgaben: unser Lager war die bloße Erde und höchstens eine Rennthierhaut; unsre Nahrung bestand größtentheils aus Fischen, die uns die Finnen brachten, oder die wir auch selbst angeln mussten. Die Gesundheit meines Begleiters le Monnier litt darunter so sehr, daß ich mich gezwungen sah, ihn nach Oefwer Tornea zurück gehen zu lassen, wo er beym Prediger, dessen Wohnung die einzige bequeme in diesen Einöden ist, eine liebreiche Aufnahme erwarten durfte. Wir Uebrigen machten uns indeß nach dem Berge Niemi auf den Weg, auf dessen Gipfel schon früher, von einem uns begleitenden schwedischen Offizier, ein Signal errichtet worden war. Unser Weg führte uns durch dichte Wälder, in denen wir uns oft mit der Axt Bahn machen mussten; das hohe Moos und umgestürzte Bäume machten den Marsch noch beschwerlicher. Der Boden, dem diese Waldungen entsprießen, hat nicht Kraft genug, sie über eine gewisse Größe hinaus zu erhalten: sie stürzen bey Stürmen haufenweis um, und das Innere der Birken namentlich wird dann durch Fäulniß schnell in eine staubartige Masse verwandelt, indeß die Rinde unversehrt bleibt. Man bedient sich dieser so leicht zu erhaltenden Rinde daher, um die Häuser damit zu decken; und in einigen Provinzen schüttet man noch Erde darüber her, wodurch die Dächer das Ansehen von Gärten erhalten, wie wir z. B. in Upsal beobachtet haben. — Der Berg Niemi mit seinen Umgebungen glich in aller Beziehung den bezauberten Orten der Feenmährchen: auf der einen Seite zieht sich ein Wald mit nur einzeln stehenden Bäumen und so ebenem Rasengrunde hin, daß er zum Vergnügen der Spaziergänger gemacht zu seyn schien; auf der andern Seite erhebt sich ein senkrechter Felsen mit Grotten, die von der Hand der Kunst angelegt zu seyn schienen, und den Fuß des Berges bespült ein krystallheller See. Wir hatten öfters Gelegenheit, die Dünste zu beobachten, die sich aus diesem See erheben und zu abentheuerlichen Gestalten verdichten: die Einwohner belegen sie mit dem Namen **Haltios**, und sehen darin Geister, denen, nach ihrer Meinung, die Wache des Berges anvertraut ist. Gefährlicher als diese Geister sind die Bären, deren es in der That auf diesem Gebirge giebt: wir sind indeß so glücklich gewesen, von ihnen nicht heimgesucht zu werden.

Unsere Beobachtungen auf dem Niemi waren am 11. August beendiget, und wir fanden uns am 17. Abends allerseits wieder in Oefwer-Tornea vereiniget. Auf dieser Rückreise fand ich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, die Ufer des Tanglio mit Rosen besezt, welche an Farbenglanze den schönsten Rosen unserer Gärten nichts nachgeben. — Unterdeß waren auch die Vorbereitungen zur Messung unserer Basis vollendet, und wir bestiegen noch am nämlichen Abende den Avasaxa, um die Winkel zu nehmen, welche diese Basis mit unser Triangel-Kette in Verbindung bringen sollten; als wir plötzlich den ganzen Horrilakero in Flammen stehen sahen. Es ist dieß ein Zufall, der sich in diesen Wäldern, in denen man sich erzähltermaßen, durch große Feuer vor den Mücken schüzt, öfters zu ereignen pflegt; zuweilen werden mehrere Tausende von Morgen Waldung ein Raub solcher Feuersbrünste. Wir erfuhren, durch ein abgeschicktes Detaschement der uns begleitenden Soldaten leider bald, daß auch unser Signal von den Flammen zerstört worden sey; die getroffenen und beschriebenen Vorsichtigkeitsmaßregeln sezten uns indeß in den Stand, sein Centrum gleich wieder aufzufinden. Die Vollendung des **trigonometrischen** Theiles unseres Geschäftes führte uns demnächst am 23. August noch nach dem Finnischen Dörfchen Niemisby, wo uns eine sehr schöne Wiese ein lange nicht so gut gehabtes Nachtlager gewährte, und von hier ging mein Begleiter Camus nach dem Kittis, dem nördlichen Grenzpunkte unserer Triangelkette ab, um, Behufs der **astronomischen** Bestimmungen, auf dem Gipfel dieses Berges ein Observatorium errichten zu lassen. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) „At subitae horrifico lapsu de montibus adsunt
„Harpyiae, et magnis quatiunt clangoribus alas,
„Diripiuntque dapes."

Aeneidos, III. 225.

*) Ueber das Detail dieser, bey terrestrischen Gradmessungen erforderlichen, doppelten Operationen, finden die Leser in jedem guten Lehrbuche der mathematischen Geographie Auskunft, dahin wir, um hier nicht zu weitläufig zu werden, verweisen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig im Februar.

Ueber W. Gerhards Sophronia hab' ich nicht eher berichten wollen, bis das seltsame Theaterschicksal dieses neuen Trauerspiels hier entschieden seyn würde, und das scheint nun der Fall zu seyn. Der Verfasser ist hier Kaufmann, und den Kunstfreunden durch seine Gedichte, Anakreon und Sappho, so wie durch seine Bearbeitung der Sakontala, vortheilhaft bekannt, auch hat vor mehreren Jahren ein kleines, metrisches Lustspiel von ihm, nach dem Le paravent, gefallen. Vor zwey Jahren war er Vorsteher bey einem Maskenball, er machte einem Studenten einige in der Natur einer geschlossenen Gesellschaft liegende Schwierigkeiten wegen des gesuchten Billets, beleidigte dadurch das Korps, und man warf ihm die Fenster ein. Der Groll gegen ihn pflanzte sich traditorisch fort, und als vor geraumer Zeit die Macht der Verhältnisse von Robert zuerst auf die Bühne kommen sollte, hatte sich unter den Studiosen, welche begreiflich die dramatische Literatur meist nur aus den Theaterzetteln kennen, das Gerücht verbreitet, W. Gerhard sey der Verfasser dieses Stücks. Ihr Vorsatz, es dem vermeintlichen Verfasser zum Possen auszupochen, wurde so laut, daß der Direktor des Stadttheaters sich bewogen fand öffentlich zu erklären, daß Herr W. G. nicht der Autor sey. Man glaubte, jener Studentengroll wäre erloschen, und so kam nun Sophronia auf die Bühne. Das Haus war überfüllt, das Stück erhielt Applaus während der Scenen und in den Aktschlüssen, am Schluß aber erhob sich, einzig im Parterre, ein conventionelles Pochen, welches sich mehrte, weil die Logen mit Applaudiren widersprachen. Die zweyte Vorstellung lief besser ab. Bekannte des Autors gewannen einige noblere Gemüther unter den Studenten, durch ihren Einfluß auf ihre Commilitonen diesem Unfuge Schranken zu setzen, und so gieng das Stück ohne alle Störung und unter lebhaftem Applaus des Parterre zu Ende. Aber die Mißgunst, die es dem Verfasser nicht vergeben kann, daß seine geistige Bildung über die gewöhnliche seiner Standesgenossen geht, hatte die Jugend bald von neuem aufgeregt, und am Schlusse der dritten Vorstellung erneuerte sich der Lärm, und hielt so lange an, daß ihn endlich der Lampenputzer durch Auspuzen der Lampen stillen mußte. Natürlich erschienen nun hier, und von hieraus, hämische Kritiken, theils von einem hier privatisirenden Ci-devant Theaterdirektor, theils von anderen famösen Notizenschreibern, und die Direktion wird sich genöthiget sehen, das Stück zurückzulegen. Denn was ist gegen die liebe Jugend zu machen? Ihre Freyheit muß sie doch haben, und Gerechtigkeit, in Kunstsachen oft dem Reifen und Ausgebildeten schwer genug, ist von ihr nicht zu verlangen. Am Ende liegt der Fehler am Verfasser, er hätte in seinem Wohnorte das Stück nicht zuerst ausstellen sollen, vielleicht gar nicht. Auch ist wohl ein anderer Fehler dadurch begangen worden, daß die Freunde des Verfassers und des Stücks in dem Zungenkampfe über dessen Werth sich zu laut auf dasjenige berufen haben, was ein anderer Dichter von ausgebreiteter Celebrität über das Manuscript geurtheilt haben soll. Literarisch mag seine Autorität — auf sich beruhen, aber vor der Bühne will die Jugend für ihr Geld selbst auf dem Richterstuhle schalten und walten, und fragt nichts nach den kritischen Stimmen der Aristarchen.

Der Stoff ist übrigens aus dem befreyten Jerusalem genommen, und auch in der dramatischen Literatur der Deutschen durch Chronegks Fragment, Olint und Sophronia, den Belesenen bekannt. Er eignet sich zu derjenigen Gattung von Tragödien glücklichen Ausganges, die man Tugendspiegel oder Edelmuthstragödien nennen könnte, und die weder der ächten Leidenschaftstragödie, noch der wahren Schicksaltragödie angehören. Denn jene soll wirken durch colossale Darstellung der Macht der Affekten, wie Othello, Kabale und Liebe, der Arzt seiner Ehre u. s. f.; diese hingegen durch die Größe der Idee einer höheren Welt, wo das Mysterium der Nemesis, der höchsten Gerechtigkeit, seinen Siz hat. Die Edelmuthstragödie aber ist auf Darstellung des Kampfes zwischen Tugend und Selbstsucht beschränkt, und daher reicht ihre Wirkung selten an jene beyden hinan. Das wäre denn gegen die Wahl des Stoffes zu sagen; die Ausführung aber zeugt von Talent, Fleiß und Geschmack. Die Schauspieler verdienen im Durchschnitt Lob, sie haben wenigstens gezeigt, daß sie den Beyfall derer zu entbehren wissen, die ihn nach persönlichen Rücksichten geben oder entziehen.

London den 6. Februar.

(Fortsezung.)

Es ist bekanntlich schon ein guter Anfang gemacht, das Christenthum in Ostindien einzuführen; und die Rathsamkeit das Geschäft mit Ernst anzugreifen, wird immer einleuchtender. Der Obrist Macdonald, welcher sich viele Jahre dort aufgehalten hat, beweist so eben in einer Schrift (Short arguments and plain facts), daß England kein wirksameres Mittel besizt, seine Herrschaft in Ostindien zu behaupten, als den Unterricht in der christlichen Religion. Er dringt darauf, daß man den Bischof in Calcutta mehr unterstüzen sollte. Dieser räth, aus der Klasse der sogenannten Halb-Kaste-Lehrer der christlichen Religion anzustellen, und überhaupt hinfüro dieser Klasse den Zutritt zum Civil- und Militärdienst zu öffnen. — Ein Fabrikant in Sheffield überreichte lezthin der Königin zum Geschenk ein Federmesser, welches 2016 Klingen enthielt. Es befand sich in einem schönen gläsernen Futterale und glich einem mit spizigen Nägeln besezten Kegel. — Die reichen Einwohner von Birmingham haben beschlossen dort eine Art von Akademie zur Erleichterung des Studiums der schönen Künste zu stiften. — Unlängst wurde in Stratford am Avon eine Versammlung gehalten, um die zu Shakspeare's Denkmal nöthigen Summen durch Subscription zusammenzubringen. Alle Theater im brittischen Reiche werden die Einnahme Einer Vorstellung dazu beytragen. — Der Zulauf, um Miß Wilson in Drurylanetheater zu hören, ist unbeschreiblich. Hunderte müssen alle Abende, wo sie singt, fortgehen, ohne Pläze zu bekommen. Die wohlthätige Gattin des steinreichen alten Banquiers Coutts (ehedem selbst eine geschäzte Schauspielerin) hörte auch die Wilson neulich und schenkte ihr zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, fünfzig Pfund. Dafür kaufte die dankbare Schülerin ihrem Lehrmeister Welsh, bey dem sie wohnt, einige Silbergeschirre zum Frühstück.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Wo die beyden Ersten wirken,
Flieht des Lebens heitre Lust
In der Kindlichkeit Bezirken
Wohnt das Glück, so ihnen ruht.

Wenn die beyden Lezten tönen,
Sinkt das Daseyn oft in Nacht;
Nichts kann jene Macht versöhnen,
Die den Erdenfreuden lacht.

Und das Ganze schüzt das Leben,
Vom Verderben rings bedroht.
Glanz der schönen Welt zu geben,
Wars Erfindung eitler Noth.

Dr. Georg Doering.

Auflösung der Charade in Nro. 60.
Sanftmuth.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Nro. 8.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 1.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. 2ter Jahrg., 2tes Heft.

Inhalt.

XVI. Beschreibung einer Maschine zu Ersparung der bey Thurmdachbauten üblichen Gerüste. Von Dr. K. Ritter v. Heintl. Mit Abbildungen nebst einem Zusatz von G. Hävel.
XVII. Wichtige Bemerkungen über den Gang unserer Wassermühlen, um das Getreide in kürzerer Zeit zu mahlen, und zugleich ein besseres Mehl zu erzeugen. Vom Prof. Dr. Hermann. Mit Abbildungen.
XVIII. Beschreibung und Berechnung einer einfachen, guten Pferdmühle; zuletzt von dem Vorzuge derselben vor einer Ochsenmühle. Vom Prof. Dr. Hermann. Mit Abbildungen.
XIX. Gueridon-Leuchter. Mit Abbildungen.
XX. Beschreibung einer Falle, durch die man alle Gattungen Raubthiere mittelst lebendiger Lokspeise lebendig fangen kann. Von Lorenz Aubele in Elze. Mit Abbildungen.
XXI. Neu verbesserte tragbare irländische Harfe des Joh. Egan in Dublin. Mit einer Abbildung.
XXII. Ueber die Anwendung des gemeinen Salzes im Gartenbaue. Von Samuel Parkes, F. L. S. ꝛc. Mit Anmerkungen des Uebersetzers.
XXIII. Ueber die Auslagen beym Pferdefutter. Von Hrn. Robert Borrows. Aus einer Mittheilung an die Ackerbau-Versammlung.
XXIV. Bemerkungen über die bequeme und schickliche Anordnung des Innern der Wohngebäude ꝛc. Mit einem Zusatz des Kreisbau-Inspektors Voit.
XXV. Vorschlag zu einer wichtigen Verbesserung der Wind-Reverberir- oder Flammen-Oefen. Als ein Beytrag zur Aufnahme des Eisen-, Hütten- und Schmelzwesens. Vom kön. baier. Oberstbergrath und Maschinen-Direktor Jos. Ritter v. Baader.
XXVI. Ueber Brodverfälschung.
XXVII. Uebersicht der Fortschritte der Industrie in Ober-Italien.
XXVIII. Uebersicht der Fortschritte der Industrie des Ober-Donaukreises im Königreiche Bayern.
XXIX. Verzeichniß der neuesten in England ertheilten Patente.
XXX. Miszellen. Mittel gegen den Rausch. — Kantharidin. — Laccin. — Beytrag zur nähern Kenntniß der Hefen. — Wirkung der Chlorine auf gewisse Insekten, von Hrn. Hieronymus Ferrai. — Mittel, Leinwand unverbrennlich zu machen. — v. Baaders neue Dampf- und Dreschmaschine.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern kostet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. sächsisch.

Verlagsneuigkeiten von Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien im Jahre 1820.

(In allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:)

Aehrenlese. Sammlung von Bruchstücken zur ältern und neuern Geschichte, Literatur und Völkerkunde. gr. 12. geb. 1 Rthlr. (1 fl. 48. kr.)

Kremer, A. S. Edler von. Darstellung des Steuerwesens. 1r Thl. über Steuern im Allgemeinen. 2r Thl. über die vorzüglichsten österreichischen direkten Steuern insbesondere, in Vergleich mit jenen von England und Frankreich. 2 Thle. gr. 8. 2 Rthlr. 20 gr. (5 fl.)

Reif, L. Anfangsgründe der praktischen Philosophie oder Sitten- und Tugendlehre, nach J. Kants Grundsätzen für gebildete Leser, besonders für Liebhaber und Anfänger philosophischer Studien, 1r Thl. Sittenlehre 2r Thl. Tugendlehre. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. (2 fl. 24 kr.

Riesch Franz Graf von. Bühnenspiele. 1r Thl. enthaltend 7 Lustspiele. 2r Thl., 1 Trauerspiel in 5 Aufzügen und 1 Drama in 3 Aufzügen enthaltend. 3r Bd. enthält 8 Lustspiele. 4r Bd. enthält 1 Trauerspiel in 5 Aufzügen, 1 Drama in 3 Aufzügen und 1 Schauspiel in 3 Aufzügen. gr. 12°. gebunden jeder Band 1 Rthlr. (1 fl. 48. kr.)

Stahl, Carol. Erzählungen. 12°. brosch. 20 gr. (1 fl. 30 kr.)

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821. Mit Beyträgen von Castelli, Haug, v. Moser, Grillparzer, Aug. West und Andern Herausgegeben von Lembert. 12°. gebunden 1 Rthlr. 16 gr. (3 fl.)

Theorie der Fechtkunst. Eine analytische Abhandlung sämmtlicher Stellungen, Stöße, Paraden, Finten u. s. w. überhaupt aller Bewegungen im Angriffe und der Vertheidigung. Nach dem Traité d'escrime par le Chevalier Chatelain frey bearbeitet. Nebst einer Anleitung über das Hiebfechten. Von A. Lüpscher und Fr. Gömmel. Mit 2 Tabellen und 20 bildlichen Darstellungen. gr. 8. 1819 geb. (In Kommission 1 Rthlr. 20 gr. (3 fl. 18 kr.)

Wiser, C. U. Der Mensch in der Ewigkeit. Nach christlich-philosophischen Grundsätzen. Als Gegenschrift zu dem Werke: Der Mensch, von Dr. M. L. F. W. Grävell. gr. 8. brosch. 12 gr. (54 kr.)

Nützliche Bücher für den Kaufmann und jeden Geschäftsmann.

Technologie. Für alle, welche Handelsgeschäfte

betreiben, insbesondre aber für diejenigen, welche die Handlung erlernen wollen. Von Heinrich Brosenius. Wohlfeilere Ausgabe. 2 Bände, mit 9 Kupfern. Preis 2 Thlr.

Wer seinem, sich der Handlung widmenden Sohne, ein nützliches Buch, einen Rathgeber in vielen Fällen, geben will, dem dürfen wir diese Technologie mit Recht empfehlen.

Der selbstlehrende doppelte Buchhalter oder vollständige Anweisung zur leichten Erlernung des italiänisch-doppelten Buchhaltens. Nach Helwigschem Plane bearbeitet von Johann Isaak Berghaus. Dritte, ansehnlich vermehrte und wohlfeile Ausgabe. Nebst einem Anhange, welcher verschiedene metrologische und andere damit verwandte Gegenstände enthält. 2 Bände, in 4 Abtheilungen. Preis 4 Thlr. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Versuch eines Lehrbuchs der Handlungswissenschaft; nach ihren mannigfaltigen Hülfskenntnissen theoretisch und praktisch bearbeitet.

Die erste und zweyte Abtheilung dieses Werks enthält: „die doppelt-italiänische Buchhandlung," und kostet statt 4 Thlr. jetzt 3 Thlr. — Die dritte und vierte Abtheilung enthält: „das Brief Copey-Buch und eine vollständige Terminologie der Handlungssprache." — Die beyden letzten Abtheilungen können, wegen geringem Vorrath, nicht unter dem Ladenpreise à 1 Thlr. 4 gr. erlassen werden. Einer weiteren Anpreisung bedarf dieses durch seine frühern Auflagen schon rühmlichst bekannt gewordene Werk nicht.

Leipzig, im Februar 1821.

A. Wienbrack.

Obige Werke sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

E. Blaquiere, Esq. Briefe aus dem mittelländischen Meere, enthaltend eine Schilderung des bürgerlichen und politischen Zustandes von Sicilien, Tripoli, Tunis und Malta. II. Theil, Tripoli, Tunis und Malta. Aus dem Englischen. Mit 1 Charte von Tripoli und Tunis. gr. 8. 1821. 1 Thlr. 12. Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der erste Theil dieser Briefe, welcher vor wenig Wochen erschien, enthält die Schilderung von Sicilien, und dürfte gerade eine willkommene Erscheinung seyn. Dieser zweyte Theil liefert eine eben so anziehende Beschreibung von Tripoli, Tunis und Malta; er ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden, und einzeln, so wie auch unter dem Titel:

Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde; in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von Dr. F. J. Bertuch. Zweite Hälfte der ersten Centurie XXVI. Bd.

als Fortsetzung für die Besitzer dieses Werkes zu bekommen.

Weimar, den 26. Januar 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Bey Friedrich Wolke, Buchhändler in Wien, obere Bäckerstraße Nr. 764, unweit der Universität, wird auf nachstehende Journale Pränumeration angenommen:

Biblioteca Italiana, o sia Giornale di Letteratura, scienze ed arti. Compilato da varj letterati. Anno sesto 1821. 12 fascicoli 8. gr. Milano 12 fl. C. M.

Brera, Ruggeri e Caldani nuovi Commentarj di Medicina e di Chirurgia. 12 Quaderni in 8. Padova 1821. 10 fl. C. M.

Giornale Arcadico di Scienze, Lettere ed Arti. Anno terzo in 12 fascicoli 1821. 8. gr. Roma. 21 fl. C. M.

Giornale di Fisica, Chimica, Storia naturale, Medicina ed Arti de Sign. P. Configliachi e Gasparo Brugnatelli per l'anno 1821. 6 fascicoli in 4. gr. Pavia. 8 fl. 30 kr. C. M.

Omodei, Annib. Annali universali di Medicina 12 fascicoli in 8. gr. Milano 1821. 12 fl. C. M.

Opuscoli scientifici per l'anno 1821. 0 fascicoli 25—30. con rami 4. gr. Bologna 12 fl. C. M.

Riccoglitore (il) ossia Archivj di Geografia, di Viaggi, di Filosofia, di Economia politica, di Eloquenza, di Poesia, di Critica, di Archeologia, di Novelle, di belle Arti, di Teatri e Feste, di Bibliografia e di Miscellanee, adorni di rami. 24 fascicoli Nr. 49—72. 8. gr. Milano 1821. 15 fl. C. M.

Auch sind bey mir die frühern Jahrgänge dieser Zeitschriften um sehr billige Preise zu haben. Die Transportspesen von Wien aus gehen für Kosten der resp. Herren Abonnenten.

Avis Typographique.

L'accueil dont le Public a honoré l'entreprise typographique de la Congrégation des Religieux Arméniens de S. Lazare à Venise dans la célebre Chronique d'Eusebe de Césarée, a encouragé particulièrement le Pere Jean Baptiste Aucher, à se dédier entièrement, comme il l'avait promis dans la préface de la susdite Chronique, à la traduction d'autres Ouvrages dont l'Europe savante ne vit jusqu'à présent que quelques fragments grecs. Parmi ceux-ci tiennent le premier rang trois Dialogues, deux sur la Providence, et l'autre sur l'Ame des Bêtes; les questions sur la Genese et sur l'Exode, les deux Sermons sur Samson et sur Jonas, et le Dialogue sur les trois Anges qui apparurent à Abraham; toutes productions qui sortirent de la célebre plume de Philon le Juif. L'original en ayant été perdu depuis long-temps, il en existe pour le bonheur de la République des Lettres une traduction en langue Arménienne du V[e] siecle, conservée dans un Manuscrit du XIII[e] siecle, qui appartenait à Haiton II. Roi d'Arménie et qui a été donné en cadeau à la Congrégation des Religieux de S. Lazare par un savant Prélat leur Concitoyen.

Un manuscrit, aussi précieux et dont il existait déja un Exemplaire dans la Bibliotheque de S. Lazare, a été traduit en Latin par le Pere Aucher avec le même soin qu'il a apporté à la traduction d'Eusebe, et enrichi de plusieurs Notes; se tenant au reste strictement à la version,

au lieu de chercher l'élégance dans le style latin, il a préféré de conserver la phraséologie et l'arrangement des mots; afin que les amateurs de pareils monuments eussent une Traduction qui puisse tenir lieu de l'Original.

Etant cependant difficile d'entreprendre la publication d'un si grand travail dans une court espace de temps, et la Congrégation Arménienne ne voulant pas priver davantage les Savants d'un monument si précieux, elle prévient le Public instruit que les deux Dialogues de Philon sur la Providence et l'autre sur l'Ame des Betes sont prêts a être mis sous Presse, qu'ils seront publiés en un Volume in 4. pareil pour le format, le papier et le caractere à la Chronique d'Eusebe, et disposé de la même maniere, c'est-à-dire, la traduction arménienne à côté de la version latine conjointement aux fragments grecs et à l'accompagnement des notes pour faciliter l'intelligence du texte.

Si tout retardement de l'entreprise est levé par un nombre suffisant de Sousripteurs, au commencement de la nouvelle année, elle sera mise sous Presse, et sera au jour avant six mois.

Afin d'engager de plus en plus non seulement les Savants d'Italie, mais aussi ceux des Nations étrangeres, à soutenir celui et tout autre travail litteraire auquel la Congrégation Arménienne s'applique sans relache, le prix de la présente Edition est réduit à 6 Kreuzer M. de Conv. la feuille.

Les Souscriptions se recevront à Venise dans l'Ile S. Lazare chez les RR. PP. Arméniens, et chez Fréderic Volke Libraire a Vienne, ou chez son Commissionaire M. P. G. Kummer a Leipsic.

Les frais de poste et de transport sont à la charge des Souscripteurs.

Venise, l'Ile de S. Lazare. 25. Janvier 1821.

Ankündigung deutscher Uebersetzungen.

Aristofanes Lustspiele, vom Hofrath J. H. Voß. Mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne, dem Professor Voß. 3 Bände. Subscriptionspreis 4 Rthlr. 16 Ggr.

*

Neue sehr verbesserte Ausgaben von

Virgils Werken von J. H. Voß. 3 Bände. Subsc. Preis 4 Rthlr.

und

Horaz Werken, von Demselben. 2 Bände. Subscr. Preis 2 Rthlr. 16 Ggr.

*

Livius Römische Geschichte, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen vom Professor Conrad Heusinger. 5 Bände. Subscr. Preis 6 Rthlr.

Griechenlands und Roms auserwählte Schriftsteller haben die Prüfung von Jahrtausenden überstanden und leben als Muster fort, die selten erreicht und niemals übertroffen sind. Was Gelehrte an ihnen besitzen, ist weltkundig, aber nur Vorurtheil kann den Genuß ihrer Werke auf Gelehrte beschränken wollen.

Eine allgemeine Stimme huldiget dem Deutschen, dessen Meisterschaft in der Kunst zu übersetzen schwerlich zu übertreffen seyn dürfte. Herr Hofrath Voß fährt fort sie zu beweisen; er gibt seinen Virgil und Horaz in abermaliger Verbesserung und in vollendeter Gestalt; den Aristofanes, an welchem er zwölf Jahre arbeitete, mit erläuternden Anmerkungen seines Sohnes, und scheute die Mühe nicht, die lezte Korrektur dieser Werke selbst zu übernehmen.

Von Livius Geschichtsbuche erscheint eine deutsche Uebersetzung vom Professor Heusinger, einem Manne, der mit der Sprache des Römers und der seinigen gleich vertraut war, und sein Werk mit vielen kritischen und historischen Erläuterungen begleitete. Philologen vom ersten Range, denen die Handschrift vorgelegt worden, wetteifern in der Anerkennung ihrer Vorzüge. Aber sie ist auch die Frucht zwanzigjähriger unablässiger Anstrengung!

Auf diese vier Werke, welche zur nächsten Leipziger Ostermesse erscheinen, wird in allen Buchhandlungen die Subscription bis Ende April d. J. angenommen und eine ausführlichere Ankündigung ausgegeben.

Vorsteher und Lehrer an Gymnasien und Schulen, so wie andere Beförderer wissenschaftlicher Unternehmungen, welche Sechs Subscribenten sammeln und mir selbst bis Ende April den Betrag einsenden, bitte ich, das siebente Exemplar für ihre gefällige Bemühung anzunehmen. Vorzugsweise erhalten die Herren Subscribenten ihre Exemplare auf besserem Papier und dennoch um ein Viertel wohlfeiler, als sie nachher im Buchhandel zu haben seyn werden.

Den Eltern, auch wenn sie ihre Söhne nicht dem gelehrten Stande bestimmten, können diese Werke, zu wahrer Bildung fürs Leben, empfohlen werden, mit Ausnahme des Aristofanes, den Goethe „einen ungezogenen Liebling der Grazien" nannte, und der also wohl das männliche Alter fordert.

Braunschweig, im Januar 1821.

Friedrich Vieweg.

Grundsätze der politischen Oeconomie oder der Staatswirthschaft und der Besteuerung, von David Ricardo, Esq. Nebst erläuternden und kritischen Anmerkungen von J. B. Say. Aus dem Englischen, und, in Beziehung auf die Anmerkungen, aus dem Franz. übersezt von Ch. A. Schmidt. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Die eben in unserm Verlage erschienene Uebersetzung dieses für die Staatswirthschaft sehr wichtigen Werkes, wurde schon im Jahr 1819 von uns angekündigt, und hat durch diese Verzögerung an ihrem Werth gewiß nicht verloren, da ihr nun auch die der Französischen Uebersetzung beygegebenen Anmerkungen des berühmten Say hinzugefügt werden konnten. Der im Fache der Staats- und Finanzwirthschaft in England bekannte und hochgeachtete Verfasser hat, nach der Vorrede, die über diesen Gegenstand schon vorhandenen Werke eines Malthus, Say und Smith benuzt, ihre Erfahrungen zu Rathe gezogen, und einer genauen Prüfung unterworfen.

Weimar, den 26. Januar 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie Comptoir.

Ankündigung.

Gesammelte Werke
der Brüder
Christian und Friedrich Leopold
Grafen zu Stolberg.

Unterzeichnete Buchhandlung wird von diesen Werken bis zur nächsten Leipziger Ostermesse die ersten fünf Theile liefern; diese werden enthalten:
Im 1sten und 2ten Theile: Oden, Lieder, Balladen;
— 3ten Theile: die Insel und die Jamben;
— 4ten und 5ten Theile: die Schauspiele und die weiße Frau; und folglich die Sammlung der poetischen Werke bilden.

Diesen sollen, in einer ungefähr gleichen Anzahl von Bänden, die prosaischen Schriften folgen und der Inhalt derselben wird bestehen:
aus den Reisen nach Italien,
kleinen Aufsätzen und Abhandlungen,
dem Leben Alfreds und
dem Büchlein von der Liebe.

An diese werden sich dann die Uebersetzungen anschließen, nämlich:
die der Ilias,
des Aeschylos,
Sophokles,
Gedichte aus dem Griechischen,
Plato und
Ossian.

Die Bildungs- und erste Blüthen-Zeit der Grafen zu Stolberg fällt in die gefeyertste Epoche unserer vaterländischen Literatur. Eine vollständige Sammlung ihrer Werke ist längst lebhaft gewünscht worden, und ein Bedürfniß, da seit geraumer Zeit fast keines der angeführten Bücher mehr im Buchhandel zu bekommen war. *) Die angekündigte Ausgabe wird aber um so willkommener seyn, da man versichern darf, daß sie die der lezten Hand ist.

Die Verleger erlauben sich hier nur hinzuzufügen, daß das Aeußere der Würde des Inhalts angemessen seyn wird. Die Verhältnisse der deutschen Literatur verstatten, wenn auch nicht Pracht, doch Anstand und Sauberkeit, und man wird bey den ersten fünf Theilen nicht blos die wohlgetroffenen Bildnisse der Grafen zu Stolberg, sondern auch Facsimile's ihrer Handschriften und Vignetten finden, die zum Theil selbst ein historisches Interesse erhalten haben. Den Sammlern der vaterländischen Literaturwerke wird es angenehm seyn, daß das nämliche Format gewählt worden ist, in welchem Herder's, Goethe's ꝛc. Werke erschienen sind.

Pränumeration oder Subscription auf Werke bewährter und von der Nation anerkannter Autoren ist weder nöthig, noch scheint sie zu eröffnen schicklich; die Verleger geben daher diesen Werken einen allgemeinen Verkaufspreis, welcher, wie eine Vergleichung darthun wird, den sonst üblichen wohlfeilen Pränumerationspreisen gleich kömmt.

Die ersten fünf Bände, von circa 125 Bogen, kosten zehn Thaler; diejenigen, welche sich beym Ankauf dieser ersten Abtheilung auch für die folgenden anheischig machen, erhalten dieselbe zu acht Thaler. Die Verleger dürfen versprechen, daß die Abtheilung der prosaischen Schriften bis Ostern 1822 und im Laufe desselben Jahres, auch noch die der Uebersetzungen erscheinen wird.

Hamburg, im December 1820.

Perthes und Besser.

*) Das Leben Alfreds und das Büchlein von der Liebe sind fortdauernd einzeln in der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster zu haben.

Reise durch die Preußischen Staaten, ein Handbuch für Fremde und Einheimische zur Kenntniß der Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten dieser Länder, nebst einem vollständigen Wegweiser durch das Böhmische und Schlesische Riesengebirge, den Harz und am Rhein von Mainz bis Holland. Von Wilhelm Mila. Mit einer Charte. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

Der Herr Verfasser liefert in diesem eben vollendeten Werke einen Wegweiser, welcher sowohl dem Fremden, der die genannten Länder besuchen, als auch dem Einheimischen, der sein Vaterland genau kennen lernen will, als Begleiter auf den verschiedenen Wanderungen durch alle Theile des preußischen Staates dienen könne, indem er nebst den verschiedenen Reiserouten und den Haupt-statistischen Datis, noch das Eigenthümliche oder Seltene eines jeden Orts und jeder Gegend genau angibt. Er hat die älteren und neueren Hülfsmittel, so wie seine eigenen Bemerkungen, und die Mittheilung sachkundiger Freunde benuzt, um dieses Handbuch so vollständig als möglich auszuarbeiten; das sich auch über die benachbarten Gegenden ausbreitet, wie der Titel angibt.

Es ist bey allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, so wie von uns selbst zu bekommen.

Weimar, den 26. Januar 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie Comptoir.

Bey C. H. G. Christiani in Berlin ist erschienen, und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Neue Berliner Monatschrift für Philosophie, Literatur und Kunst.

1s Heft in gr. 8. Inhalt: I. Ein Mährchen. II. Sonett an Hegel. III. Bericht an Goethe über die Kunstausstellung in Berlin im Herbste 1820. IV. Die Greisen des Apollon auf dem Schauspielhause zu Berlin. V. Der Engländer auf der deutschen Universität.

2s Heft. Inhalt: I. Bericht über die indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. von Schlegel. II. Die Orientalisten. III. Ueber den Standpunkt der Philosophie und die Bedeutung ihres Studiums in gegenwärtiger Zeit. IV. Die Kunstausstellung in Berlin. (Beschluß.) V. Epigramme. VI. Blumensprache. VII. Neuer Spuk in Tegel.

Die neue Berliner Monatschrift erscheint in monatlichen Heften. Der Preis eines halben Jahrganges ist 3 Rthlr. Courant.

Antwort auf die „Berichtigung" des Herrn Grafen B. v. Eckstädt im Int. Bl. No. 4. S. 15.

Diese Berichtigung berichtiget in der Hauptsache nichts: denn hatte gleich der anonyme Einsender des Stückes gebeten, ihm durch die Abendzeitung Nachricht vom Beschlusse der Direktion zu geben; so verstand sich doch von selbst, daß im Falle der Zurückweisung der Titel des Stücks nicht öffentlich genannt werden mußte, weil dieses der Aufnahme bey anderen Directionen hinderlich werden konnte.

Der Verf. des Aufsatzes: Theater-Discretion im Lit. Bl. v. 1820. Nr. 83.

Nro. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag 19. März 1821.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod immer ohne Ekel, große wie Zuckerbrod zeitig und mit Ekel.

Jean Paul.

Ademdai.

(Fortsetzung.)

Der gute Genius hielt Wort. Nun aber begab sichs, bey der herannahenden schönen Jahrszeit, daß alle nachbarlichen Freunde Ademdais die Stadt verliessen, und mit ihren Angehörigen ihre Landgüter in der Nähe von Bagdad bezogen, so kamen sie einzeln, um von ihm Abschied zu nehmen. Ademdai ließ sich dieß sehr zu Herzen gehen; denn entbehren musste er den gesellschaftlichen Umgang, an den er sich so sehr gewöhnt. Auch seinen Frauen fehlte es an Unterhaltung, da jene ihre Harems mitgenommen hatten. Traurig und öde war es in dem Hause, wo es sonst von frohsinnigen Menschen gewimmelt.

Ademdai langweilte sich entsetzlich; er wusste nicht, was er den ganzen langen Tag beginnen sollte; es schmerzte ihn, nicht auch eine Besitzung in der Nähe von Bagdad zu haben, und als endlich sein guter Genius ihn wieder besuchte, sprach er zu ihm: — Schämen muß ich mich wahrhaftig, o guter Genius, Dich mit einem neuen Anliegen zu belästigen; doch du bist ja selbst Schuld daran, warum hast du mir alles Nothwendige zugesagt. Ich frage Dich daher, ob es nothwendig sey, daß meine Weiber sich wohl befinden. — Höchst nothwendig! — Und sie verschmachten beynahe, und mehrere Aerzte, die ich befragt, thaten einstimmig den Ausspruch, daß eine reinere Luft, kurz die Herrlichkeiten des Landlebens, ihnen nothwendig wären. Wohl hast Du mich mit Gütern überhäuft, doch das größte aller Güter ist die Gesundheit, und leider fühl' ich die mir immer mehr und mehr entweichen. Ist es nicht nothwendig, daß der Mensch eine Beschäftigung habe, die ihn anmuthet und vergnügt. Durch solche hoffe ich meine Gesundheit wieder herzustellen. Hätte ich eine ländliche Besitzung, würde ich die nothwendige Bewegung haben, nichts ist dem Menschen nothwendiger als Thätigkeit — und da Du dieses ohnehin selbst weißt, so kannst Du wohl einsehen, daß ich nichts Ueberflüssiges von Dir verlange. — Auch gebe ich Dir hierin ganz meinen Beyfall, sagte der Genius, die Gründe die Du anführst, sind vortrefflich. Ja, eine ländliche Besitzung ist Dir nothwendig. — Meine Freunde — versezte hierauf Ademdai — immer bedacht, mein Bestes zu besorgen, haben mir berichtet, daß sie für mich eine Besitzung wüßten, die gewiß meinen Beyfall erhalten würde. Sie liegt drey kleine Stunden von Bagdad an der Straße von Basora. Die Gebäude sind ansehnlich; doch das ist sehr nothwendig, damit ich alle meine Weiber, Eunuchen und die andern Sklaven unterbringe, die mir Deine Güte gab. Sie hat viel Mayerhöfe, deren Ertrag ist zur Erhaltung und Verschönerung meines Hauses nothwendig. Das Alles wäre nach Wunsch, nur zu theuer ist das Gut; man verlangt hunderttausend Tomanen dafür. — Das schadet nichts, sagte der Genius, morgen soll das Gut dein eigen seyn. — O, großer Mahomet, rief Ademdai, wie glücklich ich bin! Doch mir bleibt noch eine Kleinigkeit zu wünschen übrig. Wenn ich Eigenthümer dieses schönen Gutes bin, muß ich eine größere Anzahl von

Sklaven haben. Ich brauche Gärtner, Gehülfen, Ackersleute, ich muß mir Kühe und Schafe anschaffen, zum wenigsten dreyßig Pferde brauche ich, sowol zur Arbeit, als zum Transport meiner Weiber, Sklaven, Eunuchen, meines Hausrathes und anderer Nothwendigkeiten. Alles das ist mir unumgänglich nothwendig. — Ja, ja, sagte der Genius, morgen sollst Du die dreyßig Pferde, Sklaven und Vieh, kurz alles, dessen du benöthigest, haben."

Gleich Tages darauf eilte Abemdai, sich in Besitz seines schönen Gutes zu setzen; bald verließ er dann die Stadt, begleitet von seinem Harem und allen Sklaven, sich höchlich freuend, der abermaligen Nachbarschaft seiner Freunde aus Bagdad, die ihn gewiß mit so manchen guten Rath in Bezug auf Verschönerung sowol als auf Verbesserung seines Gutes zur Hand geben werden. Nach acht Tagen machte er eine kleine Reise nach Bagdad, seinen guten Genius zu sprechen, der ihn dahin bestellt. — Nun, Abemdai, fragte dieser, nun bist Du endlich im Besitze alles Nothwendigen? — Beynahe, erwiderte Abemdai, aber noch nicht ganz und gar. Mein Gut hat unvergleichlichen Boden, es könnte noch einmal so viel an Werthe haben, doch die Unwissenheit meines Vorgängers war so groß, daß er dahin Reis anbaute, wo das schönste Getreide zu ernten wäre. Da gibt es weitläufige Teiche, die leicht in Wiesen umgeschaffen werden können, da gibt es wüste Plätze, die der Urbarmachung fähig sind. Und du wirst wohl einsehen, daß wenn man das Glück hat ein solches Gut zu besitzen, es unumgänglich nothwendig ist, daß man es verbessere; denn nur ein Unsinniger kann es unterlassen sein Vermögen zu vergrößern, wenn die Gelegenheit sich beut. Mein Garten ist zwar weitläufig, allein es müssen bedeutende Veränderungen damit vorgenommen werden. Er ist gegenwärtig nicht sehr fruchtbar; allein er kann es werden, besonders wenn ich einen Fluß hindurch leiten könnte, der etwa eine halb Viertel Stunde davon entfernt ist. Hat man aber einen Garten, so ist es nothwendig ihn fruchtbar zu machen, das siehst Du selbst wohl ein. — Nun, was hindert dich es zu thun? — Ich habe nicht Geld genug, entgegnete Abemdai, diese verschiedenen Verbesserungen könnten leicht bis zwanzigtausend Tomanen kosten. — Auch auf die zwanzigtausend Tomanen gab ihm der Genius eine Anweisung, auf die Schatzkammer des Kalifen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Juden in Klein-Rußland.

Von Cosmeli.

In Kleinrußland (denn nur von den Juden dieses Theils der russischen Monarchie soll hier die Rede seyn) lernt man die Eigenthümlichkeiten dieses originellen Volkes besser kennen als irgendwo anders, und man bekömmt eine bessere Meinung von ihm, als man in andern Ländern zu hegen veranlasst wird, wo seiner Affektation christlicher Sitten, seine halbstarkgeisterische Verachtung der eigenen uralten Gebräuche desselben meistens nur possierlich macht, ohne ihm zu schaffen, wonach er mit Inbrunst begehrt: — äußerliches Ansehen. Aus dem todten Buchstaben des Gebots und seiner strengen Befolgung, geht an der Hand der Zeit der lebendige Geist hervor; die religiösen Orden beweisen das zur Genüge. Je treuer und gleichförmiger ein Volk bey den Ritualgesetzen seiner Väter beharrt, desto schärfer bezeichnet bleibt sein Charakter, desto konsequenter ist es in seiner Masse, dadurch allein verbindet es sich zu einem Ganzen. Weit leichter wird es alsdann den Anfechtungen begegnen, wenn sich kein Individuum dem Anstoß derselben entzieht, sondern jedes einen Antheil davon, nach Maßgabe seiner Kräfte auf sich leitet, sein Ungestüm vereinzelt, und also bricht. Dieses lobenswerthe, gemeinschaftliche Leiden der Unterdrückung und Verfolgung hat die Juden bisher allein erhalten.

Unverkennlich ist ihnen ein reichlicher Antheil natürlichen Verstandes zugefallen, den sie von Kindesbeinen an, durch Lehrer und Beyspiel angeleitet und erweckt, in jedem einzelnen Falle und Augenblick bey der Hand haben. Da sie nur dem einzigen Zwecke nachgehen, das Material zum Leben herbeyzuschaffen, in so großer Fülle als es irgend geschehen kann; so werden sie auch durch keine Nebentendenzen, die ihnen verwehrt sind, zerstreut, und bleiben stets in der nämlichen Uebung, ohne alle Veranlassung zur Inkonsequenz. Darum gelingt es ihnen immer, sobald sich die Gelegenheit darbietet; denn mit Recht kann man von ihnen sagen, daß sie ihren Verstand zu jeder Zeit, in baarem Gelde und jeder gangbaren Münzsorte bey sich tragen. Bey ihnen erscheint der Verstand ganz praktisch. Ganz besonders richten sie ihn auf genaue Beobachtung jeder Unachtsamkeit, und für den kleinsten Verstoß der Aufmerksamkeit im Verkehr ist man sogleich verurtheilt Lehrgeld zu geben. Darum spielen sie fast durchgehends gut Schach, weil sie in jedem Momente mit gleicher Besonnenheit spielen, mit gleicher Spannung auf jeden leichtsinnigern Zug lauern. Wegen der Tücke und Hinterlist, die darinnen zu liegen scheint; sagt Champfort, schroff, aber doch nicht übertrieben: on ne joue pas aux échecs avec un bon cœur, weil diesem alles Abpassen der Gelegenheit zum Uebervortheilen immerdar ein Greuel ist. Ein lebensdummer Mensch ist unter ihnen seltener zu finden, scheint daher auch doppelt dumm, als unter anderm Volk, weil keines so ununterbrochen gezwungen ist, gegen Angriff und Beeinträchtigung auf der Hut zu seyn. Da ihnen die rohe Gewalt schlechtweg entgegengesetzt wird, so befleißigen sie sich wie eine verständige Frau gegen einen auffahrenden, brutalen Ehemann, der Klugheit, und gewinnen nach erlittner und geduldig ertragner Unbill zulezt dennoch immer wie diese. Die großen Anforderungen, die man von oben und allen Seiten her an

ihren Seckel macht, erschweren ihnen das Leben, und zwingen sie gebieterisch, zum Spinnelauern auf jeden günstigen Moment, wo sie Beute erhaschen mögen, sey sie auch noch so gering, um jene Ansprüche zu decken, und sich und den Ihrigen das Leben zu fristen. Sie meinen, allerdings unwidersprechlich, tropfenweise würde das Gefäß auch voll. Diese Nothwendigkeit macht sie zu scharfen Beobachtern, und schneller faßt Niemand den Charakter die Eigenheit, und die schwachen Seiten eines Einzelnen auf. Was von der Menschheit im Ganzen zu halten sey, geht sie nichts an; aber das Individuum, welches ihnen zum Verkehr vor Augen tritt, wird gleichsam durchsichtig, und sie beurtheilen es mit so auffallender Unfehlbarkeit, daß man dieselbe thierischen Instinkt nennen dürfte. Keinen Augenblick ist ein Jude müßig. Er bekümmert sich um Alles, was er sieht, fragt mit bald harmloser, bald absichtlicher Dreistigkeit nach Allem, auch nach dem Fremdesten, denn die Notiz kann ihm anderswo nützen, er mischt sich mit Zudringlichkeit in alles, und entwaffnet das leidenschaftlichste Ausbrausen, mit verstellter Angst und ironischer Demuth. Man würde sich sehr betrügen, wenn man sie nur aus zaghafter Feigheit herleitete. Ein Volk von so heftigem Naturell, hält sich nur aus Reflexion im Zaum, weil man ihm aus Religionshaß, und den daraus fließenden löblichen Maximen, im Durchschnitt auch bey dem vollsten Anspruch auf Recht, solches nur in seltnen ganz himmelschreyenden Fällen zur Parade angedeihen läßt, wenn dem Richter die Motive der Unpartheylichkeit nicht in die Hand gedrückt werden. Da sie täglich erfahren, daß sie wie unter Odryfern leben, bey denen man nach dem Thucydides durchaus nichts erlangen konnte, ohne Geschenke zu geben, so fangen sie jede Verhandlung damit an; im Odryferlande auch die beste Methode sie zu enden. Die oft sehr schwere Kunst zu bestechen, muß man von ihnen lernen, sonst bleibt man immer nur ein Stümper darin. Da ihnen schnöde Behandlung, Schimpfreden, Schläge sogar, durchaus keine Schmach bringen; so kehren sie wie eine weggewedelte Fliege immer wieder, und machen zuletzt die Wildheit selber mürbe und kirre, zum Freunde sogar. Exemplarische Geduld interessirt und schmeichelt zugleich. Oft schon haben sie sich den auffallendsten Einfluß auf hohe Personen erworben, die für jeden Andern unzugänglich waren, der sich nur durch ihre vermittelnde Verwendung eines günstigen Erfolges seiner Gesuche erfreuen konnte. Da man keine Umstände mit ihnen zu machen pflegt, ist ihre Gegenwart zu allen Zeiten bequem, und weil sie immer bey der Hand sind, haben sie auch Gelegenheit, die glücklichsten Momente zu erlauern, die sie sogleich auf die ungezwungenste, geschickteste Weise für ihre Absichten benutzen, als wären sie von Hofleuten und Jesuiten dazu abgerichtet worden. Bewundernswerthe Meister und Muster sind sie dabey in der Kunst, Jemanden etwas in die Gedanken zu bringen, und weil sie ununterbrochen auf die Ausführung ihrer Pläne sinnen, ist der Ausgang auch fast immer zu ihrem Vortheil, wenn nicht plötzliche, ungünstige Zufälle einen widrigen Querstrich in ihre Berechnungen machen. — Ihre heimliche Rache richten sie, in vorkommendem Falle, gegen den Geldbeutel des Beleidigers, und können sie ihm persönlich nicht beykommen, durch die dritte Hand. Wie eine Parole läuft das Bannwort unter den Genossen herum, und jeder beeifert sich nun, dem Gekränkten für seinen Antheil Recht zu schaffen, und ihn wenigstens dadurch zu rächen, daß er dem Beleidiger Verlust bereitet, wo er vermag, wenn er auch nachmals den erlisteten Vortheil nicht mit ihm theilt. Denn in der Beleidigung, die dem Einzelnen widerfährt, hält sich jeder für angegriffen, und bietet sogleich seine Hand, um dem bezeichneten Opfer Schlingen zu legen, die auf das sinnreichste geflochten und verdeckt werden. Zu verläumden verstehn sie ebenfalls über die Maßen gut.

(Der Beschluß folgt.)

Die starken Dichter. *)

Die starken Dichter, die uns Gottsched hat gepriesen,
Die Schönaichs, Triller und wer sonst mit kühnem Muth
Gestüzt die Pindusburg, wo sind sie hin die Riesen?
— Ertrunken ach! in seiner — Wasserfluth.

— f.

*) Ein Lieblingsausdruck Gottscheds, einen nach seiner Ansicht großen Dichter zu bezeichnen. S. hin und wider s. Recens. im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. So sagt er z. B. im Eingange der Rec. des Schönaichischen Hermanns (Winterm. 1751 S. 779). „Da Deutschland bisher von so vielen seltsamen Heldengedichten überschwemmt wird, so ist es gleichsam ein Wunder, ja ein rechtes Glück zu nennen, daß ein so starker Dichter, als der Herr Baron von Schönaich seinem Vaterlande auch ein ordentliches und kunstrichtiges ans Licht stellen wollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Jenner.

Der zu Ende des abgeflossnen Jahrs ausgegebne vierzehnte Jahresbericht über die Verhandlungen der Armen-Direktion in Bern enthält wehmüthige Klagen über den sich durch die fortschreitende Abnahme der jährlichen Beyträge zu Tage legenden Kaltsinn des Publikums gegen die Anstalt. Von der Güte und Wichtigkeit des Institutes, von den Vortheilen, die es gebracht hat, und von den Gefahren, die mit seinem Aufhören verbunden seyn würden, überzeugt, glauben die Vorsteher desselben, eine Darstellung des Geleisteten sollte am besten und kräftigsten jenen Kaltsinn zu überwinden im Stande seyn. Wirklich sind Anlage und Ausführung dieser Stadt-Armen-Anstalt, für ihren beschränkten Wirkungskreis musterhaft zu nennen, und die nachstehende summarische Uebersicht wird ohne Zweifel auch auswärts mit Theilnahme gelesen werden. Der Entstehung der Armenverpflegungs-Anstalt von 1795 (aus welcher später die nunmehrige wenig abgeändert hervorging)

fand in Bern keine Armenpflege statt; es wurden Almosen gereicht, durch die Privaten und durch die Herren Geistlichen; hierdurch geschah, im ersteren Fall, daß der freche, verschlagene, kunsterfahrne Müssiggänger, welcher die Betteley zu seinem ergiebigen Broteswerb machte, dem wirklich bedürftigen, aber bescheidenen würdigen Armen, größtentheils wegnahm, was ihm hätte zukommen sollen; im zweyten Fall, daß das vorhandene Elend, gleichviel ob selbst verschuldet oder nicht, abgesehen von Würdigkeit und bürgerlichen Rücksichten, vor denjenigen Armen bedacht wurde, welche anscheinend weniger dürftig waren, welche eher der Unterstützung als Besteurung bedurften; diese, nämlich diejenigen mindern Handwerker und die Taglöhner, welche ihre Zeit, ihre Kräfte, ihr Leben zum Nutzen und zur Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse des Publikums verwendeten oder verwendet hatten, aber aller Arbeitsamkeit und Sparsamkeit unerachtet, wegen Kinderzahl, Krankheit, Alter und durch andere Umstände in der Unmöglichkeit waren, sich und die Ihrigen zu erhalten und zu erziehen, und also allerdings gegründeten Anspruch an Beyhülfe hatten, diese auf jede Weise unterstützungswürdigste und bedürftigste Klasse der Armen, blieb als solche verhältnißmäßig unbeachtet. Es konnte dieses nicht wohl anders seyn, es lag in der Natur der Sache; die Privaten gaben, und geben jezt noch viel, ohne lange zu bedenken, ob die Gabe wohl angewendet, ob sie nicht besser hätte angewendet werden können; den Herren Geistlichen gestatteten weder die Verhältnisse ihres Berufes, noch ihre Zeit und Muße, sich mit einer ordentlichen Armenpflege zu befassen. Dieses sahen die Gründer der Armenanstalt wohl ein, zugleich aber auch die Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Menschlichkeit einer solchen ordentlichen Armenpflege, sowol zu billiger, aufhelfender und wohlthätiger Unterstützung und Besteurung der braven, arbeitsamen, kranken und alten nützlichen Armen, als zu Erleichterung des Publikums und zu Verminderung der Armuth selbst. Den Zweck zu erreichen, bewiesen sich die Errichtung von Schulen, wo armer Leute Kinder beschäftiget, zur Arbeit gewöhnt, und mit den zu ihrem bessern Fortkommen nöthigen Kenntnissen ausgestattet wurden, von Anstalten, durch welche sich der Arme zugleich wohlfeiler und besser nähren, wärmen und kleiden könnte, vorzüglich wohl berechnet; und entstunden demnach die Arbeitsschulen, die Dienstmägdeschule, die Suppeneinrichtung, die Brennmaterial-Anstalt, das Kleidungs-Magazin, und endlich zu Versorgung treuer, durch Alter und Krankheit verdienstunfähig gewordener Dienstboten, das Armenhaus; überdieß wurden Lehrgelder bezahlt, um fähige Subjekte zu guten nützlichen Handwerkern zu bilden, und, wo alle diese Anstalten nicht hinreichten, wurde durch die mit der Lage, mit den Umständen der Anstalts-Angehörigen genau bekannten Armenpfleger, vorsichtig, am rechten Ort, zur rechten Zeit, mit baarem Geld, mit Rath und Weisung geholfen. Die Kranken wurden unentgeltlich durch gewissenhafte Aerzte gehörig besorgt, und mit guten Arzneyen versehen. Dieses ist durch die Armenanstalt geschehen und geschieht noch jezt; der Nutzen davon liegt am Tag; wie es werden müßte, wenn die Anstalt einginge, wie sehr die Noth, die Verderbniß der Armen, die Armuth selbst und der Bettel wieder zunehmen müßten, läßt sich aus dem Vorgesagten hinwieder leicht abnehmen. Man hat der Anstalt den Vorwurf gemacht, daß durch sie viele Arme vom Land in die Stadt gezogen werden. Das ungegründete dieser Behauptung wird jedoch durch Thatsachen leicht erwiesen, zumal im Jahr 1805, bey ihrer Bildung, 479 Haushaltungen von der Anstalt verpflegt wurden, im Jahr 1810 noch 428, im Jahr 1815 alsdann 286, von 1819 vollends nur 256. Von dieser lezteren Zahl der Haushaltungen (aus 398 Personen bestehend) wurden im verfloßnen Jahr 222 mehr oder weniger, 34 gar nicht besteuert, und von jenen 219 permanent und durchgehends, 3 aber nur ärztlich. Die seit 25 Jahren bestandene Dienstboten-Anstalt ist im verwichenen Jahr ihrer bisherigen Einrichtung nach aufgelöst worden; statt ferner ungefähr 20 Mädchen, während einigen Stunden des Tages den zu Bildung tüchtiger Dienstboten erforderlichen Unterricht zukommen zu lassen, werden jezt in wechselnder Reihe, vier 12- bis 13jährige Mädchen in derselben Absicht, aber zu gänzlicher Erziehung aufgenommen, im Armenhaus verpflegt und unter den Augen alter Dienstboten für ihren Beruf gebildet.

London den 6. Februar.

(Beschluß.)

Die kaum glaublichen und höchst lächerlichen Selbstbelobungen der Nordamerikaner und die Verblendung über ihre eingebildete Nationalgröße haben ihnen den Tadel aller Reisenden, am meisten der englischen zugezogen. Sie sind darüber äußerst entrüstet und ein Herr Walsh hat die Vertheidigung seiner Nation in einem eigenen Werke unternommen: „an appeal from the Judgments of Great Britain respecting the United states of America, Philadelphia 1819.“ Er will seinen Landsleuten einbilden, die Engländer hätten es sich zur Regel gemacht, die vereinigten nordamerikanischen Staaten herabzusetzen. Darauf ist lezthin in dem Edinburgh Review und so eben in dem Januarstücke des New monthly Magazine geantwortet worden: eine Antwort, welche mit ungemeiner Mäßigung und Kenntniß abgefaßt ist. Am Ende derselben heißt es, „daß an eine gehässige Absicht bey dem von englischen Reisenden und Schriftstellern geäußerten Tadel gar nicht zu denken sey, daß Nordamerika ohne Widerrede große und bewunderungswürdige Fortschritte mache, daß ein Staat, der in dem Genusse einer freyen Rechtspflege, eines freyen Senats, und einer uneingeschränkten Preßfreyheit sey, wenn er es recht anfange, große Thaten vollbringen könne, daß zur Zeit aber Nordamerika noch in seiner Kindheit sey, sich nicht die Miene der Vollendung geben, sondern noch Lehre annehmen müsse, daß es nicht über seine Freyheit prahlen dürfe, indeß die Sclaverey auf seinem Grund und Boden geduldet würde, daß es erst literarisches Verdienst erwerben müsse, ehe es seine Cultur mit der Europäischen Bildung vergleichen könne, und daß der allgemeine und herzliche Beyfall, womit man die vortrefflichen Schriften des Herrn Washington Irving in England aufnähme, hinlänglich beweisen, wie unpartheiisch man wahres amerikanisches Verdienst hier zu beurtheilen wisse.“ — Das große Konzert der philharmonischen Societät hat für dieß Jahr den berühmten Kiesewetter aus Hannover engagirt, welcher nach erhaltner Erlaubniß vom Könige und dem Vicekönige, nächstens in London erwartet wird. Voriges Jahr hatte man sich an den großen Frankfurter Virtuosen Spohr gewendet, der hier außerordentlichen Beyfall fand und jezt nach Petersburg abgegangen ist. — Von den Wirkungen der Kälte während der Entdeckungsreise nach dem Nordpol erzählt man folgendes: Als der Matrose John Smith (einer von denen, deren Finger erfroren) am 24. Febr. 1820 seine Hand in ein Becken kaltes Wasser steckte, um die Finger aufzuthauen, war die dadurch dem Wasser mitgetheilte Kälte so groß, daß sich auf der Oberfläche eine dünne Eisrinde bildete. Die andre Erfahrung beweist, wie außerordentlich schnell Wasser während der großen Kälte in Eis verwandelt wurde. Am 15. oder 16. Febr. des Morgens, als der Thermometer auf 55 Grad unter 0 stand, nahm der Chirurgus Fischer eine Flasche Trinkwasser, stieg in den großen Mastkorb, und goß es durch einen Durchschlag hinab. Es fiel auf das Verdeck in unregelmäßigen länglichen Eistropfen, die Jemand dort in eine blecherne Schüssel auffing. Der Mastkorb (das große Mars) war nur 40 Fuß hoch, so daß das Wasser, nach den Gesetzen fallender Körper, in weniger als zwey Sekunden gefroren seyn mußte.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 23.

Digitized by Google

Nr. 23.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. März 1821.

Die Krönung der heiligen Jungfrau.

Gemälde eines altkölnischen Meisters in der Sammlung der HH. Boisserée und Bertram.

2′ 6″ hoch, 1′ 3″ breit.

(Mit einem lithographirten Umriß.)

Die heidnische Kunst hat die christliche erzogen. In den erhabenen Ideen des Christenthums konnten jene edlen Motive nicht ersterben, welche die Griechen mit schönheittrunkener Phantasie geschaffen hatten. Und wenn auch Jahrhunderte vergehen mussten, bis das entflohene Leben in die langerstarrten Formen zurückkehrte, so erwachte es dann auf verschiedenen Punkten desto kräftiger und eigenthümlicher.

Die Darstellungsweisen, welche die älteste christliche Zeit dem Heidenthum entnommen, und ihren Ideen angeeignet hatte, erhielten sich theils in Italien selbst, theils wurden sie durch die zwar ununterbrochene, aber mehr und mehr ausartende Kunst der Byzantiner dahin verpflanzt, so daß sie bey dem neu beginnenden Kunststreben vom 13ten Jahrhundert an nur belebt und weiter gebildet werden durften. Dieß hat vor Kurzem ein gründlicher Kenner der Kunstgeschichte, der Freyherr von Rumohr, in dem Aufsatz über die Entwicklung der ältesten italienischen Malerey, ausführlich gezeigt.

Aber auch nach Deutschland verbreiteten sich jene alten und edlen Kunstformen, und gestalteten sich in der Malerey am Niederrhein vom Ende des dreyzehnten bis zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts auf eine durchaus eigenthümliche und würdige Weise. Daß dieß Licht von Byzanz ausgegangen, zeigt die Aehnlichkeit der byzantinischen und der ältesten niederrheinischen Malereyen auffallend, und außerdem erzählt die Geschichte deutlich genug, wie die sinkende Cultur des oströmischen Reichs auf die emporstrebende des deutschen gewirkt.

So erblühten die italienische und deutsche Kunst zu gleicher Zeit als verschiedene Zweige desselben Stammes. Doch während die Italiener sich fast ausschließlich in der Composition und der methodischen, aber nicht völlig naturgemäßen Zeichnung hervorthaten, entwickelten die Deutschen neben denselben Vorzügen auch ein lebendiges Gefühl für die Natur und besonders für die malerische Kraft der Farbe, das trotz der Beschränkung, welche herkömmliche Kunstregeln ihm auferlegten, bis zu Meister Wilhelm, dem wahrscheinlichen Verfertiger des kölnischen Dombildes, fort und fort gebildet ward, und bald durch Johann van Eyck in einer neuen ganz nationalen Darstellungsweise höchst frey und glänzend hervortrat.

Ueber die Eigenthümlichkeit dieser niederrheinischen Malerey wurde schon bey Gelegenheit des van Eyck gesprochen. *) Das Bild, dessen Anordnung der beyliegende Umriß veranschaulichen soll, trägt im Allgemeinen denselben Charakter wie jene Apostel und Heiligen von Meister Wilhelm, nur ist es weder von so kräftiger Farbe und Rundung, noch von solcher Bestimmtheit der Ausführung überhaupt, und rührt wohl von einem geringeren Meister aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts her.

Es ist die älteste Weise, die Assumtion der heiligen Jungfrau darzustellen, wie Christus als Richter der Welt neben ihr, welche zur göttlichen Glorie erhaben, wieder die erste Blüthe der Jugend erhalten hat, auf dem Throne sizt, sie segnet, und ihr Haupt mit der Krone schmückt. Erst später trat die Vorstellung der Himmelfahrt in der lateinischen, und die des Todes Mariä in der griechischen Kirche an deren Stelle. Auch italienische Meister vom Anfang des 14ten Jahrhunderts haben den Gedanken ganz auf dieselbe Weise gefasst, wie Giotto in einem Gemälde in der Capella Baroncelli der Kirche Sta Croce zu Florenz, mit der Inschrift: Opus Magistri Jocti; Gaddo Gaddi in einem Mosaik in Sta Maria del Fiore ebendaselbst; und Berna in einer Frescomalerey auf dem Tabernakel der Kirche S. Giovanni Laterano zu Rom. **)

Auf dem Boisserée'schen Gemälde ist der Heyland in Gewand und Mantel von purpurrother Farbe gekleidet,

*) S. Nro. 57. des Kunstbl. vom vorigen Jahr.

**) S. die Umrisse bey d'Agincourt, Gesch. der Malerey Pl. CXIV. CXVIII.

und Maria in ganz blaues Gewand, das aber durch die Zeit grünlich geworden. Beyde tragen vergoldete mit Edelsteinen besezte Kronen. Zu ihren Füßen hängt über eine Stufe ein Teppich herab, mit vergoldeten Blumen auf purpurrothem Grunde geziert, wie der hinter ihnen. Fußboden und die gothischen Thürmchen des Thrones sind grau; Glorien und Grund, in welchem die weisse Taube schwebt, mit Gold belegt.

In der Composition verbindet sich mit einfacher Hoheit der Charaktere eine kindliche Anmuth des Ausdrucks. Troz einiger Unvollkommenheit in den Verhältnissen, die in allen Bildern dieser vor-Eyck'schen Schule mehr oder weniger bemerkbar ist, sind die Gestalten großartig und erhaben. Das jugendliche Antliz des Heilandes ist von sehr edlen Formen, und hat im Ausdruck etwas Göttliches, so wie das der Jungfrau, zwar weniger schön, die unbewusste Anmuth einer reinen Seele verkündigt. Er sizt emporgerichtet in Majestät, sie demuthvoll gebeugt, die Hände ruhig und voll Andacht übereinander gelegt. Sie ist selbst im Augenblick ihrer Erhebung auf den Thron Gottes noch ganz die Magd des Herrn, so wie sie in dem Lobgesang (Luk. 1, 46 — 55) erscheint.

Der einfache Styl der Gewänder erinnert, obgleich nach malerischen, und nicht nach plastischen Bedingungen gefasst, an die Antike; doch um den höchsten Richter mit dem Prächtigsten zu schmücken, was die Gegenwart bot, gab ihm der Künstler die Kaiserkrone auf das Haupt.

Fast ganz nach denselben Motiven, wie hier der Heyland erscheint, hat van Eyck auf dem oberen Mittelbilde des großen Altarblatts in der St. Johanniskirche zu Gent die Figur Gott Vaters dargestellt. Ein majestätischer Mann, mit starkem Haar und Bart, sizt der allmächtige Herrscher der Welt, gerade nach vornen gekehrt, die Rechte segnend aufgehoben, und in der Linken das krystallene reichvergoldete Scepter. Mit der dreyfachen päbstlichen Krone ist sein Haupt geschmückt, und die Kaiserkrone liegt, an Perlen und Edelsteinen überreich, auf dem Boden vor seinen Füßen. Das purpurrothe, von einem großen Knopf auf der Brust zusammengehaltene Plurial über dem purpurrothen Gewand, fällt beynah in demselben Wurf, wie hier an Christus, in edlen mächtigen Falten über die Gestalt herab, und der überall sichtbare Saum ist, wie der Knopf auf der Brust, voll und breit mit Edelsteinen und Perlen besezt. Den Grund macht, noch ganz in niederrheinischer Art, eine goldgewirkte Tapete, die bis an die Mitte des Gesichts hinaufreicht. Auf dem vergoldeten Grunde darüber steht in drey halbkreisförmigen Zeilen über der Krone, gleichsam die Glorie bildend, folgende Inschrift:

Hic est Deus potentissimus propter divinam Majestatem summus omnium optimus propter dulcedinis bonitatem, Remunerator liberalissimus propter immensam largitatem. Und auf dem Sockel unter seinen Füßen:

Vita sine Morte in capite: Juventus sine senectute in fronte: Gaudium sine moerore a dextris: Securitas sine timore a sinistris.

Die Beschreibung dieses Eyck'schen Gemäldes, in welchem die Fortbildung der Idee und der Motive so deutlich vor Augen liegt, ist einer von Hrn. Strixner verfertigten Zeichnung entnommen, deren Originalgemälde gegenwärtig zu München im Besitz des Grafen von Rechberg, und wahrscheinlich ein Theil der Copie ist, welche König Philipp I. von Spanien durch Michel Coxis von jenem Altarbild in Gent verfertigen ließ. Vermuthlich ward es mit seinen Seitenbildern, die Johannes den Evangelisten und die Jungfrau Maria darstellen, und jezt der Gallerie von Schleisheim angehören, während der lezten Kriege aus Spanien nach Frankreich, und von da nach Deutschland gebracht.

Nach dem Bilde der Krönung Mariä hat Hr. Strixner eine treffliche lithographische Zeichnung gemacht, worin besonders der Kopf des Heylandes wunderschön gelungen ist. In unserm kleinen Umriß konnten Physiognomie und Ausdruck der Köpfe nicht genügend wieder gegeben werden, er sollte nur im Allgemeinen der Erläuterung dieses merkwürdigen Bildes zu Hülfe kommen, die allein von dem Original und Hrn. Strixners Nachbildung gelten kann.

S.

Zustand der schönen Künste in Spanien.

(Nach J. A. Llorente.)

Der gegenwärtige Zustand von Spanien, rücksichtlich der schönen Künste, ist lange nicht so kläglich, als man vermuthen sollte. Das Land besizt mehrere talentvolle Maler, unter denen folgende mit Recht als die vorzüglichsten genannt zu werden verdienen. Für historische Stücke, die HH. Goja, Lopez, Velasquez, Aparicio, Madrazo und Rivera; als Landschaft- und Portmaler, Montaldo und Sanchez; als Blumenmaler, Pava und Lacorna; für Decorationen, Rivellès, Galvez, Branbilla, Angelo und Anton Tadei. Unter den Bildhauern zeichnen sich die HH. Ginès, Agreda und Alvarez vorzüglich aus. Diese Künstler haben, um sich zu vervollkommnen und ihr Wissen zu erweitern, kürzlich eine Reise nach Rom gemacht. In der Architektur besizt Spanien an den HH. Pérez, Aguado, Velasquez und Moréno sehr kenntnißreiche und aufgeklärte Männer. Als Kupferstecher haben sich die HH. Carmona, Estève, Amullèr und Blanco einen verdienten Ruf erworben; eben so als Medailleurs und Münzstempelschneider die Hrn. Sépulvéda und Sagan. Der Direktor der kürzlich errichteten

Steindruckerey, Hr. Carbano, ist ein vortrefflicher Kupferstecher für hydrographische Karten.

In allen Hauptorten der Provinzen und in allen Städten des Reichs, wo patriotische Gesellschaften errichtet sind, finden sich auch Zeichnungsschulen. Zu Madrid war bisher in der Akademie der schönen Künste von San Fernando Unterricht im Zeichnen ertheilt worden. Seit einiger Zeit aber lehrt man daselbst blos noch die Antiken in Gyps nachbilden, natürliche Modelle copiren, die Farben bereiten und also wählen, wie es der zu bearbeitende Gegenstand haben will. Dagegen aber hat die Akademie in zwey besondern, für den öffentlichen Gebrauch wohl gelegenen Gebäuden Schulen gestiftet und ihrer unmittelbaren Leitung unterworfen, in denen die jungen Leute beyderley Geschlechts von gelehrten Professoren abwechselnd in der Zeichenkunst und den Anfangsgründen der Geometrie, mit ihrer Anwendung auf das Zeichnen, die Perspective und die Verzierungen ꝛc. Unterricht erhalten.

Zur Erleichterung des Studiums der Malerey hat die Regierung in der Nähe des Prado ein Museum errichtet, welches wöchentlich einmal für das Publikum geöffnet wird, und bereits 332 Gemälde, insgesammt von ausgezeichneten spanischen Meistern, (55 an der Zahl) vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, zur Schau stellt. Diese schon jezt sehr kostbare Sammlung, muß es noch ungleich mehr werden, in Folge einer königlichen Verfügung, die dahin lautet, daß alle spanischen Originalgemälde, die sich in den königlichen Pallästen von Madrid, Aranjuez und Retiro, so wie auch in einigen königlichen Lustschlössern vorfinden, in das erwähnte Museum versezt werden sollen. Auch das Gesetz, wodurch die Klöster der Mönche erster Klasse, d. h. der Benedictiner, Bernhardiner, Hieronymiten, Karthäuser, Basilienser, Prämonstratenser und Trapisten aufgehoben sind, wird zur Bereicherung des Museums um so mehr mitwirken, da der König Philipp II., in mehr als einem jener Klöster und namentlich in demjenigen des Escurial, eine beträchtliche Sammlung kostbarer Gemälde angelegt und seine Nachfolger dieselbe auch noch mit Stücken aus den sammtlichen ältern Schulen von Spanien, Italien und Flandern vermehrt haben.

An der Spitze des Museums befindet sich Hr. Ensevi, Miniatur-Maler S. M., ein Mann, der mit den alten Schulen und den Eigenthümlichkeiten jedes Meisters aufs genaueste bekannt ist, und sich dieß vielumfassende Wissen auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien, England und mehre andere, in derselben Absicht besuchte Länder, vermittelst eines fortgesezten vergleichenden Studiums erworben hat.

Eine sehr wohl abgefaßte Notiz von den Gemälden des Madrider Museums ist bereits im Drucke erschienen. Diese Sammlung dürfte in Kurzem eine der merkwürdigsten von Europa werden, und zur Stunde schon ist dieses Museum die einzige öffentliche Anstalt, in der sich 43 Gemälde von dem berühmten Murillo, dessen Stücke so selten geworden sind, 44 von Velazquez, 42 von Melandez, 28 von Ribéra, zugenannt Spagnoletto, 15 von Joannes, 8 von Cano, nebst einer Menge anderer Stücke aus der alten Spanischen Schule beysammen finden.

Bereits ist auch schon 24 Gemälden der neuern Zeit die Ehre, in dem Museum aufgestellt zu werden, zu Theil geworden. Dieselben sind von den HH. Bayeu, Paret, Goya, Aparicio, Madrazo, Maella, Sanchez und Montalvo. Mit diesen Bereicherungen gedenkt man, so wie sich der Anlaß darbieten wird, fortzufahren.

Es ist ein gewöhnlicher Vorwurf, den man den Spanischen Malern zu machen pflegt, daß sie zu ihren Darstellungen blos religiöse Gegenstände wählen. Inzwischen enthält das Madrider Museum wohl einem Drittel nach solche Stücke, die keineswegs jener Gattung angehören; nämlich: 14 Schlachtstücke, 15 historische oder mythologische Stücke, 28 Aussichten von Städten, Seehäfen, Gärten, und andere Landschaften, 13 Blumen-, 8 Fruchtstücke, 42 Wirthshäuser und Schenken, 42 Porträte von bekannten Personen und 21 Charakterköpfe, wovon die Hälfte in der grotesken Gattung.

Dem allem zufolge muß das Madrider Museum von jezt an die Neugier der Reisenden reizen und unter die Gegenstände gezählt werden, die der Aufmerksamkeit auswärtiger Künstler und Dilettanten werth sind.

r . . . l.

Nachtrag zur Berichtigung in Nr. 13. dieses Blatts.

Der Verfasser jener Berichtigung giebt in Betreff der wiedergefundenen Originalplatte von J. Suyderhoef nach Terburg, die Münsterischen Friedensgesandten darstellend, die Versicherung, daß er Abdrücke dieses Kunstblattes von 1817 gesehen, und im Vergleich mit frühern gefunden habe, daß vom ursprünglichen Geist derselben nichts mehr darin vorhanden wäre ꝛc.

Der Unterzeichnete fühlt sich durch diese Aeußerung veranlaßt, zu bemerken, daß in dieser Angabe ein wesentlicher Irthum obwaltet.

Die Platte wurde im Jahr 1807 entdeckt, und von einem allgemein geschäzten Kunstfreunde um einen beträchtlichen Preis an sich gekauft. Seit dieser Zeit ist sie nie aus dessen und seiner Familie Händen gekommen, auch kein Druck davon abgezogen worden.

Auch hatte die Platte zur Zeit ihres Ankaufs keineswegs das Ansehen, als wäre sie kurz vorher benuzt worden; im Gegentheil mußte sie mit vieler Mühe und durch Auskochung

von der seit langen Jahren darin verhärteten Farbe gereinigt werden.

Wie kann nun der ungenannte Verfasser Abdrücke von 1817 gesehen haben, da sie doch erst gegen Ende des vorigen Jahrs wieder abgedruckt worden. Vor diesen neuen Abdrücken warnt er nun, ohne sie, wie er selbst sagt, gesehen zu haben, und meint, die Platte, die, wie schon gesagt worden, seit ihrem Ankaufe nie in fremde Hände gekommen ist, müsse seit 1817 aufgekrazt worden seyn.

Der Unterzeichnete besizt einen schönen alten Druck dieser Platte, und kann im Vergleiche mit den neuen Abdrücken eben so wenig als mehrere Kenner und Künstler, denen er die Exemplare vorwies, den auffallenden Abstand finden, den der ungenannte Verfasser finden will. Wären die Abdrücke auf altes oder betontes, statt auf blendend weisses Papier abgezogen, mancher würde sich getäuscht finden.

Zu täuschen war aber nicht die Absicht bey Wieder-Bekanntmachung dieses Blattes, sondern man hat einzig zum Zweck, dem Kunstfreunde in einem verhältnißmäßig unbedeutenden Preise den Besitz eines Kunstwerkes zu verschaffen, das vorher in den Kunstversteigerungen stets nur in hohem Preise zu haben war, und auch für den Geschichtkundigen von nicht geringem Interesse ist. Nur dringendes Zureden mehrerer Kunstfreunde, welche die Platte als eine höchst merkwürdige Seltenheit betrachteten, konnte den Eigenthümer, der weit über jeden Eigennutz erhaben ist, vermögen, sie zum Drucke herzugeben. Nie fiel ihm ein, daß diese gutgemeinte Mittheilung aus Absichten, die ihm fremd sind, mißdeutet werden könnte.

In Betreff der Vergoldung dieser Platte ist zu bemerken, daß der Eigenthümer nicht sowohl die Platte, als vielmehr die Kunst selbst zu ehren beabsichtete, indem er dadurch einerseits die Verbreitung schwacher Abdrücke verhüten (da bekanntlich von einer Platte, wenn sie einmal vergoldet ist, keine Abdrücke mehr gemacht werden können, obgleich jeder Strich sichtbar bleibt) und andrerseits zugleich den Typus dieses interessanten historischen Monumentes auf eine ehrenvolle Weise für die Nachwelt erhalten wollte.

Es kann seyn, daß dem ungenannten Verfasser ein früherer mißlungener Druck dieser Platte wirklich zu Gesicht gekommen, wie man zuweilen auch von andern berühmten Platten, die noch heute mit Beyfall abgedruckt werden, sieht; daraus wird aber Niemand sogleich folgern wollen, die Platte müsse verdorben oder aufgekrazt seyn.

Was übrigens dieses Kupferblatt noch mehr über den ausgesprochenen Tadel erhebt, ist der allgemeine Beyfall, mit dem es von Kennern und Künstlern dankbar aufgenommen worden. Ohnehin achtet der, der Sinn und Augen hat, selten auf die Empfehlung schlechter Produkte, und unbillige Kritik vermag Gutes nicht herabzuwürdigen.

J. v. Klein.

Mailand.

Hr. Steffano Barezzi, der die glückliche Erfindung gemacht hat, alte Frescogemälde von der Mauer abzunehmen, indem er ein Stück Leinwand, das mit einem besondern Kitt überzogen ist, darauf befestigt, dadurch die Farbe loslöst, und dann auf eine präparirte Holztafel überträgt, auf welcher sie nach Wegnehmung der Leinwand vollkommen fest aufgetragen bleibt, (s. unsre Anzeige in Nr. 8. des Kunstbl. vom vorigen Jahr), erhielt im vorigen Jahre von der Regierung die Erlaubniß, sein Verfahren an einem größeren Gemälde über dem Altar der Kirche S. Vincenzino zu erproben. Dieß Gemälde ist sechs Mailänder Braccien hoch, und vier breit (etwa 12 auf 8 Fuß) ein Werk des Aurelio Luino, Sohns des als Schüler Leonardo's berühmten Bernardo Luino, und stellt die Marter des heil. Vincenz dar. Es enthält 16 menschliche Figuren und zwey Pferde. Die drey Hauptfiguren, nämlich der Heilige mit zwey Henkersknechten, die ihm die Glieder mit spitzigen Eisen zerfleischen, sind anderthalb Lebensgröße. Die Stellung des Heiligen erinnert an den Laokoon; besonders ist in dem ganzen Werke sehr gründliche Kenntniß der Anatomie sichtbar, weßhalb auch schon Lomazzo den Aurelio Luino pries. — Hr. Barezzi hat das Gemälde unversehrt auf die Holztafel gebracht, und es ist nun im ersten Ausstellungssaale des Pallastes Brera zu sehen. — Man wünscht sehr, daß Hr. Barezzi auch in Stand gesezt werden möchte, das große Cenacolo des Lionardo da Vinci im Refektorium delle Grazie von dem unvermeidlichen gänzlichen Untergang zu retten. Zwar sind bekanntlich fast nur noch entstellte Spuren von diesem Meisterwerk übrig; doch glaubt man, unter den vielen Restaurationen, die es zu verschiedenen Zeiten erleiden mußte, sey noch die ursprüngliche Arbeit aufzufinden, und so könnte es durch eine geschickte Hand wieder ins Leben gebracht werden. (Ist schwer zu glauben, da die Farben durch Feuchtigkeit und Salpeter zerfressen sind.)

Nekrolog.

Im Dezember vorigen Jahrs starb zu Bordeaux der Historienmaler Leon Palliere an einer Brustkrankheit. Er war ein Schüler von Vincent und ehemaliger Pensionär der franz. Regierung zu Rom. Bey seiner Leichenfeyer in der Kirche Notre Dame wurde sein leztes Bild, die Heilung des Tobias, über seinem Sarge aufgestellt.

*

Am 13. Febr. starb zu Paris der Maler, Hr. J. J. Lagrenée, bekannt unter dem Namen Lagrenée des Jüngern, Rector Emeritus der königl. Schule der schönen Künste zu Paris, im Alter von 81 Jahren.

Hierzu der lithographirte Umriß: Die Krönung der heiligen Jungfrau.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. März 1821.

Darum daß sie meine Gebote nicht gehalten, und meine Rechte verachtet, übergab ich sie einer Lehre die nicht gut ist: und in Rechte darin sie kein Leben konnten haben.

Hesekiel.

Die Juden in Klein-Rußland.

(Beschluß.)

Ohne die rastlose Betriebsamkeit, die den Juden eigen ist, müßte freylich der größte Theil von ihnen zu Grunde gehn, aber dennoch ist wirklich zu bewundern, mit welcher Unverdrossenheit sie sich allen Geschäften unterziehen. Bessere Lehnlakeyen, man bezeichnet sie mit dem Ausdruck Fakters (Faktore) giebt es nicht. Belohnt man sie nur einigermaßen zu ihrer Zufriedenheit, so kann man sagen, sie übertrieben die Bereitwilligkeit und den Diensteifer, die am Ende in gutmüthige Anhänglichkeit übergehn. Ein sehr geistreicher Mann charakterisirte ihre unermüdliche Willfährigkeit zum Unterschiede von den Lehnlakeyen andrer Länder, die so etwas als Hohn und schwere Beleidigung ihrer hohen Einsichten aufnehmen würden, sehr treffend mit der Aeusserung: und fragte man einen jüdischen Fakter auch, „kann man hier viereckige Eyer bekommen?" so würde er ohne alle Befremdung ganz unbefangen antworten: ich will fragen. — Sie erkennen es immer dankbar, wenn man sie nicht mit der schnöden Verachtung behandelt, die ihnen eine gewisse Klasse von Leuten aus Gemüthsrohheit widerfahren läßt, denn wenn sie gleich dagegen entwaffnet sind, und sie leiden müssen, so fühlen sie doch die Ungebühr solcher Behandlung.

Die allergrößte Klugheit aber beweisen sie dadurch, daß sie dieselbe sorgfältig verbergen, und nur soviel davon zum Vorschein kommen lassen, als zum augenblicklichen Verbrauch unumgänglich erforderlich ist. Dabey geben sie jedoch oft unwillkürlich Veranlassung, den ungemeinen Witz zu bewundern, der wie Feuerfunken von ihren Lippen sprüht, wiewol man zugleich sehr oft auf die Vermuthung geleitet wird, daß ihre guten Einfälle, ihrer Allgemeinheit und Politur wegen, in den Cyclus ihrer geerbten Familienspäße gehören, welche überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Juden ausmachen. Es giebt aber auch Christen, die sich einbilden, daß ihre Familie auch durch den frostigsten Gemeinspruch des Großvaters verherrlicht wird, der also beyleibe nicht verloren gehen darf, sondern sich wie ein Familienjuwel vom Vater auf den Sohn vererben muß.

Was die Juden unter andern auch noch charakterisirt, ist: wären ihrer auch zehne beysammen, daß sie alle zugleich reden, sogar ketzerhaft über's Kreuz. Es ist freylich der guten Lebensart nicht ganz gemäß; aber sobald etwas zur Sitte geworden, hört es auf Unart zu seyn.

Die Juden in der Ukraine haben viel Phantasie, sind vor allen andern abergläubisch, mystischen Studien ergeben und blindgläubige Kabbalisten.

Unter den Jüdinnen herrscht der Glaube, daß die Kinder in Mutterleibe zuweilen weinen und schreyen, wenn dem Hause ein Unglück droht. Eine erwiederte mir ganz ungehalten, als ich sie fragte, wie das wohl möglich sey? „wie kann der Herr wohl zweifeln, da ich es bey meiner Schwester selbst gehört habe." Da es Pflicht der Artigkeit gegen die Frauen ist, ihnen aufs Wort zu glauben, so mußte ich schweigen, und die Wahrheit der Sache auf sich selber beruhen lassen.

Man bekommt hier öfters Gelegenheit gewahr zu werden, wie ungemein „adelstolz" die Juden sind, und wie überall, besonders die Frauen. Es giebt Geschlechter z. B. die Herqiz (wahrscheinlich sprossen die spanischen Hervas aus dem nämlichen Stamm); die Rapaport u. a. gegen welche die Alvensleben, die Schulenburg, die Anhalter sogar, nur neue Edelleute wären, wenn man ihren hebräischen Stammbäumen evangelische Autorität einräumte, und alle obscure Seitenverwandschaft und Mondscheinquartiere, die mit geborgtem, bleicherm Lichte schimmern, dem Himmel zur Entscheidung anheim stellte. — Der Ruhm ihrer Ahnherrn ist zur Genüge bekannt, man kann aber den Enkeln nicht vorwerfen, daß sie ausgeartet sind. Es wäre ungerecht, ihnen so unverdiente Schmach anzuthun. — Aber auch ohne von Adel zu seyn, haben die Juden hier zu Lande einen bemerklichen Hochmuth. Das ärmste Judenmädchen rechnet es sich immer zu einer Schande, wenn sie durchaus gezwungen ist, bey einem andern Juden zu dienen.

Wenn ein Jude, eine Jüdin, oder ihr Kind irgend etwas lebliches, Verstand, Kunst, Schönheit und dergleichen besizt, auch schon in mindern Graden, so wird es gleich von allen andern, Feinden sogar, versteht sich gegen Christen, mit neugriechischen Superlativen gepriesen, denn im Reden halten sie nimmer Maß. Dieser Charakterzug ist den Juden auch in andern Ländern eigen geblieben, so sehr sie sich auch bestrebt haben mochten, den Hebraismus abzustreifen. Wo sie einen aber in den Fall setzen, die allerliebsten Kinder bewundern zu müssen, überheben sie zugleich, vermuthlich aus Höflichkeit, der Obliegenheit, sie selber sublim zu finden.

Es geschieht bisweilen, daß sie sich aus allerley Gründen bekehren lassen. Ihre Sophisterey macht den Katecheten die Arbeit gewöhnlich sauer und schwer, und zieht den Erfolg in die Länge, wenn sie nicht dringende Veranlassung haben, sich über Hals und Kopf zu entscheiden. Dieser Charakterzug ist in der Volkssage von jenem Juden ausgedrückt, der aus schadenfroher, sträflicher Neugierde, auf das Feld hinauslief, wo die Leichname der drey Märtyrer, des heil. Vincentius, der heil. Sabina und der heil. Chrysteta hingeworfen lagen, um sie zu beschauen. Kaum war er dort angelangt, als der Wunderdrache, der die heiligen Körper bewachte, aus seinem Hinterhalte gegen ihn hervorschoß, ihn mit dem Ende des Schweifes umwickelt, in die Höhe hob und davon trug. Was blieb ihm zwischen Himmel und Erde schwebend, wohl anders zur Rettung übrig, als auf Gerathewohl sich knall und fall zu bekehren? — Kaum hatte er sich mit den allereiligsten Phrasen, zu denen er noch Besinnung behielt, zum Christenthume bekannt, in solcher Verlegenheit wäre es auch Niemanden zu verdenken, wenn er sich sputete; so sezt der Drache den überraschten Proselyten säuberlich auf die Erde, und begiebt sich wieder auf seinen Posten. In dieser Sage hat man vergessen hinzuzufügen, ob nachher auch ehrlich gehalten worden, was dem Unthiere versprochen war. Es gab Zeiten, auf welche die Bekehrungsweise des Drachen als Allegorie angewendet werden konnte, und in diesen durfte man den armen Bekehrten keinen Vorwurf machen, wenn ein und der Andere zur Apostasie geneigt war.

A d e m d a i.

(Beschluß.)

Nachdem Ademdai seinem Genius herzlich gedankt hatte, kehrte er zurück auf sein Landgut, und kaum war er angekommen, so wurde eine unangenehme Neuigkeit ihm hinterbracht. Einer seiner Nachbarn, der Besitzer einer ärmlichen kleinen Wirthschaft, hatte ihn beym Kadi verklagt, weil Ademdais Heerden seine Wiesen und Kleebau verwüstet. Der Richter, nachdem er beyde Partheyen gehört, sprach zu Gunsten Ademdais, denn der Arme hatte großes Unrecht, das Unrecht arm zu seyn. Wenige Tage darauf starb der Unglückliche, und da er keine Erben hinterließ, fiel nach einem bestehenden Gesetz, seine kleine Haabe dem Kaliphen zu. Als Ademdai diese Neuigkeit erfuhr, verlangte er nach seinem Genius. An dem Tage, da er ihn zu treffen gewiß war, fuhr er nach Bagdad. — Nicht wahr, mein Wohlthäter, sagte er, es ist zum Glücke eines Menschen nothwendig, nicht in Prozesse und ewigem Streite leben zu müssen? — Sehr nothwendig. — Nun denn, ich mußte mich vor dem Kadi stellen, und mich gegen einen elenden Nachbar vertheidigen. Wenige Tage darauf starb zu meinem Glücke der streitsüchtige Mann, und zwar ohne Erben. Es fällt sein Nachlaß, eine Hütte und einige Wiesen, dem Kaliphen Harun Alraschid zu. Er wird die unbedeutende Besitzung unfehlbar verkaufen lassen, und ich muß der Käufer seyn; denn, wenn sie ein Anderer erstünde, wie leicht könnte ich wieder einen streitsüchtigen, unruhigen Nachbar bekommen. Da du selber gestehst, daß es eine Nothwendigkeit sey zum Lebensgenuß, ohne Prozesse zu leben; so ist es auch ganz und gar kein Ueberfluß zu nennen wenn ich einen Gegenstand mir zueignen will, der einen Prozeß veranlassen kann. — Dein Begehren leuchtet mir vollkommen ein; indem ich deine Logik bewundere, ist es mir unmöglich, so gegründeten Ursachen etwas entgegen zu setzen. Laß dich morgen bey dem Kaliphen melden und bringe dein Begehren vor. Er wird auf dein Anliegen vorbereitet seyn, und gewiß thun, was ich ihm rathe. — Vergnügt schied Ademdai von seinem Genius, und schlief sanft in der Ueberzeugung, sich bald im Besitze des Nachlasses seines armen Nachbars zu sehen. Schon am frühen Morgen stand er auf, und eilte zur Audienz zum Kaliphen.

Harun Alraschid der Große saß auf seinem glänzenden Thron, alles um ihn funkelte von Gold und Edelsteinen, und die Großen des Reiches und die Weisen des Hofes standen um ihn her. Mit Zittern nahte sich Ademdai

dem Throne, auf welchem die geheiligte Person des Beherrschers aller Gläubigen saß. Aber wie groß ist sein Erstaunen, welcher Schrecken durchzuckt seine Gebeine, als er seinen Blick zum Throne erhebt, und in dem Kaliphen seinen Genius erkennt, seinen Genius, der ihm immer das Nothwendige gab, und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Stehen blieb er, einer Bildsäule gleich, nicht vermögend, eine Sylbe hervorzubringen. Endlich sprach lächelnd Harun Abraschid zu ihm. — Ich sehe deine Verwunderung, Ademdai, ich will dir aus dem Traume helfen. Erkenne einen jener Armenier in mir, denen du das Leben gerettet hast. Ich nahm mir vor, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner würdig, und deiner großmüthigen That angemessen sey; aber ich wollte dir meine Erkenntlichkeit verbergen, und mich heimlich des Glückes freuen, das dir zu gründen ich mir vorgenommen hatte. Daher jene Verkleidung, in welcher ich dir als ein überirdisches Wesen erschien, und mich deinen Genius nannte. Als ich das erstemal meinen Weg zu deiner niedern Hütte nahm, freute ich mich der Ueberraschung, die ich dir machen würde; Ich sah dich ganz allein, bey deinem spärlich brennenden Feuer, und behorchte dich in dem Augenblicke, als du deinen Wunsch, nur das Nothwendigste zu haben, im lauten Selbstgespräche hören ließest. Nun wollte ich die Erfahrung machen, was man unter diesem Worte wohl verstehen könnte; ich wollte die Grenzen kennen lernen, zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflusse, und verhieß dir das Nothwendige. Jezt sehe ich mich genöthiget, mein voreiliges Versprechen zu widerrufen; denn obgleich ich der mächtigste aller Könige bin, so war es mir dennoch unmöglich, dir das Nothwendige zu verleihn, und wenn ich dir meinen Thron und meine Schätze überließe, vermögte ich es nicht. Und ihr gelehrte Männer meines Hofes, fällt nun ein Urtheil unter euch, über das Nothwendige und das Ueberflüssige. Seht, diesen Menschen habe ich aus der tiefsten Armuth hervor gezogen. Ich habe ihm theilweise über hunderttausend Tomanen gegeben, sein Reichthum ist daher ungeheuer. Er besizt fast den schönsten Palast in Bagdad, ein prächtiges Gut nur drey Stunden von der Stadt, ist sein eigen, zwanzig der schönsten Mädchen befinden sich in seinem Harem, er hat eine große Anzahl Eunucken, mehr als hundert Sklaven erwarten seine Winke, funfzig Pferde sind in seinem Stalle, und so, mit Reichthümern überhäuft, empfieng er doch noch das Nothwendige nicht. Ich sehe daher, daß Ueberfluß nur ein Hirngespinnst der Menschen ist, kein Sterblicher besizt ihn. Die Nothwendigkeiten der Menschen sind Schlünde, in die alle Welttheile fahren könnten, ohne sie zu füllen. Entferne dich, Ademdai; ich lasse dir alles was ich dir gab, es sey Belohnung deiner tapfern That; aber aufgeben muß ich, dir das Nothwendige zu geben, und da es gut ist, daß dem Menschen zu wünschen übrig bleibt, so sollst du die kleine Wirthschaft nicht erhalten, die der Gegenstand deines gegenwärtigen Wunsches ist.

So sprach der Kaliph, Harun Alraschid. Ademdai entfernte sich, düster seinen Weg nach dem Landgute nehmend. Noch oft, auf elastischen Polstern liegend, umhüllt von den köstlichsten Rauchwerken, die um ihn her dampften, warf er von seinen prachtvollen Sälen, einen traurigen Blick nach jener armseligen Hütte, und rief tief seufzend: „O, Mahomet, warum habe ich das Nothwendige nicht!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin d. 24. Februar. 1821.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel ist sie durch die Künstler gefallen." Schiller.

Brief des Kurzen.

„Reiche Austheilung diesen Monat! Kaufmann von Venedig, Mad. Stich, Devrient, Lemm excellent, das Ganze so so! Donna Diana, das Ganze sehr gut, die Stich und Beschort trefflich, Wolff auch, nur etwas defect in der Liebe, ich meine: er spielt den Kalten zu wahr, scheint die Donna con amore zu necken; muß künftig die Lust an ihrer Noth dem Zuschauer allein überlassen. Freylich schwer, da die Gränzlinie zu treffen, traf sie doch aber früher. Heinrichs V. Jugendjahre, französisch Lustspiel, deutsches Spiel, links um! Albaneserin, Parterr und Parquet dicht voll, Parquetlogen und zweyter Rang stark besezt, Oper- und Ballet-Logen leer," (und die Gallerie?) „neu besezter Onophrius Herr Bessel, besser als der vorige, aber non sufficit. Camastro dito. Wolff superb, tüchtiges Studium der psychischen Pathologie, nicht defect in der Liebe, volle Glut nach beyden Seiten, nach Albania und Fernando hin. Albana dito, Page reicht noch nicht recht zu, Basil würdig, kräftig; aber den Bart weg! bleiben zuviel Worte drin hängen. Die Kritiken in den Zeitungen lang, wie Bandwürmer, der Löschpapierne pro, der Packpierne contra. Romeo und Julie — der Löschpapierne stichelt auf den Wiener Antistich, der Julien nicht jugendfrisch genug in der Empfindung gefunden haben soll. Das ließe sich hier eher vom Romeo sagen, läuft aber doch alles auf den lieben Realismus hinaus. Lear, geflickte Vorstellung, besser oder gar nicht!"

Brief des Dramaturgen.

„Ueber die Schicksalsidee hat bey Gelegenheit einer Wiederholung der Albaneserin der Spenerische Recensent Ansichten entwickelt, die mein Nachdenken lebhaft beschäftigt haben. Er versteht darunter sowol die höhere Nothwendigkeit der, im gegenwärtigen Vorgang eines Drama erst entstehenden und entwickelten tragischen Begebenheiten, als auch die darin vorgestellten nothwendigen Folgen vorhergegangener Thaten. Das ist mir nicht ganz klar, als Definition." (Die soll's auch wohl nicht seyn.) „Er steuert die Antifatalisten, die den Reiz des Daseyns an den handelnden Personen finden, wenn sie — Kabale machen, auf Pfänder leihen, silberne Löffel einstecken, den Pranger und mehr wagen; und dieß ist denn auch, sagt er, die Selbstständigkeit, welche die Antifatalisten stets im Munde führen, und die auf eine an ihnen verübten Ironie des verhaßten Schicksals hinausläuft. Sie wollen Guckkastenbilder, Geschöpfe auf dramatischem Isolirschemel, Selbstherrscher aller Thaten, und wenn sie's bey Lichte besehen, so fehlt es ihren Kreaturen an Licht, Electricität und Herrschergabe. Aber der Mensch in der höheren Weltordnung glänzt im tausendfach gebrochenen Strahle des Sittengesetzes und der Nemesis, und es kommt nur darauf an, daß der Tragöde ihm den Schein der freyen Bewegung in dieser Lichtsphäre bis zur höchsten Täuschung zu verleihen wisse. Unter höherer Weltordnung verstehn

wir nun so wenig die Fügungen des alltäglichen Lebens, als auch schauderhafte Thaten, an sich, sondern einen endlosen Kreis von Ursach und Wirkung, dessen Grenze eben der geniale dramatische Kopf dem Auge näher bringen kann und soll. So der Löschpapierne. Ich frag aber: Wozu, zu welchem Zwecke soll er das? Doch wohl zu dem Zwecke, daß der Mensch die Abhängigkeit seines irdischen Wohls von der Befolgung des Sittengesetzes empfinde, indem er sieht, wie die Uebertretung desselben, die grobe wenigstens, den Uebertreter mit sich selbst und mit den Aussendingen verwirrt?“ (Der sittliche Zweck ist das allerdings.) „Nun dünkt mich, wenn er die Begebenheiten, die das tragische Unglück ausmachen, als bloße natürliche Folgen übler Thaten darstellt; so kann die sogenannte Leidenschaftstragödie das Nämliche leisten.“ (Bis auf eine Kleinigkeit: die Unvermeidlichkeit dieser Folgen darzustellen. Das will ohne die Idee einer waltendeten Obmacht, der weder unsere sogenannte Willensfreyheit, noch unsere gebrechliche Weisheit gewachsen ist, sich nicht wohl thun lassen.) „Sehr gut unterscheidet er übrigens zwey Gattungen von Tragödien: wo die Ursache dem Drama faktisch vorangeht und lezteres die Folgen entwickelt, und wo das Drama beyde faktisch umfaßt. Er giebt jener, zu welcher er alle Ihre Tragödien rechnet, und deren Muster er bey den Griechen findet, unbedingt den Vorzug aus folgenden Gründen: „„Die Darstellung eines Verbrechens kann im höchsten Grade erschütternd, gräßlich und abscheuerregend seyn, wie wir sie in Othello, Richard, Makbeth, in der Roxelane und in den Räubern ꝛc. finden; aber die Schilderung der Nachwirkungen des Verbrechens ist ohne Zweifel größer, da es kolossaler und ausgedehnter in seiner Beziehung erscheint, wie z. B. im Oedipus Tyrannus und in der Elektra des Sofokles, im Hamlet, Romeo, Julius Cäsar u. a. Die einzeln hingestellte, im Drama selbst und im Individuum entspringende, geschehende und versiegende That, wird ein tragisches Schrecken erregen, aber die That, deren Quell außerhalb der Gegenwart zu suchen ist, wird, indem sie noch fortwirkt, dem Zuschauer Raum zur sittlichen Betrachtung gönnen, und in ihrem Zusammenhange mit ewigen Gesetzen nicht blos erschüttern, sondern erheben. In der erstern Gattung wird er nicht selten der Raub des mächtigen Augenblicks werden; in der zweyten wird er sicher nur den Eindruck eines mehr oder minder glücklichen Theatercoups bewahren; in dieser durch tragischen Genuß zur Erkenntniß der Nemesis und zu jener hohen Sicherheit gelangen, welche Schiller den Karakter eines edlen Kunstwerks nennt und dabey ebenfalls bemerkt: daß der wahre Künstler die blinde Gewalt der Affekte vermeide und ihre Täuschung verschmähe.““ (Das ist sehr speziös; aber ich halt' es nicht für völlig richtig. Beyde Gattungen von Tragödien würden sich sonach blos durch den Umstand unterscheiden, daß in der einen mehr, in der andern weniger von der Vorbegebenheit en recit gesezt wäre. Auch kann es gleichen tragischen Effekt hervorbringen, ob wir das Verbrechen aus dem Zusammentreffen von Leidenschaften und Begebenheiten, oder durch dieses Zusammentreffen aus dem Verbrechen das Unglück entspringen sehen. Jenes ist im Othello, dieses im Hamlet, beydes im Makbeth der Fall, nämlich successiv. Es mag seyn, daß meine Versuche sich auf die Seite der griechischen Muster neigen, welche meistens die furchtbar sichern Folgen des Uebelthuns darstellen; aber deshalb gebührt ihnen kein Vorzug vor denen, die es mehr mit den furchtbaren Folgen der Leidenschaften zu thun haben, und deren Hauptpunkt meist die Darstellung des Verbrechens ist; noch weniger aber vor denen, in welchen die Kraft des Genies beydes zu vereinigen gewußt hat. Ich kann mich zu keiner Theorie, wie vortheilhaft sie auch immer meinen dramatischen Erzeugnissen seyn möge, bekennen, wenn sie die Bahn der Kunst verengt. Mich dünkt, es komme wenig auf das philosophische Was an, welches der Tragöd darstellt, wenn es nur würdig, groß, erhaben ist, und zum Vortheile des Sittengesetzes mächtig auf die Phantasie und auf das Gemüth wirkt.) „Auf Houwalds Bild bin ich durch das viele Lesen darüber höchst neugierig geworden, aber immer will es nicht erscheinen.“ (Es soll ja das neue Haus einweihen.) „Neu war ein Lustspiel in Einem Akt, der Flüchtling von Jdnob — lies rückwärts — ich hab' es nicht gesehen, denn es wurde mit einem kleinen Singspiele zusammengegeben, und ich liebe den Styl nicht, der seine Personen geistlos aus Expletivpartikeln zusammensezt.“ (Sauerampfer!)

Brief der constitutionell gesinnten Dame.

„Zu Anfang dieses Monats, ich glaub' es war am 5ten, hab' ich mich sehr erschrocken im Theater. Denken Sie, in der Vestalin, eben wo es am schönsten werden sollte — Spontini saß da auf seinem Throne und dirigirte aus Leibeskräften — da fiel auf dem Theater die Obervestalin in Ohnmacht, und die Julia fiel in Krämpfe, und beyde wurden fortgetragen; der Kapellmeister merkte das Anfangs gar nicht, er dirigirte immer drauf los, weil aber niemand sang und das Orchester in Unordnung kam, so sah er endlich hin, und das Theater war leer. Die Ohnmacht und die Krämpfe sollen daher gekommen seyn, daß der Schleyer einer Vestalin in Feuer gerathen, worüber sich die Sängerinnen, die beyden besten gerade, so gewaltig alterirt haben. Der König — und das ist doch gewiß schön von ihm und populär, so theilnehmend sind nicht alle großen Herren — ist gleich selbst auf das Theater gegangen, und hat nachgesehen, daß den armen Frauen Hülfe geschähe; aber die Oper war nun einmal hin, und das Surrogat-Ballet taugte nicht viel. Man hat auch Ihre Albverne wieder gegeben, es wurde viel applaudirt, aber blos für die Schauspieler, sagt der Packpapierne, und er hat recht. Ich bin bloß hingegangen, um den neuen Onophrius zu sehen, weil ich die Rolle einmal im Lesetheater gespielt habe, Sie wissen doch noch? Nun ich will mich nicht rühmen, aber meine Sache war eben so gut, ich habe den Cardinal so steif gemacht wie — wie Sie. Der Löschpapierne lobt zwar diese genaue Charakteristik, aber: fast ängstlich sagt er. Verstanden? spricht der Kurze. Nun, werden Sie nur nicht bös, ich kann einmal die Albaneserin nicht leiden, die sicilianische Konstitution taugt nichts. Weiber muß ein König nehmen dürfen, soviel er will, eine nach der andern.“ (Da ziehe Frau Jeanne Paul in's Morgenland, wo selbst diese lezte, lästige Clausel wegfällt.) „Ich will Ihnen dafür auch was Angenehmes erzählen. Wissen Sie wohl, daß Sie auch in Amerika gelesen werden? Gestern brachte der Aesthetische ein amerikanisches Journal, The Germain Correspondent, das heißt: der deutsche Briefschreiber, denn ich sehe aus dem neuen Conversationslexikon, daß Sie kein Englisch verstehen — es hat Motto's wie das Morgenblatt, der literarische Merkur u. s. w. und über dem ersten Blatte des neuen Jahres stehen die ersten Verse aus der Schuld. Nun sehen Sie, so weit sind Sie mit Ihren Versen gekommen in 6 — 7 Jahren, ich wette, in 12 — 14 Jahren werden Sie im lieben Mond citirt, und wir bekommen es in der Stargarder Mondzeitung zu lesen.“ (Die hab' ich nicht das Vergnügen zu kennen, will Frau J. P. sie nicht etwa im Lit. Bl. anzeigen?) „Nun genug für den 24. Februar, leben Sie wohl, mit sammt Ihren Processen.

Nachschrift. Schicken Sie mir doch die Weißenfelser Konstitution, aber bald, mein historisch begründeter Mann wird immer ultramonarchischer, vielleicht kann ich sie in meinem Hause einführen, par force.“

Ich arbeite jezt an einem Commentar dazu, und damit werd' ich zu seiner Zeit aufwarten.

Müllner.

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. März 1821.

Dichtkunst.

Gedichte von Ludwig Uhland. Zweyte vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1820. 472 S. 8.

Diese poetische Blumenlese aus des Dichters eigenem Garten hat bereits ein zahlreiches Publikum gefunden; was kann die Kritik da noch sonderlich thun, das dem Dichter fromme? Das Beste wird seyn, daß sie ihn bey denjenigen, die ihn etwa noch nicht kennen möchten, vor Ansprüchen bewahre, die hier keine Befriedigung finden würden.

Man kann die Poeten mit zwey nicht ganz gleichbedeutenden, deutschen Namen bezeichnen: Sänger und Dichter. Sieht man auf die Abstammung beyder Wörter und auf ihren Gebrauch in manchen Zusammensetzungen; so wird man sich bald dahin neigen, jenen Namen denjenigen Poeten beyzulegen, die mehr zu empfinden, als anzuschauen — diesen aber denjenigen, die mehr anzuschauen, als zu empfinden geben. Das Gemüth singt; die Phantasie dichtet. Beyde müssen im Poeten in Wechselwirkung stehen; aber ihr Antheil am Werke wird selten ganz gleich seyn, die anregende Kraft wird meistentheils über die angeregte ein Uebergewicht behalten, welches der Leser in den Wirkungen der poetischen Schöpfung empfindet. Der Wärmestoff in des Poeten Brust häuft sich an, wird zur Glut; aber diese Glut bleibt unsichtbar, sie kann nur gefühlt werden. In der Phantasie hingegen liegt Brennstoff, er wird entzündet, sprühet Funken und schlägt in Flammen auf, welche leuchten, indem sie erwärmen; welche zu gleicher Zeit gesehen und gefühlt werden. Das Uebergewicht des Wärmestoffs macht den Sänger; die Vorherrschaft des Brennstoffs den Dichter: jener neigt sich auf die Seite der Musik; dieser auf die Seite der bildenden Kunst, und zwar der Malerei oder der Seulptur, je nachdem die zweyte oder die dritte (mathematische) Dimension, die Fläche oder der Körperraum (der Kreis oder die Kugel) seinem Vorstellungsvermögen den angemeßneren Spielraum eröffnet. Der Sänger will die Empfindungen, welche ihm die (oft unerkannte) Einwirkung der Außenwelt erregte, er will Freud' oder Leid in Tönen ergießen, und gleichsam dienend muß ihm die Phantasie die Gegenstände schaffen, welche dieser Empfindungen würdig, und besser als die wirklichen Dinge, welche die Empfindungen geweckt haben, dazu geeignet sind, sie zu unterhalten und zu steigern. Im Dichter flammt der Brennstoff der Einbildungskraft auf, erleuchtet die Welt um ihn her, macht dem Geiste selbst die Dunkelheit (was der Verstand also nennt) sichtbar, wirft von den näheren Gegenständen kolossale Schatten in die Ferne hinaus, steigert dadurch die Einwirkung der Außenwelt auf sein Empfindungsvermögen, und sezt ihn in einen Zustand, den man vielleicht am besten mit den Worten bezeichnen könnte: Das Gedachte ist für den Dichter wirklich, weil er dessen Wirkung empfindet, als ob es seine Sinnen berührt hätte; und nicht blos, als ob, sondern besser, weil alle materielle Unreinheit der sinnlichen Wahrnehmung wegfällt. Der Dichter empfindet, weil er Anschauungen hat; der Sänger hat Anschauungen, weil er empfindet; und beyde theilen den Genuß, welchen die gleichzeitige und zusammenstimmende Thätigkeit beyder Seelenkräfte gewährt, auf eben dem Wege mit, auf welchem sie selbst dazu gelangten.

Von diesem Gesichtspunkt' aus scheint uns Uhland mehr ein Sänger, als ein Dichter. Er ist stärker in Empfinden, als im Erfinden; er rührt uns mehr mit Tönen, als er uns durch Gebilde entzückt; er trägt uns nicht mit Adlerfittigen hoch über die Wolken empor, sondern es ist ein schwellender Strom, es sind dessen aufsteigende Wellen, von denen wir uns bewegt, fortgezogen und erhoben fühlen. Man vergleiche seine Balladen und Romanzen (in diesen beyden verwandten Gattungen ist er am glücklichsten) mit denen von Schiller, oder auch von Bürger, und man wird das allenthalben bestätigt finden: mehr Musik, als Fabel; mehr Wärme als Flamme, mehr Gefühl als Gedanke, mehr rührender Ton als ergreifendes Bild. Desto besser für ihn! Näher nur steht er darum seinem Zeitalter, welches lieber den Nachen als den Wolkenwagen besteigt, lieber schifft als fliegt.

Es versteht sich von selbst, daß dasjenige, was hier über die vorherrschende Eigenschaft seines Talentes gesagt

worden ist, nicht von jedem einzelnen Gedichte gilt. Die Rede war nicht von Schranken, welche die Natur ihm gesetzt, sondern von solchen, innerhalb deren die Neigung und die Gewohnheit ihn zu bewegen scheinen. In einzelnen Fällen überschreitet er sie glücklich, ohne daß es darum im geringsten das Ansehen habe, als ob er in ein ihm fremdes Element gerathen sey. So z. B. malt — bildet er in dem Gedicht, die Mähderin (Mäherin außerhalb der Landwirthschaftssprache) S. 253 mit aller gediegenen Kraft einer starken aber geregelten Phantasie; man sieht die liebende Magd in der langen, anstrengenden Arbeit, die den Wunsch ihres Busens krönen soll — sieht den heißen Mittag erglühen, die Sonne sinken, und im Glanze des Mondes und der Sterne das Mädchen ihr Werk fortsetzen: man hört die Nachtigall schlagen, die Sense rauschen, und je lebendiger die Anschauung ihres Bestrebens war, desto tiefer fühlt man mit ihr den Schlag, der ihre Hoffnungen zerstört und sie in trostlosen Dumpfsinn versenkt. Eben so plastisch ist, in den dazu geeigneten Strophen, der Kastellan Couci S. 292, und des Sängers Fluch S. 389. Ueberhaupt sind diese drey Gedichte sichre Bürgen seiner Meisterschaft in dieser Gattung. Vor allen ist der Gedanke vorherrschend in den „vaterländischen Gedichten." Hier einige Stellen.

1815.

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frey einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

1816.

„Ihr Fürsten, seyd zuerst befraget:
Vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt (bewährt), *)
So ist's an euch, nicht zu vertrösten,
Zu leisten jezt, was ihr gelobt.

Ihr Völker, die ihr viel gelitten,
Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kömmt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freye seyd ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

Diese Worte läßt er den Geist eines im „heiligen Kriege" gefallenen Sängers sprechen, den er herauf ruft, ungefähr wie Rec. im Jahr 1817 den Geist Luther's beschworen hat:

Denn so verworren nun sind Recht' und Pflichten,
— — — — — — — —
So todt in allen Adern ist das Leben,
Daß, diesmal Sinn und Unsinn zu versöhnen,
Lebendig Wort umsonst die Luft bewegt.
Komm, kühner Mönch, wie man dich hingelegt,
Als Leiche komm, und red' in Geistertönen!

Höheren didaktisch-poetischen Werth hat der Nachruf S. 120.

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freyheit dürstet,
Er sie mit Freyheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus dem Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns, wie Herzensblut;
Und wann sich Männer frey erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Auch mit Humor weiß er die Ultra's, sowohl der einen wie der andern Seite, gar fein zu bedienen.

Ey, wer hat in diesem Jahre
All den Wust in's Korn gebracht,
Mutterkorn und andre Waare,
Die im Kopfe dämisch macht,
Raden, Ruß, am meisten aber
Schwindelhaber, Dippelhaber?

Was die neuen Früchte taugen,
Sah man jüngst beym Schützenfest:
Allen tanzt' es vor den Augen
Und nicht Einer traf in's Nest;
In dem jungen Bier war aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Worfeln soll man, beuteln, sieben,
Was der Krankheit Spuren trägt;
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!
Weg den Wust, besonders aber
Schwindelhaber, Dippelhaber.

Die ihr sorgt in unsrem Namen
Für die neue große Saat,
Sichtet aus den falschen Samen,
Der schon so viel Böses that:
Raden, Ruß, vor allem aber
Schwindelhaber, Dippelhaber!

Heil dem wackern Sänger, daß in seinem Vaterlande, ohne allen Schwindelhaber bis jezt, der frohe Ausgang der Fabel: Reichstag der Geldsorten, in Erfüllung gegangen ist: *)

*) Erproben heißt vielmehr: durch Probe erfahren, als überzeugen.

*) Sie ist zwar, von mir unterzeichnet, schon 1818 in der Zeit. für die eleg. W. gedruckt worden; mag aber auch hier stehen, da ich ihre dortige Stelle nicht nachweisen kann. M.

In eines Herrschers weiten Staaten
Gab's eine Revolution.
Das Volk, die Priester, die Soldaten,
Erschienen vor dem goldnen Thron,
Und forderten, der König sollte
Nicht alles dürfen, was er wollte.

Wer läßt sich gern sein Recht beschneiden,
Zumahl ein Recht aus Mutterleib?
Nicht dürfen **thun**, das ist schon **leiden**,
Und Willkühr ist ein Zeitvertreib.
Drum sprach der König: Treue Degen,
Geduld! Wir werden's überlegen.

Da nun Soldat und Volk und Priester
Die stärksten Mächte sind im Staat;
So rief der König den Minister,
Und heischte von ihm guten Rath,
Wo eine vierte Macht zu finden,
Um jene drey zu überwinden.

Nach langem Hin- und wieder sprechen
Fand sich nur Eine noch: das Geld.
Dies für die Krone zu bestechen,
Ward der Minister angestellt,
Und er entbot des Geldes Stände
In seine vier geheimen Wände.

Da kamen die Repräsentanten:
Gold, Silber, Kupfer und Papier.
Er grüßte freundlich die Bekannten,
Und sprach: Eu'r Wohl betrifft es hier,
Denn an der Macht des Königs hanget
Das Ansehn, das ihr selbst verlanget.

Durch ihn nur seyd ihr Geld geworden,
Ihr geltet, weil er es befahl,
Tragt seinen Namen, seinen Orden —
Was, ohn' ihn, wärt ihr allzumahl?
D'rum sezt — es ist blos euretwegen —
Dem Volksbegehren euch entgegen.

Was mich betrift, sprach der Dukaten,
So trag' ich zwar des Königs Bild;
Doch kann ich dessen auch entrathen,
Da's mein Gewicht ist, welches gilt.
Wie man den Staat constituire;
Ich bleibe Gold, und — ich regiere.

Ich, sprach der Silberthaler, gelte
Wohl etwas über meinen Werth;
Doch würde der, wenn man's bestellte,
Durch einen Kunstschmidt leicht vermehrt.
Die Staatsumschmelzung kann mir frommen,
Durch Biltsamkeit empor zu kommen.

Uns, sprach der schmuz'ge Kupferdreyer,
Uns achtet nur der Bettelmann.
Wird unsre Staatsverfassung freyer,
So stellt man nützlicher uns an;
Wir werden auf dem Küchenbrete
Ein blank gescheuertes Geräthe.

Nein, unumschränkt bleib' unser König!
Rief laut der Tausendthalerschein;
Ich bin Papier, das ist nicht wenig,
Auf Gründe laß' ich mich nicht ein,
Zerreißt mich eh' ich mich ergebe,
Ich bleibe treu: Der **Sultan** lebe!

Der Staatsmann gieng vergnügt von hinnen,
Und gab dem Herrscher den Bericht.
Der hört' ihn still, schien nachzusinnen,
Und sprach: **Papier**? Das ehrt uns nicht;
Man thue, was das **Geld** begehrte,
Wir halten's mit dem innern Werthe.

Von den humoristischen Gedichten verdient das **Frühlinslied des Recensenten** S. 57 Auszeichnung, mit Ausnahme des lezten Verses: „Kleistens (Kleist's) Frühling in der Tasche." Das ähnliche S. 283 kommt ihm bey weitem nicht bey. Auch die poetischen Fatalisten neckt S. 430 sein Satyr gar artig:

Ein Wesen haben sie nun ausgesonnen,
Verhängniß heißt es, finster, räthselhaft.
Bereiteste Rechtspfleg' ist hier gewonnen,
Wie bey der Fehme dunkler Brüderschaft.
Ein Mord ist, eh' drey Stunden hingeronnen,
Beredt, verübt, gerichtet, abgestraft.
Was ist's, wo ist es denn? Man sagt dem Volke:
Gaft nur hinauf und seht die schwarze Wolke.

Freylich eine Wolke; aber welch' anderes Kleid hat der Dichter für das *arcanum domus* der übersinnlichen Welt?

Wir haben uns zum **Tadel** *en detail* wenig Raum übrig gelassen; aber es bedarf dessen auch wenig, wenn wir den Eingangs angedeuteten Gesichtspunkt nicht verlassen, nicht an die **Gesänge** Ansprüche machen wollen, die nur **Gedichte** (in obigem engeren Sinne) zulassen mögen. Doch eben weil der Sänger subjectiv und objectiv es mehr mit der Empfindung, als mit der Phantasie zu thun hat, muß er strenger noch, als der Dichter, auf die musikalische und stylistische Reinheit der Form halten. S. 44 thut es dem kleinen Liede Schaden, daß in den zwey ersten Strophen die ersten und dritten Zeilen in ihren Ausgängen assonniren (Garten u. flattern, Fülle u. düften), in der dritten aber nicht (nahe u. Welten). Der Bundschmecker S. 157 wäre besser ein **Bundriecher** (der geheime Verbindungen wittert) genannt worden. Die ohnehin matte, deutsche **Siegs**poesie S. 88 wird durch die Scansion:

Vorwärts ein Feldmarschall (— ◡ —)

nicht besser. S. 429 scheint uns der Ausdruck: Die Stürme **haaren** sich (liegen einander in den Haaren, zausen sich) selbst im Komischen zu keck; und S. 175 steht:

Ihr seyd der wilden Gegend trefflich **kund**(ig).

Die dramatischen Fragmente sind unbedeutend, und viele, dem Inhalte nach ebenfalls unbedeutende Liederchen von einer oder zwey Strophen wären besser weggeblieben. Der **Sänger setze Gesänge**; aber nicht jeder Accord, jeder Griff in die Saiten der Harfe ist des Aufschreibens werth. Oft klingt es auf mehreren Blattseiten hintereinander, als ob die Harfe blos gestimmt würde. S. 1 steht durch Druckfehler: denkt für dünkt, und S. 326 Schwenke vermuthlich für Schenke.

Müllner.

Englischer Literaturbericht für November und December 1820.

(Fortsetzung.)

Unter dem Namen the quaterly musical Magazine and Review geben die Buchhändler Baldwin Cradock und Joy seit vorigem Jahre eine musikalische Zeitschrift heraus, deren Hauptinhalt nach dem Plan in folgende Hauptrubriken zerfällt: 1) Originalkorrespondenz über alle Zweige der

Wissenschaft theoretisch und praktisch. 2) Kritische und unpartheyische Nachrichten von Musikern. 3) Anzeigen musikalischer Schriften. 4) Nachrichten von musikalischen Instituten in London und England überhaupt. 5) Anekdoten von Musik und Musikern. 6) Poesie, Original oder entlehnt, die dem Zwecke einer musikalischen Zeitschrift entspricht. 7) Gelegentliche Uebersichten von dem Zustande der einheimischen und ausländischen Musik. Also ganz eine englische musikalische Zeitung, deren Anfänge freylich nicht zu scharf beurtheilt werden dürfen. Doch versprechen die Herausgeber in einer neuen Ankündigung vom April d. J., daß sie neue Verbindungen angeknüpft, ausgezeichnete Talente für das Unternehmen gewonnen haben, und überhaupt keine Mühe scheuen, dem Inhalt ein bleibendes Interesse zu verschaffen. Man hatte nämlich den bisherigen Heften zum Vorwurf gemacht, daß sie wenig eigentlich technisch Bedeutendes lieferten, und es war daher auch die Theilnahme des Publikums an dem neuen Unternehmen nur gering gewesen. Man darf freylich nicht vergessen, daß in einem Lande, wo so wenig Ausgezeichnetes in und für die Tonkunst geleistet wird, eine Zeitschrift über dieselbe, ohne Auswärtige in ihren Plan zu ziehen und selbst vorzugsweise zu berücksichtigen, nie einen bedeutenden Werth gewinnen kann.

Von William Hazlitt ist ein neues Werk erschienen: Lectures chiefly on the Dramatic Literature of the Age of Elizabeth. 8. 356 S. 12 Sh. geb. Der Gegenstand dieser, wie ihre Vorgänger, in der Surrey Stiftung gehaltenen Vorlesungen ist ein Lob der Schriftsteller, namentlich der dramatischen, die während des Zeitalters der Königin Elisabeth geblüht haben. Der Vf. bezeichnet mit diesem Namen die Zeit zwischen der Reformation und dem Tode Karls I; es hätte mit mehrerem Fug das Zeitalter Jakobs I heißen können. Hazlitt bleibt auch in diesen Vorlesungen sich gleich, wie ein kritisches Journal ihn charakterisirt: „Er behauptet seinen glänzenden schimmernden Gang, und treibt die Eleganz bis zur Affectation; er erscheint in demselben üppigen Gewande, in das die Blüthen der Phantasie, die Juwelen der Anspielung, die Flitter der Ideen und die Bänder des Gefühls wie in heitere Stickerey verwebt sind, mit zu vieler Pralerey, als daß man sie ganz unbeachtet lassen oder ganz billigen könnte. Wie ein katholisches Heiligenbild scheint sein Haupt mit einem glänzenden Nimbus umringt, der auf alle Gegenstände um ihn eine pittoreske und magische Beleuchtung wirft, aber leicht irriger Weise für eine unwesentliche Vision gehalten wird. Gründlichkeit ist weder sein Element noch sein Zweck. Er zieht Wortfülle dem Beweis, Paradoxie dem Urtheil, Uebersprudeln der Empfindungen der Gedrungenheit und Schimmer der Ruhe vor, und ist daher mehr geneigt, seine Charaktere und seine Produktionen auszukramen, als zu beleuchten und zu veredeln. Dieses unaufhörliche Bestreben zu blenden eignet sich ohne Zweifel besser für den mündlichen Vortrag, als für Leser.

Unter dem Titel: the Speeches of Sir Samuel Romilly in the House of Commons. (2 Voll. 1 L. 6 Sh. geb.) sind die Reden eines wackern Rechtsgelehrten erschienen, dessen früher unlängst (am 2. November 1818) erfolgter Tod die Freunde des Vaterlands in gerechte Trauer versezte. Das Buch enthält außerdem noch einige Briefe des Verstorbenen, die ein ungemein schätzbarer Beytrag zur Charakteristik dieses Mannes sind, und einen kurzen Abriß seines thätigen und nützlichen Lebens. Sir Samuel Romilly war ein Abkömmling französischer Protestanten, welche der Widerruf des Ediktes von Nantes genöthigt hatte nach England zu flüchten. Viele mit Vorkenntniß und nicht blos zum egoistischen Genuß unternommene Reisen bildeten ihn zum Advokatenstande aus. Seit dem 2. Juni 1783, da er zuerst in die Bar trat, stieg er von einer Stufe der Ehre zur andern. Groß sind seine Verdienste um das englische Recht und namentlich um Verbesserung und Milderung der Strafgesetze, deren Strenge er mit Recht für schädlich hielt, weil sie die willkührliche Milderung den Richtern nothwendig macht, und eben dadurch den Verbrechern die Strafe seiner Thaten als ein Lotteriespiel auf Gewinn und Verlust darstellt. Seine gesammelten Reden rühren nicht von seiner Handschrift, sondern von den Abschriften der Geschwindschreiber her, und sind nicht einmal von ihm durchgesehn, bis auf die eine, die er im Jahr 1810 über das Criminalgesetz hielt.

Voyage to South America. By H. M. Brackenridge. Der Verf. ist Sekretär einer Mission gewesen, welche der nordamerikanische Congreß in den Jahren 1817 und 1818 mit der Fregatte Congreß nach Buenos Ayres abordnete, um eine feste Verbindung zwischen diesem südlichen und nördlichen Amerika zu bewirken. Er giebt in diesen zwey Oktavbänden (Preis geb. 1 L. 4 Sh.) einen lehrreichen und unterhaltenden Reisebericht und dedicirt ihn an Sir James Mackintosh, das Mitglied des englischen Parlaments, welches die jetzige und künftige Wichtigkeit Amerikas begreift und würdigt.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Als hervorragend unter seinen Brüdern durch Geschmack, Schreibart, Mannigfaltigkeit und äußere Ausstattung nennen Mailänder Blätter auch einen Almanach, der in der Druckerey der Italiänischen Classiker unter dem Titel: l'Uomo in conversazione ossia racolta di novellete, facezie e motti etc. erschienen ist, durch welchen, wie ein Recensent jenseits der Berge sich ausdrückt, der Leser aus dem Pallast der Califen, oder aus dem Gezelte der Beduinen, jezt in das alte Rom, dann in die Ritterzeiten oder in die rauschenden Feste der Theater der neuern Zeit versezt sind. Gleichen Lobes erfreuen sich die Costumi Suizzeri, welche in Almanachsform dem Beschauer eine Gallerie schöner Schweizergestalten beyderley Geschlechts vorführen und hier angenehme Erinnerungen hervorrufen, dort die Lust erwecken, auch diese Gattung von Naturwundern mit eigenen Augen schauen zu können. Da Referent mit seinen Andeutungen eigentlich nur diejenigen Almanache hat berühren wollen, welche vorzugsweise auf das schöne Geschlecht berechnet sind, so übergeht er die sämmtlichen übrigen mit Stillschweigen. Ihr Name ist Legion. Das einzige kann er nicht unbemerkt lassen, daß unter den Almanacchi in 18°, Stampati in carta fina, für 1821 auch der berühmte Lavater unter vier verschiedenen Titeln zum Vorschein kommt, nämlich: Il Lavater, ossia dell' arte di conoscere gli uomini mit 32 colorirten Kupfern; hierzu das Gegenstück: Il Lavater, ossia dell' arte di conoscere le femmine mit 28 colorirten K.; sodann: Regole Fisionomiche di Lavater, mit 50 K. und endlich: Regole fisionomiche di Lavater, ossia Osservazioni della umana razza con quella de'bruti.

Druckfehler.

In der Recension von Kerners Beobachtungen über die Wurstvergiftung Nr. 12 lies:

Sp. 4. Z. 36 und 46 vorstechend st. vorstehend.
Sp. 5. Z. 37 diesen st. diesem.
— „ Z. 43 Selbstständigkeit st. Selbständigkeit.
Sp. 6. Z. 25 homöopathische st. homöopatische.

Nro. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März 1821.

Ich nahe mich dir, seit Urbeginn der Dinge kräftig wirkendes Feuer, Grund der Vereinigung zwischen Ormuzd und den in Herrlichkeit verschlungenen Wesen, die ich mich bescheide nicht zu erklären.

Zend Avesta.

Briefe aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Die dritte Romanze, die Ghebern, ist aus dem erhabensten poetischen Stoff gewebt. Sie stellt den lezten Kampf der Feuer-Anbeter gegen die Araber, Unterjocher ihres Vaterlandes Persien, und gegen die Ausbreitung des muhamedanischen Glaubens dar. Die Scene liegt an der persischen Seite des Meerbusens, welcher dieses Land von Arabien trennt.

Die Feueranbeter sind zulezt in ein unzugängliches Felsengebirge an dem Meerbusen getrieben. Von hier aus trotzen sie dem Emir Alhassan von Harnosia, und ihr Anführer Hafed, die lezte Hoffnung von Iran, ist in der Einbildung der erschrockenen Muhamedaner, mit allen Attributen eines höllischen Geistes bekleidet. Die Seinen verehren ihn wegen seiner Schönheit, Tapferkeit und seines Glaubenseifers. Das heilige Feuer der Ghebern lodert beständig auf dem Gipfel einer Klippe, alle Hoffnung es zu erhalten, schwindet endlich. Hafed und seine Gefährten haben geschworen, in den Flammen dieses Urfeuers ihrer Väter, lieber zu sterben als sich den Arabern zu unterwerfen. Nach einer verzweifelten und verlornen Schlacht wirft sich Hafed mit den übrigen Häuptlingen in einen alten Thurm am Meere, nicht weit von Harmosia. Ein Horn hängt an der höchsten Bastion, und wenn es durch die einsamen Klippen erschallen wird, ist der Augenblick der Weihe gekommen, in welchem die lezten Feueranbeter sich auf ewig mit dem heiligen und symbolischen Element ihrer Verehrung vereinen sollen. — Einst in dieser verhängnißvollen Zeit hat Hafed einen Felsen erklommen, auf dem eine Burg des Emirs von Harmosia steht, um in ihm den Feind seines Vaterlandes, seines Volkes, und seines Glaubens zu tödten. Er hört sanfte Lautentöne und findet des Emirs Tochter Hinda, ein junges, argloses, schönes arabisches Mädchen, dessen Herz, Sinn und Seele auf einmal durch den verwegenen Fremdling gefesselt werden. Eine der Zusammenkünfte der Liebenden malte das sechste Bild.

Die Liebenden sehen sich oft, ohne daß Hinda erfährt wer der Jüngling ist; sie hilft ihm die lezte Höhe der jähen Klippe dadurch hinauf, daß sie ihr langes schönes Haar den Felsen hinunter hängen läßt. Einst will sie ihn überreden, in ihres Vaters Heer gegen die Ghebern zu kämpfen. — „Halt, halt, deine Worte sind Tod“, ruft er aus, wirft seinen Mantel zurück und steht mit dem breiten Gürtel der Ghebern vor der bebenden Hinda. Dieß siebente Bild war von großem Eindruck. Der Gheber, ein Mann von majestätischem Wuchs, hatte so eben den Purpurmantel zurückgeworfen und stand in der feuerfarbenen Tracht der Ghebern, mit der Gebärde der Verzweiflung, von der zurückschauernden Hinda, einer Huld-Gestalt, die Moores bezaubernder Beschreibung entsprach.

Einige Tage nach der Zusammenkunft der Liebenden, kommt der Emir Alhassan zu seiner Tochter, und erzählt ihr freudig, von seiner, in der nächsten Nacht auszuführen-

den Unternehmung, gegen den Thurm der Ghebern, bey der er Hafed, den Anführer, gefangen zu nehmen hofft. Hinda fällt bey dieser Schreckens-Botschaft in Ohnmacht, und der Vater, liebend besorgt, beschließt, sie aus dem Kriegesgetümmel zu entfernen und nach Arabien zurückzubringen. Ein Sturm überfällt die Barke, die Hinda trägt, und die Ghebern erobern das Fahrzeug. Hinda, die gelehrt ward, den Anführer der Gheber von Jugend auf zu verabscheuen, sieht ihn hier als ihren Geliebten, von aller Glorie des Heldenthums und des Glaubens umstrahlt, von seinen geweihten Kriegern umringt. Sie beschwört ihn mit ihr zu fliehen, da aller Widerstand bey den zahllosen Schaaren ihres Vaters, vergebens sey. In dem größten Seelenkampf, den der Dichter meisterhaft schildert, reißt sich Hafed von der Liebe los, ergreift das Horn des Schicksals und läßt seinen mächtigen Ton durch die Oede erklingen. Unterdessen greift Al-Hassan an der Spitze der Seinigen den Thurm an. Die Verzweiflung ficht einen langen Kampf, die meisten sind ein Opfer des Todes, mit Wunden bedeckt stürzen die lezten Ghebern auf ihr heiliges Feuer zurück. Hafed legt seinen vor dem Altar getödteten Bruder auf den Holzstoß, zündet ihn an und stürzt sich in die Flammen; Hinda sieht das Feuer auflodern und versenkt sich liebetreu in die vom Winde bewegten, flammenhellen Meereswellen:

„Hinab, hinab, wo Sorg und Schmerz
Nie wieder quält ihr reines Herz.“

Diesen Vernichtungs-Augenblick gab das achte trefflich dargestellte Bild.

Während der Zwischen-Akte wurde die Bedeutung der Bilder in gelungene Romanzen gekleidet, deren Verfasser ein hier lebender Gelehrter, Herr Spieker, ist, von unsern besten Sängerinnen vorgetragen.

Die lezte Romanze: das Rosenfest von Cachemir, wurde durch ein bewegliches Bild pantominisch ausgeführt. Ihr Inhalt ist folgender:

Im Thale von Cachemire, das Moore mit Zaubertinten malt, wird das Fest der Rosen gefeyert. Dschehangir der Sultan, wandelt tiefsinnig umher, weil er sich mit seiner Gemahlin Nurmahal entzweyt hat. Diese sizt in ihrer Laube mit der Zauberin Namana, die ihr verspricht, die Liebe Dschehangiers wieder zu verschaffen, Nurmahal schläft ein, und die Fee sezt auf der Schlafenden Haupt einen Kranz, den die Sultanin gepflückt und die Fee gewunden hat. Eine himmlische Musik ertönt, und ein Genius erscheint der Schlafenden, der ihr verkündigt, der Zauber der Harmonie werde ihr den Gatten wieder zuführen.

Dschehangir hält am Abend ein Fest im Saale des Palastes Schalimar, wo alles Schöne versammelt ist. Nurmahal mischt sich in der Kleidung einer jungen Araberin, unter einen Trupp Lautenspieler, und singt ein Lied, welches den König so bezaubert, daß er ausruft: „o Nurmahal hättest du dieß Lied gesungen, so könnte ich dir alles vergeben.“ Da fällt die Maske der Araberin, und Nurmahal sinkt in die Arme ihres Gatten.

(Der Beschluß folgt.)

Auszüge aus einem Briefe eines Engländers von Buenos-Ayres, vom 17ten September 1820.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Spaniens Politik war es, während der ganzen Dauer seiner Herrschaft in Südamerika, dessen Bewohner in einem Zustande der völligsten Unwissenheit zu erhalten, um sich ihres Gehorsams und ihrer Unterwürfigkeit gegen die Verwalter, welche das Mutterland nach einander dahin aussandte, um die Provinzen auszuplündern, desto gewisser zu machen — und in dieser Gegend jenes ungeheueren Erdstriches wenigstens, hatte das System den besten Erfolg. Nie, bis zum Augenblick, wo das Zepter mehr aus Ohnmacht, als durch Gewalt, der schwachen Hand des Monarchen entfiel, war die öffentliche Ruhe einen Augenblick lang unterbrochen worden: das gehorsame, ausgesogene und zufriedene Volk hätte jedem Alleinherrscher zum Muster dienen können, um seine Völker darnach zu bilden.

Einige der Einwohner waren durch Schenkungen von Ländereyen von Seiten der Regierung, oder — was hier, wie wohl in allen auf diese Weise regierten Ländern, eine seltene Erscheinung ist — durch ihre Betriebsamkeit reich geworden, und diese Familien waren es, denen die kleineren Aemter in der Kirche und der Miliz anvertraut wurden, welchen den europäischen Abentheuerern nicht ehrenvoll und einträglich genug schienen, um sie selbst anzunehmen. Diese betrieben auch das Advokatengeschäft, welches hier seinen Mann eben sowol nährt als in Europa.

Indessen hatten sich diese Familien doch auch nach den höheren Aemtern gesehnt, welche sich im ausschließlichen Besitz der Spanier befanden; als die Veränderungen im Mutterlande nicht nur die Gelegenheit darboten, sondern es sogar nothwendig machten, die leichten Bande, welche die Provinzen noch an dasselbe zu binden schienen, aufzulösen, und sich auf diese Art, auf einmal und fast ohne allen Kampf, im Besitz dessen zu setzen, wornach sie so lange vergebens getrachtet.

Bey der Erklärung ihrer Unabhängigkeit belebte sie indessen doch auch zugleich der redliche Wunsch den Zustand ihres Vaterlandes verbessert zu sehen; jedoch wussten sie in ihrer Beschränktheit nicht, wie sie es damit anzufangen hätten, und fuhren daher fort, auf den alten schmutzigen Pfaden ihrer habsüchtigen Vorgänger weiter zu wandern. Zu gleicher Zeit gab ihre selbstsüchtige Hab- und Herrschsucht zu den beständigen Kämpfen der Häupter unter sich selbst, so wie der kleinliche Ehrgeiz und dumme Stolz der vorneh-

meren Bewohner der Stadt Buenos Ayres, durch die Gewohnheit ihre Stadt als die Hauptstadt des Landes anzusehen, zu den fortwährenden Bemühungen Anlaß, den übrigen Provinzen ihre eigene Regierungs-Ansichten aufzudringen, welche bis zu diesem Augenblick die Gegend mit Bürgerkrieg erfüllt, die Banda Orientala unter die Gewalt der Portugiesen gebracht hat, und nach und nach zur gänzlichen Verwilderung der Einwohner führet.

Der Kampf um die Herrschaft oder um Meinungen, welcher, nachdem dieses Land beschlossen sich selbst zu regieren, in dieser Stadt einen schnellen Wechsel vorübergehender Herrscher, zuweilen einzeln, zuweilen in einem Triumvirat, hervorgebracht hatte, war einigermaßen beygelegt; und Pueredon hatte, unter dem Titel eines Ober-Direktors, die Regierungsgeschäfte beynahe vier Jahre lang geführt, als im verflossenen Januar die Entdeckung des Planes zur Einführung eines Bourbon'schen Prinzen, den er samt den vornehmsten Personen des Kongresses gefasst, einen Aufstand verursachte und ihn zwang sich nach Monte Video zu flüchten. Dieser Plan hatte ihm, wie es scheint, darum so annehmbar geschienen, weil er, nebst den persönlichen Vortheilen, welche er von der Dankbarkeit des neuen Königs erwarten durfte, hoffte, die widerspenstigen Provinzen dann desto leichter unter die hohe Herrschaft von Buenos-Ayres zu bringen. Nun wechselten die Herrscher aufs Neue mit der unglaublichsten Schnelle mit einander ab; denn im Mai schon, wo ich hier ankam, fand ich Sarratea, als den zehnten seit Pueredons Verbannung, an der Spitze der Regierung. Ein Paar Tage nachher musste auch dieser fliehen und Ramos-Meria, ein unbedeutender Advokat nahm seine Stelle ein, um nach wenigen Tagen einem andern Platz zu machen. Ohne mich aber bey ermüdenden Einzelnheiten aufzuhalten, will ich Ihnen einen Begriff von dem wirklichen Zustand dieser Stadt, und einigen der andern Provinzen des ehemaligen Vizekönigreiches, so wie von den Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner zu geben suchen.

Der gegenwärtige Gouverneur der Stadt heißt Valcarie, er hat aber nichts weiter als den Namen davon. Die Verbrechen gegen Personen sowol als das Eigenthum bleiben unbestraft. In der allgemeinen Unordnung können selbst den gemeinsten Verbrecher die Gesetze nicht erreichen, dennoch sind die Verbrecher seltener, als man unter solchen Umständen in einer volkreichen Stadt hätte erwarten sollen. Die Monteneros, bestehend aus den Banden des Artigas, und Ramirez; das Oberhaupt der Landschaft Entre-Rios, nebst denen des Lopez, Gouvernent von Cordova, von Alvear begleitet oder befehligt, bedrohet schon seit einiger Zeit die Hauptstadt, und verheert die Provinzen durch seine häufigen Streifereyen. Dieser Alvear, ein schwacher heftiger Mann, der Freund des Carera, dem Unruhestifter in Chili, hegt die wüthendste Feindschaft gegen diese Stadt nicht aus Grundsatz, sondern weil er sich in seinen Ansprüchen betrogen gefunden. Vor Kurzem hat er durch die Truppen der Stadt, unter den Generalen Derego und La-Madrid eine Niederlage erlitten. Er musste sich zurückziehen, und wir sind für einige Zeit von unseren Besorgnissen befreyet; er soll, wie es heißt, sogar selbst nach Monte Video gegangen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erfahrung.

Von der Jugend heiterm Glanz umflogen,
Nahten sich Gestalten, schön und mild;
Freundlich ward der Jüngling angezogen
Und ergab sich gern dem holden Bild;
Da umrauschten ihn des Lebens Wogen,
Wie des Meeres Brandung sinkt und schwillt,
Und geworfen in die dunkeln Fernen,
Schaut er um nach sichern Leitungssternen.

Denn im Sturme, welcher ihn umtönet,
Fehlt der Heimath stilles, sanftes Glück,
Was die erste Lebenszeit verschönet
Fordert sehnsuchtsvoll das Herz zurück:
Ist denn nichts, das diesen Streit versöhnet,
Frägt der muthig aufgehobne Blick —
Und den Ausweg aus den Irrgewinden
Will er wagend in dem Leben finden.

Doch die Weihe hoch begabter Stunden
Zeiget sich in dem Gewühle nicht;
Kränze suchte er, und fand nur Wunden,
Freude ruft er, und es mahnt die Pflicht;
Seinem Wunsche ist das Ziel verschwunden:
Und das freundliche Vertrauen bricht:
Statt der Liebe holden Offenbarung
Naht ihm ernst und reizlos die Erfahrung.

Und der Jugend wogende Gestalten
Führt sie kalt hinweg aus ödem Raum;
Anmuth darf nicht mehr im Leben walten;
Sehnsucht ist ein wesenloser Schaum;
Ruhe soll nun ihren Einzug halten;
Schnell verscheucht sey der bewegte Traum,
Und das Herz, das gebend nur genossen,
Bleibe traurig in sich selbst verschlossen.

Armes Herz, das kannst du nicht ertragen,
Zwar ist alles ruhig wie das Grab;
Doch die Ruhe füllet sich mit Klagen
Und ihr Gifthauch streift die Blüthen ab;
Selbst zu jenen Sturm durchrauschten Tagen
Schweifet die Erinnerung hinab.
Freye Liebe soll im Busen weilen,
Müsste sie ihn mit dem Schmerze theilen.

Holde Blume, wolle wiederkehren!
Komm! besieg der Selbstsucht rauhen Ton;
Möge sie der Menschheit Bild entehren,
Möge sie das höchste Gut bedrohn,
Dir bleibt Macht das Leben zu verklären,
Wenn auch alles Reizende entflohn;
Es gehört der Welt, und nur den Glauben,
Nur die Liebe soll sie nimmer rauben.

Schnabel.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 13. Februar.

Der nahende Frühling verspricht den Freunden der Kunst in London eine Menge anziehender Neuigkeiten. Die herrliche Gallerie des Baronets Sir John Leicester wird im April eröffnet. Sie enthält unter andern ein marmornes Brustbild des verstorbenen Präsidenten West, von Beukes, einem jungen überaus geschickten Künstler. — Man weiß, daß die Gegner der Schutzpocken alles angewendet haben, um diese heilsame Erfindung zu verschreyen. Es ist darüber lezthin ein Brief von dem edlen Dr. Eduard Jenner selbst (datirt Berkeley, den 11.

Januar 1821) bekannt werden, worin er sagt: „Ich für meinen Theil hege nicht den geringsten Zweifel über die Wirksamkeit der Schutzpocken gegen die Blattern. Troz aller ungünstigen Gerüchte, ist es gewiß, daß hierüber alle Aerzte einstimmig sind, welche dabey genau nach den von mir angegebenen Regeln verfahren. England hätte schon lange von dieser Pest befreyt seyn können, wenn man hier eben so weise gewesen wäre, wie die meisten andern Länder in Europa, wo man seit vielen Jahren nichts mehr von den Blattern weiß. Ueber die Kraft der Schutzpocken brauche ich nur auf eine unlängst darüber erschienene Schrift des verdienten Wundarztes Croß zu Norwich zu verweisen, wo die Blattern, durch das Mißverhalten der Leute, unlängst große Verwüstung angerichtet haben. Er führt an, daß 10,000 dortige Kinder, welche vaccinirt wurden, mitten in einer angesteckten Luft lebten, und daß die Ausnahmen, wo die Einimpfung der Schutzpocken unwirksam blieb, kaum Erwähnung verdienten: dagegen fand es sich, daß unter dreytausend Personen, welche nicht vaccinirt wurden, 530 starben, und daß etliche mit dem außerordentlichen Blattergifte (irregular small-pox) inoculirt worden waren, die Blattern zum zweytenmale bekamen. Ich habe niemals behauptet, daß man die Impfung alle sieben Jahre wiederholen müsste. Eine vollkommen vaccinirte Person hat die Blattern niemals wieder zu befürchten. Es ist traurig, daß die Leute so halsstarrig sind: aber im Grunde ist der Fehler den höheren Ständen beyzulegen. Dessen ungeachtet muß man nie Zwang brauchen, welcher allemal schadet. Der gemeine Mann in England sollte dem Beyspiele des Volks auf dem festen Lande folgen. Die Blattern sind in keiner auch noch so weitläufigen und volkreichen Gegend wieder erschienen, wo man die Schutzpocken ausschließlich und allgemein eingeimpft hat.“ — Auf dem Rathhause der Stadt Exeter haben seit langer Zeit Kisten voll alter Manuscripte gestanden, die man lezthin ans Licht zog. Man hat ihrer schon an hundert untersucht. Sie sind historischen Inhalts und sehr schön auf feines Pergament geschrieben. Das älteste welches man bis jezt gefunden hat, bezieht sich auf König Wilhelm II. (Rufus) 1090, zu welcher Zeit der Normann Osbertus Bischof von Exeter war. Man hofft noch frühere Manuscripte zu finden. — Daß die Engländer im Ganzen ein verständiges Volk sind, hat man ihnen noch nicht abgesprochen, auch sind ihre comforts recht artige Dinge, aber daß sie ohne diese im Auslande nicht wohl leben können, ist wohl eine Schwachheit. So sind ihnen ihre Steinkohlen so unentbehrlich, daß sie dieselben sogar in die Kolonien einführen, wo es dergleichen nicht giebt. Selbst nach Petersburg liessen sie sonst Steinkohlen kommen (man sehe Storchs Gem. v. Petersb.) und vielleicht noch jezt. Sie schicken dieselben nach dem Cap und nach Nordamerika. Desgleichen nach Malta. In den Zeitungen werden jezt Kohlen-Lieferanten für die leztere Insel gesucht. — Wie leicht man von einem Extrem auf das andre verfallen kann, beweisen die englischen Gefängnisse. Es ist bekannt, wie sehr die Opposition immer über den fürchterlichen Zustand der Gefängnisse des Landes gelärmt, und wie sie deswegen Pitt und dessen Nachfolger der Tyranney geziehen hat. Dank diesem Geschrey sind nun die meisten Gefängnisse im Lande mit allen Nothwendigkeiten so gut versehen und verhältnißmäßig so bequem, daß die Schelme aus dem niedrigen Pöbel, welche man dort einsperrt, laut darüber lachen und spotten, wenn sie dieß eine Strafe nennen hören. Man hat sogar behauptet, liederliches Gesindel das beym Stehlen ꝛc. nicht mehr seine Rechnung finde, benehme sich absichtlich so, daß es der Gerechtigkeit in die Hände fiele, um nur in ein Gefängniß gesperrt zu werden, wo man Kleider, Nahrung, Betten, Feuerung, gut und vollauf findet, und wo man nicht zu arbeiten braucht. Noch notorischer ist es, daß, aus gleichen Ursachen, Verbrecher die Versezung nach der Diebskolonie, Botanybay, für eine Art von Lustreise betrachten. Die neue Ausgabe des Catalogue of the liberary of the Royal Institution of Great Britain, by W. Harris, Keeper of the library (Payne et Foss. Preis eine Guinee) enthält von der Hand des verstorbenen berühmten Dr. Charles Burney, ein vollständiges Verzeichniß der Griechischen Schriftsteller, von denen sich Fragmente vorfinden, sie seyen nun einzeln herausgegeben oder in Sammlungen befindlich. Das Verzeichniß, welches mit Burney's bekannter Genauigkeit verfertigt ist, und sonst nirgends existirt, wird den Philologen willkommen seyn. — Die Bibliothek des berühmten Schauspielers Kemble ist lezthin von dem Buchhändler Evans versteigert worden. Vorher las sich jedoch der Herzog von Devonshire einzelne Schauspiele aus und bezahlte dafür zweytausend Pfund. Die übrigen Bücher, welche zwar gut, aber nicht selten waren, brachten eine Summe von 2600 Pf. Doch weckten drey Artikel aus der Klasse der alt-englischen pretiösen Literatur die Liebhaberey der Bibliomanen. Nämlich: Syr Degore, eine äußerst seltene gereimte Romanze, auf achtzehn Blättern, gedruckt von Wynkyn de Worde; 36 Pfund 10 Schill. Here begynneth a lytall Treatyse of the byrth and prophecye of Martin, ein Gedicht, gedruckt von Wynkyn de Worde 26 Pf. 15 Schill. 6 Pence. Chaucer's Canterbury Tales, ein MS. aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert 21 Pf. 10 Schill. 6 Pence. Ferner: eine vollständige Sammlung von Komödienzetteln der beyden Theater in Drurylane und Conventgarden vom J. 1751 bis jezt: in vielen Bänden; die früheren derselben enthalten schöne Anmerkungen von Kemble's Hand, meistens über Garrick, aus dem ungedruckten Tagebuche des Souffleurs Hopkins, Vaters der Mad. Kemble. Alle diese Bände kaufte der Baronet Turner für 189 Pf. Eine Sammlung sehr alter Spanischer Komödien kaufte der berühmte Biblioman Heber für 37 Pf. 7 Schill. 6 Pence. Die erste Ausgabe von Shakspeare's Comedies, Histories and Tragedies, ein sogenanntes eingelegtes Exemplar *) eben nicht besonders conditionirt kaufte H. Boswell für die ungeheure Summe von 112 Pf. 7 Schill. — Am 8. Febr. las der Kapitän Kater in der Royal Society einen interessanten Aufsaz über einen Vulkan vor, welchen er im Monde entdeckt hat. Als er den finsteren Theil des Mondes durch ein Fernrohr betrachtete, sah er einen hellen Fleck, der einem Sterne glich, und nachherige Beobachtungen überzeugten ihn, daß es ein Vulkan sey. Die Gegend, in welcher der Fleck erschien, wurde bald nachher erleuchtet, so daß man den Vulkan nicht mehr sehen konnte, wenn sie wieder verfinstert wird, dürfte der Vulkan aufgehört haben auszuwerfen. — Ueber die Quäker, oder, wie sie sich selbst nennen, „die Gesellschaft der Freunde,“ ist folgendes interessantes französisches Werkchen in London erschienen: Histoire de la Secte des Amis, suivie d'une notice sur madame Fry et la prison de Newgate, par Madame Adèle du Thon. Man lernt daraus die merkwürdige Secte vollkommen kennen und erfährt manches Wissenswerthe über das Gefängniß Newgate.

*) An inlaid Copy, oder inlaid throughout, heißt, wenn die Blätter eines Buches an allen vier Seiten gleichförmig und so beschnitten sind, daß nur sehr schmale Ränder bleiben, welche in ein weisses sorgfältig ausgeschnittenes Blatt künstlich und fast unverkennbar eingelegt, eingepaßt und eingeklebt werden. So erhält man einen Band von beliebiger Größe, und kann einen Octavband in einen Quart- oder Folioband umgestalten, da die also eingelegten Blätter aufs neue gebunden werden und dann ein verjüngtes, stattliches Buch bilden. Der Buchbinder muß bey diesem Einlegen die äußerste Sorgfalt und Mühe anwenden, welche er sich theuer bezahlen läßt. Dieses Verfahren wird nur bey alten, seltenen, köstlichen und unscheinbar gewordenen Incunabeln angewendet.

Nro. 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1821.

O! sollte die Vergangenheit entscheiden,
Was bliebe heilig auf der weiten Erde?
Denn wo ist das, was niemals anders war?

Raupach.

Swätoslav's Schädel.

(Aus der russischen Geschichte.)

Es tönt von rauhen Stimmen
Am Felsen dort ein Chor,
Die kühnsten Fichten klimmen
Am Abhang kaum empor.

Bezwung'ne Feinde stöhnen
Am Boden hier durchbohrt,
Die blutgen Keulen lehnen
Am Stamm der Eichen dort.

So jubelt bey dem Mahle
Der Petschenegen Schaar,
Und bietet sich die Schale
In weitem Reigen dar.

Doch wie? — ein Schädel blinket,
Ein Schädel als Pokal,
Und wo die Lippe trinket
Glänzt einer Krone Strahl.

Mit goldnen Zacken dringet
Sie in den Schädel ein
Und hoch und prahlend
Der Führer sie vom Reih'n.

Er füllt die Todesschale
Bis an der Krone Rand
„Stoß an, mit dem Pokale
„Wer gleiches Kleinod fand!

„Du Staub vom stolzen Throne,
„Erkämpft im Heldenkrieg
„Du Schädel und du Krone
„Aus euch trinkt man den Sieg."

Die kühne Rechte mähte
Das Haupt im Leichenfeld,
Auf dem dein Helmbusch wehte
O Swätoslav, du Held!

Der rauhen Nacht Genosse,
Dem nie der Tag zu schwühl,
Der Rücken seiner Rosse
Ein allzuweicher Pfühl!

Für unsrer Bräute Thränen
Für unser Blut, ward hier
Statt deines Helmes Mähnen
Die Krone höhnend dir.

Wie sank dein stolzer Glaube
Wohl ruht dein Haupt im Sand,
Wohl besser in dem Staube,
Als in der Feinde Hand.

Gott, auf des Donners Thronen,
Wie hassest du so schwer
Die Schädel und die Kronen,
Was beugst du sie so sehr!

Und jene schnell erwiedern
Den kriegrischen Gesang,
Daß wild von Heldenliedern
Der Königsschädel klang!

v. Maltiz.

Briefe aus Berlin.

(Beschluß.)

Nachdem der Vorhang gefallen, erhoben sich die hohen Herrschaften, und der Zug ging in der oben erwähnten Ordnung durch die Gemächer zurück; dann rauschte alles durcheinander, der weiße Saal wurde leer, und von den in den andern Sälen befindlichen Gästen wieder gefüllt. Das Gedränge war groß, da an drey Tausend Menschen zugegen waren. An einigen Tafeln wurde soupirt, auch waren überall Büffets mit reichlichen Erfrischungen. Sämmtliche Anwesende waren nun demaskirt. Die Menge bildete gewöhnlich zwey Reihen, um dem Hof den Durchgang frey zu lassen. — Gütiges Wohlwollen, innere Zufriedenheit im Blick, wandelte der Monarch durch die Menge, das Incognito beybehaltend, um allen Zwang seiner Gäste zu entfernen.

Der Hof nahm Platz auf dem erhöhten Theater, und bildete so ein artiges Tableau zur Freude derer, die der weiße Saal nicht fassen konnte, und die darum nicht die Gemälde gesehen hatten. *)

Eine der interessantesten Erscheinungen des Festes war Chateaubriand, Frankreichs Gesandter, und so herrlich auch die Gestaltungen des Moments sich entfalteten, so hatten doch die schönen Berlinerinnen, Blicke für den Verfasser „Attalas,“ des schönen schwärmerischen Romans übrig, wo die glühendste Liebe im Kampfe mit der Religion unterliegt. — Attala's Tod, und Chactas glücklichste Stunde, während eines mit Miltons Farben gemalten Gewitters, in Amerikas Urwäldern, werden jedem Leser des Romans unvergeßlich bleiben. Chateaubriand schrieb Attala in seiner schwer geprüften Jugend, als Verbannter vom Vaterlande, daher die tiefe Schwermuth, die glühende Leidenschaftlichkeit, die durch das Ganze weht. Jezt hat der gereifte Staatsmann seine Feder blos der Politik geweiht. Sein leztes Werk: Leben und Tod des Herzogs von Berry, ist ganz in dem Ton, den die Lobredner Ludwigs XIV. führten, geschrieben. Chateaubriand ist kleiner mittler, dabey schlanker Statur, von zartem Körperbau, sein ovales Gesicht hat einen Ausdruck von Heiligkeit und Schwärmerey, sein Haar wie sein Auge ist schwarz, lezteres glüht von dem Feuer seines Geistes, der sich auch in allen seinen Zügen ausspricht. Einer der Herrn seiner Begleitung erzählte mir, daß der Gesandte heute in seinem Leben zum erstenmal einem Maskenballe beywohne.

Der Freyherr von la Motte Fouqué mit seiner Gattin war im Gefolge des Hofes. Es blickte aus seinem Betragen und Reden, nicht die Anmaßung des gefeyerten Dichters, sondern die reine, kindliche, Zutrauen erweckende Gemüthlichkeit, die seine Schriften so anziehend macht. Dem Vernehmen nach ist er jezt mit einer metrischen Uebersetzung der Lalla Rookh beschäftigt. Frau von la Motte Fouqué steht im Kreise erwachsener Kinder, von unvergänglichem Schönheitsglanz umgeben. —

So groß die Versammlung auch war, so blieb doch alles in den Gränzen des Anstandes, gegen zwey Uhr entfernte man sich, aber es kostete noch Zeit und Geduld, bis man die Treppen herab zum Ausgang gelangte. Als wir den Wagen glücklich erreicht hatten, war uns fast, als hätten wir uns durch das Gedränge, wie aus einem Schiffbruch gerettet. Wir fuhren, umweht von schönen Phantasiegebilden zu Hause, und hatten durch diese seltene Kunstanschauung unsere Erinnerung mit einem kostbaren Schatz bereichert.

Berlin.

Elise v. Hohenhausen,
geb. v. Ochs.

*) Der ausgezeichnete Maler Wilhelm Hensel, auch als Dichter bekannt, hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Tableaux mit Portraitirung der Hauptpersonen zu malen, und ist bereits mit der Ausführung beschäftigt.
D. Eins.

Deutsche Literatur in Spanien.

Von deutscher Literatur erfährt man in Spanien wenig oder gar nichts. Höchstens hat der Constitucional, der auch den frühern Titel Crónica cientifica y litteraria noch fortführt, einmal einen Artikel aus der Revue encyclopédique übersezt, wie das z. B. mit Professor Pölitz „Handbuch der Geschichte Preußens und der Gesetzgebung nach platonischen Grundsätzen“ des célebre professor Koppen (Köppen in Landshut) der Fall gewesen ist. Der Revisor politico y literario hat über dasselbe Werk ebenfalls gesprochen, aber mit jener vornehmen Unwissenheit, mit der man hier überhaupt über deutsche Poesie, Philosophie und Geschichtschreibung spricht: „Wenn Bentham, Köppen und andere Publicisten, sagt er, die Institution eines ordnenden und erhaltenden Körpers, der durchaus nichts mit der Feudal-Aristocratie von England gemein hat, angreifen, so fühlen wir uns getrieben, sie als Asceten in der Materie der politischen Gesetzgebung zu betrachten, in welche Wissenschaft sie die Träume der Kantischen Philosophie so zu sagen hinübertragen möchten.“ Die Miscelanea enthält seit einiger Zeit Artikel über Johannes von Müllers allgemeine Geschichte, ist aber noch nicht dahin gekommen, von dem Werke selber zu reden, und die Gazeta de Gobierno sprach vor einigen Tagen über Bouterwecks Geschichte der spanischen Literatur, mit sehr übel angebrachtem Tadel; um so ungerechter, als in der spanischen Literatur selber noch ein solches Werk mangelt. Die Spanier können nicht begreifen, wie wir für ihre ältere Literatur solche Hochachtung hegen mögen; die Sache ist aber leicht begreiflich, wenn man sieht, wie aus diesem Volke alle Poesie und aller Sinn für dieselbe verschwunden ist.

Auszüge aus einem Briefe eines Engländers von Buenos-Ayres, vom 17ten September 1820.

(Fortsetzung.)

Die Banda Oriental ist durch die langen Kämpfe zwischen den Partheyen in der Provinz selbst und nachher gegen die Portugiesen beynahe gänzlich entvölkert, und ihre zahlreichen Heerden, einst der Reichthum ihrer Bewohner, ausgerottet. Artigas, ihr vormaliger tollkühner, unvernünftiger und unwissender Herrscher, ist durch die Landschaft Entre-Rios, gegen Norden hin, bis an die Grenze von Santa Fé getrieben worden, mit dessen Beherrscher er in Verbindung stehet. Sein Ansehen neigt sich zum Ende. Uneigennützig, und mit den besten, obgleich irrigen Absichten, hat er großes Unheil gestiftet, und alles zu Grunde gerichtet, worüber er die Gewalt hatte. Während des langen Krieges wurde Monte Video und dessen Umgegend von allen Familien verlassen, denen es möglich war zu entfliehen; jezt, da sich unter der Militärherrschaft der Portugiesen in dieser Stadt, wenigstens persönliche Sicherheit finden lässt, ist sie für die Bewohner von Buenos-Ayres, welche der Verwirrung ihrer Vaterstadt zu entgehen vermocht, ein Zufluchtsort geworden.

Von dieser Regierung aber mag folgender Vorfall einen Begriff geben: Vor einigen Tagen ließ der portugiesische Admiral den Steuermann eines englischen Schiffes mit Ruthen peitschen und zweymal aufhängen, bis er beynahe todt war, weil er, in der Abwesenheit des Patrons, das Schiff nicht schnell genug aus dem Wege bringen konnte. Sir Thomas Hardy ließ durch seinen Capitain die Sache untersuchen, der sie im Ganzen, wie angegeben fand. Die Entschuldigung war, der Admiral sey von einem seiner Offiziere falsch berichtet worden, welcher den Steuermann etwas hatte sagen lassen, das er nicht gesagt.

Santa-Fé wird von einem gewissen Lopez, einem ehemaligen Anhänger des Artigas beherrscht. Unser Freund hat sich in der Barada de Santa Fé, dem zweyten Handelsplatz in dieser Landschaft, niedergelassen. Dort hält er es nicht für ganz sicher nach Sonnenuntergang das Haus zu verlassen. Die folgende Begebenheit, welche ihm selbst widerfahren, mag Ihnen einen Begriff von dem Zustande der dortigen Polizey geben. — Als er zu Barada mit dem Einkauf von Häuten beschäftigt war, brachte ihm ein Neger ein Bündel derselben, welche er ihm abkaufte. Des andern Tages brachte derselbe Mann wieder ein Bündel zum Verkauf, welches seine Leute für dasselbe erkannten, das er gestern gekauft, und welches ihm der Mann zuvor gestohlen hatte, und nun zum zweyten Mal zum Verkauf anbot. Unser Freund ließ den Dieb festhalten, und bat einen Nachbar mit ihm zum Kommandanten zu gehen, um ihm die Sache vorzustellen; jener aber rieth ihm solches zu unterlassen. „Wenn Sie, sagte er, die Strafe des Diebes erhalten, so ermordet er Sie; machen Sie es mit ihm gütlich aus: sagen Sie ihm, Sie hätten sich geirrt, bezahlen Sie ihm Ihre Häute noch einmal, geben Sie ihm ein Glas Cana und ein Segar, und verwahren Sie Ihre Sachen in Zukunft besser." Er befolgte den Rath und entließ den Dieb mit mancher Entschuldigung. Dergleichen Anekdoten erzählte er mir indessen mehr. Der ganze Büchervorrath zu Barada bestand aus zwey einzelnen Bänden eines spanischen Romans. Der Stolz und die Armuth der Truppen hat den närrischen Gebrauch eingeführt, Fremde, die mit langen Schößen ankommen, zum Kommandanten zu bringen und ihnen die Schöße abzuschneiden.

Zu Corrientes, wo ein Sohn des Artigas den Oberbefehl führt, muß Jedermann, von welchem Stande oder welcher Farbe er auch sey, gegen jeden gemeinen Soldaten, gleichviel ob ein Neger, Mulatto oder Indier, den Hut abziehen. Da dieser Offizier neulich hörte, daß die Vornehmen sich über seine Soldaten und Gauchos (welches sich mit Centauren übersetzen ließe) darüber lustig machten, daß sie Pferdefleisch äßen, ließ er sie zu einem Balle und Abendessen einladen, welches aus nichts als Pferdefleisch bestand, welches sie unter der Aufsicht indischer Soldaten hinunterschlucken mussten.

Paraguay, unter der Herrschaft eines gewissen Francia, beharret bey dem wilden Entschlusse, sich mit der übrigen Welt aller Verbindung zu enthalten, ob es sich gleich dadurch manchen sehr ernstlichen Unbequemlichkeiten aussezt. Seine Produkte gehen daher zu Grunde, während man in den benachbarten Provinzen aufs äußerste darnach verlangt. Der bekannte Thee der Provinz wird jezt zu Buenos-Ayres für 25 Sp. Thaler das Arroba von 25 Pf. und in Chili dasselbe Gewicht für 42 Thaler verkauft; da doch der gewöhnliche Preis zu Buenos-Ayres nur 2 Thaler war. Der Taback von Paraguay, welcher seiner vorzüglichen Güte wegen immer sehr gesucht war, ist nicht für Geld zu haben. Von Bauholz, Zucker und manchen andern Waaren ist seit Jahren nichts den Strom herabgekommen.

Tucuman hat sich eben erst in einen Freystaat umgebildet, an dessen Spitze Araos steht. Zwischen San Juan und Cuyo hat vor Kurzem ein verzweifelter Krieg statt gefunden. Die ersteren sandten nicht weniger als 2000 Mann Truppen gegen die Lezteren und trieben sie nach einem hartnäckigen Kampfe aus dem Felde. Die Ursache alles dieses Elends ist der Herrscher von San Juan, welcher als Anhänger des Carrera, der seit Kurzem ein Heer zu sammeln gesucht, um die von O'Higgins in Chili gebildete Regierung umzustürzen, die Einwohner von Mendoza, die es mit der bessern Sache halten, zu zwingen sucht, mit diesem Abentheuerer Parthey zu machen, dem es um den Besitz dieser Stadt besonders darum zu thun ist, indem die bequemste Straße nach dem Passe der Cordilleras durch dieselbe führt. Nach andern Berichten sind es gerade die entgegengesezten Interessen, welchen die Partheyen anhängen, und es ist bey dem Mangel an bestimmten Nachrichten hier schwer, der Wahrheit der Dinge auf die Spur zu kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Febr.

(Fortsetzung.)

Friedrich Schlegels Concordia hat jene bedeutungsvollen Erwartungen nicht befriedigt, die man sich mit gutem Grunde von ihr machen durfte. — Zwar waren Schlegels eigene Arbeiten allerdings des, (auch um altdeutsche Kunst und Poesie hochverdienten) tiefen Denkers und trefflichen Kritikers vollkommen würdig. Dagegen aber haben Franz Baaders „Fermen und Gedanken“ und Adam Müllers „Versuche über die innere Staatshaushaltung,“ eine arge Discordanz in die Concordia hineingebracht und selbst jener Parthey kaum gefallen, deren Feldgeschrey sie zu werden bestimmt schienen.

Herr André in Brünn hat, als der dortigen Ackerbaugesellschaft verdienter Sekretär, durch die Mittheilungen eben dieses wackern Vereins, in seinen „ökonomischen Neuigkeiten“ ein unläugbar treffliches Journal für alle Zweige der Landwirthschaft geliefert. Da er aber aus diesem Vereine gänzlich ausgetreten ist und die Gesellschaft ihre schätzbaren Materialien in einem eigenen Blatte herausgeben will, werden die ökonomischen Neuigkeiten leider wohl von selbst gänzlich aufhören, oder müssen doch sehr von ihrem ehemaligen Werthe verlieren. — Es hieß schon lange, Herr André werde seine Tage in seinem Vaterlande Sachsen beschließen, was sich aber nicht zu bestätigen scheint. — In diesem Falle dürfte wohl auch sein Hesperus künftig in Leipzig erscheinen. — Dieses Blatt hat früherhin so manches Verdienstliche geliefert, obgleich die Ausdehnung desselben die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. — Es wurde viel gesprochen von der Konfiskation des Nationalkalenders des Herrn André, die sich aber bald auf das Umdrucken eines einzigen Bogens beschränkte. Es waren keineswegs, wie Einige schon wieder wittern wollten, „liberale Ideen,“ die auf diese Weise unterdrückt worden sind, sondern die Ursache war ein das Militär beschimpfender Artikel. Da die Feldflüchtigkeit ein schmachvolles und todeswürdiges Verbrechen ist, so hätte dieser Artikel, ist der Vorfall unwahr, einen schweren Injurienprozeß veranlassen können, und ist er wahr, möchte man sich billig über die patriotische Auswahl für einen Volkskalender verwundern, die aus einer reichen Gallerie heroischer Züge, nur einen solchen herauszufinden wußte!? Wir möchten wissen, ob unter gleichen Umständen irgend ein anderes Militär gegen seinen Waffenruhm indifferenter gewesen wäre? — Daß für 1821 beynahe für jede Provinz ein eigener Kalender, voll schätzbarer spezieller Thaten erschienen ist, war sehr erfreulich und es verdiente dieß Kalenderwesen die erhöhte Aufmerksamkeit der Provinzialbehörden, damit der landwirthschaftliche sowol als der historische Theil derselben, mit der nöthigen Popularität, auch die gehörige Originalität verbinde, und somit unverdrossen auf den Zweck hinarbeite „Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern.“ — So wie die Beylagen des „Tiroler Bothen“ allen Dank verdienen, ist auch der heurige Kalender für Tirol und Vorarlberg der oben angeregten Idee ziemlich nahe gekommen.

Ungarns Tudományos Gyűjtemény nimmt den erwünschten Fortgang. Gleich der erste Jahrgang hat eine unerwartet große Angabl Pränumeranten und aus allen Gegenden des Reichs, einen Schatz von Originalaufsätzen zusammengebracht, so daß jeder Jahrgang bis auf den gegenwärtigen fünften, in der Auszeichnung der Gegenstände, mit steigender Strenge zu Werke gehen konnte. — Die Redaktion führt ein Verein gelehrter Männer, die ihr Beruf ohnehin in Pesth versammelt hat, in ordentlichen Sitzungen, worin jedes Mitglied, über sein Fach referirt. Möchte sich doch dieses schöne Unternehmen immer mehr nationalisiren, und uns zuvörderst nach und nach eine, so viel möglich vollständige, Uebersicht jener urkundlichen oder anderweitigen Schätze für Kunst und Alterthum geben, die den mongolischen, polnischen und türkischen Verwüstungen und dem jahrhundertlangen Fremdlingsjoch glücklich entronnen sind.

Wer könnte hievon reden, ohne des im verflossenen Dezember zu Wien verstorbenen edeln Ungars zu gedenken, der, dem König und dem Vaterlande mit Begeisterung ergeben, als Private eben so viel gethan hat, als der große König Mathias Corvin in den Tagen der Mediceer. Das that der Graf Franz Szechenyi, Ritter des goldenen Vließes und Oberstkämmerer von Ungarn, Stifter des Pesther Nationalmuseums, dessen prächtigen Münzkabinets und der in Manuscripten und in gedruckten Werken, von, für und über Ungarn ungemein reichhaltigen Bibliothek: einer wahrhaft königlichen Schöpfung, die bereits die herrlichsten Früchte getragen hat, und der alle Provinzialmuseen nachgebildet sind, ohne noch bey weitem dieß stolze Vorbild erreicht zu haben. In einem der Custoden desselben, Stephan Horváth, glänzt dem ungrischen Alterthum und der historischen Kritik ein neues Gestirn. Das Kleinste, was aus seiner Feder stammt, ist von einer charakteristischen Originalität und überreich an den wichtigsten Andeutungen, z. B. sein Schriftchen über Ungarns älteste Geschlechter, zur Inaugurationsfeyer des großherzigen Fürsten-Primas Rudnay herausgegeben. — Annalen dieses herrlichen Museums, worin mit jedem Jahresschlusse von seinem Wirken Rechenschaft gegeben und nach und nach seine Schätze zu gemeinnützigem Gebrauch herausgegeben werden, beginnen demnächst. Noch ein anderer Staatsbeamter des ersten Ranges, Graf Cziraky, Vizepräsident der Hofkammer, ist, im publizistischen Fach, mit einer Schrift voll Klarheit und kritischen Taktes aufgetreten, die Anfangs sehr großes Aufsehen erregt hat. Leute, die nichts davon gelesen hatten, als den Titel: „de modo consequunti summum Imperium in Hungaria“ mögen sich nämlich diesen beyläufig so übersezt haben: „kurzgefaßte Anleitung, wie man die ungarische Krone erlangen kann“! Ganz von dem Axiom ausgehend, Geschichte und Staatsrecht müßten unzertrennlich Hand in Hand miteinander gehen, wird erörtert, wie alt die Ideen von Primogenitur, Erblichkeit und Untheilbarkeit seyen (die auch in vielen deutschen Fürstenhäusern sehr spät durchgriffen) ob und wie weit das Repräsentationsrecht in der Erbfolge statt gehabt habe und jenes, durch das große Gesetz von 1687 abgeschaffte Wahlrecht der Nation? Einige amis sots (um an ein altes französisches Sprichwort zu erinnern) hatten nämlich in allem Ernste die weibliche Erbfolge unter einem kriegerischen Nomadenvolk vertheidigt, die wilden Magyaren des zehnten Jahrhunderts ohneweiters mit den erst im siebzehnten Jahrhundert zur vollen Reife gediehenen publizistischen Ideen beschenkt und sich dabey in die seltsamsten Widersprüche verwickelt. Die Legitimität überhaupt und das geliebte Herrscherhaus insbesondere, finden nicht bald eine gründlichere Vertretung, als in diesem Büchlein, und die heutigen häufigen Neuerer, eine lehrreichere Zurechtweisung über die zahllosen Uebel der geringsten Ungewißheit oder Zweydeutigkeit in den Nachfolgegesetzen.

Journalistische Pilze, wie das bereits eingegangene Kaschauer Wochenblatt und die wills Gott nächster Tagen wieder in ihr Nichts zusammensinkende Pannonia, verdienen wohl kaum einer ernsthaften Erwähnung. Doch wir kehren von den ungrischen, zu den Journalen der Kaiserstadt zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 24.

Nr. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. März 1821.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

(Fortsetzung.)

Nach des Schlosses Betrachtung, von dem nur noch Trümmer der Größe innen blieben, wenden wir uns zu dem, was vollständig erhalten ist: in die Kirche. Zuerst war die Kirche nur eine Fortsetzung des Kapitelsaals, begränzt durch den Eckthurm des Schlosses, aber schon Dietrich von Aldenburg ließ die Wand gegen Morgen ausschlagen und verlängerte die Kirche bis an den Graben, über das Schloß hinaus, und gründete die Annenkapelle unter ihr. Nun hörte auch die Verbindungsthüre zwischen Kapitelsaal und Kirche auf, die Wand ward geschlossen und dafür ging nun der Weg aus dem Kapitelsaal durch dessen gewöhnliche Thür auf den Gang und auf ihm dicht am Gebäude entlang, an der Stelle vorbey, wo noch abwechselnde rohe und glasirte Ziegel-Reihen (worunter die wunderlichsten Gestalten der Einbildungskraft), einen besonders beabsichtigten Schmuck anzeigen. Unter dem Thurme ward gewiß damals erst ein geschmückter Eingang gemacht, der in seiner alten Gestalt noch zumeist erhalten ist und viel Eigenthümliches zeigt. Der Eingang ist eine nur schmale Vorhalle und ungefähr 8 Fuß tief. Außen ist ein wenig gegliederter Spitzbogen, auf Wandpfeilersäulchen gestützt, mit gegliederten aber nicht weiter geschmückten Kopfgesimsen. Auf jeder Seite sind zwey Blenden, jede mit einem eigen gestalteten Bogen überdeckt, in deren Mitte hervorspringendes Stabwerk als Schmuck ist. Innerhalb stehen zwischen Reihen rother gewöhnlicher Ziegel, sechs Reihen verglaster Ziegel, von denen die ersten wunderliche und abenteuerliche Gestalten zeigen, als Drachen, Greife, Hirsche, von denen einige ein Schild mit einem Kreuz über sich haben (eben so sind gewiß die auf dem Hofe bemerkten Ziegelreihen, die aber zu hoch stehen, als daß man sie ganz genau sehen kann) dann folgen glatte überglaste Ziegel, meist in brauner Farbe. Man hat auf ihnen Spuren einer erhaben geformten Inschrift finden wollen; eine Art und Weise, Schrift so unvertilgbar wie möglich anzubringen, die sich in Preussen mehrmals (in Thorn, Schloß Bürgel, Schloß Lochstädt, Elbing) findet und höchst merkwürdig ist; jezt läßt sich aber kein Rest mehr davon entdecken. Die Thüre ist im Spitzbogen, die Gewände sind weit hervortretend, mit kleinen Stabsäulen geschmückt, welche Kopfgesimse haben, an denen Blätterschmuck sich findet; nur auf einem Knauf rechts ist eine wunderliche Fratze, ein Thier mit Menschenkopf, einem Fischleib und Pferdefüßen, und ein Mann im spanischen Wamms, bis zur Hälfte des Leibes, dann Fischleib und Schwanz, Thierfüße und auf dem menschlichen Kopf eine spitze Mütze, in die wieder der sich krümmende Schwanz, an dem zu unterst ein Hundekopf ist, beißt. An dem viereckigen Thürpfeiler, wo der eigentliche Eingang und Thüranschlag, ist ein Thier mit Fischleib, großem Kopfe und Ochsenfüßen. Links an der Thürseite, dem leztbeschriebenen gegenüber, ist ein Thier wie eine Sphinx, mit Menschenkopf und Menschenarmen, dann sieht man noch ein Schwein- und ein Fisch-Ungeheuer. Was sollen diese Gestalten bedeuten? Sind es Darstellungen des Menschlichen, was so oft in die Thierheit überspielt, wenn es nicht durch reinen und allein Gott gefälligen Wandel beherrscht wird? Warum aber die Verzerrung des Menschlichen an den Gestalten selbst? Warum begnügte man sich nicht blos mit dem thierischen Anhang? Diese Fragen entscheidend zu beantworten, wage ich nicht, meine Ansicht aber ist, daß alle diese Bilder nur Späße der Einbildungskraft des Werkkünstlers sind, stillschweigend gebilligt vom Hochmeister und den Rittern, oder auch allgemein dem Geiste und der Ansicht der Zeit, die sich an solchen Gestalten belustigte, entsprechend. Man muß, glaube ich, solche Bilder überhaupt und im Allgemeinen nie zu strenge nehmen, da man leicht den Erbauern Unrecht thun kann, indem das, was allgemeine Ansicht der Zeit war, und aus der Zerstörung an diesem einzelnen Punkte sich gerettet hat, nur als besonders wichtig für diesen einen Fall erscheint. Die Bedeutsamkeit vieler solcher Bildwerke ist nicht wegzuläugnen, ihre Erkenntniß kann und muß uns einen wichtigen Fingerzeig gewähren, aber hüten müssen wir uns, glaube ich, nie alles in ein entworfenes Lehrgebäude ziehen zu wollen, da oftmals blos Nachahmungssucht, verzerrte Laune eines Künstlers, ja oft der heitere, derbe Scherz jener alten Zeit ihr Spiel trieben. Und hier, glaube

ich, ist wohl der Ort zu bemerken, daß ich im ganzen Gebäude, sowohl im Hoch- als Mittelschlosse, in allen seinen einzelnen, genau durchgesehenen Theilen, vom tiefsten Gewölbe, bis oben hinauf, auch nicht eine Spur davon gefunden habe, daß hier bey den deutschen Rittern eine Bilderschrift ihr Wesen getrieben, welcher man in neuesten Zeiten eine so feste Deutung hat geben wollen. Liegt auch noch ein dichter Schleyer über die Art und Weise, wie die Ritter ihre Kapitel hielten, welche Feyerlichkeiten dort herrschten, indem sie dieselben dem Auge der Welt durch unverbrüchliche Verschwiegenheit und geheimnißvolles Dunkel ihres Versammlungsortes (des Kapitelsaals) zu entziehen wußten, so ist doch auch nicht die geringste Andeutung da, daß solche Gräuel obgewaltet haben, wie die, durch welche in neußter Zeit das Andenken der Tempelherrn verdüstert worden.

Die Vorstellungen über diesen Stabknäufen werden deutlicher und christlicher. Auf den Pfeilersäulen stehen rechts fünf thörichte, links fünf kluge Jungfrauen, daran kenntlich, daß die klugen ihre Becher aufrecht, die thörichten aber verkehrt, die Oeffnung nach unten, tragen. Den klugen öffnet Petrus das Himmelsthor, den thörichten jähnt aber die Hölle entgegen in Gestalt eines geöffneten Drachenmauls, und ein Teufel steht davor, der nach ihnen greift. Manches in den Gewändern zeugt von guter Arbeit. Betrachten wir die Bogen, welche außen emporsteigen und die Verzierung der Thürspitze bilden, so bemerken wir folgende Absätze: ein Bogen offener, hübsch gelegter Blätter, in denen hin und wieder Thierfratzen angebracht sind. Darauf folgt eine Ecke, dann ein runder Stab, bis zur Gähnung des spitzen Thürbogens; jedes immer von beyden Seiten aufsteigend; hierauf wieder eine Ecke, dann Band von Trauben und Weinlaub, überaus zierlich und nicht spärlich, sondern recht voll neben einander gelegt, zuletzt ein nach außen gerundeter Bogen, auf dem jederseits ein Kragstein und zierliches Kopfgesims. Auf der Seite der klugen Jungfrauen steht eine Jungfrau mit einem Stabe in der Hand und einer Krone auf dem Haupte, auf der andern Seite ist es eine Jungfrau mit einem gebrochenen Stabe, welche die Krone verkehrt auf hat. Eine sinnreiche Darstellung, welche mir bis jezt noch nirgends vorgekommen ist, und bey der es wohl eine Nachforschung verdiente, ob sie auch wohl noch anderen Orts gefunden wird. Auf der linken Wandfläche über den verzierten und verglasten Steinen und der Seitenbank, sind alte Bogenverzierungen, welche auf der rechten Seite fehlen und verloren gingen. In diesen drey Bogenfeldern, welche inwendig Darstellungen enthalten, sehen wir einmal Maria und Joseph wandernd und zwischen ihnen den kleinen Christus; daneben sind Maria und Joseph traurig allein, sie haben den Knaben verloren und Spruchbänder in den Händen besagten vielleicht in frühern Zeiten durch eine Aufschrift die Klage und verdeutlichten so die Darstellung. Darüber sizt auf einem tabernakelartigen Gemäuer, unten mit einem verzierten Fenster, doch oben ohne Spitze, sondern flach wie eine Empore, das Kind Jesus, zu jeder Seite unten ein alter, bärtiger Mann, mit einem Spruchbande knieend: unstreitig wohl eine einfache Darstellung von dem Kinde Jesus im Tempel lehrend. — In dem Vorgemache ist noch außerdem zur rechten Seite oben ein recht zierlicher, einzelner Kragstein sichtbar.

Diese ganze Thüre, mit allen ihren Einzelheiten, hat der Herr Professor Breisig mit seiner bekannten Genauigkeit und Sorgfalt, mit großer Liebe und unbestreitbarer Richtigkeit in Ganzen, und vollständig alles auch besonders in natürlicher Größe, gezeichnet. Möchte ein Kunsthändler bald durch Stich oder Steindruck diese eigenthümliche Pforte, welche den bedeutsamen Namen der goldenen Pforte führt, dem Freunde alter Kunst schenken. Einzelnes sehr verdienstliches, mit Treue und Sauberkeit gemacht, lieferte bereits Frick, aber Manches erfordert einen größeren Maßstab, gleiche Größe, wie die Urbilder, um in seiner ganzen Schönheit erkennbar zu werden. Ueberhaupt stehen die Verzierungen innerhalb und außerhalb der Kirche darin den Rissen des Kölner Doms sehr nahe, daß auch in ihnen die höchste Reinheit herrscht, d. h. daß sie alle aus der Pflanzenwelt entlehnt sind und nur hin und wieder von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen werden, nicht aber in das unbestimmte Feld willkührlicher Schnörkeleyen übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen zu dem Briefe des Hrn. Prof. K. O. Müller in Göttingen über den angeblich ägyptischen Ursprung der griechischen Kunst.

Vergl. Kunstblatt No. 78. und 79. 1820.

Ohne in den Streit selbst mit eintreten zu wollen, den der eben so gelehrte als scharfsinnige Verfasser des erwähnten Briefes gegen diejenigen Alterthumsforscher erhoben, welche den Ursprung der griechischen Kunst unmittelbar aus Aegypten ableiten, indem meine eigenen Ansichten über diesen Gegenstand mich bisher von beyden streitenden Partheyen gleichweit entfernt gehalten, theile ich hier einige Bemerkungen mit, die sich mir bey dem Lesen desselben dargeboten haben. Möge der gelehrte Briefsteller sie nur als Anfragen betrachten, deren bestimmte Lösung durch seine Belesenheit ich — und mit mir vielleicht noch mancher andere Freund der Kunstgeschichte — wohl nicht vergeblich in dieser Zeitschrift erwarten dürfte!

H. Prof. Müller sagt S. 311. Col. 1. Z. 16 ff. „Die „ältesten Werke griechischer Kunst, von denen es Nach„richten gibt, namentlich der Steinsculptur, waren unbe„streitbar Hermen. Der Name zeigt an, daß lange

„Zeit der Gott Hermes allein oder vorzugsweise auf diese „Art gebildet wurde. Hermes hatte seinen Hauptdienst, „seine Heimath in Arkadien. Hier ist er der mächtige Na- „turgott, der befruchtende Heerden- und Ackergott, der alte „ἐριούνιος und Geber alles Guten. Hier ist also auch „der Ursprung seiner Bildung zu suchen und „noch Pausanias sah daselbst seine ältesten Bil- „der. Meist einen spitzbärtigen Kopf auf einen viereckten „Stein gesezt, mit einem Gewand umhüllt und dem Sym- „bol erzeugender Fruchtbarkeit.“

In dieser Stelle ist mir unter anderen besonders die von mir hier unterstrichene Behauptung des Hrn. Pr. Müller aufgefallen, der zufolge der Ursprung der Hermenbildung so, wie eben Hr. Müller sie charakterisirt, in Arkadien zu suchen sey, in welcher Hinsicht er sich dann auf Pausanias beruft.

Aber in eben diesem Schriftsteller findet sich ein ganz anderes Wort über den Ursprung der Hermenbildung durch die Hände der Kunst. Man vergl. Pausanias Messen. C. XXXIII. S. 58. wo man liest: Ἰόντι δὲ τὴν Ἀρκαδίας ἐς Μεγάλην πόλιν ἐστὶν ἐν ταῖς πύλαις Ἑρμῆς τέχνης τῆς Ἀττικῆς· Ἀθηναίων γὰρ τὸ σχῆμα τὸ τετράγωνόν ἐστιν ἐπὶ τοῖς Ἑρμαῖς, καὶ παρὰ τούτων μεμαθήκασιν οἱ ἄλλοι, und wo demnach ausdrücklich gesagt wird, daß die viereckten Hermesbilder der attischen Kunst angehörten, und daß die andern (Völker) diese Gestaltung von den Athenäern angenommen hätten. *)

Es ist offenbar und liegt klar vor Augen, daß diese ausdrückliche und entschiedene Bemerkung des Pausanias der Müllerschen Behauptung geradezu widerspricht. Da nun Hr. Müller sich auf Pausanias bezogen, so wünschte ich wohl aus eben demselben Schriftsteller dasjenige Citat zu erfahren, dessen Hr. Müller sich als eines Belegs seiner Behauptung bediente. Freylich würde es dann sich ergeben, daß Pausanias sich selbst ziemlich derb widersprochen habe: denn der Ursprung der viereckten Hermesbilder konnte doch wohl nicht zugleich Athen und Arkadien beygelegt werden.

Daß Hermes in Arkadien häufig verehrt worden, daß die Pheneaten besonders ihn unter allen Göttern am meisten geehrt, — wer läugnet wohl dieß? — Daß diese lezteren ihm heilige Festspiele, die Hermäen, gefeyert und in einem ihm gewidmeten Tempel seine Statue von Stein (Marmor) aufgestellt, die Euchir aus Athen, des Eubulos Sohn, verfertigt hatte, erzählt allerdings auch Pausanias Arkad. C. XIV. S. 36. ed. Siebel. Allein, wo berichtet Pausanias weiters bestimmt, und über alle Mißdeutung erhoben, daß bey den Arkadern der Ursprung der viereckten Hermenbilder zu suchen sey? wo, daß diese hier die ältesten gewesen, zuerst gleichviel: ob in Stein oder Holz gearbeitet? zumal, da die so eben angeführte Stelle keineswegs bestimmt aussagt, ob die von dem Athenäer Euchir, für die Arkader gearbeitete Statue eine viereckte Gestalt ein σχῆμα τετράγωνον gezeigt habe? —

Eben so wenig wird ferner jemand läugnen wollen, daß Hermes von den Arkadern häufig in viereckter Gestalt dargestellt oder verehrt worden sey. Allein in derselben Gestalt sah man in deren Laude auch mehrere andere Götterstatuen gebildet. Man vergl. Pausanias Arkad. C. XXXI. S. 73. ed. S. wo man liest: κεῖται δὲ ἐντὸς τοῦ περιβόλου θεῶν τοσάδε ἀγάλματα ἄλλων, τὸ τετράγωνον παρεχόμενα σχῆμα, Ἑρμῆς τε ἐπίκλησιν Ἀγήτωρ, καὶ Ἀπόλλων, καὶ Ἀθηνᾶ τε καὶ Ποσειδῶν· ἔτι δὲ Ἥλιος ἐπωνυμίαν ἔχων Σωτήρ τε εἶναι καὶ Ἡρακλῆς, und wo folglich gesagt wird, daß zu Megalopolis, innerhalb des Peribolos der großen Götter, außer der viereckten Statue des Hermes noch die viereckten Statuen des Apollon, der Athene, des Poseidon und des Helios sich befunden hätten. Vergl. ferner das nächstfolgende Cap. S. 74. und 75. wo die viereckten Statuen eines Ammon mit Widderhörnern wie eines Apollon bemerkt worden sind. Aus diesen Nachrichten ergibt sich aber die Unzulässigkeit des Schlusses, daß, weil der Hermesdienst in Arkadien sehr alt, sehr verbreitet und besonders heilig geachtet gewesen, eben deßhalb auch die viereckten Statuen dieser Gottheit hier nur ihren Ursprung genommen hätten. Uebrigens bemerkt Pausanias überall das hohe Alter der von ihm gesehenen Statuen. Will nun Hr. Prof. Müller seine so auffallende Behauptung gehörig unterstützen, so wird vor allem nöthig seyn, daß er ein bestimmtes Citat aus eben diesem, von ihm angezogenen Schriftsteller beybringe, worin das höchste Alter irgend einer viereckten in Stein gearbeiteten Bildsäule des Hermes an irgend einem Orte Arkadiens deutlich bezeugt werde. Ein solches wird von ihm nunmehr erwartet, denn er selbst hat auf Pausanias verwiesen; und eine solche classische Stelle muß gegeben werden, wenn die Unbestreitbarkeit seiner Behauptung: „die ältesten Werke der griechischen Kunst, namentlich der Steinsculptur, wären unbestreitbar Hermen“ gehörig basirt werden soll. Alt war die Hermengestalt gewiß; von den Attikern, sagt Pausanias in der oben angeführten Stelle, war sie erfunden und ausgegangen: aber was, d. i. welche classische Stelle bezeugt uns, daß sie nicht blos für Hermes son-

*) Vergl. Pausan. Attika C. XVII. S. 37. ed. Siebelis. Allbekannt ist übrigens, daß Athen der wahre Sitz der viereckten Hermenbilder war; und wie läßt sich wohl auch nur mit einigem Schein der Wahrscheinlichkeit aus der angezogenen Stelle bey Herodotus II, 51. folgern, daß es Arkadische Pelasger gewesen, die den Dienst (nicht einmal noch die viereckten Bildsäulen) des Hermes Ithyphallikos in Athen eingeführt hatten? Vergl. Creuzer's scharfsinnige Behandlung dieses Cultus in dessen Mythol. und Symb., T. II. S. 299 ff.

dern für die übrigen Götterbilder alle die älteste, ursprünglich allein angenommenen gewesen, und daß sie demzufolge an die Spitze aller griechischen Kunst gestellt werden dürfe? Weder durch Etymologie noch durch sonst irgend eine Conjectur kann der Mangel eines solchen classischen Zeugnisses bey solch einer Annahme, der in der Kunstgeschichte so vieles gerade entgegensteht, gehörig ersezt werden.

Daß die früheste griechische Kunst, als Sculptur, mit der Bilnerey in Holz begonnen habe, dafür gewährt uns Pausanias Corinth. C. XIX. S. 157 und 158. ed. Steb. ein classisches Zeugniß, das wir durchaus beachten müssen, selbst wenn wir die mythische Verwandtschaft des Danaos und Aegyptos auch so wie Hr. Müller auffassen wollten. Denn Pausanias gibt uns hier nicht als Mythe, sondern als gültiges Resultat eigener Forschung die Worte: „damals (zu des Danaos — d. h. in den ältesten Zeiten griechischer Kunst) glaube ich, waren alle Bilder von Holz u. s. f.“ Damit vergleiche man Pausanias Arkad. C. XVII. S. 41. wo die hier gewiß wohl zu beachtende Bemerkung vorkommt, welche angibt, aus was für Holzarten die alten Künstler ihre Statuen verfertigten, und daß die berühmte Statue des Hermes zu Kyllene aus wohlriechendem Holz (Θύον = Θυία Citrus), acht Fuß hoch, bestand. Demnach müssen ja Statuen von Holz, Holzbilder überhaupt, an die Spitze der griechischen Kunst gestellt werden; wofür übrigens noch so viele andere wichtige Zeugnisse reden, die dem Leser des Pausanias hinreichend bekannt sind. Wie kommt also Hr. Prof. Müller dazu, diesen classischen Zeugnissen entgegen seine steinernen viereckten Hermesbilder ohne weiteres an die Spitze der griechischen Kunst zu stellen?

Eine zweyte Anfrage, veranlaßt durch Hrn. Prof. Müllers Ausdruck S. 310. „und gegen die kyklopischen Mauern als „Werke der Pelasger wird wohl endlich auch die „Stimme erhizter Widersacher nichts einzuwenden haben,“ ist die: ob Hr. P. Müller uns wohl belehren könne, daß irgendwo in Griechenland und Italien sogenannte kyklopische Mauern aufgefunden worden, deren Material nicht Marmor, Kalkstein und damit gemengter Thonstein oder sonst eine in Polygonen leicht brechende Steinart gewesen? Wird Hr. Müller sich über diese Frage — die nur dem mit der Sache wenig Vertrauten als unbedeutend erscheinen dürfte — gehörig erklärt haben, so wird sich dann auch ergeben, warum in Aegypten bis jezt kein kyklopisches Mauerwerk, nebst dem diese Bauart begleitenden Gewölbbau, angetroffen worden ist. Ich selbst bin kein erhizter Widersacher, und lasse mich gern belehren. Höchst auffallend ist es mir aber bey meinen eigenen Untersuchungen auf klassischem Boden selbst erschienen, warum denn doch die Pelasger, denen man durchaus die Bauart mit Polygonsteinen überall zuschreiben will, nur die Grundlagen damit aufgeführt und nur gewisse Steinarten dazu genommen haben? Bis auf weitere Belehrung ward ich hierdurch vorsichtig gemacht, um nicht mit Andern überall Pelasger zu wittern, wo Mauern von Polygonsteinen, als Unterbau aufgeführt, sich befinden. Von mehreren ächt römischen Villen, mit sehr bekannten Namen, die alle auf diesem so berühmten kyklopischen Unterbau, mit ächt römischem Mörtelbau in dem Opus incertum etc. untermischt ruhen, besitze ich die treuesten, in meiner Gegenwart von dem seeligen Gmelin, van Rhode, Reinhart und mir selbst verfertigten Zeichnungen, die ich den Freunden der Kyklopik recht gern mitzutheilen bereit bin.

Möge es nun dem gelehrten H. Prof. Müller gefallen, mich, wie gewiß sonst noch manchen Andern, in Hinsicht der hier vorgelegten Anfragen gütigst und gründlichst zu belehren! Von dem über die Abstammung der griechischen Kunst erhobenen Streite bleibe ich übrigens fern. Nur auf einem andern Felde — über des Herodotus Morgenländerey u. s. w. — werde ich mich ihm nächstens (in der Isis) mit aller Achtung entgegen zu stellen versuchen.

Dr. Sickler.

Rom.

Hiesige Blätter enthalten folgende Notiz:

Schon vor zwey Jahren wurde gemeldet, daß bey einer zufälligen Ausgrabung in der Villa Panfili nahe am großen Eingangsthor ein Grab in Form eines Columbariums mit einem schönen jedoch verlezten Musaikboden und einigen Inschriften entdeckt worden. Aus anstoßendem Gemäuer schloß man, daß mehrere Gräber der Art vorhanden seyn möchten; daher ließ der Fürst Doria die Nachgrabung fortsetzen, und die aufgedeckten Stellen mit einem Dach beschützen. Nun hat man schon sechs andere Gräber von gleicher Form und Größe aufgefunden, welche Gemälde und Musaiken enthalten, wovon einige unversehrt geblieben sind. Sie sind durch einen schmalen Gang von einander gesondert, der um alle herumläuft, und ihre gleichartige Structur scheint anzuzeigen, daß sie einer einzigen Familie angehörten. In den Columbarien der Wände fand man Knochen, und auf den vier Seiten unter dem Fußboden vier ganze Skelette; auch sieht man die Mündungen von vier langhälsigen Gefäßen, die unter dem Fußboden Asche und Knochen enthielten. Einige hat man gelassen, wie man sie fand. Auch wurden vier Familieninschriften entdeckt, die aber nicht von Wichtigkeit sind. An der Seite des einen Musaikbodens stand eine große Inschrift: Tossiae Valentinae. In der römischen Zeitung vom 16. Dezember vorigen Jahrs wurde eine lange Inschrift der Familie Tossia mitgetheilt, die eine Ausgrabung bey Tor Sapienza geliefert hatte. — Diese Gräber zeigen im Einzelnen und im Ganzen so viel Eleganz und Güte der verschiedenartigen Arbeit, daß man sie wohl ins zweyte christliche Jahrhundert setzen kann. Nah daran lief die Via Aurelia vorbey, von der man in früheren Zeiten schon Gräber entdeckt hat. Unter dem zuerst gefundenen Grab in der Villa Panfili gelangt man in eine Katakombe, deren es bekanntlich unter S. Pancrazio und der genannten Villa viele gibt.

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. März 1821.

Sohn der Natur, du hast sie bewahrt die edle Einfalt der Seele.
Hinter dem Pflug umarmen dich segnende Weisheit und Tugend.

...h..r.

Einige Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauern-Knabens, zur Schilderung jener Landschaft.

(Folgende Bruchstücke sind einem Buche enthoben, das seiner Natur nach nicht zum Lesebuche werden konnte; seine Genialität entrückte es der Geschmacks-Kritik seiner Nation, die Nachlässigkeit seines Styls verbannte es aus der Klasse der Art gebildeter Gesellschaft, welche sein trauriger Inhalt nicht abgeschreckt hätte, und die Revolution verschlang das Buch und den Verfasser. Dieser kannte nie etwas anders wie sich und seinen Lebenslauf, schilderte nie etwas anders wie sein Dorf, in dem er unschuldig und glücklich, Paris, in dem er verrucht und unselig war. — Beydes schilderte er von seinem Standpunkt aus genommen, mit der lebendigsten Wahrheit in mehreren vielbändigen Romanen. Er beschreibt die Sitten, die Gegenden seines Dorfs, Saci, in der Nähe von Auxerre in Niederbretagne, in welchen diese Romane alle beginnen, so ins Einzelne gehend, daß man jede Hecke wieder erkennen würde, und schildert die Sitten der Landleute wie sie noch jetzt kein Vorgang der Revolution zu ändern vermochte. Der Unglückliche spricht von seinem verlornen Paradiese! — Und dieses ländliche Gemälde aus der Kindheit eines Bretagner Bauernknabens, das wirklich einem Gemälde aus einer Unschuldswelt gleicht, theilen wir hier mit.)

In meinem sechsten Jahre, erzählt Retif, erwachte zuerst das Gefühl für Freundschaft in mir. Der Sohn eines Nachbars erweckte es, Edmund war an demselben Tag wie ich geboren, ich liebte ihn zärtlich, sah aber mit vielem Schmerz, daß er meine Liebe nur wenig erwiederte. Um ihn mir geneigter zu machen, gab ich ihm Geschenke. Ich fieng an die Einsamkeit zu lieben, und da war der Umgang mit meinem Freund mein höchstes Glück; mit ihm fühlte ich mich einig und bey ihm entzückte mich die Gleichheit unserer Wesen. Ich sprach mit ihm im Ton eines Erwachsenen, indem ich damit nachzuahmen suchte, was uns mein Vater oft von seiner Kindheit erzählte. So muß ich auch einmal von einer Höhle erzählen gehört haben, oder ob die Freude daran Kindern angeboren ist? genug, ich entdeckte einst in der Nähe meines väterlichen Hauses eine Kiesgrube, in der ich eine Bank errichtete, allerley kleine Geräthschaften von meiner Mutter und Schwestern, und meine Kinder-Handwerkzeuge dahin trug, so, daß ich einen ganzen kleinen Haushalt daselbst errichtete, bis auf Betstuhl und Crucifix. Wie alles bereitet war, nahm ich Edmund bey der Hand und führte ihn in meine Höhle, indem ich ihn zum Mitbesitzer derselben ernannte. Ich hatte gehofft, er würde recht erfreut und dankbar über meine kleine Schöpfung seyn, er schien aber ihre Herrlichkeit nicht zu empfinden, nur daß die Höhle sehr kühl war, hatte einigen Reiz für ihn, und wir versprachen uns, jeden Tag dahin zu kommen, aber ohne Jemand etwas davon zu sagen. Ich war außer mir vor Freude und brachte nun jeden Tag meinem Freunde ein Abendbrod in unsere Höhle. Unsere Leckerbissen waren nicht kostbar und leicht zu erhalten: Edmund

bekam bey seinen Eltern, die arme Leute waren, nur schwarzes Brod, bey uns aber aß man weißes; das war für ihn ein köstlicher Bissen! Dem fügte ich noch einige Nüsse bey, oder Zucker-Erbsen, oder Linsen, und die Tage wo bey uns gebacken wurde, einen Brod- oder Aschenkuchen. Dieß leztere war unser Lieblings-Gericht. Zuweilen gab mir meine ehemalige Amme, die viele Bienen hatte, etwas Honig, ein andermal eingekochte Weintrauben, Mandeln oder Rosinen; das trug ich alles in meine Höhle und genoß es doppelt, weil ich es mit Edmund theilte. Durch meine Gaben wurde er mir immer theurer, ich war dadurch auch der Glücklichere. Eines Tages aßen wir rohe Erbsen in unserm Heiligthum und warfen die wurmichten Körner auf die aufgeockerte Erde, den folgenden Tag und die ganze Woche regnete es, und wir konnten nicht in unsere Höhle gehen, nach acht Tagen kommen wir wieder hinein und o Wunder! wir fanden ein grünendes Erbsenbeet. Unser Erstaunen und unsere Freude war grenzenlos! besonders da wir ein Korn fanden, das nicht ganz mit Erde bedeckt war, und das wir für eine der wurmichten Erbsen erkannten, und nun erst riefen wir aus: „es sind unsere Erbsen!" Die Pflanzung, die wir ganz uns selbst zu verdanken hatten, gab uns den ersten Begriff einer eigenen Schöpfung; wir betrachteten sie mit wahrem Entzücken, es war unser Feld, unser Garten, unsere Wiese, unser Landgut, unser Königreich. — Wir fühlten die Nothwendigkeit, es einzuzäumen. Jeden Tag besuchten wir unsere Erbsen, mit jedem Blatt entwickelte sich unser eigenes Daseyn. Die Freude war zu groß, um sie in mich zu verschließen, ich theilte sie meinem Vater mit, der sagte: „desto besser, wenn unsere Erndte mißräth, so nehmen wir unsere Zuflucht zu dir," und von nun an wünschte ich, daß meines Vaters Erbsen mißgerathen möchten, damit ich das Glück hätte seiner Wirthschaft auszuhelfen. Einige Zeit nachher regnete es wieder und wir fanden unsere Erbsen blühend, dieß schien uns ein neues Wunder, dann bildete sich die Schote, sie füllte sich und die Zeit der Erndte nahte. Eines Tages wie ich Edmund abholen wollte und ihn nicht zu Hause fand, gehe ich allein nach meiner Höhle, — welche Zerstörung! — die Erbsen waren abgerissen, die leeren Schoten lagen umher; der leckere Dieb schien so eben sein Frühstück genossen zu haben, denn ich sah auf der Erde noch schwarze Brod-Krumen verstreut. Weinend verließ ich mein zerstörtes Heiligthum. — Ich hörte zur Schule läuten, ich gieng dahin und fand Edmund, der die Augen fest auf sein Buch geheftet hielt; ich traute ihm aber zu sehr, um ihn zu beschuldigen, und erfuhr erst zehn Jahre später, daß er der Erbsendieb gewesen war. — Aber meine Höhle zu besuchen, konnte ich mich nie wieder entschließen. —

Gegen Ende Julius, nachdem das Grummet wieder hoch genug gewachsen war, um die Pferde weiden zu lassen, vereinigten sich die Mädchen und Knaben, die sie hüteten, auf der Wiese und unterhielten sich mit verschiedenen Spielen, die an das Leben der idealischen Schäfer erinnerten. Die Sorge für die Heerde wurde nur von wohlhabenden Eltern ihren Kindern überlassen, arme gebrauchten die ihren zu härteren Arbeiten. Es war mir noch kein bestimmtes Amt im väterlichen Hause übertragen, so, daß ich außer der Schule ganz mein eigner Herr war; besonders während der Erndte und Weinlese. Aber ich haßte den Müssiggang; den Tag über beschäftigte ich mich mit den Bienen, den Lämmern, dem Geflügel, ich jätete den Garten und brachte das Unkraut den Kühen. Wenn ich müde war, las ich Latein, das ich nicht verstand, das ich aber so gerne in der Kirche sang. Meine Muttersprache konnte ich noch nicht lesen, aber ich brannte vor Verlangen sie zu erlernen; allein mein Vater aus weiser Politik, versteckte alle Bücher, aus denen er uns des Abends, wenn wir nach dem Nachtessen versammelt waren, vorlas. Während der Dämmerung zog mich das Lachen und Jauchzen der jungen Leute auf die Wiese, wo ich mich in ihre Spiele mischte. Manches deutete durch seine Eigenthümlichkeit auf seinen frühern Ursprung. Bey dem Spiel, die Ziege genannt, war ursprünglich ein solches Thier der Preiß des Siegers gewesen, man tödtete sie mit Stöcken, die man in der Entfernung von funfzig Schritten nach ihr warf, und der ihr den Todesstreich brachte, gewann sie. Zu meiner Zeit war die Ziege durch einen Stock ersezt, den wir in die Erde pflanzten und eben so, als wäre es die Ziege selbst, zu treffen suchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nordpol-Expedition im Jahre 1736.

(Fortsetzung.)

Immittelst erhielten wir zugleich die Nachricht, daß der für uns aus England verschriebene Sector, (ein, zu jenen astronomischen Bestimmungen erforderliches Instrument) zu Tornea angekommen sey, und wir eilten daher, ihn in Empfang zu nehmen und zuerst nach dem Kittis zu transportiren, weil dieser Punkt so viel nördlicher gelegen, und daher zu fürchten war, daß die, mit starken Schritten herannahende, strenge Jahreszeit uns, bey längerm Zögern, daselbst überraschen möchte. Unsere Abreise von Tornea erfolgte den 3ten September in funfzehn Böten, der größten Flotte, die die Tornea-Elf noch auf einmal gesehen haben mochte, und am 9ten waren wir sämmtlich in Pello, dem schon oben erwähnten, am Fuße des Kittis belegenen Finnischen Dörfchen vereiniget, nachdem ich unterwegs noch einige Excursionen zur Prüfung unserer Triangelkette gemacht hatte. Die Messung der lezteren war zwar eine Arbeit von mehr als zwey vollen Monaten; dafür übertraf das Ergebniß aber auch unsere kühnsten Erwartungen. Unsere Bergspitzen bildeten mit dem Kirchthurme zu Tornea,

dem südlichen Endpunkte des zu messenden Berges, eine geschlossene Figur, in welcher der Horrilakero eine Art von Centrum abgab, wo die Triangel zusammenliefen, in welche sie zerfiel. In der Nähe des Centrums hatten wir die vortheilhafteste Lage zur Messung unserer Basis ausgemittelt: sie sollte, nach Eintritte des Frostes, auf dem Eise der Tornea-Elf, die sich allda (zwischen dem Avasara und Cuitaperi), angeführtermaßen, zu einem See ausbreitet, also auf der möglichst ebenen Fläche genommen werden, und ihre verhältnißmäßig außerordentliche Länge ließ uns eine große Genauigkeit in den linearen Bestimmungen erwarten.

Die unerwartet glückliche Wendung, welche sonach der trigonometrische Theil unseres Geschäftes bis daher genommen hatte, erfüllte uns mit Muth zur Beginnung des astronomischen. Ich sage nichts von der unsäglichen Mühe, welche es uns kostete, unseren Sector auf den Gipfel des Kittis zu schaffen, genug er ward aufgestellt, und unsere Beobachtungen begannen mit dem 1. Oktober, konnten aber erst nach der Mitte des Monats beendiget werden. Unterdeß hatten wir aber schon am 19. Sept. Eis, und am 21sten den ersten Schnee gehabt; der Strom war im Oktober schon an mehreren Stellen leicht gefroren, und wir mußten uns am 23sten zur unverzüglichen Einschiffung entschließen, wenn wir sie nicht überhaupt unmöglich machen wollten; hatten auch das Glück am 28sten zu Tornea anzulangen, wo man uns mit der Versicherung empfieng, daß das Wasser, seit Menschen-Gedenken, nicht so lange offen gewesen sey. Unser Sector ward nun unverzüglich auch hier aufgestellt und die Beobachtungen wurden wiederholt. Jezt handelte es sich also noch darum, auf dem Strome, wenn er hinreichend fest zugefroren seyn würde, eine Länge von beyläufig $1\frac{1}{2}$ Meile mit der Kette zu übermessen; allein dieß sollte in Lappland geschehen, wo die Kälte in wenigen Tagen unerträglich zu werden drohete.

Unterdeß trat am 1. November auch wirklich schon ein heftiger Frost ein, so daß der ganze Strom glatt zufror, und die, noch vor wenigen Tagen, mit Schaaren von Wasservögeln bedeckten Gewässer in ein Eisfeld verwandelt wurden; zugleich fiel aber ein mannshoher Schnee, der unserm Unternehmen sehr hinderlich zu werden drohete. Da aber an keine Aenderung zu denken war, so machten wir uns endlich am 10. Dec. auf den Weg nach Oefwer-Tornea, in der Nähe unserer Basis, um zu versuchen, ob die Messung nicht auf dem Schnee auszuführen seyn möchte; kamen aber mit den Vorbereitungen erst am 20sten zu Stande.

Es war Freytag, den 21. Dec. des Jahres 1736, gerade am Winter-Solstitio, einem für eine solche Unternehmung in diesen Gegenden gewiß höchst merkwürdigen Tage, als wir uns, Morgens 11 Uhr, aus der Wohnung des Predigers zu Oefwer-Tornea aufmachten, um unsere Arbeit anzufangen. Kaum daß die Sonne in dieser Jahrszeit und Gegend, um die Mittagsstunde, für geringe Zeit, aufgeht: aber die langen Dämmerungen, der Schneeglanz und die fast ununterbrochenen Nord-Lichte gewährten uns doch eine hinreichende Helligkeit, um täglich vier bis fünf Stunden arbeiten zu können. Wir theilten uns gleich Anfangs in zwey Abtheilungen, deren jede die nämliche Arbeit, abgesondert von der andern, ausführen sollte, um so die höchstmögliche Genauigkeit zu erlangen. Von den unsäglichen Beschwerlichkeiten und Gefahren, die wir dabey zu ertragen hatten, will ich nur anführen, daß der stärkste Brauntwein, bey dieser unerträglichen Kälte, kaum flüssig zu erhalten war, und daß das Glas an die Lippen anfror, in dem Augenblicke, da man es an den Mund sezte. Indeß rückte unsere Arbeit doch vorwärts: es waren am 27. Dec. nur noch etwa 500 Toisen (Klafter = 6 Fuß) zu messen übrig, zu deren Absteckung sich drey meiner Gefährten vereinigten, indeß ich mich zu einem nochmaligen Abstechen nach dem Avasara gezwungen sah.

Als nämlich von diesem Berge aus der Winkel zwischen dem Cuitaperi und Horrilakero gemessen worden war, hatte man vergessen, die Höhe eines dabey angewendeten Gegenstandes anzumerken; dieß musste nachgeholt werden, und nöthigte mich, den Gipfel des Berges im tiefen Winter zu besteigen. Der viele Schnee machte diese Unternehmung sehr gefährlich. Um darauf fortzukommen, ohne alle Augenblicke einzusinken, wenden die Lappen zwey Mittel an: sie befestigen nämlich entweder lange und schmale Bretter unter die Fußsohlen, mittelst deren sie über den Schnee wegglei ten, wozu aber eine lange Uebung erfordert wird; oder sie bedienen sich einer eigenthümlich gebaueten, und mit Rennthieren bespannten Art von Schlitten. Leztere Art zu reisen hat indeß auch ihre großen Unbequemlichkeiten, da es nicht leicht ist, diese Schlitten im Gleichgewichte zu erhalten, und da die Rennthiere zwar überaus schnell, aber auch eben so wild und schwer zu lenken sind, und sich, beym Anziehen der Leine, oft mit Hufschlägen zur Wehre setzen, in welchem Falle dem Fuhrmanne nichts übrig bleibt, als sich unter den Schlitten zu werfen. Indeß musste ich mich doch zur Wahl dieses Mittels, fortzukommen, entschließen, und vom Hause des Predigers zu Oefwer-Tornea, der mich mit mehreren Lappen begleitete, bis an den Fuß des Avasara, wohin ein ebener und fester Weg führte, ging's mit einer windähnlichen Schnelligkeit. Eben so glücklich, wenn auch weniger schnell, gelangten wir auf den Gipfel, und während wir mit unsern Beobachtungen beschäftiget waren, scharrten die Rennthiere mit den Vorderfüßen Löcher in den Schnee, um das Moos abweiden zu können, mit welchem diese Felsen bedeckt sind, und welches beynahe ihre einzige Nahrung ausmacht. Unsere Lappen hatten ein großes Feuer angezündet, aber die Kälte war so außerordentlich, daß der ganz nahe ringsum aufgethauete Schnee auch sogleich wieder zu einem Wall von Eise gefror. — Mit Entsetzen erinnere ich mich an die unbeschreibliche Schnelligkeit unserer Rückreise: die Rennthiere hatten uns und unsern Schlitten fast in einem Augenblicke den steilen Berg hinab, über das Eis der Tornea-Elf weg, wieder vor die Pfarrwohnung geführt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden am 1. Februar.

Bey unsrer Bühne wurde das alte Jahr mit einem neuen Stücke (d. h. für eben diese Bühne) von Goethe beschlossen, und das neue auf die gleiche Art begonnen. Eine ehrenvolle und erfreuliche Erscheinung in Bezug auf die Ansichten unserer General-Direction, welche uns gewiß auch noch einen Tasso schenken wird, so bald nur die übrigen Verhältnisse es gestatten. Diesesmal erhielten wir die anmuthige Idylle, die Geschwister. Im Ganzen war die Darstellung gut, doch hätte sich im Einzelnen manches gerundeter erwarten lassen; es schien [illegible], besonders die männlichen Darsteller nicht mit der Innigkeit durch-

erungen gewesen wären, welche dieses Gemüths-Erzeugniß durchaus verlangt. Ich möchte sagen, es war zu viel Spiel darin, nicht Natur genug, welche eben hier durchaus erfordert wird. Das wird bey der zweyten Vorstellung, die der ersten rasch hätte folgen sollen, die wir aber noch erwarten, wohl besser gehen. Fluch und Segen von Houwald folgte darauf und gab mit diesem verbunden einen still genußreichen Abend, ohne Bühnenapparat, Comparserie und Garderobe. Wie mich dünkt eine recht würdige Neujahrsfeyer für eine Bühne, die, wie die hiesige, ihr Verdienst in der Gediegenheit, nicht im äußern Flitter sucht. Außerdem gab das deutsche Schauspiel nur noch an Neuigkeiten — heute soll denn aber freylich der Kaufmann von Venedig seyn — den neueinstudierten Fremden von Iffland. Früher schon hatte dieses ächte Charakter-Lustspiel hier sehr wohl gefallen, die neuere Zeit hatte es vom Repertoir entfernt, es war zweckmäßig, daß es wieder darauf gebracht ward, und der Erfolg war der belohnendste. Mit Fleiß und Liebe ward es dargestellt, und Mad. Schirmer besonders ließ in ihrer Rolle, als heitre Charlotte, so wie Mad. Hartwig, in der der freundlich geschwätzigen alten Fersen nichts zu wünschen übrig. Eben so lobenswerth gaben Hr. Hellwig den Fersen, und Hr. Julius den Wartendamm, nur hätte erstrer hie und da weniger unartig heftig gegen seine Frau, leztrer weniger — wie drück' ichs aus? — neusoldatisch seyn sollen. Doch war dieses alles bey der zweyten Vorstellung verwischter, und diese in der That höchst gelungen zu nennen. Auch Hr. Pauli war als Hypochondrist brav, so wie Hr. Burmeister als der frohsinnige Gerling sehr zu loben. Die rege Theilnahme des Publikums bey beyden Darstellungen sprach es aus, wie gern es das gediegene Alte sehe, und wie sehr wahre Charakterzeichnungen, richtig wiedergegeben, ein immer neues Interesse haben, welches weder von gestillter Neugier noch befriedigter Schaulust abhängt.

In der deutschen Oper war Mehuls, Je toller je besser, neu. Die Intrigue ist so allerliebst, daß sie nicht veraltet, und die Musik voll Charakter. Die Darstellung ward gern gesehen. Hr. Gerstäcker sang seinen Florwall trefflich, doch hätten wir ihm in der Darstellung selbst mehr Leben und Feuer gewünscht. Dessen vielleicht zu viel hatte Hr. Wilhelmi als Johann, wodurch besonders bey der ersten Vorstellung das erste Final etwas allzulaut ward. Doch spielte er mit Verdienst und war besonders als Schwabe sehr ergözlich, so wie dieß auch der brave Gelling, Vater, als Franz in hohem Grade war, und von seinem Sohne, als Peter Hollunder gut unterstüzt ward. Die Armantine ist keine Singparthie für Dlle. Willmann, dieser einfache Gesang paßt nicht für ihre nur in Bravourparthieen glänzende Stimme. Die Rolle hätte Mad. Hase erhalten sollen. Cerberti war Hr. Mayer, der sich Mühe in der undankbaren Parthie gab. In der Oper trat als Jakob, als Seneschall, und als Wasserträger der bekannte brave Bassist Staudacher aus München auf, und gab besonders die erste Rolle mit allgemeiner Zufriedenheit, die sein kunstgerechter und wohltönender Gesang verdient.

Die italienische Oper begann ihre Darstellungen im großen Style mit Medea in Corinto. Simon Mayr hat in dieser Tonsezung eine seiner vorzüglichsten Arbeiten geliefert. Die Musik ist mit Einsicht geschrieben, sehr charaktervoll und auf die Bühnenwirkung kunstreich berechnet, nicht mit Instrumentation überhäuft, aber diese zu rechter Zeit benuzt, melodienreich und in den Motiven wie der Ausführung größtentheils neu. Auch brachte sie bey Kennern wie bey Dilettanten eine höchst günstige Wirkung hervor. Wenn auch der Sandrini Gestalt und Stimme nicht ganz für die Parthie der Medea geeignet seyn möchte, so hat sie doch durch Fleiß, Studium und natürliche Grazie eine Darstellung geliefert, die ihr wahrhaft Ehre macht, und besonders im zweyten Akt in der Scene, wo sie den Mord der Kinder beschließt, an die gefeyertsten Darstellerinnen der Medea auf den deutschen Theatern nicht zu ihrem Nachtheil erinnert. Nur in der Beschwörungsscene, wo der unterirdische Chor sich überhaupt nicht außerordentlich gut macht, konnte ich ihr nicht vollen Beyfall geben, besonders arbeitete sie viel zu viel mit der Fackel, statt mit dem Beschwörungsstabe. Dlle. Funk in einem der reizendsten Kostüms gab die Creusa mit Lieblichkeit und ungewöhnlicher Wärme, welche besonders in dem köstlichen Duett mit Jason alles zu gleicher Empfindung hinriß, und den Sängern den lautesten Beyfall erwarb. Ihre melodische schöne Stimme eignet sich ganz vorzüglich für diese Oper. Aber auch ihr Jason, Herr Cantù, sang ungemein brav, und leistete im Spiel mehr, als sich von seiner kurzen Bühnenlaufbahn erwarten ließ. Der Egeus war in den Händen des Hrn. Tibaldi, so wie der Creon in denen von Benincasa sehr gut aufgehoben. So ist die Oper in diesem Monate fünfmal mit immer steigendem Beyfall gegeben worden. Am Schlusse hörten wir noch Morlacchi's genialen Barbiere di Seviglia, eine Musik, die Jedermann wünschen läßt, daß dieser Tonsezer noch recht oft heitre Süjets wähle, und die seltne Anlage, die ihm für diese Gattung der Tonsezung zu Theil worden, ja nicht schlummern lasse. Cantù sang die köstliche Cavatine, Jo sono Lindoro, mit einer Virtuosität, die ihm schon allein den Namen eines der ersten Sänger erwerben dürfte, so wie die Rosina der Sandrini voll Schalkhaftigkeit und Leben ist.

Ein Schüler Pinetti's, Bartolo-Bosco, hat eine zahlreiche Versammlung in diesem Monate mehr als einmal mit seinen mechanischen und physikalischen Künsten unterhalten, und dabey in der That viele Gewandtheit und Geschicklichkeit gezeigt. Weniger interessirte sich das Publikum für die Deklamatorien, die Solbrig im polnischen Gasthofe gab. Die Zeit der Theilnahme für diese Kunst in öffentlichen Leistungen scheint vorüber zu seyn. Im Vortrage des Komischen gebührt ihm gewiß eine Ehrenstelle.

Dresden verlor in diesem Monat zwey allgemein geachtete Männer in noch kräftigen Lebensjahren durch den Tod, den Ober-Consistorial-Präsidenten Freyherrn von Ferber, und den Rechtsgelehrten Dr. Beschorner. Beyde hatten sich durch den treusten Diensteifer, durch unbestechliche Redlichkeit und ausgezeichnete Wissenschaft, Verehrung und Liebe erworben, und der Erste besonders in neuern Zeiten für Unterrichtsanstalten höchst ruhmvoll gewirkt, während des Leztern Scharfblick und Kenntniß durch das von ihm neu herausgegebene Werk, Grundzüge eines Gemeinwesens, in drey Theilen beurkundet ward. Dagegen erfreut sich die Kunst eines neuen heimischen Beförderers in der Person des Herrn von Quandt, welcher hier angekommen ist, sich heimisch niederlassen, und seine mit Umsicht und Liberalität gesammelten Kunstschätze Dresdens kunstliebenden Bewohnern nicht vorenthalten wird. In diesem Monate fand auch die Austheilung der Prämien bey der Kunst-Akademie in Gegenwart der Professoren und Zöglinge dieser Anstalt durch den General-Direktor derselben, Grafen von Vizthum statt. Erlaubt es das Lokal, so wär's wohl zu wünschen, daß diese Vertheilung noch öffentlicher geschehen, und denjenigen Personen, die sich überhaupt inniger für bildende Kunst interessiren, der Zutritt dabey verstattet werden möge.

Das Urtheil über den Mord des verewigten v. Kügelgen ist nun publizirt, und darnach der früher beschuldigte Artillerist Fischer gänzlich freygesprochen, dagegen Kaltofen zur Hinrichtung durchs Rad verurtheilt worden. Dessen ungeachtet soll Lezterer nun fortdauernd des Erstern Theilnahme am Morde behaupten. Wie wünschenswerth wird bey diesem Falle zur Beruhigung des Publikums wieder die öffentliche Verhandlung bey allen Criminalsachen! — n.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 24.

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. März 1821.

Polemik.

Vorerinnerung des Redacteurs.

Den nachstehenden Anzeigen zweyer polemischen Schriften gieng im Msp. eine ausführliche Kritik des Buches voran, gegen welches sie gerichtet sind. Diese konnte nicht aufgenommen werden, weil schon eine, von einem anderen Recensenten, abgedruckt war in Nr. 1. des Lit. Bl. Zur Verständlichkeit nachstehender Aufsätze bemerk' ich hier, daß in jener (meist refutatorischen) Kritik der ungenannte Verf. des Buches „der Katasterfreund" genannt war.

I. Anti - B. — z — b — g; oder Beurtheilung der Schrift: die Verwaltung des Staats-Kanzlers Fürsten von Hardenberg. Jena, Schreiber 1820.

Dieser Anti B. — z — g meint es mit seinem Gegner sehr gut, er berichtigt ein Paar Kleinigkeiten und fügt neue Unrichtigkeiten hinzu. Der Schluß hat übrigens Verdienst, die Gefahr Preußens, wenn es sich von Deutschland trennt, und die Gefahr der vom Katasterfreunde gepriesenen Pilotenart, sich jedem Winde zu überlassen, werden gut gezeigt. Ueberhaupt zeichnet sich die Schrift durch Haltung, Vorsicht und Styl aus, Eigenschaften, die im Weltleben weiter als in der Gedankenwelt führen. Zu den schwachen Seiten rechnen wir die Aufzählung der Fehler des früheren Militairwesens, unter denen der lange Friede,*) die ausländische Werbung, die lange Dienstzeit, die übermäßigen Ausnahmegesetze gewiß obenan standen. Die Kriegszeit im Auslande hatte noch die üble Folge, der Armee meist Ausreißer vom Auslande zuzuführen, und die Wohlhabenheit des Landes im Frieden machte, daß die Einländer fast nur aus Söhnen armer Leute bestanden; die andern kauften sich los. Diese Zusammensetzung forderte eine erniedrigende Disciplin und gefangnenartige Bewachung. Doch ist es schon zu viel davon gesagt, auch bedarf es keiner künstlichen Erklärung, daß ein exerciergeübtes Kriegsheer von einem kriegsgeübten geschlagen wird. Heere wie bey Leuthen waren anders gebildet, hatten auch andre Gegner. Die Führer jenes unglücklichen Heeres im Jahre 1806 waren Männer, auf welche durch frühere Thaten die allgemeine Achtung gerichtet war, von Familienverbindung war da keine Spur. Aber der Glaube hatte viele verlassen und wer die epidemische Zweifelsucht jener Zeit nicht gekannt hat, wird sich nicht erklären können, wie leicht die Leute damals verzweifelten. Obgleich die ausschließliche Besetzung der Linieninfanterie und schweren Kavallerie mit adlichen Offizieren allerdings Nachtheil †) hatte, weil sie die Hoffnung des Emporkommens im Gemeinen erstickte und die Offiziere wie ein besonderes Volk vom Gemeinen trennte, also die Einwirkung von der moralischen Seite hemmte; so verschwand doch dieses Uebel sehr bald durch Kriegsgewohnheit. Die Schlacht von Eylau wurde von solchen adligen Offizierkorps entschieden, worunter ich verstehe, daß wenn man den Adel aus dem Feldzuge 1806 einen Vorwurf machen will, man auch das Ehrenwerthe dieses Feldzugs ihm zu gute schreiben muß,*) und die Führer des Jahres 1813 bis 1815, die doch ohne Ausnahme aus den alten Offizieren jenes bey Jena geschlagenen Heeres bestanden, das in seinem Zurückzuge auch Helden wie Blücher, Gneisenau, Scharnhorst u. s. w. mit sich fort drängte.

Von Steuereinrichtungen scheint der Verfasser wenig zu kennen, S. 27 behauptet er, daß ein Bauer soviel wie ein großer Gutsbesitzer zur Klassensteuer zahle, was dem Gesetze durchaus entgegen, und wenn es je geschehen, nur durch den Mißgriff eines Beamten hervorgebracht seyn kann. *) Nur der Unbekanntschaft, nicht böser Absicht, ist auch wohl der Vorschlag zuzuschreiben, welchen der Verfasser macht, die Grundsteuer ohne eine Katasterung einzuführen, also gleichsam nach reiner Willkühr a priori. Wer

---

*) Der kann doch wohl nicht als ein „Fehler des Militärwesens" betrachtet werden. M.

†) Nachtheil? Das sagt wenig. Das Unrecht ist die Hauptsache. M.

*) Wer also compensirt, nimmt fünf leicht für grade; Stand giebt der Fürsten Gunst, Verstand des Himmels Gnade. M.

*) Deren sind aber, überall! Legion. M.

dabey verlezt sey, werde schon die Mittel anschaffen, um diese Verletzung zu erweisen und könne dann entschädigt werden. „Ey so kann jeder sagen, daß er noch lebendig!“ sprach ein ärgerlicher Beamter, der auf einem Schlachtfelde begraben lassen sollte, „scharrt ihn ein, ich hätte sonst gar nichts zu thun.“ Die Begrabenen und die Verarmten sind still und machen den Beamten wenig mehr zu schaffen. Die Güterbesitzer fänden doch noch Gesellschaft auf den wohlgebauten Landstraßen an den Müllern, denen eben so Entschädigung für ihre verlezten Mahl-Rechte versprochen ist, wobey ihnen aber die Verwaltung so schwierige Beweise ihres Verlustes auferlegt hat, daß selbst der Hungertod noch nicht als genügend angesehen wird.b) Die ganze Schrift scheint mehr für den Effekt auf Geschäftsmänner als für andere Leser bestimmt, sie beruhigt die durch ihre Erfahrungan sich selbst irre werdenden; dem wirklichen Leben fern dreht sie sich in dem geltenden Kreise von Ideen, Absichten und Besorgnissen. Wer nicht Scheu trägt, solche Amulete zu brauchen, der scheint Wunderdinge als Schriftsteller zu wirken, sein Lob geht von einem Munde zum andern; im Grunde aber thut er eben weiter nichts, als die kranke gleich fühlende Seite vieler Menschen mit krankem Finger zu berühren, und sie aufzuregen, ohne daß er sie zu heilen vermag. Unsre Zeit ringt vergebens nach Freyheit, denn sie kann sich von der Herrschaft des leeren Wortes nicht frey machen. Dem Worte liberal widerstehen wenige Menschen, es hat schon jeder Art Zwang zum Schilde gedient, es hat auch dieser unbedeutenden Schrift den Ruhm eines Meisterwerks erworben.c)

A.

II. Ein Punkt auf's J. oder Belehrung über die Schrift: die Verwaltung des Staats-Kanzlers Fürsten von Hardenberg von E. von Bülow auf Cammerow. 1. Heft. Leipzig, Hartmann 1821.

Der Katasterfreund hatte (S. 40) auf unangemessene Art das Verhältniß des Staats-Kanzlers zum Könige berührt, und überhaupt in seiner Schrift den beyden Ministern Stein und Hardenberg, Dinge zugeschrieben, die eigentlich nur in ihrer Zeit zur Reife kamen, aber längst vorbereitet a) waren; dann aber auch wieder die Einrichtungen beyder Minister so gemischt, daß es schwer zu errathen war, was eigentlich unter der Leitung eines jeden geschehen sey. Der Verfasser macht hierauf aufmerksam, zuerst in einem sehr unbequemen Auszuge aus jener Schrift, dann erzählend; doch ist er hierin nicht vollständig genug. Seine Besorgnisse, als ob Schriftsteller wie der Katasterfreund mit ihrem Dringen auf Abgaben nur Revolutionen zu bewirken suchten, scheinen grundlos; wer von einer fixen Idee getrieben wird, weiß nicht was er thut, — und wenn ein Staatsmann sich davon blenden liesse, so hätte er überhaupt keine Augen. Die Beurtheilung der neuern Einrichtungen (S. 69) hat viel Treffendes, einige Berichtigungen über Pommern sind gut, die Hauptsachen werden im zweyten Heft versprochen. Wir finden am Schlusse S. 71 eine bis jezt wohl noch nirgends gedruckte Notiz von geheimen Verhandlungen wegen Abtretung von Schlesien vor dem Auftreten des Staats-Kanzlers im Jahre 1810, über welche sich die bezeichneten Minister erklären mögen.b) Was wir zu den charakteristischen Seltsamkeiten dieser Zeit rechnen müssen, ist die Art, wie wir dies Büchlein beurtheilen hörten. Es wurde nämlich in aller Kürze als ein Ultrabuch verdammt, und wenn wir darauf aufmerksam machten, daß die Ackergesetzgebung, die Aufhebung der Leibeigenschaft, öffentliche Verfassung, Steuerbewilligung darin gepriesen sey, so erklärten unsere Freunde, sie hätten es eigentlich gar nicht gelesen. Das kommt von den fatalen französischen Worten Liberal und Ultra.

A.

b) Das ist nur eine Redefigur, hyperbola genannt. M.

c) Man wird dieses gehässige Wort am leichtesten los werden, wenn man — das Studium der Classiker cultivirt. Bey Terenz heißt liberalis: von guter, freyer Geburt, und conjugium liberale bedeutet eine standesmäßige Heirath. Die Freyherren können es also auch für ihre Sache brauchen (und noch dazu mit Anstrich von classischer Bildung): dann entsteht eine babylonische Sprachverwirrung, und das Wort wird verschwinden, weil es nicht mehr verständlich ist. M.

a) Ein bedenkliches Wort! M.

b) Minister hätten viel zu thun, wenn sie sich auf literarische Controversen einlassen wollten. M.

Enlischer Literaturbericht für November und December 1820.

(Beschluß.)

John Bernard Trolter, Privatsekretär Foxens, bekannt durch seine unvorsichtigen Memoiren über Foxens lezte Lebensjahre, hat hinterlassen: Walks through Ireland in the Years 1812, 1814 and 1817, described in a series of letters to an english Gentleman 600 S. 8., welche unlängst mit einer biographischen Skizze ihres Vfs. erschienen sind. Trolter, geboren 1775, verließ seine theologische Laufbahn bald, und wurde, mit Fox bekannt, sein unzertrennlicher Begleiter, und seit 1806 sein Privatsekretär. Nach dem Tode dieses Ministers kehrte er in sein Vaterland Irland zurück, und unternahm mehrere politische Zeitschriften, jedoch ohne Erfolg, weil er keine Parthie schonte und schrieb, als ob er allein das Organ der Consequenz und des Patriotismus sey. Dabey schwankte sein Geist fortwährend zwi-

schen den entgegengesezten Richtungen der Politik und Poesie. In lezterem würde er mit Glück aufgetreten seyn, hätte er mehr Ausdauer gehabt. Angesehene unterstüzten ihn freygebig, so der Prinz Regent, Lord Holland, und Lady Liverpool. Doch half solche Freygebigkeit ihm blos aus augenblicklichen Verlegenheiten, ohne für sein weiteres Fortkommen einen soliden Grund zu legen. Der Wechsel seines Glücks wirkte nachtheilig auf seinen Körper, und er starb 43 Jahr alt, im September 1818. Als Freund von Fußreisen unternahm er drey durch Irland, welche in jenen Briefen beschrieben sind. Die erste 1812 war südwärts von Dublin durch die Grafschaften Wicklow und Wexford, die zweyte 1814 eine Excursion von Dublin nach der Boyne, die dritte, die längste und interessanteste, 1817 umfaßte einen Zeitraum von 3 Monaten und eine Ausdehnung von tausend Meilen durch den Süden und Westen Irlands.

Von **Leigh Hunt**, dessen poetische Mängel ihm von den verirrten Bewunderern der Gegenwart als eben so viele Eigenthümlichkeiten angerechnet sind, und ihm daher die Ehre verschafft haben, für den Vater einer Schule zu gelten, ist kürzlich erschienen: Amyntas, a Tale of the Woods, from the Italian of Torquarto Tasso. 12. 7 Sh. 6 D. Man findet in dieser Uebersetzung neben den genialischen Vorzügen des Dichters weniger jene ihm oft vorgeworfenen Mängel der Affektation und Mankeriртheit, und es wird in Hinsicht auf Sprache und Vers diese von englischen Kritikern bey weitem für die beste und makelloseste von Hunts Productionen gehalten. Nur das ist ein Mißgriff des Dichters, daß er die Wahrheit der Natur blos in der Einfachheit sucht, und sich daher, wo er erhaben seyn müßte, in einer gemeinen und niedrigen Sprache ausdrückt, so daß sein Adel plebej, sein Pathos gewöhnlich, und seine Simplicität herabwürdigend wird. Uebrigens scheint seinem poetischen Charakter Tassos Amyntas, dieser Ausbruch einer idyllischen unglücklichen Liebe, ungemein zuzusagen.

Von der Tragödie des **James Sheridan Knowles**: Virginius ist eine zweyte Auflage gedruckt worden 8. 3 Sh. 6 D. Man rechnet sie zu den besten der neueren Zeit. Das Publikum hat über sie bey ihrer Aufführung bekanntlich höchst günstig entschieden, und es bleibt ihr wesentlichster Vorzug der, daß sie sich für die Bühne eignet. Der Hauptcharakter, um den sich alles fast bis zu einer gewissen Einförmigkeit dreht, ist Virginius, eine Rolle, welcher Macready vom Coventgardentheater seinen Ruf verdankt.

Man will finden, daß **William Wordsworth** in einer Sammlung seiner neuern Gedichte, an deren Spitze auf dem Titel the River Duddon, a series of Sonnets (12 Sh. 8. geb.) genannt ist, die scharfen Rügen seiner Recensenten beherzigt, seine sonst so häufigen Versündigungen gegen allen guten Geschmack vermieden, und in einzelnen Gedichten dieser Sammlung ein poetisches Talent gezeigt hat, das ihn zu dem Ausdruck höherer Poesie eben so sehr fähig macht, als zu dem der niederern, welche er in seinem Peter Bell und the Waggoner früher ambitionirte. Gerade das Gedicht, welches er an die Spitze gestellt hat, verdient zwar den Preis nicht, ungeachtet einige von den 33 Sonetten ihm sehr gelungen sind, eben so wenig das ihm folgende: Vaudracour and Julia, eine nur mittelmäßige Arbeit. Dagegen ist das folgende mit dem Titel:

„Geschrieben zu Cora Linn, beym Anblicke von Wallace Thurm" bezeichnete Gedicht von hoher Schönheit der Empfindung und der Wortmahlerey.

Bibliographische Uebersicht
der neuesten französischen Literatur.
November 1820.

(Fortsetzung.)

(**Politik.**) Der beliebte Schriftsteller und Deputirte des Sarthe Departements, Benjamin Constant, mußte unfehlbar durch seinen im vorigen Monat angezeigten Brief an den Kriegsminister, Marquis de Latour-Maubourg über die Ereignisse zu Saumur am 7. und 8. Oktober, Widersacher sich erwecken und Gegenschriften veranlassen. Unter diesen befindet sich ein halber Bogen Druck von Vineau-Sebille, zweyter Adjoint des Maire von Saumur: La verité sur quelques passages d'un écrit etc. Auf diese Widerlegung nun, imgleichen auf ein Paar Aufsätze im Moniteur über den nämlichen Gegenstand, antwortete Benjamin Constant in einer neuen Flugschrift: Reponses aux articles du moniteur et à un pamphlet du second adjoint du Maire du Saumur etc. worin die Ereignisse zu Saumur noch weiter auseinander gesezt werden, daher diese Antwort auch als eine Fortsetzung des Briefes an den Kriegsminister betrachtet werden kann. $2\frac{1}{2}$ Bogen Druck, bey Bechet. — Trois têtes dans un bonnet, oder das politische Kleeblatt: Benjamin Constant, Jay und Guizot. Die zweyte Ausgabe in wenig Tagen. 3 Bogen Druck in 8. Bey Ponthieu. — Lettres de M. Grégoire, ancien évêque de Blois. Der eine dieser Briefe ist an alle Zeitungsschreiber gerichtet, der andere an den Hrn. von Richelieu. Eine Würdigung der Guizotschen Schrift über die Regierung Frankreichs seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones, oder vielmehr einige Betrachtungen über diese Schrift, sind den Briefen hinzugefügt, wovon, in wenig Tagen, die dritte Auflage angekündiget worden ist. 4 Bogen Druck in 8. — Les hommes du jour, oder kurzer Entwurf der herrschenden Denkungsart und der Sitten des jetzigen Jahrhunderts, mit einem Rückblick auf die Ursachen, wodurch dieser moralische Zustand herbey geführt wurde. Von E. A. Goupil, Maire zu Nemours. 37 Bogen in 8. Preis 6 Fr. Bey Boucher.

Geschichte. Histoire chronologique des peuples du monde, par Baillot Saint Martin, ist eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Ereignisse bey allen Völkern der Erde, von der allgemeinen Sündfluth an, bis auf den heutigen Tag. Die französische Litteratur hat mehrere Handbücher dieser Art, da sie aber hauptsächlich zum Nachschlagen dienen, so wäre den meisten mehr Ordnung zu wünschen, die jedoch in vorliegenden chronologischen Tabellen nicht vermißt wird. 2 Bände in 8. 65 Bogen Druck. Preis 15 Fr. Bey Lenormant. — Histoire du Bas-Empire, par Ch. Lebeau. Die Ausgabe dieses geschäzten Werkes ist mit dem 13ten davon erschienenen Bande vollendet. 31 Bogen Druck, Preis 6 Fr. Bey Tenré.

Biographie. Chateaubriantiana, oder Sammlung von Gedanken, Maximen u. s. w. des Herrn von Chateaubriant, vermischt mit interessanten Anekdoten, nebst einer biographischen Notiz über diesen Schriftsteller, imgleichen historische, kritische und literarische Bemerkungen, die sich dazu eignen, den Geist seiner Schriften gehörig zu würdigen. Von Cousin d'Avallon. 2 Bände in 18., 10 Bogen Druck. Preis 3 Fr. Bey Corréard. — Vie de Blanche de Castille. Par M. la Comtesse A. de Machco. Ihrem Inhalte nach verdiente diese Lebensbeschreibung der Mutter Ludwigs des

Heiligen in der Rubrik der Romane aufgeführt zu werden. 21 Bogen Druck in 8. Preis 5 Fr. Bey Kleffer.

Länder- und Völkerkunde. Histoire de la ville de Khotan, par Abel Remusat. Khotan ist der verstümmelte, in den meisten geographischen Handbüchern unerwähnt gebliebne Name einer Stadt und Landschaft der unabhängigen Tartarey. In älteren Zeiten bildeten beyde ein mächtiges Königreich in der kleinen Buckarey, südlich der Stadt und des gleichnamigen Landes Kashgar. Der ehemalige Name von Khotan, war Kustana, samscritischen Ursprungs, und bedeutete Brust der Erde. Nicht sowohl seiner Fruchtbarkeit wegen war dieses Land berühmt, als weil es den Bisam hervorbringt, dessen Wohlgeruch und schöne dunkle Farbe so oft von den orientalischen Dichtern besungen worden sind. In den Flüssen trifft man häufig Jaspis von vorzüglicher Schönheit an, wovon noch jezt die Stadt Khotan die Hauptniederlage für den Handel ist. Schon lange vor Christi Geburt kannten die Chineser dieses Land, welches ihren Handelsverkehr mit dem westlichen Asien zum Verbindungspunkte diente. Vor sechszehn hundert Jahren war es mit Klöstern angefüllt, wo die Verehrer des Budha Unterricht in der Lehre ihres Glaubens und die heiligen Bücher desselben suchten. Bis zu den Eroberungen Gengiskhans scheint es sein selbstständiges Daseyn gehabt zu haben. Diese verschiedenen Gegenstände sind in der ersten Abtheilung vorliegender Schrift ausführlich erörtert. Die zweyte ist minder anziehend, jedoch nicht ohne Werth; unter andern enthält sie eine vollständige Monographie des Thu-Steins. Der Verfasser verspricht in einem andern Werke einige wichtige aus chinesischen Schriften gezogene Nachrichten über Yerliang, Kashgar, Bishbalick und anderen zwischen Tibet und den mittäglichen Gränzen des jetzigen russischen Reichs gelegenen Ländern, die größtentheils auf den gewöhnlichen Karten einen leeren Raum lassen. Oktavband von 15 Bogen Druck. Bey Doublet. — Eine zweyte Ausgabe des berühmten Prachtwerks Description de l'Egypte, oder Sammlung der Forschungen und Beobachtungen, die während des Zuges des französischen Heeres in Egypten angestellt wurden, ist ihrer Erscheinung in dem Panckouckeschen Verlage nahe. Das ganze Werk wird aus 25 Oktavbänden Text und 900 Kupferstichen, meistens in groß Atlas, einige wenige aber in noch größerem, eigens dazu eingerichteten und unter dem Namen Grand-Egypte bekannten Format bestehen. Die nämlichen Kupferplatten der ersten Ausgabe, wovon nur wenig Exemplare abgezogen wurden, dienen auch zu dieser zweyten. Das Papier ist nicht minder fein, und ebenfalls geglättet, wie bey der ersten Ausgabe. Jede Lieferung aus 5 Kupfer gr. Atlas Format bestehend, kostet den Subscribenten nur 10 Fr., folglich erhalten sie jedes Kupfer, welches im Handel mit 36 Fr. bezahlt wird, für den geringen Preis von 2 Fr. Ein einziges Porträt in diesem Format hat 6000 Fr. zu stechen gekostet. Die größeren Kupferstiche, die für zwey in gr. Atlas-Format gezählt werden, gelten im Handel 60 bis 80 Franken, ja in den Versteigerungen sind schon einzelne Blätter mit 100 bis 150 Franken bezahlt worden. Die 25 mit neuen Lettern gedruckten Bände Text, enthalten außerdem 28 kleinere Kupferstiche. Diese mit inbegriffen kostet jeder Band 7 Fr. Alle zwanzig Tage werden eine oder zwey Lieferungen ausgegeben werden. Späterhin dürften diese schneller aufeinander folgen und die ganze Ausgabe in zwey, höchstens dritthalb Jahren vollendet seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Journalistikum.

Colporteur.

Kaufet Blätter! da sind wilde,
Oder, wenn ihr wollt, auch zahme;
Jne beißen, die sind milde,
Taugt das Blatt nicht, gilt der Nahme.

Pedant.

Gieb, was gründlich ist und nützlich,
Ob ich auch darüber schliefe,
Mag das Licht nicht stechend, blitzlich,
Drum gieb zahme, breite, tiefe.

Weltmann.

Wildpret ist mir auf dem Tische
Lieber als die zahmen Thiere;
Also gieb! man liest der Wische
Jede Stunde zwey, drey, viere.

Schadenfroh.

Richtig! Witz her! bitter, giftig,
Seitenhiebe, Rückenstöße!
Ob die Gründe schal, ob triftig;
Einerley! gieb malitiöse.

Plebs.

Ich bin gern, wo's Püffe regnet,
Wo sie wie Besoffne toben,
Und der Krug dem Kopf begegnet;
Gieb mir von den wilden, groben.

Poet.

Mir gieb milde, guter Träger!
Fünf ist doch beynah gerade.
Bin gemüthlich, bin kein Schläger,
Und hoff' auch auf Gottes Gnade.

Schauspieler.

Alles Plunder! nichts zu lesen,
Außer den Beurtheilungen:
Wie ich göttlich bin gewesen,
Und die andern dumme Jungen.

Müllner.

Druckfehler.

In der Note zu der Anzeige von L'Espagne heureuse Nr. 13. S. 49. Sp. 2. Z. 22. v. u. lies Nießbrauch (usus-fructus) statt Mißbrauch (ein dicker Correctorpudel!)

In der Rec. von Olfried und Lisena Nr. 14. S. 54. Sp. 1. Z. 15. v. u. lies nun st. nur.

In der Note S. 56. Sp. 1. Z. 8. v. u. lies necken (ludibrio habere) st. wecken.

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März 1821.

Alda liegt das Land und Gebiet der kimmerischen Männer,
Eingehüllt in Nebel und Finsterniß: nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
Nicht wenn empor er steigt zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn er wieder zur Erde herab vom Himmel sich wendet,
Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Odyssee in Vossens Uebersetzung.

Die Nordpol-Expedition im Jahr 1736.

(Beschluß.)

Tages darauf kam die Messung unserer Basis, durch beyde, angeführtermaßen, gleichzeitig damit beschäftigte Abtheilungen von Arbeitern zu Stande, und der Unterschied der Resultate betrug, so unglaublich es klingt, auf eine Länge von 7406 Toisen 5 Fuß, nur 4 Zoll. Jezt waren wir nun in den Stand gesezt, unsere Rechnungen zu vollenden, und sie verschafften uns, da dieser so viel weiter nördlich belegene Grad länger als irgend einer der bis daher, weiter südlich, gemessenen gefunden wurde, schon im Allgemeinen die Ueberzeugung von der vollkommenen Richtigkeit der Huyghens-Newtonianischen Hypothese, gegen die Cassinische. — Nachdem unser Geschäft auf diese Weise vollendet war, hatten wir freylich nichts eiligeres, als die Rückreise nach Tornea, um uns vor der immer noch wachsenden Kälte in Schutz zu bringen, und wir langten am 30sten Dec. (1736) wieder daselbst an. Der Anblick der Stadt war Schrecken erregend; ihre niedrigen Häuser staken bis ans Dach im Schnee, der jedem Strahle des Tages den Eingang verwehrt haben würde; wenn es hier jezt überhaupt einen Tag gegeben hätte, da der immer noch fallende Schnee die Sonne verhinderte, auch in den wenigen Augenblicken sichtbar zu werden, da sie sich, in der Mittagsstunde, über den Horizont erhob. Der Quecksilber-Thermometer zeigte — 37° (Reaumür), der Weingeist-Thermometer gefror, und außerdem kündigte sich uns die fortwährende Zunahme des Frostes durch das Krachen an, mit dem die Balken, daraus die Gebäude errichtet sind, davon zerplazten. Nach Maßgabe der auf den Straßen herrschenden Todtenstille, hätte man die ganze Stadt für ausgestorben halten sollen, da sich, ohne dringende Noth, Niemand aus den Häusern macht, indem zuweilen so große, schnelle und durchaus nicht vorherzusehende Vermehrungen des Kältegrades eintreten, daß selbst die akklimatisirten Einwohner das Opfer davon werden. Oft entstehen auch Schneewirbel, während deren Dauer der Wind von allen Seiten zu blasen scheint, und wo denn alle Spur von Weg und Steg im Augenblicke verweht ist. Wehe denen, die davon auf freyem Felde überrascht werden! an Rettung ist kaum zu denken. — Während der nämlichen Zeit aber, da die Erde in diesen Klimaten, sich fast ununterbrochen in so gräßlicher Gestalt zeigt, bietet der Himmel häufig das schönste und erhabenste Schauspiel dar; nichts ist nämlich mit der Pracht der öfteren Nordlichter zu vergleichen, wodurch die wohlthätige Hand der Vorsehung diesen traurigen Gegenden die lange Abwesenheit der Sonne zu ersetzen bemüht gewesen ist. Dieses bewundernswürdige Meteor hat in diesen Breiten, nicht, gleichwie in unsern südlichern Gegenden, eine unverrückte Stellung gegen Norden, sondern nimmt fast immer den ganzen Himmel, nach allen Richtungen, ein. Zuerst pflegen sich Banden eines beweglichen und unbeschreiblich glänzenden Lichtes am Horizonte zu zeigen, dessen Strahlen plötzlich im Scheitelpunkte zusammenschießen und dort die Spitze einer Art von Krone bilden.

Diese Bewegung hat mit nichts so viel Aehnlichkeit, als mit dem Wehen der Fahnen im Winde; und die Banden des, vielfach gefärbten, Lichtes selbst weiß ich nicht paßlicher als mit Streifen geflammter Tafte zu vergleichen. Nach Vereinigung der Lichtströme wird ihr Glanz immer allgemeiner, strahlender und herrlicher, bis endlich der ganze Himmel wie mit einer einzigen, von Rubinen und Sapphiren funkelnden Decke bekleidet scheint. Auch treten Fälle ein, wo einzelne Stellen im alleinigen Glanze der Scharlachfarbe strahlen, und ich habe, namentlich am 18. December, zu Oefwer-Tornea, eine solche Beobachtung gemacht, wo das ganze Sternbild des Orion in dieses Roth getaucht zu seyn schien. Einige Zeit nachher wechselte die Farbe, ging erst in's Blaue, dann in's Violette über, und das Licht fing an einen Dom zu bilden, dessen wunderbare Kuppel sich majestätisch über meinem Haupte wölbte.

Bis gegen den März (1737) hin hielt uns die Kälte in unsern Zimmern zu Tornea, in einer Art von Unthätigkeit fest; erst mit Anfange dieses Monates ward es allmählig wieder räthlich, sich der freyen Luft auszusetzen. Die Sonne näherte sich uns wieder und verließ bald unsern Horizont fast nicht mehr; mit Ueberraschung sahen wir den Sommer am Himmel und den Winter auf der Erde; es war dieß der Morgen des mehr-monatlichen Tages, dem diese Gegenden, nach gleich langer Entbehrung des Sonnenlichts, nunmehr als Entschädigung entgegenharrten. Am 6. May fing es an zu regnen, und es sammelte sich einiges Wasser auf dem Eise: alle Tage schmolz, in den Mittagsstunden, etwas Schnee, aber Abends schien der Winter seine Rechte wieder zu gewinnen. Am 10. May ward das Erdreich wieder sichtbar: die Schneedecke einzelner, den Sonnenstrahlen besonders ausgesezter Kuppen war ganz verschwunden, wie, nach der Sündfluth, die Bergspitzen zuerst wieder aus den Fluthen hervorgeragt haben mögen; die Vögel des Landes zwitscherten wieder in den Lüften. Anfangs Juni gieng das Wasser auf, und am 9ten selbigen Monates sahen wir uns endlich im Stande, unsere Rückreise über Stockholm anzutreten.

Einige Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauern-Knabens, zur Schilderung jener Landschaft.

(Fortsetzung.)

Die Jungfrau war ein sehr unterhaltendes Spiel, ganz in dramatischer Form. Man bedeckte ein junges Mädchen mit den Schürzen und Jäckchen aller Mitspielenden, bis es sich über ihr wie eine Pyramide gestaltete, dann wurde diese von den Jünglingen belagert. Die Mädchen vertheidigten sie, indem gesungen wurde: „wollt ihr die Thore öffnen? hat die Schöne ihr grünes Kleid an?" — „Nein sie ist versteckt, die Jammernde." — „Wir wollen sie erobern und heurathen." — „Nein, nein, ihr sollt sie nicht haben, ihr würdet sie schlagen." — Nun bestand die Geschicklichkeit der Jünglinge darin, alles was die Jungfrau versteckte zu rauben, ohne von einer der Mädchen ertappt zu werden, dann gehörte die Jungfrau ihnen, und ihre Gespielinnen wehklagten: „der entblätterten Rose wirst du bald gleichen, wie die geschüttelte Birne wirst du bald verzehrt werden, arme Unglückliche!" dann übergaben sie das Mädchen den Jünglingen. Zwischen diesen und den Mädchen wurde nun ein Raum gelassen, in den die Jungfrau geführt wurde. Sie faltete die Hände, und wandte sich flehend zu den Mädchen: „verlasst ihr mich? bin ich verloren?" — „Es ist dein Schicksal, du musst dem Manne folgen, aber du wirst beweint werden das ganze Jahr hindurch, wenn wir dich werden schlagen hören." Da wehklagten sie und die Jungfrauen zerzausten sich die Haare; dann näherten sich die Jünglinge und sie warf sich auf die Knie, indem sie die Hände zu ihnen aufhob. Sie schienen erweicht zu werden und sagten: „Komm, komm, wir werden dich besser schützen, als diese Mädchen, die dich nicht schützen können." Da erhob sich das Mädchen und reichte dem Jünglinge, der ihr gefiel, die Hand, und sie wurden als Brautleute begrüßt; das Spiel endigte, indem der Jüngling das Mädchen wieder unter ihre Gespielinnen zurück führte.

Dieses Spiel scheint der lezte Nachhall der Trauungs-Ceremonien der alten Gallier vor und sogar im Anfang des Christenthums zu seyn.

Die Stiefmutter ist ein noch viel dramatischeres Spiel, als die Jungfrau. Mädchen und Jünglinge versammelten sich ohne Unterschied dazu, drey der ersteren wurden gewählt, die erste die Stiefmutter, die zweyte die Stieftochter, die dritte die Tante oder Schwester der verstorbenen Mutter darzustellen. Die Tante kommt aus einem entfernten Dorfe nach dem Orte, wo ihre Nichte, ohne die Augen nur aufschlagen zu dürfen, bey ihrer Stiefmutter arbeiten muß. Sie erkundigt sich rechts und links, wie ihre Nichte von der Stiefmutter behandelt wird? Die Einen antworten; „sie gibt ihr nichts wie verschimmeltes Kleienbrod zu essen." — Die Andern: „sie gibt ihr nichts wie verfaulte Holzäpfel." — Die Tante antwortet bey jeder solchen Nachricht: „O meine arme Nichte; Tochter meiner armen Schwester, die ich so sehr geliebt habe!" Endlich kommt sie bis zu der Stiefmutter, die sogleich ein freundliches Gesicht annimmt, und zu ihr sagt: „guten Morgen, meine liebe Schwägerin — dann zur Stieftochter gewendet: liebes Kind, ruhe dich nun aus, du hast genug gearbeitet." — Die Nichte steht auf, aber sie hatte bey ihrer Arbeit den Kopf so lange gebückt halten müssen, daß sie ihn nun nicht wieder aufzurichten vermag: — „Liebe Nichte, sieh mich doch an," sagt die Tante. — „Ach ich kann nicht, mein Nacken ist gebeugt und wird sich nie wie-

der aufrichten.“ Da wendete sich die Tante ab, um ihre Thränen zu trocknen, und indessen zwingt die Stiefmutter das Kind durch ein paar derbe Fäuste, sich aufzurichten. „Komm, liebe Schwägerin, sagt die Boshafte, du bist gewiß hungrig, ich will den Tisch decken.“ Da reicht ihr die Tochter das Tischtuch, aus welchem, da sie es ausbreitet, ein Stück schimmlichtes schwarzes Brod fällt.“ Elende, nimm dein Brod — sagt sie leise zur Stieftochter, und indem sie sich zur Tante wendet: „bey uns wird das Brod nicht aufgegessen, denn man lässt es verschimmeln.“ — Man sezt sich zu Tisch und die Stiefmutter trägt Eyer und Käse auf. Die Tante redet ihrer Nichte zu, doch auch mitzuessen: aber indem die Tante sich abwendet, nimmt die Stiefmutter die Speisen von dem Teller der Unglücklichen, um sie ihren eigenen Kindern zu geben; das arme Mädchen steht auf, ohne etwas gegessen zu haben, und nimmt aus einem Winkel ihr Stück verschimmeltes Brod, das sie gierig verschlingt. — „Was ißt du meine Nichte?“ fragt die Tante wieder. — „Zuckerwerk, was sie mir entwandt hat, antwortet schnell die Stiefmutter — sie ist naschhaft und ich verziehe sie auch wohl ein wenig.“ — Aber die Tante hat alles gesehen, ohne dergleichen zu thun und erzählt nun dem Vater, der so eben hereintritt, was sie wahrgenommen und von den Nachbarn gehört hat: da straft der Mann seine Frau, und gibt das unglückliche Kind der Tante mit nach Hause; diese nimmt es bey der Hand und führt es vor den Nachbarn vorbey, die sich um sie versammeln, indem sie der Kleinen vorrechnet, was sie ihr alles zu Hause geben wird: — „Ich gebe dir Weißbrod, frische Eyer und fetten Käse, ich kleide dich in feine Leinwand und gestreiften Kattun; deine Unterröckchen mache ich dir aus Barchet, die Kleidchen aus Mousselin mit gestickten Blumen, dein Leibchen aus Bassin; deine Strümpfe von feiner Wolle mit rothen Zwickeln; deine Schuhe sollen hohe Absätze haben; deine Häubchen mache ich dir von Flor mit schönen Spitzen besezt.“

Der Zweck des Spieles war wohl, die Wittwer mit erwachsenen Kindern vor einer zweyten Heurath zu warnen. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Einsender erinnert sich einer alten Ballade, die er vor vierzig Jahren in der Gegend zwischen Nienburg und Hova gehört, welche den ähnlichen Stoff behandelte, und besonders in den Verheißungen der Tante diesem Kinderspiele des Bretagner Landvolks ganz ähnlich war. Wie schmerzhaft ist es für das menschliche Gefühl, wie beschämend für das weibliche Herz, daß die Stiefmütter von Homers Zeiten bis zu uns, vom Osten zum Westen von Europa, als stehendes Bild der Bosheit bekannt blieben, ohne daß Tausend und Tausend diese Meinung widerlegende Beyspiele dieses Vorurtheil entkräften!

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

December.

(Fortsetzung.)

Mayland eröffnete mit der neuen Oper Fedra von S. Mayer, Text von Romanelli. Am ersten Abende geschah es, daß ob der ungestümen Beyfallsbezeugungen, welche eine junge Debutante, Sgra. Tosi, wiederholt auf die Scene riefen, (welches in der Scala ausdrücklich verboten ist) im zweyten Akte der Vorhang herabgelassen, und nach fruchtlosen Versuchen das Publikum zum Schweigen zu bringen, die Oper gänzlich abgebrochen werden musste. Ueber die Oper des verdienstvollen Mayer hat mir ein in Deutschland allgemein geschätzter Komponist, der seit mehreren Jahren in Mayland ansässig ist, sein sehr gründliches Urtheil mit Folgendem geäußert: „Mayer hat wiederum einen neuen Beleg seines so oft bewährten großen Talentes für die Opern-Komposition gegeben. In diesem Werke finden sich unstreitig Meisterstücke, auch ist keine Nummer darin, welche nicht Spuren der unverkennbaren Meisterhand enthielte. Nach mehrjähriger Bekanntschaft mit Mayer und bey der innigsten Vertrautheit mit seinen Werken, stimme ich ganz in den vortheilhaften Ruf, den sich dieser in jeder Rücksicht achtungswürdige Mann seit vielen Jahren erworben hat. Wer hat die Italiener es besser gelehrt, wie man das Orchester geistreich und interessant zum Gesang benützen könne, als Mayer? Wer weiß mit mehr Kunst die Individualität der Sänger zu behandeln? Kurz, wer ist hierlandes mehr Meister aller technischen Kunstmittel, als dieser Tonsetzer? Indeß kann ich nicht umhin bey dieser Gelegenheit die Landessitte zu tadeln, welche den Tonsetzer der nothwendigen Eile wegen, zu Flüchtigkeiten zwingt, und von welchem Vorwurfe Hr. Mayer ebenfalls nicht frey gesprochen werden kann. Man muß erstaunen, daß Hr. Mayer in sechs Wochen eine so große Oper schreiben konnte! Der größte Tonsetzer muß bekennen, daß interessante Gedanken nur gar seltene Früchte warmer Phantasie seyen; wenn nun keine Zeit zum Nachsinnen und Wählen bleibt, kann nicht selbst der größte, genialste Tonsetzer hierbey scheitern? Daher kömmt es, daß man oft neben den trefflichsten Tonstücken auch viele wenig sagende mit in den Kauf erhält, und daß sich jene kein Gewissen daraus machen, Reminiszenzen mit einfließen zu lassen. Mayer ward dießmal mit vielem Beyfall empfangen und hervorgerufen, so wie während der Oper manchmal die Kenner sich des Ausrufes: bravo Mro. nicht enthalten konnten, eine Achtung, die diesem braven Künstler von Rechtswegen gebührte. Sgra. Tosi gefiel sehr; wenn sie zweckmäßig studieren wird, so kann sie eine ganz vorzügliche Sängerin werden. Ihre Sopranstimme ist sehr rein und hellklingend, ihre Intonation richtig. Sgra. Belloc, eine vortheilhaft bekannte Meisterin, gefiel, wie sie es verdiente. Tacchinardi hatte das Unglück, durch sein vieles Fistuliren und andere Unarten dem Publikum seit einiger Zeit mehr zu mißfallen, als er es seiner guten Eigenschaften wegen verdiente. Die Chöre sangen, wie immer, mittelmäßig, oft schlecht; über das Orchester behalte ich mir vor, ein andermal zu reden.“—

Korrespondenz-Nachrichten.

Carlsbad.

Die von der Natur so reich und trefflich ausgestattete Heilquelle zu Töplitz würde sehr viel wohlthätiger werden, wenn es nicht an Bädern daselbst fehlte: ihre Anzahl ist für die Menge derer, die baden wollen, nicht hinreichend.

Man hat dies gefühlt, und seit 1817 daran gearbeitet, mehrere Bäder anzulegen, als bisher; allein dabey haben sich allerley Menschlichkeiten (Schlechtheiten) geregt, die bisher die gute Absicht hintertrieben oder in Gefahr gebracht haben, daß sie auf eine Weise ausgeführt werde, welche Deutschland ganz um dieß vortreffliche Bad bringen würde.

Es ist nämlich wohl nichts natürlicher und begreiflicher, als daß eine warme Heilquelle nur allein an der Stelle ihres Ursprungs, oder nur in einer solchen Entfernung von dieser von Werth und Wirksamkeit ist, in welcher sie durch die Leitung noch nichts von ihrer ursprünglichen Wärme, und den in ihr enthaltenen flüchtigen Bestandtheilen verloren hat.

Nun ist der Grund, auf welchem die Heilquelle entspringt, städtisches Eigenthum. Die Stadt wollte also zuerst die neuen Bäder dicht an der Quelle, auf ihrem Eigenthum, anlegen, und hatte hierin ganz recht, da diese Stelle wirklich die einzige ist, die sich hiezu eignet.

Allein dagegen erhob der Eigennutz seine Stimme. Zuerst äußerte eine Parthey unter den Bürgern selbst das unsinnige Verlangen, das Wasser nach einem andern entfernten Theil der Stadt zu leiten, und dort Bäder anzulegen, damit die Wohnungen der Badegäste dort zu höhern Preisen vermiethet werden könnten.

Endlich erhob sich eine andere Parthey, die das Wasser der Heilquelle von dem städtischen Grund weg, und auf das Gebiet des Herrn Fürsten von Clary geleitet wissen wollte. Diese soll sich mancher unwürdigen Ränke bedient haben, um ihren Zweck zu erreichen. Gelänge es ihr, das Wasser wirklich von der Stelle seines Ursprungs abzuleiten, so würde ihr doch nicht gelingen, davon Vortheil zu ziehn, denn es würde dadurch seinen innern Werth gänzlich verlieren und keine Badegäste mehr anlocken. Deutschland und — man kann sagen — Europa wäre um eine seiner edelsten Heilquellen ärmer, und der Neid und Eigennutz erntete Reue für seine Saat.

Es steht zu erwarten, daß der edle Fürst Clary das Streben seiner Diener, die durch unzeitigen und unüberlegten Eifer für sein scheinbares Interesse sein wahres, zugleich mit der hohen Achtung, in welcher Er überall steht, in Gefahr setzen, mit Unwillen verwerfen, die Stadt im Besitz des Vortheils, den ihr die Natur gewährt, lassen, und nichts thun oder geschehen lasse werde, was dem Werthe der berühmten Töplitzer Heilquelle nachtheilig ist.

London den 20. Februar.

Da man sowol hier als im Auslande oft in den Fall kommt eine kurze Nachricht von einem englischen Lord zu wünschen, und diese gewöhnlich nur in kostspieligen Büchern findet, so hat Jemand den guten Einfall gehabt, dieß Bedürfniß durch eine wohlfeile Charte zu befriedigen. Diese Peerage chart, welche auf Leinwand geklebt, in einem Futterale (bey Whittaker) nicht mehr als 5 Schillinge kostet, enthält ungefähr alle die Hauptpunkte, welche man über einen englischen, schottischen oder irländischen Lord zu wissen verlangt, nämlich Titel des dermaligen Inhabers der Würde, Titel des ältesten Sohns, Geschlechtsname, Zeit der Erhöhung, Vorrang, Alter, ob verheirathet, einzeln oder Wittwer, Anzahl der Söhne und Töchter, Orden, Staatsbedienungen, Religion, und Würde der Erstgebornen. Auch berichtet die Charte, ob der Stifter der Pairschaft Seeoffizier, Militär, Rechtsgelehrter rc. war? Ferner die väterlichen Ahnen rc. — In Amerika hat man eine neue Flinte erfunden und sie repeating musket genannt, weil man mit ihr acht Kugeln, eine nach der andern, ungefähr in 16 Sekunden abfeuern kann. Sie hat zwey Schlösser, eins an dem gewöhnlichen Orte, und das andere beynahe mitten auf dem Laufe. Die Kugeln sind durchbohrt, und durch dieselben wird ein kleiner Zünder gesteckt, welchen die daran befestigte Patrone entflammt. Zuerst wird das Zündpulver durch das mitten auf dem Laufe befindliche Schloß angezündet, indem man den Drücker vermittelst eines Drahtes zieht, und die Ladung in der Flintenkammer kann man versperren. — Ueber den Kapitän Gordon, von welchem die Zeitungen und andre Blätter so viel gesagt haben, erscheint in der literary Gazette eine Nachricht aus der Feder eines berühmten Reisenden, welcher lezthin über Land aus Indien zurückkam und ihn in Persien antraf. Gordon hat sonderbare Schicksale gehabt. Als er während des lezten Krieges nach Indien reiste, wurde er zum Gefangenen gemacht, entwich aus Frankreich durch Holland, traf in England ein und ließ eine Nachricht von seinen vielen überstandenen Gefahren drucken. In der Folge unternahm er eine Handelsreise nach Japan und machte durch den Druck bekannt, was er dort sah und erfuhr. Der erwähnte Reisende sah einen Brief von dem englischen Geschäftsträger am Hofe zu Teheran, vom 22. May 1820. Es hieß dort: der Kapitän Gordon, welcher ehmals den Schoner Brothers führte, und sich durch seine Reise aus Calcutta nach Ochotsk in einem Schiffe von 65 Tonnen, berühmt gemacht hat, traf gestern aus Ochotsk hier ein. Er reiste sehr schnell durch Sibirien und kommt zulezt aus Teflis, wo er von der Ermordung des Herzogs von Berry hörte. Auf den 25sten geht er von hier nach In-[illegible] ab." Der erwähnte Reisende traf den Kapitän Gordon selbst in So an, etwa 65 Meilen von Ispahan. Der Capitän reiste zu Fuße, gieng vor seinen Mauleseln her, befand sich völlig wohl und klagte über nichts, als daß er so sehr langsam, nämlich nur 20 Miles in einem Tage, durch Persien reise, dahingegen er durch Sibirien gleichsam geflogen sey. Wenn ich nicht irre, sagte er, er habe Ochotsk vor acht Monaten verlassen, und sey dann etwa 11,000 Miles gereist, wovon 2500 vermuthlich auf Schlitten zurückgelegt wurden, und zwar in einer Zeit von 14 Tagen. Zwar wurde er oft auf seiner Reise von russischen Wachkommando's aufgehalten, aber immer wieder losgelassen, sobald der nächste kommandirende Offizier davon unterrichtet war. Er klagte über keine großen Beschwerlichkeiten auf seiner Reise, zu welcher ihn folgende Umstände nöthigten. Als er seine Schiffsladung in Ochotsk verkauft hatte, blieb er dort, um den Geld-Ertrag in Empfang zu nehmen, und schickte sein Fahrzeug nach Calcutta zurück. Sonach konnte er auf keine andre Art als zu Lande zurückkehren, und unternahm daher die lange ungewöhnliche Reise, welche er glücklich vollendet hat. Man glaubt daß Gordon wohlbehalten in Calcutta angekommen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

An Emmy.

Willst du mir nur die Erste seyn,
So leist' ich gern die Zweyte dir
Daß nie auch nur des Ganzen Schein
Mein Lieben treffe für und für.

Auflösung der Charade in Nro. 66.

Taucherglocke.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Nro. 9.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Pränumerations-Anzeige.

Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der englischen Sprache. In zwey Theilen. Zwölfte Auflage gänzlich umgearbeitet von Adolf Wagner. Erster Theil: Englisch-Deutsch. Zweiter Theil: Deutsch-Englisch. Jena 1821. 1822.

Bayley's Dictionary hat sich nun über ein Jahrhundert in England und Deutschland in der Gunst des Publikums erhalten. Im Jahr 1796 unterzog sich der nun auch schon verstorbene Fahrenkrüger einer Erweiterung und Umarbeitung desselben. Seitdem fand es in drey Auflagen, der 9ten, 10ten und 11ten in Deutschland und England fortwährend Beyfall, ward in Nordamerika nachgedruckt, in Deutschland von andern Lexigraphen nur zu fleißig benuzt.

Die zwölfte Auflage ward nöthig und bey dieser forderte unsere sich neugebärende Zeit wohl eine ganz neue Bearbeitung. Diese ist es, welche ich hiermit dem dabey interessirten Publikum ankündige. Eine besondere Ankündigung entwickelt darüber das Nähere, sie ist in allen Buchhandlungen zu haben, und auf diese berufe ich mich hiermit. Das Werk selbst wird den Beruf des verdienten neuen Herausgebers dazu am besten bewähren, die Vorrede bestimmter Plan und Zweck entwickeln. Wir dürfen hoffen, in dieser zwölften Auflage ein Werk zu liefern, dessen erhöhte Brauchbarkeit für Alle, für Gelehrte wie für Liebhaber und Geschäftsmänner, im Leben wie bey jeder Lectüre sich durch den Gebrauch bald allgemeine Anerkennung erwerben wird.

Sollte dieser Zweck aber irgend erreicht werden, so mußte theils durch eine zweckmäßige Einrichtung des Druckes, ohne der Deutlichkeit und leichten Uebersicht zu schaden, Raum erspart, theils dem Ganzen ein größerer Umfang zugestanden werden. Die vorige Auflage enthielt 113 Bogen, die jetzige möchte in beyden Theilen 135 bis 140 Bogen umfassen, in klarem Druck mit neuen Lettern, auf gutem festem Druckpapier. Der Ladenpreis wird daher nicht unter 5 Rthlr. 20 gr. bis 6 Rthlr. seyn können.

Um aber die erste Anschaffung Jedem zu erleichtern, will ich unter folgenden Bedingungen auf das Ganze, nicht auf einzelne Theile, eine Pränumeration statt finden lassen.

1) Die Pränumeranten zahlen voraus für:

1 Exemplar Sächs. 4 Rthlr. 8 gr. oder Rhein. 7 fl. 48 kr.
6 — — 25 — — — 45 —
13 — — 52 — — — 93 — 36 kr.

2) Sie erhalten ihre Exemplare auf einem vorzüglichern weißen Druckpapier und zwar den ersten, Englisch-Teutschen Theil im August oder September dieses, den zweyten in den ersten Monaten des nächsten Jahres.

3) Diese Vortheile gelten bey mir und bey allen guten Buchhandlungen nur bey wirklicher Vorausbezahlung, nicht gegen bloße Bestellung, und nur von jezt bis zu Ende dieses Jahres.

Jena im Februar 1821.

Friedrich Frommann.

Literarische Anzeige.

In allen soliden Buchhandlungen ist gratis zu haben:

Erste und lezte außergerichtliche Erwiederung des Buchhändlers Christian Hahn in Altenburg gegen die Erklärung des Dr. Ludwig Hain — angeblich — in München.

Nebst einem vergleichenden Wortregister.

Des Herrn Prof. Gilbert Annalen der Physik und der physikalischen Chemie; Stück 11, 12, 1820, und Stück 1, 2, 1821, welche die unterzeichnete Buchhandlung in kurzen Zwischenzeiten ausgegeben hat, enthalten die umständlichen Berichte von vier wichtigen Entdeckungen in den Naturwissenschaften, erläutert und frey bearbeitet von dem Prof. Gilbert.

1) Entdeckung mächtiger Heilkräfte in der Jodine, besonders gegen den Kropf, von Dr. Coindet in Genf; Bemerkungen über Quellen und Anwendung der Jodine, von Dr. Straub in Hofwyl, mit Bemerkungen von Gilbert; und Versuche, um die Körper auszumitteln, welche Jodine enthalten, vom Prof. Fyfe in Edinburg, mit Bemerkungen von Gautier de Claubry, (insgesamt in Stück 11.)

2) Entdeckung ausgezeichneter Wirkungen des geschlossenen galvanisch-electrischen Kreises auf die Magnetnadel, der Kraft der galvanischen Electricität zu magnetisiren, und der wahren Natur des Magnets. Historische Einleitung von Gilbert; Versuche über die Wirkung des electrischen Conflicts auf die Magnetnadel von Oersted; erste öffentlich bekannt gemachte Wiederholung derselben in Genf, und Verfolg dieser Entdeckung in Paris; Bericht Arago's über die (bleibende) Magnetisirung des Eisens und Stahls (und die vorübergehende aller anderen Metalle), welche er durch den Strom Voltaischer Batterien bewirkt hat (insgesamt in St. 11). — Untersuchungen über die Einwirkung des geschlossenen galvanisch-electrischen Kreises auf die Magnetnadel, von Gilbert; vom Magnetismus der Voltaischen Säule und dessen Gesetz, von Biot; über den Zusammenhang der Electricität mit dem Magnetismus, und Versuche über das Magnetisiren von Stahldraht durch Maschinen-Electricität von v. Yelin; Widerruf Fresnel's durch den Magnet bewirkter Wasser-Zersetzung; und einige Versuche von Muncke, (insgesamt in St. 12). — Ansichten über den Magnetismus und dessen Ableitung aus der Electricität von Prechtel in Wien (St. 1.). — Ueber die gegenseitige Wirkung, welche auf einander ausüben zwey electrische

Ströme, ein electrischer Strom und ein Magnet oder die Erdkugel und zwey Magnete, von Ampère in Paris, mit 4 Kupfertafeln, (die Hauptarbeit, aus der mit Zuverlässigkeit hervorgeht, daß im Magnete nichts anders als Electricität thätig, und wie sie in demselben vorhanden ist); und Versuche Boisgiraud's mit schwimmenden und hängenden magnetischen Dräthen, (insgesammt in Stück 2.)

3) Betrachtungen über die Natur und die Ursachen des Nordlichts von Biot, mit Anmerkungen und einer Nachschrift von Gilbert (St. 1 und 2), eine allgemein verständliche Untersuchung von vielem Interesse; Einiges von Nordlichtern aus Lappland, Norwegen (Stück 1.) und Schottland (Stück 2.); und eine nordlichtartige Erscheinung beym Föhn, beobachtet von Gilbert (St. 12.) —

4) des Prof. Amici in Modena katadioptrisches Mikroscop und damit gemachte Entdeckung des Kreislaufs des Saftes in Pflanzen, wie er glaubt durch galvanische Electricität (Stück 11. mit 1 Kupfertafel.)

Noch schließen sich diesen andere wichtige Arbeiten in den erwähnten und den beyden vorhergehenden Heften an, von denen vor allen zu nennen sind, des Prof. Schmidt in Gießen Versuche über die Gesetze, wonach gasartige Flüssigkeiten aus engen Oeffnungen und Röhren unter gegebenem Druck ausströmen, und Beschreibung eines hydrostatischen Knallgas-Gebläses und damit angestellter Versuche, womit dieser berühmte Physiker die Grundlage zu einer Aërodynamik legt. (St. 9.). — Beschreibung zweyer verbesserter Repetitions-Goniometer, des Breithaupt'schen und des Studer'schen, vom Münzmeister Studer in Dresden (St. 9. mit 1 Kupfertafel und Bemerkungen von Pistor St. 11.) — Beschreibung der Dampfmaschine, welche auf der königlichen Eisengießerey in Berlin das Gebläse in der neuen Cupolo-Hütte betreibt (der patentirten Freund'schen mit den neuesten Verbesserungen der Dampfmaschine, vortrefflich dargestellt auf 2 Kupfertafeln) von dem OBA.-Ref. Brömel in Berlin (St. 1.); von Busse über den Krummzapfen; Graf Bucquoy neue analytische Entdeckung, und Hofrath Böckmanns Resultate seiner 20jährigen meteorologischen Beobachtungen in Karlsruhe (insgesamt St. 2.) — Entdeckung der Natur des Ostindischen Damascener Stahls (Wootz) und mehrerley Mittel, den Stahl durch sehr kleinen Zusatz fremder Metalle ausnehmend zu vervollkommnen, von Faraday und Stodart (St. 10.) — Analyse des schlesischen Zinkoxydes und über das Kadmium und die Entdeckung desselben, vom Administrator Hermann in Schönbeck (St. 11.) — Mehrere Aufsätze Sir H. Davy's, seines Bruders und Anderer über den Gebrauch des Thermometers zum Sondiren, und die Temperatur des Meeres an der Oberfläche und in der Tiefe; Biot, Brewster und Andere über Polarisirung des Lichts und geognostische Beschreibung Siciliens von Moricand in Genf (St. 9. 10). — Umständlicher Bericht von den Verhandlungen in der Sitzung der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaft in Genf im vorigen Jahre (St. 1.); Erklärung des Mechanikus Liebherr in München (St. 1) u. s. f. — Des Observators Dr. Winkler in Halle monatliche meteorologische Berichte, welche die einzelnen Hefte begleiten, enthalten blos reducirte Beobachtungen seltener Fälle und fortlaufende Angaben des Zustandes des Himmels und der Wolken nach Howard's Art; Stück 9 giebt Belege für ihre Zuverlässigkeit.

Daß mit dem J. 1819 eine neue für sich bestehende Folge dieses Werkes für neu eintretende Theilnehmer begonnen hat, und daß, ungeachtet der Güte der Kupfer und des Druckes, der Ladenpreis des Jahrgangs nur 7 Rthlr. 8 gr. ist, besagt der Umschlag.

Leipzig den 26sten Februar 1821.

Joh. Ambr. Barth.

Die Vorzeit. Ein Taschenbuch für das Jahr 1821. Marburg und Kassel, bey Krieger. X und 314 S. kl. 8.

Der erste Jahrgang dieses interessanten, mit schönen, sich auf den Inhalt beziehenden, Kupfern gezierten Taschenbuchs, wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen. Dieser zweyte Jahrgang, unter dessen Vorrede sich Hr. Superintendent und Konsistorialrath Justi zu Marburg, als Herausgeber, genannt hat, zeichnet sich vor dem ersten noch durch größere Mannigfaltigkeit der Aufsätze aus, wie schon die folgende Inhalts-Anzeige beweisen wird:

I. Heinrich I., Landgraf zu Hessen und Herzog von Brabant. (Hierzu das Titelkupfer).
II. Das Begräbniß-Denkmal Landgraf Wilhelms III. des jüngern, in der St. Elisabeth-Kirche zu Marburg. (Hierzu ein Kupfer).
III. Philipp's des lezten Grafen zu Katzenelnbogen, Pilgerreise nach Aegypten und Palästina im Jahr 1433 und 1434.
IV. Das ehemalige Cisterzienser-Kloster und nachherige Hospital zu Haina, in Oberhessen. (Hierzu ein Kupfer).
V. Rettung des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian aus der polnischen Gefangenschaft.
VI. Kleine historische Merkwürdigkeiten und Anekdoten.
  a) Glänzende Polnische Ambassade.
  b) Ehrgeiz und dessen Folgen; ein Beyspiel von der Politik der Vorzeit.
  c) Fürstenscherz und Priesterzorn.
VII. Vollständige Reihenfolge aller Hochmeister des deutschen Ordens, vom Jahr 1190 bis 1625 und aller Hoch- und Deutschmeister vom Jahr 1626 bis auf die neueste Zeit.
VIII. Darstellung des ritterlichen Ordens der Tempelherren.
IX. Miszellen.
  1) Die tausendjährige Eiche bey Dagobertshausen in Kurhessen. (Hierzu die Abbildung auf dem Titelblatt).
  2) Noch Etwas über den goldenen Schlüssel Landgraf Philipp des Großmüthigen.
  3) Bemerkungen und Zusätze zum ersten Jahrgange der Vorzeit.

Bey Carl Armbruster, Buchhändler in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Shakspeare's Genius. Eine Sammlung gehaltvoller Stellen, erhabener Sprüche, meisterhaften Scenen, humoristischer Züge und treffender Charakter-Schilderungen aus dessen dramatischen Werken.

Zwey Bändchen, mit Shakspeare's Portrait und zwey Vignetten von Herrn Rahl's Meisterhand.

Preis der Ausgabe auf Velinpapier, elegant cartonirt 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 fl. rhein.

Preis der Ausgabe auf Druckpapier, elegant broschirt 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 kr. rheln.

„Das vorzüglichste Interesse einer Blumenlese aus Shakespeare leuchtet von selbst ein. Goethe, der auf diesem Wege zuerst mit dem Dichter bekannt wurde, hat laut die Nützlichkeit einer solchen Sammlung ausgesprochen. Die Auswahl der größern und kleinern Bruchstücke ist zweckmäßig. Diese Behauptung wird zum Theil schon erwiesen durch die Einstreuung einfacher Sprüche der Erfahrung und Lebensweisheit unter Gedanken von tieferm Gehalt. Kein angehender Freund der Shakespearschen Muse wird sich über diese Abwechslung beklagen. Selbst die schwer zu umgehende Voraussetzung mancher historischen Thatsache treibt als Stachel der Wißbegierde zu einem nähern und weitern Studium. Auf die berühmtesten Werke des Dichters ist mit Recht eine besondere Aufmerksamkeit gewendet worden. Die Liebhaber des Scherzes gehen eben so wenig leer aus, als die Freunde des Ernstes. Nirgends wird das sittliche Zartgefühl verlezt. Auch aus diesem Grunde eignet sich das Mitgetheilte sehr füglich für das jüngere Geschlecht unter den gebildeten Ständen. Den fortschreitenden Uebungen in der Deklamation ist das mannigfaltigste Feld angewiesen. Die Einleitung erzählt das Bekannteste von Shakespear's Leben und schildert den Geist des Dichters mit Goethe's nie genug zu preisenden Worten. Die Sammlung empfiehlt sich außerdem durch ein gefälliges Aeußere, correcten einnehmenden Druck und die Beschaffenheit des Papiers. Auch bey dieser Gelegenheit bemerkt man mit Vergnügen, daß die richtige Thätigkeit des Verlegers hauptsächlich nach dem Gemeinnützigen strebt."

(Aus der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode No. 16. 6ten Febr. 1821.

Neue Reise-Karte als Wegweiser durch die XXII Cantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, mit der neuesten Eintheilung; verfertiget und gezeichnet nach den trigonometrischen Ausmessungen der Pariser Sternwarte, von Herrn Oberst-Lieutenant Weiß, von Straßburg, Mitglied des königlichen Korps der militärischen Ingenieur-Geographen von Frankreich. Bern 1820. Bey J. J. Burgdorfer Buch und Kunsthändler; Leipzig bey C. G. Schmidt, Wien bey J. G. Heubner in Commission und durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands zu bekommen, roh 1 Rthlr 8 gr. oder 2 fl. 10 kr. Auf Leinwand gezogen mit Futteral in bequemem Taschenformat 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl. Rheinisch.

Der Verfasser ist durch seine geographischen Arbeiten in der Schweiz, und durch den von ihm herausgegebenen Meyerischen Atlas so bekannt, daß eine bloße Anzeige seiner neuen Arbeit zur Empfehlung derselben hinreicht. Die Kunsthandlung, durch welche sie im Publikum erscheint, hat auch ihrerseits alles aufgewendet, damit die Ausführung des Werks würdig sey.

In kleinerem und eben daher auch tragbarerem Format als die geschätzte Keller'sche Karte, enthält diese neue Reise-Karte mehrere wichtige Zugaben, die ihrer Bestimmung ganz entsprechen, und sie vorzüglich als einen so brauchbaren und angenehmen Wegweiser empfehlen, wie die Schweiz noch keinen hat. Sie bezeichnet mit besonderer Deutlichkeit die Hauptstraßen und Wege in den Gebirgen, die von Reisenden besucht werden, und zeigt die Entfernungen der Orte in Verstunden durch leicht in die Augen fallende Kennzeichen, nach denen man seine Tagreisen mit großer Genauigkeit berechnen kann. Dieß ist selbst bey weniger besuchten Straßen, wie z. B. von Sitten über den Ravil nach der Lenk, von Altdorf über den Klausenberg ins Linththal, oder von Schwyz durch das Muotte- und Klönthal nach Glarus der Fall. Auch die Straßen in dem noch nicht genugsam, jedoch immer fleißiger besuchten Graubündten, sind sowohl durch die Thäler über die Gebirge so vollständig und deutlich, wie sie noch auf keiner Schweizer-Karte gezeichnet sind. Kleinere Wege für Fußreisende durch einige Gegenden der Schweiz, die in verschiedenen Absichten mehr besucht zu werden verdienen, wie der Weg von Aelen durch die Ormonds nach Saanen, von Frutigen über Adelboden nach der Lenk, von Engelberg über die Surenen nach Altdorf, sind sehr deutlich und richtig angezeigt, so wie auch mit besonderem Fleiße die Gebirgsketten in ihren Verzweigungen, mit ihren Haupt- und Seitenthälern getreu ausgearbeitet. Endlich sind die Höhen der bekanntesten bestiegenen oder unbestiegenen Gipfel im Pariser Maße auf der Karte angegeben; und so findet der Reisende, was er zu seiner Leitung in der Schweiz bedarf, insoweit es eine Karte liefern kann, bey dieser vereint, aber auch für sein Fortkommen in den Nachbarländern außer der Schweiz, oder für den Schweizer, der ins Ausland reisen will, ist auf derselben durch besondere Nebenkärtchen oder sogenannte Cartons, die ausführlicher als auf der Kellerschen, und ebenfalls mit Bezeichnung der Entfernungen versehen sind, gesorgt. Ihrer sind drey; das erste liefert eine Postkarte von der Schweiz hinweg bis nach Paris, Lyon und Straßburg, Rastatt und Hagenau, dann über Nancy oder über Metz und Verdün nach Paris; ferner die Straße von Basel über Belfort und Langres nach Paris, oder von Basel auf Besançon und Poligny, wo sie sich mit der Straße von Neus und St. Cergues über Dijon und Troyes vereint; dann die Straße von Genf über Nantua, und über Chambery nach Lyon, und von da auf zwey Wegen über Chalons an der Saone, oder über Nevers und Fontainebleau nach Paris. Ein zweyter Carton enthält die deutsche Postkarte von der Schweiz aus nach München, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Stuttgart, Mannheim, Würzburg, Darmstadt und Frankfurt a. M. Ein dritter enthält die Postkarte nach dem Piemont und der Lombardey, sowol von den Graubündtner Pässen und dem St. Gotthard aus, als vom Simplen und St. Bernhardsberg, so wie auch von Chambery nach Mayland, Turin und Genua. Und so empfiehlt diese neue Charte sich selbst am besten, sowol durch ihre Reichhaltigkeit als durch ihren saubern in Paris verfertigten Stich und reinen Druck auf geleimtem feinem französischem Velin-Papier.

Neue Musikalien, bey Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Kurpinsky, Ch., Ouverture de l'Op: la reine Hedwig à grd. Orch. 1 Thlr. 8 Gr.

— Ouv. de l'Op: la femme Martin au Serail à grd. Orch. 1 Thlr. 4 Gr.

Küster, J. H., 6 Duos progressifs p. 2 Violons. 1 Thlr. 16 Gr.
Lindpaintner, P., Ouverture a. d. Oper: Abrahams Opfer für ganzes Orch. 23s Werk. 1 Thlr. 8 Gr.
— Ouverture de l'Op: Hiltrude à grd Orchestre. Op. 20. 1 Thlr. 12 Gr.
Maurer, L., Ouverture de l'Op: Alonse, à grand Orch. Op. 12. 2 Thlr.
Münzberger, J., Etude pour le Violoncelle. 16 Gr.
Mühling, A., 6 Walses et 12 Eccossoises pour 2 Violons, Flute, Clarinette, 2 Cors et Basse. Op. 23.
Neukomm, Sd., Ouverture à gr. Orch. (D moll.) 1 Thlr. 8 gr.
Rossini, Ouverture de l'Op: Elisabetta à grd Orch. 2 Thlr.
Voigt, G. L., Fantaisie pour le Violoncelle av. accomp de Violon, Viola, Violoncelle et Contrebasse. Op. 11. 16 Gr.
Winter, P., de, Ouverture de l'Op: Mahomed à grand Orch. 2 Thlr.

Bey mir ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Jahrbuch der preußischen Landwirthschaft, redigirt von Fr. Schmalz. 2ten Bds 3s Heft.
Reich an gediegenen Aufsätzen.

Aus demselben besonders:

Schreiben des Herrn Landstallmeister von Burgsdorf an den Redakteur des Jahrbuchs der preußischen Landwirthschaft, veranlaßt durch das Schreiben des Herrn von Knobelsdorf über englische Pferdezucht. 8 gr.

Dieß ist eine Kritik der von Knobelsdorfschen Schrift, sie würdigt die englische Pferdezucht gehörig und wird jedem Pferdezüchter höchst interessant seyn.

Gebhardi's Handbuch für Schäfer und deren Gehülfen. Mit einer Vorrede von Fr. Schmalz. 12 gr.

Diese gedrängte aber vollständige Darstellung aller dem Schäfer nöthigen Kenntnisse, ist ganz zum Taschenbuch eines jeden Schäfers geeignet, dem es sich durch seinen gemein verständlichen Vortrag höchst empfehlungswerth macht.

J. D. W. Glöckner,
Buchhändler in Tilsit.

So eben ist in meinem Verlage fertig geworden, und in jeder Buchhandlung für 2 Rthlr. 8 Gr. zu haben:

Raupachs dramatische Dichtungen. 2te verbesserte Auflage.

Der Empfehlung bedarf es bey diesem vortrefflichen Werke wohl nicht weiter, indem der Herr Verfasser den Werth seiner Dichtungen schon bey der ersten Ausgabe bewiesen hat.

Liegnitz, den 26. Januar 1821.

J. F. Kuhlmey.

In der Voßischen Buchhandlung in Berlin erscheint:

Clan-Albin, ein Schottisches National-Gemälde, aus dem Englischen des Walter Scott Esq. 2 Theile.

Dieß zur Vermeidung jeder Collision.

Berlin den 20sten Febr. 1821.

In der Ettingerschen Buchhandlung zu Gotha sind folgende Bücher erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Neapel und Sicilien von Non. 12 Theile. Mit Kupfern und Karten. 17 Rthlr. 20 gr.

Houely Reisen durch Sicilien, Malta und die Liparischen Inseln. 6 Bände. Mit Kupfern. 8 Rthlr.

Um Collisionen zu vermeiden zeige ich hiemit an, daß in Kurzem bey mir erscheinen wird:

G. J. Guthrie (Mitglied des Königlichen Chirurgischen Collegiums zu London, Vice-Inspektor der Militair-Hospitäler) über Schußwunden in den Extremitäten und die dadurch bedingten verschiedenen Operationen der Amputation nebst deren Nachbehandlung. Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von Spangenberg, Doctor der Medicin und Chirurgie, Königl. Hannöverschem Oberstaabschirurg, Ritter der Ehren-Legion. Mit vier Kupfertafeln.

C. H. G. Christiani.

Erwiederung.

Herr Dr. Ludwig Hain, bekanntlich Mitredacteur des Conversations-Lexikons, hatte sich mit mir zur Herausgabe eines encyclopädischen Wörterbuchs der Wissenschaften, Künste und Gewerbe verbunden, und brach im Juni v. J. seinen mit mir darüber abgeschlossenen Contrakt.

Das Publicum ist nun in Nr. VII. des literarischen Anzeigers zu Brockhausens Zeitschriften durch Herrn Brockhaus unterrichtet, daß er selbst den Dr. Hain zur Wortbrüchigkeit gegen mich verleitet habe. Wie sich ein solches Geständniß bey rechtlichen Männern verantworten lasse, welche Mittel Hr. Brockhaus angewendet habe, wie sich ein solches Benehmen mit der Moralität vertrage, ob Großmuth oder Brodneid das Motiv dieser Verführung sey — das alles bleibe der Beurtheilung aller Redlichen und Vernünftigen anheim gestellt.

Uebrigens wird das von mir angekündigte Werk, worauf ich bereits ein ausschließliches Privilegium von des Königs von Sachsen Majestät für den Umkreis der sämmtlichen Königl. Sächs. Lande erhalten habe, gewiß erscheinen. Mit den Herren Hain und Brockhaus werde ich, so lange sie selbst mir die öffentliche Nothwehr nicht aufdringen sollten, auf dem gegenwärtigen Wege nicht weiter darüber verkehren; allein die Bestrafung des Herrn Brockhaus durch die Gesetze wegen seiner, in jener nachträglichen Erklärung an das Publikum enthaltenen, ehrenrührigen Angriffe auf mein moralisches und rechtliches Verfahren in dieser Angelegenheit überlasse ich den Gesetzen, vor deren Tribunal er sich jezt zu stellen haben wird.

Altenburg, den 9ten Februar 1821.

Christian Hahn.

Nro. 73.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag 26. März 1821.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;

Still auf gerettetem Bret, schifft in den Hafen der Greis.

Schiller.

Mutter und Sohn.

Erzählung von Fr. L. Bührlen.

Mit süßmütterlicher Freude ruhte der Blick der Baronin F** auf ihrem Otto, als sie eines Nachmittages ihn zwischen den schön blühenden spanischen Flieder-Hecken vor sich her einer Laube am Ende des Gartens zuwandeln sah, wo sie den Kaffee trinken wollten. Er schien mit Zufriedenheit zu betrachten, wie sich so manches während seiner mehrjährigen Abwesenheit verändert, und das Ganze sich dem neuern Gartenstyl zugebildet hatte. Ein wohlbehagliches Gefühl sagte ihr, daß er dem Geschmack der Mutter, ihrem Ordnungssinn, der beym Angenehmen wo möglich auch auf den Nutzen bedacht nahm, in seinem Innern Gerechtigkeit widerfahren lasse. Sie sah von den Rabatten, wo manches in Flor getreten war, anderes hoffnungserregend hervorstach, von den Zwergbäumen mit herrlichen Blüthenballen geschmückt, immer wieder auf den geliebten Sohn hin, der ja auch vieles, was ihr zärtliches Herz von ihm gehofft, schon erfüllt hatte, und Schöneres zu erfüllen versprach.

Nicht fern vom Eingange der Laube erreichte sie ihn, und an seinem mit kindlicher Wärme dargereichten Arm trat sie in den kühlen Schatten.

„Wie findest du meine Garten-Einrichtungen? lieber Otto!" sagte sie, während sie sich niederließen. — „Ich finde den Geist meiner sinnvollen verständigen Mutter in ihnen, erwiederte Otto. Wollte ich im Ton der Schule reden, fuhr er lächelnd fort, die ich genossen, und deren Jünger mir auch auf meinen Reisen häufig begegnet sind, so würde ich sagen: Ihr Geist hat sich darin verkörpert; der Garten ist Ihr verlängertes Ich!"

„Ich muß lachen, sagte die Baronin, ob ich wohl die Redensart will gelten lassen, weil sie auf eine sublime Art mir etwas Schmeichelhaftes sagt. Dein Vater — ich gedenke seiner mit Wehmuth; ich hätte sein Ende nicht so nahe erwartet, wenn auch schon bejahrt, seiner Konstitution nach hätte er noch zwanzig Jahre leben können — dein seliger Vater hegte den Geschmack seiner Zeit, und kam schwer an Umwandlungen, im Leben wie im Gartenwesen. Er liebte das Abgemessne, Geregelte; das Fortschreiten der Sitte und des Geschmacks galt ihm für ein nothwendiges Uebel, und jedes fröhlich freye Bewegen schien ihm verdächtig."

„Das dürfen wir ja wohl sagen, ohne dem im Grabe Schlummernden zu nahe zu treten. Dein Leben wäre ohne mich manchmal beengter gewesen, als es ein kräftiger Jüngling haben mag; doch darum sind ja Eltern, daß die nicht selten entgegengesetzten Temperamente derselben sich ausgleichend begegnen, und die Kinder mittlere Naturen werden. Wer sich ausschließend nach einem Menschen bildet, setzt nur zu leicht dessen Eigenthümlichkeiten in einem gewissen Uebermaße fort."

„Bist du, mein Otto! wie die Leute sagen, mir an Körper und Seele ähnlicher, als deinem Vater, so sorge nur, daß die Eigenschaften, die mir im Leben manchen Schmerz erregt, dir nicht noch größeres Unheil erwecken."

„Woher diese ernst-trübe Wendung, liebe Mutter! an dem heitern Frühlings-Nachmittage?“ sagte Otto.

„Ich wollte dich nicht mißstimmen, bester Sohn!“ erwiederte die Mutter; — „aber weil ich dich nur erst etliche Tage wieder mein nenne, so muß wohl noch von Zeit zu Zeit ein wehmüthiger Rückblick stattfinden. Muß ja selbst die Freude weinen, wenn sie Erinnerungen weckt. Das Ueberschauen des Lebens, auch wenn es froher war, als das meinige, ist wohl immer rührend. Sind wir nur erst länger beysammen, dann sprechen wir über die ruhig sichere Gegenwart, und von der freudigen Zukunft.“

„Ach manches Menschenherz fühlt eine unausfüllbare Lücke, wenn ihm ein Angehöriges genommen wird, und sein ganzes übriges Leben bleibt eine fortgesezte stille Trauer. Bin ich nicht glücklich, daß ich nach dem Verlust des mir durch freundliche Gewohnheit lieb gewordenen Gatten, den gutgearteten, durch hohe Schule und Reisen gebildeten Sohn wieder erwarb, und so meines Daseyns als eines genügenden Ganzen mich erfreuen kann?“

Gerührt drückte der Sohn die mütterliche Hand. Das Gespräch wurde durch die Kammerjungfer, die den Kaffee brachte, unterbrochen. Otto's Auge hatte sich eine Weile auf diese junge, ziemlich hübsche Gestalt gerichtet; die Baronin sagte, als sie sich entfernt, einige Worte zu ihrem Lobe, und fuhr dann fort: „Laß dir nur gestehen, Otto! daß ich während deiner Abwesenheit zuweilen Besorgnisse hegte, dein Herz möchte dir einen Streich spielen. Mit einigem Bangen dachte ich daran, daß du vielleicht dich in bindende Verhältnisse verwickeln, daß du eine vorläufige Wahl treffen könntest, die mich und unsere Familie nicht freuen, die dich selbst hintenher gereuen möchte.“

„Der Zuhausebleibende sieht den geliebten Abwesenden von tausend Gefahren für Leib und Gemüth umgeben, er quält sich in bösen Stunden mit düstern Bildern von allerhand Möglichkeiten, und der Gedanke will ihm nicht genug Ruhe geben, daß jener mit seiner reinen Natur, mit soliden Grundsätzen und geregelten Neigungen jedes Anrückende oder Lockende zu überwinden wissen — und so von seinem guten Genius geführt, zwischen dem Bedenklichen, Gefährlichen sicher hindurch leben werde, um unversehrt in sehnende Arme zurückzukehren.“

„Sie erwarten keine Beichte von ihrem Sohne,“ sagte dieser, „über seine in der Weiberwelt gemachten Erfahrungen, ob er wohl vielleicht vor seiner verständigen Mutter auch durch das vollständigste Bekenntniß nicht verlöre.“

„Was ich von Frauenzimmern sah, bey denen von einem weiter führenden Verhältniß hätte die Rede seyn können, die waren so mit den Zirkeln, worin ich sie traf, zusammengewachsen, daß ich keine diesen gewohnten Verbindungen zu entführen Lust bekam. Ich ahnete neben ihrem Reinweiblichen auch das mir ewig Fremdbleibende in ihnen. Die Reizendsten derselben erschienen mir doch blos conventionell liebenswürdig, nämlich in ihrem gesellschaftlichen Element und für dasselbe.“

„Sie wissen, liebe Mutter! daß ich viel auf das Heimische halte. Verschiedene Landesarten geben immer eine bedenkliche Verbindung, denn am Ende gleicht doch jeder Mensch seinem Lande, ist ein Repräsentant seiner klimatischen Eigenthümlichkeit, seiner Sitten und Gewohnheiten, und ein stiller Feind und Spötter der übrigen.“

„Ich lobe dich hierum,“ erwiederte die Baronin, „und es sollte sich, denke ich, wohl eine hübsche Landsmännin finden, die deinem Biederherzen ansteht. Wir wollen die adeligen Fräulein der Nachbarschaft mustern. Unsere Goldfalben werden uns willig und rasch überall auf Besuch hinführen.“

„Ich werde ohne den gütigen Rath, das weise Urtheil meiner verehrungswerthen Mutter nie einen entscheidenden Schritt wagen, sagte der Sohn; doch werden Sie auch nicht ungern sehen, wenn ich zuweilen auf meinem mitgebrachten Schweißfuchs einen Austritt mache, und auf Spähe ausgehe. Denn, ich will es nur gestehen, ich liebe den freundlichen Zufall, das Unerwartete, das Romantische, und hätte nichts dagegen, wenn die Prosa des Lebens, die nun, wie ich merke, die Jugendpoesie ablösen, und mit vorrückenden Jahren der Natur der Sache nach immer herrschender werden wird, wenigstens einen etwas phantastischen Eingang hätte.“

Die Baronin strich ein Fältchen, das die Besorgniß über ihre Stirne ziehen wollte, mit ihrer schönen Hand weg. Sie erhoben sich, und sprachen vorläufig von einigen Besuchen, die sie im Laufe dieser Woche noch machen wollten. Sie rief ihm einige junge Frauenzimmer ins Gedächtniß zurück, deren er sich als aufsprossender Knospen erinnerte. Die Blumenbeete, an denen sie hinwandelten, gaben hiebey zu mancher Vergleichung Anlaß, und so fanden die Gräfin H*, die Baroneß P*, das reiche Fräulein von E* ꝛc. ihre Gegenbilder. Mit besonderer Vorliebe schien sie bey Juliana von Mildheim zu verweilen, und mit Antheil zu wünschen, daß er sich für diese entscheiden möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige neuere Nachrichten von Capitän Parry's Reise nach dem Nordpol.

Nachdem wir unsern Lesern, als Beylage zu Nro. 57., die Charte der Gegenden vorgelegt, welche der kühne Seemann Parry durchkreuzte, wollen wir ihnen, zur Ergänzung der schon über ihn erschienenen Nachrichten, einige, neuerdings bekannt gewordene Umstände seiner Reise mittheilen.

Bekanntlich schickte ihn die englische Admiralität ab, um die Versäumnisse nachzuholen, welcher sich Capitain Roß sollte schuldig gemacht haben. Capitain Parry segelte mit zwey Schiffen, dem Hekla und dem Griper, den eilften

Mai 1819 ab, erreichte den 14. Juni das Cap Farewell, die südlichste Spitze von Grönland, und befand sich den 20sten im 64° Br., dort wurde er vom 26. bis 30. Juni vom Eise festgehalten; später brach er sich in 17° Br. einen Weg durch eine achtzig Meilen lange Eisbank, und erreichte am 1. August Lankaster-Sund. Das Meer war hier offen, so wie im vorigen Jahre. Die Schiffe gelangten bis 89° O. L. von Greenwich, ohne viel vom Eise zu leiden; im 90° O. L. entdeckten sie zwey ansehnliche Inseln, die sie Prinz Leopold von Coburg nannten; hier wurden sie von einer starken Eisbank aufgehalten, die sich quer von der Straße Barrow bis zu der, Nord Devon genannten Insel erstreckte. Ihren Lauf ändernd gelangten sie zu einem 14 bis 15 Meilen breiten Eingang, gegen Süden. Nach Westen und in der Mitte war er vom Eise geschlossen, sie segelten also längs der Ostküste, wo ihnen im 71° Br. das Eis den Weg gänzlich verschloß. So wie sie in dieser Einfahrt vorrückten, vermehrte sich die Anziehungskraft der Magnetnadel dermaßen, daß es zu vermuthen ist, der magnetische Pol befinde sich irgendwo in dieser Gegend; vielleicht 70° N. Br. und 100° O. L.

In der Barrow-Straße zurückgekehrt, fanden sie die Eisbank gebrochen, so daß die Schiffe ihren Weg nach Osten fortsetzen konnten. Im 92° O. L. zeigte die Küste, die bis jetzt ununterbrochen fortgegangen war, noch eine große Einfahrt, da man aber nach Westen noch immer Land sah, setzten die Schiffe ihren Lauf fort, und kamen nach einander bey verschiedenen, wie es schien, von Eis ganz umgebenen Inseln vorbey; das Eis hielt sie sogar auf, und zwang sie vom 73° bis 75° N. Br. in Zickzack zu segeln.

Den 4. September entdeckten sie in 100° W. L. eine größere Insel, als alle bisher gesehene, man nannte sie, dem gegenwärtigen Admiralitäts-Präsidenten zu Ehren, Melville. Sie erstreckt sich von 106° bis 114° W. L. Den 12. September erreichten die Schiffe den 112° W. L., und blieben einige Tage im Eis stecken. Der Winter nahte schnell, das Eis nahm sichtlich zu, und der heftige N. O. Wind hielt es in einer beständigen, gefährlichen Bewegung. Diese Umstände machten die Fahrt sehr beschwerlich, und sogar gefährlich. Bis zum 22. Sept. beharrten die wackern Seeleute jedoch gegen alle diese Hindernisse anzustreben; wie sie aber endlich sahen, daß ihnen dieses Jahr nichts mehr zu thun übrig blieb, suchten sie verständiger Weise einen sichern Haven. Die Insel Melville bot ihnen einen solchen, allein um daselbst einzulaufen, mussten sie auf drey Meilen Länge das acht bis zehn Fuß dicke Eis durchbrechen, bis sie endlich am 26. Sept. in fünf Klafter Tiefe, auf Kabeltaus Länge vom Ufer, vor Anker gingen. Dieser Platz, Winterhaven genannt, liegt 74° N. Br., 111° W. L. Während der ganzen Fahrt längs der Melvills-Insel, von 90° W. L., hatten sie südlich stets eine ununterbrochene Eisfläche zur Seite gehabt.

Verschiedene Nachrichten haben schon das Publikum unterrichtet, wie zweckmäßig die Maßregeln waren, die Capt. Parry nahm, um seiner Mannschaft die Trübseligkeit dieses Winteraufenthalts erträglich zu machen. Einigen davon widersprach Capt. Parry selbst in englischen Blättern, wie z. B. der Zeitung, die regelmäßig auf den Schiffen sollte redigirt worden seyn. In diesen Details können dem Publikum leicht Irrthümer mitgetheilt werden; allein der eigentliche Sachbestand ist unzweifelhaft durch den Erfolg bewiesen, [illegible] gereicht Befehlshaber und Befehligten zur größten Ehre: die Mannschaft harrte muthig und unverdrossen diese herbe Prüfung aus, und sezte nach überstandenem Winter ihre Forschungen mit freudigem Muthe fort. Ja, wie die Admiralität jezt vom Neuem eine Sendung nach jenen unwirthlichen Meeren beschloß, hat sich der größte Theil von Capt. Parry's Seeleuten hinzugedrängt, um mit ihrem wackern Anführer das Wagniß noch einmal zu bestehen.

Den 11. November verschwand den Siedlern auf Melville-Insel die Sonne gänzlich. Wie die Schiffe den 26. Sept. im Winterhaven vor Anker gingen, stand das Thermometer auf Null nach Fahrenheit; während December und Januar zeigte der Weingeistthermometer 50° unter Null (36° 44' Reaumur), und im Februar, dem kältesten Monat dieser Breite, fiel der Weingeist auf 54° und 55° (38° 22' bis 38° 67' Reaumur). Während dieser strengen Jahrszeit litt die Mannschaft, so lange sie unter der Bedachung ihrer Schiffe blieb*), nicht sehr; eine leichte Ohrenbedeckung und ein Halstuch reichte gegen die stärkste Kälte hin. Wenn aber der Wind wehte, ward die Kälte so fürchterlich, daß sich ein Jeder unter das Verdeck verbarg. Die oberhalb durch den Dienst zurückgehaltenen Seeleute trugen dick gefütterte Larven, und sobald sie abgelöst wurden, besichtigte man ihr Gesicht, um sich zu vergewissern, daß es keine weisse Flecken angenommen hatte. In den aussserdem auch hermetisch verwahrten Zimmern, unterhielt man eine sanfte, stets gleiche, nach dem Thermometer abgemessene Wärme; sobald aber die äußere Luft Eingang fand, gewann sie solchergestalt das Uebergewicht, daß sie sogleich einen feinen, den Fußboden bedeckenden Schnee hervorbrachte. Um die Nacht durch warm und gut zu schlafen, gab es kein besseres Mittel, als seine Bettdecke in eine Art Sack zu verwandeln, der mit einem Zug am Halse geschlossen war, man kroch hinein, und ließ ihn von den Wachhabenden zuziehen. So ungeheuer diese Kälte war, verursachte sie wenig Zufälle, Dank den Vorsichtsmaßregeln des Befehlshabers! und die, durch den täglichen Dienst nöthige Leibesbewegung schüzte die Mannschaft sogar vor aller Krankheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir wissen aus frühern Nachrichten, daß die beyden Schiffe mit einem breiternen Dach überbaut und solchergestalt vor dem unmittelbaren Andrang der Luft geschüzt waren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. Anfangs März.

Die beyden ersten Monate dieses Jahres gewährten den Einwohnern unserer Stadt, und den in derselben zahlreich anwesenden Fremden in Hinsicht auf Kunst und gesellige Unterhaltung manchen ausgezeichneten Genuß. Das Carneval war glänzender als seit mehreren Jahren, wozu die Anwesenheit einer mit Recht allgemein verehrten und beliebten Fürstin, der Großfürstin Alexandra von Rußland (vormals Prinzessin Charlotte, älteste Tochter des Königs) und ihres Gemahles, auch einiger benachbarten, unserm Regentenhause verwandten Fürsten das Meiste, Einiges aber auch die durch Ball und Konzert erfolgte Einweihung des großen Saales im neuen Schauspielhause beytrug.

Schon seit einigen Monaten erfreuen wir uns der Gegenwart jener erlauchten Fürstin, deren edle Humanität und Herzensgüte, von seltenen Talenten begleitet, ihr die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit Aller, die sie kennen, im In- und Auslande erworben. Ihr Gemahl, der Großfürst Nicolaus von Rußland, hatte sie hieher begleitet, und ist erst vor Kurzem wieder nach Petersburg, jedoch, wie es heißt, nur auf einige Wochen zurückgekehrt, wird aber mit dem Frühjahr seine Gemahlin von hier abholen, und in die Bäder des südlichen Deutschlands begleiten.

Am 10. Februar wurde der Konzert- und Ball-Saal des neuen Schauspielhauses eröffnet. Die Beschreibung desselben verdient Ausführlichkeit. Von einer kunstgeübten Hand entworfen, wird dieselbe darthun, daß Berlin jezt ein Meisterwerk der Architektur besizt, wie solches wenige Residenzstädte aufweisen können. Pracht und Geschmack haben sich die Hand geboten, um diesen Saal angemessen zu verzieren, der bey gehöriger Erleuchtung in einem wahrhaft zauberischen Lichte erscheint! Der erste Ball in demselben wurde durch die Gegenwart des Königs, seiner Familie und des ganzen Hofes verherrlicht, vom Könige selbst eröffnet, und anwesende Fremde aus allen Gegenden Europas gestanden, keinen schönern Verein von Reizen der Gesellschaft und ihres Versammlungs-Lokals gesehen zu haben. Während des Carnevals haben wöchentliche Bälle in demselben, auf eine von dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele Grafen von Brühl eröffnete Subscription, zahlreich besucht von nahen und fernen Gästen, Statt gefunden.

Daß dieser neue Prachtsaal auch Hinsicht der akustischen Verhältnisse in ausgezeichneter Vollendung dasteht, beweist das am 27. Februar in demselben veranstaltete erste Konzert. Das Alexanders-Fest oder die Gewalt der Musik, große Cantate aus dem Englischen des Dryden, übersezt von Ramler, und in Musik gesezt von Händel wurde nach der neuen Bearbeitung von Mozart vor einer sehr glänzenden und fast überzahlreichen Versammlung unter Spontini's und Zelters Leitung von der Sing-Akademie der Königlichen Kapelle und den ersten Sängerinnen und Sängern, beynahe durchgängig mit hoher Vollendung aufgeführt.

Im Laufe der lezten Monate giengen auch — ein seltner Fall — mehrere neue Stücke über unseren Bühnen, doch darauf bleiben möchten wohl wenige von ihnen.

Der erste Plaz unter den neu gegebenen Stücken gebührt wohl dem Drama der Leuchthurm von Houwald. Da über dessen Inhalt und Werth bereits das Wesentlichste gesagt ist, so soll hier nur Herrn Beschort's ganz ausgezeichnetes Spiel als Ulrich gedacht werden, wodurch manche Mängel des Gedichts verschleiert, viele Schönheiten desselben hervorgehoben wurden. Fluch und Segen, Drama von demselben Verfasser, möchte wohl der Anlage nach glücklicher als jenes aufgefaßt seyn, hinsichts der poetischen Schönheit und der Haltung der Charaktere aber jenem beträchtlich nachstehen. Herr Wolf als Günther bewährte seine Meisterschaft in dieser Rolle besser, als in zehn andern, die für sein Alter und seine Kräfte nicht mehr passen. Seiner Frau sagte die Margarethe keineswegs zu. Der Theaterdichter nach dem Englischen (des Foote „the Patron“) nicht eben mit Glück bearbeitet, konnte sich troz allen freylich oft sehr mühselig herbeygezogenen Lokalisirungen und gewagten Wizsprüngen keinen Beyfall erwerben, und ließ, so wie das (sogenannte) englische Sittengemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert „neues Mittel alte Schulden zu bezahlen“ das Publikum unbefriedigt, dessen einer Theil sogar lautes Mißfallen äußerte. Die Odaliske und der Findling sind theatralische Kleinigkeiten, deren wir so viele aufgetischt bekommen, während der ernsten tragischen Muse und ihrer lächelnden Schwester würdige Opfer entzogen, und Fleiß, Zeit und Kräfte tüchtiger Künstler an Halbheiten verschwendet und durch sie aufgerieben werden. Das bewiesen neuerdings die Vorstellungen von Don Carlos, dem Kaufmann von Venedig, Maria Stuart, Lear, welche ohne innere Einheit, ohne Zusammenhalt und Klang zu Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jezt auf unserer Bühne Anlaß gaben, die nur zum Nachtheil des Leztern ausfallen konnten.

Je mehr das redende Schauspiel bey uns sinkt, desto höher steigt und glänzt Musik und Tanz. Daran wird alles gewandt. Othello von Rossini (besonders im dritten Akte voll trefflicher und musikalischer Ideen) erschien so wie Glucks herrliche Iphigenia in Aulis glänzend ausgestattet. Höchst ausgezeichnet durch Gesang und selbst durch Spiel war Mad. Milder als Clytemnestra. Auch das neu einstudierte Neusonntagskind fand außer dem sonntäglichen noch ein neues, und zum Theil auch das alte Publikum wieder. Der Gefangene mit della Maria's Musik verdiente rücksichts dieser wieder auf das Repertoir zu kommen, auf dem es sich wahrscheinlich erhalten wird.

Die Carnevals-Vorstellungen der genannten Opern begannen mit Spontini's Vestalin sehr ominös. Mad. Schulz (Vestalin) und Mad. Milder (Oberpriesterin) erkrankten auf der Bühne fast zu gleicher Zeit so, daß abgebrochen und schnell ein anderes Stück gegeben werden mußte. Indeß genasen die geschäzten Sängerinnen bald wieder, und erhöheten durch ihre Kunst den musikalischen Genuß in den nachfolgenden Opernvorstellungen des Carnevals. Während der Dauer desselben war Mad. Borgondio engagirt. Sie trat zuerst in einem Konzert im Operntheater auf, und nachdem sie zwey Musikstücke von Rossini mit jener Kunstfertigkeit vorgetragen hatte, durch welche ihr Ruf überall bewährt ist, sang sie mit Mad. Milder das Duett: per pieta etc. von Mayr. Der schöne Wettstreit des Sopran und Alt blieb zwischen beyden Meistersängerinen unentschieden, denn keine glich und keine wich der Andern; der stürmische Beyfall, der Beyden gezollt wurde, war aber nur einer. Hierauf trat Mad. Borgondio zweymal als Tancred auf, überraschte ihre Hörer, gewann sie bald für das Neue ihres Vortrags, und wurde sich bey wiederholten Entfaltungen des Zaubers ihrer Stimme bald zum Liebling der Musikkenner machen. Sehr verdienstlich stand die deutsche Künstlerin Mad. Seidler der italischen Kunstgenossin zur Seite, und besonders auch ihrem Mitwirken war es beyzumessen, daß in dieser (in italienischer Sprache gegebenen) Vorstellung Rossini's Tancred, der früher hier nicht recht munden wollte, in ganz anderm Ton erklang. Wir erwarten in diesen Tagen Mad. Borgondio in Glucks Orfeo, und vielleicht auch noch in einem Konzerte zu hören.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 25.

Nr. 25.

Kunst-Blatt

Montag, den 26. März 1821.

Neue Kupferstiche.

The drowned Fisherman painted by R. Westall, engraved by J. Heath. gr. Qu. Fol. 27 fl. 30 kr.

Zu den günstigen Stoffen für bildende Kunst gehören unstreitig auch solche Ereignisse, die nicht, wie im Drama und Epos, von einem Kampf feindselig bewegter Kräfte ausgehen, und eine Verwicklung und Entwicklung zulassen, sondern durch den einzigen unvorbereiteten Moment, in welchem sie abgeschlossen sind, ein rein menschliches Interesse erregen. Die Ballade wählt häufig solche Gegenstände, und wir forschen alsdann nicht nach dem unsichtbaren Faden, an welchem die Erscheinung hängt, sondern verlieren uns in der Wirkung auf das Gemüth. Man vergleiche, in dieser Hinsicht, den Macbeth mit der altschottischen Ballade, Edward, die Herder so trefflich übersezt hat. Dort sehen wir von den Zauberschwestern das erste Saamenkorn der gräßlichen Unthat in das unbewachte, eitle Herz eines sonst tapfern Mannes ausstreuen; wir sehen es aufgehen, und die giftige Frucht des Todes bringen. In der Ballade ist blos die Gewissensangst des Mörders mit wenigen grausenvollen Zügen, obgleich in furchtbarer Steigerung, gemalt. Was vorherging, was folgen wird, kümmert uns nicht, und erfahren wir nicht. Alles ist in einen Moment zusammengefasst, und es ist einzig der Eindruck dieses Moments, was der Dichter beabsichtigte.

Diese Bemerkungen finden ihre Anwendung in dem Kupferstich, den wir hier anzeigen. Man könnte ihn, dem Inhalt nach, gleichfalls eine Ballade, oder ein tragisches Idyll nennen. Ein junger Fischer ist hier ausgegangen an sein Gewerbe:

Kümmerlich traun, wie ein Fischer doch lebt, dem Wohnung die Barke,
Dem das Gewerbe die See, die Fisch, ein trüglicher Fang sind.

Moschos.

Ein Sturm schlägt seinen Kahn um, er ertrinkt, und die Woge wirft den Leichnam, sammt dem Fahrzeuge, ans Ufer. Von banger Ahnung getrieben kommt die Frau mit zwey Kindern, einem Knaben und einem Mägdlein, an den Strand. Sie sieht den Kahn und die Leiche; aber das Segeltuch hat das Haupt des Unglücklichen bedeckt. Zitternd, im zerreißenden Gefühl ihres Verlustes und doch noch zurückschaudernd vor der Gewißheit, die sie schon in sich trägt, versucht die Arme das Antlitz zu enthüllen, und zagt, es zu thun. Der Knabe, von der Angst der Mutter ergriffen, starrt ängstlich auf die Scene hin, allein das Mägdlein, noch unbekannt mit dem Unglück, zeigt mehr Neugierde als Theilnahme.

Dieses Blatt bildet ein Gegenstück zu dem todten Soldaten, den der nämliche Kupferstecher, vor mehreren Jahren nach Wright gestochen. In beyden sind die Motive glücklich gewählt, bey der höchsten Simplizität ist die höchste Klarheit. — Westall ist ein angenehmer Zeichner. In der Anordnung des vorliegenden Bildes ließe sich vielleicht die Lage des ertrunkenen Fischers tadeln, und eben so das Abblicken der Kinder, die doch eigentlich auf das schauen sollten, was vorgeht. Aber das Ganze ist schön gedacht, die Szenerey im großen Styl und von angemessener Beleuchtung. Die Wirkung liegt in der Totalität des Bildes, wie es bey solchen Darstellungen immer seyn sollte. James Heath, als Kupferstecher, bedarf unsers Lobes nicht. Er ist kräftig ohne Uebertreibung, bestimmt ohne Härte, warm und harmonisch.

Der todte Soldat hat ohne Zweifel mehr Tiefe in der Erfindung und eine mehr epische Haltung; das gegenwärtige ist dramatischer und muß eben darum größere Rührung hervorbringen.

—ber.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

(Fortsetzung.)

Tritt man in die Kirche hinein, so sieht man innerhalb einen flachen Bogen, der die Thüre gegen die Kirche deckt und mit denen übereinkommt, die wir im Mittelschloß fast allenthalben, und sogar in den größten Prunksälen finden.

Wir werden weiter unten, bey der Durchwanderung des Mittelschlosses, diese Thüren noch einmal im Allgemeinen betrachten. Die Kirche selbst ist einfach und ein eigentlicher Absatz des Chores gegen das Schiff findet sich nicht, so daß man auch hieraus deutlich sieht, daß an keine Gemeinde hier zu denken ist, die von den die heiligen Handlungen verrichtenden Geistlichen abzusondern war, sondern nur die Gesammtheit der Ritter, entfernt von allen fremden weltlichen Personen, nahm den ganzen innern Raum ein: die Kirche war nur die Hauskapelle der gesammten Ritter; darum ist auch rund um alles auf Chorstühle eingerichtet oder wenigstens deutlich dahin weisend, daß dergleichen vorhanden waren. Das Gewölbe ist im Spitzbogen, sternförmig und durchaus im ganzen Kirchenraum einerley, obgleich das Ganze nicht aus einer Zeit, wie bereits erinnert ist. Es ist daher wohl gewiß, daß Dietrich von Aldenburg bey dem neuen Anbau das Gewölbe durchaus neu machen ließ. Die Länge derselben beträgt 128, die Breite 29½ Fuß und bis zum Schlusse der Wölbung hat sie die nicht sehr bedeutende Höhe von 45 Fußen. Die Rippen stehen auf sehr zierlichen, in abwechselnder Weise verzierten Kragsteinen, welche die Kopfgesimse achteckiger sehr kurzer Pfeilerstücke sind, deren Schluß unten zierlich geschmückte Bilderdächer bilden (also Kragstein und Bilddach in Verbindung). Deren sind achtzehn und unter jedem steht eine Bildsäule, einen Heiligen oder eine Heilige darstellend, meist mit einem Buche in der Hand. Die Arbeit an diesen Bildsäulen ist nicht besonders, indessen kann auch die größere Feinheit der Arbeit durch das spätere Ueberstreichen verlezt worden seyn, doch haben sie im Ganzen, selbst dieß zugegeben, keinen bedeutenden Werth. Dagegen verdienen die Kragsteine, auf denen sie stehen, wieder eine Berücksichtigung, indem jeder mit einer wunderlichen Gestaltenverbindung geziert ist; meist sind es Teufeleyen und in allerhand Windungen und Verschlingungen ringende und kämpfende Menschen und Ungethüme. Eine derselben hat Frick in seinem Werke zur Probe abgebildet. Auch sie sind in späterer Zeit zu dick mit Kalk überzogen, verdienen aber alle eine Nachzeichnung, um zu zeigen, wie wunderlich sich die Einbildungskraft der Künstler oft in die größten Abenteuerlichkeiten verlor. In der Ecke gegen Abend sind zwey Kragsteine wie jene, aber die Bildsäulen darauf fehlen. Es sind daher im Ganzen nur achtzehn Bildsäulen vorhanden, obgleich eigentlich zwanzig seyn sollten. Der eine große Schlußstein im Chor zeigt des Ordens Wappen, die auf einem Sessel sitzende Maria mit dem Christkinde, auf den andern fünf schweben recht zierlich gearbeitete Engel (nur der eine fehlt), eine Verzierungsart, die eben so sinnvoll als gefällig ist, und mir sonst nirgends vorgekommen ist. Rund um die Kirche herum gehen unter den Fenstern, theils höher, theils niedriger stehend, Spitzbogenstellungen neben einander fort, meist mit Bezug auf die unten befindlichen Chorstühle, über denen auch einst eine neuere Schrift befindlich war; von der, durch den abblätternden Kalk, nur einzelne Reste sichtbar werden. In den Feldern unter den Spitzbogen waren die Bilder heiliger Personen, Ritter und Geistlicher, auf die Wand gemalt, von denen einige Spruchbänder mit Inschriften in den Händen trugen. Alle diese Bilder sind auf den Kalk gemalt und wurden späterhin wieder, nebst der ganzen Kirche, übertüncht, und nur durch sorgfältiges Abblättern der neuen Kalkdecken hatte Herr Professor Breisig eine Anzahl derselben entblößen und so zum Abzeichnen gelangen können. Diese Nachbildungen sind für die Malerkunst des Ordens nicht ohne Werth, so daß auf jeden Fall ein Theil dieser Bilder, sie mögen nun jezt so roh und ungefällig, wie sie wollen, erscheinen, zu behalten ist, indem in ihnen der klarste und sicherste Beweis liegt, wie zu der Zeit des Ordens im Lande selbst gemalt worden ist. Ueber den niedrig stehenden Bildern und Bogen ist theils zierliches Spitzbogenwerk, theils ist auch ein blau und rother Teppich darüber gemalt gewesen.

Das Chor ist dreyseitig geschlossen; das mittelste Fenster vermauert (weil vor ihm außen das mächtige Marienbild steht). Auffallend ist es, daß die Fenster im Chore, welche offen sind, nicht in die Mitte ihrer Kappen und Wölbbogen fallen; sondern darin schief, mehr gegen die eine Seite zu, stehen, wobey der Endzweck mir nicht erklärlich ist; denn wenn mir auch einst in den Chorumgängen des Magdeburger Doms diese Verschiebung ihrem Endzweck nach klar war*), so fand doch der dortige Bewegungsgrund hier nicht statt. Der zierlichste Theil der Kirche ist gegen Abend, wo eine Empore sich findet, auf der jezt eine kleine Orgel steht, die früherhin in der Ritterzeit aber wahrscheinlich einen andern Zweck hatte. Diese Empore, zehn Fuß vom Boden entfernt, nimmt die ganze Breite der Kirche ein, und ist mit dem zierlichsten Spitzbogenwerk von Kalkstein, über dem wieder geradlinigte verzierte Schenkel stehen, die mit einem geraden Stabe oben lang aus verbunden sind, geschmückt. Das Ganze bildet eine völlig durchbrochene Fläche altdeutschen Steinwerks; es sind auf jeder Seite der Orgel fünf solche Bogen und Spitzen darüber, von denen, je zwey und zwey, Frick Taf. XVI. eine Abbildung gab. In der Mitte tritt ein Vorbau heraus, der vorne auf zwey kurzen aber schlanken, sechs und einen halben Fuß hohen, Kalksteinsäulen ruht, deren Kopfgesimse überaus zierlich geschmückt sind, denn der aus ihnen gearbeitete Schmuck der Blumen liegt gleichsam, da er weit ausgehöhlt, nur auf ihnen auf, ein Schmuck, der besonders in Professor Breisigs Zeichnungen in seiner ganzen Reinheit und Zartheit hervortritt. Frick bildete sie auch ab, doch zu klein. Diese Säulen halten Spitzbogen und auf diesen

*) Reise durch einige Kirchen und Münster des nördlichen Deutschlands. Leipzig 1819. S. 148.

steht ein offener, sechseckiger, kleiner Altan, der jezt die Orgel trägt; die Seiten waren einst bemalt. Das Ganze zeigt Frick Taf. XVI. Man nennt dieß den Stuhl des Hochmeisters und wohl mag er auch hier im Kranze seiner Ritter bey dem Gottesdienste, dem Hochaltar gerade gegenüber, gesessen haben. An der ganzen hintern langen Empore ist ein zierlicher Simsstab entlängst, mit Laub, Reben und solchen länglichen Früchten, wie bey der Vorhalle des Breslauer Doms, und den Früchten ähnlich, welche das Heidenthum auf die Thyrsusstäbe steckte. Darunter sind die Spitzbogen, die wieder inwendig Zierspitzen haben, unter denen ebenfalls wieder Gemälde standen.

Auf dem Hochaltar findet sich ein höchst merkwürdiges Marienbild. Einst war es ein wunderthätiges und stand auf der nun gänzlich abgerissenen Thorkapelle, deren Stelle nur noch der unermüdlich thätige Orts- und Geschichts-Forscher Marienburgs, der in so vieler Hinsicht wackere Prediger, Herr Häbler, anzugeben weiß. Durch die Schweden verlor es im dreyßigjährigen Kriege den äußern Glanz, die Stelle und die heilige Kraft, steht aber nun durch einen Admiralitäts-Sekretär gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder hergestellt, an neuer Stelle. Man sieht auf ihm Maria mit dem Christkinde auf dem Schooß, in goldenen Strahlen sitzend, auf eine Holztafel gemalt. Der blaue Hintergrund ist mit goldenen Sternen geziert, doch ist alles schon in anderer und späterer Art und Weise, als sonst die goldigen Hintergründe in altitalischen und altdeutschen Bildern gehalten werden. Das Unterkleid der Madonna ist roth; oben um den Hals mit einer Goldspange eingefaßt; die Haare lang niederwallend, auf dem Haupte eine Krone. Wenn nun auch das Gesicht der Maria und überhaupt der Kopf, etwas zu voll und groß ist, so ist doch ein überaus großer Liebreiz darüber gegossen und macht das Bild lieblich und erfreulich. Klar ist es aber auch, daß dieses Bild von keinem deutschen Maler entworfen seyn kann, sondern alle Züge und seine ganze Haltung weisen auf einen alten italienischen Künstler hin. Das Christkind sizt ihr auf Schooß und Armen, der rechte Arm ist um das Kind geschlagen, der linke hält vorne die Beinchen. Das Kind ist in einem weißen Kleidchen oder vielmehr Hemdchen, das vorne um den Hals eine schwarze Einfassung hat. Außerdem scheint es noch in einen Schleyer gehüllt, dessen rothstreifig verzierte Kante über die Hand der Maria hängt. Das Kind hat eine goldene Weltkugel mit Heiligenschein in den Händen und einen Heiligenschein um den Kopf. Das Gesicht des Kindes hat lange nicht das Edle und Schöne der Mutter, es liegt, besonders in der Nase, viel Gewöhnliches und es ist daher ein doppelter Fall wahrscheinlich: entweder war das Christkind Bildniß eines wirklichen Kindes (auch die Mutter könnte wohl Bildniß seyn) oder es ward bey der Ausbesserung, welche im Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts erfolgte, beträchtlich übermalt, wovon sich indessen keine sichern und unumstößlichen Spuren entdecken lassen. Der Untersuchung des Hrn. Professor Breisig zufolge, soll es mit Oelfarben gemalt seyn.

Unten im Chore, unter den Fenstern herum, bilden Spitzbogen auf Stäben stehend, ein scheinbar durchbrochenes Werk, welches zum Theil noch ganz vorhanden ist, zum Theil aber durch die schlechtern, neu eingeflickten, die ganze Kirche entstellenden jesuitischen Altäre unterbrochen wird, oder auch deßhalb ganz zerstört ward. In einer Höhe von 13 Fußen läuft um die Kirche ein kleines Gesims und über diesem fangen erst die Fenster an. Die eiserne Handhabe an der Thüre gegen das neue gegen Mitternacht dabey stehende Gebäude der Geistlichen, ist von einer zierlichen Arbeit und war mit rothem Tuche einst unterfuttert, welches durch die altdeutschen Zierrathen durchschimmerte. In den Fenstern zeigen sich einzelne, sehr verlezte Spuren von Glasmalereyen, die wohl andern werden weichen müssen, da sie meist unvollständig sind.

Unter dieser Oberkirche findet sich eine andere, deren Fußboden mit dem äußern Boden um die Kirche und das Schloß in einer gleichen Höhe liegt: dieß ist die Annenkirche. Sie entstand, als Dietrich von Aldenburg die Kirche verlängerte und die Schlußmauern des Chors gegen Morgen über die alte Wallmauer hinaus und zum Theil darauf sezte. Sie ist, wie die obere, dreyseitig geschlossen, aber weit kürzer als jene, nur 55 Fuß lang, auch, wegen größerer Dicke der Mauern, schmäler, nur 28 Fuß breit. Die mittelste Seite ist hinausgerückt, dadurch treten die beyden andern mehr in die Kirche hinein, das Ganze erhält Aehnlichkeit mit einer Vorlage, und es entstand auf einer jeden Seite eine kleine Nebenkammer, mit einer dazu führenden Thür im Spitzbogen; die auf der rechten Seite ist offen, die links ist vermauert. Der so scheinbar vorlagenartige Schluß, worin der Altar steht, ist zusammengesezt gewölbt, im Spitzbogen, mit fünf Schlußsteinen, von denen der mittelste mit dem Lamm, welches die Siegesfahne trägt, geziert ist, die andern vier aber die Zeichen der vier Evangelisten enthalten. Der übrige Theil der Kapelle ist auch zusammengesezt gewölbt, aber die Gestalt des Bogens ist nicht recht deutlich, wenn nicht völlig rund, ist es doch ein sehr gedrückter Spitzbogen. Die Höhe des Kirchleins ist nur 17 Fuß. Der Hauptschlußstein ist die sitzende heilige Anna mit der Maria auf dem Schooß, die wieder das Christkind auf ihrem Schooße hält. *) Hierum sind sechs Schilde mit verschiedenen Wappen, die wahrscheinlich alle erst in polnischer Zeit ihre Entstehung fanden; der eine dieser Schlußsteine ist sogar von Holz. Im nächsten Gewölbeschlage ist in der Mitte ein Christuskopf und rund um sind wieder die Zeichen der vier Evangelisten als Schlußsteine. In den lez-

*) Ueber diese im 14ten bis 16ten Jahrhundert häufig erscheinende Vorstellung sprach ich schon in meiner oben angeführten Reise S. 241.

ten Gewölbeschlage (der einst Durchgang) sind die Schlußsteine so verlezt, daß man sie nicht erkennen kann, und der mittelste ist abgefallen. Die Rippen, welche hervorragend, stehen in etwas über Mannshöhe auf steinernen Kragsteinen, die alle sehr zierlich gearbeitet sind, obgleich meist verlezt, theils bloße Verzierungen, theils Traggestalten enthaltend. Frick liefert Abbildungen derselben in seinem Werke.

In der Gruft und Erde dieser Kapelle ruhten einst die Hochmeister, dann kamen die polnischen Starosten und Jesuiten. Von leztern haben sich Ueberreste erhalten, von den Hochmeistern aber ist noch keine Spur aufzufinden gewesen, sie mögen wohl durch die spätern Besitzer schon ganz verdrängt worden seyn. Vor und unter dem Altare ist eine kleine Gruft und in dieser ist ein ungefähr zwanzig Fuß tiefes, unregelmäßig in Steinen und Boden mit Mühe eingehacktes Loch, bald enger, bald weiter; einzelne Knochenreste fanden sich in ihm. Ueber die Bestimmung dieses Brunnens ist man ungewiß, ich vermuthe, daß man, vielleicht schon zur Zeit Dieterichs von Aldenburg, versuchen wollte, unten ein so tiefes, großes Gewölbe zu hauen; aber bald verzweifelte man an der Ausführung, da man die große Mühe sahe, die man indessen wohl nicht gescheut haben würde, wenn man nicht auch gefürchtet, daß dadurch die Festigkeit des Gebäudes leiden könnte. Die Sage von einem eisernen Gegitter, auf welches die Leichname der Ritter gelegt wurden und dann vermoderten und niederfielen, ist ganz grundlos, wie viele andere über die unterirdischen Gemächer der Burg. Drey Grabsteine haben sich in der Kapelle erhalten; mehrere mögen da gewesen seyn, aber die Zeit der Polen oder Jesuiten brachte gewiß viele Steine in Unordnung und ganz weg, wie denn z. B. der Stein Heinrichs von Plauen zerbrochen ist und das eine kleine Stück fern von dem andern großen liegt. Der größte, vor dem Altare, ist auch der älteste, seine Inschrift lautet: † DO. UNSER ...... JAR. WES. M. DRI. C. XLI. GAR. DO. STARB. D'. MEIST. SINERICH. UON. ALDENBVRGC. BRUDER. DITERICH. HIE. LEGEN. DIE. MEISTERE. BEGRABEN. DER. VON. ALDENBURGH. HAT. ANGEHABEN. Die Mischung von römischer und ausgeschriebener Zahl ist zu bemerken, aber solche wunderliche Zahlenverbindungen kommen hier bisweilen vor, und sind beweisend für andere in Deutschland, deren Daseyn man hat bezweifeln wollen, und mit Recht, ehe andere dafür sprechende Zeugnisse gesammelt worden. *) Nicht weit von diesem Steine liegt ein anderer, der die eingekrazte Gestalt eines Ritters zeigt, über dessen Haupt auch Buchstaben standen; um den Stein geht eine Inschrift, die aber aller angewendeter Mühe und Aufmerksamkeit ungeachtet, nicht zu entziffern war und leider im Namen am wenigsten. Oben steht .... lichnem zur Seite rechts .... w. dorf. .... links ward begraben. Alles andere möge ein anderer, glücklicher Leser oder vielmehr Errather, entziffern. Der dritte liegt vor diesem: In. der. Jar. czal. xpi. M. CCCC. XXIX. do. starp. dor. erva. . . bruder. heinrich. van planen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Forscher alter Schrift sind auf die wunderliche Mischung der ausgeschriebenen Zahl und der Römischen Zahlen aufmerksam zu machen. Man denke dabey an das Kölner Dombild, wo freylich die Verbindung anders. Aber sollte nicht das, was man dort für O liest, ein C seyn? Eine dem Dombilde zu Köln ähnliche Mischung römischer und arabischer Zahl fand ich noch außerdem in Preußen an dem alten Altare, welcher jezt in der Kapelle zu Lochstädt steht, wo die Jahreszahl so verzeichnet ist. Mo. CCCCC. Ꝗo. Also neben den römischen Zahlen die alte Arabische 4.

London. *)

Am 10. December v. J. war der Jahrstag der Gründung der Königl. Akademie, wo die Wahl des Präsidenten und der anderen Behörden, so wie die Preisvertheilung an die Zöglinge vor sich gehen muß. Thomas Lawrence wurde wieder zum Präsidenten; Hr. Füßli zum Aufseher (Keeper), Hr. Howard zum Sekretär erwählt. Um 9 Uhr wurden die Zöglinge und Zuschauer in das Rathszimmer eingelassen, wo die Akademiker versammelt waren. Sir Thomas Lawrence führte den Vorsitz; er trug das Hofkleid und die prächtige Medaille und goldne Kette, die er vom König erhalten hatte. Die Preise vertheilte er folgendermaßen: Hrn. Watts eine silberne Medaille mit den Vorlesungen von Barrey, Opie, und Füßli, für die beste Copie eines Gemäldes von Ostade, in der Schule der Malerey; — Hrn. Sharp eine silberne Medaille für die zweytbeste Copie in derselben Schule (die Jugend des Bacchus nach Poussin); — Hrn. Morton eine silberne Medaille für die beste Zeichnung nach dem lebenden Modell; — Hrn. Pitts eine silberne Medaille für das beste Modell nach dem Leben; — Hrn. Wood eine silberne Medaille für die beste Zeichnung nach einer antiken Figur (einer der sterbenden Söhne der Niobe); — Hrn. Williams eine silberne Medaille für das beste Modell nach derselben Figur; — Hrn. George Allen eine silberne Medaille für die beste Architekturzeichnung, Plan und Aufriß des chirurgischen Collegiums in Lincolns Inn-Square. — Darauf hielt der Präsident eine Rede an die Zöglinge, worin er zuerst sein Mißfallen über die geringen Fortschritte derer, welche nach dem Leben studieren, ausdrückte. Er deutete die Richtung an, die sie zu nehmen hätten: nach der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Neigungen sollten einige die Kraft und Bewegung, welche die Natur darbiete, zu erreichen suchen — andere die Abweichungen individueller Charaktere — einige männliche Stärke, — andere die Zartheit weiblicher Anmuth — einige sollten die Weiche, Fülle und Natürlichkeit des Fleisches, — andere jene glänzenden Lichteffekte darzustellen suchen, die in der Natur immer überraschen und erfreuen. (Sind dergleichen absichtliche Richtungen aufs Einzelne nicht die nächsten Wege zur Manier?) — Zugleich wies er darauf hin, wie ermunternd es für die Schule in der Malerey seyn müsse, nicht nur die Werke großer Meister vor Augen zu haben, sondern auch an der Seite und unter den Augen großer Meister zu arbeiten. — Dagegen pries er den guten Erfolg, womit nach der Antike studiert werde, und drückte seine Dankbarkeit gegen die Regierung aus, welche der Akademie so herrliche Muster aus der besten Zeit der griechischen Kunst geschenkt habe. Zulezt gedachte er noch rühmlich des Herrn Füßli, welchem der Glanz der Anstalt so vieles verdanke.

*) Durch Zufall verspätet.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. März 1821.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen.

Goethe.

Der Mensch.

Auf sich selber,
Stehe der Mensch!
Seines Daseyns
Höchstes Wagniß
War sein Werden.
Seine Dauer
Wagt er kämpfend,
Trozt den Mächten
Seiner Erde.

Sich vertrau er,
Denn im Daseyn
Hält ihn einzig
Was er in sich
Fühlend schaut.
Glaube kommt ihm
Von den Menschen
Hergetragen;
Doch sie wissen
Selbst nicht, was sie
Thöricht bringen.

Sich erkenn er,
Denn kein Schauen
Lebt in Wahrheit,
Als das Schauen
Seiner selber.
Irrthum nebelt
Um die Geister,
Die, das Fremde
Zu erkennen,
Sich vergessen.

Sich vertrauend,
Sich erkennend
Hat die Seele
Doppelt Daseyn,
Göttlich Leben. —
Heilges Leben!
Dich erfassend
Ahnd' ich Gottheit,
Und mein Daseyn
Kühn errungen,
Stark behauptet,
Löst mit Willen
Und Erkenntniß
Sich in ihr auf!

Angilbert.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Es ist wohl eine oft gemachte Bemerkung, daß der Mensch sich mit Sträuben den auch guten Absichten des andern bequemt, und zwischen die Ausführung schon besprochener Vorsätze gern eine andere Thätigkeit einzuschieben sucht, um etwas Neues, frisch und frey Entstandenes zu treiben. So war auch der Baron ziemlich nachlässig in seinem Freyer-Geschäft, und machte sich immer dieses und jenes Andere zu thun. Es war in diesen Tagen, als er früh erwachte, und auszureiten beschloß, um einige Theile seiner ziemlich weitläufigen Besitzungen zu besuchen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als er, ein paar Stunden von dem Schlosse entfernt, sein Pferd die lezte

Höhe eines Geländes hinauf lenkte, von welcher man die Aussicht auf eine in ihren Bergen und Thal-Einsenkungen mannichfaltige, in ihrem Anbau heiter wechselnde Gegend genoß.

Er fühlte sich das Herz erweitert, angenehme Reminiszenzen aus seiner Jugend mischten sich mit dem Gefühl, als ein Gereifterer mit festerm Tritt hier zu stehen. Dieses Unendliche — er erinnerte sich wohl noch, wie es ihm einst, als er mit seinem Vater am nämlichen Orte geweilt, so wunderbar, so unbestimmt ins unendliche Leben hineingeklungen. So war es nicht mehr. Das Ewig-Verschiedene, das dem Geist des Kindes, des Jünglings eine unerforschlich reiche, perspektivische Tiefe des Menschendaseyns vortäuscht, konnte er jezt im Einzelnen festhalten. Es war die friedlich nährende Erde, es waren die Wohnungen der fleißig sich mühenden Menschen. Wo er in Gedanken sich hinwandte, auf die Nachbarhöhen, in die Thäler, an den Saum der Wälder, in die Steinbrüche, da fand er Alle an dem freundlich ernsten Geschäft, mit Harke und Spaten, Axt und Sichel, unter Schweiß und Labung, Sorge und Gebet, Hoffnung und Hingebung das ewig eine Leben zu gewinnen. Er war seiner so gewiß in diesem Gedanken und Gefühl, als hätte ihn nun nichts mehr in seiner ruhigen Ansicht stören können.

Der Weg zog sich eine Strecke auf der Höhe fort, senkte sich dann abwärts in einen Grund, dessen Tiefe sich dem Auge entzog, wo die Sonne die lezten Streifen des milchweißen Morgendufts von den saftgrünen Matten leckte, und kam jenseits wieder mit einer Obstbaum-Allee geschmückt, zum Vorschein. Er leitete den Blick auf ein Fruchtgelände, das mit höhern in bläulichter Ferne schief sich hinstreckenden Gebirgen begrenzt war.

Aus dem Grunde stiegen ein paar dünne Rauchsäulen empor, und deuteten auf Wohnungen, wo er sich von frühern Jahren her keiner erinnerte. Gern hätte Otto dieses kleine Räthsel gelöst, hätte man nicht zu Hause seiner gewartet. Er beschloß also künftigen Ausflügen etwas vorzubehalten, und trabte der Heimath zu.

Bey Tisch erzählte er die Begegnisse dieses Morgens, und fragte dann, ob in dem kleinen Thale, dessen eine Bergseite das Ziel seines Rittes gewesen, neue Ansiedlungen statt gefunden. Die Baronin bejahte es, und rühmte den Fleiß und die hellen ökonomischen Einsichten des Landmanns Vellberg, der vor zwey Jahren sich hier angekauft habe, und nun durch eine musterhafte Wirthschaft den Bauern dort umher vorleuchte, wie es eine Gesellschaft für Ackerbau und Viehzucht schwerlich besser vermöchte.

Otto war begierig, diesen Mann kennen zu lernen, und weil er, etwas Neuem auf der Spur, dergleichen nicht gern verschob, so verstimmte es ihn fast ein wenig, als seine Mutter mit dem Vorschlag eines Besuchs bey einer benachbarten adelichen Familie dazwischen trat.

Dem scharfen Auge derselben konnte nicht entgehen, daß Otto jedesmal mit einigem innern Sträuben mit ihr in den Wagen stieg, wenn eine solche mit gewissen Absichten veranstaltete Ausfahrt unternommen wurde. Um so mehr glaubte sie aber, ihn für einige Zeit nicht mehr loslassen zu dürfen. „Wenn man an einem Geschäft ist, sagte sie, etwas zweydeutig lächelnd, so muß man beharrlich daran bleiben. Was man verschiebt, unterläßt man wohl am Ende ganz.“ Wir wollen sie nicht davon frey sprechen, daß sie als Frau und Mutter mit etwas zu weit getriebener Ungeduld ein Resultat herbeyführen, vielleicht auch einer sich verirrenden Neigung ihres Sohnes zuvorkommen wollte.

Otto sah, und ließ sich sehen. Er fand sich mehr oder minder angezogen, selten ganz abgestoßen, aber entscheiden wollte sich nichts.

„Diese hübschen Kinder, sagte er einst beym Nachhausefahren, sollte man eigentlich alle zugleich heyrathen; denn jedes hat eine andere liebenswürdige Seite einer künftigen Frau, und alle zusammen gäben die vortrefflichste Gattin von der Welt.“ —

„Nun, nun, entgegnete die Mutter etwas empfindlich, es wird sich doch am Ende etwas finden, was dem Geschmacks-Eigensinne meines Sohnes zusagt. Das Beste haben wir erst noch nicht gesehen. Vielleicht thaten wir recht daran, es auf die Lezte zu sparen. Wenigstens scheint es mein Otto darauf angelegt zu haben. Oder wo liegt es sonst? Bald ist ihm der Weg zu weit, bald ist dem Himmel nicht zu trauen, oder der Tag zu heiß, ein Pferd vernagelt, oder das Gespann von gestern zu erschöpft. Wirklich wäre Juliane von Mildheim nicht so verständig und bescheiden als schön, sie könnte, wüßte sie davon, die Ausflüchte des Mädchenschauers übel nehmen, und schon im Voraus ein Körbchen flechten, um es ihm gleich an die Treppe entgegen zu bringen.“

Ganz ohne Grund war dieser Vorwurf nicht. Wirklich lag bey Otto eine gewisse Abneigung gerade gegen diesen Besuch im Hinterhalt. Pries die Mutter die Vorzüge Julianens, so widersprach ihr im Stillen sein Inneres, denn sie war ihm früher als heranwachsendes Mädchen unbedeutend und wenig versprechend erschienen. Suchte sie durch diese Verbindung die Spannung zweyer Familien über einen seit zwanzig Jahren sie entzweyenden Streit, der endlich gar zu einem, für die jenseitige Partey unglücklich ausgefallenen Zweykampf geführt, aufzuheben, so sah er sich als das Sühnopfer an. Schien ihr die Heyrath auch in Hinsicht der Glücksgüter unverwerflich, ja wünschenswerth, so fand er bey dem eigenen Wohlstand keinen Grund, warum in dieser Beziehung der Neigung auch nur der mindeste Zwang sollte angethan werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige neuere Nachrichten von Capitän Parry's Reise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

Aus der Weise, wie Capt. Parry's brave Mannschaft die ungeheure Kälte ertrug, wäre man zu vermuthen geneigt, daß frühere Nachrichten von den Leiden, die man in jenen Erdstrichen erdulden müsste, etwas übertrieben wären. Uns ist kein Beyspiel bekannt, daß menschliche Wesen bey 55° unter Null gelebt hätten; (das ist mehr als 12° unter dem Punkt, wo das Quecksilber fest wird) ohne viel empfindlichere Folgen zu spüren, als unsre Reisende getroffen haben. Capt. Sabines Bedienter verlor zwar den größren Theil seiner Finger, ein anderer Mann alle äußersten Gelenke der einen Hand, Unvorsichtigkeit zogen Eiterbeulen im Gesicht nach sich; allein unsers Wissens fand kein einziger der traurigen Zufälle statt, die selbst in Rußland so gemein sind. Wenn die Seeleute in freyer Luft zu thun hatten, widerstanden sie der Kälte, indem sie sich bis ans Kinn einhüllten und mit warmen, über Ohren und Stirn herabgehenden Mützen bedeckt waren, und so wie sie des Climas eine Zeitlang gewohnt waren, vermieden sie die gefährliche Wirkung des Frostes, welche sich durch die weissen Flecken der Haut anzeigt, durch das, auch bei uns bekannte, Mittel des Reibens mit der Hand, oder, wenn das nicht hinreichte, mit Schnee, welchem, wenn es sogleich angewendet wird, das Uebel stets weicht. Versäumten sie aber dieses, so entstanden schreckliche Schmerzen, und brandige Geschwüre waren die unvermeidliche Folge. Ein einziger Mann starb während dieser Unternehmung an einem schon von England aus mitgebrachten Brustübel. Er fand auf Melville Insel sein einsames Grab. Das Holz, woraus die Schiffe gezimmert waren, hatte die Temperatur des ihn umgebenden Elements, und wo Eisenwerk hervorragte, war es mit Eisrosen bedeckt Wein, Bier und Branntwein gefroren im Innern des Schiffes, das Bier war nach dem Austhauen verdorben, Wein und gebrannte Wasser noch ganz erträglich. Die Füchse, welche die Matrosen zuweilen erlegten, hatten einen widerwärtigen Geschmack, der Moschus-Büffel schmeckte, wie hartes Ochsenfleisch in einer Moschus-Brühe; jedoch nachdem es hinlänglich gewässert worden war, sollen es die Matrosen lieber, wie das Renntdierfleisch gespeist haben.

Der Besuch eines Bären galt für eine wichtige Begebenheit. Er kam, die Nase in die Luft streckend, auf das Schiff Hekla, Capt. Parry rief seine Schützen herbey, da sie aber durch ein Mißverständniß ein Lauffeuer machten, verwundeten sie ihn nur, so daß er ihnen brummend und blutend entkam. Die Mannschaft verfolgte ihn einige Meilen weit, musste aber, da er sich über einige Eisschollen flüchtete, von ihm ablassen. — Wie die Sonne am tiefsten gegen Süden stand, sah man in dieser Himmelsgegend gegen Mittag eine schwache Dämmerung, die kaum so viel Licht verbreitete, dabey lesen zu können. Der Tag glich dann unsern schönen Winterabenden, die Sterne strahlten, und wenn der Mond am Himmel stand, hatte er einen, den wärmern Erdgegenden unbekannten Glanz. — Nordlichter erblickten unsre Reisende nur ein oder zwey Mal in sehr geringem Grade; gegen Süden waren sie häufiger, gewöhnlich gelb, zuweilen grün, selten roth, meist in süd-östlicher Richtung. Man vernahm nie ein Geräusch dabey, und die Magnetnadel war keineswegs davon bewegt. Der Hauptsitz dieser Erscheinung scheint 60° Br. zu seyn, ihr Licht von Neufundland und den schottischen Inseln gesehen, erscheint viel glänzender als vom Polarkreis aus. Während der ganzen Ueberwinterung sah man nur ein einziges Mal blitzen. — Sobald die Witterung milder ward, gärtnerten die Offiziere, sowol indem sie ihre Ansaaten mit Strohmatten schützten, als auch in freier Luft. Einem von ihnen gelang es, seine Erbsen acht bis zehn Zoll hoch zu ziehen, wo man sie als Gemüse bereitet verspeiste. Rüben gedeihten bis zum zweiten Blatte, Zwiebeln und Lauch gingen gar nicht auf; in den Schiffen zogen sie Kresse und Senf für die Kranken; so lange das Licht ausgeschlossen war, blieben die Pflänzchen gelb, nachdem sie aber bey rückkehrendem Frühling nur einige Helle genossen, färbten sie sich, sehnsuchtsvoll nach dem Lichte sich wendend, in saftiges Grün. — Die Offiziere errichteten Denkmale an mehreren erhabenen Orten, denen sie, in Bouteillen verwahrte Nachrichten, von ihrem Unternehmen beyfügten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. Anfangs März.

(Beschluß.)

Der Königl. Kammermusikus Hr. Stölzel hat ein neues Blasinstrument erfunden, das er chromatisches Tenorhorn nennt, und welches hier zuerst von dem Kammer-Musikus Hrn. Belke, (wegen seiner geschickten Behandlung der Baß-Posaune geschätzt,) mit verdientem Beyfall öffentlich gespielt wurde.

In unsern vielbenutzten Opernhause fanden übrigens auch während des dießjährigen Carnevals wöchentlich an jedem Dienstage Redouten statt, die troz der großen Geräumigkeit des Lokals bis zu dessen Ueberfüllung besucht waren. Der Eintritt wird mit 16 Groschen für die Person bezahlt, und die Herren können in Stiefeln erscheinen. Dieß sind zwey Uebelstände, die das höhere Vergnügen stören, indem die Gesellschaft dadurch zu gemischt wird. Kein Eintrittsgeld oder ein recht hohes, — in jedem Fall aber die unerläßliche Bedingung des saubersten Anzuges von Kopf bis zu den Füßen, und die Versammlung würde weniger (lästig) zahlreich, aber gewählter und unterhaltender, wenn auch weniger laut seyn.

Außer den Hoffesten und Faschings-Belustigungen zog übrigens noch eine öffentliche Feyer mit ernsterm Sinne und zu höherm Zweck begangen, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme der Hauptstadt auf sich. Preußens auch im Auslande hochgeschäzter Minister der Justiz, Hr. Friedrich Leopold von Kircheisen erlebte nämlich, in noch schöner Fülle der Kraft, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, und wurde von dem Könige, als Zeichen der Anerkennung seiner seltenen Verdienste, mit dem schwarzen Adler-Orden verehrt. Die verschiedenen Justizbehörden in hiesiger Stadt und in allen größern Städten der Monarchie feyerten dieß frohe Ereigniß auf eine passende Weise und mit der gerechtesten Theilnahme. Im Sizungssaale des hiesigen Kammergerichts wurde Kircheisens Büste, von Rauch in kararischem Marmor gearbeitet, im Versammlungszimmer des hiesigen Stadtgerichts aber dessen Bild in Lebensgröße von Wilhelm Schadow gemalt, mit passender Feyerlichkeit aufgestellt. — Das Büreau-Personale des Königl. Justiz-Ministerii überreichte seinem Chef eine Denkmünze mit

dessen Bildnisse und der sehr treffenden Inschrift: strenuo juris ac legum per L. annos vindici.

Als literarische Novität ist ein seit dem 1. Januar erschienenes von Symanski redigirtes Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung der Zuschauer betitelt, zu nennen, und Dr. F. Kuhn legt seinem Freymüthigen seit Anfang des Jahres ein Zeitungsblatt für Theater und Musik bey.

An der Kunstreise, welche der General Menu von Minutoli im leztverwichenen Sommer von hier nach Egypten, Syrien, Klein-Asien und Griechenland unternahm, hatte sich ein kurz zuvor zum Professor bey der hiesigen Bau-Akademie ernannter Architekt, Herr Louis Limann angeschlossen. Derselbe ist bey einer von Egypten aus in wenig besuchte Wüsten unternommenen Nebenreise, ein Opfer des Klima und seines Forschungs-Eifers geworden, erkrankt nach Alexandrien zurückgekehrt, und dort am 13. Dec. v. J., zu früh für die Kunst, der er sich gewidmet hatte, gestorben.

Leipzig. Februar.

Ich habe noch zu berichten, was seit Anfang dieses Jahres die hiesige Bühne geleistet hat, beschränke mich aber, um diesen Blättern den Raum und mir die Zeit zu sparen, jezt, wie immer, nur auf ausgezeichnete Veränderungen, welche mir bekannt worden sind, und insbesondere auf neue Darstellungen unsrer Bühne. In dem Monat Januar fielen mehrere gelungene Wiederholungen z. B. der Heimkehr von Houwald, der beschämten Eifersucht, der Johanna von Montfaucon (in den zwey sehr verschiedenen Johannen des ersten und lezten Stücks war Mad. Miedke sehr an ihrem Platze, und Hr. Thieme als Estavajel); die Schiller'sche Johanna aber, in welcher ein Gast vom Prager Theater den Tribaut d'Arc ziemlich roh darstellte, kann nicht dahin gerechnet werden, vielleicht eben um des Unterschieds willen. Der unglückselige Carolus Magnus (Fortsetzung der Kleinstädter) von Kotzebue, erschien zum ersten und wahrscheinlich auch einzigen Male auf unserer Bühne. Neu einstudiert war Zieglers Partheyenwuth, welches Schauspiel auch seine Wirkung nicht verfehlte, das Publikum durch die mit jedem Augenblicke wachsende Gefahr, welche Verrätherey und Blutdurst zwey edelgesinnten Liebenden (Lady Laud und Sir Hamilton — durch Mad. Miedke und Hr. Thieme gut repräsentirt) drohen, bis zur plözlichen Wendung der Dinge in neugieriger Spannung zu erhalten. Der blutsüchtige Demokrat, Gottlieb Coke, ist unstreitig die Hauptrolle, um derentwillen das ganze Drama geschaffen zu seyn scheint. Sie ist mit einer gewissen Vorliebe ausgeführt und auf den Effekt gestellt, dahingegen die übrigen Charaktern nur flach gezeichnet sind; Diese Rolle wirkt aber gleichsam schon von selbst durch das Geheime und Schreckliche, welches der hinter der Kälte und Unscheinbarkeit hervorlauschende Tyrannengeist hat, und ich glaube daher nicht, daß der Darsteller Hr. von Zieten diese Rolle glücklich zur Darstellung bringt, indem er Gesichtsverzerrungen und Bewegungen anwendet, welche die Zeichen offenbarer Leidenschaftlichkeit sind, und jenes Geheime mit dem Interesse daran aufheben. Auch erinnere ich mich dieselbe von andern Schauspielern immer wirksamer und treffender gesehen zu haben. Von Opern war neu und zwar sehr fleißig einstudiert die heimliche Ehe von Cimarosa. Die lieblichen, leicht dahin fliegenden Melodien des altitalischen Meisters, die komischen Verhältnisse der Personen, das Ineinandergreifende der Leistungen machte die Vorstellung zu einem erfreulichen Ganzen, wenn man auch im Einzelnen Leichtigkeit des Spiels, Fertigkeit der Zunge, Feinheit der komischen Darstellung vermißte. Im Spiel und Gesange gleich befriedigend wurden die Parthien der Dorine (Dem. Böhler) und der Schwester des Hieronymus (Mad. Müller). Daß Herr Genast den Grafen etwas geckenhaft nimmt, ist wohl richtig; doch sollte man auch den adeligen Roué noch mehr sehen, welcher durch eine Heurath mit der reichen Kaufmannstochter (versteht sich, daß der Kaufmann selbst, obgleich komisch, nicht wie ein Krämer aus Krähwinkel erscheine) seine Finanzen zu arrangiren strebt; auf jeden Fall würde es gut, und dem Ganzen günstig seyn, ihn etwas lebhafter und rascher zu geben, damit er nicht zu sehr ins Einfältige und Langweilige falle. Neu einstudiert war Johann von Finnland, Schauspiel von Fr. v. Weissenthurn. Dieses Stück gehört zu den mittelmäßigen Produkten, deren jede Direktion als Lückenbüßer bedarf, und die bey uns in diesem Augenblick häufiger vorkommen müssen, da Mad. Genast ihrer Niederkunft entgegengeht. Aus lezterm Grunde sehen wir auch einige von dieser braven Schauspielerin bisher dargestellte Rollen durch Dem. Hauff d. ä., (z. B. die der Bertha in der Ahnfrau) und Mad. Miedke besezt. Zu den bessern Wiederholungen gehörte der Taubstumme (in welchem Dem. Hauff d. ä. den Theodor befriedigend darstellte) und Otto von Wittelsbach. Von Opern war im Monat Februar neu einstudiert, Aline mit Musik von Berton. Diese Oper mit ihrer piquanten, aber leichten und schreyenden Musik war sonst sehr beliebt. Warum sie jezt nicht mit dem großen Beyfall aufgenommen wurde, ungeachtet einzelne Personen (Mad. Werner als Aline, und Hr. Höfler als St. Phar) sehr Lobenswerthes leisteten, und auch das Aeußere von der Direktion geschmackvoll und anständig ausgestattet war, kann wohl daran liegen, daß das Scherzhafte und Spielende derselben etwas ins Plumpe und Läppische gezogen wurde, die Chöre noch nicht recht zusammenpaßten, und viele jezige Musikhörer das Nichtüberladene — als veraltet verschmähen.

Das wichtigste im Monat Februar war die Aufführung des Bildes von Houwald. Dieses Bild gehört in Hinsicht auf Feinheit, Weichheit der Zeichnung und ihre Wirkung auf die Mehrzahl des heutigen Publikums zu der Gattung der Sammetmalerey; ein Vergleich, der sich ausführen ließe, wenn der Raum dazu wäre, und nicht schon so vieles selbst in diesen Blättern über dieß Gedicht gesagt worden wäre. Daß es ungeachtet einiger großer Unwahrscheinlichkeiten, an welchen der Plan, und dadurch auch die Charakterschilderung leidet, durch gemüthliche und warme Schilderung rührender Gefühlszustände, und besonders einer zarten Liebeswehmuth den Zuschauer sehr anspricht und interessirt, haben wir auch bey dieser im Ganzen sehr gelungenen Aufführung wahrgenommen, welche von dem größern Theil des Publikums mit lebhafter Wärme aufgenommen wurde, und auch das Hervorrufen sämmtlicher Hauptpersonen des Stücks nach Beendigung der Darstellung bewirkte. Da das Verdienst sämmtlicher Spielenden ziemlich gleich ist, und einzelne Anstöße (z. B. des Meister Spinorosa zu jugendliche Erscheinung) bey dem gegenwärtigen Bestand der Bühne kaum zu vermeiden waren, so kann man diese Darstellung wohl im Ganzen gelungen nennen, und ich würde nichts herausheben, wenn nicht die Aufmunterung eines jugendlichen Talents, welches in dieser Darstellung sehr angenehm überraschte, Pflicht wäre. Dieses ist Dem. Hauff d. j., welche den Sohn der Camilla, Leonhard, mit einer innern Wärme, Unbefangenheit und Rundung darstellte, welche die Zeichen eines hervorbrechenden Talentes sind. Die schönen Stellen, welche in der genannten Rolle sind, wurden von ihr nicht blos gut gesprochen, sondern mit solcher Innigkeit ausgedrückt, daß sie das Publikum zu wahrhafter Begeisterung hinrissen. Besonders begeisternd war der Vortrag der schönen Stelle, in welcher sie den Anblick der Alpen schildert, die allgemein empfunden werden muß. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 25.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. März 1821.

Dichtkunst.

Schauspiele des Lopez (Lope) de Vega, übersezt von Julius Graf von Soden. Erster Band. Mit Lopez (Lope) de Vega's Portrait. Leipz. 1820. J. Amb. Barth. XL und 372 S. gr. 8.

F. welche ausländischen Dichter verdienen übersezt zu werden? A. Die Besten. F. Und welche ihrer Werke? A. Die Besten. F. Kömmt dabey das Kolorit mit den schönen Formen der Behandlung in Betracht? A. Allerdings; die Cirkassierin verliert, wenn sie sich in die Fresko-Toilette eines Guggisberger Mädchens wirft. *) Was ist von einem Uebersetzer zu sagen, der nach dem Mittelmäßigen greift, wenn Gutes da ist (sonst muß er es ganz bleiben lassen) und die schöne Form seines Originals wenigstens großen Theils vernachlässigt? A. — —

Gedankenstriche heißen immer nicht viel mehr, als sehr wenig. Und sollte das von dieser Uebersetzung des Lope gelten? Leider, ja! wer Lope de Vega nicht kennt, wird sich bey dieser Auswahl kaum Glück zu der neuen Bekanntschaft wünschen; und wer ihn kennt, wird mit dem Rec. sagen, daß mit der Vernachlässigung der Form das Kolorit des Originals verloren gegangen ist. Bey Dichtern, die, wie Lope, weder durch Gedankenreichthum, noch durch Tiefe des Gefühls glänzen, muß ein schönes Gewand diese Blößen bedecken, wenn wir uns nicht bald mit Ueberdruß von ihnen wenden sollen. Ueberdieß hat uns Schlegel und wenige Andere mit Ansprüchen an Uebersetzungen bekannt gemacht, die gar nicht so bequem zu befriedigen sind, als unser Uebersetzer zu glauben scheint.

Die Einleitung enthält eine Darstellung von Lope de Vega's Leben, Charakter und Schriften. Wir fanden nichts Neues. Bouterwerk, Schlegel, Lord Holland und Sismondi nebst Andern haben Aehnliches und Besseres über diesen Gegenstand gesagt. Folgende zwey Aussprüche widersprechen sich: S. IV. „Cervantes schrieb zu diesem Ende (Lope de Vega's falschem Geschmack eine andere Richtung zu geben) einige ironische Stücke voll Abentheuer, Wunder und Unwahrscheinlichkeiten." (Das mag der Jude glauben; Cervantes schrieb solche Lustspiele, aber gar nicht ironisch, sondern weil es der Geschmack seiner Zeit so mit sich brachte.) S. XIV. „Navarre hat Unrecht, wenn er die Komödien des Cervantes für Parodieen von Lope de Vega erklärt." Die Idee der Trefflichkeit, die man nach S. XVIII einst durch Lope's Namen auszudrücken pflegte (man sagte z. B. ein Lope-Diamant) möchte bey dieser Lope-Uebersetzung zu einem Irthum führen. Die Vertheidigung des spanischen Gracioso S. XXXIV (den der Hr. Graf mit Unrecht von Lope de Vega eingeführt wissen will) wäre ganz unnöthig gewesen, wenn es ihm beliebt hätte, irgend ein Stück zu wählen, wo Gracioso's herrliche Späße seine Vertheidigung selbst führen. Unserer neuern dramatischen Dichtkunst ist der Hr. Graf sehr abhold (S. XXXVI u. f.) und fällt derb gegen sie aus: er scheint es aber unserer Grammatik auch zu seyn, denn wegen hat bey ihm stets den Dativ nach sich.

Dieser erste Band enthält drey Schauspiele: 1) die Köhlerin. 2) Das Landhaus von Florenz. 3) Die drey Diamanten. Die Fabel jedes dieser Stücke hier auseinander zu setzen, würde zu weit führen. Zu einer Bearbeitung für die Bühne paßt, den Wünschen des Uebersetzers zuwider, keines der drey Schauspiele. Am interessantesten ist noch die Quinta de Florencia.

Rec. kann der sogenannten Uebersetzerschnitzer schon darum keine nachweisen, weil er von den genannten drey Stücken nur wenige Stellen exzerpirt hat, und außer der Madrider Ausgabe von Lope de Vega's Werken (21 Bände 1776 und 77 in 4.) in welchen keines der hier übersezten Schauspiele sich vorfindet, von diesem Dichter nichts besizt. Darum ist aber nicht zu verkennen, daß der Uebersetzer, wenn er etwas nicht verstand, entweder ganz darüber hinwegsezte, (was sehr häufig geschehen,) oder Gedankenstriche machte, die sich zu dem Uebersetzen ungefähr ver-

*) Man vergleiche jedoch, was bey Gelegenheit der kaum deutschen, Malsburg'schen Uebersezungen aus Calderon in Nr. 16. des vor. Jahrg. über das Nachbilden fremder metrischer Formen gesagt worden ist.

M.

halten, wie die Springstange zu einer Brücke. Rec. findet die Gedankenstriche sehr bequem und wundert sich, daß noch niemand auf den Einfall kam, Monologe oder ganze Trauerspiele blos aus Gedankenstrichen bestehen zu lassen; es fände sich dann doch etwas von Gedanken, nämlich die Striche.

Wie der Uebersetzer es mit der Sprache hält, mag aus diesen wenigen Beyspielen erhellen:

S. 40. König. Was macht Laura? Bras. Danks Gott! So gut und schön, als selbst sie ist.

Im Original: „Como esta Laura?“ — „A la he, como ella misma, muy bella.“ Das spanische esta bella ist nicht zu übersetzen. A la he, heißt nicht „danks Gott“ sondern so viel als ciertamente.

S. 54. — wisse,
Daß Bras sich täuscht, und daß er Lauren liebt.
Auf einer Wiese sah ich ihn; er lauerte.
Die Hände wusch sie an der Quelle, und es schien
Als wollt mit seinen deren Schnee er fassen.

In der Druckfehler-Anzeige (!) wird deren durch den Schnee der Hände der Laura erklärt. Wer gedenkt da nicht des horazischen hic non erat locus“?

S. 34. rondar mit Fenstern übersezt: rondar heißt um etwas herum gehen, faire la ronde.

S. 63. Die Pauken und Trompeten kundeten (verkündigten).

S. 67. Es kundet ihre Klugheit, daß rc. (Es zeugt von ihrer rc.)

S. 83. Mit dem Kochlöffel kriegst du eins aufs Dach.*)

Ueber jedes der Schauspiele hat sich der Uebersetzer in einem Anhange eigens ausgesprochen. Es sind aber diese Anhänge weiter nichts, als sogenannte Lobhudeleien, ohne alles Verdienst. Besser wäre es gewesen, er hätte hier die Quellen nachgewiesen, aus denen Lope den Stoff zu seinen Schauspielen nahm, und gezeigt, wie dieser Viel- und Schnellschreiber gegebene Stoffe auffaßte und behandelte. Die Leser hätten z. B. erfahren, daß die Quinta de Florencia, wenige kleine Züge ausgenommen, aus den Novelle di Bandello genommen ist, und also das Sujet des Stücks ihm, dem Meister, nicht ganz angehört, wie der Hr. Graf S. 213 diktatorisch anrühmt. Lope de Vega hat den Bandello überhaupt fleißig benuzt; so ist, um nur Ein Beyspiel noch anzuführen, seine Viuda de Valencia (die Wittwe von Valenzia) gleichfalls des lieblichen Novellisten Eigenthum: nur sind dort noch drey Liebhaber der Heldin mitaufgeführt, und das Stück endigt bey Lope mit einer Heirath, Bandello's Novelle mit dem Tode des begünstigten Liebhabers.

*) Im Lustspiele, und in dem Mund eines gemeinen Menschen, geht das wohl mit.

M.

Möchte der Uebersetzer, wenn er das begonnene Werk fortsezt, eine strenge Auswahl unter den Schätzen, die Lope de Vega hinterließ, zu treffen wissen, und sich die Zeit nehmen, die Uebersetzung, so viel als möglich ist, den Formen des Originals anzupassen. Wenn wir seine Arbeit jezt schon als nicht unverdienstlich erkennen, so würde er sich dann gewiß des wärmsten Dankes aller Freunde der spanischen Literatur zu erfreuen haben.

Druck und Papier sind sauber; Lope's Portrait rein gestochen, aber mehr Druckfehler erinnert sich Rec. kaum in einem so engen Raume beysammen gefunden zu haben.

D. Adr.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. November 1820.

(Fortsetzung.)

(Länder- und Völkerkunde.) Von dem vorläufig angezeigten Werke: Histoire physique, civile et morale de Paris, seit den ältesten historischen Zeiten, bis auf unsere Tage; von Delaure, in 8 Oktavbänden, ist der erste Band erschienen, und entspricht der Erwartung, die man sich von diesem wichtigen Unternehmen gemacht hatte. Nicht als ob dieses Werk das einzige wäre, womit man versucht hätte eine Lücke in der französischen Literatur auszufüllen, im Gegentheile ist vieles und mancherley über Paris geschrieben worden, aber die Geschichte dieser Stadt, die stets so reich an Begebenheiten war, und deren Schicksal nicht selten das Schicksal des ganzen Landes entschied, in dem freymuthigen Sinne aufzufassen, wie H. Delaure zu thun sich bestrebt hat, daran war in jenen beschränkten Zeiten nicht zu denken, wo der Schriftsteller oft die Wahrheit unter Schloß und Riegel zu halten sich genöthiget sah, aus Furcht selbst unter Schloß und Riegel gesezt zu werden. Ueberdem war bey der Geschichte der entfernten Zeiten die Fabel zu sehr vorherrschend, auch in späteren Zeiten noch der Geschmack zu wenig gebildet, als daß ohne ungereimte Ueberlieferungen nachzubeten, der Schriftsteller auf Beyfall hätte rechnen können, wären seine Kenntnisse und seine Urtheilskraft auch hinreichend gewesen, den Schleyer der Erdichtung zu heben und der Wahrheit nachzuforschen. Man muß es daher H. Delaure Dank wissen, daß er dieses dem Bedürfnisse unseres aufgeklärten Zeitalters angemessene Werk zu Tage gefördert hat. Er war zu dessen Bearbeitung im Stande, denn sein ganzes Leben ist dem Studium der Geschichte und der Alterthümer seines Vaterlandes geweihet gewesen. Auf leztere sich stützend zeichnet er unverbrämt und getreu die Thatsachen, die auf die bürgerliche und moralische Geschichte dieser Hauptstadt Bezug haben. Er giebt dieser Geschichte so viele Abtheilungen, als sie wichtige Zeitabschnitte enthält, und diese zerfallen wiederum in so viele Nebenabtheilungen, als sich Könige in derselben befinden. Jede Abtheilung schließt mit einem Gemählde des physischen, bürgerlichen und moralischen Zustandes von Paris während dieses Zeitabschnitts, und die hier zusammengestellten Züge sind gewiß nicht so reizend, daß der Leser dadurch bewogen werden dürfte die sogenannte alte glückliche Zeit wieder zurück zu wünschen. Vorliegender erster Band

führt die Geschichte von Paris bis zu der Regierung Philipp Augusts. Er enthält sechs Kapitel, die folgende Gegenstände umfassen: den physischen Zustand von Paris; den Ursprung der ersten Einwohner dieser Stadt; Paris unter der Römerherrschaft; unter der ersten Race der Franken; unter der zweyten Race, endlich von Hugo Capets Usurpation, bis zu Philipp August. Eine weitere Zergliederung würde uns zu weit führen, doch glauben wir noch hinzufügen zu müssen, daß dieses Werk die besondere Aufmerksamkeit des Auslandes verdienet und zur Uebersetzung zu empfehlen ist, daher wir uns auch länger, als bey anderen Schriften, dabey aufgehalten haben. Der erste Band ist mit einem Plane von Paris aus den ältesten Zeiten und mit mehreren Kupfern geziert, die noch jezt vorhandene Denkmale darstellen. 32 Bogen Druck. Preis 8 Fr. Bey Guillaume.

Philologie. Parallèle des langues grecques anciennes et modernes, par Jules David. Gegenwärtige Schrift ist die Frucht vierjähriger Beobachtungen, die H. David, Sohn des berühmten Mahlers dieses Namens, während seines Aufenthalts in Griechenland anzustellen Gelegenheit hatte. Er lernte daselbst mit vieler Geläufigkeit Neu Griechisch reden und schreiben. Er hält die Kenntniß dieser Sprache für unentbehrlich, um die Sprache Homers gründlich zu erforschen. Die Zusammenstellung dieser verwandten Idiome ist sehr sinnreich und mit feinen Bemerkungen durchmischt. H. David berührt auch mehrere Punkte der alten Sprachlehre, die bis jezt noch nicht ganz erschöpft, oder gar mit Stillschweigen übergangen waren. Dahin gehören die Theorie der Syntelie und der Paratase, die Wortfügung und der Unterschied der hypothetischen Redensarten. Ueber alle diese Gegenstände verbreitet der Verfasser in gegenwärtiger Schrift ein helles Licht. Bey Eberhart.

Dichtkunst. Auf dem französischen Parnaß ertönen seit einiger Zeit nur Freudengesänge über die Geburt des Herzogs von Bordeaux. Alle anderen Lieder scheinen darüber zu verstummen, daher wir auch in diesem Fache nichts Neues anzuzeigen haben, als eine, August Richome unterschriebene, Epître en vers à mon frère Gabriel sur son penchant à la poésie, von einem halben Bogen Druck in 8. Diesem winzigen Produkte können wir noch einen Schwank in Prose und Versen hinzufügen: Voyage de Pansan la Tulipe dans l'île d'Erretelgna. Das lezte Wort dieses Titels ist ein Anagramm. 1 Bogen Druck in 18. Bey Rosa.

Dramatische Dichtkunst. Clovis, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Viennet, wurde den 19. Oktober auf dem ersten franz. Theater aufgeführt. Der Verfasser war bereits dem Publikum vortheilhaft bekannt, besonders durch sein kurz vorher erschienenes Gedicht Parga. Verhältnißmäßig ist gegenwärtiges Trauerspiel vielleicht minder gut gerathen als jenes Gedicht, wenigstens sind die Karaktere, so wie die ganze Handlung des Stücks, nicht dramatisch genug; aber der Styl ist rein, die Verse sind wohlklingend, und mehr bedarf es oft nicht, um auf der Pariser Bühne glücklich durchzukommen. Doch selbst in Betreff der Handlung dürfte es schwer halten, an den drey ersten Aufzügen etwas zu tadeln zu finden; nur die beyden lezten stechen dagegen etwas grell ab: es herrscht in denselben ein ermüdender Wirrwar, und man glaubt es wahrzunehmen, daß es dem Verfasser Mühe gekostet habe, die Entwickelung herbeyzuführen. Fast alle Handlung ist in denselben hinter die Bühne verlegt, dagegen sind die recits vervielfältiget, und es hält schwer dem Faden oder der Verkettung der Ereignisse zu folgen. Die Rolle des Königs Clovis ist mit Kraft gezeichnet und enthält viele einzelne Züge von großer Schönheit. Cloderic, eine andere Hauptperson des Stücks, ist nicht minder gut gelungen und vergegenwärtiget gewissermaßen die so oft verschriene Rohheit der Franken. Eben so Cosaire, der die Arglist und Treulosigkeit des Bizantinischen Hofes in seiner Person auffallend vereiniget. Die übrigen Rollen sind dagegen sehr schwach. Der Heerführer der Gallier, Siagrius, zeigt in verschiedenen Auftritten so wenig Charakter, daß der Antheil dadurch verwischt wird, den sein heldenmüthiges Betragen anfangs eingeflößt hatte. Seine geliebte Eudomire, Schwester des Königs, ist völlig unbedeutend. Ueberhaupt befinden sich alle Personen dieses Trauerspiels fast immer in der nämlichen Lage; die Vorstellung wird dadurch, wo nicht kalt, doch zu einförmig; und, unbeschadet des Dichtertalents des Verfassers, dürfte das Ganze schwerlich einen Vergleich mit Lemerciers Clovis aushalten, dessen Vorstellung auf eben dieser Bühne so lange verzögert wurde, daß der Verfasser alle Geduld darüber verlor und zu Anfange dieses Jahrs sein Trauerspiel wieder zurück nahm. (7 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Barba). — Von den übrigen Bühnen verdienen hier erwähnt zu werden: La jeune tante, komische Oper in einem Aufzuge, von Mélesville, den 18. Oktober zum erstenmal auf dem königlichen Theater de l'Opera comique aufgeführt. 2½ Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Hubert. — La petite Corisandre, Vaudeville in einem Aufzuge von Dupin, de Coucy und Carmouche, den 11. Oktober auf dem Theater der Porte Saint-Martin zum erstenmale aufgeführt. 2 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Mad. Huet.

Romane. La Vierge d'Arduène, oder Skizze der Sitten und Gebräuche der Gallier vor der christlichen Zeitrechnung, von Elise Voiart, durch mehrere wohlgelungene Uebersetzungen aus dem Deutschen bekannt. Gegenwärtige Dichtung ist auf eine alte Sage gegründet. 28 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. 50 Cent. Bey Bataille. — Pierre le Grand et les Strelitz, ou la forteresse de la Moskwa, par Mme Barthélemy-Hadot. 3 Bände in 12. 35½ Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Lecointe. — Ornea, ou l'Assassin du Nord; par Mme la Comtesse de Choiseul. 4 Bände in 12. 49 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Marc. — Vivonio, ou l'Heure de la retribution; par Sophie Frances. 5 Bände in 12., 59½ Bogen Druck. Preis 12 Fr. 50 Cent. Bey Dentu. — Valentine, ou le Pasteur d'Uzes; par Victor Ducange. Von dem nämlichen Verfasser sind zwey andere Romane, Agathe und Albert, bekannt. 3 Bände in 12. 37 Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Barba. — — Georgette, ou la Nièce du tabellion, par C. P. de Kock. 4 Bände in 12. 35 Bogen Druck. Preis 10 Fr. Bey Hubert. — Clara, ou les femmes seules savent aimer, ist nach dem Deutschen der Frau von Lamotte-Fouqué übersezt. 3 Bände in 12. 33½ Bogen Druck. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Wittwe Lepetit. — Von einem ältern, zu seiner Zeit viel gelesenen, obwohl etwas leichtfertigen Roman, Les Amours du chevalier Faublas, par Louvet, lassen die Buchhändler Tardieu, Ledoux, André und Pélicier eine neue glänzende Ausgabe bey F. Didot drucken. Sie wird aus 4 Oktavbänden bestehen, und mit 8 vortrefflich gearbeiteten Kupferstichen gezieret seyn. H. Delatouche hat eine Lebensbeschreibung des Verfassers hinzugefügt. Alle 4 Bände sollen gegen die Mitte des Monats März zugleich erscheinen. Der Unterschriftspreis ist bis dahin, auf geglättetem Papiere 25 Fr., auf Velinpapier 50 Fr.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Bibliographie Italiens.

(Fortsetzung.)

Il Decamerone di messer Gio. Boccaccio. Firenze, 1820. presso Giuseppe Molini e Comp. Obschon nachgedruckte Werke in der Regel hier keine Stelle finden werden, so muß doch das gegenwärtige theils wegen der ganz besondern Eleganz der Ausgabe, theils wegen der Vorzüge hinsichtlich der literarischen Ausstattung erwähnt werden. Die Italiener nennen es Giojello di tipografia, und ist von Seiten des Druckes wohl nichts Höheres zu wünschen übrig. Florenz zeichnet sich in dieser Hinsicht vor allen übrigen Städten dieses Landes sehr vortheilhaft aus. Der Herausgeber wollte dießmal die bekannte von Walker publizirte Sammlung englischer Autoren (mit 1 Titelkupfer und Vignette an der Spitze) nachahmen, und verspricht in diesem Format die besten italienischen Werke erscheinen zu lassen. Dieser Ausgabe wurde jene von Poggiali zu Livorno 1789 nach dem Texte des Manelli, und jene von Colombo zu Parma 1812 gedruckt — nebst andern seltenen und geschätzten Ausgaben zu Grunde gelegt. — Satire di Benedetto Menzini con annotazioni di Ant. Marie Salvini del Bissioni, ed altri. Londra 1820. Si vende in Livorno presso Gl. Masi. — Diese Taschenausgabe enthält in einem Bändchen von 284 S. nebst dem Orig. Texte viele lehrreiche Anmerkungen, welche das Verstehen des Satyrikers erleichtern. Dessen Leben, von Giuseppe Paolucci beschrieben, und desselben Portrait zieren diese Ausgabe ungemein. — L'Italiade. Poema del Cav. Angelo Maria Ricci, Livorno presso Glauco Masi. Dieß epische Gedicht, welches in dem Motto Dante's (Parad. c. 6)

> E quando'l dente Longobardo morse
> La Santa Chiesa, sotto a le sue Ali
> Carlo Magno vincendo la soccorse.

das Sujet seiner Ausgabe aufstellt, bringt weder seinem Verfasser, noch seinem Vaterlande Ehre, da weder die Verse befriedigen, noch die Handlung irgend einen Umstand zum Lobe Italiens enthält. Es zeichnet sich durch nichts als durch Länge aus, und ist es zu verwundern, wie der Verfasser im Stande gewesen, seine karge Handlung so weit auszuspinnen. Wer indeß eine detaillirte Beschreibung davon zu lesen wünscht, findet im LVIII und LIX Hefte der Bibliotecca ital. mehr als hinreichende Befriedigung. — Collana degli antichi Storici Greci volgarizzati. Milano 1819 e 1820. 8. tipografia di Sonzogno. Im ersten Bande erschienen die Geschichtschreiber des trojanischen Krieges, Ditti der Kretenser, und der Frigier Dares, beyde von Cav. Campagnoni übersezt. In diesem Jahre folgten drey weitere Bände, wovon zwey die historische Bibliothek Diodors des Siculers, (beyde von demselben Cav. Campagnoni übersezt) und der 3te die neun Reisen Herodots von Halikarnaß enthält. Diese lezteren sind von Andrea Mustoridi (aus Corcyra) übersezt und kommentirt. Die ziemlich fehlerfreye Ausgabe ist mit einigen Kupfern versehen, und dürfte auch im Auslande ihre Freunde finden. Die Fortsetzung davon ist unter der Presse. — Istoria d'Italia di Messer Francesco Guicciardini, alla miglior lezione ridotta dal prof. Gio. Rosini. Pisa 1819 - 1820 presso Nicolò Capurro coi caratteri di Fr. Didot. Vol. 3. 4. 5. 6. 7. 8 e 9. in 8. Diese sehr lobenswerthe Ausgabe zeichnet sich vor der frühern durch sorgfältig angezeigte Sätze und Periodenabschnitte, durch große Korrektheit und schönen Druck aus. Wer dennoch die kurze aber thatenreiche Geschichte Italiens vom J. 1494 — 1522, dieses florentinischen Klassikers kennen lernen will, möge sich vor allem an diese Ausgabe halten. Ihre Vorzüge sind, wie ein schätzbarer deutscher Kritiker besagt, Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwickelung der erzählten, von ihm selbst erlebten Begebenheiten, Scharfsinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine korrekte Schreibart, einfach aber nicht ohne Eleganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

N a c h d r u c k.

Briefauszug. — „Lang hab' ich meiner Frau ein cadeau mit ihren dramat. Dichtungen machen wollen; aber sie hat den Tik, daß die Bände eines Autors alle nach der Schnur stehen sollen, und nach der Schnur sind Sie nicht zu haben. Da fällt mir ein Flugblatt in die Hände, worinnen ein Stuttgarter Druckdieb „Müllner's Theater“ in 3 nett gebundenen Bändchen zum Neujahrsgeschenk ausbietet. Ich verschreib' es, zahle für den Band ungefähr Einen Thaler Courant, ohne die Spesen, und — bin angeführt.“ (Schon recht! Man muß auch wegen eines Frauenticks, und wenn's ein appétit de femme grosse wäre, nicht von Druckdieben kaufen.) „Auf die Druckfehler war ich gefaßt, und deren mögen auch wohl Legion seyn, denn die erste Seite, die ich aufschlug (im Yngurd, B. 3. S. 57) enthielt deren gleich zwey: „„Indessen hört, ich heute““ u. s. f. und „„Ihr wollet (wolltet) mir den starken Löwen fangen.““ Aber es fehlt auch, nicht nur die Albaneserin, die wohl noch nicht da war, als der Nachdruck gemacht wurde, sondern auch der Wahn mit seiner launigen Vorrede, und was das tollste ist, der erste Band der Spiele für die Bühne, der Yngurd, alles, was Sie längst gefeilt haben, ist nach den alten Auflagen, ohne die Verbesserungen abgedruckt.“ (Desto besser!) „Regierungen, die einmal das schoſle Handwerk der Nachdrucker dulden, obschon es Verleger und Autor bestiehlt,“ (und was thun die Käufer?) „sollten doch wenigstens nicht dulden, daß das Publikum betrogen werde; sie sollten wenigstens dem Nachdrucker das Handwerk legen, der nicht einmal nach der neuesten, verbesserten Originalausgabe nachdruckt.“ (Sollen sie nicht etwa auch verordnen, daß der Nachdrucker dem Autor die Aushängebogen zur Anzeige der Druckfehler einsende?) „Wissen Sie denn gar keinen Rath gegen dieses Unwesen?“ (Ich rathe, daß die Frauen, welche einen Autor gern nach der Schnur haben wollen, bey der hohen Bundesversammlung mit einer Bittschrift einkommen, und darinnen zeigen, daß es die Nachdrucker sind, welche die Verleger hindern, zu Original-Ausgaben nach der Schnur zu gelangen.)

M.

Nro. 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März 1821.

Selig ist,
Der genießt
Alles, was da beut das Leben,
Ohne sich ihm hinzugeben,
Und der einst am Abend spät
Nüchtern vom Gelage geht.

Aglaye.

Einige Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauern-Knabens, zur Schilderung jener Landschaft.

(Fortsetzung.)

Im September trat unser Schäfer Jakob seine Wallfahrt nach St. Michael *) an, und ließ daher die Heerden ohne Aufsicht und meine Eltern in großer Verlegenheit, weil sie ihre Leute alle zum Feldbau brauchten; ich erhielt daher, ungeachtet meiner zehn Jahre, ohne Mühe die Erlaubniß, die Heerden zu weiden, mit der Bedingung, daß ich in der Nähe des Dorfes bleiben würde, damit man mir, wenn sich ein Wolf sehen liesse, beystehen könnte. Zu meiner Sicherheit gab man mir die drey großen Hunde Pincard, Babillard und Friquette mit. Erst führte ich meine Heerde zu den Trümmern eines alten Hospitals und fühlte mich in meiner Einsamkeit sehr glücklich; ich besuchte alle Plätze wieder, wohin ich früher dem Schäfer Jakob nachgeschlichen war, um mir von ihm Mährchen erzählen zu lassen, und verlor mich endlich so sehr in seinem Andenken, daß ich in dem wehmüthigsten Gesang seinen Namen wiederholte und endlich sogar ein Liedchen dichtete in dem ich meine Sehnsucht nach ihm ausdrückte. Die Heerde gedieh unter meiner Führung, und Dank sey Friquetten, die Wölfe verminderten sie nicht! Dieser vortreffliche Wächter verfolgte oft zwey Wölfe auf einmal, und ich, der die Hunde grenzenlos fürchtete, griff die Wölfe muthig an, ohne andere Waffen, als Steine, die ich nach ihnen warf, und da ich sehr schnell laufen konnte, neckte und verfolgte ich sie und brachte ihnen oft schwere Wunden bey. Bald zog mich ein neuer Reiz gegen Nitri zu, wo die Leute stets auf Genuß bedacht, viel früher die Weinlese hielten, als in meinem Dorfe. Da hatte ich nun volle Freyheit die Nacherndte zu halten, die so reichlich ausfiel, als wäre ich selbst Besitzer der Weinberge gewesen, denn die nachläßigen Bauern von Nitri hatten Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Birnen und Quitten zurückgelassen, die alle besser waren, als ihre Erndte, die sie unreif nach Haus brachten. Außer ihrer Sorglosigkeit haben die Leute aus diesem Dorfe eine Art Großmuth, denn sie sagen: „man muß auch den Armen etwas lassen, daß er wisse, wie unsere Früchte schmecken; denn ehemals, wo noch alle Früchte wild wuchsen, waren sie gemeinschaftliches Eigenthum.“ Während ich mir da gütlich that, fanden meine Schaafe und Ziegen die würzhaftesten Kräuterchen auf den nahen Wiesen. Vier Tage nach der Weinlese in Nitri wagte ich meine Heerde in ein nahe gelegenes kleines Thal zu führen, wo ich noch nie gewesen war, denn die Umgebung eines großen Waldes gab ihm etwas Düsteres, das mich abgeschreckt hatte, weil sie mich an Jakobs schauerliche Mährchen erinnerten. Doch hatte dieses unheimliche Gefühl auch seinen eigenen Zauber. Im Hintergrunde des Thals, am Abhange, waren

*) Dieses ist der berühmte Mont Saint Michel an der Küste der Normandie, zu welchem, wie uns die Regensburger Chronik sagt, im fünfzehnten Jahrhundert, zu zwey verschiedenen Malen, viele tausend acht- bis zwölfjährige deutsche Kinder wallfahrten giengen.

Büsche, in denen meine Ziegen sich sehr wohl befanden und die Lämmchen weideten auf dem weichen Rasen; ich folgte ihnen, um sie zu verhindern, daß sie nicht in den Wald drängen, da gewahrte ich plötzlich unter einer hohen Eiche einen ungeheuern Eber; ich war außer mir vor Freude und nahte mich so sehr ich konnte, indem ich meine Hunde einhielt; glücklicher Weise verachtete das stolze Thier das Kind und sezte seinen Weg ganz ruhig fort. In demselben Augenblicke erschien auf der andern Seite ein Haase und ein Reh; nun war meine Zauberwelt vollkommen! Aus Furcht sie zu stören, wagte ich kaum zu athmen; als plötzlich ein Wolf erschien, und ich nun meine Hunde auf diesen gemeinschaftlichen Feind hetzen musste — und in einem Augenblick waren Eber, Haas, Reh und Wolf verschwunden. Doch der Zauber blieb, denn ein Wiedehopf senkte sich auf einen Birnbaum, der mir zur Seite stand, und dessen Früchte ich eben jezt erblickte; noch nie hatte ich diesen Vogel gesehn, und noch nie die Birnen so gut gefunden; ich aß mich recht satt, und füllte noch meine Taschen, um meinen kleinen Geschwistern etwas nach Hause zu bringen. Da kam mir in den Sinn, daß ich dieses Thal, das Niemand anzugehören schien, als mein Eigenthum ansehen könnte, und zu dem Zwecke ein Maal darin errichten wollte, das mein Andenken bewahrte. Ich begann sogleich mein Werk, und als es vollendet war, stieg ich hinauf und sah mich um in meinem Reich des Glücks und des Friedens. Doch leider ging der Tag zu Ende und ich fühlte mich gedrückt und beängstigt, wie ich wieder in mein väterliches Haus zurückkam. Meine Mutter glaubte ich wäre krank, doch als sie endlich aus meinen Erzählungen errieth, daß mich nur das Uebermaß meines Glücks so sehr beschäftigte, beruhigte sie sich wieder, und ich genoß einer neuen Freude, da ich meinen Geschwistern die Birnen austheilte, die sie vortrefflich fanden. Den folgenden Tag am frühen Morgen machte ich mich auf den Weg nach meinem lieben Thal, ich hatte zwey der größten Schaafe mit Lebensmitteln für mich und meine Hunde beladen, und zog nun freudig in mein Heiligthum ein; ich sah meine Pyramide wieder, die ich auf einem Hügel von Feldsteinen errichtet hatte, ich rückte nun einen großen Stein davor hin als Altar, und zündete ein Feuer an; in diesem Augenblick sah ich einen Raubvogel, der sich auf einem Busch niederließ, und eine Lerche zerrupfte; mit einem Stock zerschlug ich ihm einen Flügel und brachte ihn dann mit leichter Mühe um. Die Lerche war noch nicht todt; da fiel mir ein, was ich hatte meinen Vater von den Opfern Abrahams erzählen hören, und ich beschloß den Raubvogel zur Ehre Gottes zu opfern. Es war Mittag geworden, und ich hörte, daß sich mir andere Hirten-Knaben näherten; ich rief sie herbey, denn es schien mir sehr reizend, Zeugen bey meinem Opfer zu haben; bald hatten sich mehrere Mädchen und Knaben um mich versammelt, denen ich die Herrlichkeit meines Thales pries, sie theilten nicht ganz mein Entzücken, aber als ich ihnen mein Eigenthums-Recht auseinander sezte und mein Denkmal zeigte, freuten sie sich doch sehr. Darauf lud ich sie zu meinem Opfer ein, und begann mein Werk, indem ich Feuer anzündete, und wie es hoch aufloderte die Eingeweide des Raubvogels als Opferthier, in die Flamme warf, zugleich legte ich das Thier selbst auf die Gluth, und sah mit innigster Erbauung, unter Absingen einiger Psalmen, den Rauch gen Himmel steigen. *) Die Lerche hatte ich nicht vergessen an einen hölzernen Spieß zu stecken und ebenfalls zu braten; wie die beyden Thiere weich waren, vertheilte ich sie unter meine Kameraden und wir verzehrten sie mit vieler Andacht; dann führte ich die Schaar zu meinem Birnbaum, wo sie sichs noch sehr gut schmecken ließen, ich hatte sogar die Glorie, ihnen m e i n e n Wiedehopf, ja selbst m e i n e n Eber zu zeigen, der sezte sie jedoch in großen Schrecken und sie wären entflohen, wenn ich ihnen nicht durch die Versicherung Muth eingesprochen hätte, daß ich ihn wegjagen könnte, so bald ich wollte. So sezten wir uns wieder am Fuß meiner Pyramide und ich zeigte ihnen alles, was mein Thal schmückte; um meine Seligkeit zu vollenden, kam ein Haase vorbey gelaufen, und Friquette, die ich los ließ, brachte ihn, nach ihrer Gewohnheit, vor meine Füße. Wie sehr stieg da mein Stolz! Dann schickten wir uns wieder zum Heimweg an, und ich führte meine Kameraden zu den Weinbergen von Nitri, wo ihnen die Nachlese noch ein reichliches Abendbrod bot; endlich erreichten wir unser Dorf und ich wurde von meinen Begleitern wie im Triumph nach Hause geführt. Das war aber auch der lezte glückliche Tag, den ich in meinem Thale erlebte. Jakob war von seiner Wallfahrt zurückgekehrt und ich musste ihm die Heerden wieder übergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wem fällt bey den Knaben Retif hier nicht der Knabe Gothe ein, wie er sich mit gleichen frommen Phantasien beschäftigte. Wie verschieden motivirte sie ihre verschiedene Lage? — und doch! — Retif starb als unmäßig entwürdigter Mensch in seinem zwey und siebzigsten Jahr, wenn wir uns nicht sehr irren, unter der Guillotine! — —

Auszüge aus einem Briefe eines Engländers von Buenos-Ayres, vom 17ten September 1820.

(Beschluß.)

Die Parthey des Carrera hatte, bey der Entdeckung des Königkomplotts, gesucht, O'Higgins als Theilhaber daran zu beschuldigen; ihre Absicht aber mißlang, und der leztere weiß sie durch Furcht in Schranken zu erhalten, so daß Chili der vollkommensten Ruhe genießt. Die Furcht vor einer Landung, von Seiten der unter San Martin abgesegelten Expedition, hat den Vicekönig Pezuela von Peru genöthigt, Salta und Oberperu von Truppen zu entblößen, worauf Cordova, Sant Jago del Estero, Tucuman und Salta eine vereinigte Macht nach Oberperu gesandt haben.

Neulich haben wir hier anhaltende Regengüsse mit Käl-

te gehabt. Sie können sich keinen Begriff davon machen, was die Landleute bey einer solchen Witterung leiden; zu träge, um ihre Ranchos (Hütten) wasserdicht zu bauen, liegen sie auf nassem Lehmenboden, ohne Betten und jede andere Bedeckung als das Pancho (eine Art von Mantel), baarfuß und halbnackend; ihre Nahrung bestehet einzig und allein aus Rindfleisch, ohne Brod, Gemüse oder Salz; ihre elenden Thiere reiten sie ohne Sattel oder Zaum, mit einem Endchen Strick um die untere Kinnlade, statt des Gebisses, gewunden, woran sie oft die frische, blutende Gurgel eines Ochsen als Zügel befestigen. Verkauft einer von ihnen ein Pferd, so wird das Geld dafür sogleich in der nächsten Pulperia (Kneipe) verspielt. Das wilde Ansehen dieser Leute wird noch durch den dicken Bart entstellt, indem sie selten an einen Ort kommen, wo ein Barbier wohnt, und das Selbstbarbieren für die Bewohner dieses Landes, und wohl Spaniens selbst, viel zu viel Arbeit ist. Dieß ist das Gemälde eines Gaucho, dessen Leben indessen nicht ohne seine Reize seyn mag: mit trüber Geduld erträgt er die kalten Pampero-Winde in der Aussicht auf den warmen Sommer, wo er sorgen- und arbeitslos umherstreift, und nur sein Lazo nach einem Ochsen zu werfen braucht, um den Tag über mit dessen Fleisch seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Sittlichkeit des hiesigen Volkes ist lobenswerth. Auch die Reichern, welche die geringe Erziehung genossen haben, wozu sich hier noch die Gelegenheit findet, besitzen ein gewisses Ehrgefühl, das sich in ihren Privatgeschäften zeigt. In öffentlichen Angelegenheiten aber, wo es die Erlangung von Ehrenstellen und reichlichen Aemtern gilt, gewahrt man nichts als Betrug und Cabale. Dürfen wir uns hierüber aber wundern? Wo so viel Unwissenheit herrscht, müssen Heimlichkeit, Betrug und Verrath als mächtigere Mittel in der Regierung erscheinen, wie Aufrichtigkeit und Wahrheit. Indessen ist ihre Unwissenheit im Abnehmen, und der Unterricht aufgeklärterer Moralisten wird sie lehren die Flecken abzuwaschen, deren ich erwähnt. Unter dem gemeinen Volke findet man durchgehends viel Ehrlichkeit, obgleich englische Handelsleute seit einigen Jahren dadurch, daß sie den Krämern langen Kredit aufdrangen, und ihre Habsucht rege machten, viel dazu beygetragen, um solche zu erschüttern; indeß die Straflosigkeit, womit Verbrechen begangen werden können, und der Militärgeist, der sich, während des langen Bürgerkrieges, so vieler bemächtigt, nicht wenig zur Abnahme der Sittlichkeit beygetragen haben müssen. Dennoch scheint unter diesen Umständen die Anzahl der begangenen Verbrechen sehr klein, und zeigt wie gut die Gesinnungen im Allgemeinen seyn müssen, das Volk ist gegen jedwede Regierung so unterwürfig, daß die allgemeine Ruhe, die ich in Buenos Ayres, während der vier Regierungslosen Monate, die ich dort erlebt, mich mit Erstaunen erfüllt hat. Ich habe nie gehört, daß sie sich in ihren vielen Gefechten größerer Grausamkeit hätten zu Schulden kommen lassen, als unter den aufgeklärtesten christlichsten Völkern, als billig angesehen wird. Nur bey einer oder zwey Gelegenheiten haben sie sich einer kaltblütigen Metzeley schuldig gemacht, und dieß zwar als die barbarische Ermordung unbewaffneter Gefangenen von Seiten der gebildeteren Spanier sie zur Wiedervergeltung zwang.

In der Religion ist der Aberglaube ziemlich allgemein, unter den gebildeteren Ständen sind die Ausnahmen indessen schon sehr zahlreich, und werden es täglich mehr. Durch Sarreta's Bemühung sind die Zehnten bereits abgeschafft, und die Freude, welche das Volk über die Abnahme einer solchen Last empfindet, ist eine sichere Bürgschaft gegen jeden Versuch, solche je wieder einzuführen. Ein anderer Beweis von der Abnahme des kirchlichen Einflusses ergab sich vor einigen Wochen, als vierzig Mönche vom Orden de la Merced bey dem Gouverneur um die Befreyung von ihrem Klostergelübde und die Erlaubniß, sich nach Belieben in der Welt ernähren zu dürfen, einkamen. Bis jezt werden nicht-katholische Bethäuser noch nicht geduldet, werden es aber wohl in Kurzem seyn.

Miscellen.

Wider Lord Byrons Originalität ist plötzlich ein furchtbarer Gegner aufgestanden. Ein Herr A. A. Watts hat ein eignes Werk über die kaum glaublichen Plagiate dieses Dichters geschrieben, woran jezt gedruckt wird, und woraus die Literary Gazette bereits angefangen hat Auszüge zu liefern. Mrs. Radcliffe, Schiller, Wielands Oberon von Sotheby übersezt, Fr. von Stael und viele andere, (von Goethe's Beschwerden weiß der Verf. noch nichts) sind die nun aufgedeckten unwidersprechlichen Quellen seiner schönsten Gedanken, wofür er so lange unverdientes Lob eingeerndtet hat. Die wegwerfende, von oben herabsehende Art, womit Lord Byron gleichzeitige Dichter behandelt und manche andere Ursachen haben ihm so viele Feinde gemacht, daß dieser mit klaren Beweisen belegte Angriff ihm nicht wenig schaden wird. Die Literary Gazette droht diese Beweise aus gedachtem Werke in mehreren Stücken fortzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig. Februar.

(Beschluß.)

Es macht unserer Stadt, als Pflegerin gründlicher Musik Ehre, daß innerhalb eines Jahres zwey der bedeutendsten Kirchenkompositionen, und zwar Oratorien, an welchen jezt so viel Mängel ist, in ihren Mauern entstanden, und zu gelungener Ausführung gekommen ist. Schneiders und Apels Weltgericht wird jezt in allen musikliebenden Städten Deutschlands mit großem Eifer aufgeführt, und wird im Stiche bald vollendet seyn. Das zweyte im verflossenen Januar zum erstenmal aufgeführte Werk dieser Art, gehört einem Veteran unter den gründlichen deutschen Kirchenkomponisten und musikalischen Theoretikern, dem verdienten Kantor der hiesigen Thomasschule Gottfr. Schicht an, und ist nach dem Texte eines hiesigen Studirenden Friedr. Kunath gearbeitet. Es führt den Titel die lezten Stunden des Erlösers. Obwol nun Stoff und Behandlung solcher Passionsoratorien etwas Einförmiges zu haben pflegt, was der Verfasser des Textes zu vermindern suchte, indem er die Chöre vermehrte, und selbst die Hölle deshalb in Bewegung sezte, obwol ferner der Komponist nicht mehr in der Blüthe der Kraft und Jahre steht, so schließt sich dieses Oratorium doch an sein früheres, das Ende des Gerechten, (gedichtet von Fr. Rochlitz) würdig an, und übertrifft dasselbe noch in einigen kräftigen Fugenchören. Die

schönsten Stücke sind diese Fugen, die in Klarheit und einfacher Größe mit den besten Händelschen Fugen zu vergleichen sind, und um dieses Werk nach Verdienst zu würdigen, dürfte man nur fragen, wie viele heutige Komponisten so gründliche und kräftige geistliche Chöre, wie im ersten Theile den sanften Chor mit der Fuge: Der Herr ist unsre Stärke etc. und vor allen den herrlichen Schlußchor des ersten Theils mit der großen Fuge: Der Herr kennt des Gerechten Wege etc. gesezt haben. Ferner ist des Komponisten Stärke im fließenden Cantabile und in der gesangvollen Führung der Stimmen schon aus andern Werken bekannt, auch hier nicht zu verkennen, z. B. in dem Chor der Auferstandnen: Das Heer der Auferstandnen preißt etc. und in dem rührenden Chor der Freunde Jesu: Wir legen die erblaßte Hülle, das ein wenig an den Schlußchor des ersten Oratoriums: Wir bringen dich zu deiner Ruh, das von den Thomanern als vierstimmiger Satz bey Leichenbegängnissen vorgetragen, nicht ohne tiefe Rührung zu hören ist. Ferner ist hier der schöne gehaltene Gesang der Engel, womit der zweyte Theil eingeleitet wird: Anbetung ihm etc. (der Einleitungsgesang des ersten Theils ist doch etwas gedehnt). Daß der Komponist in den Doppelchören, zu welchen ihm der Text Gelegenheit gab, auch seine große Kenntniß der Instrumentation und des Effekts glänzend zu zeigen z. B. in dem Chor der Feinde: Fort fort! dazwischen immer die Jünger um Rettung zum Himmel flehn, ist nicht minder anzuerkennen, obwol es nicht des Komponisten größtes und eigenthümliches Verdienst ausmacht, und man sogar behaupten möchte, daß derselbe in den dabey angewendeten Toneffekten seiner eignen Ueberzeugung nicht immer ganz getreu gehandelt hat. Am wenigsten haben den Ref. die Recitative und Arien angesprochen, obwol man ihnen meistens das Verdienst einer guten Declamation zugestehen muß; hier trifft man zu sehr auf bekannte Gedanken und der Styl schwankt zuweilen zwischen dem ältern Kirchenstyl und dem neuen galanten Styl. Dieß sezte Ref. hinzu, damit diese nach seiner Ueberzeugung gerechte Würdigung nicht den Anschein einer Lobpreisung habe. Es macht dem Komponisten ferner große Ehre, daß er die erste Aufführung seines Werks (welche am 25. Jan. im Saale des Gewandhauses statt fand, und ungemein zahlreich besucht ward) dem Institut für alte und kranke Musiker widmete, und diese Aufführung mit jugendlichem Feuer selbst leitete. Sie war fast durchaus gelungen, der volle Chor der hiesigen Singakademie hatte sich mit dem Thomaner-Chor zur Ausführung der musikalischen Chöre verbunden; die Tochter des Komponisten (Mad. Weiß) trug die Solostimme des ersten Soprans trefflich vor, und Hr. Kitton die Parthie des tiefen Baßes mit Ernst und Liebe.

In den Abonnements-Konzerten der beyden leztverflossnen Monate hörten wir von großen Instrumentalstücken die Symphonien von Beethoven B dur (Nro. 4) und A dur (Nro. 7) ferner Mozarts große Symphonie aus Es dur, Eberl's feurige und gemüthliche Symphonie aus Es dur; das melodiereiche Notturno für Blasinstrumente von Spohr, die gefällige Symphonie von Ries Nro. 1, und eine Symphonie von Krommer (Nro. 4) zum erstenmale. Leztere ist zwar nicht im großen Style der Symphonie gearbeitet, originell und ergreifend, aber kunstreich und gefällig, besonders die lezten Säze. Unter den Ouverturen war Lindpaintners Ouverture zu Abrahams Opfer, (glänzend und kräftig), eine neue Ouverture von Andr. Romberg (splendid und gut gearbeitet, doch nicht ergreifend) und vor allen die geistreiche Ouverture Beethovens zu Goethes Egmont, die alles, was neben ihr stand, niederschlug, trefflich vorgetragen. Von Vokalmusiken nennen wir ein zum erstenmal aufgeführtes: Herr Gott dich loben wir von Lindpaintner. Ist auch in dieser Komposition eine gewandte Kunstübung nicht zu verkennen, so fehlt es ihr doch an einem wahren, kirchlichen Styl und verständiger Behandlung des Textes; dagegen hat der Komponist die lärmenden Instrumente nicht gespart, so daß dann zulezt alles auf einen sogenannten Knall-Effekt hinauszulaufen scheint. Ferner wurden die Ouverturen und Introduktionen des Cortez von Spontini und der Elisa von Cherubini, erstere mit starkem Effekt, welchen die angewendeten Massen und der eigenthümlich-kräftige Charakter hervorbringen, leztere mit nur geringer Wirkung vorgetragen. Zum erstenmale wurde auch die heilige Cäcilie von Theod. Körner und Leibesdorf gegeben. Der Mißgriff des Komponisten, eine fortlaufende Erzählung gleichsam als Cantate melodisch auszuführen, ist zu groß, und die Behandlung des Textes, der in abgerissenen Säzen vom Chore mehrmals wiederholt wird, zu geschmacklos, als daß man sich mit jenem durch einige musikalische Gedanken, welche die Komposition hat, versöhnt finden sollte. Doch — man muß das Neue auch kennen lernen. Dem. Comét sang mehrere Arien von Danzi, Farinelli, Winter, zum Theil recht beyfallswerth; sie hüte sich nur vor unnüzen und nichtssagenden Läufen. Violinkonzerte trugen vor die HH. Matthäi (von Andr. Romberg) Lenge (Kreuzer) und Klengel (Spohr H moll), jeder mit eigenthümlichem Verdienst. Hr. C. Grund aus Hamburg trat auf seiner Rückreise durch Leipzig als Gast mit dem in Form einer Scene komponirten Violinkonzert seines trefflichen Lehrers Spohr auf, welches er voll Geist und Leben vortrug. Hr. Musikdir. Schneider spielte Beethovens Pianofortkonzert Es dur fertig und sicher. Herr Belke, der als Flötenspieler auf einem guten Wege ist, trug ein Konzert von Berliginer(?) (Nro. 3) vor. Hr. Lorenz, zu dem Harmoniechor des Hrn. Stadtmusikus Barth gehörig, zeigte sich als einen sich trefflich ausbildenden Virtuosen auf dem jezt so selten behandelten und doch im Stimmenchor des Orchesters unentbehrlichen Oboè. Das Quintett von Mozart fürs Pianoforte, Clarinette etc. wurde nicht ganz angemessen behandelt, und gehört auch wohl in einen kleinen Kreis, wo alles freundlich und traulich zusammenstimmt. Außerordentliche Konzerte waren im Monat Februar: das Konzert des Musikdirektors Hermstedt. Ich brauche nur anzuführen, daß er das tiefgefühlte und originelle Konzert von Spohr (C moll, und Variationen von demselben vortrug, und eine Arie aus Spohrs Oper: der Zweykampf der Geliebten, (recht brav von Mad. Werner gesungen) accompagnirte, um diesen Fürsten auf der Klarinette gelobt zu haben. Am 24sten gab der Flötenspieler Wolfram aus Wien ein wenigbesuchtes Konzert, in welchem er Kompositionen von Bochsa und Fürstenau vortrug. Sein Spiel ist sehr fertig, nett und rund, aber — etwas kalt. Am 26. Februar gab Hr. Musikdirektor Schneider der in wenigen Wochen nach Dessau geht, sein sehr zahlreich besuchtes Abschiedskonzert. Die beyden neuen Ouverturen, die er in demselben gab, sind etwas gedehnt, und sprachen mich weniger an, als die ältere aus C moll und andere. Aber um so kräftiger und imposanter wirkte die neue Komposition der aus biblischen Sprüchen zusammengestellten Osterkantaten von Fr. Rochlitz. Der Chor: Machet die Thore weit; das rührende Terzett: Herr bleibe bey uns etc. und der Schlußchor mit Fuge hält mit dem Gelungensten in seinem Weltgericht die Vergleichung aus. Die Schlußsäze des leztern, in welchem der Geist und Sinn des Werks sich gleichsam concentrirt hat, beschlossen das Konzert; sie werden uns den Komponisten wie sein Werk unvergeßlich machen.

A. W.

Berichtigung.

In einigen Abdrücken der Nro. 73. ist S. 291. Sp. 1. Z. 4. zu lesen: 74° st. 17°, Z. 22. v. u. 110° st. 100°, und Z. 4 v. u. 111° O. L. st. 111° W. L.

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1821.

Siehe das Roß stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft; es zeucht aus, den Geharnischten entgegen; es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn die Trommete klinget spricht es: hui, und reucht den Streit von fern, das Schreyn der Fürsten und Jauchzen.

Buch Hiob.

Roß Beyarts Tod.

Romanze.

Als des langen Haders müde,
Müd' der Kämpfe mit dem Ahnherrn,
Kaiser Karol, nun der wackre
Enkel Reinold Friede suchte,
Und er nimmermehr getraute
Seine Veste sich, Montalban,
Vor des Drängers Arm zu schützen,
Als er ihm sich übergeben
Wollt' in freye Huld und Gnade,
Sprach Karolus aus der Worte
Unerläßliche Bedingung:

„Ausgeliefert sey vor allem
Mir das schwarze Roß, das große,
Das in meinem Reich und Lande
Stifter ward so herbes Unheils,
Ausgeliefert sey mir Beyart,
Daß er büße mir solch Uebel
Und ich ihm nach Recht verfüge.“

Schmerzlich klang in Reinold's Ohren
Solcher Zeitung Ruf; gebärden
Sah man kläglich sich den Helden,
Der in keinem Kampf noch zagte,
Den man nimmer hörte jammern,
Also hört man ihn jezt jammern:
Harte Dingung! Dich mein Bester
Kampfgenosse, Freund, dich treuer
Mehr als Menschen treuer Beyart,
Dich um ein'ne Rettung soll ich
Schnöder Willkür schnöd verkaufen?
Untreu so die Treue lohnen?
Doch schwer dränget das Verhängniß.
Nimmer kann ich dich ernähren,
Aller Vorrath in der Veste
Ist mir aufgezehrt, des theuren
Blutes hast du mir und meinem
Bruder schon genug geweihet,
Uns das Leben so zu fristen.
Täglich seh' ich deine Kräfte
Von den Wunden der Lanzete
Schwinden, und dich sterben sehen
So von mir, von uns gemordet,
Könnt' ichs dulden? Wandre hin denn
Zu dem königlichen Ahnherrn,
Ob nicht königlich sein Herz sich
Fülle gegen dich mit Mitleid,
Und du wiederum genesest
Väterlich von ihm gepfleget,
Frisch an Muth und neuer Stärke
Wie in jenen alten Tagen
Unsrer schönen Abentheuer.“

Und es wandert fort, das treue
Pfand der Sühne zwischen Karol
Und den Neffen, den bekämpften.
Doch des Alten starre Seele
Ob des alten Grolles Narben
Füllte keines Mitleids Regung.
Kaum als er das Roß erblickte,
Hinter seiner Augenwimper
Jezt verengten schwarzen Büschen,
Hämisch schoß ein Strahl der Freud' auf,
Wie ein Blitz durch Wolken schießet:
„Hab' ich dich, du arger Unhold,
„Hab' ich dich! du sollst mir büßen,
„Wo du hin gehörest, rief er,
„Sollst du ungesäumt mir wandern!“

Seht ihn, fuhr er fort, zum Kreise
Seiner Edlen, die voll Mitleid
Und Bewundrung stehn des Rosses,
Forschend, ob sie nicht zu mildrer
Regung möchten Karln gewinnen.
Zu dem Kreis gewandt, auch fremdes
Mitleid zu ersticken, spricht er:
„Seht den Tückebold, den schwarzen,
„Nicht vom Licht ist er geboren,
„Nicht zum Segen mir erkoren;
„Seine Farbe schon verräth ihn!
„Tückisch finstre Mächte haben
„Diesen argen Unheilstifter,
„Feindlich zwischen uns geworfen
„Der verdorben, soll verderben
„Und mit ihm auch das Gedächtniß
„Seiner bösen Saaten sterben!"

(Der Beschluß folgt.)

Einige Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauern-Knabens, zur Schilderung jener Landschaft.

(Fortsetzung.)

Am St. Christophs-Tage, dem Patronatsfeste von Nitri, wollte mein Vater dahin gehen, um meine Tante Madelon zu besuchen, und nahm mich mit sich. Gab es jemals Güte, Tugend, Familien-Liebe, so wurden sie von Madelon Restif, der Schwester meines Vaters, besessen. Sie war das schönste Mädchen in der ganzen Gegend gewesen, aber dadurch nicht glücklich geworden. Ihr erster Mann war ein hübscher leichtfertiger Mensch, den mein Großvater vorzog, weil er Verstand und Vermögen besaß; er machte bald Schulden, ließ sich anwerben, und folgte der Armee unter Catinat nach Italien. Seine Frau begleitete ihn dahin; sie sagte ihrer Mutter: „nie werde ich trennen was Gott vereint hat." Vier Jahre lebte sie mit den Marketenderinnen und war selbst Marketenderin, ohne jemals ihre Sittenreinheit zu verlieren, obwol ihr Mann sich allen Ausschweifungen überließ. Zwey Jahre nach seiner Rückkehr starb er, ohne ihr Kinder zu hinterlassen. Madelon hatte fast ihr ganzes Vermögen eingebüßt. Ein Verwandter, Gautherin genannt, nahm sich ihrer Angelegenheiten an, und ordnete sie nach wenigen Jahren vollkommen. Er faßte so viele Achtung für die Wittwe, daß er zu meinem Vater kam, um ihn um sein Vorwort zu bitten, denn er war schüchtern, weil er nur ein Auge hatte. Mein Vater war hoch erfreut, seiner guten Schwester, wie er sie immer nannte, einen so erfahrnen, gescheidten, häuslichen Mann zu geben. Sie gab Gautherin ihre Hand, hatte aber noch keine Kinder, wie wir sie besuchten; sie liebte aber die Kinder ihres Bruders, als wären sie ihr eigen, besonders war ich der Gegenstand ihres Wohlgefallens und ihrer innigsten Liebe, ich war aber auch außer mir vor Freude, wie ich hörte, daß ich zu Tante Madelon gehen durfte! Es war eine große Begünstigung, daß mein Vater mich mit zum Patronatsfest nach Nitri nahm. Wir brachen früh des Morgens auf. Ich war jezt, nach den Blattern, in der Nähe gesehen nicht mehr schön, aber in einiger Entfernung noch recht hübsch, und meine Mutter, indem sie meine wieder aufwachsende Haare gekraußt hatte, gab ihnen das Ansehen ihrer natürlichen Locken wieder. Ich hatte einen neuen Hut, ein Hemd mit Manschetten, einen rothen Rock, Weste und Beinkleider von Himmelblau, feine baumwollene Strümpfe, Schuhe mit Steinschnallen, die altväterisch, aber darum nicht weniger glänzend waren. Meine Tante konnte nicht satt werden, mich anzusehen, und mich zu liebkosen. Wie wir zur Messe giengen, führte sie mich an der Hand, und zeigte mich allen ihren ehemaligen Gespielinnen: welche meinen Großvater Peter gekannt hatten. „Seht an, es ist ein wahrer Restif, es sind die Züge! das Auge! die gebogene Nase." — Alle die guten Frauen bewillkommten mich herzlich, sie wollten mich in ihr Haus führen, um mir Kuchen und Früchte zu geben, aber meine Tante sagte ihnen: „Liebe Nachbarn, ihr wisst, daß ich von alle dem auch habe, und daß überdieß die Restifs nicht lecker sind." Wir nahten uns der Kirche. Nahe vor derselben war die Schwemme, und ich sah ein junges Mädchen, die mehr einer Nymphe glich, aus einem Hause kommen, und eine Heerde Enten zusammen treiben. „Edmée, rief meine Tante, da ist dein Vetter Nicolas aus Saci, und du kommst nicht ihn zu umarmen?" Sogleich kam sie herbey, aber indem sie sich mir nahte, erröthete sie und hielt sich zurück, meine Tante führte sie zu mir und wir umarmten uns. Mit Entzücken betrachtete ich meine schöne Base, aber meine natürliche Schüchternheit kehrte schnell wieder, und sie hätte sich gewiß noch vermehrt, wäre ich mir nicht bewusst gewesen, gut angezogen zu seyn, auch daß mein Vater zu Nitri so allgemein verehrt war, und ich mich hier unter lauter Verwandten befand, die von mir eine viel höhere Meinung hatten, als ich verdiente. Edmée verließ uns, um an ihren Kirch-Platz zu gehen. Wie wir in die Kirche traten, stand Jedermann auf, um uns sehen zu können, aber gleich nachher wandten sich alle Blicke nach dem großen Eingang, in dem ein schönes großes Mädchen zwischen ihren beyden Brüdern hereintrat, die beyde so schön wie ihre Schwester und sechs Fuß hoch waren. Sie war weiß gekleidet, mit rothen, blauen und grünen Bändern ganz bedeckt, ihre Gesichtsfarbe übertraf die Rosen, die sie am Busen trug: Aller Augen hefteten sich auf sie. Wie meine Tante wahrnahm, daß ich sie auch ansah, sagte sie mir: „daß ist Ursula Lamas, ihr Vater war der herzlichste Freund deines Großvaters. Ursula, sagte sie dann zu ihr, erräth'st du, wer der junge Mensch ist?" — „Man sieht wohl, sagte Ursula, daß es ein Restif ist;

nur ist er ein wenig von den Blattern gezeichnet." Sie küßte mich zweymal recht herzlich, und ich reichte ihr und meiner Tante das Weihwasser, dann kam mein Onkel und führte mich in seinen Platz, er aber gieng, um mit im Chor zu singen. Seitdem mein Vater seinen Geburtsort verlassen hatte und den Kirchenstuhl seines Vaters nicht mehr einnahm, lehnte er alle Anerbietungen seiner Freunde ab, sich bey seinen Besuchen in Nitri ihrer Plätze zu bedienen, er sagte: „ich bin nichts mehr in Nitri," und so stellte er sich als Verbannter ganz hinten an die Kirchthür und betete auf dem Grabe seines Vaters, der hier ruhete. Auch sah man ihn nie anders, als mit verweinten Augen die Kirche verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen.

Nächst der beynahe gänzlichen Abschaffung der Straßenbetteley in London, hat nichts so sehr auf die Verbesserung des sittlichen Zustandes der Volksklassen gewirkt, als die Stiftung der herrlichen **Sparbanken**. Wer daran denkt, für sein Alter, für seine Kinder, seine Frau rc. etwas zurückzulegen, wird das Geld nicht im Weinhause, auf den Tanzboden, oder sonst verschwenden. Das ganze brittische Reich beweist dies mehr mit jedem Jahre. Man weiß, daß vorigen Sommer die gemeinen Leute in England und Schottland wie von einer Wuth ergriffen waren, ihre kleinen Ersparnisse auf Flitterstaat und Pomp zu verwenden, um bey den Adressen an die Königin eine Figur machen zu können. Gleich merkte man es an der Abnahme des wöchentlichen Belaufs der in die Bank of England durch die verschiedenen Sparbanken bezahlten Spargelder, welche die Woche nicht mehr als 9000 Pf. St. betrugen. Seitdem aber der Paroxismus vorüber ist, steigen die Spargelder des Volks wöchentlich wieder auf 18, 20, auch 22,000 Pf. Eine gleich schöne Anstalt ist die National benefit Institution, jedoch weit beschränkter als jene. Arme Handwerker, Taglöhner rc. legen hier kleine erübrigte Summen nieder, wofür sie in Krankheit wöchentlichen Unterhalt nebst Arzneyen, und in höheren Jahren beständige Unterstützung bekommen. Auch können sie dort für ihre Kinder kleine aber hinlängliche Summen sichern, um Söhne oder Töchter im vierzehnten Jahre in die Lehre zu thun, oder im einundzwanzigsten Jahre sie in den Stand setzen, Meister zu werden, einen Kram anzufangen, zu heyrathen u. s. w. Die Interessenten bewerkstelligen dieß durch kleine monatliche Beyträge, womit gewuchert wird, so daß sie reichliche Zinsen tragen. An der Spitze dieser sehr nützlichen Anstalt stehen drey wohlwollende Oppositionisten, der Herzog von Sussex, der Herzog von Leinster und Sir Francis Burdett. Das Kapital beträgt nur 20,000 Pf. St., wird aber herrlich verwaltet. Das Institut ist vom Parlamente genehmigt und steht in hohem Ansehen unter den Volksklassen, für welche es gestiftet ist.

*

Die zu Freetown in der Niederlassung Sierra Leone erscheinende Zeitung zweifelt daran, daß der Niger in den Nil fällt. Dieß gründet sich nicht allein auf die Aussage gemeiner Leute, sondern auch des Oberpriesters der Kolonie Dallah Mahammadu am Bulam-Ufer gegen Freetown über, welcher von der Küste des rothen Meeres an der Grenze Egyptens durch Hussah gereist ist, und ein verständiger Mann zu seyn scheint: sein Weg führte ihn an keinem großen Flusse vorbey, bis er aus Hussah hierher reisend an den Nigerstrom kam. Seiner Meinung nach fällt der Niger ins rothe Meer. Die Mittheilungen dieses Priesters enthalten viel Merkwürdiges, und vermuthlich wird sie die Regierung nebst andern geographischen Nachrichten, welche der Sekretär der Kolonie Sierra Leone gesammelt hat, drucken lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 20. Februar.

(Beschluß.)

Der Zulauf, um die schöne Sängerin Wilson im Drurylanetheater zu hören, dauert fort. Die vorigen Gerüchte über ihre Herkunft waren ungegründet; folgendes ist zuverlässiger. Sie ist im südlichen Theile von Berwickshire in Schottland geboren, und ihr Vater stammt aus der Stadt Coldstream. Er ist in seiner Art ein geschätzter Mann und unterscheidet sich durch die Rechtschaffenheit und den Fleiß seiner Landsleute. Außer Miß W. hat er andre Töchter und zwey Söhne, von welchen einer in Jamaika ansässig ist. Eine jüngere Schwester der glücklichen Künstlerin hat ebenfalls viel musikalisches Talent. Miß Wilson steht in der Lehre bey H. Welsh, sie ist jezt 18 Jahre alt und vermöge ihres Lehrbriefes verpflichtet bis zur Vollendung ihres 21sten Jahres seine Untergebene zu bleiben. Erst sollte sie bey Lanza in die Lehre gehen, aber ihre Verwandten zogen ihren jezigen geschickten Lehrherrn vor. Weil solche Versuche nicht immer nach Wunsche ausschlagen, wollte Welsh erst den Antrag nicht annehmen, erbot sich a[illegible] sehr [illegible] ihre Gegenwart bey dem Unterrichte zu erlaube[illegible] Schülerinnen ertheilen würde, und ihr a[illegible] Vervollkommnung zu geben. Sie bewi[illegible] so viel Anlagen, daß man für rathsam hielt [illegible] Welsh in die Lehre zu thun, eine Verbindung, welche dem [illegible] herrn und der Schülerin so große Vortheile verspricht. Den Ruf ihrer glänzenden Aufnahme in London haben ihre Anerbietungen aus Edinburg und andern Städten verschafft, welche ihr vermuthlich noch im Laufe des jezigen Jahres fünftausend Pfund Sterling einbringen werden. Es ist wahr, das Drurylanetheater gewinnt jezt durch sie, aber Elliston, der Direktor, war voriges Jahr in einer ganz entgegengesezten Lage. Man fragte ihn nämlich, wie er mit der Einnahme des Jahres zufrieden wäre? O! recht gut sagte er, ich habe heuer nur tausend Pfund eingebüßt (daran war die öffentliche Trauer um den König rc. Schuld). Indessen hat auch das Conventgarden-Theater dafür gesorgt, einen musikalischen Magnet auszumitteln. Dieß ist Miß Halland, welche sich schon seit geraumer Zeit mit Anstrengung auf ihre Erscheinung in Don Juan

vorbereitet hat. Sie ist die Tochter eines Predigers in Worcester und hat schon lange den Unterricht des Musikus Watson genossen. Sie soll nicht weniger als drey Octaven in ihrer Kehle haben. Jezt ist sie 21 Jahr alt und von empfehlender Gestalt. — Da Auswanderung anerkannt eins der besten Mittel ist, der Brodlosigkeit vieler Tausende abzuhelfen, welche im Geburtslande keine Arbeit und bürgerliche Nahrung finden können, so liest man mit Vergnügen die guten Nachrichten von dem blühenden Zustande der Brittischen Kolonien. So ist Neusüdwales nun nicht blos eine Diebskolonie, sondern auch viele rechtliche Leute, die einiges Vermögen besitzen, siedeln sich dort an. — Wegen der Entfernung dieser Kolonie ziehen jedoch viele Auswanderer Ober-Canada vor, wo die Regierung dem Ansiedler eine Menge Vortheile einräumt, welche man in folgendem nützlichem Büchelchen angegeben findet: a few plain Direction for persons intending to proceed as settlers to His Majestys Province of Upper Canada in North America, by an English fermer settled in Upper Canada. London, Baldwin, 1820. 8. 3 Schill. 6 Pence. — Aus einem Briefe vom 1. Okt. aus Buenos Ayres erhellt, daß Bonplandt, der ehemalige Reisegefährte Humboldts, eine Entdeckungsreise nach der Küste und den Inseln der Ströme Parana und Paraguay unternommen hat und auch in das Innere der Provinz Paraguay zu dringen gedenkt. — Vor etlichen Tagen starb zu Richmond der berühmte Adam Walker im 90sten Jahre. Seine ehemaligen Vorlesungen über Experimental-Philosophie waren sehr besucht. Er erfand das Ciderenion oder das Transparente Planetarium und die Coelestina, desgleichen die jezigen Englischen Briefpostkutschen mit aufrechtstehenden Rädern, die großen sich kreisförmig drehenden Hafenleuchten auf den Inseln Scilly, zu Cromer ꝛc. Auch war er Verfasser einiger geschäzten Schriften. — In den westlichen Gegenden Nordamerika's besonders zu Marietta, ist eine neue religiöse Secte entstanden, welche sich Halcyons nennt. Ihr Glaubensbekenntniß zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie lehren, Aaron's Amtschildlein, das Urim und Tumaim müsse vor der Auferstehung der Todten wieder herbeygeschafft werden, oder zum Vorschein kommen. — Bowring, der schon sonst rühmlich bekannt ist, und zu den besten Linguisten Englands gehört, hat in einem lehrreichen und unterhaltenden Büchelchen Proben aus Russischen Dichtern bekannt gemacht, unter dem Titel: Specimens of the Russian Poets, with preliminary remarks and biographical notices. Er liefert hier Uebersezungen aus dreyzehn Russischen Dichtern. Bowring ist unter andern ganz in der deutschen Literatur zu Hause. — Von der Beliebtheit des neuen Schottischen Romans Kennilworth ist leztbin Meldung geschehen; er ist nun dramatisirt von Dibdin, und wird auf dem Surrey-Theater unter dem Titel: „Kennilworth oder die Gräfin von Leicester,“ mit großem Beyfall gesehen. Dibdin schreibt sich bescheiden kein Verdienst dabey zu: aber die Anordnung macht ihm doch viel Ehre, und die Aenderung, welche er mit der Katastrophe vorgenommen hat (sonst geht er in nichts vom Originale ab) ist eine wahre Verbesserung. Die Scenerey ist äußerst glänzend, und die ganze Gesellschaft des Theaters ist so gut vertheilt, daß jede Person ihre Rolle füllt. Mistreß Dibdin spielt die Königin Elisabeth unvergleichlich. Miß Taylor in der Gräfin von Leicester schmelzt alle Herzen, und an Huntley, der den Schurken Varney darstellt, ist nichts auszustellen. Der Zulauf ist außerordentlich. Aber auch das Adelphi-Theater hat Kennilworth auf die Bühne gebracht, wo es recht artig aufgeführt wird, wiewol man es mit jenem ersten nicht in Parallele sezen kann. Das East-London-Theater hat an einem H. Serle einen schäzbaren Gehülfen erhalten, welcher in den gangbaren Tragödien der englischen Bühne die Hauptrollen mit vielem Glücke spielt. Sein Romeo ist vielversprechend.

Paris den 10. März.

Aus einigen frühern Berichten haben Sie ersehen können, mit welcher Freymüthigkeit politische und belletristische Materien von den Professoren dem Königl. Athenäum vorgetragen werden. Seit der Revolution hat sich dieses, ganz auf Privatkosten bestehende, Institut überhaupt durch den freysinnigen Geist ausgezeichnet, der alle Lehrvorträge an demselben beseelte. In diesem Geiste sprachen Labarpe (vor seiner Bekehrung versteht sich), Ginguené, Crenier, Say, Benj. Constant; wie in diesem Winter auch wichtige Zeitbegebenheiten daselbst freymüthig beleuchtet und erörtert wurden, habe ich unlängst gemeldet. Den Ultras war dieses Institut lange ein Dorn im Auge, und schon unter Bonaparte's Regierung griffen sie dasselbe in ihren Blättern, besonders im Journale des Débats nuanständig an, und hätten gern die Regierung dazu bewogen, das Athenäum als dem Staate durch seine Vorträge höchst gefährlich, zu schließen; dieß geschah jedoch nicht; da das Athenäum damals sehr klüglich die Beleuchtung der Zeitereignisse, und überhaupt die politischen Erörterungen vermied, deren Gebiet Bonaparte sich wie einen Alleinhandel zueignete, so war kein hinlänglicher Grund vorhanden, um das Athenäum zu schließen, und es konnte daher ununterbrochen in dem aufgeklärtesten Geiste seine Vorträge halten. Seit der Einführung der konstitutionellen Regierung erweiterte es den Kreis der vorzutragenden Gegenstände, und suchte auch auf die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich und in Europa überhaupt einzuwirken, da es mit Recht hoffen konnte, daß es eben diejenige Freyheit genießen würde, welche die Presse bekommen hat, und welche überhaupt das Wesen des konstitutionellen Systems ausmacht. Denn es läßt sich nicht wohl begreifen, wie der Lehrstuhl nicht eben so frey seyn sollte als die Presse, und wie in einer Art der geistigen Mittheilungen mehr Zwang herrschen sollte, als in einer andern. Auch hat wirklich die Königl. Regierung bisher dem Athenäum nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt, wie sie denn auch gesezmäßig nicht thun konnte. Die Ultras hatten darauf in ihrem Eifer versucht, das Athenäum beym Publikum außer Ansehen zu bringen; allein da es auch damit nicht hatte gehen wollen, so sind sie endlich auf einen klugen Einfall gerathen, denjenigen nämlich, ihrer Seits ein Athenäum zu errichten, welches ganz das Gegenstück des ältern seyn sollte. Das war nun freylich gescheidter, als dieses beständig anzugreifen und gar zu verläumden. Allein mit der bloßen Errichtung eines zweyten Athenäums war die Sache nicht abgethan; dieses neue Institut mußte auch so angelegt werden, daß es ein gehöriges Ansehen erhalten und die bezweckte Wirkung hervorbringen konnte. Dazu gehörte Geld, angesehene Professoren, prunkende Ankündigungen u. s. w. Die Ultras haben es an nichts ermangeln lassen, Partheygeist und frömmelnder Eifer haben das Geld herbeygeschafft; alle Gelehrten, die sich durch Ultrazismus bemerklich gemacht haben, sind aufgefordert worden, der sogenannten bonne cause beyzutreten, und die Zuhörer des neuen Instituts durch ihre Vorlesungen zu erbauen; dann haben es die Ultrablätter an hochtrabenden vielversprechenden Ankündigungen keineswegs ermangeln lassen. So ist denn die neue Anstalt unter dem Titel: Société des bonnes Lettres zu Stande gekommen und eröffnet worden. In ihrem Programm äußert sie dieselben Anmaßungen in Hinsicht der Literatur, welche die Ultras in der Politik und in der Religion haben; es heißt darin, in so manchen Instituten würde der ästhetische Geschmack gefährdet; nun sey es aber eine erwiesene Wahrheit, daß das Verderben des Geschmacks bey einem Volke auf gesellschaftliche Gebrechen hindeute, welche den Verfall der Staatsverfassung nach sich zögen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 26.

Nr. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. März 1821.

Ueber Hrn. Dr. Sicklers Vorschlag einer Ausgrabung in Olympia zu Errichtung eines Denkmals für Winckelmann.

Nr. 2. 3. 4. dieser Blätter 1821.

Von mehreren Seiten hat die Redaktion bereits erfreuliche Beweise der lebhaftesten Theilnahme an diesem Vorschlag erhalten. Ein Brief des Herrn Hofraths Thiersch in München, welcher, so wie Hr. Oberbaurath v. Klenze daselbst, sich aufs Thätigste der Sache angenommen hat, war uns in mehr als einer Hinsicht von hohem Interesse, und wir theilen hier mit Genehmigung des Hrn. Verfassers das Wesentliche daraus wörtlich mit. Der gelehrte Alterthumsforscher eröffnet eine neue, von Dodwell unbeachtet gebliebene Aussicht auf einen Fund in Olympia, der sich dem Vortrefflichsten anschließen würde, was die neueste Zeit an Alterthümern erworben hat: es sind die Marmorstatuen in den Giebelfeldern des großen Tempels, die aller Wahrscheinlichkeit nach unter den Trümmern begraben liegen. Die Bildwerke im vordern Giebelfeld stellten den Wettkampf zwischen Pelops und Oinomaos dar, und waren von dem Thraker Paionios gearbeitet; die im entgegengesetzten Giebelfelde waren von der Hand des Alkamenes, des Phidias besten Schülers, und zeigten den Kampf der Lapithen und Kentauren bey der Hochzeit des Pirithous. Ueber den Thüren des Tempels waren die Thaten des Herkules, wahrscheinlich in Relief, abgebildet. — Wenn der Hr. Vf. dagegen an einem bedeutendern Fund in der Altis zweifelt, so ließe sich vielleicht einwenden, daß Pausanias zwar bey einigen Statuen unter der unzähligen Menge, die er nahmhaft macht, bemerkt, sie seyen aus Bronze gewesen, meistens aber vergaß, das Material anzugeben, deßhalb jedoch wohl nicht überall metallenes Material vorausgesetzt hat. Im 24. Capitel des fünften Buchs z. B. sagt Pausanias: „die größte unter den ehernen Bildsäulen des Zeus in der Altis wurde von den Eleern selbst nach dem Krieg gegen die Arkader geweiht, sie ist sieben und zwanzig Fuß hoch.“ Hieraus scheint zu folgen, daß es deren auch marmorne gab, wiewohl er dieß von keiner andern ausdrücklich bemerkt. Ferner befand sich nach der Erzählung desselben Schriftstellers eine überaus große Anzahl von Altären in der Altis, die wahrscheinlich aus Marmor und mit Reliefs verziert waren, auch in späterer Zeit wohl nie von ihrer Stelle verrückt wurden, deren Auffindung daher, da wir ihre Bestimmung und Bedeutung bey Pausanias genau angezeigt finden, ein unschätzbarer Gewinn für Kunst und Mythologie seyn würde. — Auch für die Mittheilung der scharfsinnigen Erklärung der Helminschrift wird jeder mit uns dem Hrn. Verfasser in gleich hohem Grade dankbar seyn. — Wir hoffen uns bald im Stande zu sehen, weitere Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens zu geben.

Red.

München, den 13. Februar 1821.

— — „Die Hoffnungen, die sich auf das Unternehmen bauen lassen, beziehen sich meines Erachtens hauptsächlich auf den großen Tempel. Wenn derselbe in Wahrheit, wie Dodwell glaubt, durch ein Erdbeben zusammengestürzt ist, so hat er sicher die Bilder in den Giebelfeldern unter dem Schutte begraben, und läßt sich also hier mit ziemlicher Gewißheit ein Fund erwarten, den man mit dem, was die Ausgrabungen am Parthenon, an dem Tempel des Zeus auf Aegina und in dem Apollotempel in Arkadien geliefert haben, würde vergleichen können.

Wo außer diesem Hauptpunkte noch nachzusuchen wäre, würde eine nähere Kenntniß des Oertlichen bey einem nicht zu kurzen Aufenthalt in der Gegend, allein bestimmen können. Doch scheint mir die Hoffnung auf einige von den in Olympia aufgestellten Bildsäulen, die aus dem Erdboden oder dem Bett des Alpheus sich noch zu Tage fördern ließen, weniger begründet. Was zu Olympia aufgestellt war, waren meist Werke, welche sich auf die Sieger in den Spielen daselbst bezogen, oder es waren öffentliche Denkmäler der Staaten. Beyde Gattungen aber sind, so viel ich nachkommen kann, fast ohne Ausnahme von Metall gewesen, und deßhalb schon früh ein Raub der Habsucht und der Barbarey geworden. Auch hat man zwar mancherley bronzenes Geräthe in dem Alpheus, und in dem Boden Helme, Schilde, Tafeln gefunden, wie sich dergleichen aus einem großen Vorrathe als ein die Habsucht neben größeren Schätzen we-

niger anziehender Gegenstand leicht verstreuen und erhalten konnte, aber so viel ich weiß noch nie ein größeres Werk, Relief, oder Bildsäulen. Sie werden mir jene Helme aus dem Weihgeschenke des Hiero anführen, den Hr. v. Bröndsted für ein Werk des Onatas und für einen Theil des großen Weihgeschenkes erklärt hat, welches dieser Künstler dem Könige von Syrakus verfertigt habe; indeß beruht jene Hypothese auf einer offenbar unrichtigen Deutung der Inschrift, welche sich auf dem Rande des Helmes befindet:

ΗΙΑΡΩΝ Ο ΔΕΙΝΟΜΕΝΕΟΣ ΚΑΙ ΤΟΙ
ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΙ ΤΟΙ ΔΙ ΤΥΡΑΝ ΑΠΟΚΥΜΑΣ

Hr. v. Bröndsted liest den zweyten Theil οἱ διὰ Θουρᾶν (p. Θουριῶν) ἀπὸ Κύμας und bringt Syrakusier heraus, die von Kuma über Thurii nach Olympia gezogen, ohne daß sich angeben ließe, was sie in Thurii gethan, oder wenn das ihre Reise war, warum sie den Weg, den sie genommen, auf dem Weihgeschenk angegeben hätten. Dazu war das Werk des Onatas nach Pausanias erst nach des Hiero Tode von seinem Sohne Dinomenes aufgestellt worden, und der Perieget hat sogar die Inschrift auf demselben, welche den Dinomenes nennt, aufbewahrt, so daß dadurch alle Beziehung jenes Werkes auf den genannten Helm, welchen Hiero und die Syrakusier geweiht hatten, ganz und gar verschwindet. Offenbar ist ΤΟΙ ΔΙ nach ΣΥΡΑΚΟΣΙΟΙ τῷ Δὶ (p. τῷ Διΐ) zu lesen, und wird gesagt, daß die genannten das Geschenk dem Zeus aus der Kriegsbeute von Kuma geweiht hatten. Bey Kuma hatte, wie aus Pindar und Diodor bekannt ist, die Flotte des Hiero den Tyrrhenern eine Seeschlacht geliefert und über dieselben einen entscheidenden Sieg davon getragen. Dieser Umstand leitet auf die Deutung des dunkeln ΤΥΡΑΝ, welches Wort allein Schwierigkeit machen konnte. Ich trete vollkommen der Meinung bey, die mein verehrter Freund, Hr. Prof. Böckh in Berlin mir mitgetheilt hat. Dieser nimmt ΤΥΡΑΝ für das wegen des folgenden ΑΠΟ apostrophirte Τυῤῥηνά. Dieses festgestellt, wäre κράνη zu verstehn, das um so eher ausgelassen werden konnte, weil die Helme vor Augen lagen, so wie das in solchen Inschriften gewöhnlich ausgelassene ἀνέθεσαν, und der Sinn von

Ἱέρων καὶ οἱ Συρακούσιοι τῷ Δὶ Τυῤῥηνά (κράνη)
ἀπὸ Κύμας (ἀνέθεσαν)

kann so fort nicht dunkel seyn. Böckh nimmt an, daß eine Reihe von tyrrhenischen Helmen aus der Siegesbeute von Kuma dort aufgestellt waren, auf deren einen man die Inschrift eingrub, und erinnert, daß, wie öfter bey Inschriften, ein Theil, hier der lezte, rhythmisch sey, nämlich einen Hexameter enthalte: Τοὶ Συρακόσιοι τῷ Δὶ Τυῤῥάν' ἀπὸ Κύμας. Daß das Metall an diesen tyrrhenischen Helmen sehr dünn ist, kann nicht gegen die Deutung aufgestellt werden. Denn einmal schwinden metallene Werke, zumal an feuchten Orten in einer so langen Folge von Jahrhunderten, und dann braucht man nur an die Blechhauben zu denken, welche früher von unsern Soldaten getragen wurden, und sich zu erinnern, daß diese wie jene Helme inwendig gefüttert seyn konnten, um sich zu überzeugen, daß auch ein dünngetriebenes Metall zum Schirm des Kopfes hinreicht.

So viel von dem, was sich zu Olympia erwarten läßt. Eine andere Frage wäre, ob sich, wenn das Unternehmen, wie kaum zu zweifeln ist, Fortgang fände, nicht andere archäologische Untersuchungen in Griechenland für denselben Zweck, ein den Manen Winckelmanns würdiges Denkmal zu stiften, damit verbinden ließen. Ich übergehe Nachgrabungen auf andern Punkten, die sich leicht ausmitteln ließen, da Griechenland durch die Bemühungen, besonders englischer Reisenden, anfängt nach und nach hell zu werden, und erwähne nur einer Untersuchung, welche sich auf den Theseustempel in Athen, welcher sich, wie bekannt, als Kirche des heil. Georgios erhalten hat, beziehen würde. Das Innere dieses Tempels war nach Pausanias auf drey Seiten bemalt. Waren nun, wie kaum zu zweifeln, die Gemälde nicht auf Bretern, wie in der Pökile, sondern unmittelbar auf den Tempelwänden, so sind sie höchst wahrscheinlich noch vorhanden, indem man bey Verwandlung des Tempels in eine Kirche sich wird begnügt haben, sie zu überstreichen, und es käme also darauf an, durch vorsichtige Entfernung des Kalks, in welcher Kunst, wie ich höre, Hr. Pietro Palmaroli in Rom vor allen andern ausgezeichnet ist, jene Werke eines ehrwürdigen Alterthums wieder an das Tageslicht zu rufen, und dadurch für die Geschichte der Malerey eine Entdeckung zu machen, welche an Wichtigkeit sich kaum mit einer andern vergleichen ließe. Was den Fund noch erhöhen würde, ist der Umstand, daß die Gemälde, (eine Amazonenschlacht, ein Kampf der Kentauren und Lapithen und Theseus in Kreta) aus dem Zeitalter des Polygnotus herstammen, und nach Pausanias wenigstens die Eine Wand von Mikon, dem Kunstgenossen dieses großen Meisters, welcher mit ihm auch die Pökile mit Gemälden geschmückt hatte, war gemalt worden.

Doch Sie sehen, das Interesse des Gegenstandes hat mich in das Gebiet der Muthmaßungen entführt, aus dem ich zurück kehre mit dem herzlichsten Wunsche für das Gedeihen des Unternehmens rc. Fr. Thiersch.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

(Fortsetzung.)

Die größte Zierlichkeit in dieser Kapelle herrschte einst an den beyden Thüren gegen Mitternacht und Mittag.

beyde einander gegenüber liegend und einen Durchgang durch die Kapelle gewährend, beyde sind aber auch mehr oder weniger bedeutend verlezt, aber schon Frick fand die mittägliche würdig, sie unter seine Darstellungen des Schlosses Marienburg mit zu stellen. Die Dicke der Mauern machte, daß die Thür eine Art Vorhalle erhielt, die innen durch die Kirchthür, außen durch eine andere geschlossen wurde. Vornen ist bloßes Stabwerk von Stein und Stuck, mit Blumen oben am Kopfgesims, mit verzierten Füßen unten. Das breit eingelegte Gewände, das eine Vorhalle bildet, theilt ein Stab in zwey Felder, oben geht ein Stein mit Blumen über die ganze Breite, unten ein verzierter Fuß. Darüber ist in dem Bogen-Abschnitt ein Hochbild, der Tod der Maria. Die heilige Jungfrau, deren Gesicht nicht mehr recht erkennbar und jungfräulich aussieht, liegt auf einem Ruhebette, die zwölf Boten umstehen sie und Johannes reicht ihr das ziemlich stabartige Glaubenslicht. Oben erscheint Christus, die Seele der Maria als ein kleines Kind auf dem Arme haltend. Diese Darstellung ist uralt, sie ist als eine von denen zu betrachten, die aus der frühsten christlichen Zeit, als die Künste sich wieder entwickelten, noch in spätere Zeit übertragen wurde; sie ist in ihrem Ursprunge als neugriechisch anzunehmen und schreitet durch eine lange Reihe von Gemälden alter Zeit. Albrecht Dürer und andere behielten die Heiligensage bey, daß durch den Ruf Gottes sich die Zwölfboten aus den verschiedensten Landen in größter Eil um das Sterbelager der heiligen Jungfrau versammelten, aber die gar zu menschlich gehaltene Darstellung der Seele als ein kleines Kind verließen diese Künstler und bemühten sich, in die ganze Versammlung Einklang, Wohlgefälliges und Anmuth zu legen, wogegen man bey den frühern Darstellungen nur zu oft sieht, wie sehr die Künstler in Verlegenheit waren, diese Menge bärtiger Männer nicht etwa zweckmäßig, sondern nur überhaupt anzubringen. Diese Abbildung, entworfen nach dem frühsten Gedankengange der Kunstwelt, spricht auch für die frühe Entstehung dieser Bildwerke, in denen sich übrigens, außer dem alten Gedanken, nichts Neugriechisches in der Ausführung zeigt.

Auf der entgegengesezten Seite, welche eine gleiche Einrichtung hat, sieht man in derselben Bogenhöhe die Anbetung der heiligen drey Könige. Ueber der Thüre, in dem Felde zwischen Bogen und Thürsturz, ist ebenfalls ein Hochbild, vorstellend die Krönung der heiligen Jungfrau, mit vielen Engeln umher, welche Lauten und Geigen spielen. Darunter finden wir dieselbe Vorstellung, welche wir schon oben bey der goldenen Pforte fanden: links die sechs klugen Jungfrauen mit ihren Gefäßen, deren Oeffnung nach oben gekehrt ist, und welchen Petrus das Himmelsthor öffnet, rechts die sechs thörichten, welche die Gefäße verkehrt haben, und die der Teufel der Hölle zuzieht. (Links und rechts nehme ich immer an, wie es dem davorstehenden Beschauer liegt und man wundere sich daher nicht, daß die Thörichten rechts, die Klugen links stehen; dreht man sich um, vom Standpunkte der in der Herrlichkeit schwebenden Maria aus, so erscheint alles in richtiger Stellung.) Um den äußern Schmuckbogen liegen viele Blätter und in diese sind Narrenköpfe, Thiere der Einbildungskraft und andere Künstler-Schnurren vertheilt, die wir schon oben, bey der goldenen Pforte, kennen lernten.

Die Thüre gegenüber hat dieselbe Einrichtung. Die Darstellung in der Mitte, über der Thüre, besteht aus drey Abtheilungen übereinander, die ich indessen weder zu beschreiben noch zu deuten vermag, und die blos durch eine Zeichnung versinnlicht werden können, aus der vielleicht ein Anderer den richtigen Sinn entwickelt. Der darumschlagende Bogen besteht blos aus Blättern. Auf den Seitenflächen stehen unten auf jeder Seite zwey Heilige an der Wand lang auf, mit Spruchbändern in den Händen, groß, aber sehr verlezt und von roher Arbeit. Einer derselben ist deutlich Paulus. Darüber ist links Christus zum Weltgericht sitzend, zwey Engel halten seine Marterwerkzeuge, an seinem Throne kniet rechts eine betende Frau, wohl Maria, links ein betender Mann, der dann Johannes der Täufer seyn würde; darunter sieht man den Engel des Gerichts, der mit dem Schwerdte links von Christus die nackten Seelen in den Rachen der Hölle treibt, rechts von ihm aber öffnet Petrus den mit Gewändern bekleideten Seligen das Thor. *) Auf der rechten Seite über jenen größern Heiligen ist die Himmelfahrt; Christus mit der Siegesfahne steigt empor und hat den Fuß auf einen Engel gestellt, unten kniet Maria und noch eine heilige Frau, wahrscheinlich Maria Magdalena, zu jeder Seite sind sechs der Zwölfboten. Durch die wenig dauerhafte Masse, woraus diese Hochbilder gemacht, haben sie das Ansehen größerer Zerstörung erhalten und erscheinen auch weniger gefällig. Ueber der Thüre ist eine dreyfache Vorstellung, deren Deutung ich aber, wie bereits oben bemerkt, mir nicht klar machen konnte, und die ich daher übergehen muß, da auch eine bloße Beschreibung verworren und ungenügend ausfallen müsse. Frick theilte in seinen Blättern von der Marienburg diese Thüre mit, dort wird man sich näher unterrichten können, aber am besten in dem schönen, und in allen Theilen ganz genauen Werke, welches Professor **Breisig** mit größtem Fleiße vorbereitet.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese Darstellungsart finden wir noch auf Eycks unübertrefflich herrlichem jüngstem Gericht zu Danzig.

Kunst-Literatur.

Notice de l'entreprise des Vues de Heidelberg par Charles de Graimberg. Heidelberg 1820.

Diese Schrift ist in mancher Hinsicht merkwürdig. Hr. von Graimberg gibt darin umständlichen Bericht von seinen Ansichten des Heidelberger Schlosses und der Umgegend. Ungefähr 30 Blätter sind bis jezt davon erschienen, und viele sollen noch erscheinen. Bey diesem Unternehmen hat Hr. v. Gr. (nach Seite 24) keinen andern Zweck, als den Ruhm der Heidelberger Ruine so hoch zu tragen, wie möglich. Auch versichert er (S. 26) daß er seine ganze Existenz dem Ruhm des Heidelberger Schlosses gewidmet habe. S. 8. erzählt er, fast naiv: die geistreiche Lady Campton habe beym Anblick des großen Blatts, welches die Stadt und das Schloß vorstellt, ihm das Compliment gemacht: Er (Hr. v. Graimberg nämlich) sey ein Claude Lorrain in Composition, Zierlichkeit und Wärme! Es ist wunderbar, daß gerade in dieser Ansicht ein Baum aus Woollets Apollotempel nach Claude, treu copirt ist. S. 27. macht Hr. v. Graimberg dem schaulustigen Publikum Hoffnung zu colorirten Abdrücken, welche jedoch ganz anders ausfallen sollen, als was man bisher in dieser Art hatte. — Nach S. 33. sind bis ins Jahr 1818 von den Heidelberger Ansichten 25,288 Abdrücke gemacht worden. Kein Wunder, daß es nun ans Coloriren geht.

In den Noten, womit diese Schrift reichlich ausgestattet ist, und die oft wieder ihre Noten haben, kommt noch mancherley vor, wobey man sich mitunter gedrungen fühlt, das: Hear him! recht pathetisch auszurufen. Z. B. wo Hr. von Graimberg bedauert, dem Publikum so lange vorenthalten zu haben, daß er eine der nächsten Platten dem Lord Wellington widmen wolle, nämlich: S'il veut bien recevoir cet hommage de notre admiration pour le plus grand des hommes. Bey dieser Gelegenheit geräth er in die Politik, spricht von Hannibal und Cäsar, von Napoleon, von den Bourbonen, und vom östreichischen Beobachter — que son excellente logique, son esprit de moderation, et surtout la solidité de ses principes religieux, moraux et politiques peuvent avec raison faire passer pour (hear him!) pour le Journal des Debats de l'Allemagne.

S. 121. erzählt er: Ein Hr. Depping habe ihm den Antrag gemacht, von seinen Blättern in den Journalen recht viel Aufsehens zu machen, allein er, Hr. v. Graimberg, würde so etwas ablehnen, auch wenn der gelehrte und geistreiche Redakteur des Journals des Debats, ja selbst Chateaubriant, ihm ihre Posaunen anbieten sollten. Freylich, wer eine so lauttönende, eigne Trompete hat, der bedarf keiner fremden.

Was es übrigens mit dem Unternehmen des Hrn. v. Graimberg, in artistischer Hinsicht, für eine Bewandniß habe, wollen wir kurz anmerken. Die Wahl der Standpunkte gehört Hrn. v. Graimberg, die Zeichnung der Perspektive soll, wie er in der vorliegenden Schrift selbst zu verstehen gibt, von Hrn. Prof. Leger in Heidelberg geleitet worden seyn. Der Baumschlag, die Gründe ɩc. hat Haldenwang in all den Blättern, die er gestochen, zu verbessern gesucht, so gut es gehen konnte. Den schönen Stichel dieses Meisters wird man auch in diesen Arbeiten wieder finden, allein der Geist fehlt, und wir bedauern aufrichtig, daß der treffliche Haldenwang so manche kostbare Stunde seinem Ruhm und den Wünschen wahrer Kunstfreunde entziehen und seine Bemühungen auf Nachbildung von Zeichnungen verwenden konnte, die den höhern Anforderungen der Kunst so wenig Genüge leisten.

— ber.

Rom.

Der königl. dänische General-Agent, Ritter Bröndsted hat in Neapel zwey in einem großgriechischen Grabe gefundene Bronzen von ganz unglaublicher Schönheit erkauft. Sie waren wahrscheinlich Schulterspangen, welche die beyden Harnische verbanden, oder Ohrendecken eines Prachthelms. Auf jedem ist ein Krieger mit einer überwundenen Amazone dargestellt, nicht symmetrisch, aber harmonisch, wie es die Alten und auch die besseren Cinquecentisten anzuordnen pflegten. Die Arbeit ist äußerst vollendet und großartig. Nächstens wird eine Abbildung davon nach der Zeichnung der Brüder Riepenhausen erscheinen. Leider erlaubt die Dünne des Erzes nicht, sie abzuformen. — Der (in Nr. 65. des Kunstbl. 1820 abgedruckte) Brief des Ritters Bröndsted über den in Olympia gefundenen Helm ist nun auch in italienischer Sprache, dem Prinzen Christian Friedrich von Dänemark zugeeignet, von ihm herausgegeben worden. (Neapel, in der Druckerey der Società Filomatica.)

Der als Historienmaler bekannte Custos der Gallerie von S. Luca, Agricola, ist vor Kurzem gestorben.

Hr. Catel ist nach langem Aufenthalte von Neapel hieher zurückgekehrt.

Kopenhagen.

Das Museum für nordische Alterthümer, welches 1809 zu Kopenhagen errichtet ward, hat seit der Zeit so zugenommen, daß es schon über 6000 Nummern zählt und eines der reichsten Antiquitätenkabinette in Europa geworden ist. Entdeckungen im Gebiete der Vorzeit und Beschreibungen neu entdeckter Alterthümer werden in den antiquarischen Annalen publicirt, und nächstens kann man einer ausführlichen Beschreibung von Bracteaten entgegensehen, welche über 70 Nummern enthalten wird, da keines der bis jezt existirenden Werke darüber mehr als 24 Nummern enthält. Das Museum besizt 15 Goldbracteaten, die mit den übrigen zugleich in Abbildungen erscheinen.

Nro. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. März 1821.

— — — Der treue
Mitgefährt' des tapfern Helden.
In so mancher, mancher Schlacht!
— — — — steht mit großen
Augen, stumm da wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.

Der Eid.

Roß Beyarts Tod.

(Beschluß.)

Und entrüstet ruft den Schergen
Karol: Schnell an jeden Schenkel
Bindet Steingewicht dem Rosse,
Schweres, tüchtiges — aus meinen
Augen fort mit ihm, daß seine
Schau nicht länger dieses Friedorts
Heilge Stätt' entweih', und werft es
In der Seine tiefste Tiefe. —
Traurig stand daneben Reinold,
Als er schmählig so vom Kaiser
Hört verdammen ungerechtem
Tode seinen treuen Liebling.
Traurig standen seine Brüder:
Doch, sein Wort einmal gegeben,
Will er selber nicht, aus Treue
Gegen seinen Herrn und Kaiser,
Diesem murrend widersprechen.
Ja aus solcher festen Treue
Hielt er selber noch dem Rosse
Seine Füße, das mit großen
Augen schmerzvoll ihn betrachtet,
Denn er kannt' es wohl, er wusste,
Hielt er nicht dem Roß die Füße,
Nimmer zwängen es die Schergen,
Alle stieß es mit den Hufen
Stracks zermalmend auf den Boden.
Und so duldet das getreue
Aus Gehorsam gegen Reinold
Solche schmähliche Behandlung.
Als es aber jezt versenkt ward,
Und die Fluthen ob ihm rauschten,
Und der Strom es fast begraben,
Seht mit ganzer Macht der Schenkel
Was es konnte noch, arbeitet's
Sich mit hoch emporgehob'nem
Hals herauf, die Steingewichte
Abgestoßen am Gestade,
Taucht's herauf, und Eines Sprunges
Läuft es hin in Reinolds Arme,
Legt den Hals an seinen Busen,
Sendet auf zu ihm die Blicke,
Die in hellen Thränen schwimmen,
Schutz bey'm alten Pfleger suchend.

Weggewandten Augs, dem Eide
Treu führt der es Karln entgegen,
Hoffend, jetzo würde Mitleid
Schmelzen ihm den harten Busen:
Doch erneuet wird das erste
Urtheil, schwereres Gewicht noch
Angebunden an des guten
Rosses hochgewalt'ge Schenkel.
Als versenkt zum zweytenmale
Wieder es zum zweytenmale
Abgestreift sich seiner Fesseln
Bürde mit erneuten Kräften,
Als es zweifelhaft, ob Rettung
Dort es fände, unmuthvoll sich
Zürnend weg von Reinold wandte,
Flüchtend in die weite Ebne,
Wo es Niemand konnt' erhaschen:
Ruft entgegen Karl dem Ritter:
„Eingedenk des Worts gegeben!
„Fort und schaffe mir den Beyart,
„Sonst zernichtet ist die Sühne!"
Und auch so dem Herrn gehorsam
Rennet nach dem Rosse Reinold,

Hat in wenigen Minuten
Rufend, jagend es ereilet,
Hält das Roß, das krafterschöpfte,
Führt es hin zu Kaiser Karlen;
Mit den Worten: „Nehmt es, Kaiser!
„Kann euch nichts auch jezt erweichen,
„Milderes Gericht zu hegen,
„Thut, was ihr nicht konnet lassen!
„Doch geschworen seys vor Allen,
„Die hier stehn, mit hellem Eidwort,
„Bey dem großen Gott dort oben,
„Christ und allen Himmelsheil'gen! —
„Rettet das so schwer gekränkte
„Aus den mörderischen Tiefen
„Seiner nassen Stromeshölle,
„Rettet sich's zum drittenmale,
„Eh' ich wieder Euch es sahe,
„Eh' ich wieder Euch es bringe,
„Soll mein Schwert auf dieser Stelle
„Eher augenblicks mich tödten!"
Und an Haupt und Hals jezt fesseln
Läßt der Kaiser das geschwächte,
Läßt verdoppeln ihm die Lasten
Seiner Schenkel, auf den Nacken
Schwere Bürden ihm noch binden.
„Nein es sollen nicht der Tiefe
Dunkle Mächte drunten, ruft er,
„Wieder, wie sie es gesendet
An das freye Licht der Sonne,
Dieses Unheilsroß mehr senden!
Mögen drunten sie's behalten;
Und mit uns der Friede walten!"

Nieder so zum Strom gezwungen,
Als die Wellen ob ihm rauschten,
Sieht man es sogleich versunken
Und auf immer scheints begraben.
Doch mit Eins! horch! rauscht die Tiefe;
Durch des Schaumes weite Kreisung
Hebt Beyart sein traurig mattes
Haupt vom Strom empor, die Schenkel
Hört man unten kräftig schlagen,
Und umher schaut's; als es funden,
Wen es wollte, jezt auf Reinold
Einzig ist sein Aug gewurzelt,
Rettung suchend, von dem Tode
Solcher Schmach: doch als sich Reinold
Weinend von ihm weggewendet,
Alle Hoffnung jezt erlischet
In des klugen Thieres Seele,
Einen Scheideblick noch wirft es
Einen ernsten, seinem Herrn zu,
Beugt sein Haupt zurück und nieder
Von der schweren Last gezogen,
Ist's im weiten Grab verschwunden.

Als nun Karl dem Herrn sich nahet,
Und ihm will die Rechte drücken,
Und ihn führen zum Paliste,
Dort mit ihm als Freund zu wohnen,
Wendet plötzlich weg sich Reinold:
„Lebe glücklich, Herr! der Friede
Walte, sagt' er, „doch der Ehren
Dieser Welt hab ich verzichtet.
Hause du, wie dir gelüstet,
In des schönen Frankreichs Gauen!
In die Oede will ich gehen,
Als Einsiedel will ich leben.
Führ' ich fortan je ein Schwert noch,
Und besteig' ich je ein Roß noch,
Da mein theur'stes ist getödtet,
Sey es gegen die Verfolger
Dessen, der für uns gestorben
Und erstanden ist, uns ew'gen
Frieden bringend — gegen Christi
Feinde, dort vor'm heilgen Grabe."

E.

Einige neuere Nachrichten von Capitän Parry's Reise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

Ehe wir diese wackern Seeleute von ihrer ungastlichen Insel abreisen lassen, müssen wir von den oben nur angedeuteten Zeitvertreiben, die ihre lange Winternacht erheiterten, noch einige Worte sagen. Wie sehr Capt. Parry die Kunst verstand, auf das Gemüth seiner Mannschaft zu wirken, bewies auch die Wahl der Gegenstände von den kleinen Schauspielen, die er von seiner Schiffsgesellschaft aufführen ließ. Unter andern stellte er in einem derselben die Expedition selbst mit ihren vielfachen Gefahren dar. Es kam darin ein Kampf auf Leben und Tod gegen weiße Bären vor, der jedoch, wie es sich versteht, mit der Niederlage dieser Ungeheuer endigte; ihm folgte ein andrer mit einem ungeheuern Seepferd, der eben so ausging. Darauf sah man den Durchgang der Schiffe durch die Behringstraße in den stillen Ocean, nachdem die Mannschaft die brittische Flagge auf der Küste aufgepflanzt hatte, welche Davis und Baffins unerschrocknem Forschen entgangen war. Endlich stellte sich die Rückkehr der Expedition nach London dar; die Vertheilung des vom Parlament versprochnen Ehren-Lohnes von 20,000 Pf. — und den Schluß machte ein kleines Stück, in welchem der Leichtsinn, mit dem der Seemann sein Geld in dieser Hauptstadt durchzubringen versteht, dargestellt wurde. Das Wohlgefallen der Seeleute bey diesen Darstellungen ist gar nicht zu beschreiben! Das Händeklatschen war ihnen kein hinreichender Ausdruck dazu; Freuden-Geschrey lohnte die Schauspieler und die Stellen, welche den größten Eindruck auf sie machten. Einer der Schauspieler fand diesen Enthusiasmus so kurzweilig, daß er, selbst von der Wirkung des Schauspiels urtheilen wollend, nach Beendigung seiner Rolle sich unter die Zuschauer begab; hinter den Steuermann und einen andern Seemann stehend, hörte er diesen ganz entzückt rufen: „O wie schön!" — „Schön nennst du das? bemerkte der Steuermann, schön? ich sage, hol mich . . daß es philosophisch ist."

Was von dem Inhalt der, auf dem Schiff publizirten Zeitung gesagt ist, entspricht so sehr dem auch in Parrys

dramatischen Skizzen herrschenden praktischen Geist, daß wir deren Tendenz, unerachtet des dagegen in einigen Blättern befindlichen Widerspruchs, hier angeben. Dieser verdiente Mann trug seinen Offizieren die Abfassung von geschriebenen Blättern auf — denn eine Druckerey besaßen die Schiffe nicht — in denen ein Jeder, seiner Laune und seinem Talente gemäß, sinnreiche Scherze oder irgend einen die Reise betreffenden, der Mannschaft aber noch nicht bekannten Umstand aufzeichnete. Capt. Sabine ordnete diese Blätter und ließ den Schiffsschreiber die erforderliche Zahl von Abschriften nehmen. Diese sollen alle vierzehn Tage unter die Mannschaft vertheilt worden seyn, und mußten unbezweifelt mit dem lebhaftesten Eifer von ihr gelesen werden.

Einen seltsamen naturhistorischen Zug mögen wir hier nicht übergehen. Eine Wölfin machte während des Aufenthalts der Schiffe mit einem auf den Griper gehörenden Hund, Bekanntschaft, (es war ein Hühnerhund); während einiger Zeit besuchte sie ihn fast täglich, endlich folgte ihr derselbe nach, und ließ sich nicht mehr sehen. Ein andrer Hund, vom Hekla, lief auch davon, kehrte aber mit einer ganz zerfleischten Kehle zurück. Die Wölfe dieser Gegend waren groß, man hörte die ganze Nacht ihr widriges Geheul. Von andern Thiergattungen sah man nach dem Eintritt des Sommers den Moschus-Ochsen, den Damhirsch, den Fuchs und die Maus. Diese lezten waren sehr häufig, sie dauerten auch den Winter aus, bekamen aber in dieser Jahrszeit weißes, statt braunes Haar. Von Vögeln gab es am zahlreichsten: die arktische Meve, den Grünspecht, das weiße Rebhuhn und eine besonders schöne Enten-Gattung, die Königs-Ente genannt.

Wie furchtbar die Wirkung der Kälte bey der geringsten Unachtsamkeit seyn konnte, bewies das traurige Schicksal J. Smiths (welcher seine Flinte zu lange in der Hand gehalten hatte). Es war der unmäßig kalte Tag des 24. Februars 1820. Wie er, um sie aufzuthauen, seine Hände in ein Becken mit kaltem Wasser steckte, theilten sie diesem einen solchen Grad Kälte mit, daß sich sogleich eine dünne Eiskruste auf denselben bildete. Eine andere, in der Geschichte der Eisbildung unerhörte Wirkung der Kälte ist folgende Thatsache: Früh den 16. Februar wie Fahrenheits Thermometer auf 55° unter Null stand, stieg ein Offizier auf den Topmast und goß in der Höhe von 40 Fuß eine Flasche kalten Wassers durch einen Durchschlag auf das Verdeck, wo der Oberbootsmann dasselbe in einer zinnernen Schüssel auffing. Das Wasser fiel in Gestalt länglicher Eiskörner in die Schüssel, zu welcher es zu gelangen, nach dem Gesetzen des Falles der Körper, nicht volle zwey Sekunden gebraucht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(In Abwesenheit Hrn. Kandlers von Hrn. Hole, k. k. quittirtem Hauptmann und Marine-Auditor, fortgesezt.)

Das große Ballet: Il ratto delle Sabine von Vigano in Mayland mißfällt fast, jedoch finden Kenner große Meisterzüge darin. Es würde sich gewiß mehr Beyfall verschafft haben, wenn die Musikstücke nicht so langweilig wären; einige davon sind von Hrn. Lichtenthal verfaßt, welcher platterdings ein äusserst magerer Tonsetzer ist. Die hiesigen Musikfreunde bedauern sehr, daß Hr. Ayblinger uns verlassen hat; wenn je einer der Sache gewachsen, und charakteristische Balletmusik zu componiren verstand, so war es dieser verdienstvolle Mann.

Im Theater alla Scala zu Mayland wurde der Karneval mit Fedra; einem Melodramme von Romanelli und Musik von Simon Mayer eröffnet, das ungeachtet der braven Sängerinnen Bellae, Tosi, und Tenor Facchinardi nicht gefiel; ähnliches Schicksal hatte das heroische Ballet von Vigano, die Sabinerinnen in Rom.

Zu Turin wurde eine neue Oper von Stuntz gegeben, die ungeachtet eines Bellerti, Donzelli und Signora Morandi, so wie auch das Ballet so sehr mißfielen, daß die öffentlichen Blätter nicht einmal ihre Namen erwähnen wollen.

Zu Genua im Theater Agostino wurde Moise in Egitto von Rossini aufgeführt, das wegen mangelhafter Besetzung der Singstimmen und Orchesters gleichfalls keinen Beyfall ernten konnte; das nämliche Schicksal theilte das Ballet il Califfo in Bagdad, von Angiolini, ungeachtet der guten Besetzung mit Tänzern und Tänzerinnen.

Alla Pingola zu Florenz wurde die Oper Emma di Rosburgo von Mayerbeer kalt aufgenommen, desto wärmer das Ballet Agamennon, von einem unbekannten Verfasser, beklatscht.

Im Theater Argentina zu Rom gab man die Oper Scipione in Cartagine, Poesie von Giacomo Ferrati, Musik von Xaverio Marcadante mit ungemeinem Beyfall; von welcher Oper der Text, noch mehr aber die Musik des jungen talentvollen Tonsetzers gerühmt werden; nicht weniger erntete das Ballet Gundeberga von Gioja gerechte Würdigung in dessen Fußstapfen il Pellegrino trat, in welchem die Tänzerin Torelli entzückte, und die kleine Rinaldi ihr Alter übertraf.

Im Theater Apollo wurde Cenerentola von Rossini und in dem della Valle, la Gioventu di Enrico IV., Musik von Pacini mit Werthschätzung gegeben; später kam auf lezteres Theater die neue Oper le nuove amazzoni, von Kapellmeister Tuerto, die wegen Mangel dramatischen Werths und der gefallsüchtigen langweiligen Musik durchfiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 10. März 1821.

(Beschluß.)

Also um den guten Geschmack und die bonnes doctrines aufrecht zu halten, will die société des bonnes Lettres ihre Vorlesungen halten; dort soll beständig auf die alten ehrwürdigen Einrichtungen Frankreichs Rücksicht genommen werden; denn das Alte ist das Steckenpferd der Ultras; die Politik soll von den Beschäftigungen der Gesellschaft ausgeschlossen werden; daß dieses aber eine trügerische Ankündigung ist, sieht man aus dem andächtigen Wunsche, der das Programm beschließt: Puisse-t-elle (nämlich die Gesellschaft des bonnes Lettres) rendre toutes les muses royalistes, et en faire les interprètes de la France monarchique! Also die Mitglieder der Gesellschaft, die vorzugsweise die bonnes doctrines lehren und aufbewahren will, weisen die Politik zurück, um nichts mit dem Königl. Athenäum gemein zu haben, nur wollen sie die Musen zu Royalistinnen, und zu Organen des monarchischen Frankreichs machen. Wir wollen sehen, ob ihnen dieser fromme Vorsatz gelingen wird. Indeß haben die Sitzungen schon begonnen, und zwar mit außerordentlichem Eifer von Seiten der Unternehmer, der vortragenden Gelehrten, und der Anhänger der Anstalt. Die beyden Athenäen bilden nun den grellsten Abstich, obschon das jüngste völlig nach dem Muster des ältern zugeschnitten worden ist. An der Spitze des einen stehen Männer, welche sich durch einen unabhängigen Charakter auszeichnen, als Destutt-Tracy, Broglie, u. s. w.; das andre hat zu Patronen lauter Marquise und andre Hofleute, in deren Augen der Glanz des Thrones das wichtige Erforderniß zum Heile eines Staates ist, als der Marquis de Fontanes u. A. An dem einen wird unaufhörlich dem Zeitgeiste gehuldigt, und zu den sich entwickelnden schönen Einrichtungen des jetzigen Europas die Aussicht zu einer fröhlichen aufgeklärten Zukunft gezeigt; an dem andern hingegen wird beständig über das Verderbniß des jetzigen Geschlechts geseufzt, das die Verwegenheit hat, besser regiert werden zu wollen als seine Ahnherrn, und nicht die Vergangenheit als das goldne Zeitalter ansehen will. Die Lehrer an dem einen sind meistens Leute, die sich durch ihre Talente einen Weg gebahnt haben, und ihren Ruf und ihr Vermögen nur allein sich selbst verdanken; an dem andern Athenäum hingegen wird der Lehrstuhl zum Theil von Männern eingenommen, welche in der Gunst der Ultras ein Mittel sehen, auch die Gunst der Regierung zu bekommen, und dadurch zu Ehrenstellen und Pensionen zu gelangen. Endlich besteht das Auditorium des einen Athenäums zum Theil aus Leuten, welche von ihrem Gewerbfleiße leben, die Wohlthaten der durch die Revolution eingeführten Staatsverbesserungen zu schätzen wissen, und gern die heilsamen Folgen der allgemeinen Aufklärung von geschickten Rednern entwickeln hören. Unter den Zuhörer der Société des bonnes Lettres erblickt man dagegen viele Leute, die historische Namen tragen, aber kein historisches Einkommen und keine historische Vorrechte mehr besitzen, und deren Ohr durch die glänzenden Schilderungen der vorrevolutionären Zeit, und durch die Verheißung gekitzelt wird, daß man, um glücklich in Frankreich zu leben, wieder zu dem bereits Veralteten seine Zuflucht nehmen müsse. So viel sieht man doch hieraus, wie sich Liberale und Obscuranten in Frankreich jezt bey allen Gelegenheiten von einander absondern, und in entgegengesezte Haufen abtheilen. An das allmählige Zusammenschmelzen derselben ist jezt weniger zu denken als zuvor, und wahrscheinlich wird dieses feindliche Gegenüberstehen fortdauern, bis die Herrschaft der einen dieser Partheyen völlig wird gesichert seyn; da es nun aber nicht wohl möglich ist, daß die Ultras als kleinerer Haufe die freygesinnte Mehrzahl lange Zeit unter dem Joche halten können, so werden sich doch zulezt die sogenannten hommes monarchiques in den Sieg der liberalen Grundsätze fügen müssen, und aufhören, dem Staate beständig Gefahr zu drohen. Allein bis es zu diesem Siege kommt, wird es noch einige harte Kämpfe und manchen bittern Wort- und Schrift-Streit geben.

Obschon da, wo es auf Vergnügen und Lustbarkeiten ankommt, der Franzose den Partheygeist bey Seite legt, und mit seinem Gegner sich brüderlich verträgt, so ist doch in jezigem Augenblicke die Spaltung allzugroß, als daß sich nicht auch ihren Einfluß auf die geselligen Vergnügen äußern sollte. Deshalb gab es bey dem lezten Fasching Liberale- und Ultra-Bälle; diejenigen, welche erstere besuchten, vermieden die leztern; nur solche Leute, die keinen entschiedenen Charakter haben, und die jedwede Parthey zu den ihrigen halten kann, fanden sich auf beyden ein. Besonders zeichnete sich unter den Häusern, welche solche politische Bälle gaben, die Bankierhäuser aus; denn heutzutage sind die Bankiere sehr wichtige Staatspersonen, von deren Kasse zuweilen Krieg und Frieden, Staatswohlstand und Staatsschulden abhangen. Einige der hiesigen Bankiere, welche der spanischen Nation Geld geliehen, und sich dadurch eine große Popularität zugezogen haben, hatten zu ihren Bällen hauptsächlich Liberale eingeladen. Dagegen hat sich das Rothschild'sche Haus, welchem man nachsagt, daß es nur den Fürsten Geld leihen will, durch einen Ball bemerklich gemacht, auf welchem Ultras, Ministerielle und Hofleute in dem buntesten Glanze zusammengedrängt waren. Ich sage zusammengedrängt, denn seit Menschengedenken hatte man keine solche Privat-Versammlung in Paris gesehen. Dieser Ball hat außerordentlich viel Gerede veranlaßt, und auch die Zeitungen haben sich sehr lebhaft mit demselben beschäftigt. Die Ministeriellen und Ultrablätter haben die schöne Ordnung, die prachtvolle Bewirthung, die glänzende Gesellschaft gerühmt; dagegen haben die Liberalen eine sehr witzige Schilderung des Wirrwarrs und des schaarenweise zusammenstoßenden Gedränges bey diesem Balle geliefert, der wahrscheinlich eine Nachahmung der bekannten englischen Routs hatte seyn sollen. Es scheint, daß beynahe viertausend menschliche Wesen bey dieser Gelegenheit in dem Rothschild'schen Hause zusammengepropft gewesen sind, und daß wirklich manche nervenzarte Dame in Gefahr gewesen ist, vor Hunger, Durst, Hitze oder Staub zu ersticken, besonders wenn ihr Cavalier nicht muthig genug war, um sich durch Rippenstöße einen Weg zum Ausgange oder zu dem Buffet des rafraichissemens zu bahnen. In den Pariser Gesellschaften ist man ganz unerschöpflich an Witz über diese neue Art von gesellschaftlicher Unterhaltung. Einer vermuthete, es werde ehestens ein Plan zu frischen Anleihen erscheinen, da sich ein Wechselhaus in solche Unkosten versezt habe; ein Andrer berechnet (und diese Berechnung steht in dem Modejournale) daß acht Stunden erforderlich gewesen sind, zum Absteigen aller der Gäste, die zu diesem Balle hingefahren sind; ein Dritter behauptet (und auch dieses wird in einer Zeitung erzählt) einige Liberale, um den Ultras einen Streich zu spielen, hätten ihnen das ganze Souper aufgezehrt, wodurch dann leztere, besonders die im Centre oder Ventre der Deputirtenkammer stimmenden, in Gefahr versezt worden wären, vor Aerger zu ersticken. Es würde zu lang werden, alle die Späße anzuführen, die über die sogenannte Rothschildsche Cohüe gemacht worden sind, und noch gemacht werden. Der sarkastische Geist der Pariser hat, wie es scheint, begierig diese Gelegenheit ergriffen, um sich über ein fremdes Haus auszulassen, das sich, gewisser Ursachen halber, gar keiner Popularität in Paris zu erfreuen hat.

Dg.

Beylage: Literatur-Blatt Nr. 26.

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. März 1821.

Zeitgeschichte.

Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse, von Johann Heinrich Voß. Stuttgart i. d. Metzler'schen Bhdl. 1820. 217 S. 8.

„Verabredete Betriebsamkeit für aristokratische und hierarchische Zwangherrschaft ist die Anklage, die gegen den Grafen Friedrich Leopold Stolberg und dessen Verbündete im Sophronizon erhoben ward. Diese übergehn die Angeklagten mit tiefem Stillschweigen. Sie beschränken sich darauf, die Glaubwürdigkeit des Anklägers, der nur Anekdötchen erzählt habe, mit Ungestüm zu verdächtigen, und durch scheinbare Berichtigung einiger Nebenumstände, sogar kleinlicher, die große Rechtsfrage zu überstäuben. Hellsehende haben den Sinn der Anekdötchen gefaßt. Für die ehrlichen oder schalkhaften Blinzler wollen wir ihn etwas umständlicher entwickeln."

„Ehe Stolberg die nichts rechtfertigende Abfertigung vollendet hatte, ward er abgerufen dahin, wo er die Frage: Was hast du gethan? anders beantworten muß. Seine That lebt noch unter uns fort, einwirkend auf das Heiligste der Menschheit. Sie drängte sich aus dem häuslichen Bezirk in das Oeffentliche hervor, mit einem Erfolge, den die Geschichte der Zeit wahrnahm."

„Sie allein, diese aufregende That, ist die moralische Person, von deren Entstehung und Betrieb ich geredet habe, und reden will: so wie man von Cicero und Catilina, von Luther und Loyola reden darf. Die Aufwallungen des Herzens, das treu liebend nicht Liebe fand, werd' ich zu unterdrücken mich bemühn. Nicht ja das Meinige gilt es, sondern gekränkte Menschenwürde, gefährdete Bürgerwohlfahrt."

So giebt der Verf. in den ersten Zeilen des Buches denselben Zweck an; also ein Additionalbeweis zu der im Lit. Bl. 1820. Nr. 13. angezeigten, und durch die in Nr. 53. genannten Flugbeste angefochtenen Schrift: Wie ward F. St. ein Unfreier? Es würde überflüssig seyn, diesen Beweis zu referiren; wer ein Urtheil fällen will, wird auch die Schrift lesen, oder wenigstens den ausführlichen Extrakt in den Ergänz. Bl. der Hall. A. Lit. Z. 1821, Nr. 11. u. 12. Es ist aber ein eignes Ding um die Proceßordnung der Publizität. Welche Beweismittel sind hier beweiskräftig, sobald von Thatsachen die Frag' ist, die ihrer Natur nach keine Oeffentlichkeit haben im Sinne der literarischen Welt? Ja es ist auch ein eignes Ding um den Codex civilis und poenalis in diesem Territorium. Welche Thatsachen sind widerrechtlich? welche strafbar?

„Betriebsamkeit für aristokratische und hierarchische Zwangherrschaft!" Daß diese unter den deutschen Edelleuten existirt, wer zweifelt daran? Sie erscheint öffentlich in Reden, Schriften, Thaten. Aber was läßt sich aus dem Gesichtspunkte des Rechts (was man so im gemeinen Leben Recht nennt) dagegen sonderlich sagen? Sie liegt in der selbstsüchtigen Natur des Menschen; es wäre ein Wunder, wenn sie nicht existirte; wenn es nirgends mehr Edelleute gäbe, welche die Erhaltung und Vermehrung ihrer Vorrechte, und die Befestigung derjenigen Beherrschungs-Form betrieben, welcher sie dieselben verdanken. Die Unverträglichkeit dieser positiven Vorrechte mit den Rechten Anderer ist die Controverse von mehr als Einem Jahrtausend; der Streit der Gründe hat keinen objectiv-competenten Richter; der Streit der Kräfte gilt um den Besitz, und es läßt sich nicht wohl zum Verbrechen stempeln, wenn die Individuen beyder Theile dabey soviel Streitkräfte entwickeln, als sie haben und eben brauchen.

Aber Voß spricht von verabredeter Betriebsamkeit, von einem Bunde für aristokratisch-hierarchische Zwecke, den er S. 73 den Stolbergischen Bund, auch S. 102 den schleswig-holsteinschen Ritterbund nennt, und durch Thatsachen charakterisirt, die an sich notorisch sind. Das will schon mehr sagen. Dabey ist Gefahr, für Einzelne und für das staatsgesellschaftliche Ganze: denn ein solcher Bund wird schon moralische Person (im Sinne des philosophischen Rechtes), und diese künstlichen, moralischen Personen haben alle Anlagen zu unnatürlichen, unmoralischen, verbrecherischen. Der Grund liegt auf der Hand. Die natürliche Person (das Individuum) hat Einheit des Bewußtseyns, Ehrgefühl, Gewissen; sie ist sich

selbst wenigstens für ihre Zwecke und für die erwählten Mittel verantwortlich, und wo die Zwecke von problematischer Rechtmäßigkeit sind, da kann mindestens die Güte der menschlichen Natur, oder die Furcht vor zeitlicher und ewiger Strafe, der Anwendung böser Mittel sich entgegen stemmen. Die künstliche Person, die Collectiv-Person, hat diese Eigenschaften nicht. Die Individuen sind einig im Zweck, die Mittel hat kein Einzelner ganz zu verantworten vor sich selbst, daher nimmt er es gern leicht mit ihrer, von ihm allein nicht abhängigen Wahl, wie mit ihrer Anwendung; und wenn in der Wirkung ihre Bösartigkeit an den Tag tritt, so schiebt Einer den Schwerpunct der moralischen Schuld auf den Andern, und theilt und genießt ruhig den Gewinn. Universitas non delinquit! *). Daher gehen häufig aus Collectiv-Personen Gräuelthaten hervor, Verbrechen in Masse und gegen Massen, wovor selbst die individuelle moralische Natur derjenigen erbebt, welche sie begehen helfen. Verabredung (zumahl geheime) giebt mithin jener Betriebsamkeit einen gefährlichen und schon darum unrechtmäßigen Charakter. Darin liegt, wie uns dünkt, die Erheblichkeit, die Wichtigkeit der Voße'schen Klage vor dem Publikum.

Der Gebrauch dieses Rechtsmittels ist bekanntlich nicht neu, selbst in den Zeitverhältnissen nicht neu, denen er angehört: er ist schon mehr als Einmal von dem Gegentheil, von der Parthey des entgegengesetzten Interesse, gebraucht worden. Die neuesten Erscheinungen dieser Art mögen unberührt bleiben. Aber wir mahnen an eine frühere aus dem lezten Decennium des vor. Jahrhunderts: „Nachrichten von einem großen aber unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die moralischen Staaten, zweyte, vermehrte und mit Belegen versehene Auflage 1795." Dieses Buch ist ein frappantes Specimen der politischen Sophistik des Obscurantismus; alle Phänomene des Freysinnes, des geistigen und sittlichen Aufstrebens, in der damaligen Literatur, werden als das aggregirte Product einer Verabredung der Denker gegen die Gewalthaber und gegen deren moralische und physische Zwangsmittel dargestellt. Diese Schrift allein würde hinreichen, nach der Maxime, die u. a. Wedekind im Pythagoräischen Orden als einen perennirenden Keim des Unkrauts bezeichnet: Obscurirst du mich, so obscurir' ich dich wieder! allen übertriebenen Incriminationen, die von Seiten der Gelehrten und freysinnigen gegen die Obscuranten und gegen die (oft ganz gutmüthigen) Säugthiere an den Brüsten der Majestät unternommen worden sind, zur entschuldigenden Ausrede zu dienen. Könnte man nicht auf den Einfall kommen, auch die Voße'sche Anklage als eine solche (verkappt-retorquirende) Recrimination zu betrachten? Man kann — man wird auf den Einfall kommen; aber vergebens! denn alles widerspricht: der Mann, der Ton, der Inhalt, die Veranlassung der Schrift. Voß ist ein Greis mit Einem Fuße am Rande des Grabes; er ist von Adel, vom hohen Adel in derjenigen Welt, worinnen er sein Lebelang heimischer gelebt hat, als in der sogenannten großen, der eigentlich vertralten, um dies Wort von Goethe zu entlehnen; es war ein Freund, den er anklagte — anklagte als verirrt, verführt, und mit unverkennbarem Leid; er beharrt auf der Anklage, nachdem dieser Freund von der Erde geschieden ist; er entwickelt (im II. Abschnitt) die Veranlassung zu derselben aus den Phänomenen der Zeit, mit Wärme zwar, aber auch mit Licht; er fordert nichts von der irdischen Macht gegen die verklagte Kaste (oder Sekte); er bezweckt sichtbar nichts, als Erweckung der denkenden Geister und freysinnigen, menschenfreundlichen Gemüther zur Aufmerksamkeit und zur erlaubten Gegenwirkung: wo wäre da Grund zu dem Verdachte eines Umtriebes *) von seiner Seite?

Rec. ist durchaus nicht im Stande gewesen, einen aufzufinden. Nirgends eine Spur, daß die warm umfaßte Meinung hier einen andern Zweck verfolge, als den ihres freymüthigen Ausdrucks, und ihrer möglichst überzeugenden Belegung. Daß dabey auch Dichter, wie Tiek, Werner, Fouqué, (S. 114—118) mit ihren Werken der Phantasie, vor ein incompetentes Gesinnungsgericht gezogen werden — nun, das ist eine poetische Licenz der Begeisterung für eine gute Sache. Dahin gehören auch wohl die harten Aeußerungen über den „romantischen Politiker Adam Müller" S. 117. Die Herren v. Haller, v. Lüttwitz und ähnliche der neuesten Zeit sind unerwähnt durchgekommen, wozu wir gratuliren.

Der Anhang über persönliche Verhältnisse enthält theils eine bis an die kleineren psychologischen Einzelheiten fortgeführte Rechtfertigung des gethanen Schrittes von moralischer Seite, theils läuft er auf die alte Klage über den „Barfuß" hinaus, der dem beschuht Gebornen seinen Schuh verzeihen sollte. Das ist nun einmal so! Wenn der bürgerliche Schulrector und der geborne Graf wahre Freunde seyn sollen — es wird auf Seiten des Rectors hinreichen, wenn er ein edler Mensch ist; aber der Graf muß ein eminenter Geist und eine große Seele seyn, wenn bey der Freundschaft etwas Anderes herauskommen soll, als hier herausgekommen ist. Eine angeheftete, sehr ausführliche Buchhändleranzeige kündiget eine Schrift über denselben Gegenstand an, von D. C. F. A. Schott, die wir noch nicht zu Gesicht bekommen haben.

*) Dieser rechtswissenschaftliche Gemeinplatz ist bekanntlich das Palladium aller Sünder und Missethäter, die in den Collegien ihr Wesen treiben. D. Red.

*) Näher noch läge der Einwand: „Es giebt Bundriecher unter beyden Partheien." Aber auch diesen läßt die obige Darstellung hier nicht zur Anwendung kommen. M.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. November 1820.

(Beschluß.)

Schöne Künste. Les curiosités de la ville de Milan et de ses environs. Dieses Werk, wovon erst der Prospectus ausgetheilt worden ist, soll aus 72 Ansichten, nebst einem Grundrisse der Stadt Mailand bestehen, und in Lieferungen von sechs Kupferstichen erscheinen. Ein Octavband mit erklärendem Texte, wird im Monate Januar ausgegeben werden. Preis einer jeden Lieferung auf Velinpapier 4 Fr. 50 Cent. Auf Chinesischem Papier 9 Fr. Bey Vallardi. — Die Wittwe des verstorbenen Kupferstechers Pillement, hat zwey hinterlassene Arbeiten ihres Gatten herausgegeben, womit dieser sich in den lezten Jahren seines Lebens beschäftigte. Sie sind von vorzüglicher Schönheit. Das eine Blatt stellt Regulus vor, der in seine Gefangenschaft zurückkehrt, nach einer geschäzten Composition von Francisque, das andere Oedipus, nach einem vortrefflichen Gemälde von Valenciennes. Zu der Schönheit dieser Kupferstiche gesellte sich noch die Seltenheit der Pillementschen Hervorbringungen mit dem Grabstichel, da er sich hauptsächlich nur mit geäzten Arbeiten beschäftigte, worin vielleicht keiner ihn je übertraf. Die Herausgabe dieser zwey Kupferstiche läßt um desto tiefer den Verlust dieses wackern Künstlers fühlen, der in einem Alter dahin schied, wo seine langen Bemühungen erst reife Früchte zu tragen anfingen. Zwey Töchter, die er selbst unterrichtete, gehen mit dem glücklichsten Erfolg auf der Bahn des Vaters einher, und geben die gegründetste Hoffnung seinen Namen zu erhalten. Der Preis der beyden Kupferstiche ist 25 Fr., der ersten Abdrücke 50 Fr.

Oeffentliche Unterrichtsanstalten. Mémoire sur l'instruction des Sourds-muets; par l'abbé Jamet. Diese Denkschrift wurde am 27. April in der königlichen Akademie der Wissenschaften und schönen Künste zu Caen, wo der Verfasser die für Taubstumme daselbst errichtete Anstalt leitet, vorgelesen. Er giebt in dieser Denkschrift eine kurze Auseinandersetzung seiner Methode, die sich nicht darauf beschränkt, den Zöglingen durch zusammengesezte, Buchstaben vertretende Zeichen zu dictiren, was sie schreiben sollen, sondern das Wort, oder einen ganzen Begriff, ihnen durch ein einfaches, den ganzen Sinn desselben ausdrückendes Zeichen anzudeuten. Von erstern Zeichen macht der Abt Jamet nur Gebrauch, wenn das Wort nothwendig eine buchstäbliche Zergliederung erfordert. Diese Methode weicht also von der, welche der Abt de l'Epee eingeführt hat, und der Abt Sicard mit so vielem Glücke im Pariser Institute fortsezt, wesentlich ab, dürfte daher Widerlegung finden und gegenseitige Discussionen veranlassen, woraus wohlthätige Resultate für einen die leidende Menschheit betreffenden Gegenstand hervor gehen könnten. Es ist zu bedauern, daß H. Jamet in gegenwärtiger Denkschrift sich so enge Gränzen vorgezeichnet hat: man wünscht über manches eine vollständige Erörterung zu lesen, was in derselben nur angedeutet ist. 2 Bogen Druck in 8. Caen. Bey Poisson.

Zeitschriften. In diesem Fache der gelehrten Mittheilungen haben wir in diesem Monate vier neue Unternehmungen anzuzeigen, wovon jedoch die eine, Recueil agronomique, schon mit dem Jahre 1820 ihren Anfang nahm, da sie aber von der Gesellschaft des Ackerbaues und der schönen Wissenschaften des Tarn- und Garonne-Departements herausgegeben wird, so ist ihr Daseyn nicht gleich zu Paris bekannt geworden. Es erscheint monatlich davon ein Heft, welches 2 Bogen Druck in 8. enthält. Preis des Jahrganges 5 Fr. Zu Montauban, bey Fontanel. — Die zweyte neue Zeitschrift führt den Titel: Minerve litteraire, zu deren Herausgabe mehrere Pariser Gelehrten sich vereiniget haben. Sie wird wöchentlich in Heften von 3 Bogen Druck in 8. erscheinen, 12 oder 13 solcher Hefte machen einen Band aus. Preis des Jahrganges von 4 Bänden, 45 Fr. Bey Eymery. — Die beyden Aerzte Brewer und Huet werden, als Auszug aus den besten deutschen Werken der Arzneywissenschaft und der Wundarzneykunde, eine Nouvelle bibliotheque germanique medico-chirurgicale herausgeben, die, wenn sie mit der gehörigen Sorgfalt bearbeitet wird, auf Beyfall rechnen darf. Nur müssen die Herausgeber im Besitze der vorzüglichsten Schriften seyn, die Deutschland in diesem Fache ans Licht treten läßt. Gewöhnlich ist bey den hiesigen Unternehmungen, die das Ausland berücksichtigen, dieses der Fall nicht; man behilft sich damit Auszüge aus Auszügen zu liefern, verläßt sich auf das Urtheil anderer, spricht über Schriften, ohne sie zu kennen, stoppelt zusammen, was man auftreiben kann, und hungerbarlet da, wo reichlich zu ernten wäre. Hoffentlich werden bey gegenwärtigem Unternehmen die Herausgeber besser ausgerüstet und im Stande seyn, den ganzen Schatz der deutschen Arzneygelehrsamkeit, ihren französischen Lesern eröffnen zu können. Es sollen jährlich 12 Hefte davon erscheinen, jedes von ungefähr 5 Bogen Druck. Preis des Jahrganges 18 Fr. — Der vierten neuen Zeitschrift kann es nicht leicht an reichhaltigem Stoff fehlen. Sie führt den Titel: Journal des Cours publics de jurisprudence, histoire et belles-lettres. Die Herausgeber versprechen eine umfassende Analyse von folgenden öffentlichen Vorlesungen: Bey der Facultät der Rechte: Das Naturrecht, das Völkerrecht, das allgemeine öffentliche Recht, worüber der Professor H. de Portets Vorlesungen hält; die Geschichte des römischen und des französischen Rechts, welche H. Poncelet vorträgt; das Verwaltungsrecht (Droit administratif), welches H. de Gerando auseinander sezt. Im College de France, wo H. Daunou lehrt wie die Geschichte geschrieben werden muß, und H. Tissot die Schönheiten der lateinischen Dichtkunst anschaulich macht. Endlich bey der Facultät der Literatur, wo H. Lacretelle d. j. die alte Geschichte und H. Guizot die Geschichte der repräsentativen Regierungsform erläutern. Die meisten dieser Lehrer haben den Herausgebern gegenwärtiger Zeitschrift Noten und andere Mittheilungen versprochen, um sie in den Stand zu setzen, die Analysen der gehaltenen Vorlesungen möglichst getreu zu liefern. Der ganze Jahrgang wird aus 8 Oktavbänden bestehen und in Heften erscheinen, deren zwölf für jede Vorlesung bestimmt sind und einen Band von einem Alphabete Druck ausmachen. Der Unterschriftspreis für sämmtliche Vorlesungen ist zu 40 Franken angesezt; für sieben, zu 37; für sechs, zu 33; für fünf, zu 29; für vier, zu 24; für drey, zu 19; für zwey, zu 14; und, für eine Vorlesung, oder einen Band, zu 8 Franken.

H — s.

Neueste Bibliographie Italiens.

(Fortsetzung.)

Le Odi di Pindaro tradotte ed' illustrate da Ant°. Mezzanotte professore di lettere greche nell' Università di Perugia. Pisa 1820. presso N. Capurro tomo 2°. Dieser Band, womit die Oden geschlossen werden, steht dem erstem

in keiner Hinsicht nach. Er beginnt mit einem Auszuge der agonistischen Dissertation des Corsini über die pythischen Spiele, worin erstens mit dem Scholiastes des Pindar bewiesen wird, daß die pythischen Spiele zuerst vom Apoll gefevert wurden, und daß sie nach längerer Ruhezeit von den Amphiktionen am Ende des crisseischen Krieges wieder in Kraft gesezt werden waren. 2) Daß die erste gewählte Pythiade in die 49ste Olympiade gesezt werden müsse, wofür die Autorität des Scholiastes Pindares, Scaligers und Dodwells gelte. 3) Dann folgen verschiedene Meinungen über die Bestimmung der olimpischen Jahre, in welchen die Pythiaden gefeyert wurden; ferner wird die Epoche in tertiis olympiadum annis mit Pausanias, Diodors, Eusebius und der Oronischen Tafel, so wie durch ein von Demosthenes, Eschines und andern genommenes Beyspiel festgesezt; sogar der Mond und Tag ihrer Feyer wird nach Dodwell bestimmt. Man bemerkt 4) die Verschiedenheit der Kämpfe bey den pythischen Spielen; die Ungewißheit der Ordnung derselben, und den Umstand, daß diese Spiele mehrere Tage gedauert; so wie 5) daß sie auch in Megara und andern Städten gefeyert wurden. — Was die Oden selbst anlangt, so sind diese mit Fleiß und Genauigkeit wörtlich in Prose wieder gegeben, so schwer es auch dem Uebersetzer manchmal werden mußte. Indeß hat er das Seinige redlich geleistet. Angefügt sind zwey Kupfertafeln, welche griechische Münzen und Medaillen enthalten, die auf die Pythischen Spiele Bezug nehmen, sie sind vom Professor der Archeologie in Perugia, Giov. Batt. Vermiglioli kommentirt, und geben dem vorliegenden Werkchen erhöhten Werth. — La divina Comedia di Dante Alighieri col commento di G. Biagioli. vol. 1. in 16. col ritratto dell' autore. Milano, 1810, presso Silvestri. L. 5. 50. Diese Ausgabe, wovon bis jezt der erste Band erschien, ist nach jener des Prof. Bagioli zu Paris gemacht, welcher ein seltenes MS. des Dante vom Jahre 1300 durch die Güte des großbritannischen Gesandten Stuard, so wie ein Exemplar dieses Dichters, welches Alfieri besaß, und worin die gelungensten Stellen von dem lezteren angestrichen waren, hiebey vortheilhaft benuzte. Diese Ausgabe des Dante zeichnet sich ferner durch Nettigkeit des Druckes, Feinheit des Papiers, und vorzüglich durch das bequeme Taschenformat aus. — Ragionamento dell' architetto italiano Sig. Casella sulla moderna costruzione dè Teatri, e sugli incomodi che dalla medesima derivano. Roma. presso Contedini in piazza di S. Gio. della Pigna. Nro. 23. Der Autor beweist in diesem Werkchen die Unzweckmäßigkeit der Bauart, welche bisher bey allen Theatern statt fand, und stüzt seinen Saz auf Gründe, welche aus der Natur des Gehörs und des Gesichts abgeleitet werden. Derselbe zählt alle Unbequemlichkeiten, welche man ertragen muß, auf, als da sind: ungesunde Luft, beständige Feuersgefahr, unzusammenhängende wirkungslose Beleuchtung, übles Maschineriesystem u. s. f. — Bey Gio. Sylvestri in Mailand auf Pränumeration La Letteratura italiana del Secolo XIV. fino al principio del Secolo XIX. Trattato di I. G. L. Simond de Sismondi, traduzione dall' originale francese. Due Vol. 8. L. 5. 50. Unter den berühmtesten Werken Sismondi's steht das eben angeführte oben an; es ist eigentlich der erste Theil der Geschichte der Literatur des mittäglichen Europa, welche sowol der Bündigkeit und Ordnung, als der Treue und philosophischen Behandlung der Nachrichten wegen, jener von Ginguené vorgezogen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Autoren-Discretion.

Briefauszug. — „Da Sie in Nr. 83. vom vor. J. der bedrängten anonymen Autorschaft gegen die Dresdener Theater-Discretion zu Hülfe gekommen sind; so wend' ich mich an Sie mit der Bitte um einen Ritterdienst für holde Frauen." (Frauen? Ich ziehe schon vom Leder!) „Ein Herr von Schindel in Dresden ist auf den Einfall gekommen, ein biographisches Verzeichniß der sämmtlichen deutschen Schriftstellerinnen — lebender oder seit 1800 verstorbener — zu schreiben und drucken zu lassen." (Wenn er es einmal geschrieben hat; so versteht sich das Drucken von selbst.) „Auf der Liste stehen auch ein Paar Frauen meiner Bekanntschaft, welche nie mit ihrem Namen als Schriftstellerinnen aufgetreten sind. Den Hrn. v. S. auf das Unzarte seines Vorhabens in Ihrem Blatte aufmerksam zu machen, wäre ein verdienstliches Werk, wofür Ihnen gewiß im Stillen mehrere Schriftstellerinnen danken würden, die eben so ungern sich des literarischen Schleiers beraubt sehen möchten."

Aus dem Intell. Bl. Nr. 4. (bey dem MBl. Nr. 39.) sehe ich, daß der Herr von Schindel die Schriftstellerinnen bittet, „ihm biographische Notizen in unfrankirten Briefen mitzutheilen, indem er aus Achtung für das Zartgefühl der Frauen etwas nicht (nichts) hinzuzusetzen weiß." An dieses Zartgefühl mögen sich denn die bedrängten Freundinnen meines Herrn Corresp. in frankirten Briefen wenden. Herr v. S. kann eine so jungfräuliche Scheu vor dem Unglück, öffentlich gelobt zu werden (Brockhäusliche Biographien wird er nicht liefern wollen), unmöglich voraussetzen; mithin müssen ihn diejenigen, denen daran gelegen ist, davon unterrichten. Aber noch einmal: in frankirten Briefen! denn die unfrankirten sind jedem Redakteur billig ein Gräuel.

M.

Druckfehler.

In der Rec. der „Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens" Nr. 15. S. 57. Sp. 1. Z. 12. v. o. l. Handlanger st. Handlungen. Sp. 2. Z. 4. v. o. l. der st. den. (Dieser Rec. schreibt zwar eine mir selbst schwer lesbare Hand; das entschuldiget den Setzer, aber den Corrector nicht, der Unsinn oder Schnitzer im Mspte. nicht voraussetzen darf.)

Der Rec. des Rheinischen Taschenbuches in Nr. 16. S. 62. Sp. 1. Z. 20. v. u. hat einen Druckfehler dieses Taschenbuchs angezeigt, aber dabey hat das Lit. Bl. wieder einen Druckfehler gemacht: l. lin. penult. st. lin. cenult. (!!!) Es fehlt nur noch, daß auch bey dem Abdruck dieser gegenwärtigen Druckfehleranzeige ein Druckfehler begangen werde — das wird dann die dritte Potenz, ein Druckfehler cubus!

M.

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März 1821.

Die Blume ist die Welt,
Die Biene ist des regen Geist's Verlangen,
Dem nicht Genuß, nur Emsigkeit gefällt,
Der alles, was sein Streben, kennt' erlangen,
Viel schöner wieder giebt, als er empfangen.

Karl der Große, von Helmine von Chezy.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Otto hatte schon in den ersten Tagen seines Hierseyns sich nach einer ernsten Beschäftigung umgesehen, und weil er über kurz oder lang die Besitzthümer übernehmen sollte, so lag es wohl sehr nahe, daß er sich von deren Beschaffenheit, ihrem Ertrage, von dem, was bisher zu ihrer Verbesserung gethan worden, und was in dieser Hinsicht künftig geschehen dürfte, unterrichtete.

Die Unterredung, die er mit der Mutter, unter Beyziehung des Verwalters darüber gepflogen, führte wieder auf die Wirthschaft-Einrichtungen des einsichtigen Landmanns Vellberg, dessen Rath ihnen schon oft von Nutzen gewesen, und welcher deßhalb schon mehrmals beschickt oder besucht worden.

Otto machte sich des andern Morgens zu Pferde auf den Weg zu ihm. Er nahte sich dem Thalgrunde dießmal auf einer andern Seite, wo die Gebäude, von der Höhe gesehen, sehr wohlgefällig ins Auge fielen. Wenn die Wohnungen eines Dorfes oder Bauernhofes mit ihren Umgebungen nicht selten schon von ferne das unreinliche, verworrene, mühselige Daseyn ihrer Bewohner ahnen lassen, so war bey dieser Ansiedlung das Gegentheil der Fall. Das harte Geschäft des Feldbaues und der Viehzucht schien mit Bequemlichkeit zu geschehen, und in so reinlich-symmetrisch gestellten Häusern genossen wohl auch Menschen und Vieh ein minder rauhes Leben. Wo jedes Ding seinen Ort hat, da verbirgt sich auch das Schmutzige, und eine reinliche Küche bereitet reinliche, schmackhafte Speisen.

Der Besitzer hatte den Reiter sein Pferd den gähen Steig herabführen, und seiner Thüre zuleiten sehen. Er trat vor dieselbe und hieß ihn freundlich willkommen. Es war ein Mann von mittlern Jahren, schlichten Aussehens, und von wenig Worten. Ohne den Gast mit Fragen: woher? — wohin? — welches Geschäfts? — zu belästigen, führte er ihn in die reinliche Stube im Erdgeschosse, und bot ihm eine Erfrischung an. Als sichs dann ergab, daß jener der Sohn der Gutsbesitzerin, der künftige Grundherr sey, so übernahm er sich deßhalb keineswegs in Höflichkeits- und Unterwürfigkeits-Bezeugungen.

Er kam dem Wunsche des Barons, seine Wirthschafts-Einrichtungen zu beschauen, freundlich entgegen, und so wanderten sie denn in Scheuren und Stallungen, durch Gärten und Felder umher, und der Landmann suchte dem Edelmann kurz und klar das Wesentliche seiner Kulturmethode mitzutheilen. Er war in der Schule der Mennonisten gebildet, die als fleißige und verständige Landwirthe bekannt sind.

Otto, der auf der hohen Schule nicht versäumt hatte, einiges über Landwirthschaft zu hören, erwartete mit Recht, hier auch ein Stück Landes ökonomischen Versuchen gewidmet zu finden. Er wunderte sich, daß jener es so sparsam für diesen Zweck zugemessen.

„Lieber Herr Baron! äusserte Vellberg, das für jede Gegend Anwendbaren ist am Ende nur wenig gegen das

viele in Schriften Hochgepriesene. Es ging mir mit diesen ökonomischen Herrlichkeiten, wie es den Menschenkindern überhaupt zu gehen pflegt. Ich konnte mir nur den kleinsten Theil davon mit wahrem Nutzen aneignen, wenn ich nicht mein ganzes Bauwesen umstülpen wollte. Man beschuldigt uns Bauern, daß wir zu hartnäckig am Alten hängen; aber wären wir so beweglich und entzündbar, wie uns die Bücherökonomen gern hätten, die Herren würden oft nichts zu essen bekommen.

Voriges Jahr traf der Hagelschlag ein Drittel meiner Felder, und so habe ich von jenen Versuch-Beeten wieder einen Theil zu sicherm Anbau ziehen müssen.

Otto wollte hierauf etwas bemerken, wurde aber durch einen kleinen Lärm unterbrochen, der ihnen, als sie mittlerweile wieder in den Hof traten, aus dem Hause, wie von Neckereyen jungen Volkes entgegen schallte. Vellberg wollte nachsehen, was es gäbe, da stürmten eine Dirne und ein junger Mensch, in einem spaßhaften Zwiste befangen, zur Thüre heraus. Sein dunkles Wams sah weiß gefleckt aus. Er erwehrte sich ihres Andrangs mit einem Mehlsack, und hatte eben ein paarmal nach ihr gezielt, wodurch ihr Gesicht mit Mehlstaub ganz bedeckt wurde. Vellberg wehrte ihnen. „Was sollen diese Kindereyen?" sagte er, sich erzürnt stellend. Verzeihen Sie nur den Uebelstand, Herr Baron! Es ist mein Sohn und meine Mündel. Reinigt Euch, um Euch vor unserm lieben jungen Herren sehen lassen zu können!"

Jene wichen beschämt zurück. Der Sohn griff zur Bürste, die Dirne ging an den nahen Brunnen, und fing an, sich zu waschen.

Wie bey einem übertünchten Gemälde zuweilen unter der reinigenden Hand ein artiges Bild, Zug für Zug, hervorgeht, so wurden, als Otto unwillkürlich nach dem Brunnen hinsah, hier zuerst eine helloffne Stirne, dann ein paar dunkle Augen, ein wohlgeformtes Näschen, ein lieblicher Mund, die sanften Wölbungen der Wangen, des Kinns von der entstellenden Bedeckung frey, und nachdem einigemal die hohle Hand mit sprudelndem Wasser auf- und niedergefahren war; so stand ein frisches rothes Gesicht da, das je länger je lieber betrachtet wurde.

Das Gespräch war abgebrochen, die jungen Leute hatten sich entfernt, auf Vellberg schien ein durch Ottos Besuch verschobenes Geschäft zu warten. Er brach also diesen um so mehr ab, als er nicht merken lassen wollte, daß er noch gern einige Zeit geblieben wäre. Er dankte Vellberg für seine Willfährigkeit, ließ sich sein Pferd vorführen, und wollte ihm eben den Sporn geben, als das Mädchen aus der Thüre trat, und ihm ein Sträußchen, das sie im Hausgarten gepflückt hatte, mit verschämtem Blicke hinaufreichte. Erfreut über diese Aufmerksamkeit, sah er ihr freundlich ins Auge, drückte ihr die Finger, und sprengte davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige neuere Nachrichten von Capitän Parry's Reise nach dem Nordpol.

(Beschluß.)

Endlich den 3ten Februar, nach 83 Tagen Abwesenheit, erschien die Sonne zum erstenmal wieder über dem Horizont! Wer theilt nicht die Empfindung der armen Reisenden bey diesem Anblick, und wessen Schicksal je Finsterniß umlagerte, findet nicht in dieser beglückenden Rückkehr des Lichtes ein ermuthigendes Symbol? Die Seeleute hatten den Moment der Rückkehr der Königin des Tages aufs genaueste berechnet, und späheten ihm sehnsuchtsvoll vom Mastkorbe entgegen. Im April verspürte man den ersten Thau; gegen Ende May erschienen Wasserstreifen auf dem Eise und der Thau fiel täglich; das Pflanzenleben ward rege, man fand eine Menge Sauerampfer, dessen Gebrauch sehr schnell die kleinen Anwandlungen von Skorbut unter der Schiffs-Mannschaft vertrieb. Gegen Ende Mays durchreiste Capt. Parry, mit einen Theil seiner Offiziere und Matrosen, die Insel; sie stießen im 75° Br. aufs Meer und erkannten gegenüber eine andere Insel. Während dieses Ausflugs machte Parry interessante Beobachtungen über den Bau der in dieser Insel befindlichen Berge, und sammelte Naturprodukte jeder Art. Er fand im Innern die Ueberreste eines ungeheuern Wallfisches und einige Hütten; welche einstmalige Gegenwart menschlicher Wesen bezeugten. Gegen Ende Juli war der Winter-Haven ganz vom Eise befreyt, die Schiffe blieben aber von außen her noch immer in dasselbe eingeschlossen; erst am 30sten desselben Monats fieng es an zu krachen, den folgenden Tag löste es sich leise ab und die Reisenden sahen sich nach 310 Tagen dauernder Gefangenschaft in Freyheit. Ihre Lage war während derselben um so härter, da ihr geringer Mundvorrath sie sehr bald nöthigte, alle Portionen zu verkleinern.

Den 6. August gelangten sie im 114° O. L. an das äusserste Ende der Melville-Insel, fanden aber die Eisschollen zu dicht, um sie zu durchsegeln. Da sie von hier aus, in 20 Meilen Ferne gegen S. O. neues Land erblickten, so kann man wohl sagen, daß sie bis zum 118° O. L. Land gesehen haben. Nachdem ihnen alle Bemühungen, diesem höchst interessanten unbekannten Land zu nähern, mißlungen waren, und der Winter sich schon wieder nahte, sah sich der Capitain und seine heldenmäßige Mannschaft genöthigt, nach England zu steuern.

Aus aller Wahrnehmung Capt. Parrys' ersehen wir nun: Erstens, daß er von der Baffins-Bay aus eine Durchfahrt ins Polar-Meer gefunden. Zweytens, daß sich nordwärts des Lankaster-Sundes und der Barrows-Straße bis zum 93° O. L. Land erstreckt, und jenseits dieser Länge, gegen die Melville-Insel, das Land in Inseln getrennt erscheint, da hingegen im Lankaster-Sund und der Barrow-Straße, bis zum Eingang der Regenten-Einfahrt, die Küste

fortgeht. Jenseits dieser Einfahrt wendet sich die Küste anfangs stark nach Westen, dann häuft sich das Eis vor dem hohen bergigen Lande, das man gegen S. O. von der Melville-Insel aus erblickt. Drittens, daß das nördlich von der Barrow-Straße und Melville-Insel gesehene Land eine Inselkette scheint; das von Parry Nord Devon genannte Land, aber wahrscheinlich eine, durch einen der von der Baffins-Bay aus erblickten Sunde von Grönland getrennte Insel ist. Viertens, daß die südlich gesehenen Länder eine Inselreihe sind, welche längs des Festlandes des nördlichen Amerikas liegen, oder sogar vorgestreckte Landspitzen dieses Landes sind. Fünftens endlich, daß die vom Eingang der Regenten-Einfahrt durch die Barrows-Straße und den Lankaster-Sund, längs der West-Küste des Baffin- und Davis-Meeres, bis an Gods Mercy-Cap, und von da durch die Cumberlands-Straße laufende Küste, sehr wahrscheinlich eine große Insel ist, deren westliche Grenze muthmaßlich eine Linie von Foxes Farthest bis zum Eingang der Regenten-Einfahrt zieht.

Vom Lankaster-Sund bis zur Melville-Insel war der Compaß gänzlich unnütz, der Capitain hatte keine andere Leitung, als die Sterne und die Richtung der Küsten; diese Schiffe segelten daher wie die Alten, ohne Compaß. Die Einbildungskraft kann sich nichts Verlasseneres denken, wie diese Fahrzeuge, die ohne Compaß in der Dunkelheit von Eisschollen umthürmt, jene unbekannten Meere durchsegelten.

Den gemachten Beobachtungen zufolge, kommt der Wind in jenen Gegenden fast immer von Norden, oder nahe dabey; sobald die Sonne zu wirken beginnt, entsteigt der Erde eine Wärme, die im hohen Sommer, im Juli und August, sehr stark und wirksam wird. Aus diesen beyden Natur-Wirkungen erfolgt, daß die Eisschollen sich von den nördlichen Küsten ablösen und nach Süden treiben. Die Möglichkeit eines Durchgangs für die Seefahrer, muß sich also nicht an den südlichen, sondern an den nördlichen, durch die Winde vom Eis befreyten Küsten der Sunde finden. Unsre Reisenden genossen bey ihrer Rückkehr die Frucht dieser Entdeckung, indem sie an der Nordküste fahren konnten, da hingegen die Südküste von Eis gesperrt war. Wenn die Schiffe in Zukunft ihren Lauf diesem Grundsatz gemäß einrichten, können sie eine viel weitere Ferne erreichen, ja vielleicht wirklich die berühmte N. O. Fahrt vollenden.

Einige Bruchstücke aus dem Leben eines Bretagner Bauern-Knabens, zur Schilderung jener Landschaft.

(Beschluß.)

Wie wir aus der Kirche giengen, kam Edmée und Ursula auf uns zu, meine Tante stellte mich Edmées Mutter vor, ich sah in ihr die Spuren ehemaliger Schönheit und es schien mir, als ob das die Schönheit der Tochter noch erhöhete. Sie sprach mit mir mit der eigenthümlichen Gutmüthigkeit der Frauen in meiner Gegend. Ich hatte in Nitri noch einen Onkel, der Mann von meines Vaters jüngster Schwester Marie, der Leclerc hieß, meine Tante führte mich zu ihm, es war ein schöner großer Mann, aber nachlässig und langsam, er hatte einen Sohn, der ein Jahr älter war, als ich, wir machten Bekanntschaft mit einander, er war aber eifersüchtig auf mich, weil meine Tante mich mehr liebkoste, als ihn; sie bemerkte es, und sagte: „Leclerc, glaubst du, daß ich nicht weiß, daß du der Sohn meiner Schwester bist und überdieß seit den vier Jahren, die sie in Paris ist, bist du halb Waise; aber mein Neffe, erlaube mir, deinen Vetter etwas mehr zu lieben, wegen des Namens, den er trägt. Es ist der Name eines verehrten Vaters. Und dann bist du ja alle Tage um mich, aber vielleicht sehe ich deinen Vetter nie wieder.“ — Mein Vetter schien durch diese Gründe befriedigt, und meine Tante führte Vater und Sohn mit sich zum Mittagessen. Ich von meiner Seite, da ich nie gern Andern vorgezogen war, suchte nun durch doppelte Artigkeit den Eifersüchtigen zu versöhnen, meine Tante bemerkte es, und sagte meinem Vater, so, daß es die Leclercs nicht hören konnten: „Hätte ich nie einen Restif gesehen, so würde ich ihn an seinem Benehmen erkennen; siehe nur deinen Sohn an im Vergleich des schwerfälligen Leclerc.“ — Meine liebe ältere Schwester, antwortete er, ich erkenne darin nur deine Liebe für mich und meinen Namen. Ich weiß nicht, woher es kommen mag, daß die Restifs, obwol sie bürgerlich sind, dieses Gefühl ihrer Vorzüge haben; so daß die Mädchen sich fürchten, ihren Namen zu vertauschen, und die Männer stolz sind, ihn zu tragen.“ — Mein Vater hatte seinen Stammbaum mitgebracht, er las ihn seinen beyden Schwägern vor, die ihn noch nie gesehen hatten; sie waren davon entzückt und ich hörte von allen Seiten das Lob meines Großvaters ertönen. Man sprach auch von seinen Fehlern, aber indem Bruder und Schwester deren Grund zu erklären suchten, verwandelten sich alle in Tugenden.

Nach dem Essen kamen alle unsre Verwandte, alt und jung, um meinen Vater, den lezten Sprossen der verehrten Familie zu sehen, jeder wollte ihn zum Abendbrod oder Nachtessen bitten und meine Tante wollte ihn doch nicht weglassen. Die jungen Knaben und Mädchen waren auch gekommen, unter ihnen Edmée und Ursula. Während unsere Eltern zusammen schwazten, führten sie mich in ihre Gärten, gaben mir die herrlichsten Blumen, und machten einen schönen Kranz von Rosen, den sie mir umhiengen, und so zog ich umgeben von den schönsten Mädchen des Dorfes zu meiner Muhme Simon, Ursulas Mutter, um auch ihr und ihrer jüngern Tochter, Anna, die nicht den Muth gehabt hatte, die Erwachsenen zu begleiten, vorgestellt zu werden.

Dieser schöne Tag, der glücklichste meiner Kindheit, gieng leider schnell vorüber. Nach Sonnenuntergang traten wir unsern Rückweg an, nachdem wir bey der Muhme Simon zu Nacht gegessen hatten, wohin sich die ganze Familie eingefunden und jeder seine Schüssel mitgebracht hatte. Alle diese lieben Menschen begleiteten uns, Mütter, Väter, Söhne, Töchter. Ich gieng neben meiner Tante, die mich bey der einen Hand hielt, die andere hatte die Muhme Simon in Gegenwart meines Vaters in ihrer Tochter Anna Hand gelegt. Mein Vater gieng mit drey Reihen Greisen, hinter ihnen die jungen Mädchen, dann die Mütter und endlich die Jünglinge. Der Himmel war klar, die Blumen und der nahe Wald dufteten herrlich. Wir hörten alle auf meinen Vater, der die weisen Lehren seines Vaters uns wiederholte. Endlich verliessen uns unsere Verwandte, alle umarmten uns, und lange noch sah ich, wie meine Tante nach uns sich umsah, mein Vater gieng still und tief erschüttert neben mir her.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg im März.

Was mir hier immer fortwährende bessere Unterhaltung gewährt als Maskeraden-Bälle und die reichbesezten Tafeln der vielen hiesigen Gesellschaften, ist und bleibt das Theater, jedoch hat dieß seit Anfange des Jahrs keine, in Quantität wenigstens, so reiche Ausbeute geliefert, wie gewöhnlich. Die Ursachen sind wohl zunächst in den vielen und langwierigen Krankheiten unter den ersten, leider nicht zahlreichen, Schauspielerinnen zu suchen. So sind die beyden ersten tragischen Künstlerinnen, welche die Bühne besizt, die Frau Dr. Unzer und Madam Lebrün, von ihrem schönen Beruf, uns zu erfreuen und zu belehren, eine lange Zeit abgehalten worden. Ebenso die Mad. Marschal, eine brave, obgleich nicht besonders ausgezeichnete Schauspielerin, deren Werth erst recht merkbar wurde, als man sie vermißte. — Lieber diesem Uebelstand als dem verkehrten Sinn des Publikums, nicht des Hamburgers allein, denn es kann wohl mehr oder weniger von allen gelten, schreibe ich es zu, daß die Direktion sich gezwungen gesehen, allerley Zugpfästerchen anzuwenden, um die Fülle der Gesundheit, wenigstens in der Kasse herzustellen. Darunter gehören hauptsächlich die Kinder-Ballette, welche, als Ballette, oder die Kunst, irgend eine Handlung durch treffende Pantomimen, graziöse Körperbewegungen, und wahren Tanz genügend darzustellen — wahrlich eines gebildeten Publikums, und folglich auch des mit Fug geschäzten Stadtheaters nicht ganz würdig ist. Diese Kunst ist überhaupt, wenn sie ihre wahre Höhe behaupten soll — und ohne diese Bedingung zu erfüllen ist sie gar nichts — für eine Privat-Unternehmung zu kostspielig; um so mehr hier, wo sie im Ganzen nur zu wenig vom Publikum unterstüzt wird; es steht daher zu befürchten, daß dieß Palliativ, wie alle solche, mit der Zeit nur das Uebel vergrößern wird. Die Kinder leisten als solche genug, als Künstler aber viel zu wenig. Nur ist daher der ungeheure Fleiß zu bewundern, den ein Hr. Wiedner, aus Wien, darauf verwendet, dem es gelungen ist, ein so treffliches einstudiertes Ganzes hervorzubringen, daß es als Muster selbst für die Schauspieler bey vielen Theatern gelten kann. Der Reiz schöner Dekorationen und geschmackvoller Verwandlungen, die einen so wichtigen Plaz im Ballet ausfüllen, geht natürlicherweise einem Kunstzweig ab, der, obgleich ein Zugmittel, doch nur als Nebensache betrachtet werden kann. Weit höhere Ansprüche auf den Künstlernamen kann die Familie Kobler, die sich hier in den lezten Monaten gezeigt hat, allerdings machen; allein auch dieser fehlt diese erste Bedingung Terpsichore's, nämlich Grazie. Ihr Groteskanz dagegen ist wahrlich bewunderungswürdig, und ergözt selbst den Kenner; das Publikum hat auch mit wahrem Enthusiasmus ihren Sprüngen gehuldigt. So viel hiervon. — Gottlob! die Gewalt der Catharre, Fieber u. s. w. ist endlich gebrochen, und wir dürfen uns wieder eines hohen Kunstgenusses erfreuen. Von den Neuigkeiten des neuen Jahres hat mich unter den Opern am meisten die Räuberburg angezogen, die doch eigentlich nur neu einstudiert ist — der Text ist von Oehlenschläger, der den Inhalt aus Anton Wall's lieblichen Roman, Amior und Adelaide genommen hat. Obgleich anmuthig und anziehend im Ganzen, zeichnet sich besonders das darin auftretende Räuber-Leben aus, das mit Shakespearischer Kühnheit und Wahrheit dargestellt ist, und eben so vortrefflich von den hiesigen Künstlern ausgeführt wird. Die Zigeuner-Hexe Brigitta wird von einer sonst nicht sehr bemerkten Schauspielerin Mad. Mentschel mit wirklicher Begeisterung und Virtuosität behandelt; so wie auch der treffliche Kühne als Roux ein vollendetes Kunstwerk liefert; er weiß die rohe Gröblichkeit des Charakters mit einem so einfachen Humor zu verknüpfen, daß diese kleine Rolle, die nur eine Scene füllt, dadurch völlig zu einer Hauptfigur wird. — Die anziehende und sehr melodische Musik ist von Hrn. Keblau; er ist, wenn ich nicht irre, geborner Hamburger, der gegenwärtig in Kopenhagen als Kammermusikus angestellt ist, wo er den ursprünglich dänischen Text komponirt hat. Wahrscheinlich haben wir es der Landsmannschaft zu verdanken, daß wir uns in Deutschland dieser artigen Oper erfreuen können, während die herrlichen Kompositionen von Forct und Ludlams Höhle, von dem von allen Kennern hochgeschäzten Weise, so wie auch mehrere schäzbare Opern von dem verstorbenen Kunzen sich den keinen Eingang zu den deutschen Bühnen haben eröffnen können. — Unter den Schauspielen sind die interessantesten Neuigkeiten folgende: Das öffentliche Geheimniß von Calderone, wie bekannt von mehreren übersezt, doch eigentlich nur von Lembert theatergerecht gemacht. Es ist deutlich, daß er sowol die Uebersezung von Gries, als Gotters Umarbeitung von der Gozzischen Behandlung desselben Stücks benuzt hat. Es ist jene Hauptsache gewesen, dieß vortreffliche Lustspiel zu einem angenehmen Gericht für die heutigen Gaumen zu bereiten; und es ist ihm gelungen, ohne dem Gedichte selbst zu nahe zu treten, oder dem lockeren Geschmack der Zeit zu viel nachzugeben.

(Der Beschluß folgt.)

Dreysylbige Charade.

Mit einem Heere heller Sterne
Naht meine erste Sylbe feyerlich.
Es muß sich das Geräusch entfernen
Und sehnsuchtvoll entfaltet Stille sich.

Die Pilger, die sich von der Heimath trennen,
Und der Spazierenden gewalt'ge Schaar
Und alle Reisenden, leicht zu erkennen,
Bezeichnet dir mein leztes Sylbenpaar.

Das Ganze ist ein Geisterbild im Leben,
Mit dumpfem Grauen füllet es den Raum.
In ihm vereinigt sich mit mächt'gem Streben
Das helle Wachen und der dunkle Traum.

Auflösung des Räthsels in Nro. 72.

Meineid.

Beylage: Monats-Register März.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Funfzehnter Jahrgang.

1821.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, rc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, rc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit

den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unserm bisherigen Bestreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, diese Lücke blos auf gewöhnliche Weise auszufüllen, so suchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der ersten Meister anvertrauten. Es muß uns daher zu besonderem Vergnügen gereichen, unsern Lesern anzeigen zu können, daß wir so glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden also unter seiner Redaction erscheinen, und nur das Weitere, die Uebersichten der deutschen Literatur nach dem Leipziger Oster- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, so wie die Uebersichten der französischen und englischen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts besorgt. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preiß des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . 3 fl.

Für diesen Preiß kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geschichte und geschichtliche Sagen.

Altes vaterländisches Winzerfest. Conz. 92.
Kurzgefasste Geschichte der Herrmanns-Säule. Trautvetter. 93.

Länder- und Völkerkunde.

Das schöne Geschlecht in den vereinigten Staaten von Nordamerika. 81.
Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien. 83. 84. 85.
Sonderbare Abentheuer des Holländers Erdmann auf St. Jago, einer der grünen Vorgebirgs-Inseln. A. d. Fr. 85. 86. 89. 90. 91. 94. 96.
Volksfest zu Janitz in Mähren. Aus dem Archiv für Hist. Staats- und Kriegskunst. 19. März 1821. 81.
Wachsender Wohlstand der Kolonie in New-Südwallis. A. d. Engl. 95.
Die Gefängnisse in der Schweiz. A. d. Engl. von Franzis Cunningham. 96. 97. 101. 102.
Der gegenwärtige Zustand der Griechen. A. d. Quarterly Review 99. 100.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Zeitbedürfnisse rücksichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien. A. d. Fr. 79. 80. 82. 83. 84.
Miszellen. 86. 93.
Eingemachte Lesefrüchte. Von Müllner. 87. 88.
Dampffregatte. A. d. Fr. 89.
Wasserleitungen im alten Rom. A. d. Fr. 91.
Unglücksfall bey dem Reinigungsbade im Ganges. 98.
Musik. 101.
Analekten. 103.

Biographie.

Chaucer. A. d. Engl. 100.

Erzählungen.

Mutter und Sohn. 79. 83. 84. 88. 89. 90. 92. 94. 95. 97. 98. 101. 102. 103.
Kenilworth. Vom Verf. des Waverly. A. d. Engl. 80. 81. 82.

Gedichte.

Das Mädchen am Ufer. Cz. 80.
Der April. Adrian. 81.
Dichter-Proben von C. L. Große. Von Müllner eingesandt. 82. 85. 88. 92.
Räthsel. Der Handkuß. 84.
Räthsel. Une. Abr. 90.
Sonettenpaar. Wargentin. 91.
Das Hochamt im Dom zu Köln. Adelheid v. St. 93.
Des Mädchens Klage. Cz. 96.
Räthsel. Der Punkt. 96.
Resurrexit Domini. Nach einem lateinischen Kirchengesange. V. Huber. 97.
Das Lied von Thrym. Aus dem Isländischen. 99. 100.
Menschenloos. Wyß. 102.
Räthsel. Hausmutter. 102.

Korrespondenz.

Berlin. 90. 91. 93.
Dresden. 100. 101.
Genf. 98.
Hamburg. 79.
London. 80. 81. 85. 87. 88. 89. 91. 92. 94. 95. 97. 103.
Mannheim. 102.
Paris. 81. 84. 85. 97. 98. 99.
Rom. 89. 92. 101.
Schweiz. 79.
Wien. 82. 83. 86. 88. 95. 96.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Ein Wort über eine Lücke in der Literatur für Künstler. Von David Heß. — Ueber Katafalke. — Wien.

Nr. 28.

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Band, mit 6 Kupfertafeln. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1820. — XLIV und 366 S. 8. — Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister. (Beschl.)

Nr. 29.

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Bd. ꝛc. (Beschl.) Von Schorn. — London. — Paris.

Nro. 30.

Nachricht über C. F. Steinkopfs neuere Werke und Rückblick auf eine Recension in Nr. 96. des Kunstblatts 1820. Von Quandt. — Notizen aus Paris. — Schweden. — Rom. — Hildburghausen. Dr. Sickler. — Frage. A. v. St. — Berichtigung und Notiz.

Nro. 31.

Ueber die Medaillen-Anstalt von Daniel Loos Sohn in Berlin. Mit einem Kupfer. Von Levezow. — Vier und zwanzig Landschaften zu Caro's Uebersezung der Aeneide, gestochen von Gmelin.

Nro. 32.

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana; zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom. Heidelberg und Speyer in August Oswalds Buchhandlung. 1820. 8. Von Freyh. v. Rumohr. — Vier und zwanzig Landschaften zu Caro's Uebersezung der Aeneide, gestochen von Gmelin. (Beschl.) — Antwort an Hrn. von Klein. Von —der. — Rom.

Nro. 33.

Quintin Messis. — Sala und Capelle del Cambio zu Perugia a fresco gemalt von Pietro Perugino. — Paris. — Ehrenbezeigungen.

Nro. 34.

Gemälde einiger neueren Künstler in Stuttgart. — Nekrolog. Von Speth. — Berlin, den 31. März 1821.

Nro. 35.

Ueber die drey lezten lithographirten Blätter nach Gemälden aus der Sammlung der HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart. Von Speth. — Der Pallast des Scaurus, oder Beschreibung eines römischen Stadt-Hauses. Bruchstück aus dem Tagebuche Merovirs, eines suevischen Königssohns, über seine, gegen das Ende der Republik nach Rom unternommene Reise. Ins Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Chr. und Ernst Fr. Wüstemann. Mit zwey Kupfern. Gotha und Erfurt, Henningsche Buchhandlung, 1820. 8. 297 Seiten. — Bayerische Constitutions-Säule zu Gaybach. — Bordeaux.

Literatur-Blatt.

Nro. 27.

Periodische Literatur. Amalthea. — Die Muse. — Die Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit ꝛc.

Nro. 28.

Flora der Vorwelt. Auszug des Versuchs einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt, vom Grafen Kaspar Sternberg. Mit Kupfern. Leipzig und Prag, 1820. Folio-Format. — Länder- und Völkerkunde. Berne et les Bernois Ubi Patria, ibi bene. Zürich ch. Orell, Füssli et Comp. 1820. 161 pag. in 12°. Mit Kupfern. — Uebersicht der Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Wintermonat 1820.

Nro. 29.

Dramatische Dichtkunst. Neue („zweyte vermehrte und verbesserte“) Auflage von Friedrich Kinds Schauspiel: Van Dyk's Landleben. Leipzig bey Göschen ꝛc. — Naturgeschichte. Museum der Naturgeschichte Helvetiens (Botanische Abtheilung). Herausgegeben von N. C. Seringe, Lehrer an der Akademie in Bern. Dritte Lieferung (5. und 6. Heft). Bern b. Verf. Juni 1820. Vier Bogen Text und 5 Steindrucktafeln in 4. — Spanische Literatur. — Neueste Bibliographie Italiens. (Forts.) — Orient und Occident. Zwey Antworten auf das Neujahrsblatt Nr. 1. über Beamten-Maurerei.

Nro. 30.

Verdammniß des gegenseitigen Unterrichts. — Kriegswissenschaften. I. Lehrbuch der Militair-Geographie von Europa, eine Grundlage bey dem Unterrichte in deutschen Kriegsschulen von Habnzag. Magdeburg, Rubach 1820. Erster Theil 400 S. 8. II. Der Feldherr nach Vorbildern der Alten, vom Verfasser der Vorlesungen über die Taktik der Reuterey (Graf Bismark) Karlsruhe, in Müllers Hofbuchhandlung 1820. 240 S. Taschenformat. — Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. Dec. 1820.

Nro. 31.

Dramatische Dichtkunst. Die Tochter Jephthas. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Robert. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1820. 135 S. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. December 1820. (Forts.)

Nro. 32.

Periodische Literatur. Lembert's Taschenbuch ꝛc. — Neue Berliner Monatsschrift ꝛc. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. Dec. 1820. (Forts.) — Bibliopolitische Kritik.

Nro. 33.

Rechtswissenschaft. Ueber Ersparnisse im Justiz-Haushalte des Preußischen Staates, mit Gewinn für den Gang der Geschäfte. Ein Fragment vom Oberlandesgerichts-Rath Edlen v. Puttlitz, Berlin 1821. Verlag von Dunker und Humblott. XII u. 150 S. 8. — Pastoraltheologie. Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande. Von J. G. Tobler. Seitenstück zum Goldmacherdorf. Aarau, b. Sauerländer. 1820. 319 S. 8. — Bibliographische Uebersicht der neuesten franz. Lit. December 1820. (Beschl.) — Englischer Literatur-Bericht vom Januar und Februar 1821. — Italienische Literatur. (Forts.)

Nro. 34.

Dichtkunst. I. Poetische Blüthen, gesammelt von A. J. Büssel. Amberg b. Uhlmann 1819. 136 S. 8. II. Mamura, oder Blüthen aus Nordens Gärten, von Friedrich Albert Gebhard, Direktor der Bühne zu Reval. 1820. 211 S. 8. III. Polyhymnia. Poetisches Neujahrsgeschenk, von Carl Heibler. Zeiz, b. Webel, 1821. 138 S. 16. IV. Neueste Gedichte von Friederike Brun, gebornen Münter. Bonn 1820. b. Adolph Marcus. Auch unter dem Titel: Gedichte von F. B. u. s. f. Drittes Bändchen. VIII und 200 S. 8. — Berichtigender Nachtrag zu dem Aufsaze über Beamten-Maurerey im Lit. Bl. Nro. 1. Von Müllner. — Uebersicht der Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Christmonat 1820.

Nro. 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag 2. April 1821.

Reden läßt sich von Gott mit gelehrten und tönenden Worten,
Aber der Glaube an Gott ruht in der innersten Brust.

N. N. —

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Die Baronin bemerkte die erhöhte Heiterkeit ihres Sohnes; er erzählte, wie es ihm bey dem biedern Grundholden ergangen, und was er verschwieg, das wiederholte er sich desto öfter mit Wohlbehagen in seiner Phantasie.

Als er des andern Tages einige Rechnungen durchlief, und auf Nachlässe wegen Gewitterschaden stieß, so fiel ihm plötzlich bey, was er mit Wellberg noch hatte besprechen wollen. Vielleicht hätte er das Versäumte sogleich nachzuholen gesucht, wären nicht Gäste aus der Nachbarschaft, die seine Besuche erwiedern wollten, angesagt worden, und als diese sich wieder entfernt hatten, Regenwetter eingefallen, das ein paar Tage anhielt.

An dem nächsten heitern Nachmittage finden wir ihn schon wieder auf dem Wege nach dem anziehenden Thalgrunde. Er sah Wellberg auf einer Bergwiese seitwärts vom Wege beschäftigt, lenkte hin, und das Gespräch kam sogleich in den Gang.

„Ich habe neulich etwas vergessen, lieber Wellberg!“ begann Otto. „Ihr habt, wie ihr sagtet, voriges Jahr durch Hagelschlag gelitten. Das brachte mich auf einen Gedanken, den ich, wenn es angienge, zu verwirklichen wünschte. Nur sind hiebey auch die Gesinnungen des Landmanns in Rechnung zu bringen, und deßhalb bin ich wieder gekommen.“

„Ihr wißt, daß unsere Häuser bey der Brandassekuranz eingeschrieben sind. Diese und ähnliche Versicherungs-Anstalten werden immer umfassender, und das mit Recht. Wenn in rohen Zeiten jeder das Nächste an sich reißt, und Verlust und Unglück auf eigene Verschuldung oder den Neid der Götter geschoben werden, so steht es civilisirten Zeiten und Nationen, wo der Boden und alles Nutzbare vertheilt sind, und das Wohlseyn der Menschen mit dem gleichförmigen Ertrag genau verbunden ist, wohl an, der blinden Wuth des Elements, das zufällig und willkürlich auf dieses oder jenes unschuldige Haupt schädigend fiel, eine solche Anstalt entgegen zu setzen, wo durchs Mittragen der verschont Gebliebenen das Verderbliche zu einer kaum merklichen gemeinsamen Last wird.“

„Was denkt Ihr hierin in Beziehung auf den Hagelschlag? Sollte man nicht bey der Regierung dem Gedanken auch an eine Versicherung der Art Eingang zu verschaffen suchen, oder könnte nicht vor der Hand in meinen Besitzungen, und denen gleichgesinnter Nachbarn ein Versuch gemacht werden?“

„Es kann sonderbar scheinen, Herr Baron! sagte Wellberg, wenn ich, der ich noch die Folgen eines solchen Unglücks fühle, dieser schönen Idee nicht unbedingt beystimme.“

„Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, inwiefern man, was den Menschen von oben trifft, Verhängniß, Schickung, Warnung, oder — Zufall nennen kann. Wir Bauersleute überlassen das Allgemeine den Herren Philosophen, die, wie ich mir habe sagen lassen, darüber nie zu streiten aufhören. Bey uns nimmt es jeder, wie es ihn eben in

die Seele trifft. Wenn er sich in den Busen greift, so findet er schon, für was er es zu halten hat. Es leidet die Frage, ob wir durch solche Anstalten nicht hierin irre werden könnten. „„Wir sollten Gott fürchten und lieben.““ Das müßte doch einigermaßen anders werden, wenn der Bauer, der jezt bey jedem aufsteigenden Gewitter seinen Glauben, sein Vertrauen aufgerufen fühlt, und durch Gebet in den Schutz des Höchsten flieht, gleichsam ins Fäustchen lachen könnte.“

„Noch selten ist ein Mensch durch unverschuldete Unfälle in beharrliches Elend gerathen; aber manchem ist eine Geldsumme, die ihm mit einem Male in die Hand gegeben worden, verderblich gewesen.“

„Ich würde also rathen, um den Landmann nicht sorglos zu machen, wenn er stets eine Entschädigungskasse im Hintergrund sieht, und um andererseits die Umlagen nicht noch mehr zu vergrößern, bey dergleichen Unglücksfällen nur einen Theil des Schadenbetrags auf alle umzulegen, und dem Beschädigten diesen nie in Geld, sondern stets in den geeigneten Naturalien einzuhändigen.

Während dieses Gesprächs hatte sich der Horizont umzogen, ein Gewitter thürmte seine schwarzen hell verbrämten Wolkenmassen auf, und wurde von einem brausenden Winde näher getragen. Der Donner rollte majestätisch umher. Sie eilten dem Hofe zu. „Sie können jezt nicht zurückkehren,“ sagte Vellberg, während er ihm sein Pferd abnahm, und dem Oberknechte zur Pflege übergab. „Lassen Sie sich gefallen, bey uns zu bleiben, und vergönnen Sie, daß wir die Zeit, bis das Hochgewitter vorübergezogen ist, nach unserer gewohnten Weise verleben.“ — Otto nickte freundlich.

Er fragte darauf den Oberknecht, wer von den Dienstboten vom Feld zurück sey, um im Falle der Noth bey der Hand zu seyn, ertheilte ihm einige Aufträge, und rief dann seinen Sohn und Concordia, (so hieß die Mündel) in das Zimmer im ersten Stock, wohin er seinen Gast führte.

Die jungen Leute erschienen. Das Mädchen grüßte den Baron, sezte sich dann auf einen Wink des Pflegevaters, wiewol etwas verschüchtert, und von einer holden Röthe überflogen an ein Clavier, das in einer Ecke des Zimmers stand, griff einige Akkorde, und begann dann mit einer seelenvollen Stimme den Choral: Befiehl du deine Wege ꝛc.

Vater und Sohn stimmten in harmonischem Gesange mit ein. Otto, von einem süßen Gefühl der Zuneigung zu diesen biedern Menschen ergriffen, versagte sich's nicht, an dieser kleinen Andachtsfeyer Antheil zu nehmen. Wunderbar ans Herz greifend tönte ihm die Stimme Concordia's. Eine unbezwingliche wonnereiche Wehmuth lößte die Bande seiner Brust, und warum hätte er sich der Thränen schämen sollen, die er mild niederfließen fühlte?

Unterdessen war das Gewitter über den Grund hergezogen. Der Donner rollte, von mächtigen Schlägen durchwebt, unaufhörlich fort. Es war, wie tiefes Fortmurren nach lauten Ausbrüchen wilden Unmuths. Der Gesang war zu Ende. Einige gegen die Fenster prallende Schlossen machten Vellberg Sorge.

Otto dachte bey den zuckenden Blitzen weniger an sich, als an das unschuldige Kind. Das regellos Treffende fühlt man, was auch der berechnende Verstand sagen mag, immer drohender und beunruhigender, als es dieser findet. Während sein Blick auf ihr ruhte, beschäftigte er sich mit der Möglichkeit, daß ein Stral dieses holde Leben in einem Moment zerstören könnte. Es drängte ihn zu ihr hin. Das trauliche Beysammenseyn in einer etwas bedenklichen Stunde, die gemeinsame Demüthigung vor einer höhern Gewalt entrückte jeden Gedanken an die Verschiedenheit des Standes. Er sagte ihr, während jene Beyden dem Lauf der Gewitterwolke aus dem Fenster zusahen, manches Herzliche, und fühlte, vielleicht mit zu großem Wohlbehagen, die Nähe eines harmlosen unverdorbenen weiblichen Wesens.

„Es ist, Gott sey Dank! gnädig herniedergekommen, sagte Vellberg. Es hat Felder, Wiesen und Weinberge wohlthätig erquickt. Die beängstigte Kreatur erholt sich von der Beklommenheit, und athmet wieder freyer.“

„Ich muß noch einmal auf das vorhin Besprochene zurückkommen,“ äusserte hierauf der Baron. „Dieser Beklommenheit wäre doch der Landmann durch eine Anstalt in meinem Sinne überhoben, und am Ende hätte der ohnedieß geplagte, von Sorgen und Mühen belastete Mensch manche Angst weniger gehabt.“

— „Aber auch manche Erhebung,“ entgegnete Vellberg. „Es ist überhaupt, wenn ich je das Leben recht verstehe, gut, wenn wir Erdensöhne zuweilen durchs Bedenkliche, Gefährliche, Verhängnißvolle hindurchgehen. Es stählt die Schnellkraft unsers Herzens, wenn wir alle unsere Seelen- und Gemüthskräfte zusammen nehmen müssen, wie bey einem kritischen Spiel. Wer wäre zulezt noch im Stande, sich selbst zu beherrschen, seinen schönsten Wünschen, seinen blühenden Hoffnungen zu entsagen, wenn ihm der Himmel niemals ein finsteres Gesicht zukehrte, oder wenn, nachdem eine Hagelwolke schädigend über das Feld gezogen, die Vergütung ohne Umstände baar in der Stadt erhoben werden könnte?“

Wie wir Allgemeines immer nach der Stimmung, nach Interessen des Augenblicks aufzunehmen pflegen, so fühlte der Baron sich von dem, was Vellberg über Selbstbeherrschung, Aufopferung schöner Wünsche gesagt, der herrlich blühenden Concordia gegenüber, nicht angenehm berührt.

„Vereinigen wir uns dahin, sagte er abbrechend, daß für Beschädigungen, die den Grundstock zu zerstören haben, jene Anstalten zweckmäßig bestehen, daß aber für bloßen Ertrag die Milde der Regierung, die Wohlthätigkeit der Nachbarn in Anspruch genommen werden, und der Mensch dem künftigen Segen vertraue.“

„Recht so! nickte beyfällig Vellberg. Ein Jahr

muß das andere gut machen. Weiß ja der arme Weinbauer im Voraus, daß er nur alle drey bis fünf Jahre eines guten Gewächses, einer ergiebigen Ernte sich zu erfreuen hat.

Otto blieb noch ein Stündchen, genoß an Concordia's Seite ein frugales Abendbrod, und erhielt manchen wohlthuenden Blick von ihr. Erst mit einbrechender Nacht kehrte er, von einem Knechte zu Pferd begleitet, zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeitbedürfnisse hinsichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien. *)

Die oft wiederholte Behauptung, daß die neue staatsthümliche und sittliche Entwicklung der europäischen Staaten stillstehen oder rückgängig zu machen völlig unmöglich sey, beruht darauf, daß die Ursachen dieses großen Ergebnisses nicht mehr im Bereiche der Menschen liegen. Als die Kreuzzüge gepredigt wurden, die Buchdruckerey erfunden, die neue Welt entdeckt ward; als Handel und Gewerbsfleiß mannichfache Ausdehnung erhielten, das Schießpulver verfertigt, den Fußtruppen in der öffentlichen Meinung höherer Rang ertheilt, den Eingriffen der geistlichen Macht entgegengekämpft ward, als man die Bürgerlichen gegen den Adel gebrauchte und das Volk gegen fremde Zwingherrschaft aufrief — da hatte man zu dem Menschengeschlecht gesagt: steh' auf und wandle, denn du befindest dich nicht an der Stelle, die dir gebührt! Und wenn Protestanten oder Regierungen, welche Beschützer dieses Glaubens seyn wollen, sich darüber wundern, daß die Menschen vernünftiger geworden sind und statt blinden Gehorsams selbst denken, überlegen und in ihren Angelegenheiten klar sehen wollen, möchte man glauben, einen Wundarzt zu hören, der zwar überzeugt ist, seinem Kranken den Staar gestochen zu haben, dennoch aber Befremden äußert, daß der Sehendgewordene nunmehr sein Gesicht brauchen will.

Freylich wohl ist es der Fall, daß diejenigen, welche jene der Menschheit wohlthätigen Ereignisse wesentlich befördert haben, die Gesammtfolgen der Dinge, die ihnen für ihren persönlichen Vortheil und Ruhm sehr wichtig schienen, keineswegs alle voraussahen, und zuverlässig waren Peter der Einsiedler und Gottfried, Ferdinand und Isabella, Karl der Fünfte und Philipp der Zweyte, Ludwig der Eilfte und Richelieu sich nicht bewusst, was für große Verdienste sie sich um die Menschheit erwarben.

Die Weltgeschichte ist voll von Begebenheiten, welche nicht allein unvorgesehene, sondern auch den Absichten ihrer Urheber völlig entgegengesezte Wirkungen hervorbrachten: wäre dieß nicht, so bliebe die Welt stillstehen; denn es giebt kein Volk, das nicht in einer Lage gewesen wäre, worin es die Machthaber gerne behalten hätten.

Als den Patriziern Rom's die Herrschaft der Könige lästig fiel, wurden sie Meuterer, gewannen sich die Menge durch republikanische Reden und wussten damit die Eindrücke zu schwächen, welche die Großthaten der lezten Könige beym Volke hinterlassen hatten; alsdann benuzten sie die freche That eines Jünglings, und ohne abzuwarten, ob sein Vater der beleidigten Familie Genugthuung geben würde, riefen sie das Volk zum Aufruhr, verjagten ihre Könige, und gründeten über den Trümmern der monarchischen Gewalt die drückendste Aristokraten-Herrschaft.

Das Volk aber, wenn einmal seine Stärke und sein Arm sind gebraucht worden, erträgt die Undankbarkeit nicht lange. Von den Patriziern gegen das, was diese Tarquin's Zwingherrschaft nannten, aufgereizt, fragt es sie bald nun auch selbst, woher sie hinwieder zu ähnlicher Zwingherrschaft sich berechtigt halten? Die grämliche Herrschaft gestrenger Aristokraten war von kurzer Dauer. Die erste Hälfte der Geschichte Roms zeigt anders nichts, als den andauernden Kampf der Plebeier gegen die Patrizier, dessen endlichen Ausgang ich keinen Anstand nehme, für der Volkssache in einem verderblichem Uebermaße günstig zu erklären. Das Gebäude des Staates ward zertrümmert, und die nicht vertilgten, aber auseinander gerissenen Bestandtheile des römischen Haushalts, kämpften unter einander in unruhiger Bewegung, bis endlich ein neuer Despotismus den Streit beendigte. Wem frommte dieser Ausgang? Den Patriziern blieb in Kurzem nur zwischen Niederträchtigkeit und Selbstmord die Wahl übrig; und die tyrannischen Machthaber selbst, denen die bewaffneten Heerschaaren unentbehrliche Werkzeuge waren, erblassten vor dem Schwerte des Prätorianers.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Im Auszug aus der Abhandlung des Hrn Pellegrino Rossi, Professor des römischen Rechts an der Akademie in Genf. de l'etude du droit dans ses rapports avec la civilisation et l'etat actuel de la science, im ersten Band der Annales de legislation et de jurisprudence. Genève, ch. Manget et Cherbuliez. 1820. 8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg im März.

(Beschluß.)

Das Lustspiel, das öffentliche Geheimniß, gefiel ungemein; jedoch wurde das Publikum bey jeder Wiederholung immer kleiner, indeß fast zu gleicher Zeit bey einer anderen interessanten Neuigkeit, allein von weit geringerem Gehalt, das Haus jedesmal voll war. Die Ursache mag nun wohl an dem lieben Publikum selbst liegen, welches lieber lachen als lächeln will. Diese Neuigkeit ist: Die Schauspieler, Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Französischen des Delavigne. Die Uebersetzung ist durchgängig überarbeitet, bevor sie auf dieser Bühne erschien; dieß haben wir dem als Schauspieler und Dichter gleichgeschätzten Herrn Lebrün zu verdanken, und ich beklage nur, daß die ganze Bearbeitung nicht aus seinen Händen hervorgegangen ist, die gewiß dadurch noch mehr in komischer Kraft und Deutschheit gewonnen haben würde, statt sie nun, wie sie vor uns liegt, seiner Mühe ungeachtet, den französischen Zuschnitt durchschimmern läßt, ohne doch die ursprüngliche Feinheit wieder zu geben. Es wurde mit einem Prolog gegeben, worin die Schauspieler erklärten: daß sie das Publikum, welches sie so lange auf seine eigne Kosten belustigt haben, dießmal auf die ihrigen unterhalten werden. Dieß gelingt auch völlig, wahrscheinlich ist der Prolog nur geschrieben pour dorer la pillule, und um die französischen Künstler dahin zu bringen, es darstellen zu wollen; was aber dem Stücke selbst an feinen Pointen abgieng, ward durch das durchgängig meisterhafte Spiel ersezt. Es ist nicht leicht zu bestimmen, welche Schauspieler sich am meisten hervorthaten; genug, sie wurden, was hier ein seltener Fall ist, beym Schlusse alle gerufen. — Eine kleine recht merkwürdige Neuigkeit hat die Bühne noch in diesen Tagen geliefert: Dvatern (?), Lustspiel in plattdeutscher Sprache von Dr. Bärmann. Ich bin dieser Sprache nicht so mächtig, daß ich in das Lob der Kenner über die Behandlung desselben in diesem kleinen Gedichte einstimmen darf; als Lustspiel läßt es sich mit Vergnügen sehen, und wird durch die einfache Handlung, wie durch die lebendige und der Natur getreue Charakterschilderung der auftretenden Vierländer genügend belebt. Wegen der Sprache wird es doch schwerlich für andre Bühnen passen.

Herr Professor Zimmermann, ein hiesiger sehr geschäzter Gelehrter, der früher in den Originalien den Theater-Artikel besorgte, giebt seit Neujahr ein kritisches Blatt, dem hiesigen Theater allein gewidmet, heraus. In wie fern der Erfolg sein lobenswürdiges Bestreben krönen wird, ist noch problematisch — seine Kritik in den Originalien gefiel mir in so fern besser, weil

ſſie dort kürzer und gedrungener war. Obgleich es ein verdienſtliches, lehrreiches Unternehmen iſt, die Erſcheinungen auf der Bühne kunſtmäßig zu entwickeln, ſcheint doch Hamburg nicht der Ort zu ſeyn, wo es recht gedeihen wird. Man klagt nicht ohne Fug darüber, daß der Sinn für die Bühne hier täglich abnimmt, folglich wohl noch mehr für eine gelehrte Beurtheilung derſelben. Hamburg beſizt ohnedem zu wenige angehende Gelehrte, daß ihre Theilnahme für ein ſolches Blatt zu deſſen Fortdauer genügend beytragen könne, und die größere Zahl Ungelehrter, obgleich gebildeter Leute, wollen weniger belehrt als beluſtigt ſeyn. Auch ſcheint es, daß die Kritik darin ſich mehr mit der Entwickelung der Stücke, als mit der Ausführung befaßt; nach meiner Meinung müſſe es umgekehrt ſeyn. Ich wünſche indeſſen dem Unternehmen ein recht langes Leben, möge es nur nicht an ſeiner Gediegenheit ſterben. Der Theater-Artikel in den Originalien ſcheint beſonders in der lezten Zeit nicht merkbar verloren zu haben, obgleich es im Anfang den Anſchein hatte, als befliß ſich der Verfaſſer mehr das Gute heraus zu finden, als Fehler und Schwachheiten zu rügen. Der fleißige Herausgeber der Originalien, Hr. Loz, iſt troz ſeiner Blindheit immer thätig, und arbeitet gegenwärtig an einer Ueberſezung von Kenilworth, dem neueſten Werke von dem in England ſo hochgefeierten Walter Scott.

In den hieſigen wöchentlichen Nachrichten ſchien neulich auf einmal ein religiöſer Streit auflodern zu wollen; der hieſige ſehr bekannte und ſehr tüchtige Paſtor Rengel trat mit einem Aufſaz auf, worin er einige in dem Friedensboten geäußerte Meinungen beſtritt; mehrere Prediger erklärten ſich in einem folgenden Blatte gegen ihn. Dabey iſt es geblieben, wie man ſagt, auf höhere Veranlaſſung, in der That war der Kampfplaz nicht gut gewählt.

Die Stadt ſelbſt iſt an Neuigkeiten ſehr arm, wenn ich eine Feuersbrunſt ausnehme: in einer kleinen Straße brannten vor wenigen Wochen in der Nacht in einer Zeit von drey Stunden mehrere Häuſer ab, wodurch 40 arme Familien ihre ganze Habe verloren; von der bekannten Mildthätigkeit iſt freylich eine Unterſtüzung von 5300 M. eingegangen; doch ſind dieſe, unter ſo viele vertheilt, nur von wenigem Belang, nimmt man dagegen in Betracht, daß alle dieſe Familien ſehr arm waren, und daß indeſſen von mitleidigen Nachbarn ihre ärmlichen Mobilien zum Theil erſezt worden ſind, ſo iſt dieſe Beyhülfe doch nicht unzureichlich. Der Tod eines 17jährigen liebenswürdigen Mädchens, aus der mittleren Bürgerklaſſe, die ſich von einer Brücke ins Waſſer geſtürzt, nachdem ſie mit bebender Hand die lezte Gabe in den Armenblock niedergelegt hatte, hat in dieſen Tagen Aufſehen erregt. Ein bemittelter Mann, ſagt man, habe ihr ſo eben die Hand angeboten, allein gefeſſelt durch eine jahrelange Verlobung, woran ihr Herz hing, und daher mit der Vernunft in Streit gerieth, brachte eine Verzweiflung hervor, aus welcher ſich die Unglückliche nur durch den Tod retten zu können vermeinte. B.

Schweiz, Jenner.

Die Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnüzigen in Baſel, konnte zu ihrem erſten Neujahrsblatt für Baſels Jugend keinen zweckmäßigern Gegenſtand wählen, als das Leben Iſelins, des chriſtlichen Philoſophen, des Patrioten, des Menſchenfreundes, des zu ſeiner Zeit thätigſten Beförderers des Guten und Gemeinnüzigen, beſonders der Jugendbildung. Leider iſt ſein gutgeſtochenes Bildniß das Einzige, was den Werth dieſes Blattes ausmacht. Der Text enthält Perſonalien, im Style, wie ſie etwa ſeiner Leichenpredigt hätten angehängt werden können. Von ſeinem innern Leben, ſeiner eigenthümlichen Art, die Dinge aufzufaſſen, iſt keine Spur, kein Zug, wie ſeine Zeit auf ihn, wie er auf ſeine Zeit und ſeine Vaterſtadt wirkte; aus welchem Geſichtspunkt er die Studien die er betrieb, die Aemter die er bekleidete, die damaligen Erſcheinungen und Verhältniſſe des Vaterlandes, der Erziehung u. ſ. w. anſah; wie, in welchem Geiſt er als Menſch, als Bürger und als Schriftſteller in allen bedeutenden Beſtrebungen der Ausgezeichnetſten unter ſeinen deutſchen und ſchweizeriſchen Zeitgenoſſen Theil nahm. Allgemeinheiten, müßige Erzählungen, wo Iſelin war, wie und unter wem er ſtudierte und mit wem er ſich verband, oder „daß er ſeine ſchwermüthig gewordene Magd öfter auf Spaziergängen mit ſich nahm“, (woran er eine natürliche Liebespflicht erfüllte) können die Jugend weder belehren, noch fürs Gute und Gemeinnüzige, das immer auf würdige und hohe Anſicht gebaut ſeyn muß, begeiſtern. Und warum wird bey der einzigen, wahrhaft lehrreichen Anekdote der Name des edlen Mannes nicht genannt, der obgleich einer von Iſelins heftigſten Gegnern auf die Frage: warum er ihm ſeine Stimme zum Burgermeiſter gegeben, antwortete: „Ich habe meinem Eide gemäß gehandelt und meine Stimme dem Würdigſten gegeben.“

Muſterhaft für den nämlichen Zweck darf hingegen die kurze Biographie genannt werden, womit der Chorherr Bremi in Zürich, das ſehr ähnliche Bild des 1793 verſtorbnen Züricheriſchen Profeſſors Heinrich Corrodi begleitet hat, das die Geſellſchaft der Herren Gelehrten zu Zürich für ihr dießjähriges Neujahrsblatt wählte. Von kleiner Geſtalt, verwachſen und blödſichtig, war die Erziehung, welche ein ſtrenger und unverſtändiger Vater dem Sohne gab, verbunden mit gänzlichem Mangel an Glücksgütern, wohl geeignet, den Geiſt des Jünglings überall zu erſticken; und dennoch hat er dieſe Hinderniſſe alle überwunden, und iſt durch Beſcheidenheit, Herzensgüte, Fleiß und Eifer, ein vortrefflicher Lehrer, ein gründlicher Gelehrter und ein vorzüglicher Schriftſteller geworden. Die Orelliſche Buchhandlung (die ſpäter auch ſeine Schriften verlegt hat) trug größentheils die Koſten ſeines Beſuchs der Akademie in Halle. „Seine Schriften (ſagt Hr. Bremi), unter denen die kritiſche Geſchichte des Chiliasmus am bekannteſten ward, ſind überall nur Reſultate; es mußten die händereichſten Vorarbeiten gemacht werden, ehe man zu dieſen Reſultaten gelangen konnte, und das Verſtändniß vieler derſelben erfordert ſchon einen tüchtigen Gelehrten. — Im geſellſchaftlichen Umgange war Corrodi in der Regel ſehr munter und fröhlich. Man hätte da weniger den Gelehrten, als den in der ſchönen Literatur und Geſchichte bewanderten Mann erkannt. Denn es gab wenige Bücher von einigem Werthe, die er nicht geleſen hatte; und ihren Inhalt behielt er vermöge ſeines trefflichen Gedächtniſſes getreu und lange. Er erzählte ſehr gern und lebhaft; und für komiſche Darſtellungen hatte er ein gar gutes Geſchick. Auch geſellſchaftliche Verſtandesſpiele brachte er theils ſelbſt auf die Bahn, theils nahm er an vorgeſchlagenen mit Gewandtheit Theil. Beſonders liebte er Charaden und Räthſel, und wußte ſie ſo leicht vorzulegen, daß auch Kinder die Freude hatten, ſie löſen zu können, und ſo ſinnreich, daß der verſtändige Mann ſich daran ergözte. Oefters brachte er ſo während der Sommer-Ferien bey ſeinem Freunde Profeſſor Hottinger auf dem Lande im Kreiſe der Familie halbe und ganze Tage ſehr angenehm zu. Reiche Nahrung aber war es für Geiſt und Herz, mit ihm einen einſamen Spaziergang zu machen, was er ſehr liebte. Da wechſelten tiefſinnige Erörterungen philoſophiſcher und theologiſcher Materien mit fröhlichen Betrachtungen über Natur, Welt und Menſchen; und man hätte in den längſten Tagen die Sonne erbitten mögen, noch länger über dem Horizonte zu verweilen, damit nicht die Dämmerung nach der Stadt zurücktreibe.“ Ein ſolcher Charakter mußte reichen Stoff für Belehrung, Erinnerung, Warnung und Aufmunterung darbieten, und der Biographe hat ihn vortrefflich benuzt.

Beylage: Kunſt-Blatt Nro. 27.

Nr. 27.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. April 1821.

Ein Wort über eine Lücke in der Literatur für Künstler.

In unsern schreibseligen Zeiten, wo so viel über Kunst und für Künstler, oft in erhabenen delphischen Orakelsprüchen, geschrieben und phantasirt wird, wovon unter zehn Künstlern kaum einer etwas zu lesen bekommt, fehlt ein Buch, welches, als Leitfaden einer zweckmäßigen Lektüre, die allseitige Bildung junger Künstler erleichtern und befördern könnte.

Es braucht nicht erst erwiesen zu werden, daß ein wahrer Künstler eines hohen Grades von Geisteskultur bedarf, um den Geniefunken, den die Natur in seinen Busen legte, zur leuchtenden Flamme anzufachen, um seinen Geschmack zu läutern, und seinen Sinn für alles Schöne und Gute aufzuschließen, was auch in blos mittelbarem Zusammenhang mit seiner Kunst zu stehen scheint, und dennoch von wesentlichem Nutzen für dieselbe seyn könnte. Wie ungern vermißt man oft, selbst bey Malern von mehr als mittelmäßiger Geschicklichkeit, eine eigentlich ästhetische Bildung, und jenen feinen artistischen Takt, der sich nur durch die Bekanntschaft mit den besten Werken der Literatur entwickelt, welche nicht nur den Kunstprodukten unfehlbar einen höhern Gehalt mittheilt, sondern auch den Künstler als Mensch empfiehlt, und ihm den Zutritt in die Zirkel der feinern Welt erleichtert, wo er, durch vielseitigen Umgang, wieder mancherley Gewinn für seine Kunst und Humanität zu erwarten hat.

Ein vollkommener Künstler, der zugleich auch ein eigentlicher Gelehrter ist, wird freylich immer zu den seltneren Erscheinungen gehören, und es bedarf eines Zusammentreffens vieler glücklicher Verhältnisse, um einem Menschen eine vielseitige Bildung zu verschaffen, ohne daß die Entwicklung eines besonders vorherrschenden Kunsttriebes darunter leide, welche Entwicklung allein schon einen großen Zeitaufwand erfordert, wenn es auch nur um Beseitigung mechanischer Schwierigkeiten zu thun wäre. Von einer so seltenen Ausnahme ist hier die Rede nicht, sondern es wird gefragt: Wie kann ein junger Künstler, dessen Lage und Verhältnisse einen wissenschaftlichen Elementarunterricht nicht zuließen, auf die leichteste Weise seinen Verstand entwickeln, seine Phantasie bereichern, sein Herz und seinen Geschmack veredeln, und sich die vielfachen Hülfsquellen der Literatur eröffnen, ohne welche er immer eine Lücke in seinem Wesen fühlen muß, wenn einmal der Schöpfungstrieb in ihm rege wird, und er, besonders im historischen Fache, anfangen will zu komponiren.

Wie viel talentvolle junge Künstler hört man nicht über solchen Mangel an Bildung klagen! Sie tragen oft einen Ueberfluß von Bildern in sich herum, je nachdem die äußere Welt mit ihren mannichfaltigen Erscheinungen sich in dem Spiegel ihrer Seele reflektirt; aber sie können diese Bilder und ihre Gefühle darüber nicht ordnen, nicht deutlich aussprechen; es fehlt ihnen nicht blos eine feste Norm artistischen Geschmackes, sondern sie entbehren noch eine Menge Hülfsmittel, von welchen sie, oft nur dunkel aber dennoch quälend, fühlen, daß sie dieselben weder auf dem Zeichnungssaale, noch in der Bildergallerie finden werden. Wenn wir die Biographien der Künstler durchgehn, so finden wir beynahe überall in der Geschichte ihrer Jugend diese Sehnsucht nach Licht, dieses Ringen nach bestimmten Begriffen, nach mannichfaltigen Kenntnissen, und das Bedauern, keinen Leitfaden gehabt zu haben, der sie früh genug zur Quelle der Erkenntniß führte.

Wie könnte es auch anders seyn! Oft legt die Natur das Talent sie nachzubilden in die Seele eines Hirtenknaben, welcher in der Einsamkeit seiner Thäler sich mit Schnizzen ergezt; oft wählt die Kunst sich ihre Priester in den düstern Winkeln einer kleinen Stadt, wo beschränkte Glücksgüter die Aeltern hindern, ihren Kindern den nothdürftigsten Unterricht zu verschaffen. Glücklich, wenn solche feiner organisirte Knaben, mit ihren schönen Anlagen, nicht verurtheilt bleiben, die Ziegen zu hüten oder die Nähnadel statt des Pinsels zu führen; glücklich, wenn irgend ein Mäcen sich findet, der ihnen Gelegenheit verschafft, bey einem Künstler in die Lehre zu gehn. Da lernen sie gewöhnlich Linien nachbilden und Farben bereiten; je größer ihr Eifer für die Kunst, desto mehr beschränken sie sich ausschließend auf diese, und zeichnen oft schon eine recht hübsche Figur nach Gyps oder nach dem Leben, bevor sie deut-

lich und fertig lesen können. Ja, es gibt sogar alte Praktiker, die keinen Brief schreiben, die von ihren eignen tiefgefühlten Kunsterzeugnissen Andern keine schriftliche Rechenschaft geben können! Daß solche, wenn ihre Schüler nur in mechanischer Uebung fortschreiten, sich um die intellektuelle Bildung derselben wenig bekümmern, ist leicht zu begreifen. Der Mäcen läßt sich zuweilen die Arbeiten seines Günstlings vorlegen und lobt dessen Fortschritte; äußerst selten aber hat ein solcher Gönner Zeit, Vermögen, Geschicklichkeit, Willen und Gelegenheit, aus dem Zeichner zugleich auch einen mehrseitig kultivirten Menschen zu bilden.

Wenn nun dem Zögling allmählig die Federn wachsen, wenn er, durch gelungene Versuche bekannt, in neue, immer mehr sich ausdehnende Verhältnisse tritt, und fragmentarisch von vielen Dingen hört, die ihm lieblich ins Ohr klingen, wovon er ahnet, daß sie etwas mehr als bloße Worte sind, und doch seine Unbekanntschaft mit allem, was sich nicht abzeichnen läßt, in schmerzlichem Gegensatze mit dem hohen Begriffe steht, den er sich billigermaßen von dem Beruf und Wirkungskreise eines ächten Künstlers macht — dann möchte er plötzlich alles Versäumte nachholen; er fragt da und dort, erhält öfters hochtönenden Bescheid, hascht Worte und Halbbegriffe auf, mit welchen er nichts anzufangen weiß, oder wird, wenn guter Wille ihm zu nützen sucht, doch meistens nur auf trockne Kunsttheorien, auf Abhandlungen, die über seine Sphäre gehn, und beynahe immer nur ausschließend auf dasjenige verwiesen, was in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Kunstzweige steht, und wodurch allein er doch die vielseitige Bildung, die ihm mangelt, nicht erlangen kann. Und da der Trieb nach Wissen bey Jünglingen sich gerade in jener Epoche vorzüglich regt, wo auch die Leidenschaften erwachen, und wo die sinnliche Tendenz die Oberhand gewinnt, wenn nicht der Geist, durch mannichfaltige und zweckmäßige Beschäftigung gestärkt, ihr das Gleichgewicht hält, so stürzt sich oft der glühende Musensohn in die Arme der irdischen Venus, indem er den Weg zu den Tempeln der himmlischen verfehlte. Wie traurig welket dann, unter dem sengenden Strahle der Leidenschaft, so manche zarte Blüthe des sittlichen Gefühles dahin, welche, von den Wissenschaften gepflegt und entwickelt, für die Kunst zu belohnender Frucht hätte reifen können!

Wird auch diese Klippe vermieden, und widmet der Kunstjünger seine Erhohlungsstunden der Lektüre, ohne daß ein guter Kopf dieselbe leitet, welchen weiten Umweg hat jener zu machen, bis er aus vielerley Büchern, die er auf Gerathewohl, ohne Ordnung und Auswahl liest, etwas mehr als Zeitvertreib schöpft! Wie selten wird ihm der Zufall ein für seine Geistesentwicklung passendes Werk in die Hände spielen; wie lange werden ihm vielleicht die Meisterstücke jeder Gattung unbekannt bleiben, und wenn es ihm auch gelingen sollte, die Spreu vom Waizen zu sondern, und aus allem, was er gelesen, ein auf seinen ästhetischen Sinn anwendbares Ganzes herauszuheben, so geschieht dieses doch meistens nur in spätern Jahren, wo das Feuer der Jugend, das den Kunstprodukten so mannichfachen Zauber leiht, bereits zu erlöschen droht.

Eine so späte und mühsame Geistesbildung ist freylich das Loos noch vieler anderer Menschen verschiedener Klassen, die nicht das Glück hatten, schon in der Jugend auf gründliche Studien geleitet zu werden; allein der Künstler kann Geistesbildung von Anbeginn seiner Laufbahn weniger als Andere entbehren, da sie allein seine Beschäftigung erst auf die wahre Stufe über das Handwerk erhebt. Zu beweisen, daß dazu auch das seltenste Genie nicht allein hinreiche, ist hier der Ort nicht und würde zu weit führen; die Erfahrung lehrt überzeugend genug, daß zwar Genie ohne wissenschaftlich ausgebildeten Verstand und Geschmack oft auffallende und blendende Erscheinungen, aber selten oder nie jenes wahre, ruhige und tiefgedachte Schöne und Große hervorzubringen vermag, welches allein in der Kunst einen bleibenden Werth hat.

Wie erwünscht wäre es demnach, wenn ein philosophischer Kopf, der mit ausgebreiteten literarischen Kenntnissen zugleich wahren Kunstsinn verbände, sich dem angenehmen und lehrreichen Geschäft unterziehen würde, ein Buch zu schreiben, welches dem jungen sich selbst überlassenen Künstler vorerst die unumgängliche Nothwendigkeit an's Herz legen müßte, seinen Geist durch Bekanntschaft mit den Schriften der vorzüglichsten Männer aller Zeiten zu bereichern, worin ihm der Nutzen höherer Bildung für die Kunst, durch Beyspiele aus dem Leben und Wirken gelehrter Künstler, recht anschaulich dargethan würde, worin er dann einen vorläufigen Begriff von allen den verschiedenen Kenntnissen bekäme, die sich jeder Mensch, und besonders der Künstler, welcher auf ausgezeichnete Kultur Anspruch machen will, durch Lektüre verschaffen muß, wenn er nicht im Falle war Elementar- und Hochschulen zu besuchen; und worin ihm in jedem angepriesenen Fache die besten Werke in weiser Stufenfolge und mit geschmackvoller strenger Auswahl angezeigt würden. Da die Kunst so zu sagen die ganze Welt umfaßt, so würde es, selbst bey gedrängter Kürze, vieles anzuzeigen geben, was die Wißbegier reizen und Belehrung versprechen könnte, und ein solches Buch würde dem Künstler Beschäftigung und Unterhaltung für mehrere Jahre anweisen, zumal wenn nicht blos schöne Wissenschaften, Mythologie, Geschichte, Länderkunde u. s. w., sondern auch Philosophie, Technologie, vielleicht gar etwas Mathematik mit in den Unterrichtsplan mit aufgenommen würden. Eine solche Angabe müßte dann freylich kein bloßes trocknes Titelregister, sondern ein kritisches Verzeichniß enthalten, worin auf die besondern Vorzüge jedes angerathenen Buches aufmerksam gemacht, und in gefälliger allgemein faßlicher Sprache gezeigt würde, wie das darin Enthaltene mit der Kunst in Verbindung gebracht, derselben nützlich werden

könnte; dazwischen müssten Auszüge aus seltneren Büchern, und einzelne Goldkörner, welche, in Zeitschriften zerstreut, nicht leicht herauszufinden sind, eingerückt werden, und erst am Ende, nach vorläufigem Cours allgemeiner Geistesbildung, käme die Reihe an die eigentlichen Kunsttheorien, an die Hauptwerke der Aesthetik und Archäologie; die ausschließend dem schon gebildeten Künstler geweiht sind, und nur diesem nützen können.

Man wird vielleicht fragen: wie der junge Künstler sich alle diese Bücher verschaffen könne; allein es gibt ja keine Stadt, von noch so geringem Umfang, die nicht eine oder mehrere Leihbibliotheken hätte, wo, unter dem Schwalle kurrenter Dutzendwaare, in beständiger Ecke gewöhnlich noch ehrenhalber klassische Werke stehen, die der Lernbegierige um so leichter benutzen kann, als seltener darnach gefragt wird; auch ist immer hier und da ein Mann zu finden, der sich, aus Liebe zu den Wissenschaften, gute Bücher hält, die er auch willig mittheilt. Je weiter der Jünger in seiner Kunst- und Geistesbildung fortschreitet, um so eher wird er sich den Hauptstädten nähern, woselbst er endlich neben berühmten Gemäldesammlungen, auch reichhaltige Bibliotheken findet, und wo er unfehlbar die Aufmerksamkeit und das Interesse gelehrter und sachkundiger Männer, durch seinen Hang zur Kultur und durch eine so zweckmäßige Art denselben zu befriedigen, auf sich ziehen, sich belehrende Freunde erwerben, und sich zu einer Höhe emporschwingen wird, die er, ohne eine solche Anleitung schwerlich, wenigstens nicht so bald erreicht hätte.

Unstreitig müßte die Kunst durch solche Ausbildung der Künstler, so wie diese selbst, an sittlicher Vollkommenheit, an Urtheilsvermögen, an Zeit und reinem Geschmack gewinnen. Der junge Musensohn würde frühe schon alles Burschikose ablegen, seine Unterhaltung, statt in Weinschenken und Kaffeehäusern, in den feinsten Zirkeln finden, sich früh und für immer den Adel des ächten Verdienstes, und durch seine Produkte einen bedeutenden Einfluß auf die Veredlung der Zeitgenossen, so wie gegründete Ansprüche auf den Dank der Nachwelt erwerben.

Zürich im Februar 1821.

David Heß.

Wie gern wird nicht jeder unterschreiben, was der Vf. über die Nothwendigkeit feinerer Geistesbildung für den Künstler sagt! Aber ein Buch, wie er es vorschlägt, würde gerade dann wohl am zweckmäßigsten seyn, wenn es dem Künstler vieles Lesen ersparte. Die Erlernung der Kunst und die Schwierigkeiten der Ausübung nehmen dem Jünger den größten Theil seiner Zeit in Anspruch, und öfters entschwindet dem, welcher sich dem todten Buchstaben hingibt, der Geist, der aus der lebendigen Natur spricht, und der allein auch das Kunstwerk belebt. Auf das Leben ist der Künstler angewiesen, und im Leben soll er sich auch bilden. — So wird er aus dem Umgang gebildeter Freunde gar manche Belehrung, manche nützliche Kenntniß, manche gründliche Ansicht schöpfen können, die er außerdem mühselig in Büchern suchen müßte. Aber freylich, auch literarische Beschäftigung ist ein Theil, und ein nicht geringer, unseres Lebens geworden, und deßhalb darf er sich derselben nicht völlig entschlagen. — Es möchten zwey Gattungen von Schriften zu unterscheiden seyn, welche der Künstler zu lesen hätte. Erstlich solche, die im Allgemeinen den Geist bilden, das Gemüth veredeln, die Phantasie beleben, den Sinn für alles Große und Schöne reg und lebendig erhalten. Dieß sind die klassischen Dichtungen der Nation, so wie aller Völker und Zeiten; diese muß der junge Künstler nach und nach durch eigene Lesung kennen lernen und mit ihrem Geiste vertraut werden. Dem Deutschen ist solches in neuerer Zeit vorzüglich leicht und belohnend. Homer und Virgil, Ariosto, Tasso und Camoens, Shakspeare und Calderon besitzen wir in Uebersetzungen, wie keine andere Nation sie aufzuweisen hat. Und sehen wir auf unsere eigenen Dichter, wie viel bietet nicht Goethe allein dem bildenden Künstler, wie öffnet er das Auge für das Leben der Natur, wie dringt er in die Tiefen des Gemüths und malt die Gewalt der Leidenschaften, wie deutet er auf das Erhabenste und Geistigste, ohne das Irdische und Niedere scheu zu übersehen! Wir sprechen nur von seinen Dichtungen; seine artistischen Schriften sind ohnehin neben denen Winckelmanns die reichste Schatzkammer für den denkenden Künstler. Und welche Poesie wäre wohl geeigneter, das Gemüth zum Edlen und Großen zu stimmen, die Phantasie mit erhabenen Bildern welthistorischer Ereignisse und wunderbarer Schicksalswege zu erfüllen, als die unsers unsterblichen Schiller, der ein tiefsinniger Genius mit flammender Fackel über der dunkeln Erde schwebte? — Von unsern altnationalen Gesängen enthält das Lied der Nibelungen eine Menge der großartigsten und kühnsten Motive; vor allen aber mache sich der junge Künstler frühzeitig mit den Büchern des Alten und Neuen Testaments vertraut, welche die edelste und unversiegbare Quelle der Bildung sowohl als der Erfindung für den christlichen Künstler bleiben. — Anders ist es mit den wissenschaftlichen Schriften, aus welchen der Kunstjünger zu lernen, Kenntnisse zu sammeln hätte. Geschichte und Mythologie sind wohl die ersten und nothwendigsten Gegenstände für ihn; aber es wird ihm schwer, sie für sich aus Büchern zu studieren. Die Zeit reicht nicht hin, auch befaßt sich beym einsamen Studium, und eh' ein Ueberblick gewonnen ist, das Gedächtniß mit Manchem, was dem künstlerischen Zwecke nicht angehört. — Wir möchten daher nur noch fragen, ob es nicht räthlich wäre, an unsern Kunstanstalten durch gründlich gebildete Lehrer den Zöglingen Unterricht in diesen Fächern ertheilen zu lassen? Der Vor-

trag müßte sich auf wenige Stunden in der Woche beschränken, müßte kurz und allein auf die künstlerischen Zwecke gerichtet, nicht philosophirend, sondern einfach, praktisch und lebendig seyn. Dadurch erhielten die jungen Künstler auf leichte Art eine Uebersicht, und Anleitung, die ihnen nothwendigen Schriften bey fortgesetztem Studium und besonders bey Betrachtung der Denkmäler alter Kunst zweckmäßig zu gebrauchen, und überdieß fände der verständige gutmeynende Lehrer noch manche Gelegenheit auf Geist und Herz zu wirken, die dem Meister, so nah ihm auch der Schüler seyn mag, durch die Menge anderer Gegenstände, die er den Schüler zu lehren hat, öfters entzogen wird.

S.

Ueber Katafalke.

Im Decemberheft 1820 der Biblioteca italiana findet sich ein Aufsatz über die modernen Katafalke, worin gezeigt wird, daß die jezt meistens übliche Form von Tempeln, Grabkammern, Pyramiden, Atrien u. dgl., unzweckmäßig sey, vielmehr der Katafalk nach seinem wahren Begriff nur ein prächtiges Gerüste seyn müsse, bestimmt, den Sarg, worin der Leichnam enthalten gedacht werde, zu tragen; wobey mit Recht der Mißbrauch gerügt wird, die Katafalke im Verhältniß zum Raum der Kirche viel zu groß anzulegen. Da es in Italien Sitte ist, jedem vornehmen und reichen Verstorbenen ein solches Trauergerüste zu errichten, so mußte der Aufsatz allgemeineres Interesse gewinnen, und es erschienen einige Bemerkungen darüber in der Gazetta di Milano vom 30. Jan. 1821. Hier wird in Uebereinstimmung mit dem Verfasser gegen den übertriebenen Pomp der Kaltafalke aus dem Grunde geeifert, weil es widersinnig sey, die Ueberreste eines ganz kürzlich Verstorbenen in einem Kunstwerk aufzustellen, zu dessen Vollendung anscheinend jahrlange Arbeit nöthig wäre. Gegen dieß wunderliche Argument will ich nichts in Erinnerung bringen, als den wohlbekannten Grundsatz: daß in der Kunst die Zeit aufgehoben ist; — das heißt hier: der Eindruck, den ein Kunstwerk hervorbringt, ist von der Berechnung, wie viel Zeit zu dessen Vollendung nöthig gewesen, ganz unabhängig. Beym wahren Kunstgenuß kann diese Reflexion gar nicht eintreten; wir sehen an dem Werk wie es ist, und was es bedeutet, nicht wie es geworden und woraus es besteht. — Wenn aber ferner der Gegner behauptet, der Katafalk stelle ein wirkliches Monument vor, mithin sey die Form von Tempeln, Pyramiden, Grabgewölben, zulässig, auch müsse die Lade anscheinend aus Marmor bestehen, einen Sarkophag vorstellen, so widerlegt er sich indirekt selbst, da er es zweckmäßiger findet, den dazu erforderlichen großen Aufwand lieber zur Errichtung eines wirklichen dauernden Monuments zu bestimmen, und die Exequien blos durch Inschrift, schöne Beleuchtung der Kirche und Trauermusik zu feyern. — Der Katafalk darf wohl keineswegs als Monument betrachtet werden, sondern blos als Trauergerüste. Die Ueberreste des Verstorbenen werden im Sarge ruhend gedacht, gleichviel ob sie es sind oder nicht, und die Bahre wird auf einer prächtigen Unterlage erhöht, um den Verstorbenen vor der Beerdigung noch die ihm gebührende Ehrfurcht zu erweisen, und die Lebenden zum frommen Gebete für ihn feyerlich aufzufordern. Deshalb ist die Form eines bloßen Untersatzes, wie mannigfaltig auch die Phantasie des Künstlers sie ausbilden mag, ohne Zweifel immer die zweckmäßigste. Dieser Idee gemäß wird auch die ganze Kirche mit dem Katafalk in Beziehung gesezt und passend ausgeschmückt, beyde sind für diesen Moment allein und ganz der religiösen Feyer des Verstorbenen geweiht. Ungereimt aber wäre es, die Kirche als Bestandtheil eines Monuments, das Gotteshaus als Denkmal eines Sterblichen vorzustellen.

S.

Wien.

Unter den bedeutendsten durch das lithographische Institut in Wien herausgegebenen Gegenständen nennt der östreichische Beobachter das Bilderwerk: Stammbaum des allerdurchlauchtigsten Hauses Habsburg-Oesterreich in einer Reihe von Bildnissen Habsburgischer Fürsten und Fürstinnen von Rudolph I. bis auf Philipp den Schönen. Es sind bereits 7 Hefte davon erschienen, die Abbildungen sind von dem Maler Hrn. Lanzedelly nach den Originalporträten der Ambraser Gallerie gemacht, welche auf Veranlassung Maximilian I. verfertigt wurden. Hr. Aloys Primisser, Custos bey der k. k. Ambraser Sammlung hat geschichtliche Erläuterungen beygefügt. Jedes Heft enthält 4 Blätter Abbildungen nebst 1 Blatt Text in Großfolio auf Basler Velin. Der Subscriptionspreis ist für diejenigen, die sich im Institute selbst auf das Werk unterzeichnen, auf 12 fl. 30 kr. W. W. für jedes Heft festgesezt.

Dasselbe Blatt enthält eine Nachricht aus Wien vom 25. Februar über die von dem k. k. Hauptmann Hrn. Viehbeck gezeichneten, von berühmten dortigen Künstlern in Kupfer radirten und in halb Gouache gemalten Ansichten aus Ober-Oesterreich und Salzburg. Dieß Werk hat die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich gezogen, vorzüglich aber eine hohe Theilnahme bey vielen gelehrten Reisenden erweckt. Allein ungeachtet des Beyfalls, den man ihm zollte, würde es wegen der großen Kosten, die damit verknüpft sind, doch nur nach einem höchst beschränkten Plane ausgeführt worden seyn, hätte nicht Se. Maj. der Kaiser von Oestreich vermöge eines Kabinett-Schreibens aus Troppau vom 4. December 1820 demselben eine wahrhaft kaiserliche Unterstützung angedeihen lassen, wodurch der Verfasser in Stand gesezt wurde, es auch auf die schönsten Gegenden Tyrols auszudehnen, und einen Cyclus von den malerischen Ansichten der östreichischen Monarchie zu liefern. Auf diese Weise darf dieß Werk wohl den besten malerischen Reisen der Franzosen und Engländer an die Seite treten.

Nro. 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. April 1821.

„Sag mir, worauf die Bösen sinnen?“
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen,
Das meinen sie, heisse erwerben.

Goethe.

Kennilworth.

Vom Verfasser des Waverly u. a. m.

(In Erwartung der dem Publikum versprochenen Uebersetzung dieses neuen Geisteswerks des immer noch sein Incognito beybehaltenden unerschöpflichen Erzählers, werden unsre Leser sich gern mit dem Inhalt desselben bekannt machen, und durch ein Bruchstück sich überzeugen, daß dem Dichter noch immer sein vorzügliches Talent zu Diensten steht.)

Graf Leicester verliebt sich in Amy Robsart, die Tochter eines Landedelmanns, lässt sie durch seinem Vertrauten Varney entführen, und ehlicht sie heimlich gerade zu der Zeit, wo er sich mit der Hoffnung wiegt, daß Elisabeth ihn durch ihre Hand zum Throne erheben würde. Um seine Verbindung vor Elisabeth zu verheimlichen, hält er seine Gemahlin in Cummor-Schloß in prunkvollen Gemächern in enger Verwahrung, die einer Gefangenschaft gleicht. Hier stattet er ihr seine verstohlenen Besuche ab; unter andern einen, wo er nach einigem Weigern den Mantel fallen lässt — und im Herrnkleide und Ordensschmuck, so wie sie ihn gebeten, sich ihr zu zeigen, vor ihr da steht: mit kindischer Freude begafft ihn das junge eitle Weib, und er muß ihr jedes Stück, und besonders die Orden aufs genaueste beschreiben, eine Unterredung, die alle englische Reviewer entzückt, die uns aber — mit aller Achtung gegen den Verf. sey es gesagt — unserem Goethe aus seinem Egmont abgeborgt zu seyn scheint. Amy ist indessen zu stolz auf ihren schönen Grafen, sie wünscht öffentlich als seine Gemahlin aufgeführt zu werden. Leicester aber so sehr er sie auch liebt, und so gern er es thun möchte, muß ihr die Bitte verweigern; er verlässt sie im Kummer über ihre fehlgeschlagene Hoffnung versunken, und kehrt nach dem Hofe der stolzen Gebieterin zurück, wo er nebst Sussex vor ihr erscheinen muß, und auf ihr Geheiß eine scheinbare Aussöhnung zwischen beyden Nebenbuhlern statt findet, und die Königin sich zu einem Besuche in Kenilworth-Schloß, dem stolzen Sitze des Grafen Leicester einlädt, wohin sie sogleich mit dem ganzen Hof ausbricht. Inzwischen hat Tressilian, der ehemalige Liebhaber, Amy's nach langem Suchen endlich ihren Aufenthalt, aber nicht ihren wahren Zustand, entdeckt. Beschämt, da sie sich demselben nicht erklären darf, behandelt sie den jungen Mann, der sie beschwört zum väterlichen Hause zurückzukehren, mit Strenge, und er verlässt sie in dem Glauben, daß sie unter Varney's Verführungskünste gesunken sey. Dieser Varney, ein Elender, in dem der Verf. Leicesters schlechteste Eigenschaften, welche ihm die Geschichte beylegt, verkörpert zu haben scheint, um dem Helden seines Romans die Sympathie des Lesers zu erhalten, arbeitet bereits aus allen Kräften an ihrem Verderben, wozu ihn mehrere Gründe bewegen; Rachsucht durch die Verschmähung einer wollüstigen Leidenschaft erzeugt, und Hoffnung sich durch Leicesters Erhebung emporzuschwingen. Er und Amy's Kerkermeister machen ihr den Aufenthalt auf Cummor-Schloß so qualvoll, daß sie endlich mit dem Beystand eines herumziehenden Krämers entfliehet, und nach manchem Abentheuer in Kenilworth an-

langt, wo sie sich als Schauspielerin ankündigt, und vom Verwalter eine Stube im Schlosse angewiesen erhält. Hier findet sie Tressilian, der mit dem Grafen Sussex dahin gekommen ist, um von der Königin Gerechtigkeit gegen Varney zu erflehen. Sie entdeckt sich ihm, und er verspricht vierundzwanzig Stunden lang ihre Lage zu verschweigen. Indessen schreibt sie an ihren Gemahl, der aber ihren Brief zu spät erhält. Durch Trunkenbolde aus ihrem Zimmer vertrieben, begegnet sie der Königin im Park; diese ahnet die Wahrheit und stellt eine öffentliche Untersuchung an, in deren Erfolg Varney seines Herrn Gemahlin für sein wahnsinniges Weib erklärt, und Leicester aus Ehrgeiz und Furcht (denn Elisabeth hat ihm mit dem Tode gedroht, wenn er je ohne ihre Einwilligung heyrathen sollte) in diesen Betrug mit einstimmt. So wird das arme Schlachtopfer dem Mörder überliefert, der sie gewaltsam nach Cumnor-Schloß zurückschleppt, wo ihrer der Tod wartet. Hierzu hat Varney selbst Leicester's Einwilligung, dessen Eifersucht gegen Tressilian er zu erregen gewusst hat.

Bald nach ihrer Abreise entdeckt die Königin durch Zufall, wie sie von Leicester betrogen worden, und wie er ihrer weiblichen Gefühle und ihres königlichen Stolzes gespottet. Die Scene, welche hierauf folgt, ist meisterhaft gezeichnet, und wir geben solche unten als den einzigen Auszug, den uns dieser Raum gestattet. — Leicester hat indessen Amy's Brief erhalten, er erkennt Varney's Betrug, und sendet ihm nach, um die Blutthat zu verhindern; auch die Königin, welche von diesem gräulichen Plane nichts ahnet, schickt nach Cumnor-Schloß, um die verbannte Gräfin in ihre Rechte einzusetzen — aber zu spät: schon vor ihrer Ankunft hat die Unglückliche zu leben aufgehört.

„Indessen, sagt unser Verfasser in der oben versprochnen Stelle, durchschritt Tressilian den großen Saal, wo die erstaunten Höflinge in verschiedenen Gruppen standen und sich geheimnißvoll einander zuwisperten, während sie alle die Augen auf die Thüre gerichtet hielten, welche vom obern Ende des Saales ins Staatszimmer der Königin führte. Raleigh zeigte nach der Thür — Tressilian klopfte an und wurde sogleich eingelassen. Mancher Hals streckte sich, um ins Innere des Gemaches blicken zu können; aber die Tapete, welche inwendig vor der Thüre hing, wurde zu schnell wieder herabgelassen, um der Neugierde die geringste Befriedigung zu gewähren.

Tressilian befand sich bey seinem Eintritt, nicht ohne ein starkes Herzklopfen, in der Gegenwart von Elisabeth, welche in heftiger Bewegung, die sie nicht unterdrücken zu wollen schien, auf und abgieng, während zwey oder drey ihrer weisesten und vertrautesten Räthe sich einander besorgte Blicke zuwarfen, ihre Rede aber zurückzuhalten schienen, bis ihr Zorn sich gelegt haben würde. Vor dem leeren Staatssessel, worauf sie gesessen hatte, und welcher von der Heftigkeit, womit sie aufgestanden, etwas auf die Seite geschoben war, kniete Leicester mit übereinander gefalteten Armen und an den Boden gesenktem Auge, still und bewegungslos, wie ein Bild auf einem Grabmal. Neben ihm stand Lord Schrewsbury, damals Graf Marschal von England mit dem Amtstabe in der Hand — des Grafen Schwert lag mit dem Wehrgehänge am Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeitbedürfnisse hinsichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien.

(Fortsetzung.)

Es sey dem Leser überlassen, andere ähnliche Beyspiele aufzusuchen, woran die neuere Geschichte keinen Mangel hat. In diesem Sinne voraus, zeigt sich die Behauptung der historischen Schule der Rechtskunde wohl begründet, derzufolg die Gegenwart nur eine nothwendige Folge und die unausweichliche Erfüllung der Vergangenheit ist, wie hinwieder auch die Zukunft im gleichen Verhältniß zur Gegenwart stehen wird.

Es hat neuerlich Jemand, als von dem sittlichen Zustande des jetzigen Europa die Rede war, sich geäußert: mit Kanonen liessen sich die Ideen nicht bekriegen. Damit ist zu viel und zu wenig gesagt. Wenn die neuen Ansprüche der Staatsgesellschaften nur noch bloße Ideen wären, wenn die neue Lehre noch gleichsam als Entwurf in den Köpfen einer kleinen Zahl Menschen ruhete, welche früher als andere die veränderten Staatsverhältnisse wahrnahmen und als Verläufer der Menge im Felde des Denkens anzusehen sind, so wäre alsdann ein Krieg gegen dieselben immerhin denkbar, dessen Ausgang sehr zweifelhaft seyn würde, der auch ungerecht seyn könnte, jedoch nicht ungereimt wäre. In solcher Ferne wird aber von den Bedroheten die Gefahr nicht erkannt, und ihre ganze Bedeutung werden sie dann erst inne, wenn es zu spät ist, dagegen anzukämpfen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß eine lange Gewöhnung der Macht hinwieder andere zu verachten gewöhnt, die Verachtung aber verleitet zu Täuschung und Irrthum. Die Machthaber sehen manchmal zuletzt nur sich selbst noch; sie glauben in sich allein nur die Ursache und Wirkung von allem, was vorgeht, zu erkennen, und wie sie alles von sich herleiten, führen sie alles auch wieder auf sich zurück.

Diese blinde Sicherheit läßt den neu im Staate sich entwickelnden Keimen für ein ungestörtes Wachsthum Zeit. Die neuen Begriffe breiten sich allmählig weiter aus, es bilden sich neue Ansichten im Volke und alles nimmt eine neue Gestaltung an. Nicht etwa, daß nun Jedermann gleiche Begriffe und Einsichten erhielte; dieß ist so wenig der Fall, daß, wie viel auch von den Fortschritten der Aufklärung gesprochen wird, sich dennoch in allen Ländern eine große Menge Handwerker, Arbeiter, Landleute finden, die

durchaus keinen klaren Begriff, auch nur von den einfachsten Verhältnissen des Gemeinwesens haben.

Nichts desto minder zeigt sich bey näherer Ansicht, daß auch diese Menschen nicht mehr das sind, was sie vormals waren. Sie haben einen großen Theil ihrer bisherigen Meinungen abgelegt und auch wohl ganz entgegengesezte dafür eingetauscht. Ueberhaupt aber sind es Meinungen vielmehr als bloße Ideen, wodurch die Handlungen der Menschen bestimmt werden, und es gilt dieß selbst von denjenigen Ständen, die man nicht zum gemeinen Volke zählt.

Wo die Sachen nun dahin gediehen sind, da würde der Kanonen-Krieg freylich nur noch ein grausamer Unsinn seyn. Denn, was sollte die physische Gewalt erzielen? Wo hatte sie jemals erloschene Meinungen wieder in's Leben gerufen, oder herrschende Meinungen zerstört? Als Xerxes das Meer, um seinen Widerstand zu strafen, peitschen ließ, haben die, von den schwachen Streichen kaum gefurchten Wellen, dem ohnmächtigen Treiben des Beherrschers von Asien Trotz geboten.

Durch Schreckensgefühle einzig nur mag die physische Gewalt hemmend wirken; alsdann aber und wenn es ihr gelingt, jenes Gefühl zum vorherrschenden über alle andern zu machen, reicht die Wirkung viel weiter, als sie beabsichtigt war. Man führt die Menschen nicht auf den Standpunkt zurück, von dem sie ausgegangen waren. Man macht Thiere aus ihnen, die sich anfangs wild und an Ketten gehalten, bey fürdauerndem Zwange, verächtlich und entartet zeigen. Es ist alsdann nicht mehr ein Krieg, der gegen einige Ideen geführt wird, sondern es gilt derselbe dem Menschengeschlechte und seiner ganzen Sittigung. Man würde die Zeiten des abendländischen Kaiserreiches wieder bringen, und den traurigen Ruhm davon tragen, noch mehr Schaden angerichtet zu haben, als die Anarchie anzurichten vermocht hat: denn Verrückte und Unsinnige, bey denen theilweise wenigstens die Hoffnung der Heilung übrig bleibt, sind immer noch besser als Leichen. Ein solcher Ausgang, der kaum bezweifelt werden dürfte, wofern zu Anwendung des Systems der physischen Gewalt noch Zeit übrig wäre, verdient Beachtung und Ueberlegung, zumal derselbe unmöglich in den Absichten derer liegen kann, die allenfalls auch der Meinung sind, es sollte das gegenwärtige Geschlecht in seinem mitunter allzu ungestümen Treiben gehemmt und zurückgehalten werden.

So bleibt dann also nur die sittliche Gewalt übrig, und weil keine Staatseinrichtung bestehen mag, wenn sie nicht auf die Denkart und Gesinnung der Nation gestüzt ist, so muß die Nation auch nothwendig die Grundlage des Gebäudes seyn. Man scheint sich von ihr entfernen zu wollen, während doch nur mitten unter ihr zu bauen möglich ist. Wer wird für die Aufführung eines festen Gebäudes die ferne liegenden Grundmauern alter Ruinen wählen?

Wie immer auch die neuen Meinungen eines Volkes beschaffen sind, der unbefangene und einsichtige Beobachter wird darin gewiß allzeit sattsame Grundsätze der Ordnung und der Gerechtigkeit wahrnehmen, von denen er für seine Staatseinrichtung Gebrauch machen kann. Mögen politische Prunkredner und Egoisten immerhin über ganze Völkerschaften gehässigen Tadel ausgießen: die Unwahrheit ihrer Behauptungen ist ihre mindeste Sünde.

Wer sich die Nation zur Grundlage wählt, wird darin mehr sittliche Kraft finden, als man glaubt; denn Liebe und Anhänglichkeit an gesellschaftliche Verbindung und alles was dieselbe fester knüpfen und verschönern mag, liegt in der Natur des Menschen. Es steht diese moralische Kraft mit dem Bedürfniß auch allezeit in Verhältniß. Wo dieselbe vorhanden ist, da zeigt sie sich, wenn nicht grenzenlos, doch wenigstens unermeßlich. Wer nur über Truppen und Bajonette gebietet, ist immer noch schwach, und die Gegner können diese zählen; während ihnen unmöglich ist, die moralischen Kräfte, diese fühlbaren aber unsichtbaren Mächte, zu schätzen, wo dieselben den Vortrab und den Nachzug eines Heeres bilden. Es waren die moralischen Kräfte Ungarns, durch welche Maria Theresia ihrem Sohne den Kaiserthron erhalten hat; die brittische Regierung vermochte, durch Gebrauch und Mißbrauch, die sittliche Kraft des Landes nicht zu erschöpfen; denn ihre Stellung war keine auswärtige, sondern im Herzen der Nation erfaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen am Ufer.

Volkslied.

Es singt ein Vögelein „mit! mit! mit!
Komm mit, komm mit!“
O könnt' ich Vögelein mit dir ziehn
Weit über die luftigen Berge hin!
Die Erd' ist arm, hat nichts als Leid;
Der Himmel ist weit, hat nichts als Freud'!
Das Vögelein hat sich geschwungen schon,
Durchwirbelnd die Luft mit süßem Ton;
O Vögelein, daß dich Gott behüt'!
Da sitz ich am Ufer und kann nicht mit.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 27. Februar.

Miß Hallande trat, wie angekündigt, am 20sten im Coventgarden-Theater auf. Ohne schön zu seyn, hat sie viel Gefälliges und ihr Gesang beweist schon jezt nach einer kurzen Bildung, daß sie eine vorzügliche Sängerin werden wird. Ihre Stimme ist schön, und sie hat ein vortreffliches Ohr. Man hat für sie ein altes, aber berühmtes Stück: the Chances, von Beaumont und Fletcher, wieder ans Licht gezogen. Es wurde zuerst 1643 gespielt und in der Folge vielfältig umgeändert, bis es endlich seine jezige Opern-Gestalt erhielt; es heißt jezt Don

Rose oder die beyden Violettas. Weil ähnliche Aenderungen Shakspearischer Dramas geglückt sind, und weil die Gesellschaft dieses Theaters stärker in der Oper als im Lustspiele ist, entschlossen sich vermuthlich die Direktoren zu einer solchen Umgestaltung. Miß Hallande agirte die erste Violetta und wurde außerordentlich gut aufgenommen. Obgleich in den beyden ersten Arien große Furchtsamkeit bemerklich war, so entfaltete sich doch ihr Talent allmählig. Zwey Duette, welche sie mit Miß Stephens sang, waren entscheidend für sie, weil sie sich neben einer so beliebten Künstlerin halten konnte. Um ihr Talent ins Licht zu setzen, hatte man aus der französischen Oper: le Chaperon rouge eine beliebte Arie entlehnt, welche sie unvergleichlich sang, so wie sie mit einer Bravour-Arie viel Ehre einlegte. Charles Kemble, in Don John war ganz in seinem Elemente, und ließ nichts zu wünschen übrig. Auch waren die übrigen Rollen gut besezt. Bishop und Ware haben die Musik hier und daher genommen, aber dießmal mit so wenig Kritik, daß man ziemlich allgemein darüber klagt. An den Dekorationen war nichts gespart, wie man bey diesem Theater längst gewohnt ist. Nur trägt auch dießmal das Theater den Vorwurf (welchen Franzosen mit Recht allen Englischen Schauspielhäusern so oft machen) einer marktschreyerischen Prahlerey im Komödienzettel des folgenden Tages „daß man seit Garricks Zeiten so vollendetes komisches Spiel nicht gesehen habe, und daß Miß Hallandes Debüt eins der siegreichsten auf der englischen Bühne gewesen sey.“ Mit solchen elenden „puffs“ hatte sich bisher immer das Druryelane-Theater am meisten herabgewürdigt, sein Nachbar ließ es sich seltener zu Schulden kommen. Aber man sey billig. Die Direktoren beyder Theater brauchen nicht bey den Moralisten in die Schule zu gehen. Sie kennen ihr Publikum; sie sagen, das Prahlen sey beym John Bull unentbehrlich; wie er seine Weine mit Brannttwein vermischt verlangt, so müsse man auch das Lob der Schauspieler mit Rhotomontaden versetzen, sonst schlage es nicht an. In Paris sey es ganz anders. Wenn übrigens hierin zu weit gegangen wird, so muß man doch zugeben, daß die beyden großen Theater sich äußerst anstrengen, den Herrn John Bull bey guter Laune zu erhalten. — Das in Drurylane gab vorige Woche wieder eine neue Tragödie von seltenem Verdienst. Sie ist betitelt: Conscience, or the bridal Night und schon jezt haben sich die Kenner darüber vereiniget, daß man seit mehrern Jahren kein so vollendetes Stück auf die Bühne gebracht habe. Es spielt in Venedig. Der Held desselben, Lorenzo, der lezte Zweig eines edlen Hauses, wird durch die Kunstgriffe seines Vormundes, des Oheims seiner Geliebten, Elmira, um sein Vermögen betrogen. Der Vormund stirbt und vermacht seinen übelerworbenen Reichthum dem Orsinio, Elmira's Vater, welcher wegen seiner Lage den tödtlichsten Haß auf Lorenzo, seines verstorbenen Bruders Mündel wirft, und seine an Lorenzo verlobte Tochter einem Andern verspricht. Elmira geräth in Verzweiflung über diesen Entschluß ihres Vaters, entflieht, heirathet Lorenzo, kehrt dann zurück und bittet den Vater um Vergebung. Orsinio will ihr blos unter der Bedingung verzeihen, daß sie ihren Mann verlasse; sie will sich dazu nicht verstehen, sondern begiebt sich zu Lorenzo, welcher vor seinen vielen Gläubigern die Flucht ergreifen muß, weil er sich einem liederlichen Leben überlassen hat, wozu er von seinem schlechtdenkenden Hofmeister Alfero verleitet worden ist. Sie werden auf ihrer Flucht von einem treuen Freunde Julio begleitet, und unterwegs von einer Bande Räuber angegriffen, gegen welche sie sich verzweifelt wehren, bis der Räuberhauptmann, in welchem Lorenzo seinen bösen Hofmeister Alfero erkennt, dem Kampfe ein Ende macht. In demselben Augenblicke kommen Soldaten und nehmen die ganze Bande gefangen. Alfero fordert den Lorenzo auf, beym Senat um sein und seiner Untergebenen Leben zu flehen, und drohet ihn selbst zu verrathen, wenn er es nicht thue. Lorenzo hat nämlich in einer unglücklichen Stunde in Antonio's Vorschlag, seinen niedrigdenkenden Vormund zu vergiften, gewilliget, und auf diese Art selbst Leben und Ehre verwirkt. Da Lorenzo's Fürbitte nichts fruchtet, so entdeckt Alfero, um sein eignes Leben zu retten, das Geheimniß dem Orsinio, welcher aus Rache gegen Lorenzo einen Aufschub der Hinrichtung der Räuber ausmittelt. Orsinio und Alfero wollen den Lorenzo ergreifen, aber er weiß sich ihrer zu bemächtigen und wird nun selbst angeklagt, daß er den Orsinio habe ermorden wollen; ja sogar Elmira wird als Mitschuldige angegeben. Dieß kann Lorenzo nicht ertragen, sondern eilt seine Frau durch das Geständniß zu vertheidigen, daß die Schuld ihm allein zufalle. Sie stirbt vor Gram, als sie das hört, und er vergiftet sich. Dieses Trauerspiel hat keine Theaterkünste zu Hülfe gerufen; es stüzt sich auf die ruhige Entwickelung der Geschichte. Elmira ist ein meisterhafter Charakter. Das Stück wurde mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, obgleich die Schauspieler sich eben nicht viel Mühe gaben, und die Direktoren nicht für eine einzige neue Dekoration oder neuen Anzug dabey gesorgt hatten. Es ist der erste Versuch eines Hrn. James Haines, der sich dadurch auf einmal unter den dramatischen Dichtern des Brittischen Reichs einen sehr hohen Rang erworben hat. — Dibdins bibliographische Reise in drey Groß-Oktav-Bänden soll unfehlbar im April erscheinen; es wird ein Prachtwerk nach seiner bekannten Art und nicht weniger als neun Guineen kosten. Der dritte Theil handelt ganz von den bibliographischen und architektonischen Alterthümern in Straßburg, Stuttgart, Augsburg, München und Wien. Der Verf. schildert auch merkwürdige Sitten und Gebräuche, vornehmlich aber den Zustand der Literatur. Es sind an hundert Kupfer und Vignetten eingerückt, und von den vorzüglichsten englischen Künstlern gestochen. Bildnisse berühmter Männer sind auch darunter. Von der Pracht des Drucks ist es hinreichend zu sagen, daß er aus Bulmer's Shakspeare-Presse kommt. Sobald die bestellten Exemplare abgedruckt sind, werden alle Kupferplatten zerbrochen und das Werk wird nie zum zweytenmal aufgelegt. Alle Exemplare auf großem Papier sind bereits in Beschlag genommen, und von den Exemplaren auf kleinerem Papier sind schon mehr als die Hälfte bestellt. Aus dieser Notiz, in welcher viele Nebenumstände weggelassen sind, kann man sehen, daß die Bibliomanen in ihrem Geburtslande nach wie vor grünen und blühen, und eher in Zu- als Abnahme sind. — Bisher reisten Leute, die sich mit ihrem Talente Geld erwerben wollten, gewöhnlich aus Europa nach den übrigen Welttheilen. Aber die Ordnung der Dinge fängt auch hierin an sich umzukehren. Lezthin segelte aus England, auf dem Schiffe Palmer, der Ostindische Taschenspieler Vaulent nach Madras zurück, er hatte sich durch seine Künste in Paris, Brüssel, Berlin, Wien, Petersburg, Moskwa, München und Dresden volle zehntausend Pf. Sterl. verdient. — Der hohe Adel und alles, was in diesen Cirkel gehört, hat heuer wieder französische Schauspiele in den Argyle rooms. Sie wurden vor etlichen Tagen eröffnet und man spielte das Vaudeville in einem Akte le Peintre au Cabaret. In den Tanzsälen dieser schönen „rooms“ hatten dießmal wieder die berühmten drey französischen Musiker Michaut, Muzard und Collinet die Direktion. In derjenigen Tanzmusik, die man dort braucht (Quadrillen, Walzer ꝛc.) haben sie den entschiedenen Vorzug. Der König ließ sie zu seinem großen Balle nach Brighton holen; sie spielen in Almack's rooms, kurz überall, wo sich die große Welt in London zum Tanze versammelt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 27.

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. April 1821.

Periodische Literatur.

Amalthea

ist der, sehr schicklich gewählte, Name einer neuen archäologischen Zeitschrift, welche Böttiger unter dem Titel herausgiebt: Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. (Leipzig b. Göschen 1820. Band I. XLIV und 366 S. gr. 8. mit 6 Kupfertafeln.) Nam' und Titel? fragt vielleicht mancher Leser, was ist dazwischen für ein Unterschied? Es ist in dieser Hinsicht mit den Büchern ziemlich eben so bewandt, wie mit den Menschen: der Titel drückt aus, was ein Mensch ist oder seyn soll (im Staate nämlich); der Name sagt, wie er heißt. Jener bestimmt seinen Platz in der Anthropothek des Staats; bey diesem soll er gerufen werden, genannt im gesellschaftlichen Leben. Daß man in Deutschland die Menschen bey ihren Titeln ruft, ist eine breite Abgeschmacktheit, die auf die Bücher nicht übergehen muß. Jedes mag seinen Titel haben, und nach demselben seinen Platz in der Bibliothek nehmen; aber wenn es kein todtgebornes Kind ist; so muß es auch getauft werden, denn es braucht einen Namen, bey dem man es bequem citiren könne, je kürzer, je besser. Dieses Bedürfniß dringt sich dem Gefühle dergestalt auf, daß breit titulirte Bücher und Zeitschriften, wie z. B. die beyden Taschenbücher zum geselligen Vergnügen, und wie die Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (die Löschpapierne von dem Kurzen genannt) leicht Sobriquets †) erhalten. Am besten also, der Autor tauft sein Kind selbst, und das vorliegende Literaturblatt, welches bald das Cotta'sche, bald das Tübingische, bald das Stuttgarter, bald gar das Literaturblatt des Morgenblattes genannt wird, thäte viel besser, wenn es Mitternacht(s)blatt hieße, theils weil es dem Vernehmen nach jezt um Mitternacht redigirt wird, theils weil es, mit seiner Anonymität besonders, eine Art von Gespensterfurcht erregt. Böttiger hat das alles wohl gefühlt, und sagt darüber S. XVIII folgendes:

†) Spitzname ist ja wohl das vollkommen gleichbedeutend deutsche Wort. M.

„Nicht ohne mannigfaltige Bedenklichkeit wurde beschlossen, dieser Sammlung den Namen Amalthea beyzulegen. Hatten wir doch selbst oft beym Ueberblick neuer Bücherverzeichnisse den geistreichen Lachern, an deren Spitze unser Jean Paul steht, vollkommen recht geben müssen, wenn sie diese bis zur lächerlichsten Ungebühr getriebene Namenjagd aus der Mythologie für die neuesten nur zu oft ephemeren Erzeugnisse tüchtig verspotteten. Indeß überwog die Bequemlichkeit und Kürze eines einzigen Wortes, womit sogleich alles ausgedrückt ist, jeden in uns aufsteigenden Zweifel. Wir möchten lieber mit jenem attischen Redner ausrufen: lachet, aber höret! Und dann ist doch gerade dieser Name, was man auch ohne Aberglauben gern beherzigen möchte, voll guter und glücklicher Vorbedeutung. Dabey kommt uns, recht wie gerufen, Herr Hofrath und Brunnenmedicus, Doctor Zwierlein zu Hülfe, dessen neuestes Werk die Ziege als die beste und wohlfeilste Säugamme empfiehlt. Sie hat, nach Gall, das Organ der Kinderliebe, sie wird in Brasilien häufig comadre, oder die Frau Pathin, genannt. Sie bleibt den Kleinen, die mit gehöriger Zubereitung an ihre Euter gelegt werden, mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit zugethan. Die Ziegenmilch scheint die wahre Basis der alten Götterkost, der Ambrosia gewesen zu seyn und thut in Gais und wo sonst nicht noch alle Tage durch ihre Heilkraft Wunder. Kurz, sie hat Götter und Menschen genährt. So möge denn Amalthea als die wahre Urziege am Himmel und auf der Erde, auch uns hold seyn und den wackern Verleger, der bey einem solchen Unternehmen weit mehr aufs Rühmliche sah, als aufs Nützliche, in seiner Erwartung nicht zu Schanden werden lassen. Es gab viele Amaltheen im Alterthum. Möge auch dieß für die Fortsetzung und Vervielfältigung der unsrigen ein gutes Anzeichen seyn!"

Sapienti satis! Wir theilen den Wunsch am Schlusse dieser Namens-Apologie, und darum zeigen wir das Unternehmen an, obschon der Inhalt der Schrift sich mehr zu einer Beurtheilung im Kunstblatte eignen möchte, in soweit nicht des Herrn Redacteurs (vom Kunstblatte) eigne Beyträge in Frage kommen. Wie fördern wir nun aber am besten die Erfüllung dieses Wunsches? Sollen wir den Her-

ausgeber mit Lob einseifen, damit ihn gelegentlich die literarische Eifersucht desto schärfer barbiren möge? Das hieße zwar gewissermaßen ihn mit seiner eignen Münze bezahlen; aber es wäre zweckwidrig. Böttiger, der Archäolog und Mytholog, braucht kein Lob; der Kenner kennt ihn in allen Theilen der civilisirten Welt; er ist das mit Kennen und Wissen aller Art reich gefüllte Horn der Amalthea, gleich tauglich, die literarischen Kinder zu tränken, und ihren Ammen (den Lehrern) reife Früchte anzubieten. (Vergl. die cretensische Fabel S. 25.) Unter Kennern kann man sein Publikum nicht wohl vergrößern; vielleicht aber unter den Nichtkennern, wenn er selbst die Hand dazu bieten will. Diese denken sich unter der Archäologie eine todte Antiquitätenkrämerey, die höchstens dazu nützen könne, alte Autoren besser zu verstehen in Stellen, die außer ihrer Dunkelheit kein weiteres Interesse haben, oder die Jahrzahl und den Geburtsort einer Antike zu bestimmen, wovon man verstümmelte Reste ausgegraben hat. Der Titel des Buches könnte hinreichen, sie eines andern zu belehren. Von Kunstmythologie ist die Rede. Das heißt nicht blos von einer Mythenkunde, die wir zum Verständnisse der alten Kunst brauchen, sondern auch von einer solchen Ansicht der Mythenwelt, welche der neuen (modernen) Kunst frommt, indem sie die Einbildungskraft der Künstler entflammt, und ihnen gleichsam eine Sprache leiht, wie Leibnitz sie gern für die Philosophie, nach Analogie der mathematischen Zeichensprache, erfinden wollte: eine Sprache, die unter den wahrhaft (klassisch) Gebildeten aller gangbaren Zungen verstanden wird. Von bildlicher Alterthumskunde ist ferner die Rede. Also nicht von todter Buchstaben-Gelehrsamkeit, sondern von lebendiger Anschauung mit äußerem oder innerem Auge, von der Anschauung einer untergegangenen Kunstwelt vermittelst ihrer Ueberbleibsel, vom Genuß ihrer Schönheiten, von der Bildung des modernen, von einer vertralten Gegenwart so leicht verwirrlichen Geschmackes nach denjenigen Mustern, welche in reich begabten Himmelsstrichen und unter dem Einflusse einer geistigen praktischen Freyheit entstanden sind. Diese Alterthumskunde frommet dem Maler, dem Bildhauer, dem Dichter; sie frommet jedem, der die besten Erzeugnisse dieser Künste vollkommen genießen will; ja selbst dem Musiker kann sie nützen: denn wenn er einmal empfunden hat, was ein altes Kunstwerk wirken kann in seiner Einfalt und würdigen Schöne, so wird er inne werden, daß es nicht ächter Kunstgenuß ist, was der von der Menge beklatschte moderne Dudeldumdey hervorbringt; er wird den Widerspruch fühlen, in welchem aller Firlefanz der Musik mit den Gestalten aus der griechischen Heroenwelt steht, und er wird seinen Triumph darin suchen lernen, daß er diese Kluft ausfülle.

Böttiger ist der Mann, die Künstler und Kunstfreunde auf diesen Gesichtspunkt zu stellen, und von da aus seine Wissenschaft denselben zu zeigen. Aber das — gerade das — muß er wollen, dieses Ziel muß er klar und bestimmt im Auge haben. Weniger gelehrte und encomiastische Digressionen; weniger Witz der Belesenheit (so möchten wir seine Gabe und Neigung nennen, zwischen den heterogensten Gegenständen seines Wissens vereinigende Beziehungen aufzufinden); weniger doctrinellen Reichthum: aber mehr Leben, mehr Reiz für den Nichtkenner, mehr Klarheit für den Anfänger, mehr Anleitung zu practischer Nutzanwendung für den Künstler! Das ist es, was wir nach vorliegender Probe wünschen und rathen möchten. Zwar schreibt er diese Zeitschrift nicht allein, und nicht alle der S. XLIII genannten, höchst achtbaren Mitarbeiter möchten dazu das Talent haben, wie er. Aber was er von ihnen sammelt — er kann es unverstümmelt geben, aber auch zugleich zu dem angedeuteten Zwecke verarbeiten.

Die fremden Beyträge dieses Bandes sind von Spohr, Grotefend, Ottfried Müller, Thiersch, Hirt, Levezow, Jakobs, H. Meyer, Köhler, Schlichtegroll und Osann — alle des Herausgebers „geehrte, schätzbare, theils vieljährige Freunde.“ Werthlos und uninteressant ist keiner der sämmtlichen Aufsätze. Möchten sie viele Leser und in den Gelehrten-Blättern jeder seinen gewiegten Kritiker finden: denn sie sind ihren Gegenständen nach so verschieden, daß Einer für alle schwerlich gewiegt genug seyn möchte.

Die Muse,

Monatsschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste, (welche Kunst wäre das nicht?) herausgegeben von Friedrich Kind, Jan. 1821. 122 S. 8. Leipzig b. Göschen. Sie soll nach der Anzeige des Verlegers S. 122 zu Anfang jeden Monats „in einem Umschlag mit den sächsischen Nationalfarben, grün und weiß, geheftet,“ an das Licht treten, und kann also füglich die sächsische Muse heißen, zum Unterschiede von allen andern wirklichen und Titular-Musen. Wir hatten in einer Ankündigung gelesen, daß sie unter andern auch „theoretische, polemische und satyrische Abhandlungen über Gegenstände der Literatur und Kunst“ enthalten sollte, und das machte uns neugierig, weil wir weder die Theorie noch die Polemik für Kinds starke Seite halten, auch in der Satyre noch keine Leistung von ihm gesehen haben. Sollt' er, dachten wir, fremden Kriegstruppen zum Boten (guido) dienen wollen? Dazu gehört bekanntlich eine Haut, die einen Puff vertragen kann, von Freund und Feind, und auch die kannten wir nicht an ihm. Inzwischen wurde unsere Neugierde in diesem ersten Hefte nicht befriediget; er enthält gar nichts Polemisches, man müßte denn dahin rechnen, daß der Herausgeber S. 9 dem wunderlichen Wunsche des brockhausischen Preißgerichtes (für die Exerzitien in der Urania) widerspricht: man möchte Byrons Childe Haralds Pilgrimage lieber unmetrisch übersetzen. Zwar kommt er auch S. 121

auf seinen kurzen Feldzug gegen die Anonymität der Kritik zurück, welchen er im vor. Jahre in der Abendzeitung gegen das Lit. Bl. eröffnete; aber er ist hier nur nominaliter polemisch („das Wenige, was seiner Ansicht entgegengesetzt worden ist, hat ihn nicht überzeugt"), realiter und ipso facto ist seine Erklärung irenisch: denn sie lautet dahin, „daß der Herausgeber die öffentliche Angabe oder Nichtangabe des Namens lediglich dem Gutbefinden der verehrlichen Herren Einsender überlassen will." So ist's bey'm Lit. Bl. unseres Wissens auch,*) und in dem Punkte wäre also Friede.

Aber was enthält denn die Muse sonst? Almanachsgut, worunter nichts Erhebliches ist, als drey Fragmente. Erstens eine Ueberdichtung (so bezeichnet sie der Dichter S. 7 selbst in Bezug auf die im Lit. Bl. 1820. Nr. 16. S. 61 ff. vorgetragene Ansicht) des erwähnten Childe Haralds Pilgrimage, und zwar im schweren Versmaaße des Originals (neunzeilige Spenser-Stanze) von Arthur von Nordstern, ein Versuch, der von wackerem Ringen nach dem Ziele zeugt. Hier die zwey lezten Stanzen (des Fragments) zur Probe.

XXVII.

„So meint der Ritter, als er auf die steilen
Gebirge einsam wandelt; die Natur
zeigt süßen Reiz, doch drängt's ihn fortzueilen
rastloser, als die Schwalbe durchs Azur.**)
Betrachtung half ihn auf des Rechten Spur;
ihn mahnt Vernunft, der Thorheit Jugendfieber
zu heilen durch unausgesezte Kur.
Rasch floh der Wahn, der Launen Spiel vorüber!
Als er die Wahrheit sah — da ward sein Auge trüber!"

XXVIII.

„Aufs Roß! Aufs Roß! Vielleicht für stets zu missen
dieß Land, ihm heilsam, hat er noch einmal
aus der Betäubung Arm sich losgerissen —
nur galt's jezt Houri's nicht, nicht dem Pokal.
Vorwärts er flieht***) bey ungewisser Wahl
des Ziels der Wandrung; schwinden, wiederkehren
muß manche Scene, eh des Busens Qual
gelindert wird, der Reisedurst bey schweren
Ermüdungen sich löscht, Erfahrung kann belehren."

So gelungen die erste davon, so holprich ist die zweyte. Im Ganzen glauben wir, der Dichter sey nicht stark, nicht sprachgewaltig genug, die Fesseln des Metrum, die er sich aus allzustrengem Grundsatze (s. S. 3) anlegte, spielend zu tragen. Die Spenser-Stanze hat, wie jede andere benannte und geregelte, ihr Wesen (musikalisches Thema) und ihre Form, und diese kann verändert (variirt) werden, ohne daß jenes leide, ja vielleicht so, daß es dabey gewinne. Wer nun die gehörige Musik in sich hat, der wird das musikalische Wesen derselben, welches sich nicht wohl in Worten ausdrücken läßt, aus der Form herausfühlen, und mag dann mit dieser desto freyer umgehen. Das Wort „Dichterstoff" im Vorwort S. 4 ist nicht analog gebildet. Warum nicht Dichtstoff, nach Zündstoff, Brennstoff u. s. f.? Eben so wenig möchte S. 29 das „Mensch(en) gezücht" taugen; es möchte sich schwerer, als der von Jean Paul angefochtene Nußbaum (s. Lit. Bl. 1820. Nr. 89. S. 355) rechtfertigen lassen. Das zweyte Fragment: Aus Tonkünstlers Leben, Arabeske von Carl Maria von Weber, verspricht sehr viel. Der Anfang ist meisterhaft; mit wenigen Zügen ist der Meister-Tonsetzer in seinem Unwillen über die allzugelenken Finger, deren Gewohnheit die innere Voranschauung des beabsichtigten Werkes (die tondichterische Empfängniß) zerstört, und in seiner Unlust an den Einwirkungen der Lebenslasten auf den Genius, vor die Augen des Lesers gestellt. Der Verfasser zeigt zwar nicht Hoffmanns Phantasie; dafür aber mehr Wahrheit und Klarheit. Das dritte Fragment ist Dido, Anfang eines Trauerspiels von E. Gehe. Es ist eine schwere Aufgabe für die poetische Invention, ein Weib, welches (unverbrämt zu reden) an unerwiederter Liebe zu einem Manne stirbt, als Heldin einer Tragödie zu gestalten und zu stellen. Franz Grillparzer hat es bekanntlich in seiner Sappho versucht; er hat freylich denjenigen Plan nicht befolgt, welchen sein Recensent in der Hall. Lit. Z. 1819. Nr. 159 ihm post festum*) vorge-

---

*) Nicht unbedingt. Es kann Kritiken geben, die ich nicht anonym aufnehmen, und Fälle, wo ich darum bitten würde, daß der Rec. sich hier nicht unterzeichnete. Das sind aber immer Ausnahmen. M.

**) Adelung hat: Der Azur, und ich zweifle, daß das Wort in der figürlichen Bedeutung sein Geschlecht verändert. Als Farbe oder Färbestoff ist es, in seiner corrumpirten Gestalt, nach Adelung weiblich: Die Lasur. M.

***) Warum nicht: er fliehet vorwärts, zweifelnd in der Wahl? M.

*) Ich bin selbst dieser Rec., und nicht Ihm, dem Dichter der Sappho, sondern den dramatischen Dichtern überhaupt, die etwa künftig an diesem oder ähnlichen Stoffe sich versuchen möchten, entwickelte ich dort meinen Entwurf zu einer Sappho. Ich halt' ihn so wenig für einen Rath post festum, daß ich vielmehr kein Bedenken trage, ihn hier zu wiederholen, wie folgt.

Sappho, trunken von den Huldigungen, welche ganz Griechenland ihrem Talente widmete, ist mit ihrem Gemüth früh aus den Schranken der Weiblichkeit getreten, und hat sich schier den unsterblichen Bewohnern des Olympos gleich geachtet. Der Dichter Alkäos hat sie wahr und innig geliebt; aber aus Stolz und aus Eifersucht auf den Nebenbuhler ihres Ruhmes hat sie ihre weibliche Neigung zu ihm bezwungen, seine Liebe verschmäht, und ihn der Verzweiflung preis gegeben. Sie wählte später den prosaischen Merkolas zum Gatten, und büßte für ihr Unrecht an Alkäos in einer kurzen, aber langweiligen Ehe. Befreyt durch den Tod des Mannes, den sie nicht hatte lieben können, traf sie der Pfeil des beleidigten Liebesgottes aus den Augen des Jünglings Phaon, er wurde der Gegenstand ihrer feurigsten Wünsche, und hatte keinen Sinn für ihre schlecht verhehlte Flamme. Eifersucht,

zeichnet hat, aber er hat doch sonst alles Mögliche gethan, die gedachte Blöße zu decken? gleichwohl kann man nicht sagen, daß er es damit über denjenigen Theatereffekt hinaus gebracht habe, welchen eine balletzärtliche (?) Episode (Melitta und Phaon) und eine Paradepferd-Rolle für die reife Primadonna der Truppe hervorzubringen vermögen. E. Gehe ist im Lit. Bl. Nr. 97 v. Jahrg. für einen Dichter von poetischer Kraft und geläuterter Erudizion (soll doch wohl heißen: classisch-geläutertem Geschmack) anerkannt worden, und wirklich läßt dieses Bruchstück hoffen, daß seine Dido diese Art von Geschmack besser befriedigen werde, als die Sappho.

Aber warum Bruchstücke? fragen wir den Herausg. das will nicht sagen; warum nimmt er auf, was überhaupt die Autoren nur noch als Fragment publiciren wollen? sondern: warum giebt er von dergleichen Fragmenten wiederum nur Fragmente, an deren Schlusse der Trost zu lesen ist: „die Fortsetzung folgt"? Warum zerstückelt er redactorisch, in einer Monatsschrift, deren Hauptvorzug vor einem Tageblatte eben darin bestehen soll, daß sie weniger abzubrechen braucht? Warum, wenn ihn der Raum beschränkt, gab er nicht von Haralds Wanderungen und von Tonkünstlers Leben im Januarhefte alles, was ihm davon mitgetheilt war, und verschob die Dido entweder bis zum Februar, oder ließ dafür die „Denkmale" (Gelegenheitsgedichte) weg? Das vom Herausg. auf Kügelgen S. 93 haben wir gewiß schon irgendwo gelesen; aber doch kam uns erst hier etwas daran lächerlich vor. Im Gedicht S. 106 heißt es, der silberne Strom, weil er das Sterbegeröchel des Ermordeten vernommen, rausche jezt zürnender, und dabey verweiset die Ziffer 8 auf eine Note am Schlusse, welche buchstäblich lautet: „Der Elbstrom ist seit einigen Tagen aus seinen Ufern getreten." Hoffentlich ist er nun wieder hinein! Man kann der sächsischen Muse nicht füglich nachsehen, was man wohl Winklers Theaterverzeichnissen nachsieht, worinnen u. a. einmal die, drey Monate vor der Erscheinung des Heftes, in Berlin aufgeführten Stücke nahmhaft gemacht wurden, und eins davon mit dem Lemma*) vom Comödienzettel: „Monsieur Hoguet und Dem. Lemière werden ein Pas de deux tanzen."

und zwar die schlimmste Art derselben, Eifersucht ohne bestimmten Gegenstand, quält sie furchtbar. Ihrer geistigen und leiblichen Reize sich bewußt, glaubt sie um eine andere Sterbliche sich verschmäht, und sieht die gehaßte Nebenbuhlerin in jedem weiblichen Wesen, dem Phaon freundlich begegnet. Ihr Verdacht bleibt endlich, zu ihrer Schmach, auf einer jungen Dienerin ihres eignen Hauses haften, die mit Geist und Talent den Reiz der Jungfräulichkeit verbindet. Er treibt sie gegen die Schuldlose zur Wuth, und nur Phaon's Dazwischenkunft rettet ihr Leben. Die Ursache ihrer Selbstvergessenheit ist nicht mehr zu verbergen, ihre Leidenschaft ist dem verrathen, welcher sie verschmäht, sie ist außer sich, und will Gewißheit, um wen sie verschmäht wird. Phaon ist gerührt; aber es ist nicht Gegenliebe, nur Mitleid, was sein Herz bewegt. „Unglückliche, die den Alkäos verwarf, weil er kein Gott war! nicht deiner Liebe kann ich Trost gewähren, aber deinem Stolze. Könnt' ich eine Sterbliche lieben, du würdest es seyn; es ist eine Göttin, welche meine Brust dir verschließt; Aphrodite, der deine Gesänge huldigen, ist mir verhaßt um der Verweichlichung willen, welche sie über mein Geschlecht gebracht hat, mein Leben ist unwiderruflich dem edleren Dienst der Diana geweiht." Da bricht aus der Flamme der Leidenschaft der Strahl der Selbsterkenntniß hervor. Sappho sieht, daß, während ihre Lippe Aphroditen verherrlichte, ihr vom Ruhme bethörtes Herz den wahren Dienst der Göttin versäumte, indem sie unweislich die heilige Flamme der ersten Liebe in den stolzen Wellen der Dichtereitelkeit auslöschte. Das Ziel des irdischen Lebens ist verfehlt, der Schatten des nie ganz vergessenen Alkäos winkt der poetischen Seherin. die Bande der sinnlichen Natur fallen ab, und begeistert stürzt sie sich in Okeanos Arme, daß er in die des verschmähten Sängers sie trage.

M.

*) Lemma heißt ein entlehnter Satz, Lehnsatz.

M.

Die Zeitschrift für die Kriegsgeschichte der Vorzeit,

redigirt von Beniken, Königl. Preußischem Hauptmann von (warum nicht in?) der Armee, Bd. 1. Heft 1. Erfurt i. d. Kayser'schen Bchhdl. 1821, soll jährlich aus zwey Bänden bestehen, deren erster einen Abschnitt aus der Kriegsgeschichte des Alterthums, der zweyte aber einen aus dem Mittelalter behandeln wird. Die vorliegenden Proben: Der Rückzug der 10,000 Griechen aus Xenophon, der zweyte punische Krieg, Kriegswesen der Griechen, Längenmaaße der Alten u. s. f. verkündigen eben so sicher, als das geistreiche Vorwort des Redacteurs, eine gediegene Zeitschrift, die wahrscheinlich von andern Schriftstellern des Faches citirt werden wird, und welche daher billig auch einen kurzen Rufnamen haben sollte, zumal da der Titel schier etwas Widersprechendes hat: eine Zeitschrift für — die Vorzeit. Angehängt ist ein Literatur-Bericht (Räsonnirende Anzeigen milit. Schriften) und, soviel diesen ersten Heft betrift, zwey Zeichnungen aus antiker Plankammer: Schlacht bey Cunaxa, und Zug- und Schlachtordnungen der 10,000 Griechen auf ihrem Rückzuge von den Ufern des Tigris bis an das schwarze Meer. Die eigentlich kritische Beleuchtung des Werks gehört für den Zeitpunkt, wo der erste Jahrgang (oder Band) vollendet seyn wird, und wir überlassen sie dem Herrn Muster-Inspecteur der Militärschriften. (S. Lit. Bl. 1820. Nr. 63.)

M.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. April 1821.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!

Schiller.

Der April.

(Nach einem alten französischen Gedicht.)

April, der Monde schönster und die Freude
Von Wald und Heide!
April, der Früchte süßes Hoffen,
Die strebend aus dem Knospensaume
Nach langem Traume
Das junge Aug' erheben frey und offen!

Du rufest aus der bang verschlossnen Hülle
Der Blumen Fülle;
Belebend wehen deine Lüfte
Im reinen Himmelssonnenglanze;
Und jedem Kranze
Entströmt ein Meer der wonnereichsten Düfte.

Du bist es, dessen lichtumglänzte Schwingen
Die Lerche bringen,
Mit dem die Schwalben wiederkehren,
Und Töne süßer Nachtigallen
Im Wald erschallen,
Die Nächtelang wir nun mit Sehnsucht hören.

Du bist's, der wonnevoll die Brust erhebet,
Von Lieb' durchbebet,
Und der mit freud'gem Blüthensprossen
Dem Herzen, das aus Winterbanden
Zur Lust erstanden,
Des Daseyns frischen Lebensquell erschlossen.

Adrian.

Das schöne Geschlecht in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Herr Jay, der sich mehrere Jahre in Amerika aufhielt, hat mehrere Briefe von daher, an seine Freunde geschrieben, dem Publikum mitgetheilt. Er scheint im Ganzen dem republikanischen Wesen nicht geneigt, welches sich auch in der Art ausdrückt, wie er die Form des ehelichen Bündnisses in den vereinigten Staaten ansieht. Er schreibt von Boston (schon im Jahr 1802): „Die Ehe ist hier ein bürgerlicher Vertrag, welcher durch die Bundbrüchigkeit eines der Kontrahenten aufgehoben werden kann. Ist die Ehe gesetzlich getrennt, so können beyde Partheyen zu einer neuen Verbindung schreiten. Die Söhne fallen dem Vater anheim, die Töchter der Mutter. So lange die Ehe dauert, ist der Mann für die Schulden seiner Frau verbindlich, es sey denn, daß er öffentlich das Gegentheil erkläre. Eine Maßnahme, welche häufiger zu werden scheint.“ Gleich darauf sagt er aber, daß die Ehescheidungen in den Freystaaten selten, noch seltner in Neu-England sind. Der Mann einer Geschiedenen wird mit Mißfallen, ja mit Verachtung genannt; auch drückt man sich über eheliche Untreue hier noch derb aus. Die Ehemänner machen sich eine Ehre daraus, ihre Gattinnen in die Kirche, das Theater, zum Besuch und auf den Spaziergang zu begleiten; ein Gatte würde sich schämen, wenn er die Gesellschaft einer andern Frau der seines Weibes und seiner Kinder vorzöge, man würde ihn darum allgemein tadeln. Zwar ist der Leichtsinn

nicht ganz unbekannt, allein er wird doch nicht allgemein geübt, obschon er mit dem Reichthum sichtlich zunimmt.

Die Frauen der vereinigten Staaten sind die glücklichsten von der Welt. Sie bemühen sich in keiner Rücksicht um die Wirthschaft; diese liegt dem Manne ob. Nur die Neu-Yorker Frauen machen davon eine Ausnahme; diese sind sehr arbeitsam, gehen mit ihren Töchtern und einem Diener, der einen Korb trägt, auf den Markt und kaufen mit so vieler Einsicht, Ruhe und Anstand ein, daß ein solcher Marktplatz, wo eine Menge zierlicher Frauen freundlich, ohne Geschrey und Unmuth, ihre Vorräthe einhandeln, ein sehr angenehmes Schauspiel gewährt. In Boston findet genau das Gegentheil statt; indeß die Männer den Haushalt besorgen, putzen sich die Frauen und laufen, nach dem Beyspiel der schönen Londner Welt, in den Kaufläden herum. Hier so wenig, wie dort, um zu kaufen, sondern um zu besehen, was sie zu besitzen wünschen, was sie zur Verschwendung reizt und endlich doch vergebliche Wünsche übrig läßt. Ein Bostoner Blatt hat, nach Art der geplagten europäischen Ehemänner, die auch wohl den Tadel, den sie sich gegen ihre Ehehälften mündlich auszudrücken nicht den Muth haben, in ein humoristisches Gewand hüllen, um ihn, vermöge einer Zeitschrift, dem Publikum anzuvertrauen — ein Bostoner Blatt hat durch einige Ehemänner sehr klägliche Beyspiele der Ansprüche der Frauen und ihres Wetteifers in der Putz- und Luxus-Sucht bekannt gemacht.

Indeß die Frauen in den Läden umherlaufen, arbeiten die Eheherrn in dem Comptoir und gehen dann auf den Markt, von dem sie mit Vorräthen belastet zurückkehren. Der eine trägt einen Hammelschlägel, der andere eine Kalbskeule, einen großen Hummer oder Stockfisch. Wohlhabendere Männer lassen sich von einem Schubkarren begleiten, der ihre Einkäufe in gemischtem Haufen nach Hause führt. Die Bostoner Damen wissen diese ihre Lebensweise aber auch so sehr zu schätzen, daß sie die häusliche Sitte der Neu-Yorkerinnen sehr verächtlich behandeln. Im Winter fanden lange Zeit gesellschaftliche Vereine statt, deren Einrichtung unsern Museen, Harmonien und Cassinos glichen; wie aber der lange europäische Krieg durch die, Amerika gewährten, Handelsvortheile den Unterschied der Glücksgüter schnell vermehrte, zog der Luxus einen Rangunterschied herbey, der sich, komisch genug, auf die Equipagen gründete. Die Leute, welche sich mit Wagen und Pferd in die Gesellschaft begeben konnten, trennten sich nach und nach von den Fußgehenden, so daß jezt in demselben Lokal diese zwey Ranggesellschaften sich an verschiedenen Tagen versammeln.

Wir sehen aus allem diesem, daß, einigen Unterschied in der Form abgerechnet, die Bostoner Damen manchen deutschen Residenz-Bewohnerinnen nicht viel zu wünschen übrig lassen; eine Form der weiblichen Bildung hat aber jener Staat doch vor unserm Vaterlande voraus, so viel jezt an dem Geschlecht, welches seiner herrlichen Natur am treusten, stets am liebenswürdigsten ist, auch bey uns gebildet wird. Zu unsers Gewährsmann, Herrn Jays, unbeschreiblichem und hier sehr wohl gegründeten Abscheu, hat sich seit einer Reihe Jahren eine Zahl von Bürgerinnen die Grundsätze der, auch bey uns bekannten, Miß Wolstoncraft angeeignet. Diese Frau — denn sie heyrathete späterhin Herrn Godwin, den originellen Verfasser des Caleb William und andrer, die Gebrechen der englischen Gerichtsverfassung aufdeckender Romane — schrieb Anfangs der französischen Revolution ein Werk: „Die Rechte der Frauen" betitelt, in dem sie vielerley sagte, das der Einbildungskraft weiter kein reizendes Bild von der Verfasserin vormalte; denn wenn die Weiber nach männlichen Vorzügen streben, erregen sie immer den Verdacht, daß es ihnen mit denen ihres Geschlechts nicht sehr geglückt ist. Sie lehrt darin, daß die Frauen den Männern keineswegs untergeordnet sind, ausgenommen an Muskelkraft, woran einzig die verkehrte weibliche Erziehung schuld ist; sie will, daß eine Frau ihren Gatten nur als ein Nebending betrachte, und die Vervollkommnung ihres Verstandes ihren ersten Zweck seyn lasse; das Verhältniß dieses Verstandes zu dem des Gatten sey auch der einzige Grund, welcher die Herrschaft in der Ehe entscheide. Da sagt nun Miß Wolstoncraft eine sehr einfache Wahrheit, welche sich, wohin wir in einem Haushalt blicken, bestätigt; ja nicht nur in einem Haushalt, sondern überall wird auf die Länge die Geistes-Uebermacht herrschend. Diese und andere ähnlich paradox aufgefaßte Ideen haben aber die Bürgerinnen des Massachusets-Staates entzündet; in Salem, nahe bey Boston, hat sogar eine Dame eine Kraftvervollkommenheits-Schule angelegt, in welche sie ihre Zöglinge lehrt, alles der Analyse der Vernunft zu unterwerfen. Statt Nähen, Kochen und schönen Künsten, reiten die zarten Schönen Pferde zu, führen einen Phaëton und üben sich im Faustkampf. Im härtesten Winter laufen sie auf Schlittschuhen im Wettkampf und sehen dabey die Männer als Tyrannen an, die ihr Geschlecht bisher durch unbillige Sklavenketten gefesselt hielten. Eine ungemeine Menge anderer Dinge, wie prosaisches Nähen und Kochen, werden in unsern Töchter-Erziehungs-Instituten auch gelehrt, aber weit entfernt, solche Amazonen zu bilden, können wir uns rühmen, daß diese Institute schon unsere entknospende Jungfrauen mit Nervenübeln und höchst interessanten Krämpfen entlassen. Die Zöglinge dieses Instituts, die, wie alle, welche Miß Wolstoncrafts Träume in die Wirklichkeit übertragen, von den Vernünftigern sehr lebhaft getadelt, und gewiß mit unnöthigem Eifer geschmäht werden, haben den Namen des Moskiten Schwarms erhalten, weil man die Nähe dieses Insekts eben so sehr scheut, als das Eindringen so lästiger Lebensgefährtinnen, wie jene Mannweiber seyn müssten. Doch bedünkt uns, Herr Jay könnte wegen der Ueberhandnahme dieser Thorheit ruhig

seyn; sie ist so unliebenswürdig, daß sogar Verfolgung — sonst stets das beste Mittel, das Verbotne süß zu machen — denselben keine Dauer würde verschaffen können.

Kennilworth.

(Fortsetzung.)

„So Herr!“ sagte die Königin, indem sie dicht vor Tressilian hintrat und mit der größten Aehnlichkeit von ihrem Vater Heinrich auf den Boden stampfte; „Ihr wußtet von dieser saubern Arbeit — Ihr seyd ein Mitschuldiger in diesem Betrug, welcher mir gespielt worden — Ihr seyd vorzüglich Schuld daran gewesen, daß wir eine Ungerechtigkeit begangen?“ Tressilian fiel vor der Königin auf ein Knie nieder, indem ihn sein gerader Verstand die Gefahr einsehen ließ, in diesem Augenblick der Aufwallung eine Vertheidigung zu unternehmen. „Du verstummst, Bursche! fuhr sie fort; Du weißt von dieser Sache — weißt du nicht?“ „Nicht, gnädige Frau, daß diese arme Dame die Gräfin Leicester war.“ — „Auch soll sie niemand als diese erkennen, sagte Elisabeth, — Tod meines Lebens! Gräfin Leicester. — Ich sage Frau Amy Dudley — und wohl ihr, wenn sie nicht Ursache hat, sich Wittwe des Verräthers Robert Dudley zu schreiben.“ — „Gnädige Frau, sagte Leicester, thut mit mir, was Euch gut dünkt — thut aber diesem Herrn nichts zu leide — er hat es keineswegs verdient.“ — „Und was kann ihm deine Vermittelung helfen,“ sagte die Königin, indem sie sich von Tressilian abwendete, welcher sich langsam erhob, und auf Leicester zuging, der noch immer knieen blieb, — „deine Vermittelung, du doppelt Falscher, — du doppelt Meineidiger? — Deine Vermittelung, dessen Schlechtigkeit mich meinen Unterthanen lächerlich und mir selbst verhaßt gemacht hat? Ich möchte mir die Augen auskratzen, die so blind gewesen!“ Burleigh wagte es hier, sich ins Mittel zu schlagen. „Gnädige Frau, sagte er, erinnert Euch, daß Ihr Königin seyd — Königin von England — Mutter Eures Volkes. Ueberlaßt Euch doch nicht diesem wilden Sturme der Leidenschaft! — Elisabeth wandte sich gegen ihn um, während wirklich eine Thräne in ihrem stolzen und zornigen Auge glänzte. „Burleigh, sagte sie, du bist ein Staatsmann, du fühlst, du kannst nicht fühlen, weder den Schimpf, noch das Elend, welches dieser Mann über mich gebracht hat.“ — Mit der größten Vorsicht, mit der tiefsten Ehrfurcht ergriff Burleigh in dem Augenblick ihre Hand, wo er ihr Herz am vollesten sah, und führte sie zur Seite, nach einem Bogenfenster hin, von den übrigen hinweg. — „Große Königin“ sagte er, „ich bin ein Staatsmann, aber auch ein Mensch, ein in Ihrem Rath grau gewordener Mann, der keinen andern Wunsch auf Erden hat und haben kann, als Euren Ruhm und Eure Glückseligkeit. Ich bitte Euch, Euch zu beruhigen.“ — „Ach Burleigh, sagte Elisabeth, du weißt nicht,“ — hier rannen ihr wider Willen die Thränen die Wangen herab. — „Ich weiß, weiß es in der That, geehrte Fürstin. O hütet Euch, daß Ihr Andere das nicht rathen lasset, was ihnen unbekannt ist!“ — „Ha sagte Elisabeth, schnell einhaltend, als habe plötzlich ein neuer Gedankenstrom ihr Gehirn durchkreuzt, Du hast recht, Burleigh, du hast recht, Alles, nur keine Schande, Alles, nur kein Geständniß der Schwachheit — Alles, nur nicht als die Betrogene, die Verachtete erscheinen — das Blut! — der Gedanke daran macht mich rasend.“ — „Seyd Euch doch nur selbst gleich, meine Königin, sagte Burleigh, und seyd über eine Schwachheit erhaben, der kein Engländer seine Elisabeth je fähig glauben könnte, es sey denn, daß die heftige Aeusserung ihrer Täuschung seinem Herzen die traurige Ueberzeugung aufdränge.“ — „Was für Schwachheit, Mylord? sagte Elisabeth mit Stolz; wollt Ihr auch zu verstehen geben, daß die Gunst, welche ich jenem hoffärtigen Verräther bezeigte, von etwas Anderem herrührte, als —“ allein hier konnte sie den stolzen Ton nicht länger fortführen, den sie sich angemaßt hatte, und ward wieder milder, indem sie sagte, „aber warum sollte ich auch dich zu täuschen suchen, mein guter und weiser Diener!“ — Burleigh bückte sich um ihre Hand mit Wärme zu küssen, und — eine seltene Erscheinung in der Geschichte der Höfe, — eine Thräne des wahren Mitgefühls entstürzte dem Auge des Ministers auf die Hand seiner Fürstin.

Es ist wahrscheinlich, daß die Ueberzeugung, dieses Mitgefühl zu besitzen, Elisabeth bey der Ertragung ihrer Täuschung und Unterdrückung ihrer heftigen Erbitterung zu Hülfe kam; was sie aber noch mehr dazu bewog, war die Furcht, daß ihre Hitze dem Volke ihren Schimpf und ihre Täuschung verrathen möchte, die sie eben so sehr als Weib wie als Königin zu verbergen bemühet war. Sie wandte sich von Burleigh und schritt ernst in dem Saale auf und ab, bis ihre Züge ihre gewöhnliche Hoheit und ihr Ansehen die gewohnte Majestät der abgemessenen Bewegung wieder erlangt hatten.

„Unsere Königin hat ihr eigenes edles Wesen wiedergefunden,“ wisperte Burleigh Walsingham zu; „merkt auf, was sie thun wird, und nehmt Euch in acht, daß Ihr ihr keinen Einwurf machet.“ — Hierauf nahete sie sich Leicestern, und sagte mit Ruhe: „Mylord Schrewsbury, wir nehmen Euch Eueren Gefangenen ab. — Stehet auf, Mylord Leicester, und nehmt Eueren Degen wieder. — Eine viertelstündige Gefangenschaft unter der Aufsicht unseres Marschalls, Mylord, ist, deucht uns, keine zu harte Strafe für Monatlange gegen uns geübte Falschheit. Wir wollen nun den Verfolg dieser Geschichte hören.“ — Mit diesen Worten setzte sie sich auf ihren Sessel nieder und sagte, „Ihr, Tressilian tretet näher und saget, was Ihr wisset.“ — Tressilian erzählte seine Geschichte auf eine großmüthige Art, indem er soviel wie möglich unterdrückte, was Leicestern nachtheilig war, und nichts von ihrem zweymaligen Zweykampf erwähnte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er damit dem Grafen einen guten Dienst that,

denn hätte die Königin in diesem Augenblick irgend etwas gefunden, worüber sie hätte ihren Zorn an ihm auslassen können, ohne die Gefühle zu offenbaren, deren sie sich schämte, so möchte es ihm übel ergangen seyn. Sie beobachtete ein kurzes Stillschweigen, als Tressilian seine Erzählung geendigt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 11. März.

Wer nach den Pariser Zeitungen den wirklichen ästhetischen Werth der neuen dramatischen Stücke der hiesigen Bühnen beurtheilen wollte, würde oft in Verlegenheit gerathen; denn was die Ultrablätter als vortrefflich schildern, wird in den liberalen Blättern oft als platte und mißlungene Versuche dargestellt, und umgekehrt, je nachdem der Verfasser ein entschiedener Freysinniger oder homme monarchique ist. So wurde nach der ersten Aufführung des Trauerspiels: Zenobia, Königin von Palmyra am Theatre français, der Verfasser, Hr. Royou, von der Quotidienne und andern Blättern derselben Parthey, seines ausgezeichneten dramatischen Talentes und der erhabenen monarchischen Grundsätze halber gelobt, die er darin an den Tag gelegt habe, wogegen eine der Hauptzeitungen der Liberalen Royou's Zenobia für die langweiligste Königin ausgab, die je auf Erden gelebt oder auf der Bühne sich gezeigt habe. — Von einem kleinen Lustspiele eines liberalen Dichters, Namens Vial, das auf derselben Bühne zum erstenmale aufgeführt wurde unter dem Titel: Der Ehemann und der Liebhaber, hieß es hingegen in den Ultrablättern, daß eine abgedroschene dramatische Intrigue dem Stücke zum Grunde liege, wogegen der Constitutionnel die originelle Anlage des Lustspiels nicht genug zu rühmen wußte. — Dergleichen Widersprüche, die zu einer und derselben Stunde vorgebracht werden, könnten den unpartheyischen Beobachter herzlich belustigen, wenn sie nur nicht zu häufig vorkämen, und nicht von einer Ungerechtigkeit zeugten; denn ist eine der beyden Beurtheilungen richtig, so muß die andre nothwendig falsch seyn; jedoch ereignet es sich oft, daß keine von beyden gegründet, und daß das beurtheilte Stück weder ganz gut, noch ganz schlecht, folglich mittelmäßig ist; so war es ungefähr auch der Fall mit den beyden angeführten Stücken. Eben jener Vial hat auch für die komische Bühne ein altes Stück: Les caquets, das Stadtgeschwätze, umgearbeitet, welches einigen Beyfall findet. — Mehr Aufsehen wird wahrscheinlich eine komische Oper erregen, die eben einstudiert wird, und wozu Paer die Musik komponirt hat; ich glaube es ist Johanna v. Arc. Bisher hatte Paer äußerst liebliche italiänische Operetten, aber noch keine französische komponirt; die Aufführung einer neuen heroischen Oper desselben Meisters wird bis auf die Eröffnung des neuen Opernsaals verschoben, welche in Zeit von zwey Monaten statt finden soll. Das vorige Operngebäude, worin bekanntlich der Herzog von Berry gestorben ist, wird jezt zur Versteigerung ausgeboten, nur darf der Ankäufer es zu keinen öffentlichen Lustbarkeiten gebrauchen. Neue Vaudevillestücke erscheinen so schnell auf einander, daß es schwer hält, beym Aufzeichnen derselben gleichen Schritt mit ihrem Aufführen zu halten. Es wird den Vaudevillestücken freylich ein so beträchtlicher Theil der dramatischen Vorstellungen gewidmet, daß, nach der Berechnung eines Pariser Journals, achtzehn bis zwanzig solcher Stücke zum täglichen Verbrauche erforderlich sind. Diese Berechnung lautet folgendermaßen: drey Vaudevilles auf jeden Abend für das Vaudeville-Theater, vier für die Variétés, drey für das Gymnase dramatique, zwey für die Porte St. Martin, eins für das Ambigu-Comique, eins für die Gaité, eins für die Funambules, ½ für die Acrobaten, ½ für den Cirque Olympique, drey für das kleine Theater bey der Barrière du Meine extra Muros. Um zu verstehen, was es mit jenen halben Vaudevilles für eine Bewandniß habe, muß man wissen, daß auf zwey Seiltänzer-Bühnen keine eigentliche dramatische Stücke, wohl aber sogenannte komische Scenen aufgeführt werden dürfen; es wird ihnen noch dabey ein lächerlicher Zwang aufgelegt: die komischen Scenen müssen nämlich gleichsam unter dem ausgespannten Seile gespielt werden; wenigstens muß das Seil auf der Bühne ausgespannt bleiben, und die zu spielenden Stücke müssen folglich das Ansehen haben, als ob sie zum Seiltanze gehörten. Dergleichen dramatischer Zwang herrscht von Alters her auf den kleinern Bühnen von Paris zu Gunsten der größern, welche ihre Vorrechte strenge behaupten. So gab es ehmals ein kleines Theater de la foire, auf welchem wohl keine Singstücke aufgeführt werden durften; allein die Schauspieler durften die Lieder nicht absingen; da aber die Noth erfinderisch ist, so hatte man folgendes sonderbare Mittel ausgesonnen, um doch ein Singstück zu bekommen. Die Lieder wurden mit großen Buchstaben auf ungeheure Papierblätter geschrieben; diese Blätter klebte man auf Bretter, schob dieselben vor, wenn die Reihe an die Lieder kam, und dann sangen nicht die Schauspieler, sondern die Zuschauer chorusweise dieselben her. Die Verpflichtung, unter einem Seile spielen zu müssen, kommt mir eben so lächerlich vor, als diejenige, die Lieder vom Publikum hersingen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London den 27. Februar.

(Beschluß.)

Zu den schönsten wohlthätigen Anstalten in London gehört die Blindenschule (school for the indigent blind), in welcher sich am 22. dieses, der allgemeine Ausschuß, unter dessen Leitung sie steht, nebst vielen Damen versammelte, um die Fortschritte wahrzunehmen, welche die blinden Mädchen in der Musik gemacht haben, worin sie ein H. Crisp, ebenfalls ein Blinder, unterrichtet hat, damit sie sich durch diese Kenntniß in der Folge desto besser fortbelfen können. Ein Mädchen spielte die Orgel, zwey sangen Arien, und zwölf andre führten die Chöre aus. Die Probestücke waren unsres hier so hochgeachteten Landsmannes Händel „Freuet euch, ein Sohn ist uns geboren;“ — „Hallelujah,“ und ein Theil der „Krönungs-Kantate;“ sodann „Höre mein Gebet;“ „Der Herr von Stärke und Macht,“ der hunderte und der vierte Psalm. Die Mädchen (unter ihnen etliche sehr liebenswürdige Kinder) sangen mit einer Präcision und Furchtlosigkeit, die eben so viel Erstaunen als Vergnügen erregten; denn die armen Kinder waren in außerordentlich kurzer Zeit in diesen Kompositionen, welche unter den älteren zu den schwersten gehören, ganz takt- und tonfest geworden. Daher gaben die Direktoren und Curatoren dieser mildthätigen Stiftung ihre höchste Zufriedenheit zu erkennen; die Probe zeigte, daß jede dieser Blinden hinführo im Stande seyn wird, sich durch Musik ihr Brod zu verdienen. Der Schatzmeister führte dann die Anwesenden in die Arbeitssäle der blinden Knaben und Mädchen. Man macht hier Schnüre für die in England üblichen Schiebefenster (sash-lines), Körbe und Matten für Fußböden, desgleichen wollene und andre kleine Teppiche, welche Sachen alle so gut gearbeitet waren, wie man sie nur irgendwo kaufen kann. Der Schlafsaal erregte nicht weniger Zufriedenheit wegen seiner Ordnung und Reinlichkeit; die Betttücher waren von den Kindern selbst gewebt und die Betten wurden täglich von ihnen selbst gemacht. Die Zöglinge befinden sich hier so wohl, daß sie von keiner andern Noth wissen, als der Furcht vor dem Tage, wo sie nach der Einrichtung dieses Asylums es verlassen müssen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Seit Kurzem ist bey mir fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Zeitschrift für psychische Aerzte mit besonderer Berücksichtigung des Magnetismus. In Verbindung mit den Herren Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Maaß, Pienitz, Ruer, Schelger, Vering, Weiß und Windischmann, herausgegeben von Fr. Nasse. 1820 oder 3ter Jahrgang. 2s 3s 4s Stück. Preis aller 4 Stücke 4 Thlr.

Der Inhalt derselben ist:

2tes Stück. 1) Schillers, Fr., akad. Streitschrift über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen; mitgetheilt von Hrn Dr. Romberg. 2) Physiologie des menschlichen Geistes nach allgemeinen Naturgesetzen; von Hrn. Pr. Grohmann. 3) Krankheitsgeschichten; von Hrn. Dr. Schneider. 4) Irreseyn ...n Tönen; von Hrn. Ob. Med. R. Hohnbaum. 5) Beobachtungen an Verstorbenen aus der Zucht-Anstalt zu München, Krankheiten des Herzens und der großen Gefässe betreffend, von Hrn Dr. Weber. 6) Ein magnetisches Erzeugniß der bösen Art; beobachtet von Nasse.

3tes Stück. 1) Physiologie des menschlichen Geistes; ...on Hrn. Pr. Grohmann, Fortsetzung und Beschluß. ...) Ueber die psychische Behandlung der Trunksüchtigen; ...n Hrn. Ob. Med. R. Hohnbaum. 3) Vergleichung des ...atomischen Baues eines Mörders mit dessen Gemüthszustande; von Hrn. Dr. Cleß, mitgetheilt von Hrn. Ob. ...ed. R. Hohnbaum. 4) Leichenöffnungen von Irren, ... der Quergrimmdarm senkrecht und dessen linkes Ende ...ter den Schambeinen lag; von Esquirol. 5) Ein Fall ... einer sehr sonderbaren Nervenkrankheit, durch den ...ß einer Tarantel verursacht; von Comstock. 6) Von ...em seit dem Mittelalter in Bonnet im Maasdeparte...nt befolgten Verfahren, Irre zu behandeln; von Hal... 7) Ein ganzes Bataillon auf einmal vom Alp befal...; von Laurent. 8) Vollkommener Blödsinn, während ...s Fiebers völlig aufgehoben; von Tooke.

...4tes Stück. 1) Beyträge zur Seelenkunde der Thie... Fortsetzung; von Hrn. Prof. Ennemoser. 2) Ge...te einer Manie, worin die Blausäure auffallend gute ...kung that; von Hrn. Dr. A. A. Velten. 3) Ueber... über die in der Irrenanstalt zu Marsberg im Jahre ... behandelten Kranken, nebst beygefügten Bemerkungen und Krankengeschichten; von Hrn. Dr. W. Ruer. ...eber Traumbildungen und Magnetismus; von Hrn. ...A. H. W. Wesermann. 5) Merkwürdiger Traum ...Sehen von Phantasmen; erzählt von Hrn. Dr. F. ... 6) Ein magnetisches Erzeugniß der bösen Art, ...chtet von Nasse, Beschluß. 7) Ist die Religion eine ...e oder eine Wirkung des Wahnsinns; von G. M. ...ws. 8) Von der Wirksamkeit des Religionsunterrichts bey Irren; von demselben. 9) Geschichte eines Falles von Veitstanz bey einer Erwachsenen, und der Heilung desselben auf eine ungewöhnliche Weise; von Underwood. 10) Geschichte eines Blödsinns aus psychischen Ursachen; v. G. Roux. 11) Psychische Folgen zweyer Verletzungen, einer Kopf- und einer Bauchwunde; von Larrey. 12) Zur Behandlung des Irrseyns in Fieber.

Von den zwey ersten Jahrgängen sind auch noch Exemplare à 3 Thlr zu haben.

Leipzig, im März 1821.

Carl Cnobloch.

Die Muse. Monatsschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste. Herausgegeben von Friedrich Kind. Leipzig bey Göschen 1821. (Preis des ganzen Jahrgangs 6 Thlr. sächs.).

Der erste Band, bestehend aus 3 Heften, enthält: 1) Ritter Haralds Wanderungen nach Byron, erster Gesang, übersezt in Versen von Arthur vom Nordstern. 3) Bruchstücke aus: Tonkünstlers Leben, eine Arabeske von Carl Maria von Weber. 3) Dido, ein Trauerspiel von Ed. Gehe, 1ster und 2ter Aufzug. 4) Denkmale. Zu dem Denkmale: Gerhard von Kügelgen, von Fr. Kind, gehört das Portrait, welches beym dritten Heft geliefert ist. Die übrigen sind: An Münchhausen von A. Wolf; Vorspiel zu Goethe's Geburtsfeyer; das Infantichord, an Houwalds Geburtstag von Contessa; nach Vollendung des Trauerspiels Turturell, vom Baron von Zedlitz; an Allmina's Gruft, von Justi; an Wolke bey seiner Geburtsfeyer, von A. F. E. Langbein. 5) Ueber den Geist des Romantischen. 6) Egbert, Erzählung von Friedericke Lohmann. 7) Ueber die berühmte Schauspielerin Sophie Schröder. 8) Servandoni's Decorationsschauspiele, von C. A. Semler. Beschreibung der merkwürdigsten Werke dieses großen Künstlers und ihrer Wirkungen. 9) Probe aus der vollständigen Uebersetzung des Lucrez, in Hexametern von Herrn von Knebel. 10) Der Kampf im Quellenthale, aus der ungedruckten Oper Alcindor, von Fr. Kind.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bilder der Liebe. Ein Geschenk für schöne Seelen. Von A. Gebauer. Zweyte sehr vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfer. Elberfeld und Düsseldorf, bey J. E. Schaub. Sauber gebunden Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 4 Gr.

(Diese Bilder der Liebe eignen sich ganz vorzüglich zu einem freundlichen Geschenk.)

Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von G. E. A. Wahlert. Elberfeld und Düs-

seldorf bey J. E. Schaub. In farbigem Umschlag geheftet 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

(Die eben so liebenswürdige, als unglückliche, Johanna, wird gewiß jedem gebildeten und gefühlvollen Leser Interesse einflößen.)

Literarische Anzeige.

Ludwig Tieck's sämmtliche Gedichte.

Zwey Bände.

In vier verschiedenen Ausgaben.

Unterzeichneter beeilt sich, alle Freunde deutscher Literatur auf das nahe Erscheinen vorgenannten deutschen Nationalwerks aufmerksam zu machen, das in einem seines klassischen Gehaltes würdigen Gewande, nächste Ostermesse, in seinem Verlage, die Presse verläßt.

Den vielfältigen dringenden Bitten seiner zahlreichen Verehrer nachgebend, hat Tieck, der Treffliche, sich endlich entschlossen, seine hie und da in seinen größern Werken, so wie auch zum Theil in längst vergriffenen Almanachen und Zeitschriften zerstreuten lyrischen Dichtungen in einen blüthenreichen Kranz zu einen, der allen Freunden wahrer Poesie eine um so erfreulichere Frühlingsgabe seyn muß, da derselbe mindestens zum dritten Theil aus seinen neuern noch nirgends abgedruckten Gedichten bestehen wird. — Es hieße „Eulen nach Athen tragen", wollte man hier noch besonders auf den Werth des Angekündigten aufmerksam machen; Tieck's Schriften haben zu allgewaltig auf Kritik und deutsche Dichtkunst eingewirkt, als daß es hier noch der Erinnerung der Verdienste dieses anerkannt größten deutschen Romantikers bedürfte. Wer [illegible] Besitzes seiner größern Werke sich freut, und welcher De[illegible]he sollte das nicht? wird sicher dem neuen Zuwachse im Vor[illegible]s verlangend entgegen sehen, und wer sie entbehrt, [illegible] ihm einigen Ersatz — und zugleich vollwichtigen Trost über den jetzigen allgemeinen Verfall wahrer Poesie finden.

Namentlich wird diese inhaltschwere Sammlung deutschen Componisten ein langentbehrter reicher Quell für Melodie und sinnige Schöpfungen im Reich der Töne werden können.

Ausgaben
von
Ludwig Tieck's sämmtlichen Gedichten
in 8. mit schönen deutschen Lettern.

auf weißem Druckpapier	3 Thlr.	— Gr.
— feinem Postpapier	3 —	12 —
— schönem Velinpapier	4 —	12 —
— geglättetem Velinpr., größeres Format	6 —	

Dresden, am 20sten Februar 1821.

P. G. Hilscher.

Predigten
über die
evangelischen Texte
des Kirchenjahres.

Zum Besten des Luisenstiftes herausgegeben von dem Probste Hanstein und dem Prediger Wilmsen als Mitvorsteher des Luisenstiftes. Erstes und zweytes Bändchen. gr. 8. Berlin, in Commission der Maurerschen Buchhandlung. Preis für die Beförderer à Bändchen 12 Gr. im Ladenpreise jedes Bändchen 16 Gr.

Dies erste Bändchen erschien 1817, das zweyte Bändchen erscheint 3 Jahr später. Aus dem Vorworte ergibt sich, daß jezt lebende Geistliche aus freyer Liebe die Arbeiten dazu liefern. (Es ist also keine gedungene und bestellte Arbeit). Nach dem Wunsch des würdigen Stifters, wie das Vorwort sagt: „sollen dieser Sammlung, um die 72 Sonn- und Festtagspredigten eines vollständigen Kirchenjahrs zu fassen, noch 4 ähnliche Bändchen folgen. Indem die Herausgeber diese Sammlung geben, wie sie sie aus wohlthätigen Händen empfiengen, so bemerken sie nur, daß sie nicht angesehen werden soll als ein Hülfs- oder gar Musterbuch für angehende Geistliche, sondern nur lediglich als ein Erbauungsbuch für christliche Familien, falls Krankheit oder Altersschwäche oder unfreundliche Witterung bey weiter Entfernung von der Pfarrkirche den Besuch des Gotteshauses unmöglich machen sollte. Ob Landgeistliche zu Zeiten eine oder die andere Betrachtung finden und wählen dürfen, um sie in ihrer Abwesenheit der Gemeinde durch den Küster und Schullehrer vorlesen zu lassen, kann nur ihrer Beurtheilung überlassen bleiben. Eigentlicher Zweck dieser Sammlung ist dieses nicht. Häusliche Erbauung und mildes Wohlthun sollte dadurch beabsichtigt werden u. s. w. u. s. w.

Die Herausgeber.

Das erste Bändchen ist mit herzlicher Liebe aufgenommen worden. Von dem zweyten läßt sich dasselbe erwarten.

Bey mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Posselt, E. L., Geschichte der Teutschen, fortgesezt von K. H. L. Pölitz. 4 Thle. 6 Thlr. 8 gr.

Zu der Zeit, als der verewigte Posselt dieses Werk begann, war die Geschichte der Teutschen entweder nur in trocknen Compendien, oder in sehr bändereichen Werken, wie die von Schmidt, Galletti, Heinrich u. A., im Ganzen aber immer nur als Reichsgeschichte, nicht als Geschichte des edelsten und kräftigsten Volkes des jüngeren Europa dargestellt worden. Noch bis jezt fehlte eine solche Geschichte, welche die glückliche Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig hielte, und welche namentlich die Bedürfnisse der gebildeten Stände in Hinsicht der stylistischen Darstellung befriedigte. Nun aber, nachdem Posselts Werk von dem Hrn. Prof. Pölitz bis zu den Resultaten des Aachner Congresses fortgesezt, und mit dem 4ten Theile beendigt worden ist, dürfte wohl dieses, (leider auch durch einen Wiener Nachdruck) weit verbreitete Werk alle Wünsche derjenigen Staats- und Geschäftsmänner befriedigen, welche die zweytausendjährige Geschichte ihres herrlichen Volkes in einer gedrängten Uebersicht kennen lernen, über die Formen des Reiches das Volk selbst nicht aus den Augen verlieren, und durch eine lebendige und kräftige Darstellung angezogen seyn wollen. Für diese drey Zwecke scheint das vorliegende Werk vor allen ähnlichen berechnet, und eben so aus gründlichem Studium der Quellen, wie aus einem für Recht, bürgerliche Freyheit, Fortschritte und Wohlfahrt des deutschen Volkes innigst entflammten Herzen hervorgegangen zu seyn.

Leipzig im März 1821.

Carl Cnobloch.

In meinem Verlage erscheint gegen Ostern:

Chrestomathie aus französischen Uebersetzungen griechischer Klassiker, für Gymnasien u. a. Lehranstalten, von M. Joh. Daniel Schulze, Rect. des Gymnasiums zu Luckau. gr. 8.

Bey der Nothwendigkeit einerseits, die französische Sprache auf Schulen zu studiren, und bey der Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände andrerseits, ist es dringendes Bedürfniß, um die Schüler nicht zu sehr zu zerstreuen, daß der französische Sprachunterricht mit dem Unterricht in den alten Sprachen in eine engere Verbindung gesezt, und dadurch das Interesse für die französische, so wie für die griechische und lateinische Sprache zugleich erhöhet werde. Und hierzu bietet der Verf. ein eben so neues als erwünschtes Hülfsmittel dar.

Leipzig im März 1821.

Carl Cnobloch.

So eben ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Die peinliche Rechtspflege und der Geist der Regierung in England. Nach dem Französischen des Cottü frey bearbeitet von Dr. Johann Peter v. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte zu Freyburg im Breisgau. gr. 8. X und 530 S. Preis 2 Thlr. 6 Gr. Sächs. oder 4 fl. 3 Kr. Rhein.

Cottü's Werk hat in Frankreich, wo die Regierung den Verfasser eigens nach England gesendet hatte, um sich mit dem innern Wesen der peinlichen Rechtspflege und der Geschwornen-Gerichte dieses Landes genau bekannt zu machen, und in England selbst, wo im vorigen Jahre bereits eine Uebersetzung erschien, große Theilnahme erregt; auch in Teutschland ist durch die Anzeige, welche in kritischen Blättern von dem Originale erschien, und durch die Bruchstücke, welche daraus in dem Oppositionsblatte und in Buchholz's Journal von und für Teutschland ꝛc. mitgetheilt worden sind, auf dieses Werk die Aufmerksamkeit aller derer gelenkt, welchen eine unabhängige Rechtspflege die erste Forderung an einen constitutionellen Staat erscheint.

In der von Hrn. v. Hornthal gelieferten Bearbeitung erhält das Publikum, außer einer geistvollen, und in der Form gelungenen Uebertragung des Originals, jedes Kapitel mit Anmerkungen ausgestattet, welche Niemand ohne Interesse lesen wird.

Weimar, den 12. Febr. 1821.

Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Nachricht für Zeitungsleser.

So eben ist (als bis jezt einzige in seiner Art) die neueste

Charte der Königreiche Neapel und Sicilien, nach der Eintheilung in Provinzen und den neuen Benennungen derselben

fertig geworden, und illum. für 6 gr. und schwarz für 4 gr. zu haben in

Ernst Kleins geographischem Comptoir in Leipzig und Merseburg.

Neue Musikalien, bey Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Blasinstrumente.

Fürstenau, C., Polonoise pour 2 Flutes principales av. accomp. de l'Orch. Op. 59. 1 Thlr. 4 Gr.
— A. B., Adagio et Variations sur la Romance de Mehul: Ich war Jüngling (A peine au sortir) pour la Flute princ. av. acc. de l'Orch. Op. 4. 1 Thlr.
Gabrjelsky, W., 1er Concerto pour la Flute av. acc. de l'Orch. Op. 48. (D dur.) 2 Thlr. 8 Gr.
— 2me Concerto pour la Flute av. Orch. Op. 50. (G dur.) 2 Thlr. 8 Gr.
— 3 Duos concert. pour 2 Flutes. Op. 40. 2 Thlr.
— 6 Duos brillans et faciles pour 2 Flutes. Op. 52. Liv. 1. 2. à 1 Thlr.
Lindpaintner, P., Concertino pour la Clarinette av. acc. de l'Orch. Op. 19. 2 Thlr.
— Concerto pour la Flute av. accomp. de l'Orch. Op. 28. E ♯ 2 Thlr.
Meissner, F. W., Pièces d'Harmonie. Liv. 1. et 2. à 1 Thlr. 12 Gr.
Mühling, A., grand Concerto pour le Basson, av. acc. de l'Orch. Op. 24. 2 Thlr.
Neukomm, Sd., Duo pour la Flute et Pianoforte. 1 Thlr.
Präger, H. L., Andante et Thème varié pour la Clarinette av. acc. de l'Orch. 16 Gr.
Roy, C. E., nouveau Recueil de Walses, Tyroliennes, Sauteuses, Ecoss. etc. pour le Flageolet. Op. 26. de Danses 8 Gr.
Tulou, Fantaisie pour la Flute av. acc. de Pianoforte Op. 23. 12 Gr.
Vanderhagen, Ad., 24 petits Duos faciles et gradués pour 2 Cors. 1ere Suite. 16 Gr.
Weiss, C. N., Etude de Modulation ou Caprice pour 2 Flutes concert. dans tous les sons majeurs et mineurs. 12 Gr.
— la Pastorale, Duo pour 2 Flutes avec une Prélude caracteristique pour une ou deux Flutes ou pour le Pfte. 8 Gr.
— Solo concertant pour la Flute av. accomp. de Pianoforte. Op. 22. 8. Gr.

Bey mir ist jetzo erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hundeiker, J. P., Häusliches Festbuch für gebildete Genossen des heiligen Nachtmahls. 2 Thlr. gr. 8. mit Musikbeylagen von Schneider, Bach und Hellwig. 3 Thlr.

Es ist die Absicht dieses Werkes, die Feyer des heiligen Abendmahls in ihrer hohen und vielseitigen Bedeutung darzustellen, so, daß die evangelische christliche Lehre über diesen Gegenstand dem Leser auf eine Weise erscheine, welche, mit seinem Innersten im schönsten Einklange, ihm in der höchsten Weihe des Christenthums, das Symbol alles Hohen und Heiligen, was er im eigenen Herzen trägt, warm und trostreich entgegen führet. Daher hat der würdige Herausgeber, welcher den Freunden religiöser Feyer schon seit Jahren durch seine häuslichen Gottesverehrungen als tieffühlender Beförderer wahrer Andacht,

vertraut ist, es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, zum Herzen seiner jüngern und ältern Leser, für jeden nach seinen Bedürfnissen, zu reden, damit ihre Andacht wahre Wirkungen für das Leben gewinnen möge! Besonders sollte für die Bedürfnisse vieler verschiedenartiger Leser gesorgt werden, um Vielen etwas, ihre eigenthümliche Denk- und Gefühlsweise Ansprechendes darzubieten, darum wechseln Aufsätze in ungebundener Rede mit geistlichen Gedichten und Liedern zweckmäßig ab, und mehrere der mit dem Ganzen verbundenen Liedersammlung, sind für die Freunde der religiösen Musik von geschäzten Tonkünstlern in Musik gesezt.

Ueber den Werth dieses Werkes muß ich als Verleger billig schweigen, da ja Alles, was wahrhaft zum Herzen spricht, einen Werth in sich trägt, der gern jede äußere Anpreisung vermeidet. Möge indessen das Festbuch viele gleich gesinnte Freunde — mögen Viele in diesem Festbuche einen treuen Freund für das ganze Leben finden.

Von dem vorzüglichen Inhalte der aus 120 Liedern bestehenden Sammlung überzeugt, habe ich einen vom Text des Festbuchs gesonderten Abdruck unter dem Titel: Häusliche Festlieder für gebildete Abendmahlsgenossen, mit Musikbeylagen. Preis 1 Thlr.
besorgt, welcher unbedenklich auch mit dem Gebrauche eines jeden andern Kommunionbuchs verbunden werden kann.

Leipzig, im März 1821. Carl Cnobloch.

Historische Nachrichten zur Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande von C. Bastholm, Doktor der Theologie, weil. Königl. Confessionarius und ersten Hofprediger. Aus dem Dänischen übersezt von H. E. Wolf, Prediger in Meugstrup im Schleswigschen. 1—3r Theil. gr. 8. Altona bey J. F. Hammerich. 4 Rthlr. 8 gr.

Dieses Werk eines, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Deutschland rühmlichst bekannten Gelehrten, gehört unstreitig zu den wichtigsten Schriften, die wir in Beziehung auf Länder- und Völkerkunde haben. In so ferne es aber nur diejenigen Völker zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht, welche bisher im Stande der Wildheit lebten, ist es das einzige in seiner Art. Man weiß, mit welchem großen und allgemeinen Beyfall die unter dem Titel: Krafts Sitten der Wilden aus dem Dänischen ins Deutsche übersezte Schrift, gleich bey ihrer Erscheinung aufgenommen wurde, und wie sehr dieselbe von den achtungswürdigsten deutschen Gelehrten in mehreren anthropologischen und moralischen Werken berücksichtigt worden ist. Gleichwohl enthält diese kleine, übrigens mit Recht geschäzte, Schrift kaum einige Grundzüge von dem Inhalt des oben genannten Bostholmschen Werks. Was in vielen Reisebeschreibungen und einer Menge einzelner Beyträge zur Geschichte der Menschheit zerstreut angetroffen wird, das ist in dieser Schrift, auf das Zweckmäßigste geordnet und unter bestimmte Rubriken gebracht, so dargestellt, daß jeder, der sich ohne großen Aufwand an Zeit und Kosten, eine genaue Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande zu verschaffen wünscht, dazu in diesem Werke das trefflichste Hülfsmittel findet. Durch den Reichthum an Nachrichten, welche es enthält, vertritt es die Stelle einer beträchtlichen auf Völkerkunde sich beziehenden Bibliothek, durch die planmäßige Ordnung aber, in welcher diese Nachrichten zusammengestellt sind, hat es vor solcher den bedeutenden Vorzug, daß ohne mühsames Suchen hier alles beysammen gefunden wird, was man über irgend einen einzelnen zur Sache gehörigen Gegenstand zu erfahren wünscht. So mannigfaltig die Anwendung ist, welche sich für Anthropologie, Philosophie, Religion und Moral von den hier mitgetheilten Nachrichten machen läßt, so lehrreich und zugleich angenehm unterhaltend ist auch diese Schrift für alle und jede, die über die höheren Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts, über die hohe Wichtigkeit der Cultur: besonders in religiöser und moralischer Hinsicht, so wie über das unschäzbare Glück in wohleingerichteten Staaten zu leben, ein richtiges Urtheil fällen zu können wünschen. Nichts ist geschickter, das Irrige in jenen trostlosen Vorstellungen zu berichtigen, welche Rousseau und Andere, insonderheit auch Wendeborn (Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seiner natürlichen Bestimmung, Hamburg 1807) über die höchsten Zwecke der Menschheit hegten, als die Erwägung des Inhalts dieser trefflichen Schrift, welche den wilden, den rohen und halbcultivirten Menschen nach allen seinen Eigenschaften und in allen seinen Verhältnissen so darstellt, wie die glaubwürdigsten Beobachter ihn in seiner Heimath fanden.

Mit Recht durfte, bey dem vielseitigen Interesse dieses reichhaltigen Werks, der ehrwürdige, schon vollendete Verfasser sich die Hoffnung machen, es werde von allen gebildeten Menschen, von welchem Stande und Geschlecht sie seyn möchten, mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden können. Diese Hoffnung bestätigt der Recensent der Urschrift, in der Halle'schen Literaturzeitung (1803. No. 317), die insonderheit auch die Correktheit der Sprache, die Anmuth des Vortrages, und die Delikatesse in Behandlung solcher Gegenstände, durch deren nackte Darstellung ein feines Gefühl verlezt werden dürfte, nach Verdienst würdigt, und sein Urtheil mit der Versicherung schließt, daß dies Buch den Lesern jedes Standes und Geschlechts, mehr Gewinn für Verstand und Herz gewähren werde, als eine Menge von Romanen und Gedichten.

Die Uebersetzung, von welcher der vierte und lezte Theil auch unter der Presse ist, wird den Kenner beyder Sprachen vollkommen befriedigen.

Lüneburg im Januar 1821. C. J. R. Christiani
Superintendent.

Bey mir ist jezt erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Höck, Dr. J. D. A., Handbuch einer Statistik der deutschen Bundesstaaten. 378 Seiten. 1 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser, dessen statistische Schriften in Deutschland sowohl als in Frankreich mit vielem Beyfall aufgenommen worden und zum Theil in die französische Sprache übersezt worden sind, liefert hier eine ausführliche Darstellung der auswärtigen und innern Verhältnisse des deutschen Staatenbundes und der deutschen Bundesstaaten nach ihrer Größe, Volksmenge, physikalischen Beschaffenheit, industriellen und merkantilischen Betriebsamkeit, Staats- und Militairverfassung, Geisteskultur u. s. w., welche vorzüglich diejenigen, die sich über die allgemein gewünschte Handelsfreyheit und über konstitutionelle Verfassungen näher belehren wollen, nicht unbefriedigt lassen wird.

Leipzig, im Januar 1821.

Carl Cnobloch.

Nro. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. April 1821.

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebähren.

Schiller.

Kennilworth.

(Beschluß.)

„Wir wollen diesen Mayland (der Krämer, mit dem Amy von Cumnor-Schloß entflohen) in unseren Dienst nehmen, sagte Elisabeth, und den Jungen (derselbe, welchem Amy ihren Brief an Leicester anvertraut) in unserem Sekretariat in die Lehre geben, damit er in Zukunft vorsichtiger mit Briefen werde. Ihr, Tressilian, thatet unrecht daran, daß Ihr uns nicht die völlige Wahrheit mittheiltet, und Euer Versprechen, dieß zu unterlassen, war sowol unvorsichtig, als pflichtvergessen. Indessen, da Ihr dieser unglücklichen Dame einmal Euer Wort gegeben hattet, so geziemte es einem Ehrenmanne, es zu halten, und überhaupt schätzen wir Euch für den Charakter, den Ihr in dieser Sache gezeigt. Mylord von Leicester, es ist nun an Euch uns die Wahrheit zu sagen, eine Uebung, welche Euch seit einiger Zeit fremd geworden zu seyn scheint."

Demnach drang sie ihm durch eine Reihe von Fragen die ganze Geschichte von seiner ersten Bekanntschaft mit Amy Robsart — ihre Heyrath — seine Eifersucht — die Ursachen, worauf sie gegründet, nebst vielen andern Dingen, ab. Leicester's Bekenntniß, denn ein solches läßt es sich nennen, ward ihm stückweise abgepresst, im Ganzen jedoch war es richtig, ausgenommen, daß er das gänzlich verschwieg, stillschweigend oder auf eine andere Weise in Varney's Plane auf der Gräfin Leben eingewilligt zu haben. Indessen war es das Bewusstseyn hievon, welches ihm in diesem Augenblick am meisten drückte, und ob er sich gleich in großer Maße auf die sehr bestimmten Gegenbefehle verließ, die er durch Lambourne gesandt hatte, so hatte er doch die Absicht persönlich nach Cumnor-Schloß abzureisen, sobald er aus der Gegenwart der Königin entlassen seyn würde, von welcher er schloß, daß sie Kennilworth sogleich verlassen würde.

Aber der Graf rechnete ohne seinen Wirth. Freylich waren seine Gegenwart und Reden seiner einst so gnädigen Gebieterin höchlich zuwider. Von jeder andern und bestimmtern Rache aber abgehalten, bemerkte die Königin, daß sie durch diese Fragen ihren falschen Liebhaber folterte, und verfolgte sie aus diesem Grunde, ohne den Schmerz, welchen sie selbst empfand, mehr zu achten, als sich der Wilde um das Verbrennen der eigenen Hände mit den heißen Zangen kümmert, womit er seinen gefangenen Feind zerfleischt.

Zuletzt indessen gab ihr der stolze Lord, wie ein auf's äußerste getriebener Hirsch, zu verstehen, daß ihm die Geduld ausgehe. „Königin," sagte er, ich bin sehr zu tadeln — mehr als selbst Euer gerechter Zorn solches gethan; dennoch, gnädige Frau, erlaubet mir zu sagen, daß, wenn mein Verbrechen unverzeihlich ist, es mir auch nicht an Reizungen dazu gefehlt hat, und daß, wenn Schönheit und herablassende Würde das schwache Herz eines Menschen verleiten können, ich beyde als Ursachen anführen dürfte, warum ich das Geheimniß vor Ew. Majestät verborgen gehalten hatte."

Die Königin war durch diese Antwort, welche Leicester Sorge trug, daß sie von Niemand gehört wurde, als von ihr selbst, so sehr überrascht, daß sie einen Augenblick durch sie zum Stillschweigen gebracht wurde, und der Graf die Kühnheit hatte, seinen Vortheil zu verfolgen. „Ew. Gnaden, welche so viel verziehen haben, werden verzeihen, wenn ich wegen der Ausdrücke, welche gestern Morgen nur als ein leichtes Vergehen angesehen wurden, Ew. königl. Gnade anflehe."

Mit fest auf ihn geheftetem Blick erwiederte die Königin: „Nun, beym Himmel, Mylord, deine Frechheit übersteigt die Grenzen des Glaubens, sowol als der Geduld! Aber sie soll dir zu nichts helfen. — Was, kommt Mylords, kommt alle und hört die Neuigkeit: — Mylord von Leicesters heimliche Heyrath hat mich um einen Gemal und England um einen König gebracht. Seine Herrlichkeit hat einen patriarchalischen Geschmack — Eine Gattin auf einmal war ihm nicht genug, und er gedachte Uns die Ehre seiner linken Hand zu. Nun, ist dieß nicht zu frech? — Mit einigen Zeichen der Hofgunst, womit ich ihn geschmückt, noch nicht zufrieden, muß er sich einbilden, daß ihm meine Hand und Krone zu Gebote stehen? — Ihr aber denkt besser von mir, und ich kann diesen ehrgeizigen Mann eben so sehr bedauern, als ich ein Kind bedauern würde, dessen Seifenblase ihm in den Händen geborsten. — Wir gehen in den Audienzsaal — Mylord von Leicester, wir befehlen euch, nahe bey uns zu bleiben."

Alles im Saale war in gieriger Erwartung, aber wie groß war das allgemeine Erstaunen, als die Königin zu ihrer nächsten Umgebung sagte: „Die Festlichkeiten von Kenilworth sind noch nicht zu Ende, Mylords und Ladys — Wir sollen des edeln Besitzers Vermählung feyern." — Ein allgemeiner Ausdruck des Erstaunens erfolgte. — „Es ist wahr, bey unserm königlichen Wort, sagte die Königin; er hat dieses sogar vor uns geheim gehalten, damit er uns gerade an diesem Ort und um diese Zeit damit überrasche. Ich sehe, ihr möchtet vor Neugier sterben, die glückliche Braut zu kennen. — Es ist Amy Robsart, dieselbe, welche gestern, um den Scherz vollkommen zu machen, in dem Spiele die Rolle der Gattin seines Dieners Varney hatte."

„Ums Himmels Willen, Königin, sagte der Graf, indem er sich ihr mit einem Gemisch von Demuth, Schaam und Verdruß im Gesichte näherte, und so leise sprach, daß ihn Niemand anders hören konnte, nehmt meinen Kopf, wie Ihr es in Eurem Zorne gedrohet, aber verschonet mich mit diesem Hohne! Treibt einen fallenden Mann nicht zur Verzweiflung — tretet nicht auf einen zermalmten Wurm!" — „Ein Wurm, Mylord? sagte die Königin in demselben Tone; nein, eine Schlange ist das edlere Gezücht, das passendere Gleichniß — die erstarrte Schlange, wovon Ihr wißt, welche einst im Busen erwärmt wurde." —

„Um Eurer selbst willen — meinet willen, erhabene Frau, sagte der Graf, während mir noch etwas von Verstand übrig bleibt." — „Sprecht laut, Mylord, sagte Elisabeth, und in größ'rer Entfernung, wenn's Euch gefällig ist — Euer Athem erweichet unsern Kragen. Was verlangt Ihr von uns?" — „Erlaubniß, sagte der unglückliche Graf demüthig, nach Cumnor-Schloß zu reisen." — „Eure Braut heim zu holen, wahrscheinlich? — Freylich, das ist sehr billig — denn, wie wir hören, wird sie dort nicht sonderlich geachtet. Aber Mylord, ihr gehet nicht persönlich. Wir haben darauf gerechnet, einige Tage in diesem Schlosse zuzubringen, und es würde eine nachläßige Höflichkeit seyn, uns während unsers hiesigen Aufenthalts ohne den Hausherrn zu lassen. Mit Ew. Gunst, wir können uns in den Augen unsrer Unterthanen keiner solchen Schmach unterziehen. Tressilian soll statt Eurer nach Cumnor-Schloß gehen und einige unserer Kammerherrn mit ihm, damit Mylord von Leicester nicht aufs neue über seinen alten Nebenbuhler eifersüchtig werde. — Wen willst du bey diesem Auftrag mit dir nehmen? Tressilian?" — Tressilian nannte mit demüthiger Unterwürfigkeit den Namen Raleigh's. — „Wahrhaftig, sagte die Königin, hol' mich Gott, du hast eine gute Wahl getroffen. Er ist überdieß ein junger Ritter und eine Dame aus dem Gefängniß zu befreyen ist ein schickliches erstes Abentheuer. — Cumnor-Schloß ist, wie ihr wissen sollt, Mylords und Ladys, wenig besser, als ein Gefängniß. Dann sind auch einige Schurken dort, die wir gern in sicherer Verwahrung haben möchten. Ihr werdet sie, Herr Sekretär, mit den nöthigen Verhaftsbefehlen versehen, um sich des Richard Varney und des Ausländers Alasco, todt oder lebend, zu versichern. Nehmt eine hinlängliche Macht mit, meine Herren — bringet die Dame in allen Ehren hieher — verliert keine Zeit, und Gott sey mit Euch!"

Die Zeitbedürfnisse hinsichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien.

(Fortsetzung.)

Zu den kräftigsten Mitteln aber, welche die sittliche Kraft eines Volkes wecken und leiten mögen, gehört unstreitig der Unterricht des kommenden Geschlechtes in den Fächern der Rechtswissenschaft, die mit der Erhaltung der Staatseinrichtungen und mit der Entwicklung der National-Gefühle und Ansichten in so enger und unmittelbarer Verbindung steht. Sich selbst überlassen, werden die Jünglinge zuverlässig an der letzteren Theil nehmen; sie können vielleicht auch der ersteren Gefahr bringen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, es handelt sich eigentlich darum, zu wissen, ob in der Folge Publicola's oder Gracchen aus ihnen werden sollen.

Wenn diese Jugend über die wichtigsten Vorwürfe der Gesetzgebung und des Staatshaushalts ihren Unterricht künftig nur aus Flugblättern und Gelegenheitsschriften schöpfen muß; wenn sie, zur Theilnahme an dem großen Werke der neuen Staatseinrichtungen und der Vollendung der Gesetzgebungsreformen berufen, außer Stand ist sich zur Höhe der Grundsätze zu erheben; wenn sie, wechselweise den Schlendrian der Schule und die Liberalität der Sallons in sich aufnimmt; wenn, durch schlechte Erziehung gehemmt und gleichzeitig wieder angetrieben durch den Zeitgeist und die Lebhaftigkeit ihres Alters, ein Gefühl der Nothwendigkeit zweckmäßiger Thätigkeit, ohne Mittel und Kraft dazu in ihr rege wird; wenn sie, von der Fluth und Ebbe des guten Willens und der Unwissenheit hin und her getrieben, sich dem Uebermaß oder den Ausschweifungen einer politischen Partey, die oft genug schöne Larven tragen, hingiebt: wer wäre alsdann der wahrhaft Schuldige? wer müsste vor den Richterstuhl der unerbittlich strengen Nachwelt gestellt werden?

Es wäre allerdings ungereimt, unsern Voraltern zum Vorwurfe zu machen, daß sie uns für die neue Ordnung der Dinge vorzubereiten versäumt haben. Den Zeitgenossen von Montesquieu und Rousseau blieb der Schleyer noch undurchdringlich, welcher die nächste Zukunft ihrem Auge barg. Der leztere einzig nur konnte im Jahr 1760 (Emil, drittes Buch) sich also ausdrücken: „Ihr vertraut auf den Fortbestand der gegenwärtigen Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen, und bedenkt nicht, daß dieser Zustand unvermeidlichen Umwälzungen ausgesezt ist; daß es euch auch unmöglich seyn wird, diejenigen vorauszusehen oder abzuwenden, die eure Kinder treffen können. Große werden klein, Reiche werden arm, und gebietende Fürsten werden Unterthanen: die Schläge des Schicksals sind so selten nicht, daß man dagegen gesichert zu bleiben rechnen könnte. Wir stehen an der Schwelle des entscheidenden Zeitpunkts und des Jahrhunderts der Revolutionen."

Uns hingegen kann für unsere Unthätigkeit keine Entschuldigung übrig bleiben. Das unwiderstehliche Fortschreiten der Dinge und der Geister ist kein Geheimniß mehr. Ich bin keiner von denen, die glauben, wir seyen im Stand Alles zu leisten, und wir sollen unsern Enkeln einzig nur die Freude des Genusses unserer Schöpfungen überlassen. Ich glaube an keine Wunder in Sachen der Staatskunst und Gesetzgebung; ich bin weit entfernt, ein mangelhaftes und unzusammenhängendes Werk der Uebereilung dem durch Erfahrung und Zeit befestigten Werke vorzuziehen, und ich bin endlich auch überzeugt, daß sehr viele Vorwürfe der Staatskunst und der Gesetzgebung, selbst solche, die am gründlichsten erörtert scheinen, erst noch wesentlichen Aufschlüssen entgegen sehen. So viel ist jedoch immerhin gewiß, daß wir über manche dieser Dinge heller sehen, als unsere Väter; daß wir in wissenschaftlicher Hinsicht Vorschritte gemacht haben, und ungleich viel größere hinsichtlich der öffentlichen Meinung, und der neuen in den europäischen Staaten zum Vorschein gekommenen sittlichen Bedürfnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtproben

von E. L. Grosse aus Osterode am Harz. *)

1.

Der Sänger.

Die ganze Brust voll Lieder,
Die Laute in der Hand;
So geht es hin und wieder
Durch's liebe Vaterland.

Den Hirten auf der Weide,
Die Schäferinn im Thal
Erquicke ich zur Freude
Mit meiner Lieder Schall.

Und in den Fürstensälen,
Von Glanz und Freuden voll,
Da darf ich auch nicht fehlen,
Man nennt mich: Herr Apoll.

Es labt sich Herz und Mündchen,
Und still bey Mondenschein
Winkt auf ein Schäferstündchen
Die Schöne mich hinein.

So treib' ich's in die Länge
Und Breite, kreuz und quer.
Manch Miederchen wird enge,
Und manches Gläschen leer.

Wenn endlich nur ihr Musen,
Sich nicht die Schaale senk't,
An einem schönen Busen
Mein Herzchen sich verfängt;

Und Amor mir die Laute,
Die schöne goldne, nimmt;
Und eine Holde, Traute
Mich ganz und gar verstimmt.

*) Der Sänger zählt 18 Jahr; es scheint mir, daß er Anlagen habe, die der Ausbildung werth sind; doch bey großer Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten mangeln ihm die äußeren Mittel, um den sogenannten Cursus anzutreten. Möge diese Mittheilung ihn bey denen empfehlen, die seinen Wünschen förderlich seyn können.

Müllner.

Korrespondenz = Nachrichten.

Wien. Im März.

Der Fasching ist zu Ende, die Wehen dauern fort. Tags nach der lezten Taumelnacht sind die Theater verschlossen. Am folgenden wird in der Leopoldstadt alljährlich die beliebte Farce: Faschingswehen, aufgeführt. Um sich einen kleinen Be

griff von dem Katzenjammer zu machen, — wenn es erlaubt ist, einen Ausdruck zu gebrauchen, den der west-östliche Divan selber nicht verschmäht, — der auf die Saturnalien folgt, darf man nur den nächsten Mittwoch in einige der besuchteren Speccerey-Gewölbe, wo italienische Leckereyen zu haben sind, eintreten, und hören, wie die Gäste über Abspannung und Erschöpfung klagen, wie sie mit Sardellen und Hering sich anzufrischen trachten, und vor einem welschen Salat über die Eitelkeit der Welt philosophiren. Dann in ein Kaffehaus, wo das schwarzbraune Getränk mit dem energischen Ausruf: einen Schwarzen! gefordert und begierig geschlürft wird. Die unter dem Titel: Oelzweige, herausgegebene Zeitschrift ließ kurz vor dem Schluß des Carnevals, in einer naiv-frommen Erzählung: Aschenmann überschrieben, eine Ermahnung zu ernstlicher Betrachtung und zur Buße an die Irrenden ergehen; aber die Kinder dieser Welt lasen lieber die Ball-Annoncen zum Apollosaal, zum Sperl und zur Mehlgrube, achteten in ihrer schnöden Lust des Aschenmannes nicht, und müssen Trost beym Schwarzen suchen.

Die eben angeführten Tanzplätze gehören unter die besuchtesten der Hauptstadt. Oben an steht der große Redoutensaal, mit dem daran stoßenden kleinen, nächst der Burg. Hier wird an gewöhnlichen Redoutentagen jedoch nicht getanzt; die Versammlung pflegt stark gemischt zu seyn; man wandert auf und ab, oder im Kreis herum, aus einem Saal in den andern, die Gallerie hinauf, hinunter; in ihren Mänteln und Oberröcken die Herren, elegant und einfach die Damen; größtentheils weiblichen Geschlechts sind die Masken, nach Stand und Herkommen darf man nicht begierig forschen. Hier und da stößt man wohl auf fromme Kinder, auf gesezte Frauen, die sich einen anständigen Scherz mit ihren Freunden machen, an ihre Bekannten Dragés vertheilen, oder mit klopfendem Herzen etwas Liebes belauschen; meistens aber stecken leichtfertige Sylphiden hinter diesen Masken, die zu interessanten Konversationen in die sogenannte Seufzer-Allee invitiren. Man kennt sie leicht an Benehmen und Geberden, dem unaufhörlichen Plappern und Zischeln mit verstellter Stimme, ihren zudringlichen Insinuationen und Neckereyen. Diese Versammlungen sind selten zahlreich, und im Fortgehen klagt fast Jedermann über Langeweile. Um an diesem Orte nun gewähltere Vereine zu bewirken, und die Redouten wieder in Aufnahme zu bringen, sind sogenannte Gesellschafts-Bälle auf Subscription veranstaltet, wozu Billets mit dem vorgemerkten Namen des Empfängers ausgegeben werden. Desto mehr fällt es auf, wenn man oft bey dem ersten Eintritt unmaskirte Erscheinungen gewahrt, die man kaum in sorgfältiger Vermummung hier erwarten sollte. Im Ganzen ist die Gesellschaft anständiger, das Aeußere zierlicher, und der lezte dieser Bälle zuweilen glänzend. Der kleine Saal prangt mit Florens Gaben anmuthig geschmückt, rauschende Musik ertönt in beyden, doch selten wird der harrenden Terpsichore gehuldigt. Das Billet außer dem Abonnement kostet 5 fl. W. W. und Spaßvögel haben sich gewundert, daß Damen um einen Gulden leichter angeschlagen sind.

Werfen wir nun einen Blick auf den berühmten Apollosaal, mehr seines alten Rufs, als seines jetzigen Glanzes wegen. Einfach dekorirt und eingerichtet, trägt das Lokal immer noch einen großartigen Charakter, und der Eintritt, über die hell beleuchtete Terrasse abwärts, imponirt. Verschwunden sind die feenhaften Grotten, Cascaden und blühenden Gebüsche; Jugend und Freude versammeln sich noch hier, wird die Liebe wohl ferne bleiben? — Man findet eine ehrbare Versammlung von Bürger-Familien, die den Kern der Gesellschaft bilden, größtentheils von den nah gelegenen Gründen, Vorstädte sonst genannt; Handwerker und Fabrikanten, mit ihren Frauen und Kindern, der rüstige Sohn mit seiner Auserwählten, die blühende Tochter mit ihrem Vielgeliebten, sämmtlich im besten Putz, alt und neue Moden untermengt, und mehr ächter Schmuck zeigt sich hier, als man vermuthen sollte, von manchem reizenden Gesicht weit überstrahlt. Die Eleganten aus der Stadt, die zum Gaffen sich versammeln, pflegen bey dem Anblick solcher frischen Blüthen auszurufen: „Liebe Narren!“ (beyde Wörter gleich betont.) Der Platz ist sehr entlegen, doch hat die Polizey-Behörde schon dafür gesorgt, daß die Fiaker's um einen festgesezten Preis hin und zurückfahren müssen, so daß man die Parthie mit fünf Gulden und noch darunter machen kann. Ein Reisender aus Berlin erzählte, daß er dort, bey Gelegenheit des großen Hofballs aus dem Mittelpunkt der Stadt zehn Thaler zahlen mußte. Hinsichtlich des Tanzens sieht man hier zuweilen einen altvorderlich-normalen Menuet. Uebrigens ist an öffentlichen Orten der Walzer fast allein im Gange, so zwar, daß wenn Einer auch andre Tänze in Vorschlag bringt, die Unternehmung scheitert, und dessen ungeachtet sind die hübschen Wienerinnen selten recht geschickte Walzerinnen, aber um so ausdauernder im schnellsten Tempo.

Nun in die Stadt zurück zum römischen Kaiser! Bequem und sehr gefällig eingerichtet, zweymal wöchentlich subscribirter Ball, ganz verschiedene Entreprisen, anständige Versammlungen aus dem Mittelstande, deren Glieder einander größtentheils bekannt sind, daher sich Andre leicht über Zwang und Förmlichkeit beschweren, und besonders galante Flattergeister die hier gehaltnen öffentlichen Bälle vorziehen, die ihrerseits den Vorzug wieder vor den nun zu nennenden verdienen. ich meine die Tanzgesellschaften auf dem Saale zu der Mehlgrube, wo auch dann und wann geschlossene Vereine Statt finden; die öffentlichen aber sind im strengsten Sinne öffentlich zu nennen. Gewöhnlich finden sich im lezten Falle mehr Zuschauer, als Tanzlustige ein. Treten wir in den gedrängten Mittelpunkt des Saals und sehen wie um uns her der bunte Kreis sich dreht. In den Nebenzimmern wird geschmaußt; ehrbare bürgerliche Matronen und spekulative Mädchen neben einander. Unter diesen Tänzerinnen werden wir leicht Bekanntschaften finden, oder anknüpfen, und die Bekannten ohne Mühe wiederfinden, morgen Mittag auf dem famösen Graben oder am sichersten Abends im Schauspielhause in der Leopoldstadt, wenn wir alsdann nur die rechts und links zu äußerst auf den Bänken sitzenden freundlichen Kinder, oder die ganze lezte Reihe der Zuschauerinnen, besser Umschauerinnen, perlustriren; gewiß treffen wir die meisten dieser Damen von der Mehlgrube dort. Hui! wie das taumelt und schwärmt! als wäre jeder Tag ein Sonntag und immer drehte sich der Braten am Spieß. — Lustiges Völkchen! als ob das bißchen Jugend ewig währte. O Jupiter —! Jeder Tänzer ist der Freund seiner Tänzerinnen. Heute lebt sie ganz für ihn. Nun steht der Wirbel still, die Schöne lächelt und blinzelt, dorthin und dahin, grüßt und winkt nach allen Seiten, überall Bekannte, und der Freund, an dessen Arm sie ruht, ein wackrer Handwerks-Geselle, übt zugleich die Galanterie des Koridon und die Toleranz des Ehemannes nach der Mode. Jezt flüstert ihr ein alter Herr auf jener Seitenbank ins Ohr, und die Chevaliers mit der Brille brüsten sich damit, daß sie keine Fremdlinge im Kreise dieser Grazien sind. — In diesem nämlichen Saale werden auch noch, zuweilen wöchentlich, zuweilen alle vierzehn Tage, Konzert-Uebungen gehalten, und Kompositionen von höherer Bedeutung vorgelegt, um Kunstfreunde, die sich durch den Modetand gern vernachlässigen, zur Ueberwindung der Schwierigkeiten anzuspornen. — Geschwind noch eine Tour in den Sperl hinaus.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 28.

Nr. 28.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 5. April 1821.

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Band, mit 6 Kupfertafeln. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1820. — XLIV und 366 S. 8.

Unstreitig für alle Freunde der alten Mythologie und Kunst eine sehr angenehme Erscheinung. In einem Felde, das zu unserer Zeit mit immer wachsendem Eifer angebaut wird, wo jede, auch die kleinste Entdeckung, zu umfassenden Forschungen und weitgreifenden Vermuthungen Anlaß gibt, ist ein Vereinigungspunkt höchst wünschenswerth, auf welchem kürzere Berichte und Untersuchungen, die außerdem vielfältig zerstreut würden, sich sammeln und durch die nähere Verbindung fruchtbarer wirken — und welcher doch auch Raum genug darbietet, größere Abhandlungen ohne unbequeme Zerstückelung aufzunehmen. Das Bemühen, eine solche Vereinigung einheimischer und auswärtiger Kenner und Freunde des Alterthums zweckmäßig zu veranstalten, dürfte als keine geringe Vermehrung der vielfältigen Verdienste betrachtet werden, welche Böttiger sich schon seit langer Zeit im Gebiete der Alterthumswissenschaft erworben hat. Er spricht sich selbst über die Nothwendigkeit und den Zweck des Werks im Vorbericht aus, und gibt darin zugleich aus dem Archive seiner unermüdlich auf alles, was die Zeit bringt, gerichteten Beobachtung, welche Andeutungen über den gegenwärtigen Zustand der archäologischen Studien und Sammlungen, welchen noch Bemerkungen über die in diesem ersten Band enthaltenen Aufsätze beygefügt sind.

Wie der Titel anzeigt, liefert dieß Museum Beyträge zur Erläuterung der Mythologie und Alterthumskunde aus Kunstdenkmälern, und Untersuchungen über leztere selbst. Hiermit ist nicht blos das griechische und römische Alterthum gemeint, obgleich dieses immer den meisten Stoff bietet, sondern es finden sich auch die Alterthümer Aegyptens und Persiens berücksichtigt, was um so mehr Dank verdient, je mehr es dem Sammlergeist und der Gelehrsamkeit neuerer Zeit gelingt, einerseits einzelne Punkte der dunkeln Mythen, und Kunstgeschichte historisch zu erhellen, und andrerseits die zerstreuten Dokumente geistiger Verwandtschaft unter den verschiedensten Völkern des Alterthums in wahrscheinliche Verbindung zu setzen.

Die Abhandlung, womit der Herausgeber den Anfang macht: **Amalthea, oder der kretensische Zeus als Säugling**, dient zur Erläuterung des Titelkupfers und des Titels. Auf einem Basrelief der Giustinianischen Gallerie von ziemlich guter Arbeit, vermuthlich aus dem Zeitalter der Antonine, sieht man den Knaben Zeus vor der diktäischen oder idäischen Grotte sitzen, und aus einem großen Horn, das ihm eine Nymphe darreicht, den Mischtrank von Milch und Honig trinken. Die bekränzte Nymphe vertritt die Stelle der säugenden Ziege Amalthea, und statt des erzgewaffneten Kuretentanzes, der sonst den kleinen Gott vergnügen muß, tönt hier die Syrinx vom Munde eines Panisken, welcher in der Grotte steht, und als Hirte der unten im Vorgrund weidenden Ziegen gelten kann. Oben über der Grotte wird ein Hase von einem Adler zerfleischt, und auf den Aesten einer daneben stehenden Platane hängt ein Vogelnest voll junger Brut, von den Alten bewacht, während ihm ein Drache, der sich am Baumstamm hinaufschlingt, Verderben droht. — An diese bedeutsame Composition knüpft der Herausgeber mit umfassender Gelehrsamkeit die Erläuterung des kretensischen Sagenkreises von Jupiters Jugend, und schlägt dazu den historischen Weg ein, der nicht auf die Spuren alter Naturreligion, sondern auf die Sagen von politischen Kämpfen und Umwälzungen führt. Zeus ist ihm ein Fürst auf Kreta, der in uralter Zeit die von den Kureten erfundene Erzbewaffnung zur Eroberung gebrauchte. Diesen Gründer des ehernen Zeitalters nährte noch das goldene, welches auf dem Relief durch das Horn des Ueberflusses versinnbildlicht ist, wie jenes durch die Andeutungen von der Unterdrückung schwächerer Geschöpfe. — Vielleicht liessen sich auch bacchische Ideen, wobey der Panisk in der Grotte mehr Bedeutsamkeit erhalten würde, in der Composition vermuthen?

In den Beylagen wird noch einzeln über Namensfeste, Waffentänze, die kretensischen Bienen, das Horn der Amalthea und den Giebeladler gehandelt. Besonders lehrreich für Künstler sind die Bemerkungen über das Füllhorn, wo die verschiedenen Darstellungsarten desselben nachgewiesen werden.

Das Folgende theilt sich in vier Abschnitte, welche der Erläuterung einzelner Denkmäler, der Kunstgeschichte und Kunstkritik, der Museographie, und endlich der Bekanntmachung neuer Ausgrabungen gewidmet sind.

Den voranstehenden Aufsatz, über Hieroglyphen, ihre Deutung, und die Sprache der alten Aegypter von F. A. W. Spohn, worin die von Sickler unternommene Deutungsart der Hieroglyphen durch Paronomasie aus den semitischen Sprachen bestritten, und Hoffnung zu baldigen Aufklärungen über die ägyptische Sprache und zur Entzifferung der Inschrift von Rosette gegeben wird, genüge es blos angeführt zu haben, da er nicht mit dem Zweck unsres Blattes verwandt ist.

Grotefend liefert einen Beytrag zur persischen Ikonographie auf babylonischen und ägyptischen Kunstwerken. Eine durch Caylus bekannt gemachte Walze mit Figuren theils persischen, theils ägyptischen Styls, wahrscheinlich durch einen persischen oder babylonischen Künstler, und vielleicht in Aegypten selbst verfertigt, wird scharfsinnig als Scheidungsakte zwischen einem Araber und einer Aegyptierin erklärt. Von den hier vorkommenden Erläuterungen der auf geschnittenen Steinen dieser Art mannichfaltig abgebildeten Zauberknoten, nimmt der Herausgeber Veranlassung zu Bemerkungen über die vorgeblichen Schlangen am Merkuriusstabe. Er betrachtet die Schlangenform blos als einen spät entstandenen Zierrath, und erklärt dagegen die bekannte Gestalt des Caduceus aus gedoppeltem Ursprung: einmal aus dem homerischen τριπετηλον, dem dreyblättrigen Stabe, dem Friedenszweig, welchen die phönizischen Tauschhändler bey der Landung an den griechischen Küsten vor sich her getragen, und der wohl auch mit Bändern umwunden worden; und dann, wohl etwas gewagt, aus dem künstlich geschlungenen Knoten, der in der homerischen Zeit und später herab die Stelle der Siegel und Schlösser vertrat. Auf der zweyten Kupfertafel sind verschiedene Formen des Caduceus nach Münzen und Vasengemälden abgebildet. Eine mehr knotenähnliche Form hat der Caduceus eines Merkurs von altem Styl auf einem geschnittenen Stein, bey Millin Gal. Myth. I., 206.

Bey dieser Gelegenheit erfahren wir, daß der Herausgeber nächstens eine Sammlung seiner in Zeitschriften zerstreuten antiquarischen Aufsätze zu veranstalten gedenkt. Wir sehen derselben mit Ungeduld entgegen, da es oft kaum möglich ist, aller dieser kleinern, aber reichhaltigen Beyträge habhaft zu werden.

Ersten Abschnitts zweyte Abtheilung: — Griechische Denkmäler. Den Anfang macht ein noch unvollendeter Aufsatz über die Tripoden von C. O. Müller. Hier findet sich weiter ausgeführt, was in der, No. 60. des Kunstblatts 1820, angezeigten Abhandlung de tripode delphico begründet worden; es wird nachgewiesen, wie in der homerischen Zeit und bis zum Anfang freyerer Kunstübung um die 50ste Olympiade, die Tripoden hauptsächlich zu Weihgeschenken dienten. In Delphi, Athen, Theben, Dodona, standen die Dreyfüße in mannichfaltiger Beziehung zu Festen und Heiligthümern, wie denn auch der Dreyfußraub des Herkules, wovon uns die schöne Darstellung auf dem Dresdner Candelaberfuß übrig ist, zu den ältesten Gegenständen der Bildnerey gehört. Die älteste Statuen-Gruppe, welche diesen Gegenstand vorstellte, wird vom Vf. aus Pausan. X, 13, 4. erwähnt, ein Weihgeschenk der Phokeer nach Delphi wegen eines Siegs, den sie über die Thessalier auf dem Parnaß erfochten. Sie bestand aus großen Erzbildern des Herkules und Apoll, welche sich um den Dreyfuß stritten, und der Athene auf der einen, der Leto und Artemis auf der andern Seite, und war von den korinthischen Künstlern Amykläos, Diyllos und Chionis gearbeitet. Derselben Gruppe, deren Entstehung kurz vor Olymp. 75, 1. fällt, erwähnt auch Herodot, VIII, 27. *). Die Kupfertafel 3. enthält eine Reihe von Dreyfüßen der einfachen und ursprünglichen Gestalt, nach Reliefs und Münzen von dem Verf. gezeichnet.

2. Ueber die mythologische Bedeutung der auf Aegina gefundenen Bildsäulen von Fr. Thiersch. Der Vf. zeigt, daß diese merkwürdigen Bildwerke ihrer Bestimmung nach, als Verzierung der Giebelfelder des Zeustempels einen Gegenstand aus der Heldensage darstellen mussten, Heroenkämpfe, bey welchen Athena, deren Bildsäule in der Mitte beyder Giebelfelder stand, unsichtbar gegenwärtig ist. Wie nun der nächste und wichtigste Gegenstand für Sculpturen auf einem äginetischen Tempel der Sagenkreis der Aeakiden gewesen sey, wird aus der Fabel selbst, und hauptsächlich durch die Analogie der Pindarischen Gesänge mit vielen Beweisstellen aus der indeß vom Vf. erschienenen Uebersetzung nachgewiesen. Die vier auf den Giebelecken des Tempels (oder vielmehr ganz oben auf den Giebeln je zu beyden Seiten des Ornaments, denn auf den Ecken standen Greife, s. die Abbildung zu Hirts Aufs. in Wolffs Analekten III.) gestandenen weiblichen Figuren werden als Keren, Todesgöttinnen, erklärt. Die

*) Nach dieser von Müller gegebenen Andeutung ist eine Stelle in den Studien der griechischen Künstler, S. 203. Anm. 23. zu berichtigen, wo die angeführte Nachricht des Herodot irrig auf die, nach einem andern Kampf mit den Thessaliern von den Phokeern geweihten Statuen des Apollon und Tellias bezogen worden, von welchen Paus. X, 1, 4. spricht.

Fortsetzung des Aufsatzes wird die Vorstellungen beyder Giebel (im östlichen der Kampf des Telamon gegen Laomedon, im westlichen der Kampf des Ajas um den Leichnam des Achilleus, nach dem Verf.) näher erörtern.*)

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir werden nächstens unsern Lesern alles diese Bildwerke Betreffende durch einen von Hrn. Prof. v. d. Hagen uns mitgetheilten, während seines Aufenthaltes in Rom geschriebenen Aufsatz zurückrufen können. Die Abgüsse sind, wie wir vernehmen, für Stuttgart unterwegs.

Das Hochschloß zu Marienburg, mit Blicken auf das Mittelschloß, die Bauart und den Baumeister.

(Beschluß.)

Wie könnte ich nun die Kirche verlassen, ohne von dem Wichtigsten und Größten, was an ihr ist, zu sprechen. Es ist dieß: das übergroße Muttergottesbild, eine Arbeit, die ihresgleichen vergeblich, so viel bekannt, in ganz Europa sucht, ein Bild, das auf weite Entfernung berechnet, einst in den Strahlen der Morgensonne weit in das Land hinein scheinen mußte, ein Unternehmen, das in seiner mächtigen Größe an die Kolosse des Alterthums erinnert, und das man nur dann gehörig zu würdigen versteht, wenn man es ganz in der Nähe betrachtet, wenn man sich nicht scheut, die schwindelnde Höhe hinauf zu klimmen, um die einzelnen Theile zu erwägen, um zu sehen, mit welcher Kunst, der untere Kern angelegt war, damit alles oben darauf in künstlichen Glasstücken ausgedrückt werde, was doppelte Bekleidung und der Gewänder Schmuck erforderte, bey welchem man doch den großen Faltenwurf deutlich erkennen sollte. Betrachtet man aber auch das Ganze, so scheint es völlig klar, daß diese ungeheure Stuckmasse, aus welcher der Kern des Bildes gemacht worden, nicht, wie man angenommen, in Italien verfertigt worden seyn kann, indem man zwar wohl Beyspiele hat, daß solche Massen und noch größere, auf weiten Wägen verführt worden sind, aber wenn wir den Prachtüberzug der eingelegten Steine betrachten, muß es uns auch klar werden, daß dieser nicht anders, als an Ort und Stelle, als der Kern des Bildes schon aufgerichtet stand, ausgeführt seyn kann, daß dieser nicht von einer ungeübten groben Arbeiterhand gemacht werden konnte, daß es also ein Künstler seyn mußte, der ihn verfertigte; und wenn er dieß war, so ist nicht einzusehen, warum er nicht auch den innern Stuckkern formen konnte und warum man das Werk als Arbeit zweyer Künstler, denn Künstler waren beyde, annehmen sollte. Daß die Ritter die Kenntniß der eingelegten Bilder mit aus Italien und besonders aus Venedig brachten, daß sie von daher auch die Steine und Gläser nahmen, ist gewiß; denn einmal finden wir in Deutschland weiter kein einziges solches Bild jetzt mehr, wenn auch alte dunkle Nachrichten auf das Daseyn ähnlicher Werke in Oestreich, Bayern und andern südlichen Ländern hinzudeuten scheinen; anderer Seits stand aber auch diese ganze Kunst der eigentlich deutschen Kunst fern ab, sie war eine rein aus dem Alterthum in die mittlere Zeit übertragene Fertigkeit. Solche Arbeiten machten wahrscheinlich die Operarii Graeci, die wir in den ältesten Zeiten der Kunstgeschichte Deutschlands erwähnt finden, und diese waren es denn auch wahrscheinlich, welche mit ähnlichen Glasstücken die Kuppel von Karls des Großen prachtvoller Marienkirche gründeten. Läßt sich nun auch in Italien dergleichen ähnliches Bildwerk vielfach nachweisen, so ist diesem Bilde Gleiches doch nirgends*). Alle die eingelegten Bilder, welche bis auf uns gekommen, oder in neuern Zeiten, seit Wiedererweckung dieser Kunst gebildet worden sind, sind nämlich völlige Gemälde; das Bild, statt mit Farben ausgeführt, ist in gleicher Fläche mit seinem Grunde gebildet, nur gefärbte Bestandtheile treten hier an die Stelle der Farbe selbst. Ganz anders ist unser Marienbild; der Grund ist in jener alten, ursprünglichen Art, das Bild selbst aber tritt als Hochbild mehr als in halber Dicke aus dem Grunde heraus, es ist kein Gemälde mehr, es ist eine Bildsäule, deren Rücken nur nicht frey ausgearbeitet ist, von der aber einzelne Theile völlig abgesondert vortreten.**)

Die Steine selbst sind meist Glas und zwar der größte Theil ist von einem dunkelrothen undurchsichtigen Glasfluß. Die Größe der Stücke ist, so wie ihre Form, durchaus verschieden, vom halben Zolle und darüber im Viereck bis zu Viertel-Zollen, aber auch dreyeckige Stücke und dergleichen von unregelmäßiger Gestalt werden angetroffen. Ein Theil derselben blieb roth, ein anderer Theil aber und zwar der größere, ward vergoldet, und zwar so, daß auf diesen rothen Glasfluß, der meist eine abgestutzt kegelförmige Gestalt hat, wenigstens ist er unten schmäler als oben, ein Goldplättchen gelegt wurde und über diese Goldplatte kam nun eine weiße Glasplatte, durch welche das Gold glänzend und hell durchscheint, nichts von seiner rothen Grundlage verrathend. Der rothe Glasfluß, das Gold und die weiße Glasplatte sind so eng und innig mit einander verbunden, daß ihre Trennung gar nicht möglich ist, alle drey sind für

*) Auch Hofrath Hirt in seiner umsichtigen und gelehrten Abhandlung: über die Mosaikarten der Alten (Sammlung der deutschen Abhandlungen der Berliner Academie der Wissenschaften aus den Jahren 1801 und 1802. Berlin 1805. S. 147) weiß von keiner solchen Mosaik in neuern Zeiten; aus dem Alterthum blieb uns ebenfalls nur ein Stück übrig.

**) Also Relief. Red.

ewig und unscheidbar in einander gewachsen. Außerdem kommt noch ein blauer Glasfluß vor, der aber aus einer schlechteren Masse besteht, indem diese Stücke am meisten verwittert sind und Aushöhlungen bekamen, die wie kleine Blasen aussehen, welche sich geöffnet haben und abgesprungen sind. Außerdem findet sich nun auch die schwarze, weiße und blaßrothe Farbe. Die Stücke, welche zu diesen Farben genommen sind, können kein Glas seyn, sondern müssen, wie auch ihre ganze Gestalt zeigt, von anderer Masse herrühren, indem sie am Stahl Feuer geben; eine eigentliche Steinmasse sind sie indessen nicht, sondern auch künstlich verfertigt und dem Porzellan entsprechend. Alle diese Farben sind nun auf die geschickteste und sorgfältigste Art, und jede da, wohin sie gebührt, vertheilt.

Das Bild stellt bekanntlich die Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem linken Arme, in der rechten ein Zepter haltend dar. Die Höhe der Maria beträgt 25, die Größe des sitzenden Christkindes 6 Fuß, ein großer Mann reicht ihr bis kaum an die Knie, ihre einzelnen Theile sind alle übergroß, ungeheuer und auf eine sehr weite Entfernung berechnet, daß man das Sinnbild des Ordens beym Strahle der Morgensonne weit über die Lande leuchten sähe, dräuend den Heiden, ein heller ermuthigender und beruhigender Strahl den Christen. Das Unterkleid der Maria ist Gold, darüber hat sie einen großen, weitumwallenden Mantel, roth, mit goldenen Vögeln und Blumen geziert, die Stickerei eines wirklichen Gewandes nachahmend. Das Unterfutter des Mantels ist blau und die Falten desselben sind, troß der ungeheuren Größe des Bildes, mit Geschicklichkeit und zierlich gelegt. Gleich beym ersten Blicke müssen aber dem, der manch altes Gemälde oder Bildwerk sah, die Falten, wie deren Legung, bekannt vorkommen. Und so ist es auch, sie sind treue Uebernahme aus alten Bildwerken der frühesten christlichen Zeit, die den nicht mehr nach der Natur arbeitenden Künstlern stehendes Vorbild geworden waren. Dieß ist, was uns oft an Bildern der dunkelsten Kunstzeit auffällt, das beynahe unbewußt übernommene Erbtheil eines kunstreichern Zeitraums. Die rechte Hand der Maria tritt ganz hervor, sie ruht auf der Hüfte, und an ihr ist das Zepter befestigt. Diese Hand ist zwey Fuß groß, war mit fleischfarbenen und weißlichen Mosaiksteinen ausgelegt, (die jezt zu meist abgefallen und den Stuck des Kernes zeigen), die Nägel sind schwarz begränzt, und zeigen so auch eine bestimmte Absetzung vom übrigen Theile des Fingers. Hier erscheinen zuerst jene oben bemerkten weißen Stücke, die eine Art Porzellan sind. Der Brustlatz der Maria ist ganz golden, der Schleyer wieder weiß, und geht unter der Krone über den Kopf, liegt aber auf der Brust unter dem Kinne wulstig. Das Gesicht hat ein röthelndes Porzellan, die Wangen und Lippen sind blaßröthlich, doch dunkler und bestimmter als die übrigen des Gesichts. Die Größe des Mundes mag wohl dreyviertel Fuß betragen; das ganze Gesicht mißt aber gewiß, von der Scheitel bis zum Kinn, an drey und einen halben Fuß. Die Haare sind golden und braun, doch nur wenig sichtbar. Die Krone ist aus goldenen Glasplatten hauptsächlich zusammengesezt, darin sind aber farbige große Steine vertheilt, die Edelsteine der Krone bezeichnend, und unter denen steht auch in der Mitte ein Kieselstein, der freylich in solcher Entfernung nicht mehr für das zu erkennen, was er ist. Das Christkind sizt ihr auf dem linken Arme, es hat ein rothes Kleid an, auch mit goldiger Stickerei verziert. In der linken Hand faßt das Kind einen Apfel, die rechte Hand, die dem Augenmaße nach auf einen Fuß zu schätzen, hat es auf die Brust seiner Mutter gelegt. Das Zepter, welches Maria in ihrer rechten Hand hält, muß früher anders befestigt gewesen seyn, wie ein alter Haken noch zeigt, und überhaupt ist das Zepter von späterer Arbeit, wie sich denn eine der neuern Zeit nahe stehende Ausbesserung oder vielmehr Verschmierung, ohne Wiedereinsetzung der Steine, an mehrern Stellen, besonders am Schleyer und unter dem Kinne zeigt. Die Blende, in welcher das Bild steht, ist hinten golden, die Strahlen anzeigend, welche die Göttliche umgeben, die Seiten sind aber himmelblau, mit goldenen Sternen besäet. Die Mauerblende dacht sich unter den Füßen des Bildes, zum Regenablauf, ab, und dieser Theil war einst mit grünen und gelben Fliesen, gleich dem Fliesenstrich der Säle des Gebäudes, belegt. Nur wenige Reste haben sich davon erhalten, Stürme und Belagerungen zerstörten den Schmuck dieses Abhangs fast ganz. So ist ungefähr das Bild, welches wir als einzig in der Kunstgeschichte betrachten müssen, das jederzeit höchst merkwürdig in ihr stehen wird, und das durch die Beschreibung nur schwach versinnlicht wird, nie aber durch eine Zeichnung entsprechend wird dargestellt werden können, indem es immer stets dem Darsteller durch seine Eigenthümlichkeit entschlüpfen muß; denn, wenn man es aus einem zu nahen Standpunkte nimmt, erscheint es unförmlich und roh; nimmt man es zu entfernt, so erscheint es nicht seinem Standpunkte, seinem Wesen entsprechend; da es mehr zu einem gewöhnlichen Bilde zusammenschrumpft. Dann ist aber auch einige Rohheit in der Arbeit, welche besonders in der Zeichnung zu leicht stark hervorgehoben wird, in so weit nicht abzuleugnen, daß die Fugen zwischen den Steinen viel zu breit sind und der weiche Einsatz-Stuck dazwischen hervorgequollen ist. Auch fehlen die meisten Zeichner, daß sie, um die Größe des Bildes mehr hervorzuheben, einzelne Theile, besonders den Kopf, zu sehr vergrößern, wodurch es stumpf und unförmlich wird. Sie vergessen, daß der es verfertigende Künstler die Verhältnisse einer solchen Bildsäule wohl zu beobachten wußte, und daß also der Zeichner alles verhältnißmäßig wieder geben muß.

Nro. 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. April 1821.

Wie dort der Nadel ewiges Getriebe,
So steht das Herz des Hasses und der Liebe,
Tief eingeschmiedet in der Menschenbrust.
Das läßt sich nicht, durch Stürme nicht verwirren,
Das irrt sich nicht und wird sich niemals irren,
Der Seelen Kompaß, seiner selbst bewußt.

Fr. Kuhn.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Einem guten Menschen kann sich's nicht lange verbergen, wenn er auf gefährlichem Wege wandelt. Es war nicht das erstemal, daß Otto sich zu verlieren drohte; aber immer hatte bisher sein reiner Sinn wieder eingelenkt. Eine Stunde der Einsamkeit und ruhiger Selbstbeschauung hatte ihm jedesmal gesagt, wie er sich wieder in die Mitte seiner Pflichten stellen müsse, und wohin seine Bahn laufe.

Dergleichen Ueberlegungen beschäftigten ihn auch jezt auf seinem Heimritt in der stillen Nacht.

Länger wollte er es nicht mehr anstehen lassen, dem Wunsch seiner guten Mutter nachzugeben; jedoch beschloß er, den Besuch bey der v. Mildheim'schen Familie allein zu machen, um sich, obwol schon von den unsichtbaren Banden der beyderseitigen Absichten umstrickt, doch noch das erste und lezte Mal äußerlich frey zu bewegen.

Er gab also, als er des folgenden Tages anspannen ließ, einen andern Ausflug vor, und wollte erst hintenher, als wenn er unterwegs seinen Plan geändert hätte, seiner Mutter gestehen, wo er gewesen.

Mit befangenem Herzen stieg er ein. Die thaubeglänzte Landschaft lachte ihn vergebens an. Es gibt für keinen eine schöne Gegend, dem es in der Gegend des Herzens nicht heiter ist. Mit Seufzen sah er von dem auf der Anhöhe fortlaufenden Wege seitwärts gegen das Thälchen hinüber, wo er gestern noch so selig gewesen. Wie neulich schwebte wieder ein Morgenduft auf ihm, und weckte süße Erinnerungen. Er ließ die Pferde antreiben, um baldmöglichst der Qual unbestimmter Möglichkeiten loszuwerden, und das Drohende je eher je lieber in leiblicher Gestalt vor das Auge zu bringen.

Rasch giengs Berg auf, Berg ab. Bald erschien das Schloß Mildheim, freundlich an eine fruchtbare Höhe angelehnt, ein reinliches Dorf zur Seite. Im sausenden Trabe zogen ihn die Goldfalben durch das Hofthor, und ehe er recht zu sich kam, und sich auf die nothwendigen Komplimente besann, befand er sich schon mitten in der Familie, die ihn wie einen längst Erwarteten, und doch sie angenehm Ueberraschenden begrüßte.

In verfeinerten Zeiten, wie wir sie leben, und in den höhern Ständen beruht es auf einer Art stillschweigender Uebereinkunft, daß man sich unter der Maske zarter Gesellschaftlichkeit scharf beobachtet, und unter dem Schein offener, unbefangener Rede sich hinreichend auszuholen sucht.

Auf der Seite der v. Mildheim'schen schien aber doch die Freude über die Art, wie der Gast sich gab und darstellte, lauterer Art zu seyn, und bald gieng der Ton, der nothwendig zuerst sich in den Regeln des Anstandes etwas gespannt bewegte, in Herzlichkeit über.

Es mochte seyn, daß die Eltern in ihm einen der vielen jungen Herren zu finden befürchteten, die ihre innere Leere und Gemüthlosigkeit mit einem Anstrich von allge-

meiner Bildung übertünchen, bey denen aber doch Künstler und Pferde, Bücher und Hunde in gleicher Reihe gehen; oder einen Wildfang, der sich in einigen großen Städten umgetrieben, und seine Zeit zwischen Vergnügungsorten, Gesellschaften und verrufenen Häusern getheilt hatte, und — daß sie jezt durch den Anblick eines einfachen, fühlenden deutschen Jünglings freudig überrascht waren.

Unserm Otto begegnete mit Fräulein v. Mildheim etwas ähnliches. Er hatte ein rothwangiges, flaches, etwas verbauertes Mädchen, das unbeholfen sprach, unzeitig lachte, vorbildlich im Kopfe mitgebracht, und fand eine etwas ragende, ziemlich blasse, schöne Gestalt, von der lauter gewählte, verständige Worte kamen. Sie hatte, das war ihm klar, über das Leben gedacht, sie hatte Ansprüche und Erfüllung abgewogen, und nach ihrer Art schon das Fazit gezogen. Sie hatte wohl schon geliebt, vielleicht nicht glücklich geliebt. — „Sie ist rein geblieben," so sagte er sich, als er sein Auge unbemerkt eine Zeitlang auf ihr hatte ruhen lassen, „aber aus dem Stand der unbewußten Unschuld ist sie getreten." Es war ein Verstand, ein Gemüth, die ihm Achtung, Hochschätzung abdrängen, aber lieben, — lieben konnte er hier nicht, — nie.

Ach er trug ein ganz anderes Bild einer ersten Liebe in seinem Innern. Er wünschte, wenn ich seinen dunkeln Empfindungen Worte geben darf, ein frisches junges Herz zu finden, das ihm gewogen würde, sein Bild mit Wohlgefallen hegte, an sich saugte, dann beym dritten, vierten, Zusammentreffen über sich selbst erschräke; das sich noch nie einem jungen Manne gegenüber als Jungfrau zu denken getraut hatte. Seine Gestalt sollte in wachsender Größe in dem jungen Busen genährt werden, endlich seine Gedanken, sein Gefühl übermannen, Natur und Menschen, Rücksichten und Verhältnisse daraus verdrängen, und auf dem Thron süßer Leidenschaft täglich unumschränkter darin herrschen.

Wo er dieß nicht fand, da fühlte er sich weggetrieben, wo er es fand — unwiderstehlich angezogen.

Es freute ihn, daß mit keinem Wort, keiner Anspielung dasjenige berührt wurde, was er doch als zwischen den beyderseitigen Familien mehr oder weniger bestimmt besprochen voraussezte. Die Rede lenkte sich — wie sonderbar! — gerade auf die entgegengesezte Seite. Man war nach der Mittagstafel auf einer Terrasse des Schloßgartens versammelt, als das Gespräch sich auf das Cölibat wandte, und wie sich die Jungfrauen unserer Zeit bewogen finden können, sich demselben zu fügen, ja es aus freyem Antriebe zu wählen. Eine nahe Verwandte war, wie man sagte, in dem lezten Falle, und Fräulein von Mildheim schien ein besonderes Interesse daran zu finden, seine Lichtseite hervorzukehren. Wollte sie vielleicht widerlegt seyn in ihren Behauptungen, wenn sie unsern Otto um seine Ansicht befragte? Er war in einem eigenen Falle. Sein Gewissen hieß ihn alles vorbringen, was Natur, weibliche Bestimmung, gesellschaftliche Pflichten gegen das ehelose Leben einwenden, sein Egoismus hätte gern den Fürsprecher der Klöster und Stifter bey dem Fräulein gemacht, denn wirklich, wenn je ein weibliches Geschöpf es seyn konnte, so schien dieses für das Klosterleben bestimmt zu seyn. Aber als eventueller Bräutigam der ungeliebten Braut zu rathen, eine des Himmels zu werden, und den Schleyer zu ergreifen, hieß doch wohl, wenn er in seinen Busen griff, ein Advokatus Diaboli seyn.

Einem Dritten, der den beyden jungen Leuten ins Herz gesehen, hätte es seltsam dünken müssen, den Ehestands-Candidaten, den wir aber, nach dem bisherigen, an einem andern Fädchen gebunden wissen, gleich einem schlechten Rhetor um so deklamatorischer gegen den ehelosen Stand predigen, den Forderungen der Natur das Wort reden, und das Glück der Ehe preisen zu hören, als es ihm im gegenwärtigen Falle wenig von Herzen ging, und er nur sein Inneres nicht verrathen wollte, — und dann wieder die Candidatin zu vernehmen, wie sie als wirkliche oder verstellte kalte Jungfrau, und geschlechtslose Arbeits-Biene nichts von dieser nöthigenden Glut wissen wollte; wie sie behauptete, daß Tausende ihres Geschlechts im nämlichen Falle seyen, und zu den gerühmten Ehestands- und Mutterfreuden weder durch ein physisches noch ein moralisches Bedürfniß sich gezogen fühlen, und wie auf jeden Fall ein selbstgewähltes Cölibat in der von der Religion geheiligten, Herz und Sinn reinigenden, sie zu dem göttlichen Bräutigam erhebenden Form besser sey, als ein gezwungenes, und daß, weil durch Natur- und gesellschaftliche Verhältnisse fast zu allen Zeiten und bey den meisten Nationen ein Theil der Jungfrauen zu diesem Stande bestimmt seye, auch wohlweislich immer solche Anstalten für die den Ehestand fliehenden oder von ihm geflohenen Geschöpfe bestanden haben. — „Wenn nur, versezte am Ende unser Otto mit einem beziehungsvollen Blick auf das Fräulein, bey den Menschen innere Natur und äußere zwingende Umstände, Neigung und Bestimmung einigermaßen zusammentreffen, und nicht beydes, wie durch einen fatalen Wurf sich verschränkt, und so zu sagen übers Kreuz stellt, so daß immer ein Theil den andern beneidet, und dessen Loos, statt des eigenen, erhalten zu haben wünscht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeitbedürfnisse hinsichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun zwar nicht im Stande sind, das heranwachsende Geschlecht auf einen weiter vorgerückten Standpunkt zu bringen, als der ist, worauf wir selbst stehen, so ist es hingegen, ich sage nicht gut oder schön, aber Pflicht

für uns, dasselbe in den Stand zu setzen, den gegenwärtigen Zustand der Sittigung vollständig und gehörig würdigen zu können. Es mag nämlich dieser Zustand, der im Allgemeinen nur den Hohlköpfen jeglichen Ranges und Standes unbekannt ist, dem Scharfsinne und dem Forschungsgeiste der Jugend unmöglich verborgen bleiben. Was spreche ich von verborgen bleiben? Die Jugend fühlt ihn in ihrem Innern; sie macht selbst einen seiner Bestandtheile aus. Sie ist in dieser Atmosphäre geboren und hat die neue Luft eingeathmet. Es kann die Jugend überhaupt mit ihrer Zeit anders nicht als in Harmonie stehen; wenn dem nicht so wäre, so würde dieß Jahrhundert das nicht seyn, was es ist; es wären Thätigkeit und Unthätigkeit in der sittlichen Welt gleichzeitig vorhanden gewesen, was noch über ein Wunder hinausgienge. Wo ihr natürlicher Ideenlauf von schlechtem Unterrichte durchkreuzt wird, da kann allerdings ein System richtiger Grundsätze gehindert werden, aber es erfolgt darum kein Anknüpfen an ältere Systeme, für welche sie keinerley Empfänglichkeit besizt.

Was soll denn aber, wird man mich fragen, unter dem Namen des Staatsrechts, des inneren sowol als des äußern, nun eigentlich gelehrt werden? Verlangt ihr wirklich, daß die Jugend mit jenen Lehren vertraut gemacht werde, deren gefährliche Maximen im Munde aller Revolutionsmänner, der Feinde aller bestehenden Einrichtungen gehört werden? Soll denn also auch in den Schulen sogar vom verfassungsmäßigen Rechte, vom Staatshaushalt, vom brittischen Gerichtsverfahren, von der Unabhängigkeit der Nationen, von der Pflicht der Starken gegen die Schwachen, von dem theilnehmenden Schutze, den jene diesen zu erweisen Grund haben, und von noch andern Lehrsätzen solcher Art mehr, welche die Neuerer zu Tage gefördert haben, die Rede seyn? Sollen Lehrstühle der Neuerung, der Widersetzlichkeit und der Unordnung errichtet werden? Dieser Trugschluß würde eine schonende Widerlegung verdienen, wenn er der Arglist nicht eben so gut zur Waffe, als der Furchtsamkeit und Schwäche zur Entschuldigung dienen könnte.

Sind etwa jene Erklärungen der Rechte, deren die eine ungereimter ist als die andere, die in Frankreich und Amerika geschmiedet wurden, aus den Rechtsschulen hervorgegangen? War es ein Rechtslehrer, von dem Jean Jacques Rousseau die übertriebenen Grundsätze, welche seinen Gesellschafts-Vertrag und seine Abhandlung von der Ungleichheit der Stände entstellen, gelernt hat? Wird die Fortpflanzung der neuen Theorien, wenn in den Rechtsschulen davon nicht die Rede ist, gehindert? Wo fände sich ein studierender Jüngling, wofern er nicht ein völliger Hohlkopf oder von einer für sein Alter empörenden Selbstsucht befangen ist, dem jene fremd geblieben wären?

Der Groß-Inquisitor war Polizeyminister in Spanien: Er wird abgedankt, und Tags darauf versammeln sich die Cortes. Waren die Mitglieder dieser Versammlung mit den neuen Theorien etwa bisher unbekannt geblieben? Es ist nicht wahrscheinlich, daß dem also war.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

Madrid, den 10. Merz.

Der Karneval geht hier fast ohne Geräusch vorüber, und spendet seine kargen Freuden nur an Kreise von Bekannten aus. Nur in den Häusern der Großen giebt es einige brillante Bälle, wo die Versammlungen zahlreicher sind. Indeß haben die politischen Ereignisse auf diese Art Bälle wesentlichen Einfluß gehabt. Unzufriedenheit mit dem Stande der Dinge, Mißtrauen, Einschränkungen, zu denen man sich genöthigt sieht, oder die man aus Vorsicht macht, Ursachen genug, mit Bällen, Konzerten, Privatkomödien u. s. w. sparsamer zu seyn! Dagegen hat die unter dem Namen der „Freunde der Ordnung" bestehende patriotische Gesellschaft ein paar Bälle veranstaltet, die sehr glänzend gewesen seyn sollen. Die Zeitungen erzählten recht breit und umständlich von den Brillanten und Federschmuck der Damen, der Courtoisie der Männer, der feinen Galanterie u. s. w., daß man einen Hofbericht vom ehemaligen Kap. Henry zu lesen glaubte. Es scheint, als wenn diese Dinge hier so selten wären, daß die Zeitungen davon zu reden brauchten, wenn ja einmal dergleichen sich fände. Nebenbey erfuhr man, daß der General Quiroga geruht habe, in einem Nebenzimmer Billard zu spielen, wieder, als wenn es ein Wunder wäre, daß ein Nationalgardist von Madrid mit Seinesgleichen Billard spielt. — Señora Correa sezte ihre Konzerte fort, allein sie blieben eine wahre Wiederholung des ersten, von mir schon erwähnten. Man hörte Rossini, und wieder Rossini und nochmals Rossini; höchstens kam Generali dazwischen. — Die sogenannten Konzerte im Kaffeehause zum Maltheserkreuze wurden fleißig besucht. Das Publikum belohnte die Künstler zuweilen, wie man es von einem Kaffeehauspublikum erwarten kann. Ich hörte mit Ueberraschung, daß sogar Musiker aus der Königl. Hofkapelle in diesen Zwey-Realen-Konzerten gespielt haben sollen. Die Noth, sagte man, habe sie dazu gezwungen, weil sie seit vielen Monaten den Sold nicht ausgezahlt bekommen. Den meisten Beyfall fanden stets die patriotischen Lieder bis zu dem erbärmlichen Lairon herab, das auf den Tit. Hofkapellan Vinuesa gemacht worden ist. — Zulezt wurden im Maltheserkreuze auch einige öffentliche Bälle gegeben, wobey sich aber fast nur die Mädchen zweydeutigen Rufes einfanden. Die Lust, sich zu maskiren, trug an den lezten Tagen den Sieg über alle Verbote davon, man sah auf den Bällen und den Straßen ziemlich viele, aber nur unbedeutende Masken. Am Fastnachtsdienstag zeigten sich sogar ein halbes Dutzend im Prado, die dem dort versammelten Volke viel Spaß machten.

Das Einzige, was der Aufmerksamkeit werth und einen nordischen Reisenden wohl ergötzen mag, ist die Fastnacht des gemeinen Volkes, das sich die geräumige Insel zwischen dem Kanal und dem Manzanares zum Ballsaale wählt. Eine milde Frühlingssonne hat ihn dieß Jahr freundlich erleuchtet, und die Natur ihn mit langen Reisern blühender Maulbeer- und Mandelbäume ausgeschmückt. Das Fest erinnerte mich mehr als einmal an den lieben St. Annentag, den die Wiener in der Brigittenau feyern. Als ich zum Thore von Atocha kam, sah ich schon lange Reihen Volkes hinabziehen, und in einer Entfernung von fast einer Viertelstunde drang mir der Jubel der fröhlichen Menschen schon entgegen. Endlich trat ich unter die Gruppen der Lustigen. Welch ein Anblick! Hier lagen die weiten Mäntel ausgebreitet und um eine Schüssel mit Wurst und Bra-

ten oder ein Evergericht lagerte eine schmausende Familie herum, während der Weinschlauch die Runde machte. War das Mal mit patriarchalischer Einfachheit aufgezehrt und hatte der Wein das Blut in stärkere Wallung gebracht, dann fiengen Guitarre und Kastañuelas zu klingen an. Man erhob sich, und versuchte die wilden Sprünge des Bolero, während sich ein Kreis von Zuschauern um den Tanzenden sammelte. Ein helles Gelächter tönte von dort herüber; ein Dutzend Mädchen und Weiber prellen den Don Pellejo, (Weinschlauch), eine ausgestopfte Mannsfigur, die mit den sonderbarsten Attitüden in die Luft fliegt. Bald bewundert man das Geschick, mit dem sie ihn in die Luft schnellen, und auffangen, bald lacht man über den armen Teufel, auf dessen Kopf er niederfällt. Der Ball, der Plumpsack, die Karte, alles unterhält, alles ergözt; und ist kein anderes Werkzeug der Unterhaltung da, so versuchen ausgelassene und unbändige Weiber und Männer die Kräfte gegen einander, um sich zu Boden zu werfen. Dazwischen treiben sich Orangenhändlerinnen, Gurkenkrämer, Wasserhändler u. s. w. lärmend herum, ja selbst einige Masken von höchst grotesker Art ließen sich sehen. Man denke sich mehre Tausend Menschen aus der untersten Volksklasse, alle singend, schreyend, lärmend oder dazwischen fluchend, um sich einen Begriff von diesem Treiben zu machen. Ich habe durchaus Niemand aus dem Mittelstande gesehen, auch ließe sich gesittetern Frauenzimmern nicht leicht die Zumuthung machen, diese Reihen zu durchwandern, wo man bey Reden, Tänzen und Wettkämpfen alle Scham abgelegt zu haben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Im März.

(Fortsetzung.)

Im Sommer findet man im Sperl den besuchtesten Garten, des Winters stellen sich die Gäste zahlreich in dem Tanzsaal ein, der geräumiger als der vorher genannte ist, das Charakteristische haben beyde mit wenig Unterschied gemein. Unlängst wurde hier ein glänzender Subscriptionsball veranstaltet und zwar unter dem Schutz einer hohen Dame, von den Vorstehern der protestantischen Gemeinden, zur Stiftung einer höheren Schulklasse, wobey sich Großhändler von allen Konfessionen mit reichlichen Gaben einfanden, denn an Bereitwilligkeit zur Unterstützung wohlthätiger Zwecke darf Wien mit London wetteifern. Es sollen über zehntausend Gulden eingegangen seyn.

Wie viel überhaupt die Faschingszeit hindurch gejubelt und geschwärmt wird, davon kann man sich nur an Ort und Stelle überzeugen. Man hat versichert, daß an Einem Tage mehr als tausend Karten für verschiedene Tanz-Belustigungen bey der Polizey-Direktion gelöst wurden, wie dieses von allen Orten aus geschehen muß, wo drey bezahlte Musikanten aufspielen. Wie die Jünger des Propheten nicht in Mahoms Paradies zu kommen glauben, ohne einmal wenigstens die große Wallfahrt mitgemacht zu haben, so würden sich unsre jungen Leute nicht zufrieden geben, wenn sie den Faschingswirbel gänzlich meiden sollten. Man fragt während dieser Periode nicht: Wie befinden Sie sich, Freund? — sondern: Was macht der Fasching? oder: Sezt Ihnen der Fasching tüchtig zu? (vulgo: Reißt der Fasching Ihnen brav? Die Antwort ist: So ganz passabel! (v: Martialisch!)

Dem. Pfeiffer ist wieder nach München zurück. Vorher gab sie noch die Bertha in der Ahnfrau, und dann eine Benefiz-Vorstellung. Im ersten Stück leistete sie manches Lobenswerthe, und an Beyfall gebrach es nicht. Die jungfräuliche Zartheit, und die unbefangene Hingebung mangelten, die Gestalt erschien zu handfest, der Ton war zu durchgreifend, und immer glaubte man die Ahnfrau zu vernehmen. Die lezte Scene des vierten Akts wurde in dem gewöhnlichen Wahnsinns-Styl gegeben, aber mit Geschick, und die Ohnmachts-Attitüden waren alle wie aus Einer Form. Sie ward gerufen und dankte mit Worten, die einen Mangel an Danksagungs-Materialien verriethen. Das wäre alles gut gewesen, aber das ganz nagelneue Benefiz-Stück: Herrschsucht und Entsagung, romantisches Gedicht in fünf Aufzügen, dessen Verfasser wir gern in seiner Dunkelheit lassen wollen, zog die Gastspielerin gleichsam mit in die Vergessenheit. Die Handlung geht in Massovien vor, und wurde, wie sich's von selbst versteht, blos darum als romantisch ausgeprägt, weil sie keinen festen Grund hat. Alles drüber und drunter, hin und her, eitles Treiben und Schwätzen, matte Verse und eine schwerfällige Bildersprache; die Schauspieler haben mit sich selbst und das Publikum mit ihnen zu thun, bis man recht dahinter kommt, was diese Woywoden und Starosten sammt der Fürstin (Dem. Pfeiffer) eigentlich im Schilde führen. Endlich kommt's heraus! Es wird ein Prinz gefunden, vor 15 Jahren wurde der entführt, auf Anstiften dessen, der ihn wiederbringt und erziehen ließ; er will die Herscherin verderben und lastet ihr die Schuld auf, er steht auch an der Spitze einer Verschwörung, und sendet einen Buben ab, den Prinzen zu erdolchen, doch seine eigne Tochter, die den Jüngling liebt, wird in der Hast getroffen, und die abgeschmackten Schurkenkniffe kosten dem Verräther endlich selbst den Hals. Unsägliche Mühe scheint das Werk seinem Urheber verursacht zu haben; daß er es für leicht gehalten, eine Komödie zu schreiben, kann man sich hinzudenken.

Ein ähnliches Produkt war vorher gegangen. Pauline hieß das Wunderkind, oder Muth und Liebe. Eine untaugliche Erzählung hatte den nämlichen Verfasser zu einer ungeschickten militärischen Oper begeistert. Damit hat er's recht gefangen. Keine Ahnung vom dramatischen Wesen; keinen Begriff, wie man die Leute auf dem Theater reden, geschweige singen läßt, oder wo man reden, und wo man singen soll. Der Spaß ist so: die Schwester stellt sich für den Bruder als Soldat, und der junge Herr spaziert in der Stadt herum, die kurz vorher in Flammen stand, er begegnet einem feindlichen Obristen, reißt ihm die Klinge aus der Scheide, und verlangt zu wissen, wo das Mädchen hingekommen. Er erhält Pardon. Der feindliche General quartiert sich im Hause der Wittwe ein, wo sein Söhnlein, das er in Husarenkleidern überall im Felde mit sich schleppt, wacker herumspringt, endlich an einen Teich geräth und da hineinplumpt. Die Heldin fischt ihn heraus. Zulezt kommen Alle zusammen, und nun giebt es Entdeckungen über Entdeckungen, und diese abentheuerliche Katastrophe mag den Verf. unstreitig angestachelt haben, den schönen Stoff zu verarbeiten. Man denke sich! Der Vater findet die Tochter, die Frau ihren Mann, der Sohn seinen Vater wieder, die jungen Leute finden, daß sie nicht Geschwister sind, aus wird ein Paar aus ihnen. Jeder findet etwas Liebes und Werthes, nur die Zuschauer müssen leer ausgehn, und das Talent des Verfassers sucht man vergebens. Die Musik ist fleißig und mit Besonnenheit gearbeitet, läßt aber kalt; was soll sie auch mit solchem Reimgeklingel machen? jeden Abzug fast ein Trallyrum! Kurz, das liebe Kind fiel ins Wasser, und die Rezensenten mußten das Unglück ausbaden — wie es denn so geht. Der Dichter erklärte laut, er halte Manche (wie bescheiden!) nicht eines Wassertropfens werth, und werde sich darum nicht abschrecken lassen, in den Tempel der Unsterblichkeit zu bringen. — Heil, Heil!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 28.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. April 1821.

Flora der Vorwelt.

Auszug des Versuchs einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt, vom Grafen Kaspar Sternberg. Mit Kupfern. Leipzig und Prag, 1820. Folio-Format.

Die Ueberreste einer untergegangenen Vorwelt konnten zwar von den Naturforschern aller Nationen und Zeitalter nicht ganz übersehen werden, da sie, über den ganzen Erdball verbreitet, sich allenthalben dem Auge des Forschers darbieten; doch wurden sie, als zu keinem besondern Zwecke dienlich, wenig beachtet.

Griechen und Römer machten von Versteinerungen Erwähnung; aus dem Pflanzenreich wurden höchstens die Carpolithen (versteinerte Früchte) einiger Aufmerksamkeit gewürdiget, da man ihnen, oft blos der äußern Gestalt nach, arzneiliche Kräfte zuschrieb.

Im sechszehnten Jahrhundert wurde die Naturwissenschaft bereits mit Eifer betrieben, allein in diesem Gebiete herrschten noch die sonderbarsten Vorurtheile, die es den Gelehrten zwar leicht, den Wissenschaften aber sehr schwer machten, von dem wahren Zustande der Dinge Kunde zu geben. Balthasar Klein war einer der ersten in Deutschland, welcher auf die Entstehung der Stein- oder Braunkohle aus Holz aufmerksam wurde; er übersendete einen Abdruck an Mathiol, der, wie er meinte, auf einer Seite in Stein übergegangen sey, auf der andern aber aufsitzende Kohle zeige. Mathiol freute sich darüber gar sehr, und da um eben diese Zeit in den Joachimsthaler Bergwerken 50 Klafter tief in einem Stollen ein ganzer versteinerter Baum gefunden worden war, dessen Rinde noch Spuren des Holzes zeigte: so versicherte Mathiol, die Sache sey ihm nun vollkommen klar, daß Steine in Kohle, wie Holz in Steine übergiengen, je nachdem sie mit Kohlen- oder Steinst, die in der Natur vorhanden seyen, in Berührung kämen. Ganz in diesem Sinne schreibet er auch an Aldrondi, daß die Steine, die ihrer Natur nach nie brennen, noch, wenn sie mit einem bituminösen Saft ausgefüllet irden, wie der Gagat, gleich dem Holze Flammen gäben, und zu Asche würden, wie man dieses in Niederland täglich sehen könne, wo aus Mangel des Holzes diese Steine zur Unterhaltung des Heerdes benuzt würden.

Dieser Meinung ungeachtet, die sich darauf gründete, daß alles, was auf der Welt vorhanden ist, auch mit der Welt geschaffen wurde, erlaubten sich doch Klein und einige gleichzeitige Naturforscher, die Carpolithen und Pflanzenabdrücke als Bürger einer frühern Vegetation anzusprechen; andere hingegen, wie Valentin, hielten sie für den Rückstand des durch unterirdisches Feuer ausgeschiedenen Steinöls.

Als nun Scheuchzer mit seinem Herbario diluviano auftrat, die Pflanzenabdrücke als Zeugen der Sündfluth aufrief, und sie nach Zeitperioden in drey Epochen, vorsündfluthige, sündfluthige und nachsündfluthige Abdrücke, eintheilte, entstand eine neue Epoche in Deutschland. Schlesien, Sachsen, Hessen liessen jezt auch ihre Zeugen der Sündfluth auftreten, woran die Altgläubigen sehr großen Aerger nahmen, und im Geiste des Jahrhunderts diese Neuerungen verdammten.

So verkündigte Bentinger in seinem unterirdischen Wald (sylva subterranea): „Weil dieser Naturfor„scher angenommne Meinungen und Rationes theils athei„stisch, theils lächerlich und ungegründet sind, kann man denen„selben keinesweges Beypflicht geben. Daß die Steinkohlen „nichts anders, als in der Sündfluth untergegangene Wäl„der und unter der Erde vermoderte Holzklötze seyn sollen, „ist eine sehr lächerliche und kindische Raison, dadurch diese „guten Leute zu Tag geben, daß sie wenig Bergwerke gese„hen, viel weniger aber unter die Erde gekommen sind, und „die Mineras beschaut haben, denn ihre Rationes und Mo„tive haben ganz keinen Grund noch Verstand.“

Dieser harten Abfertigung ungeachtet, gieng die einmal ausgesprochne Meinung nicht mehr ganz verloren; überall wo Steinkohlen ausgebeutet wurden, fanden sich Naturforscher, von denen die Carpolithen, Lithophyten, Phytolithen aufgezeichnet und abgebildet wurden.

Weitere Vorschritte waren jedoch unter diesen Umständen und bey dem theologischen Zuschnitt der Naturwissenschaft, wenige zu erwerben; auch im achtzehnten Jahrhun-

dert blieben sie immer noch gering, obgleich um die Mitte desselben ein Prachtwerk erschien, worin eine bedeutende Zahl von Versteinerungen, auf eine viel vollkommnere Art als bisher dargestellt und beschrieben wurden. Allein so sehr sich auch Walch bemühte, die von Knorr gesammelten und gestochenen Abbildungen zu erläutern: so konnte er dennoch die mangelnde Angabe der Fundorte, die manchmal unrichtigen Zeichnungen nicht ersetzen.

Im neunzehnten Jahrhundert erst eröffnete sich die Epoche einer fruchtbareren Behandlung des Gegenstands, als die rein naturhistorische Frage aufgeworfen ward: Ob sich die Originale der Pflanzenabdrücke in den Steinkohlen, und des größten Theils der übrigen Versteinerungen auch noch jezt in der Natur vorfinden, oder ob dieselben gar nicht mehr vorhanden, und als untergegangene Arten einer früheren Schöpfung zu betrachten sind?

Von deutschen, französischen und andern Naturforschern sind seither die Thatsachen richtiger, vollständiger und verständiger gesammelt worden, aus deren Zusammenstellung nach und nach belehrende Resultate gezogen werden müssen.

Die bisher vorhandenen können dazu dienen, in den fossilen Pflanzen (der Flora der Vorwelt) drey verschiedene Vegetationsperioden nachzuweisen.

Die erste Vegetation, jene der Steinkohle, des Thon- und Brauneisen-Steines, wird ein jeder Botaniker als außereuropäisch ansprechen. Ob sie ganz und gar von der Oberfläche der Erde verschwunden sey, läßt sich bis jezt nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen, da anzunehmen ist, daß wir kaum die Hälfte der noch wirklich vorhandenen Pflanzen kennen. Man bedenke nur die Entdeckungen seit Linne's erster Ausgabe des Pflanzensystems; wie wenige Palmen z. B. waren ihm bekannt, und im April 1816 zählte deren Humboldt bereits 137 Arten, wobey er noch die Bemerkung hinzufügt, daß in den Aequinoctialgegenden, deren noch so viele unbekannt sind, eine beynahe unglaubliche Menge von Palmen vorhanden seyn müsse, weil sie in sehr enge Räume eingeschlossen vorkommen, so daß von fünfzig zu fünfzig Meilen immer ganz neue Arten angetroffen werden. Das Nämliche gilt auch von den Farrenkräutern, besonders den baumartigen. Da nun die Vegetation der Steinkohlenperiode größtentheils aus Monocotyledonen, Polycotyledonen und Acotyledonen zu bestehen scheint: so wäre es immerhin möglich, daß unter den uns noch unbekannten Palmen und Farrenkräutern analoge aufgefunden würden; auffallend bleibt es indessen immer, daß unter den 40,000 Pflanzen, die sich in den europäischen Sammlungen finden, nur wenige aus den wärmeren Zonen als analoge der fossilen Pflanzen der Steinkohlenformation nachgewiesen werden können, und daß auch diese selbst in Rücksicht der Identität der Art noch zweifelhaft bleiben.

Die zweyte, oder die Uebergangsperiode zu der gegenwärtigen Vegetation liefern die ältere Braunkohle und die Abdrücke des ältern schieferigen Kalkmergels; sie besteht aus theils unbekannten, dem frühern Cyclus sich nähernden, theils aus bekannten Formen der gegenwärtigen Vegetation. Da man jedoch in frühern Zeiten auf die geognostischen Abweichungen wenig Rücksicht nahm, bey den Abbildungen und Beschreibungen selten das Vorkommen deutlich erklärte, oftmals selbst den Fundort nicht bezeichnete: so ist es zur Zeit kaum möglich, einen deutlichen Abriß der Vegetation dieser Periode zu liefern.

Die dritte Periode ist jene des jüngern bitumiösen Holzes; welches ganz aus bekannten und noch vorhandenen Holzarten zu bestehen scheint.

Die Vorfragen, welche entschieden werden müssen, bevor man über die verschiedenen Vegetationsperioden des Erdballs ein haltbares und genügendes System aufzustellen wagen darf, können nur durch gemeinsames Zusammenwirken des Geognosten und Botanikers, vorzüglich der reisenden Naturforscher, entschieden werden.

Die Form der Pflanzen wird durch die chemische Mischung der Bestandtheile des Erdbodens und der Luft, und durch die Verhältnisse der Verbindung mit Licht und Wärmestoff bedingt. Die Stufenleiter der Vegetation von der Eiche in den europäischen Thälern, und von der Palme und den baumartigen Farrenkräutern unter den Wendekreisen, bis zu den Flechten an der Grenze der Schneelinie in beyden Hemisphären, bestehet aus eigenen sehr verschiedenen Formen; es ist daher auch leicht denkbar, daß in verschiedenen Perioden, wo nothwendiger Weise andere Mischungen und verschiedene Verbindung statt haben mußten, auch andere Pflanzenformen vorhanden waren.

Die Steinkohlenformation findet sich in beyden Hemisphären; die Ursachen, durch welche diese frühere Vegetation begraben wurde, haben sich also allenthalben geäußert. Von außereuropäischen Steinkohlen-Pflanzenabdrücken ist uns bisher wenig bekannt, es ist aber sehr wichtig zu erfahren, ob in China, in Japan, in Sibirien am Argun, Angara und Irtisch, in Nordamerika am Missisippi, an Newfoundlands Küsten, am Cap-Breton, im äußersten Norden von Grönland, in der Colonie Umanak, auf den Bäreninseln, über Norwegen im 73. Grad der Breite, und nun auch in Indien, wo überall Steinkohlen angezeigt werden, die nämlichen Pflanzenabdrücke hingegen auch vorkommen, welche man in den Steinkohlenwerken des übrigen Europa's antrifft, oder davon verschiedene?

Von der genauen Lösung dieser Vorfrage hängt die Erörterung dreyer für die Geognosie wie für die Botanik gleich wichtiger Thatsachen ab.

Sind erstens die Pflanzenabdrücke der Steinkohlen-Formation in beyden Hemisphären, wenigstens dem Familien-Charakter nach, durchaus dieselben: so wäre eine Periode vorauszusetzen, wo unter gleichen Verhältnissen eine gleichnamige Vegetation über den ganzen Erdball verbreitet ge-

wesen war, welche mit der gleichen Bildung in geognostischer Hinsicht, der nicht wohl widersprochen werden kann, in Verbindung stünde.

Alexander von Humboldt hat die Meinung geäußert, der Erdball könnte wohl ehemals eine höhere Temperatur besessen haben, indem bey dem Uebergang großer Massen aus dem flüssigen Zustand in den trockenen, eine Menge von Wärmestoff entbunden werden müsse, wodurch sich vielleicht die Auswanderung der Thiere und die im Norden gefundenen Pflanzen wärmerer Gegenden entziffern ließen u. s. w. Leonhard hat diese Meinung in der Entwickelung seiner geognostischen Ansichten aufgenommen.

Finden sich zweytens unter verschiedenen Himmelsstrichen Abdrücke verschiedener Pflanzen, deren etwa zu entziffernde analoge im entgegengesetzten Verhältnisse mit den gegenwärtigen Zonen stehen, so daß die Abdrücke der indischen Steinkohle ihre analoge in Europa, wie die europäischen unter den Wendekreisen fänden: so müßte man eine Revolution annehmen, die Verwechslung der Zonen zur Folge gehabt hätte.

Zeigen sich drittens die Pflanzenabdrücke der verschiedenen Weltgegenden zwar unter sich sehr abweichend, aber von unserer bisher bekannten Vegetation ganz verschieden, lassen sich die analogen selten oder gar nicht bestimmen: so kann man zwar auch für die damalige Periode verschiedene Zonen annehmen, die zu der Bildung abweichender Formen beygetragen haben, man wird aber auch annehmen müssen, daß diese Formen durch die nachfolgenden Revolutionen vertilgt wurden, und einer neuen Vegetation Raum gaben, welche während und nach der Aufschwemmungsperiode die Erdkruste bedeckte.

Alles kömmt nun darauf an, daß die zu machenden Beobachtungen, um die aufgeworfenen, für Geognosie und Botanik gleich wichtigen Fragen zu lösen, nach einem gemeinsamen Plan ausgeführt werden. Dieses kann aber nur durch Mitwirkung der Akademien und gelehrten Gesellschaften bewirkt werden, wenn sie diesen Gegenstand würdig finden, in die Instruktion an die reisenden Naturforscher aufgenommen zu werden, und sie sich selbst dazu herablassen, die Beobachtungen und Abdrücke einer Region zu sammeln: z. B. die Linnean, Wernerian und Geological Society für England, Indien und Neuholland, die kön. Akademie der Wissenschaften in Paris für Frankreich, die kais. Akademie in St. Petersburg und Moskau für den ganzen ausgedehnten russischen Kaiserstaat, die gelehrte Gesellschaft in Philadelphia für Nordamerika, die gelehrten Gesellschaften in Mailand, Turin, Neapel für Italien, die königl. Akademie in Berlin für Norddeutschland und alle Gegenden, wohin sie reisende Naturforscher absendet, die königl. Akademie in München für Baiern und Brasilien, wo sich zur Zeit ihre reisenden Naturforscher befinden, die Leopoldinisch = Karolinische Gesellschaft der Naturforscher für Süddeutschland, das königl. ungarische Museum und die Universität in Pesth für Ungarn, u. s. w. — Vorzüglich wichtig ist es, daß die bey Steinkohlenwerken angestellten Beamten, die ihnen untergebenen Steiger und Bergleute auf die Abdrücke aufmerksam machen, damit deren Entblößung stets den Vorstehern angezeigt werde, die dafür Sorge tragen müssen, daß die Exemplare so vollständig als möglich gewonnen werden. Denn nur vollständige Exemplare ist es möglich mit einiger Gewißheit zu bestimmen. Nicht minder nothwendig ist es, bey Entdeckung fossiler Pflanzen, in was immer für einem Mittel, auf das geognostische Vorkommen aufmerksam zu seyn, und jeden Umstand genau zu bemerken, da nur durch sorgfältige Vergleichung der Pflanzenformen mit dem geognostischen Vorkommen, die Periode und der Vegetationscyclus bestimmt werden kann. Die meisten von den ältern Naturforschern gesammelten und abgebildeten Pflanzenabdrücke sind zu irgend einer Bestimmung ganz unbrauchbar, einmal, weil nur kleine Bruchstücke gewählt und diese mit nicht ganz zuverlässiger Hand abgezeichnet wurden, vorzüglich aber weil der Fundort nicht immer genau angegeben ist. Wenn der Botaniker über die Flora der Vorwelt ein glaubwürdiges Urtheil fällen soll, so müssen ihm viele und deutliche Exemplare von Abdrücken zu Gebote stehen.

Es ist bekannt, daß selbst lebende Pflanzen nur durch Vergleichung mit lebenden oder getrockneten Pflanzen oder Abbildungen mit Gewißheit bestimmt werden können; wie sollte man es bey Abdrücken anders vermögen, denen die zarten aber wesentlichen Blüthentheile fehlen, und die man selten in ganz unverändertem Zustand antrifft? Die Gattungscharaktere der Farrenkräuter beruhen auf so feinen microscopischen Merkmalen, daß man sie bey getrockneten Exemplaren nur mit der größten Mühe zu entdecken vermag; diese sind aber keineswegs eines Abdruckes fähig.

Das rege, thätige Wirken im Fach der Naturwissenschaften, wodurch sich das gegenwärtige Jahrhundert auszeichnet, verbürgt die Erwartung, daß auch in dieser besondern Abtheilung in kurzer Zeit vieles geleistet werden wird.

Länder- und Völkerkunde.

Berne et les Bernois. Ubi Patria, ibi bene. Zürich ch. Orell, Füssli et Comp. 1820. 161 pag. in 12°. Mit Kupfern.

Wie von seiner Vaterstadt Zürich in der vor zwey Jahren erschienenen Voyage de Zuric à Zuric, war Hr. Heinrich Meister, durch österen und langen Aufenthalt sowohl als durch vertraute Verhältnisse vorzüglich geeignet, ein Gemälde der Stadt Bern und ihrer Einwohner zu liefern, und dankbar für das was er hier giebt, bedauert

man nur, daß er nicht mehr geben wollte. Ein Drittheil des Büchleins ist dieser Schilderung gewidmet; ein anderer besteht aus Noten, welche die Geschichte, die Alterthümer, die merkwürdigen Anstalten, Gebäude, Spaziergänge u. s. w. der Stadt betreffen und zum Theil den Kupfern, welche Ansichten oder Gebäude darstellen, zum Terte dienen; das lezte und größte Drittheil füllt eine geschichtliche Novelle — Ida oder die Stiftung Bern's — aus dem zwölften Jahrhundert, die im französischen Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben ist.

Uebersicht der Verhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Wintermonat 1820.

6. Nov. Hr. Vallee überreicht die Handschrift eines neuen Lehrbuchs der Zeichnungskunst. Hr. Yvart übersendet zum Behuf der Preisbewerbung, eine von ihm erfundene landwirthschaftliche Maschine, und Hr. Prompt aus Straßburg, eine Abhandlung mathematischen Inhalts. Hr. Gay-Lussac gibt Kenntniß von einer neuen Vorkehrung, um Leinwand und Tücher unverbrennlich zu machen. Hr. Arago meldet, er habe, mittelst der gemeinen Electricität, alle durch die galvanische erhaltenen auf den Magnet bezüglichen Erscheinungen wahrgenommen. Hr. Biot theilt ein Schreiben des Hr. Riviere mit, über die beym Fort-Royal auf der Insel Martinique beobachteten ungewöhnlichen Erscheinungen von Licht und Flammen. Dieser am 18. Juli 1820 geschriebene Brief lautet also:

„Während der Nächte vom 10., 11. und 14. Juli 1820 stellte sich die ganze Oberfläche des Meeres leuchtend dar. Ostwärts befindet sich vier bis fünfhundert Meters von der Insel abstehend eine Kette von Felsenriffen, und hier zeigten sich die Flammen am häufigsten. Am 10. und 11. giengen sie hoch und ihr Licht war ziemlich lebhaft. Weil jedoch ihr Colorit bleyfarb und weißlicht aussah, so schrieb ich die Erscheinung phosphorischen, durch das Schlagen der Wellen an die Felsenriffe veranlaßten Entwicklungen zu. Ich meinte, es wäre nur eine ähnliche, zwar lebhaftere Helle, wie das Kielwasser zeigt, und das Leuchten der Meeresfläche erklärte ich mir durch die Reflexion der von den Flammen des Felsenriffs ausgegangenen Strahlen. Inzwischen war die Bewegung der See nur gering, wie gewöhnlich, und als ich vernahm, daß auch den ältesten Insulanern diese Erscheinung völlig neu war, und daß auf der andern Seite der Insel, westlich, sich die See, welche hier allzeit still ist und wo weder Klippen noch Strömungen vorkommen, gleichfalls leuchtend gezeigt hatte, so fieng ich die Richtigkeit obiger Erklärung zu bezweifeln an, und die Nacht vom 14. erwies dann vollends ihre Unrichtigkeit. Dießmal war nämlich das Meer, selbst jenseits der Klippen, ungleich viel stärker leuchtend. Die Flammen, welche von den Felsen aufstiegen, sahen wie große Garben eines Feuerwerks aus. Sie verbreiteten, sonderheitlich nach dem Mondsuntergang, eine solche Helle, daß man in der Entfernung einer halben Meile vom Gestade lesen konnte. Diese neue und unerhörte Erscheinung dauerte fast die ganze Nacht, doch mit allmählig abnehmender Stärke. Sie verursachte eine Art Schrecken, zumal bey den Sclaven. Der Beweis, daß das Leuchten der Meeresfläche nicht von den Felsenriffen herkam, ergab sich daraus, daß dasselbe gleichmäßig auf der entgegengesezten Seite der Insel, wo keine Klippen sind, wahrgenommen ward; und vollends auch, wenn man auf die See hinaus fuhr, so erblickte man diese in den kleinen Buchten, zwischen sich und dem Ufer leuchtend, wo denn also keine Strahlenbrechung statt finden konnte. Wenn das Wasser mit einem Ruder geschlagen ward, so verstärkte sich sein Leuchten. Brisson und Valmont de Bomare sprechen wohl von einem zuweiligem Leuchten des Meeres, das sie kleinen Thierchen, Polypen, dem Leich zuschreiben. Hier aber konnte auch bey der sorgfältigsten Untersuchung, kein Punkt von abgesonderter Helle wahrgenommen werden, wie bey phosphorescirenden Körpern der Fall ist. Das Leuchten des Meeres am 14. war völlig gleichförmig und zusammenhängend, wie ein brennender Dampf oder Phosphor. Ob die Electricität an der Erscheinung Theil oder dieselbe ursächlich begründet hat, mag ich nicht zu entscheiden. Electrische Entladungen bewirken die Vereinbarung leicht entzündbarer Körper mit dem Sauerstoff der Luft und entzünden dieselben. Von solchen Entladungen, welche die Entzündung phosphorischer im Meer vorhandener Substanzen bewirken konnten, war jedoch nichts wahrzunehmen. Es fragt sich, ob ein solches Ergebniß nicht auch unmerklich durch langsame Wirkung zu Stand kommen konnte? Die Temperatur war seit einiger Zeit sehr warm, und obgleich die Regenzeit vorhanden ist, herrscht doch noch große Trockenheit auf diesem Theil der Insel. Am 14. schien die Atmosphäre ungleich electrischer zu seyn, als in feuchten und heißen Himmelsstrichen gewöhnlich ist, und während der Erscheinung war der Himmel mit schwarzen und dichten Wolken behängt."

13. Nov. Ein Schreiben des Hrn. Lehot betrifft die neuesten galvanisch-magnetischen Versuche und die Priorität ihrer Erfindung. Hr. Ampere erstattet einen Bericht über die den nämlichen Gegenstand betreffende Abhandlung des Hr. Boisgiraud. Der Unterpräfekt von Embrun sendet seine Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 7. Herbstmonat. Hr. Aimé Giraud liest eine Abhandlung über die Wuth der Thiere und Hr. Prevost eine Denkschrift über die physische und geognostische Beschaffenheit des Beckens, an dessen Eingang die Stadt Wien in Oestreich gelegen ist.

20. Nov. Es wird ein Dankschreiben des Hrn. Gauß in Göttingen für seine Aufnahme als auswärtiges Mitglied der Akademie verlesen. Hr. Vauquelin erstattet Bericht über die vom Minister des Innern gethane Einfrage, ob der Ankauf der Handschriften des zu Ancenis verstorbenen Hrn. Reineck, der sich viel mit technologischer Chymie beschäftigt hat, rathsam sey? Die Antwort fällt bejahend aus. Hr. Du Petit Thouars liest eine Abhandlung über die Blume als Metamorphose von Blatt und Knospe, die ihr angehören. Hr. Girardin liest eine Note über das gelbe Fieber und Hr. Moreau de Jonnes theilt neuerliche aus Martinique darüber eingekommene Nachrichten mit.

27. Nov. Hr. Maurice erstattet Bericht über ein der Akademie eingesandtes Werk des sicilianischen Meßkünstlers, des Hrn. Agatino San-Martino in Catania. Hr. Dupin liest eine zweyte Abhandlung über die Gesundheitspflege der brittischen Flotte. Hr. Allenet überreichte ein neues beym unwillkürlichen Harnabfluß empfehlenswerthes Werkzeug, und Hr. de La Borne liest eine Abhandlung über eine neue Gattung Luftschiffe. Für zwey erledigte Korrespondenten-Stellen der astronomischen Sektion, schlägt diese als Candidaten vor: die HH. Brinkley in Dublin, Bohnenberger in Tübingen, Eule in Gotha, Carlini in Mailand, Grombridge in London, Soldner in München und Struve in Dorpat. Die HH. Brinkley und Bohnenberger wurden alsdann von der Akademie in der nächstfolgenden Sitzung gewählt.

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. April 1821.

Schlägst noch lebendig in tiefer Brust
Brennendes Herz?
Glühend in Wehmuth, schmachtend in Lust,
Muthig in Schmerz!

Friderike Brun.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Er nahm die Einladung der Eltern, hier zu übernachten an, und träumte — von dem Thälchen und Concordia. Der frühe Morgen fand ihn schon wach. Er sah in den Garten hinab und folgte endlich dem freundlichen Lock-Rufen der singenden Baumbewohner. Er musste lächeln, als er, den Schlangenpfad hinwandelnd, an so manche gelesene Morgen-Liebesscene dachte, deren fast in jedem Roman eine anzutreffen ist. Es war aller Apparat dazu vorhanden — das bethaute Gras, die farbenglänzenden Edelsteine in den Blumenkelchen, das Konzert der Vögel, die Streiflichter der frühen Sonne, und malerische Schlagschatten, eine heimische Laube und andere Ingredienzien romantischer Morgenabenteuer; nur eine Gestalt, die dem allem erst das rechte poetische Leben geben konnte, fehlte noch. Sie blieb nicht zu lange aus; wenigstens sah der Gast die Haustochter den Gang mit ernstem gehaltenem Schritt sich daher bewegen.

Sie hatte ein Buch in der Hand. Als Otto nach dem ersten Begrüßen, und den gewöhnlichen Fragen, wie gegenseitig geschlafen worden, nach dem Titel desselben sah, war es — der Christ in der Einsamkeit.

Er hatte wohl selbst früher einen ähnlichen frommen Begleiter auf seine Spaziergänge in der Tasche mit sich genommen; er lächelte nicht, aber das Gespräch, das sich einleitete, blieb in derjenigen Sphäre, die dem Beyseyn des in Maroquin gehüllten Mannes harmonisch war, und das ich, obwol es vielleicht manche meiner Leserinnen nicht überschlagen würden, dennoch zurückhalte, so wie ich auch mit poetischer Freyheit die weitern kleinen Vorfälle dieses Besuches, da sich nichts Neues mehr ergeben, billig übergehe, und unsern Otto mit seinem raschen Gespann den Rückweg antreten lasse.

„Was habe ich mir nicht alles von meiner zukünftigen Geliebten geträumt, und was finde ich hier?“ sagte er zu sich selbst, an das seidne Polster in seinem eleganten Wagen gelehnt, und den Blick ins Unbestimmte hinauswendend. „Alle Stufen der Tonleiter des reichen Gefühls der Liebe wollte ich mit ihr durchlaufen, und hier finde ich ein Herz, das sie wohl größtentheils schon durchlaufen hat, oder ursprünglich wenige Anklänge für diese Allmelodie der Natur in sich fand. Ich suchte einen im warmen, wechselnden Leben sich bildenden Sinn, und fand einen bis zur Kälte schon gebildeten Verstand. Ich wollte schwelgen in dem Anschauen eines Gemüths, das in schönen Augenblicken vor der Unendlichkeit des Daseyns einen süßen Schrecken empfände, und sich in die Tiefen desselben zu versenken versucht fühlte, und finde einen Geist, der alle Dinge klar, aber farblos, in ihrer Einzelnheit nahe vors Auge zu halten gewohnt ist.“

„Was sind denn schöne Momente? — Momente, welche allein im Leben zählen, und wegen welcher es der Mühe lohnt zu leben, sich desselben zu freuen, nach seiner Erhaltung, seiner Erweiterung mit allen Kräften zu streben

über seinen Verlust zu trauern, zu weinen? Was nennen wir Menschen denn überhaupt „schön" und setzen es über kalte, aber trost- und freudenlose Wahrheit, die ja immer gleichgültig ist, wenn sie des Nimbus der Schönheit entbehrt? — Ist es nicht das, wenn uns ein Gebilde, dem unendlichen Leben entnommen, vor die Seele tritt, wo wir durch das Zusammenstimmen seiner Theile wunderbar angeregt, die eigene Harmonie unserer unendlichen Natur zu fühlen erhalten; vergessen, daß uns das Einzelne ein Bekanntes, daß es vielleicht ein Gewöhnliches, Alltägliches ist; wo wir den höhern, dieses Bild durchhauchenden Geist ahnungsvoll zu vernehmen glauben; wo wir unsere Seele, unser Wesen diesem Eindruck gemäß erweitern wollen, aber doch, mit einem süßen Schauder vor der räthselhaften Tiefe alles Erscheinenden, fühlen, daß es unser Denken und Empfinden überwächst, daß es uns der Unaussprechlichkeit, Unfaßlichkeit der ganzen Natur, des Weltalls, des Abbildes Gottes zuleitet?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hat es in den lezten Wochen auch sonst an öffentlichen Festen und Auftritten nicht gefehlt, das neugierige Volk zu versammeln. Die Einweihung der Standarte der hiesigen Nationalgarde zu Pferde, wo dieses glänzend uniformirte Korps unter dem Vorritt der Alguasis in altspanischer Tracht, der Herolde des Magistrats u. s. w. zur Kirche zog; die öffentlichen Gastmähler, die sich die verschiedenen Korps der hiesigen Garnison zur Verbrüderung geben; der Eröffnung der Sitzungen der Cortes, der auch die Königin beywohnte, in Diamanten prangend, wie der Königin der beyden Indien geziemt, dieß alles unterhielt die Schaulust des Volkes. Von dem höchst geschmackvoll verzierten Versammlungssaale der Cortes und der sinnreichen und glücklich ausgeführten Façade des Gebäudes werde ich bald möglich im Kunstblatte weitläufiger berichten.

In der Mitte des vorigen Monats starb hier der berüchtigte Abbé Marchena, ohne daß man dieses Hinganges in den Journalen erwähnt hätte; die Einen schwiegen, weil sie die Afranzesados hassen; die Afranzesados selber, weil sie die berüchtigten Glieder ihrer Parthey gern in Vergessenheit gerathen lassen. Durch sein Fragment aus dem Petronius und seine Anstellung in der Rhein-Armee unter Moreau ist derselbe auch in Deutschland bekannt. Marchena ist um das Jahr 1770 zu Utera in Andalusien geboren, und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch sein glückliches Talent aus. Er wurde Geistlicher, ohne jemals religiös gewesen zu seyn. Mit der Gierigkeit eines unruhigen Gemüthes griff er damals nach den in Spanien verbotenen Werken der sogenannten französischen Philosophen, eignete sich ihre Grundsätze, die für ihn um so mehr Reiz hatten, als das Glaubensgericht sie verbot, an, und verkündigte sie mit einem Eifer, der die Aufmerksamkeit der Inquisition auf sich zog. Er sollte verhaftet werden, allein seine Freunde wussten ihn von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten und er entkam glücklich nach Frankreich. Damals war die Revolution gerade im Ausbruche; er gab sich ihren Grundsätzen mit allem Feuer seiner Jugend hin, das durch die Verfolgung, welcher er entgangen, zu noch hellern Flammen aufgeschlagen. Nachdem er sich kurze Zeit in Bayonne verweilt, eilte er nach Paris. Da er mit der Kenntniß der alten Sprachen ein ungemein glückliches Gedächtniß und eine unbegreifliche Leichtigkeit zu arbeiten verband, und ein ausgezeichnetes Talent entwickelte, so fand er selbst bey den berühmtesten Gelehrten eine günstige Aufnahme. Er arbeitete anfangs an Marats berüchtigtem Journale, schlug sich aber nachher zu Brissot und den Girondisten. Er wurde in Moulins verhaftet, nach Paris gebracht und eingesperrt. Die wüthenden Flugschriften, die er selbst im Gefängniß schrieb, und seine heftigen Vorstellungen, die er an die Behörden gelangen ließ, konnten ihm die Märtyrer-Palme der Freyheit, wornach er verlangte, nicht erwerben. Der 9. Thermidor gab ihm die Freyheit wieder. Er erhielt sogar eine Stelle im Sekretariat des Heilausschusses, und arbeitete zu gleicher Zeit an dem Journal l'Ami des lois. Als die Thermidoristen bald darauf in zwey Parteyen zerfielen, hielt es Marchena leider mit der, welche im August 1795 ihren Einfluß verlor, und so sah er sich seiner Stelle und seines Antheils an dem erwähnten Journale beraubt. Er schrieb eine Zeit lang Flugschriften gegen Tallien, Legendre und Freron, die Häupter der siegenden Partey, die endlich seiner verwegenen Angriffe müde, ihn nach dem 13. Vendemiaire als einen der Aufwiegler der Sektionen von Paris denoncirten und ihn verbannen ließen. Man sagt, daß er sich damals, als er in der Schweiz ankam, an die Frau von Staël gewendet, und daß diese ihn abgewiesen habe, wiewol er in Paris zur Zeit seines Einflusses in ihrem Hause Zutritt gehabt. Er wendete sich von der Schweiz aus an den Rath der Fünfhundert, und beklagte sich über den ungerechten Druck, um so ungerechter, als er schon seit fünf Jahren die Rechte eines französischen Bürgers genieße, und das Gesetz vom 21. Floreal also nicht auf ihn angewendet werden könne. Der gesetzgebende Körper, der damals mit dem Direktorium uneins war, nahm seine Reklamation an und rief ihn nach Frankreich zurück. Bey dem Ausbruche des neuen Krieges 1800 wurde er bey der Verwaltung der Rheinarmee angestellt. Marchena, eine kleine, übelgewachsene Figur, soll damals mit seiner Manie, sich von allen schönen Frauen geliebt zu glauben, der Gegenstand der Un-

terhaltung des ganzen Generalstabs gewesen seyn. Er erhielt den Auftrag, eine Statistik von Deutschland zum Gebrauche des Hauptquartiers zu entwerfen. Marchena, dem damals die deutsche Sprache noch unbekannt war, lernte in kurzer Zeit das Deutsche, las die besten statistischen Schriftsteller der Deutschen und compilirte ein Werk daraus, das die französischen Generale, rühmten und häufig gebrauchten. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland war er eine Zeit Sekretär bey Moreau und soll an dem Unfall, welcher 1804 diesen Feldherrn traf, nicht ganz unschuldig gewesen seyn. Als die Franzosen in Spanien einfielen, kehrte Marchena in sein Vaterland zurück. Nachdem er sich einige Zeit in den Lagern herumgetrieben hatte, erhielt er eine Stelle im Ministerium des Innern. Damals brachte er hier seine Uebersetzung des Tartuffe und des Misantrope auf die Bühne, die ungemein gefielen. Er verließ Madrid mit den Franzosen wieder, und lebte bis zur Rückkehr der Afranzesados in Nimes. Marchena hat viel und mancherley geschrieben, allein er war einer von jenen unseligen talentvollen Menschen, welche den Blüthenstaub der Wissenschaft statt zu nährendem Honig, zu Gift in sich verarbeiten. Verachtung alles religiösen Glaubens und Unsittlichkeit waren ihm gleich werth. In seinen Ausschweifungen war er ein wahrhafter Cyniker. Bey allem Ehrgeize, der ihn verzehrte, starb er unbeachtet und vergessen, bis auf die Blätter der Annalen der französischen Revolution, wo sein Name noch einige Zeit leben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zeitbedürfnisse hinsichtlich der Rechtslehre und der Rechtsstudien.

(Beschluß.)

Was wird geschehen, wofern der Unterricht des Staats- und Privat Rechts mit den Verhältnissen und Bedürfnissen der Zeit nicht in Uebereinstimmung gebracht wird? Das Nämliche ungefähr, was alsdann geschähe, wenn, weil es giftige Pflanzen giebt, die Pflanzenkunde zu lehren verboten würde. Die Jünglinge würden sich ohne Lehrer Pflanzen einsammeln, auf die Gefahr hin, sich selbst und auch wohl andere mit ihnen zu vergiften.

Es giebt überall Lehrer der Mathematik. Wenn ich jedoch einen Jüngling sehe, der ohne Anleitung oder Lehrer ein Buch von der Meßkunst studiert, so bin ich für ihn unbesorgt. Sollte er auch von der Kreisvierung oder von der Dreytheilung des Winkels träumen, so wird er damit die Welt nicht umwälzen. Hingegen bin ich allerdings für ihn und für seine Mitbürger besorgt, wenn ich den Gesellschafts Vertrag (Contrat social) in seinen Händen sehe, wie sehr ich auch übrigens Rousseaus Genie bewundere. Leicht kann er, denke ich, auf den Wahn gerathen, alle Souverainität gehe nicht nur vom Volke aus, sondern es dürfe dieselbe auch nicht übertragen werden: welche Folgen dieser Irrthum hat, ist leicht einzusehen; er wird sich bald auch überzeugt zu haben glauben, daß, um gerecht zu seyn, die ganze Welt in eine große Demokratie müsse umgeschaffen werden. Wie mag man aber den Jüngling aus seiner Verirrung zurückbringen? Soll man zu ihm vom göttlichen Rechte sprechen, von Familienrechten, vom langen Besitzthume, von der ehrfurchtsvollen Zustimmung und Anhänglichkeit einer ganzen Reihe von Geschlechtsfolgen für diese oder jene Ordnung der Dinge? Dieß hieße bey der Bekehrung eines Gotteslaugners, von dem göttlichen Ansehn der heiligen Schriften ausgehen wollen. Hingegen wird, wenn ich nicht sehr irre, das einzig wirksame Gegengift aus einem guten Lehrvortrag des inneren Staatsrechts hervorgehen, worin mit Beyseitlassung alles dessen, was nicht mehr zeitgemäß ist, die wahre Theorie des stellvertretenden Systems dargestellt, seine Grundsätze und Folgerungen entwickelt, und die großen Vortheile, die es gewährt, erklärt werden. Während der Jüngling alsdann die Rechte kennen und werthen lernt, die er als Bürger besitzt, wird er gleichzeitig auch seinen Fürsten verehren und diejenigen hochachten lernen, die um ihrer Verdienste willen in den ersten Reihen der Staatsbürger stehen. Er wird lernen, für das Volk Achtung tragen ohne ihm zu schmeicheln, und sich bey seinen Arbeiten für das Gemeinwohl nicht durch Volksgeschrey leiten zu lassen, wohl aber durch die gewissenhafte Ueberzeugung des aufgeklärten und redlichen Mannes. Wenn er nach vollendeten Studien, mit Einsicht und gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, in's thätige Leben eintritt, ohne sich des in der Schule Gelernten schämen zu müssen, so wird er alsdann auch, ohne Wanken und festen Schrittes, seine bürgerliche und politische Bahn verfolgen. Es verhält sich mit den Irrthümern wie mit den Verbrechen. Sie zu verhüten ist die Hauptsache.

Wir wollen darum das anwachsende Geschlecht, als einen Haupt-Bestandtheil der Staatsgesellschaft, offen und redlich in Ehren halten, und dasselbe so behandeln wie dem Gemeinwohl frommen mag. Es zu hassen wäre empörend, es fürchten, lächerlich; und es verachten, thöricht. Vielleicht sind wir mit der Vertheidigung unserer Ansprüche und Vortheile noch nicht zu Ende, wenn jenem schon die Leitung der Staaten übertragen seyn wird. Unser Leben ist so kurz!

U.

Korrespondenz - Nachrichten.

Paris den 11. März.

(Fortsetzung.)

Nach einer durch die Zeitungen bekannt gemachten Berechnung hat sich der Ertrag der sämmtlichen Pariser Schauspiele im:

Monat Januar auf 452.170 Franken belaufen; folglich haben die Pariser für diese einzige Vergnügens- und Zerstreuungs-Art täglich ungefähr 14.586 Franken ausgegeben. Das neue Theater Gymnase dramatique hat allein 77.287 Fr. Einnahme gehabt, also ungleich mehr, als die große Oper, die freylich nur drey Vorstellungen in der Woche giebt. Man kann aus diesen Berechnungen schließen, welchen bedeutenden Geldumlauf die Theater in Paris verursachen, und da die Armen einen mit der Einnahme in Verhältniß stehenden Antheil an dem Ertrage haben, so sieht man, daß es auch um die Armenanstalten nicht übel stehen müsse, so lange als die Schauspiele so fleißig besucht werden. — Obschon sich die Theaterjournale hier selten aufrecht halten, weil auch alle politische Zeitungen sich mit Theaterkritik befassen, so hat doch kürzlich wieder ein ganz neues unter dem Titel: Le Déjeuner, ou journal des Dames, des Salons, des Spectacles, et des Modes begonnen. Eine Stelle aus einem der ersten Blätter, welche jedoch eines Kommentars bedarf, um im Auslande verständlich zu werden, kann ungefähr den Grad von Wiz, der bey der Abfassung angewendet wird, kennbar machen. Die Stelle lautet folgendermaßen: „Die alte und die junge Komödie waren in der Richelieu-Straße miteinander im Streite; in einem unter dem Vorsitze des Herzogs von Duras gehaltenen geheimen Comité ist ein Bericht über die Bittschriften der Pensionäre an die hochlöblichen Societaires abgestattet worden; ein Liebhaber beklagt sich daß man ihn nur Meister Jakob im Geizigen spielen läßt; eine Ingénue behauptet, daß sie in der ewigen Rolle Flipotte's im Tartuffe ihre glücklichen Anlagen nicht genug ausbilden könne; ein Financier, dem es nicht an Talent fehlt, obschon er kein Landhaus hat, stellt anmuthig vor, daß er keine Fortschritte in der dramatischen Kunst machen könne, wenn er auch 10 Jahre lang im Barbier von Sevilla niesen würde. Die Supplikanten bitten endlich ganz unterthänig, man möge sie doch solche Stücke spielen lassen, in welchen die Societaires nicht mehr erscheinen wollten. Das Comité war anfangs willens zur Tagesordnung zu schreiten; allein auf Vorstellung des Präsidenten sind die Bittschriften zur Kundschaftseinholung an das Bureau verwiesen worden. Läßt man ihnen Gerechtigkeit widerfahren, so dürfen wir hoffen, daß das Théatre français uns Vorstellungen geben wird, worin man mehr als ein vernünftigen Schauspieler auftreten sehen kann." Zur Erläuterung dieses Textes muß bemerkt werden, daß die Schauspieler des Théatre français sich in zwey Klassen theilen, die Societaires oder eigentliche Theilnehmer, und die Pensionairs oder Besoldeten. Erstere haben einen ganzen Theil des Gewinnstes, oder einen halben, oder ein Viertel, oder gar ein Achtel, je nachdem ihre Mitgenossen das spezielle Verdienst jedweden eintretenden Theilnehmers angeschlagen haben. Diese Theilnehmer sind mithin wohlhabende Leute, halten meistens Kutsche und Pferde, und fahren wie Staatsräthe zu den wöchentlichen Versammlungen, welche beym Theater gehalten werden, und wobey mit eben der Förmlichkeit verfahren wird, wie bey einer gesetzgebenden Versammlung; es giebt daselbst ein Präsidenten, einen protokollführenden Sekretär, auch Debatten; es werden Bittschriften verlesen, Berichte darüber abgestattet, u. s. w. Natürlich schalten und walten die Herren und Damen, welche zu den Theilnehmern gehören, über die Vertheilung der Rollen, und behalten sich diejenigen vor, in welchen sie hervorragen. An solche Rollen darf sich daher auch kein Schauspieler der zweyten Klasse wagen, ausgenommen, wenn ihm ein Societair dieselbe großmüthig oder mitleidig überläßt. Daher kommt es dann, daß die sogenannte Pensionaire sich in einem kleinen Cyklus von Rollen beständig herumdrehen müssen; es ist daher leicht möglich, daß sie endlich eine demüthige Bittschrift eingereicht haben, um auch zu höhern Rollen zugelassen zu werden. — Noch giebt es eine untergeordnete Klasse, welche zuweilen die Oberherrschaft der Pensionaire fühlen muß, wie diese die Obermacht der Societaire empfinden; sie besteht aus den Debütanten, die oft erst nach einem zweyjährigen Debüt das Glück haben, unter die Pensionaire aufgenommen zu werden. Zuweilen entsteht auch große Uneinigkeit unter der ersten und zweyten Klasse, weil die erste die ganze Last des Spielens auf die zweyte wirft, und sich damit begnügt, den Gewinnst einzustreichen; ein Verfahren, das auch in andern Dikasterien nicht ganz selten ist. Eine solche Uneinigkeit soll eben jezt vorherrschen; da jedoch die Pensionaire nicht allzu barsch seyn dürfen, wenn sie die Hoffnung behalten wollen, dereinst in die Zahl der glücklichen Theilnehmer aufgenommen zu werden, und auch Equipage und Landhaus zu besitzen, so wird der Streit wohl bald gütlich beygelegt werden. — An dem zweyten Théatre français oder dem Odéon hat die Zwietracht ebenfalls ihr Wesen getrieben, und den Direktor Picard mit den Schauspielern, die auch assoziirt sind, entzweyet; es war sogar schon so weit gekommen, daß Picard, des langen Streites müde, sein Direktoramt niedergelegt hatte. Allein Picard scheint nun einmal zum Schauspieldirektor geboren zu seyn; schon ein halbdutzendmal hat er sich der Theaterdirektionen entledigt, wird aber jedesmal wieder dazu bewogen, den dramatischen Zepter von neuem zu führen, wozu vielleicht noch mehr Geduld und Geistesgegenwart als Talent erfordert wird; und Picard scheint diese Eigenschaften in einem hohen Grade zu besitzen. Die Konkurrenz, die man durch die Errichtung eines zweyten Théatre français hatte hervorbringen wollen, und von welcher man sich einen heilsamen Einfluß auf die dramatische Kunst versprochen hatte, ist nicht so ausgefallen, als man es erwartete. Zwar hatte die äußerst günstige Aufnahme, welche mehrere neue Stücke des Odeontheaters beym Publikum erhielten, besonders Lavigne's Vêpres Siciliennes, zu der Hoffnung berechtigt, daß ein unaufhörlicher Wetteifer die beyden Theater beleben, und daß das zweyte gleichen Schritt mit dem ersten halten würde; allein es ist dem Odéontheater doch nicht möglich, eine hinlängliche Anzahl von guten Schauspielern zu vereinigen, um dem ersten gleich zukommen, obschon Joanney und Victor in einigen tragischen Rollen den besten Schauspielern des Théatre français zur Seite stehen können, und selbst Talma sehr nahe treten; dann ist auch die Gegend, in welcher das Odéontheater liegt, nämlich das Faubourg St. Germain von jeher den dramatischen Vorstellungen ungünstig gewesen; es gehört nun einmal zum bon ton der Bewohner des südlichen wie des nördlichen Theils von Paris, nur das als National-Bühne anerkannte Théatre français zu besuchen, und da seine Persönlichkeit und seinen Schmuck zur Schau zu geben; das Odéontheater muß sich daher mit Zuschauern aus den mittlern Klassen behelfen, folglich viel wohlfeilere Eintrittspreise ansetzen, und besizt daher bey weitem nicht die Mittel, die dem ersten zu Gebote stehen, um die talentvollen Schauspieler gehörig zu belohnen, und sie durch die Aussicht eines reichlichen Einkommens im Alter aufzumuntern.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Giebst du mir das Erste,
So hoff ich das Zweyte;
Gern lassen wir das Ganze
Für höfliche Leute.

Auflösung der Charade in Nro. 78.

Nachtwandler.

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. April 1821.

Wer sein selbst Meister ist, und sich beherschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

Flemming.

Dichtproben

von C. L. Grosse aus Osterode am Harz.

2.

Klage.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Ich trank aus dem Becher der Sinnenlust,
Und stürzt' in den Taumel der Freude die Brust.
Nach wilden Nächten, bey vollen Pokalen
Sah ich den Morgen sich golden malen.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Bey todten Worten, bey kaltem Wissen
Wähnt' ich den Quell der Freude fliessen,
Und hab' in einsam stiller Nacht
Mit bangem Zweifel im Herzen gewacht.

Wo find' ich Ruhe,
Wo weilet Frieden?
Bey Menschen wollte ich Frieden finden,
Und suchte und suchte nach allen Winden,
Und suchte Freundschaft und liebte warm,
Und fand die Menschen an Frieden arm.

3.

Beruhigung.

Suchst du Frieden, suchst du Ruh,
Suche in dem eignen Herzen,
Da sind Freuden oder Schmerzen,
Und dein Glück bereitest du.

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago, einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Wenn uns gleich der Ton dieses Erdmanns einigermaßen an den berühmten Baron Schelmuffsky *) erinnert, der zu seiner Zeit auch Reise-Abenteuer hatte, enthalten seine Begebenheiten dennoch gar nichts Unglaubliches, stellen ein sehr wahrscheinliches Sittengemälde dar, und obschon deren Ursprung nicht beurkundet ist, findet sich dieser Aufsatz dennoch in einem Journal, das für die Auswahl seiner Beyträge Achtung verdient.)

Ich hatte mich, erzählt Herr Erdmann, auf einem Schiffe der holländischen Ostindischen Compagnie nach Batavia eingeschifft. Nach einer Fahrt von 56 Tagen, während welcher wir vier Tage heftigen Sturm litten, langten wir in St. Jago, der größten der Inseln des grünen Vorgebirgs an, die große Schaluppe wurde, um Wasser zu füllen, ans Land geschickt. Die Neugier, den mir noch unbekannten, zu eben der Zeit wo in meinem Vaterland alle Felder mit Schnee bedeckt waren (im Dezember) mit allen Schätzen der südlichen Pflanzenwelt prangenden, Boden zu betreten, trieb mich an, sie zu begleiten; der Wasserplatz war etwas entfernt, unsre Leute hatten ihre Waffen am Strande abgelegt, um die Fässer bequemer zu rollen, eini-

*) Ein satyrischer Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert, an den die Lesewelt in neuerer Zeit, wenn wir nicht irren durch die Gebrüder Grimm, ist wieder erinnert worden.

ge Neger *), welche diese Unvorsichtigkeit wahrgenommen hatten, benutzten sie, bemächtigten sich derselben, indeß wir an den Wasserplatz giengen, griffen uns an und bedrohten uns bey dem geringsten Widerstand mit augenblicklichem Tode. Entwaffnet und zerstreut mussten wir uns ergeben. Augenblicklich wurden wir gänzlich ausgeplündert, Beinkleider, Schuhe, ein Hut, war alles was sie uns ließen. Drey meiner Unglücksgefährten und ich hatten uns, um ferneren Mißhandlungen zu entgehen, unter die Baumwollen-Stauden verkrochen; sobald wir unsre Räuber entfernt glaubten, eilten wir ans Ufer — wie unendlich war unser Jammer, als wir die Schaluppe auf das Schiff zurudern, und dieses selbst sogleich die Anker lichten und davon segeln sahen.

St. Jago gehört Portugal, man wird sich deßhalb wundern, daß solch ein Vorfall hier statt finden konnte, noch mehr, daß er am Fuß der Citadelle von Porto Prayo vorging. Die Garnison bestand gänzlich aus freyen Negern, der Kommandant war selbst ein solcher, und er schickte so spät seine Leute ab, dem von ihm sehr wohl wahrgenommenen Unfug zu steuern, daß er den Verdacht, mit den Räubern getheilt zu haben, gar wohl verdienen mochte. Aus dieser Ursache war mir Porto Prayo, obgleich ich nahe dabey lebte, immer zuwider. Es zählt gegen funfzehn Häuser, außer den Gebäuden der portugiesischen Handelsgesellschaften von Grand Para und Maragnan.

Meine drey Unglücksgefährten, zwey Franzosen und ein Flamländer, theilten meinen Widerwillen, weshalb wir beschlossen, in einer von Porto Prayo verschiedenen Richtung auf gut Glück ins Land hinein zu gehen. Wir waren beym Eintritt des Abends noch nicht weit gegangen, als uns eine so wunderliche Gestalt begegnete, daß wir sie anfangs für ein Gespenst hätten halten können. Es war ein Negerweib in ein Stück Sacktuch gewickelt. Der Anblick weißer, fast nackter Menschen, musste sie befremden; sie blieb stehen, und wie wir ihr näher kamen, gaben wir ihr durch Zeichen unsre unglückliche Lage zu erkennen. Sie hob die Hand gen Himmel, gleichsam als wolle sie uns dorthin um Hülfe verweisen, woraus wir schlossen, daß sie eine Christin sey. Glücklicherweise sprach ich das portugiesische Wort cidada aus, das einzige, was ich damals wusste; die Negerin verstand es und antwortete: Ribeira Grande, die Hauptstadt von Jago, wobey sie auf einen nördlich gelegenen Hügel zeigte, den wir nachher zu erreichen suchten. Kaum waren wir jenseits, als einer unsrer Räuber uns ereilte und von Neuem über uns herfiel. Die beyden Franzosen hatten von unsrer ersten Plünderung nichts behalten, als Beinkleider, Schuhe und Hut, nur der Flamländer, der kurze Beinkleider unter seinen Pantalons trug, hatte beydes gerettet, auch etwas Geld und ein Messer. Der Neger entdeckte das, bey nochmaligem Durchsuchen; er hob zwey Finger auf, um zu verstehen zu geben, daß das Doppelte überflüssig sey und entkleidete ihn der Pantalons. Unglücklicherweise nahm er wahr, daß der Arme sein Geld zu verbergen suchte, sogleich entriß er ihm auch dieses, beraubte mich auch meines Hutes und bot uns nun an, uns noch ein Stück Wegs zu begleiten. Wie wir im Weitergehen an ein Dorf kamen, gebot er uns ohne alles Geräusch hindurch zu gehen, und gieng uns selbst mit Beyspiel vor; darauf verließ er uns, nachdem er uns den Weg nach Ribiera Grande, durch Zeichen, die wir im hellstrahlenden Mondschein sehr gut erkennen konnten, gezeigt hatte.

*) Die Sclaven heissen in St. Jago allein Neger; die freyen Eingebornen, obschon so schwarz wie jene, nennen sich brellons, braune Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines deutschen Gelehrten aus Spanien.

(Beschluß.)

Den 8. Jänner starb in Madrid Dr. Barnabé Garcia de Castilla, Beamter im Finanzministerium und Abgeordneter der Canarischen Inseln bey den Cortes, in einem Alter von vierzig Jahren. Der Universal theilt biographische Notizen über diesen würdigen Landsmann Clavigo's mit, von denen wir hier einen Auszug geben wollen. Garcia de Castilla war in Valle-hermoso auf der Insel Gomera, einer der canarischen, geboren, und erhielt von seinen Eltern, die von Adel und wohlhabend waren, eine gute Erziehung. Seine ersten Studien machte er in Orotava auf der Insel Teneriffa, und zeichnete sich bald durch seine Talente, wie durch seine raschen Fortschritte in den Wissenschaften aus. Dabey vernachlässigte er die neuern Sprachen nicht, und lernte Italienisch, Französisch und Englisch. Endlich kam er nach Spanien auf die Studien-Anstalt St. Isidorus in Madrid, wo seiner Lernbegierde sich ein weites Feld eröffnete. Er trieb Mathematik und die physikalischen Wissenschaften mit Vorliebe und machte insbesondere in der Mineralogie unter unserm Landsmanne Herrgen große Fortschritte. Nach der Vollendung seiner Studien wurde er Lehrer am Pagen-Institute. Als 1813 die Regentschaft nach Madrid kam, unternahm er mit dem Prof. Manrique die Herausgabe einer Zeitschrift: El Redactor general, worin er sich als eifriger Anhänger der neuen Verfassung der Cortes erklärte. Diese Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zog ihm zur Zeit der Reaction die Verbannung nach Melilla zu. Hier gewährten ihm die Wissenschaften eine reiche Quelle des Trostes und der Unterhaltung; er unterrichtete in Melilla in der Mathematik und den Naturwissenschaften, und stiftete sogar eine Akademie dafür unter der Benennung Academia de Ciencias de Melilla. Nachdem 1820 die Konstituzion der Cortes in Spanien eingeführt worden, wurde Garcia zurückberufen, im Finanz-Ministerium angestellt und von den Canarischen Inseln zum

Abgeordneten bey den Cortes erwählt. Er starb in seinem besten Lebensalter, betrauert von vielen Freunden, die seinem Charakter ein sehr günstiges Zeugniß geben.

Das **Theaterjahr** (anno comico) ist zu Ende und die Bühne geschlossen. Welche Gestalt werden unsere Theater im nächsten Jahre annehmen? fragten sich jezt alle, die an der dramatischen Kunst einigen Antheil nehmen. Ohne die Teller und Kugeln des jungen **Cossoul**, die Cachucha der Dem. **Romanini**, die Phantasmagorien des Hrn. **Robertson** hätten die Häuser längst geschlossen werden müssen; was ist zu thun, um wieder Schauspielergesellschaften zu organisiren? Unter der vorigen Regierung war so etwas ungemein leicht; man zwang die Schauspieler mit Gewalt, ihr Tagwerk zu verrichten, und verbot denen, welche sich den tyrannischen Verfügungen nicht unterwerfen wollten, die Ausübung ihrer Kunst. Jezt, wo auch der Schauspieler als Mensch betrachtet werden muß, kann er nicht mehr gezwungen werden, jezt muß er seine Kunst frey ausüben können, wo er will, denn die Konstitution enthält kein Gesetz, welches die Schauspieler verdammt, hier vor Hunger zu sterben. In einer Art von Manifest, welches die Schauspieler vor einiger Zeit drucken ließen, sagten sie, „das Aufblühen der dramatischen Kunst würde erfolgen, wenn die Schauspieler ihre Kunst mit Liebe und Neigung treiben könnten. Das Mittel dazu sey, ihnen eine anständige Behandlung und einen Gehalt zu sichern, bey dem sie mit einiger Bequemlichkeit leben könnten. Dies würde aber so lange nicht der Fall seyn können, so lange man sie nicht von allen Lasten befreyte, und sie die Früchte ihrer Anstrengungen frey genießen läßt.“ Noch ist aber, so viel ich weiß, kein Schritt geschehen, eine andere Einrichtung zu treffen, oder das Loos der Schauspieler zu verbessern. Man hat zwar Vorschläge, Memoire, Berichte u. s. w. eingeholt, allein dergleichen hat hier nicht viel zu bedeuten, es bleibt der Papiermassen ungeachtet beym lieben Schlendrian.

Die **Darstellungen**, womit uns die beyden Bühnen seit meinem lezten Berichte erfreuten, haben ihren schon früher bezeichneten Charakter beybehalten. In dem **Theater del Prinzipe** hatte am 12. Febr. auf Kosten der Nationalgarde zu Pferde eine große **patriotische Funktion** statt, wozu die Nationalgarde zu Fuß eingeladen war. Sie bestand aus Alfieri's **Virginia**, einem neuen **patriotischen Liede**, einem **Gelegenheitsstücke** von D. Manuel Eduardo de Gorostiza: Una noche de alarma en Madrid, und einem Sainete. Die „unruhige Nacht in Madrid“ ist, wie Gelegenheitsstücke gewöhnlich zu seyn pflegen, ohne Handlung und Bewegung, der Dialog aber ziemlich lebhaft, ohne deßwegen originell zu seyn; ein einfältiger **Serviler** und ein feuriger **Liberaler** geben die gewöhnlichen Redensarten wieder. — Das vieraktige Drama: La Inquisicion, hat das Haus einige Mal gefüllt und den Zuschauern die Schrecken des heiligen Tribunals nach Möglichkeit gemalt. In Rücksicht auf die Kunst ist das Produkt höchst erbärmlich, allein die Umstände verschafften ihm einigen Zulauf. Unstreitig gebührt dem Theatermaler, der die Marterwerkzeuge dieses Tribunals für das Publikum der cazuela recht anschaulich gemalt hatte, ein großer Antheil an dem Erfolge. — Uebrigens hat dieses Theater in der lezten Zeit mehrere ausgezeichnete Werke zur Darstellung gebracht, wie z. B. „El monstruo de la fortuna ó la vandera de Napoles,“ den „Pastelero de Madrigal“ (der falsche König Sebastian von Portugal), worin **Maiquez** sonst die Größe seines Talentes zu entfalten pflegte. „Indulgencia para todos“ (Allen Nachsicht) ein ungemein gefälliges Lustspiel, das beste, was **Gorostiza** bisher geliefert hat, „El parecido en la Corte“ (die Ankunft in der Residenz) ein Lustspiel, dem eine vortreffliche Idee zum Grunde liegt, und das wohl verdiente, auf die deutsche Bühne verpflanzt zu werden, „La Novicia ó la Victima del claustro,“ nach dem Französischen von D. J. M. **Carnerero** (dem Bruder des spanischen Geschäftsträgers in Wien) u. s. w. — Das **Theater de Cruz** hat ein neues Lustspiel: Constitucion ó Muerte, auf die Bühne gebracht, das allen andern patriotischen Gelegenheitsstücken ähnlich sieht. — Wie man versichert, werden mehrere unserer besten Schauspieler, wie z. B. Caprara, Avecilla und Guzman, uns verlassen und in die Provinz gehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 11. März.

(Beschluß.)

Bey der immerwährend gleich lebhaften Theilnahme des Pariser Publikums an dem Schauspiel ist es auch dem unternehmenden Touquet eingefallen, eine neue Sammlung der französischen Lust- und Trauerspiele zu veranstalten, und zwar in seiner Art, das heißt den Band oder das Bändchen zu 40 Sous. Da der Mann gesehen hat, daß mit Hülfe des Partheygeistes und des Constitutionnel, welcher alle acht Tage ein Lob der Touquetschen Ausgaben einrückt, weil der Verleger, Baudouin, einer der Eigenthümer des Constitutionnel ist, der von ihm herausgegebene Voltaire und Rosseau so guten Absatz hatten, ist ihm die Lust angewandelt, die gesammte klassische Literatur in seine Spekulation einzubegreifen, weshalb der Constitutionnel nicht genug den ehmaligen Oberst preisen kann, daß er eine Art und Weise aufgefunden hat, die Meisterwerke der französischen Schriftsteller den geringen Mitteln der Volksklassen so nahe zu bringen; allein der Erfindungsgeist des Herrn Touquet hat sich eben nicht viel anzustrengen gebraucht; seine ganze Erfindung besteht darin, daß er die andern Ausgaben vor sich genommen hat, und nach diesem in kleiner zusammengedrängter Schrift hat drucken lassen; Didots und Herhans Stereotypen hatten schon längst die Aufgabe gelöst, wie man kostbare Werke zu geringen Preisen liefern könne. Allein bey diesen war der Partheygeist nicht mit im Spiele gewesen; dagegen wurde Touquet dem Publikum als ein Mann vorgestellt, welcher die erhabne Absicht habe, das Volk aufzuklären, und ihm deshalb die schönsten Schriften für eine Kleinigkeit in die Hände zu liefern, obschon ihn bloße Gewinnsucht zu leiten scheint. In den Ultrablättern macht man sich über diesen Touquet oft lustig, und sind sogar Touqueliana erschienen, die vorgeblich seinen Lebenslauf und seine Abentheuer erzählen sollen; was es nur

der Wahrheit dieser Abentheuer für ein Bewandniß habe, weiß ich nicht; da vor der Erscheinung der Touquetschen Ausgaben, und vor dem Lobpreisen derselben durch die Militärpartey, dieser Touquet ein völlig unbekannter Mann war, und nie hundert Stimmen der Fama beschäftigt hatte. Uebrigens ist er nicht der einzige, der thätig an der Verbreitung der französischer Meisterwerke arbeitet; eine Menge Pressen sind unaufhörlich in Bewegung, um ähnliche Abdrücke zu liefern. Wenig Leute denken vielleicht darüber nach, wie es zugeht, daß die Welt nicht von der ungeheuren Menge von Büchern, die unaufhörlich erscheinen, überschwemmt wird. In Frankreich erscheinen ungefähr monatlich 300 Schriften, folglich im Jahre 3600, folglich in einem Jahrhundert 360,000; wo würde man alle diese Schriften aufbewahren können, die oft zu 2 — 4 tausend Exemplaren gedruckt werden? Allein die Befreyungsmittel liegen nicht weit vom Uebel; in jeder Straße von Paris giebt es wie überall Tabackskrämer, Spezereyhändler u. s. w. Alle diese und mehrere andre Krämer und Kaufleute gebrauchen eine ungeheure Menge gedruckten Papiers; ein gewöhnlicher Tabackskrämer verbraucht täglich ungefähr einen Oktavband, ein gewöhnlicher Spezereyhändler einen Quartband, und ein großer Spezereyhändler einen Foliobant; schlagen wir nun die Zahl der Tabackskrämer in Paris zu 100; diejenige der gewöhnlichen Spezereyhändler zu 200, und diejenige der größern zu 100 an, so würde daraus folgen, daß in diesen 400 Läden täglich 100 Oktavbände, 200 Quart- und 100 Foliobände zu Grunde gerichtet werden; man rechne nun noch dazu den Verbrauch des gedruckten Papiers in dem gesammten übrigen Frankreich, so wird man einen Begriff von der ungeheuren Büchervernichtung bekommen, welche blos in diesem Reiche statt findet. Es mag nun seyn, daß oft beschriebenes Papier anstatt des bedruckten in den Läden gebraucht wird; so muß man dagegen auch bemerken, daß noch manche andre Zerstörungsarten vorhanden sind, z. B. das jezt in Frankreich sehr übliche Zerstampfen des gedruckten Papiers in Mörsern, um Pappe daraus zu verfertigen. Die Aussicht, sein Werk in einem Spezereyladen oder in einem Mörser zerstört zu wissen, ist freylich nicht sehr reizend für einen Schriftsteller; aber wo in aller Welt sollte man mit der Menge Papiers hin, das unaufhörlich aus der Presse ans Tageslicht gefördert wird? Alle Magazine würden nicht hinreichen, um es aufzubewahren. Dz.

London den 6. März.

Zu den jüngsthin erwähnten Umständen von der Universität Dublin gehört noch folgender Nachtrag. Trinity College, wie man diese Universität meistens nennt, ist in Großbritannien hauptsächlich durch die Staatsmänner, welche von dort ausgiengen, berühmt worden. Man schreibt dieß zwar einem weniger pedantischen Systeme zu, als in Oxford und Cambridge befolgt wird, indem man weder auf die klassischen noch auf die mathematischen Studien so ausschließlich dringt, als dort. Aber den meisten Einfluß hatte die Historical Society, welche die Mitglieder der Universität unter sich gestiftet hatten und welche Kenntniß der Geschichte, Uebung der Beredsamkeit und Anbau der Literatur überhaupt bezweckte. Selbst die Fellows nahmen Theil an diesem herrlichen Vereine, welche eine eigene Bibliothek und eigene Versammlungssäle im Universitätsgebäude hatte. Es wurden hier unvergleichliche Redner gebildet, und hier entstanden die Staatsmänner, Prosaisten und Dichter, welche für immer die Universität und Irland zieren werden. Der Probst, Dr. Elrington, schaffte diese Societät leider ab. Vergeblich hat man bey dem jezigen Probst angehalten, sie wieder zu erneuern. Es scheint, man fürchtet sich vor dem Debattirgeiste, vor der Disputirsucht, die alles sichtet, prüfet, bekrittelt. Für die jungen Leute, welche jezt hier studieren, ist es vortheilhaft, daß einige Fellows, welche in der Stadt wohnen, Zöglinge ins Haus aufnehmen, über sie nach dem öffentlichen Unterrichte am College die Aufsicht führen, ihnen Privatstunden geben, sie durch häuslichen Umgang bilden und in gute Gesellschaften einführen. Man hält es für einen Fehler, daß das Trinity College nicht mehr als dreyßig Stipendiaten (sizars) hat, da bekanntlich viele der gelehrtesten und verdientesten Irländer in diese Klasse gehörten. Sie haben im College freye Wohnung und Tisch; weil sie aber diese Vortheile erst nach einer scharfen öffentlichen Prüfung in der klassischen Literatur erhalten können, so ist eine sizarship offenbar eine Art gelehrter Ehrenstellen. Besonders merkwürdig ist es auch, daß diese Hochschule Dissenters aufnimmt, welche zur Schande der Englischen Universitäten von diesen ausgeschlossen sind. Das Aeußere dieses College, dessen Ansichten jezt den Grabstichel eines geschickten Künstlers beschäftigen, ist edel und gefällig. Es steht in der schönsten Stadtgegend und man erblickt die herrliche Façade desselben am Ende eines Außtreviers College green genannt. Es hat drey große viereckige Pläze und einen Park der fast bis an das Flußufer reicht. Die Kirche und der Prüfungssaal sind treffliche Gebäude. Außer einem kleinen Museum findet man hier eine ansehnliche Bibliothek, welche seit Kurzem mit der Büchersammlung bereichert worden ist, die dem reichen Holländer Fagel, dem Vater des jezigen niederländischen Gesandten am Londner Hofe gehörte. — Seit der Ankunft der kolossalen Memnonsbüste im Brittischen Museum gehen alle Kunstfreunde dorthin, um das Werk anzustaunen. Sie ist aus einem einzigen Stücke rothen Granit gearbeitet, von der Brust bis an den Obertheil des Kopfes zehn Fuß hoch und über zwölf Tonnen schwer. Das Kunstblatt wird ausführlicher davon sprechen. — Die Leser des Quarterly Review erinnern sich, daß vor Kurzem dort von der bekannten Virgula mercurialis die Rede war; auch ist den deutschen Liebhabern der Physik gewiß noch im Andenken, was der achtungswerthe Gilbert über Campetti's Versuche öffentlich sagte. Jezt erregt diese sogenannte Wünschelruthe abermals Aufsehen, und Kenner werden ersucht davon Einsicht zu nehmen, was in Phillip's monthly magazine, Märzstück S. 136, 137, von einem Hrn. Partridge zu Bewbridge in Gloucestershire angegeben wird. Dieser war 1817 Eigenthümer einiger Baustellen zu Cynthiana im Staat Kentucky in Nordamerika und wünschte einen Brunnen graben zu lassen. Seine Nachbarn wiesen ihn deshalb an einen gewissen Rankin, welcher ihm anzeigen würde, wo sich Quellen befänden, wodurch er viele Unkosten ersparen würde. Dieser Mensch, dessen Aeußeres alltäglich war, schnitt eine gabelförmige Ruthe von einem Pfirsichbaume und schritt über den ihm angezeigten Boden, die Gabelsprossen der Ruthe in der Hand haltend. Als er etwa 40 Fuß zurückgelegt hatte, neigte sich das Ende der Ruthe auf einmal abwärts und er versicherte, es müsse sich dort nicht sehr tief unter der Oberfläche ein Quellwasser befinden. Partridge lächelte, meynte man wollte ihn hinters Licht führen, und erklärte, er glaube es nicht, wenn die Ruthe nicht eine gleiche Wirkung in seiner eignen Hand äußere. Partridge machte nun den Versuch, und sah, daß nicht nur in seiner Hand die Ruthe eben die Anzeige gab, sondern daß auch die Anziehungskraft nach der Erde zu noch stärker war; denn als er dieselbe hindern wollte, brachen die beyden Zacken der Ruthe nahe bey seiner Hand ab; und als man den Brunnen zu graben anfieng, sprudelte Wasser mit großer Stärke hervor. P. machte dann nach seiner Rückkehr ähnliche glückliche Versuche in England. Er sagt, man könne Ruthen dazu von allen Holzarten schneiden, aber unter tausend Menschen würde sich etwa nur Einer finden, in dessen Händen sie die erwähnte Kraft habe. Er erzählt auch ein in Bath wohlbekanntes Beyspiel, daß man mittelst der virgula m. Metalle entdecken kann.

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 29.

Nr. 29.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. April 1821.

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger. Erster Band 2c. *)

(Beschluß.)

3. Medea und die Peliaden von Hirt. Erklärung eines Marmor-Reliefs von drey Figuren, das 1814 im Hofe der alten französischen Akademie am Corso zu Rom ausgegraben worden. Eine weibliche Figur in der Mitte stellt einen Kessel zurecht; die andere steht mit einem Schwert in der Hand nachdenkend neben ihr; gegenüber die dritte ein Gefäß tragend. Die Töchter des Pelias stellen den Kessel auf, worin sie nach dem Rathe der kolchischen Medea den zerstückelten Leichnam ihres Vaters kochen wollen, um ihn durch Medeens beygemischte Zaubermittel zu verjüngen. Medea ist hier in ausländischer Tracht, mit einer Art phrygischer Mütze und einem Obergewand bekleidet, an welchem lange Aermel herabhängen. Von dieser Tracht erweist der Herausgeber in einem Zusatze, daß sie medisch oder persisch gewesen (das Oberkleid mit den Aermeln hieß Kandys) und erwähnt einer Abbildung bey Millingen Peintures antiques et inédites de Vases grecs pl. VI. wo Medea eine ähnliche Tiara auf dem Haupte trägt. Nach mehr Beachtung scheint Ref. eine weibliche Figur ebendaselbst auf pl. VII. zu verdienen, von welcher Millingen zweifelt, ob sie für die Gattin des Phryxus, Chalkiope, oder für Medea zu halten sey. Sie steht hinter Phryxus (oder Jason) an eine Säule gelehnt, ganz in demselben Costum, wie Medea auf dem Relief; eine hohe phrygische Mütze bedeckt ihr Haupt, die übereinander geschlagenen Arme stecken in den Aermeln, und die Kandys, um den Leib geworfen, geht bis über die Knie herab. Darunter fällt ein langes Untergewand bis auf die Füße, welche, wie in dem Relief, mit Schuhen bekleidet sind.

4. Amor und Ganymedes von Levezow. In dem königlichen Schlosse zu Charlottenburg bey Berlin befindet sich die leider verstümmelte Statue eines nackten Knaben, der aufrecht stehend, in der einen an die Brust fest angedrückten Hand eine Menge von Spielknöcheln hält. Spuren von Flügeln an den Schultern und das gekräuselte, mit einem Band zierlich umwundene Haar lassen nicht zweifeln, daß es Amor sey, und sein schalkhaftes Lächeln gibt den Sieger im Spiel zu erkennen. Die fünfte Kupfertafel enthält eine Abbildung der Statue mit genauer Angabe der Restaurationen. In der anziehenden Erläuterung macht der Verf. auf die genaue Uebereinstimmung des Kunstwerks mit einer Schilderung des Apollonius Rhodius (Argonaut. 3, 111 sq.) aufmerksam, wo Amor und Ganymed im Olymp mit Knöcheln spielen, und lezterer das Spiel verliert. Offenbar hat der Dichter seine Schilderung von dem Kunstwerk, wenn auch die abgebildete Statue nicht gerade das Original wäre, genommen, da er Stellung und Miene des Amor genau beschreibt, und alle poetischen Vortheile, die ihm die Scene bot, übersieht. Daß nun dieser Amor dem sitzenden Ganymed gegenüber gedacht werden müsse, wird aus verschiedenen andern Werken, an welchen die Gruppe noch vollständig ist, gezeigt, und der Verfasser knüpft daran eine Uebersicht der mannichfaltigen Darstellungen knöchelspielender Kinder, die aus dem Alterthum bekannt oder übrig geblieben sind, und wozu wahrscheinlich Polyklet in seiner Gruppe der Astragalizonten das Vorbild gegeben. Die Schönheit der beschriebenen Statue bietet aber dem Verf. noch besondern Anlaß jene Behauptung Winckelmanns zu bestreiten, daß die Alten in Bildung der Kinderfiguren von Fiamingo und Algardi übertroffen worden. Es gibt wohl manche antike Kinderstatuen, die in den Formen wenig Anmuth zeigen, aber dagegen fehlt es auch nicht an vortrefflichen Arbeiten, an denen man die ganze Zartheit des frühsten Alters und die vollendetste Weichheit, ohne jenes Verschwimmen der Formen bemerkt, das unstreitig von den genannten neuern Meistern zuweilen übertrieben worden ist.

5. Ueber eine alte Münze von Zankle, von Fr. Jakobs. Ein schöner Beytrag zur alten Numismatik. Die Münzen von Zankle tragen die Aufschrift DANKLE

*) Die erste Abtheilung dieser Anzeige in Nro. 28 war schon gesezt, als die Anzeige im Literatur-Blatt Nro. 27 erschien. Man hätte sie sonst nicht so unmittelbar auf diese folgen lassen.

oder DANK, indem für das härtere Z im Aeolischen das weichere Δ gesprochen und geschrieben wurde. Der Name bedeutet eine Sichel, und spielt wahrscheinlich auf das gekrümmte Ufer der Stadt an. Einige Drachmen zeigen außer den gewöhnlichen Emblemen, einem Fachwerk oder Thor mit einem Menschenkopf oder einer Seemuschel darin, noch einen mondförmigen Halbkreis; und an einem wohlerhaltenen Exemplar des Gothaischen Kabinetts erkennt man deutlich, daß nicht ein Halbmond, wie die meisten Erklärer vermuthet, sondern eine Sichel damit bedeutet sey, wodurch diese Zanklaischen Drachmen sich in die Gattung derjenigen einreihen, deren Emblem den Namen des Vaterlands bezeichnet, wie der Ellenbogen auf den Münzen von Ancona, der Granatapfel auf denen von Side, und das Eppichblatt auf denen von Selinuts.

Den zweyten Abschnitt, Kunstgeschichte und Kunstkritik, beginnt Hirt mit zwey reichhaltigen, in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1805 und 1806 vorgelesenen Abhandlungen über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bey den griechischen und den damit verwandten italischen Völkern. Plastik oder eigentliche Bildnerey (aus weicher Masse nämlich), Bildstechkunst oder besser Bildschnitzerey in Holz und Elfenbein, Bildhauerey in Stein, und Bildgießkunst nebst der getriebenen Metallarbeit, sind die Rubriken, welche hier abgehandelt werden. — Die Plastik bediente sich des Thons, Wachses und Gypses, und sogar der Mehlteig, aus welchem man zuweilen Thierfiguren formte, wird als Material aufgeführt. Nach Plinius (l. 18, 20, s. 2.) wurde das Waizenmehl in den Werkstätten der Erzgießer gebraucht; wozu? ist ungewiß. — Die Erfindung der Plastik will der Verf. dem Dibutades in Korinth zugeschrieben wissen, und nicht dem Rhökus und Theodorus aus Samos, den Erfindern des Erzgusses, über deren Zeitbestimmung er in Widerspruch mit der von Thiersch (2te Abh. über die Epochen der griechischen Kunst Anm. 94.) aufgestellten Annahme eines ältern und eines jüngern Theodorus, welcher auch Böttiger, Andeutungen S. 52. geneigt ist,) geräth, indem er beyde Künstler in das Zeitalter des Polykrates, um die 64ste Olympiade, also wahrscheinlicher Weise nach Dibutades, setzen zu dürfen glaubt. Für das höhere Alter des Rhökus und Theodorus spricht freylich nur die eingeschobene Glosse bey Plinius (l. 35, 43.) Indessen ist auch durch Combination der Stellen bey Herodot III, 63. und Aristot. de republ. V, 7., nicht zu erweisen, daß Rhökus den Tempel der Hera zu Samos unter Polykrates gebaut.

Die Bildschnitzerey begreift die Arbeit in Holz und Elfenbein. In der Vermuthung über das Verfahren bey letzterer, wie das Elfenbein auf einen hölzernen Kern stückweise aufgetragen und verbunden, und dann erst völlig ausgearbeitet worden, trifft der Vf. mit Quatremère-de-Quincy zusammen. — Mit größerer Sicherheit können wir von dem Material der Bildhauerey urtheilen, deren zahlreiche Ueberreste nicht selten auch in der technischen Behandlung die höchste Bewunderung neuerer Künstler erregen. Unter den weicheren Steinarten nennt der Vf. zuerst Kalktuffe, Kalkstein, Sandstein, Alabaster — auch der Bernstein wird hierher gerechnet. Die Marmorarten zeigen sich in unendlichen Varietäten. Von den weissen waren die berühmtesten der hymettische und pentelische aus Attika, der parische, welcher als der vorzüglichste galt, der prokonnesische, thasische, lesbische und ephesische; in der Römerzeit der aus den Brüchen von Luna, jetzt Carrara, welcher so verschiedenartig ist, daß mancherley Zeugniß erfordert wurden, bis man den Marmor, aus welchem der vatikanische Apoll besteht, für solchen erkannte. In schwarzen, grauen und rothen Marmorn, deren Vaterland nicht zu bestimmen, sind uns noch treffliche Werke übrig, weniger aus gelbem afrikanischen, giallo antico genannt. Härtere Steinarten haben vorzüglich die Aegypter mit der größten Geschicklichkeit bearbeitet, und ihre Denkmäler aus Granit oder Syenit, Porphyr, Basalt oder Basanit, und Smaragdmutter sind uns theils erhalten worden, theils erzählen davon die alten Schriftsteller. Man vergleiche mit dem vom Vf. hier Angeführten die lehrreiche Uebersicht in Becks Grundriß der Archäologie Th. I. S. 144 ff. — Ueber die Behandlung des Marmors, das Schneiden, Schleifen, Verzieren und Befirnissen, so wie über das Zusammensetzen bey kolossalen Werken, sind noch Bemerkungen beygefügt.

Von der Bildkunst in Metall handelt die zweyte 1806 gehaltene Rede. Zuerst von dem bey den Alten am meisten gebräuchlichen Material, dem Erz, dessen Bereitung, Bestandtheilen, Mischungen und verschiedenen Gattungen. Wenn bey Erwähnung des korinthischen Erzes gesagt wird, die Amazonenstatue, welche Nero mit sich führte, habe Strongolion geheißen und sey ein Werk des Silanion gewesen, so ist dieß wohl nur ein Versehen, indem nach Plinius (34, 19, 21.) verglichen mit Pausanias (I, 40, 2. und 9, 30, 1.) Strongylion der Verfertiger des Bildes war. Unter den auf uns gekommenen Erzstatuen dürfte man, wie der Verf. glaubt, in dem schönen Merkur zu Portici, vielleicht auch in dem Apollo Sauroktonos der Villa Albani Werke von korinthischer Mischung vermuthen. Getriebene Werke in Gold, Silber und Erz wurden früh von den Griechen gearbeitet, und bis in späte Zeiten in hohem Werth gehalten. — Der Erzguß geschah, nach dem Verf., meist theilweise wegen der größeren Bequemlichkeit; das Verfahren wird nach Maaßgabe neuerer Erfahrungen ausführlich beschrieben. Die Alten pflegten ihre schönen Erzstatuen zur Erhaltung der feinen Farbenschattirungen auch mit einem Firniß zu überziehen. Erst später,

als man die Mischung nicht mehr verstand, ward das Vergolden häufig. — Zuletzt gibt der Verf. noch Nachweisungen über das Alter der metallenen Bildwerke bey den Griechen und Römern, jedoch mit Uebergehung dessen, was in den homerischen Gedichten darüber vorkommt, wovon er in einer eigenen Abhandlung zu sprechen gedenkt.

Bemerkungen über antike Denkmale von Marmor und Erz in der florentinischen Gallerie von Heinrich Meyer liefern eine sehr schätzbare Beylage zum ersten Bande der seit 1812 zu Florenz bey Molini, Landi und Comp. erscheinenden Galleria imperiale (jetzt Reale) di Firenze, incisa a contorni sotto la direzione del Sig. Pietro Benvenuti, e illustrata dai Sigg. Zannoni, Montalvi, e Bargigli. Die darin vorkommenden Statuen, findet man hier in Hinsicht ihres Kunstwerths und ihrer Restaurationen beurtheilt, nach sorgfältigen Bemerkungen, welche der Vf. vor mehr als 20 Jahren zu kunstgeschichtlichen Zwecken aufgezeichnet hatte.

Ein Aufsatz über die neue Ausgabe der Werke und Schriften des Visconti, von Köhler, schließt diese Abtheilung. Nach den Fortschritten, welche die Alterthumskunde seit dem ersten Erscheinen des Museo Pio Clementino gemacht hat, ist nun sehr viel Bedeutendes zu dem genannten Werke nachzutragen; besondere Berichtigungen, so bemerkt der Verf., erheischen die Abtheilungen über Brustbilder und Basreliefs, unter welche lezteren viel Schlechtes und neu Ergänztes aufgenommen sey. Eine Umarbeitung der Ikonographie, worin die alten Bildnisse strenger Prüfung unterworfen, die biographischen Angaben neu bearbeitet würden, sey von deutschen Gelehrten zu wünschen. Visconti's kleinere in Zeitschriften eingerückte Aufsätze, obgleich er darin oft sehr gewagte und unhaltbare Behauptungen geäußert, sollten in der neuen Ausgabe sorgfältig gesammelt werden. Von dem Leichtsinn, womit Visconti in der lezten Zeit unächten Kunstwerken Zeugnisse der Aechtheit und Vortrefflichkeit, mit gelehrten Erläuterungen versehen, ausgestellt, werden mehrere auffallende Beyspiele gegeben — eine warnende Lehre für jeden Alterthumsforscher, sich nie zu fest auf die Sicherheit seines Blicks zu verlassen, oder die Autorität seines Namens sorglos aufs Spiel zu setzen!

Die dritte Abtheilung, Museographie, enthält Bemerkungen über das vormalige Museum Borgia von Heeren, und eine Nachricht über die Glyptothek des Kronprinzen von Bayern von Schlichtegroll. Der Vf. des erstern Aufsatzes, selbst ein vertrauter Freund des 1804 verstorbenen Cardinals Borgia, wünscht, daß Reisende über den gegenwärtigen Zustand des Museums, welches sich zum Theil in Rom, zum Theil in Velletri befand, und mit dem Tode des Besitzers in Unordnung gerieth, Erkundigungen einziehen möchten. Unter Zoega's Beyhülfe gesammelt und von ihm geordnet, war es hauptsächlich ausgezeichnet durch reiche Folgen von trefflichen Münzen, und geschnittenen Steinen, durch griechische und ägyptische Idole und Geräthschaften, und viele koptische Handschriften. In Zoega's Leben, herausgegeben von Welcker, finden sich viele einzelne Andeutungen darüber.

Mit der Einrichtung der Glyptothek, welche der zweyte Aufsatz beschreibt, sind die Leser des Kunstblatts bereits bekannt; wir erfahren hier noch, daß der Architekt dieses Kunsttempels, Oberbaurath Klenze, ein Prachtwerk vorbereitet und darauf Suscription annimmt, worin sowohl der Bau selbst nach allen seinen Theilen, als die in demselben aufgestellten Kunstwerke, in Kupfer gestochen, und in deutschem und französischem Text erläutert werden sollen. Der erste Band in Folio (Subscriptionspreis 55 fl.) wird in etwa zwey Jahren erscheinen, und den architektonischen Theil enthalten. Für die Abbildung der Statuen wird die Radirnadel in der Art des Musée français von Bouillon, jedoch mit mehr charakteristischer Zeichnung, gewählt.

Vierte Abtheilung. Neue Ausgrabungen und neu aufgefundene Kunstwerke. Der Herausgeber liefert hier zuerst eine Uebersicht aller in den Umgebungen und auf dem Platze der ehemaligen römischen Municipalstadt Velleja gemachten Entdeckungen, nach Maaßgabe des Werks von Antolini über die Ruinen von Velleja (bis jezt 1. Heft, Mailand 1819. Fol.) — in Verbindung mit der 1818 zu Parma erschienenen Schrift des D. Pietro de Lama über die alten, größtentheils zu Velleja gefundenen Inschriften, und der von demselben Verfasser im verflossenen Jahr herausgegebenen Abbildung und Erläuterung der Tabula alimentaria des Trajan, deren Entdeckung im Jahr 1747 Anlaß zu Forschungen, und später 1760 zur Ausgrabung von Velleja gab. — Die Stadt wurde wahrscheinlich erst zwischen dem 4ten Jahre des Tiberius und dem 8ten des Vespasian gegründet; ihre Trümmer sind durch den Erdabfluß der benachbarten Gebirge verschüttet worden. Man hat das Forum ausgegraben und Kapitäle von korinthischen und dorischen Säulen nebst zwölf Marmorbildern gefunden, glaubt auch Spuren eines Amphitheaters bemerkt zu haben — Beweise, daß die Stadt nicht unbeträchtlich war.

Ein Schreiben an den Herausgeber von Osann, enthält Nachricht und gelehrte Bemerkungen über eine kürzlich in Pompeji ausgegrabene Hermaphroditenstatue. Die Statue ist von parischem Marmor und 5 Palmen hoch. Der Hermaphrodit ist stehend in dem Augenblicke dargestellt, wo er schaamhaft erschrickt, daß ein anderer die zweydeutige Körperbildung bemerkt. Er hält die Linke vor die Mitte des Körpers, während der rechte Arm sich etwas erhebt, wie man bey Ueberraschung oder Schrecken zu thun pflegt. „Die Last des „stehenden Körpers ruht hauptsächlich auf dem eingezo-

„genen linken Fuße, obwohl sie durch den schamhaft etwas „zurückgezogenen Unterleib, wodurch eine vorgebogene Lage „des Oberkörpers entsteht, sehr erleichtert wird. Der „mädchenhafte Kopf wendet sich nach der Seite hin, an „welcher der Künstler sich den überraschenden Beschauer ge„dacht hat, und verräth vorzüglich durch einen Zug um den „Mund einen leichten plötzlichen Schrecken, der aus Ueber„raschung entsteht, indem die linke Oberlippe sich etwas „mehr als gewöhnlich in die Höhe zieht. Ueber der griechi„schen Nase erhebt sich eine kurze Stirn, so wie sie an den „antiken Musterbildern anmuthiger Jugend gefunden „wird, und wie sie überhaupt alte Schriftsteller als Bedin„gung der Schönheit aussprechen. Die Haare, mittelst „des Bohrers ausgearbeitet, liegen glatt an. Sie sind „gefällig hinten in einen Knoten zusammengebunden, und „lassen sich, wie fast der ganze Kopf, mit dem Eigenthüm„lichen des Apollino in Florenz vergleichen. Auch ist endlich „die Andeutung sehr zierlich gearbeiteter Faunenohren nicht „zu übersehen, die dem Geschöpfe sogleich seine Stelle unter „den mythologischen Geschlechtsarten anweisen: sie sind un„bedeutend größer als gewöhnlich, gespizt, und legen sich „an den Kopf geschmeidig an. Der Leib ist dem Künstler „vorzüglich gelungen, indem er der Weichheit des weiblichen „Körpers die Haltung und Kraft des männlichen zugesellt, „und so die reizendste Mischung weiblicher Anmuth und „männlicher Stärke hervorzubringen gewußt hat, obwohl „die Rundung und Fülle des weiblichen Körpers überwie„gend ausgedrückt ist rc." — Das Werk ist schon im Alterthum restaurirt worden, besonders am Kopfe. Bey der Auffindung fehlte die linke Hand, die Ferse des linken Fußes, und ein Stück des Tronks, welche durch den Bildhauer Angiolo Solari gut ersezt wurden. — Weitere Nachweisungen über die verschiedenen Darstellungsarten der Hermaphroditen im Alterthum und in den auf uns gekommenen Werken liefert der Herausgeber in dem Zusatz: über die Hermaphroditenfabel und Bildung.

Dieß zur gedrängten Uebersicht des vorliegenden ersten Bandes. Die Anzeige dieses Werks durfte im Kunstblatt nicht fehlen, und Referent glaubte sie geben zu dürfen, obgleich er selbst vom Herrn Herausgeber als Mitarbeiter genannt worden ist. Der zweyte Band wird im Laufe des nächsten Sommers erscheinen.

Schorn.

London.

Im Januar wurde eine Aufforderung zur Subscription bekannt gemacht, um dem verstorbenen König Georg III. ein öffentliches Monument auf einem der größten Plätze der Hauptstadt zu errichten. Es soll aus seiner Statue, auf einem von vier Rossen gezogenen Wagen, von der Fama und Victoria begleitet, bestehen. Das Ganze soll bedeutend über Lebensgröße in Erz ausgeführt, und auf ein Fußgestell von Granit erhöht werden, auf dessen vier Seiten Basreliefs zeigen: wie der König die Künste, den Ackerbau, die Religion, und den Handel beschüzte. — Der Herzog von York ist der erste Patron der Unternehmung.

Die British Gallery of Engravings von Edward Forster ist nun mit der 13ten Lieferung beendigt. Diese enthält vier Blätter nach Turberg, Dominichino, Velasquez und Lionardo da Vinci, gestochen von Burnet, F. Smith, Fittler, und Bromley, nebst Beschreibung, Titel, Dedikation und Inder in engl. und franz. Sprache. Preis 2 Pf. 2 Sh.

Paris.

Nach einer Bekanntmachung des Hrn. Jomard hat Hr. Caillaud im August vorigen Jahrs in den Hypogäen von Theben in Aegypten eine Mumie aus der Zeit der Griechen gefunden. Sie hat auf dem Haupt eine vergoldete Krone in Form einer Lotosblume. Der Körper ist auf ägyptische Art mit Bändern umwickelt. Auf dem Sarkophag sind griechische und hieroglyphische Inschriften. An der rechten Seite ist mit Bändern ein Manuskript auf Papyrus in griechischer Sprache befestigt. Die Leinwand, welche die Mumie bedeckt, zeigt ägyptische Gegenstände und hieroglyphische Figuren. Im Innern des Sargs sieht man den Zodiakus. Das Ganze ist sehr wohl erhalten, aber Zeichnung, Verzierungen und Farben nicht so vollkommen, als an den ältern Werken, die desto vortrefflicher sind, je höher sie ins Alterthum hinaufreichen. — Diese Entdeckung bestätigt von neuem, daß die Griechen noch einige Kenntniß von der Bedeutung der Hieroglyphen besaßen. Die Inschrift von Rosette bewies dieß schon für die Zeit des Ptolemäus Epiphanes, und die Inschriften, welche neuerlich der Capitän Caviglia an den Füßen des Sphinx gefunden, erregen die Vermuthung, daß selbst die Römer bis zu einer gewissen Zeit die Kunst besaßen in Hieroglyphen zu schreiben. — Doch folgt daraus noch nicht, wie Hr. Jomard sehr richtig bemerkt, daß die Kenntniß, welche Griechen und Römer von den Hieroglyphen hatten, wenn wir sie auch besäßen, hinreichend wäre, die Inschriften von Theben, in den Königsgräbern oder an den Obelisken zu entziffern.

Hr. Caillaud hat noch viele andere für die Kenntniß der ägyptischen Alterthümer wichtige Gegenstände in den Katakomben gefunden.

Die 89ste Lieferung der Encyclopédie méthodique enthält u. a. die zweyte Abtheilung des zweyten Theils der Architektur von Quatremère-de-Quincy. Die Geschichte der Architektur aller Zeiten und Völker ist darin enthalten, so wie die Theorie und die biographischen Nachrichten von den berühmtesten Architekten.

Von den Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France herausgegeben von Ch. Nodier, Taylor, Alph. v. Cailleux, mit Zeichnungen von Isabey, Fragonard und Atthalin, ist die 7te Lieferung erschienen.

Nro. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. April 1821.

Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt;
Nimmt man die Fluth wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Noth und Klippen winden.

Shakespeare.

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Von Müdigkeit und Hunger erschöpft, beschlossen wir hier die Nacht zuzubringen, so ungünstig der Platz war; Dornen und Kiesel bedeckten den Boden. Lange konnte ich nicht einschlafen; ich gedachte meiner Kinderjahre, wo dieser Tag (der Weihnachstag) stets so froh gefeyert worden war, wohingegen ich jezt fremd, beraubt, verlassen auf Disteln und Steinen lag, indeß die Meinen meine Abwesenheit beweinten. Endlich schlief ich dennoch ein und troz unsrer elenden Lagerstätte erwachten wir erst, als die stechend heiße Sonne unsern nackten Körpern zu lästig zu werden begann. Nachdem wir uns gegenseitig die Stacheln aus Rücken und Seiten gezogen, machten wir uns wieder auf den Weg und erblickten alsobald die Citadelle von Ribiera Grande, auf einem hohen Felsen gelegen; an ihren Mauern angelangt, giengen wir einen steilen Pfad hinab, der uns in die an ihren Fuß gelegene und vom Meer bespühlte Stadt führte. Es war früher Morgen, wie wir in die Stadt kamen, die Domherrn nebst den übrigen Geistlichen begaben sich so eben in die Domkirche zur Messe. Unser jämmerlicher Anblick fiel ihnen auf, sie blieben stehen und winkten uns herbey; nur zwey von ihnen waren Weiße, alle andere Mestizen jeder Art, die andern Chorbediente alle Neger oder Mulatten. Einer der Domherrn, der ziemlich geläufig Französisch sprach, that uns hundert Fragen über unsre Schicksale, und wie er vernahm, daß ich Latein verstehe, bewies er mir viel Auszeichnung; er selbst und noch einer seiner Collegen drückte sich, ohne eben an das Zeitalter Augusts zu erinnern, doch recht verständlich in dieser Sprache aus. Die Neugier zog eine Menge Studenten herbey, lauter Schwarze, die, sobald der Clerus in die Kirche getreten war, sich um uns drängten; zwey von ihnen hatten einige Kenntnisse gesammelt, die andern waren alle von der gröbsten Unwissenheit. Der vorzüglichste von ihnen, Nikolas Cabral, machte mir durch die Einladung, mit ihm zu frühstücken, großes Vergnügen, und der auserlesenste europäische Tisch hätte mir nicht köstlicher vorkommen können, als meines neuen Freundes gastfreyes Mahl, obschon es aus nichts als Goyaven, Cocos, Bananen, Jgnamen u. dgl. bestand. Nach dem Frühstück führte mich Cabral in die Kirche, aus welcher so eben die Geistlichen zurück kehrten; derjenige, welcher mich schon vorher französisch angeredet, hatte noch eine Unterredung mit mir, die er mit den Worten schloß: Sequere me ad domum meam. (Folgt mir in mein Haus.) Sein Name war Don Freire d'Andrade; sein Haus lag am Fuß der Citadelle, der Weg dahin führte durch einen Garten, es war fest gebaut, mit Ziegeln gedeckt und eines der besten in der Stadt, bestand aber doch, wie alle andere, nur in einem Erdgeschoß. Don Freire führte mich anfangs in einen geräumigen Saal, dessen sämmtliches Geräth in einigen Armsesseln und einem kleinen Tische bestand. Nachrichten über Europa füllten unsre erste Unterhaltung; nachdem ich seine Neugier

befriedigt, überraschte er mich sehr durch das Anerbieten, mir Kost und Wohnung zu geben, „denn zwanzig Personen mehr zu beköstigen, verschlägt mir gar wenig, sezte er hinzu, ich habe schon viele Europäer, die von ihren Schiffen entwischt waren, Jahre lang ernährt.“ — Man kann sich wohl denken, daß ich des Domherrn verbindliche Anerbietung nicht ablehnte. Mir wurden sogleich in dem, seiner Wohnung gegenüberliegenden, Theil des Hauses zwey Zimmer angewiesen; in einem jeden war eine kleine Bank, ein Tischchen und ein Bettgestell mit einer Binsen-Matte, hier zu Lande estère genannt, einige verschlossene Koffer dazu gerechnet, bestand darin das sämmtliche Hausgeräth; allein einem Menschen, der so wie ich, die vorhergehende Nacht keinen Ort gehabt hatte, um sein Haupt zu legen, schien das sehr herrlich. Des Domherrn Wohnung war übrigens nicht viel prächtiger; außer einem Schlafzimmer, einem Saal und der Kapelle, enthielt sie noch einen größern Raum für die freyen Weiber des Hauses, von denen ich später sprechen werde.

Wie ich von meiner Wohnung Besitz genommen, ward ich von drey Mulatten von vierzehn oder funfzehn Jahren auf Französisch begrüßt. Ich war schon herzlich froh, jemanden gefunden zu haben, mit dem ich im Fall der Noth mich verständlich machen könnte; entdeckte aber bald, daß die ganze Wissenschaft der Knaben in der einzigen Frage: comment vous portez vous? bestand, welche sie der Domherr gelehrt hatte. Da die Unterredung in der Zeichensprache sehr bald erschöpft war, warf ich mich auf meine estère. Nach einer halben Stunde kam ein kleiner Neger, der mir kauend und mit sehr deutlichen Geberden zu verstehen gab, daß ich zum Essen kommen sollte. Der Domherr saß schon am Tisch mit einem Schwarzen, dem Pater Sebi, (Eusebius) seinem Beichtiger. Ohne mich zur Theilnahme einzuladen, nannte er mir die Früchte und andern Gerichte, aus denen sein Mittagsmahl bestand, und verabschiedete mich darauf; allein in meinem Zimmer fand ich einen, für die drey Mulatten und mich gedeckten und eben so gut besezten Tisch.

Ich war solchergestalt in einer weit bessern Lage, als meine drey Unglücksgefährten. Wie mir der Domherr sagte, waren sie im Hospital der Misericorde aufgenommen, und weil ihnen außer der Wohnung nichts gereicht wurde, genöthigt, ihr Brod an den Thüren zu betteln. Auch die andern, durch den Raubangriff der Neger am vorhergehenden Tage zerstreuten Seeleute, trafen in diesem Zufluchtsort ein. Dieses Hospital, ein schweres, steinernes Gebäude, hat keinen Vorzug, als seine Festigkeit; zur Erde enthält es einen großen Saal, worin sich mehrere altmodische Betten mit Schilfmatten befinden, der einzige obere Stock ist von einer portugiesischen Beata und den zum Haushalt nöthigen Negern bewohnt. Diese Beaten sind Frauen, die sich ohne Klosterregel irgend einem Orden zugesellen, dessen Kleidung tragen und der Armen- und Kranken-Pflege obliegen.

Dieses Hospital ist mir durch folgenden Umstand unvergeßlich geblieben. Ich traf dort einen Sterbenden, es war ein Italiener, der als Zimmermann auf einem holländischen Schiffe gedient hatte; vom Capitain mißhandelt, benuzte er die Gelegenheit, während das Schiff in Porto Prayo vor Anker lag, zu entwischen. Das Schicksal führte ihn zu einem reichen schwarzen Pflanzer, der ihn sehr freundlich empfing, und nebst seiner Familie so gütig behandelte, daß er bald wünschte, sich durch die festesten Bande mit ihm zu verbinden. Die zweyte Tochter seines Wohlthäters flößte ihm Neigung ein, auch sie wollte ihm wohl, und ein Jahr nach seiner Ankunft in das Land, ward seine Ehe mit ihr, mit dem Beyfall ihrer beyden Eltern gefeyert. Die Geburt eines Sohnes vermehrte ihr Glück, zog aber dennoch ihr Unglück herbey. Die Schwestern der jungen Frau waren über diese Heyrath, die sie vergebens zu verhindern gesucht hatten, aufs höchste erboßt; anfangs bemühten sie sich, den verhaßten Schwager bey ihren Eltern zu verläumden, allein da es ihnen nicht gelang, ward ihr Gemüth noch giftiger. Vergeblich suchte der Italiener ihre Freundschaft zu gewinnen, die Geburt seines Sohnes, der einst ihr Erbe theilen musste, trieb die Wuth dieser boshaften Geschöpfe aufs Höchste. Der Tod — ob natürlich oder gewaltthätig, ist nicht erwiesen — befreyte sie bald von dem Kinde, dem Vater brachten sie ein langsames Gift bey, das in wenigen Monaten seine Kräfte verzehrte; einen Arzt gab es nicht auf der Insel, und um dem beständigen Anblick seiner Mörderinnen zu entgehen, nahm der Unglückliche seine Zuflucht in das Hospital. Noch sterbend warnte er mich auf das dringendste, keine genaue Verbindung mit den Landeseinwohnern einzugehen; er machte von ihrer Hinterlist, Treulosigkeit und Rachdurst ein so schauervolles Gemählde, daß sein Rath mir nie aus dem Gedächtniß kam. Wie ich ihn des folgenden Tages wieder besuchen wollte, war er schon verschieden; er hatte seinen fünf Sklaven die Freyheit geschenkt, von seiner Gattin zärtlichen Abschied genommen, und den Segen seiner Schwiegereltern empfangen.

Mein Gutthäter, gleich als wollte er den Eindruck, den diese schreckliche Begebenheit auf meine Seele gemacht hatte, verwischen, gab mir täglich neue Zeichen seiner Huld. Gleich anfangs versah er mich mit Kleidern. Außer einem von den seinen genommenen leinenen Hemd, das er mir bey meinem Eintritt gab, befahl er einem seiner Sklaven, mir deren zwey andere von Baumwolle zu geben, so wie eine Jacke und Pantalons von ähnlichem Zeug. Eine gestrickte weiße Mütze vollendete meinen Anzug, in welchem ich, nach Landessitte, als ein Stutzer erster Klasse auftrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die englische Oper Artaxerxes, in welcher, der jetzige Liebling des Londoner Publikums, Miß Wilson, so vortheilhaft erscheint, zieht immerfort, hauptsächlich wegen dieser vorzüglichen Sängerin, so zahlreiche Hörer herbey, daß man nur mit Mühe einen unbestellten Platz erhalten kann. Diese Oper gehört zu den seltenen Beyspielen der Stücke, welche anfangs wenig Eingang finden und mit der Zeit immer mehr Beyfall erhalten. Sie wurde zuerst 1762 in Coventgarden aufgeführt, wo Rich angefangen hatte, große und kostbare Schauspiele auf die Bühne zu bringen. Vor 50 Jahren stand es mit dem musikalischen Unterrichte in England so mißlich, daß Artaxerxes halb von Englischen, halb von Italienischen Akteurs aufgeführt wurde. Man hörte die Oper etliche Abend an; dann musste sie anderen Platz machen. Arne, der Komponist, hatte auch den Text geschrieben, oder vielmehr übersezt. Denn man hat bekanntlich ein Drama dieses Namens von Metastasio. Hoole, durch seinen Tasso bekannt, lieferte 1767 eine richtigere Uebersetzung. Dessenungeachtet hat der Text nur wenig Verdienst, und die Dauer und Beliebtheit des Stücks gründet sich blos auf die vorzügliche Musik, deren Urheber, Arne, ein seltsamer Mann, aber von ungewöhnlichen Naturgaben, war. Er sollte ein Rechtsanwald, der sogenannter Attornay werden; aber, zur Musik geboren, stahl er sich oft von seinem mit Rechtskontrakten bedeckten Pulte weg, oben hinauf in eine Bodenstube, wo er, ungehört, sich auf einer alten Geige übte. Seine Fortschritte waren erstaunlich, wie bey allen Enthusiasten; doch wußte sein Vater nicht eher etwas davon, als bis er den Sohn in einem Liebhaberkonzerte mitspielen sah. Der herrschende Hang des Jünglings ließ sich nun nicht mehr unterdrücken, und der junge Arne nahm Stunden bey Fostin, einem italienischen Violinisten, dem er bald gleich kam. (Im Vorbeygehen: Arne, der Vater, machte auch einiges Aufsehen; er soll nämlich das Original des politischen Kannengießers seyn, welcher in dem 155sten und 160sten Stücke des Englischen Zuschauers erwähnt wird. Er machte Bankerott und starb im Fleetgefängnisse, ein Ereigniß, welches dem Aufseher den Vorwurf der Grausamkeit und einen Prozeß zuzog. Veranlasst hierdurch, verfügte das Parlament eine Untersuchung, welche eine Umgestaltung der Verwaltung in den englischen Gefängnissen nach sich zog). Die Talente des jungen Violinspielers machten ihn mit mehreren ausländischen Virtuosen bekannt, die damals auf den englischen Theatern engagirt waren. Er ging vertraut um mit Senesino, Geminiani, Farinelli rc., und bildete sich ganz nach italienischen Musikern. Da man ihn nun für den besten englischen Violinisten hielt, so wurde er zum Vorspieler in Drurylane erwählt. Schon im 18ten Jahre sezte er die Oper Rosamond in Musik. Der Versuch schlug zwar fehl, aber Arne fühlte sich und wurde dadurch nicht abgeschreckt. Thomson und Mallet hatten auf Befehl des Prinzen von Wales, Friedrich, die Maske Alfred gedichtet und der Prinz ließ sie von Arne komponiren. Sie wurde am 1. Aug. 1740 in dem Garten zu Cliefden zur Feyer der Thronbesteigung des Königs und des Geburtstags der Prinzessin von Braunschweig aufgeführt, erhielt den Beyfall des Kronprinzen, (welcher der Liebling des englischen Volks war), und begründete mit einem Male Arne's Ruhm. Jezt fing man an zu vermuthen, daß Arne ein Genie seyn müsse und er bestätigte diese Meinung, als er Milton's Comus in Musik sezte und seinen Namen neben dem des großen Dichters behaupten konnte. Ruhm und Glück begünstigten ihn von nun an. In diese Zeit fällt die Komposition des Artaxerxes. Er wagte sich nachher in mehrere Fächer des musikalischen Satzes. Er komponirte die Gesänge in Shakspeares as you like it, Thomas and Sally rc. (sämmtlich noch allgemein beliebt) und alles gefiel. Er war einer der ersten von denen, die Schauspielerinnen unterrichteten; die berühmte Miß Brent war seine Schülerin. Sie war es, deren Gesang auf dem Coventgarden-Theater dem rivalisirenden Schauspielhause in Drury-lane, welches Garrick dirigirte, ungeheuern und langen Abbruch that, so daß man leztes nie besuchte, außer wenn Garrick selbst auftrat, welcher nach lange fortgeseztem vergeblichen Kampfe aus Verdruß nach Italien ging. 1778 starb Arne, 68 Jahre alt, an Körper und Geist erschöpft. Er hatte ziemlich regellos gelebt. Er war in der katholischen Religion erzogen, wurde aber während seines Genusses der Volksgunst ein Freygeist. Auf dem Sterbebette empfand er jedoch das Bedürfniß des Trostes der Religion und suchte ihn. Mit sterbenden Lippen versuchte er noch ein Hallelujah zu singen.

Hr. Ackermann hat vor Kurzem 12 Ansichten von Neu-Süd-Wales nach den Zeichnungen des Capt. Wallis herausgegeben. Die etwas rohen Stiche sind vorzüglich darum merkwürdig, weil sie das erste Werk der Art sind, welche uns von dort her gekommen. Sie wurden nämlich von einem gewissen Preston, einem Verurtheilten in der Kolonie, verfertigt; und da es an den gewöhnlichen Kupferplatten fehlte, so behalf er sich mit dem Kupfer, womit man die Schiffe beschlägt, welches viel zu dünn war, um gehörig geglättet zu werden. Von der Stadt Sydney befinden sich drey Ansichten darunter, sie gewährt mit ihrem Hafen einen recht freundlichen Anblick, und ist, als der Hauptort der Kolonie, von ziemlicher Bedeutung, besonders wenn man bedenkt, daß die ganze Gegend vor 32 Jahren noch eine Wildniß war. — New-Castle hat eine Kirche mit einem hübschen Thurme, die Häuser aber liegen weitläufig über einen Hügel hin zerstreut. Der merkwürdigste Stich ist die Vorstellung eines Corrobborie, Tanz der Eingebornen, in einem dunkeln hohen Urwalde, zur Nachtzeit, bey mehreren Feuern. Es ist unmöglich durch irgend eine Beschreibung von den grotesken, nackten Ge-

stalten, denen die Malerey auf Brust, Arm, Beinen und Rippen, d.* Ansehen von Gerippen gibt, denen die gräßlichen Knochenzierrathen in Nase und Ohren nur noch ein fürchterlicheres Ansehen verschaffen, einen Begriff zu geben. Die Weiber mischen sich nie in diesen Tanz, und wenn mehrere Stämme beysammen sind, so tanzt jedweder besonders. — Ein Blatt hat zwey schwarze Schwäne und ein anderes zwey Kangurus. Diese Stiche sind von einer historischen Beschreibung der Kolonie begleitet, womit sie einen dünnen Folioband (für 2 Guineen) bilden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Im März.

(Beschluß.)

Auf dem großen Operntheater wurde ein neues Ballet, Johanna d'Arc, aufgeführt, zuerst in vier, dann der ermüdenden Länge wegen, abgekürzt in drey Akten. Die Erwartung war höchst gespannt, die Befriedigung bey weitem nicht entsprechend. Unsere Recensenten drehen und winden sich, um nicht gerad herauszusagen, was die allgemeine Stimme laut genug verkündigt. Der Stoff ist überhaupt zu idealisch, und der aus drey Hauptzügen verschmolzene Charakter der Heldin läßt nur äußerst mangelhaft durch bloße Mimik sich versinnlichen. Außerdem stand die Vergleichung gar zu nahe, da die Tragödie ganz kürzlich erst auf dem Theater nächst der Burg neu in die Scene gesezt war, und die Darstellung der Stich die Menge gewaltig angezogen hatte. Der Balletmeister hielt für nöthig, der Handlung Scene für Scene zu folgen. Die Deutlichkeit gewinnt dadurch, aber die choregraphische Ausschmückung findet im Drange der großen Begebenheiten selten eine schickliche Stelle, und das glänzendste Prachtstück der Tragödie, der Krönungszug, erdrückt das leichte mimische Gebilde. Zwey glückliche Momente hat Herr Aumer ergriffen. Der Traum Johannens unter der wundersamen Eiche, wo ihr ganzes künftiges Geschick in ahnungsvollen Bildern ihr vorüberschwebt, indem diese Vision den Zuschauern plastisch angedeutet wird. Hier fiel es auf, daß die Seherin abgekehrt von den Erscheinungen lag, und sich diese doch nicht außerhalb, sondern im Innersten ihres Gemüthes entwickeln können. In der Folge feyern die Landleute Margots und Louisens Hochzeit. Dann tritt im Anfang des zweyten Akts der andre Hauptmoment ein. Agnes Sorel hat zu Ehren ihres fürstlichen Geliebten ein Fest zu Chinon angeordnet, das von den Zuschauern mit vorzüglichem Beyfall aufgenommen wurde, wiewol man es nicht ganz zweckmäßig finden wollte, daß der erhabne Gast in solchen Bedrängnissen des Reichs unter den Tanzenden auftrat. Der dritte Akt, (so wie das Ballet nun abgekürzt worden) sprach am wenigsten an; die Tragödie selbst bietet der Heldin zu viele Schwierigkeiten dar. Mad. Rozier fand mehrere ihres Talents würdige Glanzpunkte; im Uebrigen muß man bedenken, wie viel Mühe diese Leistung auch sogar den Darstellerinnen kostet, die von der Kraft der Rede unterstüzt, von dem Zauber der Diktion getragen werden. — Die Komposition befriedigte noch weniger die Erwartungen als das Sujet, so sehr auch früher die Musik des Ballets Alfred, von demselbigen Tonsezer, befriedigt hatte, dessen beliebter Marsch, der dort den Ritterschlag begleitet, täglich und stündlich noch gehört wird. Selbst Reminiscenzen aus diesem konnten nicht Ersaz gewähren, sondern machten das Mißlingen nur noch merklicher.

Schnell war das Theater in der Josephstadt mit einer Art von Travestie bereit, die den Titel führt: Johanna Dalk (so viel als dumme Gans) die Jungfrau von Oberlans (ein nah gelegener Ort, eigentlich Oberlanz). Der Titel bezieht sich auf eine Posse in der Posse, die zu Krähwinkel gespielt wird. Ein verkleideter Hans stellt die Jungfrau vor, ein geharnischter Jude kämpft mit ihr — so war es wenigstens das erste und zweytemal. Der Unsinn selbst geht auf dem Kopf, aber das Zwerchfell, wenn es nicht einem Misanthropen zugehört, hat genug zu thun. Unter andern kämpfen zwey Prinzipale nebst ihren resp. Truppen um den Plaz, mit Helmen und Schilden, Lanzen und Spießen; auf einmal entsteht Feuerlärmen, alles läuft durcheinander. Bündel und Gepäcke werden herbey geschleppt, eins wird aufgerissen, ein Käzchen herausgezogen, in diesem Augenblick formirt sich ein Tableau, worin die Mäusefängerin zur Hauptfigur erhoben wird. Ein ächtes Faschingsstück, das schon vierzehn Tage nach einander auf dem Zettel paradiert.

Die junge Schröder hat eine neue Gastrolle gegeben, denn sie wird noch immer nicht als engagirtes Mitglied angekündigt; diese war Emmeline in der Schweizerfamilie. Unsere Stimme gilt hier zu wenig, die Kunstrichter nehmen wieder ihren Flug zu hoch, und das alte Sprichwort: der Name thut nichts zur Sache, leidet allerdings Ausnahme. „Spiel und Gesang befriedigte;“ sagt das eine Blatt. — Also konnte man es wohl vollendet nennen? So scheint es wirklich, denn weiter heißt es noch: „die Meisterschaft der Mutter vereinigte sich mit dem Liebreiz der Tochter.“ — Also ungefähr Merope und Emmeline in einer Person! — Ein andres Blatt meldet: „Ihr Spiel war meisterhaft, man kann es idealisch nennen.“ (Nur gelassen, Herr Confrater!) „Ganz Innigkeit, Natur und Wahrheit.“ — (Eins von beyden. Idealisch, natürlich, wie war es denn eigentlich? Hat man nicht seine liebe Noth mit den Recensenten!) „Sie wird eine der ersten Lieblinge des Publikums werden.“ (Ey so sagt es doch nur grad heraus!) — Unterdessen mißlang dieser hoffnungsvollen jungen Sängerin lezthin eine große Arie in einer musikalisch-deklamatorischen Akademie.

Eine andre Sängerin ist schon wieder auf dem nämlichen Theater erschienen: Mlle. Unger, als Isabella in Mozarts Mädchentreue. In öffentlichen Konzerten hat sie früher Beyfall erhalten; hier mißlang ihr der Versuch. Schade um die angenehme Erscheinung! Stimme und Schule fehlen nicht; die Höhe zeigte sich schwach und unsicher, die Mittestimme besser, im Allgemeinen große Ungleichheit. Die Parthie ist zu schwierig, und neben einer Sängerin, wie die Grünbaum, aufzutreten, keine Kleinigkeit. Das Ariettchen im zweyten Akt und das Duett mit dem Offizier gelangen mehr als manches Andere. Die Gestalt ist hübsch, die Haltung etwas vorgebogen, dennoch wird man Anstand gewahr; die Bewegungen sind nachgeahmt, Beweglichkeit ist da. Sie wird vielleicht eine brauchbare Soubrette werden.

Auf dem Burgtheater wurde bisher nichts Neues gegeben. Jezt ist die Zeit der Unpäßlichkeiten und die Komödienzettel theilen immer Bülletins von Uebelbefinden mit. Das wird noch eine Weile fortdauern, dann naht die Ferienzeit, dann folgen die Gastreisen, diese ziehen sich gewöhnlich ein Paar Monate länger hinaus, bey einigen Künstlern beyderley Geschlechts. Dann kommt die Pflegezeit, und nun zeigen die Heroen und Heroinen sich in ihren Glanzrollen.

In Kurzem erscheint Grillparzers Trilogie: Der Gastfreund. Die Argonauten — für den ersten Abend; Medea für den folgenden.

Beylage: Literaturblatt Nro. 29.

Bruchstücke aus arabischen Dichtern eingewebt, theils zur Erläuterung der Begebenheiten und Sitten, theils um der ganzen Erzählung mehr orientalischen Charakter zu geben. Aus den arabischen Biographen hat er die wichtigsten Notizen ausgehoben, um die Charaktere der Männer, die sich in der Literatur oder auf dem Schlachtfelde hervorgethan, in helleres Licht zu setzen und den Gemählden eine größere Vollendung zu geben. Das Werk zerfällt in vier Bücher, von denen das erste mit einer kurzen Schilderung des Zustandes der Araber zur Zeit ihrer ersten Einfälle in Afrika beginnt. Er kommt darauf auf ihren Einfall in Spanien, die Regierung der Omire, ihre Politik und ihr Benehmen gegen die besiegten Völker, der Zwist unter den Omiren selbst, die Erzeugnisse, welche Spanien unter die Botmäßigkeit der Califen von Damascus brachte, und stellt ein Gemälde der Thaten und des Charakters der ersten arabischen Herrscher in Spanien auf, den Zeitraum von 710 bis 748 umfassend. Das zweyte Buch handelt von der Gründung der arabischen von den Kalifen unabhängigen Monarchie in Spanien, durch die freywillige Wahl einer großen Anzahl von Arabern, die sich zu Gunsten des Beni Omegas erklärten; von den Fürsten dieser mächtigen Dynastie, der Ausdehnung ihrer Gewalt in- und außerhalb der spanischen Halbinsel, Regierung und Gebräuchen, Reichthum, Kunst und Wissenschaft der Araber bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs 1030. Soweit reicht der jezt erschienene erste Band von 660 Quart Seiten. In den beyden folgenden Bänden, an denen bereits gedruckt wird, und von denen jeder nur etwa 450 Seiten enthalten wird, wird das dritte und vierte Buch geliefert. Der Verf. wollte noch ein Verzeichniß und eine Erklärung aller im Werke vorkommenden arabischen Wörter, eine vergleichende Geographie und eine Charte von dem arabischen Spanien hinzufügen, allein leider überraschte ihn der Tod mitten unter dieser ruhmwürdigen Arbeit. — Riego hat bereits einen Romanzensänger gefunden. El Romancero de Riego por D. Benito Perez wird allen Verehrern dieses in wenig Monden so berühmt gewordenen Mannes willkommen seyn. Der Dichter ahmt den Ton der alten Romanzen dieser den Spaniern so eigenthümlichen Dichtart, zuweilen mit viel Geschick und Feinheit nach. — Das Schicksal der unglücklichen Cornelia Bororquia ist aus Langle's Reise durch Spanien gewiß vielen Lesern bekannt. Sie war die eben so tugendhafte als schöne Tochter des Marquis von Bororquia, Gouverneurs von Valencia, und wurde in Sevilla öffentlich verbrannt. Ihr Verbrechen soll kein anderes gewesen seyn, als daß sie den entehrenden Anträgen eines Mannes von Einfluß, der sie in ihres Vaters Hause gesehen, nicht Gehör gab. Ohne Hoffnung, ihre Abneigung besiegen zu können, raubte sie der Elende und ließ sie in die Gefängnisse der Inquisition zu Sevilla werfen. Aber auch die Schrecken des Kerkers machten die reizende Cornelia nicht gefälliger. Eines Tages soll ihr Verfolger haben Gewalt brauchen wollen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, aber Cornelien fiel glücklicher Weise ein Messer in die Hand, und — sie stieß es in die Brust des Verbrechers. Diesen reichen Stoff hat D. R. D. y C. zu einer Heroide benuzt (Epistola de Cornelia Bororquia à su amante Vargas, escrita desde la papilla del Santo Oficio de Sevilla), allein er hat uns die platteste Prosa geliefert. — Juicios atados y pensamientos sueltos, ó juguetes de imaginacion en joco serios versos, romances y letrillas de algunos acaecimientos (Abgerissene Gedanken und Einfälle, oder Spiele der Einbildungskraft in scherzhaft-ernsthaften Versen ꝛc.) por D. Apolinar Ercilla (1. Theil), ein Machwerk ohne Geist und ohne Witz. Der erste, vor mir liegende Band enthält eine Lobrede auf den Wein, eine Epistel über die Begegnisse eines Barfüßer-Mönchs, die Romance vom kleinen Niclas, ein anacreontisches Gedicht auf die Chocolade u. s. w. — Gorostiza's Una noche de alarma en Madrid, comedia en un acto, ist im Buchhandel erschienen. — El remedio de la melancolia ó sea coleccion de recreaciones jocosas e instructivas, por D. Augustin Perez Zaragoza Godinez ist eine Sammlung von Anekdoten, Abentheuern, Sinnsprüchen, sinnreichen Einfällen, physikalischen Kunststücken, Rechnungsproblemen u. dgl., eine Kompilation, wie es dergleichen im Norden und Westen auch zu geben pflegt. — Der berühmte Redner der Cortes, D. Francisco Martinez de la Rosa hat in einer kleinen Flugschrift die Politik der nordischen Höfe sehr hart angegriffen. — Bignon's Schrift „über den Troppauer Congreß" und Daunou's Essai sur les garanties individuelles, que reclame l'état actuel de la Société, sind übersezt worden. Hr. Bousquet-Deschamps, der berüchtigte Sündenbock der Pariser Journalisten, giebt hier eine Wochenschrift in franz. Sprache heraus: L'echo de l'Europe, die bisher nur seine Stimme, also sehr wenig, wiedergegeben hat.

Neueste Bibliographie Italiens.

(Fortsetzung.)

Biblioteca storica di tutti i tempi e di tutte le nazioni. Milano 1820. Unter diesem Titel hat eine Gesellschaft die Herausgabe der besten Geschichtschreiber aller Nationen beschlossen. Man hat mit Joh. Müllers allgemeiner Weltgeschichte (in sechs Theilen) den Anfang gemacht. Darauf folgt Botta's Geschichte der amerikanischen Freyheit. Botta wurde, wie bekannt, der T. Livius von Amerika in den Journalen von Philadelphia und New-York genannt; er ist ein philosophischer Schriftsteller, dem ganz Europa gehuldiget hat. Sein gewählter Styl reicht unter die ersten Geschichtschreiber. Auf ihn folgt die Reihe der englischer Historiker mit dem ersten Band der Geschichte des Verfalls des römischen Reiches von Eduard Gibbon. Dieses klassische Werk ist vor mehreren Jahren schon in Pisa zur Hälfte übersezt herausgekommen; allein diese Uebersezung war sehr verstümmelt, fehlerhaft und unvollständig. Herr David Bertolotti (schon durch mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen vortheilhaft bekannt) hat jene Uebersezung völlig umgearbeitet und das Fehlende hinzugegeben; und da derselbe sehr viele Sorgfalt auf diese Arbeit verwendete, so behaupten die Mailänder, daß Italien dermalen eine getreue vollständige und elegante Uebersetzung des famösen englischen Geschichtschreibers besizt. Diese Bibliothek zählt jezt bereits 1200 Abonnirte, sie soll dem Plane nach 1500 haben, wornach dann ein Prämium demjenigen zuerkannt werden soll, welcher durch das Loos gezogen werden wird. Der September bleibt noch für die Pränumeration offen. Der Bogen kostet 16 Centesimi, so daß also Müller 15 L. 60 C. Botta der Bd. 5 L. 2 C. und Gibbon 1ster Bd. 4 L. 98 C. kosten werden. — Lettere sui giardini di Venezia. Milano per N. Bettoni 1820. Herr Bettoni ist der Autor dieser sieben Briefe, deren erstere vier bereits früher gedruckt, aber jezt mit poetischen Anmerkungen aus dem 3ten Gesange der „Nella" begleitet sind. Der Autor giebt in dieser Epistelreihe eine Idee des herrlichen Gartens, den Ve-

nedig vor Kurzem in seiner Mitte entstehen und gedeihen sah. Mit einer Art von Begeisterung gibt der Verfasser ein Projekt kund, in Folge welchem dieser Garten zu einem der bewundernswürdigsten von Italien werden könnte, er schlägt nämlich eine Supscriptions- und Erhaltungsgesellschaft vor, welche die Verschönerungen, deren dieser Garten fähig wäre, auszuführen und zu leiten hätte. Diese Vorschläge, wenn sie auch zum Theile etwas schwer ausführbar sind, könnten der Regierung Stoff zur verdienstlichen Verordnung für das öffentliche Vergnügen geben, und sollten es um so mehr, als bereits das Haupthinderniß der üppigen Bearbeitung des großen Terrains besiegt ist. Es giebt ein herrliches Bild, die schöne durch die Salzluft beförderte blühende Vegetation mitten im Meere, mit angenehmen Spaziergängen, reizenden Hainen, bequemen Ruheplätzen, und andern ländlichen Abwechselungen, in der Nähe der durch den Lagunenspiegel und den darauf ruhenden und fahrenden Schiffen aller Art, Barken und Gondeln belebten Horizont zu sehen; am schönsten ist das Schauspiel bey Mondschein in heitern Sommernächten, wo die feurigste Einbildungskraft eines Dichters ähnliches nur schwer zu beschreiben im Stande wäre. Bettoni möchte diesen Garten mit Denkmälern, Statuen, Tempeln und andern Kunstwerken, die vaterländische Gegenstände zum Zweck hätten, verziert wissen. Es wäre zu wünschen, daß diese Vorschläge höhere und wirksame Unterstützung fänden, denn wahrhaftig, was kann edler und empfehlungswerther seyn, als die Beförderung des allgemeinen Frohsinns und Vergnügens! Diese Briefe sind übrigens mit Sentimentalität geschrieben, und werden vorzüglich von jungen Gemüthern mit Freude gelesen werden. — Del bello ideale, e delle opere di Tiziano. Lettere di Giuseppa Carpani. Edizione secondo. riveduta ad accrescinta dell' Autore. Padova 1820. dalla tipogr. Minerva. Diese Briefe, welche früher in der Biblioteca italiana als Recension des Malerschen Werkes: Sulle Opere di Tiziano abgedruckt standen, finden hierlandes, ungeachtet ihrer polemischen Tendenz gegen jenen Autor, und so mancher Verstöße bey metaphysischen und ästhetischen Definitionen, sehr vielen Beyfall, weil sie in einem sehr angenehmen, faßlichen, blühenden Styl verfaßt sind und reiche Belesenheit an Tag legen. — Nuova Guida per la città di Pirenze, e per le principali città della Toscana; ornata di 60 rami rappresentanti le più belle vedute del paese, unitamente alla pianta di Pirenze, ed alla carta geografica di Toscana. presso Gasparo Ricci. Pirenzi 1820. wird den Fremden, welche die mahlerische Reise durch Toscana zu machen gesonnen sind, um so willkommener seyn, als es ein Compendium des Vorzüglichsten enthält, was dieses schöne Land, sowol an Naturschönheiten als Kunstmerkwürdigkeiten darbietet. Es ist sehr nett und fehlerfrey in zwey Bändchen gedruckt, und kostet 24 Paoli. — Jacopo Balatresi in Florenz giebt in Folge mehrer erhaltener Aufforderungen, wie er sagt, eine zweyte Auflage des Giornale del Genio, bandweise heraus, und G. P. Vieusseur, Eigenthümer und Direktor des Gabinetto Scientifico e Catterato verspricht in einem eigenen Programm eine Sammlung der Werke jeglicher Literatur, unter dem Titel: Antologia, worin er das Vorzüglichste der Ausländer im Italiänischen zu geben verspricht. Alle Monat sollen ungefähr 10 Bogen erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orient und Occident.

Zwey Antworten auf das Neujahrsblatt Nr. 1. über Beamten-Maurerei.

I.

— „Sie haben uns da in Nr. 1. ein artiges Neujahrsgeschenk gemacht mit Ihrer Procesgeschichte von der Beamten-Maurerei. Aber wahrlich, Sie thun uns MM. zu viel. Kein echter Freimaurer" (woran erkennt man die echten?) „wird gehässige Denunciationen aus vertraulichen Privatbriefen billigen oder gar selbst unternehmen. Das sind Beamten- nicht Maurer-Sünden, auch kann ich Ihnen verbürgen: Der genannte Briefdenunciant ist gar nicht Maurer," (desto schlimmer! dann entschuldigt nicht einmal der Maurer-Eifer seinen Schritt; ein nicht maurerischer Departements Chef wäre mir die Aufmerksamkeit auf maurerische Einflüsse à plus forte raison schuldig gewesen) „und kann es nunmehro auch nicht füglich werden." (Oho! In Einer der beyden Weißenfelser Logen würd' er die Proben wohl aushalten.)

II.

— „Sie haben vollkommen Recht in Hinsicht auf die Maurerei, und auf deren störende Einflüsse auf die individuelle Freyheit des Lebens; besonders wo dieselbe gesetzlich gebilliget ist, und sich daher in das staatsgesellschaftliche Leben einzudrängen weiß, ohne daß man's hindern kann bey dem besten Willen. Aber in Betreff unserer Beamtenwelt, da sind Sie im Irrthume; die Art der Verhandlungen läßt da maurerische Einflüsse gewiß nicht zu, die Nicht-Maurer im Collegium würden gleich mit aller Macht opponiren, wenn sie Unrath merkten" (wenn!), und von Furcht vor der BBschaft wird ein redlicher Mann nie geleitet werden." (Mann!) „Fürchten Sie sich denn davor?" (zeigt Figura.) „Kurz, Sie kennen vielleicht Ihre W... maçons, aber unsere Beamten nicht!"

Das hat man von den Appellationen ad publicum. Jeder Richter hat am Ende seine eigne Ansicht, wie jeder Mensch seinen eignen Regenbogen hat, den der Punkt bestimmt, wo er steht. Der erste Briefsteller ist ein edler, gelehrter, aber nicht angestellter Maurer; der zweyte ein eben so wackerer, aber profaner Staatsbeamter.

M.

Druckfehler in Nro. 17.

S. 65 Sp. 1 Z. 14 von oben, statt Radius rector lies Radius vector, welcher Fehler öfter vorkommt.
— 65 — 1 — 15 v. o. st. der, l. den.
— 66 — 1 — 14 v. u. st. der, l. den.
— 66 — 2 in der Anmerk. l. heterogeneitatem.
— 72 — 1 zum Schluß der Anzeige, st. damit, l. mit dessen Darstellung.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. April 1821.

Dramatische Dichtkunst.

Neue („zweyte vermehrte und verbesserte") Auflage von Friedrich Kinds Schauspiel: Van Dyk's Landleben. Lpz. b. Göschen 21.

Wir zeigen diese zweyte Auflage besonders darum an, weil sie mit einer echt poetischen Antikritik gegen unsere Beurtheilung der ersten (Lit. Bl. 1819 Nr. 27.) anhebt, worauf wir denn doch mit möglichst poetischer Antwort zu dienen versuchen müssen.

Kind.

Wie Quell' und Quelle nach Vereinung streben,
  Und rauschend dann den Ufern sich verkünden;
  Wie Fackeln, welche bräutlich sich entzünden,
  Bald hell're Glut empfangen, bald sie geben;
Wie Rosenlippen aneinander beben,
  Auf Wechselraub ein Götterglück zu gründen:
  So will auch Geist dem Geiste sich verbünden,
  Und Kunst mit Kunst im Charis-Tanze schweben.
Mit sieben Strahlen hat der Iris Bogen
  Die far'bge Laub' um unsre Stirn gezogen,
  Wie siebenfach der Ton im Saitenspiele:
So gönnt der Lyra denn die Schwesterstrahlen;
  Wie Maler dichten, so laßt Dichter malen.
  Breit ist die Bahn — nach Einem Kranz am Ziele!

Kritiker.

Du irrst, es giebt am Ziel der Kränze viele,
  Und just des Drama Bahn ist von den schmalen;
  Da gilt's, mit Worten eine That zu malen,
  Es reicht nicht hin, daß man so Malens spiele.
Denn ob man auch den Leuten drob gefiele,
  Die Bilder kennen, lieben und bezahlen;
  Die wahre Lust am Drama fordert Strahlen,
  Die Einer werden in des Brennpunkt's Ziele.
Endreimen gleich sind Bilder hier gegeben
  Aus eines Malers buntgewirktem Leben,
  Man fühlt die Müh', die sie verbeygezogen.
Laß Einen Genius die Glut entzünden!
  Denn ob auch sieben Farben sich verbünden,
  Nur Eine Sonne wölbt den Friedensbogen.*)

Die auf dem Titel angezeigte Vermehrung der neuen Auflage besteht in einer 53 Seiten langen theils anti- theils autokritischen Vorerinnerung. Der Dichter giebt sich hier große Mühe, zu beweisen, und belegt es auch wirklich mit den Aeußerungen seines Freundes Böttiger, sowohl in der von ihm (Kind) mitredigirten Abendzeitung (1817. Nr. 4. 1818. Nr. 218.) als in der Beylage zur Allgemeinen Zeitung (1816. Nr. 157.), daß diese Art von malerischen Schauspielen, wie er sie im Van Dyk gegeben, neu zu nennen sey. (S. 34.) Von einer ähnlichen und gleichsam geringeren Gattung malerischer Schauspiele, die er zum Unterschiede von seiner „kunstgeschichtlichen" die lebensgeschichtliche genannt wissen will, sind ihm, jedoch „größtentheils erst nach Beendigung des V. Dyk", blos sieben Stück bekannt geworden: Castelli's Rafael, Weigl's Adrian von Ostade, Oehlenschläger's Correggio, Braun's Rafael Sanzio von Urbino, Griesel's Albrecht Dürer (das im L. Bl. 1820. Nr. 98. angezeigte talentlose Product), Karl Stein's arme Maler und Houwald's Bild, die er denn hier en revue passirt. Sollt' ihm denn nicht auch noch ein achtes bekannt geworden seyn: Contessa's Fündling oder die moderne Kunstapotheose? Eine Dichtung, die den Maler viel wahrer und eindringlicher darstellt, als es im V. Dyk geschehen seyn dürfte? Da wär' er ja in der Kenntniß der dramatischen Literatur so weit zurück, daß man ihm das Recht absprechen könnte, im Gebiet ihrer Kritik mitzusprechen; wenigstens mit dem nämlichen Rechte absprechen, mit welchem er seinerseits das Urtheil der Dramaturgen über dergleichen Stücke für incompetent erklärt, daferne sie nicht in der Geschichte der Malerkunst bewandert sind. Wäre doch der gemüthliche Kind besser im logischen Unterscheiden bewandert! Freylich wohl muß der Dramaturg in der Geschichte der Malerey bewandert seyn, wenn er das Kunstgeschichtliche der Ausarbeitung prü-

*) Das ist auch physikalisch wahr. Zwey Sonnen schon, die wirkliche am Horizont und die abgespiegelte auf der Meeresfläche, geben an den Seeküsten das Schauspiel eines spitzwinklich-gekreuzten Regenbogens, wie ich mich entsinne, in Gilbert's Annalen d. Phys. gelesen zu haben. M.

sen will; aber das kann er recht gut den Kritikern der Kunstgeschichte überlassen: er hat es mit dem Dramatischen zu thun, und es ist (zur Noth a priori) klar, daß in der ganzen Geschichte der Malerkunst nichts enthalten seyn kann, was einen Verstoß gegen die Kunstgesetze des Drama rechtfertigen, oder eine echte, dramatische Schönheit zum Gebrechen machen könnte. Das vierte der ihm bekannt gewordenen malerischen Stücke, Braun's Rafael (das Lit. Bl. 1819 hat dasselbe in No. 44. S. 175 ff. beurtheilt, und S. 176 mit Correggio und Van Dyk verglichen) beurtheilt er auf eine Weise, die hier wenigstens höchst unschicklich ist. Er bietet das ganze (nicht reichhaltige) Arsenal seiner Dialectik auf, um dieses Gedicht, welches einige Kunstrichter über das seinige gesezt haben, nach Tendenz, Grundidee und Ausführung unter dasselbe herabzusetzen. Wie kommt ein so bescheidener Sänger zu diesem Verfahren? Der Trieb, die Mängel eines Nebenbuhlers aufzudecken ist freylich rein menschlich; aber das Rein-menschliche verrichtet man doch nicht gern so offen!

Naturgeschichte.

Museum der Naturgeschichte Helvetiens (Botanische Abtheilung). Herausgegeben von N. C. Seringe, Lehrer an der Akademie in Bern. Dritte Lieferung (5. und 6. Heft). Bern b. Verf. Juni 1820. Vier Bogen Text und 5 Steindrucktafeln in 4.

Den zoologischen Theil dieses Museums besorgt Hr. Professor Meißner. Der von demselben unabhängigen und selbstständigen botanischen Abtheilung hingegen ertheilt Hr. Seringe mit dieser dritten Lieferung eine geregelte, den Freunden der Pflanzenkunde erwünschte Einrichtung, derzufolg alle vier Monate eine Lieferung ausgegeben werden soll. Kritische Pflanzenbeschreibungen, und solche Beyträge zur berichtigten Kenntniß der Arten, die aus der Schweizerflora enthoben werden können, nebst Abbildungen neuer oder nicht hinlänglich gekannter Arten, machen den Hauptinhalt des Werks aus, dessen erste Lieferung kritische Bemerkungen über die Rosenarten von De Candolle und Seringe, die zweyte des Leztern Monographie der Gattung Pyrola und die dritte Haller's Uebersicht der Gattung Potentilla und den ausführlichern Text zu den zwey ersten Decaden der Seringe'schen getrockneten Pflanzen aus der Familie der Rosaceen (Dryadeæ, Agrimoniaceæ et Ulmariæ exsiccatæ, tribus Rosacearum) enthält.

Der Werth getrockneter Pflanzensammlungen, wenn die Exemplare sorgfältig gewählt, behandelt und bestimmt sind, und wenn sie von einem zuverlässigen Pflanzenkenner herrühren, ist sattsam bekannt; die Anzahl dieser Sammlungen und ihrer Veranstalter hat sich in dem Verhältniß wie die Botanik zur Lieblings-Wissenschaft geworden ist, neuerlich auch in Deutschland ungemein vermehrt, so daß bald eine eigene kritische Sichtung derselben erforderlich werden dürfte, welche die zur Förderung der Wissenschaft mit Fleiß und gewissenhafter Treue besorgten von denen unterscheiden wird, die blos merkantilische Zwecke haben, und statt Irrthümer zu berichtigen, diese vielmehr vermehren und vervielfältigen. Unter den ersteren wird den Arbeiten des Hrn. Seringe eine sehr ehrenvolle Stelle zukommen. Sein reiner und wissenschaftlicher Eifer gewährleistet den Werth seiner schönen Sammlungen, unter denen die Centurien (bis dahin fünf) der Alpenpflanzen (oder das Herbier des Alpes) die erste Stelle verdienen. Seine neuesten Sammlungen sind die der schweizerischen Rosenarten und der obbemerkten Pflanzen aus der Familie der Rosaceen. Mit dem kommenden Jahr will er in monatlichen Decaden die Herausgabe einer Sammlung der schweizerischen Bäume und Sträucher eröffnen, deren getrocknete (mit Blättern, Blüthen und Früchten, oder deren Abbildungen) versehene Exemplare von einem Text begleitet werden, welcher die Beschreibung, die Synonymie, die Trivialnamen, den Standort und Bemerkungen über Kultur, ökonomische Benutzung u. s. w. enthält. Eine Sammlung polirter Holzarten in 3 Zoll langen und 1 Zoll breiten Täfelchen, nebst Stücken alter und junger Rinde von gleicher Größe soll für die Baumarten die erste Sammlung (doch von ihr unabhängig) vervollständigen.

Spanische Literatur.

Endlich bin ich so glücklich, Deutschland die Erscheinung eines Werkes anzukündigen, wie die spanische Literatur im Laufe dieses Jahrhunderts noch kein anderes hervorgebracht hat, und das die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt, so weit diese reicht, auf sich ziehen wird und muß. Ich rede von der Historia de la dominacion de los Arabes en Espanna, sacada de manuscritos y memorias arabicas (Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien, aus arabischen Manuscripten und Denkschriften gezogen) von dem im Laufe des vorigen Jahres verstorbenen Akademiker Joseph Anton Conde, einem Werke, von dem so eben der erste Band die Presse verlassen hat. Es war längst an den Spaniern, der gelehrten Welt die Schuld abzutragen und diese wichtige Epoche ihrer Geschichte zu erforschen und die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen. So viele Hülfsmittel und Quellen früher auch vernichtet worden sind, so blieben noch genug übrig, um wenigstens die Lücken der alten Chronisten auszufüllen, ihre Irrthümer zu berichtigen und in diese Epoche einiges Licht zu bringen. Der gelehrte Conde, dessen früher Tod ein unersetzbarer Verlust für unsere Literatur ist, wagte sich in den dunkeln Schacht, durchwühlte die kostbaren Manuscripte, welche in den hiesigen Bibliotheken und in der des Escurial aufbewahrt liegen, verglich und sichtete, und brachte endlich das Werk zu Stande, das seinen Namen verewigen wird. Die Politik der arabischen Eroberer, ihre Kriegskunst, Regierungsform und Gesetzgebung, ihr Besteuerungssystem, die Staatsverwaltung, politische Eintheilung, städtische Polizey, Wohlthätigkeitsanstalten und der öffentliche Unterricht, religiöse Duldung, Sitten und Gebräuche bildeten die vorzüglichsten Punkte seiner Aufmerksamkeit; Thatsachen und Belege, alles ist neu und gründlich. Er hat häufig

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. April 1821.

Bey der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne während einer gestirnten Nacht, redet das verborgne Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache und giebt unentwickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen.

Kant.

Eingemachte Lesefrüchte.

Dreyßigster Aufsatz.

Linsen.

Wenn die werthen Gäste meiner Frau Prinzipalin, der Redaktion des Morgenblattes, geglaubt haben, daß ich meine Kunstlaufbahn beschlossen hätte, weil ich ihnen seit mehr als Jahresfrist kein Frühstück von meiner Art vorgesezt habe; so kennen sie mich schlecht. Es ist mir nicht eingefallen, die eingemachten Lesefrüchte zu beschliessen, wie Napoleon seinen Feldzug in Rußland: mit einem neunundzwanzigsten Bulletin. Mit meinem 29sten Aufsatze war nichts beschlossen, als der dreyßigste, d. h. ich schloß ihn mit dem Vorsatze, nächstens einen 30sten zu schreiben. Warum dieses Nächstens so lange gedauert hat? Ich habe mittlerweile zwey Bücher gelesen, die so tiefsinnig sind, daß ich ein volles Jahr gebraucht habe, um sie nur halbweg zu verstehen. Daraus mach ich nun ein, was folgt.

Alle Welt kennt die Milchstraße, hoff' ich, wenn man unter kennen nicht mehr versteht, als gesehen haben. Aber was ist sie? Es ging mich zwar nicht viel an; aber ich wollt' es nun einmal wissen, und deßwegen las ich ein Buch von Herschel über den Bau des Himmels, und eins von Kant, genannt die allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Ich wette, daß neun und neunzig Hunderttheile meiner Leser lieber einen Scheffel Linsen lesen möchten, als diese Schriften; aber ich habe Linsen heraus gelesen: Linsen von einer so enormen Größe, daß Münchhausens Bohnen, die von der Erde bis an den Mond emporwuchsen, daneben kaum noch mit bloßen Augen sichtbar sind. Wenn ich den Lesern sagte, daß unsere Erde in dem hohlen Bauche einer solchen Linse sich befindet, und darinnen in einer Bahn von einigen und 40 Millionen Meilen Durchmesser sich umtreibt, und wenn ich hinzusetzte, daß die Milchstraße nichts anderes ist, als der, von innen gesehene, scharfe Rand dieser Linse: so würden sie glauben daß sie nun einen anschaulichen Begriff der Größe derselben hätten. Aber das wäre fürwahr nur ein Miniaturbegriff neben dem von Herschel und Kant. Das wird sich gleich zeigen.

Es zeigt sich nämlich in guten Sehröhren, daß die Milchstraße, dieser matt glänzende Reif an der Himmelssphäre, aus einer unzählbaren Menge kleiner, einander unendlich nahe stehender Sterne besteht. Da fragt sich nun billig, woher es kommt, daß gerade nur dieser Streif so hageldicht mit Sonnen besäet ist, oder vielmehr scheint: denn was dort ganz nahe neben einander erblickt wird, das kann nicht nur in die Tiefe hinein (hintereinander) in unermeßlichen Weiten von einander abstehen, sondern auch sogar in die Breite (nebeneinander), weil die Entfernung von unserem Auge sowohl die Gegenstände als ihre Entfernungen von einander (die beyläufig ebenfalls Gegenstände sind) in unendlicher Progression verkleinert. Nun ist die Welt —

Ja, da sitz' ich. Das Wort hat so vielerley Bedeutungen, selbst in der Naturlehre, und diese sind so über

einander gebaut, daß man von dem Begriffe der kleinsten ausgehen muß, um zu dem der großen, der ganzen zu gelangen. Unsere Erde heißt Welt. Um sie herum läuft der Mond. Das giebt schon einen Anfang von System, und mag meinetwegen auch die Welt heißen. Die Erde mit ihrem Monde läuft um den nächsten Firstern, genannt die Sonne, und die übrigen Wandelsterne (ich glaube, man kennt ihrer jezt von dem Merkur bis zum Uranus fast ein Dutzend) thun mit ihren Trabanten das Nämliche. Das ist wieder eine Welt, Planetensystem oder auch Sonnensystem genannt. Läuft nun die Sonne mit diesem ihren Gefolge auch ihrerseits wieder um irgend einen Bahnmittelpunkt herum, und thun die übrigen 999,000 Oktillionen Sonnen, die wir sehen und Firsterne nennen (für Eine mehr oder weniger steh' ich nicht) abermals das Nämliche; so giebt das dito eine Welt; ein Firsternensystem.

Man wird einwenden, das sey undenkbar: denn wenn die Firsterne, unsere Sonne mit eingeschlossen, auch Bahnen durchliefen, so könnten sie nicht fest zu stehen scheinen. Aber wie denn, wenn ihre (bis jezt für uns unmeßbaren) Entfernungen von uns so groß, und ihre Bahnen sammt ihren Umlaufszeiten so ungeheuer wären, daß kein Mensch lange genug lebte, ja daß keines Volkes Erfahrung durch Ueberlieferung sich lange und genau genug fortpflanzte, um uns auch nur die kleinste Veränderung ihrer Stellung gegeneinander bemerklich zu machen? Denkbar bleibt es doch immer, daß der Mittelstern in der krummen Deichsel des Himmelswagens in Folge jener ungeheuren, von keiner Central-Commission zu erörternden Umtriebe einmal mit den beyden Endsternen für irdische Augen in eine gerade Linie komme, und daß der kleine Fuhrmann, der darauf sizt, eine Viertheilelle weit davon weglaufe; aber wenn das nicht eher zu Stande kommt, als nachdem die Erde 10,000,000 Mal um die Sonne gewandert ist; so frag' ich, wer auf der Erde dann noch wissen soll, daß der kleine Fuhrmann jemals auf dem Mittelsterne gesessen hat, und daß die Deichsel einstmals krumm gewesen ist? Von allen Sternkarten, Himmelsgloben und Himmelsbeschreibungen, von allem, was wir unsterbliche Werke nennen, wird keines so lange sich halten; ja vielleicht besteht überhaupt kein Planet so lange, daß er, wenn er selbst ein Herschel wäre, die Bewegung der Sonnen an den Veränderungen ihrer Stellungen gegeneinander wahrnehmen könnte.

Kehren wir nun zurück zu unserer Großwelt, dem Firsternen-System. Jedermann begreift, daß so ein Ding einen Raum einnehmen muß, und das einen tüchtigen. Ja man kann füglich sagen, es sey ein Körper, ein physischer sogar, das heißt: ein mit Materie erfüllter Raum: denn auch das Medium, worinnen sich das Licht, die Attraction, der siderische Magnetismus u. dergl. kosmische Kräfte fortpflanzen — ich kann just nicht genau sagen, was es für eine Materie ist, sehe aber doch auch nicht ein, wie es etwas anderes, als Materie seyn könnte: Materie, wie das Wasser, in welchem die Fische sich bewegen, und wie die Luft, in welcher die Vögel und die Kanonenkugeln herum fliegen. Ist es nun ein Körper in dem angeführten Sinne; so muß derselbe doch auch eine Gestalt haben, sollt' ich denken: denn sonst müßt' ich ihn unbegränzt, unendlich denken, und darauf laß' ich mich ein für allemal nicht mehr ein, weil ich es mit diesem Denken noch niemals bis zur Anschaulichkeit habe bringen können. Aber welche Gestalt mag er haben? Nun es ist ein Weltkörper, warum sollt' er nicht die der meisten übrigen haben, mit denen wir bis zur Anschauung ihrer Gestalt gekommen sind? Und das ist die Gestalt einer unvollkommenen, platt gedrückten Kugel. Drücken wir in Gedanken auf dieses Kügelchen ein wenig derb; so haben wir — eine Linse, und wir befinden uns darinnen. Wo? Ich denke, ungefähr in der Mitte, so was man ungefähr nennt in der Großwelt, wo auf einige Octillionen Meilen auf und ab nicht gar viel ankommt. Gesezt nun, diese Linse ist mit Sonnen dergestalt angefüllt, daß die Abstände derselben von einander ziemlich gleichmäßig sind; so müssen wir, wenn wir nach dem scharfen Rande zu sehen, weit mehr Sonnen zu gleicher Zeit in unser Sehfeld bekommen, als bey dem Blicke nach den beyden platten Seiten der Linse. Die fernsten dieser Sonnen, selbst bey ungefähr gleicher Größe, müssen uns kleiner, minder lichtglänzend, dichter gesäet erscheinen, und ich sehe nicht, wer etwas darwider haben kann, daß wir fortfahren, diese Erscheinung am nächtlichen Himmel Milchstraße zu nennen, wenn sie gleich der scharfe Rand der großen Weltlinse ist.

Die freylich immer ein wenig problematische Existenz dieser Linse wird noch plausibler durch den Umstand, daß die nächst kleinere Welt, unser Planetensystem, auch eine Linse ist. Alle Planetenbahnen um die Sonne liegen mit ihren Ebenen dergestalt, daß sie nur in dem Thierkreise sich zu bewegen scheinen, also in einem bestimmten, nicht sonderlich breiten Reifen um den Himmel. Die Asteroiden, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, (nach einer Vermuthung Stücke eines zersprungenen oder noch nicht zusammengewachsenen Planeten) weichen davon zwar ab, aber nicht bedeutend. Diese Erscheinung kommt nothwendig, nach unumstößlichen Lehrsätzen der Optik und Sphärik, von der Kleinheit der Winkel her, unter welchen die Ebenen dieser Bahnen (unsere Erdbahn eingeschlossen) in der Sonne sich schneiden. Die Breite des Thierkreises ist das ungefähre Maß des größten von diesen Winkeln; ich sage das ungefähre Maß; das genaue würden wir nur von der Sonn' aus sehen. Stellen wir uns nun den körperlichen Raum vor, welchen diese begränzten Ebenen einnehmen; so nimmt er in unserer Vorstellung nothwendig die Gestalt einer Linse an, und noch dazu einer sehr platten, wenn wir an die Größen dieser ovalen

Scheiben und an die große Verschiedenheit ihrer Größen denken. Man denke sich einmal 10 — 12 Faßreifen, groß und klein, und schiebe sie in Gedanken so in einander, daß sie sich in gemeinschaftlichem Mittelpunkte zwar unter verschiedenen, aber doch solchen Winkeln schneiden, deren keiner über 10 Grad Oeffnung hat. Darüber denke man sich ein Tuch angespannt, und ich will nicht Frühstücksloch des Morgenblattes seyn, wenn nicht ungefähr die Gestalt einer Linse herauskommt. Wären nun der Planeten, die in der Linse unseres Sonnensystems umlaufen, Millionen, oder Billionen u. s. w., was würde der Thierkreis anders seyn, als ein strahlender Ring um den Himmel? eine nähere, und darum hellere Milchstraße? eine Lichtstraße? Und noch mehr: wenn zu einer gewissen Zeit, auf irgend einem länglichen Streifen in der Mitte dieses breiten Ringes, gerade wenig oder gar keine Planeten stünden, welches nach der Lage ihrer Bahnen wohl seyn könnte; würde nicht an dieser Stelle die Lichtstraße aussehen, wie ein sich theilender und wieder vereinigender Lichtstrom? wie die Milchstraße?

Sind nun die sogenannten Fixsterne Wandelsterne eines größeren Systems, deren ungeheure Bahnebenen, mindestens in einer unverhältnißmäßigen Ueberzahl, in dem unbekannten gemeinschaftlichen Mittelpunkte, sich ebenfalls unter kleinen Winkeln schneiden; so ist die Milchstraße gleichsam der Thierkreis*) des Fixsternensystems, und die Sonnen scheinen dort nur darum so dicht gesäet zu seyn, weil ihre überwiegende Mehrzahl vermöge der Lage ihrer Bahnen dem irdischen Auge nur innerhalb dieses Streifen erscheinen kann. Daß es deren Einzelne (freylich nach unseren Begriffen gewaltig viele) giebt, die außer demselben, und selbst in der Entfernung von 90 Graden davon ab, gesehen werden, läßt sich erklären, ohne anzunehmen, daß sie außer der Linse sich befinden, man darf sich nur vorstellen, ihre Bahnen seyen um so viel kleiner als die größte, daß sie, selbst in ungefähr senkrechter Stellung auf den Ebenen der größeren und größten, doch nicht über die Linse hinaus fallen. Man denke sich den Reif eines großen Weinfasses in freyem Raume aufgehangen, und halte nun den eines Geldfäßchens, Centrum auf Centrum, dergestalt hinein, daß er horizontal liegt, und also mit seiner Ebene die des aufgehangenen senkrecht schneidet; so wird man das gleich einsehen. Auch kommt es hier auf den Platz unserer Erde in der Linse an. In ihrem genauen Mittelpunkte sähen wir vielleicht alle ihre Sonnen in einer Milchstraße, wie wir in unserer Sonne und auf der Erde alle Planeten in einem Zodiacus sehen und respective sehen würden, wenn wir dort (in der Sonne) wären. Wer von der Perspektiv mehr versteht als ich, der wird auch das noch besser begreifen, als ich es darstellen kann.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ich muß hier bemerken, daß ich die ganze Vergleichung der Milchstraße mit dem Thierkreise mir selbst ausgedacht habe; es möchte sonst etwa die unreife Astronomie eines Kochkünstlers auf Herschels und Kants Rechnung kommen.

Volksfest zu Jamnitz in Mähren.

(Aus dem Archiv f. hist. Staats- und Kriegskunst 19. März 1821.)

In dem Zeitalter, wo in Mähren so wenig wie in irgend einem andern Lande Europas milder Friede waltete, fiel dort eine Begebenheit vor, deren Andenken noch in unsern Tagen durch ein Volksfest gefeyert wird, dessen Veranlassung den Feyernden selbst wohl nur sehr dunkel bekannt seyn mag.

Im Jahr 1312 fiel der ungarische Palatin, Matthäus Graf von Trentsin, mit einem gewaltigen Heere in Mähren ein. Wesselv und Kunowitz waren bald in der Gewalt des siegreich bis gegen Hradisch vordringenden Feindes, dessen Schritte wilde Verheerung bezeichneten. Da sandte der König Johann eilig den mährischen Landeshauptmann mit einem böhmischen Heere dem immer übermüthiger gewordenen Feinde entgegen, und folgte diesem selbst eben so schnell mit einer ansehnlichen Reiterey nach.

Nach der Sage begleitete dazumal den König seine Gemahlin Elisabeth auf diesem Zuge bis Jamnitz, wo er sich von ihr trennte, und sie dem Schutze und der nöthigen Vertheidigung der Jamnitzer Bürgerschaft empfahl, weil sie ihm schon früher bey verschiedenen Gelegenheiten Beweise ihrer treuen Ergebenheit gegeben hatte. Während diese der Königin ihren gegenwärtigen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchte, kam es bey Wesselv zu einem Treffen, wobey den ritterlichen König ein entscheidender Sieg krönte. Die von den Ungarn bereits in Besitz genommenen Plätze erlagen dem Muthe der königlichen Söldner. In Kurzem sah sich der Palatin ganz aus Mähren verdrängt, und fast sein ganzes Land, das sich vom Ursprunge bis nach dem Ausflusse der Wag auf beyden Ufern ausdehnte, von den Böhmen eben so verheeret, wie er es in Mähren gethan hatte. Schwer gelang es ihm, von dem Könige einen Stillstand zu erbitten.

Gleich nach der Schlacht bey Wesselv, sandte der König vier Eilboten mit der erfreulichen Kunde von dem erhaltenen Siege nach Jamnitz zu der Königin, welche jeden aus ihnen, so wie sie eintrafen, nach ihrem erschöpften Privatvermögen beschenkte. Der erste, welcher mit der frohen Nachricht eintraf, erhielt einen Rock von Barchent; der zweyte ein paar Strümpfe, und der dritte ein Halstuch zum Lohne. Dem lezten aber ward blos ein Blumenkranz zu Theil. —

Der Aufenthalt der Königin zu Jamnitz, und das ihnen hierdurch bewiesene Vertrauen des geliebten Königes, der sie auch in der Folge mit vielen Freyheiten begabte, blieb der Bürgerschaft ein so frohes Ereigniß, daß man es

durch ein jährliches Volksfest zu verewigen und den Nachkommen kund zu thun beschloß. Noch bis jezt bestehet dieser merkwürdige Gebrauch. An dem nächsten Samstag nach dem Feste des heil. Veit erschallt der Ruf einer Trompete und einer Trommel durch die Straßen von Jamnitz. Sofort versammelt sich der Stadtrath und die Aeltesten der Bürgerschaft auf dem Rathhause, wo die Bürgerssöhne gewählt werden, welche am künftigen Tage jene vier Eilboten vorstellen sollen, welche König Johann der Königin Elisabeth sandte. Am Vormittage des Sonntags wird in der vor der Stadt auf einem Hügel gelegenen St. Veitskirche unter einem großen Zuströmen des Volkes und der ganzen Nachbarschaft eine der Feyerlichkeit des Tages angemessene Predigt und ein Hochamt abgehalten, dem die erwählten vier Jünglinge beywohnen. Nachmittags, nach geendigtem Gottesdienste, kleiden sich diese auf dem Rathhause, in die dort aufbewahrten leinenen, nach dem Kostüm des Mittelalters verfertigten Wämser. So ausgestattet, begeben sich diese nun gegen Budkau, an die äußerste Grenze des Jamnitzer Stadtgebietes, und erharren das Signal. Kaum ist dieses gegeben, so eilen sie zuerst in langsamen, dann in einem immer schnelleren Schritte der Stadt zu. Die lezte Strecke Weges jedoch wetteifern sie in vollem Laufe, das Ziel bey dem herrschaftlichen Schlosse, der ehemaligen Wohnung der Königin Elisabeth, zu erreichen. Hier sind die herrschaftlichen Beamten, der Stadtrath, die Bürgerschaft und eine unzählige Menge Volkes versammelt. Ungeduldig sieht alles denen von Ferne kommenden Eilboten entgegen, und jauchzet dem Schnellfüßigsten freudig zu. Pauken- und Trompetenschall bewillkommt den Sieger, der hier die übrigen erwartet. So wie der lezte Eilbote eintrifft, werden alle gleichsam im Triumphe unter dem Jubelgeschrey des Volkes auf das Rathhaus begleitet, wo die Preise unter sie vertheilet werden. Der erste erhält einige Ellen Barchent; der zweyte ein Paar Strümpfe; der dritte ein Halstuch, und der lezte einen Blumenkranz. Am Abende wird von einem frohen Tanze das Fest beschlossen, durch welches die Bürgerschaft das Andenken eines geliebten Fürsten ehrt, der der größte Wohlthäter der Jamnitzer war.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 6. März.

(Fortsetzung.)

Unter die merkwürdigen Reisebeschreibungen gehört die des Dr. J. Davy, welcher das Innere der Insel Ceylon bekannter machen wird. Das Werk enthält blos Original-Beschreibungen, welche der Verf. während seines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst unter sehr günstigen Umständen sammelte. — Nirgends sind die Klagen des Landwirths größer als in England, wie man in den Parlaments-Verhandlungen lesen kann. Seine Speicher seyen nun zu voll, er wisse nicht wo er mit dem Getreide hin solle, und es habe nun wieder den Anschein zu einer guten Ernte, wo denn das Korn noch mehr im Preise herabgehen werde. Auch klagt er über Mangel an Regen, denn er könne nun sein Stroh nicht in Dünger umwandeln. So viel ist gewiß, daß diese Klagen nicht ganz ohne Grund seyn können, denn die Güterbesitzer sind an vielen Orten genöthiget, ihren Landpächtern aus freyen Stücken einen bedeutenden Nachlaß der Zinsen zu gestatten. Das Geschrey der Handelsleute, wovon man auch im Parlamente genug hört, hat doch ein wenig nachgelassen, und verglichen mit dem Frühlinge des vorigen Jahres, ergiebt sich heuer doch ein Ueberschuß von drey Millionen Sterling in der Ausfuhr, und dieser muß natürlich eine angemessene Menge Gewerbsleute beschäftiget haben. Wäre es ein Trost, den Nachbar noch mehr leiden zu sehen, so dürfte man nur Nordamerika anführen, wo der „Bruder Jonathan“ oder die „Yankees“ in Handel und Wandel so übel daran sind, daß die Auswanderungssucht der Irländer, Bergschotten, Schweizer ꝛc. dorthin wenigstens heuer etwas gehemmt werden dürfte. — Mitten unter den vielen Bankerotten in allen Ländern und unter den Hiobsposten aus Amerika steht zur Zeit immer noch die Bank of England fest, und gewinnt an Zutrauen in der ganzen gesitteten Welt, je offener sie in ihren Operationen ist. Sie münzt jezt nicht nur eine Menge Gold, sondern will auch auf den ersten Juli eine Million Silbergeld ausgeben; und der Kanzler der Schazkammer, dem man schon glauben kann, hält dafür, sie werde, aus verschiedenen Ursachen, ihre Zahlungen in klingender Münze weit eher anfangen, als ihr das Parlament vorgeschrieben. Die Bank und die öffentlichen Fonds haben heuer selbst bey den Mißvergnügten, den Unglückspropheten (croakers) und den Radicalen eine Frist dadurch erhalten, daß wahre Patrioten von einem Staatsbankerotte nichts hören wollen. Oppositionisten, besonders Lord Erskine (der, im Vorbeygehen, sein Geld in Nordamerika stehen hat), spielten heuer wieder darauf an; aber der reiche Banquier Baring, welcher von diesen Sachen als tiefer Kenner spricht, sagte öffentlich im Unterhause, daß an eine Verminderung der Zinsen von den Fonds oder Stocks (und das wäre ja eine Art von Akkord, den ein Fallit macht) gar nicht zu denken sey, weil bey der geringsten Erwähnung einer solchen Maßregel gleich alle Kapitalien aus dem Lande entfliehen würden. — Der lezthin erwähnte Walker, welcher im 90sten Jahre zu Richmond starb, war in Westmoreland geboren. Sein Vater war ein Wollen-Gewerksherr, hatte aber eine so zahlreiche Familie, daß er ihn kaum so lange in der Schule lassen konnte, als nöthig war, um lesen zu lernen. Mechanik war von Jugend an sein Lieblingsfach, und er überwand alle Hindernisse, die sich ihm entgegensezten, sich darin zu vervollkommnen. Er sezte Maschinen zusammen und baute sich sogar in einem Gehölze ein Haus, wohin er sich des Sonntags begab, um die Bücher, welche er sich borgte, ungestört lesen zu können. Er brachte es durch Selbstunterricht dahin, daß man ihn schon im 15ten Jahre als Unterlehrer zu Ledsham in Yorkshire anstellte. In der Folge wählte man ihn zum Schreibmeister in der Freyschule zu Macclesfield, wo er sich in der Mathematik festsezte. Dann fing er einen Handel an, machte aber bankerott, welches ihm so zu Herzen gieng, daß er auf einer Insel des Sees Windermere Einsiedler werden wollte, ein Entschluß, den er auch ins Werk gerichtet haben würde, wenn ihn seine Freunde nicht deswegen ausgelacht hätten. Er begab sich nun nach Manchester und hielt Vorlesungen über die Astronomie, welche so gefielen, daß er im Stande war, eine große Erziehungs-Anstalt anzulegen. Doch hielt er es bald für gewinnvoller, in den englischen Städten umherzureisen und Vorlesungen über Experimental-Physik zu halten. Endlich rieth ihm Dr. Priestley, dieß in der Hauptstadt zu thun; er eröffnete also seinen Hörsaal 1778 in London im Heumarkte. Dieß glückte: er miethete bald ein eigenes Haus und gab dort seine Vorlesungen. Nun ersuchte ihn der Probst Dr. Barnard, Vorsteher der großen Schule zu Eton, dort Vorlesungen zu halten; dasselbe that er auf andern angesehenen Schulen der Insel. Von seinen Erfindungen, Schriften ꝛc. ist schon die Rede gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 88

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. April 1821.

Allgewaltiger, den zu seines Thrones Füßen,
Millionen Sphären ihren König grüßen,
Den die Welt verklärter Geister die ihm inniger erkennt,
Vom erhabensten Entzücken hingerissen, Vater nennt —
O verzeih, wenn von des Aethers fernstem Strande,
Von der Erdensöhne dunkelm Vaterlande,
Ein beglückter kleiner Haufen dich mit tiefem Schauder denkt,
Und mit Thränen frommer Freude, sich zu deinem Tempel drängt.
Aus einem der ersten götting'schen Musenalmanach.

Eingemachte Lesefrüchte.

Dreyßigster Aufsatz.

Linsen.

(Beschluß.)

Die Weltlinse ist so kolossal, daß der menschliche Geist, wenn er ein menschlicher Magen wäre, zum Frühstück an Einer vollauf haben müßte; aber er ist ein Nimmersatt, besonders wenn ihn die Astronomie ausgedehnt hat, und kaum hat er diese Weltlinse verschluckt; so fragt er schon ob es nicht mehr dergleichen giebt. Vielleicht! Es giebt am Himmel, außer der Milchstraße, auch noch einige Milchflecke, Nebelflecke genannt. Einige davon, der im Orion z. B., lösen sich im Sehrohr' ebenfalls in kleine Lichtpunkte auf, manche andere thun es meines Wissens nicht, wenigstens hab' ich bey dem in der Andromeda es nicht durchsetzen können. Das kann am Rohre, oder auch am Auge liegen. Wie nun, wenn diese Sternhaufen zu unserem Firsternensysteme gar nicht gehörten, sondern besondere Welt-Linsen wären, so unermeßlich fern von uns, daß sie nur wie kleine, lichtschimmernde Flecken unserem Auge bemerklich werden könnten? daß sie uns meistentheils weder rund, noch linsenförmig erscheinen, sondern mancherley unregelmäßige Figuren bilden, spricht im geringsten nicht gegen die Linsengestalt der Räume, in welchen ihre Sonnen sich umtreiben: denn wir sehen sie von außen, und sehen von ihnen nichts, als eben die Sonnen in ihrer unzählbaren Menge. Da hangt denn begreiflich die Figur, in welcher wir sie, als auf einer Ebene, erblicken müssen, von dem Stande derselben in dem ungeheuren Raume ihres Systems ab, nicht von der Gestalt dieses Raumes; und diese Figur kann unendlich verschieden seyn. Man denke sich eine hohle Glaslinse (ein wenig groß, bitt' ich, so von einigen Ellen im größten Durchmesser), in welcher Johanniswürmchen herumfliegen, in das Dunkle gestellt: können wir da nicht in jedem Augenblicke eine andere, durchaus nicht kugelförmige Figur erblicken, je nachdem die leuchtenden Pünktchen eben stehen?

Wären wir drin, und ungefähr mitten drin, in so einer Weltlinse extra curiam; so würden wir vielleicht ebenfalls eine Milchstraße (Linsenrand) erblicken, und unsere jetzige Weltlinse könnt' uns möglicherweise wie ein kleiner mattschimmernder Stiefel oder chapeau-claque vorkommen.

Herschel soll, wie ich höre, diese früher von ihm adoptirte Vorstellung von den Nebelflecken später wiederum aufgegeben haben. Er will gesehen haben, daß namentlich der Nebelfleck im Orion uns näher stände, als die zum Theil sehr hellen Firsterne, die uns darin zu stehen scheinen, und welche zum Orion gehören. Da hat er denn, glaub' ich, die Vermuthung aufgestellt, daß dergleichen Nebelflecke in unserer Weltlinse sich befinden, und expandirter (nicht consolidirter) Firsternstoff seyn könnten, gleichwie vielleicht die Kometen, mit ihren Schwänzen und Haaren, expandirter Planetenstoff sind. Kann seyn; will mir aber doch nicht recht mit dem Umstande sich zusammen schicken, daß

die Sehröhre statt des Lichtnebels einen Haufen kleiner Sterne zeigen, die jedoch freylich auch Stückchen von Sonnenstoff seyn könnten, die, entweder noch nicht zu einem Sonnenballe vereiniget, oder wieder auseinander gegangen, in einem begränzten Raume und in einer uns nicht sichtbaren Materie schwimmen, fliegen oder hangen.

Mir gefällt Herschels frühere Ansicht besser. Ich sehe die Nebelflecke für Weltlinsen an, in welchen sich Sonnen, und auch wohl Planeten und Monden umtreiben, die begreiflich mit ihrem erborgten Lichte nicht bis zu uns herab wirken können, da wir nicht einmal in unserer Weltlinse die etwaigen Planeten der Fixsterne sehen; ja wohl gar manche Monden unserer Planeten nicht, trotz unserer vollkommensten Augenwaffen.

Wie nun, wenn es solcher Weltlinsen weit mehr gäbe, als wir Nebelflecke sehen? nicht weniger vielleicht, als wir in unserer Linse Sonnen (Fixsterne) erblicken? Wie wenn auch diese Sonnen-Welt-Linsen wiederum nichts anderes wären, als Körper einer anderen, größeren Linse, in welcher sie ihre Umtriebe hielten? Das ist eine Hypothese, die sich, wie man sieht, unendlich fortspinnen läßt, indem man, nach moderner Art zu reden, den Begriff der Weltlinse immer höher potenzirt; aber ich muß das meinen Lesern als gewesener Mediciner (sie entsinnen sich wohl noch, daß ich bereits alles Mögliche gewesen bin) widerrathen, weil man schwindlich davon wird.

Lassen wir's also bey den sichtbaren Weltlinsen bewenden!

Ich habe sie einmachen wollen; aber nun weiß ich nicht worein, noch wozu. Höchstwahrscheinlich halten sie sich länger, als das ganze leidige Menschenwesen mit all seinen Lichtflecken, Kohlensäcken (so heißen bekanntlich gewisse dunkle Fixsterne) Irrsternen und Umtrieben. Sie sind so zu sagen eingemacht gewachsen, und es ist nichts daran zu thun, als sie zu genießen. Sie sind für den menschlichen Geist über alle Maaßen nahrhaft und stärkend, ja sie wirken auch eben so auf das Gemüth, und das ist sehr nothwendig in einer Zeit, wo so viel Leute blos eine Art von schwächlicher Anlage dazu haben, welche sie Gemüthlichkeit nennen, vermuthlich nach der Sprachenanalogie von krank, kränklich und Kränklichkeit. Wenn man sie verdaut hat; so bekommt man eine Ansicht von der Natur und ihrem Schöpfer, neben welcher fast alles, was auf Erden von beyden gepredigt und gesungen wird, selbst die Gesänge der Poeten mit eingeschlossen, sich gar winzig ausnimmt. Statt aller Beyspiele nur Eins.

Der Dichter Raupach (ich hab' es in einem Morgenblatts-Motto gelesen) sagt einmal von Gott:

— Seine Stimme sind Jahrhunderte,
Und eine Weltgeschichte jedes Wort.

Es ist ein poetisch-erhabener Gedanke, das muß ich gestehn; aber wie verzweifelt schrumpft er neben der prosaischen Theorie der Weltlinsen und ihrer Umtriebe zusammen. Ein Jahrhundert, was ist das am Himmel? Der Uranus braucht nur etwa ein Dutzend Jahre weniger, um ein einziges Mal um seine Sonne zu laufen, und der Patron sieht mir ganz darnach aus, als ob er das schon Millionenmal gethan hätte und noch Millionenmal thun wollte. Wie viel Jahrtausende mag wohl die Sonne brauchen, um ihre Sonne einmal zu umkreisen, oder auch nur bis an das westliche Knie des Herkules fortzurücken, wohin nach Herschel ihr Lauf gerichtet seyn soll? Und was wir Weltgeschichte nennen, was mag das für eine schale und aberwitzige Tageblatt-Anekdote seyn für die Lesegeister höherer Potenzen, welche die Geschichte der Linsenwelt studieren? Wenn wir von den irdischen Begebenheiten, die hie oder da sich zugetragen haben, eine Reihe von 6000 Jahren übersehen; so ist es viel. Ist das ein Wort, welches Gott zu uns spricht, oder an uns schreibt; so ist die Geschichte eines Monden- oder Trabanten-Systems wenigstens ein Brief, die Geschichte eines Sonnen- oder Planetensystems ein Buch, die Geschichte einer Weltlinse eine ganze Bibliothek, und die Universalgeschichte aller Weltlinsen zusammen (oder der Haupt- Ober- und General-Weltlinse) eine ganze Sprache mit allen möglichen Bibliotheken, die darin geschrieben werden können.

Ich fürchte, wir verstehen von dieser seiner Sprache hier auf der sogenannten Welt auch noch nicht einen einzigen Buchstaben, und Gott allein mag wissen, wann unser, so Gott will unsterblicher Geist es darin bis zum ABC-Schützen bringen wird. Und dennoch schon hier eine so unbezwingliche Begierde in der Brust, diesen Autor zu verstehen! Bey allen Linsen des Himmels, es ist manchmal zum todtschießen!

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Wenn man eine Zeit lang seinem Herzen, der Pflicht zu Lieb, Gewalt angethan hat, so glaubt man sich schon wieder etwas im Gebiet seiner Wünsche erlauben, und einem süßen Zuge folgen zu dürfen.

Kein Wunder, daß unser Otto nach diesem Besuche, der ihn mit sich entzweyt hatte, weil er sein Inneres auf eine nicht herbeygesehnte Zukunft hinwies, wieder einmal einen Zug aus der frischen Quelle der Gegenwart thun wollte.

Es war einer der sonnenhellen milden Nachmittage, wo junge Gemüther sich fast zu offen, zu selig, zu gut fühlen, um an dem gewohnten Tagewerk fortzuweben, und eher — lieben möchten, lieben die Natur, die ganze Mensch-

heit, oder ihre Stellvertreter, eine schöne Landschaft, ein holdes lebendes Geschöpf.

Otto spürte eine wachsende Unruhe an seinem Schreibtische, und, da nichts Begonnenes gehen wollte, ertönte endlich hastig der Ruf in den Schloßhof hinab: Satteln!

Während dieß im Stalle befolgt wurde, kramte er, ohne sich recht zu gestehen, warum? unter seinen Büchern und Noten, und steckte endlich ein Heft Goethischer Lieder, von Reichard und Sterkel komponirt, und ein niedliches Buch zu sich.

Der von Wohlseyn glänzende Schweißfuchs schien heute nicht minder aufgeräumt zu seyn, als sein Herr; und so spielte dessen Tanzen und Schnauben recht harmonisch in die Empfindungen Ottos hinein.

Auf der wohlbekannten Höhe angelangt, sprach er lächelnd mit sich selbst:

„Ein sonderbares Wesen ist doch der Mensch mit seinen Neigungen. Aus einer stolz brausenden, hellschimmernden Hauptstadt, wo man sich durch die herrlichsten Männer- und Frauengestalten ordentlich durchdrängen muß, könnte er meilenweit dem Blick, dem Händedruck eines einfachen Landmädchens nachreisen; ja, was soll ich es, da mich weiter Niemand hört, läugnen? würde ich nicht einem Kuß nach meinem Geschmack zu Liebe langen nächtlichen Pfaden folgen, und mir durch diese einzige Aussicht auf ein flüchtiges Glück die holperigsten Steige versüßen und romantisiren?"

„Ja es wird durch eine schöne fixe Idee eine Reise um die Welt kurzweiliger, als ohne eine solche die kleinste Irrfahrt."

„Ich entfliehe nun meinem Schlosse, um in einer niedrigen Stube eine Schale mit Milch zu genießen: Ich freue mich wie ein Kind darauf, und vergesse alles Köstliche darüber, was mir zu Hause Keller und Küche auf den Tisch liefern könnten."

„Aber so ist es! Was uns anziehen, uns gefallen soll, muß isolirt, in einen Rahmen gefasst seyn, muß einen reizenden Hintergrund haben. In dem Marktlärm des Lebens gefällt keine einzelne Waare, und alle zusammen erregen unruhige Wünsche."

Während solcher Selbstgespräche war er bey Vellbergs Hofe angelangt. Er stieg ab. Alles war ruhig, keine Seele kam ihm entgegen. Sein Fuchs wieherte und scharrte. Da öffnete sich endlich die Thüre und Concordia trat unter sie, nicht wenig erschrocken über den unvermutheten Gast.

„Es ist alles auf dem Felde; gnädiger Herr!" sagte sie erröthend.

Otto konnte vor innerer Lust nichts erwiedern. Er führte sein Pferd in den Stall, und folgte dann dem Mädchen, sich eine kleine Erfrischung erbittend, in die Wohnstube.

Bey unverdorbenen Gemüthern sind wohl Phantasie und Traum viel kecker und begehrlicher, als der wache Wille in lebendiger Gegenwart, und so kam es denn, daß unserm Otto gerade der Moment der Gelegenheit jedesmal seine ganze Bravheit wieder gab.

Eine von Fliederbäumen beschattete Steinbank an der Ecke des Hauses wahrnehmend, bat er Concordia, ein kleines Tischgen herbey zu tragen, weil ihm das Abendbrod im Freyen besser schmeckte. Er legte selbst mit Hand an, und so war es ihm dann, während er unter freundlichem Gespräche den Milchnapf leerte, in seinem Enthalten von aller weitern Näherung unsäglich wohl.

Aber auch die reizende Wirthin schien die Bescheidenheit des Gastes in ihrem Innern zu würdigen. Denn obgleich auch das gutgeartetste Mädchen es dem Manne verargt, wenn er sie wie eine Geschlechtlose behandelt, so weiß sie es doch zu schätzen, wenn er sich alles Unzarte versagt.

„Liebe Concordia!" sagte endlich Otto, ich habe neulich mit Vergnügen dein musikalisches Talent bemerkt. Es gibt Singstimmen, die mir nachgehen, und ich will es nur gestehen, die deinige gehört auch darunter. Ich habe einige Notenblätter mitgebracht, und du wirst mir wohl ein paar meiner Lieblingslieder am Clavier singen. Es ist ein Duett darunter, wo ich einstehe."

Concordia suchte sich mit ihrem Unvermögen, Niegesehenes vom Blatte weg vorzutragen, zu entschuldigen, der Baron bestand aber auf seiner Bitte.

Sie giengen in die heimische Stube. Otto öffnete das Clavier und machte einige Läufe. „Beym Himmel! es ist rein gestimmt, ganz rein!" rief er dann wie verwundert aus.

Concordia erwehrte sich des Lachens nicht. „Ist denn das so was Besonderes, gnädiger Herr! sagte sie, wenn ein Clavier rein gestimmt ist?"

„Allerdings!" erwiederte der Baron. „Ich bin es schon gewohnt, mich immer zu verwundern, wenn Etwas ist, wie es seyn soll; besonders ein Clavier. Wären nur unter den viel hundert Fortepiano's, an welche ich mich auf Reisen und in Gesellschaften schon gesezt habe, zehn rein gestimmt gewesen."

„Doch zur Sache!"

Otto zog sein Heft hervor, und schlug eines der Lieder auf, wo Mignon in rührenden Klagen die süßen Schmerzen ihres Innern offenbart.

Mit sichtbarer Befangenheit sezte sich Concordia an das Instrument. „Herr Baron!" sagte sie mit hold aufsteigender Röthe, „Sie halten mich wohl für kunstreicher, als ich bin, und ich werde leider vor Ihnen ungeschickter scheinen, als ich sonst bin. Auf das Erstemal geräth mir nichts, beym Zweytenmal ist es erträglich, was ich aber beym dritten Versuche nicht kann, das lerne ich nun und nimmer, das ist gegen meine Natur. Sie müssen

also schon erlauben, daß ich den Anfang ganz für mich selbst mache, und es wäre mir fast lieb, wenn Sie mir gar nicht zuhörten."

Otto ließ sie gewähren, und entfernte sich einige Minuten.

Als er wieder eintrat, begann sie nach wenigen einleitenden Akkorden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtproben

von C. L. Grosse aus Osterode am Harz.

4.

Dichterglück.

Keine Blätter an den Bäumen,
Keine Blumen an dem Bach;
Und doch kann ich wachend träumen
Heute sey ein Frühlingstag.
Ist es Frühling doch im Busen,
Es erhalten mir die Musen
In des Herzens stillen Räumen
Einen ewgen Frühling wach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien den 28. März.

Gestern und Ehegestern waren entscheidende Schlachttage in hiesiger Theaterwelt. Grillparzers ausposaunte (aber gewiß nicht von ihm selbst ausposaunte) Trilogie ist endlich aufgeführt worden, und zwar gestern und ehegestern: die Argonauten und Medea. Was ich über die Sappho gesagt habe, muß ich hier für bestätigt ansehen: der Geist des klassischen Alterthums scheint mir weniger als der Odem der Romantik in dem Verfasser zu leben. Die Argonauten mißfielen, und brachten die entschiedensten Anhänger des Dichters in Verlegenheit, mich selbst mit eingeschlossen; denn diese Dichtung schien mir an einer Verkehrtheit zu laboriren, deren Quell ich nur in Grillparzers Offenheit für fremde — ornithologische Einflüsse suchen kann. Die gestrige Medea, der Schlußstein des Ganzen, sprach an in den beyden ersten Akten, und in der That sind da manche Schönheiten, aber mit dem dritten Akt sinkt der Dichter fortdaurend bis zum Schlusse, die Brust-Rhevmatismen des Parterres reclamirten während der Herrschaft der Langenweile ihre legitimen Rechte, und der, auf die edleren Brusteingeweide gerichtete Rührzweck schoß offenbar fehl. Ich gebe nicht viel auf den Effekt eines Dichtwerkes auf der Bühne, besonders hier und jezt: denn wie übel stünd' es sonst um Goethe's Iphigenia, Tasso und andern Schöpfungen des Genius; aber ich rede vor der Hand nur von dem Erfolge, und da muß ich mit Voltaire sagen: La Médée de notre Corneille n'eût qu'un succès mediocre. — Un ouvrage peut toucher avec les plus énormes défauts (z. B. die Ahnfrau, der Gutierre, die Schuld selbst, u. a. m.) quand il est animé d'une passion vive et par un grand intérêt, comme le Cid. Mais de longues déclamations ne réussissent en aucun pays, ni en aucun temps. La Médée de Sénèque qui avait ce défaut, n'eut point de succès chez les romains; celle de Corneille — n'a pû rester au théâtre. Ich will wünschen, daß dieses hier nicht eintreffe, doch scheint es wenigstens, bey der Unhaltbarkeit der Argonauten, insoweit eintreffen zu müssen, daß man an das Ein- und Zusammenschmelzen der Trilogie wird gehen müssen. Geschrieben wird weidlich werden darüber, es werden Vögel schreyen und singen; — aber — il ne faut guère en croire sur un ouvrage ni l'auteur, ni ses amis, encore moins les critiques précipitées qu'on en fait dans la nouveauté, (Voltaire in der Edition des Corneille von 1764 Préface d'Othon Tome VIII.) Ich will daher keine solche brühwarme Kritik schreiben, die höchstens, wie der Sprudel im Karlsbad, dazu dienen könnte, todte Hühnerle abzubrühen; ich will vielmehr das ganze Werk noch einmal sehen, mich dann um das Publikum so wenig als um die Schnäbel der hiesigen Kritik kümmern, und will sodann meine Meinung mit specie facti und rationibus darlegen, soweit meine Einsicht reicht. Es kommt hier vor allen Dingen darauf an, den talentvollen Verfasser unter dem jezigen Zustande des Theaters nicht leiden zu lassen im geschriebenen Urtheile, und der ist nicht der beste. Es giebt einen Koch, der auch den besten Brey verdirbt, ob er gleich nicht so heißt. Davon gelegentlich mehr.

London den 6. März.

(Beschluß.)

Als v. Kempelens Schachmaschine in Deutschland bekannt wurde, schrieben Hindenburg und andre deutsche Mathematiker darüber. Jezt da Mälzl sie in England seit einiger Zeit hat sehen lassen, beschäftiget sie die gelehrten Britten. Einer von ihnen hat herausgegeben an attempt to analyse the automaton chessplayer of Mr. de Kempelen etc.; er entscheidet dafür, daß eine Person inwendig verborgen seyn müsse, wovon er die Möglichkeit darthut. — Die literary Gazette giebt bereits einen Vorschmack von der äußerst interessanten Reise des H. W. Burchell im Innern des mittäglichen Afrika, welche fünf Jahre lang dauerte. Er drang 1100 Miles hinauf nach N. und N. O. und sammelte eine erstaunliche Masse von Bemerkungen, wovon bisher deswegen so wenig bekannt worden ist, weil er sein Werk ganz ohne alle fremde Hülfe anordnet und zum Drucke vorbereitet. Desto mehr Werth wird es besitzen. Er würde viel weiter ins Herz von Afrika eingedrungen seyn, wenn seine Hottentotten den Muth gehabt hätten, ihn zu begleiten. Er und seine Leute lebten meistens von der Jagd und litten viel. Seine Zeichnungen von Gegenden, Menschen und Thieren belaufen sich über 500. Nie hat Ein Reisender solche bedeutende zoologische und botanische Sammlungen gemacht. Unter andern macht er uns bekannt mit dem Rhinoceros Simus, einem neuen Thiere von ungewöhnlicher Größe; der Kopf desselben allein erforderte acht Hottentoten, um ihn in den Wagen zu heben. Giraffen, Elephanten ꝛc. gab es in Menge. Er lernte viele neue Menschenstämme kennen, und wußte sie sich zu Freunden zu machen. Für Glaskorallen und Taback konnte man alles eintauschen. Diese Leute hatten keinen Begriff von Schrift, eben so wenig von Religion. Er schenkte einem Häuptlinge einen Sack Kartoffeln, pflanzte selbst einige dort und sah sie in etlichen Monaten darauf gut fortkommen; so wurde er einer der größten Wohlthäter dieses Welttheils. — Unter den dießmaligen Patent-Erfindungen ist eine neue Vorrichtung in der Taschenuhr, vermöge deren man die Kette mittelst des Griffes der Uhr aufwinden kann und keines Uhrschlüssels dazu nöthig hat. — Da durch Brougham's Educationsbill den gemeinen grammar-schools (aus welchen er die alten Sprachen vertreiben wollte) eine Umgestaltung angedrohet ist, so hat der verdiente Dr. Vicesimus Knox, ein Schullehrer, welcher sich seit einiger Zeit zur Ruhe gesezt hat, ihre Vertheidigung übernommen und in seinen remarks on the tendency of certain clauses in a bill now pending in Parliament to degrade Grammarschools (Bemerkungen über einige Säze einer in dem Parlament vorliegenden Bill, welche darauf ausgehen, den Unterricht in alten Sprachen abzuschaffen) gezeigt, wie viel England dem Unterrichte der jungen Leute in der alten Literatur zu danken habe.

Beylage: Kunstblatt, Nro. 30.

Nr. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. April 1821.

Nachricht über G. F. Steinkopfs neuere Werke und Rückblick auf eine Recension in Nr. 96. des Kunstblatts 1820.

Bevor wir die Kunstfreunde mit einem neuen Werke des Landschaftmalers Steinkopf in Wien bekannt machen, ist es nöthig, daß wir seine Rechtfertigung gegen einen Recensenten übernehmen, der ihn in diesen Blättern beschuldigte, er verfehle den Charakter der Baumarten so, daß er in einer italienischen Gegend, welche von ihm voriges Jahr in Dresden ausgestellt war, auf Birkenstämmen Orangenlaub wachsen lasse, und die Linden widernatürlich geformt habe. Ferner rügt der Recensent die sorgfältige Ausführung des Bildes mit folgenden Worten: „In der Ausführung dieses sehr großen Bildes herrscht ein unaussprechlicher Fleiß, der bey angehenden Künstlern lobenswerth ist, der aber in einem Werke, wie dieses, nicht angenehm hervortritt.“ Auch behauptet Recensent: Steinkopf hätte einer Farbe, welche Chromgelb heißen soll, und unfehlbar schwarz werden würde, sich beym Malen bedient.*) Was den Baumschlag anbelangt, so brauchen wir zur gänzlichen Rechtfertigung des Künstlers blos das anzuführen, daß in Italien Birken und Linden eben so selten, als bey uns Lorbeerbäume und Licinen, ja in Unteritalien gar keine Birken zu finden sind. Es folgt also hieraus, daß die Bäume, welche allerdings nicht wie Birken und Linden aussehn, auch nicht so aussehn dürfen, und daß der Recensent ohne Kenntniß der italienischen Baumarten den Maler verurtheilte, der sehr wohl getroffene Licinen und Lorbeerbäume vorstellte. Was den Tadel der allzugroßen Ausführung betrifft, so ist dieß eine etwas zu sehr verspätete Kunstansicht, aus jener Zeit, wo man die Kunst von Seiten der Künstler zum gemeinen Broderwerb, und von Seiten der Kunstfreunde, zur bloßen Ausschmückung von Pallästen und Kirchen herabwürdigte. Beyden Theilen war sehr natürlich bloß daran gelegen, so leicht und schnell als möglich zum Ziel, welches eben weder hoch noch tief gesteckt war, zu gelangen. Eine in die Augen fallende Wirkung, einen flüchtigen Reiz durch Form und Farbe hervorzubringen, und eine ungefähre Beobachtung der Natur, war hinreichend, um die Anforderungen des Kunstliebhabers zu befriedigen, der doch nur für langweilige Momente der Gesellschaft durch ein Bild in seinem Salon dem Auge einen Ruheplatz verschaffen wollte. Diese in jeder Hinsicht leichtfertige Aufgabe führte denn auch sehr natürlich den leichten, nur die Oberfläche streifenden Conversationston in der Malerey ein. Das Leben ist ernster geworden und mithin auch die Kunst. Wie man Gediegenheit des Charakters bey gefälliger Sitte vom Weltmanne, bey Reichthum an Kenntnissen Tiefe des Geistes vom Gelehrten fordert, so verlangt man eine genaue Beobachtung des Naturgemäßen, bey Fülle der Einbildungskraft, gegenwärtig von jedem Künstler.

Ein Bild ist nicht mehr eine Luxussache, sondern ein Kunstwerk, welches das Auge nicht blos reizen, sondern den Geist befriedigen, und indem es ihn beschäftigt, erfreuen soll. Daher muß das Geistige, die Idee, darin, in alle Theile desselben übergegangen, das Bild ein ausgesprochener Gedanke, eine zur sinnlichen Wahrnehmung zurückgeführte, aus der Natur abstrahirte, geistige Anschauung seyn. Es ist das Kunstwerk nichts anders als eine Idee, welche mit solcher Deutlichkeit gedacht ist, daß sie, vermittelst des Scheins, als Erscheinung eines Wirklichen uns entgegen tritt. Jeder Gedanke ist aber, je klarer, je bewußter er ist, auch um so vollständiger, und also auch das Bild. Wie die einzelnen Bestandtheile eines Gedankens, die in die Sphäre einer Idee versammelten Begriffe untereinander in Uebereinstimmung und Unterordnung stehn müssen, so muß eine Harmonie bey dem größten Reichthum an einzelnen Theilen eines Bildes statt finden, jedes Einzelne in Beziehung zu dem andern stehn, wodurch die Details erst wahre Bestandtheile des Ganzen genannt zu werden verdienen. Wenn nun von einem Werke der Malerey gesagt werden kann, was wir eben im Allgemeinen von dem Kunstwerke fordern, so wird es dem Maler zum Ruhm gereichen, wenn sein Bild reich-

*) Die Worte des Rec. sind: „Ob es wohl scheint, als ob hie und da das verführerische und gefährliche Chromgelb gebraucht worden, so ist es doch mit so vieler Mäßigung geschehen, daß dadurch der Harmonie kein Nachtheil zugefügt worden.“ Von der Farbe bemerkt er: sie sey höchst wahrscheinlich arsenikalisch, und müsse also die damit gemischten Farben zerstören. Red.

haltig an Details ist, keines seiner Aufmerksamkeit entging, und jedes mit gleicher Geschicklichkeit und Sorgfalt behandelt ist. Die Harmonie, die durchgeführte Einheit in Steinkopfs Landschaft kann der Recensent nicht leugnen, warum soll also Fleiß und Reichthum in der Darstellung ein Fehler seyn? Aus keinem andern Grunde, als aus jener oberflächlichen Kunstansicht, welche gern den Gegenstand der Beurtheilung auf einen niedern Standpunkt stellt, weil sie selbst nur zum Gemeinen gehört. Bis zur Idee vermag freylich eine auf solche Maximen gestellte Gemälderecension nicht einzudringen, welche bey dieser Landschaft die heitere Naturgröße des Südens ist. Der Abend wird zum Opferfeuer und die hinter hohen Bäumen und bebauten Bergen sinkende Sonne, verklärt ferne Inseln, welche im reinen Aether und blauen Meere schwimmen. Ein Vorgebirge, auf welchem ein in heitrer Pracht zum Naturdienst erbauter Tempel in voller noch unzerstörter Herrlichkeit steht, erstreckt sich ins Meer, in welches ein Fluß sich ergießt, der ein schattiges Thal durchzieht. Den Vorgrund beleben Landleute, sie sind auf dem Gange zum Tempel begriffen, und bringen die Gaben der Natur wieder zum Opfer dar. Der Weg senkt sich ins Thal hinab und kommt an den Anhöhen jenseits des Flusses nochmals zum Vorschein, so daß das Auge ihn bis zu dem Tempel und weiter hin verfolgen kann. Von der andern Seite kommt ein Hirt, die Schalmey blasend, mit seiner Heerde von dem Berge herabgezogen, auf welchem eine Stadt ruht, muntere Böcke, von den Tönen gerufen, springen ihm entgegen. Durch große Schattenmassen und glückliche Vertheilung einfallender Lichter, entsteht Zusammenhang und Absonderung aller Theile des Bildes, so daß bey dem großen Reichthum an Gegenständen weder Verworrenheit entsteht, noch das Ganze in Einzelnheiten zersplittert. Ueberhaupt ist diese Composition so kunstreich und naturgemäß, daß sie ein Prospekt zu seyn scheint und doch das glückliche Erzeugniß der Phantasie, nur Benutzung der Natur ist.

Endlich können wir alle Kunstfreunde versichern, daß die durch Recensent erregte Besorgniß, daß das Gemälde keine Dauer haben würde, nicht in Erfüllung ging. Das Gemälde blieb über ein halbes Jahr in einem feuchten und ganz finstern Zimmer eingeschlossen und hat durch diese schwere, unabsichtliche Probe auch nicht im geringsten an Schönheit der Färbung verloren. Wir können nun wohl unsern Maler für gerechtfertigt betrachten, und ohne den Schein freundschaftlicher Partheylichkeit auf uns zu laden, den Kunstfreunden ein neues Werk von Steinkopf anempfehlen, welches gegenwärtig in Leipzig bey dem Bruder des Künstlers ausgestellt ist. Wenn es von Seiten der technischen Vollkommenheit dem eben beschriebenen Bilde gleichgestellt werden kann, so ist es hinsichtlich der geistigen Wirkung noch einschmeichelnder als jenes. Wenn erstere Landschaft uns an die Ufer des Meeres, in die Gegend von Neapel, in eine heitere, großartige Natur versezt, so flößt uns Steinkopfs neuestes Werk eine freundliche, idyllische Stimmung ein, und führt uns zu den Ufern des Arno. Das mühelose, frohe Leben der italienischen Landleute, wird uns, so wie der Reichthum und die Milde des Südens, durch dieses Bild vergegenwärtigt. Auf einem Hügel ruht ein kleines Haus, von wo aus der Blick über ein weites Thal, den Strom entlang, zu Waldungen, Gärten, Städten bis zu einem fernen Gebirge hinschweift, welches die Gegend abschließt. Neben dem Hause erheben sich stolze Cypressen; ihr hoher, emporstrebender Wuchs, ihr dunkles Grün, machen das Auge noch empfänglicher für den Reiz der sanft sich senkenden Linien der Hügel und für die frische Farbe der Rebenpflanzungen, in welchen Frauen beschäftigt sind, die vollen Trauben zu ärndten. Aus dem Hause kommt eine Mutter mit ihren Kindern, zweyen Mädchen entgegen, welche den Hügel hinaneilen. Ihr Wandeln ist ein Tanz, der an den schönen ächt italienischen Gestalten einen noch höhern Reiz entwickelt, und ein Kind schlägt den hüpfenden freudig bebenden Takt des Saltarello auf einem Tamburin dazu. Aus dem heitern Himmel des Bildes weht uns eine belebende, kräftigende Morgenluft an, wir wähnen sie zu athmen, das Flüstern der Blätter zu hören, wir empfinden, wofür die Natur zur Sprache nur Blumen hat, was mit stummer Lust Bäume und Gras durchströmt. Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieses treffliche Bild, bald einen Besitzer finden möge, der es zu genießen und zu würdigen versteht.

Quandt.

Notizen aus Paris.

In einem früheren Artikel (Kstbl. No. 25.) gab ich Nachricht über die Statuten der Société des amis des arts, über den Zweck, den sie sich vorgesezt, und die Mittel, die sie zu dessen Erreichung anwendet. Dort wurde erwähnt, daß der für das Jahr 1820 unternommene Kupferstich ein Gemälde des Hrn. Prudhon, Zephyr der sich auf den Bäumen wiegt, darstellen soll, und Hrn. Laugier übergeben sey; heute will ich meine Leser mit dem bekannt machen, welcher zur Subscription von 1819 gehört, aber erst zu Anfang dieses Jahres beendigt und dem Publikum übergeben worden ist.

Er ist ebenfalls nach einem Gemälde von Prudhon und ein ausgezeichnetes Werk des Hrn. H. C. Müller. Dieser Künstler war bisher blos durch Buchhändlerarbeiten, die er in Deutschland und Frankreich geliefert hatte, und durch einige für die Gallerie des Museums ausgeführte Platten bekannt; er richtete nun seinen Blick höher, und hat es nicht zu bereuen.

Die Fabel der Psyche ist ohne Widerrede eine der anmuthigsten, die wir dem Alterthum verdanken. Hr. Prudhon hat eine der reizendsten und malerischsten Scenen daraus dargestellt: Psyche von den Zephyren entführt. Was

diesen Künstler charakterisirt, ist eine Lieblichkeit der Farbe, ein Reiz des Pinsels, welchen durch Kupferstich wiederzugeben fast unmöglich ist. Da der Kupferstecher, um die Wirkung des Oelgemäldes darzustellen, nur ein Mittel hat, die Abstufung des Lichts, so zieht er mit Recht solche Gemälde vor, worin der Maler nach dem Hervortreten der Form gestrebt hat, und bildet weniger gern solche nach, deren größtes Verdienst im Glanz der Farbe besteht. Hrn. Müller, der hier ein Gemälde lezterer Art vor sich hatte, ist es geglückt, seinem Grabstichel das Sanfte und Verschmolzene des Originals zu ertheilen. Doch finde ich seinen Grund nicht kräftig genug; seine Figuren würden mehr hervorgetreten, die Wirkung im Ganzen stärker geworden seyn, wenn die Gründe einen dunklern Ton erhalten hätten. Uebrigens sind die wichtigsten Partieen durchaus gut gearbeitet und das Werk weist dem Künstler seinen Platz unter unsern besten Kupferstechern an.

* * *

Der französische Gesandte zu Constantinopel, Marquis de Rivière, hat dem König eine Antike zum Geschenk gemacht, die kürzlich auf der Insel Milo gefunden wurde. Die Insel ist nun öde, enthält aber noch viele Trümmer antiker Monumente und vorzüglich Katakomben von bedeutendem Umfang *). In der That scheint der griechische Boden unerschöpflich, denn wie viele Plünderungen hat das unglückliche Land nicht erfahren? mit welcher Menge von Statuen und Kunstgegenständen aller Art haben nicht die Römer sich auf seine Kosten bereichert! — Die aufgefundene Antike ist ein Werk von großer Schönheit; in mehreren Journalen wurde gesagt, es sey eine Venus genitrix, aber gegenwärtig ist es unmöglich, etwas darüber zu bestimmen, da noch nicht alle Theile zusammengesezt sind. Eine weibliche Figur, etwa 7 Fuß hoch, nackt bis an die Hüften, wo eine Draperie von ziemlich dickem Stoff in wenigen stark erhobenen Falten zusammengerollt, beginnt. Der Kopf ist nicht vom Rumpfe getrennt, und wenig verstümmelt, nur die Nasenspitze ist abgebrochen. Der rechte Oberarm ist ganz vorhanden, vom linken wurde nur ein Stück, und zwar getrennt vom Körper, gefunden. Doch hat der Künstler, dem die Zusammensetzung der Bruchstücke übertragen ist, bereits die Bewegung dieses linken Arms errathen; er war nicht aus einem Stück mit der übrigen Statue gearbeitet, sondern durch einen Zapfen im Innern daran befestigt. Die beyden Vorderarme fehlen. Der Körper ruht auf dem rechten Beine, dessen Fuß unverlezt ist; das linke Bein ist gebogen, und der nicht mehr vorhandene Fuß ruhte auf etwas; vielleicht auf einem Kästchen oder einem Salbengefäß? Aus diesem Beywerk hätte man vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit auf die Bedeutung der Statue schließen können; sein Verlust ist deßhalb um so mehr zu bedauern. Außerdem daß der rechte Arm eingesezt war, bestand der Körper selbst noch aus zwey zusammengesezten Stücken von fast gleicher Höhe. Der Kopf ist von sehr schönem Charakter und die Augen voll Liebreiz. Das Nackte findet man äußerst zart behandelt, und die Weichheit der Haut überall mit großer Wahrheit ausgedrückt.

Dieß Bildwerk hat meines Erachtens viel Aehnlichkeit mit denen vom Parthenon, es gehört demselben System an; die Natur in ihrer ganzen Schönheit, aber keine Natur in ihrer idealen Schönheit *), wie sie in den Epochen nach Phidias gebildet wurde. P. A.

*) S. Olivier's Reise ins ottomanische Reich Th. 1, S. 342.

*) Es möchte dem Hrn. Verf. schwer werden zu beweisen, daß die Skulpturen vom Parthenon keine ideale Schönheit besitzen. Red.

Schweden.

Der sogenannte Göthische Bund, ein edler Verein, die Künste und Wissenschaften in Schweden zu erwecken und durch Belohnungen zu ermuntern, hat wieder fünf Preise, einen von 30, zwey von 15 und zwey von 10 Dukaten für Maler und Bildhauer ausgesezt; sie sind zur Behandlung der nordischen Mythologie durch die Malerey und Skulptur bestimmt. Die Gegenstände der Preisbewerbung sind: die Nornen am Urdarbrunnen, unter dem Baume Ygdrasil, aus der Voluspa und prosaischen Edda; Baldur's Tod; Hermodur an der Giallar-Brücke, der dem Modguder begegnet, und nach Baldur fragt; Hermodur und Brage, von der Einheriar in Valhalla empfangen, nach Grimdsmal, Harkonarmal und der prosaischen Edda; Freia, welche dem Thor ihre Kleider leiht, damit er in der Verkleidung Thrymer den Hammer Miölner nehme; Aegir mit seinem Weibe Ran, auf einem Thron am Meeresufer sitzend; Heimdal an der Götterbrücke Bifrost Wache haltend; Baldurs Rückkehr von Hell; Hervora, den Geist Agantyrs beschwörend, daß er das Schwert Tyrfing aus der väterlichen Gruft wieder herbeyschaffe; Palnatoke, der den König Harald erschießt; das Ende von Norne Gest. Außer diesen Gegenständen werden aber auch noch andere zur Preisbewerbung zugelassen, wenn sie würdig sind. Die Konkurrenz findet Ende Februars 1821 statt. Unter den Künstlern, die sich in dieser Periode in Hinsicht der Malerey und Skulptur besonders auszeichnen, kann man als die vorzüglichern betrachten: den Historienmaler Sandberg, den Bildhauer Fogelberg, den Historien- und Porträtmaler von Breda, den Stein-Gravirer Salmson, den Professor und Historienmaler Limnell, dann Snell, einen glücklich beginnenden Historienmaler und Berggonnen, der früher einen Preis des göthischen Bundes gewann.

Rom.

März 1821.

Cavaliere Tambroni hat den alten Traktat des Cennino Cennini über die Malerey mit Anmerkungen herausgegeben, in welchen er besonders den Italienern die Erfindung der Oelmalerey zu vindiciren sucht; dieser Punkt scheint aber in der Allgemeinheit, wie hier geschieht, nicht abgethan werden zu können. Das Oel kam allmählich in die Malerey, aber ganz mit Oel haben wohl zuerst die Niederländer gemalt, weil damals in Flandern am meisten und wegen des Clima's nicht in Fresco gemalt wurde.

Jezt wird ernstlich an die Befestigung des Titusbogens gegangen. Die Gerüste werden diese Woche vollendet. Zuerst wird die Brustwehr der Frangipani abgeworfen, dann allmählich und schonend das Schadhafte befestigt werden.

Das Giornale encicl. Febr. 21. enthält eine Notiz über den Maler Joseph Errante (geb. zu Trapani in Sizilien den 19ten März 1760, gestorben zu Rom den 16. Febr. 1821.) Sein Hauptwerk ist die Kuppel der Kirche della Morte zu Civitavecchia. Er war Schüler des Pater Fidelis da S. Biagio zu Palermo.

Auf einem Gute des Fürsten Borghese bey Frascati sind einige interessante Marmore gefunden worden, welche den Fürsten vielleicht bestimmen, die Kaufsumme für seine Antikensammlung zu Entdeckung neuer Schätze zu verwenden.

Hildburghausen.

(Auszug aus einem Brief.)

Ich habe das Vergnügen Ihnen melden zu können, daß wir nunmehr in hiesiger Gegend im Besitze eines Münzschatzes sind, der wohl leicht als einzig gelten dürfte. Herr Vicekanzler von Donop in Meiningen hat die ganze Sammlung der in Jersey gefundenen, nahe an 1000 Stück betragenden Silbermünzen, von denen ich schon einige in dem Kunstblatt angezeigt, seit einigen Tagen in seinen Händen. Unter diesen 1000 Stücken befinden sich kaum 80 ganz unkenntliche, aber 300 vollkommen wohl erhaltene, und gegen 200 Stück mit Schrift, die, wie ich früher schon bemerkt, den alten irischen Alphabeten keineswegs so entspricht, als sie der Samaritschrift höchst ähnlich ist. Dazu kommt noch, daß diese Münzen mehrere altägyptische Hieroglyphen, unter andern vorzüglich häufig das +, das ⊕, d. i. das heilige, bald allein stehende, bald in einem Kreis eingeschlossene Tau, die Spirale, die Halbkugel mit den auslaufenden Strahlen u. s. w. enthalten. Mit Recht glaube ich behaupten oder doch wenigstens hoffen zu dürfen, daß diese Münzen über das sogenannte celtische Alterthum nicht allein, sondern auch über Germanien und den gesammten europäischen Norden, nach sorgfältiger und umsichtiger Benutzung, mit der Zeit ein großes Licht zu verbreiten vermögend seyn dürften. Nähere Nachrichten über diesen so äußerst schätzbaren, bisher in England zum zweyten Male wie ganz begraben gehaltenen, Fund, sollen mit der Zeit nicht fehlen.

Dr. Sickler.

Frage.

In dem sehr interessanten Aufsatze über das Hochschloß Marienburg im Kunstblatt Nro. 21, theilt uns der verehrte Herr Verfasser auch einige altteutsche Verse aus dem Kapitelsaal des Schlosses mit. — Ich möchte wohl fragen ob sich diese Verse nicht also erklären ließen:

Bitten wir got vns beschern
(Brunde?) die sich turren wern
Der ist nu vil groslich not
Ir legen vil dirslagen tot.

Bitten wir Gott uns (zu) bescheren
Freunde die sich thuen wehren.
Der ist in viel großlich (großer) Noth
Erlegen *) viel, erschlagen todt.

Sollte dieses „Der ist in viel großlich ꝛc. nicht auf den Ordensmeister, Bezug haben können, unter dessen Bilde die Verse standen?

Demut vnd gotis vurchte
Vil crestlich **) an ym wurchte
Daz her dieses werde gust
Versmehte sam geringe Lust.

Demuth und Gottesfurcht
Viel christlich an ihm war
Das er dieses werde just (ganz)
Verschmehte sam (er alle) geringe Lust.

Dieses „wurchte" mag wohl ein verloren gegangenes, das Wort „war" bezeichnender Provinzialismus seyn. Eben so, wie drschlagen (dirslagen im ersten Vers) statt erschlagen in vielen Gegenden Frankens noch jezt sehr häufig gehört wird.

A. v. St.

*) Sollte vielleicht heißen: Ihrer liegen viele erschlagen todt.
**) Oder: crestlich, kräftig? Red.

Berichtigung und Notiz.

In No. 4. des dießjährigen Kunstblattes wurde eine Nachricht über die gegenwärtig im Königreich der Niederlande lebenden Künstler gegeben, und unter ihnen besonders Hr. Moritz als ausgezeichneter Historienmaler erwähnt. Ueber diesen Künstler theilt uns Hr. G. F. Creuzer in Heidelberg aus dem Brief eines Freundes, dessen Wahrheitsliebe und guten Geschmack er verbürgt, folgende Berichtigungen und Notizen mit:

„Moritz war nie in Rom; auch ist er meines Wissens eben so wenig ein Schüler von David. Er ist ein Mann, der alles sich selbst verdankt, der tausend Fesseln und Hindernisse überwunden hat. Außerdem, daß er ein großer Maler ist, ist er auch ein großer Mechaniker, eine Kunst, die er ebenfalls seinem Genie verdankt. Die Gattin des Herrn Moritz verdient ebenfalls eine Stelle im Kunstblatt. Sie ist eine Künstlerin von seltenem Verdienst, ihr Fach ist, Blumen nach der Natur in Oel zu malen. In der Zeichnung besizt sie so viel Anmuth, und in der Farbengebung so viel Glanz, daß ihre Gemälde oft mit denen der größten Meister in diesem Fache wetteifern. — Ein anderer Künstler in Amsterdam ist Hr. Jakob Smies, ein Karrikaturenzeichner einzig in seiner Art. Er führt seine Werke mit der größten Sorgfalt, mit so viel Wahrheit Ausdruck und Mannichfaltigkeit aus, daß alle, die sie sehen, sie nicht genug bewundern können. Hr. Smies ist Mitglied des Königl. Instituts zu Gent; seine Aufnahme beweist den richtigen Sinn der Gesellschaft."

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag 13. April 1821.

Aufgelöst vom Klange süßer Saiten,
Mild umschimmert von des Himmels Strahl,
Wähnt sie, wie ein Bächlein, hin zu gleiten
In das ewig helle Wonnethal.

Heloise an Abelard von Pope,
nach Bürgers Uebersetzung.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Es ist wohl manchem meiner Leser schon begegnet, daß er das von Jugend an Gehörte für Gesang gehalten, und sich dabey befriedigt, ja daran ergözt hat. Auf einmal aber führt ihm Zufall oder Glück ein Wesen zu, dessen Stimme, dessen Gesangsweise ihm plötzlich eine neue Welt aufschließt, so daß er ausrufen muß: „Beym Himmel! das, das allein ist Gesang, und du hast noch nie singen gehört!"

Nicht immer ist es große Kunstfertigkeit, was ihn so in seinem Innersten erregt, es ist vielleicht nur Ein Ton aus solcher Kehle. Er deutet in seiner eigenthümlichen Klarheit auf einen herrlich zusammenstimmenden Bau dieses Wesens, er giebt Kunde von einer schönen Seele, deren unmittelbarer Ausfluß er ist.

So ging es dem Baron mit Concordias Stimme. Ich darf behaupten, daß, hätte sie auch nur die erste Zeile des aufgeschlagenen Liedes gesungen, ihm eine ewige Sehnsucht nach diesen Tönen im Herzen geblieben wäre.

Das ist eben die wunderbare Eigenschaft der Menschenstimme, daß sie dem gefühlvollen Hörer ein unbeschreibliches Verlangen nach einem Unbekannten, Entfernten, Unendlichen erweckt, und doch auch wieder all dieses Sehnen durch die reinste sinnliche Nähe und Kraft aufs vollständigste befriedigt. Sie ist es, die in das enge Gefäß der Gegenwart den edelsten genügendsten Labetrunk zu gießen weiß.

Otto überließ sich mit Hingebung, mit Wonne diesen Eindrücken. Sein Wohlgefallen an den schönen Formen des Landmädchens gründete sich, ohne daß er widerstehen konnte und wollte, von Moment zu Moment tiefer. Es galt nicht mehr blos einer reizenden, Augen lockenden Aussenseite; diese Wohlgestalt schien nur die äussere Hülle einer innen still webenden herrlichen Seele, einer Harmonie der edelsten Kräfte zu seyn

Ihr Ton hatte etwas an sich, was ihm alle Lebenswunden, wie durch leise Gewalt einer sanften mitleidigen Hand, zu öffnen schien, um sie mit himmlischem Balsam vollständig zu heilen.

Als die Strophen des Liedes zu Ende waren, drang er in sie, einen Zweygesang mit ihm zu versuchen; seine Ungeduld ließ aber nicht zu, daß sie denselben noch lange einübte. Eine flüchtige Durchsicht, und daß er, als damit bekannter, die Begleitung auf dem Clavier übernahm, war alles, was er gestattete.

„Ich habe gehört, wie Du es kannst," sagte er, während er ihr die Wange streichelte, „nun möchte ich auch sehen, wie Du es lernst."

Hatte ihm die gediegene Einfachheit und Innigkeit, mit welcher Concordia das erste Lied ganz in dem ihm eingebornen Geiste vorgetragen, hohe Freude gewährt, so ergözte er sich jezt an ihrem Ringen, das Gewünschte auf die rechte Art zu leisten.

Takt für Takt stieg es, wie ein zweytes Suchen und Erfinden der Tonkunst, ans Licht, wie etwa eine schöne Ge-

stalt aus dem feuchten Element langsam auftaucht, und steigend edlere Formen zeigt.

Er hatte die süße Gewalt dieser Komposition noch nie so empfunden, als jezt, da sie sich, Akkord um Akkord, vor seinem lauschenden Ohre zusammen wob.

Wie ein herzliches Bekenntniß nahete sich dann sein Gesang dem ihrigen, umschloß, umflocht ihn.

Weil kein Mensch aus sich hinaustreten, sich selbst sehen oder hören kann, so gern er es auch möchte, so wusste Otto eigentlich auch nicht, wie gut oder schlecht er singe. Jezt erst, getragen durch den vollklingenden Gesang Concordias, glaubte er, gefallen zu können; ja er meinte, daß gerade ihre beyden Stimmen sich aufs schönste binden, und was ihm noch nie so geworden, recht in einen reinen Klang zusammenschmelzen.

Wenn schon einige freundlich gewechselte Worte zwey Menschen einander näher bringen, so vermag dieß gemeinschaftlicher Gesang noch mehr; ja es könnte wohl einem, der seine Zuneigung zu einem liebenswürdigen Wesen aus Rücksichten nicht bekennen darf, nichts Erfreulicheres begegnen, als wenn die Gelegenheit es gäbe, mit diesem im Zweygesang sich zu vereinen.

„Concordia!“ sagte Otto mit unverhaltnem Feuer, „Du gewährst mir ein unschätzbares Vergnügen! was habe ich nicht schon von Musik gehört, und wie wenig von all diesem darf sich deinem anspruchslosen Gesange gegenüberstellen. Du hast, ohne es zu wissen, in mir mein Bestes und Tiefstes aufgeregt; ich muß Dir herzlich danken.“

„Aber, wie es mir geht, wenn ich einmal heiß bin, ich möchte jezt nicht sowol dich loben, du könntest leicht mein Lob für absichtlich, für eigennützig halten; — es wird überhaupt in der Welt viel zu Tode gelobt; — Nein, ich möchte nun eher losziehen über den ungeheuern Mißbrauch, der mit dem Reichthum der Kunst in Gottes Welt getrieben wird, über all das Blendwerk, was ich mir von Jugend auf musste vormachen lassen. Diese selige halbe Stunde wird mir nun auf einmal ein Maßstab für so viel hierin Erlebtes, von den musikalischen Thee's an, wo abgerichtete Haustöchter das mühvoll Eingelernte herhämmerten und piepten, bis zu so manchen großen Konzerten und Opern, wo Orchester und Sänger die heilige Gabe der Tonkunst aufs ärgste, man darf sagen, sündhafteste mißbrauchten, ihr fließendes Gold wie Wasser herumschütteten.“

„Was hilft es nun, daß Gott dem Menschen solche Zaubermacht verliehen, wenn er sie nicht zur rechten Zeit, und nach rechtem Maße anwendet?“

„Auf Dich aber, Du Gute! muß er mit Wohlgefallen blicken, weil Du die süße Musikgewalt nur brauchst, um verwandte Herzen zu rühren.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Machte Müßiggang glücklich, so hätte ich mich unbegränzt glücklich schätzen müssen; mir lag nichts ob, als die fremden Besuche zu dem Domherrn einzuführen, und beym Abschied zu geleiten. In St. Jago ist dieses ein Geschäft, welches der Hausherr, wie vornehm auch der Besuch sey, stets seinem Major domo überlässt; ich brachte viel Zeit mit den Franzosen im Hospital und mit den schwarzen Studenten zu, die mich mit Höflichkeit überhäuften, mich zu allen ihren Festen einluden, ja sogar dergleichen mir zu Ehren anstellten. Meine Kenntniß der lateinischen Sprache brachte mir alle diese Auszeichnungen zu wege, denn in Vergleich mit ihnen, so groß auch ihre Fortschritte seyn mochten, war ich noch immer ein Cicero. Wie ich schon sagte, war der liebenswürdigste unter ihnen Nicolo Cabral, zwey andere nannten sich Alonso Suarez und Philip Nunez; alle drey waren mir sehr ergeben, dennoch hätte ich mit Nunez beynahe Händel bekommen. Er liebte zu disputiren, welches zwischen jungen Leuten leicht Veranlassung zum Streit giebt. Einst disputirten wir über die Hypothese: ob der Teufel weiß oder schwarz sey. Ein Jeder stritt für seine Farbe, ich griff ihn aus dem Stegreif mit lateinischen Distichen an, welche die Lacher auf meine Seite brachten. Ohne ihre Dazwischenkunft wäre mir aber der wüthende Philipp zu Leibe gegangen. Doch ward der Streit um so leichter beygelegt, da ich ihm zugab, daß die Engel schwarz wären und er dem Teufel jede ihm beliebige Farbe geben könne.

Um mir die Zeit zu vertreiben, lernte ich auch die Creolen-Sprache, ein Gemisch der Mundart von Guinea und einem verdorbenen Portugiesischen. Bald brachte ich es darin so weit, daß ich mich im Stand sah, den lebhaftesten Wunsch des Domherrn gemäß, die drey jungen Mulatten im Rechnen zu unterrichten. Er gab diese Knaben für meine Gefährten aus, ich erfuhr aber in der Folge, daß sie ihm durch sehr nahe Bande angehörten. Um mich das Land und die Sitten kennen zu lehren, nahm mich Don Freire zu allen Hochzeit- und Kindtaufs-Festen mit, wozu er, als einer der vornehmsten Würdeträger des Kapitels, stets eingeladen wurde. Bey dieser Gelegenheit prangt ein Jeder mit aller ihm möglichen Pracht. Um die Begleitung zu vermehren, beruft er alle Freye und Unfreye seines Hauses dazu; die Sklaven haben eine besondere in einer blau baumwollnen Jacke und gleichen Pantalon, nebst einem großen runden Hut bestehende Kleidung; die weiblichen Sklaven sind in baumwollne Stücke Zeugs von verschiedenen Farben, sehr wohlkleidend eingewickelt. Sie eröffnen den Zug, große Körbe auf dem Kopfe tragend, welche den ganzen, aus baumwollnen Zeugen gefertigten Kleidervorrath

ihres Herrn enthalten; ihnen folgen männliche mit Mundvorrath und andern nothwendigen Bedürfnissen beladene Sklaven. Im Zug des Domherrn befanden sich sechs Trompeter, die nicht zu blasen aufhörten, hinter ihnen ritt ich und die drey Mulatten auf Eseln, und der Domherr auf einem prächtigen Maulthier beschloß den Zug.

Als Günstling eines so wichtigen Mannes schmeichelten mir alle Landeseinwohner durch jede Art von Zuvorkommenheit, die Sklaven meines Wirthes beteten mich in allem Ernst an, und ich verdiente es einigermaßen, indem ich nicht nur durch mein Vorwort beym Domherrn manche Strafe von ihnen abwendete, sondern auch ihre Fehltritte so viel möglich seiner Kenntniß entzog. Mein Vorgänger hatte gerade das Gegentheil gethan. Es war ein, von einem Schiffe entlaufener Böhme; nach Gewohnheit seiner Landsleute ein guter Musikus, hatte ihm dieses Talent Aufnahme beym Domherrn verschafft, bald hatte er seine Gunst gewonnen, gebrauchte sie aber nur zum Schaden der armen Sklaven, so daß sein Andenken unter ihnen verabscheut war, da sie hingegen meine Gegenwart, meiner Zukunft Glück verheißend, segneten. Was aus diesem Böhmen geworden war, wollte mir keiner sagen; wenn ihn Don Freire erwähnte; geschah es blos um über seine Undankbarkeit zu klagen. Die drey Mulatten versicherten, er sey zur Nachtzeit verschwunden, aber die Geflissenheit, mit welcher die Sklaven meinen Fragen auswichen, flößte mir den Verdacht ein, daß sie ihn heimlich ihrer Rache geopfert hatten.

Wenn auch einige Herrn ihre Sklaven mißhandeln, werden sie doch von den meisten mit Güte und Nachsicht behandelt, die treuen, fleißigen erhalten sogar nach einem hinlänglich erprobten guten Betragen die Freyheit zum Lohn; diese Freygelassenen nehmen dann wie angenommene Kinder ihres Wohlthäters Namen an, bleiben in seinem Hause, oder verfügen nach Wohlgefallen über ihr Schicksal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dampf-Fregatte.

Man hat oft von den Dampf-Fregatten gesprochen, die zur Küsten-Vertheidigung der amerikanischen Staaten bestimmt sind. Folgende Beschreibung derjenigen, welche in den lezten Monaten 1820 in Boston fertig ward, mag einen Begriff davon geben. Dieses Fahrzeug hat in seinen Dimensionen, die einer amerikanischen Fregatte vom ersten Range gleichen, nichts bemerkenswerthes. Sein großer Mast ist mit eisernen Reifen und Pflöcken versehen, weil man ihm alle mögliche Festigkeit geben wollte, indem er allen den Vertheidigungs-Anstalten dieser so fürchterlichen Fregatte zur Stütze dient. Sie führt drey Dampfmaschinen, von denen zwey sie bey schwachem Wind und Windstille fort bewegen, die dritte, welche die Kraft von sechzig Pferden hat, dient allein die an dem großen Mast befestigten Vertheidigungs-Zurüstungen in Bewegung zu setzen. Diese Zurüstung besteht in einer Reihe eisernen Keulen, die sich, vermittelst in dem Mittelpunkt des Schiffes von beyden Seiten des Mastes befestigter Zapfen, auf einer vertikalen Fläche bewegen. Wenn diese Maschine in Thätigkeit ist, heben und senken sich diese Keulen wechselweis. Bord an Bord gefochten, würden sie alles niederschmettern, Menschen, Takelwerk, ja selbst den Bord eines feindlichen Schiffes zertrümmern. Ein anderer eiserner Balken, länger wie jene, ist längs des Besanmasts befestigt; allein dieser bewegt sich horizontal, und würde eine fürchterliche Verwüstung unter der feindlichen Mannschaft hervorbringen, denn er ist seiner ganzen Länge nach mit eisernen Haken und schneidenden Klingen besezt. Die Einrichtung ist so getroffen, daß, wenn ein feindlicher Mast diesem Balken in den Weg kommt, er sich von seinem Zapfen abhebt, so daß die Fregatte sich dadurch nicht an das feindliche Fahrzeug angehakt findet. Eine der Catapulte der Alten ähnliche Maschine ist am Steuerbord, auf dem Vordertheil der Fregatte angebracht. Ihre Kraft ist so groß, daß sie mit ihrer höchsten Anstrengung zwey Zentner schwere Steine zwey, drey hundert Ruthen weit zu schleudern vermag. Eben diese Maschine kann kochendes Wasser, siedendes Pech, geschmolzenes Bley schleudern. Der alte Gebrauch glühenden Sandes zu gleicher Absicht, soll hier auch in Anwendung gebracht werden. Während alles dieses geschieht, sind nur etwa zwölf Mann auf dieser Bostoner Fregatte. Zwey an dem Steuerrad sind durch gute Schanzen gesichert; zwey andere leiten die Bewegungen der Catapulte, und zwey oder drey andere sind auf verschiedenen Punkten der Fregatte beschäftigt. Die übrige Mannschaft bedient die Kanonen der ersten und zweiten Batterie und besorgt die Dampfmaschine.

Die Seiten der Fregatte bestehen in einer dicken Holzwand mit Stahlplatten belegt; die Verdecke sind von keiner Bombe durchzuschlagen. — Allem diesem zu Folge ist es erwiesen, daß dieses Fahrzeug durch kein Entern zu erobern ist. Um aber den Feind noch wirksamer zurück zu schlagen, hat es an jeder Seite hundert eiserne Haken und eben so viele Klingen, die alle durch den Dampf in Bewegung gesezt werden und in weniger Zeit die Mannschaft mehrerer Schiffe zerstören würden. Sollte dieses lezte Mittel, nebst dem siedenden Pech, kochendem Wasser und heißem Sande nicht hinreichen, so würde man ein Rad in Bewegung setzen, das mit Schneiden und Spitzen bewaffnet, sich in jeder Richtung bewegen kann, und die Angreifenden niedermetzeln würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom den 24sten März.

Sie werden mir ohne Schwur glauben, daß auch die Erwartung derer übertroffen worden ist, welche von der neapolitanischen Tapferheit keinen sehr hohen Begriff hatten. Der Krieg ist geendigt ehe er angefangen hat, und die Verachtung gegen die Neapolitaner hat einen Grad erreicht, der sich nicht beschreiben läßt. Wir leben also vorläufig wieder im Frieden, und ich werde bald Muße genug haben, ihnen einzelne Züge des bewegten Lebens der lezten Tage vorzulegen. — Eine Akademie, welche die päpstliche Capelle im Palast Cafarelli gab, und wo mit mehrer Musik von Palestrina auch Vittoris bekanntes Dies iræ gesungen wurde, hatte beynahe nur Fremde zu Zuhörern. Die Gesellschaft war sehr glänzend, und es werden noch zwey andere ähnliche Akademien nachfolgen.

Fürst Hardenberg wird uns in einigen Tagen, der Prinz von Dänemark im nächsten Monate verlassen. In wenigen Tagen erwartet man hier den König von Neapel mit zahlreichem Gefolge.

Das Theater Valle wird bereits abgebrochen. Die opera buffa wird nach Ostern in Argentina eröffnet werden. Mercadante ist nach Mailand abgereist, wo er für das Theater della Scala eine Oper setzen wird.

London den 20. März.

Heute Abend geht der König in die Oper, welches bey uns eine Neuigkeit ist; denn den vorigen König sah man nie d...t, und wer sich erinnert, was die Londner Radikalzeitungen dem Publikum von der Furcht des Königs vor dem Volke weiß machen wollten, wer noch nicht vergessen hat, was auch in Deutschland so allgemein über das Thun und Treiben in London geglaubt wurde, wird diesen Gang des Königs für kein unbedeutendes Zeichen der Zeit halten. Die Oper scheint gleichsam wie neu geboren. Sie steht jezt unter der Leitung des Hrn. Ayrton, welcher sie schon 1817 dirigirte. Er war es, der den beliebten Ambrogetti hierher zog und ihm verdankt man auch die Einbürgerung der schönen Oper Don Giovanni. Durch ihn wurde London ferner mit den beyden Sängerinnen Camporese und Fodor bekannt. Es hielt aber dießmal außerordentlich schwer, bis man es zur Eröffnung dieses Theaters brachte. Doch machte sich die Sache vermittelst einiger Leute von Rang und Vermögen, welche sich von dem Buchhändler Ebers in Altbond-street repräsentiren lassen. Dieser, auf den Fels ihres Wortes bauend, hat für diese Saison die Oper gemiethet und alle die Mühwaltungen übernommen, welche von Rechtswegen dem Eigenthümer anheimfallen. Zum erstenmale wurde la gazza ladra vorgestellt.

Man ist einig darüber, daß das Drurylanetheater für diese Saison beynahe ruinirt seyn würde, wenn Elliston, der Director, nicht so glücklich gewesen wäre, Miß Wilson zu engagiren. Dieß ist desto gewisser, da die Schauspiele, welche dort gegeben werden, Niemand herbeyziehen und leere Bänke lassen. Miß Wilson bleibt das Idol der Stadt. Ihr Eifer sich zu vervollkommnen ist augenscheinlich, und da sie erst siebzehn Jahre zählt, so kann sie es zu einem hohen Grade von Vortrefflichkeit bringen. Man bekümmert sich um die kleinsten Umstände ihrer Herkunft. Als ihr Vater 1812 nach London kam, miethete er einen kleinen Laden für Viktualien, Lichter, und alle die kleinen Bedürfnisse der Aermeren (a chandlers shop) in der London road, St. George's in the fields, wo er noch wohnt und diesen Kleinhandel treibt. Seine Tochter, damals acht Jahre alt, wurde in eine gemeine Schule geschickt, welche sie bis in ihr 13tes Jahr besuchte. Sie musste schon damals daran denken, selbst ihren Unterhalt zu verdienen, und that dieses theils durch Nähen, theils durch das Heften von Büchern, da die Londner Buchbinder diesen Theil ihrer Arbeit fast ganz von Frauenzimmern verrichten lassen. Während dieser Zeit entwickelte sich ihre schöne Stimme. Die Eltern konnten aber lange Zeit Niemand finden, der ihren Unterricht hätte übernehmen wollen, bis Welsh sich dazu entschloß. Die in ihrem Lehrbriefe bedungene Zeit geht zwar mit dem 21sten Jahre zu Ende, aber es ist darin ausgemacht, daß H. Welsh die Hälfte ihres Salariums erhält, bis sie 25 Jahre alt ist. Man weiß nun, daß sie nicht zuerst auf dem Drurylanetheater erschien, sondern sie sang vorher in den Argyll Rooms und zu Windsor in einem Privatkonzerte der Lady Harcourt, wo der König, welcher ein großer Kenner der Musik ist, ein Duett mit ihr sang und ihr viel Aufmunterndes über ihren Geschmack sagte. Die Auszeichnung dieser jungen Sängerin, die allgemeine Huldigung eines glänzenden Publikums und die heitern Aussichten in die Zukunft haben nichts in ihrer natürlichen Bescheidenheit und Herzensgüte geändert. Ihrer niedrigen Geburt eingedenk, besucht sie oft das väterliche Haus und läßt Eltern und Schwestern an ihrem Glücke Theil nehmen. Von ihrer Dankbarkeit gegen ihren Lehrer ist schon in vorigen Briefen ein Beyspiel angeführt worden. — Die Verpflanzung des beliebten französischen Stücks Therèse, ou l'orpheline de Genève gab zu einem Rechtshandel Anlaß. Es wurde von Payne übersezt und der englischen Bühne anbequemt. Kaum hatte man dieß Melodrama auf dem Drurylanetheater mit Vergnügen gesehen; als es auch auf dem Coburgtheater zum Vorschein kam. Elliston kam dawider ein, aber da die Bearbeitungen ganz verschieden von einander waren, so ging der Ausspruch des Lordkanzlers dahin, daß man die Aufführung desselben Stücks im Coburgtheater nicht verhindern dürfe. Der Lordkanzler äusserte bey dieser Gelegenheit, die Streitigkeiten der Londner Schauspielhäuser untereinander seyen so häufig, daß es Noth wäre, eine eigne Rechtsbehörde für sie zu haben, wobey er besonders auf die Oper zielte. — Jeder Reisende weiß, daß sich London in Hinsicht auf öffentliche Bibliotheken und die Bequemlichkeiten ihrer Benützung mit Paris ganz und gar nicht vergleichen darf. Die Gefälligkeit der Franzosen sticht da sehr vortheilhaft ab. Es fehlt in London nicht an guten Büchersammlungen, welche ursprünglich für das ganze, oder doch für ein zahlreiches Publikum bestimmt waren, aber der Zugang ist theils schwer, theils ganz verschlossen. So hat die Royal society eine artige Bibliothek in Sommerset House, in welcher sich außer guten und kostbaren Büchern auch viele seltene Manuscripte befinden. Aber es gibt nicht einmal einen gedruckten Katalog derselben, und an Leute, welche den Leselustigen aufnähmen und bedienten, ist gar nicht zu denken. Dahingegen hat die Bibliothek des kön. Instituts in Paris drey Bibliothekare, welche mit größter Gefälligkeit alles herbeybringen, was dort vorhanden ist. Ungegründet aber sind die Klagen, welche jezt auch wider das brittische Museum laut geworden sind, daß die dorthin geschenkten Sachen (z. B. Burchell's aus dem südlichen Afrika mitgebrachte Häute von 40 seltnen oder ganz unbekannten Thieren) in den Kellern des Museums liegen blieben und gar nicht aufgestellt wurden; denn alle Welt weiß, oder könnte leicht erfahren, daß es dort an Raum fehlt, daß ein Schaz von Mineralien, Conchylien und Seltenheiten eingepackt liegen bleiben müssen, daß man dieser Nationalanstalt die Pfunde knickerig zuzählt, und kurz daß sie, weit entfernt, einer so großen Nation Ehre zu machen, ihr Schande macht, so wie man schon beym ersten Eintritte nicht in ein Museum des brittischen Volkes, sondern in ein altes verfallenes Schloß zu kommen glaubt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 30.

Literatur = Blatt.

Freitag den 13. April 1821.

Verdammniß des gegenseitigen Unterrichts.

Wären alle Büchertitel so klar und bezeichnend wie der nachfolgende, so könnte man der Recensionen (wenigstens der unkritischen) entbehren, und würde nie in den Fall kommen, im Buche selbst nicht (oder andern) zu finden, was der Titel erwarten ließ. In Lyon ist nämlich erschienen:

L'Enseignement mutuel dévoilé, ainsi que ses jongleries et prétintailles révolutionnaires; ou l'Art d'affranchir l'éducation de l'enfance de toute influence morale et religieuse. Dédié à la jeunesse pensante, réfléchissante, agissante, et surtout bien impressionnée, pour servir de réponse à M. Sainte-Marie, Docteur en Médecine de la faculté de Montpellier, membre de l'Académie de Lyon et autres Societes savantes et littéraires, suppléant du juge de paix de son arrondissement. Accompagné d'apperçus neufs, et de notices sur quelques-uns des professeurs de morale qui dogmatisèrent le peuple lyonnais, et bestialisèrent la jeunesse jusqu'au retour de l'auguste maison de Bourbons. Par Onuphre. Ein Band 8. Mit dem der Schrift selbst enthobenen Motto: „N'est il pas à craindre que les enfans envoyés à l'école de l'enseignement mutuel, après avoir été de petits vauriens, n'aillent grossir les bandes revolutionnaires, si toutefois la verge de la justice ne les frappe pas, en punition de la religion qu'ils meconnurent?"

Kriegswissenschaften.

Lehrbuch der Militair-Geographie von Europa, eine Grundlage bey dem Unterrichte in deutschen Kriegsschulen von Hahnzag. Magdeburg, Rubach 1820. Erster Theil 400 S. 8.

I. Der Feldherr nach Vorbildern der Alten, vom Verfasser der Vorlesungen über die Taktik der Reuterey (Graf Bismark) Karlsruhe, in Müllers Hofbuchhandlung 1820. 240 S. Taschenformat.

I. Es hat vor einigen Tagen der, der aktiven Armee als Ersatz nachziehende, Reserve-Mann (s. Lit. Bl. Nr. 64. die Fortsetzung vorkritischer Stammliste der teutschen Militairschriften ꝛc.) „Hahnzags Lehrbuch der Militair-Geographie ꝛc." bey uns im Quartier gelegen. Sein Aeußeres war einfach, bescheiden; nur etwas zu gedrängt. Der Ausdruck seines Innern verrieth nebst Kenntniß und Fleiß, daß ihm sein Dienst wirklich am Herzen lag. Demungeachtet war in seinem ganzen Thun und Treiben eine gewisse Schwermuth nicht zu verkennen, die seltsam mit dem übrigen Wesen des jugendlichen Kriegsmannes kontrastirte. Ihn schien eine schwere Schuld zu drücken. — Die Mühen und das Geräusch des Tages erlaubten keine gemüthliche Annäherung zwischen uns; aber als der zeitige Abend gekommen war, und der gebildete Reservemann, in des Rec. heimlichem Stübchen, am wärmenden Kamine, beym traulichen Mahl' sich ruhte von Marsch und Fatigue, da öffnete mit einem tiefen Seufzer sich die beklommene Brust. „„Sie müssen wissen, mein Herr!"" so hub er an „„daß ich auf Avantage*) diene, und Sie werden also einiger Maaßen fühlen können, von welchen freudigen Hoffnungen mein Sinn geschwellt wurde, als ich jene Stammliste**) zu Gesicht bekam, in der, in Bezug auf mich, die Worte stehen: Vielleicht dürfte sich H. Lehrbuch der Militair-Geographie von Europa zum Avancement qualificiren, wenn der Herr Verf. die Gabe des Vortrags und sehr gute geographische Kenntnisse besitzt, auch hinreichend dazu mit den höhern militairischen ausgestattet ist, die, theoretisch genommen, zur Entwerfung einer guten Militair-Geographie unerläßlich sind. — Denken Sie Sich nun, Verehrtester! die niederschlagende, durchbohrende Erfahrung, die ich an mir

---

*) Kunstausdruck auf die jungen Leute bezüglich, welche um zu steigen, um die Soldateska als „Leiter zur höchsten Macht" zu benutzen, in sie freywillig treten.

**) S. Lit. Blatt Nr. 64. S. 255., Sp. 1, Z. 28. u. ff. v. u.

selbst mache, als ich mein eignes Ich — nachdem es schon fertig war — nochmals genau durchforsche und Herz und Nieren prüfe. Da finde ich richtig Gebirgsrücken, Thäler, Flußgebiete, Seen, Brücken, Städte, Festungen, sogar militairhistorisch merkwürdige Oerter (Schlachtfelder) aber — Stellungen, die sind nirgends! und wie soll ich sie nun in mein bereits gerundetes, in sich abgeschlossenes Wesen hineinbringen? wo bleibt meine Avantage? wo ist mein Avancement hin? oh! ich sehe mich auf immer, wie Latour d'Auvergne, auf demselben Fleck sitzen bleiben — aber der konnte sich noch trösten, der war Hauptmann und wie ich glaube 1ster Klasse.""

Da trat Rec. zu dem Gefühlvollen, faßte theilnehmend die erschlaffte Hand, und sprach: „„Werthester! Fassen Sie Muth, noch ist nicht alles verloren; ein Anhang, so was von einer Zugabe, worin die Stellungen oder Positionen zwar nachgewiesen werden, aber eine Vorrede vorausgeschickt wird, die den Fehler nicht zugiebt, ihn vielmehr als konsequente Ansicht rühmt, doch aus Gefälligkeit nachgiebt, und ohne Honorar; das könnte Verleger und Leser, jeden nach seiner Weise zufrieden stellen.""

— Ernstlich gesprochen, wir rathen dem Verf. den gemachten Fehler in gesagter Art zu verbessern und wünschen, daß er sich in dem rein militairischen dabey des Rathes eines kenntnißvollen Militairs bediene; ungefähr so, wie oft der beste Landschafter die Figuren seines Gemäldes von einem Historienmaler hineinstaffiren läßt, um nicht durch zu wenige Uebung in diesem Theile der Kunst, nicht nur diese, sondern auch das bereits Gelungene zu verderben.

Es kann dem Verf. wohl nicht zur Entschuldigung gereichen, daß er im 9ten und 10ten Punkt seiner Einleitung erwähnt „die militairische Ortsbeschreibung, außer Festungen, befestigten Punkten und größern Hafen und Landungsplätzen, nur auf Städte ausgedehnt zu haben, welche ihrer Größe, Einwohnerzahl und Lage nach militairisch wichtig seyen; und daß er hinsichtlich der historisch merkwürdigen Oerter das Wort historisch nur in eingeschränkter Bedeutung genommen habe: berühmt durch große entscheidende Schlachten, folgenreiche Gefechte, denkwürdige kriegerische Ereignisse." Sind denn aber gute Stellungen, die oft über die Erhaltung ganzer Länder und Staaten entscheiden, dies nicht? Ueberhaupt ist es uns unbegreiflich, wie dem Verfasser dieser höchst wichtige Theil einer echten Militair-Geographie, durch welche, nach seinen eigenen in der Vorrede enthaltenen Worten, er „die Gegenstände andeuten wollte, welche für den Krieger vorzügliche Berücksichtigung verdienen" entgehen konnte; ein Theil, den der im Uebrigen gründliche Kenntniß und eine richtige Ansicht des Faches fast auf jeder Seite darlegende Verfasser gleich im Anfange des Werks Seite 1. durch die Worte einräumt: „„Die Militair-Geographie (Kriegerdbeschreibung) ist die Beschreibung [ei! ei! die Beschreibung ist die Beschreibung?] der Beschaffenheit der Erdoberfläche, sofern die Kenntniß dieser Beschaffenheit auf militairische Zwecke angewandt und dazu benuzt wird. Solche Zwecke sind z. B. Anordnung der Märsche, Bestimmung der Stellung eines Heeres ꝛc.""

Wie wichtig aber die Lehre von den Stellungen (Positionen, nicht blos Stellungen zum Gefecht, sondern taktisch-fortifikatorische Aufstellungen zu Behauptung eines strategischen Zwecks) wirklich sey, und wie unumgänglich nothwendig es ist, der wichtigsten vorhanden gewesenen, wenigstens mit Angabe des Landes, wo sie statt fanden, und einer kurzen topographischen Schilderung*) des Terrainstrichs, den sie einnahmen, zu gedenken; das zeigten z. B. im siebenjährigen Kriege des großen Friedrich's Position bey Schmotseifen, die des Prinzen Heinrich bey den Katzenhäusern; wie in neuester Zeit Wellington's Stellung vor Lissabon und die von Kutusow hinter Moskwa. Sie sicherten, erhielten und gewannen selbst, als erste Ursache, ganze Länder und Monarchien.

II. Wie bey einem großen Courtage an dem Hofe eines Fürsten, alle Chargen — vom Schweizer- oder Garde-Officier mit dem Platz klopfenden Stöcklein bis zum breitbebänderten Obermarschall — voraustreten und dann erst die Majestät des Monarchen selbst folgt; so ungefähr ließ Rec. seine Truppen — Generale, Officiere und Gemeine — im abgeschiedenen Jahre vorausmarschiren; an des neuen Jahrs Anfang aber, als an dem größten gemeinschaftlichen Cour- und Galla-Tag in Europa, folgt des „Feldherrn" Person.**)

Aus der Feder des genialen Verfassers der „Vorlesungen über die Taktik der Reuterey" waren wir es zu gewohnt, nur wichtige Gegenstände geistreich behandelt zu sehen, um nicht alsogleich, da das Büchlein in unsere Hände fiel, auch einen mit Karten und Planen verunzierten voluminösen Band Kriegswissenschaften schnell auf die Seite zu schieben, und jenem unsere ganze Aufmerksamkeit zu schenken.

Nett und gefällig ist schon das Aeußere. Das Umschlagkupfer symbolisirt des Werkes Inhalt. In der Mitte einer, aus den Waffen der Parther, Römer und anderer alten Völker gebildeten Umgebung zeigt sich ein auf freyem Felde liegender Löwe, der aber im Begriff scheint, aufstehn zu wollen. Die kräftige rechte Vordertatze ruht noch auf einer Wage, über deren Balken und rechte Schale ein gezogenes Schwert liegt, das sich am Griff mit dem königlichen Thier durch seinen Schweif — bekanntlich nicht seine

*) Die Dauer derselben und die Absicht, die sie erfüllten, gehört in die Lehre von der Führung des Vertheidigungskrieges.

**) Sie hat im L. Bl. leider nicht zu Neujahr Platz finden können. M.

schwächste Seite — verbindet. Das Horazische Motto des Titelblatts:

„„Männlich gefaßt und ganz in sich selbst — wie gerundet und kuglich (?) —
daß vom Aeußeren nichts der gediegenen Glätte sich ansetzt.““

scheint gleichsam des Bildes erklärende Unterschrift zu seyn.

Einhundert und acht und sechzig Sätze sind des Buches Inhalt, wovon der 1ste bis 51ste den ersten oder strategischen; der 51ste bis 169ste Satz, den zweyten oder taktischen Theil des Geistes der Kriegführung der Alten ausmachen. Durch diese lernen wir erkennen, daß das Ganze eine chrestomatische Theorie der Heerführung, aus der Geschichte der Alten entlehnt und für unsere Zeit angewendet darstellt, welche zugleich das militärische Glaubensbekenntniß des Verfassers ausspricht: um als oberster Feldherr unsers Zeitalters einen Krieg mit Erfolg zu führen, muß der Staat diesem ähnliche Gewalt und Freyheit übertragen, als es die Alten thaten, er aber muß sich aus ihrer Kriegführung besonders die hier dargelegten und geschichtlich belegten Grundsätze zu eigen machen.

Das Buch ist also nur für selbstdenkende Militairs bestimmt. Um die dargelegten Maximen enger zu verketten, sind sie zwar in fortlaufender Zahlennummer aufgeführt, aber um ihnen für den Leser mehr Folgerechtigkeit und Eintheilung zu verleihen, doch dabey in zwey allgemeine Abschnitte zerlegt, je nachdem sie mehr für das Allgemeine der Kriegführung oder das Besondere der Katastrophe derselben, der Schlacht, gehören.

Wie bisher, so auch hier; entwickelt der Verf. eine große Kenntniß der Alten, drückt sich energisch, aber stets in einem einfachen und doch blühenden Styl aus, und sucht daneben auch des Lesers Gemüth anzuregen. Die Helden, auf die er sich besonders bezieht, sind Epaminondas, Fabius, Cäsar und vor allen — Hannibal.

Gehn wir nur auf einen Vergleich dieser Schrift mit der vorherigen des Verf. ein; so müssen wir zwar gestehen, daß die Ansichten in lezterer neuer, gemeinnütziger und fruchtbringender waren; — denn er schöpfte sie aus sich selbst und konnte sie auf eine große Menge anwenden, wogegen hier er nur der alten Feldherren Thaten in Bezug auf einen vollendeten Feldherrn der neuern Zeit kommentirt, also blos für Höchstwenige praktisch nützlich werden kann — doch wenn das jetzige Werk auch nur Einem unter Fünfzigtausend nützt; und wenn es die Bahn bricht zu einer antiken Basis des Höhern und Geistigen des Kriegführens und Kriegerseyns; so betrachtet Rec. den Gewinn schon allein als unschätzbar.

Als Zugabe des Werkes, im Gesichtspunkt des Feldherrn der Alten, sind die Sätze von 136 bis mit 140 zu betrachten; denn sie handeln von der Art, wie der Obergeneral das Geschütz handhaben soll, und nach seinem eignen Ausdrucke „erlaubt er sich hier einen Uebertritt aus dem Gebiete der Alten in die Gegenwart.“ Wir wissen ihm dafür Dank und glauben uns dadurch und durch die in Noten geschehenen drey Citationen der Schlacht bey Eßling, der bey Leuthen und bey Roßbach, als in die neueste und neuere Geschichte gehörig, zur Ausdrückung des lebhaftesten Wunsches berechtiget: daß es dem Verf. gefallen möge, auch die Elemente des neuern Kriegssystems uns in seinem philosophisch-historischen Geiste recht bald zu geben.

Bibliographische Uebersicht
der neuesten französischen Literatur.
December 1820.

Wir stellen diesesmal ein sehr wichtiges Werk im Fache der Arzneywissenschaft an die Spitze unsers monatlichen Berichts, nämlich: Observations sur la fièvre jaune, faites à Cadix en 1819, par M. M. Parizet et Mazet. Bekanntlich wurden diese beyden Aerzte von der französischen Regierung nach Cadix geschickt, während das gelbe Fieber daselbst wüthete, um über diese schreckliche Krankheit Beobachtungen anzustellen. Wir haben bey einer andern Gelegenheit Nachricht von dem guten Fortgange ihres Unternehmens, so wie von ihrer Zurückkunft gegeben, und vorliegendes, von Herrn Parizet redigirtes Werk, ist der umständliche Bericht ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen. Gern möchten wir über diese äusserst interessante Arbeit etwas umständlich seyn; aber sie umfaßt einen so großen Reichthum gelehrter Bemerkungen, daß die bloße Inhaltsanzeige in keinem Verhältnisse mit der gedrängten Kürze stehen würde, auf welche wir uns hier beschränkt sehen. Wir begnügen uns daher den Leser blos aufmerksam auf dieses Werk zu machen, welches ungeachtet der traurigen Krankheit, die es zum Gegenstande hat, sich dennoch sehr angenehm lesen läßt. Man hört in demselben nicht nur den Arzt, sondern auch den feinen gebildeten Literator reden; man findet in demselben nicht blos pathologische Erörterungen, sondern auch eine sehr unterhaltende Reisebeschreibung von Paris nach Cadix und von da nach Barcellona. Das Ganze ist mit vielem Geiste abgefaßt und mit den feinsten Bemerkungen durchwebt, die nicht ausschließlich der Arzneywissenschaft angehören. Gewiß trifft man selten gründliche Gelehrsamkeit so gefällig eingekleidet an, als sie es hier ist. Das Werk bestehet aus einem Quartbande von 20 Bögen Druck, mit fünf illuminirten Kupfern, die in eben so vielen Momenten den Krankheits-Zustand eines schönen jungen Spaniers anschaulich machen, der zu jener Zeit ein Opfer des gelben Fiebers wurde. (Bey Audot.)

Naturgeschichte. Der Buchhändler Gabriel Dufour kündiget eine neue, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe von Cuviers vortreflichem Werke: Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes an, in welchem verschiedene Gattungen von Thieren, die bey den physischen Revolutionen unseres Erdballs ihr Daseyn verloren zu haben scheinen, beschrieben werden. Das Werk wird aus fünf starken, mit mehr denn 200 Kupfern gezierten Quartbänden bestehen, und in eben so vielen Lieferungen erscheinen. Die erste soll im Monate May 1821 ausgegeben werden. Unterschriftspreis eines jeden Bandes 40 Fr.

auf Velinpapier 30 Fr. Nach Erscheinung des ersten Bandes wird keine Subscription mehr angenommen.

Philosophie. Der bekannte philosophische Schriftsteller Azaïs hat eine neue Schrift über das Schicksal des Menschen in allen Lebensverhältnissen; über das Schicksal der Völker in allen Jahrhunderten, ganz besonders aber über das gegenwärtige Schicksal des französischen Volkes, erscheinen lassen (Du Sort de l'homme dans toutes les conditions, du sort des peuples dans tous les siècles, et plus particulièrement du sort actuel du peuple français). Der Verfasser ist selbst Verleger dieser auf sein beliebtes Compensations-System gegründeten Schrift. Der Eigenheit wegen können wir folgende vorangeschickte Einladung an das Publikum nicht mit Stillschweigen übergehen. „Ich bewohne, sagt Herr Azaïs, im Innern von Paris ein einsames, mit einem schönen Garten umgebenes Haus. Hier stehe ich zwey Stunden des Tages zu eines Jeden Dienste, der eine meiner Schriften sich verschaffen, oder sich in Erörterungen über die in denselben aufgestellten Grundsätze einlassen will. Es wird mir angenehm seyn, die Freunde der Wissenschaften und der Philosophie bey mir zu empfangen, ihre Fragen und Bemerkungen zu beantworten, ihre bessern Einsichten zu benutzen. Um unsere gegenseitigen Verhältnisse und Mittheilungen mit einem einzigen Worte auszudrücken, müsste ich dieses Wort schaffen und sagen: ich wünsche hier mit ihnen zu platonisiren, wobey Natur und Philosophie uns stets zur Seite gehen werden.“ Es ist von dieser Schrift bis jezt nur die erste Abtheilung erschienen, die den besonderen Titel führt: Théorie fondamentale. (11 Bogen Druck in 12. Preis 4 Fr.)

Im Fache der Politik sind in diesem Monate nur zwey Schriften von einiger Bedeutung zu unsrer Kenntniß gekommen; nämlich: De la Belgique, depuis 1789 jusqu'en 1794, par M. de Pradt, ancien archevêque de Malines.) (10 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. bey Béchet.) — De la Restauration considerée comme le terme et non le triomphe de la revolution, et de l'abus des doctrines politiques, eine Antwort auf die bekannte Guizotsche Schrift über die französische Regierung seit der Wiederherstellung des königlichen Throns, und über das gegenwärtige Ministerium. Von P. L. B. (10 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. bey Le Normant.)

Geschichte. Essai sur l'histoire ancienne de la Nouvelle Russie. Herr von Castelneau, Verfasser dieser Schrift, hat funfzehn Jahre lang in dem Lande sich aufgehalten, wovon er hier die Geschichte liefert. Die Herbeyschaffung der Materialien dazu war um desto schwieriger, da sechszig bis siebenzig Völkerschaften aufgezählt werden können, die dieses Land, seitdem Herodot es beschrieb, erobert und verheert haben, bis es endlich dem russischen Reiche einverleibt wurde. Ungeachtet dieses wechselnden Zustandes, der nothwendig Lücken veranlassen musste, hat der Verfasser ein zusammenhängendes Ganzes aufzustellen vermocht, dem er den bescheidenen Titel eines Versuchs gibt. Das Werk zerfällt in drey Zeitabschnitte. Der erste fängt im entferntesten Alterthume an, und endigt mit der Eroberung der Krimm durch Mahomed II., im Jahre 1475. Der zweyte bietet in Hinsicht der historischen Thatsachen, schon mehr Gewißheit dar. Er umfasst drey Jahrhunderte und endiget mit dem Abtritt der Krimm an Rußland, im Jahr 1784. Der Verfasser hat bey seinen Forschungen keine Mühe sich verdrießen lassen, um in diesem Abschnitte die erste vollständige und zuverlässige Geschichte von einem Volke aufzustellen, welches bis jezt in Europa wenig bekannt war; von jenen kriegerischen Tartaren oder Kosaken, die sich so oft gegen die Pforte empörten, die stets gegen Polen und Rußland die Waffen in den Händen hatten, und dabey die dreyfache Seltenheit darbieten: lange in einem Staate ohne Frauen gelebt zu haben, die nämlichen Ufer zu bewohnen, wo einst die stolzen Amazonen ohne Männer lebten; und endlich von einer Frau überwältigt wurden. Der dritte Zeitabschnitt dieser Geschichte bietet den Freunden der Menschheit, die Geisteskultur höher schätzen als Eroberungen, die die Fortschritte des Ackerbaues, des Handels, der Künste, überhaupt des Bürgerglücks, dem blutigen Glanz siegreicher Heere vorziehen, mehr Interesse dar, als die zwey vorhergehenden. Diese Länder, die so lange den traurigsten Verheerungen blossgestellt waren, sind jezt ein Bild der Glückseligkeit. Ihre Lage an den Ufern des schwarzen Meeres, mehrere schiffbare Flüsse, die sie durchströmen, die Fruchtbarkeit ihres Bodens und eine junge blühende Handelsstadt, erheben sie zu den vorzüglichsten Besitzungen des russischen Reiches. Der Verfasser verweilt mit Vergnügen bey Odessa, dessen Flor hauptsächlich durch den Herzog von Richelieu herbeygeführt wurde. Das Werk schließt mit einem interessanten Berichte über eine Reise, die Hr. von Castelneau in der Krimm mit besonderer Rücksicht auf Geologie, Naturgeschichte, Numismatik, Statistik, Landbau, Handel und Schiffahrt gemacht hat. Das Ganze ist mit Karten und Kupferstichen geziert. (3 Bde. in 8. Pr. 15 Fr. Bey Rey und Gravier.) — Bulletins de la Grande Armée. So sehr eine der vorherrschenden politischen Parteyen in Frankreich darauf bedacht zu seyn scheint, den Ruhm, den die französischen Heere sich seit dem Anfange der Revolution erworben haben, zu verdunkeln, oder vergessen zu machen, so sehr bestrebt sich eine andere Partey, Alles hervorzusuchen und wieder aufleben zu lassen, was das Andenken an die vielfältigen Siege dieser Truppen auf die Nachwelt bringen kann. Mehrere diese lezte Absicht bezweckende Unternehmungen sind von uns schon angezeigt worden, und zu eben diesem Zwecke wird nun auch eine Sammlung der berühmten Bulletins der großen Armee in vier Duodezbänden ans Licht treten. Der Herausgeber ist ein ehemaliger Offizier der leichten Artillerie Namens Goujon. Preis eines jeden Bandes 2 Fr. 50 Cent. Bey Baudouin. — Histoire des prisonniers celèbres, oder umständliche Erzählung der gefänglichen Leiden Ludwigs XVI. und seiner Familie, nebst andern bekannten Personen, als: Trenk, Latude, Saint-Minard, Sidney-Smith, Kotzebue, Ugolino, Riauffe, Gaudence de Lucques u. s. w. Die ganze Sammlung wird aus 12 Duodezbänden bestehen und vom Monat Januar an in zwey Lieferungen erscheinen. (Preis einer jeden Lieferung 12 Fr. bey Domère.)

Biographie. Fontanesiana, oder Sammlung ausgezeichneter Gedanken, Meinungen und Bemerkungen des Herrn de Fontanes, vermischt mit wenig bekannten Bruchstücken in Prose und Verse des nämlichen Verfassers. Dem Ganzen geht ein kurzer Bericht über sein politisches und literarisches Leben vorher. Von Louisin d'Avalon. (5 Bogen Druck in 18. (Preis 1 Fr. 25 Cent. Bey Blancher.) — Eben dieser rüstige Ana-Schreiber hat ein ähnliches Büchlein aus den zahlreichen Schriften des Abts von Pradt, Ex-Groß-Vicar des Erzbischofthums von Rouen, Ex-Hofprediger des Kaisers Napoleon, Ex-Erzbischof von Mecheln, und Ex-Großbotschafter des Großherzogthums Warschau, zusammengestoppelt und unter dem Titel Pradtiana herausgegeben. Es sind diesem Bändchen ebenfalls Anekdoten und biographische Notizen hinzugefügt. (5 Bogen Druck in 18. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Blancher.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. April 1821.

Die Unschuld ist dem Honig gleich,
Die Hummeln nahn sich leise.
Ihr Honigblümlein! hütet euch
Vor ihrer losen Weise!
Sie nippen hie, sie nippen da,
Fest mit den Saugerspitzen,
Bis sie, so schnell sich spricht ein Ja,
Im Honigkelche sitzen.

Bürger.

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago, einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Wie viele auffallende Wechsel des Schicksals die Sklaverey der Neger herbeyführt, ist leicht zu ermessen. Unter des Domherrn Freygelassenen befand sich ein afrikanischer Königssohn, der nach langen treuen Diensten seine Freyheit erhalten, aber statt in sein Vaterland zurückzukehren, seine Tage bey seinem Wohlthäter zuzubringen vorzog. Auch ich war auf bestem Wege mich mit einer Guineaischen Königsfamilie zu verschwägern. Der Domherr Pedro Cabral, der Vater meines Freundes Nicolo, zählte unter seinen Sklavinnen die Tochter eines afrikanischen Monarchen; gleich nachdem er sie gekauft, hatte er sie taufen und in der katholischen Religion unterrichten lassen, ihre vortrefflichen Herzens- und Verstandes-Eigenschaften, auch die Rücksichten auf ihre Geburt, hatte ihn nachmals bewogen, ihr die Führung seines Hauswesens zu übertragen. Hätte ich je geglaubt, daß edle Geburt dem Körper Reize und der Seele Vorzüge giebt, so hätte mich Maria darin bestätigen müssen. Schöne, gar nicht negerartige Züge, weiches Haar, perlenweiße Zähne, eine Sylphen-Gestalt, und Ebenholz schwarze Haut, machte sie zu dem reizendsten Geschöpf. Ihre Schönheit ward durch die Anmuth ihrer Kleidung erhöht; statt wie andere Negerinnen nur einen kurzen Rock zu tragen, bedeckte sie den Busen mit einen baumwollenen Mieder, dessen Weiße von einer schwarzen Besetzung erhöht ward; ein blau und weiß gestreifter Shawl umschlang ihre Hüften und diente als Rock, ein ähnlicher bedeckte als Turban ihren Kopf. Nicolo, der eine heftige Neigung zu Maria gefaßt hatte, fand kein Gehör bey ihr; er war zu edel, um sein Glück dem Zwang verdanken zu wollen; da er aber bemerkte, daß sie, wenn ich in seinem Zimmer war, sich stets etwas darin zu thun machte, kam es ihm bey, daß ihr Widerstand sich auf einen mir gegebenen Vorzug gründen könnte. Er beschloß sich darüber Licht zu verschaffen. Maria gefiel mir; den Gedanken, sie zu verführen, verwarf ich mit Abscheu, allein Nicolos Wachsamkeit auf uns erregte meine Neugier, zu erfahren, wie weit seine Vermuthung, daß Maria mir einen Vorzug gebe, gegründet seyn möchte. Bald bot sich die Gelegenheit dazu dar. Eines Abends wie ich durch einen Seitenhof von Nicolos Wohnung ging, fand ich Maria beschäftigt das Federvieh zu versammeln. Ich wagte einige Liebkosungen und eine Erklärung meiner Wünsche, sie nahm sie mit ungeheucheltem Wohlgefallen und rührender Sittsamkeit auf, allein meine bestimmte Bitte um ihre Gunst beantwortete sie, zu meiner großen Beschämung, indem sie mit der Hand auf die nahe Domkirche, als den einzigen Weg, der mich zu ihren Besitz zu führen vermöchte, deutete. Verlegen gegen eine so billige Forderung keinen gültigen Grund der Weigerung angeben zu können, ließ ich mich zu einer Lüge verleiten, die, wie mir däucht, die Nothwendigkeit rechtfertigte. Ich sagte ihr, daß ich in meiner Heymath eine Gattin und einen

Sohn zurückgelassen habe. *) — Maria wendete sich mit einem so schmerzvollen Ausdruck in ihren schönen Augen von mir ab, daß ich fast wäre hingerissen worden, meine Lüge zu widerrufen. Ein schwacher Strahl meiner Vernunft hielt mich zurück, ich drückte Marias Hand und entfloh. Nicolo war sehr glücklich, wie er hörte, daß die liebenswürdige Schwarze dieser gefährlichen Prüfung widerstanden. Von da an vermied sie meine Gegenwart, behandelte mich aber, wenn wir zusammen trafen, mit stets gleicher Güte. Ich hatte die Freude kurz vor meinem Abschied von St. Jago zu erfahren, daß Maria ihre Freyheit erhalten hätte und hoffe, sie wird mit einem ihrer würdigen Gatten ein glückliches Los finden. Ihre Tugenden und Reize werden mir stets unvergeßlich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Während dieser Aeusserungen Otto's war Vellberg eingetreten, und hatte sich den Beyden unvermerkt genahet.

„Das ist mir ganz aus der Seele gesprochen, Herr Baron!“ begann er. „Ich habe in vergangenen Jahren auch zuweilen weltliche Musik gehört, aber die neuere Art derselben hat mir selten gefallen wollen, ob ich gleich, der Sohn eines musikgeübten Schullehrers, mit der Kunst einigermaßen vertraut war. Ich fühlte mich meistens bald gesättigt, ja überfüllt.

„In meinem schlichten Sinne meinte ich immer, sie sollte ein Bad seyn, welches den abgespannten Seelen- und Gemüthskräften des Menschen ihre vorige Schnellkraft wieder ertheilt. Statt dessen war mir aber an solchen Orten, als träte ich an ein Wasserwerk, wo der Brunnenmeister (der Musikdirektor) zuerst die Fontäuen springen ließ, dann an allerhand künstlichen Spritzwerken die Hähne drehte, so daß Räder, Sterne, Sonnen, Körbe, Lauben u. s. w. zum Vorschein kamen. Ich fand dieß von Anfang ganz ergötzlich, ob ich gleich eigentlich zum Baden gekommen war.“

„Jezt sollte mir aber auch dieses werden, nur freylich auf eine etwas unbequeme Art, die mehr dem Brunnenmeister und seinen Helfern als mir und den übrigen Anwesenden Spaß machte. Er ließ nämlich von Zeit zu Zeit mancherley Vexier-Wasser auf uns spielen, und als wir uns, mehr schaudernd als gelabt, empfehlen wollten, gingen da und dort vollständige Sturzbäder los, aus welchen wir pudelnaß und schnatternd entrannen.“

Der Baron musste über das von Vellberg vorgebrachte Gleichniß, das dieser sonst ernste Mann mit einem lustigen Mienen- und Geberdenspiel zu begleiten wusste, herzlich lachen; ja es dünkte ihm weder unpassend, noch übertrieben zu seyn. „Des Menschen Ohr, äußerte er, ist ein zartes Gefäß, wohl geeignet, einen flüchtigen Geist in sich aufzunehmen; aber nicht dazu gemacht, mit einem gährend sprudelnden überschüttet zu werden.“

„Aber Concordia mag uns noch Etwas geben, was alle in der Weite schweifende Gedanken und Gefühle versammelt und beschwichtiget. Ich bitte um einen Choral.“

Er schlug einen der schönsten von Graun auf. Concordia willfahrte gern, und dieser Gesang schien ihr eigentliches Lebenselement zu seyn.

„Wie sehr viel hängt doch davon ab, wer singt?“ dachte bey sich der tiefbefriedigte Otto. „Müssen wir nicht den Glauben zu ihm bringen, daß es ihm Ernst sey? Diese Unschuld gibt aber die Ueberzeugung unmittelbar durch ihren Gesang; Seelenreinheit ist ihrem Tone eingeboren.“

Otto drückte ihr mit Wärme die Hand, als sie geendigt. „Das ist das A und O der Musik;“ sagte er; „Wir wollen es nicht verkennen, auf welche bewunderungswürdige Höhe der menschliche Geist die Kunst der Töne getrieben, aber so reich wir auch in dieser Hinsicht seyn mögen, so halte ich mich doch auch hier, wie in andern Dingen, gern an dasjenige, was vieles Andere in sich schließt, und entbehrlich macht.“

Es giebt Stunden, wo es dem Menschen wird, wie es eigentlich immer seyn sollte, daß er fühlt, wie jeder bessere Moment des Lebens wieder ein Leben für sich bildet, und mit eigener Kraft in sich ruht; wo das Forttreibende in uns, das uns immer glauben machen will, das rechte Leben müsse erst noch kommen, etwa wenn Dieß und Das noch reife, schweigt; wo Streben und Befriedigung zusammenfallen, und jeder Wunsch uns schon wie Erfüllung, ja fast stärker, erfreut.

So war es unserm Otto diesen Abend. Als er endlich, weil die Sonne sich schon den Eichenwipfeln des westlichen Berges zuneigte, und das Baum- und Wiesengrün den mild-röthlichen Abendton annahm, den Heimweg antreten wollte, so baten sich Vellberg und Concordia die Erlaubniß aus, ihn eine Strecke begleiten zu dürfen.

Ein Knecht führte das Pferd voraus.

Das Gespräch regte sich freyer im frischen Dufte draussen, der Unterschied des Standes schwieg unter dem Wechsel verständiger Reden, an welchen auch Concordia, muthiger in offner Natur, als in der zwängenden Stube, Antheil nahm.

Was sie vorbrachte, ließ in eine ruhig klare Seele schauen, jedes Wort ruhte auf dem Grunde eines menschenfreundlichen, das eigene Ich bescheiden zurückstellenden Herzens. Und all dieß wieder im Einklange mit dem Ausdruck ihres körperlichen Wesens. In jeder Bewegung und

---

*) Wir kürzen diesen ganzen Auftritt ab, da Herrn Erdmann's Liebesabentheuer nicht der Zweck dieses Auszugs ist. In dieser Stelle fanden wir aber eine von den Aehnlichkeiten mit dem anfangs erwähnten glorreichen Schelmuffsky.

Miene; im Ton der Stimme las man es, ja ein sanftes Wohlwollen schien um sie, wie ein süßer Duft, zu weben. Es war Freude am Lebendigen, Bescheidenheit im Aneignen jedes Lebensgutes, jungfräulich zarte Schüchternheit von den geheimen Tiefen des Daseyns, Anerkennung des umfassendern Männerblicks. Dieß war dem aufmerksamen, kundigen Auge in wenigen, aber bezeichnenden Aeusserungen, in ihrem nur etliche Stunden beobachteten Benehmen gegeben; so wie ja überhaupt die ersten Eindrücke fast alles verrathen, was wir wissen wollen.

Ein Glocke auf dem Thürmchen des Meyerhofes gab den Arbeitern auf dem Felde das Zeichen des Feyerabends; Wellberg und Concordia beschlossen die Umkehr. Otto sah ihnen nach, bis die freundlichen Gestalten hinabwärts zwischen den Hecken sich verloren.

Concordia hatte sich noch ein paarmal umgewendet, und dem lieben Gaste einige holde Abschiedsblicke, als heitere Boten nachgeschickt, Otto, zum Zeichen, daß er diese Geleitsmänner nicht zurückweise, mit seinem Hute gewinkt.

Wie zuweilen im Leben die äußere Farben- und Gestaltenwelt den Bildern unseres Innern recht harmonisch gegenüber tritt, und den Tempel unserer Seele in noch tiefere Hintergründe öffnen hilft, so war es jezt eine eigenthümlich schöne Beleuchtung der Gegend, die Otto's Wohlseyn bis zur fühlbaren Wonne erhöhte.

Die Thalseite drüben lag im blauen Schatten bis hinauf gegen die Zinne des Berges, hier begann der oberste Kranz der Baumwiesen, und der sie begrenzende Wald in einem violetten Scheine zu leuchten. Er hob sich an einer fernen schwarzblauen Regenwand, wie ein Lächeln auf einer gedankenschweren Stirne, ab. Der farbige Bogen des Friedens zog sich darüber, wie ein Diadem. Die hie und da an den Höhen zerstreuten einzelnen Wohnungen, und die Häusergruppen der Ebene stralten wie Lichter aus der abendlichen Gegend heraus. In mehreren hinter ihre Gärten versteckten Dorfschaften läutete es zum Abendgebet, und klang wie ein tiefes Heimweh.

Otto konnte sich nicht erinnern, je eine Landschaft so verklärt gesehen zu haben, oder hatte sein flüchtiges Aug es unbeachtet gelassen, sein Gedächtniß es vergessen, weil es minder starke Akkorde in seinem Innern geweckt.

„Herrlich!" rief er, — „Himmlisch!" — „Ein Fest der Natur, und doch ohne lange Vorbereitung, ohne andern Aufwand, als daß das Rechte zum Rechten kommt, daß jedem Theile dasjenige wird, was ihm gehört; und zu dem ein offener Sinn, ein rührbares Herz, die es zu würdigen wissen."

„Ach so ists wohl auch im Menschenleben! Noch nie hat sich mir der Gedanke so nahe gelegt, daß der Mensch im Grunde wenig bedarf, um glücklich zu seyn; ja um so weniger, jemehr das, was er besizt, das Rechte ist. Noch nie fühlte ich so, wie jezt, wie mich alles heimzieht, mit leiser Gewalt hinein in die Heimath meiner frühesten Wünsche."

„Es möchte wohl Jeder die Welt umspannen, nicht ablassen, bis er sie ganz kennt, und so viel von ihr in sein Eigenthum raffen, als seine Sinne fassen können. Aber mit den Jahren der Reife ziehen sich die Faden des Lebens dichter zusammen. Er kann's nicht verhindern; was er auch für neue Plane in die Weite und Breite anlegen will, keiner schlägt an, es schlingt und webt sich zusammen zum — häuslichen Glück."

„So breitet sich die jugendliche Pflanze im üppigen Blattwuchse aus, schießt in einen langen Stengel auf, und strebt so zugleich in die Breite der Welt, und zu den Höhen des Himmels. Aber die Gefäße verengen, die Säfte läutern sich, sie wird müde, sich zu verflächen, zu verzweigen; alles drängt sich näher und näher zusammen, es bildet sich die süßduftende Blume, aus ihr die würzige Frucht und der Saame künftiger Geschlechter. Was sie dort mit vielfachen Wünschen, mit zerstreuten Versuchen gewollt, es ist hier, Vieles in Einem, aufs Schönste geschehen und erfüllt."

Sein Auge ruhte auf dem Doppelschein des farbigen Bogens, sein Sinn verlor sich ganz in dessen Pracht.

„Wer ertrüge den verzehrenden Blick des Sonnen-Antlitzes?" sprach er gerührt mit sich selbst. „Aber wie herrlich, wie wohlthuend tritt uns ihr Angesicht, im vergrößerten, für unser Auge gemilderten, in die Regenwand weich verflossenen Abbilde entgegen! Eine graue Zone, zweyfach gesäumt mit überirdischen, harmonischen Farben!"

„Du bist die Sonne! dem Menschen näher, colossal, erhaben, und doch nicht erschreckend, zerstörend. Du bist für den Menschen; das Anschauen des Gestirns ist für höhere Geister."

„Und so begleite auch mich der heitere Schein, die süße Täuschung durchs Leben, bis ich einst zur Wahrheit, zum Wesen der Dinge erwache."

In angenehme Träumereien sich versenkend, ließ er sein munteres Roß den bekannten Wegen folgen.

Ein holdes Bild aber, das Bild Concordia's, schwebte ihm vor in den Schatten des Abends, in dem Dunkel der Nacht, bis er zu den Thoren seines beleuchteten Schlosses hineintritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. März.

Das Carneval ist ohne alle Störung heiter vorübergegangen. Man erinnert sich nicht, dasselbe seit einer Reihe von Jahren so muntern Sinnes gefeyert zu haben, als dießmal. Die frohen Anklänge desselben verhallten daher mit dem Aschermittwoch.

dem gewöhnlichen Ziele des Carnevals, noch nicht; vielmehr bildeten ein Conzert (S a m s o n, Oratorium von Händel) und ein Ball im Prunksaal des neuen Schauspielhauses, so wie ein Maskenball in dem von dem Hoftraiteur Jagor (im vormaligen Lokal des weit und breit bekannten Gasthofes zur goldnen Sonne unter den Linden) sehr geschmackvoll neu erbauten geräumigen Saale, die Uebergänge zu dem stillern Leben während der hier, als in einer zahlreich von Protestanten bewohnten Hauptstadt, nicht so streng beobachteten Fastenzeit.

Uebrigens boten die dießjährigen vielbesuchten öffentlichen Vergnügen dem stillen Beobachter der Gesellschaft zu manchen anziehenden Bemerkungen Gelegenheit dar, um so mehr, wenn derselbe schon öfter Zeuge ihres Zustandes und ihrer Sitten an entfernten Orten und in fremden Ländern war. Der Barometerstand der Kultur einer so großen Gesellschaft zeigt seine Grade nirgend so deutlich, als da, wo d e r Theil einer zahlreichen Volksmenge beysammen ist, der wirkliche Bildung hat, oder, indem er sie zu besitzen vermeint und sich in ihren Schein einhüllt, in seinen bürgerlichen Verhältnissen und bey seinem Erscheinen in der Gesellschaft auf ihre Vorrechte Anspruch macht; als da, wo die Repräsentanten der edleren Volksklassen sich zu dem Zweck gemeinsamer Ergötzung bewegen; als da, wo beyde Geschlechter in den verschiedenen Abstufungen des Alters mit einander in gesellige Beziehung treten. Wird bey einem solchen Beysammenseyn das Streben jedes Einzelnen, zum allgemeinen Vergnügen das Seine beyzutragen bemerklich, sucht Jeder, soviel an ihm ist, die rechte Haltung, die einen geselligen Verein gebildeter Menschen charakterisirt, zu bewahren, und den Theil seiner individuellen Ergötzung nur aus der gemeinsamen Erholung und Freude zu gewinnen, so sind das vortreffliche Anzeichen. Die Physiognomie des geselligen Lebens in hiesiger Stadt ist, wie in Deutschland nicht unbekannt, eine heitre, freundliche. Weder Kastengeist noch Parteyenzwist treibt hier ihr finstres Wesen, und noch ist es der gefürchteten Büreaukratie nicht gelungen, ihren Zwangsgesetzen die Gesellschaft zu unterjochen, in der bisher nicht Titel und Rang, nein, nur Bildung und gesellige Talente eine Auszeichnung erwarben. Das haben gerühmt und rühmen noch jezt alle Fremde, die in manchen bedeutenden (besonders in großen Handels-) Städten dieß zu ihrem Verdruß und langer Weile ganz anders fanden. Selbst die sonst bemerkte Trennung zwischen dem Civil und Militär ist seit dem lezten Feldzuge als aufgehoben zu betrachten, und verschwindet aus großen gesellschaftlichen Vereinen immer mehr, da viele Civilpersonen während jener Zeit in der Armee dienten, mithin dem ihnen sonst entfremdeten Stande einverleibt, und Gelegenheit hatten, das früher gegen denselben genährte Vorurtheil zu bekämpfen; andrer Seits aber, weil die Bildung des Militärs eine andre und zwar solche Richtung genommen hat, die sich den Interessen des Bürgerstandes, so wie jeder wissenschaftlichen und Kunstbildung theilnehmender anschließt. Was hie und da zwischen jungen Leuten beyder Stände je zuweilen im jugendlichen Aufbrausen vorgeht, ist hinsichtlich Ganzen nicht in Anschlag zu bringen, und wenn daraus Unheil entspringt, wie noch vor Kurzem der traurige Fall war, da ein sehr hoffnungsvoller hier studierender Sohn einer geachteten Familie das Opfer eines solchen Privatzwistes in einem unglücklichen Duell wurde; so ist das allerdings sehr zu beklagen, kann aber, als einzelnes Begebniß der allgemein anerkannten, beyde Theile gleich ehrenden Eintracht und Uebereinstimmung zwischen dem Militär- und Civilstande keinen Abbruch thun. Vom Throne herab geht Humanität in den gesellschaftlichen Verein über, und die höchsten Beamten sind — mit seltenen Ausnahmen — ihren Neben- und Untergeordneten darin wahre Muster. Keiner dieser Leztern wird sich in Gesellschaft mit den Ersteren durch deren Benehmen gedrückt, wohl aber der gebildete und Bildung suchende sich gehoben fühlen, und wo ja einmal Stolz und Härte einen hohen Beamten auszeichnet, da zeichnet ihn gewiß auch die allgemeine Stimme des Tadels und Spottes aus, da weicht man gewiß überall aus seiner Nähe. Gelehrte und Künstler stehen hier in zu vielen öffentlichen und Privatverbindungen mit einander, haben der amtlichen und Geschäftsberührungen zu viele, treffen sich zu oft auf der Bahn gleiches Strebens zu gleichem Zweck, und kennen sich nach ihrem gegenseitigen Werthe zu genau, als daß sie nicht auch öffentlich, wenigstens in einer ihrem Bildungsgrade gebührenden Wechselachtung, und oft sogar in mehr als dieser, in echter Freundschaft einander begegnen sollten.

Jedoch ist auch die heitre und edle Physiognomie des gesellschaftlichen Verhältnisses in unserer Stadt von einem oft recht widerlichen und den Totaleindruck unangenehm störenden Zug nicht frey. Dieser wird ihr entweder durch das anmaßliche Betragen jener Emporkömmlinge aufgedrückt, an denen es auch hier nicht fehlt, — jener Glückspilze, die im Sonnenlichte der glücklichen Staatsereignisse in den leztern Jahren schnell emporschossen, und zu Rang und Ansehn gelangten, denen ihre Fähigkeiten so wenig entsprachen, als ihr Bildungsgrad zu der Stelle paßt, die sie in der Gesellschaft usurpiren, — oder von jenen Verehrern und Lieblingen des Plutus, die wie beschnittene Dukaten durch ihren Gehalt ihr Gepräge Lügen strafen. Nicht zu schildern ist die Arroganz dieser Ueberlästigen in gesellschaftlichen Vereinen; — w i e sie sich vordrängen, unberufen und keck in eine Unterhaltung mischen, deren Gegenstand ihnen oft völlig fremd ist; wie sie sich in thörichten Dingen einander überbieten, und durch eitlen äußern Prunk die innere Leerheit zu verhüllen, die Nichtigkeit in Wichtigkeit umzuwandeln abquälen, das erschöpft oft alle Geduld. Und diese Leutchen sind überall in den Prachtsälen der Excellenzen, in den Hallen der Kunst und der Wissenschaft, im Ball- und Konzert-Saal und besonders d a n n und d a, wo der Zutritt recht kostspielig ist. Es mag andrer Orten wohl auch so seyn, aber daß es hier n i c h t b e s s e r ist, und daß dieses industriöse Völkchen seit einigen Jahren in edler Zudringlichkeit und liebenswürdiger Arroganz rühmliche Fortschritte gemacht hat, durfte da nicht verschwiegen bleiben, wo man wesentliche Züge zu einem treffenden Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes unsrer Stadt sammelt.

(Der Beschluß folgt.)

R ä t h s e l.

Das Erste findest du im Abendschein
Und in der Sterne goldnem Strahle;
Das Zweyte in dem stillen Buchenhain;
Das Dritte in jedwedem Thale.

Das Erste, Zweit' und Dritte lacht
In i h r e r Augen Himmelsglanze:
Die Drey erhellen meines Busens Nacht —
Die Braut reicht' sie im Blumenkranze.

Das Ganze liebt ein saftig frisches Grün,
Mit dem sich bunte Blumen gatten,
Auch sollen Wald und Hecken es umziehn,
Die lustig kühlen und beschatten.

A+L.

Auflösung der C h a r a d e in Nro. 84.

H a n d k u ß.

Nro. 91.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 16. April 1821.

Der Erde musst du geistig dich entheben,
Die kann dem Kummer keine Linderung geben,
Und nimmer trocknet sie die Thränen ab.

Cosmeli.

Sonettenpaar.

I.

Der Augen Glanz, die hell in lichtem Schimmer
Voll süßem Reiz den niedern Lärm beschauten,
Die rege Lust, die an dem jauchzend lauten
Getön sich freute, seh' ich nun und immer.

Nun wirds mir heimlich erst im fremden Zimmer!
Wie wenn wir still uns hier zusammen bauten,
Vereint, Theoda, stets hinunterschauten,
So fehlt' uns Gluth und rechte Freude nimmer!

Allein du gehst, — ich seh' in ferner Ferne
Mir nach und nach Gewand und Hut verschwinden,
Das Auge vorwärts, nicht zurück gewendet.

So freut der Wandrer sich am lichten Sterne
Bis ihn die Wolken schattend überwinden. —
Wars denn ein Glück, das sich so schnell geendet?

II.

Wozu, mein Freund, die wehmuthvolle Frage?
So rechnest du die Wonnen nach Minuten,
Bestimmest sie nach Fußen und nach Ruthen,
Die Liebe sperrest du in Stunden, Tage.

Entfloh dir je die ungerechte Klage,
Wenn in der Seelentiefe dunklen Gluthen
Auf Holbeins Heilgen dir die Augen ruhten,
Ins Herz dir tönte wunderdunkle Sprache?

Was du geliebt, es bleibt dem Herzen eigen,
Was du gefühlt, es wird dir nie entgehen,
In andern Zeiten lebt's, in höhern Orten.

Soll dir der Muth des Lebens freudig steigen,
So athme frisch lebendig Wonnewehen —
Das gnüge dir, daß es dir je geworden.

J. C. Wargentin.

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago, einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Don Conigo Freire d'Andrade stammte, wie ich schon gesagt, aus Portugal, wo sein Geschlecht noch fortblüht. Sein mehr angenehmes, als gebietendes Aeußeres, war auf den ersten Anblick sehr gefallend; er war mittler Größe und schmächtig, seine Züge drückten auf den ersten Blick Offenheit, selbst Herzlichkeit aus, allein einem schärfern Beobachter, als ich damals war, mussten seine schwarzen, rollenden Augen Treulosigkeit und Verstellung andeuten. Diese lezte besaß er in vollem Maas. Seine Geistesbildung hatte seine Laster wenig gemäßigt, er war im höchsten Grade sittenlos gewesen, und fand jezt im funfzigsten Jahre noch Geschmack daran. Die drey Mulatten, welche unter den Namen von Pagen im Hause lebten, zeugten gegen ihn; sie erkannten ihn für ihren Vater, indeß die Verschiedenheit ihrer Farbe sehr wohl bewies, daß sie von drey verschiedenen Müttern geboren waren; allein des Domherrn Lieblingskind war Jeronima, eine vierzehnjährige Mulattin, das scheußlichste Geschöpf, welches sich die Einbildungskraft schaffen kann, deren Mutter, eine Negerin, aus der wun-

derlichsten Laune von ihrem Herrn Maino Schentia, das heißt: Mutter Unschuld genannt, noch scheußlicher war, wie sie. Ungeachtet ihres Alters und ihrer Mißgestalt fuhr diese lezte fort, den Domherrn zu beherrschen, so daß er bey Allem sie zu Rathe zog; er konnte ihre Gesellschaft nie entbehren, das ganze Haus, selbst sein Serail nicht ausgenommen, war in ihrer Abhängigkeit und zitterte vor ihr. Ohne andere Absicht, als die Gunst des Domherrn mir zu erhalten, hätte ich mich schon bewogen gefunden, mich um die Huld der Mutter Unschuld (Innocentia) zu bewerben; ich hatte aber auch noch besondere Ursachen dazu. Don Freire hatte meine Freyheit gleich bey meiner Ankunft in seinem Haus zwey Bedingungen unterworfen; mochte es aus Eifersucht oder Mißtrauen seyn — er hatte mir verboten, je die Nacht außer Hause zuzubringen, und nie das Frauen-Gemach zu betreten. Dieses zu meiden wäre mir gar leicht geworden, und ohne die Furcht, daß mich die Verletzung dieses Verbots, der Mittel, das Haus verlassen zu können, berauben möchte, hätte ich nie dagegen gesündigt.

Alle holländischen und dänischen Schiffe, welche nach Ostindien gehen, oder daher kommen, pflegen in Porto Prayo Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Wenn die Kanonen die Ankunft eines Schiffes verkündeten, klopfte mein Herz vor Hoffnung, Nachrichten aus meinem Vaterlande zu erhalten. Ich wusste, daß ein Drittel, zuweilen die Hälfte der Schiffs-Mannschaft Erlaubniß bekommt, ans Land zu gehen, viele benutzen sie, um Ribeira Grande zu besuchen. Um des Domherrn Verdacht, als ob ich bey einer günstigen Gelegenheit die Insel verlassen wollte, zu verhindern, musste ich mir Mittel verschaffen, diese Europäer je zuweilen auf ein paar Stunden zu besuchen; allein, ohne Innocentias Zustimmung war es unmöglich, den äußern Hof des Hauses zu überschreiten; ich suchte deßhalb die Erlaubniß von ihr zu erhalten, in Abwesenheit des Domherrn, besonders während er im Chor war, das Frauenzimmer zu besuchen, um ihnen und ihr selbst die Zeit durch Gespräch zu verkürzen. Es gelang mir sie zu gewinnen, und so oft nun ein europäisches Schiff ankam, ließ sie mir, nachdem der Domherr sich zur Ruhe begeben, durch einen Sklaven, Namens Braschio, die Hofthüre öffnen.

Ostern, ein Fest, das in St. Jago, wie in allen katholischen Ländern, feyerlicher wie jedes andere begangen wird, kam herbey. Am Charfreytag sah ich einer öffentlichen Prozession von Büßenden zu. Die halb entkleideten Frommen zerrissen sich den Rücken mit Geisseln, die mit eisernen Haken bewaffnet waren; zwischen ihnen schleppte einer von ihnen ein ungeheures hölzernes Kreuz. Am Schluß des Umgangs begaben sie sich in das Franziskaner-Kloster, wo ihre Wunden mit Tafia gewaschen wurden. In Wahrheit nahm nur die niedrigste Volksklasse an diesem Umzuge Theil; die Gesellschaft, zu der ich mich gesellte, spottete über die Einfalt dieses Pöbels. Im Ganzen ist die Bigotterie den bessern Ständen in St. Jago fremd. Don Freire hat sich nicht um meine Religion erkundigt und nie nach meinem Glaubensbekenntniß gefragt.

Der gänzlichen Unthätigkeit, in der ich seit mehreren Monaten lebte, müde, sah ich mich endlich allen Ernstes nach Mitteln, die Insel zu verlassen, um. Die Ankunft eines dänischen Schiffes in Porto Prayo gab mir einen hinreichenden Vorwand, um mich dahin zu begeben. Ich hatte den Domherrn benachrichtigt, daß meine Gesundheit, großer Vollblütigkeit wegen, im Frühjahr einen Aderlaß erfordre, weßhalb ich den Wundarzt des ersten in St. Jago landenden Schiffes benutzen würde. Don Freire hatte wohl Lust zu denken, daß ein inländischer Baader mir diesen Dienst zu leisten im Stande sey, doch gestand er gern ein, daß ihre Lanzetten den Flieten, womit Pferden Ader gelassen wird, nicht unähnlich, meinen zarten Blutgefäßen Gefahr bringen könnte. Er versagte sich deßhalb allen Widerspruch und trug seiner lieben Innocentia auf, mich auf einige Tage mit Lebensmitteln zu versorgen. Aus oben angeführten Gründen war sie sehr willig dazu; allein ein Sklave, der meinen Mundvorrath tragen und mir den Weg zeigen musste, ward mir offenbar mit gegeben, um mein Betragen zu beobachten.

Der Capitain des dänischen Schiffes, der bey meiner Ankunft in Porto Prayo eben aus Land kam, war willig, mich mitzunehmen, weil ihm auf seiner Reise nach China, wohin er steuerte, meine Kenntniß verschiedener Sprachen zu statten kommen konnte. Ich war im Begriff, meinen Handel mit ihm abzuschließen, als mir noch die Vorsicht einfiel, mich bey seinen Leuten vorher nach seinem Charakter zu erkundigen. Einer seiner Matrosen, den ich deßhalb ansprach, machte mir ein so nachtheiliges Gemälde von ihm, als geizig, roh, zanksüchtig, daß China und alle Herrlichkeiten der gehofften Welt-Umseglung vor meinen Augen schwanden, und ich meinem Capitain den Handel aufkündigte. Er ward so erboßt darüber, daß er mir, unter dem Vorwand seiner zu schleunigen Abfahrt, nicht erlauben wollte, an seinen Bord zu gehen, um meinem Arm seinem Schiffswundarzt zum Aderlaß anzuvertrauen; wirklich sah ich ihn gegen Sonnen-Untergang die Anker lichten; — da es nun zu spät war nach Ribeira Grande zurück zu gehen, brachte ich die Nacht in der Wachtstube des Forts zu.

Die ganze Besatzung von St. Jago besteht in 500 Mann; 400 Fußvolk und 100 Reiter. Unter den ersten befinden sich an funfzig deportirte Portugiesen; die übrigen sind Eingeborne. Weder die einen noch die andern haben Uniform; die Europäer zeichnen sich durch eine farbige baumwollne Jacke, Strümpfe und Schuh und einen dreyeckigten Hut aus. Einige der Schwarzen unter dem Fußvolk, die alle barfuß und mit einem großen aufgeschlagenen Hut be-

deckt waren, trugen eine dunkelblaue Jacke und eben solche zerrissene Pantalons; die zierlichsten unter ihnen waren statt der Jacke in ein Hemd, das mit langen Manschetten besezt war, gekleidet. Viele von ihnen entbehrten aber das eine und das andere, und begnügten sich mit einem bunten Stücke Zeug, dessen zwey obere Enden auf dem Nacken, die zwey untern auf dem Kreuz geknüpft waren. Die Portugiesen hatten alte verrostete Flinten, oft ohne Hahn und Schloßblech, die Schwarzen lange Piken, zweyschneidige Lanzen und alte spanische Dolche; diese lezten trugen sie nach Willkür bald rechts bald links. Um ihre Erscheinung gänzlich drollig zu machen, nahmen sie ihre Piken oder Lanzen auf die rechte Schulter und hielten in der linken Hand ihren Hut. Hatte einer dieser Gesellen irgendwo eine alte Jacke erbeutet, so zog er sie an und blickte stolz auf seine weniger vom Glück begünstigte Kameraden herab. Die Reuterey war in keinem bessern Zustand; die Pferde, wie es sich versteht, ohne Sattel. — Unter den Offizieren beyder Waffengattungen zeichneten sich die Hauptleute allein von ihren Soldaten aus; sie waren ganz bekleidet und mit schwarzen Strümpfen versehen. Der Kammerdiener des Gouverneurs war Major bey diesem Kriegshaufen, den ich bey einer Heerschau in all' seinem Glanz zu sehen Gelegenheit hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wasserleitungen im alten Rom.

Eine zahllose Volksmenge unter einem brennenden Himmel, welche das Bad liebte, musste den Wasser-Ueberfluß für eines der ersten Bedürfnisse halten. Die Tyber, welche ein leimiges, trübes Wasser führt, eignete sich nicht dazu; der vulkanische Boden der Umgegend der Stadt bot nur wenige, leichte mineralische Quellen, die weder reinlich noch hinreichend waren. — Dieses veranlaßte die vielfältigen noch jezt in ihren Trümmern bewunderten Wasserleitungen. Sie wurden durch Berge gebrochen, auf hohen Steinbögen über Thäler geführt, und bildeten, wenn man die Länge der sechs Wasserleitungen, von denen der alte Geschichtschreiber Frontin spricht, zusammensezt, eine Strecke von 281,294 römische Schritte, oder 107 Postmeilen. Diese Leitungen führten Rom 3720 Meter, 750 Cubik Millimeter Wasser zu; das heißt, so viel wie ein Fluß von dreyßig Fuß Breite, auf sechs Fuß Tiefe, dessen Strömung an Schnelligkeit der Seine bey mittlerem Wasserstand gleich käme. — Bey der Betrachtung solcher herrlichen Unternehmungen für die öffentliche Bequemlichkeit, oder die Wissenschaft, oder selbst die Pracht der Hauptstadt, kann uns die Bemerkung nicht entgehen, daß dieselben der Nation ein gewisses Gefühl ihrer Wichtigkeit, einen gewissen Stolz einflößen, die zur Vaterlandsliebe beytragen. Wenn der Krähwinkler jedem Durchreisenden seinen Wasserthurm oder Schießstatt anrühmt, lächeln wir theilnehmend über sein bescheidnes Hochmüthgen. Wenn der Pariser seine Paläste, seine Brücken, seine Bibliotheken zeigt, athmen wir höher im Mitgefühl vaterländischen Stolzes — dann wird einst alles Trümmer wie Roms Riesen-Werke, und wir blicken voll Ernst zu den ewigen Sternen auf.

Allgemeiner See- und Handelstelegraph.

Die Revue encyclopédique äußerte im Mayhefte vorigen Jahres den Wunsch, daß der Telegraph doch auch zu Privat- und Handelszwecken möchte angewendet werden. Besagtes Journal meldet nun im Jennerheft dieses Jahres, daß es die gegründetsten Hoffnungen habe, diesen Wunsch für das allgemeine Beste erfüllt zu sehen. Ein Contreadmiral, Baron St. Haouen, hat der Regierung ein neues telegraphisches System vorgelegt, das in Havre erprobt worden ist. Seine Zeichen können bey dem schlechtesten Wetter, auf dem Meer und auf dem Festland, bey Tag und bey Nacht erkannt werden: bey Tag auf drey bis vier Meilen Entfernung, bey Nacht, selbst bey Mondschein, auf vier bis fünf Meilen. Eine Kommission, bestehend aus Seeoffizieren von Rang, und den ersten Ingenieurs der Seearbeiten, hat darüber an den Minister des Innern berichtet, der eine aus dem Staatsrath ernannte Kommission mit der Untersuchung desselben beauftragt hat. Der Erfolg, welcher die Aufmerksamkeit beschäftigen muß, wäre dreyfach: 1) Eine größere Sicherheit der Schiffahrt; 2) eine größere Thätigkeit des Handels und Gewerbverkehrs für den Staat und den Privatmann; 3) eine neue reiche Einkommensquelle für den Staat, der gar nichts dabey wagt, indem seine Beamten stets die Mittelspersonen bey diesem Verkehr bleiben.

Seit sechs Jahren verunglücken an der französischen Küste 1026 Fahrzeuge; 2190 dergleichen scheiterten in eben diesem Zeitraume an der englischen Küste, woraus hervorgeht, daß die 113 Leuchtthürme und die vorhandene Lootsen-Einrichtung nicht zu der Sicherheit der Schiffahrt hinreicht. Französische Kaufleute haben sich angeboten, die Kosten einer Tag und Nacht thätigen telegraphischen Anstalt nach dem System und den Ausführungs-Erfordernissen des Herrn von Haouen zu übernehmen.

Diese die ganze französische Küste betreffende Anstalt würde sehr wohlthätig seyn und von den Nachbarstaaten bald nachgeahmt werden. Sie begünstigt jeden Zweig der nützlichen Thätigkeit und gestattet den Staaten den Vortheil der schnellsten Mittheilung von den entferntesten Punkten her. Sobald der weitere Erfolg bekannt wird, wollen wir ihn unsern Lesern mittheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. März.

(Beschluß.)

An die verschiedenen Vereine zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, welche theils unmittelbar theils mittelbar unter der Obhut und Pflege des Staates stehen, hat sich ein neuer, nämlich der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen angeschlossen, welchen der geheime Ober-Finanzrath Beuth nach eigen dazu entworfenem Plane leitet. Schon sind ihm hiesige und auswärtige Männer von erprobter Einsicht und Tüchtigkeit zahlreich beygetreten; und so wird ein lohnender Erfolg der schon öffentlich begonnenen Thätigkeit nicht ausbleiben. Auch die hiesige Gesellschaft für die deutsche Sprache, eine Tochter der unvergeßlichen neuern Epoche deutschen Ruhmes, nimmt einen heitern Fortgang, hat bereits in ihrem ersten Jahrbuche den Nachweis ihres Wirkens erscheinen lassen, und feyerte im Januar ihr siebentes Jahresfest. — Sehr anziehend war die zum jährlichen Gedächtnißfeste Friedrichs II., ihres zweyten Stifters und Ordners, am 24sten Januar gehaltene öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften wegen der von den HH. Böth und Lichtenstein gegebenen Nachrichten über Egypten. An Herrn Prof. Hermann zu Leipzig hat diese Akademie ein schätzbares auswärtiges Mitglied erhalten, und die Akademie der Künste hat sich durch ihre auf den Herrn Staatsminister v. Humbold gerichtete Wahl zum Ehrenmitgliede bereichert. In den Senat dieser leztern Akademie sind übrigens die Professoren Schinkel und Tieck berufen.

Die Künste können sich hier überhaupt nicht über Mangel an Aufmunterung und Belohnung beklagen. Der öffentliche Sinn spricht sich überall zu Gunsten der Kunst aus. Baue diese ihr breternes Gerüst in den Schausälen der geringern Volksklassen auf, locke sie bey den Conditoren durch buntscheckige Ausstellungen, lade sie zu optischen, chinesischen, mechanischen Vorstellungen ein, sie wird so wenig leer ausgehen als Gropius, wenn er den gebildetern Einwohnern Ansichten merkwürdiger Natur- und Kunstwerke zeigt, (unter ihnen z. B. das Schloß Marienburg in Preußen, woran man sich nicht satt sehen konnte,) und als Enslen, dessen treffliche Panoramen von Petersburg, Dresden, Paris, Neapel ꝛc. ꝛc. den höhern Ständen drey Monate lang Tag für Tag Unterhaltung gewährten. Weiß nun gar ein seltner Künstler mit seinem dargebotenen Kunstgenuß einen milden Zweck zu vereinen, so darf er der öffentlichen Theilnahme fest versichert seyn. Davon unter andern ein Beyspiel. Der berühmte Schadow (Hofbildhauer und Direktor der Akademie der Künste) stellte im Jahre 1819 die ihm sehr gelungene Bildsäule Blüchers, und im leztverwichenen Jahre seine von Luther trefflich gefertigte Bildsäule (nebst einigen andern Arbeiten von ihm und seinen Söhnen) in seinem Attelier zur Ansicht des Publikums gegen Erlegung einer kleinen Gabe aus. Diese bestimmte er für das hiesige große Waisenhaus für Bürgerkinder, und hatte die Freude, demselben gegen 1200 Rthlr. zuzuwenden.

Die Ton- und Schauspielkunst sind indessen die gefeiertsten. Drouet entzückte durch sein Flötenspiel im Opernhause, Möser durch seinen genialen Bogenstrich in seinen Privatconzerten, welche unter den Leistungen der Art den ersten Rang behaupten. Staudacher aus München war unter den Gastspielenden die willkommenste Erscheinung. Sein Bariton fand allgemeinen Beyfall. Er nahm die Anerkennung seines Künstlerwerthes von hier mit sich in die Heimath.

Unter den größern Leistungen unsrer Bühne war Shakespears unübertreffliches Trauerspiel Romeo und Julie wegen des Spiels der Mad. Stich ausgezeichnet. Wenn derselben im Allgemeinen die richtige und edle Zeichnung des Heroischen besser als die der zarten Weiblichkeit gelingt, wenn sie sich selten nur aus den Grenzen einer besonnenen Abwägung und kunstgerechten Beurtheilung ihrer Aufgabe in die heitern Regionen hoher Begeisterung zu erheben vermag, wenn sie oft mehr wahr als schön, mehr ergreifend als anziehend, und wenn sie im Allgemeinen in ihren Darstellungen mehr kräftig als sinnig, mehr stark als mild erscheint; so hat sie als Julie bewiesen, daß ihr alle Mittel zu Gebote stehen, auch in dem selten betretenem Gebiete der Kunst mit Ruhm zu wandeln. — Von den Leistungen der übrigen Mitspieler, die sich wenig über die bequeme Mittelmäßigkeit erhoben, läßt sich nichts weiter anführen, als daß sie ihre Rollen hersagten, wie sie eben konnten. So machte es auch Hr. Wolf als Romeo. — Unbegreiflich ist es, wie dieser Mann, der doch Werth und Gehalt einer Rolle zu würdigen wissen sollte, sich und seine Kräfte so arg verkennen, und bey so häufiger Unpäßlichkeit, den Romeo — diesen Begeisterten und begeisternden Repräsentanten der ersten Liebe einer kräftigen innigen Jünglingsbrust — darstellen will. Das sind aber die Folgen der thörichten Lobhudeleyen, die eine Parley diesem Künstler spendet, während Männer, die neben und über ihm stehen, wie Beschort, Lemma ꝛc. kaum beachtet werden. — Den Jambus richtig sprechen, einen poetischen Charakter richtig auffassen und angemessen wieder geben, eine Erzählung anziehend vortragen, sind Erfordernisse eines Jeden, der auf der Bühne Künstler heißen will; damit spielt man aber den Romeo noch nicht, und am wenigsten Herr Wolf mit seiner überall sichtbaren kalten Berechnung dessen, was er seyn und thun soll, mit seinem frostigen Wesen und trübem Ernste. — Ueberall, wo derselbe noch als Liebhaber erscheint — und das ist leider oft der Fall — stört er die nöthige Illusion sehr unangenehm, aber nirgend ärger wie als Romeo. Bliebe er bey dem Rollenfache, das jezt für ihn allein noch das angemessene ist, so würde er das Lobwürdige leisten, was ihm zwar Parteyungen, nicht aber die Wahrheit ruhiger Beurtheilung nachrühmen kann.

London den 20. März.

(Fortsetzung.)

Indeß die Bedürfnisse des Staats mit jedem Jahre zunehmen, indeß der rechtliche Kaufmann seinen Handel mit unerhört ungleichen Abgaben belastet sieht, ist die Verwegenheit der englischen Smuggler ein so himmelschreyendes und täglich wachsendes Uebel, daß alle bisherige Mittel dagegen nichts mehr fruchten. Dieß Gelichter gleicht nun den Barbaresken und braucht offene Gewalt. Die Schleichhändler zeigen sich in Schaaren von 100 bis 150 oder noch zahlreicher, je nachdem die Menge der eingeschwärzten Sachen ist. Sie sind jezt alle mit Musketen und Seitengewehr bewaffnet (ein bisher unerhörter Umstand) und fechten mit unglaublicher Verzweiflung. Man weiß noch nicht, was für ein Mittel die Regierung ergreifen werde, aber es wird vermuthlich nöthig werden, große Fregatten wider diese Räuber kreuzen zu lassen. Ein für den Dienst der königlichen Marine sehr ehrenvoller Umstand ist hierbey bekannt geworden. Die armen Schiffskadets (Mishipmen), Offiziere, welche nur elend bezahlt sind und in Friedenszeiten schlechte Aussichten haben, könnten sich sehr leicht von den reichen und freygebigen Smugglern bestechen lassen und zu deren Betrügereyen die Augen schließen. Aber man weiß noch nicht ein einziges Beyspiel, daß sie ihre Treue gegen den König gebrochen hätten, sondern sie setzen pflichtgemäß ihr Leben auf das Spiel, ob sie gleich gegen eine solche Uebermacht nichts ausrichten können, so daß mehrere von ihnen seit Kurzem theils zu Schande gehauen worden, theils im Kampfe geblieben sind. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 31.

Nr. 31.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. April 1821.

Ueber die Medaillen-Anstalt von Daniel Loos Sohn in Berlin.

(Hierzu das beyliegende Kupfer.)

Wie wenig zu läugnen ist, daß Deutschland vor etwa funfzig Jahren in den mehresten Fächern des Kunstgebietes geschickte Künstler besaß, eben so wenig ist doch auch zu verkennen, daß Kunstsinn, Kunstgeschmack und eigentlicher wahrer Kunstgeist bey Künstlern und Publikum im Allgemeinen eben nicht auf besonders hoher Stufe standen. Vor allen andern aber möchte dieß von der Kunst des Medailleurs in Hinsicht auf Erzeugung zweckmäßiger und geschmackvoller Denkmünzen gelten. Seit Hedlingers Tode zumal war diese Kunst so sehr gesunken, daß sie kaum mehr würdig schien in der Reihe der Künste eine Stelle einzunehmen. Es fehlte zwar an geschickten Eisenschneidern und Bildgrabern überhaupt genommen nicht ganz, und manche einzelne Arbeiten aus jener Periode von nicht gemeiner praktischer Geschicklichkeit und Ausführung zeugen davon, daß mit jenes großen schwedischen Künstlers Tode die ausübende Kunst nicht ganz verloren gegangen war; aber von richtiger Zeichnung, besonders auf den Rückseiten, angemessenem Styl der Ausführung und edler, klarer Einfachheit der Composition und der ganzen Idee einer verständlichen, schönen Denkmünze war wenig in den Produkten jener Zeit anzutreffen. Die mehresten Denkmünzen der damaligen Zeit, nicht selten in Nürnberg angefertigt, sind so sehr im Nürnberger Geschmack gedacht, gezeichnet und ausgeführt, daß es kein Wunder ist, wenn, wie die Kunst selbst, auch der Geschmack des Publikums daran abnahm, und so die an sich edle, und der Geschichtsmuse nahe stehende und verwandte Kunst des Stempelschneidens dem völligen Untergange Preis gegeben war.

Daniel Loos (gestorb. zu Berlin im Jahre 1819) mangelte in früherer Zeit zwar der Gelegenheit, ein großer Künstler dieses Fachs im eigentlichsten Sinne zu werden, aber voll Talent und mit allen Erfordernissen zum Künstler ausgerüstet, konnte es ihm nicht fehlen, auch bey mancher Gelegenheit, sich durch sich selbst zum ausgezeichnetsten praktischen Stempelschneider zu bilden. Seinem nachdenkenden Verstande mussten daher auch sehr bald die Ursachen einleuchten, welche den Verfall einer Kunst herbeyführten, die er zum Zweck seines Lebens gemacht hatte. Eben deßhalb musste es aber auch ein unablässiges Bestreben für ihn werden, dem, was er als fehlerhaft und verderblich erkannt hatte, nach besten Kräften abzuhelfen, und der Kunst, welcher er huldigte, den ihr gebührenden Rang unter den übrigen Schwesterkünsten wieder zu erringen.

Anfangs allein, dann in Gesellschaft seines mit nicht minderem Talent ausgerüsteten Sohnes, des nun auch verstorbenen Medailleurs Friedrich Loos, dann mit Unterstützung anderer ausgezeichneten Meister, z. B. eines Döll und mehrerer der besseren seiner Kunstgenossen, endlich auch mit Hülfe geschickter, jüngerer Künstler, welche theils seine Zöglinge waren, theils unter seiner Leitung arbeiteten, strebte er unablässig, dieß Ziel fest im Auge habend, es auch zu erreichen, und, daß er nicht vergeblich gestrebt, nicht umsonst seiner Kunst gelebt habe — davon zeugen seine Werke, und der durch sie unter uns aufs neue belebte Geschmack an einer Gattung von Kunstwerken, welche, durch ihre schönsten Produkte im klassischen Alterthum, seit Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, sich die Achtung und Werthschätzung aller Freunde der Künste in allen Ständen erworben hatte.

Ist es freylich dem wackern deutschen Manne, selbst in einem langen Leben voll ausdauernder Thätigkeit und Treue nicht gelungen, das vorgesteckte Ziel ganz zu erreichen, und bleibt seinen Nachfolgern auch noch sehr viel zu thun übrig, bis die deutsche Denkmünze ganz das geworden ist, was sie als Denkmünze überhaupt seyn soll und seyn kann; so bleibt ihm doch unbestreitbar das große Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben, auch durch Stiftung und Vervollkommnung seiner mit weithin ausgebreitetem Handel verbundenen Anstalt.

Denn indem er nicht dabey stehen blieb, die seltneren, denkwürdigeren, größeren Ereignisse in der politischen Welt durch die Produkte seiner Anstalt zu verewigen; sondern auch die öfter wiederkehrenden Erscheinungen im religiösen,

häuslichen, Familien- und gesellschaftlichen Leben zu Veranlassungen, seine Kunst in Thätigkeit zu setzen, benutzte, und indem er dabey, so weit es mit seinem Hauptzweck vereinbar war, den Wünschen des gebildeteren Publikums sich bequemend verfuhr, erwarb er in seinen sehr gesuchten und beliebten verkäuflichen Medaillen allmählig seiner Kunst für höhere Zwecke wieder Freunde und Gönner, und wirkte auf diesem einfachen Wege viel zu ihrer Belebung und Verbesserung im Einzelnen und Ganzen.

Wollte man es ihm zum Vorwurf machen, daß nur wenige der von ihm selbst, oder in seiner Anstalt von Andern geschnittenen Denkmünzen dem rein antiken Styl entsprechen, den man heut zu Tage immer mehr und mehr zu einer Hauptbedingung des Schönen auch in dieser Gattung von Kunstwerken macht, so muß man nicht vergessen, daß zu der Zeit, als Daniel Loos sich die erste Bildung gab, die mehr malerische als plastische Manier Hedlingers allgemein als das Höchste in der Stempelschneidekunst galt, und daß es ihm um desto schwieriger werden musste, dieß Vorbild zu verlassen, da noch heut zu Tage die in ihrer Sphäre bis zur höchsten Vollendung getriebene Kunst des schwedischen Meisters von Kennern der Plastik bewundert zu werden, und die größere Schwierigkeit ihrer Ausübung den kunstreichen mühsamen Arbeiter selbst zum sorgsamen Nachstreben zu reizen pflegt.

Eben so wenig darf es auch übersehen werden, daß es nothwendige Bedingung zur sichern Erreichung seines Zweckes war, nur schrittweise zu Werke zu gehen, um nicht durch einen entschieden ausgesprochenen Gegensatz gleich Anfangs die Gewohnheit der Menge zu sehr zu stören und zu beleidigen, und dadurch den Beyfall zu verscherzen, der ihm zur Unterstützung seines Unternehmers durchaus nothwendig war. Er musste dem Geschmack der Zeit anfänglich zu folgen — scheinen, sollte es ihm anders gelingen, zu dessen Bildung für seine bessere Kunst beyzutragen.

Endlich kann man auch den Stempelschneider selbst und den Unternehmer eines solchen Instituts nicht nach allem und jedem richtig beurtheilen, was von ihm, oder auch nur unter seiner Leitung, gearbeitet erschienen ist; denn er arbeitet ja nicht immer nach eigener, freyer Wahl, sondern oft und vielfältig auf Bestellung und nach streng vorgeschriebenen Ideen. Was daher die bestellte Denkmünze darstellt, kann nur dem Künstler allein in Hinsicht der Ausführung, nicht aber der Idee und der Anordnung, zum Lobe oder zum Tadel gereichen.

Vergleicht man hiernach die Mehrzahl der Denkmünzen, welche aus der Daniel Loosischen Werkstatt bey bedeutenden Veranlassungen nach seiner eigenen Wahl hervorgingen, mit vielen derer, welche auf Bestellung angefertigt worden sind, so wird sich die Wahrheit des zuletzt Gesagten bestätigen.

Nach dem nun, was durch das von Daniel Loos gegründete Institut schon wirklich geleistet worden ist, dürfte man jezt, da die größten Schwierigkeiten gehoben sind, und der Geschmack an schönen Denkmünzen aufs neue wieder erweckt worden ist, auch der Kunstgeschmack durch den Eifer vorzüglicher Meister in allen Fächern der Künste und durch gründliches, wissenschaftliches Studium sich so sehr gehoben und veredelt hat, wohl noch mehr für die Zukunft erwarten. Ja es wäre als ein Verlust für die Kunst zu bedauern gewesen, wenn, wie zu befürchten stand, mit dem Tode des Stifters auch die Stiftung erloschen wäre.

Dieß ist indessen nicht geschehen, vielmehr darf man von der neuen Gestaltung, die sie jezt gewinnt, wohl noch mehr Ersprießliches in der That erwarten, als bis dahin schon geleistet worden ist. Daniel Loos d. j., königlicher General-Münzwardein, ein zweyter Sohn des Verstorbenen, zwar nicht ausübender Stempelschneider, aber mit allen Erfordernissen zur verständigen und kräftigen Führung eines solchen Geschäftes versehen, sezt das ganze Institut nicht blos im Geiste des verdienstvollen Vaters fort, sondern bietet alles auf, um ihm durch zweckmäßige Umgestaltung und Ausdehnung noch mehr Nützlichkeit und Vollkommenheit zu gewähren. Daniel Loos, der Vater, ließ mehrentheils nur in eigner Werkstatt arbeiten; sein Sohn ist beschäftigt, eine Anstalt für alle deutsche Stempelschneider und Bildgraber zu stiften, welche sich Geschicklichkeit genug zutrauen, als Meister in ihrer Kunst aufzutreten, denen es aber an Gelegenheit zur Ausprägung ihrer Arbeiten fehlt und seine Anstalt — eine vollständige Einrichtung zum Medaillen-Prägen — unter billigen Bedingungen, dazu benutzen wollen. Dadurch würde er künftig für den Ruf aller deutschen Künstler dieses Fachs wirksam seyn können, und es auch um so leichter seyn können, indem der sehr ausgedehnte Medaillenhandel seines Instituts die Gelegenheit auch zur Ausbreitung fremder Arbeiten nah und fern gewährt.

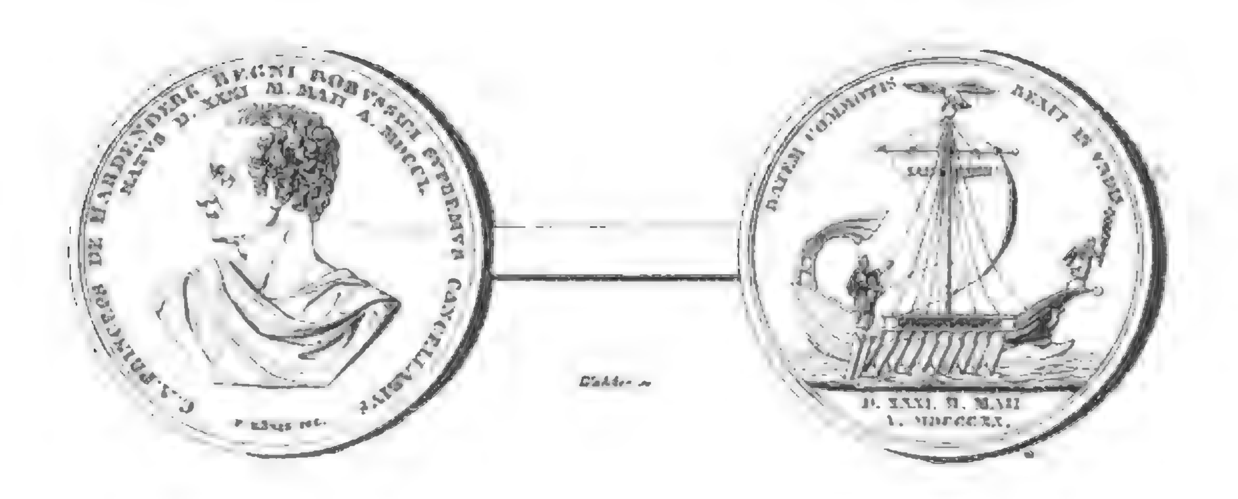
Wird diese Anstalt erst ihre vollendete Einrichtung erhalten haben, so läßt sich mit desto größerem Zutrauen von ihr etwas Vorzügliches erwarten, da die Arbeiten, welche bis jezt aus der erneuten Werkstatt von Daniel Loos dem Sohne erschienen sind, zu nicht geringen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, und schon jezt Gelehrte und ausgezeichnete Künstler den neuen Unternehmer mit Rath und That kräftigst unterstützen.

Schon sind, kleine Gelegenheits-Denkmünzen abgerechnet, weil diese nicht für oder wider den Werth einer solchen Anstalt entscheiden können, und mehr nur als Gegenstände kaufmännischer Spekulation, oft nur als Modeartikel betrachtet werden müssen, — bis jezt drey Denkmünzen hervorgegangen, welche der nähern Anzeige werth sind.

1. Eine Denkmünze auf den ausgezeichneten verdienstvollen Berlinischen Arzt Doktor Heinrich Meyer.*)

*) In Silber für 3 Rthlr., in Bronze für 18 Gr., nur auf Bestellung zu erhalten, da sie eigentlich nicht für den Handel bestimmt war, sondern zu einem Denkmal der An-

Johann Wilhelm Ellenberger genannt von Zinnendorf
24 Junius 1770
Ihre dankbaren
24 Junius 1820


C.A. PRINCEPS DE HARDENBERG REGNI BORVSSICI SVPREMVS CANCELLARIVS
NATVS D. XXXI M. MAII A. MDCCL
D. XXXI. M. MAII
A. MDCCCXX.

Digitized by Google

Auf der Vorderseite das nach der linken Seite des Beschauers gewandte Brustbild des Arztes, nach einem Modell des ausgezeichneten Bildners und Künstlers Leonhard Posch, geschnitten von dem Stempelschneider Hrn. J. C. Hollenbach, mit der Umschrift HEINR. MEYER. DOCT. D. HEILK. RITT. D. EIS. KREUZES.

Auf der Rückseite im Felde: ANDENKEN AN DANIEL LOOS. BERLIN 1819. umgeben von einer ringartig gelegten Schlange, dem Symbole des heilenden Genius.

Die ganze Ausführung des einfachen Denkmals ist mit Fleiß, Sauberkeit und Kunst gemacht, was auch in der Behandlung der Haare des Bildnisses besonders ins Auge leuchtet.

2. Denkmünze erster Größe, Sr. Durchlaucht dem Hrn. Staatskanzler Fürsten von Hardenberg am Tage der Feyer seiner Geburt gewidmet.

Vorderseite: das dem Beschauer links gewandte Brustbild des Fürsten (die Brust und die Schultern mit einem einfachen Gewande umhüllt) nach der äußerst vollendeten Marmorbüste des königlichen Bildhauers, Professor Rauch; geschnitten, mit der Umschrift:

C. A. PRINCEPS DE HARDENBERG. REGNI. BORVSSICI. SVPREMVS. CANCELLARIVS. NATVS. D. XXXI. M. MAII. A. MDCCL.

Die Rückseite: stellt als allgemeines Symbol des Staats, ein antikes Schiff vor, am Vordertheil durch die darauf stehende Viktoria und den daran angebrachten Adler, als Symbol des Preußischen Staates besonders bezeichnet. Segel und Ruder, Symbole der geistigen und physischen Kräfte des Staats, bewegen dasselbe gleichmäßig auf den wogenden Fluthen. Auf dem Knopf des Mastbaums sitzt der schützende Adler über Alles schwebend mit ausgebreiteten Flügeln, als Symbol der preußischen königlichen Macht. An dem Hintertheile des Schiffes steht der umsichtige Steuermann, welcher Segel und Ruder mit kräftigen Händen lenkt. Auf dem Segel selbst (nach dem Vorgange des klassischen Alterthums in einigen seiner Münzen) liest man die Worte: SALVS REGNI.

Oben darüber am Rande der Münze die Worte Virgil's: RATEM. COMMOTIS. REXIT. IN. VNDIS. (d. i. Er lenkte das Schiff auf bewegten Fluthen.)

Unten im Abschnitt: D. XXXI. M. MAII. A. MDCCCXX. als Bezeichnung des Tages, an welchem diese Denkmünze dem Fürsten überreicht wurde. *)

Beyde Seiten sind Arbeiten des sehr hoffnungsvollen und schon durch den Schnitt der großen Pracht-Medaille, welche die Stadt Berlin auf den verewigten Blücher prägen ließ, rühmlich bekannten jungen Künstlers Herrn Friedrich König.

Bestimmtheit und Klarheit der Formen und Sauberkeit und Milde mit Kraft und Stärke gepaart, zeichnen dieses treffliche Werk insbesondere aus, und geben vornehmlich auch der Rückseite einen höchst wirkungsvollen Ausdruck.

3. Eine bestellte Denkmünze von ausgezeichneter Größe; fünf Loth in Silber schwer —

Die Vorderseite zeigt ein unbedecktes Brustbild, dem Beschauer links gewandt, mit durch einen Mantel umhüllter Brust und Schultern, Hals und Brust mit einer Kette und daran hangendem maurerischen Insigne geschmückt, mit der Umschrift in deutschen Buchstaben:

Johann Wilhelm Ellenberger, genannt von Zinnendorf. 24. Junius 1770.

Das Brustbild ist, nach Bernhard Posch, von C. Hollenbach geschnitten, und möchte eben so leicht zu dem vollendetsten gehören, was die neuere Zeit mit dem Grabstichel geleistet hat, als es gewiß dazu beytragen wird, den Ruf des Verfertigers allgemein zu begründen. Und wenn auf dieser Seite die Behandlung des Fleisches, der Haare, des Gewandes, die höchste Bewunderung des Beschauers erregt, so gewährt die Kunst

der Rückseite den höchsten überraschenden malerischen Anblick. Es ist dieß die Darstellung des Schiffes eines gothischen Tempels mit seinen beyden Nebenhallen, ein Gegenstand, den man, wie jede längere Perspective im Relief überhaupt, also auch in der Denkmünze, wegen der überaus großen Schwierigkeit einer erträglichen Wirkung auch bey vorzüglicher Ausführung, lieber ganz zu vermeiden sucht. Hier war es indessen unvermeidliche Bedingung der Aufgabe geworden; der Künstler hat, unterstützt von der eigenthümlichen Wirkung des matten und polirten Metalls, durch seine Kunst diese Aufgabe so vollkommen gelöst, daß man ungewiß ist, ob man mehr die Kühnheit des Unternehmens, oder das Glück der Ausführung bewundern soll. Um sich von der Möglichkeit der lezten zu überzeugen, muß man das Werk selbst, dessen Pracht und Herrlichkeit ganz züglich im reinen Golde hervorleuchtet, in Augenschein nehmen.

In der Mitte dieser gothischen Säulenhalle steht im Vorgrunde ein auf mehreren Stufen erhöhter Altar, oberhalb mit einer Decke belegt und geziert mit mehreren Insignien der Maurerey. Durch die zarten Säulen und die durchbrochenen Bogen der fernen Hinterwand strahlt das aufgehende Licht des Morgens, vermöge einer sehr einfachen Behandlung der Oberfläche des Metalls glanzvoll in die Halle des Tempels.

Der breite, die Rückseite umgebende Rand enthält folgende Inschrift mit deutschen Buchstaben:

---

tung und Anerkennung des großen Verdienstes, welches sich der treffliche sorgsame Arzt und Freund um die lange Erhaltung der Gesundheit und des Lebens des Stifters der Medaillen-Anstalt D. Loos, des Vaters, erworben hatte.

*) Sie ist in Golde für 80 Rthlr., in Silber für 5 Rthlr., in Bronze für 1 Rthlr. zu haben.

Der Gr. L. L. v. Deutschl. Ihre dankbaren Töchter. 24. Junius 1820.

Im Abschnitt mit kleiner, aber höchst lesbarer Schrift die Namen:

v. Geusau. v. Castillon. Kramer. Müller. v. Neander. Becherer. Krönke. Lgr. L. v. Hessen. Mumsen. Hrz. G. v. Gotha. v. Beulwitz. v. Schmidt.

Die Denkmünze ist nicht zum öffentlichen Verkauf bestimmt. Aber Mitglieder der Gesellschaft, welche sie anfertigen ließen, erhalten sie zu 7½ Thaler in Silber und zu 1 Rthlr. 8 gr. in Bronze, auf Bestellung.

Es ist große Hoffnung, bald wieder mehrerer schöner Arbeiten aus dieser Anstalt mit Vergnügen rühmlich Erwähnung zu thun.

Berlin 1820. K. Levezow.

Vier und zwanzig Landschaften zu Caro's Uebersetzung der Aeneide, gestochen von Gmelin.

Die Herzogin von Devonshire hat die von ihr veranstaltete Prachtausgabe der italienischen Uebersetzung der Aeneide *) auch mit einer Reihe von Landschaften ausgeschmückt, welche Gegenden, die in dem Gedicht erwähnt sind, aber in ihrem gegenwärtigen Zustande, darstellen. Sie wurden sämmtlich von dem berühmten deutschen Kupferstecher F. W. Gmelin, noch kurz vor seinem Tode, der am 22. Sept. vorigen Jahrs erfolgte, zum Theil nach eigenen, zum Theil nach Zeichnungen von G. Gabrielli, F. Catel, Teerlink, Voogd, Williams, Bassi, M. Montgomery, M. Castlake, J. W. Gell, gestochen, und gehören ohne Widerrede zu dem Besten, was dieser Meister in der Kunst der Landschaftstecherey geliefert hat. Man bewundert darin eine außerordentliche technische Fertigkeit, welche mit ganz einfachen Mitteln, größtentheils durch die Radirnadel die schönsten Wirkungen des Lichts und Schattens hervorbringt. Helle klare Lüfte und dunkle Gewitterwolken, ruhige Meeresfläche, mit dem glänzenden Spiegel der Sonne, und hochempörte Wogen, schroffe Felsen und anmuthige Gründe, sind mit gleicher Freyheit und mit so einfachen reinen Zügen dargestellt, daß man sieht, das Bild, das der Künstler vor sich hatte oder das in seiner Einbildungskraft ruhte, ging unmittelbar durch den Willen in die Arbeit der Hand über. Es läßt sich nicht läugnen, auch hier findet man, wie in vielen andern Landschaften Gmelins, einigen Mangel an Lokaltönen, hie und da zu viel Glanz, etwas Metallenes z. B. in den Wellen und in den Pflanzen des Vordergrundes; einiges scheint auch mehr als Skizze, denn als vollendetes Bild ausgeführt zu seyn. Aber für diese Mängel findet man sich durch so vieles andere Gelungene und Treffliche entschädigt, daß man sie zum Theil lieber als Launen des Meisters betrachtet, der sich nun einmal seiner Fertigkeit überließ, vollkommen sicher eines hinreichenden Erfolgs. Eine strenge Kritik würde sagen: der Künstler stand auf der Gränzscheide zwischen hoher Kunstvollkommenheit und Manier — noch größere Zuversicht in seiner Fertigkeit hätte ihn der Natur entführt. Auf diesem gefährlichen Punkt finden sich aber früh oder spät alle Künstler, die mit ausgezeichnetem technischen Talente begabt sind, und glücklich, wer sich mit so viel Besonnenheit darauf hält, wie hier Gmelin.

Als Kupferstiche zeichnen sich diese Blätter vorzüglich durch die leichte klare Haltung und eine dessen ungeachtet hervorgebrachte kräftige Wirkung aus. Was aber das landschaftliche Verdienst betrifft, wovon ein Theil auch den übrigen vorzüglichen Zeichnern zukommt, wiewohl Gmelins eigene Zeichnungen keiner anderen nachstehen, so möchten wir darin besonders die Poesie der Luft und des Wassers — wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken — zum Studium empfehlen. Die Ansichten, oft sehr einfach, erhalten dadurch einen eigenen zauberischen Reiz, und jede versezt das Gemüth in eine verschiedene Stimmung. Catel scheint uns hierin am ausgezeichnetsten. Die Ansicht der öden Felseninsel Capri hat er durch das empörte Meer im Vordergrunde und die heranziehenden Sturmwolken in der Ferne zu einer malerischen Landschaft umgebildet; die Klippen der Sirenen erhalten ein schauerliches Ansehen durch das düsterkräuselnde Gewässer und die sonnenglänzenden Wolkenberge, welche darüber stehen. An dem Circäischen Vorgebirge, (von Gmelin gezeichnet) glänzt das dunkle Meer vom Streiflicht, das durch schwarze Sturmwolken hervorbringt, dagegen vor dem Berg Acragas (gezeichnet von Montgomery) der helle Sonnenspiegel auf der ruhigen Wasserfläche schimmert, während die Sonnenscheibe sich hinter leichten Wolken verbirgt.

Die Ansichten sind folgende: die carthagische Küste; die Ebene von Troja, nach Gell; Küste von Italien, nach Castlake; Acragas, nach Montgomery; die Trümmer des Venustempels auf dem Berge Eryx, nach Catel; die Felsen der Sirenen, nach dems.; Küste von Cumä, nach dems.: Tempel des Apoll, nach dems.; Höhle der Sybylle, nach dems.; Misenum, nach Basse; der See Avernus, nach Williams; das Vorgebirge Palinurum nach Catel; Gaeta; Vorgebirg Circäum; einzelnstehende Häuser zu l. VII. 163, nach Voogd; Ostia nach dems.; die Quelle des Numicus, nach dems.; Ardea, nach Catel: die albunische Quelle; das Capitol, nach Gabrielli; der Soracte nach Teerlink; der Aventinus; der tarpejische Fels.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vergl. die Notiz in N. 26. des Kunstb. 1820. S. 103.

Hiezu das Kupferblatt mit 2 Medaillen-Abbildungen.

Nro. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. April 1821.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn.

Goethes westöstlicher Divan.

Dichtproben

von E. L. Grosse aus Osterode am Harz.

5.

Im Winter.

Meine Laute hör' ich klingen,
Und ich spreche schon in Reimen.
Ein Gedichtchen muß ich leimen,
Sey es von prosa'schen Dingen.

Soll ich von dem Monde singen?
Tausend Lieder sind gedudelt,
Viele Ballen sind besudelt
Von dem Schwarm von Dichterlingen.

Soll ich ihr ein Ständchen bringen?
Ihre Liebe ist schon rostig,
Draußen ist es gar zu frostig;
Nein! die Saiten möchten springen.

Von dem Ofen will ich singen,
Dessen lebenswarme Hauche
Aus dem glühend=rostigen Bauche
Süß in alle Glieder dringen.

Doch schon senken sich die Schwingen
Von dem wirrig=losen Flattern.
Bin ich doch verdammt zum Schnattern,
Ohne Lorbeer zu erringen.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Eines weitern Selbstgesprächs, mit welchem Otto sich den Heimweg verkürzt hatte, sollte deßhalb mit Wenigem gedacht werden, weil es mit der Abendunterhaltung, die er darauf mit seiner Mutter pflog, und die dem Leser auch nicht erlassen werden kann, nicht harmonisch zusammenklingen wollte.

Er warf nämlich einen Blick auf das Streben der neuern Zeit, das Vorurtheil, das den Geburts= und Brief=Adel bisher trug, in seiner Blöße zu zeigen, und dagegen den Adel der Gesinnung, des Verdienstes geltend zu machen.

Wie es zu gehen pflegt, wenn eine Idee mit heimlich genährten Wünschen in Beziehung steht, daß dann unsere Begriffe sich Zwang anthun, auf die Seite unseres Eigennutzes sich wenden, und, gleichsam hinter dem Rücken unserer sonstigen klaren Ansicht und Denkungsart, einen Separatfrieden mit jenem schließen; so ging es auch unserm Otto.

Indem er dieses Walten der Zeit wohlgefällig betrachtete, mißkannte er ganz, daß er nur mit dem Worte „Adel“ spiele, daß Verhältnisse des Standes, der bürgerlichen Gesellschaft, mit Einsichten, Charakter, Verdienst im Grund nichts zu schaffen haben, nicht auf derselben Bahn sich bewegen.

Er hielt sich aber für jezt an diese Metapher, lobte in seinem Innern, daß der Adel dem Bürgerstande sich nähere,

daß im gesellschaftlichen und literarischen Verkehr, im Dienste des Staates und in Ehebündnissen, sich diese Stände immer mehr mischen, ja er sah schon mit innerm Behagen die Zeit kommen, wo der eine ganz im andern aufgehen würde. Gern hätte er gewisse Schranken früher fallen sehen, nur um sich selbst weniger beengt zu fühlen.

Wie wenn die Baronin des Sohnes Gedanken behorcht, oder gerade mit den nämlichen Interessen sich beschäftigt hätte, fügte es sich am Abendtische, daß sie von dem kürzlich geschlossenen Verlöbnisse eines benachbarten jungen Edelmannes mit einer hübschen Bürgerin Gelegenheit nahm, über das Bedenkliche eines solchen Schrittes angelegentlich sich zu äußern.

Auf die Einwendung des Sohnes, daß bey dergleichen Vorgängen kein allgemeiner Satz anschlage, daß der Adel, so wie der Bürgerstand mancherley sey, daß es Verhältnisse und Umstände gebe, wo sich Beyde berühren, ja ohne Schwierigkeit einander gleichstellen und sich vermischen, entgegnete sie mit Ernst: „So viel bleibt doch am Ende wahr, daß die trennende Kluft noch nicht ausgefüllt ist, was auch der Geist der neuesten Zeit an vermittelnden Begriffen hineingeworfen haben mag. In der Welt der Meinung bleibt manches stehen, wovon die Zeit das geschichtliche Fundament nach und nach leise weggezogen. Was schon lange keine rechte politische Grundlage mehr hat, das kann doch noch bürgerlich und häuslich in die feinsten Lebensadern verzweigt seyn. Dergleichen Verbindungen sind denjenigen ähnlich, welche Personen von verschiedener Confession mit einander eingehen. Sie mögen auch in ihrer Liebe, ihrer moralischen Gesinnung, ihrer Behandlung des Lebens überhaupt Eins seyn; von einer Seite bleiben sie doch ewig getrennt, und gerade von der der frühesten Eindrücke, der tiefgegründetsten Sitte, der religiösen Anschauungen und Gefühle, und der Gewohnheit, die kein Mensch leicht los wird, seine eigenen Verhältnisse durch die Augen der übrigen Welt zu betrachten und zu wägen."

„Der Mann sezt leicht bey einem Entschlusse, der seinen ungestümen Neigungen fröhnt, die zarten Beziehungen des Lebens außer Augen, weil sie mit ihrer leisen Rede gegen die gewaltigere Stimme der Sinnlichkeit nicht aufkommen, aber das Weib fühlt das Tiefgewurzelte in ihrem Gemüthe."

„Und wenn auch, von ihr selbst aus betrachtet, alles für eine solche Verbindung spräche, so sind es die Verhältnisse nach außen, die Berücksichtigung verdienen."

„Wie aber, fiel Otto ein, wenn man sich, der Aechtheit seiner Liebe, seiner auf Seelen-Uebereinstimmung gegründeten gegenseitigen Zuneigung bewußt, über äußere Verhältnisse hinwegsezt?"

„So höre ich denn auch von dir, mein Otto, diese Redensart," erwiederte die Baronin, „die ich während der kürzlich verflossenen Kraftepoche zu Tode gesprochen wähnte. Wie schnell gehen so ein paar Worte über die Lippen hinweg, und wie sehr sträubt sich ein langes Leben gegen ihr Geltendmachen? Fürwahr ich habe noch nie, — und ich hörte, ehe ich es ausspreche, meine ganze Erfahrung ab, — ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der sich über das Geringste, ich will nicht sagen, über die Meinung und Sitte der Welt, ganz und frey hinweggesezt hätte. Es ist schwerer als man denkt, anders als Seinesgleichen zu leben, die Forderungen seines Standes zu umgehen."

„Das sollte ich nicht meinen, liebe Mutter!" sagte der Sohn, „habe ich doch, wenn ich meine liebsten und eigensten Dinge realisirt sehen wollte, immer etwas anderes thun und treiben müssen, als die mir äußerlich Gleichgestellten, als meine Freunde und Bekannte. Man zieht sich zurück, und lebt seinen schönern Interessen. Das ists ja, an was man vor lauter gutem Vernehmen mit der Welt, der Nachbarschaft, so selten kommen kann."

M. „Geschähe das aus einem innern Bedürfniß, so wäre nichts dagegen einzuwenden; man hieße etwa „„der Sonderling,"" und der Rücktritt bliebe offen. Aber alles, was uns durch einen äußern Zwang isolirt, macht uns zu Feinden der Welt, macht die Welt uns zum Feinde."

S. „Sollte es denn aber nur Redensart der Romane seyn, daß sich solche in inniger Liebe Verbundene gegenseitig die Welt zu seyn, die Welt zu ersetzen vermögen?"

M. „Glaube mir, Sohn! bey einem gesunden, naturkräftigen Menschen hält gegen das Bedürfniß der Mittheilung, des Verkehrs mit Seinesgleichen, des geselligen Beysammenseyns keine diese Verhältnisse anfechtende Neigung, am wenigsten eine Leidenschaft aus. O daß der Mensch so selten ahnet, wie ihm seyn wird, wenn er hinter die Dinge gekommen ist, vor denen er steht!

Es geht nie ohne Reue und Vorwürfe ab, wenn wir uns um die Lebensvortheile gebracht haben, die unsere Stellung in der Welt uns dargeboten. Ja ich habe schon gebildete Männer gesehen, die einen guten Theil des Aergers in bösen Stunden auch dem unschuldig Veranlassenden zu kosten gaben."

S. „Sie sprechen die Regel aus, verehrte Mutter! aber der Lauf der Welt ist nie ohne Ausnahmen, Zeit und Umstände erlauben sie."

M. „Genug, lieber Otto! die Welt schwört zu der Regel, und richtet nach ihr; die Ausnahmen mögen sehen, wie sie sich durchhelfen. Es ist schön und groß, der Märtyrer einer Idee, eines Entschlusses, selbst eines frommen Wahnes zu werden; aber die Glücklichen sind diejenigen, die auf eine minder gewaltsame Weise durchs Leben gehen."

Die Lichter waren während dieses Gesprächs hinabgebrannt, die Uhr schlug eine späte Nachtstunde und mahnte zur Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Altes vaterländisches Winzerfest.

Das Morgenblatt hat schon im vorigen Jahrgange die Beschreibung eines französischen alten Winzerfestes, das in dem Laufe der Zeiten eingegangen ist, mitgetheilt. Vielleicht nimmt es und nehmen die Leser desselben die Nachricht nicht ungern auf, die uns **Crusius** in seiner schwäbischen Chronik (III. Thl. 12 B. 30. K. S. 355 der Moserschen Ausgabe) von einem vaterländischen und zwar Tübingischen ähnlichen Feste berichtet.

Je weniger die Gegenwart Feste für den Landmann und zumal für die größtentheils so verarmte Klasse der Weingärtner zu begünstigen scheint, desto wohlthuender sind die Blicke in die Vorzeit, wo, freylich oft auch unter mancherley Drang der Tage, solcherley Ergötzlichkeiten, aus dem Leben des Volkes hervorgegangen, noch mehr an der Tagesordnung waren, und ihr Erfreuliches und Stärkendes den Mühen des Volks, die es jezt größtentheils ohne solche Würze hat, beygesellten, mit der Hoffnung, es werde einst wieder besser werden. — Doch zur Sache! Crusius erzählte selber:

„Den 5ten Merz 1584, Tags nach dem Aschermittwoch, giengen die Tübingischen Weingärtner Mittags nach 12 Uhr in einer langen und schönen Ordnung, je zwey und zwey, wie schon vor Alters der Gebrauch gewesen, herum. In der Mitte trug einer ein hohes Kreuz, daran eine Flasche, ein Hering und eine Waizenbretzel hieng. (Sinnbilder wohl der schmalen Kost der Weingärtner und ihres nicht für den Leib eben ersprießlichen Berufes!) Bisweilen sind zween dergleichen Fähndrich an verschiedenen Theilen der Reihen. Das Kreuz bedeutet, daß die Arbeiten in dem Weinberge wieder vorhanden seyen. Darauf folgte eine lange Ordnung von Knaben, die ein Seil zogen. Die erstern zogen es vor sich, die leztern zogen es wieder zurück; doch die erstern waren hier stärker und giengen weiter fort. (Das wirklich schöne, bedeutsame Symbol auf das öftere Mißlingen der sauren Arbeit der Winzer bedarf keiner weitern Auslegung). Endlich liefen die Ordner dieses Spiels in Narrenkleidern hin und her, damit alles recht geschehen möchte. Dieser Aufzug endete sich endlich mit einer Mahlzeit an einem gewissen Orte, und währete also dieses Fest bis in die Nacht.“ —

Der Berichtsteller sezt hinzu: **Dieser Tag wird alle Jahre also gefeyert und gefeyert werden, so lange die Berg-Inwohner Gipfel und die Weinstöcke Trauben haben werden!** — Gutmüthiger Crusius, deine Prophezeihung ist nicht in Erfüllung gegangen! Seit langen Zeiten weiß man nichts mehr von dieser unschuldigen, harmlosen Feyer. Hat mißverstandner, religiöser Eifer sie aufgehoben, gernkluge Volksaufklärung — Mißbrauch der Feyernden, oder, was mir wahrscheinlicher ist, gieng sie unter im Drange der nachmaligen herben Zeiten, im Laufe des dreyßigjährigen Krieges? Uninteressant dürfte die Ausmittlung des eigentlichen Zeitpunktes, wo sie aufhörte, doch keineswegs seyn. — Ohne die älteren läppischen Anhängsel, wie z. B. **Ordner in Narrenhabiten**, wenn schon auch die alten **Narrenfeste**, an die jene Ceremonie mahnt, nicht ohne ihre eigene Ehre sind, möchte die Erweckung solcher Feste, wie sie mehrere Zünfte und Stände einst hatten, für die Belebung des Gemeingeistes derselben nicht ohne Wohlthätigkeit seyn. Nur müßten sie, wie einst, so viel möglich, aus ihnen selbst hervorgehen.

.o.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom. *)

Die dauerndsten Lieder und Melodien sind immer diejenigen, die die Religion zum Inhalt und Zweck, und daher auch den veredelndsten Einfluß haben. Wie sehr ist es aber zu bedauern, daß sie so nach und nach ganz verschwinden, denn es verschwindet mit ihnen ein großes und wirksames Mittel, die Frömmigkeit unter dem Volke lebendig zu erhalten. Es gibt keine bessere Gelegenheit, den reinsten Ausdruck des Volksgesanges zu hören, als bey dem Gottesdienst, der alle Sonntag und Freytag Nachmittag, in der Landessprache und ganz für das Volk im Colosseo gehalten wird, und zwar auf folgende Weise: Zuerst erscheint ein alter Franziskaner, um ihn versammelt sich eine meistens sehr große Anzahl Männer, Weiber und Kinder; nachdem der Madonna und dem San Giuseppe ein Loblied gesungen, beginnt der Franziskaner Kinderlehre zu halten, sehr populär, aber mit großem Ernst und Salbung, daß alle Umstehenden sehr gerührt werden, was man aus der großen Aufmerksamkeit erkennen kann. Nachdem der Priester das feyerliche Versprechen von jedem Einzelnen genommen, Alles pünktlich zu erfüllen, was ihnen jezt gelehrt werden, stimmt er wieder obigen Lobgesang an, und alle Umstehenden vereinigen sich mit ihm zu einer rührenden Harmonie. Während diese noch singen, ziehen herein: eine Reihe männlicher Personen, geführt von einem Kardinal, der das Kreuz trägt, an der Spitze einer in grauen Kleidern, wie in Säcken, verhüllten Brüderschaft; eben so, nebenher eine Reihe Weiber, geführt von der Vorsteherin irgend eines Klosters, die auch ein Kreuz trägt. Da dieser Zug über das ganze Campo vaccino (forum romanum) geht, so schließt sich eine große Menge Volks, beyderley Geschlechts an. Während des Zugs wird das wahrhaft volksthümliche, sehr schöne Lied: Evviva la croce, gesungen. Gedicht und Melodie hat einen so frommen kindlichen Charakter, ist, ohne weinerliche Empfindeley auszudrücken, wahrhaft romantisch, daß man sich in eine ganz andere Zeit versezt glaubt, und

*) Wenn der Leser die gespannte Empfindung des Verfassers nachstehenden Schreibens abrechnet, bleibt seine Ansicht wahr und der Sinn der von ihm beschriebenen Ceremonie sehr zur christlichen Andacht erhebend.

Keiner, der es mit reinem unbefangenem Herzen vernimmt, wird es eine fromme Rührung hören, und weil das Volk, ob es gleich von Natur aus mehrstimmig singt, in seinem Gesang doch keine Dissonanzen braucht, so bekommt er dadurch jene himmlische Reinheit, wodurch der Grund der Rührung nicht Wehmuth, sondern eine nicht mit Worten auszusprechende Freude ist. Wie sehr sticht aber dieser Gesang gegen die Musik der Zeit, in der eine sinnliche Raserey die andern jagt, ab! — An den Stufen, des mitten im Gebäude aufgerichteten Kreuzes lagert sich knieend die Menge und betet an, und erhält von den Anführern den Segen. Darauf beginnt die via crucis; das Volk kniet vor jedem, der, an dem Padium im Kreise herum aufgerichteten Altäre, worauf die Stationen auf dem Oelberg abgebildet sind. Ein Priester liest, (in der Landessprache) den bestimmten Theil der Leidensgeschichte Christi. Die Brüderschaft stimmt im ernstern Ton ein höheres Lied an, wovon die ganze Menge bey jeder Strophe mit der Antistrophe antwortet. Sind auf diese Art die Stationen vorüber, so tritt ein hiezu bestellter alter und sehr ehrwürdiger Kapuziner auf, und hält eine, meistens sehr erbauliche Rede; stimmt am Ende derselben obiges Evviva la croce wieder an, und die ganze Menge bewegt sich auf die nämliche Weise wie sie kam, zurück in irgend eine Kirche, wo dann mit dem feyerlichen Ave Maria die Andacht geendigt wird. Dieser rührende Vorgang gewinnt durch die Erinnerung der Bestimmung, welche diese Lokal ehemals hatte, noch an Interesse. Dieses unermeßliche Gebäude, auch in seinen Ruinen noch das größte Denkmal alt-römischer Pracht und Verschwendung! ward von Tausenden aus Palästina entführten Gefangenen, Juden und Christen, aufgebaut, und noch stehen die Behältnisse fest, in welchen die wilden Bestien aufbewahrt wurden, die zur rohen Lust des damaligen Volks, ihre Erbauer, die ersten Christen zerrissen! Wer freut sich nicht, das triumphirende Kreuz Christi, gerade hier, an diesem Orte aufgerichtet zu sehen; gerade hier frommen Volksgesang an den Stellen wilden Lustgetümmels zu finden?

London den 20. März.

(Fortsetzung.)

So weit es auch die englischen Gewerkherren gebracht haben, gibt es doch noch Manufakturzweige des Auslandes, welchen sie nicht gleich kommen. Dahin gehört das sächsische Tafelzeug. Der König von Sachsen ließ voriges Jahr durch seinen hiesigen Gesandten, den gefälligen Baron von Just, dem Herzoge von Wellington nicht nur ein köstliches Service von meißnischem Porzellan überreichen (ein höchst rühmlicher Beweis, wie weit deutsche Kunst vorgeschritten ist) sondern schenkte ihm auch zu gleicher Zeit herrliche sächsische Tafeltücher von einer Größe, Feinheit und Schönheit, dergleichen man anderwärts vergebens sucht. Der König und der Hof sahen sie mit Bewunderung, und so oft der Herzog von Wellington Gesellschaft hat, der er besondere Ehre erzeigen will, werden diese deutschen Tafeltücher aufgelegt, in denen seine Siege mit seltener Kunst eingewebt sind. — Da das reiche England immer einen besondern Reiz für die Israeliten gehabt hat, so ist auch die deutsche Judenschaft hier überaus zahlreich. Aber zur Ehre der reicheren Juden sey es gesagt, sie sorgen für ihre Armen mit einer Freygebigkeit, welche der englischen Wohlthätigkeit in diesem Punkte gleich kommt. Das deutsche Judenhospital in London, welches meisterhaft eingerichtet ist, gab vor etlichen Tagen seinen jährlichen Schmauß, wobey denn immer ansehnliche Collecten gesammelt werden, und woran auch menschenfreundliche Christen Theil nehmen. Der Herzog von Sussex hatte den Vorsitz. Es wurden nach Tische zweytausend Pfund theils von Anwesenden, theils von Abwesenden übermacht. Diese mildthätige Anstalt, the German and Dutch Jews' Hospital wurde, 1795, von den unvergeßlichen Brüdern Abraham und Benjamin Goldschmidt gestiftet. — Wer je zur See gewesen ist und die unaussprechlichen Strapatzen gesehen hat, womit Matrosen zu kämpfen haben, muß sich freuen, wenn er findet, daß diese so schlecht belohnte Menschenklasse in einem Lande nicht vergessen wird, welches seine Größe dem Seehandel verdankt. Es ist so eben ein Schiffshospital (floating Hospital) auf der Themse eingerichtet worden, wo man ausschließlich Leute dieser Art, welche auf Kauffahrern gedient haben, aufnimmt. Bisher gebrach es daran, denn das große und herrliche Hospital in Greenwich ist nur für solche Matrosen, welche auf den Kriegsschiffen der königlichen Marine dienten. — Der bekannte schottische Dichter Hogg, genannt The Ettrick Shepherd, hat, dem von ihm herausgegebenen Mountain Bard, (Edingburgh 1821) seine Lebensbeschreibung angehängt, welche interessant ist. Er wurde 1772 zu Ettrick geboren, wo alle seine Vorfahren Schaafhirten waren. Durch das Unglück seines Vaters wurde er zeitig genöthigt als Hirt zu dienen. Dieß geschah in seinem 7ten Jahre, bis wohin er kaum buchstabiren gelernt hatte. Unter zahllosen Schwierigkeiten erreichte er sein 15tes Jahr, wo er kaum einen Brief zusammenstoppeln konnte. In den folgenden Jahren wurde er mit guten Büchern bekannt, und 1793, als er 21 Jahre alt war, schrieb er schon eine poetische Epistel an einen jungen Theologen. Er versuchte sich dann weiter. Als aber 1802 Walter Scott's Minstrelsy of the Scottish Border erschien, munterte ihn dieß so auf, daß er sich begeistert fühlte und den Mountain Bard herausgab. Walter Scott gab ihm freundschaftlichen Rath. Er gewann zwey Preise der hochländischen Societät. Als er 300 Pf. im Beutel hatte, hielt er sich für so unüberschwenglich reich, daß ihm der Kopf schwindelte, und er Güter pachtete, welche sein Vermögen weit überstiegen. Nach drey Jahren nahmen die Gläubiger Alles. Da man ihn als Dichter und Pächter hatte kennen lernen, wollte ihn nun Niemand mehr zum Schaafhirten haben; er beschloß also, ohne Geld, ohne Beschäftigung, seine Geburtsgegend zu verlassen und begab sich 1810 im Februar nach Edingburg. Dort warteten auf ihn die traurigen Schicksale des Schriftstellerlebens. Bey Constable erschien the Border Minstrel, eine Sammlung von Liedern, unter denen Hogg zwey Drittel schrieb, aber ohne etwas dabey zu gewinnen. Dann fing er eine Zeitung an, ob er gleich noch nie in guter Gesellschaft war, nichts gelesen hatte, und im 38sten Lebensjahre von Welt und Leben nicht mehr als ein Kind wußte. Die Zeitung ging nicht; er litt Mangel. Dennoch erschien bald nachher, 1813, sein Hauptwerk the Queen's Wake, welches gut aufgenommen und mehrmals aufgelegt wurde. Von nun an wurde er bekannt, aber sein Schicksal besserte sich nicht, und scheint auch jezt bey weitem nicht beneidenswerth zu seyn. Indessen ist er ein litterarisches Phänomen, und die funfzehn Bände, welche er geschrieben hat, enthalten Gedichte, von denen mehrere auf die Nachwelt übergehen werden. — Der große englische Schauspieler Kean, welcher zu New York in Nordamerika so gut aufgenommen wurde, begab sich von dort nach Philadelphia, wo er die Genugthuung gehabt hat, über die Ränke etlicher seiner Feinde zu siegen. Man sieht ihn so gern, daß er vielleicht noch beliebter ist, als in New York. Als er auf dem Theater in Wallnuts street den Othello mit großem Beyfall gespielt hatte, rief man nach Herablassung des Vorhangs, so oft „Mr. Kean, Mr. Kean" daß er sich zeigen und fragen mußte, was man von ihm begehre? Eine Stimme aus den Logen rief: „Ein neues Engagement." Er entfernte sich und bald nachher kam der Director heraus und kündigte an, daß zwar H. Kean gesonnen gewesen sey, den folgenden Tag nach Boston abzugehen, aber, um die Wünsche der Zuhörer zu erfüllen, noch zwey Abende spielen wolle.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 31.

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. April 1821.

Dramatische Dichtkunst.

Die Tochter Jephthas. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Robert. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1820. 135 S. 8.

Es steht zwar der Kritik nicht zum besten an, daß sie, wenn der Autor Birnen darbietet, mit einer Abhandlung über die Aepfel anhebe. Aber keine Regel ohne Ausnahme; Rec. muß, um auf L. Robert's Birne zu kommen, zuvor einen Apfel des Euripides zerlegen, dessen Name: Iphigenia in Aulis, der Mehrzahl unserer Leser, und besonders den Leserinnen, leicht bekannter seyn dürfte, als seine Substanz und deren Geschmack.

Agamemnon, der erwählte Feldherr der Griechenschaaren, die in Aulis sich versammelt hatten, um Helenens Raub an Troja zu rächen, war von dem Seher Kalchas beschieden worden, daß die Göttin Artemis seinem Unternehmen, welches durch Windstille aufgehalten worden war, nicht anders günstig werden würde, als wenn er ihr seine Tochter Iphigenia zum Opfer brächte. Theils aus Ruhmsucht, theils aus Anhänglichkeit an seinen Bruder Menelaos, dem Helene geraubt worden war, theils aus Furcht vor dem Griechenheer, welches zum Gehorsam für den verkündigten Willen der Göttin ihn zu zwingen geneigt seyn möchte, hatt' er das Opfer beschlossen, und unter dem Vorwande, daß er Iphigenien mit Achilles vermählen wollte, durch Bothschaft an seine Gattin Klytemnestra die Todesbraut in das Lager zu locken versucht. Das ist die Vorfabel des Stücks. Es beginnt mit dem Austritt Agamemnons aus seinem Zelte. Von Angst und Reue gepeinigt, schreibt er einen Brief an Klytemnestra, worin er das Gebot widerruft, ihm die Tochter zu senden, und welchen er einem Boten zu schleuniger Bestellung übergibt. Das ist ein Geniestreich des Euripides, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Der Frevel des Vaters, wie er in der Vorfabel liegt, ist ihm verziehn von dem Zuschauer, sobald er denselben erfährt, denn er erfährt ihn zugleich mit der Reue des Frevlers, sieht seine Qual, und empfindet mit ihm die Angst um das zweifelhafte Gelingen des Versuchs, Iphigeniens tödtliche Ankunft zu hintertreiben. So sind wir gleich Anfangs mitten in die Handlung versezt, und schon die erste Scene bringt die beyden psychologischen Hebel der Tragödie, Mitleid und Furcht, gleichzeitig in lebhafte Bewegung. Menelaos hält den Boten auf, entreißt ihm den Brief, Agamemnon kommt auf dessen Ruf hinzu, und nun entsteht ein Wortkampf zwischen den Brüdern, dem wir emsig folgen, dem wir sogar voreilen mit unsern Wünschen, weil wir ihn, damit der rettende Brief an Ort und Stelle gelange, gern beendigt sähen; und der uns am Schlusse befriediget, weil Menelaos den Gründen Agamemnons weicht, und unsere Hoffnung neu belebt. Es ist zu spät! Iphigenia, von der Mutter und dem Bruder Orestes (noch Kind) begleitet, ist in Aulis angekommen, und der tragische Schrecken steigt in unseren Gemüthern empor. Tochter und Mutter sind in der Erwartung eines Hochzeitfestes gekommen, wir fühlen im Voraus das ganze Entsetzen ihrer Enttäuschung, und unwiderstehlich reißt es uns für Iphigenien hin, daß die Scham vor Achill mehr, als die Furcht vor dem Tode, sie zu peinigen scheint. Der Antheil, den der unverwundbare Held an ihr nimmt, sein sichtbar vom getroffenen Herzen dictirter Entschluß, sie nothfalls mit dem Schwerte gegen die Griechen zu vertheidigen, welche auf dem Opfer bestehen, tilgen in der Jungfrau dieses quälende Gefühl, und nach menschlichem Kampfe mit der Liebe zum Leben erhebt sich nun ihr frey gewordenes Gemüth zu dem Entschluß', um des Vaters, um des Vaterlandes, um des griechischen Ruhmes willen, der an dieser Unternehmung gegen Troja hängt, zwanglos den Tod als Bräutigam zu umarmen, so begeistert, und von dem Chor „Ilions Ueberwinderin" genannt, verläßt sie die Scene, und kaum wissen wir, ob wir derselben noch die Hülfe wünschen mögen, wozu uns die Tapferkeit Achills, der zum Schutze ihres Lebens mit treuen Kriegern nach dem Opfertempel vorausgeeilt ist, einige Hoffnung übrig ließ. Soll hier Rettung uns befriedigen, so muß es eine bessere, ruhmvollere seyn, als sie der menschliche Held gewähren kann, und eine solche berichtet nun der Bote: in dem Augenblicke, wo der Opferstahl sie treffen sollte, er-

bebte die Erde, Iphigenia war verschwunden, und ein blutender sterbender Hirsch lag statt ihrer am Fuße des Opferaltars. Die Göttin, durch Iphigeniens innerlich freye Wahl für den ruhmvollen Zweck derselben gewonnen, hat lebend sie der Erd' entrückt: „in den Kreis der Götter" sagt der beseeligte Agamemnon; da ist, nach des Griechen freundlichem Glauben, selbst das irdische Wiedersehen nicht ausgeschlossen, und im Vorgefühl des verhießenen Sieges über Troja entläßt er die Gattin: „In deine Arme nimm das junge Reh (den Orest), und kehre heim, denn an die Abfahrt denket das Heer."

So ungefähr schmeckt der griechische Apfel; betrachten wir nun vor allen Dingen den Stamm, auf welchem die deutsche Birne gewachsen ist. Er steht auf israelitischem Boden, im eilften Kapitel des Buches der Richter. Jephtah, als er an der Spitze der Kinder Israel dem angreifenden Feinde entgegen zog, gelobte dem Herrn: „Giebst du die Kinder Ammon in meine Hand; was zu meiner Hausthür herausgehet, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das soll des Herrn seyn und will's zum Brandopfer opfern." Er siegt, und als er nun heimkehrt zu seinem Hause, „siehe da gehet seine Tochter heraus ihm entgegen, mit Pauken und Reigen, und sie war ein einiges Kind, und er hatte sonst keinen Sohn noch Tochter." Er zerriß seine Kleider, und verkündigte der Tochter sein unwiderrufliches Gelübde in Verzweiflung; sie aber freute sich seines Sieges über die Ammoniter, bat ihn, sie zween Monate lang mit ihren Gespielen auf die Berge zu entlassen, bereitete sich dort zum Tode („beweinte ihre Jungfrauschaft" hat Luther übersezt) und begründete durch ihre Unterwerfung unter das strenge, theokratische Gesetz die Gewohnheit unter den Töchtern Israel, jährlich vier Tage lang um die Tochter Jephtah zu klagen.

Die Aehnlichkeit des jüdischen Stoffes mit dem griechischen liegt auf der Hand, und vorausgesezt, daß der moderne Dichter mit der Geschichte, der alten wenigstens, eben so poetisch-frey schalten darf, als es der Grieche mit seiner Heroenfabel durfte; ist es unfehlbar möglich, in dramatischer Bearbeitung ihn zu einem Kunstwerke von derselben Wirkung auszubilden, zumal da es in diesem Falle mehr auf Zusätze, als auf Umwandlung von Thatsachen ankommen möchte. Das ist aber auch die höchste Aufgabe, welche die Kritik hier billiger Weise machen kann; laß sehen, was unser Autor gethan hat, sie zu lösen!

Jephtah ist (mit dieser Exposition hebt das Stück an) ausgezogen mit dem Heere, begleitet von seinem Neffen Eleassar, dem Verlobten seiner Tochter Dina. Der Sohn der Sehers Achas, Nimrod mit Namen — es versteht sich von selbst, daß es nicht der Sohn Chus Genes. I. 10. v. 8. seyn kann — zeigt sich uns als Jäger in den Gebirgen von Gilead; ungeachtet der Abmahnung seines weissagenden Vaters brennt er, dem Heere zu folgen: denn er liebt Dina, und hofft durch Waffenthaten ihr Herz zu gewinnen. Aber die Israeliten sind vom Feinde durch zwanzig bereits eroberte Städte mit dem Schwerte zurückgetrieben worden, und Jephtah selbst erscheint verwundet in den Gebirgen seiner Heimath. Hier bringt ihm ein Bote die Nachricht, daß das Heer, von Eleassar befehligt, geschlagen ist; hier thut er, im Drange der Noth, das Gelübde, wie es in der Schrift steht, ohne auf die Mahnung des Achas zu achten, daß er in Demuth dem Herrn vertrauen solle. Ein ferner Donner verkündigt ihm Erhörung, und ermuthiget eilt er auf das Schlachtfeld zurück. Nimrod, der einen Haufen von Flüchtigen aufhält, folgt ihm. So schließt der erste Akt. Im zweyten sehen wir Dina mit Bilha, ihrer Amme, in einer anderen Gegend des Gebirgs. Sie exponirt ihr inneres Verhältniß zu Eleassar: Zuneigung für den Jugendgespielen, die sie in ihrer Unschuld für Liebe hält; zeigt aber dabey unwillkürlich, besonders in der Erzählung ihrer Unheil verkündenden Träume, daß der Funke der wahren Jungfraunliebe in ihrer Brust für Nimrod glimmt. Eleassar bringt ihr die frohe Botschaft, daß Jephtah, von Nimrod's Heldenmuthe unterstüzt, den Feind geschlagen hat. Dina's Leidenschaft verräth sich und erregt Eifersucht in ihm. Nimrod selbst erscheint, die Art, wie sie denselben empfängt, steigert die Eifersucht zum Verdachte. Der Akt schließt mit Dina's Entschlusse, der Stadt den Sieg zu verkündigen, und dem heimkehrenden Vater festlich entgegen zu ziehen.

Es ist, wenn auch nicht ein Geniestreich, wie der des Euripides, doch sicher ein Talentstreich, daß uns der Dichter seinen Helden in dringender Kriegernoth zu Gesicht bringt, und das unsinnige Gelübde als eine Handlung der Verzweiflung, als eine Folge des Mangels an Vertrauen auf Gott darstellt. Er gewinnt damit für Jephtah ungefähr dasselbe (obschon auf anderem Wege), was Euripides für Agamemnon gewann: Mitleid und milde Ansicht seines Frevels. Aber in leztgedachter Hinsicht hätte doch noch etwas mehr gethan werden können. Jephtah, nachdem die unglückliche Begegnung geschehen, spricht S. 103. in einem Anfall von Wahnwitz zu Dina selbst, die er verkennt:

> Grüß meine Dina mir,
> Ich segne sie. Sie soll auf Gott vertraun.
> Und still in unsrer Wohnung mich erwarten.
> Mir nicht entgegen kommen, wann ich heimkehr!
> Ja nicht entgegen! Hörst du? sag' ihr das.
> Ja nicht entgegen! Hörst du? nicht entgegen.

Es ist zwar ein Zug voll psychologischer Wahrheit, daß der Wahnwitzige hier den Befehl nachholt, den er zu seinem Unglück zu ertheilen vergessen hat, als er noch bey Sinnen war; aber warum hat er ihn vergessen? wie hat er ihn vergessen können? Konnt' er etwas anderes erwarten, als daß seine einzige Tochter ihm bey seiner festlichen Heimkehr entgegen kommen würde? Ist

nicht sogar sein Gelübde selbst nichtssagend und fast läppisch, wenn er nicht in dem leidenschaftlichen Augenblicke, wo er es that, eben an sein einziges Kind gedacht hat, als an das schwerste Opfer, das er dem Herrn bieten konnte für die Rettung seines Volkes, für die Erhaltung seines schwankenden Ruhmes? Diesen Frevel der Verzweiflung zu bereuen, mußte sein erstes Gefühl seyn, als er an seine Siegerheimkehr dachte; und er mußte nun nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als die Abwendung der tödtlichen Folgen desselben von dem Haupte der Schuldlosen zu versuchen. Für diesen Versuch, für diesen Kampf gegen das drohende Mißgeschick, hätte der Dichter unseren Antheil gewinnen sollen; und er konnt' es so leicht auf dem nämlichen Wege, den Euripides gegangen ist. Es wirkt offenbar zweckwidrig, daß Dina am Schlusse des zweyten Aktes uns den Entschluß verkundiget, dem Vater entgegen zu gehen. Das fürchten wir ohnehin, und hier schon diese Furcht vor dem Unglück vorläufig in Gewißheit verwandeln, hieß den Schlag des Verhängnisses unwirksamer für unser Gemüth machen, der Peripetie das beste Mark ihrer dramatischen Kraft entziehen. Wir wissen nun, als uns der Anfang des dritten Aktes den Empfangszug der Jungfrauen von Mizpa zeigt, was daraus erfolgen wird, und da wir nicht begreifen, wie Jephtah das allerwahrscheinlichste nicht hat voraussehen mögen; so erscheint uns der Ausbruch seiner Verzweiflung psychologisch unwahr, und die Zweifel, welche unserem Verstand übrig gelassen sind, hindern unser Herz, seinen Schmerz sofort mitzuempfinden. Ganz anders würd' es seyn, wenn der Dichter uns Jephtah in dem Zeitraume der gewonnenen Schlacht gezeigt, seine Siegerfreude, den Uebergang seines Gemüthes von dieser zu der Furcht vor dem provocirten Unheil, und sein ängstliches Bestreben, dasselbe abzuwenden, uns gemalt hätte. Setzen wir, er sendet Boten ab, der Tochter den Empfang zu untersagen; er gebietet Nimrod ihm voraus zu eilen, und allenfalls mit Gewalt sie daran zu verhindern; er ist nun seiner Sache gewiß; er tritt beruhigt den Heimzug an; er wählt einen minder gewöhnlichen Weg, um die Sicherheit doppelt sicher zu machen: und dennoch faßt der strenge Gott Israels ihn bey seinem unbesonnenen Worte, und führt ihm unerwartet die Tochter entgegen. So würden wir sein Entsetzen durch die Ueberraschung begreiflich finden, und seinen Schmerz um so tiefer fühlen, jemehr sein Benehmen uns hätte wünschen und hoffen lassen, daß er demselben glücklich ausweichen würde.

Nachdem ihn das schlecht oder eigentlich gar nicht bekämpfte Unheil getroffen hat, läßt er es nicht an Ausbrüchen des Pathos fehlen, die uns zu rühren geeignet sind; aber Dina bleibt in ihrer dramatischen Wirkung weit hinter der Iphigenia zurück. Ihr Herz, zwischen der Pflicht, die es an Eleassar bindet, und der Neigung, die es zu Nimrod zieht, bänglich getheilt, entäußert sich sonder Antheil erregenden Kampf der Lust am Leben. Sie bittet um die Erlaubniß, bis zur Entscheidung des Hohenpriesters in ein stilles Felsthal, wo sie ihren Vater bey'm Abschied zum letzten und Nimrod zum ersten Male gesehen, sich zurückziehen zu dürfen, um dort ihr Brautgewand als Sterbekleid zu vollenden. Auf dem Wege dahin, und in diesem Thale selbst, geht der Rest der Handlung vor: ein Conflikt zwischen Nimrod und Eleassar um ihr Herz und um ihre gewaltsame Errettung aus der Gewalt der theokratischen Priester. Es gilt, wer von beyden sie, die keinem folgen will, entführe; sie gerathen (außer der Scene) mit ihrem Anhange an einander; der irrsinnige Jephtah erscheint und eilt in das Gefecht; unerkannt ... ihm fällt Nimrod von seiner Hand; das Chor der Priester naht, das Opfer abzuholen, und Dina, vom Schmerz um den Geliebten zu wahrhaft erhebender Begeisterung sich emporschwingend, zur Begeisterung für einen ruhmvollen Tod, der ihrem Vater den Sieg über die noch immer furchtbaren Ammoniter sichern wird, folgt ihnen zum Altare.

Voltaire behauptet irgendwo, die Liebe müsse in der Tragödie gar keine, oder die Hauptrolle spielen. Rec. ist dieser Meinung eben so wenig zugethan, als Schiller und Goethe im Wallenstein und Egmont ihr gehuldiget haben. Aber bey Einem Liebhaber (Nimrod) hätte hier es billig bewenden, der ungeliebte Eleassar hätte wegbleiben mögen, und mit ihm sein rein episodischer Kampf um die Verlobte, die ihn nicht mag. Der Kampf zu Drey (Nimrod, Eleassar und der Himmel) ist selten von guter Wirkung in der Tragödie. Wollte der Dichter den Nimrod nicht gerade zum Achill des Euripides machen; so würd' es doch gewiß zweckmäßig gewesen seyn, ihn auf ähnliche Weise gegen Dina zu stellen. Sie hat nie geliebt („sie war nie keines Mannes schuldig worden" sagt die Schrift); jetzt erst, den Todesgöttern schon verfallen, fühlt sie die süße Regung in der jungfräulichen Brust, und stirbt um so größer, um so reiner, wenn sie die Stärke ihrer übersinnlichen Natur auch im Zersprengen dieses stärksten der sinnlichen Lebensbänder bewährt. Hier wäre dem Euripides der Rang abzulaufen gewesen, da er uns in Iphigenia kaum mehr, als die Anlage zur Liebe zu zeigen gewagt hat.

Die poetische Ausführung der Fabel hält mit ihrer eben beleuchteten dramatischen Gestaltung ungefähr gleichen Schritt. Allenthalben Lichtblicke des Talentes, Tiefe der Empfindung, Kraft der Phantasie; nur an drey Stellen ein störender, paralitischer Anfall in den Flügeln des Hippogryphen. S. 38. antwortet auf Dina's phantasiereiche Beschreibung des Traumgesichtes die allzuprosaische Amme:

> Wer weiß, welch Glück euch noch beschieden ist!

S. 72. klagt Dina:

> Wir sind doch wahrlich recht bedauernswerth!

Und endlich S. 74. redet Jephtah also irr:

> Sie war die erste, ja, die Allererste,
> Die mir aus meinem Haus entgegenkam.

Der Versanfang S. 19: „Ich Elender" (◡ – ◡ –) verstößt gegen die Scansion, und in dem Verse S. 31: „Seit wann sind wir einander uns so fremd?" würde man das uns, wenn es nicht vor dem einander stehen kann, lieber entbehren. „Hoch von der Art (Achse des

Wagens) kämpft nun dein edler Vater" (S. 49.) ist wahrscheinlich ein Druckfehler. Lies: Von der Achs nun.

Müllner.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

December 1820.

(Fortsetzung.)

Länder- und Völkerkunde. Memoires sur le Brésil. Diese Schrift, die den Ritter von Langsdorf, russischen General-Consul in Brasilien, zum Verfasser hat, soll denjenigen zum Wegweiser dienen, die ihr Vaterland zu verlassen wünschen, um sich in jenen Gegenden des mittäglichen Amerikas anzusiedeln. (24 Bog. Druck in 4. Ist bis jetzt noch nicht zum Verkauf angekündiget.) — L'Autriche, ou Mœurs, usages et costumes des habitans de cet empire, par Marcel de Serre. Diesem Gemälde, oder vielmehr dieser Skizze des österreichischen Kaiserstaats, hat der Verfasser die Beschreibung einer Reise in Bayern und Tyrol hinzugefügt. (6 Bände in 18. mit 48 Kupfern. 42 Bogen Druck. Preis 20 Fr. Bey Nepveu.) — Voyage dans la Vendée et dans le midi de la France; par Genoude. Der Geist, der in dieser Schrift herrscht, kann ihr nur auf einseitigen Beyfall rechnen lassen. Sie enthält gewissermaßen die Geschichte der Vendée, vorzüglich in den lezten fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren, und der Verfasser beweiset, daß er dieses in historischer Hinsicht so wichtige Land genau kennet. Seine Beschreibungen sind anziehend; sein Styl ist einfach und elegant. (17 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. 60 Cent. Bey Nicolle.) — Voyage pittoresque autour du monde, enthaltend Abbildungen der Wilden in Amerika, in Asien, in Afrika, und auf den Inseln des großen Oceans; ferner ihrer Waffen und Kleidung, ihres Hausgeräths und ihrer Werkzeuge, ihrer Häuser und Kähne, ihrer Tänze, Belustigungen und musikalischen Instrumente; imgleichen Ansichten von Landschaften, von mehrern Gegenständen der Naturgeschichte und von vielen Menschenschädeln; mit erklärenden Texte vom Baron Cuvier und dem Doctor Gall. Die Zeichnungen sind von L. Choris während seiner Reisen in den Jahren 1815 bis 1818 entworfen und von ihm selbst lithographirt. Dieses Werk, wozu die beyden berühmten Gelehrten Cuvier und Gall wohl schwerlich vieles beytragen werden, soll in 12 bis 15 Lieferungen ausgegeben werden. Die zwey ersten sind schon davon erschienen; sie enthalten beyde zusammen 4 Bogen Druck in Folio und 10 Zeichnungen. (Preis einer jeden Lieferung 7 Fr. 50 Cent. und 15 Fr. mit illuminirten Zeichnungen. Bey F. Didot.) — Costumes, mœurs et usages de tous les peuples, in einer Reihe illuminirter Kupfer dargestellt und mit erklärendem Texte von J. B. B. Eyres begleitet. Das ganze Werk wird einen starken Oktavband bilden, und in 20 monatlichen Lieferungen jede zu fünf Kupfern, vom künftigen 15. Februar an erscheinen. Unterschriftspreis einer jeden Lieferung 5 Fr. demnächst 7 Fr. 50 Cent. Bey Gide.

Erziehung. Conseils à mon amie sur l'éducation physique et morale des enfans. Die Verfasserin dieser Schrift, Madame Fabre d'Olivet, eine Frau von Geist und Kenntnissen, ist selbst Mutter mehrerer Kinder und leitete außerdem eine Erziehungsanstalt junger Frauenzimmer. Bey diesen vereinigten Eigenschaften konnte sie nichts alltägliches liefern. Ihre Ansichten sind größtentheils neu, auf Erfahrung gegründet und verdienen gewiß von Familienmüttern beherziget zu werden. (13 Bogen Druck in 12. Preis 3 Fr. Bey Eymery.)

Sprachlehre. Methode pour l'enseignement des langues, par J. J. Ordinaire. Die Verbesserung der Lehrmethode in den öffentlichen Unterrichtsanstalten, verdienet in Frankreich um desto mehr die Aufmerksamkeit des Philanthropen, da in diesen Anstalten noch immer nach der alten Weise verfahren wird, folglich die Erleichterungsmittel zur Erlangung eines höheren Grades von Kenntnissen mit den stets wachsenden Bedürfnissen in keinem Verhältnisse stehen. Es ist hier nicht die Rede vom Unterrichte der zahlreichen Menschenklasse, die von ihrer Hände Arbeit dereinst leben muß, und folglich wenig Zeit zum Anbau der Geistesfähigkeiten übrig hat; für diese ist überdem durch die Einführung des Gegenseitigen-Unterrichts wohlthätig gesorgt. Eben so wenig ist hier die Rede von den verschiedenen Facultäten, in welchen, wie auf den deutschen Universitäten, die jungen Leute, die in den ehemaligen Lyceen und jetzigen Collegien, die nöthigen Vorkenntnisse erlangt haben, sich weiter ausbilden und in irgend einem Fache der Wissenschaften nach einer erhabenen Stufe streben; diese zu erreichen wird ihnen von den ausgezeichnetsten Gelehrten der Weg gezeigt. Aber der Unterricht, der den Zöglingen in den Collegien ertheilet wird, zeigt sich in einer minder günstigen Gestalt. Zehn oder zwölf Jahre lang quält man sie mit der lateinischen und griechischen Sprache, wovon sie am Ende doch nicht so viel lernen, daß sie sich mit einem Secundaner unserer deutschen Gymnasien messen könnten, obwohl ihre Zeit mit dem Erlernen dieser geringen Kenntnisse dermaßen angefüllet ist, daß ihnen kein Augenblick zu andern Sprachen und Wissenschaften würde übrig bleiben, wäre auch zum gleichzeitigen Studium derselben die Einrichtung getroffen. Nothwendig muß der Grund dieses Zurückbleibens in einer fehlerhaften Lehrmethode liegen. H. Ordinaire, Rector der Akademie zu Besançon, hat durch vielfältige Erfahrung diesen Nachtheil zu erkennen Gelegenheit gehabt, und den Grund desselben darin gefunden, daß man bisher mehr als eine Art von Idee zugleich vortrug, woraus unausbleiblich Verwirrung entstehen mußte. Seiner Meinung nach sind bey Erlernung sowohl der Sprachen als jeder anderen Wissenschaft, zwey Hauptideen vorherrschend, wovon er die einen idées de fait, die anderen idées de déduction nennet. Sie bilden zwey ganz verschiedene Zweige des Verstandes: jene beschäftiget die Aufmerksamkeit, diese das Nachdenken. Er theilt demnach den Unterricht gleichfalls in zwey von einander verschiedene Klassen, und wählt die lateinische Sprache, um bey derselben seine Methode in Anwendung zu bringen. Zur ersten Klasse gehören: die Bedeutung der Wurzelwörter, die Endungen deren sie fähig sind, und die eigentlichen grammatikalischen Regeln. Jede dieser drey Nebenabtheilungen wird in mehreren Tabellen anschaulich gemacht, bey deren Verfertigung auf die Methode des Gegenseitigen-Unterrichts Rücksicht genommen worden ist. Vor der Hand hat H. Ordinaire nur die erste Abtheilung seiner Methode bekannt gemacht. Sie bestehet aus einer Einleitung, worin der Verfasser seine Grundsätze auseinander setzt, und einem Handbuche, worin der Gebrauch der Tabellen erkläret wird (Duodezband, Preis 2 Fr.); ferner aus hundert und dreyßig Tabellen in Folio für die drey erwähnten Nebenabtheilungen, (Preis 32 Fr.); endlich aus einem kleinen Duodezbande, worin, zum Gebrauch der Lehrer, die Tabellen wiederholt werden (Preis 1 Fr. 50 Cent.) Die zweyte Abtheilung soll bald nachfolgen und die Grundsätze einer General-Grammatik, so wie die Anfangsgründe der Philosophie enthalten. (Bey Colas.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. April 1821.

Und der Glaube muß enthüllen,
Was dem schwachen Sinn entgeht.

Aus dem alten Kirchengesang: Pange Lingua.

Das Hochamt.

Im Dom zu Kölln.

Der Priester schweigt — in leiser Schwingung zittern
Hinauf die ernsten Chöre im Verhallen,
Und, wie die Töne mild vorüberwallen,
Erheben sich in brausenden Gewittern

Die Orgelklänge mächtig durch die Hallen,
Daß stürmend sie ein jedes Herz erschüttern
Und alle betend an den hohen Gittern
Des heilgen König-Grabes niederfallen. —

Frey fliegt mein Geist zum Reiche der Gedanken
Aus dieser Erde neblig trüben Schranken,
Begränzt von dunkler Nacht und von dem Grab.

Die Form des Staubes sinkt in Staub zusammen,
Und nur sein Name glänzt in heilgen Flammen,
In ew'ger Einheit durch das All herab.

Adelheid v. St.

Kurzgefaßte Geschichte der Hermannsäule.

In uralten Zeiten haben weise, den Himmelslauf erforschende Männer das deutsche Vaterland sternkundig bestimmt und eingerichtet. In der Mitte errichteten sie eine Säule, unweit der Festung Eresburg, *) an den Quellen der Lippe, d. h. an der Alme, auf dem Sandfelde bey Essento, an der Grenze des Brukterischen. Unter gleichen Schritten oder Graden der Breite errichteten sie im Osten und Westen ebenfalls zwey Säulen, E[illegible] Höfe, welche auch Pfähle oder Phale, und zwar Ost- und Westphal[illegible] genannt werden. Solche Pfahlwerke oder Schlösser hießen lateinisch palatia und daher im Mittelalter Pfalze. Ostphalen hieß die sächsische Pfalz, Südphalen die Rheinpfalz. Denn auch unter gleicher Länge mit der Hermansäule wurden in Süden und Norden solche Pfalze oder solche Warten (templa) angelegt und auf diesen vier Warten wurde beobachtet und das Schicksal in den Sternen gelesen. Jener heilige Weg, Holweg oder Heerweg von Osten nach Westen entsprach den Jahres-Gleichen; dieser Weg von Süden nach Norden entsprach der scheinbaren Sonnenbahn von einer Wende zur andern. Wie in Rom beym Capitolium das Palatium, und in Jerusalem beym Gotteshaus das Schloß, so stand in Deutschland beym heil. Versammlungsort der Hermannsäule und der vier Pfalzen, beym Sandfeld, Mannsfeld oder Heresfeld, Merzfeld, eine heilige Bundesveste: Eresburg, Merseburg, Duisburg, Jettenburg, auch im Hoyaischen Eresau.

Einer weissagenden Frau an der Hermannsäule selbst, erwähnt Tacitus, nämlich der Weleda, welche gleichsam als die deutsche Pythia die meisten deutschen Völkerschaften unter ihrer heiligen Obhut hatte. Auch einer Weissagerin in der Südpfalz thut die Sage oder Geschichte Erwähnung, nämlich der Jetta, welche auf dem Jettenbühel bey Hei-

*) Die Abbildung dieser Stadt, siehe in Fürstenbergs Paderbornischen Denkmal.

delberg ihren Sitz hatte. Das westliche Heiligthum wird auch vom Tacitus genannt, nämlich Asciburg am Rhein, das jetzige Dorf Essenberg, Duisburg gegen über. Hoya als Nordpfalz kommt, gleich den übrigen Pfalzörtern, häufig in der Grimmischen Sagensammlung vor.

Die vier Phalen oder Pfalze in gleicher Länge oder Breite mit der Hermannsäule wurden als die vier Säulen des Bundesreiches angesehen, und jede bildete für sich wieder ein kleineres Kreuz. Jede Pfalz hatte ihren Herzog. Unter dem Herzog standen die Hauptleute oder Grafen, im Krieg und Frieden. Die Einrichtung mit diesen Pfalzen hatte etwas Aehnliches mit der nachmaligen Kreiseinrichtung. Was sich von diesen Pfalzen im Mittelalter erhalten und in ihrem Sinne gestaltet hat, (z. B. das Schloß Merseburg mit seinem vierthürmigen, nach den Weltgegenden gerichteten Dome), das wurde nach einer Gewohnheit der damaligen Zeit, so wie alles Uralte, von Karl dem Großen hergeleitet, und als dessen Stiftung angesehen, was er von uralten Einrichtungen blos **nicht aufgehoben** hatte.

Die Südpfalz war im Lande der Sueven oder Schwaben. Man findet ihren Bereich, wenn man von der Hermannsäule aus Linien nach Südost und nach Südwest zieht. Zieht man auch noch welche nach Nordost und nach Nordwest, so hat man auch die Grenzen der übrigen Pfalze. Die südliche oder schwäbische Pfalz also kommt schon im Julius Cäsar vor, Ariovist war ein Herzog dieser schwäbischen Pfalz. Nachher kommt Marbod in dieser Eigenschaft vor. Er hatte von der Südpfalz aus, nach einer deutschen Sitte, sich ein Gefolge erworben, einen Heereszug ins Wendische unternommen, und sich mit seinem Gefolge dort zum Landes- und Gutsbesitzer gemacht. In der Folge stand diese Südpfalz unter der Hoheit der **Alemannen**. Zu dem schwäbischen Heerbann gehörten auch die Hessen, welche deßhalb auch selbst Sueven genannt werden. Was aber Tacitus von den Sueven sagt, gilt (mit Ausnahme der Hermunduren und einiger andern Völkerschaften) nicht von dem deutschen Stamme, sondern von den, durch ihn überwundenen Wenden, von Plinius Vindili genannt, wo schon Marbod sich ein suevisches Reich gestiftet hatte. Die Helvetier gehörten gleichfalls zu diesem Heergefolge. Wegen der Hermunduren, Teuriochämen oder alten Thüringer aber, die links an der fränkischen Saale bis zur thüringischen Saale hin, in der Nähe des thüringer Waldes wohnten, war ich einige Zeit zweifelhaft, ob sie zur südlichen oder östlichen Heerfolge gehört haben. Doch glaube ich jetzo das Leztere. (Tacitus sagt, die Elbe entspringe im Hermundurischen, dieß ist aber von der Saale zu verstehen.) Die Sudetischen Berge sind die Bergkette vom **Sodenberge** im Salgau bis zum Bayreuther Wald, Gabrita silvae, hin. Salzungen und Frankenstein gehörten noch zu Thüringen, also zur Ostpfalz. Die Wenden, welche das thüringische Gesetz mit den Thüringern zusammenstellt, sind die Varisci des Ptolomäus neben den Teuriochänen (weßhalb auch im Tacitus Varisci statt Narisci zu lesen ist). Zur Südpfalz aber gehörten auch die überrheinischen Triboker, Nemeter, Vangionen, Leucer und Mediomatritter 2c.

Die östliche Heerfolge ist sehr berühmt. Hier hatten die Cherusker die Oberhoheit. Diese wohnten an der Unstrut, Helme und Bode bis zur Saale. Zu ihnen gehörten die Chamauer, im Fürstentum Grubenhagen; die Fosen an der Fuse im Hildesheimischen, zwey plattdeutsche Völkerschaften. Die Cherusken selbst aber waren hochdeutsch. Daher fasst Plinius die zur Süd- und Ostpfalz Gehörigen unter dem Namen der **Herminonen** zusammen, so wie diese Hochdeutschen nachmals unter dem Namen der Schwaben begriffen wurden und als solche dem Reiche vorstritten. Plinius rechnet zu den Herminonen die Sueven oder Schwaben, die Hermunduren, die Chatten (Hessen), die Cherusker. Die Bacenis silva oder Buchau, Buchonia, längs der Rhön bis zum Meißner (Melibocus) hin, schied die Hessen von den Cherischen. Die Thüringer traten hier nachmals an die Stelle der Cherischen, so wie im Norden die Sachsen an die Stelle der Chauchen, im Westen die Franken an die Stelle der Brukterer und Sigambrer und im Süden die Alemannen an die Stellen der Schwaben oder Sueven. Die Historia de Landgr. Thuring. führt diese vier Völker eben so gut auf und verlegt ihre Namen in die ältesten Zeiten. Nach ihr hatten z. B. die Thüringer (statt: die Cherusker) unter Tiber keinen König.

Der nördlichen Heeresfolge giebt Tacitus selbst das größte Lob. Diese Pfalz ist die Grafschaft Hoya und die Cauchen (Hochländer) hatten die Oberhoheit darüber, nach des Tacitus ausdrücklicher Angabe (Germ. H. 35.) Diesen Stammverein, welcher seine Wurzel im Norden hat, nennt Plinius die **Ingävonen** und rechnet dazu die Cimbern, die Teutonen- und die Cauchen-Stämme. Die Frisen, die Saren u. s. w. müssen aber auch dazu gezählt werden.

Zur Westpfalz gehörten Brukterer, Tenchterer, Sigamber, Ubier, und jenseits des Rheins Trevirer, Nervier, Bataver u. s. w. Hier sezten sich die Römer am frühesten fest, und machten von da aus, so wie nachher die Franken, ihre Züge gegen die Hermannsäule und gegen die Ostpfalz oder sächsische Pfalz, im Mansfeldischen. Diese Völkerschaften der Westpfalz fasst Plinius zusammen unter dem Namen der **Istävonen**, und nennt als einen Theil derselben die mittelländischen Cimbern. Bey den Gugernen war die Westpfalz. Diese westliche Heerfolge hat sich unsterblichen Ruhm erworben, zu der Zeit, als Civilis die Niederlande vom gallischen und römischen Joche befreyen und wieder in den Schoß des germanischen Vereins zurückführen wollte.

Karl des Großen Verwüstungen vermochten diese Urbestimmung Germaniens nicht ganz zu vertilgen. Wir

finden in Geschichten und Sagen des Mittelalters noch viele Spuren davon. Selbst die späte Bearbeitung des Nibelungenliedes ist nach dieser Begründung eingerichtet. Xanten in der Westpfalz ist Siegfr.eds Heimath, Worms in der Südpfalz der Ort seiner Vermählung, der Harz in der Ostpfalz der Schauplatz seiner Thaten, und das Eyland über die Nordpfalz hinaus die Sonnenwende seiner Züge. Die Sitte der deutschen Könige im Mittelalter, den Herzögen das Land zu verleihen und selbst als Oberrichter im Reiche umher zu ziehen, schreibt sich von der alten Oberhoheit der Hermannsäule her. Bey den Nordmannen findet sich dieselbe Ordnung. Auf allen Runensteinen ist das altdeutsche Kreuz, Thors Hammer, von Schlangen umwunden zu sehen. Die Schlangen bedeuten den Schlangenträger, das Sternbild des Thuisko oder Astür. Das alte Upsalische Gotteshaus war ein Kreuzgebäu, nach den vier Weltgegenden gerichtet. So war die Hermannsäule das heil. Sinnbild der Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands und in ihrer Geschichte ist die Geschichte des deutschen Geschlechtes enthalten.

Ernst Trautvetter.

Miszellen aus England.

Nicht allein die Müssiggänger und Frauen der Hauptstadt lesen und studieren den neuen Roman Kennilworth, sondern auch die Studenten (gownsmen) in Oxford, wie man aus einem dortigen Blatte sieht. Vornehmlich interessirt dort die Anfangsscene. Diese Herren sind seit dem Eintritten der Studienzeit (the commencement of term) täglich und zahlreich nach Cumnor gepilgert, um zu sehen, ob der Roman Anthony Foster's Haus richtig beschreibt? und weil die englischen Musensöhne mit Taschengeld wohl versehen zu seyn pflegen, so haben sie aus ihren Mitteln das ehemalige Schild des Dorfbierhauses the bear and rag god staff herstellen und es über dem Eingange befestigen lassen. Ja das Dörfchen kann hinführo auf manchen Abstecher neugieriger Reisenden rechnen. Man hat ferner in der berühmten Bodlejanischen Bibliothek ein 1684 gedrucktes Büchelchen gefunden, welches den Titel führt: The Copie of a Leter, written by a master of Arts of Cambridge, to his friende in London, about some proceedings of the Erle of Leycester, and his friendes in England. Es giebt darin (etwas stark gezeichnete) Züge zu Leicesters Charakter, die merkwürdig sind.

*

Der reiche Architekt Soane hat in seinem Hause in Lincoln's Inn fields ein neues Museum eröffnet, und den etwas sparsamen Raum neben seinem Bibliothekzimmer sehr gut dazu benuzt, so daß das Licht an den vortheilhaftesten Orten einfällt. Man sieht hier eine Menge Nachahmungen römischer und griechischer Gebäude, und noch mehrere Zierrathen in dem ursprünglichen Marmor, wie auch viele schöne Vasen und Urnen. Unter den etruscischen Vasen ist Eine sehr vorzüglich. Auch etliche Bronzen. Eine Statue des Harpocrates hat vielleicht ihresgleichen nicht mehr. Das Museum hat vier Säle. In einem derselben sieht man blos Gemälde von Canaletti, und Zeichnungen von Clerisseau, deßgleichen etliche von Soane's eigenen Werken und Rissen. Man findet hier auch eine Suite von Originalgemälden von Hogarth und andern englischen Künstlern. Die Bibliothek ist ein wahrer Schatz von allen Werken über die Baukunst, die man nur auftreiben konnte; keine Kosten sind gespart worden, die theuersten glänzendsten und besten Kupferwerke anzuschaffen. Deßgleichen trifft man eine artige Sammlung von klassischen Autoren und etliche köstliche Manuscripte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin d. 24. März 1821.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel ist sie durch die Künstler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Die Freuden des Landlebens, leichte Kavallerie, lockre Verse, märkischer Witz, Hiebe auf Modethorheiten, auf den Konstitutionsdrang u. s. f. gut ausgeholt, fallen aber meist flach, die Hiebe! Bey alledem Spuren von theatralischem Talent, fehlt nur an Ausbildung, an klassischer.“ (Desto besser für die Bühne.) „Preciosa, von Wolff, ist die bekannte Zigeunernovelle von Cervantes: gestohlen Kind, der Ritter liebt sie, gesellt sich zur Zigeunerbande, Agnition der edlen Abkunft. Verlobung, alles mit Gesang und Tanz, voilà tout! Uebrigens gut versifizirt, i. e. musikalisch, nach Art der spanischen Lustspiele, und mit viel dramatischem Geschick behandelt. Mad. Stich brav gespielt, singt aber auch drin.“ (Tanzt sie nicht auch?) „Die Wolf spielt die alte Zigeunerin, casus pro marito! Hoguet und die Lemière tanzen darin, also Beyfall, Zulauf, Hochgunst.“ (Die verdient auch das Stück, das ich gelesen habe.) „Der Gesellschafter opponirt dagegen.“ (Das thut nichts.) „Soll auch vor einigen Jahren in Wien ausgepocht und in Leipzig nur einmal gegeben worden seyn.“ (Dem Titel nach, ja; aber der Verf. hat aus demselben Stoffe ein ganz anderes gebildet, welches auf jeder guten Bühne gefallen und [illegible] auf das Gemüth wirken wird, wenn die Preciosa nicht etwa preziös spielt.)

Brief des Dramaturgen Sauerampfer.

„Sie haben einen gründlichen Bericht über Houwalds Fluch und Segen verlangt.“ (ich habe darum gebeten) „nun, meinetwegen. Der Erbpächter Günther hat eine Frau, zwey Kinder und kein Geld. Er ist mit dem Knaben in die Stadt gegangen, um von dem Amtmann, der ihn auspfänden lassen will, Nachsicht zu erbitten. Die Frau, Margaretha, mit der Tochter, sizt zu Hause und spinnt, draussen tobt der Wind, die alte Uhr läuft so geschwind, und noch immer wollen Mann und Sohn nicht kommen. Wenn sie nur nicht verunglückt sind! Sie sehen, daß der Introitus auf einen Februar zielt, laß sehen, ob der Zieler trifft. Die Säumigen kommen wohlbehalten an. Der Amtmann ist steinhart gewesen, es steht dem Pächter, wenn nicht 300 Thlr. geschafft werden, der Schuldthurm bevor, aber der Knabe hat einen Seiltänzer gesehen, hat Lust zu diesem gefährlichen, doch der Eitelkeit schmeichelnden und den Beutel füllenden Handwerk bekommen, und der Vater hat dem Seiltänzer halb und halb, bis auf Genehmigung der Frau versprochen, ihm gegen 300 Thlr. den Knaben als Lehrling zu überlassen. Wird nicht genehmigt, mag auch der Schuldthurm drohen; die Frau vertraut auf Gott, und der Mann fürchtet — einen Fluch. Er hat nämlich früherhin dem Vater Margarethens so lange zugesezt, bis derselbe den Bruder derselben, einen lockern Zeisig, verstoßen und verflucht, und alle seine Habe der Tochter mitgegeben. Dieser Schwager ist in alle Welt gegangen und verschollen, und deshalb, glaubt Günther, ist denn auch das ungerechte Gut zerronnen, obschon er gestehen muß, daß er gespielt hat, und überhaupt ein schlechter Wirth gewesen ist. Indessen der Erbpächter

ergiebt sich in sein bevorstehendes Schicksal, und geht mit der Frau ab, um zu beten. Nun erscheint der Knabe mit seiner Schwester, und vertraut ihr, daß er heimlich davon gehen, und sich dem Seiltänzer für 300 Thlr. verkaufen will, um den Vater zu retten. Er nimmt von den Eltern einen wehmüthigen Abschied, den diese für das gewöhnliche Gutenachtsagen halten, und alles geht zu Bette. Am Morgen kommt der böse Amtmann, man sieht ihn kommen. Sophie wird fortgeschickt, den Knaben zu wecken, und sagt bedeutsam: Er ist schon wach! i. e. fort. Der Amtmann ist aber nicht sogar böse. Der Knabe, der Tags vorher seine Knie flehend umfaßt, hat ihn gerührt, er hat die ganze Nacht einen Bericht an den Fürsten verfaßt, um Erlaß der 300 Thlr. zu erwirken; doch ist er jezt wieder bös auf die Leute, denn er hat das Geld von dem Seiltänzer erhalten, hat heute früh den Knaben auf dessen Wagen gesehen, und ist überzeugt, daß die Eltern ihn verkauft haben. Schreck, Nachsuchung, Entdeckung, Verzweiflung, Entschluß dem Seiltänzer nachzusetzen; doch — da ist er selbst! Günther hat, halb und halb, den Kauf geschlossen, der Knab' ist gekommen, er, der Seiltänzer, hat das Geld gezahlt, der Wagen mit dem Knaben ist, angeblich, über die Gränze; also besteht er auf dem Handel und fordert nur des Knaben Wäsche und Kleider. Kurze, processualische Discussion, der Amtmann will mit Günther und dem Seiltänzer fort, um den Prozeß zu instruiren. Da entdeckt Sophiechen, die Tochter, des Knaben Edelthat, die Eltern sind entzückt darüber, fühlen sich reich, und nun führt der Seiltänzer den mitgebrachten Knaben herein, und entdeckt — sich. Er ist Margarethens Bruder, erkannte ihre Lage, war entschlossen, seiner Schwester statt des Fluches Segen in's Haus zu bringen; aber mit dem Handel um den Knaben wollt' er die Eltern erst versuchen, und da sie die Versuchung widerstanden haben in der Geldnoth, und da er Geld hat, sie zu [illegible]en; so ist das Stück zu Ende. Hat Sie's gerührt?" (So freylich nicht; aber ich hab' es, während der [illegible] selbst zu lesen Gelegenheit gehabt, und da hat es mich hin und wieder bewegt, mit allen seinen Reminiscenzen.) „Die Kritik hat dabey natürlich nichts zu thun, als einige Fragen. Zuerst an den Dichter — denn daß er das ist, verbürgen auch hier viele schöne Stellen. Ist nicht Gehorsam und Wahrheit gegen die Eltern der Kinder erste Pflicht? Dürfen sie dieselben hintergehen, und heimlich sich selbst verkaufen, um sie aus der Geldnoth zu retten? Ziemt es den Eltern, entzückt zu seyn, und sich reich zu fühlen im Besitz solcher edelmüthigen Kinder? Was ist also die moralische Grundidee des Stücks? Welche Rolle spielt darinne der Himmel? Er läßt den Fluch, den der Vater über seinen angeschwärzten Sohn gesprochen hatte, nicht auf diesem, sondern auf dem Haupte des Anschwärzers lasten. Das ist gerecht. Er läßt durch die Frömmigkeit der Frau für den strafbaren Mann sich erweichen. Das ist barmherzig. Er verwandelt den Fluch in Segen für den Verfluchten wie für den Anschwärzer. Das ist gnädig. Aber ist dieser Exempel-Beweis für die unbezweifelten Eigenschaften Gottes auf dem Theater am Platze? Ist es Gottes würdig, zu solchem Zwecke sich eines so bedenklichen Mittels zu bedienen, wie der Kotzebue'sche *) Edelmuth eines Kindes ist? Ist es der Dichtkunst würdig, solch einen kindischen Edelmuth — das gelindeste Wort bey so dreister Verletzung klarer Kinderpflichten um eines sogenannten guten Zweckes willen — mit ihren Reizen zu schmücken? Ich verlange keine positiv moralischen Zwecke von der Kunst; betritt sie aber das Gebiet der Moral, dann muß sie auch allen Schein vermeiden, als wollte sie die Unmoral empfehlen, und, wie hier offenbar geschieht, einer Verwirrung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern das Wort reden. Möchte der Dichter wohl Vater eines Knaben seyn, der wider seinen Willen von ihm gienge, und eine liebende Mutter in Trostlosigkeit stürzte, um den Vater aus einer Geldnoth zu retten?

Gesezt aber, Houwald könnte über alle diese Fragen hinwegkommen, könnte uns überreden, was er da ausgeführt hat, wäre gute, lautere Moral, werth, zur Stärkung des Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit der Eltern, und zur Frühzeitigung einer freyen und selbstständigen Tugend den unerzogenen Kindern in die Herzen gepflanzt zu werden: dann richt' ich zweytens ein Paar verwandte Fragen an die verehrliche Intendanz. Ist das Theater einer großen Hauptstadt eine Bühne für Kinder? Warum giebt sie dann nicht die, zum Theil eben so rührenden, und in praktisch-moralischer Tendenz weit reineren Schauspiele aus Weißens Kinderfreunde? Warum nicht die eben so reinen, und tiefer gegriffenen von dem Schauspieler Schmidt in Hamburg? Warum, namentlich, nicht dessen heilsam erschütternde Cisterne, in welche ein Knabe durch Schuld seiner Gespielen stürzt, und in Gefahr ist, darinnen elend umzukommen, weil die Geschwister, die lebensgefährliche Heftigkeit und grausame Strenge des Vaters fürchtend, sich geschworen haben, den Unfall zu verschweigen? *) Das ist mein gründlicher Bericht, refutiren Sie ihn, wenn Sie können." (Das werd' ich bleiben lassen, mein moralischer Herr Sauerampfer. Aber soviel kann ich versichern, daß der Dichter dieses Stück nicht für die Bühne, sondern für einen Kinderfreund geschrieben hat, der zum Besten armer Waisen unter der Presse ist. Um so schlimmer, wird der gestrenge Moraldramaturg sagen; aber wenn Eltern und Erzieher die Moral dieser Dichtung bedenklich finden, wenn [illegible] fürchten, daß dieselbe gutartige, gefühlvolle Kinder zu unbe[illegible] edelmüthigen Handlungen verleiten, und über dasjenige, was ihnen in der Unreifheit ihres Verstandes ohne die Eltern über sich zu beschließen und auszuführen erlaubt sey, ihre Begriffe verwirren möchte: nun so hangt es ja wohl meist von den Eltern ab, das Stück den Kindern zum Lesen zu geben, oder nicht, und, wenn es öffentlich aufgeführt wird, sie mit in das Theater zu nehmen, oder zu Hause zu lassen. Den Meinigen bin ich nicht gesonnen, es vorzuenthalten; aber daß ich, wenn sie es gelesen oder gesehen, dasselbe vor ihren Ohren ein wenig à la Sauerampfer kritisirte, das könnte sich zutragen.)

Die constitutionell gesinnte Dame hat mir dießmal humoristischer als je geschrieben; aber leider muß ich ihren ganzen Brief als Vorcensor streichen. Sie hat ihn in einer Weinlaune verfaßt: er handelt vom konstitutionellen Madeirawein. Hätte sie Kaffee (der in historisch begründeten, ultramonarchischen Plantagen erbaut zu werden pflegt,) darauf getrunken; so würde der Brief druckfähiger ausgefallen seyn. Vom eigentlichen, breternen Theater berichtet derselbe gar nichts, und aus der Theaterwelt von Berlin blos Anselm Webers Tod, und das (nicht rein körperliche) Leiden, woran er gestorben seyn soll. Friede seiner Asche! Was ihm weh gethan auf Erden, schmerzt da nicht mehr, wo er ist.

Müllner.

*) Der Dramaturg scheint darunter diejenige Scheintugend zu verstehen, die mit Pflichtverletzung, auf fremde Kosten, ausgeübt wird. Aber paßt das hier? Unrecht thut der Knabe freylich, aber das sieht er nicht ein, der Zweck verbirgt ihm die Pflichtwidrigkeit des Mittels, und einem Kinde sieht man das wohl nach. M.

*) Dieses Schauspiel, dessen Inhalt der Briefsteller hier nicht ganz genau, vermuthlich blos aus dem Gedächtnisse, referirt, steht in F. L. Schmidts dramat. Jugendfreunde, Hamb. 1812, und der Stoff ist nach S. 213 aus dem Morgenbl. 1809 Nro. 267 genommen, und wiegt in der That viele beliebte Rührspiele auf. M.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April 1821.

Niemand versteht zur rechten Zeit! —
Wenn man zur rechten Zeit verstünde;
So wäre Wahrheit nah und breit
Und wäre lieblich und gelinde.

Goethe's Divan.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Tags darauf folgte Otto der Einladung zu einem anderthalb Meilen entfernt wohnenden Nachbar um so lieber, als er allerhand unbequeme Gedanken und Empfindungen los zu werden hoffte.

Es waren aus der Umgegend mehrere junge Edelleute versammelt. Man ergözte sich ein paar Stunden mit der Jagd im nahen Forste, der Nachmittag war einem fröhlichen Gelage bestimmt.

Ehe zu Tische gerufen wurde, gefiel es den jungen [illegible] ihren Pferden über Planken zu setzen. Otto war nicht der Lezte bey solchen Spielen, obwohl einer der Vorsichtigsten. Sein Schweißfuchs leistete alles, was man von einem zugerittenen Pferde verlangen kann. Jener schien aber heute von seinem guten Geiste verlassen zu seyn, indem er, alle Andere überbietend, beynahe das Unmögliche forderte.

Kein Wunder, daß das gute Thier bey solch einem gewagten Sprunge mit den Hufen an die Planke stieß, und, jenseits zusammenstürzend, seinen Reiter eine ziemliche Strecke von sich auf die Wiese schleuderte. Beyden war nichts Bedeutendes geschehen, nur hinkte der Fuchs, und Otto fühlte Schmerzen an Arm und Bein. Jenem wurden Ueberschläge gemacht, und dieser suchte das Weh beym Becherklange zu vergessen.

Aber ein Unmaß hat meistens das andere zur Folge: er schonte des Weines zu wenig, und wurde, als der Ju[illegible], dann die [illegible] Equipage in einem überreizten, ihm selbst nicht behaglichen Zustande nach Hause gebracht. Da es ziemlich tief in der Nacht geschah, so kam es nicht zur Kunde seiner Mutter.

Am folgenden Morgen hatte die Sonne seines Geistes Mühe, durch die aufgestiegenen Nebeldünste hindurch zu bringen. Nicht klar und scharf umrissen, wie sonst, stieg sie auf, sondern umflort, flackernd. Er vermochte sich selbst noch nicht recht wieder zu erkennen. „Was doch eine einzige Zerstreuung den Menschen so verbläuen kann!“ sagte er zu sich, und dachte vielleicht nicht, daß die Quelle seiner innern Entzweyung tiefer liege.

Wenn das Gemüth sein Gleichgewicht verloren hat, und sich tägliche Beschäftigung und Erholung nicht mehr in ruhiger, regelmäßiger Handbietung ablösen, so pflegt die innere Thätigkeit hastig nach dem ersten lockenden Bilde zu greifen, und mit Ungestüm seiner Verwirklichung nachzustreben. So vermochte Otto kaum zu erwarten, bis er wieder aus seinen vier Wänden loskam.

Zum Glück war die Gestalt, die hervortretend jezt eine unwiderstehliche Anziehungskraft über ihn ausübte, keine Sirene; aber wird uns nicht oft das wirklich Schöne und Gute gefährlich, wenn wir dessen Besitz mit unserm übrigen Daseyn nicht in Uebereinstimmung zu bringen vermögen?

Otto's Pferd war beym Nachbar geblieben, er musste ein ihm ungewohntes satteln lassen, und wenn er nun auf

diesem störrischen, eigenwilligen Thier die alten, dem Schweißfuchs so bekannten Wege ritt, so glaubte er an des Kleppers unartigem Sträuben zu fühlen, daß es andere Zeit sey. „Ach wohl, seufzte er, nehme ich an immer mehr Zeichen wahr, daß die Tage der harmlosen, wachsenden Zuneigung ohne Absicht und Plan, des behaglichen Wohlgefallens an guten, verständigen Menschen, hinabgesunken sind. Warum kann und will das Leben bey schönen Verhältnissen nicht stillhalten? Und doch — ich muß sie sehen, ich muß das unruhige innere Treiben durch ihren holden Anblick kühlen. Das Feuer, das brannte, zieht ja oft den Schmerz wieder heraus."

Noch nie hatte sein Herz so in Lieb und Leid gepocht, als da er von der Höhe den heitern Thalgrund vor sich erblickte. Er besann sich auf eine kleine Ausrede, welche ihm dießmal nothwendig schien. Zum Glück fiel ihm ein, daß er neulich ein Lesebuch bey dem Pachter gelassen, um welches ihn eine benachbarte Freundin neuerdings gebeten hatte, und das er nun holen wollte.

Otto gab sein Pferd einem aus dem Stalle tretenden Knechte, und eilte, als er durch die geöffnete Hinterthüre die Gestalt Concordia's im Gärtchen wahrnahm, auf sie zu.

Mit der Gießkanne zwischen den Kohlpflanzen herum[illegible] hörte sie vor dem Plätschern des Wassers sein Kommen nicht. [illegible] sie ganz ohne [illegible] würde er wohl der Versuchung nicht widerstanden haben, sie zu umfangen; sein ganzes Herzblut drängte sich zu dem lieben Geschöpf hin.

Sie erschrak und wurde blutroth. Sein leidenschaftlich gespanntes Wesen entgieng ihr nicht. Sie las forschend in seinem Gesicht. Er stotterte etwas befangen die Veranlassung seines Besuches, und fragte, wie ihr der Schriftsteller gefallen habe, wenn sie ihn gelesen.

Sie war froh, einen Ableiter der beyderseitigen Verlegenheit gefunden zu haben. „Nicht so ganz", erwiederte sie, in ihrem Geschäft fortfahrend, „oder wenn es von mir [illegible] zu naseweis ist, gar nicht."

„Wie so?" entgegnete Otto. „Es ist ein Lieblingsbuch der Frauenzimmer, und von allen Seiten als vortrefflich zur Verstandes-Aufhellung empfohlen."

„Du mein Gott!" sagte Concordia, „die Frauenzimmer lesen vieles, was ich nicht lesen kann. Das Buch macht so viel Worte über Dinge, die sich von selbst verstehen, und die ich kürzer und schöner in der Bibel finde. Es ermahnt zu Pflichten, die kein gutes Mädchen versäumt; ich glaube, der Mann hört sich gerne reden."

„Du bist strenger, als mancher Kritiker;" fiel Otto lächelnd ein, „doch weiter!"

„Mit seiner Sternkunde für Frauenzimmer komm' ich schon gar nicht ins Reine. Da lese ich nun wieder, daß die Erde eine Kugel seyn soll. Das gefällt mir nicht. Viel hübscher war's, als ich noch meinte, es gehe gerade aus, über Land und Meer, ohne Ende fort. Und daß vollends die Sterne auch solche Kugeln sind, worauf lebende Geschöpfe wohnen, — das treibt mir Sinn und Gedanken im Kreise herum. Ich war Anfangs ganz berauscht, und hätte nun ums Leben gern gelesen, wie man in den Sternen lebt, aber davon ist der Mann mäuschenstill. Jezt bin ich aber traurig, denn am Ende seufzt und weint man dort auch, und grämt sich, — wenn man seine besten Wünsche nicht erreicht. Es will mich gar dieses Kugelwerk in meinem Christenthum irre machen, ich kann wenigstens in meinem Geist beydes nicht recht zusammen bringen. Sonst sahe ich so gerne ans Himmelszelt, weil ich meine frühe gestorbenen Lieben da oben suchte. Jezt weiß ich nicht, wo ich sie finden soll."

Wie wir es nie lassen können, diejenigen, die uns näher gehen, auf jede Art zu bilden, so hatte auch Otto seinen vielwissenden und lehrhaften Autor geflissentlich bey Concordia liegen gelassen. Er sah jezt mit Befremden, daß er sie auf eine bedenkliche Art geistig hatte bereichern wollen.

Die Aeußerungen eines Kindes, eines kindlichen Gemüths lassen uns zuweilen tiefe Blicke in die Lücken unserer Erziehungs- und Bildungsweise werfen. Er sah nun [illegible] ein, daß jede Art von Kenntnissen nach Vollendung strebe und ihrem eigenen Kreise angehöre, daß aber [illegible] Gebiete der Phantasie und des Gemüths oft Eins das [illegible] anfeinde, bekämpfe und — zu zerstören trachte. Er ahnete, wie leicht verletzbar besonders die Gebilde des Glaubens seyen, und wie ihnen von Seite der Einbildungskraft am meisten Gefahr drohe, ja, daß wohl am Ende das beste Wissen und Glauben das sey, wodurch des Menschen Nächstes, Bestes, Größtes im Preise steigt, statt zu fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago, einer der grünen Vorgebirgs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Wie ich den folgenden Tag, über meine Fehlschlagung etwas verdrießlich, nach Ribeira Grande zurückkam, fand ich den Pater Sebi mit dem Domherrn am Mittagstisch. Dieser lezte schien über meine unerwartete Rückkehr so erfreut, daß er mich neben sich zum Essen niedersitzen ließ. Er hatte nun gar kein Hehl, daß er mich in Verdacht gehabt hatte, als habe ich entwischen wollen, rühmte meine Redlichkeit und gutes Betragen mehr, wie er, hätte er meine Unterhandlung mit dem dänischen Capitain gewußt, gethan haben würde, und erklärte sich endlich gegen den Pater über einen Plan, den er schon lange gehegt, aber bisher ge-

heim gehalten hatte. Dieser Plan ging darauf hinaus, mir seine Jeromina zur Frau zu geben; bis zu seinem Tode sollten wir in seinem Hause leben, nachmals aber als seine Haupterben alle seine Besitzthümer übernehmen. Pater Seyo gab der großmüthigen Absicht seines Gönners den vollkommensten Beyfall, indeß mein Blut vor Schrecken in meinen Adern erstarrte. Um meinen Abscheu gegen Don Freires Vorschlag zu begreifen, müsste man das kleine Ungeheuer, dem er mich bestimmte, gesehen haben. Keine Beschreibung reicht hin, um ihre Mißgestalt zu schildern. Zum Glück hielt der Domherr mein Verstummen für eine stillschweigende Einwilligung. Wäre mir aber diese Verbindung weniger widrig gewesen, so hätte die Erzählung und der dringende Rath des sterbenden Italieners im Hospital, mich doch unwiderruflich daran verhindert. Don Freire drang nicht weiter wegen einer bestimmten Erklärung meiner Empfindungen in mich, und um der Rache seines verletzten Stolzes zu entgehen, vermied ich eine solche, fest entschlossen bey der ersten Veranlassung die Ausführung seines Planes auf immer zu verhindern. Da er nun meiner als seines künftigen Schwiegersohns gewiß zu seyn glaubte, sann er nun darauf, mir den Aufenthalt in St. Jago angenehm zu machen; ich speiste nicht allein an seinem Tische, sondern musste ihn bey allen seinen Besuchen, selbst bey den vornehmsten Personen begleiten. Auch Innocentia, mit der Sache sehr zufrieden, verdoppelte ihre Gefälligkeit gegen mich, dennoch ging alle mein Sinnen und Trachten dahin, von der Insel zu entwischen. Das Bedürfniß eines Aderlasses konnte mir nicht mehr zum Vorwand eines Besuchs nach Porto Prayo dienen, denn ich hatte mich zu dieser Operation endlich doch eines Eingebornen bedienen müssen — unerwartet verhalf mir aber eine Begebenheit, an die ich nicht ohne Schauder zurückdenken kann, zu meiner Freyheit.

Während der sechs Monate, die ich jezt in St. Jago verlebt, hatte ich zum allgemeinen Erstaunen der besten Gesundheit genossen, denn die Luft ist hier nicht gesund, und in der Regenzeit stellen sich oft ansteckende Fieber ein; die Europäer sind hingegen einer entzündlichen Krankheit ausgesezt, die man der großen Wärme zuschreibt, und die Sonnenkrankheit, a doenza do Sol, nennt. Gewöhnlich überfällt sie die Fremden in den ersten Monaten ihres Aufenthalts, und obgleich selten gefährlich, bringt sie doch ein heftiges Fieber mit sich. Da ich ihr so lange entgangen, hielt ich mich nun vor ihr gesichert; allein Don Freire theilte meine Zuversicht nicht und warnte mich vor der Regenzeit. Leider ward seine Befürchtung gerechtfertigt, denn mit dem Anfang der Regentage hatte ich den ersten Anfall der Sonnenkrankheit.

Der Domherr war persönlich bemüht, mir alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen. Er räumte mir ein, zwischen seinem und der drey Pagen gelegenes Zimmer ein, und bestellte eine seiner Lieblings-Sklavinnen, Namens Antonia zu meiner Wärterin — kurz er that alles Mögliche, um mir Erleichterung zu verschaffen, und, hätte es in seinen Kräften gestanden, würde er auch einen Arzt herbeygeschafft haben. Der Neger, welcher mich behandelte, wusste mir kein anderes Mittel zu reichen, als ein sogenanntes rothes Kühlpulver, welches er mir in ungeheurer Menge zu verschlingen gab. Vierzehn Tage hatte ich schon, ohne die geringste Besserung zu spüren, bey dieser Behandlung zugebracht, als mein Arzt eines Morgens zu mir hereintrat — vier Sklaven, die ein Kohlenbecken, einige Päckchen Baumwolle und sechs Becher trugen, folgten ihm auf dem Fuße, er bat mich sehr höflich aufzustehen; da mich aber meine große Schwäche daran verhinderte, nahmen mich zwey von den gegenwärtigen Sklaven bey den Armen, zwey andere bey den Beinen und streckten mich auf den Bauch, auf zwey gleich hohe, neben einander gerückte Koffer aus. Hier hielten sie mich so fest, daß mir nicht möglich war ein Glied zu bewegen, indeß der Negerarzt die sechs Becher mit lockerer Baumwolle füllte, sie an einer Lampe anzündete und mir wie Schröpfköpfe auf den Rücken sezte. Faust große Blasen waren der Erfolg dieser höllischen Operation. Der Neger schnitt sie auf, um, wie er sagte, mit dem heraus fließenden Wasser, meine Krankheit abzuleiten. Darauf brachte man mich wieder zu Bett, wo ich mich so erschöpft fühlte, daß ich mein leztes Stündlein herbey gekommen wähnte. Nach wenigen Tagen trat dennoch die Besserung ein; doch mit so langsamen Fortschritten, daß ich nach sechs Wochen kaum mein Bett zu verlassen im Stande war. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 20. März.

(Fortsetzung.)

Die noch vor wenig Jahren so beliebte Schauspielerin O'Neil, welche an einen reichen Gutsbesitzer und Parlamentsglied, Becher, in Irland glücklich verheurathet ist, gieng lezthin in das Drurylanetheater, um Miß Willson zu hören. E..ige im Parterre erkannten sie und riefen: „Miß O'Neil, Miß O'Neil." Alsbald erschallte ein allgemeines Beyfallsklatschen, wofür Mrs. Becher, hervortretend, auf das verbindlichste dankte. — Der einst soviel besprochene Reisebeschreiber Richard Twiß starb vor etlichen Tagen in Somers Town bey London, in einem hohen Alter. Seine Reisen in Portugal und Spanien machten ihn bekannt; aber seine Reise in Irland enthielt so viele Anzüglichkeiten, daß sich die Irländer nachdrücklich an ihm rächten. In der Folge gab er heraus: Anecdotes of chess, a trip to Paris (während der Revolution) und andre Werke. Er ließ sich in eine unglückliche Spekulation ein, Strohpapier zu machen, wodurch er sich um sein ansehnliches Vermögen brachte. — Auch auf der Entdeckungsreise am Nordpol fand man, daß das Fleisch und die Suppen, welche Donkin so zuzubereiten versteht, daß sie nicht verderben (Donkin's preserved meats and soups) vortreffliche Dienste leisteten und den Schaarbock verhinderten, welcher größtentheils aus dem beständigen Genusse des Pökelfleisches entsteht. Der Kapitän v. Kozebue machte dieselbe Erfahrung auf seiner Reise. Für die bevorstehende, dritte Entdeckungsreise nach dem Nordpol sollen für sechstausend Pf. Sterl. von diesem Proviant bestellt seyn. — Der berühmte, aber immer noch verkappte Verfasser der sogenannten Schottischen Romane, welche mit Waverley ihren Anfang nahmen, läßt wieder ein neues Werk, the Buccaneer, drucken. Ueberhaupt ist eine für England bedeutende Anzahl wichtiger Werke für das Frühjahr angesagt. Unter andern verspricht man sich viel von Sir R. K. Porter's Reisen in Georgien, Armenien, Persien rc., welche er in den verflossenen vier Jahren besucht hat. Man wird dort viele interessante Kupfer und genau kopirte Inschriften finden. Vor der Hand ist natürlich die vornehmste Aufmerksamkeit des Publikums auf Parry's Reisebeschreibung gerichtet, welche man nun täglich erwartet. Inzwischen ist es rathsam, die Freunde der Geographie zu warnen, daß

sie nicht zu viel von der vorhabenden dritten Entdeckungsreise hoffen mögen. Kenner lassen sich darüber so vernehmen: Man muß wieder ganz von vorn anfangen. Die neue, viel besprochene Fahrt soll in andern Breiten als vorher gesucht werden. Und wer ist im Stande anzugeben, wo man den Eingang in diejenigen Seen finden kann, die, wie man muthmaßt, mit dem stillen Meere in Verbindung stehen? Die zu dieser Reise bestimmten Schiffe werden auf drey Jahre verproviantirt. Vermuthlich wird nicht wenig Zeit erfordert werden, um nur den Eingang in die Polar-See zu finden, oder zu entdecken, ob es überhaupt einen solchen Eingang giebt? Freylich läßt sich voraussehen, daß die meisten sehr unzufrieden seyn werden, wenn die Durchfahrt in das stille Meer nicht bewerkstelliget wird, aber dieß ist unbillig. Die Wissenschaften werden auf jeden Fall nicht wenig gewinnen. — Mittlerweile, da große Vorbereitungen zu der dritten von Cap. Parry auszuführenden Nordpols-Reise gemacht werden, fragt man, wer Kapitän Parry ist? Etliche Umstände seines Lebens werden also willkommen seyn. William Edward Parry, vierter Sohn des Dr. Parry, wurde geboren zu Bath am 19. Dec. 1790 und erhielt Unterricht in der Stadtschule unter der Leitung des Hrn. Morgan, welcher der Lehrer des Sir Sidney Smith und vieler andrer berühmten Männer gewesen war. 1803 wurde er Cadet im Seedienst auf dem Schiffe Ville de Paris, dessen Kapitän damals Admiral Cornwallis, Oberbefehlshaber der Kanalflotte war. Hier und auf andern Schiffen betrug er sich immer zur Zufriedenheit seiner Obern und benuzte besonders die Gelehrsamkeit des Schiffs-Caplans, um seine nicht unbedeutenden Schulkenntnisse zu erweitern. Der Admiral Cornwallis schrieb 1804 über ihn in einem Briefe folgendes: „Wenn ich dem jungen Parry von Nutzen gewesen bin, so ist es nicht mehr als billig, zu gestehen, daß mir nie ein Jüngling vorgekommen ist, der sich so allgemeine Liebe erwerben hätte. Auch hinfüro wird er nichts als Liebes und Gutes erfahren, wenn er sich in Zukunft gut aufführt; und ich bin überzeugt, daß er dieß immer thun wird. Wenn er wieder zur See geht, wird er sich noch besser zeigen können, denn er hat eine gute Erziehung erhalten.“ Ein andermal sagte der Admiral von ihm: „er ist ein artiger und gesezter junger Mensch (he is a fine steady lad); Schade daß er nicht eher zur See gegangen ist, denn er wird gewiß beförderungsfähig seyn, ehe er ausgedient hat.“ Von 1803 bis 1806 diente er auf dem Schiffe des Admirals Cornwallis, als dieser die französischen Flotten in Brest bloquirte, wo Parry viel Disciplin und Bekämpfung der stürmischen See lernte. Unter Morgan studierte er den ganzen Euclides durch und sezte sich in der Steuermannskunst fest; für sich lernte er emsig Französisch. 1806 schrieb der Admiral Cornwallis abermals: „Parry sollte sich nicht lange in Portsmouth aufhalten, wo es so viele böse Beyspiele giebt; jedoch ist er so zum Guten geneigt und hat so viel gesunden Verstand, daß ein junger Mensch, der, wie er, im 15ten Jahre ein Muster für alle unsre Schiffskadets war, selbst auf einem Hafen-Wachtschiffe nicht leicht verderbt werden kann: sein Glück liegt mir sehr am Herzen.“ In der Folge diente er mit Ehren im Belt, und kommandirte dort ein Kanonenboot. 1809 fieng er an sich auf die Astronomie zu legen. 1811 mußte er auf der Station zu Leith den Wallfischfang bey Spitzbergen beschützen helfen. Um diese Zeit maß er sorgfältig die Tiefen in Balta Sund und im Voe in Shetland, von welchem Hafen man wenig wußte, ob er gleich dort allein im Stande ist Kriegsschiffe aufzunehmen. Die Charte, welche er dort aufnahm, war der Admiralität höchst willkommen: schon vorher hatte er dem Hydrographen dieser Behörde Charten der dänischen und schwedischen Küsten zugeschickt. Auf der Station zu Leith bleibend, hatte er nachher den grönländischen Wallfischfang zu beschützen und mußte bis zum 76° hinausbringen. 1813 kreuzte er vor Halifax, Boston, Shelborne ꝛc. In demselben Jahre wurden seine praktischen Regeln zur Bestimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixsterne bekannter; und nicht lange nachher druckte man sie. 1816 hatten ihn seine Verdienste zum Ersten auf dem Verzeichnisse derer gemacht, welchen die Admiralität ein Anrecht zur Beförderung einräumt, und im Juni desselben Jahres avancirte man ihn zum Ersten Lieutenant auf dem Schiffe Niger, welches vor Halifax, im Lawrence-Flusse, und vor Quebec kreuzte. Ließen sich hier alle die Zeugnisse der Ober-Offiziere, unter denen er diente, anbringen, so würde man sehen, wie sehr Parry geachtet wurde. 1817 kehrte er nach England zurück, um seinen erkrankten Vater zu besuchen, und als der Kapitän Roß abgeschickt wurde, um eine Nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer zu suchen, erhielt Parry, vielen Empfehlungen zu Folge, das Kommando des zweyten Entdeckungsschiffes, Alexander. Die Geschichte dieser Reise ist bekannt. 1818 wurde Parry allein nach dem Nordpol geschickt. Was er ausrichtete, weiß man schon im Allgemeinen und das Nähere wird man in Kurzem ausführlich aus seiner eigenen Feder lesen. Er ist bereits ansehnlich belohnt worden und hat jezt den Rang eines Kapitäns und „Commander.“ Wie angesehen er in der Königlichen Marine seyn muß, kann man daraus abnehmen, daß sich zu der dritten Expedition, die jezt ausgerüstet wird, dreymal mehr Offiziere und Matrosen meldeten, als nöthig waren. — Nach Canova's Ausspruche giebt es jezt in Europa keine schönere und dauerhaftere Brücke als Waterloo-bridge in London. Sie wird aber bald eine Nebenbuhlerin bekommen, denn allem Anschein nach wird die alte London-bridge abgetragen und eine neue an ihre Stelle gebauet werden. Drey Wasserbaumeister, Rennie, Chapmann und Montague, wurden vorigen Herbst vom Londner Stadtrathe beauftragt, ihr Gutachten einzureichen, ob es gut und thunlich seyn würde, die Bogen der London-bridge zu erweitern? Sie sind nämlich viel zu enge und kein Jahr vergeht, wo nicht mehrere Themseschiffe verunglückten und eine bedeutende Anzahl Menschen ihr Leben einbüßten. Man vernimmt daher mit Vergnügen, daß diese Engineers in ihrem Berichte die Reparatur für unausführbar halten und die Errichtung einer ganz neuen Brücke anrathen. Ihr Kosten-Anschlag beträgt 450,000 Pf. Sterl., welcher mäßig ist. Es sind aber dabey die Zugänge von beyden Seiten nicht mit eingerechnet, welche vermuthlich die Million Sterling voll machen werden, denn auf der City-Seite geht man von der Brücke jezt aufwärts, auf der Southwark-Seite aber abwärts. Um nun die Brücke mit beyden Zugangstraßen gleich machen zu können, wird es erforderlich seyn, eine ziemliche Anzahl Häuser abzureißen, welche gekauft werden müssen, und deswegen viel kosten werden, weil sie in den begangensten und zum Handel am besten gelegenen Straßen stehen. Schon vor mehreren Jahren ließ man den alten Mathematiker Hutton, welcher vor Kurzem starb, fragen, ob eine neue London-bridge die Schiffahrt auf der Themse bequemer machen würde? und er bejahete dieß. Dazu kommen noch die Gutachten der vier sogenannten city harbour masters, die ebenfalls die Wegnahme der alten Brücke für sehr wünschenswerth halten. Die außerordentlichen Nachtheile, welche der mögliche Einsturz derselben haben würde, der allgemeine Wunsch der Einwohner, und Rücksichten der Bequemlichkeit sowohl als der Verschönerung geben dem Berichte der Architekten den Ausschlag. Es ist über diesen für London so wichtigen Punkt ein Ausschuß im Unterhause ernannt, welchem alle diese Gutachten übergeben sind und dessen Bericht-Erstattung so sehr zu Gunsten des neuen Baus seyn wird, daß man dem Anfange desselben in kurzer Zeit entgegen sehen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt, Nro. 32.

Nr. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. April 1821.

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toscana; zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Von einem deutschen Künstler in Rom. Heidelberg und Speyer in August Oswalds Buchhandlung. 1820. 8.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift, der mir persönlich bekannt ist, ward in seiner früheren Jugend weder zum Gelehrten noch zum Künstler angeleitet. Ein angeborener Hang zog ihn von nützlicheren Beschäftigungen zur Kunst hinüber, und schon seine ersten Leistungen bewährten, daß er für diese ungemeine Anlagen besitzt. Der Wunsch, eine billigere Ansicht des deutschen Kunststrebens herbeyzuführen, leitete ihn auf den schriftstellerischen Versuch, den wir vor Augen haben. Mancher, wohl nicht völlig entwickelte, doch lebhaft gefühlte Begriff, mancherley historische Kunde, wäre sie auch nicht immer sicher begründet, schien gerade ihn besonders aufzufordern, daß er seine Kunstgenossen gegen Vorurtheile oder widerstrebende Richtungen möglichst behaupte. Lezteres ist mit einer lobenswerthen Mäßigung geschehn, die hoffentlich Annäherungen unter denen bewirken wird, welche die Kunst selbst, und nicht blos ihre besondern Ansichten wollen gefördert wissen.

Der Vf. glaubte dem größeren Publikum zu dienen, indem er, auf diese Veranlassung, seiner Darstellung der Ansichten und Bestrebungen, die er den deutschen Künstlern wohl in zu großer Allgemeinheit beymisst, eine Uebersicht der neuern Kunstgeschichte voran sendete. Sie füllt die ersten beyden Abschnitte seiner Schrift, und wird noch durch einen Anhang ergänzt. Diesem historischen Versuche ist durchaus nicht abzusprechen, daß er für Viele lehrreich seyn könne, die von der ältern italienischen Kunst keine andere Kunde haben, als etwa die, welche der erste Band der Kunstgeschichte Fiorillo's gewährt. Demungeachtet ist sie das unerheblichste der ganzen Schrift, denn der Vf. hat seine Nachrichten ohne Sichtung aus Vasari, Dellavalle, Lanzi u. a. zusammengetragen, und manches Versehen mit einschleichen lassen. Doch sagt er von solchen Gegenständen, die er selbst gesehen hat, manches Neue, oder fasst sie wenigstens aus einem eigenthümlichen und ganz künstlerischen Standpunkte auf. Sehr wohl hätte er die Nachrichten, welche der Anhang enthält, mit den übrigen verarbeiten können; der Leser hätte dadurch eine Beschwerlichkeit erspart, und der Vf. würde manche Wiederholungen leichter vermieden haben. Behauptungen, wie z. B., daß Arnolph die Façade von S. Miniato aufgerichtet habe, hätte er nicht ohne bestimmte Quelle auf bloße Vermuthung hin wagen sollen. Von dieser Kirche sagt er irrig, sie sey von Heinrich II. gegründet worden; er hat sie nur beschenkt und begünstigt. Seite 14. wird unter den longobardischen Gebäuden zu Pavia S. Pietro in Pilbauro angeführt; dieß ist doch wohl nur ein Druckfehler für: cielodauro. Versehen dieser Art, von denen leider die Kunstgeschichte wimmelt, sind um so weniger zuzugeben, als sie mehr unbedeutende Dinge betreffen; eben weil sie das Gerede darüber ins Unendliche verlängern. Sonst lässt sich dieser kleinen Kunsthistorie auch der Vorwurf machen, daß sie, für ihre Kürze, zu viel Unwesentliches und Unausgemachtes enthält, und die entscheidenden Momente und Charaktere nicht genug hervorhebt.

Dieß leztere beabsichtete der Vf. ohne Frage, als er sich über Giotto ausbreitete, und diesem Maler, selbst unter seinen Zeitgenossen, leicht einen zu hohen Standpunkt einräumte. Es möchte überhaupt schwer seyn, den ganzen Geistesumfang eines Künstlers auszumessen, von dem nur wenige sichere Werke sich erhalten haben. Unter diesen ist wohl, der Aufschrift willen, das sicherste: die Krönung der Madonna in der Kirche Sta Croce zu Florenz; dann, nach der Analogie mit diesem, und nach der Tradition, die schon Vasari aufzeichnete, jene Folge kleiner Bilder, welche sonst in der Sakristey derselben Kirche angebracht war, die jezt aber in der florentinischen Akademie und bey verschiedenen Liebhabern verstreut ist. Nun ist das Vorherrschende in diesen Malereyen eine große Lebendigkeit in den Bewegungen und Handlungen. Ueberhaupt aber möchte Giotto, den seine Zeitgenossen den Maler der Natur nannten, dessen Bilder ihnen zu athmen schienen, nicht gerade, wie der Vf. annimmt, der Stifter eines großartigen, religiös-strengen

Styles seyn. Er hat vielmehr, nach jenen sichern Beyspielen zu urtheilen, die strenge Aneignung des Ueberlieferten, die herbe Großartigkeit seines Vorgängers Cimabue, zuerst verlassen, dafür aber mehr Handlung und freyere Bewegung der Figuren eingeführt; und dieser Neuerung verdankt er wohl vorzüglich seinen ausgebreiteten Ruf unter den Zeitgenossen. Giotto, sagt Ghiberti, führte Natur und Anmuth in die Kunst ein, ohne deßhalb Maaße und Gränzen zu überschreiten. Wenn daher der Vf. anzunehmen scheint, daß Giotto absichtlich einem höhern Grade der Verwirklichung entsagt habe, der damals überhaupt noch nicht an der Zeit war, so ist dieß auf keine Weise zuzugeben. Giotto musste sich selbst genügen, weil er seinen Zeitgenossen genügte, welche keine Gegenstände der Vergleichung besaßen, und eine jugendliche Phantasie zur Beschauung seiner Bilder hinzubrachten. Giotto hat allerdings große Verdienste um die neuere Malerey; er hat das Gebiet der Erfindung erweitert, bestimmte Regeln der Proportion befolgt, das Gefält in Massen zusammengehalten, Dinge, welche seine späteren Nachfolger zum Theil vernachlässigt haben; auch ist ihm eine edlere Form und gefälligere Vertheilung der Figuren vor andern Zeitgenossen eigen geblieben. Wenn aber der Verf. so viel Gewicht auf seine Ideen legt, so lässt er dabey ganz aus den Augen, daß sie zwar gut, aber ungemein einfach und durchaus nicht so tief und ernst sind, als man solche wohl denken könnte. Das Hervorstechende in seiner Geistesart ist eine gemüthliche und wahrhafte Auffassung menschlicher Dinge. Die abentheuerlichen Allegorien, deren er sich hie und da bedient, empfing er offenbar aus der zweyten Hand; sie fußen immer auf der Philosophie und mönchischen Schwärmerey seiner Zeit. In Beziehung auf leztere genügt es, eines seiner ausgeführtesten Gemälde, an dem Gewölbe über der Gruft des h. Franz zu Assisi, anzuführen. In diesem sizt St. Franz, nach den Begriffen seines Ordens als Himmelskönig dargestellt; in einer andern Abtheilung werden die Mönche an seinem Gürtelstrick, nach Vasari an dem Joch des Gehorsams, in den Himmel gezogen. Darstellungen dieser Art sind dem vierzehnten Jahrhundert gewöhnlich, und können Giotto nicht zum besondern Vorwurf gereichen; aber sie sind auch zu burlesk, um in das Bild zu passen, welches unser Verf. von Giotto entworfen hat.

Gehen wir nun zurück auf jene selbstbewusste Vernachlässigung der Einsicht und des Geschickes in der Darstellung, welche der Vf. unserm einfachen, weltverständigen Giotto beymisst. Er nennt eine solche, absichtlich nur auf die Andeutung eines geistigen Wesens gerichtete Kunst: symbolisch; ein spielender Ausdruck, der nicht ganz auf den Fall passt. Denn die zwangfreye Kunst will auch auf ihren anfänglichsten Stufen eben nur versinnlichen, und in Giotto ist gerade, was er unmittelbar dem geistigen Sinne darbietet, offenbar das Beste. Nun lässt sich wohl annehmen, daß Giotto schon im Zeitalter des Masaccio nicht mehr so hätte malen wollen, als er gemalt hat; denn die alten Maler waren zu tüchtig, um eine wesentliche Einsicht, eine wahre Geschicklichkeit zu vernachlässigen, wenn sie einmal entdeckt oder in Ausübung gesezt worden war. Die Absichtlichkeit im Verharren auf seiner anfänglichen Bildungsstufe ist historisch schon deßhalb nicht denkbar, weil er, nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen und nächsten Nachfolger, dahin gestrebt hat, der florentinischen Malerey eine größere Annehmlichkeit und Wahrheit zu geben, als sie vor ihm besaß. Aber es ist auch im Princip falsch, daß sich die Idee bey einer größern Einfachheit der Darstellungsmittel vorzüglich wohl befinde. Denn, abgesehen von einseitigen Richtungen, welche die Kunsthistorie wohl darbietet, lässt sich durchschnittweis annehmen, daß die Erweiterung der Fähigkeit darzustellen mit der Ausbildung und Steigerung der künstlerischen Ideen gleichen Schritt halte. So viel naive Anmuth, als ich dem Giotto zugestehe, kann mich doch nicht bestechen, nicht einzusehen, daß ihm unmöglich blieb, auch nur so viel Erhebung der Seele auszudrücken, als schon Masaccio vermöge seiner tiefer eingreifenden Charakteristik. In der That müsste man die Künstler bedauern, wenn die Ideen so locker an ihre Seelen geknüpft wären, daß jede Anstrengung des Verstandes oder der Hand sie davon losrisse. Glücklicherweise aber belehrt uns die Erfahrung aller Zeiten, daß die tiefsten und erhabensten Ideen gerade nur durch die besonnenste und höchste Meisterschaft versinnlicht worden sind. Nicht also die Bestimmtheit der Begriffe und Einsichten, nicht die wahre Herrschaft über den Stoff hat die Kunst je auf Abwege geleitet; vielmehr nur die gedankenlosen Fertigkeiten. Eben deßhalb kann dem Verf. nie zugegeben werden, daß die Tendenz, den Darstellungen einen Anschein von Wirklichkeit zu geben, außer der wahren Kunst liege. Im Gegentheil bedingt gerade diese Richtung, welche so tief im Wesen der Kunst liegt, jede höhere Ausbildung der Kunstideen, und erwirbt den Darstellungen selbst auch höhere Theilnahme, wo niedrige und wenig bedeutende Vorstellungen eben nur durch sie gehoben werden. Man darf daher von dem Künstler, welcher diese Richtung absichtlich aufgibt, mit Sicherheit voraussetzen, daß er nur der Trägheit und Unfähigkeit des Geistes nachgegeben habe; und alsdann wird auch die Schiefheit in der Auffassung der Ideen nicht fern liegen, wie das Beyspiel aller Manieristen bezeugt. — Es lässt sich aber mit Sicherheit annehmen, daß der Verf. hier von der Lebhaftigkeit seiner Bewunderung für Giotto weiter geführt worden sey, als er selbst wahrnahm.

Es schien am Orte, einen gefährlichen Irrthum zu bestreiten, der nachtheilige Folgen haben kann, selbst wenn er nicht völlig consequent befolgt wird. Mit Richtigkeit und Wahrheit darzustellen, ist in der That, welchen Anschein auch jene gewagten Behauptungen geben mögen, das Be-

streben unseres Vf., so wie überhaupt der Mehrzahl aller deutschen Künstler, welche etwas leisten, oder künftig zu leisten versprechen. Ja das Bestreben auf eine genauere richtigere Darstellung des Wirklichen ist ganz eigentlich der Mittelpunkt, in dem sich ihre wesentlich verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Richtungen vereinigen. Freylich ist der Vf. bemüht, den dritten Abschnitt seiner Schrift, welcher das Historische der vielbesprochenen Veränderung der deutschen Kunstrichtung enthält, mit den Ansichten und Grundsätzen in Verbindung zu setzen, die er in den ersten Abschnitten aufgestellt, oder aus der Kunsthistorie abgeleitet hatte. Allein man erräth, auch ohne besondere Kenntniß des römischen Bodens, aus seinen Angaben selbst, obgleich sie für die Reichhaltigkeit des Stoffes viel zu arm sind, daß die neuere deutsche Künstlerschaft von allgemein anerkannten, noch mehr von allgemein befolgten Grundsätzen noch sehr weit entfernt ist. — Der Vf. sezt als allgemeines Prinzip: daß die Kunst den Charakter des Volkes und der Religion trage, aus denen sie gerade hervorgeht; er bemerkt sehr richtig, daß die vortrefflichen Männer, welche seit Lessing unsere Literatur gebildet haben, endlich auch den Künstler darauf hinleiten mußten, sich hierin zu bescheiden. Er leitet daraus die Nothwendigkeit ab, jegliche, also auch unsre Kunst, auf das ihr eigene nationale und religiöse Alterthum zu stützen, und möchte uns überzeugen, daß dieses nun schon ziemlich durchgehend geschehe. Allein es kann ihm hier Mehreres eingewendet werden. Zuerst, daß die deutsche Kunst unmöglich einen nationalen Charakter annehmen könne, so lange sie sich vorzugsweise auf die Kunst und das Alterthum Italiens stüzt — eben wie der Vf. selbst anmerkt — und nirgend als nur in Rom sich bilden und ansiedeln will. Wollte man nun auch andererseits für die christlich-religiöse Kunstrichtung in dem italienischen Alterthum eine Allen gemeinschaftliche Grundlage anerkennen wollen, wozu ich mich gern und leicht verstehe; so widerspricht hier wiederum die grübelnde Richtung auf völlig neue und oft sehr gesuchte Zusammenstellungen biblischer Dinge, welche sich häufig unter den Deutschen ankündigt, und welche, wie sehr der Vf. — S. 90 — einen Versuch dieser Art hervorhebt, doch sehr weit von der Schlichtheit der alten christlichen Kunst abweicht. Noch weniger würde es aber dem Vf. glücken, die bey nordischen Künstlern immer wieder hervorbrechende Neigung zur vorzüglich künstlichen Darstellung der Aussenwerke, der Landschaften, Blumen, Stoffe u. dgl., mit jenem alten, einfachen, nur auf die Idee gerichteten Streben auszugleichen, welches er als den Stützpunkt der neueren Richtung darstellen möchte. Die einseitige oder doch vorherrschende Darstellung der unbelebten Natur hat nun einmal durchaus keine Verbindung mit dem Alterthum der Kunst; auch wenn sie mit dem Geiste und mit der Großartigkeit betrieben wird, welche der Vf. an Joseph Koch, oder Karl Fohr hervorhebt. Denn die Liebe zur Erde, die eindringende Kenntniß derselben, ist einmal nur den neuesten Zeiten eigenthümlich, und eben deshalb hat die Landschaftmalerey ihren eigenen Boden, aber auch ihre eigenen Ansprüche, von ihren Zeitgenossen anerkannt zu werden.

So sind es in der That nur wenige, welche sich an der Idee ganz und an das Vorbildliche der alten italienischen Kunst (Raphael mit eingerechnet, wer auch das Gegentheil behauptet haben mag) fest angeschlossen haben; und diese sind nicht durch übereinkömmliche Begriffe, vielmehr durch ächte Geistesverwandschaft dazu bestimmt worden. Diese dürften, in größter Strenge, auf Overbeck, Cornelius und Veit beschränkt werden können. Was alle Andere, die sich noch durch treffliche Geistesgaben oder durch schöne Ausbildung ihrer Anlagen auszeichnen, mit jenen und unter sich selbst zusammenhält, ist ganz allein das Bestreben, bestimmt und vollendet darzustellen; die Erscheinung aller Dinge mit möglichster Genauigkeit nachzubilden. Eben weil nur dieses das Allen Gemeinschaftliche ist, können Maler, welche, wie Klein aus Nürnberg, Scenen des niedrigen Volkslebens wahr und geistvoll auffassen, mit einer Vollendung darstellen, welche wenig zu wünschen übrig läßt, die Achtung und Theilnahme anderer Künstler genießen, welche unläugbar nach etwas Höherem streben. Diese einzige gemeinschaftliche Ansicht jedoch würde ebenfalls nur ein schwaches Band seyn, wenn nicht die ausgezeichnete Eigenthümlichkeit, die in den lezten Decennien viele deutsche Künstler bezeichnete, gegenseitige Anerkennung, belebende Mittheilungen und jenen Wetteifer bewirkt hätte, den jede höhere Leistung erheischt. Der Vf. erwähnt zwar dieser erfreulichen lange entbehrten Erscheinung, weiß aber daraus keinen Vortheil gegen solche zu ziehen, welche noch immer Ansichten und Grundsätze bestreiten, ohne zu beachten, daß Genie und Talent sich doch am Ende gegen begründete und unbegründete Widersprüche geltend machen.

Der vierte und lezte Abschnitt handelt von Akademieen und andern beabsichteten oder doch wünschenswerthen Kunstbeförderungen. Der Vf. zeigt hier auf eigne Erfahrung gegründete Einsicht in die Mängel des akademischen Studiums; manche seiner Vorschläge, ihnen abzuhelfen, sind wahrhaft beherzigenswerth. Indessen wäre hier auch der Ort gewesen, die Künstler selbst zu ermahnen, daß sie unter sich Schulen eröffneten und besuchten, wozu bis jezt so wenig Anstalt getroffen wird. Denn, sind gleich fast alle Künstler, die ihr Bestreben in unseren Zeiten zu einiger Vollendung gebracht haben, theils von den Akademieen vertrieben und verfolgt, theils ihnen sonst entrückt worden, so sind sie doch auch eben dort bis auf einen gewissen Punkt belehrt und angeleitet worden. Sie sind gerade die Glücklichen, welche diese Schulen zur rechten Zeit verlassen haben, ehe ihr Einfluß für sie verderblich werden konnte. Da sich aber nur diese

Beglückteren selbst bis jezt noch keine Schule hat bilden wollen, dahingegen ein nicht ungegründetes Vorurtheil gegen die Akademieen manche Jünglinge veranlaßt hat, ganz ihren eigenen Weg zu gehen: so laufen wir, wenn die Künstler nicht selbst vorbeugen, in Kurzem Gefahr, eine zweyte Generation von deutschen Künstlern zu erhalten, die nichts bestimmt wissen und können, und deren ganzes Verdienst in einem dunklen Begriffe oder in einem sehnsüchtigen Gefühle liegt. Man würde aber sehr irren, wenn man eine solche Wendung, die vielleicht so fern nicht liegt, auf Rechnung der Annäherung an die alte, werkthätige, tüchtige Kunst schreiben wollte. Sie würde vielmehr durchaus modern seyn, und gänzlich aus dem schwankenden, unentschlossenen und doch widersetzlichen, eigensinnigen Charakter unserer Zeitgenossenschaft abgeleitet werden müssen.

Ein Buch, wie dieses, welches zwar ohne Plan und Ordnung, aber mit einer liebenswürdigen Lebhaftigkeit geschieben ist, die wichtigsten Angelegenheiten der Kunst oft treffend berührt; wird immer anziehend bleiben, wenn es auch vielem Tadel unterliegt, und stellenweise bestritten werden muß.

C. F. Freyh. v. Rumohr.

Vier und zwanzig Landschaften zu Caro's Uebersetzung der Aeneide, gestochen von Gmelin.

(Beschluß.)

Gmelin war 1745 in Badenweiler im Breisgau geboren. Eine Notiz über ihn findet sich in den Nachträgen zu Füßli's Allg. Künstlerlexikon, doch sind daselbst nur einige seiner Hauptwerke angegeben. Es wird unsern Lesern willkommen seyn, wenn wir ihnen eine möglich vollständige Angabe seiner in Rom gefertigten Arbeiten mittheilen, die wir Hrn. Duttenhofer, einem vieljährigen Freunde des Verstorbenen verdanken:

Um das Jahr

1790. — 6 Landschaften in Quart nach Hackert.
S. Geßners Denkmal auf dem Schützenplatz zu Zürch, nach Wüest.

1792. — 2 Ansichten von den kleinen Wasserfällen aus der Villa des Mäcen zu Tivoli.

1793. — Der Fall des Velino bey Terni, und der Fall des Anio in Tivoli, mit der Grotte des Neptun. Ueberhöht.

1796. — 2 Ansichten im Innern des Pallastes des Mäcen zu Tivoli.

1798. — Das Mare morto bey Neapel, und der Albaner See, zwey Blätter in sehr großem Format.
In diese Zeitperiode fällt die Revolution in Rom. Gmelin verließ Rom, kam nach Deutschland, copirte in Dresden die zwey Claude Lorrain, kehrte wieder nach Rom zurück, und gab sie

1801. — im Stich heraus.

1804. — gab er den Mulino des Claude Lorrain im Pallast Doria heraus, welches er selbst für sein Kapital-Blatt gehalten hat; andere wollen jedoch den obenerwähnten Albaner See vorziehen.

1806. — folgte diesem der Tempel der Venus nach Claude Lorrain's Bild im Pallast Colonna.

1807. — 4 Blätter zu Humboldt's Reisen.

1808. — 2 Blätter in eben so großem Format, wie die Claude Lorrain: Ansichten von den Wasserfällen zu Tivoli.

1809. — 6 kleine Blätter Ansichten von Tivoli.

1811. — 6 ähnliche Ansichten von Frascati.

1814. — 2 große Blätter nach C. Poussin. Die Gräber und der Sturm.

1817. — 1 Blatt nach C. Poussin, Rinaldo und Armida.

1820. — 24 Blätter zu der Aeneide des Virgil.
— Ansicht des Tempels von Delleh in Nubien, für das Werk des Hrn. Gau. S.

Antwort an Hrn. von Klein.

Ich würde auf die etwas wunderlich abgefaßte Einrede des Hrn. v. Klein in Nr. 23. des Kunstbl. weder Zeit noch Dinte verlieren, wenn mich der edle Herr nicht einer Unwahrheit zeihte. Die Jahreszahl 1817 in meinen Bemerkungen ist allerdings ein Druck- oder Schreibfehler. Schon in den Jahren 1808 oder 1809 sah ich einige neue Abdrücke von der besprochenen Platte bey dem verstorbenen Geh. Rath von Klein in Mannheim, und zwar in Gegenwart eines noch dort lebenden, sehr achtbaren und geachteten Mannes. Diese neuen Abdrücke ließen wirklich den ursprünglichen Geist des Bildes kaum mehr ahnen. Ich verbürge diese Thatsache, und hoffe, Hr. v. Kl. werde mich mit dieser Geschichte künftig in Ruhe lassen, denn ich würde nur ungern umständlicher mich darüber erklären. Uebrigens kann Hr. v. Kl. bey der Redaktion des Kunstblatts jeden Augenblick meinen Namen erfahren.

—ber.

Rom.

Hr. Ruschewevh hat nun die Stiche nach Gotto's Abendmahl beendigt, und die Blätter werden bereits ausgegeben.

Druckfehler.

Kunstbl. No. 26. S. 102. Sp. 1. Z. 3. v. o. lies statt: jene Helme — jenen Helm. No. 31. S. 124. Sp. 2. Z. 19. v. u. statt hervorbringt — hervordringt. Z. 10. v. u. statt Sybylle — Sibylle.

Nro. 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag 20. April 1821.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an Einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Schiller.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Ueber den Zaun des Gärtchens weg sah Concordia den Pflegvater mit dem Sohne dem Hofe zuschreiten. Sie winkte freundlich hinaus, und der junge Wellberg erwiederte den Gruß. Sie traten herein und hießen den Gutsherrn willkommen. Nachdem die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Kapitel, die Gunst oder Ungunst der Witterung in Bezug auf den Ertrag, die Produkte die gerathen und die fehlgeschlagen, die Marktverhältnisse ꝛc. besprochen waren, erbat sich Wellberg die Erlaubniß, seine Kleider wechseln zu dürfen. Sie kamen nämlich vom Walde, und waren ihrem dortigen Geschäft gemäß angezogen.

„Ueberdieß,“ sagte er, „haben wir heute ein kleines Familienfest, wozu man gern einen Rock anzieht, der nicht durch seinen Geruch schon an die Mühe des Lebens erinnert. Ein besseres Kleid stimmt ordentlich den Menschen anders.“

„Ganz gewiß!“ sagte Otto; „das Innere bequemt sich hier, wie auch sonst oft, der äußern Einhüllung, der Umgebung. Mir fällt hiebey einer meiner Universitätsfreunde ein, der, wenn er nicht wusste, wo es ihm fehlte, den Friseur und Barbier kommen ließ, und sich in frische Wäsche und Kleider warf. Aber darf ich fragen, welches häusliche Fest Sie heute begehen, damit ich meinen Glückwunsch darnach einrichten kann?“

„Es ist mein funfzigster Geburtstag,“ erwiederte Wellberg. Ob ich es gleich sonst nicht liebe, wenn man über ein frohes Ereigniß, einen wichtigen Zeitabschnitt zuviel äußerliches Wesen macht, weil alle Veranstaltung das Gemüth und die innere Feyer erkältet, so habe ich doch heute geschehen lassen, daß meine Leute früher Feyerabend machen, und etwas Besseres auf den Tisch gestellt werde. Es soll eigentlich nicht mir allein gelten. Wenn man ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken hat; so mag man gern seine Zukunft und die der Angehörigen fest unterbaut sehen. Mein Sohn — doch davon nachher, lieber Herr Baron! Ich lasse Sie mit den jungen Leuten allein.“

Otto hatte den jungen Wellberg bisher über der holden Concordia fast ganz übersehen. Jetzt erst richtete er seine Blicke auf ihn. Es war ein stämmiger Jüngling mit einem offenen treuen Gesicht. Sein Aussehen war hell, friedlich, aber sein Sinnen und Streben schien ganz in seinem Berufe aufzugehen. Ein dereinstiger Kleinjogg. Der gediegenste landwirthschaftliche Verstand aus Auge, Mienen, Bewegungen sprechend. So kam es, daß ihn der Baron noch nie der viel feiner organisirten Concordia gegenüber sich gedacht hatte. Jetzt fiel es ihm plötzlich in die Seele, daß sie keine Geschwister seyen. Jener war mit Concordia auf die Seite getreten; sie sprachen vertraulich zusammen, er mit der derben etwas gebräunten Hand auf ihrem herrlichen weissen Arm.

Otto beschlich ein herbes Gefühl, dessen Grund er sich nicht gestand. Der junge Wellberg entfernte sich endlich, Concordia vollendete ihr Geschäft, und Otto

begleitete sie dann in das Zimmer im ersten Stock, das zu einem kleinen Abendmahl hergerichtet schien.

Es wollte sich kein Gespräch einleiten. Otto hatte Verlangen, durch des Mädchens süße Stimme alles Drückende von der Seele zu lösen. Er äußerte seinen Wunsch, dem sie dießmal um so lieber entgegen kam, als sie Etwas eigens für ihn eingeübt zu haben schien.

Sie legte ein Musikblatt auf, und bat den Gast, sie mit seinem Gesange zu begleiten. Er las flüchtig die Noten durch, ohne auf den Text zu sehen; es war das bekannte Duett aus der beliebten Oper: das unterbrochene Opferfest, „Wenn mir dein Auge strahlet ꝛc.“

Sie begannen. Aber er merkte bald, daß ganz andere Verse unterlegt waren. Statt daß dort ein Kind der Natur, unbekannt mit den Fesseln der Verhältnisse, einen schon anderwärts versagten Mann vergeblich um Gegenliebe fleht; so war es hier ein Herz, in dem die Pflicht über die innere Neigung gebietet, welches den verehrten, aber zu hoch gestellten Mann bat, ihm durch Entfernung den Sieg über eine aufkeimende Leidenschaft zu erleichtern. Es bleibt, da wir die Poesie hier nicht mitgeben können, dem Leser überlassen, sich dieselbe so innig, ansprechend, rührend zu denken, als er vermag.

Otto war betroffen. So empfindungsvoll dünkte ihm Concordia noch nie gesungen zu haben. War es Spiel, Darstellung, oder Wahrheit, Wirklichkeit? Er trat ans Fenster, aber die Natur hatte jezt keine Farben für ihn. Concordia griff noch einige wehmüthige Akkorde und hielt sich dann still.

Das unerwartete Geständniß im Gesange drängte ihn, sie zu umfangen, die angehängte Bitte legte von nun an eine Scheidewand zwischen sie Beyde.

„Was ist das für ein Fest, Concordia!“ sagte er endlich mit unruhiger Hast, „das Dein Pflegvater an seinem Geburtstage begehen will. Darf ich es wissen, darf ich fragen?“

Sie schwieg und spielte noch einmal das Thema des Zweygesanges. Er verstand, was sie nicht sagen zu wollen schien, und warf sich auf einen Sessel in der Ecke der Stube.

„Concordia!“ rief er nach einer Weile, wie wenn er sich wieder gefunden hätte, — „ich bitte um den schönen Choral von Graun.“

Sie that es. Wie Balsam flossen die frommen seelenvollen Töne in sein verwundetes Herz. Concordia trat, als der Gesang zu Ende war, zu ihm.

„Was ist Ihnen!“ sagte sie, sich hinneigend, „ich glaube gar, Sie weinen.“

„Ja fürwahr — ich weine, ohne daß ich es selbst wußte,“ rief Otto, indem er sehnsuchtsvoll die Arme nach Concordia ausstreckte, sie sanft, aber mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog, und sein Angesicht an ihrem Halse ruhen ließ.

Es schien sich in ihm ein lange verhaltenes, reines, aber täglich wachsendes Verlangen durch diese fühlbare Nähe des holden Geschöpfes zu kühlen.

„Ich schäme mich keineswegs dieser Thränen,“ fuhr er freudig, und selig, wie wenn sich ein herber Zwang gelöst hätte, fort: „Halte mich für kein Kind, das weint, weil man ihm die Pappe nehmen will. Bey Gott! ich weinte nicht über mich oder dich. Meine Thränen galten jezt dem ganzen Leben, und waren, wie dieses, bitter mit süß gemischt, Leid mit Lust.“

„Du bist Braut, — heute ist dein Verlobungsfest, — das weiß ich nun. Du bist ihm gut, aber du liebst ihn nicht. Du hältst es für Pflicht, ihn nicht zu verschmähen. — Er ist gut und verständig, aber ihr gleicht euch wenig. Ich las oft in deinem Auge, Concordia! daß du dich für etwas anderes bestimmt glaubtest. Eine leise Ahnung sagt uns, wessen wir wohl werth seyn könnten, und so möchte sich der Mensch seinem besten Glück aufsparen. Aber, du gutes Kind! die Welt gebietet mit Verhältnissen und Absichten über Neigungen und schöne Gefühle. Das Herz mag sich fügen, wie es kann. Und vielleicht ist es gut, daß es so ist.“

„Ich ehre deine Vernunft. Du gehst ein in die Welt der strengen Pflicht, der dumpfen Sorge, der herben Mühe. Vergiß nicht, von Zeit zu Zeit aufzuathmen in frischer Luft, aufzublicken zum heitern Lichte. Diese Wirklichkeit hält jede Freude des Herzens für einen Raub an ihr. Aber eine immer wiederkehrende Heiterkeit belohne dich für jede harte Anstrengung, für jedes Opfer, das du bringst. Und so möchte ich dir auch eine Freude mitgeben, die dich wohl eher durch einen heimlich genährten Stolz vor Gemeinem bewahren, als deinen hellen Sinn dir trüben wird.“

„Ich muß es dir noch gestehen, so lange ich dich so umschlossen halte, und, wie ich das Gewicht deines süßen Körpers mit Wonne in meinen Armen fühle, auch den Werth deines Daseyns mit aller Macht in meinem Herzen erwäge. — Wäre ein elendes Flickwörtchen vor deinem Namen, so wärest du die Meine! Aber, ohne dieses große Nichts von drey Buchstaben mit dir in eine feindliche, hämisch grinsende Welt hinein zu treten — dazu lieb' ich dich zu sehr.“

„Und nun mit diesem Kusse, dem ersten und lezten, weihe ich dich zu meiner Freundin. Aber er ist auch mein leztes Lebewohl. Er möge mein Bild in deinem Gedächtnisse zu ewigem freundinniglichem Andenken befestigen.“

Concordia weinte und hielt unsern Otto noch sanft umschlossen, als er sich schon losreißen und entfernen wollte.

Er blickte sie an. Entzücken hatte ihr Angesicht ver-

klärt, sie schien ihm eine ganz andere, eine höhere Gestalt zu seyn. Ihr Verlust sollte ihn im Trennungs-Momente doppelt schmerzen. Es kam ihm vor, als kämpfte sie mit sich, als wollte sie reden und vermöchte es nicht. Seine Hände gegen ihre Brust drückend, sprach sie endlich: „Theurer Mann! Ein feyerliches Wort bindet meine Zunge; aber das darf ich sagen, — eine unbeschreibliche, niegefühlte Freude überfüllt mein Herz in diesem Augenblick. Und nun nehmen Sie auch von mir ein Zeichen der reinsten Zuneigung. Ich darf es geben.“ Sie umschloß ihn aufs Neue, und küsste ihn mit allem Feuer eines jugendlichen Gemüths.

Otto, gepreßt von Freude und Schmerz, riß sich los, winkte, daß Concordia bleibe, und stürmte die Treppe hinab. Wie er nach Hause gekommen, wusste er kaum, so hatte das Gewühl der innern Bilder alle Eindrücke der Aussenwelt zurückgestoßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wachsender Wohlstand der Colonie in Neu-Süd-Wales.

Jedes von Neu-Süd-Wales zurückkehrende Schiff bringt uns Nachrichten von neuen Entdeckungen und zunehmender Blüthe dieser interessanten Kolonie. Jenseits der blauen Berge hat man einen ziemlich bedeutenden See entdeckt, welcher, den Aussagen der Eingebornen nach, auf der entgegengesezten Seite, die noch nicht untersucht worden war, einen großen Ausfluß habe; wodurch, wie es scheint, die Hoffnung wieder rege geworden, daß dieser ein schiffbarer Fluß seyn möchte, der durch das Innere des Landes fließend, irgendwo ins Meer fiele. Die übers blaue Gebirg führende Straße wird bis in die Nähe des Sees fortgesezt. Die neulich durch Hrn. Oxley entdeckte Gegend beym Flusse Hastings und dem Hafen Maquarie, ungefähr drey Grade nördlich von Port Jackson, soll in Klima sowol als Boden geeignet seyn, Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere südlichen Produkte hervorzubringen, und wahrscheinlich ist in diesem Augenblick schon ein neuer Pflanzort dort angelegt, indem der jetzige Statthalter keinen Augenblick versäumt, um den Werth der Kolonie zu erheben. Man kann sich einen Begriff von dem Zustande derselben machen, wenn, wie neulich erhaltene Briefe melden, der Gouverneur 120 Gentlemen in seiner Nachbarschaft fand, die er zu Gast laden konnte. Die Bevölkerung belief sich, nach der lezten Zählung im November 1819 bereits auf mehr als 31,300 Seelen, worunter über 17,500 Freye waren. Es sind seit Kurzem mehrere Schiffe mit Kolonisten dahin abgegangen, und täglich entschließen sich Leute zu dieser Auswanderung, welche in jenem weitläufigen Kontinent ihren Kindern ein Auskommen zu finden hoffen, welches in England selbst für bemittelte Väter, wenn anders ihre Familie zahlreich ist, so schwer wird. Der Regierung scheint es auch ernst zu seyn, alle Hindernisse, welche noch dem Gedeihen der Kolonie entgegen stehen, aus dem Wege zu räumen. Drey Dinge sind vor Kurzem gestattet worden, welche von dem höchsten Werth für sie sind: das Branntweinbrennen in der Kolonie, die Abschaffung des schweren Zolls, welcher auf dem von den Kolonisten eingeführten Oel geruht hat, und die Freyheit für Schiffe von jeder Größe zwischen dem Mutterlande und Neu-Süd-Wales den Handel zu treiben. Zwey Hauptpunkte werden nur noch verlangt, und diese wahrscheinlich nicht lange mehr ohne Erfolg — die Trennung des bürgerlichen von dem militairischen Gouvernement, und die Einführung von Geschworenengerichten. — Es werden jezt an allen Pflanzörtern Kirchen und Kapellen gebaut; das Schulwesen ist in vortrefflichem Gange, und die Regierung hat sogar katholische Geistliche ausgesandt, damit es auch Personen von diesem Glauben, welche dort ziemlich zahlreich sind, nicht an Unterricht fehle.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 20. März.

(Fortsezung.)

Ein neues Ballet le prix, ou l'offrande à Terpsichore ist gut aufgenommen worden. Mlle. Noblet vom Theater der Pariser Oper erscheint als die vraie déesse de la danse, und ist eine vorzügliche Künstlerin. Auch hat Mlle. Mélanie eine Rolle: sie gehört nun bald London an, und man sieht sie mit ungetheiltem Beyfall. Sehr willkommen war auch Mlle. Mangen, die wir seit etlichen Jahren nicht gesehen hatten. — Daß unsre Großen und Reichen, die so viel in Italien und Frankreich reisen, mit den Literaturen beyder Länder so befreundet sind, und italienische Musik eben so sehr als die französischen Tänze lieben, daß diese, sag' ich, weder Oper noch Ballet entbehren mögen, sieht man aus dem Glanze des überall gefüllten Hauses, welches nun auf ein doppelt zahlreiches Auditorium rechnen darf, da die Gegenwart des Königs allezeit ein mächtiger Magnet für die große Londner Welt ist. — Auf den beyden großen englischen Theatern haben nun wegen der Fastenzeit die Oratorien ihren Anfang genommen. Man führt aber da noch nicht ganze Oratorien, sondern nur Theile derselben auf, und es werden Arien und Gesänge eingeschaltet, die nichts weniger als ernsthaft sind. Im Drurylanetheater gab man lezte Mittwoch den ersten Akt von Haydn's Schöpfung, und zwar so gut, als es in London nur möglich ist. Die Neugierde des Publikums war aber besonders erregt durch die Ankündigung des Pariser Harfenspielers Bochsa d. j., der seit zwey bis drey Jahren in London einheimisch ist. Er hatte ein Requiem gesezt und gegen das Ende eine Begleitung von dreyzehn Harfen angebracht. Zwölf derselben wurden von seinen Schülerinnen und Schülern gespielt, und er selbst übernahm die dreyzehnte. Dieser sonderbare Einfall, welcher nicht übel ausgeführt war, machte Glück. Die Musik von dreyzehn Harfen that keine üble Wirkung. Auch war es überraschend, zwölf junge Leute, worunter neun hübsche Mädchen, mit schönen Harfen, den ganzen Vordertheil des Orchesters einnehmen zu sehen und fertig spielen zu hören, während der Meister mit einer größeren und heller tönenden Harfe hinten etwas höher saß, und bald mit dem Kopfe, bald mit den Händen, bald mit gewaltiger Intonation (denn wahrlich er schonte das Instrument nicht) sein junges liebenswürdiges Chor im Takte hielt. Der Spaß gefiel dem John Bull im Parterre und er forderte mit betäubendem Encore-rufen die Wiederholung

des Harfenstücks. Da hätte man sehen sollen, wie Bochsa schmunzelte, einen Bückling über den andern machte, vor Herzenslust nicht wußte, wie er sich geberden sollte, ganz außer sich war, und den Pariser wohl ein wenig zu sehr hervorblicken ließ. Doch es war redlich verdientes Lob, wenn auch, wie Musikneider sagten, ein großer Theil des Beyfalls auf die Rechnung der anwesenden Eltern, Geschwister und Freunde der jungen Harfenistin zu setzen war. Das Requiem selbst war ein wahrer Cento, ein Flickwerk, ein Quodlibet, zusammengestohlen aus Mozart, Haydn, Pergolesi, Beethoven etc. voll Ziereteyen und Unschicklichkeiten. Uebrigens sangen Braham und Mrs. Salmon sehr gut. Zu Ende, gab man unsres großen Händels sogenannte Krönungs-Kantate (Coronation anthem), wodurch ein englisches Auditorium immer entzückt wird, und wobey alles aufstand und die Männer unbedeckt blieben. Der beliebte Musikdirektor Sir George Smart steht heuer zum leztenmale an der Spitze des diese Oratorien aufführenden Musikchors und sein Abtreten wird sehr bedauert. Die Oratorien im Coventgardentheater sind unter Bishop's Direktion und bestehen fast ganz aus deutscher Musik. Im ersten hatte man aus Händel und Haydn einzelne Stücke gewählt, auch wurde zum erstenmale in England das große Te deum gegeben, welches Andreas Romberg für den östreichischen Kaiser gesezt hat. Es war nicht genug eingeübt, und that daher nicht die Wirkung, welche man beabsichtigte. Der zweyte Theil war ganz aus Händels Messias genommen, an welchem die Engländer sich nie satt hören können. Der dritte Theil füllte eine Auswahl aus mehreren Kompositionen, und eine Siegsode von Southey, dem Hofpoeten (poet laureat) gedichtet und von Bishop gesezt. Die Musik, bestehend aus einem Chor und Duett, gefiel außerordentlich, aber mit der Ode ist man nicht recht zufrieden. — Auf dem Surreytheater hat der Lord Mayor von London seinen Geschmack dadurch beurkundet, daß er Dibdin's berühmtes Stück the heart of Midlothian bestellte, und man hat es dort drey Abende nacheinander vor immer gleichvollen Zuhörerschaften wiederholt. Doch Alles, was der Schau- und Hörlustige jezt in London aufsuchen kann, muß zurückweichen gegen Mathew's at home. Es ist erstaunlich, wie man zu ihm läuft, und gelänge es, nur einigermaßen einen Begriff von diesem drolligen Manne und in seiner Art großen Mimiker zu geben, so würde der Leser sehen, daß Mathews den ihm je bewilligten Beyfall reichlich verdient. Der Schalk hatte unter der Hand bekannt gemacht, er würde in einem Luftballon aufsteigen. Viele glaubten es, und hießen ihn einen alten Narren. Aber siehe da, es war einer von seinen lustigen Streichen. Er läßt sich wirklich auf die Bühne aus einem großen Ballon herab, und erzählt, was er in der Luft sah und antraf. Dort begegnete er unter andern einem Major Longbow, der den berüchtigten Baron Münchhausen noch übertrifft. Der Major begleitet den Luftschiffer und sieht mittelst eines guten Fernrohrs nicht nur die Probe in der Oper, sondern als er das Rohr weiter herauszieht, hört er sogar die Signora Camporese singen. Auf der Brücke zu Putney treffen sie einen geduldigen Angler, an dessen Köder die Fische in Zeit von vierzehn Tagen nur Einmal gebissen und Einmal gezupft haben, der sich aber damit tröstet, daß die Dampfbööte und Luftballons die Fische verjagen. Weiter treffen sie einen Londner Spießbürger an, der auf die Jagd geht, und auf einen Esel statt auf eine Dohle etc. feuert. Dann folgen etliche humoristische Gesänge. Im zweyten Akte lassen sich die Luftschiffer herab und landen in Margate, wo ein Frühstück sehr launig beschrieben wird. Besonders gut gezeichnet ist der Charakter eines Eingebildeten, der alle Leute unter seiner Würde hält, wenn sie nicht wenigstens den Rang eines Baronets haben, doch nur so lange er in einer modischen Straße ist; im Strand aber spricht er schon mit Personen von geringerem Stande. Es wäre vergeblich, etwas ausführlich beschreiben zu wollen, das keiner Beschreibung fähig ist. An den Abenden wo Mathews sein at home giebt, drängt man sich so hinzu, daß die großen Theater sehr darunter leiden. Wie seine Abtrünnigkeit den Schauspielergesellschaften Abbruch thut, so lockt auch Miß Macauley das Publikum von dort in ihre Declamationen. Conventgarden und Drurylane können sich daher nur durch die größten Anstrengungen erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, im April.

Grillparzers „dramatisches Gedicht" — Das goldne Bließ, in drey Abtheilungen, ist auf dem Hoftheater bereits gegeben und mit großem Beyfall, ja mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Zuerst, zum Vortheil des Regisseurs, bey übervollem Hause, die zwey ersten Abtheilungen: Der Gastfreund, Trauerspiel in einem Aufzug; hierauf: Die Argonauten, Trauerspiel in vier Aufzügen. Am folgenden Abend die dritte Abtheilung: Medea, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die zweyte Einnahme dieses lezteren ward dem Verfasser überlassen. Mit Unrecht und des Dichters Absicht ganz entgegen hat man dieses dramatische Gedicht, wie er es selbst nennt, mit dem Kunstwort Triologie bezeichnet, wozu im Sinne der griechischen Dichter, wie man weiß, eine andre Eintheilung erfordert wird. Wir wollen uns darauf beschränken, den Inhalt und den Gang dieses umfassenden Werks so kurz wie möglich, mit einigen Bemerkungen im Allgemeinen anzuzeigen, da zu einer ausführlicheren Beurtheilung weder jezt die Zeit, noch hier überhaupt Raum genug vorhanden ist.

Das Vorspiel: Der Gastfreund, beginnt mit des jungen Helden Phryxus Ankunft auf Kolchis, der von dem König Aietes gastfreundliche Aufnahme fordert. Diesem übergiebt er seine mitgebrachten Schätze zur Verwahrung, nur sein Köstlichstes, das goldne Bließ, das er aus Delphos mitgebracht, woran ein unbekannter Gott, dessen Bild er in diesem Lande wiederfindet, Sieg und Rache knüpfte, behält der Fremdling mit Bedacht zurück; an einer Stange flatternd, dient es ihm statt einer Fahne, zum Schutz in den verderblichsten Gefahren. Medea, des Fürsten jugendliche Tochter, eine rauhe Jägerin, der Liebe und den Männern abgeneigt, fordert sein Schwert, auf Geheiß des Vaters, eines rohen Barbaren, und erhält es auch, nachdem der junge Held die andern Waffen vorher schon abgelegt. Von ihrer Mutter unterrichtet, Zaubertränke zu bereiten und mit den Geistern der Unterwelt Zwiesprach zu halten, soll sie für den Gast einen betäubenden Trank mischen, wozu sie widerwillig sich versteht. Phryxus, Gefahr ahnend, stürzt aus seiner Herberge; er wird von wilden Kriegern schnell umringt; zu dem Gott, dessen Bildsäule auf einem Altar im Hintergrunde ragt, fleht er um Rache, den treulosen Herrscher belastet er mit Vorwürfen, dringt ihm voll Verzweiflung das goldne Bließ auf, das Einzige, was ihm noch übrig ist, und ruft ihm zu: „Dir vertrau ich's an, bewahr' es treu!" — Erschüttert von den furchtbaren Verwünschungen, will Aietes, der es unwillkürlich nahm, das furchtbare Gut zurückstellen; zur Statue flüchtet der Bedrängte sich, unaufhörlich Rache flehend, verfolgt von dem Barbaren, der ihn niederstößt. Die Furien erscheinen Medeen und das grauenvolle Schicksal ihres Hauses zeigt sich ihr im Bilde. — So schließt die erste Abtheilung. Die Charakteristik ist kühn; hieher gehört besonders das finstre Bild der Amme Gora, in welcher hier, wie überall, sich gleichsam der Typus des Hauptcharakters darstellt. Die Ausführung ist kräftig, und sinnreich die Idee: dem verrätherischen Wirth, das goldne Bließ, die lezte Lockung seiner Habsucht, als anvertrautes Gut zu übergeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 32.

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. April 1821.

Periodische Literatur.

Lembert's Taschenbuch

für Schauspieler und Schauspielfreunde auf d. J. 1821. (Wien b. Tendler und v. Manstein) beginnt mit zwey Schauspielanfängen: Des Lebens Schattenbild von Grillparzer, und Adosinda von E. A. West. Jenes scheint uns ein Gründling des Pultes zu seyn, vielleicht ein erster Versuch, noch vor der Ahnfrau entstanden: denn stärker noch, als in dieser, klingt die Schuld, und S. 13 auch Schillers Schlacht vor. Indessen sieht man es doch auch schon diesem Producte an, daß fremde Dichtkräfte hier keine Maschine bewegten, sondern eigne Dichtkraft in Thätigkeit sezten. S. 12 spricht sich der Trieb nach Herrschermacht also aus:

So zu sammeln alle Quellen,
Die vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigang,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluren wälzen!
Neidenswerthes Loos der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht.

Wo die Phantasie den Gegenstand einer Begierde so schmückt, da ist auch Poesie. In Adosinda finden wir nichts Aehnliches. Der hier abgedruckte erste Akt ist zwar in Bezug auf den dramaturgischen Zweck, Interesse für die Handlung zu erregen, weit geschickter gebaut, als jene Expositionsscenen von Grillparzer; aber der Diction fehlt das poetische, den Versen das musikalische Leben. Ein Liebender, statt sein Gefühl zu malen, spricht es S. 22 aus, wie folgt.

Da fällt ihr Auge, zitternd, (das Auge?) thränenschwer,
Zum zweyten Mal auf mich, und ein Gefühl
Ergreift mich, nahmenlos; auf spring' ich, und
Mein(er) selbst nicht mächtig, stürz' ich durch das Volk.
Ob Freud' ob Leid mich überwältigend
Umfing, ob Glück ob Unglück, weiß ich nicht.
Doch wie erfrischt sich Feld und Wald erhebt,
Wenn segnend ein Gewitter sich entlud,
Die Nebel sinken und die Sonn' erglänzt
Im Wiederschein der thaugetränkten Flur:
So rütteln aus dem dumpfen Todesschlaf
Sie die Gefühle meines Busens wach,
(Die mußte jener Blick schon geweckt haben.)
Die Brust durchzuckt mich und der scharfe Schmerz,
Und diese Qual und diese Seeligkeit
Zu bänd'gen fehlt so Wille mir als Kraft.

Das möchte seyn, nur sollte die Kraft, sie zu schildern, nicht fehlen.

Der Soldat ganz allein (in einer Redoute, den Feind durch Commandiren, Trommeln, Schießen u. s. w. täuschend) von Castelli, und die Geheimnisse von Lembert sind wohlfeil fabrizirte kurze Waare für's Theater, wie es ist. Darüber, daß es so ist, klagen S. 74 „flüchtige Bemerkungen.“ „Unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und bieten das Höchste, was sie zu bieten vermögen, unbekümmert ob das Publikum im Stande sey, dem Fluge ihres Geistes zu folgen.“ Sollen sie das nicht? Lernten nur die Schauspieler ihm folgen, das Publikum würde schon die Augen heben.

Das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller (nichts als Namen, Stand und Wohnort eines jeden angebend) füllt neun Oktavseiten. Ueber 200 Namen! Mehr als die Hälfte lasen wir hier zum ersten Mal, z. B. Jester, Joel, Passy, Rümel, Schlotterbeck, Wohlbrück u. s. f. Methusalem Müller, v. Seckendorf, Wilhelm Hensel und manche andere fehlen. Die lezte Hälfte des Buches füllt das Verzeichniß der deutschen Theater und ihrer Mitglieder. Die Theateranekdoten sind so ungesalzen, daß sie sämmtlich wahr seyn können. Soll das Publikum damit ergözt werden, warum erfindet man deren nicht lieber? Sie können dann zu gleicher Zeit witzig und lehrreich seyn.

Das Aeußerliche ist mittelmäßig. Das Titelkupfer stellt im Brustbilde einen vielgepriesenen, hochadeligen deutschen Schauspiel-Intendanten vor, der mit nicht weniger als sieben verschiedenen Ordenskreuzen behangen ist. Mög' er wenigstens Eins davon um die wahre Kunst verdient haben, oder noch verdienen!

Neue Berliner Monatsschrift

für Philosophie, Literatur und Kunst, hat mit dem Jan. 1821 b. E. H. G. Christiani begonnen, der sich auch als

Redacteur genannt hat. Vermuthlich ist er nur verantwortlicher Redacteur, souffre — douleur de la maison, in Betracht des strengsten aller deutschen Censuredikte. „Mit redlichem Eifer (heißt es im Vorworte) hat Nicolai (in der neuen berlinischen Monatsschrift) sich abgemüht, die Welt zu überreden, daß mit Goethe der Untergang der deutschen Literatur hereinbreche, und der Dichter erlebt es nun, daß „„ein zweytes und drittes nachwachsendes Geschlecht““ in derselben Zeitschrift, die einst ihn so sehr verunglimpfte, ihn ehrt und feyert; und da sie zum erstenmale wieder würdig auftreten wollte, wußte sie als Schmuck zu dem festlichen Reigen, als Waffe gegen die Feinde, als Feldgeschrey für die Freunde, nichts gefälligeres, treffenderes und anmahnenderes zu wählen, als die Verse, womit der Dichter uns kürzlich beschenkt hat:

Dreyhundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn vom Pabst und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Pred'ger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

In diesem Sinne ist auch diese Zeitschrift geschrieben, und wird sich ganz dem Geiste der preußischen Regierung anschließen, die in Religion, Kunst und Wissenschaft jede freyere Untersuchung unterstüzt und beschüzt.“

Nach den vorliegenden 3 Heften (der halbe Jahrgang à 3 Thaler Courant soll deren 6 enthalten) scheint dieses Anschließen ein Compliment zu seyn. Wenigstens zeigen dieselben durchaus keine Aehnlichkeit mit derjenigen Berliner Zeitung, welche nur „im Sinne der Regierung“ schreiben und geschrieben wissen will. Es ist der Geist der (literarischen) Freyheit, welcher darin athmet, und gegen den Obscurantismus protestirt; anders, aber nicht schwächer, als zu Nicolai's Zeiten die allg. deutsche Bibliothek, und die 1783 begonne Berlinische Monatsschrift, die deshalb in einer, zu ihrer Zeit (1795) famösen Schrift: Nachrichten von einem großen unsichtbaren (literarischen) Bunde gegen die christliche Religion u. s. f. sammt ihrem Gründer verketzert wurde. Vergl. S. 8 ff. und S. 79 der angez. Schrift.) Der Aufsatz, Concordia — Discordia, und der kritische Bericht von dem „Berichte über die indische Bibliothek“ (eine Zeitschrift d. Weber in Bonn) sagen schon durch ihre Ueberschriften, was sie im Schilde führen. Es gilt Krieg gegen die Schlegel; „Die Concordia, welche die Halbkatholiken bey uns einschwärzen wollen, ist ein Wolf im Schaafkleide, macht eine ehrliche, dummdreiste Miene, aber die Dummheit allein ist's, die Verderben bringt, und nur vernünftige Bildung bewahrt vor Unbesonnenheit. So mögen wir weit sicherer uns bey der so oft gescholtenen Discordia befinden, die, wie der Mythus schon sagt, Himmel und Erde geschaffen hat, und der Pulsschlag ist, der das Herzblut der Welt in lebendiger Regung, umkreisen macht.“ (S. 31.) Der indischen Schatzgräberey in Bonn geht es nicht besser, als der Wiener Friedensgöttin. Von der indischen Druckerey heißt es S. 82: „Nicht die ungeheuren Kosten dieser Anstalt dürfen in Anschlag gebracht werden von einer Regierung, die jedes Bestreben in Kunst und Wissenschaft so freygebig unterstützt; (doch! die deutsche Literatur geht vor) hier aber scheint nur das Steckenpferd des Herrn v. S., oder vielmehr sein Stecken-Elephant mit goldenem Haber gefüttert zu werden. Jeder einzelne Buchstabe kostet in Paris 4 Franken“ u. s. f. Das ist enorm; aber der Ruhm, die Ganga (Ganges), bis an den Rhein herabkommen, und an den Ufern des leztgenannten Stromes den indischen Slokas sanscrit drucken zu lassen, ist auch enorm. Der Slokas, sollen unsre Leser wissen, ist ein sechzehnsylbiger Vers, worinnen die indischen Heldengedichte geschrieben zu seyn pflegen. Sie sind bekanntlich sehr priesterlich, darum paßt dieses Versmaaß für sie, welches auch Werner in der Weihe der Unkraft benuzt hat. Gegen diesen Slokas reitet S. 126, quadrupedante sonitu, das antike Versmaaß an:

Shakespear hast du verlassen, den heldischen Sänger der Britten,
Und von dem glühenden Lied Calderons bist du gestohl'n.
Zügellos weißt du nicht mehr engländische Renner zu tummeln,
Auf andalusischem Hengst schlotterten Waden und Knie.
Draußen in Indien reitest du breit auf dem Weltelephanten,
Schaust so gemächlich herab, dünkst dich da oben wie groß!
Nimmst in dem Ganges ein stärkendes Bad, kaufst Betel, Areka,
Suchst Mahabharata dir, suchst Ramayana auf.
Also befahl es der Arzt; dir taugt das dampfende Beefsteak
Nimmer, des Mallaga Gluth brannte dir schier das Gehirn.
Zupfe dir Kräuter und Gras, zu Salat grün' Lotosblätter,
Und an der indischen Kuh säuge das Kälbchen sich auf.

Uebrigens wird auch gegen andere literarische Zeiterscheinungen, und meist mit Geist, opponirt. Wir empfehlen u. a. die spaßhafte Erzählung S. 60 von den gelehrten Vorlesungen im Japanischen Palais zu Dresden über die Greifen des Apoll auf dem neuen Berliner Schauspielhause in Berlin, wo „der junge Secretär des Generalintendanten Grafen B. zugegen“, und daher der Erzähler im voraus versi-

chert ist, daß das Berliner Theater „nicht unbelobt" bleiben werde. „Die Vorlesung schloß mit einem Lob auf den gründlichen Alterthumsforscher **Hirt**, mit einem Päan — jedoch in Prosa — auf den würdigen Generalintend. der k. Sch. I. B., und mit einem Nativitätstellen des neuerbauten Hauses, von dem wir genug haben, wenn nur die Hälfte in Erfüllung geht."

Anonymität scheint in dieser Zeitschrift das vorherrschende Prinzip zu seyn, sie hat überhaupt alle Anlagen zu einer **wilden**, und so wird hoffentlich der Colporteur, wenn auch nicht an den Plebs (für den sie theils zu gelehrt, theils zu poetisch ist), doch an die Weltleute und Schadenfrohen weit mehr Exemplare absetzen, als an die gemüthlichen Poeten, die „auf Gottes Gnade hoffen," und daher billig die sächsische **Muse** vorziehen, die gnädig polemisirt.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. December 1820.

(Fortsetzung.)

Wohlredenheit. Les Orateurs français. Unter diesem Titel haben wir zu seiner Zeit die erste Abtheilung eines Werks angekündiget, welches im Kleffer'schen Verlage erscheint, und wovon die drey ersten Bände, Mirabeaus Reden enthaltend, bereits abgeliefert sind. Obwohl der Verleger mit Barnaves und Vergniauds Reden, die ebenfalls zu dieser ersten Abtheilung gehören, noch im Rückstande ist, so kündiget er doch schon die zweyte an, die in drey Bänden die Reden von Cazales und Maury umfassen soll. Der Advokat Chare wird eine Lebensbeschreibung dieser beyden Redner ihren Arbeiten voranschicken. Das ganze Werk soll höchstens aus 14 Oktavbänden bestehen. (Subscriptionspreis eines jeden Bandes 5 Fr. 50 Cent.)

Dichtkunst. La Vaccine, Gedicht von Anthelme Peysson, Arzt am Militair-Hospitale zu Cambrai. Der Verfasser läßt in diesem kleinen Gedichte ein wahres poetisches Talent durchblicken. Die Noten, die es begleiten, zeugen von einem richtig philosophischen Geiste, und von einem brennenden Eifer für die Fortschritte der Heilkunde (1½ Bogen Druck in 8. Bey Delaunay). — Etudes poétiques par M. de Chênedollé. Dieser junge Dichter hat sich schon durch einen andern Versuch seine Muse: Le genie de l'homme, vortheilhaft bekannt gemacht. Seine Muse scheint sich vorzugsweise mit ernsthaften, religiösen, melancholischen Gegenständen zu beschäftigen. Sie irret gern zwischen Ruinen und Gräbern umher, und stellet mit nicht geringer Vorliebe eher die Bilder berühmter Männer der Vergangenheit, als der Gegenwart dar. Nicht selten erhebt sie sich von der Elegie bis zur Ode, ohne daß der Uebergang ihr die mindeste Anstrengung zu kosten scheinet. Mit Recht verdienen diese „poetischen Studien" den „poetischen Betrachtungen von de la Martine" zur Seite gesezt zu werden, wovon seit einem halben Jahre schon die siebente Auflage unter die Presse gelegt worden ist. (10 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bey Nicolle.)

Dramatische Dichtkunst. Jean de Bourgogne, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Guilleau de Formont. Die Regierung Carls VI, so reich an blutigen Auftritten, hat bekanntlich schon mehr als einem französischen Dichter zur theatralischen Bearbeitung den Stoff geliefert. Neuerdings noch wurde ein Trauerspiel von Lemercier, welches ein treues Gemälde dieser Regierung aufstellte, von der Theaterdirection zurück gegeben, warum? davon kann hier die Rede nicht seyn. Man glaubte schon, daß das Formont'sche Stück ein gleiches Schicksal erfahren würde, denn man wußte, daß schon vor dem russischen Feldzuge, es von den Schauspielern des ersten Théâtre français angenommen war. Es ist gehaltreich. Johann der Unerschrockene erscheinet darin, wie er den Herzog von Orleans auf offener Straße in der Hauptstadt Frankreichs mordet; wie er dieses Land fremden Heeren öffnet; wie er gegen den Dauphin mit dessen unnatürlicher Mutter sich verschwört; wie er die Kerker mit den edelsten Familien des Königreichs anfüllet; wie er über zwey tausend Gefangene der Wuth eines wilden Pöbels Preis giebt; und wie er endlich selbst eines grausamen Todes stirbt. Gewiß hat dem Verfasser nichts so viele Mühe gekostet, als alle diese Ereignisse, die in der Geschichte durch mehrere Jahre getrennt sind, in den engen Zeitraum einzuzwängen, den die Regeln der französischen Bühne erheischen. Nothwendig mußte er zu poetischen Freyheiten seine Zuflucht nehmen. So hat er die Ermordung des Herzogs von Orleans, die zwölf Jahre vor der Handlung des Stücks geschah, nur zwey Monate von derselben entfernt. Eben so sieht man an einem und denselben Tage den Dauphin die Verschwornen bekriegen, die der Herzog von Burgund zusammengerottet hatte; diesen hinwiederum, den das Volk aus seinem Kerker befreyet, den Dauphin besiegen und zur Flucht nöthigen; die bekannte Zusammenkunft auf der Brücke von Montreau statt finden, wo der Herzog fällt, und den Dauphin zurückkommen, um von diesem Vorgange selbst die Erzählung (recit) zu machen. Dieses Zusammendrängen der Begebenheiten mußte nothwendig den Gang der Haupthandlung etwas verwirren, um so mehr, da einige sich derselben anschließende Nebenhandlungen von der größten Wichtigkeit sind, wie zum Beyspiele die ganze Rolle der Wittwe des Herzogs von Orleans, eine bedeutende Rolle, die mit vieler Kunst für das ausgezeichnete tragische Talent der Schauspielerin Duchesnois geschrieben ist. Aber das französische Publikum verzeihet eher einige Verwirrungen und Unwahrscheinlichkeiten, als eine Verletzung der beliebten Einheiten. Diese hat der Verfasser streng beobachtet. Dabey sind seine Verse wohlklingend, seine Charaktere gut gezeichnet, und die Theilnahme der Zuschauer wird fast ununterbrochen wach erhalten. Das Stück wurde am 4. December mit unzweydeutigem Beyfall vom Publikum aufgenommen, und ist gleich nachher mit einigen Verbesserungen im Druck erschienen. (4 Bogen in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Barba.) — Zugleich mit vorstehendem Trauerspiele wurde am nämlichen Abend, und auf der nämlichen Bühne (es war

eine Benefiz-Vorstellung für den abgehenden Schauspieler Damas), ein neues Lustspiel in einem Aufzuge und in Versen, von Manteuil, L'amour et le procès, aufgeführt, doch etwas minder günstig aufgenommen. Der Rechtshandel, von dessen glücklichen Ausgang das ganze Vermögen zweyer junger Frauenzimmer abhängt, dienet dazu, die Beständigkeit ihrer zwey Liebhaber auf die Probe zu stellen. Man macht ihnen glauben, der Prozeß sey verloren, worauf sie in ihren Bewerbungen noch dringender werden, denn sie sind selbst reich und können ihren Schönen jezt nützlich werden. Aber der Prozeß ist gewonnen und alle heirathen sich mit desto größerem Vergnügen. Vielleicht verdankt es H. Manteuil dem unnachahmlichen Spiele der verehrten Mars, daß bey einer so schwachen Handlung und einem so abgedroschnen Gegenstande, sein Stück nicht durchgefallen ist. Bey der zweyten Vorstellung hat man einige glückliche Veränderungen bemerkt. (3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Ladvocat). — L'auteur mort et vivant, komische Oper in einem Aufzuge, von Planard, die Musik von Herold. Der Verfasser glaubt, daß dramatische Dichter bey ihrer Lebenszeit nie nach Würden geschäzt werden, daß sie todt seyn müssen, um mit ihrem Talente Bewunderung zu erregen. Auf dieser Meinung fußend, stellt er einen jungen Dichter dar, der, voll Verdruß, sich stets vom Publikum verkannt zu sehen, auf den Einfall geräth, durch einen vertrauten Freund die Nachricht seines Todes in Paris verbreiten zu lassen, während er sich auf ein entferntes Landgut seines auf Reisen befindlichen Oheims begiebt. Aus diesem seinem Grabe läßt er etliche Jahre hindurch mehrere hinterlassene Werke hervorgeben, wovon keines ermangelt, Bewunderung zu erregen. Bey der lezten seiner Arbeiten, ist der Beyfall so groß, daß der vertraute Freund das Geheimniß nicht länger bergen kann, und Dorville, dieß ist der Name des Dichters, zum Mitgliede der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt wird. Die Nachricht davon kömmt gleichzeitig mit dem Oheim auf dem Landgute an, wo Dorville bis jezt gehauset hat. Aber der Oheim ist in Begleitung einer jungen schönen Muhme zurückgekommen, die der Dichter schon liebenswürdig fand, ehe sie mit ihren verstorbenen Eltern nach Amerika reisete. Daß ihm jezt auch die Hand dieses holden Mädchens zu Theil wird, verstehet sich von selbst. (3 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Vente.) — Le Diable d'argent, ist eine äußerst witzige Posse, von Armand und Rochefort, die seit dem 5. December herzliches Lachen im Theater des Variétés erregt. Der silberne Teufel hat eine Tochter, Mademoiselle Recette, die, wie so viele andere liebenswürdige Kinder in Paris, ihrem Vater die Mittel verschafft, auf eine sehr angenehme Art zu leben. Daß Mademoiselle Recette ausnehmend schön ist, daran zweifelt wohl niemand. Unter ihren zahlreichen Anbetern zeichnet sich der Erfinder neuer, unter den Namen Autoclaves bekannten Kochtöpfe aus, dem noch zur besonderen Empfehlung dienet, daß er mit dem Erfinder der politischen Schnupftabacksdosen, und dem braven Patrioten, der zuerst die Hüthe à la Charte verfertigte, nahe verwandt ist. Ein anderer Bewerber um die Hand der schönen Recette, übt das löbliche Handwerk, Flugschriften zu Gunsten irgend einer herrschenden Meinung zu schmieden, je nachdem er seinen Vortheil dabey findet. Noch ein anderer Freyer kündiget sich als Unternehmer öffentlicher Bälle an, welche die Prinzen und Prinzessinnen der großen Oper incognito zu besuchen versprochen haben, und wo die jungen Herren aus Paris und London Gelegenheit finden werden, mit Iphigenie eine Gavotte zu tanzen, oder mit Dido eine Parthie Kreps zu spielen. Aber Mademoiselle Recette hat sich schon lange zu Gunsten eines italienischen Sängers erklärt, und dieser führt die Braut heim. Das Ganze ist ein buntes Gemälde der Thorheiten des Tages, die mit der Geißel des beißendsten Witzes vor den Augen der Zuschauer wie in einem Schattenspiele vorbey getrieben werden, worüber alle lachen, und die doch so viele fortdauernd gern mitmachen, bis neue Thorheiten an deren Stelle treten. (2 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 25 Cent. Bey Barba.) — H. Hugo, Redacteur der Zeitschrift: Conservateur littéraire, kündiget unter dem Titel: Le Génie du Théâtre espagnol, eine Uebersetzung und kritische Beurtheilung der besten Stücke an, die Lope de Vega, Pedro Calderon de la Barca und andere dramatische Schriftsteller Spaniens, von der Mitte des sechszehnten bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben haben. Als Einleitung soll eine Geschichte der dramatischen Kunst in Spanien dem Werke vorangeschickt werden, und jedem Dichter seine Lebensbeschreibung vorhergehen. Die Nachahmungen spanischer Schauspiele, von den besten französischen Dichtern werden das Werk beschließen, wovon die Herausgabe in 15 Lieferungen, jede von zwey Bänden, statt finden soll. (Preis eines jeden Bandes 6 Fr.) Zugleich mit dem Texte wird eine Sammlung sich darauf beziehender Kupfer in 15 Lieferungen ausgegeben werden, worauf besondere Unterschrift statt findet. (Preis einer jeden aus sechs Kupfern bestehenden Lieferung 15 Fr. Bey Boucher.)

(Der Beschluß folgt.)

Bibliopolitische Kritik.

Der Herr Verfasser derjenigen Anzeigen, die nach der Notiz in Nr. 105. vor. Jahrg. zurückgelegt *worden sind*, weil der Anfang, d. h. fast die Hälfte der einen wörtlich im Oppositionsblatte (und auch in anderen Blättern) erschienen war, hat diesen Fall durch das Anführen zu entschuldigen versucht, daß er diese Recension dem Verleger, gegen den er Verbindlichkeiten gehabt, für ein Blatt seines Verlags mitgetheilt, von diesem aber die Nachricht erhalten habe, dieses Blatt nähme Kritiken nicht auf. Nach Einsendung der Recension für das Lit. Bl. hab' er bemerkt, daß der Verleger den Anfang davon als Buchhandlungsanzeige benuzt habe. Male quidem! Das führt zur bibliopolitischen Kritik, und die wollen wir den brockhausischen Instituten, Conversationsblatte, Hermes u. s. f., überlassen. Ich bin dem Verleger des Lit. Bl. diesfalls die möglichste Sorgfalt schuldig: denn auch seine Verlagsartikel unterliegen hier der Kritik, und es ist zwischen uns schriftliches Einverständniß (gesehen haben wir einander ohnehin noch nicht), daß in diesen Fällen auf ihn durchaus keine Rücksicht genommen werden soll. So ist es auch geschehen (vergl. Nr. 67. 89. 99. v. J. 1820. Nr. 9. und Nr. 11. v. J. 1821), und so wird es, was an mir ist, bleiben, so lang' ich das Geschäft der Redaction verwalte. Mithin kann ich den Herren Recensenten zu bibliopolitischen Gefälligkeiten hier keinen Raum geben. Auch ist ja wohl eben keine Noth darum.

M.

Nro. 96.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 21. April 1821.

Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen und ihr seyd zu mir kommen. — Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Evangelium Matthäi.

Die Gefängnisse der Schweiz.

Von Franzis Cunningham.

Ein menschenfreundlicher Britte hat, als Frucht einer im Jahr 1820 nach des edlen Howard Beyspiel gemachten Reise in der Schweiz folgendes Werk herausgegeben: Notes recueillies en visitant les prisons de la Suisse, et remarques sur les moyens de les améliorer, avec quelques details sur les prisons de Chambéry et de Turin, par Francis Cunningham, suivies de la description des prisons ameliorées de Gand, Philadelphie, Bury, Ilchester et Millbank, et d'un rapport sur le comité des Dames à New-Gate, par T. P. Buxton, Esq., membre du Parlement (Genève et Paris, ch. Paschoud. 1820. LXVIII und 87 S. 8.) und der Verfasser hat Abdrücke derselben an die verschiedenen Regierungen der Schweiz gesandt. Da sein sehr milder und schonender Tadel — er geht darin so weit, daß er keinen Ort, den er trifft, namhaft macht — so wie seine bescheidnen Verbesserungsvorschläge allgemeiner Anwendung fähig sind, legen wir hier einige seiner Ansichten unsern Lesern vor.

In der Schweiz, wie anderswo, ward bis dahin bey der Absonderung eines Gefangenen, viel weniger seine Besserung, als die Bestrafung desselben nebst der Abschreckung Anderer beabsichtigt, und seine sittliche Besserung hielt man großentheils für unmöglich. Die nächste Folge davon war, daß ungefähr alles dasjenige versäumt ward, was diese Besserung erzielen konnte, und daß ein aus irriger Ansicht hervorgehendes fehlerhaftes Verfahren viel dazu beytrug, die Verbrechen zu vermehren, statt sie zu mindern. Ein weiter daraus entspringendes Uebel, welches leider in der Schweiz ziemlich allgemein statt findet, ist die Vervielfältigung der Todesstrafen und die Anwendung gewisser anderer Strafarten, die weder den Verbrecher bessern, noch die Gesellschaft gegen seine Gefährdungen schützen mögen. „Wenn Sie unser Mitbürger wären, sagte mir ein sehr ehrwürdiger Geistlicher, der von dem Begleit einer Weibsperson zum Blutgerüste zurückkam, so würde ich Ihnen die Missethat nennen, die mit dem Tode bestraft ward; einem Fremden thu' ich es nicht.“ Er äußerte nachher: es lasse sich das strenge Urtheil einzig nur aus der Schwierigkeit, die Weibsperson eingesperrt zu behalten, erklären. Welchen Namen verdient aber ein Todesurtheil, das seine Begründung in dem Mangel oder in der fehlerhaften Einrichtung eines Gefängnisses findet, und das ausgesprochen ward, weil es wohlfeiler oder leichter ist, einen Menschen zu tödten, als ein Haus zu bauen! Nicht minder verwerflich, ungerecht und den Pflichten guter Nachbarschaft zuwiderlaufend, ist die gleichfalls durch die mangelhafte Einrichtung der Gefängnisse veranlaßte oder vervielfachte Landesverweisung. Da, wo eine schlechte Beschaffenheit oder Verwaltung der Gefängnisse, ihre Bewohner der Kälte, dem Mangel an Kleidern, einer verdorbnen Luft, allerley Krankheitsursachen und der sittlichen Verpestung unter verdorbnen Mitgefangnen aussezt, da stellt sich eine Anhäufung von Strafen und zwar von solchen dar, die der Richter zu verhängen auf keine Weise befugt gewesen wäre. Gefangenschaften, worin die Sträflinge solche Qua-

len leiden, sind nicht nur grausam, sondern auch ungerecht, weil sie die gesetzliche Strafe steigern und zwar im nämlichen Masse für alle Sträflinge, mögen sich dieselben größerer oder geringerer Vergehen schuldig gemacht haben; sie sind auch sehr unklug, weil die zwey großen Strafzwecke, die Hinderung der Vervielfältigung von Verbrechen und die Besserung des Verbrechers, völlig unmöglich gemacht werden, wenn das Gefängniß selbst eine Schule der Verkehrtheit und des Lasters ist; und endlich sind dieselben eines verständigen und gesitteten Volkes unwürdig, und sie können nicht anders als auf seine Sittlichkeit und seinen Charakter nachtheilig zurückwirken.

Der wichtige Unterschied zwischen Angeklagten und Verurtheilten, welcher zwey Classen der Gefangenen bildet, deren Verhältniß völlig ungleich ist und die daher auch nicht miteinander vermengt werden dürfen, wird in einem grossen Theil der Schweiz keineswegs gehörig beachtet, und überhaupt schien mir das Verfahren gegen Angeklagte allzuhart. Sie werden, so oft ihre Geheimhaltung nicht nothwendig erachtet ist, mit den verurtheilten Sträflingen gemeinsam verwahrt, und wo jener Fall eintritt, wird ihre Lage noch schlimmer, weil man sie alsdann in feuchte und dunkle Kerker verschließt. Ich habe in einer schweizerischen Gefangenschaft einen Menschen gesehen, der seit zwölf Monaten verhaftet war, und dessen Prozeß, wie man mir sagte, noch etliche Monate andauern mußte; ich fand ihn an sein Bett gekettet, das zugleich als Tisch und Stuhl diente, völlig einsam und unbeschäftigt; ein paar Gebetbücher waren die einzige Unterhaltung, die ihm vergönnt ward; das Tageslicht erhielt sein Kerker aus einer in der Höhe angebrachten Oeffnung; des Tages dreymal traf der Kerkermeister im Kahne ein, um Speise zu bringen und die Kette zu untersuchen. In solcher Einsamkeit, mitten im Wasser, sind diesem Unglücklichen die Jahrszeiten in härterem Verhaft, als der den Verurtheilten zu Theil wird, verstrichen. Das schreckliche Wort: „erst straft und hernach richtet er" findet aber hier seine völlige Anwendung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Abenteuer des Holländers Erdmann auf St. Jago einer der grünen Vorgebirgs Inseln.

(Beschluß.)

Bis dahin hatte mich der Domherr alle Tage besucht, und den lebhaftesten Antheil an meinem Uebel zu nehmen geschienen; um so mehr fiel es mir auf, wie ich ihn eines Tages gar nicht erblickte; den folgenden Tag erschien er an der geflochtenen Rohrwand, aus der hier zu Lande alle innere Abtheilungen eines Hauses bestehen, fragte gleichgültig, wie es mir gienge? und entfernte sich. Anfangs hielt ich dieses Betragen für einen Anfall übler Laune, allein auf seinem Gesicht, so weit ich es sehen konnte, glaubte ich eine boshafte Freude zu lesen. Endlich löste mir der Name Jeronima, den ich ihm beym Weggehen zweymal zähneknirschend aussprechen hörte, das drohende Räthsel. Ich zweifelte nicht mehr, daß er meine Abneigung gegen dieses Mädchen erfahren, und deßhalb sein Wohlwollen gegen mich in Haß verkehrt hätte. Wie er zur Kenntniß meiner Gesinnungen gelangt war, konnte ich nicht ergründen. Vielleicht hatten mich einige Neger, die mich um seine Gunst beneideten, bey ihm angeschwärzt, denn ich erinnerte mich, daß ich mich eines Abends beym Nachhausekommen in der Neger-Wohnung aufgehalten, und ihre Glückwünsche wegen meiner bevorstehenden Heyrath mit Jeronima mit Spott über die häßliche Person meiner Braut beantwortet hatte. Der Rum, den ich mir von den Europäern in zu großer Menge hatte einschenken lassen, beraubte mich damals der nöthigen Vorsicht; dennoch würde dieser Umstand ohne Folgen geblieben seyn, hätte ich die Sklaven durch meine stete Beflissenheit bey dem Domherrn in Ehrfurcht gehalten; wär es auch einem von ihnen mich anzuklagen eingefallen, so hätte ihn mein Läugnen und das Zeugniß aller andern Sklaven, die mir, wie ich oben sagte, sehr ergeben waren, widerlegt; allein meine lange Krankheit und dadurch erzwungene Abwesenheit von Don Freire hatte meinen Feinden Mittel an die Hand gegeben, meine Lage zu ändern. Welches nun auch die Umstände seyn mochten, so glaubte ich alles von des Domherrn Rache *fürchten* zu müssen, und konnte doch kein Mittel ersinnen, mich derselben zu entziehen. Unruhe spannte mich den ganzen Tag auf die Folter, sie ward Abends noch durch das geheimnißvolle Betragen eines jungen Negers vermehrt, der mich, so wie die drey Pagen, bediente, und seit ich keine Krankenwärterin mehr brauchte, seinen Dienst wieder angetreten hatte. Wie ich mich zu Bett begeben wollte, kam er, um sich nach meinen Bedürfnissen zu erkundigen. Wie er mir beym Weggehen gute Nacht bot, bemerkte ich aber, daß er schluchzte; schon auf halbem Wege kehrte er noch einmal um und reichte mir die Hand. Was fehlt dir, Louis? fragte ich ihn. Ach nichts, erwiederte er, ich wünsche euch nur eine gute Nacht, mein guter Herr, eine recht gute Nacht! Das sagte er mit einem Tone, der mir durch die Seele ging. Um Gottes Willen rief ich, was bedeutet das? — Ohne ein Wort zu sagen hob Louis die Augen gen Himmel, legte die Hand auf den Mund und eilte hinweg. Ich lag nun schlaflos, mit den finstersten Ahnungen beschäftigt, auf meinem Bett, als ich gegen Mitternacht ein Geräusch vernahm und unter mehreren leisen Stimmen auch die des Domherrn zu unterscheiden glaubte. Das Geräusch kam näher und ich hörte, daß man in der dichten Finsterniß nach meiner Thür umher tappte. Verzweiflung ergriff mich, dennoch fand ich Kräfte genug, um mich aus dem Bett zu stehlen und hinter denselben Koffern zu verbergen, auf denen ich jene Schröpfmarter aus-

gehalten hatte. Kaum war mir dieses gelungen, so liessen sich zwey Männer über die nie bis an die Decke reichenden Rohrwände herab, tappten auf mein Bett zu und versenkten dort mehrere Male ihre Dolche ins Kopfkissen. Einerseits musste es ihnen befremdlich vorkommen, daß ihr Schlachtopfer keinen Schrey ausstieß, keinen Seufzer, auch mussten sie merken, daß ihre Dolche keinen menschlichen Körper getroffen; anderseits konnten sie doch unmöglich glauben, daß ich aus dem Zimmer entkommen sey; sie richteten wohl deßhalb ihre Streiche gegen die Wände, in der Meinung, ich habe mich irgend wo dagegen gelehnt, über meinem Haupte selbst, dröhnte die Wand von ihren Streichen. Ich brachte diese Momente in einer wahren Todesangst zu. Dennoch bin ich zu glauben versucht, daß diese Leute von Mitleid gegen mich bestimmt wurden, ihren abscheulichen Auftrag nachlässig zu erfüllen; sie fürchteten auch vielleicht, daß mein Geschrey die drey Pagen, die man wahrscheinlich nicht mit in das schauderliche Geheimniß hatte ziehen wollen, aufwecken könnte. — Wie dem auch seyn mochte, die Mörder begaben sich endlich, nicht wie sie gekommen waren, über die Rohrwand, sondern durch das Fenster hinweg. Ich hörte wie der eine, den im Hof auf sie wartenden Domherrn sagte: „der hört den Hahn nicht wieder krähen,“ und ihre Sprache verrieth sie, wie ich es mir gedacht hatte, als Neger.

Obgleich die Gefahr vorüber war, durchwachte ich doch die Nacht; mein Entschluß war gefasst: so bald ich wusste, daß der Domherr aufgestanden sey, schlich ich mich über den Hof zu seinem Zimmer, um ihm zu sagen, daß ich, da meine Besserung so sehr zögere, um ihn aller Last zu entheben, mich ins Hospital begeben wollte. Die Gerichts-Trompete hätte Don Freire nicht also von Schrecken erstarren können wie meine, des Todtgeglaubten, Erscheinung. Alle seine Verstellung reichte nicht aus; er befand sich in einem Zustande, der mich einigermaßen für die Todesangst, der mich seine Bosheit ausgesetzt hatte, entschädigte. Wie er endlich die Sprache wieder gefunden, fragte er mich, ob mir etwas abginge? ob sich Jemand gegen mich vergangen? oder ob ich an seiner Freundschaft zweifle? Er mochte sich schmeicheln, daß der Mordanschlag durch irgend einen glücklichen Zufall fehlgeschlagen, und also gar nicht zu meiner Kenntniß gelangt sey. Da er aber doch nicht unverschämt genug war, um in mich zu dringen, versicherte er mich, daß mir sein Haus stets offen bleiben würde, und so begab ich mich nach den höflichsten Danksagungen für seine mir erzeigten Gutthaten hinweg.

Sobald ich in dem Hospital angelangt war, ließ ich Nicolo Cabral zu mir bitten, und diesem allein entdeckte ich den schrecklichen Vorfall, der mich aus des Domherrn Hause getrieben. Seine Freundschaft war, seit er erfahren, daß ich Mariens Besitze entsagt hatte, noch herzlicher geworden; er bot mir sogleich eine Zuflucht an, ich lehnte sie ab, nahm aber seine anderweitige Unterstützung bis zu dem Augenblick an, wo eine günstige Gelegenheit mir in mein Vaterland zurück zu kehren gestattete. Diese blieb nicht lange aus; ein portugiesisches Handelsschiff langte an und der Capitain willigte ein, mich, auf das Versprechen ihn in Lissabon zu bezahlen, mitzunehmen. Ich nahm von allen meinen Bekannten in Ribeira Grande Abschied, sie alle bezeugten mir ihr herzliche Theilnahme durch eine solche Menge von Geschenken an Lebensmitteln, daß sie hingereicht hätten, mich während einer Reise um die Welt zu ernähren. Bald ging das Schiff unter Segel und ich verließ St. Jago nach einem Aufenthalt von fast zehn Monaten, um meine Rückreise nach Europa anzutreten.

Des Mädchens Klage.

Wenn ich zum Mondenscheine
Oft meine Seufzer weine,
Seh' ich an hoher Ferne
So gerne dort zwey Sterne.
Es gleichen ihre Kerzen
Zwey pfeildurchbohrten Herzen!
Ach brennen sie wie ich
In ungeliebter Liebe Schmerzen,
Wie oder neigen sie in Liebe freundlich sich?

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beschluß.)

In der zweyten Abtheilung tritt Jason auf; die Argonauten sind an Kolchis nebelvoller Küste gelandet, von Mangel und Gefahr bedroht. Entfernt vom Aufenthalt des Vaters weilt Medea, seit durch seine Hand der Gastfreund sank, in einem düstern Thurm, eine gräßliche Zukunft ahnend und über Zauberwerken brütend. Jason, von einem seiner Gefährten begleitet, dringt ebenfalls in diese Gegend, wird Licht im Thurm gewahr, findet aber wahrscheinlich den Eingang nicht; wirft sich in's Meer und gelangt schwimmend von der andern Seite in ein unterirrdisches Gemach, wo er sich hinter die Bildsäule des vorhin erwähnten Gottes versteckt, bis die Zäuberin hereintritt und ihre Geisterbeschwörung anhebt. Doch die Unterwelt ist taub, denn die Nähe eines Profanen scheucht die finsteren Dämonen zurück. — Ein sehr charakteristischer Zug, wie denn überhaupt das Kolorit dieser Abtheilung sehr bedeutsam ist. — Nun stürzt der kühne Abentheurer rasch hervor, will mit blank gezogenem Schwert dem Frevel Einhalt thun, und verwundet die Beschwörerin. Aber der Streich trifft auch sein Herz, das ihrige ist schon getroffen, sie verstummt, und hier beginnt der Kampf der Leidenschaften. Zweymal rettet sie sein Leben, einmal indem der König den Verwegenen mit seiner Schaar Verderben drohend überfällt, und Medea ihm ein Schwert zuwirft, später als Aietes ihm den Freundschaftsbecher reichen läßt, und sie vor dem tödtlichen Trank ihn warnt. Das Geständniß ihrer Liebe hält sie fest verschlossen. Entfernen will sie sich, um ihrer Schwäche nicht zu unterliegen. Umsonst fordert der Argonautenführer das goldne Vließ; der Barbar verweigert die Auslieferung und der Verwahrungsort bleibt ihm verschwiegen. Begleitet von Absyrtus soll Medea sich dorthin begeben, hart am Lager der Argonauten führt sie der Weg vorbey, denn die abgerissne Brücke macht jeden andern ungangbar. So geräth sie

wieder in die Hände des geliebten Feindes. Vergebens sucht er das Geheimniß ihres Herzens zu erfahren, und aufs neue dringen die Barbaren auf ihn ein. Da entreißt die Sorge für sein Leben ihr das entsezliche Geständniß. Jason überredet sie, mit ihm zu gehen; der Vater giebt ihr seinen Fluch, und nun weiht sie der Verblendete zu seiner Gattin. Sie begleitet ihn zum Aufenthalt des Ungeheuers, sie reicht ihm den betäubenden Trank; aber sie beschwört ihn, von dem schrecklichen Beginnen abzustehen; umsonst droht sie, sich den Tod zu geben; er stürzt hinein in's finstre Reich der Schrecken, und kommt als Sieger mit dem wunderbaren — blutbespriztem Vließ zurück. Nun folgt eine ergreifende Situation. Der Held, bleich und zitternd vor dem Anblick jener furchtbaren Erscheinungen, die Harrende erschüttert von der Furcht vor seinem Untergang, beyde schaudernd im Besitz des Fluch beladnen Raubes, taumeln fort bey düsterm Fackelschimmer aus dem Labyrinth der Nacht, und steigen im Angesicht der segelfertigen Argo an das Tageslicht. Absyrtus überfällt sie, widersezt sich ihrer Abfahrt. Er wird verwundet von dem tapfern Jason und als Geissel auf das Schiff gebracht. Auch Aietes erscheint; des Sohnes Leben soll für den ungestörten Zug der Fliehenden haften. Da rettet sich der Jüngling aus der Gewalt des Feindes durch einen Sturz in's Meer, der Vater sinkt verzweiflungsvoll zur Erde, und begleitet die Flüchtlinge mit furchtbaren Verwünschungen. — Man ersieht aus dieser Abweichung, wie der Dichter Medea gestellt hat, in der Folge wird das noch klarer, und was die Fabel der Zauberin allein zur Last legt, ist entweder an sich selbst, oder auch dadurch gemildert, daß der Entführer einen Theil der Schuld zu tragen hat. Ein düsteres Kolorit umgiebt das Ganze, als angemeßnes Element für die Beschwörerinn der Todten. Der Widerstand, den die Jungfrau dem leidenschaftlichen Helden leistet, stimmt im voraus schon zum Mitleid für die verlaßne Gattin und erhöht es in der Folge.

Wir kommen nun zum Inhalt der dritten Abtheilung: Medea. Seiner Gattin wegen überall und selbst aus seiner Vaterstadt verwiesen, gelangt der Abentheurer nach Korinth. Kreons Tochter, die jugendlich heitre Kreusa, das Gegenbild der finstren Kolcherin, war ihm einst zur Gattin bestimmt. Medea erscheint zuerst. Sie ist damit beschäftigt, ihre Zauberinstrumente und Gefäß, in einer Kiste am Meeres-Ufer zu verscharren, auch den Sternenschleyer und das verhängnißvolle Vließ; denn sie will alles von sich entfernen, was den Gatten schon mit Schaudern füllt, dennoch empfindet sie tief und schmerzlich sein Entfremden. Nicht ohne Ueberwindung gewährt der König ihr des Helden wegen die verlangte Freystatt; Kreusa kommt mit Liebe ihr entgegen; doch bald ergreift die Eifersucht ihr Herz, als sie Jasons wieder erwachende Neigung entdeckt. Der Herold des Gerichts der furchtbaren Amphiktyonen (4) erscheint und spricht Verbannung aus Griechenland über beyde Fremdlinge; Strafe dem Einzelnen, Krieg dem Staat, der ihnen Schuz verleiht. Das Unheil von seinem Gastfreund abzuwenden, ernennt Kreon ihn zu seinem Eidam, und die Zauberin, die ruchlose Mörderin allein, soll das Verdammungsurtheil treffen. Sie wird verbannt, die Kinder werden ihr entrissen, und die tief verschloßne Glut bricht nun hervor. Die Erscheinung des Herolds ist mit nationellen Zügen und täuschender Färbung geschildert, hohe tragische Kraft erfüllt den Schluß des zweyten Aktes. Nach langem Kampfe, nach fruchtlosen Versuchen ihr Schicksal zu mildern, beschließt die gekränkte, mißhandelte Gattin die entsezliche That. Der Zauberkasten kommt wieder in ihre Hände, denn als Kreon am Meeresufer dem Neptun zu Ehren einen Tempel errichten läßt, wird er ausgegraben. Mit ihrer ganzen Macht bewaffnet, steht nun die Rachedürstende, Verlaßne da; die eignen Kinder fliehen sie — ein kräftiges Motiv zur Begründung des einen Theils der Katastrophe! — die verderblichen Geschenke sendet sie durch Gora, ihre Amme, an die Nebenbuhlerin, und als der Pallast in Flammen auflodert, Geschrey aus dem Innern schallt, die Abgesandete mit der furchtbaren Kunde zurückkehrt, hat die Mutter schon den Mord vollzogen, und tritt mit blinkendem Stahl auf der Säulenhalle Stufen ihr entgegen. Hier schließt der vierte Akt. — Jason wird nun auch verbannt, und wir erblicken ihn bald nachher in einem Walde, erschöpft und ohne Labsal, zur Erde niedersinkend. Jezt tritt Medea mit dem goldnen Vließ geschmückt noch einmal auf, nimmt in feyerlichem Ton, mit Herz zerschneidendem doch sanftem Vorwurf den Ungetreuen an sein Unrecht mahnend, auf ewig von ihm Abschied, und zieht nach Delphos, um das verderbliche Widderfell dem Gott zurückzugeben, dem Phryxus es raubte. Die Entscheidung ihres Schicksals erwartet sie von dem Orakel; doch tausendfachen Tod trägt sie in Qual erfüllter Brust. — Die Anlage des Ganzen ist groß, die Ausführung sinnreich, die Charakteristik trefflich, die Handlung reich an ergreifenden Situationen, und einzelne Mängel werden von hohen dichterischen Vorzügen aufgewogen.

Die Heldin findet hier einen rechten Turnierplaz, und die Schröder weiß im Kampfe zu bestehen. Besonders gelingen ihr die scharfen Absprünge, die kontrastirenden Uebergänge, gewaltige Explosionen, der Uebermuth der Mächtigen, der grauenvolle Troz der Zauberin. Die Darstellerin gewinnt Beyfall und Theilnahme; das leidende Weib, die gekränkte Gattin, vergißt man über diese, und die Grazie verschwindet in der materiellen Kraft. Das Gedicht bietet große Momente, überraschende Bezeichnungen, einen Reichthum von tragischer Entwickelung. Der Beyfall war ungeheuer, und der Kunsttempel wurde, wie man denken kann, mehr als einmal von dem Sturm erschüttert. Sie hat's verdient; aber das verdient sie nicht, daß armselige, — dreiste Reimgesellen sie mit Distichen, worüber einem die Haar zu Berge stehen, mit Sonetten, daß einem die Ohren zerreißen, mit Lobgedichten, die wie Schmähschriften klingen, überschütten. Vielleicht kommt das Beßre nach. Einen Künstler, der an so etwas Gefallen hätte, müßte man zwiefach bedauern! — Soll' es doch der Fall seyn? — Kettel ist recht wacker als Phryxus; beynah des Guten zu viel. Er stirbt einen schönen Heldentod. — Koberwein ist seltsam. Er will als Aietes den Barbaren geben, aber er vergißt den König darüber, und es kommt ein wunderlicher Landmann heraus. Lange dagegen, der nun wohl vor seinem lezten Benefize die lezte Rolle spielt, giebt den Kreon in ächt tragisch königlichem Umriß. Korn erscheint als Jason edel, interessant sogar, selbst im dritten Theil, wo der Dichter ihn absichtlich in's Dunkel stellte, hier aber sinkt er gleichwol zu sehr in sich selbst zusammen, und nimmt ganz das Ansehen eines gequälten Ehemannes an.

Räthsel.

Mit Raum und Zeit vergleicht mich, wer mich kennt;
Ich habe keinen Anfang und kein End',
Ich bleibe immer Eins und ungetrennt;
Ich bin das Kleinste auf der weiten Welt
Und dennoch mancher sehr viel auf mich hält.
Ihr sehet mich des Tags schier ohne Zahl
Und nennet mich fast nicht ein einzig Mal.
Ich bin kein Schlüssel, der an Schlösser taugt,
Doch werd' zum Schließen stündlich ich gebraucht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 92.

Aue.

Nro. 11.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

Ankündigung.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des

Doms von Köln,

mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters,

nebst

Untersuchungen über die alte Kirchen-Baukunst und vergleichenden Tafeln ihrer vorzüglichsten Denkmale.

Von

Sulpiz Boisseree.

Stuttgart, auf Kosten des Verfassers und der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Paris, bey Firmin Didot und Söhnen.

1 8 2 1.

Ein eigenes Schicksal hat über jenen riesenhaften Denkmalen des christlichen Gottesdienstes gewaltet, welche unsere Vorfahren mit der bewunderungswürdigsten Kühnheit, Kunst und Pracht erbaut haben. Nicht eins steht vollendet da, wie es in der Größe und Erhabenheit des Gedankens erzeugt wurde, die meisten sind sogar aus verschiedenen, früheren und späteren Planen angehörigen Theilen zusammengesezt.

Der Dom von Köln, eins der vollkommensten und größten Gebäude dieser Art, obwohl auch unvollendet, wurde jedoch durch eine besondere Fügung begünstigt: Dieser Wunderbau in allen wesentlichen Theilen nach einem und demselben Plan in dem reinsten Styl angelegt, ist durch keine fremdartigen Zusätze entstellt, und man besizt selbst noch den ursprünglichen Entwurf desselben; so daß man aus dem Bestehenden und Beabsichtigten ein Ganzes von der höchsten Einheit und Vollständigkeit zusammensezen kann, wie es aus dem Geist des Baumeisters hervorgegangen ist.

Darum wählte der Verfasser des gegenwärtigen Werks dieses Gebäude zum Musterbilde der alten Kirchen-Baukunst. — Es schien ihm ein dem Ruhm der Vorfahren gebührendes, allen wahren Kunstfreunden willkommenes Unternehmen, wenn er wenigstens im Bilde auszuführen suchte, was das Mißgeschick der Zeiten in der Wirklichkeit nicht hatte zu Stande kommen lassen.

Zugleich glaubte er, einzig und allein auf diese Weise zur Beantwortung der von den ausgezeichnetsten Schriftstellern so oft aufgeworfenen Frage von dem Ursprung, dem System und der Ordnung dieser Baukunst einen festen Grund zu legen. Denn nur, nachdem man eins der Hauptdenkmale bis in alle einzelnen Theile auf das genaueste untersucht, und die bey Errichtung desselben befolgten Grundsätze erforscht hat, mag es gelingen, einerseits den Ursprung der hier gefundenen Grundsätze zu entdecken, und andererseits die weitere Entwickelung derselben bis zum Verfall, mithin das System in seinem ganzen Umfang samt seinen verschiedenen Abweichungen und Veränderungen nachzuweisen.

Zu diesem Zweck unternahm der Verfasser selbst die sorgfältigsten Messungen, ließ sie zur größeren Sicherheit und Genauigkeit von Baumeistern wiederholen, entwarf die Risse nebst den nöthigen Ergänzungen, und unterzog sich den ausgedehntesten historischen und antiquarischen Forschungen, sobald diese nur von irgend einer Seite neue Aufklärungen zu versprechen schienen.

Er berücksichtigte aber noch ganz besonders jenes Bedürfniß, welches in unseren Tagen so manches löbliche Unternehmen hervorgerufen und begünstigt hat, das Bedürfniß nämlich in Untersuchungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Kunst dem Wort durch die Anschauung erst den rechten Gehalt zu geben, und die todte Allgemeinheit des Begriffs durch versinnlichende Klarheit zu beleben. Deßhald und um einen Eindruck hervorzubringen, der einigermaßen der Erhabenheit des Gegenstandes entspräche, und fähig wäre die Aufmerksamkeit auf eine dauernde Weise zu fesseln, bediente er sich aller der Vortheile, welche die Zeichen- und Kupferstecher-Kunst neuerer Zeit darbietet, und scheute keine Bemühung und Aufopferung, das Werk mit der größten Pracht auszustatten.

Die Zeichnungen wurden von den vorzüglichsten Architektur-Zeichnern in Deutschland, den HH. Quaglio, Fuchs, Moller, Schinkel und andern, unter den Augen des Verfassers ausgeführt. Ein erfahrener Bau- und Meß-Künstler, H. Schauß, besorgte den Grundriß. Die Ausführung der Kupferplatten übernahmen die durch ihre landschaftlichen Blätter und ihre Beyträge zu dem herrlichen Werk nach dem französischen Museum und anderen Arbeiten rühmlich bekannten Kupferstecher, HH. Darnstedt, Duttenhofer und Haldenwang, und die wegen der schönen Architectur-Darstellungen, die sie zu mehreren Prachtwerken, namentlich zu dem großen Werk über Aegypten geliefert, sehr geehrten HH. Sellier, Reville, Leisnier und Bigant.

Auch diese Arbeiten wurden unmittelbar von dem Verfasser geleitet, und derselbe wird bis zur gänzlichen Vollendung des Werks damit fortfahren.

Jezt, da er die Früchte dieser mehr als 12jährigen Bemühungen der Welt vorlegt, sieht er sich auch im Stande, die Lösung jener für die Geschichte der Kunst und der Bildung überhaupt so wichtigen Frage: von dem Ursprung und dem System der alten Kirchen-Baukunst zu versuchen. Es sind nun Darstellungen vorhanden, auf die er mit Sicherheit hinweisen, und dadurch dem Leser alle wesentlichen Punkte, welche die Anschauung voraussetzen, verständlich machen kann.

Das ganze Werk, aus 20 Kupfertafeln im größten Format bestehend, wird in 5 Lieferungen erscheinen. Eben so wird der Verfasser auch den Text in 5 Abschnitte eintheilen nach folgender Ordnung:

1ster Abschnitt. Von dem Dom zu Köln. Geschichte und Beschreibung desselben. Grundsätze, Verhältnisse und Regeln, welche bey dem Baue befolgt worden.

2ter Abschnitt. Von der Einrichtung und Bedeutung

des christlichen Kirchengebäudes. Uebersicht der Geschichte der christlichen Kirchen-Baukunst bis zur Entstehung jener Baukunst, welche auf eine dunkle und irrige Weise die Gothische genannt worden; mit Berücksichtigung des Verhältnisses zu der Maurischen Baukunst.

3ter Abschnitt. Von dem Ursprung jener Kirchen-Baukunst zu Zeiten Kaisers Friederich I., und ihrer Entwickelung und Blüthe unter Friederich II., Ludwig dem Heiligen, Heinrich III. von England und Rudolph von Habsburg.

4ter Abschnitt. Gedrängte Uebersicht der Geschichte der Kirchen-Baukunst im 14ten und 15ten Jahrhundert bis zu ihrem Anfangs des 16ten eingetretenen gänzlichen Verfall.

5ter Abschnitt. Vollständige Darstellung des Systems der alten Kirchen-Baukunst. Vergleichung derselben mit der altorientalischen, der griechischen und römischen Tempel-Baukunst, und mit der neueren italienischen Kirchen-Baukunst.

Zu diesem letzten Abschnitt werden Tafeln gegeben, welche die Maaß-Verhältnisse der vorzüglichsten hieher gehörigen Denkmale, und andere, welche die Risse deselben in gleichem Maaßstab enthalten.

Es werden von dem Text zwey Ausgaben, eine Deutsche und eine Französische, veranstaltet.

Vertheilung der zwanzig Kupfertafeln, von denen zwey kolorirt werden.

1ste Lieferung: 1) das Titelblatt mit einer Ansicht der Stadt Köln; 2) der Grundriß des Doms von Köln; 3) der Längen-Aufriß, ergänzt; 4) der Durchschnitt des Chors in der Breite. Um gleich einen Begriff von der Ausführung der einzelnen Theile zu geben, wird zu der 1sten Lieferung auch noch die für die 2te bestimmte Tafel der Säulen beygefügt werden.

Die 2te wird daher nur die folgenden drey Tafeln enthalten: 2) die äußere Ansicht des Doms in seinem gegenwärtigen Zustand; 3) Pfeiler und Fenster des Thurms und Widerhalter des Chors; 4) gemalte Fenster, eine kolorirte Tafel.

3te Lieferung: 1) Durchschnitt des Chors und der Verhalle der Länge nach; 2) Grundrisse verschiedener Theile des Chors und des Thurms und mehrerer einzelnen Gegenstände; 3) Kapitäle, Tragsteine, der Hauptaltar und das Grabmal des Erzbischofs, welcher den Dom hat bauen lassen; 4) innere Ansicht der Vorhalle, ergänzt.

4te Lieferung: 1) die Hauptseite des Doms mit den beyden Thürmen, ergänzt; 2) Fenster des Chors und verschiedene einzelne Theile; 3) eine der Hauptthüren mit den Standbildern; 4) gemalte Fenster, ein kolorirtes Blatt.

5te Lieferung: 1) innere Ansicht des Schiffs und des Chors, ergänzt; 2) äußere Ansicht des Doms, wie er hätte vollendet werden sollen; 3) und 4) vergleichende Tafeln der vorzüglichsten Denkmale.

Zu der Ausführung der Tafeln wird durchgängig nur der Grabstichel in Verbindung mit der Radier-Nadel angewandt. Da die Künstler schon mit der 3ten Lieferung beschäftigt sind, so kann man auf einen verhältnißmäßig schnellen Gang der Herausgabe zählen. Die 1ste Lieferung wird im Monat May, die 2te sechs Monate später, und die drey andern in Zwischenräumen von einem Jahr zu einem Jahr folgen. Der Preis einer jeden Lieferung auf feinem Groß-Adler und Groß-Welt-Papier ist 60 Gulden im 24-Gulden-Fuß oder 34 Thlr. 8 gr. Sächsisch.

Es wird nur eine kleine Anzahl avant la lettre gedruckt werden; der Preis dieser Exemplare auf dem schönsten Velinpapier aus den Vogesen ist 120 Gulden oder 68 Thlr. 16 gr. Sächsisch, und auf Chinesischem Papier 150 Gulden oder 85 Thlr. 20 gr.

Diejenigen Personen, welche ganz kolorirte Exemplare zu erhalten wünschen, werden gebeten, dieselben besonders zu bestellen; der Preis für solche Exemplare wird dann besonders bestimmt werden. Man unterschreibt

in Stuttgart bey dem Verfasser und Verleger, der J. G. Cotta'schen Buchhandlung;
in Mannheim bey Artaria und Fontaine;
in Frankfurt bey Gebrüder Wilmanns und bey H. L. Brönner;
in Berlin bey G. Reimer und bey G. Weiß et Comp.;
in Hamburg bey Perthes und Besser;
in Dresden bey H. Rittner;
in Wien bey Artaria et Comp. und bey Mathias Artaria;
in Leipzig bey Kummer.
in Köln bey Dumont-Schauberg.

Die Liste der Subscribenten wird dem Werk beygefügt werden. Am Schluß desselben wird man den Preis erhöhen.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie. Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden, von dem Grafen von Lasteyrie. A. d. Franz. übersezt. gr. 4. 1ste, 2te Lieferung. Jede Lieferung kostet 1 fl. 12 kr.

Die erste Lieferung enthält, auf 10 Tafeln Steindruck mit erklärendem Text,
Landwirthschaftliche Gegenstände. Taf. 1. 2.
Hecken und Mauern. Taf. 1. 2. 3.
Maschinen zum Transportiren. Taf. 1. 2. 3.
Werkzeuge zur Behandlung der Milch. Taf. 1. 2.

Zweyte Lieferung.
Hecken und Verzäunungen. Taf. 4. 5. 6.
Schaufeln und Hacken. Taf. 1. 2. 3.
Wein-Fabrikation. Taf. 1. 2.
Bienenzucht. Taf. 1. 2.

Jede Lieferung ist mit einem saubern Umschlag versehen.

Da dieses Werk mit der größten Sorgfalt gesammelt und verfaßt und alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, so wie der darauf Bezug habenden Gewerbe in sich schließt, so muß dessen Verbreitung von großem Nutzen seyn, indem der große so wie der kleine Güterbesitzer für das, was in die eigentliche Land- und Haus-Wirthschaft, Viehzucht, Meilerey, Sennerey, Gärtnerey rc. rc. einschlägt, die zweckmäßigsten Maschinen, Geräthschaften, Einrichtungen rc. rc. so deutlich verzeichnet findet, daß sie leicht nachzuahmen sind.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Allgem. politische Annalen. In Verbindung

mit einer Gesellschaft von Gelehrten herausgegeben von **Friedr. Murhard.** Jahrg. 1821. 3tes und 4tes Heft.

Inhalt.

I. Einführung der stellvertretenden Verfassung im Großherzogthum Hessen-Darmstadt. II. Spaniens Cortes im J. 1820. (Schluß). III. Allgemeiner Bericht über den Handel in London während des Jahrs 1819, entworfen im Jahr 1820. IV. Politische Literatur. V. Politische Ansichten der Zeit.

Antikritik.

Bekanntmachung eines Freundes der Dichtkunst.

Die Recension von den

Schilderungen aus der Wirklichkeit, von Louise Brachmann. Leipzig bey Voß. 1820.

in der 103ten No. des zum Morgenblatte gehörigen Literaturblattes traf mich gleich einem Donnerschlage. Nicht der Tadel in dieser Recension (vollkommen ist nichts in der Welt, um so viel weniger in einer Recension), sondern der Styl derselben führte auf mich diesen Schlag; denn wie hätten Produkte einer Brachmann so en bagatelle behandelt werden können, wenn denselben nicht aller poetischer Werth abgienge. — Also wieder ein Dichtertalent weniger, seufzte ich, und betrauerte schon den Verlust der Brachmann, die ich nicht nur nach meinem eigenen Gefühle, sondern auch nach dem Urtheile des, wenigstens für mich, competentesten Kunstrichters in Deutschland, des Redacteurs des oben angeführten Literatur-Blattes, als eine Dichterinn, Dichterinn im höchsten Sinne des Worts, hatte verehren lernen. Doch was einem werth war, giebt man nicht so schnell ganz auf. Als ich mich daher von der ersten Betäubung des Schlages erholt hatte, nahm ich das Buch zur Hand, um mich doch wenigstens selbst von dem unersetzlichen Verluste zu überzeugen — und — o Himmel, wie groß war meine Freude — ich erkannte die Dichterin in diesen Erzählungen wieder — ich fand in denselben nicht nur Poesie, sondern auch tiefe, erhabene Ansichten des menschlichen Gemüths; wie psychologisch wahr, wie poetisch schön wird in der ersten Erzählung, „Xavier" betitelt, die Kindesliebe eines Sohnes für die Mutter zur Anschauung gebracht! — Aergerlich auf alle Recensenten nahm ich nun die mir jezt wahrlich unerklärliche Recension wieder zur Hand und — doch plötzlich erleuchtete ein Blitzstrahl mein Innerstes, ich sah nämlich bey näherer Betrachtung des Literatur-Blattes, daß sich die Recension dieser Erzählungen in einer numerirten Gesellschaft, die den Titel „Unterhaltungs-Literatur" führte, befand, und nun fiel mir erst bey, daß es ja unmöglich wäre, wie ein Recensent alle Unterhaltungsschriften lesen könne; er kann bey der großen Masse und öfterer Seichtheit dieser Schriften dieselben nur durchblättern, bey welchem Geschäfte es denn freylich sehr leicht kommen kann, daß ein sonst gutes Buch den Durchblätterer nicht anspricht, indem der Zufall wollte, daß ihm nur solche Stellen darin auffielen, die entweder wirklich fehlerhaft sind, oder die es dadurch scheinbar wurden, weil sie, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu kennen, gelesen wurden. Nun das gehört zu den Autorenschicksalen und ist nach meiner bessern Ueberzeugung nicht zu ändern. Daher weit davon entfernt, die Durchblätterungsmethode zu tadeln, will ich auch selbst hier nicht untersuchen, ob, wenn auch der Name einer Brachmann, der Dichterinn des Gottes-Urtheils, als die Verfasserinn einer Unterhaltungsschrift dieselbe gegen diese Methode nicht bewahren sollte, ob ein solches Buch, bey dessen Durchblättern dem Durchblätterer der eben angeführte böse Zufall einen Streich spielte, dann nicht die Ansprüche auf den Recensenten zu machen hat, dasselbe einer näheren Untersuchung zu würdigen; allein meinerseits halte ich es, der ich das Buch gelesen habe, für meine Schuldigkeit, dem Publico die Versicherung zu geben, daß die

Schilderungen aus der Wirklichkeit von Louise Brachmann

das Lesen in einem hohen Grade verdienen. Das Gesagte mögen zwey Kriegeslieder aus diesem Buche, die wegen ihrer Kürze den Umfang dieser Blätter nicht überschreiten, und dabey dennoch den weiten Umfang der Phantasie der Dichterin zeigen, beweisen.

Ein Kriegeslied. Seite 240.

„Flüchtig ist des Lebens Sonnenhelle,
„Die des Kriegers rauhe Bahn erhellt;
„Aber glücklich, daß auf flücht'ge Welle
„Oft verklärt ein Bild des Himmels fällt!"

„Was das Leben Schönes hat und Mildes,
„Hoch und Heil'ges ist uns aufgethan.
„Jenseit unsers dämmernden Gefildes
„Hebt der Pfad sich siegend himmelan."

„Und die hohen Blicke lenkt der Krieger
„Zu der wahren festen Heimath auf;
„Wie dem Feind, auch oft sich selbst Besieger,
„Folgt er edel seinem großen Lauf."

„Dem das Leben feil ist jede Stunde.
„Was vermöcht' ihn erdwärts noch zu ziehn?
„Doch die Menschlichkeit im schönen Bunde,
„Oft auch schmückt mit holdem Lohn sie ihn."

„Dankbar grüßt er dann das flücht'ge Leben,
„Als die schöne wankelmüth'ge Braut;
„Inniger in Freundschaft uns ergeben,
„Ist der Tod als Bruder uns vertraut."

„Treuer Bundgenoß der tapfern Krieger!
„Wenn das Leben uns mit Knechtschaft drückt,
„Führst du uns zum stillen Port der Sieger,
„Wo die heil'ge Freyheit uns beglückt."

Ein zweytes Kriegerlied. Seite 209.

„Wohl flüchtig durch's Leben!
„Wohl fröhlich dahin!
„Die Krieger, sie heben
„Den muthigen Sinn!"

„Wir dürfen nicht weilen
„Am lieblichen Ort;
„Doch reißt uns das Eilen
„Zum schöneren fort."

„Was sagt man, wir fänden
„Kein bleibendes Band?
„Wohin wir uns wenden,
„Ist heimisch das Land!"

„Und wo wir uns zeigen,
„Der Muth, er gefällt!
„Drum sind wir gar eigen
„Die Herrscher der Welt.“

„Erscheint uns die Liebe,
„Sie sey uns gegrüßt!
„Nur komm sie nie trübe!
„Nur fröhlich geküßt!“

„Entflieht sie uns wieder,
„Wir halten sie nie!
„Wir sind wohl, ihr Brüder,
„Nur flücht'ger als sie!“

* * *

Antwort des Recensenten.

Bagatellen sind Bagatellen, wer sie auch geschrieben haben mag. Je mehr Talent, desto mehr Ansprüche der Kritik. Eine Schwalbe macht keinen Frühling, und ein Paar eingestreute Lieder machen eine Erzählung nicht zur Poesie. Unterhaltungs-Schriften liest Rec., aber er studiert sie nicht. Liest er flüchtig, wer ist schuld? Stochert der Gast, so schmeckt's ihm nicht; schmeckt's ihm nicht, so liegt's am Koche. In diesem Proverbialstyle pflegte Sancho Pansa das Pathos des Ritters de la Mancha über die eingebildeten Leiden seiner Prinzessin zu beschwichtigen.

Neue Musikalien, bey Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Pianoforte.

Beethoven, L., v., Quatuor arr. pour le Pforte à 4 mains. No. 5. (A dur.) 1 Thlr. 8 Gr.
Birnbach, H., 6 Allemandes pour le Pianoforte à 4 mains. 16 Gr.
Clasing, J. H., Fantaisie pour le Pforte av. acc. de l'Orch. No. 3. 1 Thlr. 4 Gr.
Clementi, M., (nouvelle) Sonate pour le Pforte. Op. 46. B dur. 1 Thlr.
— Batti, Batti. (Schmäle, lieber Junge) de l'Op: Don Giovanni de Mozart pour le Pforte. 10 Gr.
Cramer, J. B., le retour du printems, Divertissement pour le Pforte. 10 Gr.
— la Parodie, Sonate nouvelle pour le Pforte. 12 Gr.
Drouët, L., Fantaisie pour le Pforte et Flute. Op. 36. 12 Gr.
— Fantaisie pour le Pforte et Flute. Op. 37. 20 Gr.
— 2 Fantaisies très-faciles pour Pforte et Flute Op. 38. 20 Gr.
Field, Joh., Chanson russe variée pour le Pforte. 6 Gr.
Gerke, A., Amusement pour le Pianoforte. Op. 19. Liv. 1. 16 Gr.
Kaczkowski, J., 3 Polonoises pour le Pianoforte. Op. 18. 6 Gr.
— Rondeau à la Polonoise pour le Pforte. No. 2. 12 Gr.
— Rondeau pour le Pianoforte. No. 3. 8 Gr.
Kloss, C., Rondeau pour le Pianoforte. 10 Gr.
Launoy, E., Baron de, grd Duo concert. pour Pforte et Violon. Op. 12. 1 Thlr. 16 Gr.
Latour, T., Duo pour le Pianoforte à 4 mains No. 1 à 9. chaque No. 12 Gr.
— Sul margine d'un rio, Chanson sicilienne variée pour le Pforte av. acc. de Flute ad libit. 16 Gr.
— Mamma mia, Air favori italien variée pour Pforte av. acc. de Flute et Violon. 16 Gr.
— Di tanti palpiti, Cavatine de l'Op.: Tancredi variée pour le Pforte av. acc. de Flute ad libit. 12 Gr.
— la Cocarde, Divertissement pour le Pforte av. acc. de Flute ou Violon. 12 Gr.
— la Replique, Divertissement pour Pforte et Flute ou Violon. 10 Gr.
— O dolce concento, Air de la Flute enchantée de Mozart, varié pour le Pforte av. Flute ou Violon ad libitum. 16 Gr.
— 6 petits Airs variés pour le Pianoforte. 16 Gr.
— les Papillons pour le Pianoforte 12 Gr.
— la Copenhague, la Guaracha, la Leopoldine, 3 Walses variées pour le Pianoforte. 12 Gr.
— O Pescator dell'onda, Chanson venitienne variée pour le Pianoforte. 12 Gr.
Lindpaintner, P., 12 Pièces pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 33. Liv. 1 — 4. à 1 Thlr.
Mühling, A., 12 Eccossaises pour le Pfte à 4 mains Op. 22. 8 Gr.
Müller, M., 6 Polonoises pour le Pfte à 4 mains. 12 Gr.
Neukomm, Sd., Duo pour Pianoforte et Flute. 1 Thlr.
— le retour à la vie, gr. Sonate caracteristique pour le Pianoforte. Op. 30. 1 Thlr.
Onslow, G., 3 Sonates pour le Pfte et Violoncelle (ou Alto) Op. 16. Liv. 1. 2. 3. à 1 Thlr. 8 Gr.
Präger, H. L., Recueil de Pièces pour le Pianoforte. Op. 32. 1 Thlr.
Schwenke, Ch., grde Sonate pour le Pianoforte à 4 mains. (Es dur). 1 Thlr. 16 Gr.
Spohr, L., Quatuor, arrangé pour le Pfte à 4 mains. 1 Thlr.
Struve, J. B., Variations sur une chanson suedoise avec Introduction pour le Pianoforte. 12 Gr.
Weber, J. J. F., 24 Eccossoises à 4 mains et 6 Eccossoises à 2 mains pour le Pianoforte. 12 Gr.

Katzensprung von Frankfurt a. M. nach München im Herbst 1820. von Felix von Fröhlichsheim 8.

ist so eben bey Hartknoch in Leipzig erschienen und broschirt für 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. Rhein. in allen Buchhandlungen zu haben.

Anzeige.

Seit dem Anfang dieses Jahres hat Unterzeichneter aufgehört Mitarbeiter an der Leipziger musikalischen Zeitung zu seyn. G. L. P. Sievers.

Notiz.

Se. Königl. Majestät haben den Kapellmeister Lindpaintner zum Zeichen Höchstihrer Zufriedenheit mit seinen geleisteten Diensten mit einer goldenen Tabatiere zu beschenken geruhet.

Bey H. A. Köchly in Leipzig erscheint in nächster Oster-Messe:
Cölestin, der Priester und der Mensch. Noch ein Bild aus dem innern Leben vom Verfasser von Wahl und Führung. gr. 8.

Nro. 97.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 23. April 1821.

Er ist erstanden!
Seelig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Aus dem katholischen Gesangbuch.

Resurrexit Dominus.

Nach dem lateinischen Kirchengesang.

Jubelt ihr Himmel!
Alle die Tiefen,
Alle die Höhen
Jubeln der Erde!
Dunkles Gewitter
Hat sich verzogen;
Preiset die hehre
Palme der Ehre.

Hebe dich Frühling!
Hebet euch, Blumen!
Farbiger Teppich,
Schmücke die Felder!
Zarte Violen
Neben den Rosen,
Neben den weißen,
Duftenden Lilien.

Singet ihr hellen,
Rauschenden Wellen,
Unter die frohen
Klänge der Harfe!
„Wie er verheißen,
Ist uns aus heißen,
Tödtlichen Banden,
Christus erstanden!“

Jubelt ihr Quellen,
Wie es in hellen
Tönen euch riesen
Berge und Tiefen!

„Wie er verheißen
Ist uns aus heißen
Tödtlichen Banden
Christus erstanden!“

A. Huber.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen nach diesem Vorgange gewannen Otto's Beschäftigungen, wie auch seiner Mutter nicht entging, eine ganz andere Gestalt, und von den gewohnten Zerstreuungen war bey ihm fast keine Rede mehr, wie uns denn, wenn wir Etwas mit rechter Liebe, nach einem Zwecke hingerichtet, betreiben, dieß über alle Erlustigungen zu gehen pflegt.

Aus der Stadt und den nachbarlichen Bibliotheken wurden Bücher und Charten verschrieben, und darüber von Morgen bis in die Nacht, mit kurzen Unterbrechungen, gesessen.

Es waren meist Reisen, naturgeschichtliche, geographisch-statistische Werke. Bey Mechanikern und Optikern wurden Reisebarometer, Meßinstrumente und andere Requisiten bestellt, und mancherley Vorkehrungen getroffen, welche auf eine beabsichtigte Reise, die allem nach kein bloßer Ausflug seyn sollte, deuteten. Was aber die Baronin allerdings beunruhigen konnte, war, daß auch einige Seecharten unter den angekommenen waren, und daß Humboldts Reise fast nie vom Pulte kam.

Als Otto endlich fühlte, daß es Zeit sey, so begann er eines Nachmittags, als sie wieder in der Gartenlaube beym Kaffee zusammen saßen:

„Theuerste Mutter! Ich ahne wohl, daß Sie mein neuestes Treiben nicht mehr für eine bloße Liebhaberey, wie man ihr im Studierzimmer nachhängt, nehmen können; Sie vermuthen, daß es hinaus strebe, ins Räumliche, in die Ferne. Und so ist es auch, wie ich nicht läugne. — Ich muß reisen! — Es könnte dieß um so sonderbarer scheinen, als ich noch nicht lange von einer ziemlich großen Tour zurückgekehrt bin, welche sich an eine Abwesenheit von drey akademischen Jahren angeschlossen hatte. Ich bin Ihnen hierüber eine Erklärung schuldig. Hören Sie mich gütig an:“

„Sie wissen so gut oder besser als ich, daß man mich von meiner Jugend an für einen halben Träumer gehalten hat. Dieses Zurückgehen auf mich selbst, welches ich nie zu lange lassen kann, diente mir, abgesehen davon, daß wir im Grunde nichts außer uns recht verstehen, wenn wir uns selbst nicht begreifen, unter andern auch dazu, daß ich meine innern Anliegen und Zerwürfnisse auf dem Wege des Denkens, der Betrachtung zu beherrschen und zu heilen suchte.“

„Nun habe ich oft bemerken müssen, daß alle Kenntnisse von natürlichen Dingen, von interessanten Erscheinungen auf wirkliche Anschauung dringen, und daß, so weit bey einem Menschen der Kreis des theoretischen und buchlichen Wissens geht, auch sein Verlangen zu sehen, zu erfahren, zu erleben sich erstreckt. Jeder Mann, denn für das Weib sind hier andere, engere Grenzen gezogen, sollte wo möglich so weit und lange in der Welt sich umthun, bis er alles gesehen und erfahren hat, was für sein übriges Leben eine nützliche, nothwendige Grundlage seines Urtheilens, seiner innern Beschäftigung, seines äußern Wirkens werden kann.“

„Bekommt er auch nicht überall das Musterhafteste, Größte, Originalste vors Auge, so begnügt und behilft er sich mit Aehnlichem, mit dem Abbild, mit Analogem, und begreift jene durch diese.“

„Wem eine solche Gelegenheit der Erfahrung nicht zu Theil wird, oder wer sie nicht vollständig benuzt, der darf seinen Bildungskreis noch nicht für geschlossen halten. Jemehr bey ihm eine gesunde Natur auf Totalität dringt, desto gewisser brechen früher oder später Geister der Unruhe herein durch die Lücken der Bildung.“

„Und nun, verehrte Mutter! in diesem Falle bin ich. Sie wissen, in welchem Grade mich die Natur und das Menschenthum beschäftigen. Bey meiner leztern Tour hatte ich auch in meinen Plan gezogen, die Küsten des adriatischen und ligustischen Meeres zu sehen. Mein Reisegefährte wusste mich anders zu stimmen; wir wendeten uns durch die Schweiz über Lyon nach Paris. Nun, da ich zu Hause bin, fühle ich, daß ich nicht Recht gethan, meinem innern Triebe nicht zu folgen. Ich sage mir nun täglich, du hast das Meer nicht gesehen, und es bedeckt zwey Drittheile deines Planeten.“

„Meiner Natur wäre die Anschauung dieses Ungeheuern, dieser unfaßlichen Einheit der Wasserwelt bey ihrem Streben nach Ausweitung zu Statten gekommen. Mit vorrückenden Jahren wächst bey uns das Interesse an dem politischen Treiben der Nationen, welches der Jüngling nun und nimmer begreift, weil man sehr viel erlebt haben muß, um nicht überall Thorheit und Gewaltthaten zu sehen, und so hätte ich vielleicht mit mehr Nutzen den Besuch des Hauptsitzes der feinsten Politik später nachgeholt.“

„Wie die Studien der hohen Schule dazu dienen, dem wissenschaftlichen Geiste durch große Umrisse, durch mannichfaches Berührtwerden, diejenige Weite zu geben, die er durch Selbstunterricht zu Hause nie erlangt haben würde, so ist es auch die große Natur, welche Phantasie und Herz erweitert und kräftigt. Es ist darum gar nicht gleichgültig, wieviel der Mensch von seiner Erde gesehen hat. Alles will abklingen in den Tiefen unsers Geistes, wo die Gestalten des Größten, Imposantesten thronen und da seinen Nachhall suchen.“

„Seit meinen frühen Jugendjahren habe ich bald den, bald jenen Gegenstand mit einem fast quälenden Verlangen anzuschauen oder zu besitzen gewünscht. Es waren *fixe* Wünsche und Begierden der gesunden Natur, wie die gemüths- und seelenkranke *fixe* Ideen hat. So fühle ich, daß mir ein sinnliches Bild des Unermeßlichen fehlt, daß ich es im Geist und im Gemüth nicht aufbringe. Ja eine ganze reiche Welt ist mir verschlossen, weil ich die Grundanschauung, durch die mir alles Uebrige allein faßlich, begreiflich wird, entbehre. Es ist die herrliche Anschauung vom Meere, und von den Werkzeugen, durch die des Menschen Scharfsinn und Beharrlichkeit dieses gewaltige Element zu bändigen, und seinen Zwecken unterthan zu machen gelernt hat, durch welche mir die Erscheinung — Welthandel, Weltverkehr faßlich werden soll.“

„Oft in wachem Traume staune ich den Bau eines Linien-, eines Kauffahrtheyschiffes an, fühle mich auf ihm, den Meereswogen dahin gegeben, wenn in dem endlosen Ozean der endlose blaue Himmel sich spiegelt, wie eine Ephemere auf einem Binsenhälmchen im Strome, verloren, und richte mich doch wieder auf an der Größe des Menschengeistes, der diese ungethüme Wasseröde auf schwachem Brete durchfurcht, und nach sicherer Berechnung, wenn günstige Gestirne leuchten, am ersehnten Ziele landet.“

„An solchen Bildern, die nach leibhaftem Anschauen verlangen, steht nun meine Bildung still, und rückt durch alle Lektüre nicht weiter, weil jedes Gelesene zulezt nur auf den Grundpfeilern des Lebendigen, der Selbsterfahrung feststeht.“

„Ein weiteres Verlangen trage ich in mir, und fürchte fast lächerlich zu werden, indem ich es ausspreche. Ich möchte Wilde sehen. Um mein Bedürfniß näher zu bezeichnen, will ich sagen: Ich verstehe die Zahmen nicht, bis ich Wilde gesehen habe. Dieser Gegensatz sollte mir, denke ich, erst die Eigenthümlichkeit unsers Wesens tiefer aufdecken. Ich beneide einen Humboldt, einen Prinzen von Neuwied, und andere Männer, die so entfernte Stand- und Gesichtspunkte nehmen konnten, um auf das Wesen des europäischen, des deutschen Bodens herzusehen.

„Es waren vermuthlich eben solche jugendliche fixe Begierden, die den Entschluß zu jenen glänzenden Unternehmungen in ihnen weckten. Das Bedeutende, das Folgenreiche sieht oft in seinem Keime dem Thörichten, dem Lächerlichen ähnlich. Neigung, Talent, Studium, Umstände, Glück führen das alles weiter, und so entstehen herrliche Resultate, wie es niemals fehlt, wenn Vieles auf Einen Zweck bezogen wird. Tausende verkümmern über solchen für sie unerreichbaren Wünschen, und müssen sich mit dem Schatten, statt des Körpers, mit dem Selbstgeschaffenen, statt des Gegebenen begnügen. Ich, der ich nun auch die Erfahrung mache, daß, wenn man recht tief in das Leben einer Sache eindringt, einen die besten Schriften im Stiche lassen, ich kann mit eigenen Augen sehen, warum soll ich nicht?" —

So enthüllte sich denn, daß Otto nach Amerika reisen wollte. Wir können füglich das Erstaunen der Mutter, ihre Einwendungen, ihr Bemühen, den Sohn von solchen excentrischen Gedanken abzubringen, mit Stillschweigen übergehen. War er doch auf all dieses schon gefaßt und gewaffnet. Das kleine Gewehrfeuer der Gründe und Gegengründe müht sich vergebens ab, wenn in der festen Stellung des Entschlusses schon das Resultat liegt, und durch das schwere Geschütz des Willens unabwendbar herbeygeführt wird.

Otto wunderte sich selbst, daß ihn der Sieg nicht mehr gekostet, als die Mutter endlich durch Stillschweigen zu erkennen gab, sie sey überwunden. Vielleicht ahnete sie, daß Otto ein inneres Anliegen auszuheilen denke, daß gewisse Zwiespalte des Gemüths nicht mehr auf dem Wege des Nachdenkens, der Zuflucht zu seinem bessern Selbst, sondern durchaus nur durch ein Bad der Phantasie, durch Orts-Veränderung, durch ein Verweilen bey anders lebenden und denkenden Menschen, ausgeglichen werden können. Sie hoffte auch wohl, daß er früher als er selbst dachte, wieder in ihre Arme zurückkehren werde, weil die Leidenschaft zuerst am liebsten nach dem Aeußersten greift, und nicht mit sich markten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefängnisse der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Ich werde jezt die Gegenstände einzeln aufzählen, welche ich vorzugsweise der Aufmerksamkeit der Verwaltungen und Aufseher der schweizerischen Gefängnisse empfehlen möchte: Es sind die Gesundheitspflege, die Abtheilung der Gefangenen, ihre Beaufsichtigung, die Arbeit, der Unterricht, die Strafarten und die Besserungsmittel.

Gesundheitspflege. Die Nahrung der Gefangenen fand ich ungefähr allenthalben zweckmäßig angeordnet. Die Speiseration besteht gewöhnlich in anderthalb Pfund Brod, mit mehr oder weniger Suppe; an einigen Orten wird auch Fleisch gereicht. Die Brodportion betrug an einem Ort dritthalb Pfund, so daß die Gefangenen davon verkauften, und sich dafür Fleisch kauften. Ich fand dieselben bey meinem Eintritt mit dem Schlachten eines Schaafes beschäftigt, das sie, theils aus jenem Broderlös, theils aus ihrem Arbeitsverdienst bezahlt hatten. Wofern die Aufseher dazu einwilligen, so dürfte eine regelmäßige Lieferung ohne Zweifel zweckmäßiger seyn, als eine Begünstigung, die den Gefangenen einen übermäßigen und solchen Genuß gestattet, der ganzen Klassen von freyen Menschen nicht zu gut wird. Für die nöthige Luftreinigung ist an manchen Orten gar nicht oder schlecht gesorgt, und viele, theils für große Verbrecher, theils für solche, die kein Geständniß thun wollen, bestimmte Kerker, sind in dieser Hinsicht so beschaffen, daß bey längerem Aufenthalt die Gesundheit darin unvermeidlich zu Grund gehen muß. Eben so widrig fiel mir die hin und wieder herrschende Unreinlichkeit auf. Dieselbe ist in den Kerkern schwerer Verbrecher am größten und fast allein wird nicht hinlängliche Sorgfalt auf den Wechsel des Strohes, auf dessen gänzliche Erneuerung, so oft ein Kerker leer wird, und auf das Scheuren der Fußboden verwandt. In England werden, wo gute Einrichtungen sind, die Fußboden im Sommer wöchentlich zweymal und im Winter einmal gewaschen; dadurch allein wird die Vermehrung von Ungeziefer verhütet, dessen Larven sich zum Theil im Bodenstaube erzeugen. Die Zimmer der Sträflinge sollten, däucht mir, jederzeit in derjenigen Ordnung und Reinlichkeit erhalten werden, die man den Hütten wünscht, worin die Sträflinge nach ihrer Befreyung leben müssen. Die in physischer und moralischer Hinsicht gleich wichtige Gewöhnung an Reinlichkeit, soll eine um so viel angelegenere Sorge seyn, als sie den Gefangenen meist überall mangelt; denn während ihres Verhaftes wird es leichter möglich, ihnen dieselbe beyzubringen, als ohnedieß. Noch ein anderer, für die Gesundheit wichtiger Umstand, ist die Leibesübung. Die Einrichtung und Bauart der meisten Schweizer-Gefängnisse macht dieselbe beynahe ganz unmöglich, und die Weiber sind in dieser Hinsicht noch schlimmer daran, als die Männer: ich habe solche gesehen, die zwölf Stunden täglich sitzend arbeiten mussten, und dabey keine andere Bewegung hatten, als aus dem Arbeitszimmer in's Schlafzimmer und aus diesem in jenes, auch wöchentlich zweymal über einen Hofraum in die Kirche zu gehen; das kränkliche Aussehen dieser Gefangenen musste mir unter diesen Umständen leicht erklärbar seyn; auch vernahm ich, daß ihre Sterblichkeit voriges Jahr in dem Verhältniß von vierzehn auf hundert gewesen sey. Die Krankenzimmer fand ich überhaupt von dem übrigen Gefängniß nicht hinlänglich abgesondert und nicht luftig genug. Die Zahl der Kranken ist zwar in den Gefängnissen der Schweiz geringer, als bey dem Zustand der Gefangenschaften und bey der mangelhaften Gesundheitspflege zu erwarten wäre; allein ich bin überzeugt, daß sie ohne viel Aufwand und Mühe, noch weiter verringert werden könnte.

Abtheilung der Gefangenen. Hierunter verstehe ich eine solche Eintheilung des Gefängnißhauses, wodurch die Trennung der Gefangenen, oder ihre Abtheilung nach der Verschiedenheit ihrer Verbrechen, ihres Alters und ihrer gegenseitig nachtheiligen Einwirkung auf einander, möglich wird. Auf diesen Umstand, welcher allein nur die gänzliche Verderbniß der minder Verdorbenen durch

ihre im Laster erhärteten Zimmergenossen verhüten kann, wird allzuwenige Rücksicht genommen, und die schweizerischen Gefängnisse lassen dieselbe auch beynahe gar nicht zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz=Nachrichten.

Paris den 1. April.

Mit der Académie française geht es ungefähr wie mit der Deputirtenkammer, die Ultras machen darin die Mehrzahl aus, und suchen allmählig die ganze Gesellschaft mit ihren Mitbrüdern zu bevölkern. Es befinden sich schon eilf Pairs in derselben, und wenn es so fortgeht, so wird aus der Akademie endlich eine zweyte Pairskammer werden. Die Herrn Pairs sind ohne Zweifel sehr achtbare Leute; da aber die Pairswürde kein literarisches Talent verleiht, so sieht man eben nicht ein, was ein Pair in der Akademie zu thun hat, wofern er nicht etwa ein sehr ausgezeichneter Schriftsteller ist; und auch in diesem Falle sollte man, wenn er einen Gelehrten ohne Titel zum Concurrenten hat, leztern vorziehen, erstlich weil dieser die akademische Würde nöthiger hat, als der Graf oder Marquis, und zweytens weil er sicher ein fleißigerer Akademiker seyn wird, als jener, welcher alle akademischen Sitzungen lieber als ein Hoffest zu versäumen pflegt. Zwar stak auch vor der Revolution die Académie française voll von hoch betitelten Herren; allein da man diesen Mißbrauch deutlich erkannt hatte, so hätte man ihn jezt vermeiden sollen. Denn wozu nüzt die Erfahrung der Zeiten, wenn man das Veraltete beybehalten oder wieder einführen will, obschon man von der Schädlichkeit desselben völlig überzeugt worden ist? Zu diesen Bemerkungen giebt mir das Ableben des Akademikers Grafen von Fontanes Anlaß, der wahrscheinlich in der Akademie wie in der Pairskammer von einem Ultraroyalisten wird ersezt werden. Einige ausgezeichnete Schriftsteller freysinniger Meinung haben hinlängliche Ansprüche zu einem Sitze in der Akademie; allein so lange als die Ultras überall die Oberhand haben, werden sie wohl keinen Schritt thun, um ernannt zu werden. Ihr Gedanke trifft vermuthlich mit der Antwort des Abbé de Bernis an den Kardinal Fleury zusammen, welcher dem Abbé erklärte, daß so lange er Minister seye, der Abbé keine Anstellung zu erwarten habe: Monseigneur j'attendrai. Was nun jenen Grafen Fontanes betrifft, dessen Leben nicht ohne Glanz gewesen ist, so habe ich einige Anhänger dieser Partey ganz ernsthaft behaupten hören, dieser sey in der französischen Literatur der lezte der Römer; und so wie er, schreibe und dichte Niemand in Frankreich mehr. Ueberhaupt reden diese Leute stets verächtlich von dem jezigen Zustande der Literatur; wollte man ihnen glauben, so hätte der Zeitgeist die Literatur ganz zu Grunde gerichtet, und weil man ein Freund der Aufklärung und eines verbesserten bürgerlichen Zustandes seye, könne man nicht einmal korrekt mehr schreiben. Es ist doch eine mißliche Sache um den Parteygeist, da er uns so mit Blindheit schlägt. Wie ist es doch möglich, sich über die Verarmung der Literatur zu beklagen, da man täglich die schönsten Beweise blühender Talentes vor sich hat? Ich gebe zu, daß Frankreich jezt keine Bossuet, keine Fenelon, keine Voltaire hat; die Kanzel-Beredsamkeit, die Dichtkunst und andre Fächer der Literatur sind nicht aufs glänzendste besezt; allein dagegen blüht jezt die Beredsamkeit in Fächern, die ehemals kaum berührt wurden. In der Deputirtenkammer, in den politischen Schriften muß man jezt die ausgezeichnetsten Geister Frankreichs suchen: dort beurkunden sie ihr Talent auf die befriedigendste Weise, und — was eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit ist, — dieses Talent dient nicht blos zur Ergözung müßiger Leser, sondern es wirkt auf den bürgerlichen und moralischen Zustand der Gesellschaft ein; es befördert die Abschaffung der Mißbräuche aller Art, und die Einführung einer bessern gesellschaftlichen Ordnung. Die Schriftsteller und Redner des Zeitalters Ludwigs XIV., so klassisch sie auch seyn mögen, haben sich selten eines solchen erhabenen Einflusses zu erfreuen gehabt; und wenn man die eckelhaften Schmeicheleyen liest, womit alle ihre Schriften angefüllt sind, und wodurch sie die Gunst eines despotischen Herrn zu gewinnen suchten, welcher gesagt hatte: ich bin der Staat! so muß man denn eingestehen, wofern man unpartheyisch urtheilen will, daß in den Schriften und Reden der jezigen talentvollen Männer eine edlere männlichere Sprache und Gesinnung herrscht; man stirbt nicht mehr vor Gram, wie ehemals Racine, weil man die Hofgunst verscherzt hat, und man kennt eine erhabenere Bestimmung, als einen Titel oder eine Gnadenbezeugung zu erwerben.

(Der Beschluß folgt.)

London den 20. März.

(Beschluß.)

Das neue Werk des Baronets Staunton (Narrative of the Chinese Embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars in 1712—1715, by the Chinese ambassador. Murray. 1821 8. 18 Schill.) ist ein angenehmes Geschenk für Orientalisten und Freunde der Völkerkunde. In den Jahren 1712 — 1715 wurde eine Chinesische Gesandtschaft an den Khan der Turguthischen Tataren abgeschickt und der Kaiser ließ nachher den Bericht des Gesandten herausgeben. In der ganzen Chinesischen Literatur ist dieß das einzige Produkt der Art, weil bekanntlich „das himmlische Reich“ sich um Ausländer wenig bekümmert. Gewiß war der Chinesische Hof damals weit liberaler als der jezige, weil die Tatarische Dynastie so eben auf den Chinesischen Thron gekommen war. In der ganzen Erzählung spiegelt sich der Chinesische Charakter; sie hat daher viel Interesse. Vorrede und Anmerkungen sind ungemein lehrreich. Angehängt sind Bruchstücke mehrerer Chinesischer Werke, insgesammt desto schäzbarer, je weniger man bis jezt noch mit der Chinesischen Literatur in Europa bekannt ist. — Brougham, welcher sich während des Prozesses der Königin zu heben schien, hat erstaunlich verloren, seitdem seine Parthey erfahren hat, daß er es nicht aufrichtig mit der Königin meinte. Auch gelingt es ihm nicht recht, sich ein von der Politik ganz unabhängiges Verdienst durch einen neuen Unterrichtsplan zu erwerben, welchen er dem Parlamente vorgelegt hat, und welcher gewöhnlich Brougham's Education Bill genannt wird. Bisher wurde die Aufsicht über den Unterricht des Volks in den Englischen Städten von angesehenen Leuten geführt, welche blos ehrenthalber die Mühe übernahmen. Nun aber soll, nach seinem Vorschlage, diese Aufsicht Beamten übertragen werden, welche eine Besoldung dafür erhalten. Auch sollen die Eltern gezwungen werden, ihre Kinder in die öffentliche Schule des Kirchspiels zu schicken, ein Zwang, der sich mit den von Brougham im Parlamente laut vertheidigten Grundsätzen gar nicht verträgt. Jezt werden solche Schulen durch mildthätige Beyträge erhalten: Brougham aber will, daß die Nation hinführo selbst eigne Schulen erbauen soll. In England und Wales giebt es ungefähr 10,000 Kirchspiele; wenn nun jede dazu gehörige Schule (parochial school) nur 500 Pf. kostete, so würde es fünf Millionen Sterling erfordern, alle diese Schulhäuser zu bauen. Wenn jedes Kirchspiel nur 50 Pf. zum jährlichen Unterhalte einer solchen Schule beysteuerte, so würde dieß eine jährliche Summe von einer halben Million ausmachen, welche die Kirchspiele des Landes verpflichtet seyn würden, außer ihren vielen andern Kosten, zu tragen. Das wäre eine neue Vergrößerung der berüchtigten Armengelder, die bereits kaum erschwinglich sind und deren Schädlichkeit unter andern das Edinburger Review (zu dessen Rezensenten Brougham gehört) bewiesen hat.

Beylage: Kunst=Blatt Nro. 33.

Nr. 33.

Kunst = Blatt.

Montag, den 23. April 1821.

Quintin Messis.

Bey der so allgemein regen Aufmerksamkeit auf die altdeutsche Kunst fehlt es noch an einem Buch, wodurch man sich leichter und angenehmer Weise mit dem Leben der alten ober= und niederdeutschen Maler bekannt machen könnte.

Die beliebte Schriftstellerin, Johanna Schopenhauer, hat es unternommen, diesem Bedürfniß zu begegnen und aus den seltenen und weitläufigen Werken des Carl von Mander, Descamps, Sandrüß, Fartly, Murr und Andern, die Lebensbeschreibungen der Gebrüder van Eyck, des Hemling, Hugo von der Goes, Roger von Brügge, Quintin Messis, Schoreel, Lucas von Leyden, Albert Dürer, Kranach, Mabuse, Holbein, Hemskerk u. s. w. zusammenzustellen, und in einer anziehenden Einkleidung vorzutragen, so daß kunstliebende Frauen und Personen, die keine Forschungen anstellen mögen mögen, sich hier eine erwünschte Kenntniß und Uebersicht von dem Kunstzustand der deutschen Vorzeit verschaffen können.

Das Büchlein wird in wenigen Wochen bey den Gebrüdern Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: Johann van Eyck und seine Nachfolger erscheinen.

Als Probe theilt uns die Verfasserin ein Paar Bruchstücke mit und wir ergreifen mit Vergnügen die Gelegenheit, durch Aufnahme derselben das interessante Werkchen zu empfehlen. Heute geben wir das Leben des Quintin Messis in unsern nächsten Blättern werden wir eine zweyte Probe folgen lassen.

Red.

Kein freundlicher Stern leuchtete der Geburt und der Kindheit des armen Quintin; Dunkelheit und Armuth empfingen ihn, als er um das Jahr 1450 in Antwerpen ins Leben trat. Sein Vater, ein armer Handwerker, starb, da Quintin als unmündiges Kind diesen Verlust noch nicht zu empfinden vermochte, und seine Mutter erzog ihn unter Kummer, Mangel und Sorgen, bis er kräftig genug schien, um bey einem Handwerker die Lehrjahre antreten zu können. Sie brachte ihn in dieser Absicht zu einem Schmied, wahrscheinlich weil auch sein Vater dieses Gewerbe betrieben hatte; dort wuchs er vollends heran, bey schwerer Arbeit und grober Kost — theilte, sobald er es vermochte, den sauer erworbenen kärglichen Lohn mit seiner Mutter, die mit ihm Haus hielt, und die er herzlich liebte und ehrte, und führte so ein dunkles kümmerliches Leben bis in sein zwanzigstes Jahr.

Die schwere Arbeit am Ambos mochte dem von der Natur einer höhern Bestimmung geweihten Jüngling wenig zusagen; das mühevolle Leben, die gewaltige körperliche Anstrengung, zu welcher kindliche Liebe ihn trieb, griffen ihn heftig an, seine Kräfte erlagen und er fiel in eine tödtliche Krankheit. Lange lag er schwer und gefährlich krank in der armen Hütte seiner trostlosen Mutter, die nun, da sie ihrer einzigen Stütze beraubt war, nicht mehr wusste wie sie für sich und ihren Sohn nur das Nothdürftigste herbeyschaffen sollte, und beyde litten Mangel und Noth. Jugend und eine unverdorbene Natur halfen ihm zwar endlich die Todesgefahr überwinden, doch musste er noch Mondenlang das Bette hüten, und der Anblick seiner darbenden Mutter, das Gefühl ihr noch lange nicht helfen zu können, quälten ihn unablässig, mehr als Krankheit oder Schmerz und brachten ihn fast zur Verzweiflung. Freunde, Verwandte und Bekannte, die seinem Schmerzenslager mitleidig nahten, bat er unablässig, ihm einen Erwerbsquell anzuweisen, den er in seiner gegenwärtigen Lage zur Erleichterung seiner häuslichen Noth ergreifen könne, doch Niemand wusste Rath.

Es war eben um die lustige Fastnachtszeit, und mancherley Gebräuche und Lustbarkeiten waren in jenen Tagen, besonders bey den niederern Ständen, im Schwange, von denen unsere verfeinerte Sitte nichts mehr weiß. So war es denn auch damals in den niederländischen Städten Gebrauch, daß in dieser Zeit allgemeiner Fröhlichkeit die Armen und Schwachen, welche in den Hospitälern verpflegt wurden in den Straßen von Haus zu Haus zogen, eine große aus Holz geschnitzte und mit bunten Lappen behangene Puppe mit sich herumführten, und den Kindern bunt bemalte Bilderchen schenkten, von deren Aeltern sie dafür mit mancherley Gaben wieder erfreut wurden. Diese Bildchen, de-

ren man zur Vertheilung eine sehr große Anzahl bedurfte, bestanden aus illuminirten Holzschnitten, und glücklicherweise kam endlich einer von Quintins Freunden auf den Einfall, ihm zum Anmalen dieser Holzschnitte, als zu einem Erwerbszweige zu rathen, dem auch wohl ein Kranker vorstehen könne. Um zu begreifen, wie Quintins Freund gerade auf diesen, dem Handwerk des Hufschmieds so entgegengesezten Gedanken verfallen konnte, müssen wir wohl annehmen, daß Quintin ohnehin schon in gesunden Tagen sich und seine Freunde durch rohe Kunst-Versuche zu ergötzen pflegte, eine Voraussetzung, die überdem sehr natürlich scheint, da angebornes Kunsttalent, auch bey dem schwersten Druck der Aeußerlichkeiten, sich immer ans Licht drängt, gleich dem auf harten Felsengrund gefallenen Samenkorn, das im Frühligsthaue wenigstens Keime treibt, wenn gleich späterhin kein günstiger Boden die schwachen Wurzeln der edlen Pflanze in Schutz nimmt.

Der schwache kaum genesende Jüngling folgte dankbar des Freundes wohlgemeintem Rathe, und die leichte Arbeit gelang ihm über sein Erwarten und Hoffen. Seine Fertigkeit in ihr wuchs mit jedem Tage, die Bildchen geriethen zusehends immer besser, sie gewannen immer ausgebreitetern Absatz, und Noth und Sorge waren bald aus seinem kleinen Haushalt verbannt. Bessere Pflege und Ruhe des Gemüths beförderten mächtig seine gänzliche Herstellung, so daß er nach einiger Zeit wieder völlig zu Kräften gelangte. Doch während dem waren auch die fröhlichen Faschingstage vorübergezogen, man bedurfte der Bildchen vor der Hand nicht weiter, und Quintin musste sich wieder, wenn gleich mit schwerem Herzen, dem Ambose zuwenden, und der weit liebern Beschäftigung entsagen, zu der bittre Noth ihn geführt hatte.

Er lebte und hämmerte nun wieder eine Weile so fort, im dumpfbellemmenden sehnsüchtigen Gefühl, das so oft den Frühling talentreicher Jünglinge umdüstert, die ohne Mittel und Wege dazu zu entdecken, dennoch den Trieb zum Höheren dringend in sich empfinden. Doch endlich ging ein heller Stern seinem Leben auf, der ihm wirklich der rechten Bahn zuleuchtete.

Dieser Stern stralte in dem Auge eines sehr schönen Mädchens, und dem armen Schmiedejungen gerade ins Herz. Das hübsche Kind war nicht von so hohem Stande, daß Quintin sich ihr nicht hätte nahen dürfen, es schien ihm auch sogar, als ob er nicht ungern würde gesehen werden, wenn nur nicht seine schmutzige Arbeitsjacke, seine vom Führen des Hammers gehärteten Hände, sein von Kohlenstaub geschwärztes Gesicht, das in niederländischer Reinlichkeit angezogene Mädchen zurückgeschreckt hätten, dem es obendrein an Freyern und Verehrern nicht mangelte. Der arme Quintin wusste seiner Noth nun vollends kein Ende, als ein artiger geputzter Gesell, ein Maler seines Handwerks, sich ernstlich um das Mädchen bewarb. Er war der Verzweiflung nahe, als eine Aeußerung der Jungfrau, die er durch die dritte Hand vernahm, ihn plötzlich wieder ermuthigte. „Wäre doch jener der Hufschmied und Quintin der Maler," hatte sie gesagt, und dieß war ihm genug. Er ließ den Ambos stehen, warf den Hammer weg und sich ganz der Kunst in die Arme, zu der schon längst sein innerer Genius ihn mächtig gezogen hatte.

Mit dem Eifer der Jugend, von heißer Liebe getrieben, durch schnelles seltnes Gelingen begeistert, arbeitete er nun Tag und Nacht, und, wie behauptet wird, ohne die Leitung eines Meisters zu Hülfe zu nehmen; was ihm wahrscheinlich weder seine Armuth noch der Wunsch, die Geliebte seines Herzens bald heimzuführen, erlaubten. Denn nach dem Gebrauche damaliger Zeit, in der auch die Kunst zunftmässig betrieben ward, hätte er nicht nur ein Lehrgeld zahlen, sondern sich auch auf mehrere Jahre bey einem Lehrherrn verdingen müssen, die er zu opfern nicht Willens war.

Durch fleißiges Studium der Natur und der vielen herrlichen Werke großer Meister, welche seine, zu jener Zeit lebensreiche und prachtvolle Vaterstadt Antwerpen schmückten, machte er in kurzer Zeit die bewunderswürdigsten Fortschritte in der Kunst, und ward um so eher berühmt, da jedermann auch durch die schnelle Entwickelung seines Talents und die wunderbare Umwandlung eines Hufschmieds in einen Maler in das größte Erstaunen versezt ward. Sein schönes Mädchen belohnte ihn, wie billig, mit ihrer Hand, er führte mit ihr unter seinen Landsleuten ein langes glückliches Leben in Ehre und Wohlthätigkeit, und auf allen seinen Gemälden, wo es nur irgend der Gegenstand erlaubte, lächelt uns noch immer, nach mehr als dreyhundert Jahren, ihr freundliches anmuthiges Köpfchen entgegen, denn er liebte sie immerfort mit unwandelbarer Treue. Auch die Tonkunst verschönte sein Leben; er übte sie mit großem Gelingen, und war deßhalb unter seinen Landsleuten ebenfalls bekannt und geliebt. Endlich starb er im neun und siebzigsten Jahre seines Alters, zu Antwerpen wo er geboren ward, im Jahre 1529. Wie hoch seine Vaterstadt ihn ehrte, beweist sein in Stein gehauenes Profil, an der Außenseite der dortigen Marienkirche, mit der Umschrift des bekannten Verses „Connubialis Amor etc."

In der Ausübung seiner Kunst war Quintin Messis kein blinder Nachahmer des schon Vorgefundenen. Sein kräftiges beharrliches Gemüth bahnte sich einen eigenen Weg, und seine Gebilde tragen den Stempel einer ihm ganz angehörenden Originalität, die nicht ohne Anmuth ist. Er verschmähte die zierliche und ausgeführte Vollendung der Meister seiner Zeit, vermuthlich weil seine durch schwere Arbeit in der Jugend minder gefügig gewordne Hand ihm nicht erlaubte, es ihnen hierin gleich zu thun; dafür aber erfand er sich eine eigenthümliche Art, auf den Effekt hinzuarbeiten, die vor ihm Niemand weder kannte noch übte. Sein Colorit ist warm und kräftig, obgleich es sich mit von

Eycks und Hemling's Farbenglut nicht messen kann. Mit festem herzhaftem Pinsel stellte er was er wollte auf die Tafel hin; in einiger Entfernung gesehen, erscheinen seine Gemälde sogar sehr fleißig gearbeitet, wenn gleich etwas trocken und scharf gezeichnet. Der warme Ton, die anscheinende Ausführlichkeit geben ihnen einen ganz eigenen Reiz, doch in der Nähe schwindet der Zauber, den ihnen die Ferne verlieh, und sie erscheinen im Vergleich eher etwas rauh und hart.

Eines seiner vorzüglichsten Gemälde, vielleicht das beste unter allen, eine Abnahme vom Kreuz, befand sich zu Karl von Manders Zeiten in der Marienkirche zu Antwerpen. Den todt daliegenden Christus hat er, wie man glaubt, nach der Natur gemalt; der Ausdruck des Schmerzes der Mutter, der heiligen Frauen, und der übrigen Umstehenden, so wie auch die Behandlung der Farben, wird als sehr vortrefflich gepriesen.

Die eine der Seitentafeln stellte den heiligen Johannes, die zweyte die Tochter des Herodes im Tanze dar, und obgleich das Ganze ebenfalls auf den Effekt gemalt war, so erregte es doch wegen seiner übrigen Trefflichkeit nicht nur allgemeine Bewunderung, sondern ward auch von Kennern sehr hoch gehalten. Dieses Gemälde gehörte ursprünglich der Tischlergilde zu Antwerpen, für die Quintin Meßis es gemalt hatte. König Philipp der Zweyte von Spanien strebte eifrig nach dessen Besitz; die Denons mögen damals doch noch nicht ganz üblich gewesen seyn, denn er begnügte sich, große Summen dafür zu bieten, ohne daß jedoch die Tischlerzunft sich bewegen ließ, ihr Kunstwerk dafür hinzugeben. Neue Gefahren drohten dem Meisterwerke bald darauf, als die Bilderstürmer vernichtend herumzogen, doch es ward sorgfältig verborgen und gerettet, wo so vieles zu Grunde gieng. Endlich im Jahr 1577 zwangen die Umstände die Besitzer, es an die Stadt Antwerpen selbst zu verkaufen, welche ihm den Ehrenplatz in der Marienkirche einräumte. Sie erhielten die damals beträchtliche Summe von funfzehnhundert Gulden dafür, die sie zum Ankauf eines Zunfthauses verwendeten, dessen sie nöthig bedurften.

Die Boissereesche Sammlung besizt ebenfalls ein sehr vorzügliches figurenreiches Gemälde dieses Meisters, dessen Gegenstand mir indessen nicht mehr gegenwärtig genug ist, um es hier näher zu beschreiben. *) Auch habe ich in andern Sammlungen manche seiner Arbeiten getroffen, alle von fröhlichem heiterm Eindruck, doch mögen sie im Ganzen jezt selten seyn.

Johann Meßis, Quintins Sohn, war zugleich dessen Schüler, und galt zu seiner Zeit für einen über die Mittelmäßigkeit sich erhebenden Maler, ohne bey weitem den Ruhm seines Vaters zu erreichen. Jedoch machte er sich dessen Art zu malen so zu eigen, daß manche seiner Arbeiten für die seines Vaters gehalten wurden, und vielleicht es noch werden. Die Gallerie in Schleisheim besaß von diesem Johann Meßis eine Abbildung des Evangelisten Matthäus, in halber Figur, die sich wahrscheinlich jezt in der Münchner Gallerie befindet. Eins seiner gelungensten Werke war eine Wechslerstube, in welcher nach damaliger Art, Gold gewogen und gezählt wird. Dieses Bild malte er für einen Kunstliebhaber in Amsterdam, und ich glaube es in Berlin in der oft schon erwähnten Sammlung gesehen zu haben, wo man es uns als ein Werk seines Vaters zeigte. Auch befanden sich zu Antwerpen mehrere gute Arbeiten dieses Meisters, die jezt wohl größtentheils zerstreut sind.

Sala und Capelle del Cambio zu Perugia

a fresco gemalt von Pietro Perugino.

Diesen Saal und die daranstoßende Kapelle zu betrachten, sollte kein Kunstfreund, welcher Gelegenheit hat, in jener altberühmten Stadt sich einige Stunden aufzuhalten, versäumen. Denn hier kann die Schule, aus welcher der größte der Maler sproßte, so genau, wie vielleicht selten wo, erkannt und studirt werden.

Im Angesichte des Eingangs befindet sich die Geburt und Verklärung Christi.

Die Geburt hat viele Aehnlichkeit mit jener, welche derselbe Künstler al Monte bearbeitete, nur mit dem Unterschiede, daß hier noch mehr Studium und schönere Zeichnung sich offenbart. Das Kind ruht lächelnd auf einem Polster, der auf der Erde liegt. Links knieen einige Hirten, hinter ihnen die Madonna, rechts der h. Joseph, im Hintergrunde zerstreute Hirten in sehr frommen Stellungen. Ueber dem Ganzen stehen wunderschöne Engel in parabolischer Glorie. Eben so trefflich ist die Verklärung, welche einen großartigen Charakter trägt, und sich von vielen seiner übrigen Werke durch Ausdruck, Leben, Leichtigkeit in den Figuren und Ungezwungenheit in den Gewändern sehr vortheilhaft ausgezeichnet. Die Spitze des Berges ist so wohlverstanden, daß der Umfang desselben mit großer Wirkung hervorgehoben erscheint.

An der rechten Seite finden sich Sibyllen nach folgender Ordnung: die Erythräische, Persische, Kumanische, Lybische, Tiburtinische, Delphische, von welchen die erste eine ganz eigenthümliche Schönheit besizt; so wie die Phropheten Jesaias, Moses, Daniel, welcher das Bildniß Raphaels ist, Davids, Jeremias und Salomons. In der Höhe Gott

---

*) Die Verfasserin meint hiemit ohne Zweifel ein großes Gemälde, die Beschneidung darstellend; die Sammlung besizt aber ausserdem noch vier kleinere Gemälde desselben Meisters, worunter ein sehr figurenreiches von trefflicher Ausführung. Red.

Vater. Diese Figuren sind in zwey kontrastirende Gruppen vertheilt. Rechts beym Eingang findet sich eine Art länglicher Kanzel mit schönen Arabesken in Holz nach Zeichnungen von Raphael.

Auf der linken Seite sind viele ganze Figuren wieder in zwey Façaden abgetheilt, wozu noch ein Seitenstück an der Thür mit dem Bilde des Cato gehört. Dort stehen Fabius Maximus, Socrates, Numa Pompilius, Furius Camillus, Pythagoras, der K. Trajan, L. Licinius, Leonidas, Hor. Cocles, Fabius, Sempronius, Pericles und Cincinnatus; und in der Höhe vier Allegorien: die Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mäßigkeit.

Zu bemerken ist, daß der Künstler um die Reihe einiger ganzen Figuren zu vermeiden, diese in Masse auf einem dunklen Terrain verbunden, und den Horizont auf den Schultern und Köpfen beleuchtet hat. P. bediente sich noch eines andern Kunstvortheils: er sezt nämlich eine Figur der Geschichte links, welche ganz frey im Helldunkel steht, und stimmt dann alle übrigen in großer Masse darnach zusammen, wodurch das ganze Werk einen großartigen Charakter erhält. In diesem Gemälde hat P. jene Bäumchen, womit er gewöhnlich seine Felder besezte, weggelassen, und sie mit Geschichten angefüllt, womit er das Land ohne jene Kleinigkeiten abwechselnd und angenehm machte. Die Größe jener Figuren übersteigt übrigens das gewöhnliche Maaß Pietro's, weßhalb dieses Werk, was Meisterschaft anlangt, seine übrigen übertreffen dürfte. Vasari sagt hierüber: Quest' opera, che fu bellissima, e lodata più che alcun' altra, che da Pietro fusse in Perugia lavorata, è oggi dagli uomini di quella Città, per memoria di un si lodato artefice della patria loro tenuta in pregio.

An einem Pfeiler gegenüber der vorerwähnten Kanzel sieht man das Porträt Perugino's von ihm selbst gemalt, in einem schwarzen Kleide mit rothem Käppchen. Das Brustbild athmet Geist und Leben; unten befindet sich die Inschrift:

Petrus Perusinus egregius pictor
Perdita si fuerat, pingendi hic retulit artem
Si nusquam inventa est, hactenus ipse dedit.

Auf der Kehrseite steht Anno Salutis: MD.

An diesen Saal stößt die Capelle, theils von P., theils von seinen Schülern ausgemalt. Das Altarblatt, die Taufe des Messias vorstellend, nicht von seinen besten Arbeiten; dann die Verklärung in zwey Bildern wovon die Engel links, und vorzüglich die Madonna sehr schön und von ihm selbst sind.

An den beyden Seiten ist die Enthauptung des h. Johannes von einem seiner Schüler nicht sehr gelungen dargestellt.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient jedoch der Plafond, angefüllt mit den Brustbildern der Evangelisten und mehrerer Apostel, in deren Mitte sich Gott Vater sitzend befindet. Aus dem herrlichen Colorit, aus den präcisen aber dennoch weichen, zarten Conturen zu schließen, sind sie durchgängig von Raphael nach Andeutungen seines Meisters.

Nicht leicht findet man eine schönere Sammlung so vieler herrlichen Köpfe. Keiner hat mit dem andern eine andere Verwandschaft als jene der göttlichen Begeisterung, welche die wahre Liebe und der wahre Glaube an den Erlöser einflößt. Das Gesicht Gott Vaters kann nur Liebe ohne Furcht einflößen. Ein großer Unterschied ist zwischen ihm und den Gott Vaterskōpfen Albano's, die wohl Furcht aber keine Liebe erwecken.

An dem Plafond befinden sich die Planeten, in der Mitte der Sonnengott. Schade daß hie und da, wegen der Sorglosigkeit des Custos, Beschädigungen, gerade an wichtigen Theilen, sich zu offenbaren beginnen.

Perugia, den 1. März 1821.

Fr. S. K.

Paris.

Hr. Desnoyers giebt eine Sammlung von Kupferstichen nach antiken und italienischen Gemälden, Statuen u. s. w. heraus, nach Zeichnungen, die er in den Jahren 1818 und 19 in Italien gemacht hat. Sie führt den Titel: Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques, italiennes etc. par Auguste Boucher Desnoyers, und wird aus 34 Blättern bestehen. Darunter befinden sich antike Gemälde, zu Herkulanum und Pompeji gefunden; eine Madonna von Raphael; Gemälde des Giulio Romano; ein Kopf von Correggio; Köpfe nach Leonardo und Luini; Studien nach der Natur, zu Neapel gemacht, und eine Ansicht dieser Stadt nach einem Gemälde des Grafen Turpin-Crissé. Die Stiche sind von ihm selbst oder seinen Schülern zum Theil mit dem Grabstichel, zum Theil in punktirter und Kreidemanier ausgeführt. Ein Text von etwa 20 Seiten wird das Ganze begleiten. Das erste Heft in Folio erscheint im April. Preis vor der Schrift 240 Fr., mit der Schrift 120 Fr.

Die Ausführung des Monuments für Malesherbes, das in dem Palais de Justice errichtet werden soll, ist Hrn. Bosio übertragen.

Ehrenbezeigungen.

Die k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien hat den k. bayr. Gallerie-Inspektor Herrn Jakob Dorner in München zu ihrem Ehren-Mitgliede ernannt, und demselben vor Kurzem das Diplom zugeschickt.

Gleiche Ehre widerfuhr demselben in Verbindung mit Herrn Max Joseph Wagenbauer, k. bayr. Gallerie-Inspektor. Beyde Künstler wurden unlängst, wegen ihrer ausgezeichneten Talente in der Landschaftmalerey, von der k. Akademie der bildenden Künste zu Berlin, in die Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder aufgenommen.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. April 1821.

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen? —

Goethe.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Bey den meisten Veranstaltungen zu öffentlichen Akten, Schauspielen, Festen pflegt es zu geschehen, daß man mit den nöthigen Vorkehrungen nicht fertig wird, daß aber, weil Zeit und Umstände gebieten, die Sache doch beginnen und ihren Fortgang haben muß. Es wird dann freylich manches, zu was man früher hinreichend Muße gehabt hätte, in aller Eile abgethan, nur damit das Ganze nicht ins Stocken gerathe.

Wer hat nicht schon bey Stadt- oder Liebhabertheatern gesehen und gehört, wie noch mit dem lezten Glockenschlage gezimmert und genagelt, genäht und geschminkt, memorirt und gestikulirt wird. Aber das Publikum wartet, das Zeichen ertönt, der Vorhang steigt auf, und der Schauspieler tritt, vertrauend auf die Rath und Kraft verleihende Gewalt des entscheidenden Augenblicks, durch welche ja auch, wie wir wissen, dem Besonnenen alles viel besser gelingt, und gediegener aus der Hand geht, als bey der weniger ernsten Probe, hinaus auf die Scene, und thut, etwa unter dem lezten Stoßseufzer und Trostworte: Es wird mit Gott schon gehen! — was er nun nicht mehr lassen kann.

Auf eine ähnliche Weise war es im freyherrlichen Schlosse, als sich eines Tages die v. Mildheimsche Familie zum Besuche ansagen ließ, und nach einigen Stunden wirklich vorfuhr.

Es machte sich unserm Otto nun erst fühlbar, daß von seinem Verhältniß zu Julianen zwischen ihm und seiner Mutter so gut als nichts gesprochen worden, daß sie gegen einander nur flüchtig berührt, wie seine beabsichtigte Reise dieser von ihr gewünschten Verbindung in den Weg trat. Man wusste nicht, hatten die v. Mildheimschen von seinem sonderbaren Vorhaben Kunde erhalten, und beabsichtigte ihr Besuch, in der Sache Gewißheit zu erhalten, oder wußten sie nichts, und war es nur bloße Gegenvisite. Keine Verabredung war für den einen oder andern Fall getroffen. Sollte man die Sache frey eröffnen oder schweigen? Man mußte auf Anspielungen gefaßt seyn, was wollte man dagegen bringen?

Wenn man nicht recht daran kommt, sich über ein Verhältniß, ein Anliegen, das wohl eines vielseitigen Besprechens bedürfte, gegenseitig zu verständigen, und eben, weil man hiezu täglich und stündlich Gelegenheit fände, es Stunden und Tage verschiebt, so ist man wohl endlich genöthigt, wie auf zwey für einen Augenblick sich begegnenden Schiffen, sich kurz zu fassen, und das Wesentlichste in wenige Worte zu drängen.

Als der Wagen in den Hof rollte, und Otto, hinabblickend, die Eltern des Fräuleins mit ihr aussteigen sah, die Baronin aber mit fragendem Blicke vor ihm, dem Verlegenen, stand, vermochte er es gerade noch über sich, ihr zu sagen: „Ich will alles thun, theure Mutter! was ich meiner Neigung abgewinnen kann, nur legen Sie meinem Plane nichts in den Weg, und leiten Sie vor meiner Zu-

rückkunft nichts ein, was einer bestimmten Erklärung ähnlich sieht. Ich muß es jetzt äußern, ich möchte noch einmal ganz frey ins Weite hinaus treten, ohne eine mir folgende Sorge. So nur werde ich am sichersten zu dem zurückkehren, was die Eltern Vernunft und Pflicht nennen."

Die Baronin hatte nicht mehr Zeit, zu antworten; die Thüre ging auf, und die Gäste traten ein.

Es schien besser zu gehen, als Otto gedacht; heitere Gesichter, ein herzlicher, fröhlicher Ton wurde mitgebracht, und forderten und weckten ein ähnliches Entgegenkommen. Kein fragendes, deutendes, anspielendes Wort fiel; Otto war oft nahe daran, selbst zu eröffnen, was er vorhatte, und es frischweg durchsprechen zu lassen, um es von der Seele zu haben. Es fehlte nur irgend ein Schlagwort, an das er den Faden anknüpfen konnte.

Später verfügte man sich in den Garten, dessen mannichfaltige Partieen Gelegenheit gaben, bald sich zu trennen, bald sich wieder zusammen zu finden. Otto wandelte mit Fräulein von Mildheim. Er stand wieder dem ruhig-klaren, wenn auch nicht jugendlich warmen Geiste, der diese edle, blasse Gestalt bewohnte, verehrend gegenüber.

Fühlte er sich auch, was die höhern Gebiete des Wissens betrifft, ihr ebenbürtig, so imponirte sie ihm doch von Seite der Lebenswissenschaft, der leisen Berührbarkeit und feinen Unterscheidungskraft in der Welt des Gefühls. Ja es drückte ihn fast peinlich, daß er in den täglichen Situationen des Lebens augenscheinlich viel derber einschritt, als diese zarte Seele. Hatte er sich bisher noch wenig vorzuwerfen gehabt, so kam er sich doch, ihr gegenüber, viel zu leicht und locker vor, wie dieß jedem Vielseitigen neben dem streng nach Einem Ziele Gerichteten begegnet. Er that sein Gutes, weil es seiner gesunden Natur angemessen war; bey ihr schien alles, was sie sagte und that, auf Bewußtseyn und Grundsatz zu wurzeln, und Schmerz und Lust mit gleicher Ruhe von ihr empfunden zu werden.

So wie es unserm Otto nicht ganz leicht fiel, seinen körperlichen Schritt dem ihrigen in Mäßigung gleich zu halten, so fühlte er sich auch innerlich gehemmt, und wenn er nun den langen Laubgang hinabsah, und wie der Gärtner auf seinem Breter-Gerüste die üppigen Zweige beschnitt, daß sie gleichsam als Schwungfedern, die man den Bäumen ausgerupft, herabflatterten, — wenn er dann wieder an die Möglichkeit einer nahen, ewig unauflöslichen Verbindung mit der blassen Schönen dachte, so war ihm, als sähe er seinen Lebensgang im Bilde vor sich.

Sie wandten eben um eine Ecke, von wo aus man gegen die Hinterpforte des Gartens, die durch ein kleines Gebüsch auf die Landstraße führte, sehen konnte, als dort die Thür sich öffnete, und ein weibliches Wesen mit einem Körbchen auf dem Kopfe hereintrat, welches niemand anders als Concordia zu seyn schien.

Otto erschrack in sein tiefstes Herz hinein, und wurde glühend roth.

Hatte er sich seit jenem Tage, wo er über eine, wenn auch an sich unschuldige, doch ungehörige Neigung Herr geworden, das Bild des Mädchens mit Ruhe vorgehalten, und sie durch Entsagen seinem bessern Selbst gewonnen, so wirkte ihr Erscheinen, falls sie es wirklich war, jetzt fast gegentheilig auf ihn. Sie gehörte der Welt seiner Phantasie an, aber in der wirklichen wollte er ihr nie, oder lange, lange nicht mehr begegnen.

Mit ihr jetzt zu sprechen, dünkte ihm so widrig, als etwa der Genuß einer Speise, auf die man schon verzichtet hat, um sie dem Altar zu weihen.

Die Gestalt war hinter den Büschen verschwunden, sie lenkten zu der übrigen Gesellschaft ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unglücksfall bey dem Reinigungsbade im Ganges.

(Aus dem Journal de Voyage, Februarheft 1821.)

Wir haben über diesen, von den Brama-Dienern hochverehrten Wallfahrtsort und damit verbundenen Markt, in No. 196 u. f. f. im Jahr 1819 sehr anziehende Nachrichten gegeben. Diejenigen unter unsern Lesern, welchen sie bekannt wurden, können sich eine lebendige Vorstellung des schauderollen Eindrucks machen, den der hier zu beschreibende Vorfall hervorbringen musste. Man denke sich eine Versammlung, welche, nach einer von dem Verf. jenes Artikels in No. 196 für zu hochgehaltenen Berechnung, auf zwey Millionen Menschen steigen soll, die in dem geringen Umkreis einer kleinen Stadt, binnen wenig Tagen ab- und zuströmt — und dieses Gewühl von dem Schreckniß eines solchen Vertilgungs-Moment aufgeregt, unter 400 Leichnamen ihre Bekannte ahnend, suchend, oder mit kalter Neugier sie umkreisend! — Wir gestehen übrigens, daß uns in der vorliegenden Beschreibung manches unglaublich vorkommen würde, hätten nicht Beyspiele von den mörderischen Folgen großen Menschengedränges in unsern Zeiten und in unsrer Nähe statt gehabt, die der Fernstehende auch nicht begreifen konnte. Es lebt noch manch einer unter uns, der die Mordsceene bey der Hochzeitsfeyer der Königin Marie Antoinette von Frankreich, als Tages-Neuigkeit erfuhr, ja an Ort und Stelle erlebte, und Andere erinnern sich anderer. Bey der folgenden ist es schwer, sich eine lebhafte Vorstellung des Lokals zu machen.

Hurdwar heißt die kleine Stadt, in deren Nähe sich der Hari-ca-Pairi oder Reinigungs-Platz im Ganges befindet. Dieser heilige Fluß der Brama-Diener treibt hier vom Gebirg in die Ebene. Der Tempel des Hari steht am Ufer des Flusses am Fuße der Berge. Die Stufen, welche von

dem Städtchen Hurdwar (auch Harduar) in das Reinigungsbecken führen, sind sehr steil, ungefähr sechs Fuß breit und an der einen Seite von hohen Mauern begrenzt. Auf dem Gipfel des Berges, auf der Seite von Hurdwar, ist noch eine sehr breite Treppe, an deren obere Stufe Wachen den zu großen Andrang abwehrten. Den eilften April voriges Jahrs drängten sich während des gewöhnlichen Jahrmarktes und Reinigungsfestes eine ungewöhnliche Menge Pilger nach dem Wasserbecken hin und veranlassten das Unglück, welches ein Augenzeuge folgendergestalt beschreibt.

Kurz vor Tages Anbruch stritten sich die Sunyassis und Byragis (zwey indische Stämme, welche 1796 heftige Zänkereyen gehabt hatten); auf den obern Stufen der Treppe um den Vortritt zum Bade; plötzlich drängten sie mit solch einer Heftigkeit die Stufen hinab, daß die unglücklichen Seapoys (Indier in englischem Kriegsdienst) und der ganze auf den Treppenstufen befindliche Haufen fortgerissen und drey Stufen über dem Wasserbecken aufeinander gehäuft ward. Hier verengt nämlich ein Winkel der alten heiligen Peyri Moth, und der Munder des Mähadv den Durchgang dergestalt, daß die Treppe nur gegen sieben Fuß Oeffnung behält. Hinter ihnen ist ein Wasserfall. *) Hier wurden diese Unglücklichen solchergestalt zusammen gedrängt, daß sie sich nicht zu rühren vermochten; ja je mehr sie sich heraus zu arbeiten bemühten; je mehr verschlangen sich ihre Glieder.

Früh um sieben Uhr war ich Zeuge dieses scheußlichen Schauspiels. Das Geschrey, das Stöhnen dieser Menge Elenden war herzzerreißend; alle Versuche ihnen zu Hülfe zu kommen waren vergeblich; ich selbst versuchte mehrere Male ein oder den andern heraus zu ziehen, allein ihre Körper, ihre Arme, ihre Beine waren so in einander geschlungen, daß es mir unmöglich war, nur einen einzigen zu befreyen. Nichts kam dabey der schlaffen Abgestumpftheit der Pojaris Braminen gleich. Angenehmer ists mir, die Seapoys des 5ten und 27sten Regiments zu loben und das Korps der Gorkhiahs, die, obgleich aus Vornehmen bestehend, sich auskleideten und arbeiteten, die Todten heraus zu ziehen — ein höchst mühseliges Geschäft, da man sie aus einer Tiefe von sechszig Fuß bey einem Winkel von sechs und funfzig bis sechszig Fuß, emporheben mußte, ehe man zu den, tiefer wie sie, sich befindenden Lebenden gelangen konnte.

Dem Obersten Patton und mehreren Offiziers gelang es, sowohl durch eigne Anstrengung, als durch Ermuthigung der Seapays, den Leichenhaufen abzuräumen. Um zehn Uhr zog man die, unten befindlichen Lebenden, heraus. Ihr Zustand war fürchterlich! Ihre Gliedmaßen waren geschwollen, mit Eiterbeulen bedeckt, in Fäulniß übergegangen. Nur dreyßig Lebende wurden herauf gebracht. Als ein wunderbares Beyspiel führe ich ein junges Weib an, das lebend aus dem Mittelpunkt des ganzen Haufens erlöst ward, obgleich sie nur den Kopf und die Arme frey behalten hatte. Den Nachweisungen zufolge, welche ich von Augenzeugen erhielt, fand das Unglück um halb vier Uhr des Morgens statt. Der Tod so vieler Elender, die sich auf den Stufen der obern Treppe befanden, hat nur durch die Menge verursacht werden können, welche sich von oben auf sie zustürzte, und erst dann zurück schreiten konnte, wie die Wache den Zugang verwehrte, und so den andern Haufen ihr nachzudringen verhinderte.

Ungeachtet Krankheiten, welche die Braminen prophezeyt hatten, nicht statt gefunden haben, trug doch dieser Unglücksfall sehr dazu bey, ihrer Prophezeyung Heiligung zu geben, und sie werden ihn gewiß noch zum Betrug der unwissenden Menge benutzen. Man kann die Zahl der Todten noch nicht genau berechnen, allein sie muß sich über vierhundert belaufen, worunter viele Suniassis und Byragis seyn müssen. Ich sah vier Männer aus dem Korps der Gorkhiahs, von denen nur einer in den Winkel des Peyri Moth eingepreßt noch lebte. Wegen der großen Menge an deren Bord befindlicher Menschen, sind zwey Barken auf dem Ganges untergegangen und viele Menschen ertrunken. Die Menge vermindert sich auf dem Markte, die Kaufleute, welche abreisen, sind größtentheils aus den benachbarten Städten, sie haben des Auflaufs wegen nichts verkaufen können. Der größte Theil der Verkäufe und Einkäufe wird morgen erst anfangen.

(Später.) Nach der nun statt gehabten Zählung beträgt die Zahl der Todten 430. Sobald Lieutenant Boyer vom fünften Regiment erfuhr, daß die Wache (an der Treppe) überwältigt worden sey, ist er mit einer Compagnie angerückt, man sagt er sey aus den Fenstern mit Steinen geworfen worden. Bey Tagesanbruch begann er die Leichname fortschaffen zu lassen. Sie wurden alle in den Ganges geworfen. Unter ihnen befand sich ein Häuptling der Mehuns der Byragis, der mit einer Menge seiner Glaubensanhänger von Dekan gekommen war.

*) Dieses ist die wörtliche Uebersetzung der Lokalbeschreibung; wie wir sie in dem Journal des Voyages vor uns haben. Es heißt: auf der einen Seite der Treppe sey eine hohe Mauer — den Umständen nach muß auf der andern auch ein Hinderniß gewesen seyn; welches das Ausweichen, ja das Herabspringen verwehrte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris den 1. April.

(Beschluß.)

Leider kann man von dem Grafen v. Fontanes nicht rühmen, daß er zu dieser achtungwerthen Klasse gehörte. Er hat es im Gegentheile an Schmeicheleyen allen bekannten Schriftstellern zuvorgethan, und schwerlich hat man in der Uebertreibung derselben unter Ludwig XIV. weiter gehen können, als er. Wäre er ein gewöhnlicher Schriftsteller gewesen, so würden diese erniedrigenden Floskeln bald vergessen und vielleicht nicht einmal beachtet worden seyn; allein was am beschämendsten schien, war, daß sie von einem der ersten Schriftsteller Frankreichs herrührten, und der Mann, der sich selbst so tief in den Staub warf, eine der höchsten Stellen im Staate bekleidete. Je höher er stand, je kriechender war seine Sprache, und der Schulmeister des geringsten Dorfes in Frankreich hätte in seinen Anreden an Napoleon keine unterwürfigere Gesinnungen an den Tag

legen können, als es der Großmeister der Kaiserl. Universität gethan hat. Er sprach im Namen der Erzieher der franz. Jugend, als ob er an der Spitze feiger Sclaven gestanden hätte, deren Daseyn von dem Willen eines Despoten abhienge. In einer seiner Reden trieb er diese Unterwürfigkeit so weit, daß er gelobte, das einzige Streben der Universität werde stets dahin abzielen, wie sie aus der französischen Jugend gehorsame Unterthanen machen könne, welche kein andres Geschäft hätten, als Sr. Maj. dem Kaiser zu dienen, und seine hohen Thaten zu preisen! Glücklicherweise haben die Zeitbegebenheiten diesem Streben ein Ende gemacht, denn sonst würde Frankreich jezt schon mit angehenden Sclaven bevölkert seyn, anstatt freyer Bürger, welche ihre Rechte, so wie ihre Pflichten kennen, und beyde ausüben wollen, wie es die Verfassung verordnet. Ein Mann von Ansehen und Einfluß, wie es Fontanes war, hätte dem Staate einen wichtigen Dienst leisten können, wenn er in dem Departemente des öffentlichen Unterrichts jene edle Freymüthigkeit und Unabhängigkeit beybehalten hätte, welche den Gelehrten so wohl steht, und welche sich unter Napoleons eisernem Zepter in den andern Departementen ganz verloren hatte; statt dessen mußte sein Beyspiel in den Herzen der Lehrer und der Jugend das Gefühl der Menschenwürde und der Bürgerrechte ersticken, und jene sclavische Unterwürfigkeit verbreiten, wodurch die Völker allmählig in politische und geistige Bedeutungslosigkeit versinken, und dem Despotismus oder der Anarchie zur Beute werden. Für dieß schwere Vergehen wurde er nach dem Sturze des Kaiserl. Thrones in den Flugschriften derb bestraft; jedoch darf man ihn nicht völlig nach diesen strengen Rügen beurtheilen; denn man spricht ihm in denselben beynahe alles Verdienst ab, und dieß war nicht recht; denn man muß eingestehen, daß er als Großmeister wenigstens sehr viel gethan hatte, um das Studium der alten klassischen Literatur in Frankreich zu befördern, da sein Vorgänger Fourcroy zu viel Gewicht auf das Studium der mathematischen und physischen Wissenschaften gelegt hatte, und sein Nachfolger Corbières, wie es scheint, die Messen, Vespern und Predigten als einen Hauptbestandtheil des öffentlichen Unterrichts will betrachtet wissen. Was Fontanes besonders an Bonapartes Regierungssystem lobpries, war, daß dieser die sogenannte Einheit der Macht wieder einzuführen, und die Gesellschaft auf ihre alten Grundlagen wieder zu begründen suchte. Dieß ist die bekannte Floskel aller Anhänger der alten uneingeschränkten Gewalt im Staate. Manche Leute, welche solche Aeußerungen Fontanes mit seiner feyerlichen Lobrede auf Washington, dem Begründer der Nordamerikanischen Freyheit, die er im Jahr 1799 zu Paris gehalten hatte, nicht reimen konnten, vermutheten, er denke nicht was er sage, und lobe nur deswegen den Despotismus, weil ihm dieses Lobpreisen große Ehrenstellen und ein beträchtliches Gehalt einbrächte; indessen hat er doch seit der Wiederherstellung des Königl. Thrones bewiesen, daß er in allem Ernste die Begründung der uneingeschränkten Gewalt befördert hatte; denn er verband sich in den lezten Jahren mit der Ultraparthey, und suchte mit dieser jene Einheit der Macht hervorzubringen, die ihm schon unter Bonaparte's Regierung als etwas Vortreffliches vorgekommen war.

Genf. März.

Am 13. Hornung starb, nach kurzem Krankenlager, im 78sten Altersjahre und bey noch vollem Genuß seiner Geistes- und Körperkräfte, der Professor der Chymie an der Akademie in Genf, Hr. Tingry. Der verdienstvolle Mann war in Soissons geboren, aber seit mehr denn einem halben Jahrhundert in Genf angesiedelt, wo er sich anfänglich als Apotheker und hernach als ein trefflicher Scheidekünstler durch Privatvorlesungen auszeichnete, die zunächst für den Unterricht der Künstler bestimmt waren. Im Jahr 1776 ist er einer der Stifter der seither fortdauernd fröhlich gedeihenden Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste gewesen, die ihm vieles zu verdanken hat. Er trug den Preis davon für die Lösung der Frage: welche Einrichtung der Oefen die Vergolderinnen gegen die Quecksilberdünste am besten schützen möge? Ueber die Verfertigung und Anwendung der Firnisse hat er ein recht gutes Buch in zwey Bänden geschrieben, und manche seiner wissenschaftlichen Abhandlungen sind in verschiedenen Sammlungen gelehrter Gesellschaften abgedruckt. Eine genaue Analyse des Wassers der verschiedenen Quellen in der Umgegend von Genf ließ er auf einem Patent-Bogen drucken. Seit mehreren Jahren hatte er den Apothekerberuf aufgegeben, und er bewohnte ein Landhaus nahe bey der Stadt am See. Sein Charakter war höchst edel, und viele liebenswürdige Eigenschaften haben den Verstorbenen ausgezeichnet.

Unter den in Genf weilenden Britten giebt es fortgehend solche rechtglaubige Zeloten, die zur Zeitkürzung, mit etlichen einheimischen Geistlichen, die, als Fromme und Erleuchtete, getrennt von der Genferischen Geistlichkeit, welche sie des Socianismus beschuldigen, eine eigne Kirche bilden und absonderlichen Gottesdienst halten — gemeine Sache machen. Diese, unzufrieden mit dem seit mehreren Jahren angestellten Kaplan der brittischen Kirche in Genf, dem Hr. George Rooke, wollten ihn durch einen Frömmler ihres Schlages ersezt wissen; und glaubten dieß am ehesten zu erreichen, wenn sie durch unverdiente Vorwürfe und ungereimte Zumuthungen ihm seine Stelle verleiden würden. Dieß geschah dann auch. Hr. Rooke hat seine Stelle niedergelegt und sein Nachfolger aus der Orthodoxenzunft ist bereits ernannt. Aber zu seiner Rechtfertigung hielt derselbe für dienlich, den Briefwechsel, welchen er mit den Vorstehern der englischen Kapelle geführt hat, drucken zu lassen. Die kleine Schrift (An Appeal to the membres composing his congregation, by the Rev. George Rooke, M. A. Chaplain to the English at Geneva. 1821. 63 S. 8°) enthält charakteristische Züge. Der Präsident der brittischen Vorsteherschaft forderte unter anderm den Kaplan auf, öffentlichen Katechismus-Unterricht den jungen für ihre Erziehung in Genf lebenden Engländern zu geben. „Es sey, schrieb er ihm, dieser Katechismus-Unterricht besonders in Genf erforderlich, wo die brittische Jugend so leicht durch Grundsätze verführt werden könne, welche von denen der englischen Kirche völlig abweichen, und also (!) mit dem reinen Gotteswort und der evangelischen Wahrheit unvereinbar seyen." Der Kaplan antwortete: Bey seiner Anstellung seyen Kinderlehren weder von ihm verlangt, noch seit vier Jahren begehrt worden; die brittische Jugend, meist in Pensions- und Erziehungs-Anstalten versorgte Jünglinge von 14 bis 18 Jahren, könne und wolle er nicht zu öffentlichen Katechismus-Uebungen einladen, weil er überzeugt sey, daß damit der Religion ein schlechter Dienst geleistet würde. Wenn die Vorsteher anderer Meinung seyen, so mögen sie ihm einen Nachfolger geben. Das thaten nun diese Herren; doch trennte sich einer derselben, Hr. Marsh, von den übrigen und schrieb (unterm 30. Jenner 1821) an Hrn. Rooke: Er bedaure, was die Vorsteher beschlossen hätten, und halte sich verpflichtet, in seinem eigenen und im Namen vieler andrer in Genf wohnender Britten, den beleidigenden Aeußerungen über angebliche Gefahren einer irreligiösen Ansteckung, welcher die Jugend in dieser Stadt ausgesezt wäre, zu widersprechen. Als Familienvater thue er dieß aufs förmlichste, und bezeuge dabey, daß nicht leicht anderswo Sittlichkeit und Religiosität der Jugend weniger Gefahren ausgesezt seyn dürften, als in der Stadt Genf, deren tolerante und wohlwollende Gesinnungen sich gerade auch der unentgeldlichen Einräumung einer Kapelle an die Engländer so verdankenswerth erprobt habe.

Beylage: Literaturblatt Nro. 33.

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. April 1821.

Rechtswissenschaft.

Ueber Ersparnisse im Justiz-Haushalte des Preußischen Staates, mit Gewinn für den Gang der Geschäfte. Ein Fragment vom Oberlandesgerichts-Rath Edlen v. Puttlitz, Berlin 1821. Verlag von Dunker und Humblot. XII u. 150 S. 8.

Der Verfasser, welcher, nach der auf dem Titelblatte enthaltenen Angabe, auch eine „Vertheidigung der Preußischen Justizverfassung gegen die Anhänger der Französischen Justiz“ herausgegeben hat, liefert in der Einleitung des vorliegenden Werkes eine Vergleichung zwischen jenen beyden Gesetzgebungen.

„Französische und Preußische Gesetzgebung“ sagt er, „sind reine Gegensätze, wie es bei ihrem kontradiktorischen Ursprunge nothwendig.

Die Preußische, ein Werk langer Jahre, mit großer Bedächtlichkeit und deutschem Fleiße zusammengetragen, doch rein monarchischer Tendenz.

Die Französische, in Eile, aus Coutumes, königlichen Ordonanzen, despotischen, liberalen und lasciven Grundsätzen *zusammengestoppelt*; mit einem Fuße auf festem Boden, dem römischen Rechte, mit dem andern auf Revolutions-Ideen ruhend; das wunderlichste Gemisch.

Die Preußische, die Freyheit des Einzelnen zu sehr beschränkend, zu sehr sich einmischend in den Haushalt des Bürgers, wenn auch aus liebender Sorgfalt, aus zu ungemeiner *Gemüthlichkeit*.

Die Französische, theilweise mehr der Freyheit huldigend, die Willkühr des Bürgers minder beschränkend, aus Sinecure-Sinn und Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Einzelnen.“

Dem Verfasser mag nicht verhalten bleiben, daß er durch diese Stelle viele seiner Leser zum Lächeln reizen wird.

Es ist zwar wahr, daß dicken Leuten häufig Gemüthlichkeit eigen ist. Aber so wie man z. B. in einer Gerichtsordnung diese Eigenschaft eben nicht sucht, *) so wird auch in der korpulenten Preußischen sie schwerlich finden, wer nicht etwa dafür gelten lässet, daß dieses Gesetz für die Leute sorgt, welche „aus moralisch-löblichen Bewegungsgründen“ tempestive Einwendung der Appellation unterlassen haben; oder daß es an einem andern Orte die Rechts-Wohlthat der Güterabtretung eine „traurige“ nennt: oder daß Friedrich der Einzige seinen durch Kriege erschöpften Adel in der Exekutions-Ordnung selbst einen allgemeinen Indult verstattete, ohne durch dessen ausdrückliche Festsetzung seinen Feinden eine Blöße zu geben.

Schwerlich hat der Verfasser, ehe er *seine* Einleitung niederschrieb, auch nur die *Einleitungen* der über das neuere Französische Recht vorhandenen Werke eines Lassaulx, Zachariä und Schmid (er redet von der Justiz-Gesetzgebung im Allgemeinen) mit Unbefangenheit gelesen.

Es hat ihn nicht mißtrauisch gegen seine Ansicht gemacht, daß die Französische Legislation das Produkt eines durch große Erfahrungen gebildeten Volkes, aus der Reibung allseitiger Kräfte hervorgegangen ist, während der große Mann, in dessen Geiste die Grund-Idee der Preußischen Gesetzgebung entsprang, *als Herrscher geboren* wurde.

Ja! es thut weh, einen Mann, wie er, erinnern zu müssen, daß die Idee *einer allgemeinen patriarchalischen Aufsicht*, welche, nach seinem eigenen Zugeständnisse, den Preußischen Gesetzgeber *zu sehr* geleitet

---

*) Warum nicht? In der Frankf. Oberpostamtszeitung Nr. 34. von 1817. (vielleicht von 1818, mein Gedenkbüchlein giebt die Jahrzahl nicht an) stand zu lesen: „das Justizministerium (*nicht* vom Preußischen war die Rede) ist in seinem *gemüthlichen* Gange fortgeschritten. Ich habe das damahls unter den witzigen *Druckfehlern* notirt, in der Meinung, es solle heißen: *gemächlichen* Gange. Aber am Ende giebt es wirklich eine deutsche *Gemüthlichkeit* auch im Justizsache. Forderte doch Leibniz, daß die Bestrafung der Verbrecher einer schönen Musik oder einer guten Architectur gleichen sollte, qui contentent les esprits bien faits. M.

hat, zu der Grund-Idee einer Gesetzgebung für gebildete Völker nicht taugt.

Hiernach werden Viele mit ihrer Idee von dem vorliegenden Buche ins Reine seyn, werden glauben, daß der Verfasser ein unbedingter Anhänger des Bestehenden, vielleicht gar ein Finanz-Mann sey und — werden irren.

Die Schrift ist das Werk eines Mannes von Geist, Gemüthe und Sachkenntniß. Davon finden in jeder der 23 Abtheilungen derselben sich überraschende Spuren.

Ersparnisse im Justiz-Haushalte sind gewiß weniger der Zweck, als das gewählte Vehikel der Vorschläge des Verfassers. Die gerügten Mängel der gegenwärtigen Justiz sind gegründet und die Vorschläge zu deren Abstellung fast ohne Ausnahme ausführbar.

Goldene Worte stehen S. 8. über Konduitenlistenwesen, S. 15. über Belastung des Richters mit rein mechanischen Arbeiten:

„Wird der Richter mit Geschäften überladen, die nur mechanische Fertigkeit fordern, so wird allmählig das geistige Princip in ihm untergraben; so sinkt er endlich (wenn ihm nicht besonders hohe Geisteskraft ward) auch in seinen übrigen Geschäften zur Stufe mechanischer Kunstfertigkeit hinab, und der Werth seines Leistens und Wirkens ist, bey allem äußern Schein, oft sehr problematisch."

(Hinc illae lacrymae!)

und S. 56. über Belastung des Justizministeriums mit dem Detail der Geschäfte:

„Ueberdieß ist es von entschiedenem Nachtheil für alles große und entscheidende Wirken des Justiz-Ministeriums, wenn dasselbe zu sehr mit den Einzelnheiten belastet wird; indem Lust und Muße zur Bearbeitung des Allgemeinen und Bedeutenden durch das Heer der Berichte, welche theils freywillig, theils gesetzlich nothwendig, abgestattet werden, verloren gehen muß. Weder Pitt, noch Colbert, noch Kaunitz hätten in der Lage des Preußischen Ministeriums das werden können, was sie waren, und nur einem Halbgotte wäre es möglich, unter solchen Umständen viel Großes und Bedeutendes für das Allgemeine zu leisten."

Herr von Puttlitz hat höhere Ideen, obschon er sie nur auf den niedern Justizhaushalt anwendet, und wenn der Staatsmann durch die Ersparniß einer Million, deren Möglichkeit bey der Justiz-Verwaltung der Verfasser nachzuweisen sucht, geneigt gemacht würde, seine Vorschläge auszuführen, so würde damit die Justiz-Pflege auch vereinfacht seyn.

Was der Realisirung derselben noch etwa entgegen stehen dürfte, ist, daß deren Ausdruck sich etwas verspätigt hat.

Wer daran denken muß, sein Haus nächstens einzureißen, um auf die Stelle desselben ein neues zu setzen, ist nicht sehr geneigt, im alten Reparaturen vorzunehmen.

Nichts desto weniger bleibt, wie gesagt, die Bemühung des Verfassers höchst dankeswerth. —

Unter dem gebildetem Publikum, für welches diese Zeitschrift bestimmt ist, giebt es immer gutmüthige und unerfahrene Leute, welche die Autorität, die den Rechtssprüchen im praktischen Leben zusteht, ihnen auch in wissenschaftlicher Hinsicht beylegen, und das, allerdings höchst wichtige, Geschäft der Rechtsprechung, dessen Verwaltung ihren Augen entzogen ist, fast als ein heiliges Mysterium zu betrachten geneigt sind.

Für diese stehe hier folgende, S. 3. des vorliegenden Werkes gelieferte Schilderung, welche der Kenner schwerlich ohne Lachen lesen wird:

„Nicht selten bleiben viele Sachen mehrere Monate liegen; doch nun tritt der Monat des Tabellenschlusses ein, und es muß gearbeitet werden, um der Tabellenanklage zu entgehen.

Angstvoll blickt nun der arme Restant auf die furchtbaren Stöße, die ihn von allen Seiten umgeben, und thut endlich, von den eilenden Stunden gequält, eine gramvolle Arbeitsbuße im lange aufgesparten Staube seiner Akten.

Zwar schlägt er in seiner Herzensangst oft rechts, oft links blind hinein, es falle, was da falle; zwar ist es ihm nicht selten ganz gleichgültig, *wie er sein* Pensum abmacht, wenn nur bey dem Schlage der Tabellenversendungsstunde er den andächtigen Stoßseufzer gen Himmel zu senden vermag: Gottlob ich bin aus den Resten!"

Discite justitiam! *) K.

Pastoraltheologie. **)

Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande. Von J. G. Tobler. Seitenstück zum Goldmacherdorf. Aarau, bey Sauerländer. 1820. 319 S. 8.

Pestalozzi's Schriften sind es, die dem Verfasser vorleuchteten, und er ist aus seiner Schule hervorgegangen,

*) Das ist doppelsinnig; es kann heißen: lernt die Justiz kennen, und auch: lernt die (wahre) Gerechtigkeit üben. Das Letztgedachte ist unendlich schwer unter dem Schwunge einer disciplinarischen Präsidial-Peitsche, und wo dieser sanft, kann wissenschaftlicher Werth der Urtelsprüche kaum gehofft, geschweige denn gefordert werden. M.

**) Ohne das Buch zu kennen, hab' ich diese Kategorie dafür wählen müssen, weil der Rec. keine angegeben, ja im Manuscript nicht einmal zu einer Platz gelassen. Ich muß dringend bitten, daß die gelehrten Herren nicht gar zu papiergeizig schreiben. M.

auch könnte das Buch passendes Seitenstück zu Lienhard und Gertrud heißen, dem es, durch Form und Schreibart zumal, näher steht, als dem Golmacherdorf von Hr. Zschokke. Von Gotthold, dem jungen Dorfpfarrer heißt es (S. 85): „Dem Grundsatze vieler, sonst edler Seelsorger, sich blos der Jugend anzunehmen, weil das Alter des Bessern unempfänglich sey, konnte und wollte er nicht beypflichten.“ Er sagte: sein Thun wäre alsdann dem Thun eines Mannes gleich, der immer an der Reinigung einer Quelle arbeitete, ohne erst dem trüben alten Sumpfwasser die Zugänge zu verwehren. Kannte er doch die Macht des Beyspiels auf die Kinder, wie konnte er die Alten ihr Wesen so ungehemmt treiben lassen, da sie mehr auf dieselben einwirkten als er! Seine ganze Wirksamkeit blos auf die Kanzel und auf die Kinderlehre zu beschränken, konnte ihm eben so wenig genügen. Er wußte zu gut, wie wenig damit allein ausgerichtet wird, und daß unser Geschlecht ein ganz anderes wäre, als es ist, wenn damit sich alles thun liesse. Er fühlte vielmehr, daß er seinen Pfarrkindern auf andern Wegen nahe kommen, sie mehr im täglichen Leben berühren, und auf Mittel denken müßte, sie für das Gute wo nicht zu begeistern, doch wenigstens demselben unschädlich, zulezt wohl gar noch beförderlich zu machen.“

Das thätige Verhältniß des Lebens zur Religion und ihren Uebungen, und das der Religion und ihrer Ansprüche im *Leben* zur Menschenbildung vom Standpunkte des Seelsorgers auf dem Lande darzustellen, war die Aufgabe des Buches, und es ist diese überhaupt recht gut gelöst, wie manches im Einzelnen unbefriedigend oder auch rügenswerth gefunden werden dürfte. Sechs und dreißig Kapitel umfassen ungefähr alle, oder doch alle wichtigeren Verhältnisse des Pfarrers zu seiner Gemeinde, worunter Erziehung, Schulen, Armenpflege, Gesundheitspflege, die Kranken und Alten, Gemeindsboden, landwirthschaftliche Verhältnisse — ausgezeichnete Stellen einnehmen; woraus aber die häusliche Andacht, welche als eine schöne Frucht des frommen Sinnes und eines rein-christlichen Hauslebens in anziehenden Bildern mannichfach gezeichnet wird. „Sind Individuen (so drückt sich Herr Tobler in diesem Abschnitt seiner Schrift aus,) Familien und Staaten glücklicher, daß es dem wahren Seelsorger nicht mehr gelingt, in's Herz des Volkes den Segen und Frieden der Religion auszusäen? Wenn der fromme Sinn in den Haushaltungen dem Staate wie der Menschheit mehr nüzt, als alle Gesetze und Polizey-Anstalten; wenn er die Grundfesten des Staats, wie kein anderes Mittel, gründet, seine Bedürfnisse schon in der Quelle stillt, sich für seine Wohlfahrt und Rettung mit Freuden opfert, und den Gehorsam gegen das Gesetz, als vor Gott und um Gottes willen übt; wenn der auf Gottesfurcht gegründete Wohlstand eines Volkes ein ewig sicheres Fundament besizt, und die Armuth durch sie sich am sichersten hebt; warum begreift man denn nicht, welchen Werth eine ächte Seelsorge, die jenen Sinn fast einzig zu gründen vermöchte, selbst für den Staat haben müßte? Wenn es aber der wahren Seelsorger wenige gibt, warum bildet man sie denn nicht dazu?“

Zuverlässig wird für den bezeichneten Zweck, das vorliegende Buch, dessen Gemüthlichkeit aus der eigenen Ueberzeugung des Verfassers hervorging, kräftig mitwirken, und es muß zu vielem Guten den Anstoß geben. Die wichtigeren Klippen sind überall vermieden, von Frömmeley und von verwirrendem Mysticismus ist keine Spur zu finden, und wenn das Gemälde überladen ist, wenn der Feste und Uebungen zu viele angehäuft sind und das Maaß überhaupt hie und da überschritten ward, so erscheint ein solches Uebermaaß leicht verzeihlich, wenn man bedenkt, daß das Buch dem Verfasser als Rahmen dienen sollte, um darin niederzulegen, was ihm am Herzen lag, und daß Auswahl und Anwendung des verständigen Lesers Sache sind.

Bibliographische Uebersicht der neuesten französischen Literatur. December 1820.

(Beschluß.)

Romane. Mangel an Raum erlaubt uns blos von folgenden neuen Romanen die Titel anzuzeigen: Dubreuil et Mélanie, oder die Unbeständigkeit des Glücks, in 2 Duodezbänden (21½ Bogen Druck, bey Domère). — Elfride, oder die Folgen eines Zweykampfs; von Mad. von . . . in 2 Duodezbänden. (22 Bogen Druck, Preis 5 Fr. bey Egron). — Marie de Clèves, princesse de Condé, suivie de Valentine de Milan, Anekdote aus dem 15. Jahrhundert; von Mad. A. Gottis, Verfasserin mehrerer anderer Romane. In 3 Duodezbänden (20½ Bogen Druck, bey Lecointe und Durey). — Pauline, oder Reiseabentheuer; von M. M. in 4 Duodezbänden (36½ Bogen Druck, Preis 10 Fr., bey Maradau). — La Forêt noir, oder die Begebenheiten des Herrn von Lusy, vom Verfasser des Teufelsfelsen, des Tabuletkrämers und anderer Dichtungen dieser Art. In 4 Duodezbänden. (35 Bogen Druck, Preis 10 Fr., bey Hubert.)— Le Château de Sombremar, oder die zwey Gespenster; von der Gräfin von Nardois, oder Nardouet. Lezteren Namen führt die Verfasserin auf einem andern ihrer Romane, der vor zwey Jahren unter dem Titel Barbarinski erschien. (19 Bogen Druck in 12. Preis 5 Fr. bey Domère) — Le collège incendié, oder die reisenden Schüler. Ein kleiner Roman für Kinder geschrieben, von Mad. Julie Delafaye-Brehier. 4 Bändchen in 18. mit zwölf hübschen Kupfern. (23 Bogen Druck, Preis 6 Fr. bey Eymery). — Wir fügen zu diesem trocknen Namenverzeichnisse neuer Romane noch eine Uebersetzung aus dem Deutschen, welcher schon der Name der Verfasserin eine willkommene Aufnahme zusichert: Nouvelles, par Madame Caroline Pichler, in 4 Duodezbänden (40 Bogen Druck, Preis 9 Fr. bey Paschaud).

Taschenbücher. Diese glänzenden und kostspieligen Kleinigkeiten, die in Deutschland eben so vielen Beyfall finden, als es literarischen Unternehmungen höherer Art vielleicht nicht selten an Aufmunterung gebricht, sind glücklicher Weise in Frankreich noch nicht zur Sucht geworden, obwohl sich ihre Anzahl mit jedem Jahre vermehrt. Einige neue

Erscheinungen dieser Art sind sehr geschmackvoll und verdienen empfohlen zu werden. Dahin gehören: Etrennes à Terpsicore, oder Sammlung von neuen bisher noch nicht bekannt gewordenen französischen, englischen und schottischen Tänzen, nebst deutschen und russischen Walzern, alle von Terpsicorens beliebtem Priester Marque componirt. Der Werth dieser Sammlung wird noch durch mehrere geschmackvolle Kupfer erhöhet. (Preis sauber gebunden, 20 Fr. bey Gido.) — In dem nämlichen Verlage ist als Seitenstück zu vorstehendem Neujahrsgeschenke ein Album lyrique, oder Sammlung von neuen, noch nicht bekannten Romanzen erschienen. Dugazon, Lambert, Pradhère, Romagnesi und Zimmermann wetteifern in demselben, ihre Talente im schönsten Glanze zu zeigen. Zeichner und Kupferstecher haben gesucht nicht zurück zu bleiben. Der Einband ist ebenfalls höchst geschmackvoll. (Preis 20 Fr.) H — s.

Englischer Literatur-Bericht vom Januar und Februar 1821.

Noch im December vorigen Jahrs ward Barry Cornwalls neues Trauerspiel auf der Londoner Bühne vorgestellt, und mit dem größten Beyfall aufgenommen. Im Anfang des Jahres erschien es auch im Druck, und erhöhete durch die Schönheit und Herrlichkeit der Sprache, die sich dann erst am besten würdigen läßt, auch im stillen Kabinet das Vergnügen, welches uns auf der Bühne, wo histrionische Kunst und der Glanz der Garderobe und Dekorationen so oft unser Urtheil bestechen, gewährt hatte. — Die Geschichte des Trauerspieles ist dieselbe von Schillers Don Carlos; der Plan und die Behandlungsart aber von diesem hohen dramatischen Werke verschieden, und wie uns dünkt, für ein Trauerspiel besser benuzt, weil die Aufmerksamkeit darin ungetheilt bleibt, und nur die Gefühle in Anspruch genommen werden. Der alte Herzog von Mirandola heirathet in der Abwesenheit seines natürlichen Sohnes Guido, den das Gerücht als todt verkündigt hatte, dessen Geliebte Isidora, welche noch immer im Herzen um den Verlorenen trauert. Guido kömmt kurz nach der Verehelichung zurück, voller Liebe und Hoffnung — aber schon auf der Schwelle zur Geliebten hört er sein schreckliches Geschick. Mit dem Entschlusse sich durch Verachtung an der Treulosen zu rächen, eilt er, der Herzoginn, seiner Mutter, den ersten Besuch abzustatten. Aber sein Zorn schmilzt vor ihren Thränen dahin: sie hat seine, er hat ihre Briefe nicht erhalten; sie hat sich zuerst vergessen, dann ihn todt geglaubt: irgend jemand hat ihnen einen Betrug gespielt, und mit dem Verdacht, daß solches sein Vater gewesen, eilt Guido zu demselben hin. Dieser, welcher den Sohn herzlich liebt, den aber die Nachricht von dessen früheren Verbindung mit Isidoren, womit man ihn erst den Augenblick vor seiner Ankunft bekannt gemacht, etwas erkältet, empfängt ihn nicht so, wie dieser es erwartet. Dennoch erträgt er Guidos Vorwürfe gelassener, als man von seinem aufbrausenden Charakter hätte erwarten sollen, in dem Bewußtseyn, daß er, obgleich unabsichtlich, dessen Glück zerstört hat. Eine Art von Aussöhnung findet statt — Mirandola liebt seine Gemahlinn aufs leidenschaftlichste; noch neulich hat sie um Guido getrauert; er selbst trägt graue Haare, Guido ist in der Blüthe der Jugend, — ein Feind wirkte unablässig gegen ihn und sein endliches Schicksal ist unvermeidlich. Dieser Feind aber ist die Schwester des Herzogs, die, um ihren Sohn an die Regierung zu bringen, zuerst mit Hülfe eines Mönches, ihres Vertrauten, alle Briefe untergeschlagen, und die Heirath befördert hat, welches Guidos Verderben herbeyführen mußte. Sie hat sich in Isidorens Vertrauen eingedrängt, und ihr einen Ring abgedrungen, den ihr der Herzog gegeben, und welchen sie Guido als ein Unterpfand von Isidorens Freundschaft übergibt. Diesen Ring erblickt der Herzog bey einem Feste, das er zur Ehre Guidos anstellt, an dessen Finger; seine Wuth und Eifersucht, womit sich das Gefühl der Herrscher-Gewalt verbindet, steigen erst zu einer furchtbaren Höhe; dann aber fallen seine Gefühle zerschmetternd auf ihn selbst zurück; der Pathos seines Schmerzes steigt zur größten Erhabenheit. Er beruhigt sich zulezt, da Guido ihm verspricht, sich augenblicklich und auf ewig zu entfernen. Von seinem Freunde Casti läßt dieser sich bereden, Isidoren noch einmal des Nachts im Garten zu sehen, um ihr den unglücklichen Ring wieder zurückzugeben. Der Herzog überrascht beyde und läßt Guido zum Tode führen. Furchtbar ist diese Scene und tief erschütternd, so wie die lezte, wo er von der unglücklichen Liebenden Unschuld durch Casti, Guido's Freund, der die aufgefangenen Briefe bey dem Mönch gefunden, überzeugt worden, während das rasche Urtheil bereits vollzogen, und er mit zerrissenem Herzen stirbt. — Das Stück ist indessen auch nicht ganz von Fehlern frey; aber diese sind nur in der Anordnung, und das Genie des Verfassers hätte mit einigem Nachdenken sie wohl vermeiden können, auch sind sie ihrer Unbedeutenheit wegen in einem sonst so trefflich gelungenen Gedichte nicht der Erwähnung werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Literatur.

(Fortsetzung.)

Dell origine de Sacrifizi Dissertazione del Cav. Giuseppe de Cesare. 2ª editione. — Filadelfia. Von diesem allenthalben mit Beyfall aufgenommenen Werkchen, welches mit philosophischem Scharfsinne und nicht gemeiner Gelehrsamkeit eine geschichtliche Frage erörtert, die aus Mangel älterer Quellen bis jezt so sehr wenig beachtet werden konnte, hat der Verfasser eine zweyte Umarbeitung übernommen, wodurch gegenwärtige Auflage einen unverkennbaren Vorzug vor der neapolitanischen ersten erhält. — Degli Uomini illustri di Urbino. Comentario. Urbino 1819 per Vincenzo Guerrini. Urbino hat zu allen Zeiten Männer hervorgebracht, welche in der Geschichte ihren ehrenvollen Platz behaupten. Es ist nicht nöthig, hier die Namen Guidobaldo, Commendino Clemens XI., Francesco Uguccione, Annibale Albani, Dominichino Riviera, eines Bramonte, Rafael Sanzius ꝛc. in Erinnerung zu bringen, um diesem Werke Interesse zu verschaffen; aber dieser Commentar über jene Männer sollte nicht blos in Lobreden bestehen, weil damit der Geschichte wenig gedient ist. Da jedoch dieses Elaborat eigentlich als Material für eine Academie der Humanitätsklassen und Rhetorik zu gelten hat, so scheint es seinem Zwecke eher zu entsprechen, nur aber dürften in diesem Falle etwas mehr rhetorische Eigenschaften dem Verfasser zu wünschen gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In der Rez. von Uhland's Gedichten Nro. 23. S. 90. Sp. 1. Z. 20. von oben lies: der Kastellan von Couci, statt: der Kastellan Couci. — S. 91. Sp. 2. Z. 23. v. u. ist in dem angeführten Verse: Vorwärts heißt ein Feldmarschall, das Wort „heißt" weggelassen. (Der Corrector lese doch, per deos immortales! meine Bitte Nro. 21. in der Note.) Ebendaselbst Z. 8. v. o. steht Frühlings (linzs) lies. — In der Anz. des Anti-B—z—b—g Nr. 24. S. 93. Sp. 2. Z. 8. v. o. l. erklären st. erlären, und in dem Gedicht, Journalistikum, S. 96. Str. 1. V. 3. l. Jene st. Ine.

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. April 1821.

Was ist Weisheit, und schöner welch
Göttergeschenk den Menschen,
Als die stärkere Faust dem Feind'
Halten über dem Haupt allstets?

Die Bachantinnen von Euripides.

Das Lied von Thrym

oder

Die Wiedereroberung Miöllner's, des Hammers des Donners.

(Aus dem Isländischen.) *)

Zornig ward Thor,
Als beym Erwachen,
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend Einer,
Noch hoch im Himmel —
Mein Hammer ist geraubt."

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Frava,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Frava,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen, vielleicht,
Mein Hammer sich läßt."

Frava sang:

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben."
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zu recht.

Thrym sang:

„Wie stehts mit den Göttern?
Wie stehts mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

*) Thryms quida edr Hamarsheimt. Edda Saemundar. Hafn 1787 p. 183. Der gelehrte Forscher des nordischen Alterthums möge diesem Versuche Nachsicht gönnen: das isländische Lied den Layen und Ungelehrten in einer leichten Verdeutschung vorzutragen. Man hat den Geist und die Weise des Originals in unserer Sprache wieder zu beleben gesucht, und sich zugleich beflissen, jedes Wort zu entfernen, zu dessen Verständniß es gelehrter Erörterungen bedurft hätte.

Loki sang:

„Schlecht stehts mit den Göttern,
Schlecht stehts mit den Elfen.
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thor?“

Thrym sang:

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thor,
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fravia
Zur Frau mir heim.“

Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Thür seiner Halle.
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit?
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde,
Oft im Sitzen gestört
Stocket die Rede,
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur.“

Loki sang:

„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit,
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben;
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fravia
Zur Frau ihm heim.

Sie gingen zu fragen
Fravia, die herrliche,
Und es war Thor's Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutlichen Leinen
Lege dir an, Fravia,
Wir Beide, wir reisen,
Nach Riesenheim.“

Zornig ward Fravia,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Pallast
Der Götter erbebte,
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck: —
„Wohl möchtest du meinen,
Daß mannlich ich sey,
Wenn beide wir reisten
Nach Riesenheim.“

(Der Beschluß folgt.)

Der gegenwärtige Zustand der Griechen.

Aus den besten neuern Schriften zusammengetragen.

(Aus dem Quarterly Review Nr. XLVI.)

Wir übergehen die ersten nicht allgemein interessanten geographischen Bemerkungen über Umfang, Lage, Größe, Bevölkerung (vier Millionen Einwohner), Gebirgsketten, Ebenen, Flüsse (die, wie Spon treffend bemerkt, zum Theil mehr Lärm machen dans les livres, que dans leurs lits), Klima, Produkte, Vegetation, Handel, für den die Neugriechen entschiedene Neigung und Gabe haben. Die Griechen des festen Landes haben ihren ursprünglichen Charakter reiner bewahrt, als die Inselbewohner; er verändert sich nur nach dem römischen, gothischen, catalonischen, venetianischen und türkischen Blut, mit dem sie sich vermischten. Man muß das Volk einzeln nehmen, wenn man von dem griechischen Charakter einen richtigen Begriff fassen will. Der persönliche Charakter ihres Aga hat auf ihre Benehmungsart einen großen Einfluß. Ali Pascha's Einfluß war auf dem griechischen Continente so groß geworden, daß er der Oberaufsicht der Pforte entwachsen war. Die Gebirgsbewohner von Albanien, aus denen Ali Pascha seine treuesten Wachen und Krieger nahm, werden allgemein als brav, entschlossen, unternehmend, unermüdlich geschildert. Ihnen sehr ähnlich sind die Mainoten an der entgegengesetzten südlichen Spitze von Morea, die kühnsten Wagehälse zur See. Ihre Seeräubereien haben in den leztern Jahren mit der Verbreitung der Betriebsamkeit und des Handels sehr abgenommen. Als Guilletiere 1669 Griechenland besuchte, konnte sich kein Schiff sicher dem Vorgebirge Maina nähern. Türken und Christen wurden überfallen und zu Sklaven gemacht. Ja sie waren vor sich selbst nicht sicher. Zwey Piraten geriethen in Streit über die Theilung einer Beute; es gelang dem einen, die Frau des andern zu stehlen, und einem in der Nähe befindlichen Malteser-Korsaren zum Verkauf anzubieten. Dieser fand den Preis zu hoch, und versicherte, ein viel hübscheres Weib für das halbe Geld bereits erstanden zu haben. Aber wie groß war des Mainoten Erstaunen, als er in dieser seine eigene Frau erkannte, die ihm sein Kamerad, listiger als er, entführt hatte. Beyde suchten nun gemeinschaftlich ihre Weiber wieder auszulösen, und vertrugen sich, um nicht ihren Landsleuten zum Gespötte zu werden. — Gastfreyheit ist unter den Mainoten zu Hause; Sibthorp und Morrit fanden 1795 das Volk überhaupt ganz anders, wie man es wohl mit Uebertreibung bis dahin verschrien hatte. Kriegerisch sind sie freylich nach wie vor, und selbst ihre Weiber schön, behend und leicht, ziehen mit ihnen in den Kampf, und wetteifern in

Proben der Tapferkeit. Der Umgang beider Geschlechter ist frey und ungezwungen. Die Gattin besitzt das Zutrauen ihres Mannes, und theilt mit ihm die Erziehung der Kinder, die Verwaltung des Hauses und die Gefahren des Kriegs. Beyspiele ehelicher Untreue sind selten. Im vorigen Jahre fühlte sich ein hübsches Mainotenmädchen durch einen armen deutschen Violinspieler, der ihre Keuschheit versuchte, so heftig beleidigt, daß sie eine Pistole zog und ihn auf der Stelle tödtete. Sonderbar ist, daß Athen für Neugriechenland nicht das beste Beyspiel von Sittlichkeit giebt. Die Männer werden hier untreuer, und die Weiber häuslicher geschildert, als in andern griechischen Städten. Viele Reisende erzählen von der Schlauheit der Athenienser. Ein französischer Kaufmann sagte Lord Byron von ihnen: „Sir, sie sind eben solches Gesindel, wie in den Tagen des Themistokles. Neben unverkennbar guten Eigenschaften besitzen sie noch dieselbe Eitelkeit, Geziertheit, Unbeständigkeit, Gewinnsucht, Neugier und Eidbrüchigkeit, wie ihre Ahnherrn im Thucydides." Lord Byron bemerkt, ihr Leben sey ein beständiger Kampf gegen die Wahrheit. Nicht zu übersehen als ein guter Zug ist eine wahrhaft arabische Gastfreundlichkeit gegen den Fremdling unter allen Ständen. Dodwell fand bey ihnen die alte heilige Tugend der Gastfreyheit von Homers Zeit unverlezt wieder. Viele Reisende, auch neuerlich wieder Dr. Holland, erkennen es an, daß unter der höhern Bürgerklasse die gegenwärtige Erniedrigung der Nation tief gefühlt, und ihr Enthusiasmus und ihre Verehrung gegen ihre alten Helden, Dichter, Weltweisen und Staatsmänner unerkaltet ist. Der größte Theil ist dem Christenthum zugethan, aber einem durch viele alte abergläubische und heidnische Vorurtheile entstellten Christenthume. Die große Menge der Festtage ist eben so sehr zu beklagen, wie der Ueberfluß an unnützen Geistlichen und insbesondere an müßigen und unwissenden Mönchen. Dr. Hunt, welcher den Professor Carlyle in Aufsuchung griechischer Handschriften nach dem Berge Athos begleitete, giebt eine interessante Nachricht über das dort höchst pittoresk und in wilder Erhabenheit liegende Mönchskloster. Das weibliche Geschlecht darf den heiligen Gränzmauern nicht nahen; selbst auf die Thiere erstreckt sich dies Verbot, an das sich freylich wild nistende Turteltauben, Schwalben und das Ungeziefer, von welchem die schmutzigen Zellen wimmeln, nicht kehrt. Die Mönche bringen ihre müßige Zeit mit Stricken, Oel- und Essenzen-Bereiten, rohem Heiligenbildermalen oder Psalterabschreiben zu. — Die Hochzeits- und Beerdigungs-Gebräuche werden in dem Aufsatze kurz geschildert. Fast jeder Sommerabend wird von der Jugend mit ihrem Lieblingstanze Romaica beschlossen, der die Schönheit der menschlichen Form in den vortheilhaftesten Stellungen darzulegen sehr geeignet ist. Ein roher und durch seltsame Figuren entstellter Tanz ist der von Dr. Holland sehr umständlich beschriebene Albanitiko, der in Albanien einheimisch ist und fast nur von Männern aufgeführt wird. Gesellige Freuden der Art sind bey dem weiblichen Geschlecht in den Städten wenig zu finden, ausgenommen in Athen, wo der Verkehr mit Fremden, ganz insbesondere aber die Bemühungen des Lord Guilford, das Frauenzimmer in die Gesellschaften eingeführt haben. Das Bad spielt noch immer eine wichtige Rolle. Man übertreibt unstreitig den Genuß desselben, und es wird dadurch die Hauptursache von dem schnellen Verblühen weiblicher Reize. Die Bäder sind noch jezt die Oerter, wo das weibliche Geschlecht seiner Geschwätzigkeit die Zügel schießen läßt, troß der Ecclesiazusen und der Lysistrat. Aber wehe noch jezt dem Aktäon, der es wagt, sich solchem Sanktuar zu nahen. Der Disdar oder Gouverneur der Akropolis hatte einst diese Kühnheit, aber er musste, wie Dodwell erzählt, flüchten von Freystatt zu Freystatt, und erst nachdem er monatelang in einem katholischen Kloster zu Athen verborgen gelebt hatte, konnte er Frieden erlangen und sein Kommando wieder antreten. Noch andere Ursachen beschleunigen das Verblühen der Griechinnen. Sie heyrathen in der Regel schon vor dem fünfzehnten Jahre, sie führen noch überdieß ein sitzendes eingesperrtes Leben. Dabey löst das Klima selbst auf. Es verkürzt, sagt Dr. Holland, die Blüthe der Jugend wie die Schönheit des erwachsenen Alters, vermindert die Periode geistiger Ausbildung, und macht daher die lange lezte Staffel des Lebens lästig an sich und weniger reizend und würdig in den Augen Anderer. Auf dem Lande müssen die Frauen das Land bearbeiten; dennoch findet man unter den jungen Mädchen, namentlich in Böotien mehr wie irgendwo, Künstler-Modelle unter ihnen, und dies sind selbst die gewöhnlichen Wäschermädchen, welche die hercynische Quelle zu Livadia oder von Dirce zu Theben besuchen. Trunkenheit ist unter den Neugriechen ein fast unbekanntes Laster; sie leben überhaupt sehr einfach und nüchtern. — Es fehlt den Neugriechen der Sinn für die Belustigungen des Schauspiels und der Musik gänzlich, und die schöne ausdrucksvolle Musik, die Guys bey ihnen finden will, existirt nicht. Haygarth hörte zu Athen Lieder, die völlig nichtssagend und unbedeutend waren. Dagegen haben sie doch endlich angefangen sich wieder auf literarische Beschäftigungen zu legen. „Nach einer zwölfhundertjährigen Pause, sagt Haygarth, ertönte ihre Harfe wieder, und wie ungeschickt auch die Hand, die in die Saiten greift, und wie schwach auch der Geist ist, der die Töne belebt, so müssen selbst die rohesten Bemühungen von Enkeln so erlauchter Ahnen unsre ganze Theilnahme in Anspruch nehmen." Doch sind diese Bemühungen in intellektueller Hinsicht nicht roh zu nennen. Ihr Fortschritt in der alten griechischen Sprache und in der Literatur überhaupt ist seit den lezten dreyßig Jahren sehr beträchtlich; in gleicher Zeit hat das Romaische

oder die Sprache des gemeinen Lebens sich dem hellenischen genährt, und diese Sprache verhält sich in ihrem rohesten Zustande zu der altgriechischen, wie die alte italienische zu der lateinischen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

Es scheint nun beschlossen zu seyn, endlich auch in Paris die Gasbeleuchtung einzuführen; es hat Zeit dazu gehört, ehe man sich von dem Nutzen derselben gehörig überzeugt hat. Es wird jezt unten am Montmartre ein Zubehör zur Erzeugung des Gas angelegt; von da soll es durch Röhren zum neuen Opernhause, zum Vendômeplatze und zu vielen Straßen dieser Gegend geführt werden, und folglich dieses ganze Revier beleuchten. In dem St. Louis Hospital ist diese Beleuchtung nun schon seit einigen Jahren im Gange, und zwar zum großen Vortheil der Anstalt, welcher freylich die erste Anlegung, eine Summe von hunderttausend Franken gekostet hat, die aber dagegen ungleich besser beleuchtet wird, als zuvor, weit weniger dafür ausgiebt, und noch dazu die ganze umliegende Gegend beleuchten könnte, wenn erst die erforderlichen Röhren angelegt wären. Die zur Beleuchtung des Hospitals verwandten Steinkohlen werden nach der Extraktion des Gas theurer verkauft, als gewöhnliche, und außerdem wird, die Entwicklung des Gas zur Erwärmung der Armen-Bäder dieses Hospitals gebraucht. Augenscheinlicher kann also der Vortheil dieses Verfahrens nicht dargestellt werden, und wahrscheinlich hat diese am St. Louis Hospitale gemachte Erfahrung die Stadt dazu angereizt, auch endlich die öffentlichen Pläze, wenigstens in einem Reviere, nach der neuen Art beleuchten zu lassen. — Einer andern neuen Erfindung, der Lithographie, steht eine wichtige Veränderung bevor, oder vielmehr, es scheint, daß der Erfinder auf dasjenige, was er bisher für diese Kunst gethan, weit weniger hält, als auf das, was er noch thun will, und womit er jezt eben emsig beschäftigt ist. Der Erfinder gesteht, daß der eigentliche Steindruck manche Unbequemlichkeit hat, wegen des Unbehülflichen und Zerbrechlichen des Steines, besonders unter dem Drucke der Presse, und noch manche andere Unbequemlichkeit, welche diejenigen sehr gut kennen, die praktisch das lithographische Verfahren betreiben. Doch waren es nicht dergleichen Schwierigkeiten, welche Hrn. Senefelder den Gedanken eingaben, ein Surrogat des Steines aufzufinden. Blos Mangel an tauglichen Steinen, der in mehrern Gegenden herrschte, veranlasste ihn, dieses Material durch eine künstliche Masse zu ersetzen zu suchen, wie ihm dieß denn auch durch die Verfertigung einer harten Pappe gelungen ist. Er ist in dem neuen Verfahren schon so weit gekommen, daß er jezt überzeugt ist, daß Pappe nicht allein den Stein ersetzen kann, sondern auch, daß der Stein ganz entbehrlich werden soll, und daß sein lezteres Verfahren über das erstere überwiegende Vortheile hat. Eine Pappe, die nicht dicker ist als starkes Kartenpapier, auf deren glatten und weissen Oberfläche sich wie auf Papier zeichnen lässt, die so elastisch ist, daß sie im Drucke nachgiebt, aber nie zerspringt, und die noch dazu Dinte und Farbe weit besser annimmt als ein Stein, muß nothwendig dem unbehülflichen Steindrucke aus hundert Gründen vorgezogen werden. Kämen also blos die Kosten in Vergleich, so würde ohne Zweifel schon der Pappendruck (so nenne ich ihn einstweilen, da der Verfasser seiner neuen Erfindung noch keinen Namen beygelegt hat) den Vorzug bekommen; um wie viel mehr nun, da er keine von der Unbequemlichkeit des Steindruckes an sich hat?

Paris, den 4. April.

Vorgestern hielt die königl. Akademie der Wissenschaften ihre jährliche öffentliche Sizung. Aus der Menge von Gegenständen, womit sie sich im Laufe des Jahres beschäftigt hatte, und wovon das Morgenblatt bereits die Monatsberichte eingerückt hat, konnte sie natürlich nichts wichtigeres zum Vorlesen in der öffentlichen Sizung wählen, als die Entdeckung des Prof. Oersted in Kopenhagen, in Betreff der magnetischen Wirkungen der Volta'schen Säule. Man hat aus den Monatsberichten sehen können, daß, sobald diese merkwürdige Eigenschaft vom Prof. Oersted der königl. Akademie der Wissenschaften bekannt gemacht worden war, die Gelehrten sich sogleich mit derselben sehr ernstlich beschäftigten. Hr. Ampère unter andern stellte eine Reihe von Versuchen darüber an, welche die ersten Resultate nicht allein bestätigten, sondern auch noch neue hinzufügten. Für die öffentliche Sizung hatte es Hr. Biot unternommen, dem gemischten Publikum, das sich bey solchen Versammlungen einzufinden pflegt, die Geschichte und den Geist der neuen Theorie auf eine faßliche Weise aus einander zu setzen. Doch bat er sehr inständig um Verzeihung wegen eines so kühnen Wagestückes; auch glaube ich schwerlich, daß die Damen sich sehr lebhaft für das Magnetisiren des verbindenden Drathes, für das Anziehen und Abstoßen der Pole u. s. w. interessiren; allein für den männlichen Theil der Gesellschaft, besonders für solche, welche an den Naturerscheinungen einigen Antheil nehmen (und welcher Gebildete sollte es nicht?) war diese kunstreiche Auseinandersetzung sehr anziehend. Hr. Biot bemerkte, daß, was den experimentalen Theil der neuen Theorie beträfe, dieselbe bereits erschöpft seye; allein um alle Folgen derselben berechnen zu können, dazu sey dieselbe noch zu neu, indem wirklich erst etwas über ein halbes Jahr verstrichen ist, seitdem Prof. Oersted seine Entdeckung bekannt gemacht hat. Hr. Biot bemerkte dabey, wie sehr es zu verwundern sey, daß die Alten, welche doch dieselben Erscheinungen vor Augen hatten als wir, so manche wichtige Eigenschaften der Natur unbeachtet gelassen haben, und wie groß die Fortschritte der Naturwissenschaften in unsern Tagen geworden sind, seitdem man den Weg der Erfahrung und der Beobachtung von Thatsachen eingeschlagen hat, anstatt grundlose Theorien und Systeme aufzustellen, wie es so lange der Fall gewesen ist. Er bestand darauf, daß man diesen Weg nicht verlassen dürfte, wenn man auch künftighin den Geheimnissen der Natur auf die Spur kommen wolle. Hernach verlas auch Hr. Ampère eine Abhandlung über die von ihm angestellten Versuche in Hinsicht der magnetischen Kraft der Volta'schen Säule; da jedoch Hr. Biot schon das Resultat dieser Versuche auseinander gesezt hatte, so war diese Vorlesung überflüssig, und für die öffentliche Sizung übel gewählt, wofern nicht etwa die Akademie die Absicht hatte, vermittelst einer doppelten Abhandlung die Aufmerksamkeit des Publikums stärker auf die neue Theorie hinzuziehen. Dann verlas Cuvier eine Lobrede Sir Joseph Banks, oder vielmehr eine lobende Biographie auf den großen Naturforscher. Bey solch einem wichtigen Sujet entwickelt sich gewöhnlich das ganze Talent eines akademischen Redners. Unter Fontanelles akademischen Lobreden sind diejenigen, welche über allgemein berühmte Männer gehalten worden sind, auch die gelungensten. Es war also vorherzusehen, daß auch Cuvier auf die biographische Lobrede Sir J. Banks mehr als gewöhnliche Sorgfalt verwenden, und er hier sein ganzes Schriftstellertalent an den Tag legen würde. So verhält es sich auch wirklich. Seine akademische Rede ist eine der besten, die er je gehalten hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Nro. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. April 1821.

Ein böser Anfang zeucht ein böses End' herbey.

Euripides.

Das Lied von Thrym
oder
Die Wiedereroberung Mioellner's, des Hammers des Donners.

(Beschluß.)

Rasch kamen die Götter
Zum Rathe zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zu reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie der Hammer des Thors
Zu holen geläng'.

Da hub Heimdall an;
Der hellleuchtende Gott
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck.

Klug laß' er erklingeln
Geklirr der Schlüssel,
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von reichen Juwelen,
Hochgethürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch seyn."

Da hub Thor an,
Der hoch crafte Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt ich das bräutliche
Leinen mir an."

Da hub Loki an,
Lovfeyia's Sohn:
„Thor, solche Worte
Woll' dich enthalten, —
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell."

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an,
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüsseln,
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von reichen Juwelen,
Das Haar war gehüllt ihm
Und hochgethürmt.

Da hub Loki an,
Lovfeyia's Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid,
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

Hastig die Hirsche
Heimgetrieben
Wurden dem Wagen geschirrt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odin's Sohn
Nach Riesenheim.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke —
Nun führt mir Frapia,
Die Frau herein.“

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Frapia
Zu freien annoch.“

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen das Bier.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Sammt dem was es Süßes
Sonst gab für die Frauen,
Er trank wohl des Methes
Drey Maaße allein.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je gesehn? —
Nie hab' ich Bräute
Hungriger je gesehn,
Nie Mägdlein des Methes
Mehr genießen als sie.“

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn: —
„Seit acht Nächte nichts
Genossen hat Frapia,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.“

Thrym lüftet' das Leinen
Aus Lust sie zu küssen, —
So weit der Saal war,
Ward zurück er geschreckt: —
„Wie sind doch furchtbar
Frapia's Augen,
Dünkte mich Feuer hervor
Funkeln zu sehn!“

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächte nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim.

Da trat in den Saal Thrym's
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt: —
„Ich reiche die rothen
Ringe dir dar,
Verlangt's dich in Lust
Nach Frapia's Liebe,
Und freudiger Huld!“

Da hob Thrym an,
Der Herrscher der Riesen: —
„Bringt zur Weihe der Braut
Bringt den Hammer herbey;
Leget den Mioellner
Der Maid in den Schooß,
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sey mein.“

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

Da traf er auch Thrym
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt,
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge;
Für tönende Ringe,
Der tödtende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

Adelbert von Chamisso.

Der gegenwärtige Zustand der Griechen.

Aus den besten neuern Schriften zusammengetragen.

(Beschluß.)

Besonders zeichnen sich durch ihre literarische Bildung die Griechen von Joannina unter ihren Landsleuten aus. Sie haben sich bisher auf Uebersetzungen der besten neuern Werke beschränkt. Joannina hat zwey Akademien, die eine unter der Direktion des Athanasius Psalida, den man für den Koryphäen der neuen griechischen Literatur hält, die andere unter der des Valano, dessen Vater, der Verfasser einiger mathematischer Abhandlungen, sein Vorgänger war. Der Arzt Salallarius hat mehrere Originalwerke neben Uebersetzungen geliefert. Koletti, ein anderer Arzt, hat in romaischer Sprache eine chemische Abhandlung hauptsächlich über die neuen Theorien der Hitze geschrieben, und die Geometrie von Legendre und die Arithmetik von Biot

übersezt. In der blühenden Stadt Nolo, welche 700 von Stein erbaute Häuser zählt, in der großen volkreichen Stadt Makrinitza und der Dorfschaftengruppe, Zagora genannt, und überhaupt in dem ganzen Thessalien, der Gegend von dem Thal Tempe bis zum Golf von Volo, haben die Einwohner die Vortheile ihrer Lage und ihres Handelsverkehrs so gut benuzt, daß Dr. Holland sagt, der größte Theil der neugriechischen Literatur schreibe sich von dieser Gegend her. Die Verfasser der neugriechischen Geographie, Gazi, der Herausgeber des Ἑρμης ὁ Λογιος, Philipidi, Uebersetzer von Lalandes Astronomie und Condillacs Logik, sind von Melies gebürtig, und Kaera von Ampelachia hat Eulers Arithmetik und Algebra und Millots Elemente der Geschichte übersezt. Die hellenische Sprache wird in besondern Schulen gelehrt zu Constantinopel, Smyrna, Scio, Patmos, Joannina, Athen und auf mehreren jonischen Inseln, so wie auch auswärts in Venedig, Wien und mehreren Städten Oestreichs und Ungarns. Von der Universität zu Cephalonien, zu deren Kanzler Graf Guilford bestimmt ist, verspricht sich der Verfasser nicht so viel, als wenn das Geld, das sie koste, auf die Erziehung der jungen Griechen in England verwandt würde, wo sie bessere Gelehrte, bessere Männer und folglich bessere Patrioten würden, als durch die Erziehung auf den jonischen Inseln. — So reisen die Griechen im Allgemeinen der Emancipation entgegen; aber man darf nicht glauben, daß schon jezt bey ihrem veränderten Zustande, bey ihrem zerstreuten Interesse, bey ihren abergläubischen Vorurtheilen der Zeitpunkt da sey, das türkische Joch abzuwerfen. Man darf es noch nicht mit Samini und Andern für eine heilige Pflicht aller christlichen Nationen halten, einen zweyten Kreuzzug zur Befreyung der Griechen zu eröffnen. Durch die russische Expedition zur Befreyung von Morea, hat man eine unangenehme Erfahrung gemacht. Mit Recht bemerkt Douglas, der Saame vernünftiger Freyheit gedeihe nicht in einem Boden, der nicht vorher durch Veredlung dazu empfänglich gemacht sey. Die Griechen bereiten sich erst darauf vor durch allgemeine Verbreitung der Wohlthaten der Civilisation, doch haben sie erst das Tagwerk begonnen. Erziehung muß Gemeingut werden, wahre Religion und Sittlichkeit muß sich unter den niedern Ständen verbreiten, die müssigen Ceremonien, die unendlichen Fasttage, die zahllosen Papas und Caloyeren müssen zusammenschmelzen, das Land sorgfältiger bebaut, die Straßen dem Verkehre geöffnet, Fischereyen befördert, der Handel erweitert, der orientalische Gebrauch, ihre Weiber einzusperren und ihnen die Segnungen einer aufgeklärten Erziehung zu versagen, abgeschafft werden, und vor allem müssen diejenigen, die einigen Einfluß im Lande besitzen, ungewöhnliche Sorgfalt anwenden, daß die giftigen Grundsätze von Treulosigkeit sich von den deutschen und italienischen Universitäten nicht unter die Jugend ausbreiten mögen, ehe sie des Genusses einer vernünftigen Freyheit fähig und darum würdig ist.

(Diese Ansicht des Geistes deutscher und italienischer Universitäten, und die etwas weiter oben geäußerte Meynung, daß es besser sey, die Griechen in England zu bilden, als ihnen eine vaterländische Universität zu geben, wirft ein sehr bestimmtes Licht auf die Denkart des Verfassers dieses Aufsatzes. Wenn er es nicht für rathsam hält, die Griechen dem türkischen Joch zu entziehen, bis sie nicht alle bürgerliche Tugenden entwickelt, alle Laster der politischen und religiösen Sklaverey abgelegt haben, so erinnert er doch sehr lebhaft an den Mann, der nicht eher ins Wasser gehen wollte, bevor er schwimmen gelernt hätte.)

Chaucer.

Alles was Chaucer betrifft, ist dem englischen Literator wichtig. Man ist daher sehr erfreut, daß ein Werk dieses alten Dichters, von welchem man glaubte, es sey verloren gegangen, sich in Paris wieder gefunden hat. In welcher Bibliothek und durch wen? weiß man jezt noch nicht. Ein Ungenannter macht blos im Monthly Magazine Monat März den großen Fund bekannt, beschreibt ihn ganz genau und giebt Auszüge. Es ist zwar kein Gedicht, sondern nur eine Abhandlung über das Astrolabium an seinen unmündigen Sohn, aber der Umstand, daß sie von Chaucers Hand kommt und aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist, giebt ihm ein hohes Interesse. Chaucers Sohn studirte im Merton College zu Oxford, unter der Aufsicht des berühmten Nicolas Strode, er nennt ihn hier little Lewis my son. Diese literarische Seltenheit ist ein kleiner Quartband von 27 Pergamentblättern oder 54 Seiten, auf deren jeder sich etwa 37 Zeilen befinden. Die Buchstaben sind wohlgebildet, frey und gerade; die großen Buchstaben zu Anfange jedes Kapitels oder Absatzes sind blau und roth, zuweilen mit Figuren verziert, und die erste Zeile einer jeden Abtheilung ist mit rothen Buchstaben geschrieben. Die Abbreviaturen sind zwar häufig, und für Unkundige schwer zu lesen, wer aber einige Kenntniß der Wortschreibung in jenem Zeitalter besitzt, wird leicht alles entziffern. Bestimmt läßt sich nicht sagen, ob Chaucer selbst oder ein Abschreiber die Feder oder den Pinsel führte, aber da little Lewis zu der fraglichen Zeit erst zehn Jahre alt war, so läßt sich für gewiß annehmen, daß der Vater mit deutlichen, großen Buchstaben schrieb, so wie sie hier im Manuscripte erscheinen, damit der Knabe bequem lesen könnte, denn in der Anrede an den Sohn, spricht er von dessen Mangel an Schule so: for latyn canst you zit but litel my litel sone. Dem sey wie ihm wolle, das Werk selbst ist ohne Widerrede von Chaucer. Auf der 17ten Blattseite sieht man ein ziemlich plumpes Bildniß, dessen Züge mit Chaucers bekannten Portraits viele Aehnlichkeit haben; auch findet sich das gelockte Haar an beyden

Seiten und der gabelförmige Bart; auf dem Körper sind die Zeichen des Thierkreises vertheilt. Seite 19 und 20 erblickt man die verschiedenen Abänderungen der Sonnen- und Mondfinsternisse. Seite 22 steht mit zierlicher Hand also geschrieben: diese Abhandlung über das Astrolabium, „wurde 1391 von Geoffro Chaucer zum Gebrauche seines damals zehnjährigen Sohnes aufgesezt, welcher im Merton College zu Oxford unter dem berühmten Nikolaus Strode studierte.“ Der Anfang des ersten Kapitels lautet so: Here begynney ye disc-peioun of ye astrolabre. Aus etlichen Worten am Ende des Buches erhellt, daß es dem gelehrten Sir Kenelm Digby gehörte. Die erwähnte Anrede an den Sohn fängt so an: Lito Lewis, mysone, I pceyve wel by-certayn evydences yin habylite to lerne sciences. Touchings nubres and as wel considere I ye bisy in specyal to lerne ye tretis of ye astrolabre. Aus folgender Stelle in derselben Anrede ergiebt sich, daß erst damals das Astrolabium in England bekannt wurde: Tryst wel yt all the conclusions yat hav ben founde, or eff possible myst be founde in so noble an instrument as in an astrolabre, hen unknowen pfitsly to any mortel man in yis regioun as I suppose. Man kann voraussehen, daß die Londner Druckerpressen bald mit dieser literarischen Reliquie, gehörig erläutert, beschäftigt seyn werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 2. März

Auf die Vorstellung des **Kaufmanns von Venedig**, welche am 1. Februar statt fand, war das Publikum im Voraus sehr gespannt, da sich die Nachricht verbreitet hatte, daß die Meisterhand Tieks dieß Meisterstück Shakespears für die Dresdner Bühne eingerichtet habe, und man fand sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Shakespear's Kraft und Herrlichkeit siegte troz allem Fremdartigen, das seine genialen und excentrischen Bühnenspiele für Zuschauer haben, die an den regelmäßigen Gang neuerer Stücke gewöhnt sind, über alle Gemüther, und der lauteste Beyfall ward am ersten Abend wie bey allen folgenden Wiederholungen dieser klassischen Lustspiele, dem Tieks Bearbeitung nichts genommen, sondern es nur gedrängter gemacht hatte, gezollt. Aber unverkennbar trug auch die Trefflichkeit der Darstellung selbst dazu vieles bey. In dieser glänzte vor allem Hr. **Werdy** als Schylock. Man kann diese Rolle nicht mit größerm Studium bis in die kleinsten Details und nicht mit mehr Wahrheit geben, als dieser brave Künstler, sie ohne alles Haschen nach Effekt, welches hier so leicht veranlasst werden kann, darstellte. Eine nähere Entwicklung würde über die Grenzen dieses Berichts führen, aber schon der bey unserm Publikum so seltne Enthusiasmus des Hervorrufens, der in der zweyten, noch gerundeteren Vorstellung ihn begleitete, sprach für seine Meisterschaft. Neben ihm stand würdig Mad. **Schirmer** als Porzia, und so ward sie denn auch mit ihm gerufen. Ihre Schalkheit in der Beschreibung ihrer verschiednen Freyer, die Malerey der abwechselnden Gemüthszustände bey dem Erwählen der verschiednen Kästchen, ihre Haltung als junger Rechtsgelehrter vor dem Tribunal, und die heitre Neckerey am Schlusse mit dem verschenkten Ringe bildeten eine Stufenleiter von Kunstmomenten, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Hr. **Julius** hatte sehr gute Momente als Bassanio in seinen Hauptscenen. Hr. **Hellwig** gab den Kaufmann besonnen und edel, doch wohl mit allzuvieler matter Resignation in der Gerichtsscene, welche, obgleich manche Worte des Dichters dahin zu deuten scheinen, doch das Interesse an ihn zu sehr mindert. Hr. **Pauli** war ein kräftiger Graziano und seine Gattin eine recht liebliche Jessika, nur hätte sie und Herr **Clausius**, der den Lorenzo gab, in der Gartenscene im lezten Akte bey weitem poetischer über die Schönheit der Nacht schwärmen sollen, wodurch das köstliche Gegenspiel der Wechselreden: „In solcher Nacht“ u. s. w., in ein helleres Licht getreten wäre. Hr. **Kanow** war durch äußre Gestaltung ein guter Prinz von Marocco, und Hr. **Wilhelmi** wäre als Prinz von Arragon eben so zu loben gewesen, wenn er noch weniger sentimental gewesen wäre. Mad. **Mayer** war eine schalkhafte Nerissa, nur wache sie ja über den Ton ihrer Stimme. Der junge Lanzelot überpolterte sich im Sprechen und ward unverständlich, des alten Rolle ist unbedeutend. Anordnungen wie Kostüme waren mit Sorgfalt und Geschmack gedacht, und das Ganze ging sehr gut zusammen, so daß man der Gen. Direktion für die Wiederbelebung dieses Stücks in der gegenwärtigen Form — vorher hatte man es nach Schröders prosaischer Verarbeitung gegeben, sehr verbunden seyn muß.

Gleiche und noch größere Sensation machte am 12. Febr. Winters große Oper **Maria von Montalban**. Der Beyfall stieg so sehr und ward zulezt so stürmisch, daß am Schlusse sämmtliche Darsteller gerufen wurden, ein Fall, der in den hiesigen theatralischen Annalen noch gar nicht statt gefunden hat. Unstreitig entstand dieser Enthusiasmus durch den Zusammenklang der vier besten Stimmen unseres deutschen Theaters, die man hier zum erstenmale in solcher Vereinigung hörte, der Damen **Funk** und **Willmann** und der Herren **Gerstäcker** und **Bergmann**. Allerdings waren besonders die Ensembles unter ihnen, und vor allem das Quartett ohne Begleitung im vierten Akte hinreißend. Auch hatte bey der überaus reichen Musik jedes dieser vier Individuen Gelegenheit in einzelnen Arien seine Bravour, oder den besonders eigenthümlichen Wohllaut seiner Stimme zu entfalten, und so fand sich das Publikum von Scene zu Scene immer mehr begeistert, wozu allerdings auch die treffliche Ausführung der sehr schwierigen Chöre nicht wenig beytrug. Die Oper an sich steht offenbar dem weit genialern Opferfeste nach, ob sie schon zu den gediegenern des deutschen Repertoirs gehört, und so ausgeführt, wie hier, nirgends einer entschieden günstigen Aufnahme ermangeln kann.

Nach sahen wir am 20. Febr. ein kleines neues Stück des Hofschauspieler **Geyer** unter dem wohl etwas gesuchten Titel: **der bethlehemitische Kindermord** und der Bezeichnung dramatisch-komischer Situationen aus dem Künstlerleben. Der Dichter, welcher selbst die Hauptrolle des Mahler Klaus, mit Feuer und Komik darin spielte, hatte die Kehrseite des Künstlerlebens, häusliche Beschränktheit, geniale Unordnung, excentrische Unbesorgtheit geschildert, und sonach ein in seiner Art neues Gemälde aufgestellt, welches der heitern Farben, der komischen Situationen, so wie besonders treffender Satyre auf den Ton des Tages in der bildenden wie darstellenden Kunstwelt, nicht entbehrte, und in den zwey kurzen Akten, die es umfaßt, angenehm unterhielt. Durch die obengedachte Bezeichnung hatte er zugleich dem Vorwurfe mangelnder Intrigue zu begegnen gesucht, und ich will ihm hier also auch keinen deshalb machen; ob aber solche Beyspiele Nachahmung verdienen, möchte ich doch bezweifeln, indem sonst leicht alle Regelmäßigkeit dramatischer Haltung zerfallen, und alles nur zerstückelt uns vorgeführt werden dürfte. Mad. **Schirmers** Malersfrau war ganz allerliebst und der Natur abgestohlen, so wie Hr. **Geiling**, der Vater, als pedantischer Schulmeister eine höchst ergözliche Karikatur darstellte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunst-Blatt Nro. 34.

Nr. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. April 1821.

Gemälde einiger neueren Künstler in Stuttgart.

Die erste Stelle verdienen zwey Bilder im Besitz eines hiesigen Privatmanns, beyde von Künstlern, die gegenwärtig in Wien leben, aber geborene Würtemberger sind.

Das eine von dem Historienmaler Hrn. Leybold, Sohn des besonders durch seine Blätter nach Fügers Zeichnungen zu Klopstocks Messias rühmlich bekannten Kupferstechers, lässt eine Meisterhand erkennen, und erweckt nicht blos als ein trefflich ausgeführtes Bildniß Interesse, sondern würde durch sein inneres Verdienst sich in jeder Gallerie neben bedeutenden Werken geltend machen.

Es ist ein Kniestück, und lebensgroßes Bildniß einer jugendlichen blühenden Frau. Sie steht aufrecht, das Haupt in sanfter Empfindung vorwärts gesenkt, und heiter aus dem Bilde heraus blickend. Mit der Linken vor sich hin, trägt sie am Bande den gelben Strohhut; die Rechte liegt an der Seite und hat den weißen Shawl gefaßt, der links über Schulter und Arm herabfällt und auch unten mit der breiten Bordüre einen Theil des blauen Kleides bedeckt. Den Hintergrund bildet zum größten Theil eine Wand von grauem Marmor, mit einer Brunnenmündung, aus welcher das Wasser in ein Becken fällt. Daneben durch eine grüne Weinlaube öffnet sich die Aussicht auf eine freundliche Landschaft. Zu beyden Seiten der Figur sind Blumensträuche, Malven und Rosen, im Halbschatten.

Anmuthig und heiter, und bey allem Reichthum doch einfach, wird dieß Gemälde hinsichtlich aller Forderungen, die man an ein gutes Bildniß macht, von wenigen Werken neuerer Zeit übertroffen werden. Charakter und Ausdruck der Figur, die Stellung und Anordnung ist so harmonisch gedacht, daß die Individualität sich aufs Bestimmteste ausspricht; über dem Ganzen aber schwebt ein Hauch poetischer Empfindung, womit der Künstler seinen Gegenstand aufgefasst hat, und erhebt so das Bild über die Sphäre des gewöhnlichen Porträts. Es ist ein Charakterbild, nicht eine flüchtig aufgefasste äußerliche Aehnlichkeit, sondern das dauernde Leben in einem günstigen ausdrucksvollen Momente dargestellt.

Nicht minder gelungen ist die Ausführung. Die Carnation ist warm und blühend; besonders der rechte Arm, welcher im Halbschatten an der Seite liegt, trefflich gerundet, und äußerst wahr im Tone. Gewand und Beywerke sind mit eben so viel Verständniß der Form als Kraft der Farbe und Klarheit der Töne und Schatten behandelt; die Figur tritt frey und lebendig vor dem helleren Grund hervor, und dieser bildet eine sehr zierlich und naiv gedachte Einfassung, die von keiner andern so passend ersezt werden könnte.

Wer das Bild in der Nähe betrachtet, wird sich noch über die freye und gleichmäßige Behandlung erfreuen, welche mit wahrer Meisterschaft die Gegenstände treu und doch ohne Aengstlichkeit nachgebildet hat.

Das zweyte Bild ist eine große Landschaft von Steinkopf, dessen Werke schon mehrmals und kürzlich in diesen Blättern rühmlich erwähnt worden sind. Sowohl was die Schönheit der Composition betrifft, welche hier eine glückliche Einfachheit und Harmonie mit Fülle und Reichthum vereinigt, als in Hinsicht der Beleuchtung, Farbengebung und Ausführung im Einzelnen ist diese Landschaft unstreitig unter die gelungensten dieses Meisters zu zählen.

Der phantasievolle Künstler hat die Insel der Phäaken dargestellt, und im Vordergrund Ulyß wie er von Nausikaa Schutz erbittet. Rechts, weithin bis an den Horizont das Meer, nun ruhig und glatt unter dem heitern blauen Himmel; nur der Mastbaum am Ufer deutet auf den vorübergegangenen Sturm. Links auf hohem grün bewachsenem Fels die Stadt des Alkinous. Vor ihr, am Pappelwäldchen der Athene vorbey, zwischen Felsen und Gebüsch hindurch, führt der Weg herab an den Strom, der hier sich in die Meerbucht ergießt. Die Königstochter mit ihren Mägden und dem Maulthiergespann ist über die Brücke herübergefahren und hat hier im Vorgrund an der ummauerten Wäschgrube ihr Geschäft vollendet. Schon ist die Arbeit gethan, aber die Maulthiere weiden noch im Schatten des hohen Gebüsches. Da tritt Ulysses, nackt, mit dem Lorbeerzweig umhüllt, aus dem Gesträuche hervor, wo er nach Ueberwindung des furchtbaren Sturms geschlafen; — scheu fliehen die Mädchen nach dem Wagen hin, nur Nausikaa steht furchtlos und hört das Flehen des Fremdlings.

Wir bewundern an diesem Bilde vorzüglich die schöne Vertheilung der Massen, die Ruhe und Harmonie womit es das Auge anspricht, und ganz besonders die sorgfältige, treue und doch weder ängstliche noch harte Ausführung des Einzelnen. Das Bunte ist glücklich vermieden, der Baumschlag lustig und frey, das Wasser, besonders in den beschatteten Partieen, klar und spiegelnd, die Ferne weicht duftig zurück, und der klare Ton des Ganzen ist der Nachmittagszeit gemäß, in welche Homer die Scene versezt.

Es wäre eine schöne Aufgabe für unsern Künstler, zur Ausschmückung von Zimmern eines Pallastes, oder für einen kunstliebenden Reichen, eine Folge heroischer Landschaften aus der Odyssee zu malen. Dem Reichthum seiner poetischen Erfindungsgabe und seiner vertrauten Bekanntschaft mit der südlichen Natur würden dieß erwünschte Gegenstände seyn, und die Odyssee bietet dazu reichen Stoff. In Zimmern, wo man nicht eben durch historische Gegenstände Phantasie und Gefühl bestimmt in Anspruch nehmen will, giebt es wohl keine anmuthigere Verzierung als eine Reihe schön componirter Landschaften. Es ist ein immer belebender fröhlicher Eindruck, den sie hervorbringen, sie erweitern die engen Wände und versetzen in die freye Natur, die von dem schöpferischen Blick des Künstlers in all ihren Reizen aufgefaßt worden ist. Wie manche schwere Summe, für nichtssagenden Tand, für glänzende Spiegel, kostbare Tapeten, überflüssige Möbeln vergeudet, könnte, wenn man an jenen edleren Gegenständen allgemeineren Geschmack finden wollte, unsern Künstlern zu Nutzen kommen, und wie viel würden nicht die Käufer selbst für Sinn und Geist dabey gewinnen! Auch sollten doch die Gemäldeliebhaber selbst einmal einsehen, daß es besser ist, gute Gemälde neuerer Künstler zu besitzen, als alte verdorbene oder schlechte, die nur berühmte Namen tragen.

Erfreuten wir uns hier an den Arbeiten wohlgeübter ausgezeichneter Meister, so machten zwey andere Gemälde, die, wie die vorigen, eine Zeit lang in Danneckers Antiken-Saal aufgestellt waren, uns mit dem aufblühenden Talent eines jungen Künstlers bekannt, welcher schöne Hoffnungen erregt. Herr Gegenbauer aus Wangen, war seit sechs Jahren Zögling der Kunst-Akademie zu München, und, obgleich genöthigt, einen großen Theil seiner Zeit auf Erwerbung seines Unterhalts zu wenden, gab er doch bald in seinen Zeichnungen nach Gyps Beweise vorzüglicher Anlagen, und hat sich nun auch durch diese beyden in sehr kurzer Zeit verfertigten Bilder als einen geschickten und talentvollen Maler bewiesen, der seinem Fach und seinen Meistern Ehre macht.

Ein heiliger Sebastian, ganze lebensgroße Figur, wenn wir nicht irren, das erste historische Bild unsres Künstlers, ist mit so viel Einsicht in die Zeichnung und Behandlung des Nackten, und mit so leichtem freyen Pinsel ausgeführt, daß man eine längere Uebung voraussetzen sollte. Der Märtyrer, jugendlich schön, an einem Baumstamm lehnend, und mit dem rechten Arm an einen hohen Ast gefesselt, hat eben, vom Pfeil getroffen, den lezten Athem ausgehaucht. Der Körper ist zusammengesunken und stüzt sich auf das rechte vorwärts gestreckte Bein, der Kopf sinkt auf die Brust herab, und der linke Arm hängt schlaff an der Seite. Auf der Stirn und über den geschlossenen Augen ist der Ausdruck des Schmerzes verbreitet; in der Ruhe und Milde des Mundes erkennt man den Gott ergebenen Dulder. Oben zur Rechten schweben zwey Engelskinder mit dem Märtyrerkranz zu ihm herab; unten zur Linken liegt Helm, Schwert und Schild. Gegenüber die Aussicht auf eine einfache Landschaft.

Bey dem Werk eines so jungen Künstlers muß wohl hauptsächlich auf das Rücksicht genommen werden, was derselbe im Verhältniß zu seiner Jugend geleistet hat. Allerdings hat das Bild einige Mängel, die aber, wie namentlich das etwas kalte Colorit, wohl mehr auf Rechnung der schnellen Ausarbeitung kommen, und beym nochmaligen Uebergehen des Ganzen verschwinden werden, wobey dann auch der wahre innere Werth des Bildes, die Einheit des Gedankens und Entwurfs, und die Wahrheit, Kraft und Sicherheit der Ausführung noch deutlicher hervortreten muß.

Man darf sich dieß versprechen, wenn man des Künstlers eigenes Bildniß betrachtet, das er mit mehr Muße und Sorgfalt ausgeführt hat. Es ist Brustbild in Lebensgröße. Vielleicht ward es in einer schwermüthigen Stimmung gemalt, wenigstens scheint die Stellung, der nachdenkliche Blick, die eingeschlossene Beleuchtung, wodurch nur die Stirn helles Licht empfängt, und der untere Theil des Lichts in Halbschatten tritt, darauf hinzudeuten. Aber das Gesicht ist äußerst wahr, mit warmer, klarer und lebendiger Carnation ausgeführt, das Ganze in der schönsten Harmonie gehalten, und man erkennt hier erst, was unser Künstler im Colorit zu leisten vermag. Bemerkt man im erstern Gemälde noch die Schule und den akademischen Akt, so sieht man in diesem das freyere geübte Talent, das bey einer leichten Aufgabe seiner Neigung folgen kann und sich nicht mehr streng an die erlernten Regeln zu binden braucht.

Darum ist es Hrn. Gegenbauer ernstlich zu wünschen, daß eine Unterstützung auf mehrere Jahre ihn in den Stand setzen möchte, seine Bahn weiter zu verfolgen. Durch das, was er bisher geleistet, durch seinen lebendigen Eifer für die Kunst, und das bescheidene Bewußtseyn dessen, was ihm noch zu erstreben bleibt, verbürgt er den glücklichen Erfolg, und da wir an der baldigen Erfüllung dieses Wunsches nicht zweifeln, so hoffen wir ihn dereinst als einen vorzüglichen Historienmaler auftreten zu sehen.

Gegenwärtig, wo Bestellungen im historischen Fache

so selten sind, wird es auch dem talentvollsten Künstler, dem es an eigenen Mitteln fehlt, schwer, von der Erweiterung seiner Einsicht und Fertigkeit durch bedeutende Werke Rechenschaft zu geben, wenn nicht günstige Unterstützung eine Zeit lang ihn von niederen Sorgen frey erhält, und ihm zugleich die Aussicht eröffnet, seine erworbene Geschicklichkeit einst bey großen öffentlichen Werken angewendet zu sehen. Dagegen wird der gute Bildnißmaler von der immer gleichen Lust der Menschen an eigenen und fremden Bildnissen fortwährend in Regung erhalten, und findet an den mannichfaltigsten Objekten Gelegenheit zur Uebung und Vervollkommnung. Wie viel bey angeborenem Talent ein reger Eifer und unermüdliche Thätigkeit leisten können, bestätigt hier in Stuttgart seit kaum zwey Jahren der Bildnißmaler Hr. Stirnbrand. Nachdem er seine Jugend unter den ungünstigsten Umständen verlebt hatte, ohne irgend eine genügende Anleitung selbst im Technischen des Malens, trieb ihn das Talent zur Porträtmalerey, und in Kurzem erwarben sich seine Arbeiten ausgebreiteten Beyfall. Das Bildniß der höchstseligen Königin Katharina von Würtemberg, meistens nach Danneckers Büste gearbeitet, aber auf mehrere Arten aufgefasst, gelang ihm so, daß er es unglaublich oft wiederholen musste. Viele andere Bildnisse lebender Personen zeigten noch auffallender sein Talent Physiognomieen und charakteristischen Ausdruck sprechend wiederzugeben, und die früheren Versuche wurden in rascher Folge von den späteren übertroffen. Vorzüglich gelungen sind ihm einige Bildnisse in kleinerem Maßstab: das Kniestück J. M. der verwittweten Königin von Würtemberg, und die der beyden Töchter des Prinzen Paul von Würtemberg. Charakter, Ausdruck und Stellung sind äußerst sinnig und naiv aufgefasst, die Anordnung der Beywerke sehr gut gedacht, und die Ausführung mit großer Sorgfalt vollendet. Die Haltung dieser wie der meisten übrigen Bildnisse in Farbe und Helldunkel ist heiter und freundlich, das Colorit aus dem Leben ergriffen; doch würde es durch kräftigere Schatten und Halbschatten noch gewinnen, auch hat der Pinsel öfters noch etwas Trockenes, was wohl meistens von der Art die Farben zu behandeln und dem Mangel durchscheinender Lasuren herrühren mag. Könnte unser Künstler einige Zeit ruhig auf das Copiren von Werken des Vandyk und Tizian verwenden, und sich mit dem technischen Verfahren jetziger guter Coloristen bekannt machen, so würden sich diese Mängel verlieren. Wir wünschen, daß er sich bald dazu in Stand sehen möge.

Das erwähnte Bildniß der verwittweten Königin von Würtemberg ist Hrn. Rist zur Nachbildung im Kupferstich anvertraut worden. Zum Theil nach Stirnbrands Bildnissen der verewigten Königin hat auch der berühmte Kupferstecher Prof. v. Müller, welcher nun leider wegen seines vorgerückten Alters, den so lang und trefflich geführten Grabstichel aus der Hand gelegt hat, eine Kreidezeichnung auf Stein gearbeitet, und die Platte der Katharinenschule in Stuttgart zum Geschenk gemacht. Die Abdrücke, mit der Tonplatte ausgeführt, werden, nebst einer gehaltvollen und schön geschriebenen Rede des Hrn. Professors Roth „über die sittliche Wirksamkeit der verewigten Königin von Würtemberg" zum Besten der Anstalt verkauft. Der Preis des Blattes ist 4 fl. — Es ist wahrhaft erhebend zu sehen, wie das Andenken an eine edle Königin, eine Wohlthäterin der Armen, eine geistvolle unermüdete Pflegerin alles Guten und Edlen, die Ueberlebenden fortwährend zu schönen Handlungen begeistert.

S.

Nekrolog.

Matthias Kloz, königlich baierischer Hofmaler, war im Jahre 1748 zu Straßburg geboren. Haldenwanger war dort sein erster Lehrer, von dem er sich in seinem 18ten Jahre hinweg und nach Stuttgart begab, um bey Guibal, dem damaligen Hofmaler, und bey Scoti, einem Theater-Architekten und Fresco-Maler, sich weiter auszubilden. Nach erlangter höherer Vervollkommnung in verschiedenen Fächern der Kunst, begab er sich mit 25 Jahren nach Mannheim, wohin ihn der damals glänzende Hof des Churfürsten Carl Theodor gezogen hatte, unter dessen Regierung Künste und Wissenschaften sich einer hohen, ausgezeichneten Begünstigung erfreuten.

Kloz hatte sich vorzüglich der Porträt-Malerey zugewendet, als der leichtesten Art, sich seinen Unterhalt zu sichern. Die Aehnlichkeit, die er seinen Bildnissen zu geben, und das Gefällige seiner Hintergründe, die er mit Landschaften und Blumen geschickt zu staffiren wusste, sagten dem damaligen Geschmacke zu, und erwarben ihm Ruhm und ausgezeichneten Beyfall.

Diese Gewandtheit im Fache der Landschaft bewog den Hoftheater-Architekten Lorenz Quaglio, dem Künstler den Antrag zu machen, die Stelle eines Hoftheater-Malers im Landschaftfache anzunehmen. Kloz verstand sich um so eher dazu, als er seine Existenz dadurch mehr gesichert sah, und ihm, da seine Arbeit sich nur auf Decorationen für die italienische Oper beschränkte, noch Zeit genug übrig blieb, nebenbey auch Porträte zu malen und selbst einige Reisen zu unternehmen.

Seit 1775 war er also unter Carl Theodor Hoftheater-Maler in Mannheim, binnen welcher Zeit er mehrere der angesehensten Städte Deutschlands und Hollands besuchte.

Im Jahre 1778 erhielt er in derselben Eigenschaft den Ruf nach München. Doch dehnten sich jezt seine Arbeiten auch auf landschaftliche Decorationen für die deutsche Schaubühne aus. Die große Anstrengung seiner physischen Kräfte, womit er 20 Jahre lang ununterbrochen seiner Kunst lebte, zogen ihm endlich eine chronische Krankheit zu, die

ihn von Jahr zu Jahr mehr schwächte, und ihm zulezt hinderlich war, seinem Geschäfte vorzustehn.

An Thätigkeit gewöhnt und ganz für die Kunst lebend, konnte Kloß nicht müßig bleiben. Jezt ging er mit Ernst daran, sein schon frühzeitig projektirtes Farbensystem auszuarbeiten, worüber er schon 1779 in der Berliner Zeitschrift: Archiv der Zeit, seine Gedanken eröffnete in dem Aufsaze: Aussicht auf eine Farbenlehre, welche die ersten Grundmaximen hierzu enthält. — Später legte er in einer andern periodischen Zeitschrift, Nürnberg 1796, die ersten Grundprinzipien zu einer Farbenlehre für die Malerkunst dem Publikum vor. Endlich folgte im Jahre 1810 die erklärende Ankündigung seiner Farbenlehre ꝛc. München bey Giel; und 1816 die Farbenlehre selbst, in zwey Abschnitten: Allgemeine Chromatologie, als Farbkunstlehre und reine Prismatologie, als Farbnaturlehre. Dem Ganzen liegen die drey Urfarben: Reingelb, Reinpurpur und Reinblau zum Grunde, aus welchem dreyquelligen Ursprunge er ihre stufenweise Nüancirung bis zur Urfarbe, die Entstehung aller Mittelfarben, die 24 Buntfarben und ihren absoluten Contrast-Kanon ꝛc. ableitet und durch colorirte Tafeln anschaulich macht.

Allen diesen Untersuchungen, die Kloß mit leidenschaftlicher Liebe und Beharrlichkeit begonnen und fortgesezt hat, liegt großer Scharfsinn, und allen weiteren Folgerungen und Resultaten ein tiefer Beobachtungsgeist zum Grunde, worin man zugleich den praktischen Künstler gewahr wird.

Alle Bildnisse, die Kloß später und mit Anwendung seiner Farbentheorie gemalt hat, geben die Anwendbarkeit der lezteren mit gutem Erfolge deutlich zu erkennen, und sind darum selbst seinen früheren weit vorzuziehen.

So war dieser theoretisch und praktisch gebildete Künstler unermüdet thätig bis ans Ende seines Lebens, das er am 21. März dieses Jahres rühmlich beschlossen hat.

Speth.

Berlin, den 31. März 1821.

Gestern erfolgte die Einweihung des von Seiner Majestät dem König angeordneten Kriegsdenkmals auf dem Tempelhofer Berge, der von nun an der Kreuzberg heißt. Die Potsdamer Garnison und das 6te Cürassier-Regiment, mit der hiesigen Garnison, standen, in vier Treffen geordnet, dem Monument gegenüber, an dessen Fuße Deputationen von allen Regimentern der Armee versammelt waren, und wo auch sämmtliche königl. Herrschaften, die Generalität, die Minister, und nächst der Militärgeistlichkeit auch von jeder hiesigen Gemeinde der älteste Prediger sich eingefunden hatten. — Das Kriegsdenkmal auf dem Tempelhofer Berge ist das Mutterdenkmal aller der einzelnen, welche der König auf die Schlachtfelder der Jahre 13, 14 und 15 hat setzen lassen. Der Mittelalterstyl, welcher für jene einzelnen Denkmale gewählt wurde, da die Leichtigkeit desselben der beschlossenen Ausführung in Eisenguß entsprach, musste auch an dem Hauptmonumente auf dem Tempelhofer Berge beybehalten werden. Jene kleineren Monumente, ebenfalls thurmartig gebildet, haben die Höhe von 28 Fuß, das große Monument hält deren ohne Stufen 60, und ruht auf einem achteckten Unterbau aus Stein, welcher eine erhöhte, mit steinernen Platten bedeckte Terrasse von 78 Fuß Durchmesser um das Monument bildet, die sich auf 11 rings um das Achteck laufenden steinernen Stufen erhebt. Auf dieser Terrasse hat man den höchsten Punkt in der Umgegend von Berlin, und übersieht das Land in einer Ausdehnung von 7 bis 8 Meilen. — Für die Architektur des Monuments hat die des Kölner Doms zum Muster gedient; der Entwurf wurde von dem Königl. Geh. Oberbaurath Schinkel bearbeitet und das Gußwerk wurde von der Königl. Eisengießerey mit großer Kunst und Genauigkeit ausgeführt. Das Ganze bildet ein hohes aus spizigen mit Laubwerk verzierten Thürmen zusammengesetztes Gebäude, welches im Grundriß die Gestalt eines Kreuzes hat, und oben mit einer über alle andern sich erhebenden großen Thurm-Spitze endigt. An den zwölf Seiten dieses kreuzförmigen Thurmgebäudes sind Nischen angebracht, den zwölf Hauptschlachten des großen Krieges von 1813, 14 und 15 gewidmet, und jede Nische ist mit einem charakteristischen Siegesgenius ausgefüllt, dessen Gestalt und Haltung dem, durch ihn personificirten Ereignisse entspricht. Die schöne Aufgabe dieser Gestalten ist bereits in vier vollendeten Figuren durch die Professoren Rauch, Tiek und Wichmann jun. sehr glücklich gelöst, und berechtigt zu der Hoffnung, daß die andern nach und nach erscheinenden acht Gestalten dem Publikum noch manchen großen Kunstgenuß bereiten werden. — Die Ordnung, in welcher die Schlachten an dem Denkmal angebracht sind, ist diese: Die vier Hauptmomente des Kriegs wurden an die Vorderseiten der vier im Grundriß gebildeten Kreuzbalken gestellt. Diese sind;

1. die erste große Schlacht des Kriegs:
   Groß-Görschen 2. May 1813.
2. die entscheidende Hauptschlacht:
   Leipzig 18. Okt. 1813.
3. die Eroberung der Hauptstadt des Feindes:
   Paris 30. März 1814.
4. die lezte Schlacht, die den Frieden brachte:
   Belle-Alliance 18. Jun. 1815.

Zwischen diesen Hauptschlachten liegen in jedem Winkel, welcher durch die Kreuzbalken gebildet wird, zwey Nischen, in denen die folgenden Schlachten chronologisch geordnet sind:

Groß-Beeren, 23. Aug. 1813.
Kazbach, 26. Aug. 1813.
Kulm, 30. Aug. 1813.
Dennewiz, 6. Sept. 1813.
Wartenberg, 3. Oktober 1813.
LaRothière, 1. Febr. 1814.
Bar-sur-Aube, 27. Febr. 1814.
Laon, 9. März 1814.

Am untern Bau des Monuments auf der Vorderseite des Kreuzbalkens, der die Schlacht von Groß-Görschen trägt, steht folgende Hauptinschrift:

„Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß; den Lebenden zur Anerkennung; den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“

Berichtigung.

In No. 33. Sp. 1. Z. 9. bittet man Sandrart, Füßly statt Sandrüß, Fartly zu lesen.

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. April 1821.

Die Mutter trägt im Schoße das Kind dreyviertel Jahr,
Die Mutter trägt auf Armen das Kind, weils schwach noch war,
Die Mutter trägt im Herzen das Kindlein immerdar.

Ein alter deutscher Dichter.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Die Baronin wurde abgerufen; — als sie nach einiger Zeit wieder in die Laube trat, wo man sich zu einigen Erfrischungen gesezt hatte, merkte sie, daß Otto schon im Zuge war, seinen Reiseplan zu eröffnen. Sie gab ihm einen leisen Wink, davon abzustehen, und lenkte das Gespräch, wie Frauen leicht fällt, ohne daß sich eine Absicht verrieth, auf einen andern Gegenstand. Als sie es nachher zu machen wusste, daß man das Gehäge der ausländischen Gewächse und die Versuche neuer, vortheilhafter Kulturen in Augenschein nahm, welche besonders dem Baron von Mildheim aus Liebhaberey sehr am Herzen lagen, zog sie ihren Otto beyseite, und begann in einem etwas feyerlichen Tone: „Höre, Otto! du kannst dir wohl denken, daß eine Mutter die Neigungen ihres Sohnes beobachtet und bewacht. Ein Mann will aber anders behandelt seyn, als ein Knabe. Gleichwohl sucht das Mutterherz auch dem Erwachsenen, Gereiften beyzukommen, nur bedarf es meistens größeren Nachdenkens, als da er noch Kind war. Oft gilt es ein schweres Opfer, damit ihr das Eine werde oder bleibe, was sie nicht missen will."

„Die Minuten sind kostbar, die Umstände vergönnen uns nur kurze Worte, aber man faßt auch seinen Entschluß gewöhnlich in einem Moment. — Du liebst die Mündel Wellbergs. Ich weiß es. Du entfliehst dieser Liebe; darum die abenteuerliche Reise."

„Bringe mir, der liebenden Mutter, die ihren einzigen Sohn nicht noch einmal den Gefahren der Welt Preis gegeben sehen möchte, deinen Plan zum Opfer, und frage dann, was sie — für deine Neigung thun kann und will."

Otto sah die Mutter mit schweigendem Erstaunen an.

Sie standen nicht fern von einigen hochstämmigen Gewächsen der Tropenländer, deren fremdartiger üppiger Blattwuchs den ausländischen Ursprung beurkundete.

Die Baroninn führte ihren Sohn vor sie hin. „Siehe Otto!" sagte sie, hier ist ja auch Amerika! Wir haben es nahe, wir besitzen es selbst. Ich scherze nicht. Nein, wie wir hier Erzeugnisse dieses Welttheils uns nahe gebracht haben, so können wir alles Merkwürdige von dort ohne zu großen Aufwand, und ohne Gefahr des Lebens durch Schrift und Bild erwerben. Unsere neuere Länderkunde stellt sich hoch über die alten Reisebeschreibungen, worin jedes Ding von dem unwissenden, abergläubischen Berichtserstatter zur Fratze oder zum Wunder gestempelt wurde, weil er nichts nach seiner Herkunft, und in seiner Verbindung zu fassen wusste."

Otto stand in sich gekehrt.

„Ich habe," fuhr die Mutter fort, „wenn etwa meine Worte nicht wirksam genug seyn sollten, eine Fürsprecherin gefunden, die vielleicht eben zur rechten Stunde eintraf. Concordia hat von deiner nahen Abreise Kunde erhalten und dir einige Früchte und anderes Eßbare, was sich hält, und dir auf der Reise zu gut kommen sollte, mitgebracht.

Sie war leicht auf meine Seite zu gewinnen, und wird — doch da ist sie schon."

Otto durchfuhr es mit Lieb' und Leid, als er sie hinter sich stehen sah. — Sie nahete mit der holden Röthe jungfräulicher Befangenheit auf der hellen Stirne.

„Herr Baron!" sagte sie, und die süße Stimme drang ihm wieder ins innerste Herz. — „Wir haben vernommen, daß Sie uns verlassen, daß Sie weit, weit reisen wollen. Ich habe Einiges mitgebracht, was ich zum Theil selbst bereitete, und was Sie, wenn Sie es nicht verschmähen, an die freundliche Heimath erinnern soll. Sie sehen, wie man fast zudringlich sich bemüht, Ihr Andenken zu fesseln. Aber ein Stück ums andere werden Sie verbrauchen, und es wird Ihnen vielleicht in den wilden Gegenden von allem Heimathlichen nichts mehr bleiben. Sie werden gewiß das Lezte mit einer schmerzhaften Empfindung fahren lassen. Und was werden Sie dafür eintauschen? Eine schrecklich fremde Natur, und gleichgültige Menschengesichter. Denn was ist die schönste Gegend ohne Herzen, die uns verstehen? und wie begegnet uns der gutmüthigste Mensch, wenn er unser Leben nicht kennt? Warum bleiben Sie nicht, und lassen sich Liebe und Güte im reichsten Maaße zollen? Denn das muß man wohl, wenn man das Glück hat, Sie zu kennen. Bleiben Sie bey uns, Herr Baron! — Ach es schmerzt, wenn man seinem Wort kein größeres Gewicht mitgeben kann, als den heißen Wunsch des Innern, den der Andere vielleicht nicht hoch anschlägt."

Otto verbarg seine innere Bewegung, und schien äusserlich ruhig, gleichmüthig. Gleichwohl konnte er es nicht lassen, ihr tief ins glänzende Auge zu sehen, und mit Wärme ihre Hände zu drücken.

Er winkte seiner Mutter, auf die Seite zu treten. „So sey es denn!" sagte er feurig ernst: — „ich bleibe! — Wägen Sie nicht ab, verehrte Mutter, was Ihr Wunsch, was die einfachen Worte dieses Mädchens hiebey in die Wagschaale gelegt. Ich könnte heucheln und sagen, ein kleines Gewicht habe dem grössern den Ausschlag gegeben. Weiß ich doch selbst nicht, wo mein Entschluß wurzelt, und wie mein Sinn sich gewendet. Aber nun hören sie mich, liebe Mutter! — Ihre Aeußerung in Betreff Concordia's sagte mir, daß Sie mir einen Lohn für mein Opfer zugedacht. Dieses Anerbieten gebe ich Ihnen hiemit feyerlich zurück. Suchen Sie nun und nimmer ein näheres Verhältniß zwischen mir und ihr, sey es welcher Art es wolle, und wie man es mit den Verhältnissen unsers Standes in Einklang zu bringen versuchen könnte, aus mütterlicher Liebe ausfündig zu machen. Ich bleibe, weil ich diese Reise nun in meinem Innern überwunden habe."

„Komm an mein Herz, Otto!" rief die Baronin, „du bist das beste Lebensgut werth!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gefängnisse der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Die Beaufsichtigung der Gefangnen, um die sichs hier handelt, ist jene anhaltende und ununterbrochene, die das ganze Betragen, die Reden und ich möchte sagen, auch die gewöhnliche Gedanken-Beschäftigung der Gefangenen umfaßt; eine Aufsicht, die den Gefängnißwärter mit dem sittlichen Zustand der Gefangenen innig vertraut macht, und ihn in den Stand sezt, ihren Leidenschaften und lasterhaften Neigungen entgegen zu wirken, oder die Ausbrüche derselben zu verhüten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß vermittelst einer solchen Aufsicht, die Entweichung am sichersten verhütet und auch der Gebrauch der Ketten meist sehr bald entbehrlich wird. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufsicht sich nicht auf die Gefangenen allein, sondern auch auf die Bedienung des Hauses, auf die Werkleute u. s. w. erstrecken und ausdehnen muß. In der Schweiz ist dieselbe nirgends eingeführt; die fehlerhafte Bauart macht sie in den meisten Gefängnissen unmöglich, und wo sie möglich wäre, ward sie bis dahin nicht versucht.

Arbeiten. Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß ein großer Theil der Sträflinge in der Schweiz beschäftigt wird; es sind aber ihre Arbeiten hinwieder meist von solcher Art, daß sie weder ihnen selbst noch der Verwaltung des Hauses einen bedeutenden Nutzen gewähren. Ihr gewöhnlicher Gebrauch zur Straßenreinigung (auch die weiblichen Sträflinge sogar werden in einem Kanton dazu angehalten) hat mancherley von selbst einleuchtende Nachtheile, und in Bern, wo zweyerley Sträflinge sind, deren die einen zu jener Arbeit gebraucht, die andern hingegen nur im Innern des Hauses beschäftigt werden, ist, nach Hrn. Dumont's Angabe (Théorie des peines et des récompenses, Vol. I. p. 211.) bemerkt worden, daß die leztern nach ihrer Freylassung höchst selten, die erstern hingegen sehr gewöhnlich wiederholte Verbrechen begehen und nochmals in die Strafanstalt kommen. Bey der Arbeit der Sträflinge sollte wohl unstreitig ihre sittliche Besserung der Hauptzweck, der Arbeitsertrag dann aber eine untergeordnete Absicht seyn. Sie sollten zu ehrlichem Broderwerb gewöhnt werden, und dazu sind Werkstätten im Innern des Hauses am besten geeignet. Hier werden sie am ehesten die Gewöhnungen regelmäßiger Arbeit, des Fleißes und des (sehr wichtigen) Stillschweigens während der Arbeit erlangen; es wird zu wesentlicher Aufmunterung für sie dienen, wenn man ihnen einen Theil des Arbeitslohnes überläßt und den andern bis zu ihrer Freylassung aufbewahrt.

Unterricht. Es leuchtet von selbst ein, daß die Gefangenen, als kranke Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, mehr Aufmerksamkeit und größere Sorgfalt erheischen, als die gesunden Glieder, und daß, wenn der Unterricht ein allgemeines Bedürfniß für Alle ist, er es zwiefach für die

Gefangenen seyn muß. Die Pflichten eines Gefängniß-Predigers sind darum eben so wichtig als schwierig; sie dürfen sich nicht auf den sonntäglichen Gottesdienst beschränken, sondern es sollen ihn dieselben täglich und gleichsam unausgesetzt beschäftigen; er darf in seinen Beobachtungen, Belehrungen und Ermahnungen nicht müde werden, und er sollte daher auch, wofern die Zahl der Gefangenen beträchtlich ist, im Gefängnisse selbst wohnen und mit keinen andern Geschäften beladen seyn. Auf alle Fälle muß er sich mit dem Charakter und der Stimmung jedes Gefangenen und Sträflings genau bekannt machen, um darüber den Aufsehern der Anstalt jederzeit Bericht erstatten zu können. In den Gefängnissen der Schweizerkantone habe ich den Unterricht fast allgemein sehr vernachlässigt gefunden; sie sind zwar meistens mit Geistlichen versehen; aber die Verrichtungen derselben sind auch fast überall auf den Gottesdienst beschränkt, und andere Berufsgeschäfte hindern sie, dem Gefängnißhause die erforderliche Zeit zu widmen.

Zu wünschen wäre, daß die Gefangenen in ihren von der Arbeit freyen Stunden unter die Aufsicht eines Schullehrers gestellt würden, um auch diese Zwischenzeit zu benutzen, indem es höchst wichtig ist, daß sie nie müßig gelassen werden; ihr Geist ist ununterbrochen thätig, und wofern er mit keinen nützlichen Dingen beschäftigt wird, so verfällt er nur allzu le[illegible] auf schlimme. Man soll den Gefangenen allerdings Bücher geben, weil sie aber nur wenige Zeit auf Leserryen zu verwenden haben, so kann auch nur von religiösen und moralischen Büchern die Rede seyn, und unter diesen hinwieder muß eine Auswahl getroffen werden. In England gebraucht man einige sehr zweckmäßige, welche die Wahrheiten der Religion in der Einkleidung von Lebensbeschreibungen darstellen, und mir für Gefangene vorzüglich passend zu seyn scheinen. Ich habe fast in allen Gefängenhäusern, die ich besuchte, zu meinem großen Vergnügen die Bibel angetroffen. Ihr Inhalt ist auch für Gefangene von unschätzbar hohem Werth. Mag man immerhin durch angemessene Beschäftigung sie viel nützliche Dinge lehren, und Gewöhnungen des Fleißes und der Ordnung bey ihnen erzielen; wofern man auf's Herz wirken will, und eine gründliche Besserung bezweckt, so muß die Lehre des Evangeliums zu Hülfe genommen, der Sonntag muß dem religiösen und moralischen Unterrichte gewidmet, und es darf dieser auch an den Wochentagen nicht versäumt werden, indem sich neben der Arbeitszeit immer noch freye Augenblicke für ihn werden finden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Tagebuch von und über Italien.

(Fortsetzung.)

In Ferara hatte Odoardo e Christina von Rossini schläfrigen Beyfall, das Ballet gefiel. Zu Parma hatte Elisabetta von Rossini den glücklichsten Erfolg, das Ballet aber wurde ausgezischt. In Cremona gefiel die alte Musik von Farinelli in Lauso und Lidia nicht, destomehr das Ballet L'ottavia von Finti. Zu Verona erhält sich die Oper le Danaide von Pavesi beyfällig, weniger das Ballet la Vestale. Die in ganz Italien gefällig aufgenommene Gazza ladra von Rossini, konnte in Triest keinen Anspruch finden, das man der nicht angemessenen Stimme der ersten Sängerin Ekenlin, zuschrieb; ihr folgte il Barbiere in Seviglia und gefiel, nicht so das Ballet von Panzeni, Sedeslavo König von Dalmatien. Zu Venedig wurde, wie gewöhnlich am 26 December v. J. der herrliche Musiktempel la Penice mit einer neuen Oper Seria, la conquista di Granada Musik von Niccolini und dem Ballet l'ingreso di Allessandro in Babilonia von Rossi, eröffnet. Der erste Akt dieser langen, (denn das Schauspiel dauerte volle fünf Stunden) und eben so langweiligen Oper endigte mit fast allgemeinem Mißvergnügen; den zweyten hielten einige schöne Arien von den braven Sängerinnen Ferron und Pasta, und dem Tenor Crivelli vorgetragen, so wie die ganze Oper, nachdem einige Veränderungen vorgenommen worden waren, aufrecht. Der Text, von einem Ungenannten, ist unter aller Kritik, und dieser thut sehr wohl, dem größeren Publikum verborgen zu bleiben, wenn ihn auch ein kleineres schon früher, als die Oper aufs Theater kam, bereits bezeichnet hat. Die Handlung des Ballets war die fadeste, die man sich denken kann und ohne allen Zusammenhang, aber die der Theaterwelt bekannten Tänzerinnen Leon, Brugnoli, so wie die Herren Lachouque und Labottier wussten durch ihre Kunst das Fade um so mehr in Interesse zu verwandeln, als man zugeben muß, daß dasselbe mit größerer Pracht gegeben werden konnte. Dieses Ballet wechselte anfangs Februar mit Ifigenia in Aulis, eine historisch mimische Handlung, gleichfalls von Rossi. Auch hier entsprach Rossi den Erwartungen des Publikums nicht, das Trauerspiel Racine's bot ihm in seinen vielen Charakteren und entfalteten Leidenschaften Gelegenheit dar, zu glänzen, wenn er dieselbe gehörig zu benutzen gewußt hätte; eben so wenig verstand er von den vortrefflichen Mimikern Brugnoli, Baldangi und Trigambi gehörigen Vortheil zu ziehen. Einige Scenen, besonders eine nächtlich erleuchtete Vorhalle von Orsi gemahlt, machte den täuschendsten Effekt, und erntete allgemeines Lob. Die Musik von Vacay gefiel in beyden Balleten.

Am 10. Februar kam die neue Oper, Arminio ossia l'Eroe Germano, Musik von Pavesi, aufs Theater, und erntete den ungetheiltesten Beyfall. Der nicht genannt seyn wollende Verfasser des Textes hat sich die Geschichte dieses deutschen Helden ganz eigen zu machen gewußt. Der junge kühne Hermann, Haupt der Cherusker, konnte nicht länger den Verrath Segests, Haupt der Katten erdulden, der, um seinen Ehrgeiz zu fröhnen, die Freyheit der Deutschen geopfert, und sich unter das Joch der Römer gebeugt hatte; er kehrt in sein Land zurück, woraus ihn der römische Prokonsul Varo vertrieben hatte, vereinigt die Zerstreuten, um Freyheit und Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Nachdem dessen gütliche Unterhandlungen mit Varo fruchtlos geworden, entflieht er aus dem Lager, greift ihn an, siegt, und nöthigt ihn, sich selbst den Tod zu geben; und indem er das Vaterland von einem Tyrannen befreyt, befreyt er sich zugleich von einem Nebenbuhler; denn Segest hatte seine Tochter Thusnelda (bereits heimlich mit Hermann getraut) dem Varo zur Gemahlinn versprochen.

Dieß ist die Geschichte dieser in drey Akten ausgesponnenen Handlung, worin jedoch die eingeflochtene obwohl

schöne Episodle des Sigismund, Sohn Segest's, der zwischen Liebe zum Vaterland und der den Römern geschwornen Treue kämpft, überflüssig war.

Traurig ist es, daß Operndichter hier zu Lande fast beständig Sklaven der Theaterunternehmer sind, nach ihren Mitteln müssen sie Arien und Chöre schaffen, sie mögen zur Handlung gehören oder nicht; so mußten bey dieser Oper Arien mit Chören für vier Hauptsänger eingewebt werden, was dann zur Folge hatte, daß die Oper sehr lang wurde, das vielleicht ihr einziger Fehler ist.

Pavesi hat den würdigen Text mit einer eben so würdigen originellen Musik versehen, und wenn er manchmal dem Rossinischen Flitter huldigt, so verdient er deswegen nicht zu strengen Tadel, denn diese Passagen waren es gerade, die fast am meisten beklatscht wurden, und bewiesen, daß der Zeitgeist leider eine solche Musik haben will.

Text, Musik, Orchester, Sänger, die magischen Scenen, die Pracht der Kleidungen, das Volle der Chöre, das brillante große Publikum, alles vereinigte sich, den ersten Abend dieser Oper zu einem der schönsten der Theaterwelt zu schaffen, alle Glieder wurden abwechselnd gerufen und mit ungemeinem Beyfall belohnt, mit einem Wort die Oper machte furore.

Die Sängerinnen Pasta, Ferron, Lachouque (Arminio, Tosnelda, Sigmondo) Crivelli, (Varo) Bianchi, (Segeste) übertrafen sich selbst; unter den Stücken, die die meiste Würdigung fanden, zeichneten sich die Cavatinen der Pasta und Ferron, ihr Duett, ein anderes zwischen Pasta und Crivelli, der Chor der Barden, ein Quintett und das Finale im ersten Akte aus; im zweyten erntete gerechten Beyfall eine Arie der Lachouque, und die meisterhaft vorgetragene große Scene von Crivelli. Im dritten die beyden Rondo's der Pasta und Ferron, die aber zu lange dauerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 2. März.

(Beschluß.)

Eine Reihe von Gastrollen gab Hr. Unzelmann aus Weimar. Sein Talent ist bekannt, er bewährte es auch hier, ob er gleich im Anfange noch ein wenig unsicher zu seyn schien, wie er sein Publikum zu nehmen habe, und daher als Junker Birken vielleicht zu wenig, als Truffaldino vielleicht zu viel that. Vollkommen genügte er als Johann in Maske für Maske, wo er feines Spiel mit ächt komischer Laune vereinte, und als Thomas im Geheimniß, den er mit einer köstlichen Trockenheit gab, die um so mehr zum Lachen hinriß, je weniger sie die Absicht dazu verrieth. Auch als Plumper und als Paul in der Schweizerfamilie gefiel er sehr und mit Recht. Seine lezte Rolle war der Philipp von Montenach. Das gute Johannen-Schauspiel ist doch gar zu veraltet, und will nicht mehr ansprechen, so hatte auch der fremde Künstler, troz braven Spiels, Mühe, den verdienten Beyfall zu erhalten. Er ward mehr als einmal in den andern Rollen gerufen, und ist das Gerücht wahr, daß er ein Mitglied der hiesigen Bühne werden wird, so kann man dieser Glück dazu wünschen.

Eine Dlle. Hufeland machte einen theatralischen Versuch in dem kleinen Matrosen und zeigte recht gute Anlage.

Die italienische Oper gab mit stetem Beyfall Otello und die Vestalin, mit dem wieder aus der Vergessenheit vorgesuchten großmüthigen Feinden von Cimarosa, wollte sie aber kein Glück machen. Noch ist eines Konzerts auf dem Pianoforte, das ein Hr. Passy aus Stockholm im Theater gab, zu erwähnen.

Privat-Maskenbälle waren in diesem Monate an der Tagesordnung, die öffentlichen um so unbesuchter und gemeiner. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Vergnügungen wieder in das Schauspielhaus verlegt, und durch neue, die äußere Unsitte beschränkende Einrichtungen genießbarer gemacht würden.

Rom, den 10. April.

Sie können sich leicht vorstellen, daß die Neapolitaner, nachdem ihre Revolution wie ein schlecht ersonnenes Mährchen geendet hat, um so mehr poetisch von den Römern ausgepfiffen werden, als man über ihre Haltung und Wohlredenheit erstaunt war, und sich von ihnen wirklich täuschen ließ, was bekanntlich ein Italiener schwer verzeiht. Früher hatten Pasquin und Marforio sich mit einander besprochen. P. will endlich wissen, was für eine Krankheit die Konstitution seye? M. antwortet:

E lue terribile
Con convulsioni
Che tutto esulura
Meno i c —

Wer die Cicceide kennt, wird den Vers leicht ausfüllen können. Einer der besten Lustspieldichter Italiens soll die folgende Versen gedichtet haben:

Pulcinella malcontento
Disertor dal reggimento
Scrire a Mamma a Benevento
Della patria il tristo evento;
Movimento, Parlamento
Giuramento, Sgiuramento
Gran fermento, paco argento,
Armamento, e nel cimento
Fra spavento, e tradimento,
— Me ne pento, me ne pento —
Siam fuggiti come il vento.
Mamma mia, mamma bella,
Prega Dio per Pulcenella!

Diese lakonisch abgefaßte Geschichte der neun Monate verdiente in Musik gesezt zu werden!

Das Manifest für die Opera buffa, welche diesen Frühling in Argentina spielen werde, weil Balle in der höchst nothwendigen Wiedergeburt begriffen ist, — wurde vor einigen Tagen ausgegeben, und die Prima Donna, Sgra. Mombelli, ist uns eine bekannte, aber sehr willkommene Erscheinung. Sie hat bereits in einer Akademie bey der Gräfinn Appony bewiesen, daß ihre Stimme eher gewonnen als verloren hat.

Sir W. Gells Werk über die Mauern Roms, herausgegeben von Nibby, ist mit vielen Kupfern versehen erschienen und kostet 4 Scudi. Von dem Kataloge des vaticanischen Museums ist endlich der erste Theil ans Licht getreten, aber rücksichtlich vieler Notizen, welche gebildete Beschauer interessiren müssen, z. B. Art der Auffindung, Restauration, vorige Besizer, sehr mager ausgefallen.

Kommende Woche wird der König von Neapel auf seiner Rückreise hier erwartet. Der Prinz Maximilian von Sachsen ist bereits hier eingetroffen, und kehrt nach der heiligen Woche nach Florenz zurück. Prinz Heinrich von Preußen kehrt gegen Ende dieses Monats nach Neapel, der Kronprinz von Bayern nach Würzburg zurück. Der Prinz Christian von Dänemark und seine Gemahlinn haben uns vor einigen Tagen verlassen. M.

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. April 1821.

Dichtkunst.

I. Poetische Blüthen, gesammelt von A. J. Büssel. Amberg b. Uhlmann 1819. 136 S. 8.

Mitten im Buche, S. 65, steht folgender Epilog:

Nehmt sie hin die ersten Blüthen,
Die ein zarter Keim verschloß,
Unter Zephyrs leisen Tritten
Drangen sie aus ihrem (wessen?) Schooß!

Sollte euch ihr Duft erquicken,
(O dem Sänger süßer Lohn!)
Aus der Leser trunknen Blicken
Lächelt holder Beyfall schon!

Doch — verzeiht dem süßen Traume,
Nehmt sie nur als Blüthen hin!
Sie entsproßten einem Raume,
Wo ich noch nicht heimisch bin!

Ref. will den Verfasser in seinem süßen Traume nicht stören, dafern' er noch nicht daraus erwacht seyn sollte. Das könnte jedoch wohl seyn nach der Jahrzahl auf dem Titel. Diese bestimmt den Ref., sich gegen den Vorwurf der Schläfrigkeit zu verwahren: er hat erst im Februar 1821 das Buch von der verehrlichen Redaktion zugetheilt erhalten, und diese wird ersucht, ihm in einer Note (sie liebt ja das Notenmachen) zu bezeugen, daß er noch in dem nämlichen kurzen Monate seine Kritik eingesendet hat.*)

II. Mamura, oder Blüthen aus Nordens Gärten, von Friedrich Albert Gebhard, Direktor der Bühne zu Reval. 1820 211 S. 8.

Ref. ist nicht stark in der Pomologie, er nimmt aber aus dem Einleitungsgedicht ab, daß Mamura eine finnländische rothe Beere ist, die als Arzney gebraucht, und auch in der Limonade und im Punsch genossen wird. Das „oder" auf dem Titel ist daher eine Disjunction der Bescheidenheit, und will sagen: Beeren, oder doch wenigstens Blüthen aus dem Nordland. Sie sind laut des Vorworts den Freunden des Verf. bescheert, und der Umstand, daß kein Druckort angegeben ist, läßt vermuthen, daß sie auch nur als Manuscript für Freunde, auf Kosten des Verfassers gedruckt, und nicht im Buchhandel sind. Wie kamen sie aber zur Austheilung? Antwort: durch ein Versehn — des Herrn Redacteurs. S. 99 steht ein Gedicht an den Sänger des Yngurd, (wovon durch irgend ein Versehen des Verf. die lezten zwey Zeilen S. 139, als eine „Reflexion bey'm Lesen dieser Tragödie" wiederholt sind) und vor dem Titel befindet sich eine Missiv an denselben: „dem Herrn rc. M. sendet diese Kleinigkeiten, als einen schwachen Beweis seiner Verehrung, F. A. Gebhard." Also nicht zum Recensiren, sondern zum Lesen! Dazu will denn Ref. vor allen dem Herrn Redacteur diese Sammlung empfehlen. Der Verf. ist ungezweifelt ein Schauspieler von poetischer Natur. S. 141 klagt er — ein Schauspieler! — über das Applaudiren in der Tragödie, und läßt — ein Director! — das Publikum darauf antworten:

Der Lärm gilt den Theaterherrn,
Die haben diesen Unfug gern.
Sie ziehn das Maul und schelten uns für Klötze,
Und glauben, daß man sie nicht schätze,
Und halten uns an Sinn' und Nerv für stumpf;
Sitzt man, des Kunstgenusses Fülle
Einathmend, ganz Gefühl, in tiefer Stille —
Des wahren Künstlers göttlichster Triumph!
Nur grobe Kost ist dieser Herren Wille,
Sie sind sich keines bessern Werths bewußt,
Drum macht man ihnen diese derbe Lust.
Oft klatscht die Judenschaft, oft eine Heerde Kinder,
Die Schneiderzunft, mitunter Besenbinder —
Kurzum, es kitzelt doch Thaliens arme Sünder.

Diese Ansicht der breternen Dinge verkündiget keine prosaische gemeine Theaternatur**), und der Schauspieler verdient Ermunterung, wenn er sich im Selbstdichten übt.

III. Polyhymnia. Poetisches Neujahrsgeschenk, von Carl Heidler. Zeitz, b. Webel, 1821, 138 S. 16.

Ermunterung ist, wenn Ref. nicht irrt, **) diesem jungen Sänger schon früher im Lit. Bl. zu Theil geworden,

*) Das ist freylich wahr, aber — sie ist auch darnach. M.

*) Fürwahr nicht. M.

**) Er irrt nicht. S. Lit. Bl. 1819. Nro. 13. M.

und mehr kann ihm auch jezt noch die Kritik nicht geben. Er hat sich hier unter anderen im Dramatischen versucht, auf Veranlassung eines wirklichen Unglücksfalles. Ein Thürmer stürzt tödtlich in seinem Berufe. Dramatischer Stoff ist hier gar nicht vorhanden; aber die Art, wie der Dichter das Leben der Familie in der lustigen Wohnung, und ihr stilles Glück schildert, interessirt für die Leute, und der Gebrauch, den er von den volksgläublichen Anzeichen und Ahnungen zur Aufregung des Gemüthes macht, zeigt wenigstens, daß er in der romantisch-dramatischen Mechanik nicht fremd ist. Er kennt ihre Hebel, und weiß sie zu bewegen; nur daß die tragische Last fehlte, hat er übersehen. Das läßt sich aber auch von Houwalds Freystatt und Leuchtthurm sagen, und beweist nichts gegen das Daseyn des dramatischen Talentes. Der Reminiscenzen sind übrigens viele, wenn man diejenigen Stellen also nennen will, die sich als absichtloser Nachhall fremder Klänge in den eigenen Saiten kund geben. Das Gemählde, Volksfest, hat manche ansprechende Eigenthümlichkeit. Hier eine Stelle daraus:

Seht im Saale,
Seht die Schützen
Bey dem Mahle,
Wie sie schwitzen!
Spitzt (reckt) die Nasen,
Schaut hinein.
Wie sie blasen,
Wie sie schreyn!
In den Flaschen
Ist nichts mehr
Und die Taschen
Wurden leer.
O bedenklich
Ist das eben,
Doch vergänglich
Ist das Leben u. s. f.

Herr H. wird inzwischen wohl thun, wenn er nicht jedes Neujahr dem Publikum ein solches Geschenk bringt, sondern sich anstrengt, etwas zu geben, was für viele Jahre gültig ist. Es ist vor allen der Reiz des Schweren, welcher die Lust an der Kunstübung in den Augen der Kritik zum Berufe stempelt.

IV. Neueste Gedichte von Friederike Brun geborne Münter. Bonn 1820. b. Adolph Marcus. Auch unter dem Titel: Gedichte von F. B. u. s. f. Drittes Bändchen. VIII u. 200 S. 8.

Eine reife, literarisch-gebildete, gelehrte Dichterin, die dem Publikum schon seit Jahren bekannt ist. „Der denkende Künstler ist noch Eins soviel werth" sagt Lessing; die denkende Künstlerin noch zwey soviel, möchte Rec. hinzusetzen. Als solche hat Fr. Brun sich immer gezeigt, wenn auch nicht eben in großen, poetischen Kompositionen von reicher Erfindung, wozu Frauen so selten die Beharrlichkeit haben; doch in ihrer Ansicht des Lebens, in ihrem Blick auf die Welt, in der Art und Weise, wie die Natur, die Menschengesellschaft und die Weltbegebenheiten ihr Talent in Thätigkeit zu setzen pflegen. An Klarheit wohl hin und wieder, aber nicht an Tiefe des Gedankens fehlt es dem klassisch gehaltenen Welt-Bildungs-Mythos: Die Titanen, in acht Liedern, S. 101 bis 124. Das fünfte und sechste Lied, besonders (Gründung des Saturnischen Reiches und der Stadt Saturnia) bieten Schönheiten dar, die Phantasie und Reflexion in genußreiche Wechselwirkung setzen. Die Weissagung der Themis im siebenten Liede (mit der Dichterin eigener Prophezeihung in: „Europa an Kolumbia" S. 52, verwandt) ist nicht erfreulich für unseren Welttheil. Das noch im Schooße des Urstoffs ruhende Amerika beschreibt die göttliche Seherin, und sezt hinzu:

Dahin entfliehet den bleyernen Zeiten,
Wenn sich der mythische Cyclus gerundet,
Wenn einst die Formen der Bildung veraltet,
Wenn in dem Alten das Alte versunken,
Vater Saturn, dein gegründetes Reich!
Denn es ist ewig! im Geiste des Menschen:
Bildet unsterblich sein goldenes Bild,
Wandert von Lande zu Land' und umstrahlet
Immer mit Hoffnung der Sterblichen Herz.

Bleyern genug drückt die Zeit auf den Geist der alten Welt, die mit ihrer verjährten Civilisation prunkt; die historisch-begründeten Schlafröcke (um mit der theatralischen Dame von Berlin zu reden) multipliciren und dividiren unermüdet mit dem Alten in das Alte, und es thäte Noth, daß die ewigkreisende Weltgeschichte ihre Kinder (die Weltbegebenheiten) gleich als Greise zur Welt brächte, um den Altfranken (das Stammwort des Altfränkischen) keinerley Anstoß zu geben. Wohin führt das am Ende wohl die Civilisation? Leicht möglich, daß die Prophetin recht behält: nach Amerika.

Die Romanze, Frau Ellen, hat einen sehr tauglichen Stoff. (Thieles Dänische Volkssagen, Bd. 1. S. 111.) Frau Ellen, frivol und weltlich gesinnt, erbaut eine Kirche und erfleht sich, zu leben, so lange dieß Gebäude stehen wird. Sie altert, verdumpft und verdorrt nun in der um sie her absterbenden Welt ihrer Freuden, die sich für eine neue Generation verjüngt, und legt sich endlich selbst in den Sarg, um jede Christnacht sich mit der Frage aufzurichten, ob ihre Kirche noch immer stehe. Die Dichterin hätte ihre Darstellungskraft mehr auf Anfang und Mittel concentriren, den Ausgang aber kurz berühren und in sagenhaftes Dunkel hüllen sollen.

Das Gedicht: Als ich vom Aschenkegel des Vesuvs auf noch glühender Lava den Mond untergehen sah (S. 40.), hat die Eigenheit, daß lediglich die Ueberschrift das Bild malt, das Gedicht aber Reflexionen ausspricht, die demselben ziemlich fern liegen, und bey mancher andern Natur-

scene eben so gut hätten rege werden können. Die Ballade: Der Luzienhügel, nennt die Verf. selbst eine Gespenstergeschichte, die sie einem Freunde im Scherz erzählt, und dann ihm zur Strafe (?) ausgeführt habe. Die Strafe hat vielleicht in der Länge liegen sollen. Lucia's Geliebter heißt Yngurd, hat aber mit dem König Yngurd nichts gemein, als den Namen, der also doch wohl echt scandinavisch seyn muß, obgleich Ref. ihn in der Tragödie K. Y. zuerst gefunden hat.

Die deutsche Sieges-Poesie und einige Gelegenheitsgedichte hätten wegbleiben mögen. Nicht so das rührende Bild der unvergänglichen Mutterliebe: die Henne, todt über ihrer Brut, obschon es nicht neu ist. Die Reise-Idyllen sind besser, als diese Ueberschrift, die an den Begriff von Reise-Bibliothek mahnt. Die Landschaftsmalerey erreicht zwar die Matthisson'sche nicht; aber das Streben nach Continuität der Bilder ist sichtbar und verdient Beyfall. Das Titelkupfer ist unbedeutend; den Sarg der Frau Ellen würde man schwerlich für einen Sarg ansehen, wenn die unsterbliche Leiche nicht eben den Deckel aufhübe. Angehängt ist — eine Weiblichkeit: ein fac simile der Handschrift von Fritz Stolberg, enthaltend Komplimente für die Dichterin. Das hat das Ansehen eines: fac simile! an die Kritik. Aber diese war ihr eine motivirte Anerkennung schuldig.

Berichtigender Nachtrag zu dem Aufsatze über Beamten-Maurerey im Lit. Bl. Nro. 1.

Wegen dieses Aufsatzes hat dasjenige Administrativ-Kollegium, welchem der darinnen genannte Denunciant als Direktor vorsteht, gegen mich eine nachträgliche Fiskalklage erhoben, und zwar aus folgenden Gründen.

1) Der von mir gebrauchte Ausdruck Nothwehr enthielte den Vorwurf eines mir zugefügten Unrechts.[a])

2) Ich maaßte mir in dies. Auff. öffentlich ein Urtheil über das Verfahren des Collegium an, welches nur der, demselben vorgesezten Behörde zustände,[b]) ja ich bemäntelte dieses Urtheil in den Augen des unkundigen Publikums durch den, in einer Verwaltungssache, bey welcher es unmöglich sey, auf die Meinung einzelner Individuen einzugehen, ganz unpassenden Vorwurf: daß ich von dem Collegium nicht gehört worden sey.

3) Der ganze Aufsatz, besonders aber die Bekanntmachung der unziemlichen Briefe an den Director wäre eine dem lezteren in seinem Amte zugefügte Beleidigung.

4) Ich wiederholte darin die Beschuldigung der Partheylichkeit des Collegium.[c])

Den folgenden Grund, da er die Berichtigung von Thatsachen betrifft, geb' ich buchstäblich:

5) „Sucht er diese Beschuldigung sogar durch unrichtige „und schiefe Angaben zu unterstützen und dadurch das Pu„blikum für seine Behauptungen zu gewinnen, indem er „gehört zu haben versichert, daß Maurer, die als Räthe in „unserem Collegio säßen, die von dem Bürgermeister Oel„zen zu Weißenfels gestiftete neue Freymaurer-Loge zu be„suchen pflegten, da doch dieß, wie wir amtlich versichern, „wenigstens was die seit der Verhandlung seiner Differenzen „mit dem Weißenfelser Stadtrathe zum Collegio gehörigen „Mitglieder betrifft (und von vorlängst abgegangenen Mit„gliedern, von denen wir dieß nicht wissen, kann doch hier „nicht die Rede seyn) völlig unwahr ist.“

„Ueberhaupt müssen wir hierbey bemerken, wie es eine „höchstsonderbare und wahrscheinlich auf einer falschen Vor„aussetzung beruhende Behauptung des ꝛc. Müllner ist, daß „Freymaurerey auf die in seinem Aufsatze erwähnte Ange„legenheit influencirt[d]) haben soll, da doch in unserm incl. „des Directorii aus 11 Mitgliedern bestehenden Collegio „nur 3 Mitglieder Maurer sind, von welchen zwey (der „Medizinalrath und der Schulrath) verfassungsmäßig keinen „Einfluß auf die nicht zu ihrem Ressort gehörigen Geschäfte „haben, der dritte aber bey der Angelegenheit weder Refe„rent noch Correferent gewesen ist. Insonderheit ist auch „der mitunterzeichnete Director keineswegs Freymaurer.“[e])

---

a) Keineswegs. Siehe S. 3. S. 1. a. E. Nicht vom Unrecht, sondern von der Moralwidrigkeit des, von meinem Privatbriefe durch ein Individuum gemachten Mißbrauchs war die Rede.

b) Im Vorberichte zu meiner Elementarlehre der richterl. Entscheidungskunde (b. Göschen 1819) hab' ich öffentlich mein Urtheil über ein Verfahren der gesetzgebenden Behörde ausgesprochen; die Schrift ist selbst in der Staatszeitung anerkennend angezeigt worden, und niemand focht mir das Recht des öffentlichen Urtheils an. J. J. 1804 ließ ich mein Urtheil über eine Arbeit der Gesetzgebungskommission meines Vaterlandes (Sachsen) drucken. (Modestins Sechzig Gedanken u. s. f. Greiz 1804) ich wurde öffentlich als Verf. genannt, nannte mich selbst; und niemand focht mir das Recht des öffentl. Urtheils an. J. J. 1805 schrieb ich eine Inauguraldissertation ad LL. X. et XXIV. C. de procurat., ließ sie drucken, und vertheidigte sie öffentlich zu Wittenberg. Darinnen beleuchtete ich §. 17 ff. einen Rechtsspruch des höchsten Gerichtshofes als unrichtig; und niemand focht mir das Recht des öffentlichen Urtheils an. Die jezt hier geltenden Gesetze verbieten frechen und unehrbietigen Tadel; aber nicht das öffentliche Urtheil. L. R. II. 20. §. 151.

c) Da sey Gott vor! Siehe S. 2. Sp. 1. Die vom Dr. Wachler als unvermeidlich beschriebenen Einflüsse des Maurerbundes auf die Meinungen seiner Glieder sind keine Partheylichkeit in sensu juris.

d) Dieses Wort hab' ich absichtlich vermieden: denn da das französische influer nicht germanisirt ist; so hätte jenes als eine Ableitung von dem gehässigen Influenza erscheinen können.

e) Tant pis! Wenn nicht Maurereifer den Mißbrauch meines Privatbriefes zu einer feindseeligen Denunciation veranlaßt hat, was war es denn? „Geschäftsstyl,“ hat man mir geantwortet. Das wolle Gott nicht! Es wär' ein Geschäftsstyl pour faire venir la chair de poule.

Hauptsächlich um dieser Berichtigungen willen glaub' ich, den Inhalt dieser Klage hier nachtragen zu müssen. Obschon ich dieselbe nicht für juridisch begründet halte; erfüllt sie mich doch mit Achtung für die Männer, welche sie angestellt haben, weil sie eine zarte Besorgniß um die leisesten Anflüge auf dem Spiegel der öffentlichen Meinung beweist. Auf diesem Gefühle, nicht auf dem Wegfall alles öffentlichen Urtheils, beruht das Heil der bürgerlichen Gesellschaft.

Uebrigens lag in meinen individuellen Verhältnissen eine Nothwendigkeit, den Gegenstand dieser Processe öffentlich zu machen; denn der ursprüngliche Gegenpart (der Bürgermeister) hatte diese Bahn eingeschlagen, und ich sah voraus, daß die Nachricht davon gar bald zum Stoffe für die Zeitungsschreiber werden würde. In der That haben die politischen Zeitungen von Berlin und Breslau das Publikum schon damit zu unterhalten gesucht. Das sind die onera der lieben Celebrität, die von Unkundigen so sehr beneidet zu werden pflegt! Man muß sie tragen um der commodorum willen; aber daß man sie durch vollständige Darstellung der Sache zu mindern suche, wird der strengste Widersacher der Publicität nicht verdammen können.

Weißenfels den 15. April 1821.

Müllner.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Christmonat 1820.

(4. Dec.) Der Baron Cagniard de Latour übersendet die Beschreibung einer neuen Dampfmaschine. Hr. Ampère liest eine Abhandlung über das mathematische Gesetz der elektrischen Attractionen und Repulsionen, und Hr. Vauquelin erstattet über die neuen durch die Herren Pelletier und Caventou angestellten chemischen Prüfungen der Chinarinden einen sehr belobenden Commissionalbericht, der auch die gewohnte Ehrenformel ausspricht: es sey die Schrift der Aufnahme in die Savans etrangers würdig, eine akademische Sammlung, die (weil es an Geld fehlte) seit zwanzig Jahren bekanntlich nicht mehr fortgesezt ward; es ist hingegen die Abhandlung der beyden Scheidekünstler bereits nun in den Annales de Chymie et de Physique abgedruckt worden.

(11. Dec.) Hr. Le Jai übermachte der Akademie die Beschreibung einer neuen Ackergeräthschaft, die durch Pferde oder Ochsen in Bewegung gesezt werden mag, und welche seiner Versicherung zufolg die Erde tiefer umgräbt, als der Pflug nicht zu thun vermag. Aus einem Bericht der mit der Untersuchung dieser mechanischen Vorrichtung beauftragten Commissarien geht hervor, daß der verheißene Erfolg noch durch keine Erfahrungen gewährleistet ist, und daß sie demnach sich auch einstweilen noch jedes Urtheil darüber enthalten wollen. Ein Kommissionalbericht, welchen Hr. Berthollet über die Abhandlung des Hr. Magendie von der Einsaugung (absorption) im thierischen Körper erstattet, schließt sich mit folgenden Worten: „Es hat der Verfasser in diesem Aufsatz wiederholte Beweise des Scharfsinns gegeben, womit er die strenge Methode der Naturwissenschaften in der Physiologie geltend zu machen, und sie von Hypothesen zu reinigen bemüht ist. Es verdient derselbe den Beyfall der Akademie und Aufnahme in die Savans etrangers; statt dieses lezteren ist die Abhandlung nun bereits im ersten Heft der sehr beachtenswerthen physiologischen Zeitschrift, welche Hr. Dr. Magendie eröffnet hat, zu lesen. Hr. Biot erstattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Bequerel von der durch Druck bewirkten Entwickelung der Elektrizität in den Körpern, und Hr. Brogniart liest einen umständlichen Bericht über des Hrn. Prevost Darstellung der geognostischen Beschaffenheit der Umgegend der Kaiserstadt Wien in Oestreich. Hr. Ampère liest einen Nachtrag zu seiner Abhandlung über die Gesetze der elektrischen Anziehungen und Abstoßung. Für eine durch den Tod des Hrn. Lafosse in der landwirthschaftlichen Section erledigte Korrespondentenstelle, werden durch diese leztere als Kandidaten vorgeschlagen: die Herren Thaer in Berlin; Lullin von Chateau-Vieux in Genf; Crud bey Genf; Jaubert de Passa in Perpignan; Mathieu de Dombasle in Nancy; d'Hombres-Firmas in Alais; Meas in Philadelphia; Lair in Caen.

(18. Dec.) Hr. Gauday sendet eine Abhandlung über die Hutmacherkunst. Hr. L'Huillier legt ein Theorem vor, über die unmittelbare Verwandlung eines Polygons in ein Rechteck, dem eine Seite des erstern zur Grundfläche dient. Hr. Parseval sendet einen Aufsatz über eine neue Integral-Formel der Gleichung der Fortpflanzung des Schalles. Hr. Coste reicht über die Huttonschen Versuche Bemerkungen ein. Hr. Biot liest eine zwote Abhandlung über die Wirkungsart des Leitungsdraths einer galvanischen Säule auf die Magnetnadel. Hr. von Freycinet liest eine gedrängte Uebersicht seiner Reise, deren umständlichere Beschreibung in Kurzem erscheinen wird. Einstweilen mag hier die Bemerkung stehen, daß dieser verdienstvolle Reisende im Herbstmonat 1819, östlich von Tonga, eine neue Insel entdeckt und dieselbe l'ile Rose benannt hat; in ihrer Nähe befinden sich große Sandbänke und gefährliche Felsenriffe; überhaupt aber dürfen die Sternkunde, die Physik, die Meteorologie, die Schiffahrtskunst, die Naturgeschichte und die Völkerkunde sich von der Reisebeschreibung des Kapitän Freycinet vielen und reichen Zuwachs versprechen. Hr. Thaer in Berlin wird mit Stimmenmehrheit zum Korrespondenten der landwirthschaftlichen Klasse ernennt.

(26. Dec.) Hr. Beudant überreicht die Handschrift der Beschreibung seiner Reise nach Ungarn. Hr. v. Ferussac sendet die Handschrift einer Abtheilung seines großen Werks über die hartschaligen Weichthiere des Festlandes und Süßwassers. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest einleitende Betrachtungen über das Studium der Zergliederungskunst. Hr. Brogniart liest eine Abhandlung über die Lagerstätten der Ophioliten, Euphotiden, Jaspisarten u. s. w. in den Apenninen.

Druckfehler.

In der Anz. von W. Müllers 77 Gedichten Nro. 21. S. 82. Sp. 3. 3te Strophe ist im 2ten Verse am Ende statt Semicolon ein Comma, und im 4ten ein ! zu setzen. In der Anz. von Byrons Liedern Nro. 22. S. 85. Note b l. wär st. nur, welches den Sinn ganz verkehret. Die Note will sagen: der Wegfall des vom Rec. getadelten Apostrophen würde einen unangenehmen Hiatus in den Vers gebracht haben. Ebendas. in der Anz. der Novellen von L. Brachmann S. 86. Sp. 1. Z. 23. v. u. l. Stiel st. Styl, und Sp. 2. Z. 17. v. o. l. nicht immer st. nicht minder. (Wieder eine Umdrehung des Sinnes! O, Corrector! Corrector!)

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. April 1821.

Was soll ich mich kümmern? das Leben ist klein,
Wir wandeln so sorglos hinaus und herein,
Wir tändeln wie Kinder im wonnigen Spiel,
Und hegen der lieblichen Täuschungen viel.

Georg Fellinger.

Menschenloos.

Hart sind deine Wechselloose,
Menschenherz, du armes Herz!
Ahnst du kaum den Preis der Rose,
Blüh'n dir Rosen allerwärts;

Doch, wenn endlich, ganz empfunden,
Ihre Herrlichkeit dich rührt,
Wird von neidischbösen Stunden
Schnell sie dir zum Nichts entführt.

Und die Rosen sind die Freude,
Sind der Jugend Liebesglück.
Endlich ganz erkennst du beyde; —
Ach da flieh'n sie schon zurück!

J. R. Wyß.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

Während dieß zwischen Mutter und Sohn vorging, hatte sich Concordia den übrigen Gästen genähert. Sie stand neben dem Fräulein von Mildheim, welche zutraulich mit ihr zu reden schien.

Otto, nach dieser Seite sich hinwendend, fixirte die Gruppe fest und fester. — „Sehen Sie nur, Mutter!" sagte er, „den anziehenden Contrast, wenn diese beyden weiblichen Gestalten einander gegenüber stehen."

„Jene Lilie, etwas ragender als diese Rose. Ein Streben im Innern, die Seele immer mehr von den Banden des Leibes loszumachen, den Blick fast immer nach oben gerichtet, als wäre das Leben nur ein nothwendiges Uebel, ein kurzes Weh, um damit den Himmel zu erwerben. — Diese, wie hold sich freuend, daß ihr sterblicher Leib solches Liebreizes gewürdigt worden, wie emsig auf der schönen Erde umherspähend, wie treu beflissen, dem mannigfach wechselnden Leben mit heiterm Geiste zu dienen, um es zu einem irrdischen Himmelreich zu machen. Es sind Schwesterseelen, jede in der andern herrlich sich spiegelnd, beyde sich innig liebend, und doch nicht begreifend. Ach es könnten Schwestern seyn, bey Gott! es sollten Schwestern seyn."

Während Otto in diesen Gedanken mit Antheil und Liebe sich versenkte, hing sein Auge unausgesetzt an den beyden Gestalten. Die Eltern des Fräuleins waren zu ihnen getreten. Otto starrte fest hin, und wechselte die Farbe.

„Was ist das, Mutter!" rief er, „wäre es möglich? welch ein Licht geht mir auf? Concordia stammt aus dieser Familie. — Sie ist ein Kind dieser Beyden. Sehen Sie nur, wie sich die Züge des Vaters und der Mutter in ihr aufs Schönste vereinten. Sie ist die Schwester des Fräuleins. Ach Sie wissen es ja! Nicht wahr, sie ist es?"

„Du sagst's;" erwiederte die Baronin.

Otto wankte in leidenschaftlicher Aufwallung, ob er die Mutter für die Entdeckung umarmen, oder zu jenen hinstürzen, und sich völligen, entschiedenen Aufschluß holen sollte.

„Mein Gott!" rief er, „wie treibt mir's das Blut zu Kopf und zu Herzen. Aber machen Sie nur, daß

ich mich drein finde. Woher denn diese sonderbare Umgestaltung? War es eine bloße Vermummung zum Spaß? Warum solche weitläufige Anstalten, und diese lange Dauer? Oder liegt ein Ernst zum Grund? Was hat er zu meinen Wünschen, zu meiner Ruhe für eine Beziehung? Soll ich mich freuen? Soll ich besorgen? Soll ich ferner entsagen? oder darf ich dem farbenhellen Bilde einer sich herrlich öffnenden Zukunft mich hingeben? Darf ich dorthin, um mich des besten Gutes zu versichern?"

„Halte dich ruhig, mein Otto!" sagte die Baronin. „Du gehörst mit ins Spiel, das ahnest du, und es ist Zeit, daß ich dich ins Klare setze."

„Man hat mit deinem Herzen keinen Spaß getrieben, und doch war es auf dich abgesehen. Die Täuschung hat zum schönsten Ziele, zur erfreulichsten Wirklichkeit geführt, und doch war sie nicht ganz frey gewählt, sondern zum Theil von den Umständen aufgedrungen."

„Die Sache verhält sich so:

„Juliane von Mildheim, denn das ist Conrordia, und du hast ihre Schwester Cölestine, die früher in einem Kloster der englischen Fräulein, und dir ganz unbekannt war, fur sie gehalten — also, Juliane von Mildheim hat sich aus einem unbedeutenden Kinde zu einer herrlichen Jungfrau entwickelt. So wie ich sie kennen lernte, musste ich sie in meinem mütterlichen Herzen dir bestimmen. Ihr waret euch gegenseitig würdig, ja in gewissen Stunden drang sich's mir auf, sie sey eigentlich vom Himmel für dich auf die Erde, und in unsere Umgebung gesezt."

„Aber jezt trat die Besorgniß ein, du möchtest diesen Edelstein nicht nach seinem Werthe schätzen. Es war darum zu thun, ihm eine Fassung zu geben, die dein Auge ihm zuwandte und gewann. Hiezu gab ein sich entwickelndes bedenkliches Verhältniß Veranlassung, wie denn oft etwas Widriges uns zum Entschluß bringen und den Anstoß zum Rechten geben muß."

„Der reiche, junge, eben so lockere als tapfere Graf Löwenschild, in seiner glänzenden Rittmeister-Uniform ein süßer Schrecken der Weiber und Jungfrauen, kam in die Nähe des Schlosses Mildheim in Cantonirung, sah Julianen, und übte, aber wie es schien mit ernsthaften Absichten, seine Eroberungskünste an ihr. Ob er gleich nicht der Mann nach Julianens Herzen seyn mochte, so hatte ich doch für meinen Plan von seiner Entschlossenheit alles zu befürchten, denn schon glaubte man einer bestimmten Erklärung von seiner Seite mit nächstem entgegen sehen zu müssen, und zu einer verneinenden Antwort hätte sich die Familie der Mildheim wohl kaum entschlossen, weil es so gefährlich war, ihn persönlich zu beleidigen, als seine angesehene Familie vor den Kopf zu stoßen."

„Wie leicht konnte Juliane auf seine Seite treten, und die Partie meines Gegners verstärken; denn auch dem verständigsten jungen weiblichen Herzen ist einem schönen Krieger gegenüber nicht weit zu trauen, und Unsittlichkeit wird bey einem vornehmen Jünglinge, besonders seines Standes, unglaublich ignorirt."

„Juliane, das holde Kind in den Armen des schon sehr verwilderten Grafen zu wissen, der wohl durch kein heiliges Band in Schranken zu halten war; ja eben weil es ihn binden wollte, nach Gelüsten herauszutreten versucht seyn musste — der Gedanke war mir unerträglich! — Wir Eltern können es nun einmal nicht lassen, im Namen unserer Kinder Bündnisse zu schließen. Es ist vielleicht gut, daß die unbesonnene, eigenwillige Neigung der Jüngern mit der kalten Erwägung der Alten in dieser Angelegenheit ringen muß, so entsteht ein gemeinschaftliches Ergebniß, und das ist am Ende das Beste."

„Ich stand mit Julianens Eltern auf dem herzlichsten Fuße, gleichwohl schwebte, wie du wissen kannst, über den beyden Geschlechtern von vielen Jahren her ein Geist der Zwietracht, den keine gegenseitige Zuneigung einzelner Glieder zu verbannen im Stande war. Unser gutes Vernehmen war dem der Vorposten im Kriege zu vergleichen, während die Mächte feindliche Stellungen behaupteten. Juliane sollte der die Eintracht stiftende Friedens-Engel seyn, eure Verbindung sollte jenen finstern Dämon auf immer austreiben. Die verständigen Eltern gingen vollständig in meinen Plan ein. Juliane musste aus den Augen des Grafen unter einem triftig scheinenden Vorwande entfernt, und dir näher gerückt werden. Der redliche und kluge Bellberg wurde in das Geheimniß gezogen; es hat mich manchen Botenlohn gekostet, mit ihm und Mildheims in Rapport zu bleiben."

„Es geschah in den ersten Tagen deines Hierseyns, und brauchte nicht viel Leitung von meiner Seite; du fandest bald selbst das Thälchen, wo sie als einfaches Landmädchen dir entgegen trat. Die gewählte Verkleidung, nur dem Sohne, nicht aber den Dienstboten bekannt, war Julianens Gedanke; sie wollte unerkannt dich sehen, deine Neigungen, deine Grundsätze erforschen, und sich, gefielst du ihr nicht, den Rücktritt so am bequemsten offen behalten. Dabey schien diese Metamorphose in Absicht auf des Grafen mögliches Nachspüren, und besonders auch in Beziehung auf deine Liebe zum Romanhaften zweckmäßig gewählt zu seyn. Du, der immer frey zu wandeln glaubte, wirst, zurückdenkend, jezt erst errathen, wo und wie du zuweilen durch hingeworfene Worte und Winke geführt warest. Wie man im Leben gewöhnlich nach dem Erfolge tadelt und straft, so erwarte ich von dir nun nach dem günstigen Erfolge Lob und Lohn."

Otto nahm sich hiezu keine Zeit. Mit einem dankenden Blicke legte er seine Hand auf die Brust, und strebte nach jener Seite hin, wo ihm ein so schönes Glück blühte. Und doch hielt ihn eine leise Stimme ab, dem Zuge des Herzens zu

folgen: Drohte nicht ein köstlicher Moment durch Zeugen, und wenn sie auch die theilnehmendsten waren, erkältet zu werden, und kehrte so ein unschätzbarer Augenblick im Leben wieder? Die Mutter las dieß in seinem Innern.

„Ihr Männerseelen!“ sagte sie, „wißt nur viel zu begehren, aber nicht es auf die rechte Weise einzurichten. Geh' in jene Laube, wo mir deine Romantik die ersten Bedenklichkeiten gemacht hat. Ich sorge für das Weitere.“

Er schlich sich auf einem kleinem Umwege hin. Die Baronin fand nach Frauenweise leicht einen Weg, auch Julianen dahinzubringen, während sie sich mit den Zurückbleibenden über den Stand der Sachen unterhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gefängnisse der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Ganz vorzüglich empfehlenswerth, insbesondere für den Unterricht und die moralische Besserung der weiblichen Gefangenen, wäre die Errichtung einer Frauenpflege (comité de Dames) nach dem Vorbilde derjenigen von New-Gate. Die Pflichten, welche diese Frauen übernehmen, bestehen darin, daß sie die Erkenntniß des Guten und die Neigung dazu unter den Gefangenen zu wecken und zu verbreiten suchen, dieselben dafür ermuntern und unterstützen, mit ihnen lesen, sie wo möglich aus ihrer sittlichen Versunkenheit herauszuziehen, und auf eine ehrliche und löbliche Lebensbahn zurückzuführen, sich Mühe geben. Eine milde Theilnahme und jene Sanftmuth, welcher das Himmelreich verheißen ist, sind die kräftigen Mittel, wodurch dieser Zweck mag erreicht werden. Den Frauen ist die Gabe verliehen, davon den besten Gebrauch zu machen, und selten nur entsteht ihnen der glücklichste Erfolg. Ich weiß wohl, daß mancherley Einwürfe gegen die Stiftung solcher Pflegen gemacht werden, und daß man beynahe allenthalben die Schwierigkeit, eine hinlängliche Zahl dafür geneigter Frauen zu vereinbaren und den großen Zeitaufwand, der dazu erforderlich ist, entgegnen hört. Dem ersten Einwurf antworte ich, daß in verschiedenen Schweizerstädten ich die Bekanntschaft von Frauen zu machen Anlaß hatte, welche völlig bereit waren, sich einem so schönen Geschäft zu unterziehen, und die nur die Gutheißung der Regierung nebst einiger Anleitung wünschten, um sich in eine Pflege zu bilden. Was den Zeitaufwand betrifft, so macht man sich davon übertriebene Vorstellungen, zumal die beständige und ununterbrochene Aufsicht der Gefangenen, allerdings einer dafür eigens bestellten und im Hause selbst wohnenden Person, übertragen seyn muß.

Die befriedigendste Widerlegung aller dem Vorschlag gemachten Einwürfe dürfte sich jedoch in der Hinweisung auf die seit einiger Zeit in Genf wirklich bestehende Frauenpflege dieser Art finden; was ich von ihrer Einrichtung, ihren Arbeiten und Bemühungen sowohl, als hinwieder von dem bisherigen und weiter zu hoffenden Erfolg derselben hier mittheilen kann, wird, wie ich denke, der Aufmerksamkeit nicht unwerth gefunden werden, und die Ausführbarkeit sowol als die wichtigen Vortheile der Einrichtungen solcher Art gehen daraus sattsam hervor.

Gewissermaßen reicht die neue Stiftung in eine etwas frühere Zeit hinauf. Schon vor siebzehn bis achtzehn Jahren hatten zwey menschenfreundliche und wohlthätige Frauen, denen die Vernachlässigung und das Elend der Gefangenen zu Herzen ging, den Entschluß gefaßt, einen Theil ihrer Zeit zum Vortheil dieser Unglücklichen zu verwenden. Sie lieferten hinlängliche Wäsche für die Gefangenen, um diese an Reinlichkeit zu gewöhnen; den Weibern gaben sie Arbeit, und die Kranken verpflegten sie mit rührender Hingebung, auch ohne sich, sogar durch eine ansteckende Krankheit, die unter den Gefangenen herrschte, abschrecken zu lassen. Dieß Verhältniß hatte bis im Hornung 1819 gedauert, als etlichen andern Frauen die Schicksale zwey frühzeitig verdorbener und jezt gefangener Mädchen von dreyzehn und funfzehn Jahren bekannt wurden und sie, mit Zustimmung des Staatsraths und des der Anstalt zugeordneten Geistlichen, sich zu dem Versuche entschlossen, diese unglücklichen Kinder dem Laster zu entziehen und nützliche Glieder der Gesellschaft aus ihnen zu bilden. Die übrigen weiblichen Gefangenen, welche während der zweymonatlichen Verhaftzeit der erstern, Zeugen der auf sie verwandten Sorgfalt gewesen waren, baten alsdann die Wohlthäterinnen der jungen Mädchen aufs flehendste, mit ihnen selbst auch noch weiter die angefangnen Uebungen im Beten und Lesen fortsetzen zu wollen. Der mit diesen Bitten übereinstimmende Wunsch des Oberaufsehers der Anstalt, veranlaßte die Frauen sich um Gehülfinnen umzusehen, die sie in Kurzem auch fanden. Nunmehr bildete sich der ausgedehntere und regelmäßige Verein, der jezt wirklich besteht, und der seine Geschäfte anfing, sobald die Mitglieder die Verrichtungen untereinander also vertheilt hatten, daß ein täglicher Besuch des Gefängnisses möglich ward.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim.

Da das hiesige Theater in frühern Zeiten einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der meisten Bühnen Deutschlands hatte, indem aus diesem Institute ein Iffland, Beil, Bek, Boek hervorgingen, ihre reine Anschauung der Kunst durch die Darstellung in's Leben treten ließen und hiedurch ihren Zeitgenossen eine neue Kunststraße bezeichneten, so dürfte wohl eine rücksichtslose aufrichtige Andeutung des Standpunktes, auf welchem sich das Mannheimer Theater jezo befindet, in diesem Blatte ein Plätzchen verdienen.

Seit dem Abgange des Intendanten, Freyherrn von Ungern Sternberg, welcher der unaufhörlichen Ankämpfungen gegen Kabale und Mißgunst müde, sich der Intendanz selbst entzog, werden die Obliegenheiten derselben durch eine vom Hofe autorisirte Comité besorgt. Die innere Geschäftsleitung glaubten die

Glieder dieser Comité mit gutem Erfolg einem Manne anvertrauen zu können, welcher sich beynahe seit einem Jahre als Schauspieler in der Gunst des Publikums zu erhalten wusste, (wie negativ diese Auszeichnung sey, sieht jeder Beobachter des Theater-Barometers ein) und der noch während der Intendanz des Frhrn. von Sternberg manches Stück mit vielem Glück in die Scene sezte. Dieser Mann ist der bekannte Schauspieler Hr. Löve, der früher am Leipziger Stadt-Theater angestellt war. Die Regie des Schauspiels besorgte er allein, die der Oper wurde gemeinschaftlich von ihm und Hrn. Kapellmeister Ritter verwaltet. Nicht zu läugnen ist es, daß in der Eintritts-Periode des Löve'schen Regie das Publikum den günstigen Einfluß einer geschmackvollen scenischen Ausstattung mit Vergnügen bemerkte und sich dabey sehr wohl befand — aber — die Kasse kränkelte, ja es war sogar zu befürchten, daß Löve's sich immer mehr ausbreitende Sucht: „durch äußern Prunk und blendenden Glanz sein eigen Ich, so wie die Ichheit seiner Freunde und Freundinnen zu verklären" die lezten finanziellen Kräfte dieser ohnehin in ihren Grundpfeilern erschütterten Bühne erschöpfen, und auf diese Art den unausbleiblichen Verfall derselben herbey führen würde. Die Comité, diese traurige Zukunft berücksichtigend und nebstbey bemerkend, daß die Oper hinsichtlich der scenischen Besorgung ganz nachlässig, fast verächtlich behandelt wurde, nahm Hr. Löve vorerst die Regie der Oper ab, und beschränkte seinen Wirkungskreis dermaßen, daß er selbst die Regie des Schauspiels niederlegte. Nun wurde die Schauspiel- und Opern-Regie getheilt; die erste wurde Hrn. Thürnagel die zweyte Hrn. Lay übertragen. Bedeutende Kräfte, welche richtig benüzt, der Bühne vielleicht einen Theil des alten Glanzes zu verschaffen im Stande wären, sind vorhanden. Es ist nöthig, die vorzüglichern Glieder dieses Theaters zu nennen. Hr. Löve vermag im Fache der jugendlichen Helden und im Bereiche des feinern Lustspiels durch seine anziehende Figur sowol, als auch eine außergewöhnliche Routine Bedeutendes zu leisten. Hr. von Zahlhas ist ein verständiger Schauspieler und giebt den Philipp in Don Carlos, Sesostris im Moses, Dorner in der Heimkehr und mehrere Anstandsrollen in der höheren Tragödie mit ausgezeichneter Umsicht, möchte es ihm doch gelingen seinem Organ hin und wieder mehr Weichheit abzugewinnen. Hr. Blumauer, welcher gleich in seinen Antrittsrollen (Odoardo in Emilie Galotti, Kriegsrath Dallner in Dienstpflicht, Lieutenant Stern im Spieler) sich die Gunst des Publikums zu erwerben verstand, bewies neuerlich in den Darstellungen des Zriny, und Sifreddy, daß er, die Geheimnisse der Kunst mit der Natur sinnig vermählend, den Namen Künstler im wahren Sinne des Wortes verdient. Die Vielseitigkeit des Hrn. Thürnagel, der heute als Cool Schauder erregt, morgen als Geiziger die Lachlust aufs Höchste reizt, und endlich als Arée de l'Epée unser Zartgefühl in Anspruch nimmt, würde noch viel schäzenswerther seyn, wenn sie sich nicht einer gewissen Manier anschmiegte, welche das innere geistige Leben zu ertödten im Stande ist. Würdig schließen Hr. Hek und Hr. Müller verdienstvolle Veteranen dieser Bühne, (ersterer spielt zärtliche Väter und Greise, lezterer schleichende Bösewichter im bürgerlichen Schauspiel) die Kette. Fräulein Müller im Fache der zärtlichen Liebhaberinnen und jugendlichen Heldinnen, Frau Räpell im naiven Fache, und Frau Nicola als komische Mutter, würden jede Bühne zieren. In der Oper können wir uns zum Besize der Frau Strauß, ersten Sängerin, und Hrn. Rieser, ersten Tenor, Glück wünschen. Beyde sind in der theatralischen Welt durch ihre Darstellungen auf auswärtigen Theatern zu ehrenvoll bekannt, als daß sie meines Lobes bedürften. Auch Fräulein Ringelmann die ältere berechtigt zu schönen Erwartungen; wir hoffen mit Zuversicht, daß sie das seltne Geschenk der Natur, ihre metallreiche Stimme, zu würdigen wisse, und durch fleißiges Studium sich bestreben wird, Richtigkeit und Geschmack zu erlangen. Hr. Lay ist als Buffon sehr brauchbar. Ein braves Orchester, an dessen Spize der verdienstvolle Kapellmeister Ritter steht, verleiht jeder Oper, durch ein äußerst zartes Accompagnement und richtiges Auffassen des Charakters eines Tonstücks, ein höheres Interesse. Manche aufkeimende Talente stehen außer den Benannten dem hiesigen Theater zu Gebote, und — troz alle dem entbehren wir die meisten neuen Erzeugnisse der dramatischen Dicht- und Tonsezkunst, unsre Repertoirs wimmeln von veralteten Stücken und Opern — das schöne Ensemble, an das wir früher gewohnt waren, suchen wir vergebens. Was ist die Ursache hievon? — Rücksichtlos, unbefangen will ich diese Frage lösen. Mangel an Consequenz, ein ewiges Schwanken zwischen Wollen und Verwerfen ists. Klar muß sich die Kunstansicht erheben, rein aufgefasst werden, und steht sie lebendig im Gemüthe, so darf weder ein Hr. Vetter, noch eine Frau Muhme (er mag so gesprächig, sie so schön, als nur möglich seyn) sie verwischen, oder ihr eine andre Folie unterlegen. Die Mitglieder der Comité dürfen nicht den Glauben fassen, die Leitung einer Kunstanstalt sey leichter oder geringfügiger, als irgend eine Verwaltung im öffentlichen Staatsdienste. Sie müssen sich überzeugen, daß Sie der Anstalt wegen, nicht die Anstalt Ihrentwegen da sey, stets muß der Gedanke: „daß Sie für das Vergnügen des ganzen Publikums sorgen" Sie bewahren, eine eigenwillige, Ihren Privat-Absichten gefällige Anordnung zu treffen, oder eine eben entsprungene Idee ohne Ueberlegung der möglichen daraus entstehende Nachtheile zu realisiren. Es liegt Ihnen ob, die Wünsche des Publikums, nicht die Ihrigen zu befriedigen. Als Regisseur muß ein Mann ausgerüstet mit Beharrlichkeit, erprobter Sachkenntniß und strenger Unparteylichkeit an das Ruder dieses leckes Schiffes gestellt werden. Nicht das Einzelne, sondern die Gesammtheit in's Auge fassend, muß er streng rechtlich seinen Weg verfolgen, jede Klippe besonnen und umschiffend das vorgesteckte Ziel zu erreichen suchen. Die Intendanz muß, hat sie ihn tüchtig für diesen Posten gefunden, seinen Ansichten nicht entgegenstehn, nicht seine Macht, durch Vorliebe für diesen oder jenen eingenommen, beschränken, sondern ihn kräftig unterstüzen. Nur so kann das möglichste Beste erzweckt werden, und Mannheims Theater wieder einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Theatern einnehmen.

Sincerus.

Charade an Sophie v. L.

Mein Erstes stüzt oft Säulenpracht,
Doch in ihm manche Mignon wacht,
Mit bleicher Wang' und krankem Herz,
Der Welt es bergend unter Scherz. —
Oft ist blos Holz und Lehm sein Grund,
Margot bewohnt's frisch und gesund,
Zwar arm, doch Lieb' und Einfalt würzt
Die Zeit, so Bastian ihr verkürzt. —
Der schönste Zauberklang im Chor
Der Schöpfung für ein zärtlich Ohr,
Wird in dem Zweyten ausgedrückt. —
Das Ganze mich im Geist entzückt,
Wenn ich darin im schönsten Kreis
Dich schaltend, bald beglücket weiß.

Auflösung des Räthsels in Nro. 96.
Punkt.

Beylage: Intelligenzblatt No. 12.

Nro. 12.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 1.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- u. Landwirthschaft ꝛc. herausg. von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. 2ter Jahrgang, 3tes Heft.

Inhalt.

Beschreibung einer Stellkneipe, um Leder zu schneiden. Von R. Grenn. Mit Abbildungen. — Beschreibung einer Pumpe von neuer Bauart. Von W. Aust. Mit Abbildungen. — Beschreibung einer selbstthätigen Pumpe. Von Jak. Hunter. Mit Abbildungen. — Beschreibung einer verbesserten Maschine, um das Haar an der Vorderseite des Wollen-Tuches oder anderer Tücher und Fabrikate niederzulegen, zu glätten und zu glänzen, auch zugleich, wenn es nöthig ist, diese Tücher oder Fabrikate, wenn sie dieser Operation bedürfen, zu putzen. Vom Mechanikus Davis und den Färbern und Tuchmachern Joh. und Wild Lewis. Mit Abbildungen. — Beschreibung verbesserter Werkzeuge, um die Vorderseite der Wollen- oder anderer Tücher oder ähnlicher Fabrikate, die dieser Operation bedürfen, zu rauhen. Von denselben. Mit Abbildungen. — Beschreibung einer verbesserten Maschine zum Zurichten der Baumwollen-(Angola-) und Schaafwollenen Strümpfe und anderer Wirkstuhlwaaren: auch auf Anwendung bekannter Kräfte zum Treiben dieser Maschine. Von Th. Brown Milnes. Mit Abbildungen. — Beschreibung eines verbesserten Verfahrens in Bereitung des Eisens und anderer Metalle zu verschiedenen Zwecken, auch eine Verbesserung in Bereitung des Stahels aus brittischem Eisen. — Von Steph. Bedfort. Eisengießer. — Beschreibung einer verbesserten Methode in Verfertigung eingelegter Holzarbeiten mittelst Maschinen. Von R. Hill, Esq. — Beschreibung gewisser Verbesserungen in dem Baue künstlicher Beine und Füße von Leder und Holz, welche mittelst eines Hebels und einer Spiralfeder wirken. Von W. Schand. Mit Abbildungen. — Ueber Kalk und Mörtel. Vom Brücken- und Straßen-Bauinspektor Vicat. — Ueber die Bereitung eines guten Mörtels durch Anwendung des wichtigen Verhältnisses des Sandes zum Kalk; auch über die Quantität des Mörtels zum Mauerwerk. Vom Kreis-Bauinspektor Voit. — Ueber das Beschneiden und die Behandlung freystehender Bäume bey dem Versetzen. Von Th. A. Knight, Esq. Ueber ein Verfahren, Saamen in nasser Witterung zur Reife zu bringen, nebst einigen Notizen, wie gewisse Pflanzen in China gewartet werden. Von John Livingston, Esq. — Ueber den Bau der Möhren und deren vielseitige Nützlichkeit in der Landwirthschaft. Von dem Sekretär des englischen Ackerbau-Büreau's. — Ueber die Erzeugnisse des französischen Kunstfleißes. (Metall-Fabrikate.) — K. K. östreichische Verordnung zur Verleihung der Privilegien auf neue Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen im Gebiete der Industrie für alle Provinzen des östreichischen Staates. — Verzeichniß der im Februar 1821 in England ertheilten Patente. — Neueste italienische technische und ökonomische Literatur. — Miscellen. Jan's Herbarium technico-georgicum. — Ueber Reinigung der Luft in den Kellern. — Mittel gegen Sublimat und andere Quecksilber-Vergiftungen. — Der Demant. — Naphta in Steinkohlen. — Einfache Methode das Schießpulver zu untersuchen. — Verfahren, um den Carmin zu reinigen. — Ueber das Färben der Agathe. — Ueber verschiedene Härte des Gußeisens. — Was eigentlich Rost am Eisen bildet. — Gelatine aus Knochen. — Ueber das Aussterben der Obst-, besonders der Aepfelbäume.

Ballenstedt, J. G. J., die neue oder die jetzige Welt. Ein Gegenstück zur Urwelt. 1r Theil. gr. 8. Hannover im Verlage der Helwing'schen Hof-Buchhandlung. 1 Rthlr. 16 ggr.

Der ausgezeichnete Beyfall, welchen des Verfassers Urwelt gefunden, wird auch auf dessen neue Welt die Aufmerksamkeit aller derer heften, welche über die interessantesten Gegenstände der Geologie und Anthropologie gern nachdenken. Das Buch ist verständlich, auch ohne Bekanntschaft mit der Urwelt, und Deutlichkeit und überzeugende Kraft ist ein Hauptvorzug desselben. Die darin ausgesprochenen Gedanken erheben den Menschen zur richtigen Ansicht seiner selbst und der Welt, in der er lebt. Sie gewähren ihm nicht nur Belehrung, sondern auch Beruhigung und wecken in ihm die Gefühle einer ächten Religiosität.

Dr. H. C. Kirchhof in Hannover.

An alle Oekonomen und Güterbesitzer.

In allen Buchhandlungen wird gratis ausgegeben eine (ausführliche) Anzeige eines auf Pränumeration herauszugebenden Werkes, betitelt:

Grundsätze der Gemeinheits-Theilung
oder
der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als der Huth-, Aecker- und Waldweide, Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthiger Schätzung des Ertrags und des Capital-Werths aller dergleichen Grundstücke nebst den Principien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte zum Zweck der Gemeinheits-Theilungen und Dienst-

Regulirungen in den Königl. Preußischen Staaten nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet
von
C. B. H. Klebe,
(Königl. Oekonomie-Kommissarius im Departement Brandenburg.)

Um dieses vorstehend angekündigte höchst nützliche Werk so wohlfeil als möglich zu liefern, ist der Pränumerationspreis auf Fünf Rthlr. preußisch Courant gestellt worden. Wir bemerken, daß der Druckbogen in groß Quarto nicht über 1 gGr. und in diesem Verhältniß die Kupfer eben so wohlfeil den Herren Pränumeranten zu stehen kommen sollen. Der Ladenpreis wird bedeutend theurer werden.

Berlin im Februar 1821.

Maurersche Buchhandlung.
Post-Straße No. 29.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben, in Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, Poststr. No. 29.

Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Asper.

Mit Noten und vielen schönen Holzschnitten 8. 2 Bände. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Wer die Thorheiten der Menschen mit treffendem Witz und feiner, aber beißender Satyre in ihrer Nacktheit dargestellt sehen will, der buchstabiere in diesem A-B-C-Buch. Sey auch immer die Lust und Fähigkeit eines jeden, welcher dieß A-B-C-Buch zur Hand nimmt, noch so verschieden, ein jeder darf sich Befriedigung versprechen.

Kunstgeschichte.

Künstlerlexikon, allgemeines, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider u. s. w. Herausgegeben von H. H. Füßli. Fol. II. Bd. 12s und leztes Heft. 5 fl. ord.

Ein completes Exemplar, bestehend aus 1r Bd. 1ste und 2te Abtheilung, und 2r Bd. 1ste — 12te Abthlg., kostet 109 fl. 21 kr. ord.

Die verschiedenen Abtheilungen besonders, als: 1r Bd. 1ste und 2te Abthlg. A—Z. 18 fl. 2r (Ergänzungs-) Bd. 1ste Abthlg. A—C. 6 fl. 2te Abthlg. D—E. 4 fl. 3te Abthlg. G—K. 6 fl. 4te Abthlg. L—M. 6 fl. 45 kr. 5te Abthlg. N—R. 5 fl. 45 kr. 6te Abthlg. R. 5 fl. 6 kr. 7te Abthlg. Sa—Sc. 7 fl. 30 kr. Anhang zum 7ten Abschn. (Sanzio Raphael) 4 fl. 8te Abthl. Sc—Sz. 8 fl. 45 kr. 9te Abthlg. T. 7 fl. 10te Abthlg. U—V. 13 fl. 30 kr. 11te Abthlg. W. 12 fl. 12te Abthlg. Z. 5 fl.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz liefern in obenbemerkten Preisen entweder ganze Exemplare oder einzelne Abschnitte dieses für die Kunstgeschichte in seiner Art einzigen Werks, dessen Vollendung jedem Kunstliebhaber und Besitzer gewiß eine angenehme Nachricht seyn wird.

Zürich im März 1821.

Orell, Füßli et Comp.

Für Oekonomen und namentlich für Schäfereybesitzer ist bey mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ryß, Dr., Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, insbesondere über Veredlung der Schaafe und Paarung in nächster Blutsverwandschaft bey der Viehzucht. Nebst einer Abhandlung über die Klauenkrankheit der spanischen Schaafe in Deutschland, derselben Entstehung, Unterscheidung von andern Fußkrankheiten, Heilung und Abhaltung. gr. 8. 144 Seiten. 16 gr.

Da dieses Werk Gegenstände enthält, die bey dem landwirthschaftlichen Publikum ungeachtet öfterer Verhandlungen doch nicht zur Gewißheit gebracht worden sind, und die als Grundlage der Schäfereywirthschaft und Veredlung der Schaafe vom höchsten Interesse bleiben, so ist von den Beobachtungen und Erfahrungen des Verfassers zu erwarten, daß dessen Mittheilungen dem praktischen Landwirth und dem Naturhistoriker sehr willkommen seyn werden.

Leipzig, im Januar 1821.

Carl Cnobloch.

Folgende ausführliche Anzeigen und Proben sind so eben an alle Buchhandlungen versandt worden, und in der Verlagshandlung mehr zu bekommen, von:

Biots Elementarlehre der physischen Astronomie zum Unterricht und zur Selbstbelehrung. 2 Bände mit vielen Kupfern. Nach dem Französischen bearbeitet. Prän. Pr. 3 Rthlr.

Krafts Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 2e Aufl. Prän. Pr. 12 gr.

Ernst Kleins literar. Comptoir.
in Leipzig und Merseburg.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erschienen so eben folgende Werke, und sind solche durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

J. Val. Hecke
Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika und Rückreise durch England.

Nebst einer Schilderung der Revolutionshelden und des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes von St. Domingo. 2r Band. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. Preis beyder Bde. 3 Rthlr. 4 gr.

Lebensgemälde
üppiger gekrönter Frauen
der alten und neuen Zeit. Nebst moralischen Betrachtungen über den Rechtshandel der Königin von England.

Herausgegeben von
Jul. von Voß und Ad. v. Schaden.
8. Geheftet. 20 gr.

Die Doppel-Eiche.

Ein Phantasie-Gemälde aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. In Briefen an Christian S*********.
Von
Karl Locusta.
8. Zwey Bände. geheftet. 2 Rthlr. 8 gr.

Sünde und Buße.

Eine abentheuerliche Geschichte
von
Ad. v. Schaden.
8. Zwey Bändchen. 1 Rthlr. 20 gr.

Wohlfeiler Preis von G. v. Tennekers Werke für Pferdeliebhaber.

Nachstehende in meinem Verlag herausgekommene, und mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werke des königl. sächs. Majors und Train-Directors Ritter von Tenneker, biete ich den Liebhabern dieser Wissenschaften für den wohlfeilen Preis von 6 vollw. Ducaten oder Werth, statt: 34 Thlr. 4 Gr. jedoch nicht länger als bis zur bevorstehenden Michaelis-Messe 1821 gegen baare Bezahlung hiermit an:

1. Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht, für Liebhaber der Pferde und der Reitkunst. 6 Hefte mit 18 Kupf. Ladenpreis 8 Thlr.
2. Meßgeschenk zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde und der Reitkunst. 1stes bis 3tes Bdch. mit vielen Kupf. Ladenpreis 4 Rthlr. 12 Gr.
3. Taschenbuch für Pferdeliebhaber. Als Fortsetzung des Meßgeschenks. 1stes und 2tes Bändchen mit Kupf. Ladenpreis 3 Thlr.
4. — — dasselbe 3tes Bdch., auch unter dem dem Titel: Art Pferde zu englisiren. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.
5. Neues Taschenbuch für Pferdeliebhaber. 1stes und 2tes Bdch. auch unter dem Titel: Lebensgeschichte der Meklenburger Stute Amante, 1stes und 2tes Bändchen. Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr.
6. Der Fahnenschmidt im Kriege, oder Unterricht über die Heilung der Wunden, die den Pferden durch Waffen zugefügt werden. Ladenpreis 6 Gr.
7. Handbuch der praktischen Heilmittellehre, zum Gebrauch für angehende Pferdeärzte und Freunde der Roßarzneykunde, 2 Bände. Ladenpreis 2 Thlr.
8. Das Pferd für Knaben. Ein Bilderbuch mit 4 schönen Kupf. gr. 4. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.
9. Die Hausthiere, ihre Zucht, Kenntniß, Pflege, Abrichtung, Heilung und Handel, 5 Hefte. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr.
10. Der allgemeine Thierarzt, 1. Heft. Ladenpreis 12 Gr.
11. Sieben Reitschulblätter, gezeichnet vom Bataill. Maler C. A. H. Heß in Dresden, gestochen v. C. G. Krüger daselbst. Mit illum. Kupfern und Erklärungen von Tenneker gr. 4. Ladenpreis 4 Thlr 16 gr.
12. Sechzehen Studien-Blätter für Pferdezeichner gez. von A. F. Winkler, gestochen von Capieux, Jury, Roßmäsler, Hoppe und Stölzel. gr. Fol. Mit Erklärungen von G. von Tenneker. Ladenpreis 4 Thlr.

Ladenpreis dieser sämmtlichen Werke:
34 Thlr. 4 Gr.

Den Betrag erbitte ich mir, auch von Buchhandlungen, denen wie billig für das Kommenlassen dieser Werke, und Einsenden der Gelder ꝛc. Porto und Provision zu vergüten ist, franco baar. Einzelne Werke können jedoch nicht anders als für den Ladenpreis erlassen werden. Uebrigens kann jeder Liebhaber versichert seyn, daß bey obigen Werken die besten Kupferabdrücke geliefert werden.

Leipzig, im März 1821.

Theodor Seeger,
Buchhändler in Auerbachs Hof.

Bekanntmachung,

die Erziehungsanstalt zu Nürnberg betreffend.

Wir halten es für Pflicht, die nahen und entfernten Freunde unserer Erziehungsanstalt zu benachrichtigen, daß wir im Begriff sind, unsere bisherige Wohnung, im Wildbad dahier, mit einer gelegeneren zu vertauschen. Wir haben nämlich die beyden größeren Wohnhäuser der ehemalig Graf-Hatzfeldischen Besitzung, nahe vor dem Wöhrderthore, von dem jetzigen Eigenthümer derselben, Herrn Dr. Eulers, samt einem zum Gebrauch für unsere Kinder nöthigen Theile des daran befindlichen großen Gartens gemiethet. Bequemer Raum, heitere und freundliche Zimmer, erquickende Aussicht ins Freye, anmuthige Gartenanlagen, unmittelbare Nähe eines gesonderten Badeplatzes, des freyen Feldes und der Stadt, und sonach geschickte Vereinigung der städtischen und ländlichen Annehmlichkeiten, — alle diese Vorzüge müssen nothwendig wohlthätigen Einfluß auf die Lehrer wie auf die Kinder äußern, und selbst bey den Knaben, die aus der Stadt unsere Schule besuchen, wird sich die Mühe des etwas weiteren Ganges durch um so fröhlicheres Gedeihen vergelten. — Die Bedingungen für die Aufnahme neuer Schüler und Zöglinge enthält das zweyte Heft der Nachrichten von unserer Wirkungsweise, welches unter dem Titel:

Die Bildungsanstalt des Erzieher-Vereins zu Nürnberg, Erlangen bey Palm und Enke, 1820

erschienen ist, und das, besonders in den angehängten vier Tabellen, denjenigen, welche ihre Kinder unserer Erziehung anzuvertrauen gedenken, hinreichende Auskunft geben wird.

Nürnberg den 16. März 1821.

Der Erzieher-Verein daselbst.

Die von Herrn Georg Lotz in Hamburg angekündigte Uebersetzung des so eben erschienenen englischen Romans:

Kenilworth von Walter Scott. 3 Thle.

das gelungenste Meisterstück dieses berühmten Dichters, ist bereits unter der Presse und wird allernächstens in unserem Verlage erscheinen.

Diejenigen Buchhandlungen, welche vielleicht eine größere Anzahl Exemplare bedürfen, sind eingeladen, baldigst ihre Bestellungen zu machen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Neue Musikalien, bey Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Gesang.

Drexel, Fr., 8 Gesänge für eine Sopranstimme mit Begleitung der Guitarre. 12 Gr.

Häser, Wm, Heimweh-Lieder, v. Carl Grüneisen mit Begleitung des Pianoforte. 10 Gr.

Kittan, J. C. F., Selbstgespräch eines Bauermädchens nach der Schlacht bey Leipzig, v. Castelli mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.

Klein, Bd., Ave Maria, Hymne f. 4 Singstimmen mit willkührlicher Klavierbegleitung. 6 Gr.

— 8 Gedichte v. Goethe, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 2te Sammlung der Gesänge. 12 Gr.

Lindpaintner, P., Canon a. d. Volksmährchen: die Sternenkönigin, für Sopran, Tenor und Bass mit Pianofortbegleitung. 8 Gr.

— 3 Lieder a. d. Oper: die Rosenmädchen für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 8 Gr.

Rossini, J., (la Gazza ladra) die diebische Elster, Oper, vollständiger Klavier-Auszug, ital. und deutsch. 6 Thlr.

— (il Barbiere di Sevilla) der Barbier von Sevilla kom. Oper, vollst. Klavier-Auszug, ital. und deutsch. 5 Thlr.

Sessi, Marianna, 10 Canzonette italiane con accomp. di Pianoforte. 16 Gr.

* * *

Portrait von E. L. Gerber. 8 Gr.

Versteigerung von Kupferstichen, Zeichnungen und Oehlgemälden.

Zu Greifswald wird am 22sten May 1821, die von dem daselbst verstorbenen Consistorialrathe Ludwig Theobul Kosegarten hinterlassene, gegen 200 Stücke enthaltende, Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen versteigert werden, unter welchen sich die seltensten und kostbarsten Werke befinden, wie z. B. das Abendmahl, gemalt von Leonardo da Vinci, gestochen von R. Morghen, 2 Exemplare Constantins Schlacht, gem. v. Raphael und Julio Romano, gest. v. P. Aquila, in 4 Blättern, die Schule von Athen, Disputa, Incendio di Borgo, Heliodor, Attila, Petrus im Gefängniß, der Parnaß, die Messe von Bolsena, sämtlich gem. v. Raphael, gest. v. Volpato, die Ausgießung des heiligen Geistes, gem. v. Raphael, gest. v. Carattoni, die Logen des Vatikans, gem. von Johann von Udine, gest. v. Ottaviani und Volpato, in 43 Blättern, die größere Ausgabe; nebst vielen andern Werken Raphaels, Guido Renis, Annibal Caraccis, Correggios, Guercinos, Titians, u. s. w. von Italienischen Kupferstechern; drey Landschaften der Insel Rügen, in Sepia gezeichnet von C. D. Friederich zu Dresden, 37 Zoll lang, 25 Zoll hoch. Zu gleicher Zeit wird zu Greifswald eine Sammlung von 48 Oehlgemälden verkauft werden. Cataloge beyder Sammlungen sind gratis zu haben, in Leipzig bey Hrn. Proklamator Weigel, in Stuttgart in der Cotta'schen Buchhandlung, in Berlin bey Hrn Proklamator Jury, in Dresden in der Rittnerschen Kunsthandlung, in Hamburg bey Perthes und Besser, in Jena in der Crökerschen Buchhandlung, in Hannover bey Hrn. Antiquar Gsellius, in Braunschweig bey Schenk und Comp., in Bremen bey Buchhändler Heise, in Rostock und Schwerin in der Stillerschen Buchhandlung; in Copenhagen bey Ankt. Direktor Fick, und in den Buchhandlungen zu Greifswald und Stralsund.

Das Weib, im gesunden und kranken Zustande. Nach Virey und Fournier deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen von Renard und Wittmann. 8. Leipzig 1821. 1 Rthlr. 12 gr.

Eine wohlgerathene Schilderung der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts, in den mannigfaltigen Lagen des weiblichen Lebens ist außer dem Arzte auch jedem gebildeten Leser von hohem Werthe; der Menschenkenner sieht hier seine Erfahrungen bestätigt, manches Räthsel zum Theil erst gelöst; der Unerfahrne lernt Vieles, was ihm zu wissen nöthig ist. Die vorausgehende geographische Geschichte des Weibes ist von höchster Bedeutung für den Arzt, wie für den Philosophen und Anthropologen; wir sehen es hier als sklavisches Kebsweib in den Harems von Asien, als unterdrückte Magd des Wilden, als holde Gefährtin des kultivirten Menschen; wir sehen es ferner als beherzte Amazone, als strenge Spartanerin, als korinthische Phryne, als abergläubische Indierin. — Auch wird dieses Werk die Aufmerksamkeit des blos praktischen Arztes nicht wenig fesseln, denn er findet hier in seiner praktischer Tendenz eine gedrängte Krankheitslehre für das weibliche Geschlecht in solcher Vollkommenheit, als es nur immer die Bestimmung eines Werkes erlaubte, das nebst dem Arzte allen Ständen der gebildeten Welt angehört.

Parémiographe françois-allemand ou Dictionnaire des métaphores et de tous les proverbes françois adoptés et sanctionnés par l'académie françoise, rédigé par le Professeur Lendroy. gr. in-8. Francfort. 1820.

Wie unverständlich, oft lächerlich die wörtliche Uebersetzung von Sprüchwörtern ist, da ein Sprüchwort einer Nation sehr selten Sprüchwort bey der andern ist; wie Deutsche, welche sehr geläufig Französisch sprechen, bey jedem Sprüchwort und bey sprüchwörtlichen Redensarten, aus Mangel an Kenntniß den wahren Sinn entstellen, lehrt täglich die Erfahrung. Diese Sammlung räumt dieses für jeden Deutschen unübersteigliche Hinderniß aus dem Wege. Um das Werk jedem Liebhaber der französischen Sprache doppelt nützlich zu machen, findet man zur Uebung in dieser Sprache eine große Anzahl geschichtlicher Erzählungen, Begebenheiten und merkwürdiger Gebräuche, den richtigen, oft vielen Franzosen unbekannten Ursprung der gehaltvollsten französischen Sprüchwörter enthaltend. Zur besondern Erleichterung und zum Gebrauche bey dieser Sammlung finden sich am Ende die zu wissen nöthigen Ausdrücke in alphabetischer Ordnung. Da das Bedürfniß eines solchen Werkes so groß und schon so lange gefühlt worden ist, so habe ich durch den billigen Preis von 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr. gerne das Meinige zur schnellsten Verbreitung beygetragen; überdieß werde ich bey Einführung in Schulen und Lehranstalten, gegen portofreye Uebersendung des Betrags: 10 Exemplare für 6 Rthlr. 16 gr. oder 12 fl. —
20 — — 12 — 12 — — 22 — 30 kr.
30 — — 16 — 16 — — 30 — —
erlassen.

Franz Varrentrapp
Buchhändler zu Frankfurt a. M.

Bey C. Fr. G. Christiani in Berlin ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Neue Berliner Monatschrift für Philosophie, Literatur und Kunst. 4tes Heft.

Der Preis für 6 Hefte ist 3 Rthlr. Courant.

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. April 1821.

Wenn Vernunft mit Reiz verbunden
Euch zum Schwur der Treue zwingt,
Und mit Rosen rund umwunden,
Amor selbst die Fackel schwingt;
Stehet dann, geführt von Scherzen,
Hymen lächelnd vor euch da,
Ach, so ruft aus vollem Herzen,
Lieber heut als morgen, Ja!

Gotter.

Mutter und Sohn.

(Beschluß.)

Es ist zu bedauern, daß ein Erzähler nicht immer weiß, was in jeder heimischen Laube vorgeht, und so muß er auch jezt, wie der Leser, blos durch Hülfe der Einbildungskraft nach Wahrscheinlichkeitsgesezen sich malen, wie Concordia, sich noch als solche geberdend, durch Otto's schlaue Fragen gedrängt, unter Erröthen und Geständnissen in das Fräulein Juliane von Mildheim sich umsezte. Daß Otto ihr, als seiner dem Schaum der Täuschung entstiegenen Liebesgöttin mit so viel zärtlichen Betheurungen huldigte, wie sie anzuhören nur immer geneigt seyn mochte, und dagegen das beglückendste Gegengeständniß eintauschte, sind nothwendige Forderungen unserer schaffenden Phantasie.

Es dauerte eine bescheidene unverfängliche Zeitlänge, als Beyde mehr wie von Flügeln getragen, als gehend, den hellen Himmel in den Augen, zur Gesellschaft kamen. Niemand konnte sprechen, aber auf jedem Angesichte malte sich's, daß es drum nicht stille war. Juliane, noch am ehesten geneigt, die Bewegung ihres Innern unter einer naiven Aeußerung zu verbergen, wandte sich wie anfragend zu Otto, erhob dann ihre Hand mit der seinen verschlungen ein wenig, und sagte halblaut: „Da sind Wir eben!"

Wie zuweilen einem stockenden Gespräch durch einen gesunden Einfall abgeholfen wird, so ist es das Herz, das die peinlich bedächtlichen Schritte der Convenienz mit einem kräftigen Sprunge überholt.

Es war zum Lachen und Weinen. Beydes geschah auch von den Alten und der theilnehmenden Schwester.

Otto schloß Julianen an sein Herz, und rief, aber viel lauter als diese vorhin: „Graf Löwenschild soll nun kommen, und sie mir entreißen!"

Jedes brachte aus überströmender Brust seine besten Segenswünsche dar, aber es entzieht sich auch hier wieder eine selige Gegenwart der Beschreibung, wie jedesmal, wenn Leben und Liebe ihre Tiefen aufschließen, wenn sich das Rechte nach langem Suchen und Entbehren zum Rechten findet, wenn dem Würdigen sein Lohn wird.

„Nun begreife ich erst" sagte Otto, als man in der Laube sich zusammensezte, um jezt mit einiger Ruhe der hell sich öffnenden Aussicht auf schöne Tage zu genießen, — „nun begreife ich erst, in welch' einer gefährlichen Lage ich war. Wie gut ist es, wenn man nicht weiß, daß man heimlich beobachtet und erforscht wird. Ich rufe mir wirklich mit einiger Beklemmung die nächstvergangene Zeit zurück, und jedes Wort, das ich gesprochen. Was ich sage und thue, ist für die Gegenwart und die Gegenwärtigen berechnet, nie für ein hinter der Gardine oder Maske verstecktes und auf mich spannendes Wesen. Sie haben mich auf eine gefährliche Probe gestellt."

„Ist etwa der verborgen Lauernde weniger peinlich daran, lieber Otto?" sagte Juliane. Muß er nicht in jedem Augenblick eine Aeußerung erwarten, die seine Liebe oder Eigenliebe verwundet, die den unbeobachtet, unbehorcht sich Glaubenden in einem ungünstigen Lichte zeigt, die auf

die lange Zukunft hinaus einen fatalen Schattenstreifen wirft? „Nun Theure!“ sagte Otto, „wie sind Sie aber mit mir zufrieden?“

„Ich war eine getheilte Person,“ erwiederte Juliane. „Wenn Sie dem Landmädchen Concordia gleich einer Ebenbürtigen huldigten, so konnte das Fräulein Juliane dieß bedenklich finden, und doch wollte sie es nicht besser. Wenn Sie sich aufs würdigste gegen jene betrugen, und statt von Entführung und dergleichen etwas fallen zu lassen, Resignation übten, ja sie zur vermeintlichen Verlobung mit dem jungen Landmanne antrieben, so konnte Concordia an der Gewalt Ihrer Leidenschaft zweifeln, aber Juliane gewann einen Mann von Charakter, einen vernünftigen Gatten.“

Es war nun nöthig, wegen des auch im Angesicht der Welt und der Kirche zu schließenden Bündnisses Verabredung zu treffen. Die Alten stimmten für das Umständliche, Ceremoniöse. Die Liebenden schwiegen, und beschlossen zu dulden, denn dem innern Bunde wird durch all dieses Laute doch nur wehe gethan. Da nahm Cölestine das Wort: „Ein geistreicher Mann behauptet,“ bemerkte sie, „ein merkwürdiger Lebensabschnitt, ein wichtiges Beginnen soll nicht mit Prunk und lautem Jubel gefeyert werden. Und jedermann wird auch die Leerheit kennen, die auf solche Vorgänge einzutreten pflegt. Ich stimme für eine stille Feyer.“

„Und ich,“ äußerte Juliane etwas verschämt, „wünschte, daß wir der Sitte der Schweizer folgen dürften, welche unmittelbar nach dem Trauungsakt in den Reisewagen steigen.“

Otto rief fast auffahrend vor freudigem Schrecken: „Das haben Sie mir aus der Seele gelesen, und so möge es auch geschehen.“

Er wurde durch die Ankunft des redlichen Wellberg unterbrochen, der an den Eingang der Laube herangetreten war, und herzlich empfangen wurde.

Er merkte bald, wie weit die Sache, zu der auch er geholfen, gediehen sey. Otto gestand, daß er seine fixe Reise-Idee doch im Grund noch nicht ganz losgeworden, daß er mit seiner holden Juliane eine Fahrt den schönen Rhein hinab nach Holland zu machen wünschte, und daß er, weil nun einmal seine Phantasie an jenem fremden Welttheile mit mannigfaltigen Interessen hänge, sogar beschlossen habe, durch Aktien sich einige Ländereyen in Nordamerika zu erwerben, um mit Grund und Boden daselbst eingebürgert zu seyn. Durch diese Reise sollte nun erwähntes Geschäft eingeleitet, und ihm vergönnt werden, einige Hauptanschauungen von der Welt des Oceans und des Verkehrs mit der zweyten Halbkugel in sich aufzunehmen, und eben so die Seele seiner Juliane durch diese großen Bilder zu erweitern.

Wellberg, dieses vernehmend, ergriff mit Wärme seine Hand, und sagte: „Theuerster Herr Baron! da wäre es nun recht an der Zeit, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Die Auswanderungslust hat, wie Sie wissen, auch in unserer Nachbarschaft mehrere Familien ergriffen. Wenn in unsern Tagen so mancher Betriebsame sich nicht mehr zu nähren vermag, so deutet dieß doch auf örtliche Uebervölkerung. Es läßt sich nicht verhindern, daß sich dann das Auge nach fernen Zonen richtet, wo das dankbare Erdreich den Schweiß reichlicher zu lohnen verspricht. Der Gedanke ergreift freylich auch manchen Schwindelkopf, der mit nichts zufrieden, auch an keinem Orte Ruhe findet, manchen Armen, der auch in Amerika ein Bettler bleibt, wenn er nicht früher durch Verkümmerung untergeht. Aber auch mancher Tüchtige, der wohl die nöthige Kraft besäße, in der neuen Welt ein neues Daseyn zu gründen, unterliegt, weil ihn Unkenntniß, Unbeholfenheit, und wie wir leider hören müssen, schändlicher Betrug von seinem Ziele zurückhalten.“

„Nehmen Sie sich mit Ihren Kenntnissen, Ihrem Einflusse, Ihrem menschenfreundlichen Sinne wenigstens der Caravane an, die in diesen Tagen aus unsern Gegenden dahin abgegangen ist, und die Ihr Herz durch Landsmann- und Nachbarschaft näher angeht. Sie beginnen Ihre Ehe mit dem schönsten guten Werke, und Gott wird es Ihnen mit wachsendem Wohlstande und einem zahlreichen Kinderseegen lohnen.“

„Topp!“ sagte Otto lächelnd. „Meine gute Mutter, die verehrten Eltern Julianens, diese selbst werden einwilligen. Aber — das Sprichwort sagt, die schnellen Reisen seyen die besten. In drey Tagen, meynte ich, könnten wir reisefertig seyn.“

Juliane erröthete, die Uebrigen traten mit mancherley Einwendungen hervor. Aber Otto bestand auf seinem Wunsche. „Es geht nichts leichter,“ sagte er, „als was seyn muß. Wir verbieten unsern Leuten alle Zurüstungen zur Vermählung. Bis zu unser Zurückkunft hat unser Hofpoet, der Hausmeister, Zeit, das Gedicht, das er an dem mit Guirlanden verzierten Portal überreichen wird, zu gebären, der Schulmeister den Willkommen, die Jugend ihren Gesang zu lernen.“

„Aber was meynt Ihr,“ sagte die Baronin, „wenn Otto mit Julianen — nach Amerika segelt. Sagte er doch neulich, er verstehe die Zahmen nicht gehörig, bevor er nicht das Leben der Wilden gesehen.“

„Sorgen Sie nicht, liebe Mutter!“ erwiederte jener, während er Julianen an seine Brust zog, „so im Einzelnen verstehe ich die Zahmen schon, und dabey will ich's vor der Hand bewenden lassen.“

Analekten.

Alexander und Caracalla.

1.

Unter die Sultansstreiche Alexanders des Großen, gehört wohl auch der, den er sich noch in erster königlicher Jugend, gleichsam unter der geistigen Vormundschaft seines lange so angebeteten Lehrers, des Summus Aristoteles, entwischen ließ, daß er diesem darüber sehr bitter grollte, als er von ihm vernahm, auch die höhern spekulativen Lehren, in die Alexander sich gleichfalls neben dem Unterrichte in minder abstrakten Wissenschaften hatte einweihen lassen, trage der Weise nur im Lyceum zu Athen vor; als ob solche arcana philosophiae nur für Könige, nur für den großen Macedonischen König, und damals schon adspirirenden Welteroberer wären. Man sieht daraus, was es mit seiner Liebe für die Wissenschaften in der ersten Quelle für eine Beschaffenheit hatte. Mag er immer, auch auf seinen abentheuerlichen Zügen noch, ihnen gehuldigt haben, mehr zur Parade war's; mag er seinem Lehrer, dem großen Stagyriten, noch so schmeichelhafte Briefe geschrieben, ihn bey seinen naturhistorischen Untersuchungen durch die kostbarsten Geschenke und Exemplarien von Thieren, Pflanzen u. s. w. aus allen Gegenden, die er durchwanderte, unterstüzt und auf den zu diesem Ende dem Philosophen geschenkten Landgute Nympheum, wie wir bey Plinius finden (h. n. 8, 17.) ihm die gehörige Muse verschafft haben — dieß alles ist verdienstvoll, edel, nachahmungswerth von Großen, die so etwas leisten können, aber nur die Quelle davon war schwerlich eine reine. Und mit dieser Dankbarkeit und Liebe gegen seinen Lehrer konnte es auch darum schon nicht rein und tief genug gegründet seyn, weil derselbe Mann, wie verbürgte Nachrichten versichern, als die spröde sauertöpfische Laune des Reisephilosophen Kallisthenes, eines Vetters und gleichsam Vermächtnisses von Aristoteles auf dem romantischen Zug, fast aus keiner andern Ursache, als weil er nicht auf gut persisch, wie Alexander wollte, die Knie vor ihm beugte und ihm sonst wenig schmeichelte, des Welteroberers Galle und — bey einer ausgebrochenen Verschwörung seinen Verdacht reizte, er möchte mit an derselben Theil gehabt haben, weil derselbe Mann jezt eben dieses auch dem Aristoteles, aus dessen Händen er diesen Begleiter erhalten hatte, entgelten ließ, und ihm mit einem ähnlichen Schicksale in einem Briefe an Antipater in Macedonien, wie Plutarch bezeugt, nicht undeutlich drohte. Bekannt ist's, daß Kallisthenes seinen philosophischen Eigensinn mit der grausamsten und zugleich schimpflichsten Strafe büßte.

2.

Toller jedoch als alle Sultanslaunen des in manchen Beziehungen großen Alexanders, ist die des blos übermuthtollen, nie einen Funken von Größe und Menschlichkeit beurkundenden römischen Weltherrschers Caracalla, der Alexander in Allem nachäffend sich selbst nur zum scheuslichsten und verächtlichsten Zerrbilde überall darstellte. Auch hier wollte der Thor Alexandern, als er die Geschichte von diesem Kallisthenes las und dann noch die Mährchen, mit dem mehrere Anekdotenjäger des Alterthums sich tragen und trugen, in seinem Dumpfsinn aufbinden ließ, — Aristoteles sey Schuld an dem frühen Tode des Alexanders, und hätte durch das bekannte stygische Gift aus der arkadischen Quelle, wovon Plinius (Hist. n. XI.) und Vitruvius (de archit. VIII. 3.) melden, das er ihm in einem aus Mauleselshufen fabricirten Horne zugesendet, die grausame Behandlung an seinem unschuldigen Neffen also rächend bewirkt, als er jezt — alle peripatetische Philosophen aus Alexandrien verjagen und ihre Bücher verbrennen ließ. (Xiphil. Carac. p. 329.)

Die Wäsche.

Einem lustigen Studenten
Wurde Wäsche jüngst gestohlen,
Die er eben, weiß gewaschen,
Von der Wäscherin bekommen.

Er nicht wußte, was für Stücke
Der geleerte Korb enthalten,
Doch der Dieb hatt' unvorsichtig
Das Verzeichniß da gelassen,
Und so sandt' er das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geschrieben,
Unter der Rubrik: Gestohlen,
In den Zeitungen zu prangen.

Plötzlich ward er abgeholet
Zu dem Landrath Perobtuins,
Der die Zeitungen censirte,
Und der schalt ihn demagogisch.

Er, sich keiner Schuld bewußt,
Durfte frey die Stirn erheben,
Und verachten den Verdacht;
Doch der Landrath hatte Macht,
Den Studenten nicht zu trauen,
Die gern Staats-Lustschlösser bauen.
Darum frug er: Sind Sie nicht
Ordensglied geheimen Bundes?
„Nein.“ Weswegen tragen Sie
Symbola und Ordenszeichen?
„Wo?“ Auf Ihrem nackten Leibe.
„Außer ein Paar Schlägernarben,
„Für die Landsmannschaft erworben,
„Ist da nichts von Ordenszeichen.“
Doch Sie haben eins getragen;
Denn wir haben den Beweis,
Daß man's Ihnen jüngst gestohlen,
Hier in diesem Manuscripte,
Das zur Zeitung Sie gesendet.

Der Student sieht das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geschrieben,
Und der Landrath deutet ernst
Auf die Zeil': „Ein Bundeshemde.“

Sieh, da plazt der Musenjünger,
Ob dem Landrath es befremde,
Schier vor Lachen. „Bundeshemde?
„Hannchen hat geschickte Finger,
„Doch sie sind nicht orthographisch,
„Ich, obwohl nicht eben sclavisch,
„Denke doch nicht demagogisch,
„Und erkläre philologisch:
„Das geschriebne Bundeshemde
„Will ein buntes Hemd' bedeuten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London den 27. März.

Hr. Höne Wronsky, ohne Zweifel derselbe, welcher vor zwey Jahren den berüchtigten Prozeß gegen den armen jungen Pariser Kaufmann Arson gewann, dem er gegen das Versprechen, ihn „das höchste Gut“ kennen zu lehren, nach und nach um sein ganzes Vermögen brachte, hat gegenwärtig einen Streit mit dem Collegium der geographischen Längen in London, der von der Art ist, daß nur sehr wenige sich einen Begriff davon

machen können, und der eben anfängt, Aufsehen zu machen. Auf der einen Seite behauptet Wronski, dem man tiefe mathematische Gelehrsamkeit nicht abspricht, daß er es nicht mit dem ganzen Längen-Collegium, sondern blos mit dessen Sekretär, dem Dr. Young, zu thun habe; daß dieser nicht die gehörigen Kenntnisse besitze, um ihn zu widerlegen; daß Young selbst einen ihm nachgewiesenen Fehler im Nautical-Almanach eingestanden habe; daß andre englische Mathematiker, außer Young, ihm Gerechtigkeit wiederfahren liessen; daß seine sieben mathematischen Werke, in denen er es mit Männern, wie la Grange, la Place und Carnot, zu thun habe, wohl bewiesen, daß seine Ansprüche begründet wären; daß er nicht Aerzte, wie Young sey, sondern Mathematiker von Profession zu seinen Richtern fordere; daß die Messungen in England, welche von Mudge angefangen worden, und nun fortgesezt würden, auf ganz irrigen Prinzipien beruhten und zu keinem befriedigenden Resultate führen könnten; daß, da diese Messungen amtlich unter der Aufsicht des General-Feldzeugmeisters Herzogs von Wellington stünden, er bereits von dem großen, keine kleinliche Rücksichten kennenden Helden aufgefordert worden sey, seine Ideen darüber dem Board of Ordnance vorzulegen; daß er, Wronski, lezthin eine von einem Engländer in der Schiffahrt gemachte Entdeckung, die ebenfalls der Dr. Young verworfen, dermaßen durch sein Zeugniß zu ihrem verdienten Ansehen verholfen habe, daß der Dr. Young seine Mißbilligung habe zurücknehmen müssen; daß aber dieß dem Entdecker nicht gnüge, welcher die ganze Sache bekannt machen werde; daß man ihm (Wronsky), in Betreff seiner mitgebrachten Instrumente, offenbar zu viel gethan habe u. s. w. Von der andern Seite nimmt man sich wenig Mühe, diese Ausstreuungen des Hrn. Wronski zu entkräften; man sagt blos, sein Ton sey viel zu hoch, er wolle die bekannten Theorien umwerfen, und gebe ziemlich arrogant zu verstehen, daß alle mathematische Weisheit in ihm concentrirt sey; man müsse sich Zeit nehmen, solche Anforderungen zu prüfen, ehe man über ihre Gültigkeit entscheiden könne. Wronski appellirte schon voriges Jahr ans Publikum in einer Schrift, welche folgenden Titel führt: address of M. Hoene Wronski, to the British Board of Longitude, upon the actual state of the Mathematics? their reform, and upon the new celestial mechanic, giving the definite solution of the Problem of longitude. Translated from the original French, by W. Gardiner. London, Egerton. 1820. 8. Preis 5 Schill.

Die Londner Kunstliebhaber bedauern sehr den Tod des Hrn. Michael Bryan, der eine Art von Orakel war, in allem, was Gemälde, Sculptur und Geschmack betraf. Der Mann hatte nicht allein ausgebreitete Kenntnisse in diesem Fache, sondern besaß auch einen Eifer für die Kunst, welcher jeden, der ihn kannte, erwärmen musste. Daher war es kein Wunder, daß auf seine Meinung viel Werth gelegt wurde: „Bryan hat das gesagt.“ galt für einen Ausspruch, gegen den sich wenige auflehnen mochten. Auf seine Billigung eines Kunstwerks thaten sich die Börsen der Großen willig auf, und Bryans Urtheil hat manchem Künstler sehr belohnende Anweisungen auf ansehnliche Summen von Guineen zuwege gebracht. Da seine Gattinn die Schwester des Grafen von Shrewsbury war, so ging er mit den vornehmsten Leuten um. Leider ließ er sich in einige Unternehmungen ein, die fehlschlugen und großen Verlust nach sich zogen. Aber aus diesem für ihn so nachtheiligen Umstande entsprang ein literarisches Werk, welches von besonderem Nutzen war, nämlich Biographical and Critical Dictionary of painters and engravers in zwey Quartbänden, welches, nachdem er vier Jahre daran gearbeitet, 1816 erschien. Es ist das beständige Handbuch aller derer, die sich in England um die Kunst bekümmern, und verdient das Ansehen, in welchem es steht. Sein Bildniß, von Pope gemahlt, steht vor dem Werke. Er hatte viele Freunde, die seinen Verlust aufrichtig bedauern. — Wenn man seine eigene Nation mit einer andern vergleicht, so sorgt gewöhnlich die Eigenliebe dafür, daß das Geburtsland dabey gewänne: dieß ist der Fall wieder bey folgender Parallele eines reisenden Engländers in Frankreich. „Ein Franzose kann nicht seinen kranken Sohn oder Verwandten zwanzig Miles von Paris besuchen, ohne einen Paß aus dem Polizeyamte dazu zu haben. Wenn ein Pariser des Morgens eine Spazierfahrt in die Gegend der Hauptstadt machen will, so muß er sein Cabriolet oder seine Kutsche an der Barriere untersuchen lassen, ob er nicht etwa ein Brod, eine Flasche Wein, eine Kalbskeule, oder so etwas hinausschwärzen und les impôts de la ville umgehen will? Die Engländer würden gar sehr murren, wenn sich ein Accisebeamter bey Hydeparkcorner oder am Schlagbaume bey Shoreditch in gleicher Absicht an ihre Wagen drängen wollte. Die französischen Subaltern-Offiziere tragen ihre Epaulets auf der linken Schulter, die englischen Lieutenants und Fähndriche auf der rechten. Nicht selten sieht man die französischen Offiziere mit ihren Gemeinen in ein Kaffeehaus gehen, mit ihnen trinken, die Gläser anstoßen, und sich ihnen ganz gleichstellen. In der englischen Armee geschieht das nicht, es wäre auch nicht rathsam: aber vielleicht liegt das Gehörige und Rechte wieder in der Mitte, und vermuthlich wird der gemeine Soldat in Frankreich zu hoch, der englische aber zu gering geschäzt. Frauenzimmer aller Stände in Frankreich nehmen keinen Anstand daran, in öffentlichen Kaffeehäusern zu speisen: die englische Lady würde vor Schaam versinken, wenn man sie nur in einem solchen Hause sitzen sähe. In Frankreich ist der Sonntag lauter Jubel, Lärm und Ausgelassenheit, alle Theater, alle Speise- und Trinkhäuser, alle Tanzböden, alle Ausstellungen ꝛc. sind voll, und Feuerwerke, Spielklubs werden besucht: in England ist am Sonntage alles todt, alles still, alle Theater geschlossen, alle Läden zu, und in Familien, [illegible] man nicht eine Spielkarte an. Der Herzog von Orleans, der erste Prinz von Geblüte in Frankreich, vermiethet sein palais royal stückweise an Spieler, Lederhändler und ***, ein Gewinn, dessen sich sogar der englische Gentlemen schämen würde. Bey jeder großen religiösen Feyerlichkeit in Frankreich stehen in den Kirchen doppelte Reihen der Gens'd'armes und Nationalgarden mit aufgepflanzten Bajonetten und bedeckten Häuptern, damit sich Niemand ungeziemend betragen möge. In England ist so etwas unerhört, und würde nicht geduldet werden. An einer Tafel bat man einen Franzosen, ein Huhn zu zerlegen, er nahm sein Taschenmesser heraus, tranchirte damit, hatte nichts arges daran, etwas aus seinen Zähnen damit zu stochern und zulezt mit demselben Messer einen Teller eingemachte Früchte zu vertheilen. Bey den ersten Restaurateurs in Paris muß man sich während des ganzen Essens mit denselben Messern und Gabeln behelfen; in England würde man alles das für die höchste Unsauberkeit und Ungebührlichkeit halten. Wenn in Frankreich der König ins Schauspiel geht, muß man ganz still zuhören; in Gegenwart Sr. Maj. zu klatschen wäre wider die Hochachtung: in England könnten alle Könige der Welt das Volk nicht abhalten, seinen Beyfall oder seine Abneigung im Theater erkennen zu geben. Wenn die Franzosen in einem Wirthshause Thee oder Kaffee trinken, nehmen sie den nicht gebrauchten Zucker, und stecken ihn, sorgfältig in Papier gewickelt, in die Tasche. Eben das sieht man auch wohl in den englischen Theegärten und andern Oertern, wo der gemeine Mann hingeht. In allen mittlern und bessern Gasthäusern werden volle Zuckerschalen hingesezt, und Niemand denkt daran mehr zu nehmen, als er dießmal nöthig hat.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. April 1821.

Ueber die drey lezten lithographirten Blätter nach Gemälden aus der Sammlung der HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart.

Vom Professor Speth.

Herr Strixner fährt unermüdet fort, die baldige Herausgabe der erwähnten Gemälde in lithographirten Nachbildungen vorzubereiten. Schon sind sechs Blätter vollendet, und das Publikum wird mit Ende May sich der Erscheinung des ersten Heftes zu erfreuen haben.

Wir zeigen indessen vorläufig den Inhalt der drey lezten zu dieser Sammlung gehörigen Blätter an.

Das erste zeigt uns eine Krönung Mariä nach einem auf vergoldeten Grund gemalten Bilde aus der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Wir berufen uns hier auf die in Nr. 23. dieser Blätter schon deutlich gegebene Auseinandersetzung der Anordnung und des Inhalts dieser Darstellung mit der Beylage eines versinnlichenden lithographirten Umrisses, und bemerken nur noch folgendes über das wesentlich Charakteristische der Nachbildung im Steindrucke.

Schon beym ersten Anblicke dieses Blattes zeigt sich ein durchaus freyerer Vortrag, weniger Schärfe und Bestimmtheit in den Umrissen und den Falten der Gewänder. Alles ist breiter behandelt, die Haare, die Schatten der Hände rc., jedoch mit einer consequenten Durchführung durch das Ganze, so, daß es in dieser Ausführung ein erfreuliches Bild von schöner Wirkung ist.

Herr Strixner giebt hiermit einen neuen Beweis, wie er mit dem Geiste seines Originales auch die technische Behandlungsweise des Malers zu versinnlichen strebt. Wir sehen also das Gemälde, kein willkürlich ausgeführtes Bild; wir entdecken darin das Zeitalter mit all dem Sonderbaren und Eigenthümlichen seines technischen Verfahrens, nicht einen modernen Zuschnitt, der da und dort ein Gebrechen der Form zu verdecken sucht.

Ein Umstand, der für die Herausgabe dieser Sammlung von größter Wichtigkeit ist, da sie nicht Nachahmungen darbieten will, woran das Auge sich blos spielend ergötzen soll. Sie bezweckt vielmehr, aus höheren Absichten, mit den rührendsten Erscheinungen einer tief bewegten Phantasie zugleich das geheimste und geistigste Wesen der Kunst aufs neue zum Leben zu erwecken und einen besseren Sinn dafür allenthalben anzuregen. — Darum soll auch eine passende Reihenfolge der Blätter jedes Heftes nebenbey noch die Stufen einer höheren Ausbildung, was tieferen Charakter und technische Vervollkommnung betrifft, vor Augen stellen.

Wir sehen hier schon das zweyte Blatt dieser schönen Absicht entsprechen.

Es schildert eine Verkündigung Mariä. Der Engel bringt die Botschaft. Seine jugendliche Gestalt ist mit einem reich gewirkten Mantel, nach Art eines Pluvials, umgeben. In der Linken den Stab, die Rechte hält er segnend hervor. Ueber die breite Stirne fällt das gescheitelte Haar in weichen Locken auf die Schultern herab. Seine kindlichen frommen Züge sind freudig bewegt ob der himmlischen Kunde.

Maria kniet auf einem Kissen vor dem Betstuhle. Die Hände andächtig gefaltet ist sie in zarter Bewegung der Stimme des Engels horchend zugewandt, die Botschaft zu vernehmen. Ihre schöne Seele ist von keinem Zweifel beunruhigt, aus allen Zügen spricht ruhige Fassung, Anmuth und Unschuld. Ueber ihrem Haupte schwebt der heil. Geist im Symbol der Taube. Zu höchst Gott Vater in einem Wolkenkreise, er segnet die Gottgeweihte mit beyden aufgehobenen Armen; Strahlen senken sich auf die Jungfrau hernieder, seinem Haupte entströmend, des Engels Worte sind gelöst — das Geheimniß ist erfüllt.

In der Anordnung bemerken wir schon eine gewisse Freyheit mit gewählteren Stellungen der Figuren und einer sinnigeren Wendung der einzelnen Theile. Die Glieder regen sich der Handlung entsprechender, bedeutungsvoller.

Auch die Ausführung ist etwas vorwärts geschritten. Zwar noch immer von breiter Behandlung, zeigt sie doch schon ein nicht undeutliches Streben nach mehr Bestimmtheit, besonders in den Extremitäten, so wie im Charakter

der Formen überhaupt. Auch will sich hier und da schon Manches feiner und zierlicher gestalten.

Aber erst in van Eyks Darstellung auf dem dritten Blatte erscheint das Ganze in seiner höchsten Vollendung. Der Gegenstand ist allerdings mit dem vorigen derselbe — eine Verkündigung Mariä — aber bey weitem von anderer Art. Alles ist ernster und würdiger gehalten, tiefer motivirt.

Die Scene geht im Gemache der heiligen Jungfrau vor. Maria im blauen Gewande und reich gefalteten Mantel kniet vor einem Buche. Sie hat sich eben der Erscheinung des Engels leise zugewendet. Von seiner Rede dunklem Sinn ist ihre Seele bewegt, sie weiß die Worte nicht zu deuten und lehnt den Antrag bescheiden von sich ab: „Wie kann solches geschehen, da ich keinem Manne zugethan.“ — In dieser Gemüthsstimmung sind Stellung, Blick und Bewegung unendlich wahr, voll süßer Anmuth, Ehrfurcht und züchtiger Bescheidenheit.

Wie Mariens ganzes Wesen, so hat Eyk auch das Amt und die Würde des Engels tiefer gefühlt, als sein Vorgänger. Er steht, eine hehre, mächtige Gestalt, mehr schwebend, der Hochbegnadigten gegenüber. — Es ist Gabriel, aus der zahllosen Geisterschaar einer von jenen Gewaltigen, die zunächst am Throne stehen, der Gottheit Eingeweihtere, erkohren nur Wunder und Geheimnisse zu verkünden. Seine schlanke Gestalt umfließt bis auf den Boden ein blendend weißes Gewand, er ist mit der Stola bekleidet und von den Schultern herab wallt in breiten Falten der weiße Mantel. Seine Rechte ist segnend emporgehoben, die Linke trägt den Heroldstab.

So entlediget er sich seines Auftrags mit einer Würde, welche die Erhabenheit seiner Sendung fordert, aber auch die Tiefe des Geheimnisses, das er zu künden gesendet ist. — In seinen großen, männlichen Zügen liegt eine sanft gerührte Seele mit überirdischem Verstand und einer Ruh und Zuversicht, die ganz jener höheren Macht vertraut, bey der kein Ding unmöglich ist.

Eine solche poetische Erfindung, in der Alles von seiner höchsten, bedeutungsvollsten Seite aufgefasst und dargestellt ist, lässt nicht leicht mehr etwas zu wünschen übrig.

Man vergleiche jezt in dieser Beziehung den Gegenstand dieses mit demselben des vorhergehenden Blattes.

Den Hintergrund bildet das Innere des Zimmers, mit Mariens jungfräulichem Bett unter einem Himmel. Ueber demselben eine runde Oeffnung mit einer Verzierung (Rose) in farbigem Glase ausgefüllt. Die Decke ist gewölbt. Durch das Seitenfenster bricht der Tag herein und auf himmlischen Strahlen schwebt die heilige Taube der Jungfrau entgegen. — Der flache, eintönige Goldgrund ist verschwunden.

Man kann die Richtigkeit der hier angebrachten Linienperspektive nicht genug bewundern, die vereint mit einer unbeschreiblichen Wirkung des einfallenden Lichtes, in welchem sich alle Theile des Zimmers frey auseinander setzen, eine Täuschung von Wahrheit hervorbringt, welche nicht mehr höher getrieben werden kann.

Die Umrisse sind streng und von der größten Bestimmtheit. Die Behandlung zart und verschmolzen mit unendlicher Sorgfalt einer auf die kleinsten Details sich erstreckenden zierlichen Ausführung.

Was nun die drey vorliegenden lithographirten Nachbildungen des Herrn Strixner betrifft, so ergiebt sich schon aus unserer Beschreibung, der sie zum Grunde liegen, daß wir in ihnen die möglichst treue Wiedergabe ihrer Originale finden. Sie weihen uns nicht nur in das Wesentliche, den Geist derselben ein, sondern veranschaulichen auch deutlich deren stufenweise Verschiedenheit in der technischen Behandlung. Ueberall ist die Eigenthümlichkeit des Meisters streng angegeben, wobey das Großartige und Breite bey dem Einen, wie bey dem Andern das Nette und Zierliche in der Ausführung sich auf gleicher Höhe der Sorgfalt erhält; so, daß jede in ihrer Art den Gegenstand im gelungensten Bilde giebt, und zwar für den Liebhaber von reinem Gemüthe, wie für den tieferen Kunstforscher von gleichem Interesse. Der Erreichung dieses doppelten Zweckes hat sich bisher noch kein lithographisches Werk der Art rühmen können.

Was aber insbesondere die Nachahmung des Bildes von Eyk anbelangt, so ist unstreitig darin das Möglichste erreicht, und man weiß nicht, was unsere Bewunderung mehr verdient, die tiefe Auffassung des Geistes, oder die Beharrlichkeit der Ausdauer in der Vollendung. Diese leztere ist einzig. Von den unendlich zart behandelten Köpfen und den hellsten bis zu den dunkelsten Massen der Gewänder; von der Rose im obersten Runde bis zur Mosaik des Fußbodens; von den Haaren, bis zu den kleinsten Verzierungen der Gewänder; vom Betstuhle, bis zu dem brokatenen Hintergrunde des Bettes ist alles gleich sorgfältig ausgeführt. — Die Wahrheit und Abstufung des Lichttones, der, das innere Gemach erleuchtend, alle Gegenstände darin vor und zurück treten lässt, sind überraschend.

Wir messen aber zum Theil diese unvergleichliche Wirkung dem gelungenen Drucke bey, der gerade wieder in den schwierigsten Stellen der Halbschatten einen Zusammenhang, eine Reinheit und Durchsichtigkeit des Tones zu erkennen gibt, die jedes unbefangene Auge vollkommen befriedigen müssen. — Von nicht geringerer Wirkung ist die Kraft des Druckes in den Gewändern, welche diesem und den beyden vorigen Blättern eine unvergleichliche Haltung geben.

Wir sehen den folgenden Lieferungen mit neu gespannter Erwartung entgegen.

Der Pallast des Scaurus, oder Beschreibung eines römischen Stadt-Hauses. Bruchstück aus dem Tagebuche Merovirs, eines suevischen Königssohns, über seine, gegen das Ende der Republik nach Rom unternommene Reise. Ins Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Karl Chr. und Ernst Fr. Wüstemann. Mit zwey Kupfern. Gotha und Erfurt, Henningsche Buchhandlung, 1820. 8. 297 Seiten.

Das französische Original dieses Buches führt den Titel: Le Palais de Scaurus, ou description d'une maison Romaine. Fragment d'un voyage fait à Rome, vers la fin de la République par Mérovir, prince des Suèves — à Paris 1819. Der Verfasser hat sich nicht genannt, die Uebersetzer aber bemerken, es sey der französische Baukünstler Mazois, der auch ein Werk über die Ruinen von Pompeji herausgegeben hat.

Bey der Anzeige dieses Buches ist es vor allem nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß man sich durch den Ton, den der Verfasser annimmt, nicht verführen lasse, seine Angaben für Wahrheit zu halten. Mit ernster Miene erzählt der Verfasser, ein Tagebuch des Sohnes vom Ariovist, Merovir, benuzt zu haben, der, gefangen von Cäsar, nach Rom gebracht wurde und bey dieser Gelegenheit das Tagebuch aufsezte, aus dem hier die Beschreibung des Pallastes des Scaurus bekannt gemacht wird. Daß die Uebersetzer dieses Buch anpreisen und in die Wahrheit des Tagebuches keinen Zweifel zu setzen scheinen, ist um so mehr zu verwundern, da sie selbst bemerken, daß der vom Verfasser angegebene Besitzer des Scaurischen Hauses, ein Sohn des Aedilis, M. Aemilius Scaurus, in der Geschichte nicht vorkommt, und Cäsar unter den Kindern des Ariovist keinen Merovir erwähnt, daß überdieß das Buch manche Anachronismen enthalte, die sie jedoch für Einschiebsel späterer Zeiten erklären.

Bey der billigsten Beurtheilung kann dieses Buch nur als eine romanhafte Beschreibung und Zusammenstellung alles dessen betrachtet werden, was aus alten Schriftstellern von der Einrichtung der großen römischen Wohnhäuser bekannt ist. Hätten es die Uebersetzer aus diesem Gesichtspunkt angesehen und aufgestellt, so würde ihnen kein Vorwurf zu machen seyn, obgleich die Sache selbst dadurch nicht gewinnt, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß solche romanhafte Behandlungen wissenschaftlicher Gegenstände, der Wissenschaft selbst mehr zum Nachtheil als Vortheil gereichen. Merovir erzählt einem seiner abwesenden Freunde, was er bey der Betrachtung des Pallastes des Scaurus zu bemerken Gelegenheit fand, wobey Chrysippus, ein junger griechischer Künstler, dem die Verschönerung des Pallastes übertragen war, der Begleiter des Merovir, oft redend eingeführt wird. Er spricht nicht nur über die Einrichtung der römischen Wohnhäuser, über ihre Bauart und Ausschmückung, sondern führt auch, da beyde vom Scaurus zur Mahlzeit gebeten werden, den Merovir vorher in die Bäder und beschreibt ihre Einrichtung, bey der Mahlzeit aber macht er ihm die in Rom auf den Tischen der Reichen und Vornehmen gewöhnlichen Speisen bekannt.

Dieß ist die Kette, an die sich alles schließt. Wollten wir es mit dieser Erzählung nicht genau nehmen und sie nicht mißbilligen als eine Erdichtung des Verfassers, in welche die Beschreibung eines großen römischen Wohnhauses eingewebt ist, um diesen anziehenden Gegenstand auf eine einnehmende Weise zu behandeln, so können wir doch kritische Genauigkeit und Richtigkeit der Angaben verlangen, die aber in mehreren Stücken vermißt wird. Zuvörderst ist es nicht zu billigen, daß alles zusammengehäuft wird, was in den alten Schriftstellern von den römischen Wohngebäuden vorkommt, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Zeiten zu nehmen, in welchen dieses oder jenes gewöhnlich war. Dann ist auch verschiedenes, was nur den griechischen Wohnhäusern eigenthümlich war, der römischen Wohnung eingemischt, wie das Prothyrum und das Gynaeceum. Uebrigens finden sich mehrere falsche Ansichten, die zu falschen Vorstellungen Gelegenheit geben. Hierher rechnen wir die vor dem Eingange des Gebäudes angenommene Area, ein mit Bäumen und Statuen besezter Platz, mit dem Vestibulum verwechselt, ferner die nicht ganz richtige Beschreibung des Atriums, so wie, daß der Peristyl, der, nach Vitruv zu urtheilen, nur zu Prachtzimmern bestimmt war, die Sclaven-Wohnung und die Küche in sich gefasst hätte, Theile, die sehr wahrscheinlich im Atrium ihren Platz fanden, außerdem noch andere Dinge, die wir nicht einzeln aufzählen wollen. Mehrere dieser Unrichtigkeiten berichtigen die Uebersetzer und so sehr ihre Sorgfalt und ihr Fleiß zu rühmen ist, so müssen wir um so mehr bedauern, daß sie ihre Mühe und Arbeit nicht bey einem bessern Buche angewandt haben.

Die Uebersetzer halten es für belehrend und vortheilhaft, dem Buche des Mazois die Beschreibung und den Grundriß des römischen Wohnhauses beyzufügen, welche ein Spanier, Marquez, davon giebt, in einer Schrift: Delle Case di città degli antichi Romani secondo la dottrina di Vitruvio, esposta da D. Pietro Marquez. Roma 1795. Allein der Gewinn ist sehr gering, da der Verfasser in den meisten Stellen den Vitruv durchaus falsch versteht, falsche Ansichten von dem Ganzen hat, und daher durch seine Vorstellung zu Irrthümern verleitet, deren Berichtigung wir zu unternehmen Bedenken tragen, indem sie eine weitläuftige Auseinandersetzung erfordert, wozu hier der Ort nicht ist.

Um indessen nur durch Einiges zur Erkenntniß dieser Sache beyzutragen und denen, welche, ohne viel darüber nachzulesen, einen so viel als möglich richtigen Begriff von einem großen römischen Wohnhause zu erhalten wünschen,

so weit es in unsern Kräften steht, gefällig zu seyn, erlauben wir uns, im Kurzen die Beschreibung eines solchen Gebäudes beyzufügen. Wir folgen dabey dem Vitruv, bescheiden uns aber, daß auch wir in manchen Dingen ihn falsch verstanden haben können, da seine Worte zuweilen verschiedene Erklärungen zulassen.

Vor dem Eingange in das Haus lag das Vestibulum, ein Vorplatz zum Aufenthalt derer, die mit dem Hausherrn Geschäfte hatten. Aus ihm kam man in das Atrium, das in der Mitte mit einem Hofraum, Cavum aedium versehen war. Auf dessen Seiten, nach der Länge des Atriums, lagen Gebäude, welche Alae hießen und unstreitig Wohnungen und wirthschaftliche Behältnisse in sich faßten. Die schmale Seite des Atriums, dem Eingange in dasselbe gegenüber, nahm das Tablinum ein, wahrscheinlich in ältern Zeiten das Archiv, in spätern ein Speisezimmer, auf dessen beyden Seiten die Fauces angebracht waren, die Durchgänge aus dem Atrium, dem vordern Theile des Hauses, in den hintern Theil desselben, den Peristyl. Sehr wahrscheinlich bestand in den ältern Zeiten ein römisches Wohnhaus nur aus diesem Atrium, und der Peristyl kam erst späterhin hinzu, von den Griechen entlehnt, als die Römer, in allem ihre Liebe zur Pracht und Verschwendung zeigend, deßhalb auch ihre Wohnhäuser vergrößerten und ihnen eine prachtvolle Einrichtung gaben. Dieser Peristyl war ein freyer, geräumiger, von Portiken oder Säulengängen umgebener Hof, um den herum, hinter den Säulengängen, verschiedene Zimmer und Säle sich befanden, von denen die meisten mehr zum Ueberfluß als zum nothwendigen Bedürfniß eines Wohnhauses gehörten. Die Wohn- und Schlaf-Zimmer wurden gemeiniglich gegen Morgen gekehrt, eine Lage, welche auch die Bibliothek erhielt. Die Bäder kamen gegen Südwest zu stehen. Die Gemäldesammlung lag gegen Mitternacht. Die Triclinien, die Speisezimmer, erhielten für jede Jahreszeit eine eigene Richtung, die für den Winter bestimmten stellte man gegen Abend, oder Südwest, die Sommer-Triclinien gegen Mitternacht, die dem Herbst und Frühling gehörigen, gegen Morgen. So hatten drey Seiten des Peristyls, gegen Morgen, Abend, Mitternacht, ihre Bestimmung, der vierten Seite aber, gegen Mittag, wurden große Säle gegeben, eine Basilica, ein Oecus, ein reichverzierter Speisesaal, eine Exedra, ein geräumiges Gesellschaftszimmer.

St.

Bayerische Constitutions-Säule zu Gaybach.

Der Graf Erwin von Schönborn-Wiesenheid, Vizepräsident der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung, läßt auf einer Höhe am Main-Ufer bey seinem Schlosse Gaybach, etwa 4 Stunden von Würzburg, zum Gedächtniß der bayerischen Constitution eine hohe Säule errichten. Sie wird eine Zierde jener schönen Gegend werden, da sie von ihrem Standpunkt aus eine große fruchtbare und reichbevölkerte Ebene zwischen dem Main und dem Steigerwald beherrscht. Das Baumaterial besteht aus dem schönen unverwüstlichen (wohl granitartigen) Sandstein von Randesacker. Auf einem dreyfachen Untersatz von vierseitiger Form erhebt sich die Säule dorischer Ordnung; innerhalb derselben steigt man zu der mit einem eisernen Gitter versehenen Platte (Abakus) empor, auf welcher man einer weiten Aussicht genießt. Ueber der Platte erhebt sich eine runde Form, welche zwey Plinthen, und über diesen auf einer kleinen Kuppel einen kolossalen Kandelaber, aus Gußeisen, als allgemeines Zeichen der Illustration trägt. Auf diesem werden an jedem Jahrstage der Constitution weithinleuchtende Feuer angezündet. Auf der ersten Plinthe unter dem Kandelaber steht der Name des Königs als Gebers der Constitution, auf der zweyten die Inschrift: Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo, und auf der runden Fläche des Stylobats über der Platte werden die in der Einleitung der Constitutionsakte enthaltenen Grundlinien derselben eingegraben. Die Dicke der Säule beträgt 13 Fuß, die Höhe derselben bis über den Abakus, 70, bis unter den Kandelaber 85 Fuß, und dieser selbst wird etwa 15 Fuß Höhe bekommen. Die Höhe des Ganzen beläuft sich auf etwa 110 Fuß. Der Architekt ist Herr Oberbaurath Klenze in München.

Am nächsten 26. May, als dem Jahrsfeste der Constitution, wird feyerlich der Grundstein zu diesem Monumente gelegt, das sowohl seiner Bedeutung und Anlage nach, als in Hinsicht der Art, wie es durch Patriotismus und Kunstsinn eines Einzelnen entsteht, den vorzüglichsten Monumenten Deutschlands beyzuzählen seyn wird.

S.

Bordeaux.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften und Künste hat in diesem Jahr einen außerordentlichen Concurs eröffnet, und als Gegenstand der Preisbewerbung, für die Poesie sowohl als die Malerey, die Geburt des Herzogs von Bordeaux angekündigt. Der Preis für die beste Dichtung besteht in einer goldenen Medaille 300 Fr. an Werth. Der für das beste Gemälde, wozu ausschließlich die in Bordeaux geborenen oder wohnhaften Künstler zugelassen werden, mögen sie zur alten oder zur neuen Schule daselbst gehören, besteht in 500 Fr. Beyde Preise werden in der Sitzung am 26. Aug. 1821 zuerkannt. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Aug. eingesandt werden. Die Größe der Gemälde bleibt den Künstlern überlassen, nur dürfen sie den gewöhnlichen Umfang von Staffeley-Gemälden nicht überschreiten.

Druckfehler.

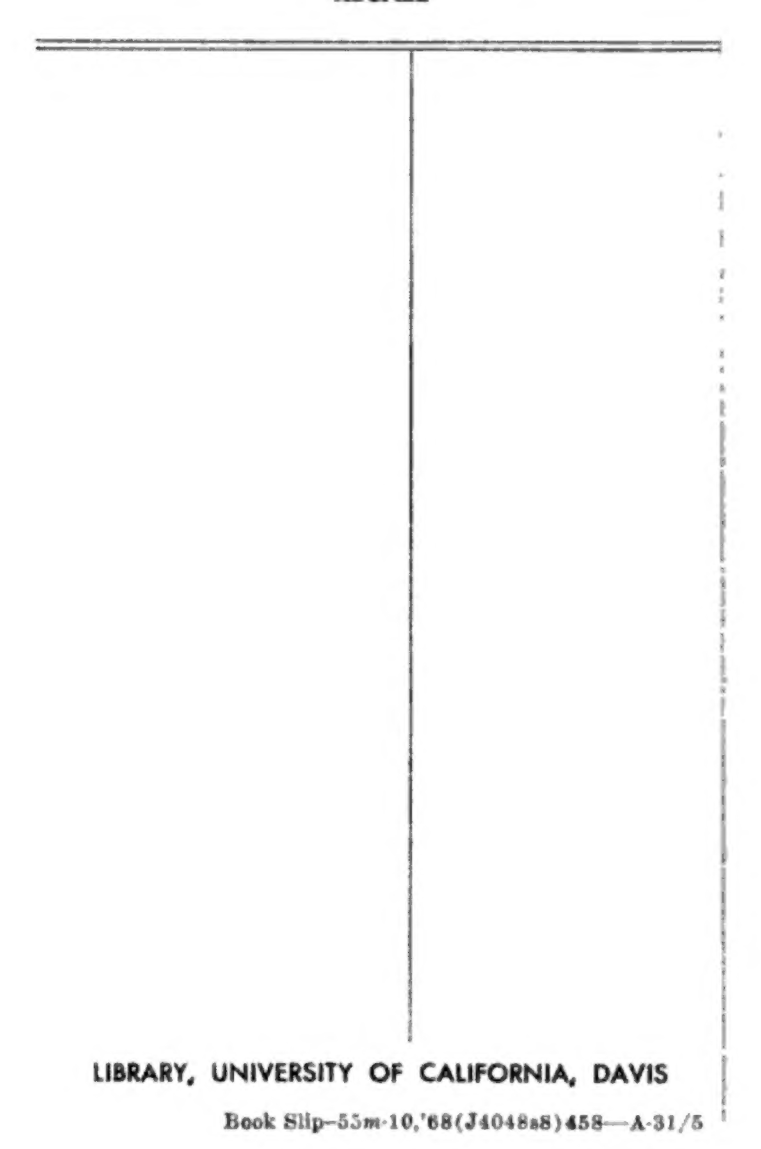
In Nr. 34. des Kunstbl. S. 134. Sp. 2. Z. 12. v. o. lies unten statt unter und Z. 20. v. u. Gesichts st. Lichts. — S. 135. Sp. 2. letzte Z. zog st. zogen.

5764

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL



LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip-55m-10,'68(J4048s8)458—A-31/5

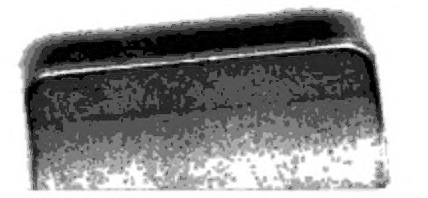
Digitized by Google

№ 636759

Morgenblatt für gebildete Stände.

AP30
M6
1821:1

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS



Digitized by Google

Digitized by Google